



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

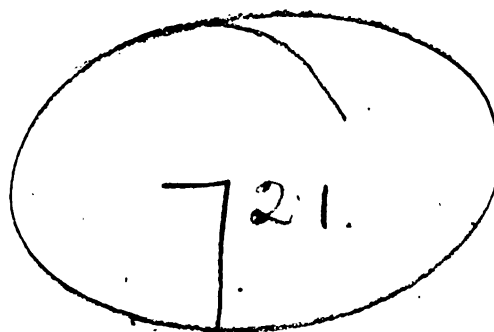
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

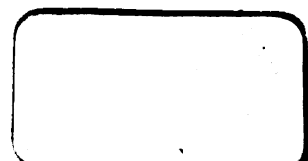
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>







Per 3977 d  $\frac{163}{1805(3-4)}$







J E N A I S C H E  
ALLGEMEINE  
LITERATUR - ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 0 8.

---

FÜNFTER JAHRGANG.

---

DRITTER BAND.

---



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

---

J E N A,  
in der Expedition dieser Zeitung,  
und LEIPZIG,  
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,  
1808.



T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Theologische Briefe*. Von C. F. Sintenis, Consistorialrath. Erster Theil. 1803. VI und 262 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Nach der Versicherung des Vfs. sind diese Briefe die Früchte des vertrauten Umgangs mit einem sehr gebildeten und wissbegierigen jungen Mann von höherem Stande, mit dem er auch nach der Trennung von ihm über die wichtigsten Gegenstände der christlichen Religion schriftlich sich unterhielt. Obgleich man schon weiß, wie sehr der Vf. gegen kirchliche Lehrmeinungen kämpft, und dem Dogmatismus überhaupt schon längst den Krieg erklärt hat, man auch die Waffen kennt, mit denen er gegen ältere und neuere Systeme zu Felde zieht: so verdienen doch diese 18 Briefe auch jetzo noch nach ihrem besonderen Inhalt näher gekannt zu seyn. Sie gewähren uns eine sehr genaue und richtige Übersicht der besonderen Ideen, Gesichtspuncte und Meinungen des Vfs. Wir wollen diese getreu so darstellen, wie er sie gab, und grosentheils so auf einander folgen lassen, wie sie in der Reihe dieser Briefe anzutreffen sind.

Er geht sogleich davon aus, Jesus habe, nach seiner Bestimmung, nichts weiter, als *Weltlehrer* seyn, nur *Hirt*, nicht *Lamm* heißen wollen. Sehr weitläufig erklärt er sich über die Schaf-Diebe und Schaf-Knechte oder Miethlinge, über die Wahrheitsfeinde und Volkstäuscher zu den Zeiten Jesu und die noch jetzt umherirrenden gefährlichen Wölfe. Auch Moses und Muhamed gingen nicht, wie Jesus, zur rechten Thüre in den Schaffall; nur sein Wort war Gottes Wort, weil es „das Wort der Vernunft war, durch die Gott, als die oberste Vernunft, einzig und allein zu den Menschen spricht, denn sie ist die einzige Offenbarung Gottes für sie.“ Vieles von Priesterthum, Ceremoniendienst u. s. w., was aus *Bahrds* Schriften längst bekannt ist, erscheint hier wieder fast in derselben Gestalt, und in derselben Kraftsprache. Über die Lehre von Vater, Sohn und Geist erklärt der Vf. sich auf folgende Art. Gott, der Vater — ist richtig gesprochen, Gott, der Sohn, aber — falsch, Gottessohn (Messias oder der Christ) darf man nur sprechen; nach dem Willen der Vorsehung sollte er *Weltverbesserer* seyn, und insofern, und als solchen, hat Gott ihn zu seinem Sohne gemacht, oder wie es bildlich heisst, ihn *gezeugt*. Es ist vernunft- und schriftwidrig, ihn für Gott gleich zu halten. Hierbey eine Menge von Stellen aus dem N. T., deren

Erklärung hier nicht untersucht werden kann. Von den sogenannten *beiden Naturen in Christo* behauptet der Vf., Jesus unterschied an sich selbst nicht eine göttliche und menschliche, sondern, wie bey uns, eine *höhere* und *niedere*, eine *sittliche* und *sinnliche*, kurz, eine *bloße Menschennatur* überhaupt. Wenn es heisst: Jesus sey *ausgegangen* oder *gesandt* vom Vater: so beziehe sich dies, meint Hr. S., bloß darauf, daß er die heiligsten Angelegenheiten der Providenz betrieb, und an Ausbreitung der Wahrheit arbeitete. Wenn besonders Johannes Jesu solche Aussprüche in den Mund legt, wie z. B. ich und der Vater sind Eins; der Vater ist in mir und ich bin in ihm: so mag dieser Biograph eine solche mystische und hyperbolische Sprache verantworten. Der Vf. beseitigt sie durch andere Stellen. Jesus betrieb Gottes Werk; mehr kann von ihm nicht gesagt werden; Gottes Plan und Wille war der seinige; Jesus hielt sehr darauf, daß ein Jeder dies *glaubte*. Vom Evangelium des Johannes meint er, es fange erst mit V. 19 an. Den Logos übersetzt er durch: Wort, geber, Sprecher, Weisheit: so wie mehrere Ausdrücke, wo vom *Sehen* und *Kennen* den Vater die Rede ist, durch: die Gottheit repräsentiren, umgetauscht werden. Bemerkenswerth ist die Erklärung des Ausspruches Jesu: Abraham ward froh, daß — freute sich; ehe als Abraham ward, bin ich. Nach der Nationaldeutung der dem Abraham zu Theil gewordenen Verheißung, wovon Jesus die Anwendung auf sich machte, ward Abraham an dem Tage, an welchem Isaak ihm *verkündigt* ward, froh darüber, daß er den Tag Jesu sehen sollte, und als Isaak ihm *geboren* ward, sah er wirklich den Tag Jesu, und freute sich; und, ehe Abraham lebte, war Jesus in dem unendlichen Verstande Gottes als Messias schon längst da gewesen! Unter heil. Geist versteht er Gott selbst, seine Weisheit und Erkenntniß, reine und hohe Moralität, Gotteskraft u. s. f., und unter dem, den Jesus den Aposteln verheißt, die richtige Denkart derselben über das Messias Jesu, dem Pharissismus entgegengesetzt, und ihre Amtstüchtigkeit. Vortrefflich sind übrigens (S. 67 — 77) die Bemerkungen über *historisches* und *geistiges Christenthum*, über die Ungläubigen und Zweifler an Jenem, die, wie Teller es nennt, ein *unumwundenes* Christenthum wünschen. Sie verdienen indeß selbst nachgelesen und von beiden Parteyen wohl beherzigt zu werden, denen der Vf. zuletzt zuruft: laßt den ewigen Streitapfel liegen; höret auf, über das historische Christenthum zu disputiren, und vereinigt euch im Feuereifer für

das geistige! Als kaltblütiger Forscher der Wahrheit versichert er: „ich bin überzeugt, *das Erzählungen, die dorthin gehören, sind nicht ganz grundlos; aber ganz so wahr, wie sie auf uns gekommen sind, können sie auch nicht seyn.*“ Wie viel Danksagen sey, wird nie ausgemacht werden. — Auch über die Lehre vom Versöhnungstode Jesu erklärt sich Hr. S. sehr freymüthig. Sehr einfach legt er dem Sinn der paulinischen Stelle 2 Cor. 5, 21. so dar: Gott ließe zu, daß Jesus, der Unsträfliche, wie ein Verbrecher behandelt wurde, damit durch ihn Unsträfliche würden. „Soll, sagt er unter anderen, der Gebrauch der paulinischen Briefe, was diese Lehre betrifft, jetzt nicht mehr Schaden, als Nutzen stiften: so müssen wir die jüdische Einkleidung, deren sich die Apostel u gewinnen, von der christlichen unterscheiden.“ Rec. beruft Löfflers Abhandlungen über die Lehre, denen Hr. S. größtentheils das, was er zur Beantwortung mittheilt; giebt es eine Kirche? oder kann man, ohne u befördern, wohl behaupten, sie selig werden könne? verdient

er gehört zu werden. Den Glauben an Jenes nennt er mit Recht den Würgengel unter der Menschheit, der in der jüdischen und christlichen Kirche Tausende mordete. „Alles Wahre“, sagt er, „ist nur einsach; Falsches aber kann es millionenfältig geben. Es giebt nur Eine wahre Religion, so wie nur Ein wahres Einmaleins. Macht nun die Wahrheit allein, selig: so giebt es auch nur, wie eine allein wahre, eine allein seligmachende Religion. Wenn eine ganze Gesellschaft ihr zugethan ist: so ist diese, wie die allein wahre, so auch die allein seligmachende Kirche. Aber welche Religion ist nun diese? Keine andere als die des freudigen Rechtthuns; die, wor-

die Priester sprechen. Und menschengeschlechts, welches u. f. f.“ Hier folgen nun die Jesu, und der Apostel, an die Stelle des freudigen Rechtgläubigkeit trat, womachenden christlichen Rechtmachende R. trat; erklärt istvoll; „Freudige Erfüllung uns in jeder Kirche selig sagt er hier von der unsicht. Dekalogus; aber scheint er hen; so wie er auch Luthern die Art und Weise, mit der von Gesetzeswerken, und vom; hps. er durchaus unterschied. S. 115. — 126) erklärt. verstimung aller Unbesange. Wahrheitsfreunde. Anstatt, 1985. Verdienst Christi, wähle, ngenheit, und leitet alles, das er über diesen wichtigen Gegenstand sagt. So, eigenenthümlich

und hie und da neu manche Ansichten des Vfs. sind: so verdienen sie doch näher geprüft zu werden. Seinen Ideen über Mysticismus muß Rec., im Ganzen genommen, beistimmen; *denn bisweilen wird es ihm zu hart zu Boden, und behauptet doch, jeder müsse ein echt religiöses männliches Gefühl haben, wovey er sich durch den Gedanken an Gott zu allem Guten aufgelegt und gestimmt fühlt.* „Der Mysticismus (auch die reinere Mystik?) ist, behauptet er, der wahren Religion eben so schädlich, als die Speculation. Wer sich immer über aller Himmel Himmel erhebt, der kann auf der Erde nicht wirksam seyn. Wer sich immer nur an dem Überfinnlichen entzückt, der findet alles sinnliche Thumsgar zu klein und zu unheilig für sich. Ein solcher vermeintlicher Himmelsmensch, der in seiner idealischen Welt bloß lebt, läßt dann die Erdmensch in der wirklichen Welt für sich arbeiten u. f. f. Der Mensch soll sich weder in Genüssen des Grobfinnlichen, noch des Überfinnlichen so übernehmen, daß er zum Taugenichts wird.“ Wie viel Wahres liegt in Beidem! Denn nicht äußere Gebräuche, nicht spitzfindige Dogmen, nicht überspannte Gefühle, sondern gut gesinnt seyn und handeln ist freilich Hauptsache; läßt sich aber, deshalb den religiösen Gefühlen und der wahren, und edlen Begeisterung, ohne welche man kein Christ seyn kann, aller Werth absprechen? Sehr wahr und schön ist die Auseinandersetzung dessen (S. 156 — 170): daß nicht sowohl die Lehre vom Gottes Vaterliebe, als vielmehr die von Gottes Vaterzucht die Hauptlehre des Christenthums sey. „Allen Menschen, thut er zwar wohl, aber nur an den Rechtsschaffenen oder Gerechten hat er Wohlgefallen. Auf seine Heiligkeit folgt erst seine Liebe; das Christenthum ist die Religion des freudigen Rechtthuns; es lehrt uns sein Gebot, seinen Willen über alles schätzen und befolgen, dann erst können wir auf seine Liebe rechnen u. f. w.“ Eine für die Moral grundverderbliche Lehre nennt er die von der göttlichen Gnade oder Begnadigung. „Gott ist, sagt er geradehin, auf dieser Seite eingeschränkter, als ein Fürst, d. h. seine höchste Heiligkeit gestattet durchaus keine dergleichen Begnadigungen.“ Doch alles, was er darüber sagt, verdient nachgelesen zu werden. Was die Bibel betrifft, die er nur da Gottes Wort genannt wissen will, wo wir in ihr Vernünftiges und Tugendbeförderndes finden, welches in der Judenbibel sehr häufig nicht der Fall ist: so ist sein Begriff von Inspiration freylich nicht der kirchliche; sondern sehr beschränkt, aber deshalb doch sehr richtig. Er erklärt sich allerdings für das Bibellösen, aber durchaus nicht des A. T., sondern nur des N. Man lese selbst, was er (S. 176 — 181) größtentheils doch nur halb wahr davon sagt. Ein allzuhartes Urtheil fällt er über David, Moses u. a. Auch einen Auszug aus der Judenbibel, wie er sie immer nennt, billigt er nicht; kurz, er glaubt das A. T. ins die äußerste Finsterniß hinauswerfen zu müssen; hört aber entweder gar nicht auf das, was sich zur Ehrenrettung desselben sagen läßt, oder kämpft für seine Meinung mit



sich leichtern Gründen. Er will aber auch eben so wenig, daß das N. T. vom Volke so gelesen werde, wie es da ist. „Paulus mit seinem Allegoriewesen würde jetzt, nachdem das Christenthum nationell geworden ist, ganz anders lehren, als ehemals.“ Aus dem Evangelienbuche und einigen im Geiste des Evangeliums gemachten Auszügen aus den apostolischen Briefen soll, nach des Vf. Meinung, die Volksbibel bestehen; doch auch aus jenem wünscht er einen Auszug. Der Raum dieser Blätter gestattet dem Rec. nicht, seine Gründe entgegenzusetzen; er verweist indessen den Vf. selbst auf diese Briefe, in denen er so oft für die Unentbehrlichkeit des A. T. gezeugt hat. — Viel weitläufiger, als es nöthig gewesen wäre, erklärt er sich in den letzten Briefen über die Geschichte oder den Mythos von dem Sündenfalle Adams. Aus Eichhorn, Gabler u. a. kann man sich noch gründlicher davon belehren. Auch der Vf. benutzt, wie mehrere vor ihm thaten, Jak. 1, 13. Röm. 7, 22. Gal. 5, 17 zur Bekräftigung seiner Aufschlüsse. Wir übergangen alles, was er sehr ausführlich darüber sagt, und zum Theil oft genug wiederholt; können uns aber nicht enthalten, folgende Stelle (S. 216) auszuheben: „Wie wenn der alte Weise auch den weiblichen Charakter hätte zeichnen, und aus der Zeichnung desselben die wahre Bestimmung des weiblichen Geschlechts und die eigentliche Lage, welche für dasselbe in der Gesellschaft gehört, hätte ableiten und angeben wollen?“ Aufser Sir. 25, 32. 1 Tim. 2, 14 führt er einige paulinische Stellen zur Erläuterung an, und erklärt sich zuletzt eben nicht zu Gunsten des weiblichen Geschlechts in Beziehung auf den gegenwärtigen Zeitgeist. Die Idee ist wenigstens dem Rec. ganz neu, und er kann ihr unmöglich seinen Beyfall versagen. In den beiden letzten Briefen erklärt sich der Vf. über den Teufelsglauben überhaupt, und: ob ihn nicht Jesus doch begünstigt habe? Er setzt die Geschichte dieses Glaubens zwar kurz, aber doch gründlich, aus einander, und fällt dann das sehr unparteyische Urtheil; er sey reiner heidnischer Aberglaube, der dem Glauben an Gottes Weltregierung durchaus widerspricht, und das Grab alles menschlichen Seelenadels ist. „Das Christenthum ist die Religion ohne Teufel, so wie ohne Gesetzeswerke; Jesus war der erste und größte Exorcist, der Alle teufelfrey machen wollte.“ Sehr richtig bemerkt übrigens der Vf., daß Jesus dem Aberglauben vom Teufel u. s. w. nicht geradezu widersprochen; ihm aber, so viel als möglich, entgegengearbeitet und ihn auszurotten versucht habe; daß indessen derselbe so oft in der Geschichte neben Jesu steht, davon kommt die Schuld größtentheils auf die Evangelisten; man müsse daher ihre Erzählungen, Aussprüche und Urtheile von Jesu eigenen Aussprüchen wohl unterscheiden; sie seyen daher nicht von dem Verdachte frey, die Volksmeinung sey auch die ibrige gewesen; doch nimmt der Vf. den Lukas, besonders den Johannes davon aus. Die Apostel aber, meinet er, wären dem Teufelsglauben noch zugethan gewesen. Von besonderer Wichtigkeit ist alles das, was der Vf. zur Ehrensrettung

Jesu in dieser Sache anführt, und die Erklärung der hieher gehörigen Bibelstellen: ist sehr ungekünstelt und zweckmäßig. Gern würde Rec. über einzelne Punkte noch manches hinzusetzen; aber die Grenzen einer etwas ausführlicheren Anzeige sind schon weit überschritten. S. S. B.

ALTONA. b. Hammerich: Einige Winke zu einer zweckmäßigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri, vornehmlich für Schullehrer niederer Schulen von Christian Friedrich Calfsen, D. der Phil., Pfarrer der Probstei Hütten und Pastor der Friedrichsberger Gemeinde in Schleswig. 1807. 136 S. kl. 8. (6 Gr.)

Die Menge von Hülfschriften zur Erläuterung des Katechismus Lutheri, welche seit einigen Jahren, von mehreren Predigern und Schullehrern zu Tage gefördert worden sind, beweisen zur Genüge, daß weder Luthers eigene Erklärung, der Katechismus-fey von ihm nur „für die einfältigen Pfarrherrn seines Zeitalters gefertigt, noch die von Salzmund und von dem verst. Rochow so kräftig aufgestellten Gründe gegen den Gebrauch des Katechismus in den Volksschulen, etwas fruchtbar,“ und denselben, wie es billig lange schon hätte geschehen sollen, aus den Schulen völlig verdrängt haben. Wir wollen also mit dem Vf. dieser Winke über die Anfertigung derselben auf keine Weise rechten, und das um so weniger, da er, gegen unsere Ansicht, die Beybehaltung des Katechismus gar sehr in Schutz nimmt; aber wir können nicht leugnen, daß wir wenigstens von dem Vf. und von seinen Kenntnissen fruchtbarere Winke über den Gebrauch des Katechismus erwartet hätten. Wenn die Elementar-Schullehrer das kleine Lehrbuch nicht besser zu erläutern verstehen, als sie hier dazu angeleitet werden: so wird die beglückende Erleuchtung der ihrem Unterrichte anvertrauten Jugend nicht sonderlich gedeihen. Um unser Urtheil zu begründen, wollen wir nur aus dem ersten Bogen eines und das andere ausheben. Die Erläuterung des Begriffes: „Gebote“ beginnt S. 23 mit den Worten: „Gebot ist der Befehl eines Oberherrn an seine Unterthanen!“ „Gewissen ist, nach S. 23, das Gefühl von Recht und Unrecht, woraus denn die Vernunft Gottes Willen erkennen kann.“ Also erkennt die Vernunft Recht und Unrecht bloß aus dem Gefühle? Wenn das ist, so hat der Vf. freylich Recht, gleich nachher zu behaupten, „daß wir in der Bibel eine feste Richtschnur des Verhaltens haben; wonach wir unser vielleicht irre geleitetes Gewissen berichtigen können.“ Die Vernunftgebote sind also nicht so haltbar, nicht so fest, wie die Gebote der Bibel? Die Stimme, welche in der Vernunft und in dem, was in der Bibel wirklich Gottes Ausspruch ist, zu uns redet, ist also nicht eine und dieselbe Stimme? Die Gebote der Bibel können also nicht, wie die Gebote der Vernunft, durch verkehrte Neigungen, durch unrichtige Auslegungen und falsche Vorstellungen — wie dies der Vf. von den Vernunftgeboten behauptet —

mißgedeutet werden? „*Feyertage* haben, nach dem Vf. S. 29, ihren Namen daher, weil wir an selbigen (denselben) feyern, ruhen von unserer gewöhnlichen Arbeit, und weil sie uns feyerliche, *herrliche Tage* sind!“ Diese Tage *heiligen* heist ebendasselbst: „*ſie* von den gewöhnlichen Tagen aussondern, und nach ihrer Absicht zu unserer Heiligung anwenden!“ —

Noch müssen wir bemerken, daß die Sprache des Vfs. sehr nachlässig ist, wie sie es in einem, zum Gebrauche der Elementar-Schullehrer verfertigten Buche auf keine Weise seyn sollte. Man liesse S. 26, 28, 30: „für grobe Abgötterey hüten, für das Fluchen warnen, *unsern* (m) *Geist* (e) die nöthige Ruhe verschaffen“ u. s. w. *Arg.*

### KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIE.** Halle, b. Renger: *De interpretationis epistolarum Paulinarum difficultate.* Scriptis Davidis Schulz, Philos. Doctor et AA. LL. Magister. 1807. 65 S. 8. (6 Gr.) Die Vorrede bemerkt richtig, daß über die Schwierigkeiten der Erklärung der paulinischen Briefe von jeher Klage geführt worden. Die Schrift selbst ist eine weitere Ausführung der Preisschrift des Vfs. über dieses Thema, und auf sie soll ein größeres Werk darüber folgen. Sie hat drey Abschnitte: 1) von den äußeren, 2) von den inneren Ursachen der Schwierigkeiten, welche die Auslegung der Briefe des Apostels hat, 3) von der Art und Weise, wie sie zwar nicht beseitigt, aber doch bekämpft werden können. Diese Eintheilung ist ganz gut, und auch die Abhandlung verdient Lob. Der Vf. hat sorgfältig die Bemerkungen anderer Interpreten gesammelt, und legt sie mit den seinigen gedrängt dar. Wie es bey einer solchen Anklage zu geschehen pflegt, daß, um sie in ihrer vollen Rechtskraft vorzustellen, mehr und minder wichtige Punkte gehäuft, und auch solche angeführt werden, welchen gar kein Gewicht zugeschrieben werden kann, so ist es allerdings auch hier der Fall. In dem ersten Abschnitt ist Wetsteins Bemerkung, daß es der Natur der Sache nach viel schwerer sey, die Briefe zu erklären, als die Evangelien, unsträflich die wichtigste: denn wer eine Geschichte schreibe, sagt es, schreibe sie für solche, denen sie unbekannt ist, und erzähle daher alles deutlich und verständlich; ein Brief aber sey gleichsam eine Unterredung mit einem abwesenden Freund, auf dessen Anfragen wir antworten, oder auf dessen Gedanken wir uns beziehen, manches werde also nur kurz angedeutet, was zwar derjenige, an welchen der Brief gerichtet ist, wohl verstehe, was aber anderen nicht selten dunkel und unklar sey. Und so ist denn auch wirklich bey den paulinischen Briefen. Paulus dachte wohl, da er seine Briefe schrieb, so wenig daran, daß sie in andere Hände kommen würden, als in die Hände derjenigen, welchen sie bestimmt waren, als wir es bey unseren Briefen denken; er dachte gewiß nicht daran, daß sie nach Jahrhunderten noch vorhanden seyn würden, und daß es die Leser so viele Arbeit und Zeit kosten würde, sie zu erklären und zu verstehen; sonst hätte er zuverlässig sie ganz anders abgefaßt. Dies ist in der That bey so vielen historischen Angaben der paulinischen Briefe der gordische Knoten, welchen aufzulösen gewöhnlich ein vergebliches Bestreben ist. Minder bedeutend ist die Klage über unsere Unbekanntheit mit den Lebensumständen des Apostels und dem Zustande der Gemeinden, an welche er geschrieben. Paulus war geboren zu Tarsus in Cilicien, seine Eltern waren Juden, hatten aber das römische Bürgerrecht, er war von der pharisäischen Secte, er erhielt unter Gamaliel zu Jerusalem eine jüdisch gelehrte Bildung, als ein gelehrter Jude war er mit der alexandrinischen Übersetzung des A. T. aber als ein geborner Grieche auch mit anderen griechischen Schriften bekannt; seinen Übertritt zum Christenthum und die Schicksale, welche ihn hernach betroffen haben, erzählt er theils selbst, theils Lukas in der Geschichte der Apostel; von wie vielen Schriftstellern des Alterthums haben wir mehr historische Notizen, als von Paulus? Was den Zustand der

Gemeinden betrifft, so bestanden sie aus ehemaligen Juden und Heiden, und die Kirche war damals noch in der Periode des Drucks (*ecclesia pressa*): darauf bezieht sich ein beträchtlicher Theil des Inhalts der Briefe. Unbedeutend sind die Klagen, daß die Ordnung der Briefe in unseren Ausgaben nicht chronologisch ist, daß die Unterschriften nicht ächt sind, daß Paulus nicht selbst geschrieben, sondern dictirt hat, und daß nicht alle seine Briefe auf uns gekommen. Denn wenn sie auch als gegründet angenommen werden: so erschwert dies die Interpretation gerade nicht. Über den zweyten Abschnitt von den inneren Ursachen der Schwierigkeiten, oder denjenigen, welche in dem Inhalt und dem Vortrag liegen, bemerken wir, daß, wenn der Ausleger die Hauptideen des Apostels, den reinen Christianismus ohne Beymischung vom Jüdismus, welche er zuerst aufgefaßt zu haben scheint, die Beseitigung des jüdischen Particularismus und die Behauptung des christlichen Universalismus, seine, den pharisäischen Grundsätzen gemäße Prädestinationslehre immer vor Augen hat, und wenn er mit der dem Apostel, wie jedem Schriftsteller, eigenthümlichen Schreibart sich einmal bekannt gemacht hat, die Auslegung selbst ihm werde sehr erleichtert werden. Für die Hauptschwierigkeit dieser Art halten wir, daß der Apostel einerley Worte in verschiedenen Bedeutungen gebraucht, z. B. *νομος*, *πνευμα*, *δικαιοσύνη*, *πίστις*; doch ergibt sich diejenige Bedeutung, welche gerade Statt hat, gewöhnlich aus dem Zusammenhang. Daß der Apostel einige Dinge besser verstanden habe, als sie von ihm vorgetragen worden sind, daß er vieles hätte besser ausdrücken können und sollen, daß keine Ordnung in seinen Briefen sey, und daß er öfters keinen bestimmten Plan gehabt habe, sind unreife Gedanken des Vfs. in diesem Abschnitt. Dem dritten schreiben wir den Vorzug vor den beiden anderen zu. Der Vf. bemerkt richtig, daß nicht alle Schwierigkeiten beseitigt werden können; er führt mehrere hermeneutische Regeln und andere Bemerkungen an, welche allen Beyfall verdienen, und von welchen wir einige ausheben. Man sammle die zur Erklärung der paulinischen Briefe dienlichen historischen Notizen in den Briefen selbst, besonders im Eingang und dem Beschlusse; und aus anderen Schriften, hauptsächlich der Apostelgeschichte; man unterscheide, ob eine Gemeinde von Paulus selbst oder von anderen gegründet worden, ob ein Brief eine Antwort oder das erste Schreiben sey; im Brief an die Römer zeige der Apostel sein Thema in drey Theilen selbst an, er handle aber den dritten zuerst, und den ersten zuletzt ab; die meisten Briefe haben einen theoretischen und praktischen Theil; die Hauptsätze des Apostels kennen zu lernen, dazu diene eine öfters wiederholte cursorische Lecture, und zu einer genauen Kenntniß seiner Schreibart sey eine sorgfältigere, abgemessene nöthig; der hebräische Text des A. T., die alexandrinische Übersetzung und die Apokyphe seyen vorzügliche Subsidien der Erklärung; die Vorschrift der Hermeneutik, einen Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, sey besonders bey Paulus anwendbar, da die Briefe so viele Ähnlichkeit haben.

Er. u. Ar.

### NEUE AUFLAGEN.

Grütz, b. Ferstl: *Lugino's umgearbeitete Meidinger'sche französische Grammatik gänzlich umgebildet dargestellt, als durchaus praktische Elementar-Sprachlehre.* Mit zwey ganz eignen Wörterfammlungen, einer von Homonymen und einer etymologi-

ſchen; nebst mehr ästhetisch ausgewählten deutschen und französischen Übungen zum Übersetzen von G. M. Greiner, Lehrer der franz. u. der ital. Sprache. 2 The. 4te ganz umgearbeitete Aufl. 1808. 1ter Th. 208 S. 2ter Th. 192 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## J U R I S P R U D E N Z .

- 1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts*, von D. Justus Fr. Runde, Hofrath und Prof. der Rechte, wie auch Ordinarius der Juristenfacultät zu Göttingen. Vierte rechtmäßige Auflage. 1806. XXVIII u. 660 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Jus germanicum privatum*. In usum lectionum academicarum adumbravit Christianus Augustus Gottlieb Goede, Juris et philosophiae in academia Jenensi Professor. 1806. XVI u. 506 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 3) HALLE, b. Hendel: *Grundriss 1) einer vollständigen Einleitung in die Rechtswissenschaft der Deutschen; 2) einer pragmatischen Geschichte und Statistik der Gesetze der Deutschen*. Zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen entworfen vom Prof. König. 1806. 48 S. gr. 8. (4 Gr.)

Als eine erst spät gezogene Pflanze auf dem Felde der Jurisprudenz hat die Wissenschaft des deutschen Privatrechts noch immer nicht den Grad von Vollkommenheit erreichen können, der anderen Zweigen der Rechtswissenschaft durch einen längeren Anbau zu Theil geworden ist. Sogar der Werth derselben ist bis auf die neuesten Zeiten ein Problem geblieben; während ihn einige als hoch anriefen, brachten ihn andere so gering in Anschlag, daß sie selbst das Daseyn einer Wissenschaft noch bestritten; und über den eigentlichen Charakter und die Quelle derselben haben die Meinungen mehrmals gewechselt. Es hat indeß das deutsche Privatrecht, unter der pflegenden Hand der Geschichte und der Philosophie, die Zeichen eines so guten Gedeihens verrathen, daß sie für die Zukunft die Hoffnung einer immer größeren Ausbildung erweckte, welche Aussicht jedoch in den Ereignissen der gegenwärtigen Zeit, die den Ruin so vieler alten Institute und Formen nach sich ziehen, sehr gefährdet zu seyn scheint. Wir hoffen indeß von dem Genie der deutschen Rechtsgelehrten, daß sie in der neuen Verfassung der Dinge die Seite zu finden wissen werden, wo sich das deutsche Privatrecht durch praktischen Werth noch immer empfehlen kann, um auf eine öffentliche Pflege ferner Anspruch zu behalten; wenigstens wird es allemal in der Geschichte der deutschen Legislation, die ihr Interesse nie verliert, und vielleicht in der Folge selbst eine größere Schätzung, als bis-

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

her, finden kann, eine Stelle behaupten. Wir wollen daher die hier angezeigten Schriften, nicht als die letzten Früchte der bisherigen guten Erndten in der Literatur des deutschen Rechts, sondern vielmehr als die Übergänge zu einer neuen, zwar noch unenthüllten, aber nicht ganz hoffnungslosen Periode für diese Wissenschaft betrachten.

No. 1 ist, wie der Vf. in der neuesten Vorrede selbst es ausdrückt, seit 15 Jahren in den Händen der Lehrenden und Lernenden gewesen, und ist auch von praktischen Geschäftsmännern geschätzt worden. Es bedarf daher nicht erst einer genauen Anzeige dieser eben so geachteten als bekannten Arbeit. Welcher Fleiß den früheren Ausgaben in Verbesserung des Vortrags, in schärferer Bestimmung der Begriffe und Sätze und in Ergänzung der Literatur zu Theil wurde, der offenbart sich auch bey dieser neuesten Ausgabe. In dem §. 263 sind die Begriffe von Gesamteigenthum, Miteigenthum, Sondergut und Sammtgut vollständiger angegeben; die deutschen Servituten vom §. 273—284 haben eine andere Bearbeitung erfahren; die Bannrechte scheidet der Vf. nun von den eigentlichen Servituten der Grundstücke, welche in den früheren Ausgaben mit jenen zusammengestellt vorkommen. Daß man die Bannrechte, die persönliche Leistungen voraussetzen, von den eigentlichen Nutzungen der Grundstücke unterscheidet, davon liegt allerdings der Grund in der Beschaffenheit der Sache; überhaupt aber müssen sie doch als Vortheile, die von einem Grundstücke kommen, alle in Eine Classe gesetzt werden. In §. 444 ist der Unterschied der Personal- und Realgewerbszweige; §. 4806 das Recht von Apotheken, und §. 5806 das Recht der Auslobung neu bestimmt. In dem Hauptplane des Buchs hat der Vf. so wenig in dieser als in den vorigen Ausgaben etwas geändert; und da es das Glück gehabt, unter den Praktikern wie unter den Rechtsgelehrten ein Ansehen zu erlangen, so hat die Unveränderlichkeit des Plans unstreitig den Gebrauch desselben bequemer gemacht; auch ist die Beybehaltung der bisherigen Ordnung in Hinsicht auf den darüber vorhandenen Commentar nützlich geblieben. Es bedurfte daher der Kritik nicht, die der Vf. gegen das Streben nach neuen Formen und gegen die beständigen Streitigkeiten über das sogenannte Gebiet einer Wissenschaft und ihrer Theile, womit sich auch in der Jurisprudenz seit einiger Zeit ein Reformator nach dem anderen aufdringe, richtet. Seine Bemerkung hat freilich Grund, daß Schriften, worin wissen-

schaftliche Gegenstände untersucht und angewendet werden, mehr Nutzen stiften, als solche, worin man sie ordnet, und Rec. stimmt in den Wunsch desselben ganz mit ein, daß insonderheit junge Schriftsteller, welche ihr Talent der Bearbeitung des deutschen Rechts widmen wollen, keinen so hohen Werth mehr auf die kleine gelehrte Krämerey setzen möchten. Wenn aber gleich dieser Wunsch unter den erforderlichen Bestimmungen, im deutschen Rechte, das noch in den einzelnen Theilen eine weitere historische Bearbeitung bedarf, und für angehende Schriftsteller, die sich durch das bequemere Systematisiren leicht verleiten lassen können, das Verdienst an der unrechten Stelle zu suchen, oder solches nach einem unrichtigen Maßstabe zu schätzen, ein sehr zweckmäßiger und nützlicher Wink ist: so muß doch auch, um Mißverständnisse zu verhüten, bemerkt werden, daß das Geschäft des Ordnen ohne ein Eindringen in die ersten Grundsätze der Wissenschaft, welches der Vf. hier zu meinen scheint, mit der Zurückführung der Materialien auf ihre ersten Gründe, woraus die Ordnung als Folge hervorgeht, welches Geschäft aber, wenn gleich früh vorbereitet werden muß, doch nur erst nach einer langen vertrauten Bekanntschaft mit der Wissenschaft mit Erfolg vorgenommen werden kann, nicht zu verwechseln ist. Daß in neueren Zeiten das Systematisirungswesen zu Excessen gekommen ist, läßt sich nicht verkennen; aber der dadurch geleitete Geist muß doch auf Resultate führen, die für die Begründung einer eigentlichen Wissenschaft unentbehrlich sind.

No. 2 kann gleich zu der Frage Anlaß geben, warum der Vf. für den Vortrag des vaterländischen Rechts die Sprache des Auslandes und Alterthums gewählt hat, und das in einer Periode, in welcher man den Gebrauch der lateinischen Sprache selbst bey dem Vortrage des römischen Rechts zu verlassen anfängt? Wenn der Vf. glaubt, daß seine Wahl schon durch das Beyspiel von deutschen Schriften über das römische Recht gerechtfertigt werde: so würde doch der Unterschied eintreten, daß der Vortrag für Deutsche den Gebrauch der deutschen Sprache auch bey fremden Rechten erlauben könne, ohne daß sich im umgekehrten Falle eine gleiche Zweckmäßigkeit denken lässe. Da auch jedes positive Recht eines Landes in seinen Eigenthümlichkeiten nur durch die Landessprache gehörig bestimmt wird: so kann auch nur in der letzteren das Recht am besten vorgetragen werden; und es fehlt im deutschen Rechte nicht an Beyspielen von Rechtsbegriffen und Ausdrücken, welche die sonst am vollkommensten ausgebildete römische Rechtssprache nicht treffend genug darstellen kann. Ohnedieß bedarf noch die so lange, unter dem Einflusse des römischen Rechts vernachlässigte Rechtssprache Deutschlands zu sehr einer besseren Ausbildung, als daß man den Vortrag wenigstens des deutschen Rechts in der Landessprache zu wünschen nicht Ursache hätte. Es läßt sich indeß nicht verkennen, daß andre Rücksichten, die Vollkommenheit der römischen Rechtssprache, und

das Bedürfnis, die Bekanntschaft mit derselben unter den Rechtsgelehrten möglichst zu erhalten, eine andere Wahl wohl rechtfertigen können; und die Diction des angezeigten Werks giebt keinen Anlaß, diese Wahl zu mißbilligen, wenn es auf die Verbreitung einer guten lateinischen Sprache bey dem Lehrvortrage mit abgesehen ist. Neben deutschgeschriebenen Lehrbüchern über das deutsche Privatrecht wird das vorliegende lateinische, auch in Hinsicht auf Einkleidung dieses Rechts in das fremde Gewand, empfehlungswerth bleiben.

In der Anlage des Ganzen folgt der Vf., wie er selbst anzeigt, hauptsächlich dem *Runde'schen* Werke, ohne jedoch auf das Verdienst einer Bearbeitung des Gegenstandes nach eigenen Einsichten Verzicht zu thun. Ein vorzügliches Verdienst sucht der Vf. in der Anwendung der Philosophie des Rechts, um für das deutsche Privatrecht feste Grundsätze und bestimmte Grenzen zu finden. Er stellt einen doppelten Begriff vom deutschen Rechte auf: das in Deutschland gültige, so wohl das fremde germanisirte, als das ursprünglich deutsche Recht, wie es *Reitemier* in der Redaction eines allgemeinen deutschen Gesetzbuchs aus den gültigen Materialien des gemeinen Rechts gefaßt habe, und das aus deutschen Gewohnheiten und Gesetzen erwachsene vaterländische Recht, das nach der gemeinen Vorstellung das deutsche Privatrecht ausmacht. Nur auf dieses letztere, aus deutscher Quelle geflossene Recht, schränkt sich der Vf. in seiner Arbeit ein; und er hat es daher mit bloßen Bruchstücken zu thun, wie sie auch in anderen Lehrbüchern vorgetragen werden; nur mit dem Unterschiede, daß er Einiges weggelassen, und dagegen andere Stücke besser, als bisher, auszuführen versucht hat. Für ein gelehrtes Studium haben die vorgetragenen Materialien, wenn auch nur als Bruchstücke betrachtet, ohne Zweifel Interesse genug; es läßt sich aber nicht leugnen, daß zu einem wissenschaftlichen, von Grundsätzen ausgehenden Studium, alle aus denselben abzuleitenden Lehren in einem vollständigen System erforderlich zu seyn scheinen. Wenn man dem deutschen Privatrechte diese nöthige Vollständigkeit bisher nicht verschafft hat: so scheint man dazu durch die Vorstellung von einer Unmöglichkeit veranlaßt zu seyn, da man nach Abzug aller Fälle, die durch die fremden Rechte entschieden werden, nur die bisher gewöhnlich im deutschen Privatrechte aufgeführten Materialien als deutsche aus Gewohnheiten und Gesetzen des Reichs geflossene Rechtsätze übrig behalten hat. Sollte aber das Verfahren das richtige seyn, nur gleichsam den Überrest der Fälle, der nach dem Abzuge dessen, was die fremden Rechte in dem ganzen System bestimmen, übrig bleibt, als den Stoff des deutschen Privatrechts anzusehen? Sollte nicht das ursprünglich deutsche Recht mit dem fremden Rechte viele Sätze gemein haben? oder ist es nicht vielmehr nothwendig, daß in dem allgemeinen positiven Rechte beide Systeme harmonisirt? Es kann nicht schwer fallen, ein in den Hauptsätzen vollständiges Rechtssystem aufzustellen, das in Deutschland

galt, ehe man darin von dem römischen Rechte Gebrauch machte; und das, wenn auch dabey keine deutsche Rechtsbücher, sondern nur der römische Codex citirt wird, in den Materialien noch immer gilt. Wollte man diese Sätze, die das deutsche Recht mit dem römischen unleugbar gemein hat, auffuchen, und zu einem Ganzen verbinden: so würde man, ohne Eingriffe in ein fremdes Gebiet zu thun, ein vollständiges deutsches Privatrecht, wenn gleich nicht so entwickelt, als das römische Recht, doch in den Hauptsätzen befriedigend aufstellen, und auf diesem Wege den Vortheil einer wissenschaftlichen Behandlung der übrigen Materialien, als des gegenwärtigen Inhalts des deutschen Privatrechts, erreichen können. Wenn man dabey noch erwägt, daß der Nutzen bey dem Studium des deutschen Privatrechts sich vorzüglich nur aus einer historischen Darstellung von dem Entstehen und der allmählichen Ausbildung der deutschen Rechtsbegriffe und Rechtsätze ziehen lasse, und daß man sich nicht gerade darauf einzuschränken habe, ein reines Resultat von jetzt gültigen ursprünglich deutschen, praktischen Rechtsätzen vorzutragen: so kann es selbst keinen Anstand finden, bey der Benutzung der bisher vernachlässigten allgemeinen Sätze des deutschen Privatrechts, mit auf die Form, in der sie in den Rechtsbüchern des Mittelalters ausgedrückt liegen, Rücksicht zu nehmen. Bey dieser Methode, das deutsche Privatrecht vollständig vorzustellen, würde denn auch die Streitfrage über die Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts, wenn sie auch nicht schon, nach dem Untergange des deutschen Reichs, zur Antiquität geworden, oder ganz verändert wäre, leichter beantwortet werden können. Die Allgemeingültigkeit eines deutschen Privatrechts leugnet der Vf. (§. 4.) Es würde aber doch dabey, mit Rücksicht auf die eben bezeichnete Classe von allgemeinen Sätzen des positiven Rechts, diese von der Classe der übrigen, durch die Umstände, nach ihrer Veränderlichkeit modificirten Sätze zu unterscheiden seyn. — Es soll das deutsche Privatrecht auf feste Grundsätze gebaut werden (§. 5—9), die Analogie, sowohl die juristische als die historische, wird dazu nicht für hinreichend erklärt. Die Grundsätze des deutschen Privatrechts werden nach dem Vf., in der gemeinschaftlichen und nothwendigen Quelle, der jetzt gültigen Gesetze und Gewohnheiten, nämlich in der Gleichheit theils des Gegenstandes, theils der Gründe gefunden. Eine Harmonie aller deutschen Landesgesetze, die gar nicht zu erreichen sey, auf diesem Wege zu bewirken, könne nicht die Absicht seyn. Mit dieser Theorie des Vfs. ist Rec. zwar einverstanden; denn so lange man zum Erweise eines allgemein gültigen Privatrechts nicht ein ähnliches Gesetz, als die peinliche Gerichtsordnung für das allgemeine Criminalrecht ist, aufweisen kann, bleibt die Nothwendigkeit, wenn etwas Allgemeines von dem Privatrechte gelehrt werden soll, dieses in der Natur der Gegenstände zu suchen, und daraus die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen Lande, bey vorkommenden Unbestimmtheiten zu erklären und zu ergänzen. Es entsteht aber hiebey die noch im-

mer nicht befriedigend beantwortete Frage; auf welchem Wege dieses allgemeine Recht mit hinlänglicher Sicherheit gefunden werden könne; und aus welchen Gründen die Abweichungen der Landesgesetze gehörig erklärt werden sollen. Um den Forderungen, die hier eintreten ein Genüge zu leisten, bedarf es noch einer Verbesserung der Theorie der positiven Rechtswissenschaft, deren erste Gründe noch nicht genug aufgesucht oder allgemein anerkannt und benutzt sind. Überhaupt aber kann man noch fragen, ob es denn gerade nöthig sey, in dem deutschen Privatrechte lauter allgemein gültige Rechtsätze aufzustellen; und ob es nicht der Sache angemessener sey, die in Deutschland gültigen Rechtsätze deutschen Ursprungs, sie mögen als allgemeine oder als particulare einzelner Lande zu betrachten seyn, aus der Natur der Sache und aus der Geschichte des Rechts zu erklären, und aus der gelehrten Bearbeitung ein wo möglich reines praktisches Resultat zu liefern? Der Vf. scheint zwar nach §. 24 auf den Unterschied des Umfangs der Gültigkeit der Rechtsätze nicht gerade zu achten, aber doch auch auf die historische Entwicklung der deutschen Rechtsbegriffe nicht Werth genug zu legen. Bey Bestimmung des praktischen und theoretischen Gebrauchs, den das deutsche Privatrecht habe, setzt er den ersteren in die Erklärung und Ergänzung der Landesgesetze, und nimmt als zu ergänzende Lücken drey Classen an (§. 33), wenn von einem unbestimmten Gesetze ein ganzes Stück fehle, oder einzelne Theile, die entweder auf sicheren oder auf schwankenden Grundsätzen beruhen. Wichtiger scheint dem Rec. der Unterschied der Haupt- und der Folge-Sätze, und bey den letzteren der Umstand; ob die Natur der Sache, oder eine bald feste, bald schwankende Gewohnheit solche regulire. Unter den Quellen werden, außer den Reichsgesetzen, mit Recht auch die Gesetze und Rechtsbücher der einzelnen Lande aufgeführt, welches ohnedieß nach aufgehobener Einheit der Reichslande in ihrer vormaligen Verbindung nothwendig wird, wenn es nicht auch schon an sich zweckmäßig wäre. Daß die Eintheilung nach Reichskreisen, die auch *Selchow* befolgte, gewählt sey, erklärt sich aus dem Erscheinen des Buchs vor der Auflösung der Reichsverfassung. Rec. würde mehr, in Hinsicht auf den Zweck einer historischen Entwicklung der deutschen Rechte, auf den Unterschied des alten Sachsen- und Franken-Landes, ingleichen der deutschen Kolonien in den slavischen Ländern achten. Die Hülfsmittel und Literatur des deutschen Privatrechts sind nach den gewöhnlichen Ideen angezeigt (§. 48—51). In dem Vortrage der einzelnen Theile geht das Sachenrecht voraus. Die Lehre von Verträgen giebt den Unterschied dessen an, was aus dem deutschen Rechte zur Modification der römischen Verträge hinzugekommen ist, und was eigentlich deutsche Verträge sind, wozu die Wechsel-See-Affecuranz-Geschäfte, die privilegierten Gewerbe, Holländereypacht und einige Cautionsverträge gerechnet sind. Das Personenrecht stellt die gewöhnlichen Unterschiede der Menschen, nach ihrer Natur, und nach bürgerlichen Verhältnissen vor. Im

der letzteren Hinsicht sind die Rechte des Adels, des Bürgerstandes, der Bauern und der Juden vorgetragen. Diefem folgt das Ehe-, Familien-, Vormundschafts- und Erb-Recht. Überall sieht man in der Ausführung die auf die bessere Darstellung der Sache nach Grundsätzen, und auf das Hervorheben des Wichtigeren gerichtete Sorgfalt; und die Kürze, womit das Ganze vorgetragen ist, empfiehlt die Arbeit mehr als das *Runde'sche* Werk, das seiner Ausführlichkeit wegen sich mehr zu einem Handbuche eignet, zu einem Lehrbuche, dergleichen die Rechtswissenschaft auch in einem neuen Zustande der Dinge noch immer nöthig haben wird.

Num. 3 besteht aus einem Grundriss oder Tabellen, die als Leitfaden bey Vorlesungen, zur Einleitung in die Rechtswissenschaft der Deutschen, wie auch einer pragmatischen Geschichte und Statistik der Rechtsgeschichte der Deutschen, dienen sollen. Der Vf. versichert, dabey diejenigen, welche über diesen Gegenstand geschrieben, benutzt zu haben und glaubt, daß sein Plan etwas eigenes habe. Als Vorkenntnisse gehen die Rubriken von Gelehrsamkeit und einer encyclopädischen Rechtswissenschaft voraus. Der erste Abschnitt der letzteren ist von dem Begriffe und den Theilen der Rechtswissenschaft der Deutschen. Die Theile dieser Wissenschaft werden nach ihren Gegenständen in Staats-Völker- und Privat-Recht im weiteren Sinne geschieden; insbesondere aber und in Rücksicht auf die Cultur der Rechtswissenschaft, vornehmlich in Rücksicht der akademischen Einrichtung des juristischen Studiums: die theoretische Wissenschaft, Staats- Völker- und Privat-Recht im engeren Sinne, hiernächst Lehn-Criminal- und Kirchen-Recht im weiteren Sinne; ferner die praktische Rechtswissenschaft; wozu noch reine und gemischte Theile, als juristische Arzneykunde f. kommen. Nach der Staatsverfassung Deutschlands giebt es ein gemeines oder Reichsrecht und ein besonderes oder Landrecht. Der zweyte Abschnitt

handelt von den Quellen und Hülfsmitteln der Rechtswissenschaft; der dritte von der Methode und dem Nutzen derselben. Der Grundriss der Geschichte der Gesetze der Deutschen giebt im ersten Capitel den Begriff und die Eintheilung, in dem zweyten die Quellen und Hülfsmittel, im dritten die Methode und den Nutzen an. Von der Geschichte der Gesetze selbst sind folgende Perioden gemacht: 1) Bis zur Entstehung des deutschen Reichs, 843; und zwar wieder in die Zeit vor und nach der großen Völkerwanderung geschieden; 2) vom Anfange des deutschen Reichs bis auf die jetzigen Zeiten, 1806; in welchem langen Zeitraume wieder abgetheilt ist a) die Zeit vor der Aufnahme der fremden Rechte im 12ten Jahrhundert; b) die Zeit nach dieser Aufnahme. Hier wird nicht bloß die Aufnahme des römischen, canonischen und longobardischen Rechts angeführt, sondern auch die Geschichte dieser Rechte selbst nach ihren verschiedenen Perioden eingeschaltet; auch diesem die Geschichte des deutschen Rechts beygefügt. Überhaupt sind die Zeiten vor dem 16ten Jahrhundert, und von da bis zum westphälischen Frieden, endlich bis auf die jetzigen Zeiten unterschieden. In dem Grundriss der Statistik der Gesetze der Deutschen kommt, außer der Einleitung von Begriff, Eintheilung, Quellen, Hülfsmitteln, Methode und Nutzen, die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Gesetze der Deutschen vor, wo die verschiedenen Gesetzsammlungen angeführt sind. In einem Anhang folgen die Zeichen, deren sich die Rechtsgelehrten, im Anführen der Texte der Gesetze bedienen, und die Abkürzungen, welche sie im Anführen der Texte des *corporis juris* und *canonici* in Ansehung der Rubriken der Titel gebrauchen, in gleichen die Art und Weise, die Texte der Gesetze anzuführen und aufzuschlagen. In der Vorrede macht der Vf. Hoffnung, daß er vielleicht nach diesem Plan künftig ein Handbuch der Geschichte und Statistik der Gesetze der Deutschen ausarbeiten werde. Ff.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Berlin, *Über die Taubheit und ihre Heilung mittelst der Durchstechung der Trommelfelles*, von Joh. Eman. Trofener, aus Cuxland. 1806. 32 S. 8. (6 Gr.) Eine Abhandlung, welche der Vf. zu Erlangung der Doctorwürde in Erfurt 1806 herausgegeben hat. Der Vf. beklagt darin unsere mangelhafte physiologische und pathologische Kenntniß von den Gehörwerkzeugen, welche freylich jeden empirischen Versuch einer neuen Kurart rechtfertigt. Die Vollkommenheit des Gehörs setzt voraus, daß sich die das Gehörorgan bildenden Theile, besonders die Flüssigkeiten in den innersten Kanälen, im unverletzten Zustande ihrer Mischung und Structur befinden, und die Gehörnerven selbst ihre gehörige Empfindlichkeit besitzen. Das schwache, schwere, unvollkommene Gehör gründet sich 1) auf Hindernisse, die den Schall nicht frey ins Innere des Ohres gehen lassen, Verstopfung und Verschließung des äußeren Gehörganges, Verdickung und andere organische Fehler des Trommelfelles, fremdartige Stoffe in den inneren Höhlen des Ohres, Verstopfung der *Tuba Eustachii* u. f. w. 2) auf Fehler der Mischung und Structur der das Gehörorgan bildenden Theile, die mannichfacher Art seyn können, aber schwer zu erkennen sind, 3) auf verminderte Empfindlichkeit der Nerven, welche auch schwer zu erkennen ist. Besonders herrscht über die Fehler der *Membrana tympani* viele Ungelehrtheit. Wir wissen ja nicht einmal, wozu diese Membrana eigentlich da ist, noch in welcher Beziehung sie auf das schwere Gehör steht. Sie muß keine Öffnung haben, damit der Mensch

höre; aber sie kann eine Öffnung haben, ohne daß deswegen das Gehör fehlerhaft wird, oder wegfällt. Bey der Heilung haben wir folgende Anzeigen: 1) wir müssen die entfernten Ursachen heben, wenn wir sie erkennen, 2) die Hindernisse heben, die sich dem Eindringen des Schalles entgegenstellen, 3) die Fehler der Mischung und Organisation der zum Gehör notwendigen Theile verbessern, 4) die verlorne Empfindlichkeit der Nerven herstellen. Fast unsere ganze (bisherige) Kunst, das Gehör herzustellen, dreht sich um Anwendung reizender Einflüsse (ganz empirisch angewendet). Wie die Durchstechung der *Membrana tympani* Taube hörend mache, läßt sich nur unvollkommen, sowohl aus der Theorie als Praxis beantworten. Es kann in einer erschlafenen, verdickten, verhärteten und desorganisirten Membran der Fehler liegen, welcher beseitigt würde, oder die Operation kann als ein Reizmittel wirken (?). Man kann aber beides nicht vorher erkennen, nicht bestimmen. Sie ist und bleibt ein bloßer, empirischer Versuch, zu dem man sich bey keinem Kranken entschließen darf, wo Hoffnung ist, auf anderen Wegen das Gehör herzustellen. (Sicher ist sie das; ja fast alle neueren Versuche haben das Unzulängliche derselben, so wie der Galvanisation, dargethan. Rec. weiß sogar mißlungene Operationen von Hunsold selbst verrichtet. So hätten aber auch die Hn. Faust und Hunsold nicht die Posaune zu früh und stark sollen erröthen lassen, wie im *Reichsanzeiger* und anderwärts. *Trampels* Abh. über das schwere Gehör scheint der Vf. nicht gekannt zu haben.) Fi.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 J U L I U S , 1808.

## M E D I C I N.

MANHHEIM u. HEIDELBERG, b. Schwan und Götz;  
*Die Natur einwirkender Potenzen.* Als Vorarbeit  
zur Hygiene und Pharmakologie. Von Dr. Sigis-  
mund Wolf. 1806. 8. (1 Thlr.)

Die Vorrede zu dieser Schrift legt eine lobenswür-  
dige Gesinnung dar, nämlich alle Kräfte aufzubie-  
ten zur Sichtung und Reinigung der medicinischen  
Lehren. Indessen zeigt sich, daß der Vf., ausser der  
Humoralpathologie und dem Brownianismus, wor-  
in er selbst mehrere Jahre befangen war, die großen  
unter uns meistens unbekannt gewordenen Lehren  
älterer Ärzte nicht kennt. Diefes ist ein Grundge-  
brechen der meisten jungen Männer, welche von  
der eigenen Bildung fortgetrieben, dasjenige, was  
sie eben nun als das Beste erkennen, der Welt so-  
gleich mittheilen, ja oft aufdringen wollen. Es ist  
diefes ein ähnlicher Fanatismus wie jener der eifri-  
gen Bekehrer: sie wollen die Menschen mit Gewalt  
selig machen. Es soll und darf sich keiner wagen,  
an eine Verbesserung der Medicin zu denken, der  
nicht alles hiefür schon Geschehenen mächtig, auch  
die Tiefen der menschlichen Kunst erkennt, und  
die ganze Gewalt der Erkenntniß um das alleinige  
Ziel der heilenden Kunst versammeln kann. Diefes  
ist kein Machtpruch des Rec., sondern die Natur  
der Sache, welche uns auch diefes noch gebietet, mif-  
lungene Versuche eher zurückzuhalten, als durch  
Lob zu befördern. Am übelsten ist es, wenn Män-  
ner, die lange in Routine herumgetrieben und zu-  
letzt, einige Lichtlein erblickend, um diese nun  
unaufhörlich herumschwärmen, sich bey solchem  
Treiben noch dünken originell zu seyn, und etwa  
die Naturphilosophie durch ihre Theilnahme sogleich  
zu verbessern und zu vermehren. Doch das Buch  
ist einmal da, wir müssen es also näher betrachten.

Die erste Abhandlung heifst: *Naturphilosophi-  
sche Abhandlung*, und beginnt mit Worten und Sät-  
zen, welche die Welt in den naturphilosophisch  
genannten Schriften schon genugsam vernommen  
hat. Wie der Sinn aufgefaßt ist, möge unter an-  
deren folgende Stelle erläutern: „Das Absolute der  
Natur ist beständiges Evolviren; denn nur durch  
Evolution erreicht sie ihre Ewigkeit.“ In solcher  
Art wird über Positives und Negatives, über Sauer-  
und Wasser-Stoff, Stick- und Kohlen-Stoff, über  
Elemente, Sonnen- und Himmels-Sphären geredet,  
und zwar weder im besten Styl (da Provincialismen

sehr häufig sind), noch mit der gehörigen Beschei-  
denheit. Der Vf. construirt und reconstruirt alles,  
was da ist und nicht da ist, auf die bekannte hoffär-  
tige Art. Blicke wie S. 25—29 über das Verhält-  
niß der Farben zu den Elementen, wie vorzüglich  
mit dem Weiß das durch Stickstoff ausgezeichnete,  
mit dem Schwarz das durch Kohlenstoff übereintrifft,  
die eigentlichen Farben aber mit der Gradation der  
Oxydation und Hydrogenisation; ferner über die  
KrySTALLISATION — sind etwas seltnes, und diese gan-  
ze Abhandlung zieht sich fort als ein Gemisch aus  
Schellings erstem Entwurf der Naturphilosophie und  
System des transc. Idealismus, Steffens Beyträgen,  
Kielmeyers Rede über das Verhältniß der Kräfte,  
Eschenmeyers Schriften, Wagner über die Natur  
der Dinge u. s. w. in andächtigem Nachsprechen auch  
des, der zeitlichen Herausbildung wegen, annoch  
Mangelhaften in diesen Werken, z. B. der ganzen  
einseitigen Lehre von der Repräsentation des Magne-  
tismus im Nervensystem u. dgl. m.

Die zweyte *physiologisch-pathologische* Abhand-  
lung hebt mit diesen übermüthigen Worten an:  
„Nachdem wir glauben, in vorhergehender Abhand-  
lung die höheren Functionen des Gehirns (der Sen-  
sibilität) gehörig durchgeführt zu haben, so schicken  
wir uns jetzt an, sowohl dessen animalisch-vege-  
tativen Einfluß als auch den thierischen Körper ins-  
gesammt zu reconstruiren.“ Freylich wer das erste  
von sich sagen könnte, dürfte auch das zweyte nicht  
mehr wagen; es würde ihm nicht mehr entgegen.  
Wer aber nur auf ein von anderen aufgeschlagenes  
Gerüste zu steigen trachtet, mag sich hüten, daß ihm  
nicht schwindele, wie es Hn. W. wirklich schon ge-  
schehen ist in einer philosophisch-pharmakologischen  
Schrift, von der er ja in diesem Buch auch reden,  
sonit auch wir reden dürfen. Er ist darin von der  
Zinne naturphilosophelnden Unfinns auf den plat-  
ten und breiten Boden der ganz gemeinen *Materia  
medica* gefallen, und es wundert uns, daß er noch  
einmal hinaufsteigen mochte. — Ganz nach der vo-  
rigen Art wird nun weiter geredet von den Haupt-  
systemen des Organismus, wobey dann die Gegen-  
sätze viel entscheiden müssen, und eben so die  
Worte: Receptivität, Productivität, Oxydation, Des-  
oxydation; Säure und Alkalität im Muskel- und Ner-  
ven-System u. s. w. Überall herrscht ein unüber-  
windlicher Dualismus, den das Innerliche noch nicht  
abndet; daher denn auch z. B. das Anatomische bey  
Betrachtung des Nervensystems noch ganz crass ne-  
ben dem Speculativen steht, und die Elemente sich



In der Darstellung noch gar nicht durchdrungen haben. Und dennoch sind einige derselben unverkennbar wohl aufgefasst, wie z. B. die vergleichende Betrachtung des Pulses der Arterien mit der peristaltischen Bewegung des Darmkanals; könnte sich nur der Vf. entschließen, die Metamorphose des lebendigen Leibes rein sinnlich und einer fortschreitenden Erfahrung gemäß zu betrachten, und hätte ihm nur die Sucht zu speculiren nicht den Kopf eingenommen! So ist ihm Krankheit *disharmonische Wechselwirkung des Gegensatzes eines oder mehrerer Organe im Individuum*. Dies ist wohl eine (wenn gleich sehr hinkende) Beschreibung; aber wie sollen wir hieraus zum Begriff des Ursprungs der Krankheit und ihres eigenthümlichen Wesens gelangen? Gesundheit ist Harmonie, Krankheit Disharmonie, d. h. Gesundheit ist Gesundheit, Krankheit K. — wo ist hier das Anschauliche, das Besondere, an dem wir beides unverlierbar fassen und untrüglich unterscheiden können? Kurz — es wird täglich dringender, den schreibseligen Trieb, der sich in unendlichen Reflexen so wohl gefällt, weil er sich darin so vielfach bespiegeln kann, durch Ernst und Schärfe zu zügeln, und es wenigstens den Leuten zu sagen, dass hier eitles Spiel getrieben werde. Wer gerne spielt, mag's thun; nur muss er bey diesem Hazardspiel nicht auf realen Gewinn zählen. K. L. W.

HANNOVER, b. Hahn: *Versuch einer ausführlichen praktischen Anleitung zur Gründung einer vollkommenen Medicinal-Versaffung und Policy*. Von Dr. Joseph Ludwig Schmidmann, praktischem Arzte zu Melle im Fürstenthum Osnabrück. Mit einer Vorrede von Dr. L. F. B. Lentin, königl. großbritannisch. und kurfürstl. braunschweig-hüneburgischem Leibarzte in Hannover. *Erster Theil*. 1804. 1 Alph. 2 Bog. *Zweyter Theil*. 1804. 21 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Die Ursachen, warum das Medicinalwesen bisher in den meisten Ländern so sehr übersehen ist, scheinen dem Vf. ihren Grund vorzüglich darin zu haben, dass die gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten, von der einen Seite größtentheils den bedeutenden Schaden nicht hinreichend kennen, welcher bey einer schlechten Medicinalversaffung und Policy der Menschheit direct und indirect zugefügt wird, und von der anderen Seite aus Abgang dieser Kenntnisse nicht erwägen, wie die zweckmäßig geordneten Medicinalangelegenheiten das Glück der Menschen und der Staaten fördern und vermehren können. (Mit anderen Worten, weil sie aus Laien bestehen, die dies nicht wissen, und die nicht beurtheilen können, wie die Räderwerke der Maschine in einander greifen müssen, oder, wenn sie es auch einsehen, doch den Ärzten keinen Antheil an der Gesetzgebung einräumen wollen u. dgl. m.) Der Vf. glaubt daher, dass ein Werk nicht ohne Nutzen für das menschliche Geschlecht seyn werde, welches, aus der Erfahrung geschöpft, die vielfältigen Gebrechen des Medicinalwesens mit Freymüthigkeit, Klar-

heit, und unumwundener Wahrheit zur Sprache bringt, das daraus erwachsende Unheil zergliedert und zweckmäßige Vorschläge an die Hand giebt, wie jenem und diesem abgeholfen werden könne. Als einen Versuch dieser Art legt er das gegenwärtige Werk dem Publicum vor, welches, wie er sagt, das Resultat von vieljährigen eigenen Beobachtungen, Sammeln, Prüfen und Nachdenken ist, jedoch das Ideal, welches er davon sich entworfen, nicht erreicht. —

Th. I. Cap. I. *Über die medicinische Quacksalberey und Puscherey, ihre Quellen und Ursachen, ihre verderblichen und entvölkernden Wirkungen und Folgen, und über die dringende Nothwendigkeit, ihnen Schranken zu setzen, und die Mittel, sie zu hemmen und zu vertilgen*. Letztere sind Aufklärung des gemeinen Mannes, sowohl überhaupt, als insbesondere in Rücksicht seiner körperlichen Maschine, in Volksschulen, durch Schullehrer und Prediger, in Verbindung mit angemessenen strengen Gesetzen und guten Medicinalanstalten. Sehr zu beherzigen ist das, was der Vf. von graduirten und privilegierten Puschern und Stümpfern sagt, die ohne Talente, ohne ästhetische und humanistische Bildung, (die mit der Würde eines Gelehrten in seinem Fache immer unzertrennlich verbunden seyn sollte,) und ohne (wenigstens lange genug) genossenen vernünftigen Unterricht mit dem erlangten Titel die Erlaubniß zur freyen Praxis erhalten. (Abgesehen von dem nicht zu berechnenden Nachtheile, der daraus für das Publicum entsteht, obgleich manche Facultäten deshalb mit dem irrigen Grundsatz: wer Nichts versteht, werde auch keine Kranken zu curiren bekommen, sich bey sich selbst zu entschuldigen scheinen, muss, glauben wir, die Sache noch von einer anderen Seite betrachtet werden. In manchen Ländern und Städten Deutschlands sind von alten Zeiten her mit dem Doctortitel mehr oder weniger wesentliche Vortheile im Staate verbunden, und überdies involviret derselbe schon an und für sich den Begriff von gelehrter Bildung und Gelehrsamkeit. Ist es in dieser Hinsicht gut und lobenswerth, dass man den Titel von Allein zu trennen anfängt, was unsere Vorfahren absichtlich, als Beweise von Gelehrsamkeit oder gelehrter und humanistischer und philologischer etc. Studien, damit verbunden hatten, Examen in *lateinischer Sprache*, *lateinisch* verfasste und vertheidigte Inaugural-Dissertation u. d. gl.? Wer hörte vor dem etwas von Disputiren über bloße Theses, von Promotionen ohne alle Disputation, oder mit einer deutschen, von Privatpromotionen u. s. w.? Und ist es billig und gerecht, dass man den eigentlich gelehrten Ärzten ehemalige Bader- oder Apotheker-Gesellen u. dgl. ohne allen Anstrich von Gelehrsamkeit, wenn sie nur etwa ein Jahr die nothdürftigsten Collegia gehört haben, völlig gleich setzt? Vielleicht kommt, wenn es so fort geht, die Zeit bald, wo man auch die Doctordiplome in deutscher Sprache ausfertigen muss, damit der Graduirte das Seinige verstehe. Es ist wahr, dass große Gelehrsamkeit

nicht den praktischen Arzt ausmacht, und daß nicht jene Nebenerfordernisse, sondern (wiewohl auch dieses allein wohl nicht immer) das vorherige Examen, die Entscheidung über die Geschicklichkeit desselben begründen. Allein dann lasse man jenen Titel ganz schwinden, und begnüge sich mit Attestaten der Facultäten, oder man führe gewisse untere Grade wieder ein, z. B. Candidat, Baccalaureus, Licentiat, u. s. w.). Eben so wahr, und der größten Beherzigung werth, ist die Klage des Vfs., daß kein nützlicher, gelehrter Stand vom Staate weniger Aufmunterung und Belohnung (man wird gleich sehen, daß hier nicht etwa die Rede von den Taxen ist.) erhalte, als der der Ärzte. Für Gottes- und Rechts-Gelehrte, die sich auszeichnen, giebt es vom Staate errichtete Bedienungen, die gewöhnlich hinlänglichen standesmäßigen Unterhalt gewähren, den ihnen kein Nebenbuhler bis zum letzten Athemzüge rauben kann; allein für Ärzte giebt es dergleichen nicht; so, daß sie für ihre, der Menschheit und dem Staate geleisteten Dienste bey eintretendem Alter und sich immer mehr vermindender körperlicher Stärke, bey eigenen Krankheiten u. s. w. in Gefahr kommen, darben zu müssen, oder die Ihrigen in Armuth zu hinterlassen, falls sie nicht zufällig eigenes Vermögen haben. 2. Capitel. *Von dem hohen Werthe der empirisch-rationalen Heilkunde und ihren großen Verdiensten um das Lebensglück der Menschen. Bestreitung der ihr gemachten Vorwürfe.* Man kann diesem Gegenstand allerdings seinen Platz hier nicht wohl ganz versagen. Allein besser hätte er wohl zur Einleitung überhaupt gepaßt. Auch ist er oft zu weitläufig gerathen. Namentlich hätte bey den von S. 179 — 235 umständlich erzählten Krankengeschichten manche Abkürzung hier stattfinden können. Es ist doch (S. 258 f.) nicht bloß ein Werk der Medicin, daß die Lustseuche so viel von ihrer zerstörenden Wuth verloren hat. Vieles kommt auf Rechnung des veränderten Charakters des Übels selbst. Empörend wäre es, wenn es gegründet seyn sollte, was man S. 261 liest, daß man in dem letzten Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich die österreichischen Feldärzte und Chirurgen mit Arreststrafen und dem Profos bedrohet habe, wenn sie die kranken Soldaten nicht nach dem brownischen Systeme behandelten. Hätten denn jene alle so klein gedacht, nicht auf der Stelle ihren Abschied zu nehmen? — Cap. 3. *Über die große Wichtigkeit des Apothekewesens, seine vielfältigen Mängel, die Ursachen davon, und über die Nothwendigkeit der Verbesserung; nebst Vorschlägen hierzu.* Über die Taxe schlüpft der Vf. S. 281 zu geschwind weg. Es ist zwar wahr, daß diese Materie in neueren Zeiten so sehr (?) beleuchtet ist: aber uns dünkt immer noch, daß die Gläser in den Leuchten nicht rein genug gewesen sind, und man sich mitunter gefärbter Gläser dazu bedient hat. — Ein auffallendes Beyspiel S. 297 bestätigt die schon oft gerügte Schädlichkeit des sogenannten Handkaufes: Ehe dieser nicht gänzlich gehemmt werden kann, läßt sich von den Re-

ceptbüchern (S. 298. 308), über die Bereits so Manches dafür und dagegen geschrieben worden; Schwierlich der erwartete Erfolg nur einigermaßen hoffen. Gern hätten wir hier etwas über die neuerlich in Anregung gebrachte Frage gelesen: „*wem die bezahlten Recepte gehören?*“ Was S. 309 ff. gegen die allgemeine Einführung der neuen Terminologie und von Lentin in der Vorrede gesagt wird, ist unserer Überzeugung nach sehr zu beherzigen. Einen andern Gegenstand, der oft genug, doch fast immer nur einseitig, abgehandelt worden ist, nämlich die sogenannten Neujahrs Geschenke, übergeht der Vf. mit Stillschweigen. Cap. 4. *Über die Wundarzneykunst, die Trennung derselben von der Medicin; die Unvollkommenheit und Ungeschicklichkeit der meisten Wundärzte, die Ursachen davon, und über die Mittel zur Verbesserung und Vervollkommenung derselben.* Bey Gelegenheit der hier beschriebenen Papiniere zu Berlin sagt Hr. L. in der Vorrede mit Recht, daß eine solche Anstalt in ihrem ganzen Umfange nur allein für große militärische Staaten anwendbar sey. Cap. 5. *Über das Hebammenwesen, seine Wichtigkeit und Nützlichkeit für den Staat, und über die großen Mängel desselben in manchen Ländern. Vorschläge zu Verbesserungen.* Nachahmungswerth ist das, seit 1787 im Fürstenthume Osnabrück zum Fonds für den Unterricht der Hebammen und ihre Unterhaltung während der Lehrzeit bestehende Gesetz, daß jedes Brautpaar vor seiner Trauung, nach Maßgabe seines Vermögens, eine bestimmte Summe, Honoratioren nach Belieben, (?) der Kaufmann, Voll- und Halberbe unter den Bauern 1 Thlr., der Erb- und Markkötter 16 Gr., und der Heuermann 12 Gr., an die Hebammencasse bezahlen muß.

Th. II. Cap. 6. *Über die übermäßige Viervielfältigung der Ärzte in manchen Ländern, deren Ursachen, und über deren großen Nachtheil für die leidende Menschheit und die medicinische Kunst.* Ganz der Erfahrung gemäß, rechnet der Vf. unter die Ursachen hievon auch die „neue, so consequent scheinende“ brownische Lehre, welche Manchem in das Fach der Ärzte zu locken scheint; der sonst wohl nie dessen Grenzen berührt haben würde. Aber die, unserm Bedünken nach hier ebenfalls sehr in Anschlag mit zu bringende, große Nachsicht mancher Facultäten, finden wir hier vergessen. Eben so hätte die, wenn wir nicht irren, 1788 erlassene k. k. Verordnung, daß jährlich in Wien, wegen Überflusses an jungen Doctoren, nicht mehr als sechs inländische Candidaten, die noch dazu *primam classen* haben müssen, promovirt werden sollten, und das zu Pavia übliche Gesetz, daß kein Eingeborner die Arzneywissenschaft studiren darf, der nicht zuvor dazuthun hat, daß sein Vermögen hinreichend ist, ihn einige Jahre nach der Promotion anständig zu versorgen, angeführt und beurtheilt zu werden verdient. Zweckmäßigkeit die im Münstersekrete eingeführte Ordnung, daß das *Collegium medicum* dem jungen Ärzten den Ort bestimmt, wo sie sich niederlassen sollen; vorausgesetzt, daß sie bey entstandenen Vacanzen etwas

bessere Orte versetzt werden. Der Vorschlag, junge von der Akademie abgehende Ärzte bis zu ihrer Anstellung (etwa wie nach der Verordnung vom J. 1783 im Brandenb. - Onolzbachischen) erfahrenen praktischen Ärzten als Gehülften zuzugesellen, scheint nicht leicht gesetzmässig ausführbar zu seyn, und würde unter anderen vielleicht auch die vorherige Herstellung akademischer unterer Grade erfordern. Ausführbarer und besser wäre der andere Weg, sie bis dahin in öffentlichen Krankenhäusern die Stelle eines Assistenten bekleiden zu lassen, wenn nur jedes Land so viele oder große Hospitäler hätte, als dazu nöthig seyn möchten. Cap. 7. *Über die Bildung junger Ärzte, die Bildungsanstalten für dieselben, und über deren und der Lehrer Fehler und Mängel. Entwürfe und Vorschläge, diese zu verbessern.* Ein vortrefflicher Abschnitt, dessen Inhalt nie genug beherzigt werden kann. Nur halten wir den Vorschlag, die lateinische Sprache wieder für die Vorlesungen einzuführen, nicht in dem Grade für zweckmässig, als der Vf. ihn dafür hält. Es ist wahr, dass dadurch mancher zum Studium der Alterthumswissenschaft genöthigt, mancher Unfähige etc. ganz von diesem Fache abgehalten werden würde. Aber eben so wahr ist es auch, dass es den angehenden Lehrling in der Arzneykunde stört und irrt, wenn er zu gleicher Zeit auf drey verschiedene Dinge, wissenschaftliche Sätze, Kunstwörter und Sprache, achten muß; zumal, wenn der Lehrer sich bestrebt oder gewohnt ist, nicht gut, sondern schön zu sprechen, wie einst Brendel, Plaz, Bose u. s. w., und vielleicht deswegen den Schüler oft durch seinen Periodenbau u. s. w. zerstreuet. Der Rath, die akademischen Prüfungen und Promotionen unentgeltlich verrichten zu lassen, um manche Facultäten von möglichen Versuchungen zu befreien, verdient ernsthafte Prüfung. Sollte aber dann nicht allentfalls gar zu leicht Indolenz u. s. w. an die Stelle der letzteren treten? Cap. 8. *Über die Nothwendigkeit der Eintheilung eines Landes in medicinische Physikat-Districts, und den großen Vortheil davon für die Sicherheit des Lebens und das Glück der Menschen und des Staats. Grundsätze zur Organisation derselben. Eigenschaften, Pflichten und Geschäfte der Physiker.* Der Vorschlag, Jedem, der in Krankheiten einen anderen, als einen privilegirten und tüchtig befundenen Arzt oder Wundarzt gebraucht habe, nach seinem Tode bey seiner Beerdigung die gewöhnlichen Solennitäten zu verweigern, ist unausführbar, eben weil er, bey aller Strenge, zu viele Mittel, das Gesetz zu illudiren, übrig läßt. Cap. 9. *Über Collegia medica, als nöthige Ober-Inspection-Institute über die Medicinal-Sachen und Personen in einem Staate; und über die Grundsätze, nach welchen sie eingerichtet werden müßten. Eigenschaften der Mitglieder, Pflichten und Geschäfte des Ganzen.* Cap. 10. *Über den großen Werth der Gesundheit und des Lebens, die Heiligkeit und Wichtigkeit des Berufs der Ärzte, Wundärzte, und Apotheker, und über die Nothwendigkeit der Policey-Aufsicht auf den sittlichen Wandel und die Pflicht-*

*Handlungen aller Medicinal-Personen.* Es kommt hier mancher Gegenstand wieder vor, der schon oben hier und da berührt worden. Vieles würde hinter dem zweyten Capitel des ersten Theils, als Transitus, zweckmässiger gestanden haben. Cap. 11. *Von der Vortrefflichkeit öffentlicher Hospitäler, als Zufluchtsörter und Heilungsanstalten kranker Menschen, als praktische Schulen für junge Ärzte, Geburtshelfer und Wundärzte, und als vorzügliche Quellen und Mittel zur vervollkommenung der Heilkunde.* Unter anderen wird hier der Vorzug der Hospitäler vor Krankenbesuchsanstalten, unserer Meinung nach sehr richtig, dargestellt. Zwar nicht neu, aber gewiss einer noch öfterern Wiederholung werth, ist die Aufforderung, die vielen in einzelnen, selbst kleinen, Städten Deutschlands noch aus den Zeiten des Ausatzes und der Pest übrigen, nachher mit den Armenfonds verbundenen oder zu Beguinenhäusern u. s. w. eingerichteten Siechenhäuser zu Krankenhäusern umzuwandeln. Zu dem, was S. 294 unter anderen Mißbräuchen in Hospitälern auch im Vorbeygehn von der Verpachtung gesagt ist, wird der Vf. seit einiger Zeit ohne Zweifel Gelegenheit genug gehabt haben, neue und viele Beyträge zu sammeln.

Aus der bisherigen Anzeige der Capitel erhellt, dass das Ganze einen *commentarius perpetuus* über eben so viele Gegenstände aus der medicinischen Policey ausmacht, dass aber auf dem Titel die Worte „und Policey“, mit Unrecht ihren Platz behaupten da dieselbe noch so unendlich Vieles in sich begreift, was ausser dem Plane des Vfs. lag. Von ganzen Herzen stimmen wir inzwischen dem Wunsche bey den Lestern in der Vorrede so herzlich ausser, „dass Fürsten und ihre Räthe dieses Buch selbst lesen und (nach genauer Erwägung und Prüfung aller Umstände auch ihres Locale,) „die erwünschtesten Entschlüsse daraus auffassen und in Thätigkeit setzen mögen.“ Ist dies nur erst in Ansehung der abgehandelten Capitel geschehen: so ist die zweckmässigste Anerkennung der übrigen Gegenstände der medicinischen Policey eine Kleinigkeit. Möchte doch dieser glückliche Stern bald überall über ihr aufgehen, die bisher in der meistens nur für Asculaps Bastard gilt! —

Zu einer etwanigen zweyten Auflage möchte wir dem Vf. das Studium, so viel möglich, aller einzelnen, selbst in den kleinsten Ländern zum Theil publicirten Medicinalverordnungen empfehlen. Auch die geringste enthält oft ein Goldkorn, das in we häufigeren vielleicht übersehen worden, aber nach etwaniger Läuterung sich vollkommen bewährt. U wie viele Resultate lassen sich nicht oft aus der Vergleichung derselben mit der Wirklichkeit in den Ländern, in welchem sie emanirten, ziehen! Selb in demjenigen, das der Regel nach und, wie scheint, auch bey dem Vf., dafür gilt, die vollkommenste Medicinalverfassung zu haben. — Die Schreibart des Vfs. ist gut und lebhaft, aber nicht immer edel und gewählt genug, manchmal an's Unanständige grenzend, und oft affectirt.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JULIUS, 1808.

## N A T U R L E H R E.

LANDSMUT, b. Krüll: *Über das Leben und seine Erscheinung*, von Dr. Karl Eberhard Schelling. 1806. 8. (18 Gr.)

Hr. S. faßt die Darstellung des Lebens von einem Gesichtspunct, welcher, weiter verfolgt, der Wissenschaft sehr fruchtbringend werden muß. Er zeigt nämlich in der Einleitung, wie das absolute Wesen des Lebens erst dann recht klar werden kann, wenn die Seelen oder Monaden der einzelnen Lebensweisen selbst in ihrer Ursprünglichkeit und ewigem Verhältniß unter einander, und somit auch zum schlechthin Absoluten erkannt sind, da nur in diesem Fall das Entsprechende der urbildlichen und gegenbildlichen Welt bestimmt aufgefaßt werden mag, kraft der heiteren und anschaulichen Vermittlung jener einzelnen Seelen, die sich, je schärfer man die Merkmale der Unterscheidung faßt, um so klarer vernehmen lassen, und ohne Hemmung in der Seele alles Lebens auflösen. Wie sich nun unter solcher Leitung der Proceß des Lebens verhalte; wie sich das Leben gestalte und wandle, und in einem großen fortgehenden Zeugungs- und Zerstörungsact beständig neue Formen und Gestalten aufsteigen, und der ganze Lebensproceß darauf hinstrebe, den urbildlichen Organismus in seiner Reinheit darzustellen: dies ist nach jener die nächste Betrachtung in dieser Schrift. Der Blick muß hiebey auf die Coëxistenz des allgemeinen großen Bildungsproceßes mit dem specifischen Entwicklungsgesetz, das jedem besonderen lebenden Wesen vorgelegt ist, fest gerichtet seyn, so daß hierin Harmonie erkannt werde, nicht bloß vermuthet oder angedeutet. Diese Aufgabe hat der Vf. sich vorgelegt; und wenn wir die Art betrachten, wie er hiervon als von innigst befreundeten Dingen, wie er ferner von der Unverletzbarkeit der Seele und ihrem Hingewandtseyn zu höheren Dingen, von der Beziehung der realen Dinge mittelst der Leidenschaft, dann von dem Leben der Pflanzen, der Thiere, des Menschen, im Allgemeinen sie bezeichnend, in der Einleitung geredet hat: so dürfen wir im Voraus darauf zählen, den Theilnehmenden auch vom Fortgang der Schrift dasselbe sagen zu können. Denn es ist die Art und Weise eines solchen Gemüthes, daß es einmal aufgeschlossen für die Natur, alsbald in ihren tiefsten Tiefen blickt, und eine nur in der Zeit möglichen Weise geborne und ausgedrückte Schrift, wie ein zwar für den Augenblick wohl passendes, aber vergänglich Kleid, von sich abwerfend, lieber in der tiefen Weisheit des Ewigen sich badet; daher wir denn

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

überzeugt, daß, wenn auch hie und da etwas erinnert werden könnte, jede Erinnerung an besten aus eigener Besonnenheit und immer tieferer Selbstbildung stammt, nur darstellend von dieser Schrift reden können, um aus den abgestreiften Hüllen schon zu erkennen, was von der weiteren Entwicklung des Vfs. noch zu erwarten steht.

Das Leben ist nur durch intellectuelle Anschauung zu fassen: die Idee des Lebens fällt mit der des Absoluten vollkommen in Eins zusammen. — Alle andere Art, das Leben aufzufassen, ist einseitig. Es giebt also kein Princip des Lebens, das höher als es selbst wäre, vielmehr ist dasselbe ganz durch sich selbst gesetzt. Aus dieser Einheit hervorwachsend, und in ewiger Gegenwart derselben, mag sich das Leben als Thätigkeit oder Seyn entwickeln, und verschiedene (doch im Wesentlichen immer dreyeinige) Ansichten darbieten. Kraft der Einheit wandelt sich alle Möglichkeit in Wirklichkeit, und dies ist der schöpferische, alles belebende Zeugungsact der Welt. In diesem ist aufzeitlose Weise die Natur der Reflex des Realen, welches dem Absoluten gleich ist. Es muß also das ganze Reale in ihr ausgedrückt seyn: so ist es auch mit der Geisterwelt, welche der Reflex der Form des Absoluten in der wirklichen Welt ist. Wiedaher die Natur durch ihr äußeres Leben, so muß jene auch durch ihr inneres den ganzen Weltorganismus in sich repräsentiren. Beide sind nicht verschieden, sondern nach einem Gesetz, dem der Einheit von Thätigkeit und Seyn, entstanden. Alle die mannichfaltigen Formen, in welchen wir die absolute Form des Lebens abgespiegelt sehen, sind die Folgen jener beiden Urreflexe des Lebens, die sich in der gegenbildlichen Welt fixirt haben, nämlich der des inneren u. des äußeren, des geistigen und natürlichen Lebens. So werden demnach nicht nur jene beiden Urreflexe, sondern auch die Reflexe dieser sich dem wirklichen Daseyn einverleiben u. s. f., bis daß in der gegenbildlichen Welt *actu* dasjenige nachgebildet ist, was in der schlechthin urbildlichen vorgebildet ist, und so die Absolutheit der einen in der anderen sich durchdringt. In der gegenbildlichen Welt kann man erst dann die Realisirung der Absolutheit der urbildlichen darthun, wenn ein Punct aufgezeigt werden kann, wo die beiden Relativitäten des äußeren und des inneren Lebens, die sich in derselben fixirt haben, durchaus aufgehoben und in Eins geschmolzen sind, wie im Absoluten selbst. Um diesen zu treffen, werden wir die Stufen verfolgen, auf denen sich das äußere Leben in innerliches, das natürliche ins geistige verwandelt. Im Natürlichen aber ist ursprünglich auch das



J E N A I S C H E  
ALLGEMEINE  
LITERATUR - ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 0 8.

---

FÜNFTER JAHRGANG.

---

DRITTER BAND.

---



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

---

J E N A,  
in der Expedition dieser Zeitung,  
und LEIPZIG,  
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,  
1808.

Lebensgenuss ist ein bestimmter Moment der Realisirung der Idee eines bestimmten Organismus, und ein Beweis, dass der Erregungs- und Bildungs-Proceß auf eine dem Keim adäquate Weise, von Statten gehen. Nur jene von außen erzeugten Bilder, welche zwischen die Wahl und die Erregung kein Mißverhältniß in Bezug auf den Keim bringen, vermögen zu einer fruchtbaren Zeugung zu gelangen; was anders wirkt, mindert den Lebensgenuss, und somit auch die Entwicklung, zieht den Organismus als Wahnbild von seinem Vorbild ab, und er müßte sich ein neues Vorbild schaffen, und einen neuen Keim erzeugen können, wenn er die von den falschen Bildern geforderte Entwicklung vollbringen wollte. — Das Medium der Mittheilung zwischen der organischen und unorganischen Natur ist die Atmosphäre, welche als ursprünglich rein betrachtet, weder zur einen noch zur anderen gehört, sondern bald hier bald dorthin neigt. Alle Extreme des Organ. und Unorgan. strebt sie zu, äquivoken Zeugungsprocessen unzufachen, denn das Einseitige ist ihr zuwider. Auch die Wirkung der äußeren Dinge und alle Wechselverhältnisse sind atmosphärisch bis ins Kleinste, d. h. sie sind alle in dem großen Medium reflectirt, und schweben darin zu neuer Individualisirung. Eine so reine Atmosphäre, wie hier gefordert wird, ist die *Aura coelestis* — in der unorganischen Natur das äußere Licht (als das ihr eingegeborene lebendige Gesetz) — in der organischen das innere Licht (die Phantasie). — Was nun weiter vom concreten Organismus gesagt wird, ist vortrefflich, da insbesondere das Eigenthümliche der Concrecenz der Reflex des Successiven der Entwicklung im Raum — der Antagonismus vor Augen geführt wird, welcher durch den gesammten Erregungs- und Entwicklungs-Proceß durchgreift, und die Lebensalter immer rhythmisch wiederholt: so dass hieraus das große Phänomen des Schlafens und Wachens (wir möchten hinzufügen auch des Träumens,) allein begreiflich wird. Es folgen nun scharfsinnige Erklärungen vom höheren und niederen Sinn, von dem entsprechender willkürlicher und unwillkürlicher Bewegung, von dem Medium der Respiration zwischen beiden, von der Selbstständigkeit des durch die Nerven-Function geschaffenen Bildes, von der Verwandlung der Empfindung in Bewegung, von der Feindseligkeit zwischen realem und idealem Bildungsproceß, und der zwischen beiden schwankenden organischen Bildung u. s. w. Es zeigt sich überall, wie die lebendige Natur des Organismus die festeste Wahrheit und den schönsten Zauber uns sehen lässt, und die Märchen der Feenwelt sich hier oder nirgends dem realisiren, der nur die Entschlossenheit hat, sich den Wundern hinzugeben und das eigene Innere daran zur Wunderkraft zu entzünden. — Von demselben Punct der Eigenthümlichkeit, worum sich diese ganze Darstellung des Organismus dreht, betrachtet der Vf., wie zu erwarten war, auch den

Ursprung und die Natur der Krankheit. Die Potenz ist ihr nie unterworfen, nur im Keim ist Veränderung möglich, von da kann die Abweichung beginnen nach der Seite des Veränderlichen hin (in stets zunehmender Concrecenz oder Verkörperung des Krankhaften), so dass im Verhältniß des zunehmenden Antagonismus der Lebensalter und des Wiederspänstigkeit des Concreten die Entwicklung der Krankheit rückwärts bis zum Keime zunimmt, und in demselben Masse die Entwicklung des Eigenthümlichen vorwärts in den besondern Lebenslauf gehemmt werden muss. Die Krankheit ist also nicht absolute Negation aller Entwicklung, sondern Versuch zur Position einer besondern neuen (dem Individuum als solchem nicht geziemenden) Entwicklungsart und Gegenstreben gegen diesen Versuch von der andern Seite, d. h. von Seiten des auf die Potenz gerichteten, und in ihrer Anschauung hastenden Keims. Die unmittelbaren Folgen jeder Krankheit sind, nach innen betrachtet, Abfall vom Keim (ob diese Folge sey, möchten wir bezweifeln) und Abolirung des substantiellen Verhältnisses zur Außenwelt. Das Ende jeder Krankheit ist entweder Wiedereinsetzung des Organismus in seinen vorherigen wahren Entwicklungsgang, oder vollkommene Aufhebung des letzteren, oder Fixation des widernatürlichen Entwicklungsprocesses in diesem oder jenem Glied und unvollständige Rückkehr zum natürlichen Gang in den andern (vollständig kann sie niemals seyn). Die Möglichkeit des Abfalls des Organ. von seinem Keim liegt in der Veränderlichkeit des Verhältnisses seiner Factoren zu einander: Receptivität und innere Function gerathen in Mißverhältniß; dies ist die Bedingung der Krankheit (welche oft lange im bloßen Erregungsverhältniß schwankt, ehe sie Bild und Gestalt gewinnt, was eben Brown verleitete, ein solches Schwanken für das Wesen der Krankheit selbst zu halten). Physiologie zeigt den Vorgang, Pathologie den Rückgang der Entwicklung und der Gesundheit; woraus erhellt, dass die Krankheiten um so gefährlicher werden, je mehr sie rückwärts schreiten, d. h. je näher sie dem Keim des Lebens kommen (je mehr Bedeutung also die Abweichung von der Potenz, die Hinsicht bloß aufs Veränderliche gewinnt, und selbst der Keim zum Abfall von dieser seiner Idee, d. h. zum Tod verführt wird). Die Potenz hebeert ewig im urbildlichen Leben; das Sterbliche steht in andern Gestalten wieder auf.

Wenn solche Ansichten nicht erwecken, immer tiefer einzudringen in die Natur, der besitzt nichts, das zu erwecken wäre. Wie vieles wird sich, wenn noch mehrere solcher Versuche bestanden sind, für die heilende Kunst aufschließen, wovon man vor unbedeutlicher Zeit noch keine Ahnung hatte, wohl aber in früheren Betrachtungen manches vorbereitet war!

K. J. W.

#### F O R T S E T Z U N G E N.

I eipzig, b. Hertel: *Katechetischer Handbuch über das vom Hs. Dr. Rosenmüller herausgegebene christliche Lehrbuch.* 1808.

aber Th. 3tes, 4tes St. in fortlauf. Seitenzahl 350 S. 8. (so Gr.) 8. Rechenf. der beiden ersten St. 1806. No. 108.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1808.

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Museum der Alterthumswissenschaft*. Herausgegeben von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Ersten Bandes erstes Stück. 1807. IX u. 145 S. Zweytes Stück. 1808. 149—312 S. nebst 3 Kpft. (1 Thlr. 18 Gr.)

Eine Anrede an Goethe, „den Kenner und Darsteller des griechischen Geistes.“ im edelsten Styl ausgesprochen, eröffnet einfach und würdig das Unternehmen, zu welchem sich der erkohrene Priester im Tempel des Alterthums mit einem gleichgesinnten Genossen vereinigte. Keine neuen und ausgefuchten Gedanken prangen in den kraftvollen Worten; aber was jeder Deutsche bey dem Gedanken an den „würdigsten unserer Edlen“ fühlt, ist klar und rein in Worte gefasst, und athmet den Genius, dem es geweiht ist, in dessen alte Propyläen es das neue Geschlecht vorbedeutend einführt. Und eben so müssen wir die grössere Abhandlung, die eigentlich der Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtungen seyn wird, charakterisiren, wenn sie auch weniger fleissig im Einzelnen und, ihrer Bestimmung gemäss, in grösseren Verhältnissen gearbeitet ist.

Wer das Geistvolle, Originale, Tiefgedachte nur nach dem Verhältniss relativer Neuheit zu erkennen will; wenn also ein Paradoxon, das irgend eine Trivialität wunderlich und fremd beleuchtet, mehr gilt, als das Sonnenbild der Wahrheit, aus dem klaren Spiegel einfacher Darstellung rein zurückgestrahlte: der wird das Werk, von dem wir reden, vielleicht mit der hochfahrenden Überzeugung aus der Hand legen, alles das hier Gesagte längst selbst gewusst und gedacht zu haben; er wird höchstens die so leichtfällige und doch ihrer wissenschaftlichen Würde keinen Augenblick durch sogenannte Popularität entsetzende Sprache preiswürdig und heutiges Tags besonders nachahmungswerth finden.

Wenn in einem jeden Werk schöner Kunst das Große und Eigene des Gedankens, die Kraft selbstständiger Erfindung im Künstler zuerst ergreift, und dem Werk seinen unveränderlichen Werth in seiner reinen Existenz sichert: so soll man sich wohl hüten, denselben Forderungen auf eine wissenschaftliche Darstellung, überhaupt in das Gebiet abstracter Erkenntnis und absoluter Wahrheit hinüberzutragen. Was dem billig als erstes und höchstes Verdienst anerkannt wird, würde hier tadelnswerth und zweckwidrig seyn.

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Die Wissenschaft strebt dem Auffinden des ewig Wahren, des also jedem menschlichen Geist Eingeborenen, nicht, erst durch irdische Kraft zu Bauendem und zu Schaffendem, mit schöner Aufopferung des Individuellen, zu. In der Kunst hingegen verklärt sich die frey producirende Kraft des Menschen, und wenn auch hier das wirkende Individuum ebenfalls verschwinden soll, so bleibt doch das Individuelle des Geschaffenen, das keine andere Existenz hat, als seine Individualität. Die Darstellung dagegen (als solche betrachtet, und ohne Rücksicht auf das mit ihr vereinbare künstlerische Verdienst, dessen Erwägung für sich bleibt, und hier die Standpunkte verwirren würde) hat ihr Ziel nicht in sich selbst, denn es ist unerschaffen und ohne Aufhören. Demnach muß dem bis in den Sinn der Entwicklung gedrungeenen Geist die Entwicklung selbst verschwinden. Die Form ist nicht Zweck, nur nothwendiges Mittel, und der innenwohnende Gedanke strebt, je eher je lieber an die Stelle des einstweilen zugelassenen Repräsentanten zu treten. Je vollkommener diese Auflösung, diese Vernichtung der Darstellung durch das Dargestellte möglich ist; desto vollendeter war das Mittel, zu letzterem zu gelangen. Es folgt also, daß — bey übrigens gesunden Denkorganen — in dem wissenschaftlichen Buche, das einen individuellen Eindruck hinterläßt, der Gährungsproceß noch nicht vorüber ist, weil es selbst etwas dem ähnliches hervorbringen konnte: was indess keineswegs als unbedingter Tadel verstanden werden soll. Denn nur auf übereilte Publicirung würde ein Werk, das dieser Tadel trafe, ohne Ausnahme deuten; ein Missgeschick, das vor andern die Alterthumswissenschaft bisher getroffen hat, s. Wolf S. 7. 8. Kaum kann daher eine Schrift, die allgemeine Ansichten von einem wissenschaftlichen Gegenstande enthält, durch etwas mehr empfohlen, und höher gepriesen werden, als durch die Annahme solcher, die nach Lefung desselben überzeugt sind, in sich selbst eine dergleichen vollständige Anschauung getragen zu haben. Gewissermaßen haben sie es auch wirklich, dem zufolge, was wir als Bedingung wissenschaftlicher Untersuchung angegeben haben: aber ihre naive Überzeugung, von der Gleichheit ihrer auffassenden Thätigkeit mit der entwickelnden des philosophischen Führers erinnert an den Sklaven im platonischen Menon, von dem Sokrates sich — freylich mit handgreiflicher Ironie — geometrische Probleme deuten läßt.

Nur ein außerordentlicher Geist ist fähig, die.

E

mannichfachen Disciplinen, die erst in ihrer Vereinigung ihren Werth aussprechen, so innig zu verweben zu dem bezweckten Ganzen, daß dieses in seiner Vollendung auch von dem untergeordneten Geiste erkannt wird, dem die Kraft gemangelt hatte, selbst durch alles Einzelne und Zerstreute ununterbrochene Wege zu ebnen; und sich zu gestatten, was er nun leicht auseinandernehmen und wieder nachconstruiren kann. Nur der edelste, des höchsten Zieles gewisse Sinn vermag es, freywillig ehrender Bewunderung entsagend, sein Jahrhundert und die folgenden, über die Tiefen seiner Erudition und Genialität hinweg, unverrückt dem Wahren und Rechten entgegenzulenken, unbekümmert, ob auch ein jeder sich im Hafen dankbar des ruhigen Leitsterns erinnern wird, dessen eigenthümliches Licht es verschmährt, durch Weltenbrand erleuchtend sein Daseyn kund zu machen. Es ist der Gipfel der Weisheit, anstatt Lehre und Rath über den Bedürftigen auszuschütten, ihn innerlich anzuregen, daß er leicht und sicher an wenige, anspruchlose Grundzüge, die ihm gegeben wurden, das Einzelne selbstthätig anknüpfe, und nach einmal gezeigter Richtung frey in derselben vorwärts schreite. Denn nur das genetisch vor unseren Augen sich Zusammenfügende wird in allen seinen Beziehungen begriffen, und kann wieder fruchtbringend werden. — Dieser acht antike Sinn, dem der Genuß am Darstellen genügt, sogar der Ironie entkleidet, die sonst so gern die Parole bleibt, an der sich große Geister kenntlich machen, ist die Seele der *Wolfischen* Abhandlung, und würde allein für ihren Werth bürgen.

Da die ganze Schrift nur Andeutungen enthalten sollte, s. S. 109: so mußte die Betrachtung am Allgemeinsten verweilen: es läßt sich also nur vom äußersten Gipfel das Untergeordnete überschauen, nichts Einzelnes hingegen herausheben, bezweifeln oder hinanpassen, ohne die Symmetrie des schönen Ganzen entweder zu verkennen, oder aufzuheben. Da uns also nur das Excerptiren, das wir gar gern anderen gelehrten Blättern überlassen wollen, übrig bleiben würde, wenn wir Proben und specielle Mittheilungen aus der gegenwärtigen Schrift geben wollten: so genügt es uns, das letzte Ziel aller in Eins verbundenen antiquarischen Bemühungen, das, was die eleusinischen Mystagen *Epoptie*, Anschauung des Heiligsten, benannten, mit *Wolfs* eigenen Worten S. 124, 125 zu bezeichnen als die Erkenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten, bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht. Nicht als ob damit etwas Neues und Unerhörtes gesagt wäre; sondern um den Punkt zu bezeichnen, bis zu dem der Vf. seine Untersuchungen geführt hat. — Die Frage, wozu nun aber diese Kenntniß wieder führe, ist nicht beantwortet, und weislich dem Sinn und Gefühl jedes Lesers anheimgestellt. Daß eine solche Frage geschehen könne, darf wohl kaum gradehin gezeugnet werden: aber es giebt auch Fragen, die zu beant-

worten unter der Würde ihres Gegenstandes ist; Fragen, die nicht beantwortet werden können, weil der Fragende sich selbst als unfähig bekennet, das Object mit eigener Geisteskraft zu erfassen. Hier würde überdies ein weiteres Vordringen sogleich über die vollkommen erreichten Grenzen der Wissenschaft hinaus führen, in ein Gebiet, das seine eigene Behandlung fodert und verdient.

Ein jedes vortreffliche, über seine Zeit erhabene Werk ist im gewissen Sinne, auch ohne es zu wollen, polemisch. *Friedr. Schlegel* hat die Bemerkung schon von *Goethe's* Dichtungen gemacht, und darunter gewiß den *Triumph der Empfindsamkeit* oder den *Meister* nicht mehr als andere frühere, namentlich die Monologe im *Egmont*, verstanden. Die *Wolfische* Darstellung, die zum ersten Mal alle Strahlen der Alterthumswissenschaft in Einem Mittelpunct gesammelt zeigt, kann aber noch in zwey anderen Hinsichten, die eben soviel wesentliche Verdienste sind, polemisch genannt werden, ohne doch eine wirklich polemische Tendenz zu haben, die dem klaren und organischen Zusammenhange, der durch keine Auswüchse gehindert werden durfte, keinesweges angemessen gewesen wäre. Denn erstlich dürfte der in neuen und neuesten Zeiten unternommenen Himmelsstürmerey der Herren *Hensel*, von *Maffow*, *Satzmann*, *Seidenstücker*, *Trapp* u. a., die das Alterthum entweder *par renommée* oder apriorisch kannten, und mit edler Furchtlosigkeit beurtheilten, (ausdrückliche Erwähnung derselben S. 81 Anm.) durch *Wolf* ein entschiedneres Ende gemacht seyn, als es einigen früheren Wohlgesinnten, *Rehberg*, *Gedike's*, *Resewitz* u. a. hat gelingen wollen. Die genannten Gegner classischer Studien wurden gewiß von guter Absicht geleitet, und nur durch Mangel hinlänglicher Kenntnisse, durch beschränkte Ansicht, und durch verschrobene Begriffe vom Menschenberuf zu ihren zum Theil lächerlichen Ausfällen veranlaßt. Wer aber nach Lesung der *Wolfischen* Darstellung, welchem anziehenden Gesellschafte sich Niemand entziehen darf, der von nun an Gedanken über das Alterthum haben will, bey den alten Irrthümern halsstarrig verweilen, und, taub gegen die Stimme der Wahrheit, in Mönchsfanatismus gegen die heiligsten Blüten der Gottheit zu wüthen fortfahren sollte: dem würde keine fernere Entschuldigung zu Statten kommen. Er würde für das, was er ist, auch gelten müssen, für einen Feind der Menschheit aus kalter Selbstsucht, für einen tückischen Verfolger der Freyheit, die nicht an rothen Mützen ihrer Kraftäuserungen Ziel findet, sondern, frey von lästiger Form, unter jeder Staatsverfassung grünt und gedeiht, wo Selbstständigkeit, uneigennützig Liebe und Gemeininn das Scepter führen. Denn für diese Freyheit würde jeder, der Miß des Alterthums sog, mit Freuden Blut und Leben aufs Spiel setzen. — Daß *Wolf* solche Gefühle in Anspruch zu nehmen vermochte, sey uns Bürge dafür, daß das Jahrhundert ihn zu fassen fähig, und das Gefasste lebendig im Herzen zu bewahren, bereit ist.

Aber nicht allein gegen die Verächter des Alter-

thums, auch — was dem ersten Blick sonderbar scheinen kann, — gegen einen guten Theil seiner erklärtesten Verehrer und werthtätigsten Anbauer sind sicherstreffende Geschosse gerichtet. Freylich nicht gegen des Verfassers würdige Genossen, deren unsere Nation und Zeit nicht wenige zu nennen im Stande seyn würde, sondern gegen die Schaaeren von Verkäpften, die sich mit einem edeln Namen schmücken, und unter seinem Deckmantel ihrem Eigennutz, ihrer Eitelkeit oder auch, was das Gewöhnlichste seyn mag, einem altgewohnten Tagewerk, das zu lieben sie wirklich meinen (Vorr. VII), in dummer Unbesinnlichkeit vegetirend leben. Wie manchem philologischen Schriftsteller von Namen, dem es nicht an Muth, Aufrichtigkeit und Unbefangtheit gebrähe, den Aufsatz mit steter Beziehung auf sich selbst zu lesen, würde schon bey dem Theile, der das Gebiet des Alterthumsforschers absteckt, S. 30 — 32, bange werden wegen seiner philologischen Seligkeit! Und wie würde noch mehreren, bey den mit hoher Energie ausgesprochenen Ansichten vom Zweck dieser Wissenschaft ums Herz werden? — Kaum weniger zaghaft als denen, die ein langes Leben durch Wüthheit und leere Unbedeutendheit mit erdwärts gesenkten Sinnen hinschleppten, bis ein großes Ereigniß sie plötzlich aufschreckte, daß sie empor blickten, zitternd nach einer uraltheiligen Bestimmung forschten, und endlich schauernd ihren trügen Leichtsinns und ihr gräßliches Nichtseyn erkannten.

Aber freylich nicht Jedem dürfen wir diese Redlichkeit der Gesinnungen zutrauen, weil es sonst unbegreiflich seyn würde, wie er das Insichgehn bis zur Posse des Richters verschieben konnte. Wir wollen uns also nicht wundern, wenn mancher berühmte und gemachte Mann das vor uns liegende Werk ohne Interesse an sich vorübergehn läßt, oder es vornehm mit verständig bedingtem Lobe empfängt. Neues hat Wolf nicht erfunden: vielmehr Wahrheiten, die Jahrhunderte alt und doch noch wenig beherzigt sind, ausgesprochen. Aber mit einer Kraft und Klarheit hat er sie ausgesprochen, in einem organischen Zusammenhang, den nur er so zu übersehen vermochte, und der die Wissenschaft gewissermaßen zu seinem Eigenthum macht.

Das Vortreffliche beschränkt den unendlichen Kreis seines ruhigen Wirkens nicht auf die enge Gegenwart. Das Ideale im Geistesreiche scheint in der Grenzen- und endlosen Ausdehnung der Zeit ein Analogon zu finden, und sich ihm gern zu vermählen. So sey auch die Darstellung der Alterthumswissenschaft denen der Zeitgenossen besonders willkommen, deren reger Geist noch in der Zukunft lebt: jedem strebenden Jüngling, aber auch dem ruhigen Mann, der noch mit Jugendeifer in das große Werk der Zeiten thatkräftig einzugreifen liebt; vor allen aber den glücklichen und würdigen Bürgern einer schönern, kaum noch herandämmernden Aera.

P.

Das zweyte Stück enthält Abhandlungen v. Hn. Prof. Hirt und Hn. Prof. Buttmann: I. Schon im Jahr 1791 gab Hr. Hirt, damals noch in Rom, eine in

italianischer Sprache geschriebene Schrift unter dem Titel: *Osservazioni istorico - architettoniche sopra il Pantheon*, heraus, worin er sich vorgenommen, erstlich die allgemein herrschende Meinung zu widerlegen, daß das Pantheon nicht so, wie wir es sehen, auf einmal ganz, sondern verschiedene Theile derselben zu verschiedenen Zeiten erbauet worden, und zweytens zu zeigen, wie, die vielen Veränderungen weggedacht, welche besonders das Innere dieses Tempels erlitten, derselbe in seinem ursprünglichen Zustande wahrscheinlich mag ausgesehen haben. Diese Schrift nun bearbeitete der Vf. jetzt wiederum und in deutscher Sprache; der Text selbst erhielt, wie im Vorbericht gemeldet wird, manche kleine Berichtigungen und Zusätze; besonders aber wurden, vermittelst der beygefügtten Anmerkungen, einige wichtige Punkte in besseres Licht gesetzt, und folglich der Werth des Ganzen erhöht.

Um die dargelegten Angaben und Vermuthungen über das Pantheon gehörig zu prüfen, müßte man, mit Hn. Hirt's Schrift in der Hand, am Gebäude selbst alle von ihm berührten Theile nachsehen: mit einem Wort, man müßte Schritt für Schritt seinen Beobachtungen folgen können. Da nun dieses jetzt von uns nicht geschehen kann, so bleibt nur übrig zu sehen, in wie fern nach allgemeinen Erfahrungen in Sachen der alten Kunst und gesammelten Begriffen von dem Geiste derselben die Meinungen des Vfs. mehr oder weniger wahrscheinlich sind.

Sonst wurde als unzweifelhaft angenommen, das Rundgebäude samt der Vorlage seyen früher erbauet, als die Vorhalle mit Säulen, welche erst späterhin zugesetzt worden: ja einige behaupteten sogar, das Pantheon sey ursprünglich kein Tempel gewesen. Dagegen ist nun Hr. Hirt bemüht zu zeigen, daß der ganze Bau des Pantheons zur Zeit des M. Agrippa aufgeführt worden, auch gleich anfänglich die Bestimmung eines Tempels gehabt habe.

Die von Hn. Hirt angeführten Gründe sind allerdings gut und von der Art, daß sie jeden Zweifel beseitigen, daß das Pantheon von Agrippa wirklich ganz aufgeführt worden, und auch ursprünglich schon von ihm zu einem Tempel bestimmt gewesen. Unterdeß scheint damit doch noch immer nicht bewiesen, daß auch die Vorhalle mit zum anfänglichen Plane des Gebäudes gehört habe, wiewohl sie keinesweges für unschicklich angebracht, oder unpassend zum Ubrigen, sondern in ihrer Art ebenfalls für ein Meisterstück der Architektur zu halten ist. Aber ein Kunstwerk kann in sich selbst abgeschlossen seyn, ja ein vorzügliches ist es seiner Natur nach nothwendig, und der Künstler kann, durch äußere Umstände genöthiget, noch etwas hinzufügen müssen; allein so großer Meister er auch seyn mag, das Hinzugefügte wird immer bemerklich bleiben, das Frühere mit dem Späteren nie recht innig sich vereinigen, oder wie man zu sagen pflegt, nur Ein-Guß werden. Dieses scheint uns der Fall mit dem Pantheon zu seyn. Wir erfahren S. 174, der Bau desselben sey wahrscheinlich in einem Zeitraum von 11 bis 12 Jahren,

das ist n. E. R. 717—729, vollbracht, Zeit genug, daß irgend ein Zufall, die Laune, ein vermeintes Bedürfnis, oder auch bloß die während der gedachten Zeit höher gestiegene Prachtliebe, den Bauherrn veranlassen konnte, nachdem das Rundgebäude schon angefangen, vielleicht auch gar bereits unter Dach gebracht war, demselben, gegen den ursprünglichen Plan des Architekten, noch die Säulenhalle vorlegen zu lassen. Wer je einen großen Bau entstehen sah, und sich mit der Geschichte der vornehmsten Gebäude bekannt gemacht hat, weiß es, wie leicht dergleichen sich begiebt und immer begeben hat; was Wunder also, wenn auch dem Agrippa etwas Menschliches von solcher Art begegnet ist, und sein Baumeister sich genöthiget gesehen, so gut es gehen wollte, des Herrn Willen zu erfüllen? Dieses ist der einzige Weg, auf welchem es uns möglich scheint, den Giebel an der Vorlage des Rundgebäudes zu erklären und allenfalls zu entschuldigen. Wenn im Gegentheil soll angenommen werden, die Säulenhalle habe schon mit zum ursprünglichen Plan des Gebäudes gehört: so wäre der erwähnte Giebel zum wenigsten ein sehr überflüssiger Zierrath. Denn der Zweck, das Regenwasser über der Dachhang der Vorhalle von der Mauer abzuleiten, wie unser Vf. S. 179 meint, hätte von einem so tüchtigen Künstler, als der Baumeister des Pantheons ohne Zweifel war, doch wohl schicklicher erreicht werden mögen; und ferner hätte er sich eines noch weit schwereren Fehlers dadurch schuldig gemacht, daß die Linie des Gebälks der Vorhalle nicht auf die Gürtung des Rundgebäudes trifft, oder vielmehr dieses Letztere nicht so abgetheilt ist, daß jenes Gebälk auf den Gurt treffen kann. Die S. 178 aufgestellte Frage: Wie sollte man die Ansicht unter dem Giebel der Vorlage verzieren? nämlich wenn das ganze Gebäude ohne Vorhalle gedacht wird, braucht, da sie auf alles oben Gesagte keinen Einfluß hat, nicht beantwortet zu werden. Denn ob Verzierungen angebracht werden sollten, und welche, das hing von dem Willen des erfindenden Künstlers, vornehmlich aber von seinem Geschmack ab; auch darf man glauben, derselbe sey über einen Punkt, der so wesentlich in die Composition des Ganzen eingriff, bereits zum Besten entschlossen gewesen. Ein Kunstwerk, zumal ein gutes, kann nur durch den Meister selbst vollendet werden, und kein anderer wird herstellen oder hinzuthun, was etwa fehlen möchte, in vollkommenem Einklang mit dem schon Vorhandenen. Diejenigen, welche behaupten wollen, das Pantheon habe ursprünglich nicht zu einem Tempel gedient, sondern sey ein öffentliches Bad oder eigentlich ein Schwimmteich gewesen, widerlegt unser Vf. auf die bündigste Weise; und eben so willig unterschreiben wir auch alles, was er mit rühmlicher Sorgfalt über die ursprüngliche Verzierung des Inneren und die zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Veränderungen bemerkt hat. Auch ist seine Vermuthung, ein Basrelief von Erz mit dem die Giganten niederstürzenden, Jupiter habe ehemals den Giebel der Vorhalle geschmückt, wo noch Lō-

cher zur Bestätigung desselben sichtbar sind, von annehmlichen Gründen begleitet. Die beygefügten Anmerkungen sind bestimmt, nähere Erläuterung über folgende Gegenstände zu geben. A. *Über die Zeit, worin Vitruv schrieb.* B. *Ul. Agrippa als Kunstfreund.* C. *Brief des Carlo Fea über das Pantheon; und Nachricht über das neueste Aufgraben um dasselbe.* Der Brief erschien schon 1791, und Fea behauptete in demselben noch die Meinung von der ursprünglichen Bestimmung des Gebäudes zum Schwimmteich, der aber vom Agrippa zum Tempel umgewandelt worden u. s. w., welcher Meinung indeffen die mitgetheilten Berichte über die vor Kurzem angestellten Forschungen durch Nachgraben eben so ungünstig sind, als sie hingegen die Vermuthungen des Hn. Hirt zu bestätigen scheinen. D. *Über die Signa Panthea.* E. *Über den Triumphbogen des Constantin.* Diese lesenswerthe Anmerkung enthält sehr gute, vom Vf. über das erwähnte Monument angestellte Beobachtungen. F. *Über die Karyatiden.* G. *Vom dem Begraben und den Denkmälern im Pantheon.* H. *Über die Gewölbe der alten.* I. *Von dem aus der Halle des Pantheon weggenommenen Erz.* Ficorini rechnet es auf 460,000 Pfund, Venuti aber gar auf 45,006,262 Pfund; des Letzteren Meinung ist auch Hr. Hirt günstig, und glaubt ferner noch, diese ungeheure Menge Erz habe nicht zur Zierde, sondern ganz allein zur Dauer und Verstärkung der Dachrüstung gehört, von welcher auch, so lange die Gewölbe der Halle erhalten wären, dem Auge nichts sichtbar gewesen sey. Man sieht hieraus, daß die Angaben von der Menge des unter Urb. VIII von der Halle des Pantheons abgenommenen Erzes gar sehr von einander abweichen; eben so ungewiß ist es, ob gedachtes Erz vormals zur Zierde oder zum Nutzen angebracht gewesen. Darum wollen wir nicht streiten, können aber doch in der That auch nicht begreifen, wie nach Hn. Hirt's Meinung Agrippa und sein wackerer Baumeister auf den Einfall kommen könnten, ganz ohne Noth die hübsche Summe von 45 Millionen Pfund Erz bloß an der Dachrüstung ihrer Halle zu vergeuden. K. *Über den architektonischen Geist des Pantheons.* Enthält mehrere gute Bemerkungen, die Anlage und Verhältnisse des ganzen Gebäudes betreffend. Drey beygefügte Kupfertafeln stellen die, zum Behuf der Deutlichkeit nöthigen Grund- und Auf-Risse nebst Durchschnitten vom Pantheon dar. II. *Molychlos, der feuerspeyende Berg auf Lemnos.* In dieser Abhandlung S. 295—312 macht Hr. Buttman aus verschiedenen Stellen der alten Dichter wahrscheinlich, daß gedachter feuerspeyende Berg um die Zeiten Alexanders erloschen sey. Im 2ten Jahrh. unserer Zeitrechnung sah ihn Galen, dem er wie verbrannt erschien, durchaus rothgelb, ohne Baum, Fels, noch irgend eine Pflanze; aber *Stephanus Abacarias*, welcher im 16ten Jahrh. Lemnos besuchte, fand ihn bereits schön begrünt und bebaut. Nach mündlichen, dem Vf. mitgetheilten Berichten des *Abate Sestini* erhebt sich dieser Berg bey Hefistia auf der Insel Lemnos sanft u. anmuthig, ist konisch gestaltet, und alles auf der Insel, besonders die Gestalt der Ufer und des Seegrundes an der Küste, zeugt von Vulkanität. W. K. F.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## G E S C H I C H T E .

RIGA u. LEIPZIG, bey Hartmann: *Vom Ursprunge des russischen Staats*. Ein Versuch, die Geschichte desselben aus den Quellen zu erforschen, durch *Johann Philipp Gustav Ewers* (Hauslehrer in Liefland). 1808. XVI u. 271 S. 8. (7 Guld. Alb.)

Von Morgen nach Abend ist in der Vorzeit größtentheils der Zug der Völker gegangen, die an den glücklichen Küsten des mittleren Asiens, im nördlichen Afrika, im größten Theile von Europa die ersten Umrisse gesellschaftlicher Ordnung, cultivirendes Gewerbes, zeichneten, oder bestehende bürgerliche Systeme, Früchte großer Wirkungen unterjochter Nationen, zerstörten, oder, wie Gewitterstürme die ermattete Vegetation, erschlaffte, in Üppigkeit verdorrnde, Völker erfrischten. Seltner sind die beglückenden oder verheerenden Züge von anderen Richtungen gewesen; einigemal sind sie vom Norden ausgegangen. So schrecklich als einst dem südlichen Europa die Türken, waren dem westlichen, mittlern und süd-baltischen, seit dem Anfange des achten Jahrhunderts, die normännischen Abenteuerer, verwegene Welträuber, denen im nordwestlichen Frankreich, wie in Britannien, in Unteritalien, wie in Rußland, die Gründung einer Herrschaft gelang. Dafs die Stifter der russischen Monarchie, Rurik und seine Begleiter und Nachfolger, normännischer Abkunft gewesen sind, darüber schienen bisher die Acten geschlossen, besonders seit der Schlözer'schen Bearbeitung Nestors. Hier meldet sich ein Historiker, der die Verhandlungen wieder eröffnet, und jener Meinung widerspricht. Wer den Verdiensten unermüdeten, tiefeindringender Geschichtsforscher dankbar huldigt, geräth freylich in einige Bestürzung, wenn Resultate vierzigjähriger Forschungen plötzlich auf wenigen Bogen vernichtet werden sollen, wie in der angekündigten Schrift jene, von Schlözer begründete, normännische Abkunft der ersten russischen Dynastie. Aber die Hochachtung für große Verdienste darf den Sinn für Wahrheit nicht unterdrücken; selbst gegen die ausgezeichnetsten Männer müssen Appelationen gehört werden. Desto größer ihr Ruhm, wenn sie in der Hauptsache gerechtfertigt aus dem Streite hervorgehn.

Der größte Theil der gegenwärtigen Schrift besteht in einer umständlichen polemischen Revision d. Schlözer'schen Gründe für die bewusste Meinung. Aus *N. S. A. L. Z.* 1808. Dritter Band.

Stors Texte, aus Schlözers Bemerkungen, aus den, von diesem angeführten, Schriftstellern, z. B. den Byzantinern nach Stritter, aus Thunmann, Gatterer, und anderen, werden im Texte und in Noten längere und kürzere Stellen *in extenso* angeführt. Was dem Vf. eigen ist, und gegen das Ende folgt, liefse sich vollständig auf einigen Bogen ausführen. Aber in diesem Wenigen, und selbst hie und da in den polemischen Bemühungen, erkennt man einen zur Kritik aufgelegten Kopf. Wir fühlen uns zu dem Gerständnisse gedrungen, dafs der scharfsinnige und belebte Vf. einige, von Schlözer als Bestätigung angeführte, Umstände, wirklich entkräftet, dafs er ihn einigemal auf Irrungen, Nachlässigkeiten, ertappt. Dahin gehört besonders die Untersuchung über die jaroslavische Pravda, das älteste russische Gesetzbuch. Aus der überraschenden Ähnlichkeit des Inhalts derselben mit dem, der ältesten dänischen und schwedischen Gesetze, folgert S., (nach Strube), dafs Jaroslavs Pravda aus den skandinavischen Rechtsbüchern genommen sey, und glaubt darin einen Beweis für die normännische Abkunft Ruriks und seiner Nachfolger zu finden. Dagegen erinnert E. im vorliegenden Werke, dafs jene Folgerung nicht zulässig sey, dafs beide Rechtsbücher, das skandinavische und das russische, nach gemeinschaftlichem Muster, nach einem fränkisch-deutschen Codex, entworfen seyn können. Er hat seitdem, bey fortgesetzter Untersuchung, diese Muthmafsung zur Gewissheit erhoben. In N. 8 des laufenden Jahrganges der *Leipzigerischen* mittheilenden Wochenschrift, redigirt von dem Hofrath v. Recke, weist er das falsche, und das damit übereinstimmende ripuarische Recht, als Quelle eines gewissen Gesetzes nach, das, beynahe wörtlich übereinstimmend, im jätischen Lowbok, und in der jaroslavischen Pravda, vorkommt. — S. deducirt (II. 247 ff.), jene Barbaren, von den Byzantinern *Ross* genannt, die i. J. 866 mit 200 Schiffen im Schwarzen Meere erschienen, und Constantinel bedrohten, können nicht eigentliche Russen (Vorfahren der heutigen) gewesen seyn. Von dieser Begebenheit bis zum J. 941, also in dem Zeitraum von 75 Jahren, sollen, nach S., in den byzantinischen Schriften keine Russen erwähnt werden; denn jene pontischen Barbaren kommen nicht mehr vor, und die eigentlichen oder kiewischen Russen sollen den Griechen erst 941 bekannt geworden seyn (II. 190, 251). Gleichwohl führt S. anderwärts (III. 357) das Factum an (aus *Constant. porph. vis. orim.* II. 44), dafs sich i.

J. 902 unter den griechischen Mieth - Truppen 700 Russen befunden haben. Diese Nachlässigkeit bemerkt unser Vf.

Wir kommen zu dem Eigenen desselben, zusammengefaßt in folgenden zwey Sätzen.

1) Die, von den nowgoroder Slaven eingeladenen (wenigstens als eingeladen vorgestellten) russisch-varjagischen drey Prinzen, die sich mit ihrem Gefolge am Ilmensee niederliessen, waren nicht Norrmänner, sondern Chazaren, von der Mündung des Dnjepr (S. 103). Die nördlichen oder nowgoroder Slaven, gedrückt von den rohen Norrmännern, wußten, daß die südlichen oder hier ein gebildeteres Volke, den Chazaren, tributpflichtig waren: sie wandten sich an diese, und luden sie zur Herrschaft ein.

2) Oskold und Dir, die im Gefolge der drey Brüder ankamen, und sich in Kiev niederliessen, waren weder Norrmänner noch Chazaren, sondern Ungern, von denen bekannt ist, daß sie, den Chazaren unterthan, in deren Armee gedient haben (S. 199).

Beide auffallenden historischen Sätze bauet der Vf. auf Veränderungen des nestorischen Textes, die aber deshalb willkürlich, unzulässig sind, weil sich die von ihm verworfenen Lesarten unverändert in allen Codd. finden. S. 236, Note 4, deutet er selbst an, daß Änderungen des Textes nur zulässig sind, wenn Abweichungen der Codd. dazu berechtigen. Den ersten Satz betreffend, stimmen alle Codd. darin überein, daß die nowgoroder Slaven und ihre Verbündeten, um Varjager einzuladen, *über das Meer* gegangen sind, *Za more* (Sahl. Nestor II, 175, 176). Eben so steht vorher (S. 166, 167, in allen Codd. *za more*), — sie jagten sie *über das Meer*. Der Vf. will in der ersten Stelle *na more*, *an das Meer*, geschrieben wissen (S. 103). Abgesehen von der ange deuteten Willkühr, ist dieser Conjectur das Historisch-topographische entgegen. Kleine Völkerschaften, nicht weit vom finnischen Meerbusen, sollen in der bewußten Angelegenheit Deputirte an die Mündung des Dnjepr und das schwarze Meer geschickt haben, einen so weiten Landweg! Ja die Masse der Chazaren hatte damals ihre Heimath gar nicht in der genannten Gegend: bis zum J. 888 wohnten Ungern (Kutriguren) zu beiden Seiten des Nieder - Dnjepr, die, den Chazaren bloß zu Tribut und Kriegscontingenten verpflichtet, ihr Territorium behielten, gleich ihren, derselben Oberherrschaft unterworfenen, nördlichen Nachbarn, den kiever Slaven. Die Chazaren selbst trieben sich weiter östlich umher; der Aufenthalt des Chakan war an der Mündung der Wolga.

Auf dem Zuge nach Süden kam der eroberrückstichtige Oleg an die kiewischen Berge. Verrätherisch lockte er die Beherrscher dieser Gegend, Oskold und Dir, zu sich, und erschlug sie. Um die Unglücklichen zu bewegen, herab zu kommen an das Ufer, an die kähne, hatte er ihnen sagen lassen, es reiseten einige Kaufleute vorbey, Landsleute von ihnen, die sie zu sprechen wünschten (Nestor III, 45, 46).

Bey dem Worte Kaufmann (*gosp*) steht das räthelhafte Beywort *pod-u-gorskoju*. Obgleich alle Codd., die das Wort haben, in dieser Form desselben übereinstimmen, verändert es der Vf. doch in *rodu Ugorskago*, Kaufmann *ungrischer Nation* (S. 206). Demnach hätten Oleg und seine Begleiter den Beherrschern von Kiev sagen lassen: „wir sind ungrische Kaufleute, eure Landsleute“; woraus allerdings folgen würde, daß Oskold und Dir ungrischer Abkunft gewesen wären. Vergleichen wir aber eine andere Stelle: II, 211, lit. b: „*pod gory Kijevskija*, unten *an die kiewischen Berge*“: so scheint uns, das obige *pod-u-gorskoju* müsse beybehalten, und die Stelle so verstanden werden: wir sind vorbeireisende, unten an den Bergen stillhaltende, Kaufleute, und eure Landsleute (also Varjager).

Da der Vf. die Abkunft der Stifter des russischen Staats von Neuem zur Sprache gebracht hat: so wollen wir ihm, und dem sachkundigen Publicum, unsere Ansicht zur Prüfung vorlegen.

1) Die Byzantiner nannten anfanglich allgemein, dann geraume Zeit noch im gemeinen Leben, alle nördlich über den Pontus wohnenden Völker, mit Ausnahme der Slaven, die von Süden dahin gezogen waren, ohne Unterschied Rufen, d. i. *Roths*. (Wie weißte Hunnen, *Degnignes*, — weißte und schwarze Ungern, *Nestor II*, 112, 113). Diefes bemerkt ein Geschichtschreiber, der in jeder Hinsicht zuverlässiger ist, als Nestor, der Bischof Luitprand, ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, der Griechisch verstand, in Constantinopel als Gesandter gelebt hatte, und dessen Schriften, bey weitem mit mehr Kritik, und *über hundert Jahre vor der Nestor'schen*, abgefaßt, in Stellen, die der letztern widersprechen, den Vorzug verdienen. Wenn also Nestor (II, 192) meint, Rußland habe von den Varjagern, und auf deren Veranlassung, seinen Namen erhalten: so ziehn wir Luitprands Angabe vor, Hist. V, 6: „*gens sub aquilonis parte, quam a qualitate corporis graeci vocant Russos, nos vero a positione loci vocamus Nordmannos*.“ — Daher hieß das schwarze Meer im gemeinen Leben auch das russische (*rothe*): Nestor II, 87, lit. o. Varjager können allerdings die unter dem allgemeinen Namen *Roos* unbestimmt angegebenen Barbaren von 866 nicht gewesen seyn. Ausmitteln zu wollen, welches von den, damals in den Umgebungen des Pontus und der Mäotis wohnenden, türkischen und hunnisch- (nicht finnisch-) ungrischen Völkern darunter zu verstehen, und wie es gekommen sey, daß Oskold und Dir an der Spitze von Hülfsstruppen Theil nahmen, — dürfte vergebliches Unternehmen seyn. Der unterrichtete, kritische Constantin Porphyrog. ward Reformator der Völkerkunde. Mit Vermeidung der weitfahichtigen Völkerbenennungen im größern Publicum, bezeichnet er die Nationen genauer. Er unterscheidet ausdrücklich Chazaren und Rufen: *de cerim. II*, 48 *ad Reiske*, p. 398, 399. „*eis tòn Xayávon Xazapias; eis tòn áρ-χοντα Ρωσιος*; — *de administr. imp. c. 6*: *Ρωσιαν, Χαζαριαν, Ζιχτιαν*.“ Auch die Deutschen begreift



er nicht mehr unter dem Namen Rufen; er nennt sie (die Bayern, Sachsen) zusammen Nemitzen (Njemzen): *de cerim.* II, 48, p. 398. Seitdem der unterrichtete Theil der byzantinischen Griechen die nördlichen Völker genauer nach ihren Namen und Wohngegenden kannte, ward der Name Rufen zwar auf die nördlichsten, die skandisch-baltischen, beschränkt, doch mit Inbegriff derer, die sich unter den nowgoroder und kiewer Slaven niedergelassen hatten; ja auf dieser Mischung von Normannen und Slaven ist er ausschließlich haften geblieben. Die Nation, die zunächst neben den (normännisch-slavischen) Rufen wohnte, nannte man davon: rufen: Nestor II. 24. 2) Der Beyname Varjager, den die Russen, Stifter des Staats, führen, ist germanisch; es müssen ihn zuerst germanische Fremde in Constantinopel von sich gebraucht haben. Die ursprüngliche Gestalt des Worts ist Farjands, d. i. *Fahrende*, Reisende, (Ulfilandisch-gothisch); so nannten sich die Urheber der Gewohnheit, nach C. zu reisen, und Kriegsdienste zu nehmen. Constantin Porph., der zuerst diese Gardisten erwähnt, schreibt daher *Φαργάνοι* (*de cerim.* II, 44, 49, 50, p. 381, 400, 403). Als die Sitte, in der bewussten Absicht nach C. zu ziehen, bis in den skandischen Norden sich verbreitete, und die meisten Fahrenden seitdem von daher stammten, verlor sich die möso-gothische Form des Worts; eine mehr nördlich germanische kam in Gang: die Gardisten hießen nun Varinger (von der Endung *ing*, wie in Hastringer, Lithinger). Daraus machten die späteren byzantiner *Βαράγγαι*, welcher Ausdruck nun in ihren Schriften an die Stelle von *Φαργάνοι* tritt. Aus *Βαράγγαι* machte Nestor slavonisch Varjagy, auszusprechen Varjany. Die Slavonen nämlich ließen in mehreren Wörtern das N nur vermittelt eines undeutlichen Nasentons hören, drückten es aber in Schriften nicht aus (wie dies noch in der polnischen Sprache der Fall ist). Beyspiele sind: a) aus *Φαργάγια* (*Const. Porph. l. c. p. 399*) und *Φαργάγοι* (*Cedren. ed. Paris, p. 293*) macht Nestor (II, 24, lit. d.) *Frjangovic*. b) Aus *Σφενδαβλάβος* (*Cedren. p. 660. Zonaras II, p. 206*) macht er Swjatoslav. c) Aus Inger (*Luitprand l. c.*) Igor. Also eigentlich auszusprechen Frjangovie, Swjantoslav, Ingor. Demnach fiel die Meinung des Vfs. weg (S. 9), Varingiar sey die gothische Uebersetzung von *Foederati*. Diese Form des Worts ist auch nicht möso-gothisch, sondern skandisch. 3) Die Stifter des russischen Staats seyn chazarischer Abkunft gewesen: diese Vorstellung kann Nestor nicht gehabt haben. Denn er nennt sie ausdrücklich theils Varjanger (II, 175), theils Njemzen (II, 188, 189): beides unleugbar bloß Benennungen *nord-europäischer Völker*. Sehr unwissend erscheint freylich der russische Chronist in der Völkerkunde; er unterscheidet Völker, die sich notorisch zu einander wie *species* und *genus* verhalten, z. B. Polen und Slaven (IV, 41, lit. a.). So umfassend er aber die Ausdrücke Varjanger und varjangisches Meer gebraucht, so ist doch unverkennbar, daß er dieses *af. the nord-europäischen* Gewässer beschränkt (II,

24, lit. c); und jene, die Russ. Varjanger, an die Spitze *nord-europäischer Völker* stellt (II, p. 24; lit. d) und p. 175). Auch Constantin Porph. (l. c. p. 381, 400, 434) unterscheidet die Farjands von den Chazaren. N. N.

PARIS, b. Oubrè: *Tablettes chronologiques à l'usage du Prytanée, avec des développemens historiques jusqu'à l'an 1805 inclusivement*; Ouvrage, adopté pour a troisième classe des Lycées et Ecoles secondaires. Troisième Edition, revue et dédiée à Mr. Fourcroy etc. par A. Sérèys, Censeur au Lycée de Gahors, Ex-Bibliothécaire et Professeur d'histoire au Prytanée. 1806. XII. u. 624. S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Dieses Schulbuch ist nach des Vfs. Versicherung: in dieser dritten Auflage sorgfältig durchgesehen und verbessert und auf Einen Band zusammengedrängt worden, da es vorher aus zwey Bänden bestand. Die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte werden *ethnographisch-chronologisch* dargestellt, oft nur angedeutet; am Schlusse der meisten ethnographischen Abschnitte sind Betrachtungen über Charakter, Sitten und Verfassung des Volkes angehängt. Diese ethnographisch-chronologischen Aphorismen können vielleicht dem fleissigen Schüler einigen Nutzen gewähren, wenn er nach vorausgegangenem zweckmäßigen mündlichem Vortrage seinem *Gedächtnisse* zu Hülfe kommen will; aber wehe dem historischen Studium, wenn ein solches Buch Leitfaden des Unterrichts seyn sollte! Denn es gebrähe an dem, was dem Vortrage der Geschichte allein Interesse und wirksamen Einfluss auf Geist und Geschmack verschaffen kann, an zusammenhängender Entwicklung der Thatfachen aus Ursachen und Gründen, an Hinweisung auf skeptisch-kritische Untersuchung, an Reiz und Ermunterung zum Selbstforschen. Die Sagen der dunklen Vorzeit sind hier, wie es von einer gewöhnlichen Chronik des Mittelalters erwartet werden kann, eben so breit und bestimmt, wie die Thatfachen der gewisseren Geschichte, eingetragen. Es befremdet, daß die *neuere Geschichte* (*histoire moderne*) S. 177 mit K. Augustus anhebt; man lächelt, daß Psammenit S. 23 Psamméticus heisst; man schüttelt den Kopf, daß nach S. 457 die Gründung der schweizerischen Föderativ-Republik ins Jahr 1613 gesetzt ist, ohne daß 1 Jan. 1308 auch nur mit Einem Worte zu gedenken; und man denkt überall bey dem Durchblättern, daß die Schüler, welche das Buch gebrauchen und die bemerkten Fehler dem Vf. mittheilen wollen, alle Hände voll zu thun haben werden, ob es gleich zu bedauern ist, daß sie ihre Zeit nicht nützlicher verwenden. — Um von der Treue, von der Vollständigkeit und von dem Tone des Buches eine anschauliche Vorstellung zu erwecken, hebt Rec. zwey Stellen zur Probe aus. S. 151: „488. Les Normans s'étoient emparés de Messine; Hieron. roi de Sicilys, met le siège devant cette ville: Messine implore le secours des Romains ses alliés; elle se plaint en même temps des



„la tyrannie des Carthaginois, alliés de Miron. Carthago, ainsi que Rome, aspirait à la possession de la Sicile, et les deux républiques, également ambitieuses et puissantes, voulaient à l'envie le projet de la monarchie universelle. Rome prit les armes, sous prétexte de secourir ses alliés, mais en effet, pour s'emparer d'une proie, qui tentait son ambition.“ — S. 523: „1611. Gustave Adolphe reprend sur les Danois tout ce qu'ils avoient conquis dans ses états, enlève plusieurs places aux Russes et aux Polonais; il remporte aussi de grands avantages en Allemagne, ravage le Palatinat, la Souabe, la Bavière, et gagne la célèbre bataille de Leipzig; il est tué à la Bataille de Lutzen, après avoir défait les Impériaux.“ — Wie erwacht das literarische Selbstgefühl des Deutschen, wenn er solch' ein Buch mit einem jetzt gewöhnlichen deutschen Compendium der Universalgeschichte vergleicht! wie ehrt er dankbar Schlözer's Genialität und pädagogisches Hinwirken auf höhere Ansichten und freyeres Selbstdenken, Gatterer's gewissenhaften, streng-systematischen Linnäismus, Beck's Materialien-Reichthum und Sammlerfleiß; wie freut er sich, daß die Zeiten, in welchen Zopf und Eßich allein galten, glücklich überstanden sind! R.

BERLIN, b. Frölich: *Die Weltgeschichte für die Jugend*, (und auf einem zweyten Titelblatte) *für Kinder und Kinderlehrer*, von Karl Friedrich Becker. I—IX Theil. Zweyte Ausgabe; zusammen 354 B. (17 Rthlr.)

Als wir die erste Ausgabe dieses Werkes anzeigten (1805. No. 206), bemerkten wir, daß der Erzählungston desselben inden folgenden Theil. sich immer ernsthafter stimme, und daß es der Absicht, zu einem Lesebuch für Kinder zu dienen, großen Theils wenig entspreche. Dies fühlte der indessen verstorbene Vf. selbst. Ein Hauptfehler des Werks (sagt er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe des ersten Theils) war unstreitig der Mangel an Einheit des Plans und des Tons. Zu erst geneigt, mich an die kleine Schlözerische „Vorbereitung zur Weltgeschichte“ anzuschließen, wählte ich Sachen und Sprache nach dem Muster dieses Führers. Seitdem änderte ich fast mit jedem neuen Bande den Gesichtspunct, und erst bey dem sechsten Theile wurde ich ganz mit mir darüber einig, was ich wollte, und was ich vom Anfange hätte wollen sollen. Mein Bestreben bey der gegenwärtigen Umarbeitung mußte also vorzüglich darauf gerichtet seyn, die ersten Theile den letzten harmonisch zu machen, und einerley Gesichtspunct für alle festzustellen. Dieser war nun die Bestimmung: nicht für Kinder, sondern für heranwachsende Jünglinge, und sodann Materialien für Kinderlehrer. Dieser Bestimmung gemäß soll das Werk „eine moralische Bildergalerie, die uns die Menschen in allen ihren Zuständen und Gestalten vorhält, vor allen aber die

Charaktere, die Umgebungen, die Bestimmungsgründe jener Heroen der Menschheit, die Tausende von andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unseren Augen entwickelt“ abgeben. Also vorzüglich eine Sammlung von biographischen Nachrichten, von einzelnen Geschichten, wie sie allerdings für Anfänger in der Geschichtskunde, und vornehmlich für Kinder, paßt; eine reiche Materialsammlung für Lehrer, die das, was sie ihren Zöglingen erzählen wollen, sogleich beysammen zu finden wünschen; aber keinesweges eine Weltgeschichte für heranwachsende Jünglinge, die, besonders wenn sie die Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Beschäftigung machen, die Geschichte nach einer anderen Methode studiren müssen, die ein solches Werk kaum zum Nachlesen brauchen können. Auch weiß Rec. aus Erfahrung, daß Knaben von 10 bis 12 Jahren diese Weltgeschichte sehr anziehend gefunden, daß sie recht viel aus derselben gelernt haben. Um den Ton der ersten Theile den folgenden besser anzupassen, hat der Vf. manches umgearbeitet. Er entwickelt in der Einleitung, im 1ten Theile, den Begriff der Geschichte, indem er den Unterschied zwischen ihr und der Naturgeschichte festsetzt, und besonders das, was den Menschen vom Thiere, was den einen Menschen von dem andern unterscheidet, angiebt. Die darauf folgenden Rückblicke sind jetzt mehr zusammengedrängt. Nach dem hebräischen Sagen folgen gleich die griechischen, und nach diesen erst die ägyptischen, und doch kam manche Sage, manche Gottheit, aus Ägypten erst nach Griechenland. Die darauf folgenden, neueren Vermuthungen sind gut umgearbeitet; doch erklären sie die Bildungsgeschichte des ersten Menschengeschlechtes, die sie zur Absicht haben, noch nicht vollständig und anschaulich genug. Die Beschreibung der Länder und Orte, die den Schauplatz der Begebenheiten abgeben, hätten weniger vernachlässiget werden sollen. In der Chronologie geht der Vf. zuweilen von der gewöhnlichen ab. So sagt er von Moses geb. 1356, gest. 1276. Unstreitig bildete sich die historische Kunde des Vfs. erst während der Ansbereitung dieses Werkes immer mehr aus. Daher würde auch eine auf das Einzelne sich einlassende Kritik bey demselben sehr unzumuthbar seyn, und die Versicherung, daß Fehler und Auslassungen von Bedeutung nicht oft vorkommen, ist für diejenigen, die sich dieses Buches bedienen, schon hinlänglich. Es schließt sich (im 9 Theile) mit dem Tode Friedrichs II. Noch ist also die Weltgeschichte der letzten 20 Jahre übrig. Jedem Theile ist ein brauchbares Register angehängt. Auch unterscheidet sich diese Auflage von der vorigen durch die Tonbezeichnung der Namen, die in der alten Geschichte vorkommen. In der neuen Geschichte, z. B. in der polnischen und russischen, würde auch die Angabe der Aussprache manchmal von Nutzen seyn. Ig.

#### F O R T S E T Z U N G E N .

Duisburg u. Essen, b. Budeker u. Comp.: *Quartalschrift für Religionslehrer*. Bearbeitet von einer Gesellschaft westphäl. Gelehrten und herausgegeben von B. C. L. Natorp, Prediger

zu Essen. 4ter Jahrg. 1808. 1stes Quartal 202 S., 2tes Quartal 184 S. 2. (1 Thlr. 8 Gr.) 3. Recens. der ersten Jahrgänge. 1807. No. 125.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:  
*Le Conservateur*, Journal de Littérature, des  
Sciences et des Beaux arts. 1807. Vol. I, No. 1—6,  
459 S. Vol. II, No. 1—6, 448 S. Vol. III, No. 1—6,  
422 S. Vol. IV, No. 1—6, 264 S. Vol. V, No. 1—4,  
292 S. 8. (Der Jahrgang kostet 7 Rthlr. 12 gr.)

Monatlich kommen zwei Numern, die ein Heft ausmachen, in blauem Umschlage von diesem Journal heraus. Es ist zum Magazin oder Fündelhaufe für kleine Schriften und Aufsätze bestimmt, die sonst nicht weit über den Ort ihrer Erscheinung hinausgegangen wären, und doch ein allgemeineres Interesse haben. Ungeachtet des Mottos aus Boileau: *Du grave au doux, du plaisant au sévère*, ist es wohl mehr auf die Ergötzung des Lesers, als auf seine Belehrung abgesehen. Die behandelten Gegenstände sind aus dem Gebiete der Kunst, Moral, Geschichte, Natur- und Völker-Kunde entlehnt. Der Artikel Poesie ist stehend. Auch werden in jedem Heft Kritiken über die auf den verschiedenen Bühnen zu Paris und Amsterdam aufgeführten Stücke und ihre Darsteller geliefert. Von der letzteren Stadt lernen wir drei Theater, das königliche, französische und italienische, kennen. Unter dem Artikel: *Littérature*, wird über neue, mehrentheils französische Schriften, nicht ohne Streuge, geurtheilt. Der Artikel *Variétés* enthält kurze Aufsätze, Briefe, literarische Nachrichten, Anekdoten u. dgl. Die größeren Aufsätze, die den Hauptinhalt dieser Monatschrift ausmachen, obgleich die Bücher- und Theater-Kritiken manchmal viel Platz wegnehmen, sind, wie es bey solchen Sammlungen nicht anders seyn kann, von ungleichem Gehalt; ganz werthlose, nichts sagende, meint Rec. nicht angetroffen zu haben. Doch wir wollen ihnen näher treten und Auszeichnungen machen. Ganz kleine Artikel müssen wir übergehen.

Der erste Band fängt mit *Neujahrswünschen* des Conservateurs an, die von einer nicht ungezwungenen Laune zeugen, wie man aus dem Schlusse sehen kann: „*L'année n'a rien de commun avec l'existence de l'homme; nous ne l'en souhaitons pas moins bonne à tous nos amis.*“ Über das Leben und den Charakter des Hn. Jefferson, Präsidenten der vereinigten Staaten in Nordamerika. Aus dem Englischen. Einleitung zu *Vorlesungen über die französische Literatur*, von Chenier. Die Geschichte der Aufklärung, besonders aber der französischen Sprache, wird cursorisch durchgegangen, und am Schlusse das Prognostikon

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

gestellt, daß das beginnende Jahrhundert der vergangenen würdig seyn werde. Über die wesentlich verschiedene Art, womit die französischen und deutschen Dichter die Liebe behandeln. Der verdienstvolle Völlers in Lübeck hat eine ungemein schöne und interessante Seite der deutschen Dichtkunst aufgefaßt, die er seinen Landsleuten, nicht ohne nachtheiliges Urtheil über ihre Poesie, entgegen hält. Diese kleine Schrift ist schon im Deutschen bekannt. Wir finden nichts daran zu tadeln, als ihre Kürze. Aus einem nächstens erscheinenden Werke von Mercier über Paris steht hier ein Fragment, *les petits Augustins* betitelt, ganz in seiner staunenden, sich in Gegensätze verlierenden Manier. *Les nouveaux Gamas*, ist der Titel einer aus dem Portugiesischen des Francisco Manoel übersetzten Ode über Charles Auffsteigen mit dem Luftball, von M. Aug. Routiez, der sich einen *Exfousprincipal au collège de la Marche* unterschreibt. Erhardts bekannter Brief über die Audienz der leipziger Deputirten beym Kaiser Napoleon. Aus dem Deutschen. Über die Freiheit und Behutsamkeit, womit Schriftsteller ihre Werke würdigen sollen, von Lacretelle d. ält. „Nichts würde dem Fortgange der Wissenschaften und der Literatur nützlicher seyn, als wenn man die innersten Gedanken der Schriftsteller über ihre Werke wüßte. Dies würde eine Quelle von Entdeckungen über die Geheimnisse des Talents, über dessen Verfahren, Mittel und Hülfswege; es würde Offenbarungen abgeben, wodurch man es beurtheilen und nachahmen lernen könnte.“ Wenig Schriftsteller dürften zur Mittheilung solcher Gedanken im Stande oder aufgelegt seyn. — Über den Einfluß der schönen Künste auf die öffentliche Glückseligkeit. Von Sr. Durchl. dem Fürsten Primas von Deutschland: Sieben interessante Dialogen zwischen Anaxagoras, Euripides, Perikles, Phidias, Mnelias, Alkamenes, Alcibiades und Aspasia. *Le soupé* enthält Klagen über die Ungeselligkeit der heutigen Franzosen; der Vf. wünscht die vorigen Zeiten zurück.

„*Ah! revenez, délicieux moments,  
Doux entretiens, aimables causeries;  
La politique et ses tristes romans,  
Ses froids discours, ses sombres rêveries  
Vous ont tenus exilés trop long-temps.*“

Erinnerungen aus dem Leben des verstorb. K. J. For. Schon übersetzt in einem unserer Tagblätter zu lesen. Darauf folgt eine Ode von Despré: *sur la bataille d'Iéna*. (Man sollte doch *de Iéna* schreiben. Einige schreiben gar *d'Iéna*). Sie soll dem siegreichen Kaiser selbst gefallen haben. Wir geben eine Strophe zur Probe:

G

*„Respirant de Rotbach la plaine insoumise  
N° offrira plus, gravés sur la pierre orgueilleuse,  
Les douloureux affronts que nos Lys ont reçus;  
Capitole, reprends par les mains d'un grand homme  
Tes étendards captifs, longtemps le deuil de Rome,  
Long-temps l'opprobre de Crassus!"*

Aus dem projectirten Werke *Merciers über Paris* noch ein Aufsatz, *Bijouterie* betitelt, eine malerische Satire auf die Diamantenwuth der Pariser. Wir müssen ein paar Stellen herfetzen: *„Regardez la main d'une dame de la halle, au moment qu'elle retire de la piscine une carpe qui fouette l'air de sa queue; votre oeil aperçoit, avant le poisson, les firmaments qui surchargent ses cinq doigts de leurs étoiles, et la cuisinière interdite s'imagina d'être en présence d'une impératrice . . . . Les comédiennes portent des diadèmes concurremment avec les ambassadrices. L'aigrette du paon pâlit devant ce superbe panache de la vanité. Il n'éblouit que le sot, qui le paye ou le loue pour une nuit de bal; mais le sage voit distinctement à travers ces cristaux colorés, les naufrages, les banqueroutes frauduleuses, les procès, les fausses spéculations, les dépositaires infidèles, les importunités de la misère, l'avidité des maîtresses, les emprunts des jeunes libertins, et les effaims d'hommes affamés qui se répandent sur les grands chemins, pour redemander à de plus habiles voleurs qu'eux, la bourse ou la vie.“* — Ein Hr. L. J. Moreau hat physiologische Bemerkungen über die *Physiologie der Stimme* beygetragen. „Der Blinde sieht mit den Ohren.“ Aus einer ungedruckten Reise ist eine Beschreibung der *düsseldorfer Gallerie* eingerückt; meistens in Versen. Vorzüglich über den Effect, den die Menge trefflicher Gemälde auf die plötzlich davon getroffenen Augen macht. *De la gloire de Frédéric* ist die, von Joh. v. Müller den 29 Jan. 1807 in der öffentlichen Sitzung der berliner Akademie gehaltene, hier wieder abgedruckte Rede. — Unter den angezeigten Büchern dieses Bandes scheint besonders ein *Essai politique sur le revenu public des Peuples de l'antiquité, du moyen âge, des siècles modernes, et spécialement de la France et de l'Angleterre, depuis le milieu du quinzième siècle jusqu'au dix-neuvième*, par M. Ganilh, avocat, in zwey Bänden, und ein *Précis historique de la Révolution française: Directoire exécutif*, par Lacretelle jeune, auch in zwey Bänden: und unter den Versen *le Cimetière du village*, nach Gray, von Hyacinthe Gaston, die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen.

Den Anfang des zweyten Bandes macht der in Deutschland hinlänglich bekannte *Brief des Herrn v. Villers über die am 6 Nov. 1806 zu Lübeck geschehenen Vorfälle*. Hierauf folgt: *Die unvorsichtige Mutter*, eine moralische Erzählung. Die gewöhnlichen Charaktere und viele Sterbefälle. Kritische *Analyse zweyer*, im National-Institut vom Hn. von Talleyrand vorgelesenen Werke: 1) *Versuch über die in den gegenwärtigen Umständen aus neuen Colonien zu ziehenden Vortheile*; und 2) *Über die Handelsverhältnisse der vereinigten Staaten mit England*. Aus dem *Edinburgh review* übersetzt. „Die erste dieser Schriften stößt uns den Wunsch ein, daß alle Staatsmänner, vornehmlich die, welche Frankreich regieren, sich durch so liberale Gesichtspuncte, als hier von dem Vf. entwickelt sind, mögen leiten lassen. Bey Lesung der zweyten bedauern wir, daß sich nie ein so

fähiger Reisender, wie Hr. v. Talleyrand, gefunden hat, um sein Vaterland durch scientifische Beobachtungen über fremde Nationen zu unterrichten, und daß er nicht selbst sein ganzes Leben auf einen Gegenstand verwendet hat, für welchen sein Kopf und seine Kenntnisse ihn bestimmt zu haben scheinen.“ Er verwirft das Negersystem ganz, als barbarisch und unhaltbar, und weist den Franzosen eine Colonie in einem Lande an, wo die Anbauer nicht erst hingeschleppt zu werden brauchen, sondern darin geboren und aufgewachsen sind. Dieß Land ist Ägypten. Wenige Monate nach Vorlesung dieses Memoire wurde die Expedition nach Ägypten wirklich unternommen, zu einer Zeit, wo der Vf. einen activen Antheil an der Verwaltung des franz. Staats hatte. Bey diesem Plane war die Eroberung Indiens von Ägypten aus nicht wesentlich nothwendig, sondern bloß accessorisch und bloß auf die Zukunft berechnet. Er ist gewiß noch nicht aufgegeben, kann nicht aufgegeben seyn; dazu hat das Project einen zu schönen Zusammenhang. — Die Gründe, welche für die Beybehaltung der Handelsverhältnisse zwischen England und den amerikanischen Freystaaten sprechen, sind in folgenden Worten enthalten: „Diese Colonien waren durchaus englisch, und an ihr Mutterland gebunden, nicht sowohl durch ihre Gesetze und Regierung, als durch gleichen Ursprung und Sprache, die Analogie des Charakters, der Gewohnheiten und politischen Einrichtungen. Die englischen Kaufleute verkauften wohlfeiler und auf längeren Credit, als andere; sie lieferten nicht nur bessere Waaren fürs Geld, sondern man konnte sie sich auch anders woher nicht einmal von gleich guter Qualität verschreiben. Baar Geld bey dem Empfang ward nicht gefodert, der englische Kaufmann liefs den Amerikanern den Gebrauch seines Kapitals, bis er seinen Profit größtentheils daraus gezogen hatte, und liefs sich auch bey der Bezahlung mit mäßiger Provision abspeisen.“ Gerügt werden einige Irrthümer, die der Vf. besonders in der Vergleichung der neueren mit älteren Staaten begangen hatte, mit anständiger Freymüthigkeit. — *Versuch über Geschmack und Delicateße*. Flach und leicht. Lesenswerth sind die *neuen Bemerkungen über die Juden, besonders zu Amsterdam und Frankfurt*, vom Sen. Grégoire. Der Druck, unter welchem die Israeliten zu Amsterdam, wo sonst so viele bürgerliche Freyheit herrscht, vorzüglich durch die Machinationen ihrer Parnassim, schmachten mußten, ist lebhaft geschildert. „*Les juifs étoient les Parias de l'Europe. Une grande injustice réparée à leur égard, promet que d'autres le seront un jour.*“ Der bey den vereinigten Staaten von Amerika eingegebene *Vorschlag zu einem National-Institut* ist aus dem *Critical review* übersetzt. *Über den Reichthum*, von Hn. Vigée. „Im Unglücke hat der Mensch seinen ganzen Muth, im Glücke seinen ganzen Kopf nöthig.“ Von dems. *über die Hofleute*; eine weitere Ausmalung von la Fontaine's Linien: „*Peuple caméléon, peuple singe du maître.*“ Eine nächtliche Scene, aus dem Gedächtniß gemalt von Friedrichsen. Wahrscheinlich aus dem Deutschen. *Die Leute von Charakter*, von Kotzebue. Aus dem *Freymüthigen*. In den Gedanken über die Regierung Heinrichs IV

werden einige große Männer aufgezählt, die der franz. Literatur die erste Blüthe gaben. Die folgenden glänzenden Zeiten würden nicht entstanden seyn, wenn die Aufmunterung der Wissenschaften unter Heinrich nicht vorangegangen wäre. Er regierte aber nur zwölf Jahr, und Ludwig XIV zwey und siebenzig! Hier werden Männer genannt, wie Montaigne, Charron, de Thou, l'Hopital, Bodin, Amyot, d'Aubigné, Despotres, Passerat, Regnier und Malherbe. — Von dem schon gedachten L. J. Moreau finden wir eine Abhandlung *über die Charaktere des Menschengeschlechts, aus der Gestalt des Gesichts gezogen*. Von Bruun Neergaard erhalten wir etwas *über Bodoni und die ihm zu Ehren geschlagene Medaille*. Ein Hr. Rouzet zu Limoges hat *Beobachtungen über die kriegsgefangenen Russen* angestellt. „Sie sind fast alle von mittlerem Wuchse, offener Physiognomie, dunkler Farbe, stark, aber schwerfällig; die schlanken Leute unter ihnen haben keine Gewandtheit. Ihre Augen sind matt, die Zähne schön, die Hände kurz, die Füße groß, der Hals lang, die Sprache rauh. Schmutzig sind alle, haben keinen Trieb zu anhaltender Arbeit, achten und fürchten nur den, welcher sie hart, und mit gerechter Strenge behandelt. Sie stehen und rauben ohne Scrupel, verwahren aber aufs treueste, was ihnen anvertraut ist. Von Schamhaftigkeit wissen sie nichts, und gehen lieber nackt als bekleidet. Als Soldaten weichen sie nicht von der Stelle, thun aber auch nichts, als was ihnen ausdrücklich befohlen ist. Ruhm und Ehre sind ihnen fremd.“ *Die gierigen Weiber (les trois exigeantes)*, Erzählungen ihrer Liebesabenteuer von drey Damen aus verschiedenen Nationen, worin die Engländerin die albernste und ekelhafteste Rolle spielt. Ueberaus charakteristisch, nicht ohne Caricatur. — *Die Jesuiten und die Republik Venedig*; eine kurze Darstellung der gerechten Ursachen, die den venetianischen Senat bewogen, die Jesuiten den 14 Jul. 1606 auf immer aus dem Gebiete der Republik zu verbannen. Einem Aufsatze *über die Politik und Fortschritte der russischen Macht*, sieht man keinen sonderlich guten Willen gegen den russischen Hof an. Peter der Große und Catharina II werden von der herrschsüchtigen und arglistigen Seite geschildert. Eine beygelegte Tabelle giebt die Eroberungen der russischen Macht vom Jahr 1721 bis 1806 auf 16,756 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 8,938,210 Köpfen an. Eine *Reise in Schlesiens* von St. Pierre haben wir schon ins Deutsche übersetzt gelesen. — Wenn wir in die *Poesie* dieses Bandes blicken: so kommen besonders zehn Stücke vor, in welchen allen derselbe Gegenstand, nämlich die *Blumen*, bearbeitet sind. Das erste ist von dem Engländer Thomson, das zweyte ist eine französ. Übersetzung der englischen Verse von Frémin de Beaumont, die folgenden acht sind Originale von Saint Lambert, Lemicrre, Roucher, Delille, de Parny, de Fontanes, Boisjolin und Michaud. Der *Littérature* würden wir nicht erwähnen, wenn es nicht zur Charakteristik gehörte, daß in der Recension der etwas strenge beurtheilten *Corinne* der Fr. v. Stael für den darin als Gegenstückfigurirenden Grafen d'Erseuil-Partey genommen wird! Warum schreibt eine Französin auch ein Buch, worin einem Franzosen Unrecht gegeben wird?

*Dritter Band. Vom politischen Gleichgewicht in Europa*; vom Hn. de Bonald: Ein kleiner Feldzug mit vielen Windhieben gegen die Aufklärer und Prediger der Billigkeit, Voltaire, die Encyclopädisten etc. „Die älteste Tochter (Frankreich) der großen Familie (die europäischen Christen) muß ihre Brüder lenken und die Christenheit beherrschen; die Franzosen müssen die neuen Römer seyn. . . Die Natur, mächtiger als die Parteyen und Regierungen, will, daß in Frankreich eine Macht, und daß Frankreich die Macht von Europa sey, wie Europa die Macht der Welt ist. . . Die neue Verfassung von Deutschland beruht nicht auf einem trügerischen System von Gleichgewicht, der ewigen Ursache von Veränderungen und Unruhen, sondern auf einem festen Schutzsysteme, dessen dieser, in eine große Zahl ungleicher Staaten getheilte, schöne Theil von Europa nicht entbehren kann. Dieser mächtige Schutz ist um so uneigennütziger, da Frankreich, welches die natürlichen Grenzen erreicht hat, über welche hinaus kein Staat sich einrichtet, bloß danach streben kann, seinen Einfluß zu verbreiten, und um sich her alle Völker in einem friedlichen Zustande zu erhalten, welchen zu trüben gegen sein Interesse seyn wird.“ Gegen diesen Aufsatz sind *Bemerkungen* eingerückt, worin die Einseitigkeit der darin enthaltenen Begriffe mit kräftigem Spotte gerügt wird. *Zwey kleine Abhandlungen* von Chateaubriand enthalten Beobachtungen und Ideen über einige Theile der von ihm durchreisten Länder in Griechenland, Palästina, Ägypten und weiter; besonders kommt er immer auf das unglückliche Loos derer zurück, die unter dem unerträglichen Joche der Mahomedaner schmauchten. *Gedanken über die Vorurtheile*, von Bergasse: „Die Meinung leidet den geglaubten Wahrheiten, die wir nicht selbst geschaffen haben, eine Kraft, die die von uns erfundenen nicht erschwingen: Der Mensch muß glauben.“ Unter dem Titel: *Neue Betrachtungen über die amerikanischen Wilden, besonders über die Völkerschaften in Florida*, werden wir aufmerksam gemacht auf die unvertilgbaren körperlichen und geistigen Unterschiede zwischen diesen Wilden und den Europäern. Den Wilden wird die Fähigkeit des Vergleichens und Wollens rundweg abgesprochen: Ungeheuer ist die jetzt herrschende Sterblichkeit unter ihnen. Ihre Kriegsgefänge haben Gruftefängen Platz gemacht. In hundert Jahren wird kein Eingeborner des nördlichen Amerika's mehr leben, und die Geschichte wird erstaunt fragen, was aus ihnen geworden sey, ohne Antwort zu erhalten. *Anaxagoras*, vom verst. Abbé Barthelemy: Seine Liebe zu Aphelia, Perikles Schwester. *Gedanken über die Geologie*, von Deluc. Immer noch nachgeholte Beweise von der Richtigkeit der Zeitmessung des Erden- und Menschen-Alters nach der mosaischen Genesis. *Über die Sprache der Politik*, von de Bonald: eine Abhandlung, die der Überschrift nicht entspricht. *Kann ein vollkommenes Glück existiren?* Wird verneinend beantwortet, wie zu vermuthen war. Ein Hauptfehler des Zusammenlebens der Menschen ist, daß dadurch die einfachen Begierden in verzehrende Leidenschaften verwandelt werden. *Über die literarische Kritik*, von Lacretelle d. E. „Urtheilen kann man nur über ein al-

tes Werk; über ein neues lassen sich bloß Bemerkungen machen.“ *Über Ludwig XIV und seine Nachfolger.* Unbedeutend. *Über die Malerey.* Meistens historisch betrachtet; die französische Schule wird die einzige jetzt blühende genannt. *Über den Prometheus von Aeschylus,* von Legouvé. Aeschylus wird, wie wir zu erwarten gewohnt sind, ganz mit französischen Augen betrachtet, und sein Trauerspiel ein sehr fehlerhaftes Stück genannt, worin es aber, zur größten Verwunderung, Stellen gebe, die eines Corneille und Racine würdig wären. *Lobrede auf Hn. Target,* von Murvair. Wie die Lobreden der Mitglieder der franz. Akademie zu seyn pflegen. „*Faichervché, Messieurs, à vous faire illusion, à me tromper moi-même, en éloignant la pensée de sa mort; inutile soin! L'homme ne saurait se soustraire à l'ordre de la nature.* M. Target mourut le 9 septembre, 1806; et il est trop vrai qu'il ne reste de lui que sa mémoire!“ — *Die Mode,* von Boufflers. Ein kleiner Roman, leicht, flüchtig, unterhaltend. Die unschuldige Hortensia nach dem Leben geschildert, das Bild ihrer Verführerin wegen seiner Widrigkeit nicht ausgemalt. Ganz ungeschicklich aber der schlaffe Gemahl, dessen endliches Glück ihm nicht zukommt, und der seiner Bekehrung unwürdig ist. *Über Florians Übersetzung zweyer Novellen von Cervantes,* von Petitot. Hr. P. ist mit der Art nicht zufrieden, womit Florian den Cervantes verkürzt oder vielmehr umgewandelt hat. Vermuthlich um dafür zu entschädigen, bringt er eine, auch nicht lange, Epifode aus Cervantes nicht sehr bekannten, ausschweifenden Roman, *Perfiles und Sigismonda,* bey. Wir lesen doch Florian lieber. Unter den versificirten Aufsätzen dieses Bandes steht eine *Satyre auf die Wünsche,* und ein Fragment aus *de Parny's* Gedichte, die *Rosenkreuzer,* hervor, welches schon ganz heraus ist, und in dem Geschmacke der *Pucelle* von Voltaire geschrieben zu seyn scheint. Launig und salzvoll sind die Anmerkungen über das Buch eines Holländers, *van der Willigen,* betitelt: *Parys by den Aanvang van de 19e Eeuw,* dessen scharfsichtiger Vf. beobachtet hatte, daß es in Paris keine Kirschen gäbe. Dafür macht nun der Rec. die holländischen Kirschen so herunter, und sagt den Holländern selbst so starke Bitterkeiten, daß es einem besonnenen Leser weit getrieben scheint. Auch die Deutschen werden als leichtgläubig geschildert, zumal gegen Kotzebue, von dem es hier heist: „*Il vit, dans un pays, des sottises qu'il débite sur un autre.*“

*Vierter Band. Sokrates Tod,* von Bernardin de Saint-Pierre. Dialogen, schauspielartig in Scenen verhandelt. Nach Plato, Xenophon und Plutarch. Der Vf. hat wenig von dem Seinen hinzugethan. Auch giebt das Ganze kein hohes Interesse. *Vom Egoismus,* von Vigée. Bey der dormaligen Lage des gesellschaftlichen Vereins ist wenig zu seiner Abstellung anzufangen. *Über die Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand der Manufacturen und Fabriken in den vereinigten Staaten,* von St. Aubin. Fürs erste bloß allgemeine Ansichten. Dieser Theil von Amerika ward nicht, wie andere Colonieen, durch den Auswurf der Menschheit angebaut und bevölkert. Die ersten Bebauer waren verständige, tugendhafte und fleißige Leute. Diese Idee muß man im Auge behalten, wenn man über die raschen Fortschritte der Na-

tion gesund urtheilen will. Der Landbauer ist zugleich Fabricant und Kaufmann. In mehreren Handelsartikeln können die Amerikaner mit den Engländern nicht Schritt halten, weil der Handwerker und Handarbeiter nicht, wie in Europa, gedrückt und gezwungen ist, aus der Hand in den Mund zu leben, sondern einen angemessenen Lohn seiner Thätigkeit fodert, Lebensgenuss verlangt, und für sein Alter sammelt. Der Amerikaner fabricirt nicht, was er aus irgend einem Theile der Welt wohlfeiler beziehen kann. Zu großen Unternehmungen fehlt es oft an hinreichender Baarschaft; der Staat ertheilt keine Prämien, keine Vorschüsse. Diesem Hindernisse wird einigermassen abgeholfen durch die fast in allen Städten der vereinigten Staaten errichteten Banken, deren man im J. 1806 schon 72 zählte. Die Regierung läßt nichts fabriciren als Waffen. Wahrscheinlich wird mehr Eisen eingebracht, als ausgeführt wird. *Von der italiänischen Tragödie im sechzehnten Jahrhundert,* von Guinguené im Athenäum vorgelesen. Es wird gezeigt, daß die Italiäner verschiedene, den Griechen nachgeahmte, regelmässige Stücke dieser Gattung hatten, an denen auch die Kunst zu loben ist. Sie überlebten ihre Periode nicht, weil das Volk keinen Geschmack an ihnen finden konnte. Hiedurch werden die Nachbeter eines d'Aubignac, St. Evremond und Voltaire widerlegt, welche letztere den Irrthum verbreitet hat, daß durch Triffins Sophonisbe das erste Signal zur Wiedererweckung der tragischen Kunst in Europa gegeben sey. Bettina, eine Novelle, nach dem Deutschen. — Unter der *Litterature* wird diesmal viel Rühmens gemacht von einem neuen Roman: *Histoire de quatre Espagnols,* deren Vf. Hr. Montjoie ist. Er wird zwischen le Sage und Fielding gesetzt, und eine Probe mitgetheilt, die uns noch eben auf kein Meisterstück schließen läßt. Ob nicht schon eine Übersetzung unter einer deutschen Presse girt? Weiterhin stoßen wir auf eine infantile Diatribe gegen A. W. Schlegel, der die Kühnheit gehabt hat, in Paris selbst eine Vergleichung zwischen der Phädra des Racine und des Euripides (*Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide,* par A. W. S. Paris, 1807) anzustellen. Indem Hr. Auger gegen Sch. auftritt, glaubt er es im Namen seiner Nation zu thun. „*Des pédans qui apparemment ne s'embarassent pas de plaire, et qui au reste sont sagement de n'y pas prétendre, lui (Racine) avaient bien reproché avec dureté quelques légères infractions (gegen die griechischen Sitten); mais notre plaisir l'en avait absous, et nous aimions mieux être charmés à notre manière, qu'ennuyés ou révoltés à la manière des Grecs. Bref, Racine était notre poète, nous en faisons nos délices, et nous ne croyons pas être des fots, ridiculement insatiables d'un méchant auteur. Voilà pourtant ce qu'un Allemand, M. Schlegel, entreprend de nous prouver aujourd'hui.*“ Was hauptsächlich, außer dem hin und her verstreuten Spötte auf den arroganten Ausländer, an Sch. gerügt wird, ist die Kleinigkeit, daß er Racinen gar nicht verstanden haben soll. „*Er weiß Griechisch,* heist es von ihm, und nicht viel (*assez peu*) Französisch; vielleicht kennt er das Alterthum und die Bücher recht gut, mit nichten aber den Geist der neuen Zeiten und das menschliche Herz.“ Nur zwey Menschen sollen in Frankreich seyn, die ihm in seiner Art, Racinen anzusehen, beypflichten mögen. Diese sind Mercier und Palmézeaux de Cubières, der die Phädra umgearbeitet hat. „*Je ne fais pas,* schreibt Hr. A., *si les compatriotes de M. Schlegel adopteront sa manière de voir sur Racine.*“ Leider, ja; und was schlimmer ist, sie haben es nicht erst von ihm gelernt. Wir hegen überhaupt starke Zweifel dagegen, ob sich beide Nationen jemals über die Koryphäen ihrer beiderseitigen Litteratur, besonders des Theaters, werden verständigen können. Schiller zieht nicht in Frankreich, Racine nicht in Deutschland.

Jedem Stücke des *Conservateurs* ist ein kleiner Anzeiger (*feuille d'annonce*) angeheftet, worin Buchhändler-Nachrichten von zu erscheinenden und schon erschienenen französischen, meistens aber deutschen, zuweilen auch englischen, Schriften aufgenommen werden.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Himburg: *Annalen des Krieges*. Miscellen und Epifoden. I Band. *Annalen des Krieges und der Staatskunst*. Miscellen u. s. w. II. III. IV B. 1806. 256. 244. 254 u. 275 S. 8. broschirt. (4 Thlr.)

Dieses Aggregat von Aufsätzen, die an Werth und Inhalt sehr verschieden sind, scheint einem nicht zu Stande gekommenen Unternehmen des Vfs. des Geistes des neueren Kriegssystems sein Daseyn zu verdanken. Wahrscheinlich wollte der Hr. v. Bülow wirklich Annalen des Krieges herausgeben, wurde aber an der Ausführung gehindert, und die Verlags-handlung liefs nun die Bruchstücke nebst einer Anzahl vorrätiger Aufsätze von anderen Vfn. unter dem einmal gewählten, obgleich nun gar nicht mehr passenden, Titel abdrucken. So wenigstens lassen sich der Mangel an irgend einer Nachricht für die Leser, der Zusatz auf dem Titelblatt des zweyten Bandes, die einer Zeitschrift ähnliche Form und das Mißverhältnifs der Aufsätze unter einander noch am leichtesten erklären.

Der erste dieser Aufsätze, *Annalen des Krieges* (B. I), sollte vielleicht dem Werke zur Einleitung dienen; er scheint aber nicht fertig geworden, und gegen das Ende aus anderen Bülow'schen Papieren ergänzt worden zu seyn. Der Vf. spricht darin zuerst von den Römern. Sie mußten untergehn, sagt er, weil sie nicht Intelligenz genug besaßen, das zu erhalten, was sie durch Charakterstärke gewonnen hatten. Nach ihnen sieht er nichts als Ausartung und Verbrechen mehr in Europa; er überspringt das Mittelalter, und verzweifelt an der gegenwärtigen Generation. Darum soll denn auch das Gemüth bey ihm erlöschen, und nur das Urtheil lebendig bleiben. Er will gegen den Geschickten, gerecht seyn, weil der Gerechte nirgends zu finden ist.

Nach diesem Eingang liefs sich etwas Ganzes erwarten, wir erhalten aber nur einen Torso, eine mit Scharfſinn, aber auch mit vieler Paradoxie entworfene Charakteristik der Franzosen und der Engländer, als der beiden Völker, bey welchen das meiste Licht über die Angelegenheiten des Lebens und den Mechanismus der Gesellschaft verbreitet sey, — und Bemerkungen über die Möglichkeit einer Landung in England und über den Feldzug in Schwaben im November 1805. — *Über die Beschäftigung stehender Heere im Frieden*. Wenn dies eine Persiflage  
S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Bülow's seyn soll: so ist der Ton nicht übel getroffen. Die beiden folgenden Aufsätze: *Einige gewagte Ideen über Truppenverpflegung*, und: *Einfaches, aber freylich etwas sonderbares Mittel, den Soldaten gegen das Feldleben zu stählen*, scheinen nur um des Contrastes willen da zu stehen. Der eine will pulverisirten Zwieback, Bouillontafeln, rumfordsche Suppentafeln, gestampftes Heu (! welches kein Pferd frist. In einem raschen Feldzuge fällt das Heu ohne allen Nachtheil ganz weg) einführen, und der andere die Soldaten mit kaltem Wasser begießen. War es den Vfn. mit diesen Vorschlägen wirklich Ernst, oder wollten sie nur die Pedanterey irgend einer modischen Militärschule dadurch lächerlich machen?

*Über die letzte Schlacht Nelsons mit den Franzosen, nebst Bemerkungen über den englischen und französischen Seekrieg überhaupt; begleitet von einem Memoire, contenant le plan d'après lequel agit l'escadre de Toulon. Vom Hn. v. Bülow.* Die Bemerkungen sind interessant, das Ganze jedoch größtentheils schon in anderen Werken des Vfs. enthalten. Was aber diesen Annalen einen entschiedenen Werth giebt, ist die Sammlung von Actenstücken über verschiedene Begebenheiten des siebenjährigen und der beiden schlesischen Kriege, die, wenn sie hier auch nicht alle zum ersten Mal erscheinen, doch durch die Zusammenstellung mit anderen bekannten Berichten eine eben so angenehme als lehrreiche Unterhaltung gewähren. Rec. wird sie hier gleich aus dem ganzen Werke zusammenfassen. B. I. *Montazet und Maria Theresia im J. 1758. — Friedrich im Febr. 1760. Auszug aus einem Briefe des Grafen Montazet an den Herz. v. Choiseul.* — Graf M. begleitete als franz. Bevollmächtigter die Armee des Feldmarschalls Daun. — *Österreichischer Kriegsrath, und Schlacht von Torgau. Aus Montazets Memoiren.* — B. III u. IV. *Beyträge zur Geschichte der beiden ersten schlesischen Feldzüge: a) Disposition, wie es am 8 und 9 März 1741 bey der Attaque von Glogau gehalten werden sollte. b) Schreiben eines preussischen Subaltern-Officiers damaliger Zeit. c) Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an seinen Herrn Vater, Fürsten Leopold von Anhalt Dessau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen. — d) Disposition, wonach sämtliche Generalität etc. bey der Schlacht (von Mollwitz) zu achten haben. — e) Bericht des Prinzen Leop. Max. v. A. Dessau an seinen Vater von der Schlacht von Mollwitz. — f) Schreiben des Königs an F. Leopold von A. D. — g) Relation de la bataille de Mollwitz par un aide de Camp du Gen. Neuperg. — h) Schreiben eines anderen öster-*



reichischen Officiers darüber. — i) Bericht des Erbprinzen Leop. Max. v. A. Dess. an seinen Vater, über die Schlacht von Chotusitz. — k) Abweichende Umstände und Tadel des Betragens des Pr. L. M. v. A. D. aus dem VI Capitel der Geschichte meiner Zeit von Friedrich dem Grossen. — l) Österreichischer Bericht von der Schlacht zu Chotusitz. — m) Ein Zeitungsartikel wegen der Schlacht von Chotusitz. — n) Der unbekannte Krieger giebt sich zu erkennen. Diese beiden letzten erzählen eine Anekdote von dem Feldprediger Seegebarth, der nicht nur das Infanterie-Regiment Erbpr. v. Dessau, bey welchem er stand, sondern auch einige Escadrons Cavallerie, die zurückgeschlagen waren, wieder sammelte und in die Schlacht führte. — o) Brief des Erbprinzen L. M. v. A. D. an seinen Hn. Vater über die Schlacht von Hohenfriedberg, vom 4 Junius 1745. — p) Bataille de Friedberg par Mr. le Marquis de Valory. [Augenzeugen, damals Gefandten bey Friedrich II.] — q) Brief des Erbpr. L. M. v. Dessau an seinen Hn. Vater vom 11 Jun. 1745. — s) Auszug eines Theils des XIV Capitels der Gesch. m. Z., nebst [sehr interessanten] Szenen aus dem Leben des Fürsten Leopold v. Dessau. Der Einsender dieser Actenstücke, Hr. von Bärenhorst, hat sie mit schätzbaren Anmerkungen und Erläuterungen begleitet. Sein Zweck war, dadurch Beyträge zu einer Geschichte der Methode der Kriegsführung zu liefern, ein Zweig des militärischen Wissens, der noch wenig bearbeitet worden ist, und doch vorzüglich zur praktischen Bildung des Kriegers gehört. — B. III: Kaiser Joseph II. an den Feldzeugmeister von Wiedt 1774. — Friedrich der II. an den General von Tauentzien 1748. Beide Monarchen bezeigen ihr Mißvergnügen über die zur Revue versammelt gewesenen Regimenter; der Erste, wegen des nicht mustermäßigen Anzugs; der Andere, wegen der bey den Übungen vorgegangenen Fehler. — B. IV. Affaire bey Maxen, aus den bisher ungedruckten Memoires de Motazet übersetzt und, mit Anmerkungen begleitet, von Bülow.

Der I. B. enthält noch: *Mein letztes Wort über die Schlacht von Kollin*. Hr. von Retzow erweist die Richtigkeit seiner Angaben gegen einen Aufsatz in der *Neuen Bessona* mit überzeugenden Gründen, aber in einer sehr fehlerhaften Sprache. — *Über das Werk: Lebensgeschichte des Ggn. Lieut. Graf. von Schmettau*; eine weitläufige Kritik, die durch die vielen, aus dem Buche selbst abgedruckten Stellen mehr, als durch die in einem kostbaren Styl vorgetragenen Bemerkungen des Recensenten, die Leser unterhalten wird. — *Beytrag zur Charakteristik der französischen, österreichischen und russischen Heere, aus dem Storchischen Journal*; Ansichten eines Gelehrten, der, ohne praktische Kenntniß des Gegenstandes, aus einseitigen, oft bis zum Lächerlichen ruhmredigen Angaben schöpfen mußte. — *Über Bewegbarkeit, nebst einem Memoire über eine Erfindung portativer Zelter*, um eine Erfindung, wie es viele giebt, anzupreisen, bringt der Vf. große Gelehrsamkeit aus. — Man lasse doch alle die compendiösen Weitläufigkeiten weg,

und gebe den Truppen warme Kleider und satt zu essen! — *Miscellen*, größtentheils unbedeutend bis auf den Aufsatz über die körperlichen Befrafungen der Soldaten, der sehr richtig mit der Bemerkung endigt: „So lange ihr prügelt, werdet ihr auch prügeln müssen.“

B. II. *Friedrich und Napoleon*, von Bülow, eine Parallele, „didaktisch-militärisch-politischen Inhalts,“ reich an Abschweifungen, aber auch an treffenden Bemerkungen und sinnreichen Applicationen. — *Etwas über die Anlage (Anlegung) der Festungen*. Gute Maximen nach dem Bülow'schen System der Basis, aber nichts Neues. — *Versuch einer Berichtigung des von G. Venturini aufgestellten Systems der Kriegswissenschaften*. Der Vf. will die von V. bezeichnete Grenze zwischen Strategie und Taktik anders, und, wie es scheint, zweckmäßiger bestimmt haben. Da jedoch beide Wissenschaften durchaus unzertrennlich sind: so kann unmöglich viel darauf ankommen, unter welcher Kategorie ein oder der andere Nebenzweig, z. B. (S. 171) die Lehre von der Versorgung eines Heeres mit Arzney, vorgetragen werde. Die Replik des Hn. August Venturini, B. III, trägt bey aller Umständlichkeit zur Erörterung des streitigen Punctes wenig bey. *Inwiefern konnte Wien vertheidigt werden?* Die Beantwortung der Frage erwartet man vergebens. Der Vf., der mit glühenden Ballen (Ballen Tuchs? oder etwa Bälle?) anstatt der Kugeln schießt, zeigt bloß, daß Wien hätte vertheidigt werden sollen. — *Geist des Vegez, in Anwendung auf die neuern kriegerischen Erscheinungen betrachtet*. Sätze aus dem Vegez mit sehr unbedeutenden Anmerkungen. — *Über den Einfluss des Kriegs auf die Staatswirthschaft. Nach dem Französischen des Herrenschwand*. Geschrieben im Nov. 1804, und vorzüglich mit Hinsicht auf Preußen. Nicht erschöpfend, aber doch sehr lesenswerth.

B. III. *Charlemagne und Napoleon*, der Beschluss B. IV. Eine Skizze der Feldzüge Karls, aus welcher die dem Leser überlassene Vergleichung von selbst hervorgehen soll. — *Die Schlacht bey Leipzig im Jahre 1631*. Dieses Fragment einer noch ungedruckten Geschichte der Feldzüge Gustav Adolfs in Deutschland vom Hn. v. Bülow, gehört zu den interessantesten historischen Aufsätzen, deren Werth Rec. schon oben anerkannt hat. — *Versuch eines Grundrisses zu einem Kriegsplane für Preussen gegen Oesterreich und Russland*. Der Vf. will in Südplessen 3, und in Ostpreussen 5 Reihen Festungen anlegen, die, nebst dem schlesischen, 183,500 Mann Besatzung erfordern, nachher noch einen Offensiv-Krieg führen, ganz Polen erobern u. s. w.

B. IV. *Rede Gustav Adolfs an seine Generale, vor seiner Unternehmung nach Deutschland*. Von Bülow. — *Dürfen Kanonen verloren gehn?* Über das Vorurtheil, nach welchem man das Geschütz eben so heilig hielt, als die Fahnen, und aus Furcht, es zu verlieren, die Batterien zurückzog, ehe sie Wirkung thun konnten. — *Über die Verbesserung des Recognoscirens*. Eigene, zu diesem Zweck besonders

geübte Corps zu errichten, wäre kein übler Vorschlag; aber die beweglichen Telegraphen an den Piken der Reiter mit allen dem Apparat von Uhren, Fernröhren, Laternen u. s. w. gehören zu den complicirten und weitläufigen Einrichtungen, welche die Praxis mit Recht verwirft. Es geht damit in der Ausübung, wie mit den Feldkästchen, die der Speculationsgeist erfinderischer Arbeiter Officiere und Reisenden anpreiset. Man findet darin allerdings eine unglaubliche Menge von Instrumenten der Bequemlichkeit in einem äußerst kleinen Raume zusammengeschichtet; aber es wird auch so viel Zeit und Genauigkeit erfordert, sie gehörig aus- und einzupacken, dass man selten in den Fall kommt, sie gebrauchen zu können, und am Ende nur eine unnütze Last mit sich geschleppt hat. — *Vorschlag, den Nutzen des Trägers mit jenem der festen Ordnung zu verbinden.* Oder vielmehr: einen durch den anderen aufzuheben. — Seit einer Reihe von Jahren hat bey unsern theoretischen Taktikern die nicht genug zu rührende, schädliche Schwachheit geherrscht, dass sie, nie mit dem einfachen Nutzen irgend einer Einrichtung zufrieden, immer so lange grübelten und sahen, bis sie eine doppelte und dreifache Anwendung herausgebracht hatten, wobey denn aber das Ganze zu keinem Zwecke mehr recht tauglich blieb. Eben so seltsam war die Tendenz, den Soldaten unbehülflich zu machen, wovon hier ein Vf., durch *Einige Vorschläge für Reiterey und Fußvolk*, Beweise giebt. Um seine Truppen gegen Kugel und Klinge zu verwahren, bepackt er sie dergestalt mit Mänteln, Tornistern und Patronenfäcken vor Brust und Magen, dass man nicht begreift, wie sie die Arme rühren oder im Sommer die Hitze ertragen sollen. — *Über einen Vorschlag des General Ewald.* Dieser erfahrene Krieger sah in Amerika Boote von geteertem Seegeltuch, und schlägt vor, die Deckel der Brodwagen dazu einzurichten; unser Vf., dem das Brod nur eine Nebensache ist, will gleich den ganzen Korb des Brodwagens zum Ponton machen, und schlägt im Geist schon Schiffbrücken, über welche er Cavallerie und Geschütz gehen lässt. — *Revolution der Kriegskunst. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.* Das Bruchstück, obgleich von Paradoxien nicht frey, berechtigter zu vortheilhaften Schlüssen auf das Ganze, nicht so aber das folgende *Fragment aus einem ungedruckten Werke: Was ist Philosophie der Kriegskunst?* Der wegwerfende Ton des Eingangs (S. 133): „Ich gestehe, dass mich die Ambition, in Kritiken gelobt zu werden, wenig spornen kann. So wenig, dass ich die Ordnung meines Buches und die Feile meines Stils veräume. Wer kann helfen!“ zeigt gleich Anfangs, was man zu erwarten hat. Der Vf. hat jedoch nichts Geringes im Sinn; er will „nicht nur neue Gesichtspunkte andeuten, sondern auch den praktischen Nutzen stiften, dass man einige Resultate des Denkens wirklich im Vaterlande anwende.“ (ebend.) Wer so keck sich einen Denker nennt, soll wenigstens die angekündigte Unordnung des Vortrags durch Neuheit der Ideen zu vergüten, wil-

sen; aber der Vf. hat nur geschorzt; denn sein Vortrag ist bis zur Pedanterey systematisch, und wir lernen von ihm (S. 135), dass „diejenigen Heere die besten sind, welche der Vernunft einleuchtend, den Sieg verheissen; — dass eine solche Verheissung nur aus der Darstellung überwiegender Vortheile gegen Andere hervorgehen könne; diese Darstellung; aber in allen Theilen vollkommen rationell aufgestellt werden müsse, und dass es Sache der Philosophie sey, sie im Gebiet der Möglichkeit zu construiren, nachdem sie sich zu dem Geschäft vorher mit den nöthigen Ideen geschwängert habe.“ Nach diesem Eingang theilt er sein „Organon in drey Kategorien“: das kriegerische Gemüth, die strategische Leitung und die Gefechtsform, wogegen Niemand etwas einwenden wird; was er aber darüber sagt, ist aus Bülow und anderen Schriftstellern ausgeschrieben, und außer der *Globularform* Frankreichs (S. 145), welche Rec. hier zuerst kennen lernte, fand er in dem ganzen Aufsatze nichts Neues, als die Schulsprache. — *Notizen über die kaiserlich-königliche Armee am der Donau bis zur Capitulation von Ulm.* Ein Auszug aus Bülows Feldzug von 1805, vielleicht aus dem Manuscript, weil das Buch später als die Annalen herausgekommen zu seyn scheint. Kf.

BERLIN, b. Himburg: *Prinz Heinrich von Preussen.*

Kritische Geschichte seiner Feldzüge. Von dem Verfasser des Geistes des neueren Kriegssystems. I und II Theil: Mit Kupfern. 1805. 436 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. soll dieses Werk für die gelungenste seiner Arbeiten gehalten haben; Rec. kann ihm vor den übrigen Bülow'schen Schriften nur negative Vorzüge zugestehen. Es stößt nicht, wie die späteren, durch Leidenschaftlichkeit des Vortrags, durch bittere Ausfälle, durch muthwillige Paradoxieen oder durch widerliches Selbstlob zurück; aber es ermüdet durch die ironische, oft witzelnde Manier des Vortrags, und hat nicht Vollständigkeit genug, um den Gegenstand zu erschöpfen. Der Vf. scheint dieses gefühlt zu haben, und beschränkte daher die Erwartungen des Publicums durch den Zusatz auf dem Titel: Im Eingange erklärt er sich noch deutlicher, indem er sagt: „er werde sich mehr mit den Thaten als mit dem Lebenslaufe seines Helden beschäftigen; weil dieser weder für die Zeitgenossen neu, noch wichtig für die Nachkommen seyn könne (?); die zu erzählenden Begebenheiten würden aber mehrentheils kriegerische Auftritte seyn; weil die öffentlichen Handlungen des Prinzen fast ausschließlich in militärischen Verrichtungen bestanden hätten; — das Buch werde demnach mehr den Charakter der Geschichte, als der Biographie an sich tragen u. s. w.“ — und er glaubt nun, die Leser, welche die ganz mit Stilltschweigen übergangenen, wichtigen politischen Handlungen des Pr. H. auch als einen Gegenstand der Geschichte betrachten möchten, mit der Bemerkung (S. 302) abfertigen zu können, dass er sich bloß zu einer kritischen Geschichte der Feld-



züge desselben“ anheischig gemacht habe. — Aber auch als solche erfüllt die Ausführung den vorgesetzten Zweck nicht ganz. Eine Geschichte soll die Begebenheiten darstellen. Das geschieht aber hier nur fragmentarisch; sie werden als bekannt vorausgesetzt, und das Buch ist eigentlich bloß ein kritischer Commentar über verschiedene, mehr oder weniger die Feldzüge des P. H. betreffende Angaben der vorzüglichsten Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges. Um den Untersuchungen des Vf. folgen zu können, muß man die Werke jener Schriftsteller beständig zur Hand haben; eine Mühe, die kein denkender Militair sich verdriessen lassen darf, und wofür er sich durch einen Schatz von schönen Bemerkungen und aus einem tiefen Studium der Geschichte abgezogenen Maximen und Regeln belohnt finden wird. Für den Historiker dürften vorzüglich die Ansichten des Vf. interessant seyn; nur hat er sich, besonders da, wo Hr. v. B. aus dem Charakter der Personen oft zu kühn die Bürgschaft für die ihnen zugeschriebenen Handlungen hernimmt, mit den Schutz Waffen einer streng prüfenden Kritik gegen die rasche Dialektik dieser kritischen Geschichte zu verwahren.

Dafs ein Werk dieser Art keines Auszugs fähig ist, leuchtet von selbst in die Augen; bey dem Gegenwärtigen muß schon die Form von einem solchen Versuch abschrecken. Statt aller Abschnitte ist es in numerirte Paragraphen von sehr ungleichem Gewicht des Inhalts getheilt, in welchen das Raisonement ununterbrochen, wenn gleich oft abspringend, fortläuft. Rec. begnügt sich daher, nur die Charakteristik der Feldzüge des Pr. H., mit welcher der Vf. seine Abhandlung beschließt, hieher zu setzen: „Sie sind“, heist es S. 316, „zu correct, um die Excentricität des Genies zuzulassen. Ein fehlerfreies Werk wird selten durch erhabene und kühne Conceptionen verherrlicht. So in der Literatur, so auch im Kriege. Strenge sich auf Vertheidigung einschränkend, faßte er nie den Gedanken(?), den Behauptungskrieg in einen Angriffskrieg zu ver-

wandeln. Seine Angriffe waren taktisch, nie wurden sie bey ihm strategische Operationen. Nach denselben, wenn sie auch glückten, senkte er sich stets wieder in seine Vertheidigungspositionen zurück. Nie hat ein Feldherr mehr die Grundsätze der Befestigungskunde auf Taktik und Strategie übertragen. Seine Stellungen waren Bastione, seine Märsche gleichsam Schutzlinien.“ — So treffend dieser Umriss die Operationen des Pr. Heinr. charakterisirt, so wirft er doch ein zu einseitiges Licht auf das Genie des Helden. Die Sphäre, in welcher sich Heinrich bewegte, war nicht die Sphäre seines Genies, sondern ein ihm vorgeschriebener Wirkungskreis. Dafs er diesen nicht überschritt, zeugt von einem bewundernswürdigen Gleichgewicht aller Kräfte dieses seltenen Geistes. Wo er mehr freye Hand hatte, z. B. bey der Schlacht von Freyberg, die der Vf. selbst „eine der best-entworfenen und best-ausgeführten in den Annalen des Krieges“ nennt, zeigte er, welcher Conceptionen er fähig war, und seine Vertheidigungs-Maßregeln waren beynahe immer mehr auf strategische als bloß taktische Berechnungen gegründet.

Der Anhang enthält auf 6 Bogen die Beschreibungen von Rheinsberg und von dem Monumente, welches der Pr. Heinrich auf diesem seinem Landsitze einer Auswahl preussischer Feldherren errichten ließ; die Rede, die er bey der Einweihung desselben hielt, und die 32 Inschriften des Denkmals; jene bloß deutsch, diese zum Glück auch im französischen Original, da die flüchtige Übersetzung des Hn. v. Bülow oft das Charakteristische des Inhalts verwischt. Das wohlgetroffene Brustbild des Prinzen, von Bolt nach einem Graffschen Gemälde gestochen, dient dem ersten, so wie die Abbildung jenes Monuments dem zweyten Bande zum Titelpuffer, und die Schlacht bey Freyberg ist durch einen kleinen, aber deutlichen Plan dargestellt. Der Druck mit lateinischen Lettern und das Papier sind sehr schön.

Kf.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Berlin, b. Litfas: *Öffentliche Dankadresse an den Hn. Vf. der Schrift: Der Adel, was er ursprünglich war, was er jetzt ist, und was er künftig seyn soll.* Ein Angebinde zum Geburtstage aller achradlichen Herren und Damen, insbesondere auch für die Herren von Jena und Auerstädt. 1808. 80 S. 8. (8 Gr.) Eine Dankadresse in ironischem Verstande. Der Adel soll hier gegen die Beschuldigungen des Bürgerstandes, besonders gegen den Vf. der oben erwähnten Schrift, vertheidigt werden. Zu einer solchen Vertheidigung gehören eindringende, tief aus der Natur der Staaten geschöpfte Gründe. Davon ist aber bey unserm Danksteller keine Spur anzutreffen. Er verliert sich in die alltäglichsten Betrachtungen, und beweiset nicht das mindeste für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Adels. Alles concentriert sich bey ihm in die ohnmächtige Behauptung, dafs es in beiden Ständen rechtschaffene Leute gebe. Wenn nichts Stärkeres für den Adel zu sagen wäre, so hätte er gerade dadurch seine Sache verloren. Denn die Rede ist von seiner höheren, nicht von seiner gleichen Verdienstlichkeit. Ganz unerträglich macht sich unser Vertheidiger, wenn er seines Gegners spottet. Sein Witz ist gar zu plump, seine Retorsionen ekelhaft und

mat. Wenn jener z. B. den bekannten alten Reim in folgenden Worten:

Als Adam grub und Eva spann,  
Wo war denn da der Edelmann?

anführt: so verbessert ihn dieser so:

Als Adam hackt' und Eva spann,  
Wo war ein besser Edelmann?

und beruft sich zu dem Ende auf ein Buch vom J. 1667, unter dem Titel: *Geflickte Ficken oder Studentenconfect.* Die angehängten Verse sind der übrigen Schrift vollkommen würdig, und haben eben so wenig Inhalt. Chh.

CHEMIE. Erfurt, b. Hennings: *Chemisches Probiercabinet oder Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenschaften der Reagentien.* Von D. J. B. Trommsdorff, Professor der Chemie und Apotheker zu Erfurt. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1806. 76 S. 8. (6 Gr.) Die Verbesserung besteht in einigen hinzugekommenen gegenwirkenden Mitteln und einigen der Schrift angefügten Büchern, die auf die Absicht, welche durch ein solches chemisches Probiercabinet erreicht werden soll, Bezug haben. X + Y.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## KIRCHENGESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebrüdern Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung* von D. G. J. Planck, Confessor. Rath und Prof. der Theologie zu Göttingen. Vierten Bandes zweyter Abschnitt. — Auch unter dem Titel: *Geschichte des Papstthums in der abendländischen Kirche von der Mitte des neunten Jahrhunderts an*. Zweyten Bandes zweyter Abschnitt. 1807. 760 S. kl. 8.

Dieser Band begreift die Veränderungen in dem Zustande der *kirchlichen Gesellschaft*; von der Mitte des 11 bis zu dem Ende des 13 Jahrhunderts, und zwar 1) in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche; 2) in mehreren Einrichtungen und Verhältnissen der kirchlichen Gesellschaft selbst; 3) in dem Zustande des grösseren, aus mehreren vereinigten Gesellschaften entstandenen Kirchenkörpers und in den verschiedenen Formen seiner Verbindung. Wir haben schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände dieses Werk überhaupt von verschiedenen Seiten betrachtet und beurtheilt. Da es sich in dieser Fortsetzung gleich geblieben ist: so brauchen wir über die Beschaffenheit u. Einrichtung desselben im Allgemeinen hier nichts hinzuzusetzen, behalten uns übrigens noch ein Urtheil über das Ganze bey dem nächsten Bande, welcher das Werk beschliesen wird, vor. Hier wird es hinreichend seyn, bey einzelnen Partheien des vorliegenden Bandes zu verweilen, und die Leser mit dem Inhalte desselben genauer bekannt zu machen.

In dem Abschnitte von den Veränderungen in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche handelt der Vf. vom Investiturstreite, vom Regalien- und Spolien-Rechte, von dem Einflusse der steigenden Macht der Könige und des Aufkommens des Bürgerstandes auf die Kirche und ihre Vorsteher, von dem Streite der Kirche mit dem Staate über die Immunität ihrer Güter, von den Bemühungen der Kirche, ihre Gerichtsbarkeit zu erweitern, und von der Verminderung der Kraft des kirchlichen Banns und Interdicts. Mit besonderer Genauigkeit und Sorgfalt ist der Streit über das Recht der Regalie und das daraus entstandene Spolienrecht erzählt. In der Erzählung des Streits über die Immunität der Kirchengüter wird S. 162 f. gesagt: „Man wird in Erstaunen gesetzt, wenn man sich recht eigentlich zu dem Anfassen der Vermuthung gezwungen fühlt,

S. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

dafs es schon zu dem grossen Plane Gregors VII. bey dem von ihm angefangenen Investiturstreit gehören mochte, nicht nur alle zu dem Klerus gehörigen Personen, sondern auch alle Güter der Kirche von jeder Lebensverpflichtung frey zu machen. Das ungeheuer Grofse des Plans erscheint von dieser Seite her so schreckend, dafs man kaum begreifen kann, wie er nur an eine künftige Möglichkeit seiner Realisirung glauben konnte. Das Letzte ist um so richtiger, da Gregor in dem Investiturstreite nie etwas anderes verlangte, als dafs die Bischöfe und Äbte nicht mit Ring und Stab von den weltlichen Regenten investirt werden sollten, aber nie etwas dawider hatte, dafs sie ihnen wegen ihrer Güter den Vasalleneyd schwören, und sich von ihnen investiren lassen sollten. Man findet auch in der ganzen Geschichte und den Schriften Gregors zu dieser Vermuthung keinen Grund. Einen solchen Grund weifs auch der Vf. nicht nachzuweisen, sondern er beruft sich nur darauf, dafs einer der nächsten Nachfolger dieses Papsts, Urban II, welcher noch dazu ehemals einer seiner vertrauesten Rathgeber und Gehülphen gewesen sey, zur Ausführung dieses Plans ganz offen Anstalten gemacht habe. Dies kann auch nicht geleugnet werden, aber dadurch wird man noch nicht zu der Vermuthung genöthiget, dafs dasselbige schon im Plane Gregors lag; Urban selbst wurde vielleicht erst nach dem Tode Gregors auf diese Idee geleitet.

In dem Abschnitte über die Veränderungen, welche in gewissen Einrichtungen und Verhältnissen der kirchl. Gesellschaft selbst vorgingen, kommen vorzüglich folgende Materien vor: Verfall aller Zucht und Ordnung unter dem Klerus nebst den Ursachen desselben — Zustand des kirchlichen Güterwesens — Kirchliches Bußwesen und Matrimonialrecht. — Neue Ketzergesetze und Inquisitionsgesetze. — Mönchswesen und geistliche Ritterorden. — Viel zu kurz und dunkel ist das, was S. 424 f. von den Ursachen vorkommt, warum ohngefähr seit der Mitte des 11 Jahrhunderts die Kirche den Heirathshindernissen, die aus der Verwandtschaft entsprangen, eine so grofse Ausdehnung gegeben habe. „Die seltsame Ursache dieser Erscheinung, heifst es, findet sich in der wissenschaftlichen Rechtsgegeschichte des Zeitalters, denn sie entsprang höchst wahrscheinlich blofs aus einem Mißverstände der alten Rechtsprache oder aus einer neuen Sprache, die man in die kirchliche Rechtswissenschaft eingeführt hat: e. In der Sprache des älteren kirchlichen und bürgerlichen Eherechts wurden die verbotenen

den ihm angewiesenen Districten, angestellt seyn. Der Vf. unterscheidet neun Hauptschritte, wodurch die Päbste sich diesem Ziele immer mehr näherten, und zwar folgende: Gregor VII. erfindet eine neue Eidformel für die Bischöfe — die Päbste maßen sich das Confirmationsrecht aller Bischofswahlen und das Recht an, Legaten von einer neuen Art, *ad visitandas ecclesias* abzusenden — das Recht der Dispensation als ausschließendes Recht — eine mit der Jurisdiction der Bischöfe in allen Rechtsfachen concurrirende Gerichtsbarkeit — sie beschränken die Rechte der Metropolen — sie eignen sich das Recht zu, allgemeine und Provincial-Synoden auszuschreiben und alle ihre Beschlüsse zu bestätigen — zu kanonisiren — und über alle Kirchenämter uneingeschränkt zu disponiren. Wir gestehen zu, daß diese Schritte jetzt geschahen, und daß man mit Beharrlichkeit jetzt daran arbeitete, jenes Pabstideal auszuführen; übrigens wird wohl der Vf. selbst nicht in Abrede seyn, daß schon vorher hier und da diese Schritte geschahen und die Idee selbst oft vorkam. Man könnte dies aus seiner eigenen Geschichte beweisen, und S. 617 sagt er selbst, daß die entscheidendsten Ausdrücke, worin sich Gregor und seine Nachfolger über dieses Pabstideal äußerten, auch schon von früheren Päbsten gebraucht wurden. Das Wahre ist also wohl das, daß seit Gregor nur das Ideal deutlicher und bestimmter gedacht, und der Realisirung desselben fortgesetzt, beharrlich und consequent nachgestrebt wurde. Von der Obergewalt der Päbste über die weltlichen Staaten und Regenten wird unseres Erachtens S. 730 f. sehr richtig geurtheilt, daß, ohngeachtet sie oft behauptet und von den Fürsten selbst oft anerkannt wurde, doch die Päbste niemals in den vollen Besitz derselben gekommen seyen. „Wenn auch, wird unter anderen gesagt, einige Fürsten dieses Zeitalters den Glauben daran so weit zu treiben schienen, daß sie ohne weitere Veranlassungen sich selbst und ihre Reiche dem römischen Stuhl zinsbar machten, und sich mit der Entrichtung eines förmlichen Tributs zu einer jährlichen Recognition seiner Oberherrschaft verpflichteten: so war es ihnen doch selbst niemals dabey klar, daß sie eine weltliche Obergewalt damit anerkennen mußten oder wollten. Meistens sollte es nur ein Beweis von Demuth oder Höflichkeit seyn, die sie Gott selbst oder dem h. Petrus dadurch geben wollten, wobey sie zuweilen auch im Ernst glauben mochten, daß sie dafür desto gewisser auf den besonderen Schutz des Einen und des Anderen rechnen könnten, aber es sollte immer dabey freywilliger Beweis ihrer Demuth seyn; daher konnte es ihnen desto weniger einfallen, ein Recht damit zu agnosciren, das Gott selbst dem Pabste über sie eingeräumt habe. Eben so verhielt es sich mit den anderen Formen, worin sie es zuweilen zu agnosciren schienen. In den meisten Fällen glaubten sie gar nicht, dem Pabste damit eine wirkliche Obergewalt in weltlichen

Dingen einzuräumen, sondern nur eine Einmischung des Oberhaupts der Kirche in Sachen, welche auch diese und die Religion betrafen, zuzulassen; in keinem Falle aber hielten sie sich durch die weiteren Folgen gebunden, die man aus ihrer Zulassung ziehen könnte, denn sie hatten ja an keine dieser Folgen dabey gedacht. Dies legte sich am sichtbarsten daraus zu Tag, weil nicht nur immer auch noch von den Fürsten von Zeit zu Zeit sehr starke Protestationen gegen das Princip der päpstlichen Theokratie eingelegt, und von den nämlichen Fürsten eingelegt wurden, die es schon zu einer andern Zeit anerkannt zu haben schienen, sondern weil sich die Päbste selbst so oft gezwungen sahen, die Ansprüche, welche sie darauf gründeten, schon nach dem ersten Versuch, den sie zu ihrer Behauptung gemacht hatten, wieder aufzugeben. — Eben deswegen machten es sich auch die weisesten unter den Päbsten dieser Periode zum Grundsatz, jeden Streit über das Princip sorgfältig zu vermeiden; daher nahmen sie es auch mehr als einmal selbst wieder zurück, wenn sich wider ihre Erwartung gegen eine Annahme, welche sie darauf gebaut hatten, ein Widerspruch erhob, der zu einer weiteren Untersuchung führen konnte. — Mit der weltlichen allgemeinen Monarchie der Päbste kam es also freylich nicht weit über die Theorie hinaus; allein in dieser wurde doch das Lustschloß wirklich aufgeführt und ausgebaut; und schon der Effect, den es hier machte, wurde unermesslich vortheilhaft für den römischen Stuhl. Es war der Glaube an ihre allgemeine weltliche Monarchie, wodurch ihr wirkliches Aufsteigen zu der allgemeinen kirchlichen am meisten befördert wurde. — Ein allgemeines Urtheil über das Rechtsfundament, den Werth und die Halbarkeit des Papalsystems, macht den Beschluß dieses Bandes, und ist sehr gemäßigt und unbefangen. Über den Werth dieses Systems aber hätten wir ein bestimmteres und ausgeführteres Urtheil erwartet und gewünscht. Man findet nichts, als S. 736: „So leicht man es sich denken kann, daß und wie ein besserer Zustand für die ganze europäische Menschheit auf einige Zeit hätte herbeigeführt werden können, wenn sich das System der päpstlichen Theokratie nur ein Jahrhundert hindurch hätte behaupten lassen: so deutlich wird man es mit einem durch kein Vorurtheil verfälschten Auge in der Geschichte selbst gewahr, wie viel in dem Zustande der Kirche durch das System des universellen römischen Episcopats verbessert, und wie viel wahrhaftig Gutes durch jene unbeschränkte Allgewalt, welche sich die Päbste herausgenommen hatten, gestiftet wurde.“ Aber was wurde dann dadurch im Zustande der Kirche verbessert, worin bestand dann das viele wahrhaftig Gute, welches dadurch gestiftet wurde, warum wurde es durch das Pabstthum gestiftet, was war in diesem für eine Idee wirksam?

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## B I O G R A P H I E E N .

BERLIN, b. Maurer: *Neuer brittischer Plutarch. Oder Leben und Charaktere berühmter Britten, welche sich während des französischen Revolutionskrieges ausgezeichnet haben. Nebst einem Anhang von Anekdoten. Von Friedrich Wilhelm Gillet, erstem Prediger bey der werderschen und dorotheenstädtischen Kirche. Mit einem Titelkupfer und 24 Bildnissen. 1804. XII und 420 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

**K**leine Nation hat grössere Vorliebe für die Biographie, keine in diesem Fache der Literatur sich mehr hervorgethan, und in Hinsicht auf Darstellung, Treue und Wahrheit grössere Muster geliefert, als die Engländer. In keinem anderen Lande herrscht ein solcher Sinn, eine so allgemeine Empfänglichkeit für diese grosse Schule der Bildung und des Beyspiels. Rec. hat sich oft gewundert, wenn er sogenannte *Lives*, die Übersetzung des Plutarch, vorzüglich in der früheren kleinen Handsausgabe, oder den *British Plutarch* als das einzige Bibliothekstück in den Häusern der geringsten Classen fand, und erinnert sich Beyspiele von Landleuten, Pächtern und Handwerkern, die letzteren fast auswendig wussten, und eine Belesenheit vorriethen, die Erstaunen erregte; ja er weis, dass Genie und Kraft in vielerrallein dadurch zuerst geweckt und aus der Dunkelheit hervorgezogen wurden. Nirgends erhielt sich dieser vorherrschende Nationalgeschmack unwardelbarer und reiner, nirgends wird er von herrschenden Systemen und Moden, oder unglücklicher Vielwifferey weniger verdrängt, nirgends wirkt er so mächtig auf das Leben und die praktische Bildung, nirgends endlich erhält der Biograph solchen Stoff vom Originalität und Mannichfaltigkeit, als unter den Britten. Selbst auf Deutschland hat diese National-Individualität bedeutenden Einfluss gehabt, und eine ähnliche Neigung, wo nicht hervorgerufen, doch sehr ausgebildet.

Die Lebensbeschreibungen grosser Britten, Gelehrten, Staatsmänner, Künstler, Geschäftsmänner u. s. w. auf deutschen Boden zu verpflanzen, könnte, wenn gehörig motivirt, für die ganze Literatur, besonders für die Geschichte, für die Kenntniss der englischen Staatsverfassung, der Sitten, des ganz eigenenthümlichen Ideenganges dieser so ausgezeichneten Nation, so wie für das praktische Leben, von mannichfaltigem Nutzen seyn. Soll eine solche Darstellung in unserer Sprache und in unserem Geiste diesen Gewinn wirklich bezwecken und ohne Täuschung erzielen: so würde Rec. an den Verfasser folgende unerlässliche For-

derungen machen. 1) Er sey mit der Geschichte, der gesetzlichen und bürgerlichen Verfassung der Engländer, nicht bloß dem todtten Buchstaben, sondern dem Geiste nach, innigst vertraut: so wie mit allen den mannichfaltigen Beziehungen zwischen dem Könige und der Nation, der Nation und den Grossen, mit den Gesichtspuncten und dem Gange der Parteyen, mit den politischen Ansichten und öffentlichen Maßregeln. Nur auf diesem Wege allein lassen sich isolirte Handlungen und Handlungsweisen von dem individuellen Charakter selbst trennen, und in ihrem wahren und ursprünglichen Lichte erspähen; nur an diesem Faden findet man sich aus dem Labyrinth der *Opposition* und der *Ministerialen* glücklich heraus; unverwickelt in einem mehr denn hundertjährigen Gewebe der Constitution, das tief in seinen geheimsten Knoten und Windungen zu durchschauen, den schärfsten Blick und die behendeste Gewandtheit erfordert. Zahllos ist das Heer unserer politischen und statistischen Schriftsteller, unserer Journalisten und unberufenen Reisebeschreiber, welche an dieser gefährlichen Klippe gescheitert sind, und noch stündlich scheitern! — 2) Der wahre Geist der originellen Insulaner, das Leben der Grossen, wie der mittleren Classe, und die Gesichtspuncte, aus welchen man jenseits des Canals das Weben und Leben der Menschen beurtheilt, schweben ihm in ihrer ursprünglichen Reinheit beständig vor Augen. 3) Die Sitten und Gewohnheiten, die Philosophie des Lebens, die bürgerlichen Verhältnisse und Einrichtungen, die religiöse Verfassung so wie der religiöse Charakter, der Mechanismus so wie der Geist der Schulen und literarischen Institute sey ihm nicht fremd. 4) In dem Gebrauche aller literarischen Hülfsmittel, vorzüglich der in England erschienenen, fühle er sich nicht beschränkt, und bey dem Studium der Quellen selbst erwäge er mit hoher Sorgfalt den Standpunct und Parteygeist ihrer Verfasser; durchschaue tief das weite Spiel der Leidenschaften, und lasse sich in diesen trügerischen Umgebungen nicht durch Schein und Maske blenden. Jeder Lebensbeschreib. gehe die Literatur der Quellen, nebst ihrer Würdigung, so reichhaltig als möglich, voran, und bey entscheidenden Urtheilen u. Ausprüchen werde der Gewährungsmann gewissenhaft citirt. 5) Der moralische und politische Charakter des Staatsmanns, des Gelehrten, des Helden, muß nicht nach diesen oder jenen isolirten Handlungen, nach seiner Stimmung für diese oder jene Maßregel des Ministers, der Whigs oder der Tories, sondern mit steter Vorsicht nach den umfassenden u. vielseitigen Gesichtspuncten und Resultaten abgewogen und gerichtet werden, welche aus dem Totalverhältniß obiger Anschauung hervorgehen. 6) Der deutsche Biograph des Britten muß

die engl. Sprache nicht bloß aus der Grammatik und dem Wörterbuche kennen; er muß mit dem Geiste, mit den originellen Eigenthümlichkeiten, mit den vielfachen Deutungen derselben innig vertraut seyn; oder er wird sich in tausend Fällen in der größten Verlegenheit fühlen und sehr verdreht, sehr leicht und unerföhrt das wiedergeben, was in England mit so hoher Originalität gedacht, mit so ächtem *Sterling-Witze* gesprochen wurde. Unter solchen Vorbereitungen muß er endlich 7) wenigstens Ein Jahr in *Alt-England* im täglichen Umgang mit allen Classen der Nation zugebracht, oft den Debatten der beiden Häuser beygewohnt, und durch praktische Anschauung und festgehaltenes Studium *das* ergänzt und vollendet haben, *was* selbst dem besten Kopfe an der Hand der bloßen Theorie ewig unerreichbar bleibt.

Nur *der* Mann, der alle diese Pflichten kennt, und voll Kraft und Weihe sich in dem Besitz aller dieser hohen Forderungen der Kritik lebendig fühlt; auf dem der Geist des Charoneers im höheren Sinne ruht, der bey Verarbeitung seines Stoffs von eigem festem Urtheile, von tiefem Scharfblick geleitet wird; — nur *dieser* Mann darf sich als ein deutscher Plutarch der Briten constituiren. Mit Bewunderung wird das dankbare Volk der Deutschen ihn hören, warme Theilnahme, gründliche Belehrung alle ergreifen: sein Werk wird das Gebiet unserer Kunde von Albion erweitern, uns auf den einzig wahren Standpunct gründlicher Ansicht stellen, ein classisches Werk der Nation werden; ja vielleicht für den stolzen Briten selbst eine Fundgrube, wo er manches gediegene Goldkorn finden und in Zukunft benutzen dürfte.

Hr. Gillet bleibt weit, sehr weit, hinter diesem Vorbilde! Das vor uns liegende Werk beurkundet dieß Urtheil durchaus. Der Vf., der von seinen Quellen nur vorzüglich die so viel gelesenen, aber auch so höchst partyischen, nur mit der äußersten Vorsicht zu empfehlenden *Public Characters* anführt, war offenbar nicht in dem Besitze aller der Materialien, die dazu nöthig waren, und noch unendlich weniger in dem der oben aufgestellten individuellen Erfordernisse. Nur zu oft sieht man die Verlegenheit, in welcher er sich fühlte, zwischen den schwankenden Meinungen und Urtheilen der englischen Lebensbeschreiber zu wählen; und noch öfterer, wie er in der endlichen Wahl und sich so häufig widersprechenden Gesichtspuncten fast immer entschieden unglücklich ist. Warum? Weil es ihm an der wesentlichen Masse von Vorkenntnissen und Studien fehlt, die zu der Basis gehören, wovon die Kritik ausgeht; weil er fast immer übersetzt, und sich von der Feder seiner Vordermänner leiten läßt; weil es ihm an Kenntniß der englischen Verfassung, Sitten und Sprache gebricht u. s. w.

In seiner eigenen Sprache herrscht zu wenig Einheit und Adel, zu wenig nervige Kürzen und kraftvolles Leben des Ausdrucks, und sehr selten jene einfache Würde, jener ruhige Ton, worin der Biograph sich allein nur mit Beyfall aussprechen kann. Die Ein- und Übergänge, womit er den fremden Faden der Erzählung einleitet, abreißet und wieder anknüpft, bilden einen unangenehmen Contrast, einen ewigen Wechsel von Licht und Schatten, der in der ruhigen Betrachtung seiner Gemälde stört, und dem unerzwungenen Eindruck ohne Noth vorgreift. Rec. mußte mit gro-

ßer Weitläufigkeit in eine eigene Abhandlung eingehen, wenn er dieses Urtheil mit Thatfachen belegen wollte; er kann sich hier nur auf diese und jene Bemerkung einschränken.

Die hier aufgestellten Gemälde sind folgende 24: Nelson; Horne Tooke; der Marquis von Cornwallis; Lord Duncan; Lord Grenville; Vicomte Bridport (Hood); Sheridan; Graf Moira; Dundas (Vicomte Melville); Graf St. Vincent; Burke; Addington; Erskine; Lord Hobart; Graf Stanhope; Graf Howe; Graf von Rumford; Lord Loughborough; Herzog von Portland; Sir John Sinclair; Sir Sidney Smith; Fox und Pitt.

Das Leben von Nelson ist äußerst dürftig. Vor allen Dingen hätte gezeigt werden sollen: *wie* wurde der große Mann das, was er war, und *wie* wirkte sein moralischer Charakter und seine frühere Erziehung auf seine militärische und politische Laufbahn? Rec., der die vorzüglichsten Werke über den größten Seehelden der neueren Zeit bis zu dem Jahre 1806 besitzt, gesteht zwar, daß die besten Schriften und Biographien erst nach seinem Tode erschienen sind; aber vor dem Jahre 1803 war es schon möglich, etwas ganz anderes zu liefern, als man hier findet. So hätte z. B. für die frühere Periode *Moseley's Treatise on Tropical Diseases, on Military operations and on the Climate of the West Indies* mit großem Gewinne benutzt werden können. S. 5 wird Nelsons Vater „ein Rector und Prediger“ genannt. Denkt der Deutsche nicht dabey an seinen Schulrector? — Schon aus Wendeborn hätte der Vf. wissen sollen, daß die *Rectors* und *Vicars* die eigentlichen Pfarrherrn oder Prediger bey den ihnen angewiesenen Gemeinden sind; bloß mit dem Unterschiede, daß ein Rector (*Rector Ecclesiae parochialis* S. *Jacob's New Law-Dictionary*, Lond. 1729 fol. Art. *Rector* und *Rectory*) die von Alters her gehörigen Zehnten ganz ohne Ausnahme besitzt und einsammelt; dagegen der Vicar nur die kleinen Zehnten zieht; weiß die, welche die Pfarren ehemals als ein Eigenthum an sich rissen, wohin besonders die Klöster gehören, ihre Vicarien auf denselben hielten, denen sie nur wenig und nur die geringen Zehnten einräumten, welche den Abten und Conventualen einzusammeln zu beschwerlich waren. Auch von väterlicher Seite gehört die Familie Nelson zu einer der ältesten in England. Nicht nach einem alten *Classiker* (!), sondern nach dem ersten Lord Walpole, Bruder des berühmten Sir Robert, nachherigem erstem *Earl of Oxford*, gab ihm der Vater den Namen Horatio. Von der in England lange bekannten und so oft erzählten Anekdote aus den Jahren seiner früheren Kindheit auch kein Wort! Der Knabe mochte etwa 5 oder 6 Jahre alt seyn, als er mit einem schon älteren Gespielen ins Feld läuft, um Vogelnester zu suchen. Er wird vermisst, er kommt nicht zu Tische; man wird unruhig und schickt zu Pferde und zu Fasse nach allen Orten Boten aus. Endlich findet man ihn ganz allein und unbekümmert an der anderen Seite eines Baches sitzen (sein Kamerad hatte wahrscheinlich hinüber zu kommen gewußt und ihn verlassen) tief hinein und umher schauend, als sinne er auf Mittel, wie auch er über das Wasser kommen wolle. Man bringt ihn nach Hause, und die liebevolle Großmutter sagt mitten in ihren sanften Verweisen: „Aber Kind, mich wundert, daß dich die Furcht nicht nach Hause trieb!“ — „*Fear, Grandmama*, antwortete der Knabe

mit heiterer Miene und voll kindlicher Unschuld, *Never saw Fear; what is it?* (Furcht, Großmutter, ich habe in meinem Leben noch keine Furcht gesehen; was ist das?)“ Wem fällt hier nicht Admiral Howe ein? — Konnte dies, an sich so unbedeutende, Ereigniß auf die spätere, so merkwürdige Organisation des großen Mannes nicht eine sehr leitende Einwirkung haben? — *Colquhoun's Police of the Metropolis* (denn dieses Buch wird doch wohl unter den *unsterblichen* Werken desselben gemeint) ist ein sehr verdienstvolles und sehr geschätztes Werk; aber darum gehört es noch nicht zu den *unsterblichen*; vielweniger lernt man daraus „die *Verfassung Englands kennen*.“ Bey dieser Gelegenheit kann Rec. die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sehr achtungswerthe Männer in London, und vorzüglich Doctor B —, sein vieljähriger Freund, Colquhoun (spr. Kohuhn) oft den Vorwurf gemacht haben, er habe in seinem Gemälde von London die Farben doch etwas zu stark und grell aufgetragen. Die Gerechtigkeitspflege in England hat ihre Mängel; aber welcher gründliche Kenner der Constitution und des englischen Rechts schüttet das Kind mit dem Bade aus, und nennt es „eine *elende Justizverfassung, unter welcher das Land seufzet?*“ Woher weiß Hr. G., daß Nelson „eine so glückliche Ehe“ führte? — Gerade das Gegentheil. Lady Nelson verbitterte ihm das Leben; es war eine Verbindung, die zu den unglücklichsten gerechnet werden mußte, ihn mehr als einmal in eine Stimmung setzte, die an Verzweiflung grenzte, und endlich eine Trennung nöthig machte. Seiner engern edlen Verhältnisse (diese waren es, welche dem großen Manne das Leben erhielten,) mit Sir William und Lady Hamilton wird kaum gedacht; und gerade hier ließe sich so Vieles entwickeln und von anziehenden Seiten darstellen, was schon im Jahre 1803, wo der Verfasser schrieb, nicht mehr unbekannt war, wenn gleich gegenwärtig tiefer untersucht und beleuchtet. — Die große Schlacht bey Abukir, wo, wie Frankreich meinte, das Schicksal Englands und Ostindiens auf dem Würfel stand, und wo Nelson in seiner höchsten Eigenschaft erscheint, in der Kühnheit zu entwerfen und dem unerfütterlichen Willen auszuführen, Hinsichten, in welchen er leicht der erste Seemann seyn dürfte, den Großbritannien je hervorgebracht, wird so mager und dürre erzählt, wie ein flacher Zeitungsartikel, und so wenig vernünftig, daß der minder kundige Leser zu keiner anschaulichen Ansicht gelangt. — S. 31 wird Eton „ein akademisches (!!) Gymnasium, auf dem sich die jungen Leute von dem Schulstaube reinigen müssen!“ genannt! Wie wenig muß der Vf. dies Institut kennen. S. 33 „besteigt Georg der III den Thron, und ändert, gleich einer neuen Sonne, den Lauf der Planeten!“ Horne Tooke legte sicher den ersten Grund zu seinen späteren politischen Verirrungen und daraus entstehenden Verfolgungen durch die frühern und sehr übereilten Verbindungen mit Wilkes; und dieser Gesichtspunct hätte von Hr. G. scharfer aufgefaßt, und die folgende Laufbahn des stürmenden Dämogogen daraus müssen entwickelt werden. Trotz der glänzenden Talente des Mannes, war er doch wenig zu einem Volksredner geeignet, und würde selbst in den günstigsten Verhältnissen nie eine große Rolle gespielt haben. — Das Leben des edlen, so hochverdienten Grafen Cornwallis gehört zu den gelungensten des Verfassers: so wie das von

Grenville wiederum gar keine Haltung und so viel Unzweckmäßiges und Fremdes hat. Seit dem J. 1803 sind wir indess in dem Besitze von mancherley Materialien, die dem künftigen Biographen des brittischen Aristides sehr bedeutend vorgearbeitet haben.

Sehr begierig war Rec. auf die Lebensbeschreibungen von *Sheridan, Burke, Pitt und Fox*; gesteht aber, daß sie ihn gar nicht befriedigt haben. Hier war es, wo der *eigene* Geist des Vfs. sich hätte zeigen, seine Kenntniß der brittischen Verfassung beurkunden und das tiefe Gewebe der beiden Hauptparteyen im Staate, unter welchem die Wahrheit verschleiert liegt, aufdecken, und das Korn von der Spreu scheiden müssen. Statt dessen sieht man auf jeder Seite, wie Hr. G. fast immer vom fremden Partey - Urtheile geleitet und in Widersprüche und Labyrinth geführt wird; die ihm keinen Ausgang zeigen, wie das z. B. bey dem Streit zwischen Fox und Pitt über die indischen Angelegenheiten recht handgreiflich wird. Pitt besaß eine äußerst ausgebreitete und gründliche Kenntniß des englischen Handels, die mehr als einmal von den Deputirten der City bewundert worden. Wer sollte das glauben, wenn man ihn nicht anders kannte, als er hier aus Hr. G.'s Händen hervorgeht? —

Dem Werke find auf 4 Tafeln die 24 Porträts der dargestellten Männer beygefügt, wovon aber nur sehr wenige getroffen seyn dürften. Nelson, Smith, Hood und Burke sind bestimmt sehr unähnlich. Fox und Pitt, die man an ihren ausgezeichneten Physiognomien auf den ersten Blick erkennt, müßten dennoch mit stärkeren Zügen ansprechen. Howe ist äußerst ähnlich. Das Titelpupfer liefert eine Abbildung von einer Spieluhr *Tippo Saib's*, die aus seinem Nachlasse in den Besitz des Königs von England kam; mit folgender Erklärung, in den hinten angehängten Anekdoten: „Ein schön gefleckter Königstieger sitzt auf einem lang zur Erde gestreckten Europäer — beide in Lebensgröße — *glutzt* (!) ihn mit furchtbar großen Augen an, und hauet eben, mit feinen scharfen Vorderzähnen, in die Brust des Hüllosen ein. Der Leib dieses Ungeheuers enthält ein Uhrwerk, welches, so oft es angezogen wird, den gräßlichen Accord eines freudig *grunzenden* (!) gierbrüllenden Tieggers und des jämmerlichen Angstgeschreyes des zerfleischten Europäers spielt. So lange diese abscheuliche Musik dauert, (und Tippo soll sie oft haben spielen lassen und mit sichtbarem Wohlgefallen gehört haben) streckt unser unglücklicher Landsmann seine Hände vergebens nach Hülfe aus, um noch lebhafter an seinen bejammernswürdigen Zustand zu erinnern. Eben diesen Königstieger führte der Despot in seinem Wappen. Mitten in demselben stand als Motto, was Moses — nach Mahomed im Koran — zu den Juden in Aegypten sagt: „Ich bin der Bote des wahren Glaubens, ich bringe euch die Gesetze der Wahrheit.“ Um den Rand des Siegels las man: „dem Siege und der königlichen Hyder verdanke ich den Titel Sultan; die Welt, so weit die Sonne und der Mond scheinen, erkennt dies Indogel an.“ — s.

LEIPZIG, B. Hartknoch: *Charakteristik Joh. Gottfried von Herders von Danz und Gruber*. Herausgegeben von J. G. Gruber. 1805. XII u. 550 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)



Große sind die Forderungen, die Rec. an die Charakteristik überhaupt und vorzüglich an eine Charakteristik *Joh. Gottfried von Herders* macht. Zu einem so vielseitigen Manne, wie die Einleitung S. 14 von Herder nennt, gehört offenbar eben so vielseitige Kraft der Charakteristik. Dießs mochte die Vereinigung der Hn. *Danz* und *Gruber* veranlaßt haben. In keinem Kunstwerke aber ist eine Vereinigung mislicher als in der Charakteristik. Der Charakteristiker, sagt S. 15 der Einleitung, gleicht dem Porträtmaler; so unmöglich es indeßs Rec. vorkommt, zwey Künstler an einem Porträt etwas Vorzügliches leisten zu sehen, noch unmöglicher scheint ihm dießs bey der geistigen Porträtmalerey. Der anthologische Spaziergang von Dr. *Danz* durch *Herders* Schriften, der von S. 19—164 der Charakteristik von *Gruber* vorangeht, ist eine dem Charakteristiker unerlässliche Arbeit, die kein anderer für ihn, ohne Störung der Einheit, übernehmen kann, sobald beide nicht erweisen können, daß sie in jeder Hinsicht dieselbigen Menschen sind. Es ist übrigens ganz gegen die Gesetze der Charakteristik, diese Vorarbeit zur Charakteristik, das Gerüste, auf dem der Künstler steht, mit dem Kunstwerke auszustellen. Das Genialische, das aus allen *herderischen* Schriften spricht, wird, viel zu leicht, auf einem Spaziergange abgethan; man erhält von den vielen Blumen seines Lebens eine Hand voll, von der einen Sorte zu viel, von der anderen zu wenig, wie es Spaziergänger machen. Die Charakteristik selbst muß, wie es sich nun auch zeigt, den Spaziergang durch *Herders* Schriften noch einmal machen. Sie ist in Aphorismen geschrieben von 1—34 und schon dießs beweiset, daß sie das vorgenommene Porträt nicht malen kann, sondern höchstens Farben, dazu liefert. Der Aphorismus in der Charakteristik kann, seiner Natur nach, das Ganze des Lebens nicht geben, er ist Theil des Lebens. Hat sich ferner der Biograph sehr zu hüten, mit Lebensphilosophie nicht das Leben, zu überschweben: so fällt der Tadel der Kritik noch weit mehr auf die mit diesem unnöthigen Prunke beladene Charakteristik. Überladungen dieser Art finden sich S. 168, 188, 194, 202, 203, 227, 235, 242 u. s. w. wo *Goethe*, *Richter*, *Platner*, *Klinger* mit ihren Meinungen und Lebensansichten paradiren, die S. 244. mit einem: Genug daß wir jetzt (?) sehen, *Herder* habe, begünstigt von seinem Schicksal (??) auch von der Philosophie der Alten zu rechter Zeit den rechten Gebrauch gemacht, wieder entlassen werden und 1—9, ausfüllen. 9 stellt am Ende *Immanuel Kants* Bild vor sich und giebt fromme Wünsche, 10 giebt geistige Pickenicks mit *Herders* Jugendfreunden bis S. 266, 12 entwirft Züge zu *Herders* ursprünglicher Physiognomie S. 267—271. Welch ein Weg und welche Vorbereitungen für diese wenigen Seiten! Welche Folgerungen! möchte man von 13 an ausrufen. S. 14 ist aus *Herder* abgeschrieben und, wie es 15 heißt, die reinste Abschrift von *Herders* *Wesen*!! 16 liefert den Beweis, daß alles, was *Herder* im Laufe seines Lebens ward, und that, Folge seiner frühesten (?) Neigungen gewesen sey. Dazu liefert er Belege aus seinen Schriften in chronologischer Folge, und hebt das Merkwürdigste (?) dürftig und kaastlos aus. Der Bildungsgang *Herders* giebt ihm den Beweis: daß alles seinen Ort und seine Zeit habe, daß man deshalb nichts erkünsteln, nichts erzwingen, sondern jedem Ort und jeder Zeit das

Ihrige frey entwickeln lassen solle. Wie viel Raum, um den lang abgenutzten Gemeinplatz zu erweitern! — Man kommt, um anthologisch zu reden, vom Sommer in den Winter, und hört über Naturschönheiten eben keinen Botaniker sprechen. Bis S. 303 geht die erste Periode als Jüngling, und Rec. findet keine Forderung der Charakteristik von *Herders* Jugend erfüllt: Biographische Notizen, Vorarbeiten zur Charakteristik, sind bunt unter einander gemengt, und der gerühmte Bildungsgang, daß alles seinen Ort und seine Zeit habe, in der Arbeit des Vfs. am wenigsten sichtbar. 19 charakterisirt *Herders* zweyte Periode, die der Vf. in seine grössere Annäherung an Lessing setzt. Dießs wird erwiesen von 312, aber schon 314 wieder verlassen. Mit dem Übergang auf *Herders* Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, entsteht eine Lücke, die mit dem Centralpunct seiner gesammten Bemühungen gefüllt wird, und die Charakteristik der Mühe überheben soll, alles, was er geschrieben hat, einzeln aufzustellen und durchzugehen. Man wird offenbar viel zu frühe von der Jugend in das Centrum eines grossen Lebens gesetzt, ob man es gleich bey einer solchen Behandlung dem Vf. danken muß, daß er zum Ziel strebt. 20 und zwar S. 317, im Centrum seines Lebens also erst, erhält *Herder* Abhandlungen von seiner eigentlichen Bestimmung in seiner Seele. Dießs soll ein Brief *Herders* an Kant erweisen; aber da, wo der Charakteristiker beweisend sprechen sollte, begnügt er sich mit dem Aussprüche: welche tiefe Blicke in den Geist und Charakter *Herders* eröffnet uns dieser Brief! — 22 polemisiert gegen einen deutschen Schriftsteller, der von *Herder* sagte: er habe nur einen Gedanken, dem des Weltalls. 23 behandelt *Herders* Philosophie, Gottheit, Natur und Welt, Organismus, Leben und Geist; Mensch, Menschenleben und Menschheit, Unsterblichkeit, Religion, von S. 338—394, für die Charakteristik viel zu weitläufig und zu anthologisch. Kants Charakteristik von *Herder* S. 400. gehört, wie sie gegeben ist, nicht hieher, sie hätte geprüft und verarbeitet werden sollen. *Jean Pauls* Anforderungen an Philosophen, die *Herder* alle erfüllt haben soll, sind Pleonasmen in der Charakteristik. 26 *Herder* als Geschichtschreiber. Wir befinden uns also wieder im Centralpunct aller Bemühungen *Herders*, wo wir schon S. 315 standen, und erhalten eine wasserreiche Charakteristik dieses Meisterwerks. 27 *Herder* als Theolog. Da fehlt es, um der Worte des Vfs. uns zu bedienen, ihm an Zeit und Lust, in die Zeiten zurückzugehen, wo *Herder* auftrat, und er will die Verdienste, die er sich hier erworben hat, nur kurz anzeigen. Ohne sich Zeit und Lust zu nehmen, schreibt er doch, von S. 429—442, er wird aber Rec. und Lesern ebenfalls vergönnen, nicht Zeit und Lust mit ihm zu verschwenden. 28 *Herder* als Sprachforscher und Metakritiker. 29 *Herder* als Ästhetiker und Archäolog. 30 als Dichter. 31 *Herders* Schreibart und Darstellungskunst, schliessen das Werk, von S. 443—534. Auch hier mag die frühere Weit-schweifigkeit des Buchs dem Vf. Zeit und Lust genommen haben, *Herders* Porträt, als ein wohlgetroffenes, würdiges Denkmal, in den Tempel der Zeit zu stellen, oder auch nur einem *Johannes v. Müller*, der die Biographie des Vollendeten versprochen hat, brauchbares Material zu liefern.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JULIUS, 1808.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Johann Georg Büsch's*, ehemaligen Professors in Hamburg, *theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geschäften*. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe, mit Einschaltungen und Nachträgen von G. P. H. Norrmann, Hofrath und Professor zu Rostock. Erster Band. 1808. 816 S. aufser 26 S. Vorrede und XXVIII Inhalt. Zweyter Band. XVI u. 704 S. 8.

Von allen den mannichfaltigen Schriften, womit der vortreffliche Vf. über Staatswirthschaft und Handlung seine Landsleute, während seines thätigen und ruhmvollen Lebens, beschenkte, hat Rec. stets diese seine Darstellung der Handlung am meisten geschätzt, am belehrendsten gefunden. Büsch war hier auch ganz in seinem Elemente; sein Wohnort, sein Umgang mit erfahrenen Handelsleuten, seine guten mathematischen Kenntnisse, sein Talent, schwierige Materien auf eine bewunderungswerthe fassliche Art vorzutragen, mußten diesem Werke besonders zur Empfehlung dienen. Es ist leicht, systematischer, pündiger zu schreiben; aber uns ist kein Werk bekannt, das so tauglich wäre, dem Anfänger, wie dem, der bereits grössere Fortschritte gemacht hat, von diesen Gegenständen eine bessere Belehrung, einen fasslicheren Unterricht zu geben. Er hatte viel gelesen, aber das Gelesene bekam man nicht als Compilation, etwa mit etwas System-Künsteley und neuen Worten wieder; sondern er hatte alles, was er las, verarbeitet, es war sein Eigenthum geworden, und so gab er es wieder mit neuen, herrlichen Erfahrungen und Ideen vermehrt und bereichert. Auch eine gewisse Breite, die allen seinen Schriften eigen ist, war in dem eigentlichen Hauptwerke dieser Darstellung der Handlung glücklich vermieden; und wenn er sich in den drey Theilen der Zusätze etwas gehen liess: so nahm man auch dies gern, denn es war die Redseligkeit eines alten, braven, wohlmeinenden und höchst erfahrenen Mannes, die immer gar viel Belehrendes enthielt. Doch es ist unnütz, seine grossen Vorzüge, seine kleinen Mängel zu erwähnen, sie sind wohlbekannt. Es ist hier überhaupt auch nicht der Ort, das Werk, das über den Anfang unserer Blätter weit hinaus liegt, zu beurtheilen, und es ist um so weniger nöthig, da es in so vielen Händen sich findet, und jeder mit unserem Urtheile einverstanden seyn wird, wenn ihn nicht

Partey- oder Eifer-Sucht verblenden. Die vorliegende neue Ausgabe ist es allein, welche den Gegenstand unserer Anzeige ausmacht.

Die Zusätze, die in der älteren Ausgabe drey Bände ausmachten, und auf welche im Hauptwerke nicht verwiesen war, sind hier an Ort und Stelle entweder eingeschoben, oder, da sie gewöhnlich zu weitläufig waren, zusammen im zweyten Bande abgedruckt, und im ersten, als dem Hauptwerke, an jedem Orte, wohin sie gehören, darauf verwiesen worden. Dies ist ein Vorzug, der dieser Ausgabe eigen ist, welcher nebst dem beygefügtten vollständigeren Register den Gebrauch sehr erleichtert. Was die Zusätze des Herausgebers betrifft, so haben sie uns weniger befriediget, nicht weil sie etwa an sich verwerflich wären, sondern weil, wenn einmal Zusätze gemacht werden sollten, so viele unerörterte Punkte eine Erläuterung foderten, die seit des Vfs. Tode gegeben werden konnten, und nach unserem Urtheile gegeben werden mußten. Manches Geschichtliche hätte billig fortgesetzt werden müssen, z. B. ist dies der Fall bey dem sieben und dreyssigsten Zusatz im 2ten Theile, wo von dem Geldwesen der verschiedenen Staaten, wie Büsch sich ausdrückt, gehandelt wird. Wie vieles war hier nicht wegen England, Rußland, Schweden u. a. hinzuzufügen und selbst zu berichtigen, da man durch Thornton, Würst, Storch u. a. zum Theil so sehr viel besser jetzt unterrichtet ist! Was aber fruchtet z. B. eine so kümmerliche Einschaltung, als S. 222 über das österreichische Papier und Finanz-Wesen vorkommt, da man ja jetzt so sehr viel mehreres und besseres darüber hat? Die Suspension der Realisation der Noten der Bank von England, verbunden mit der Erhaltung ihres Werths und einem vortheilhaften Wechsel - Cours, machten dem seligen Manne so viele Schwierigkeiten, und er wußte nichts als die vortheilhafte Handels-Bilanz zur Erklärung dieser Erscheinung anzuführen: gleichwohl ist die Sache aus Thornton so sehr klar geworden. So wird von dem Herausg. an einem anderen Orte etwas über die künstlichen Wasserverbindungen in Rußland hinzugefügt; aber nach der bey Storch befindlichen hydrographischen Karte, ja nach den gemeinsten neuen Handbüchern der Geographie oder Statistik des russischen Reichs hätten mit wenigen Worten, in kurzer Übersicht, die mannichfaltigen, durch die Kunst bewerkstelligten Wasserverbindungen zwischen den verschiedenen Meeren sich so leicht angeben lassen, wenn dies anders einmal berührt werden soll-

L



te. Mit einem Worte, durch die Zusätze des Herausgebers hat das Buch nicht das gewonnen, was man etwa erwarten konnte, und wenn einmal Zusätze gemacht werden sollten: so hätte man mit Recht viele andere hoffen können. Indess sagt der H. in der Vorrede, er werde in einer besonderen Sammlung manches über die neueren Vorfälle, Schiffs- und See-Rechte, Affecuranzen u. s. nachtragen; vielleicht wäre es besser gewesen, darauf alles zu versparen. Die bedeutenderen Zusätze im ersten Bande sind über das Geld nach Smith, welches Büsch sich immer als Zeichen des Werthes vorstellte, einiges bey den Affecuranzen, von der Beweiskraft der Handelsbücher; im zweyten Bande über Credit und Bodmerey, Zoll und Stapel auf deutschen Flüssen, Rheinfarth-Octroi, hamburgisches Affecuranz-Wesen, freyen Getreidehandel, Kornhandel in Holland und England. In bekannten, jedem leicht zugänglichen Büchern steht über manche dieser Objecte viel Besseres und Gründlicheres. Über das Affecuranz-Wesen zu Hamburg z. B. im leipziger Journal für Handlung. Für die unbedingte Freyheit des Getreidehandels, welcher der Rec. nicht ergeben ist, haben andere schon genug geschrieben und die Sache höher genommen; es schien uns kaum hieher zu gehören. Das Ganze ist etwas zu schnell gearbeitet; auch sind Druckfehler aus der früheren Ausgabe wohl in diese übergegangen. Ein neuer Druckfehler findet sich B. I, S. 89, der den Sinn ganz entstellt. Man sagt: der Wechsel stehe im Pari, wenn das Wechselgeld eines Landes in dem anderen mit mehrerem Gelde bezahlt wird u. s. w., soll heißen: mit nicht mehrerem Gelde. Bey unserem Exemplar haben wir bey dem zweyten Theile für diesen, nicht aber für den ersten Theil ein Verzeichniß der Druckfehler gefunden. S.

1) LEMGO, b. Meyer: *Taschenwörterbuch der Producten- und Waaren-Kunde*, oder alphabetische Beschreibung der Natur- und Kunst-Producte, die im Handel vorkommen, mit kurzen naturhistorischen, ökonomischen, physikalischen, technologischen, geographisch-statistischen und merkantilischen Erläuterungen für Kaufleute, Manufacturisten, Fabricanten, Makler und Geschäftsleute aller Art, von J. G. CLEMNIUS. Erster Theil. 1806. IX u. 336 S. 4. (2 Thlr.)

2) WÜRZBURG, b. Stöbel: *Deutsche Handlungsbriefe mit französischen und englischen Anmerkungen* von Johann Georg CLEMINIUS. II 1/2 Bog., 1/2 Bog. Dedicat. u. Vorrede. 8. (16 Gr.)

Die zahllosen Schriften des Vfs. documentiren (einige der früheren ausgenommen) sämmtlich, daß es ihm nur daran liegt, recht viel zu schreiben und sich immer Vorrath zu neuen Producten zu verschaffen. Schon der mit vieler Geschwätzigkeit ausgehobte Titel von No. 1 zeigt, daß auch gegenwärtige Schrift zu diesen Producten gehöre, und wenige Seiten werden es dem Leser noch mehr beweisen. Daß die theoretische Waarenkenntniß (Wa-

renkunde) eins der wesentlichsten Stücke des gebildeten Kaufmannes ausmache, wird wohl niemand leugnen, daher ist es nöthig, gute Lehrbücher derselben zu haben, woran auch gar kein Mangel ist. Bohn, (Brodhagen), Schedel u. a. m. haben ein vollständiges Waaren-Lexicon geliefert; vor allen aber zeichnet sich das neue Werk von NORRMANN durch Vollständigkeit und richtige Darstellung aus, so daß es keines neuen bedarf. Dem ungeachtet würde ein Buch willkommen seyn, welches in gedrängter Kürze einen richtigen Auszug jener großen und theuren Werke enthielte, und besonders Anfängern eine nöthige Übersicht der gangbarsten Artikel mit Auslassung alles Unnötigen gewährte. Zwar giebt es auch hier wieder genug Bücher, die dem Titel nach so etwas leisten (z. B. Schumann u. a. m.); aber sie sind sämmtlich nichts als Abschriften der grösseren Werke, meistens ohne alle Wahl. Hr. Cl. glaubt, wie immer, diese Lücke zu ergänzen, und besonders für Handlungsschulen ein nützliches Lehrbuch zu liefern: aber er hat seinen Voratz nur in so weit erfüllt, daß er die accordirte Bogenzahl lieferte; der Inhalt hingegen ist höchst mittelmäßig, und wird besonders für Handlungsschulen von geringem Nutzen seyn. Man findet nichts, was nicht bereits in den angeführten grösseren Werken und selbst in den kleineren Auszügen weit besser, gründlicher und ausführlicher gesagt wäre. Obgleich keine der zahlreichen Schriften dieses Vfs. ihm viel Arbeit kann verursacht haben: so ist doch unstreitig gegenwärtige diejenige, zu deren Verfertigung er am wenigsten Mühe brauchte; sie ist nichts als eine beynahe wörtliche Abschrift von NORRMANN, hie und da mit einer höchst leichten Umschreibung. Z. B. S. 12:

NORRMANN.

CLEMINIUS.

Waarenlager S. 3 u. f.

*Abelicea*, wilder Santal, eine Baumart auf der Insel Candia, die ein hartes, röthliches, zum Schiffbau brauchbares Holz liefert.

*Abelicea*, wilder Santal, eine Baumart auf der Insel Candia, die ein hartes, röthliches, zum Schiffbau brauchbares Holz liefert.

*Abelmosch*, f. Bifamkörner.

*Abelmosch*, f. Bifamkörner.

*Aberdeen*, eine Sorte von Stockfisch, die den Namen von dieser Stadt in Schottland hat, wo sie in Menge an den Küsten gefangen und zum Handel zubereitet wird.

*Aberdeen*, spr. Aeberdihn, eine Sorte von Stockfisch, die an der östlichen Küste Schottlands in Menge gefangen wird, und von der Stadt Aberdeen den Namen hat.

*Ablaque* nennt man in Frankreich die perlfarbene oder ardafiner Seide, die zu Smirna im levantischen Handel vorkommt, zwar vorzüglich zur Nähseide sehr schön ist, aber wenig gebraucht wird, weil sie bey dem Abwinden kein warmes Wasser verträgt.

*Ablaque*, die perlfarbene ardafiner Seide, die über Smirna in den levantischen Handel kommt, von wenigem Gebrauche.

So wie diese Probe, so das ganze Buch. Wer jenes Werk besitzt, würde sehr Unrecht thun, sich dieses Buch anzuschaffen. Wie wenig Hr. Cl. mit den Erfordernissen eines solchen zweckmäßig abgefaßten Waarenlexikons, welches nicht die Angabe und Erklärung aller im Handel vorkommenden Na-

men, sondern nur einen Auszug mit gehöriger Erläuterung der Hauptartikel nebst den Nebenarten derselben enthalten soll, sich bekannt gemacht habe, erhellet unter anderen aus der Rubrik *Wein*, wo die beynahe  $\frac{3}{4}$  des ganzen Buches betragenden vielerley Benennungen der fremden Weine mit einem Mal dargestellt werden konnten. Gleiche Beschaffenheit hat es mit *Holz*, *englischen Waaren*, *Gummy* u. a. m. Durch eine verständige Zusammenziehung hätte es dem Leser in wenigen Bogen eine nöthige Übersicht jedes Artikels verschaffen können. Anstatt der hier besonders und zu weitläufig abgefassten Erklärung von der Entstehung, Benennung und Classification der Waaren, wäre es ferner weit besser gewesen, die Kennzeichen von ihrer Güte oder Untauglichkeit genau anzugeben. Denn diese Kenntniss ist dem praktischen Kaufmann nützlicher als alles Andere: wiewohl selbst in *Norrmann* diese Anzeigen nicht so vollständig als in *Schedel* erläutert worden sind.

Was No. 2 anlangt, so fehlt es zwar gar nicht an Handlungsbrieffstellern aller Art, worunter besonders die Schriften von *Büsch*, *May*, *Sinapius*, der *berlinische Brieffsteller* mit Recht als zweckmässig empfohlen werden. Indessen würde ein Buch, welches Briefe im neuesten kaufmännisch. Styl, wie auch Aufsätze und Rechnungen aller Art enthält, nicht überflüssig scheinen; nur müßten sie mit weiser Auswahl gewählt seyn, und sich nicht nur durch Reinheit der Sprache, sondern auch durch strenge Befolgung des Üblichen auszeichnen. Gegenwärtige Schrift aber erhebt sich nicht über das Mittelmässige; ihr Vf. klebt noch zu sehr an der alten Mode, die Briefe mit Complimenten (Sehr Werthes, Ergebniss u. s. w.) zu überladen, wie denn überhaupt seine Sammlung aus vorigen Zeiten zu seyn scheint. Auch macht er Abkürzungen, die nichts taugen, und zu Irrungen Anlaß geben können. Er schreibt z. B. zu Anfang des Briefes linker Hand nicht, wie gewöhnlich, die Firma des Empfängers, sondern bloß den Aufenthaltsort desselben. Aber die Beysetzung jener Firma des Empfängers dient hauptsächlich dazu, den Brief richtig zu überschreiben, welches gewöhnlich nicht von dem Verfasser, sondern von dem Copisten geschieht. Die bequeme Erfindung des verft. Sieveking in Hamburg, die erhaltenen Briefe zu numeriren, ist ebenfalls ausgelassen. Der Inhalt der Briefe selbst ist alltäglich, und dasselbe ist der Fall bey den kaufmännischen Aufsätzen; z. B. S. 153, welcher Kaufmann wird „2 Fäßgen Rauchtabak“ ohne Angabe der Sorte notiren? Ofters sind auch ein oder mehrere Course beyzusetzen vergessen; z. B. S. 75: „—, dafür sie mir Rthlr. 12. 12 Gr. à 11 Mark pr. Louisd. betragend Bco-Mark 26—85 oder L. 2—145—d gesetzmäßiges Geld gutzufschreiben belieben wollen.“ Hier fehlt der Cours von Hamburg auf London (26 $\frac{1}{2}$ ), wie auch der der Louisd'or à 5 Rthlr. (3 $\frac{3}{4}$  p. C). Der Vf. sucht die in den Briefen beschriebenen Geschäfte zum Theil zu zer-

gliedern und theils ihre Berechnung, theils ihre Eintragung in die Bücher zu zeigen. Ein gutes Vorhaben, aber auch nicht ganz zweckmässig ausgeführt. Die Berechnungen, besonders die der Arbitragen, sind viel zu weitläufig gemacht, beziehen sich auch zum Theil auf frühere Schriften des Vfs., wodurch sie unverständlich werden, und das Buchhalten ist ganz nach der alten Methode. Wenn Hr. Ct., seiner Versicherung zufolge, eine Fortsetzung dieser Schrift herausgeben will: so wird er sehr wohl thun, eine bessere Auswahl zu treffen, und genauere Aufsicht auf seine Arbeit zu haben: dann glauben wir, daß er ein nützliches Werk liefern wird.

Wh.

BERLIN, b. Gädicke: *Der Mess-Kaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Messen zu beziehen*. Größtentheils aus eigenen Erfahrungen bearbeitet von *Ehregott Meyer*, herzogl. sächs. cob.-saalfeld. Commerzienrathe. 1805. Zweytewohlfeilere Ausgabe. I Theil. 394 S. II Theil. 184 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ein Buch, welches nicht nur die allgemeinen Eigenschaften eines guten Messkaufmannes, sondern auch die Beschreibung der Einrichtungen der vorzüglichsten Messen selbst erläutert, kann für den angehenden Kaufmann zumal von großem Nutzen seyn. Der Vf. des gegenwärtigen ist selbst Kaufmann, und verbindet Theorie mit Erfahrung. Wenn auch seine Schreibart etwas schleppend ist: so hat er doch im Ganzen seinen Zweck erreicht, und ein nützliches und empfehlungswerthes Buch geliefert. Die vorgetragenen Sachen sind zwar nichts weniger als neu; allein sie sind wohlgeordnet und bilden so ein brauchbares Ganzes. Der erste Theil enthält eine ziemlich vollständige Darstellung aller zu einem guten Kaufmann nöthigen Eigenschaften und seines Verhaltens in jeder Lage, die Messe sey gut oder schlecht, zugleich eine Untersuchung, warum unsere deutschen Messen nicht so gut wie ehemals sind. Hierüber wird aber manches gesagt, das Rec. nicht unterschreiben möchte. Z. E. die Hauptursache der jetzt gesunkenen Messen liegt wohl mehr in der außerordentlichen Einschränkung der freyen Einfuhr, in der politischen Lage mancher Staaten u. s. w., als in der schlechteren Bildung des Kaufmanns und der Auswahl solcher Personen, welche von der Obrigkeit Erlaubniß erhalten, eine Messe zu besuchen. An den Regeln zur Bildung eines guten Messkaufmanns ist nichts anzusetzen; sie sind ganz vollständig. Im zweyten Theile erklärt der Vf. die Einrichtung der Messen in Bamberg, Botzen, Braunschweig, Breslau, Cassel, Frankfurt am Main und an der Oder, Leipzig, Magdeburg und Zuzach mit vieler topographischer Genauigkeit, wobey aber bey Leipzig manches irrig angegeben ist, und fehlerhafte oder sehr alte Quellen verräth. Z. B. Es wird gesagt S. 89, daß Sachsen von 1753—1764 Ducaten à 2 Thlr. 20 Gr. ausgeprägt habe. Dieß ist falsch: im siebenjährigen Kriege getrahe dieses unter sächsischem

Stempel mit so geringem Gehalte, daß ein Stück von 1760 nur 23 Gr. 4 Pf. Conv. Geld werth ist, und erst 1783 fing der Kurfürst an, Ducaten nach gutem Schrot und Korne zu prägen. In Leipzig sollen auf der Rathswage die vorzüglichsten fremden Gewichte und Ellenmaße seyn: außer einem nürnberg'schen Einsetzer von 100 Pfund und einer brabant'schen Elle findet man jetzo nichts mehr. Bey Klausberg's Zeiten war jenes allerdings, aber im siebenjährigen Kriege kam alles Vorhandene abhanden. Auch sind in Leipzig nicht 12, sondern 8 wirkliche geschworene

Wechfelsensale, der sogenannten Benhasen (im Waarenhandel) aber unzählige. Als Anhang folgt eine gut gerathene Abhandlung über die Märkte und die Regeln, sie vortheilhaft zu besuchen. Hiebey beklagt sich der Vf. mit Recht über die wenige Humanität vieler Ortsobrigkeiten, die auf seine dringende Bitte, ihn mit der Verfassung ihrer Märkte bekannt zu machen, gar nicht antworteten; nur vier zeigten sich gefällig. — Der Corrector dieser Schrift hat grobe Fehler begangen; auch ist Druck und Papier sehr mitleidsig. W + A.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GESCHICHTE.** Halle, b. Hendel: *Versuch einer Geschichte der Juden in Sina.* Nebst P. Ignaz Kögler's Beschreibung ihrer heiligen Bücher in der Synagoge zu Kai-fong-fu, und einem Anhang über die Entstehung des Pentateuchs. Herausgegeben von C. G. von Murr. 1806. 115 S. 8. (12 Gr.) In der jüdischen Geschichte ist es ein merkwürdiges Datum, daß schon sehr frühe Juden nach China gekommen sind. Im J. 73 der christlichen Zeitrechnung, mithin kurz nach der Zerstörung Jerusalems, haben sich, glaubwürdigen Schriftstellern zufolge, 70 jüdische Familien, welche von Persien her über Chorasän und Samarkand die Reise machten, in China niedergelassen. Der scharfsinnige Paulus hat, nun vor 20 Jahren, in einem Brief an Eichhorn, (allg. Bibl. der bibl. Literatur 1 B. 5 St.) dieses Datum von den Juden in China mit einem anderen, daß nämlich nach einer hebräischen Chronik der Juden zu Cochinchina schon im J. 187 vor Chr. Geb. eine jüdische Parthie im mogolischen Gebiete gewesen sey, verglichen, und darth das eine dem anderen Glaubwürdigkeit verschafft. In neueren Zeiten sind die Verdienste der Jesuiten um die Ausbreitung der christlichen Religion in diesem großen Reiche bekannt. Der thätige, auf alles aufmerksame Orden machte sich auch um die Israeliten verdient: unter den Vätern desselben interessirte sich hauptsächlich der in der Aufschrift Genannte für ihre heilige Schriften in der Synagoge zu Kaifongfu, der Hauptstadt der Provinz Honan. Die Notizen hierüber sind von Hn. von Murr zuerst im 7 Theil des Journals zur Kunst und Literatur mitgetheilt worden, wo ein Aufsatz sich befindet: *Notitiae quaedam P. Ignatii Kögleri de bibliis Judaeorum in imperio Sinesi*; dieses Original wurde im J. 1805 vermehrt von ihm herausgegeben. In der vorliegenden Schrift erscheint eine Übersetzung desselben, mit einigen Anmerkungen von dem Herausgeber, nebst Erläuterungen der Hn. de Sacy und O. G. Tytchen, auch einem Brief des P. Gozzani. Der Kögler'sche Aufsatz liegt, laut der Vorrede, auch dem Murri'schen Versuch zu Grunde. Dem Versuch geht ein Verzeichniß der Schriften voran, welche von den Juden in Sina handeln, unter welchen Deguignes, Renaudot und Brotter die vorzüglichsten sind. Der Versuch selbst ist ein Auszug aus diesen Schriften, und enthält nichts Neues. Die deutsche Übersetzung des Kögler'schen lateinischen Originals hat an und für sich nichts anziehendes; sie giebt auch keine neuen Recherchen, keine neue Ausbeute. Die Wenigen, für welche die Sache ein Interesse haben wird, können sich an das Original oder auch an die Auszüge bey Michaelis or. Bibl. Th. 15 und bey Eichhorn Einleitung ins A. T. II Th. halten, und die Übersetzung gar wohl entbehren. Hr. v. M. hofft zwar, diese Schrift werde insonderheit auch deutschen Israeliten angenehm seyn, für welche also, nach dieser Äußerung, nicht sowohl für Gelehrte, die Übersetzung unternommen worden; allein sie sind gegenwärtig mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, als daß sie an fremden lebhaften Antheil nehmen sollten. Die Hauptmomente über die heiligen Schriften der Juden in China sind, um sie gedrängt unseren Lesern vorzulegen, ungefähr folgende: Sie verwahren ihre sämtlichen hebräischen Schriften in ihrer öffentlichen Synagoge zu Kaifongfu, welche 1263 errichtet worden. An dem vornehmsten Ort stehen 13 Pergamentrollen der Thorah auf Tischen, wie Tabernakel. Jede ist mit einem Überzug versehen. 12 derselben sind zu Ehren der 12 Stämme aufgestellt, und eine zu Moses Ehren. Diese ist die einzige, welche von den alten Exemplarien noch übrig ist, und in dem Brande, welcher die Stadt vor ungefähr 200 Jahren, und auch die Synagoge mit ihren Büchern betraf, sehr beschädigt gerettet wurde. Die ande-

ren 12 sind aus dieser nachher abgeschrieben worden. Die übrigen biblischen Bücher werden in den Seitenzimmern der Synagoge verschlossen aufbewahrt. Es sind mehrere, aber meist beschädigte Bücher, wovon wenige ganz und lesbar sind. Die Thorah hat nur 53 Parafchen, weil die 52 und 53 nur für eine gerechnet wird. Die biblischen Bücher werden in 4 Classen eingetheilt: 1) der Pentateuch, 2) das Supplement, nämlich Josua, Richter, Samuel, Könige und die Psalmen, 3) das Buch der Cerimonien oder Ritualbücher, die Propheten und die Bücher der Chronik, 4) die historischen Bücher, Esther, Esra, Nehemia, 2 Makka-bäer, auch hebräisch. Von den Proverben, Hiob, hohen Lied und Prediger haben sie nichts. Vielleicht, meint Kögler, haben sie doch noch mehr, als sie sagen, oder zu haben glauben, wegen ihrer groben Unwissenheit; denn sie tragen nicht die geringste Neigung zu Schriften und Wissenschaften, auch erlauben sie nicht, Bücher mit nach Hause zu nehmen, und doch hält es schwer, sie in der Synagoge einzeln durchzusehen, weil sie dafelbst in größter Unordnung untereinander liegen. Ihre Aussprache ist verschieden von der Aussprache der europäischen Juden; z. B. חורר sprechen sie aus Thaulaha oder Thaulaze, פסלשחיתze aus Schemotze, וקרא Vajkelo, במדבר Pimize-paul, דבררים Tevelim. (Haec credat Judaeus Apella.) Es ergiebt sich aus dieser Darlegung der Hauptmomente der Kögler'schen Nachrichten von den Schriften der chinesischen Juden, daß sie zu keiner Bereicherung unserer hebräisch-biblischen Literatur dienen können. Die Hauptsache wäre das Alter ihrer Manuscripte. Hierüber ist aber nichts mit Sicherheit herauszubringen. Die Nachrichten widersprechen sich auch selbst. Den Handschriften der chinesischen Juden ist in der That auch zu viel Ehre von Eichhorn erwiesen worden, daß er in der Einleitung ihnen einen Paragraph gewidmet hat, da wir durchaus keine genaue Kenntniß von denselben haben. Die Bemerkung ist richtig, daß die Schriftsteller, welche von denselben Bericht erstatten, sie bloß durch ein dunkles Gerücht gekannt haben. Von P. K. wissen wir durchaus nicht, daß er je in Kaifongfu selbst gewesen; auch er selbst giebt es in seinen Notizen mit keinem Winke zu erkennen, was er ohne Zweifel nicht unterlassen haben würde, wenn er die hebräischen Manuscripte in China selbst vor Augen gehabt hätte: sein Aufenthalt war, wie die chinesische Missionsgeschichte uns belehrt, in Peking. Seine Notizen sind ohne Zweifel aus den Berichten anderer Väter entstanden. Es ist aber außer Zweifel, daß die hebräische Literatur nicht gerade derjenige Theil der Gelehrsamkeit war, in welchem die Söhne Loloas sich auszeichneten, oder auch nur sich auszeichnen wollten. — Der Anhang dieser Schrift über die Entstehung des Pentateuchs enthält einen Auszug aus Hn. Vaters Commentar und den Beyträgen des Hn. de Weite, nebst Spinoza's achtem Capitel seiner rheologisch-politischen Abhandlungen, nach der Übersetzung des Hn. Conze, gleichfalls den Israeliten, zu deren Aufklärung Hr. v. M. diesen Anhang für dienlich erachtet hat, menschenfreundlich gewidmet. S. 87 sagt er in einer Note: „ich erhalte eben, da ich dieses schreibe, Griesingers Schrift über den Pentateuch, allwo S. 31 gesagt wird, daß Moses Vf. der Genesis seyn könne. Aber dieses sollte man doch im J. 1806 nicht mehr behaupten.“ Unsere A. L. Z. hat es sogar im Januar und May des J. 1807 bey der Anzeige der beiden Schriften behauptet, aus welchen hier Auszüge gegeben werden. Es ist hier der Ort nicht zu einer Discussion der Sache; es wundert uns bloß, daß Hr. v. M. diese Aufklärung den Israeliten für dienlich hält.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Ästhetische Ansichten*. 1808.  
170 S. 8. (18 Gr.)

Die hier aufgestellten Ansichten sind weder neu noch vielumfassend; gleichwohl gewähren sie eine ganz angenehme Unterhaltung, und derjenige, welcher mit dem, wovon der Vf. handelt, noch nicht bekannt genug ist, kann aus der kleinen Schrift manche Belehrung schöpfen. Sehr zu loben ist die grose, aber nicht überspannte Hochschätzung der Poesie und Kunst, für deren Selbständigkeit und Freyheit manches treffende Wort gesagt wird, und gleich sehr zu rühmen der unparteyliche ruhige Ton der Untersuchung, die ohne alle persönliche Rücksicht ihren Gegenstand deutlich zu entwickeln strebt. Im analytischen Aufklären zeigt der Vf. kein geringes Talent, und sein Vortrag ist so klar und lichtvoll, daß man von ihm auch das Bekannte gern noch einmal vernimmt, und es sich gefallen läßt, ihm auch da zu folgen, wo man gleich zu Anfang vorausieht, wie er das Ziel, das er sich setzt, nicht wird erreichen können. So überflieht man es auch wohl, wenn zuweilen die Übergänge etwas befremdend sind, und der Gang der Untersuchung nicht stetig und zusammenhängend genug fortläuft. Nur den Wunsch kann man nicht immer unterdrücken, daß der Styl eindringlicher, ansprechender seyn möchte, und weniger dogmatisirend, welches sich, zumal bey ästhetischen Gegenständen, mit der Gründlichkeit gar wohl verträgt. Wenn man aber erwägt, daß nicht sowohl eigenthümliche Ansichten, sondern zumeist Resultate der Lectüre und gelegentlicher Bemerkungen mitgetheilt werden: so verfährt man sich wiederum größtentheils mit der innerlich wenig belebten Sprache, indem sie sich als eine fast nothwendige Folge dieser Manier betrachten läßt.

Der verschiedenen Aufsätze, welche die kleine Schrift enthält, sind nicht weniger als sechs an der Zahl. Der erste: *über Geist und Esprit*, verdient vor allen übrigen den Vorzug. Sehr befriedigend wird darin der Unterschied entwickelt, welcher zwischen dem deutschen Geist und dem französischen *Esprit* statt findet, und sehr richtig bemerkt der Vf., wie wichtig dieser Unterschied sey, und wie vornehmlich der Deutsche an denselben öfters erinnert zu werden bedürfe. „Der Deutsche ist nur zu sehr geneigt, den *Esprit* der Franzosen im Umgange, des Engländers im Gewerbe, des Italiäners in der Kunstfertigkeit und

in der Befriedigung conventioneller Forderungen des Geschmacks zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, einen höheren Werth zu verkennen, und dadurch selbst auf einer niedrigeren Stufe stehen zu bleiben, als zu der er bestimmt war.“ Nach einigen allgemeinen Bemerkungen wird mit vieler Anschaulichkeit gezeigt, wie die Verschiedenheit des wahren Geistes, welcher stets in Ideen lebt, und nur in dem Bestreben, diese möglichst zu verwirklichen, seine Befriedigung findet — und des gemein praktischen Verstandes, dessen ganze Thätigkeit auf kluge Benutzung aller Umstände und Verhältnisse zu einem äußeren Zwecke gerichtet ist, im Umgange, in der gelehrten Welt, in Geschäften, in der Liebe und in der Kunst sich offenbart. — Die zweyte Abhandlung führt die Überschrift: *Über die Freyheit des Dichters bey der Wahl seines Stoffes*; bestimmter würde diese so lauten: Wie weit ist es dem Dichter erlaubt, die Grenzen der Wahrheit und Sittlichkeit zu überschreiten? Denn dies ist der Hauptgedanke, der aber nicht fest genug gehalten und nicht so gründlich entwickelt wird, wie man es wünschen möchte. Das Problem wird ganz kurz so gelöst: „Was an sich selbst ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur insofern ein Gegenstand der Kunst werden, als es einer begeisternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darstellung nothwendig ist.“ Diesem nicht neuen Satze wird gewiss Jedermann beystimmen, und es ließt gewiss Jeder mit Vergnügen, was von einem heroischen Geschmacke gesagt wird, der an einer kühnen Behandlung seine Freude findet, und keinen ästhetischen Genuß durch die Scheu vor Verletzung bloß conventioneller Formen, oder durch die Ängstlichkeit eines verzärtelten Gefühls sich verkümmern läßt. Allein die nähere Bestimmung, wie weit der Dichter in Schilderung des Unsittlichen gehen dürfe, und wie er dieses durch die Form der Darstellung so umzubilden habe, daß wir dabey mit ästhetischem Wohlgefallen verweilen — diesen Hauptpunct findet man kaum berührt. — Die hierauf folgenden *Ideen über Declamation* sind bloß als eine ziemlich vollständige Skizze von dem zu betrachten, was zum Wesen der Declamation gehört. Was hier gesagt wird, ist zwar ganz gut und im Allgemeinen richtig, aber doch zu kurz angedeutet, und zu wenig ins Einzelne und in die Verschiedenheiten der Declamation eines Vorlesers, eines Redekünstlers und eines Darstellers eingehend, als daß es eigentlich fruchtbar und fördernd seyn könnte. In unseren Tagen, wo das öffentliche

der tiefsten und erbarmungswürdigsten Betteilhaftigkeit ausschließend angenommen hat. Deshalb gerügt es ihn auch, die zehnfache in seinen tugendhaften Herzensergießungen in Ehren zu halten. Aber kleine, störend verschleyste Unzuchtigkeiten, als S. 178:

233. *Hey dem Herzensbette eines Unzuchtling.*

Wie könnt ihr euch doch so betragen,

Zu glauben, daß er Schmerz erträgt? —

Er hat ja doch nur — aus Vergnügen

Sich auf das Bette hingelegt.

oft sehr ekelhaft naturalische (um kein edles Wort zu mißbrauchen) gemeine und plumpe Einfälle, z. B. S. 189:

251. *Antwort einer Dame auf die Bitte eines Unreinen.*

Er. O gönnen Sie mir doch in ihrem Herzen einen Platz!

Ich muß wahrhaftig sonst verderben.

Du. Da deprecir' ich sehr, mein Schatz,

Sie würden ziemlich schwarz mirs färben!

oder S. 223.

303. *Vorsatz bey der Heirath.*

So jung er ist, zum Mann will ich ihn machen,

Spricht sie voll Muth; zwar sind das schwere Sachen!

Doch ihre Kochkunst trägt den Sieg davon.

Sie weiß, das Kalbfleisch müßte man erst machen,

Gut Rindfleisch macht sich von selber schon.

und besonders alles, was langweilig, abgedroschen und nichtsagend ist: sind die rechten Elemente, in denen sich unseres Autors seltene, beynahe gewandte Tölpelhaftigkeit anmuthig und behaglich regt und bewegt. — Es scheint also, als wenn Hn. *Rechts*'s Sinngedichte, da wir ihnen den Sinn so wie das Gedicht haben absprechen müssen, in ein leeres Nichts oder etwas Schlimmeres zerpuften werden. —

Von der Form wollen wir nicht viel reden. Hn. *Rechts*' zeitige Vorbilder, deren er selbst mit zaghafter Ehrerbietung gedenkt, haben den Weg der Formlosigkeit schon so glatt gemacht, daß sich ihnen bequem nachrollt, und verletzte Scansionen findet unser Mann Vorr. VII so natürlich, daßs er uns vermuthlich auslachen würde, wenn wir darüber Klagen erheben. Wir fügen bloß bey, daß er vergossen hat, auch die Reim- und Sprach-Verletzungen unter diese Natürlichkeiten zu zählen.

Da der Hr. *Rechts* den Ausdruck eines geistvollen Spaniers, kein Mensch sey so dumm, daßs er nicht Ein gutes Epigramm produciren könne, durch die That nachdrücklich widerlegt hat: so wollen wir unserem tugendbesessenen Freund schließend Eine ihm aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannte Tugend zu Gemüthe führen:

Strenge gebiet die Vernunft und raunet ins heimliche Ohr dir;  
Nimmer beginnt, was, begonnen, ihr nur entheiligen könntet.  
Denn so lehrt das Gebot der Natur und die menschliche Satzung:  
Schwächlicher Mangel belebender Kraft steh ab von der Dichtung.

*Perseus* 5, 96.

— w.

BERLIN, b. Frölich: *A. G. Meissners Fabeln in VIII Büchern*. Neue, vom Vf. selbst besorgte Ausgabe. Theil I. 1stes bis 4tes Buch. Mit 100 Holzschnitten von Gubitz. 1807. 206 S. (illuminirt 1 Thlr. 12 Gr. schwarz 1 Thlr.)

Die Charakterwelt, die durch die Verschiedenheit

und durch die Wechselwirkung der Dinge das thätige und handelnde Leben begründet, tritt lange nicht so deutlich in den Menschen, als sie sich durch Klugheit und Sitte verschleyst, als in den bewußtlos handelnden Thieren hervor; daher die Kinder, denen schauende Theilnahme von dem Leben und Wesen der Dinge noch ganz frisch angezogen wird, am liebsten bey dem Schauspieler der realen Thierwelt, und bey poetischen Abdrucke derselben, bey den Fabeln verweilen. Erst später wenden sie sich zum Menschenschauspieler, das ihnen anfangs noch unverständlich war. Lößlich ist es deshalb von beobachtenden und im Sinne der Kinder denkenden und dichtenden Männern, die frühere Jugend mit Sammlungen von Fabeln, wie die obige ist, zu versorgen. Man findet hier in aller Kürze hunderte Fabeln bey einander, die größtentheils nach Aesop, Desbillons, Lessing und Kretschmann erzählt sind. Über jeder steht ein ziemlich netter Holzschnitt, der die Handlung der Fabel mit deutlichen Zügen und in so auffallenden Momenten darstellt, daß sich Kinder wohl daran ergötzen mögen. Sehr listig nimmt sich besonders die Ziege aus, die auf einem steilen Felsen die Einladung des Bären vor sich hat; doch haben nicht alle in Zeichnung und Stellung diese Veranlassung, woran mitunter der Gegenstand Schuld ist. Der Vortrag würde sich in leichten Versen weit besser ausnehmen, und sowohl der Aufmerksamkeit der Kinder, als besonders dem halt wunderbaren Gegenstände angemessener seyn; doch vermuthen wir, daß die Prosa darum gewählt ist, damit sich Kinder darnach im Erzählen üben können. Allein dann sollte auch der Styl hie und da einfacher und sinnlicher seyn. Ein Satz wie dieser: Auch Schwäche besiegt durch Geschicklichkeit oder List zuweilen den Starken. — würde deutlicher also lauten: Auch der Schwache besiegt zuweilen u. s. w. den Starken. So ist auch in folgenden Worten keine rechte Klarheit: Hartherzigkeit bestraft sich gemeinlich am Ende selbst. Auch gehen wir durch dieselbe anderen den Maßstab, wie sie uns selbst messen sollen. Oft würde der Vortrag mehr an Lebendigkeit gewinnen, wenn die Thiere redend eingeführt wären. Da heißt es z. B.: Endlich gestand die Stadtmaus ihrer Freundin, daßs ihr vor allem die sem (!) eckle (ekle), priess ihr das weit bessere Leben in der Stadt u. s. w. Deutlicher: Ey, was führst du für ein Leben, sagte die Stadtmaus, besuche mich einmal, so sollst du sehen, wie herrlich es bey mir hergeht. Auch die Richtigkeit im Ausdruck ist nicht immer beobachtet. So heißt es vom lügenhaften Hirten, der oft aus Muthwillen: der Wolf, der Wolf! gerufen: Als niemand ihm mehr glaubte, siehe! donnbrach wirklich ein Wolf in seine Heerden ein; wo dann der Stellung nach bedeutet: in solchen Fällen und Zeiten, und statt dessen da — gerade zu dieser Zeit — stehen sollte. Auch lesen wir S. 73: er versank bis über die Knöchel in einem tiefen Sumpfe. Einige solcher Fehler und Nachlässigkeiten abgerechnet, ist das Buch, sowohl beyin moralischen Unterricht der Kinder, als zur Lectüre selbst, branchbar und angenehm.

T. Z.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## M A T H E M A T I K .

BERLIN, b. d. Verf. und in Commission b. Lange:  
*Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1809*, nebst  
einer Sammlung der neuesten, in die astronomi-  
schen Wissenschaften einschlagenden Abhand-  
lungen, Beobachtungen und Nachrichten, von  
J. E. Bode, Astronom und Mitglied der Akade-  
mie. 1806. 282 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Ephemeride ist von der im vorigen Jahrgan-  
ge befindlichen nicht verschieden. Es ereignen sich  
2 Sonnen und 2 Mondfinsternisse, wovon hier aber  
nur die Mondfinsternis vom 29 April sichtbar seyn  
wird. Dagegen finden aber andere, für die mathe-  
matische Geographie nicht minder interessante Er-  
scheinungen Statt, welche die letzten Jahre nicht lie-  
ferten. Einmal bedeckt der Mond einen Stern erster  
Größe (*Spica Virginis*); ein andermal, den 28 April,  
geht er sehr nahe bey diesem Sterne vorbey, und es  
kann sich dabey für einige Sternwarten die seltene  
Erscheinung zutragen, die Hr. Dr. Koch einmal bey  
einer Bedeckung des Aldebaran bemerkte, indem er  
den Stern mehrere Mal hinter den Ungleichheiten des  
Mondrandes verschwinden und wieder erscheinen  
sah. Saturn und Venus werden einmal bedeckt;  
beide Bedeckungen fallen bey Tage vor, und die  
des  $\psi$  wird bey der Lichtschwäche dieses Planeten  
nur durch sehr gute Fernröhre zu bemerken seyn.  
Von anderen Occultationen sind hier 11 angezeigt.

Die Sammlung von astronomischen Nachrichten  
und Beobachtungen in diesem Bande, eröffnet ein  
*Auszug aus einigen Briefen* des Generalmajors und  
Brigadiers von Lindner in Schweidnitz. Sie haben die,  
durch auf der Schneekoppe gegebene Pulversignale  
zu Stande gebrachte Verbindung von Breslau und  
Prag zum Gegenstande. Zu Erreichung dieses  
Zwecks verbanden sich mit Hn. von Lindner die Hn.  
Prof. Guggnitz in Breslau, Astronom David in Prag,  
und Bergrath Seyffert in Dresden; ein Mittel aus  
dreytägigen Beobachtungen gab den Meridianunter-  
schied  $= 10^{\circ} 27' 78$ , oder Breslau östlich von Paris  
 $58^{\circ} 47' 8$ . Der Mittagsunterschied von Breslau und  
Fort Karlsberg wurde mit noch mehr Übereinstim-  
mung  $= 2^{\circ} 44' 46$  gefunden. Wir finden hier noch  
eine Bestimmung der geographischen Lage von War-  
schau, die der Lieut. von Fereil mit Hn. von Lind-  
ners Sextanten und Chronometer machte; Länge  
 $1^{\circ} 14' 47'' 57$ , Breite  $52^{\circ} 14' 16''$ . Die Höhe der Schnee-  
koppe überm Meere wurde  $= 4941,07$  pariser Fufs  
J. A. L. Z. 1808. Zweyter Band.

gefunden; Hr. von Gersdorff giebt sie zu 4949, und  
Hr. David nur zu 4854 Fufs an; allein die Lindner-  
sche Bestimmung gründet sich auf viertägige Beob-  
achtungen mit genau harmonirenden Barometern.  
Für den ehemaligen Jesuiten-Thurm in Schweidnitz  
bestimmte Hr. v. L. aus eigenen Beobachtungen,  
Länge  $34^{\circ} 7' 51'' 7$ , Breite  $50^{\circ} 50' 32'' 3$ , Pendellänge  
440,635 Linien, oder den Fall schwerer Körper in  
der ersten Secunde 15,10166 pariser Fufs. Rec. hät-  
te gern etwas von der Methode gelesen, nach wel-  
cher die Pendellänge bestimmt wurde; oder ist sie  
nur berechnet, nicht beobachtet? Auch die schöne  
Feuerkugel, den 21 Oct. 1805, die in Lillienthal, Bre-  
men, Düsseldorf und an anderen Orten gesehen wur-  
de, ist auch in Schweidnitz, aber minder vollstän-  
dig, beobachtet worden; der helle nachbleibende  
Schein stand dort im Wallfische. Eine umständli-  
chere Nachricht von den oben erwähnten Pulversig-  
nalen giebt S. 92 ff. Hr. Bode, den eine zufällige  
Reise auf den Schauplatz dieser Operation führte. Die  
dem Geographen gewifs interessanten Resultate, sind  
von Hn. Bode zum Theil etwas anders angegeben,  
als oben. — *Über den zweyten Kometen vom 1748*, von  
Hn. Frd. Wilh. Bessel in Lillienthal. Nur drey mal wur-  
de dieser Komet von Klinkenberg in Haarlem beobach-  
tet, und man war zweifelhaft, ob die von Struyk auf  
diese Observationen gegründete Bahn, zur Wieder-  
erkennung dieses Himmelskörpers hinlänglich genau  
sey, oder nicht. In der That waren die Fehler der Ele-  
mente so groß, daß man das Urtheil, das Pingré in sei-  
ner Cométographie darüber fällt, nicht für unbillig  
halten kann; die mittlere Beobachtung wich in der  
Breite  $2^{\circ} 42'$  ab, und es war vorauszusehen, daß  
dieser Fehler bey der kurzen Zwischenzeit (von 3  
Tagen) einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Ele-  
mente äußern mußte; überdem war die letzte Be-  
obachtung sehr mangelhaft reducirt, indem Struyk  
die Position des Sterns, auf den sie sich gründet,  
aus einer Karte nehmen mußte, indem er sich in  
keinem Verzeichnisse der damaligen Zeit fand. Hr.  
Bessel hat die Beobachtungen sämmtlich neu reducirt,  
und daraus folgende Elemente der Bahn hergeleitet.  
Durchgangszeit durch die Sonnennähe Juny 18, 89401  
für den pariser Meridian; Länge des  $\Omega = 1^{\circ} 3' 8' 28'' 6$ ;  
Neigung der Bahn  $67^{\circ} 3' 28'' 3$ ; Länge der Sonnen-  
nähe  $= 9^{\circ} 8' 47' 10'' 0$ ; kleinster Abstand von der Son-  
ne  $= 0,625357$ ; Richtung des Laufs nach der Ord-  
nung der Zeichen. Diese stimmen mit den Beob-  
achtungen fast vollkommen, und der Fehler beträgt  
bey der mittleren Länge nur  $7''$ , bey den anderen



Längen und den drey Breiten verschwindet er fast ganz. Die so genaue Übereinstimmung von drey vollständigen Beobachtungen scheint dem Vf. ein Beweis von der Richtigkeit seiner Elemente zu seyn, und er glaubt, daß sie allerdings zur Wiedererkennung dieses Kometen zureichen werden. S. 100—110. *Über die geographische Lage von Mexico*, nach den, vom Hn. von Humboldt im Königreiche Neuspanien

Itungen, vom Hn. gkeit in den Orts- ar noch sehr be-  $\frac{1}{2}^{\circ}$ , und für die , die fünf Grade ressanter ist also ununterschied von e Breite  $19^{\circ} 25' 45''$  d wurde nicht al- n der Sonne und geschlossen, die ondern er wurde : Vergleichenen stätigt, welche nomisch bestimmt en der Lage von de Gama (1778)

und die aus den *Alzate'schen*, von *Cassini* berechneten Beobachtungen folgende der Wahrheit am nächsten. — S. 110—112. *Über die geographische Länge von Cumana*, von demselben. Schon *Triesnecker* und *Ciccolini* hatten die Sonnenfinsternis vom 28 October 1799 berechnet, die von *Humboldt* in Cumana beobachtet wurde; ersterer hatte den Meridiansunterschied von Paris  $4^{\circ} 24' 55''$ , 3, letzterer  $4^{\circ} 24' 59''$  gefunden; allein beiden Resultaten lagen noch die älteren Sonnen- und Mond-Tafeln zum Grunde, an deren Statt Hr. *Oltmanns* jetzt die *Bürg'schen* Mondsgleichungen, die *Triesnecker'schen* Tafeln in den wien. Ephemeriden für 1803 und die neuen *Zach'schen* Sonnentafeln benutzen konnte. Nach *Bürg* ergab sich daraus die Länge  $4^{\circ} 25' 46''$ , 76, nach *Triesnecker*  $4^{\circ} 25' 34''$ , 61; eine Trabantenvorfinsternung, zu welcher sich correspondirende auffanden, gab im Mittel  $4^{\circ} 25' 45''$ , 3, der Chronometer  $4^{\circ} 26' 4''$ . — S. 113—123. *Bemerkungen über die Lage und Ausdehnung aller bisher bekannten Planeten und Kometenbahnen*, vom Herausgeber des *Jahrbuchs*. Es ist bekannt, daß *Lambert* in seinen kosmologischen Briefen über diese Materie sehr sinnreiche Gedanken äußerte, die Hr. *Bode* im Jahr 1787 mit den neu hinzugekommenen Kometen und den Planetenbahnen verglich, und die er hier auch auf die seit jener Zeit erschienenen Kometen und die drey neuen Planeten ausdehnt. Im Ganzen finden sich *Lambert's* Ideen bestätigt; indess kommen auch oft Abweichungen von der allgemeinen Wahrscheinlichkeit vor, wovon man die Ursache nicht immer eben so gut in der Unvollständigkeit unserer Kometenregister, als in der Natur suchen kann. S. 123—127. *Astronomische Beobachtungen in Wien, im Jahre 1805* von *Triesnecker* und *Bürg*. Jupiters- trabantenvorfinsternungen, Sternbedeckungen und die

Oppositionen von vier Planeten — diese nur ihre Resultaten nach angegeben. S. 127—134. *Entdeckung der beiden im October und November 1805 erschienenen Kometen* von Hn. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Ausser dem zur Entdeckungsgeschichte dieser Kometen gehörigen, theilt Hr. *Huth* in den Briefen, woraus Hr. B. hier einen Auszug geliefert hat, seine Beobachtungen mit; allein es scheint, daß Hr. *Huth* sich bey den letzten Beobachtungen des ersten Kometen ganz in der Gegend des Himmels geirrt hat, durch die er seinen Weg nahm, denn die Beobachtungen passen überall nicht mit den von anderen Astronomen angestellten. Am 13, 14, 15 Nov. weichen z. B. die *Huth'schen* Angaben gegen volle Grade von der Wahrheit ab, wie man aus einer Vergleichung mit der Tafel, die *Bessel* (Monat. Corresp. July 1806, S. 69) bekannt machte, sehen kann. Die Beobachtungen des anderen Kometen sind etwas minder grab, obgleich nicht brauchbarer als die des ersten, denn auch hier kommen Fehler von ganzen Graden vor. Gewiss würde Hr. *Huth* den Astronomen keinen unangenehmen Dienst erweisen, wenn er sich in der Folge bemühte, statt solcher Ocularschätzungen, genaue Ortsbestimmungen himmlischer Erscheinungen zu liefern. Das Kreismikrometer bietet ein so leichtes Mittel dazu dar, und es kann Hr. *Huth* nicht schwer fallen, damit eben so brauchbare Observationen anzustellen als andre Astronomen. S. 134—136. *Beobachtungen derselben Kometen* von Hn. *D. Olbers*, und *Berechnung ihrer Bahnen* von Hn. *Bessel*. In Bremen störte der fast immer bewölkte Himmel die Observationen dieser Kometen sehr, so daß der erste nur 4 mal, der andere nur 3 mal beobachtet werden konnte. Am 8 Dec. zeigte der letzte einen zwar sehr kleinen, aber doch sehr bestimmten planetenartigen Kern. Die Elemente der Bahn dieses Kometen stimmen auf eine so auffallende Weise mit denen des Kometen von 1772 überein, daß beide Anfangs ein und derselbe Himmelskörper zu seyn scheinen. Indess haben weitere, von Hn. *Gauß* und *Bessel* (Mon. Corresp. July 1806) angestellte Untersuchungen gezeigt, daß diese Voraussetzung nicht wahrscheinlich ist, indem sich die Beobachtungen des einen Kometen eben so wenig durch die Elemente des anderen darstellen lassen, als sich der Unterschied durch die Störungen erklären läßt, die der Komet in der Zwischenzeit erlitten haben könnte. S. 137—140. *Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno und des zweyten Kometen* von 1805, nebst Elementen seiner Bahn, von Dr. *Gauß* in Braunschweig. Auch hier das Urtheil, daß der zweyte Komet von 1805 nicht mit dem von 1772 identisch sey. Hr. Dr. *Gauß* macht uns Hoffnung zur baldigen Erscheinung seines Werks über die Bestimmung der Planetenbahnen; an seiner Methode hat er, seit 1801, wo er sie zuerst auf die Ceres anwandte, so mannichfaltige Vervollkommnungen angebracht, daß sie ihre erste Gestalt ganz verloren hat. S. 140—146. *Beobachtungen und Messungen des zweyten Kometen* von 1805, vom Hn. *R. Schröter* in Lilienthal. Nur einmal gelang es we-

gen des schlechten Wetters, den Kometen in Lilienthal zu beobachten. Der würdige Schröter beschäftigte sich dabei ausschließlich mit der physischen Beschaffenheit des Kometen und seines Kerns. Er fand den Durchmesser des im 15 f. Reflector sichtbaren Nebels  $= 5'30''$ , und den des Kerns, je nachdem er nur den hellsten Theil, oder das ganze durchblinkende Scheibchen annahm  $= 4',032$  oder  $6',416$ ; woraus die wahre GröÙe des Durchmessers des Nebels  $= 1595$  und des Kerns  $80,1$  geogr. Meilen folgt. Der Komet von 1799 hatte 373 Meilen im Durchmesser, war also seinem kubischen Inhalte nach 1922 mal so groß als der gegenwärtige. S. 146—151. *Astron. Beobachtungen in Prag im Jahr 1805*, von Hn. Astronom David und Adjunct Bittner. Unter anderen Beobachtungen auch eine, wonach Hr. D. die Schiefe der Ekliptik  $16''$  kleiner findet, als nach Zachs neuesten Tafeln. Auf correspond. Sonnenhöhen, am 21 Juny mit einem 7 zolligen Spiegel-Sextanten beobachtet, wurde nämlich eine Berechnung der Declination der Sonne gegründet, die mit der durch den Quadranten, aus Vergleichung mit dem 388 Sterne des Bootes gefundenen fast völlig harmonirte. Hr. D. zieht aus dieser Übereinstimmung den Schluss, dass der Unterschied von  $16''$  nicht den Beobachtungen, sondern den zur Reduction derselben gebrauchten Elementen zuzuschreiben sey, — einen Schluss, dessen Grund Rec. nicht einseht. Die Declination des verglichenen Sterns ist innerhalb weit engerer Grenzen mit Sicherheit bestimmt; und dieses war doch das einzige Element, das auf die Beobachtung merklichen Einfluss äußern konnte; überhaupt leuchtet es ein, dass solche Beobachtungen über einen Gegenstand nichts entscheiden können, der von mit weit vorzüglicheren Instrumenten versehenen Astronomen aufs Reine gebracht ist. Sternbedeckungen, Trabantenverfinsterungen und die Oppositionen der Planeten wurden auch dieses Jahr in Prag nicht versäumt. S. 152—157. *Längenbestimmungen, aus Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen berechnet*, von Hn. Olmanns in Berlin. Diese Rechnungen scheinen die Erfindung der Länge von Amsterdam zum Hauptzwecke zu haben; aus 4 Beobachtungen folgt sie  $= 10' 9'',35$ , fast genau mit der Triesneckerischen auf noch mehrere Beobachtungen gegründeten Angabe ( $10' 9'',6$ ) übereinstimmend. Die Bedeckung  $\pi$  Scorpii den 17 July 1804 gab die Länge von Ochsenhausen  $= 30' 28'',5$ ; der Meridian-Unterschied zwischen Hoheneiche und Paris wurde aus der Bedeckung der Akcyone den 20 Oct. 1804  $= 36' 13'',7$  gefunden. S. 157. 158. *Beobachtungen in Breslau* vom Hn. Prof. Jüngnitz. Sternbedeckungen und Verfinsterungen. S. 158—160. *Beobachtungen zu Kremsmünster* vom Hn. Canonicus Derffinger. Wir finden hier die Oppositionen des Mars, des Saturn und des Uranus. Eine löbliche Veränderung, die Hr. D. in der Angabe seiner Beobachtungen erwähnt hat, besteht in der Art der Vergleichung mit den Tafeln, die diesmal unmittelbar mit den beobachteten Orten, und nicht mit den aus diesen berechneten Län-

gen und Breiten geschah: die Vortheile dieses Verfahrens sind einleuchtend, da man dadurch den Einfluss einer fehlerhaften Declination auf eine bessere Rectascension, oder umgekehrt, vermeidet. S. 160, bis 163. *Lage verschiedener Örter in Russland u. s. w.* vom Hn. Etatsrath und Ritter Schubert in Petersburg. Diese Bestimmungen wurden auf der bekannten Reise angestellt, die Hr. S. mit der nach China bestimmten Gesandtschaft machte. Auf der Hinreise bis Irkutsk konnte für Astronomie und Geographie wenig geschehen, da der Weg in kurzer Zeit zurückgelegt werden musste, und Hr. S. in den vornehmsten Städten, durch die er kam, weder gutes Wetter noch merkwürdige Himmelserscheinungen abwarten durfte. Die ganze Hoffnung wurde daher auf die Rückreise gesetzt, die Hr. Schubert im Sommer 1806 mit mehr Muth anzutreten hoffte. Allein ganz gegen seine Erwartung musste er schon im Winter 1805 zurückkehren, wo die fürchterliche Kälte, die Stürme und der immer bedeckte Himmel alle Bemühungen vereitelten. Trotz dieser Schwierigkeiten erhalten wir die Bestimmungen von 10 Örtern, deren Längen sich auf einen Arnoldschen Chronometer und auf viele beobachtete Mondsdistanzen gründen; auch Declination und Inclination der Magnetnadel ist angegeben. S. 164—167. *Beobachtung der Nachtseite der Venus* vom Hn. Justizr. Schröter in Lilienthal. Am 14 Febr. 1806 stiefs diesem aufmerksamen Beobachter die hier beschriebene seltene Erscheinung auf: er sah die ganze dunkle Kugel der Venus mit dem 15 f. Reflector, so wie sich die dunkle Seite des Mondes bald nach dem Neumonde dem unbewaffneten Auge zeigt, d. h. von etwas kleinerem Durchmesser als der erleuchtete Theil. Am 21 Febr., so wie am 22, 23 und 24, konnte von dieser Erscheinung nichts wieder bemerkt werden, weshalb Hr. Schröter glaubt, dass diese Erscheinung sich nur auf einen gewissen in sehr enge Grenzen eingeschlossenen Elongationswinkel beschränkt; ihre Seltenheit beweiset auch noch der Umstand, dass sie bey den zahlreichen, in den approditographischen Fragmenten gesammelten Beobachtungen, nie bemerkt wurde. Desto angenehmer ist es daher gewiss den Physikern und Astronomen, dass auch Hs. Prof. Harding in Göttingen dieses Phänomen am 24 Jan., so wie am 28 Febr. und 1 März beobachtete. Zur Erklärung seiner Beobachtungen bemerkt Hr. Schröter, dass Venus damals, obgleich sie nur  $\frac{1}{2}$  erleuchtet war, ein sehr helles Licht gehabt, und von dem Fensterahmen auf der gegenüberstehenden Wand einen sichtbaren Schatten geworfen habe. Die Erde, die auf der Venus  $\frac{1}{2}$  erleuchtet erschien und überdies einen größeren scheinbaren Durchmesser hatte, konnte daher wohl ein sehr helles Licht auf die Nachtseite des Planeten reflectiren. Indess ist Hr. S. geneigt anzunehmen, dass außer dieser Ursache, ein *eigenthümliches* Licht mitwirkte, dessen Existenz es auch bey anderen Weltkörpern, namentlich bey den Kometen, vermuthet. S. 167—171. *Beobachtung derselben Erscheinung* vom Hn. Prof. Harding in Göttingen.



gen. An den oben angeführten Tagen war diese Erscheinung sichtbar, am 3., 16., 21. Febr. konnte keine Spur davon wahrgenommen werden. Auch Hr. H. bemüht sich, eine Erklärung davon zu geben, und begründet die Vermuthung, daß sie von einer Phosphoreszenz des Planeten herrühre, vorzüglich durch die Erfahrung, daß man sie, bey völlig ähnlicher Lage des Planeten, nie bemerkt habe; er führt als Beyspiel an, daß unsere Erde zuweilen ein völlig ähnliches Licht zu entwickeln scheine, welches sich in mondlosen Nächten, oft durch eine dämmernde Helligkeit verrathe. Dem Rec. scheint diese Erklärung sehr wahrscheinlich, und er glaubt, daß sie allgemeinen Beyfall erhalten wird. Die Angabe der GröÙe des Kerns des letzten Kometen von 1805, von 12 Minuten; ist ohne Zweifel ein Druckfehler, da sie etwa so viele Secunden betragen mochte. S. 172 — 181. *Aberrations- und Nutations-Tafeln* von Hn. J. Olmanns — in ihrer Form nicht von den gewöhnlichen Tafeln verschieden; allein die ihnen zum Grunde liegenden Constanten erhielten die neuerlich festgesetzten Werthe; die Aberration 20",255, und die Axen der Nutations-Ellipse 19",1 und 14",2. S. 182 — 189. *Bemerkungen zum erleichterten Gebrauche der Tempelhoff'schen Methode, aus ungleichen Höhen die Zeit zu bestimmen*, vom Hn. Prof. Wurm in Blaubeuern. In den verschiedenen Gestalten, in welcher Tempelhoff selbst, und später Bohnenberger, Klügel und Rohde diese Methode darstellten, erforderte sie doch immernoch weitläufige Rechnungen. Die gegebene Formel bestand nämlich aus drey Gliedern, deren beide letzten, wie Hr. Wurm bemerkt, nicht berechnet zu werden brauchen, indem man sie mit hinlänglicher Genauigkeit und fast ohne Mühe aus den Tafeln entlehnen kann, die man für die Verbesserung der aus correspondirenden Höhen gefolgerten Mittage besitzt. Dadurch wird also die ganze Rechnung auf das erste Glied reducirt und viel leichter gemacht, als sie bisher war. Rec. hätte gewünscht, bey dieser Gelegenheit die von einigen Astronomen geäußerte Meinung widerlegt zu finden, als könne man aus einer Anzahl correspondirender Höhen die Zeit genauer herleiten, wenn man sie nach Tempelhoff'scher Art mit einander auf verschiedern Weise combinire. Aus n Höhen

der Sonne, die man correspondirend sucht, ziehe man nach gewöhnlicher Art n Resultaten, aus welchen man das arithmetische Mittel nimmt; wolle man sie nach Tempelhoff's Vorschriften auf alle mögliche Weise combiniren: so würde man noch  $\frac{n \cdot n - 1}{2}$

Resultate erhalten, und es läßt sich leicht zeigen, daß das Mittel daraus dem obigen genau gleich seyn muß. Giebt man sich indeß nicht die Mühe, alle möglichen Combinationen zu berechnen, oder die Rechnung so zu ordnen, daß jede Beobachtung einmal und nicht mehr darin vorkommt: so wird man freylich ein anderes Mittel erhalten, welches aber, weit entfernt vorzüglicher zu seyn, als das vorige, nur deshalb abweichen wird, weil es minder vollständig ist, und weil man dabey einer Observation mehreren Werth zugesetzt, als der anderen. S. 189 — 191. *Verbesserungen des Piazzischen Sternverzeichnisses*, Theils von Piazz selbst, theils Druckfehler in Bode's Ausgabe des Katalogs, zu welcher ein reichhaltiger Nachtrag in einem vierten Supplementbände zu den Jahrbüchern erscheinen wird. S. 191 — 193. *Beobachtung der Mondfinsterniß vom 4. Januar 1806*, vom Hn. Bergrath Seyffert in Dresden. S. 198 — 195. *Bemerkungen über die Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen*, vom Hn. Dr. Olbers. Wenn ein, durch zwey äußere beobachtete Örter eines Kometen gezogener größter Kreis die Ekliptik an dem Orte schneidet, wo bey einer mittleren Beobachtung die Sonne stand, oder nahe dabey: so kann die bekannte und mit Recht berühmte Methode des Dr. Olbers nicht mit Sicherheit zur Bestimmung der Bahn des Kometen aus diesen drey Observationen angewandt werden. Hr. Olbers setzt hier den Grund dieser Schwierigkeit aus einander, und macht die Rechner auf die Vermeidung derselben aufmerksam. S. 196. *Astronomische Beobachtungen von F. W. Bessel in Lilienthal*. Von der Sonnenfinsterniß den 16. Juny 1806 konnte nur der Anfang beobachtet werden. Es zeigten sich hervorragende Berge am Mondrande, von denen das größte 3",972 oder 0,942 geogr. Meilen hoch war; aus dem geschätzten Eintritte dieses Berges ergab sich seine westliche Länge = 92° 30'; seine nördliche Breite = 66° 45'.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Eisenberg, b. Schöne und Comp: *Kopie der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen*. Ein Gemälde menschlicher GröÙen und Schwächen. Mit 1 (herzlich schlechten) Kupfer. 1804. 198 S. 8. (18 Gr.) Der Titel, der dem Buche so gern den Anschein von Wichtigkeit geben möchte, der fast mehr als alltägliche Anfang, die gemeinen Schilderungen der gemeinsten Gegenstände, die kleinliche, stark ins Mattherzige überspielende Empfindelhey, die den leider! beliebtesten Räuberromanen nachgebildete Sprache, und endlich die höchstprosaische Verfeinerung — alles zeigt zur Genüge, daß wir hier nichts weiter zu suchen haben, als ein Gemälde der Autorschwächen des Vfs. Direct oder indirect liefert den Beweis für diesen Ausspruch — jede Seite. Xp.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Unter dem angeblichen Drucke von Amsterdam u. Cölln, b. Hammer: *Vertheidigung des großen Cölln wider seine Todfeinde*. Bey Gelegenheit des

Meisterwerks: Wien und Berlin. 1808. 128 S. gr. 8. (brochirt 12 Gr.) Die Kupferstiche auf dem Umschlage können als Warnungszeichen dienen, um gestützte Leser von einem Buche abzuschrecken, in welchem schmutzige Anekdoten mit widerlichen Persönlichkeiten abwechseln. Es ist schade, daß der Vf., der die Geißel der Satyre oft glücklich schwingt, und die Blößen und Widersprüche seines Gegenstandes treffend genug enthüllt, durch diesen Mißgriff sich den Zutritt in gute Gesellschaft versperrt hat. Doch wozu auch überhaupt solche Widerlegungen? Das Gute und Wahre, welches die früheren Schriften des Vfs. der Parallele: Wien und Berlin, enthalten, wird immer bestehen; wenn er aber durch mercurielle Vielschreiberey den vortheilhaften Eindruck, den sie bey ihrer Erscheinung machten, selbst verwickelt: so thun ja seine Gegner am besten, wenn sie diesen Proceß einer am Ende unausweichlichen Selbstvernichtung ruhig abwarten. Kf.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## M A T H E M A T I K .

BERLIN, b. dem Verf., und in Commiss. b. Lange:  
*Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1809*, nebst  
einer Sammlung der neuesten, in die astronomi-  
schen Wissenschaften einfließenden Abhandlun-  
gen, Beobachtungen etc. von J. E. Bode, u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

S. 197 — 200. *Entdeckung der sonderbaren Gestalt der Saturns-Kugel*, vom Hn. Dr. Herschel. Schon 1776 fand Hr. H. die  $\frac{1}{2}$  Scheibe nicht völlig rund, und mehr abgeplattet, als Jupiter; allein erst neuerlich bemerkte er auch eine Abweichung von der elliptischen Gestalt. Zuerst sah er den 12 April 1805 mit einem 7fußigen Spiegel von außerordentlicher Deutlichkeit, eine Verschiedenheit in der Abplattung des Saturns, wenn er sie mit der des Jupiters verglich; sie schien nämlich in hohen Breiten schneller zuzunehmen, als in einer Ellipse. Am 18 April fand sich diese Wahrnehmung durch den 10 f. Reflector bestätigt, und Hr. H. bestimmte die Breite des Puncts der größten Krümmung, vermöge seines Winkelmikrometers =  $46^{\circ}38'$ ; am 19 April ergab sich diese Breite  $45^{\circ}44\frac{1}{2}'$ ; am 5 May wurden das 20 und 40 f. Teleskop auf den Saturn gerichtet, und auch hier wurde dieselbe Erscheinung bemerkt. Den Monat May hindurch und am Anfange des Juny beobachtete Hr. H. den Saturn noch mehrmals, und fand stets dasselbe. Nach diesen Beobachtungen hält Hr. H. den  $\frac{1}{2}$  für kein Ellipsoid, sondern für einen Körper, dessen größter Durchmesser unter die Breite  $43^{\circ}20'$  fällt, und sich zu den Äquatoreal- und Polar-Durchmessern verhält, wie 36 zu 35 und 32. Herr Bode hat eine getreue Nachbildung der Herschelschen Figur gegeben, die die Sache recht anschaulich macht. Diese Wahrnehmung hat wegen ihrer Sonderbarkeit großes Aufsehen erregt, und eine analytische Untersuchung von Hn. Bessel (Monath. Corr. März 1807) veranlaßt, die sich mit einer theoretischen Erklärung derselben beschäftigt. Indess fand sich, daß, trotz der Attraction der Ringe, in der Hypothese der anfänglichen Flüssigkeit des Planeten, seine Figur so sehr nahe elliptisch werden mußte, daß der kleine Unterschied unmöglich von uns bemerkt werden kann; theoretisch läßt sich die Sache also nicht erklären, und wenn man sie behaupten will, so leugnet man dadurch die anfängliche Flüssigkeit. Ein Umstand, der zur Würdigung der Beobachtung selbst führen kann, und auf den Hr. Bessel aufmerksam macht, ist der, daß jede Abweichung von der Kugelgestalt sich am deutlich-

sten zeigen muß, wenn wir uns in der Ebene des  $\frac{1}{2}$  Äquators befinden, und daß sie in allen anderen Lagen von anderen Theilen des Sphäroids etwas verdeckt wird. Hierauf gründet er eine Berechnung der Figur, die  $\frac{1}{2}$  in dieser vortheilhaftesten Lage haben muß, wenn er zur Zeit der Herschelschen Beobachtung wirklich die angegebene hatte; er findet die Abweichung von der elliptischen Gestalt dann so groß, daß es sich nicht gut erklären lassen würde, weshalb weder Herschel selbst, noch Schröter, früher diese Erscheinung wahrnahmen; auch konnte man, nach erhaltener Nachricht von Herschels Beobachtung, in Lilienthal den Saturn nicht anders sehen, als — elliptisch. S. 201 — 215. *Vergleichung der Lichtstärke der Sterne*, vom Hn. Dr. Herschel. Hier theilt Hr. Bode die beiden ersten Kataloge mit, und verspricht, auch die übrigen nachfolgen zu lassen. Es ist gewiß nicht das kleinste Verdienst des Hn. Herschel, daß er uns genaue und vollständige Verzeichnisse über die Helligkeiten der Sterne, nach diesem Plane, lieferte; sie werden in der Folge zu wichtigen physischen Aufschlüssen führen, und ohne Zweifel recht viel über die Theorie des Lichts lehren. Rec. hätte lieber alle diese Verzeichnisse in Einem Bande gesehen. S. 215 — 219. *Neue Elemente der Pallas- und Juno-Bahnen*, vom Hn. Dr. Gauss in Braunschweig. S. 220 — 222. *Über die Länge der Berliner Sternwarte*, von Hn. Jabbo Oltmanns. Es ist bekannt, daß man sich in neuern Zeiten über diese Länge nicht ganz vereinigen konnte, und daß einige Astronomen sie mehrere Zeiteinheiten herabsetzen zu müssen glaubten; der Voratz des Hn. Oltmanns, diesen Punct vollständig zu untersuchen, und deshalb alle Sternbedeckungen zu berechnen, die seit der Aufstellung der neuen vorzüglichern Instrumente beobachtet wurden, ist daher sehr lobenswerth. Vorläufig theilt er hier die Resultate von 5 Occultationen mit, die im Mittel  $44^{\circ}40'$ , 24, für den Meridianunterschied von Paris geben, also die alte Annahme sehr gut bestätigen. S. 223 — 232. *Über die Genauigkeit der Winkelmessungen mit Spiegelsextanten*, vom Hn. Dr. Benzenberg. Da die Winkel in den Dreiecken der Bergschen Landesvermessung, sämmtlich mit den Sextanten gemessen werden: so interessirte es den Verf., die Grenze der Genauigkeit, die dieses Instrument bey dergleichen Beobachtungen gewähren kann, zu kennen. Er setzt es aus einander, daß wegen der oft sehr engen Thurnspitzen, wegen des Mangels an Festigkeit u. f. w., kein feststehendes Instrument gewählt werden konnte; auch hält er den Reflexionskreis für minder bequem, weshalb er den Sextan-

ten, trotz der dabey möglichen Theilungsfehler und Excentricität, vorzog. Nach den gewöhnlichen Berichtigungen suchte daher Hr. *Benzenberg* diese Fehler dadurch zu bestimmen, daß er die Winkel, zwischen am Horizonte befindlichen, gleich weit von einander entfernten Gegenständen maß, und aus dem Unterschiede ihrer Summe von  $360^\circ$ , die Correction schloß, die bey der Messung dieser Winkel angebracht werden muß. Eine, auf diese Weise verfertigte Tafel, die z. B. für  $120^\circ$  die Correction  $= + 38''$ , für  $90^\circ + 35''$  u. s. w. angiebt, theilt Hr. *Benzenberg* mit. Rec. findet dieses Verfahren allerdings zweckmäßig, wenn die Fehler sich sehr langsam ändern, — bey diesem Sextanten für Winkel über  $45^\circ$ ; in dem entgegengesetzten Falle kann es, wegen der aufgehobenen Correspondenz des Nonius mit dem Gradbogen, merklich fehlen. Die Ursache, weshalb die Beobachtungen mit Borda'schen Vervielfältigungskreisen gewöhnlich weniger genau unter einander stimmen, als man erwarten sollte, sucht Hr. B. in der Voraussetzung, daß das festgestellte Fernrohr während der Bewegung des Kreises völlig unbeweglich bleibe, welche Voraussetzung er nicht für wahr hält. Rec. stimmt dieser Meinung bey, in dem scheinen ihm auch noch mehrere Theile dieses Instruments einer Vervollkommenung fähig; vielleicht rührt ein Theil der Fehler von den gewöhnlich sehr schwachen Vergrößerungen der Fernröhre her. S. 233 — 234. *Beobachtungen der Ceres*, und über die Lage von *Quedlinburg*, vom Hn. Oberprediger *Fritsch*. Die Beobachtungen der Ceres, ohne genaue Zeitangabe, und deshalb unbrauchbar. Auch Hn. F.'s Instrument reichte zur Anstellung guter Kreismikrometerbeobachtungen hin, und Rec. sollte denken, daß solche Hn. F. weit mehr Vergnügen und Genugthuung gewähren würden. Die Vergleichung der von anderen Astronomen berechneten Sonnenfinsternisse vom 11 Febr. 1804 gab Hn. F. Länge von *Quedlinburg*  $= 35^\circ 14' 1''$ ; die vom 17 Aug. 1803  $= 35^\circ 15' 0''$ . Aus einer Vergleichung mit der *Heinrichshöhe* nach von *Zach's* Bestimmung ergab sich fast genau dasselbe. S. 233 — 240. *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten* vom Hn. *de la Lande* in Paris. Ein Auszug aus der *Histoire de l'Astronomie pour 1805*, von dem wir nur das ausheben, was unsern Lesern minder bekannt seyn möchte. Hr. *de la Lande* hat im März einen schönen Sonnenfleck beobachtet, fast genau unter derselben nördlichen Breite, unter welcher er die in den *Mémoires* 1776 beschriebenen Flecken fand; er glaubt dieses als eine Bestätigung seiner damals geäußerten Meinung ansehen zu können, nach welcher er einige Theile der Sonnenoberfläche zur Production der Flecken besonders geneigt hält. Die Beobachtungen dieses Flecks von *Flaugergues* geben die Rotation der Sonne 25 Tage 11 $\frac{1}{2}$  h; *de la Lande* hatte früher (*Astronomie* S. 3276) 25 T. 10 $\frac{1}{2}$  h; nur 6 $\frac{1}{2}$  weniger gefunden. Auch einige Nachrichten von *Plazzi's* neueren Bemühungen zu Erfindung der jährlichen Parallaxe der Fixsterne: für *Aldebaran* fand er 1 $\frac{1}{5}$ '', für *Procyon* 3'', für *Strius* 4'', Resultate, die allerdings einer Bestä-

tigung bedürfen, und gegen die sich Vieles einwenden ließe. Eine gewiß allen Astronomen willkommenes Anzeig ist die, daß *Bouvard* seine neuen 7 und 21 Tafeln zum Drucke fertig hat; die Planeten  $\gamma$ ,  $\eta$  und  $\zeta$  bearbeitet *Michel de la Lande* und seine Tafeln werden den *Bouvard'schen* bald folgen. *Lemoir* in Paris hat ein Fußgestell zum *Borda'schen* Kreise erfunden, welches den zweyten Beobachter bey Höhenmessungen ganz entbehrlich macht; Rec. hätte gewünscht, eine nähere Beschreibung davon zu sehen, die gewiß von allen Astronomen mit Dank aufgenommen worden wäre. Eine recht artige Idee des Hn. *Pictet* in Genf, die hierangeführt ist, hebt Rec. noch aus. Es ist ein Vorschlag, mit einem Reflexionsinstrumente die Culminationen der Himmelskörper dadurch zu beobachten, daß man das Moment abwartet, wenn ihr Abstand von einem, im wahren Ost- oder West-Puncte errichteten Zeichen gerade  $90^\circ$  beträgt. — Merkwürdig ist es in der That, daß noch immer von Zeit zu Zeit Schriften erscheinen, die neue astronomische Theorien auf Kosten der wahren Philosophie aufstellen wollen; auch hier hat der nun verewigte *Lalande* Gelegenheit, sich über zwey Werke dieser Art zu entrüsten. Das eine ist von *Laucelin*, das andere von dem bekannten *Mercier*; dieses beschäftigt sich, nach *Lalande's* Urtheil, mit der Vertheidigung der Einwürfe der Unwissenden und der Zweifel der in der Astronomie Unerfahrenen; es würde, wie *Lalande* sehr treffend bemerkt, dem V. weniger Zeit gekostet haben, die Wissenschaft verstehen zu lernen. S. 240 — 248. *Bemerkungen über die Auffuchung der Kometen* vom Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Wenn man sich einen körperlichen Raum um die Erde und Sonne beschrieben gedenkt, dessen Oberfläche durch die Bedingung bestimmt wird, daß das Product aus den Abständen eines jeden Punctes derselben von Erde und Sonne, einer constanten GröÙe gleich ist: so wird ein Himmelskörper in allen Puncten dieser Oberfläche, von der Erde in gleicher Helligkeit gesehen werden; denn bekanntlich steht die Lichtstärke im reciproken Verhältniß des Products aus den Quadraten der Entfernung von Erde und Sonne. Hr. O. zeigt hier die Eigenschaften der Curve, durch deren Rotation um die Axe der erwähnte Raum entsteht; sie ist eine Linie der 4ten Ordnung, und von der sogenannten *Cassinoide* nicht verschieden. Jeder Punct des Weltraums kann mit gleicher Wahrscheinlichkeit einen Kometen enthalten; allein sehen werden wir ihn nur dann, wenn er sich innerhalb des erwähnten Raums befindet, dessen Constante durch die Bedingung der Sichtbarkeit bestimmt wird. Die Erfahrung giebt den Satz, daß die meisten Kometen entdeckt werden, wenn das Product aus den Abständen von Erde und Sonne  $= 1$  ist; auf diese gründet Hr. O. eine Berechnung der Wahrscheinlichkeit, mit welcher man hoffen darf, einen Kometen in einem bestimmten Angularabstande von der Sonne zu sehen, woraus er denn wieder Resultate, die für das praktische Kometensuchen nicht unwichtig sind, ableitet. Es folgt z. B. aus dieser Untersuchung, daß

man die meiste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs auf das Suchen in den Morgen- oder Abend- Stunden setzen muß, indem es um Mitternacht weit weniger wahrscheinlich ist, einen Kometen über dem Horizonte zu sehen; daß nahe bey der Sonne wahrscheinlicher ein Komet gefunden wird, als weiter von ihr; daß man etwa das 20ste oder 25ste Mal, wenn man Kometen sucht, einen zu entdecken hoffen darf u. s. w. S. 249—250. *Beobachtungen der Ceres* u. s. w. vom Hn. Dr. Koch in Danzig. Hr. K. klagt sehr über das schlechte Wetter, welches dieses Jahr, gegen die übrigen 13 seines Aufenthalts in Danzig, sehr auszeichnete; nur sehr wenige astronom. Beobachtungen konnte er zu Stande bringen, wovon wir hier einige erhalten. S. 250—253. *Astronomische Nachrichten* vom Hn. Prof. Leski in Warschau. Einige Sternbedeckungen, der Anfang der Sonnenfinsternis vom 11 Febr. 1804 u. s. w. S. 253—263. *Astronomische Beobachtungen* von Hn. Bode in Berlin. Wie gewöhnlich bestehen diese Beobachtungen aus einer Reihe mit den fixen Instrumenten der Sternwarte angestellten, und in Sternbedeckungen, Finsternissen u. s. w. — Trotz des, auch in diesem Jahre so schlechten berliner Himmels (Hr. B. zählte 237 völlig trübe Nächte, eine Menge sehr veränderlicher nicht gerechnet) sind diese Beobachtungen zahlreich, und liefern manche dem Astronomen interessante Erscheinung. Die Magnetnadel wich im Herbste dieses Jahres in Berlin im Mittel  $18^{\circ}14'$  ab. Der veränderliche Stern im Wallfische war in diesem ganzen Jahre fast unsichtbar, hielt also seine ehemalige Periode nicht mehr. S. 264—266. *Astronomische Beobachtungen* vom Hn. Adjunct v. Wisniewsky in Petersburg. Eine Reise, die der Vf. in geographischer Hinsicht unternahm, gab ihm Gelegenheit, mehrere Sternbedeckungen und die Sonnenfinsternis vom 16 Juny 1806 in verschiedenen Städten des russischen Reichs zu beobachten. In einer Note giebt Hr. Olmanns den Meridian-Unterschied zwischen Reval und Paris =  $1^{\circ}29'46''6$ . S. 266—268. *Astronomische Beobachtungen und Berechnung der Störungen der Ceres durch Saturn* vom Hn. Prof. Pfaff in Dorpat. S. 269, 270. *Nachtrag zur Bestimmung der geographischen Länge von Mexico* vom Hn. Jabbo Olmanns. — gründet sich auf einige vom Hn. v. Humboldt beobachtete Höhenwinkel, Azimuthe und absolute Höhen einiger Berge. Die Methode kann zwar weder große Sicherheit noch sehr genaue Resultate gewähren; allein oft als Bestätigung eines gefundenen Längenunterschiedes sehr nützlich seyn.

Wie gewöhnlich beschließen einige kürzere astronomische Nachrichten auch diesen Band. Unter anderen, eine Nachricht von der Abreise der Hnn. Biot und Arago nach Spanien, zur Verlängerung des pariser Meridians bis nach den balearischen Inseln. Eine andere über die Austheilung des in Berlin ausgesetzten astronomischen Preises: fünf Abhandlungen, außer acht kürzeren Aufsätzen, waren bis zu Ende des Septembers 1806 eingelaufen; überdies hatte Hr. Huth in Frankfurt an der Oder zwey Kometen entdeckt, und da der Preis, sowohl für die

Entdeckung einer neuen Erscheinung am Himmel, als für eine interessante astronomische Abhandlung, ausgesetzt war: so wurde er zwischen Hn. Baffi in Lillenthal, dem Vf. der gekrönten Abhandlung über die wahre elliptische Bewegung des Kometen von 1769, und Hn. Huth getheilt. LL. AL.

FÜRTH, im Bureau für Literatur: *Die ersten Anfangsgründe der Geometrie*, als Stoff zu Denk- und Sprach-Übungen benutzt. Von D. J. P. Pöhlman. Zweyten Bandes erste Hälfte, 1805. 284 S. Zweyte Hälfte, 1806. 181 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. hat seine Arbeit für ungeübte Lehrer in Bürgerschulen und den unteren Classen der Gymnasien bestimmt, und seine Belehrungen gehen bis zur Stereometrie. Der Vortrag läuft, wie bekannt, in Fragen und Antworten eines Lehrers und Schülers fort. Die Sätze von *Parallel-Linien*, und von äußeren und inneren Winkeln nehmen gegen 100 Seiten ein; die von Parallelogrammen und Dreyecken beynahe eben so viel. Von S. 197—216 wird vom Quadrat der Hypothense gehandelt, und das bekannte Theorem falschlich bewiesen. In dem folgenden Abschnitt kommt aber in einem Nachtrag noch eine andere Beweisart vor, welche gleichfalls zu einer nützlichen Übung des Verstandes Anlaß giebt. — Die Lehre von den *Schnen* führt hierauf zu der von regulären Vielecken, in Kreisen beschrieben. In der zweyten Hälfte dieses Bändchens beschäftigt sich der Vf. in einem Abschnitt mit Ausmessung der *Flächen* des Rechtecks, des Parallelogramms, der Dreyecke, der Kreise und der Kreisringe; und in dem folgenden mit *ähnlichen Figuren*, mit Abschnitten von Figuren, welche sich durch eingezeichnete gleichlaufende Linien ergeben; von mittleren Proportionallinien und Vergleichung neben einander gestellter Figuren, sowohl solcher, welche von geraden Linien begrenzt werden, als derer, welche Kreise verschiedener Größe sind.

Der Vf. hat meistens die Beweise dessen, was er lehrt, genau beygesetzt; manohmal hat er aber dieselben auch übergangen. Dieses ist, wie aus seiner Vorrede erhellt, nicht aus Unkunde oder Über-eilung, sondern mit Vorbedacht geschehen. Den Meinungen etlicher Gelehrten, welche dafür halten, in Bürgerschulen seyen nur die Resultate der Geometrie, ohne Beweise, bezubringen, tritt der Vf. selbst gewiß nicht unbedingt bey, wie aus seiner ganzen Methode, und dem Zweck seiner Bemühungen überhaupt deutlich genug erhellt. Auch ist sehr zu wünschen, daß solche gewagte Vorschläge, welche nur den eiligen Weg der Praxis begünstigen, und was mit der Eile verflummt wird, übersehen, niemals in der Cultur des Schulfachs Eingang finden mögen! Daß durch solcherwillige, ungeholte Beygebrachte Beweise junge Leute von Mathematik manohmal abgeschreckt werden, sollte den vernünftigen Erzieher niemals auf den erwähnten Abweg der schädlichsten Bequemlichkeit verleiten!

Was wir in den beiden Abschnitten dieses Buchs

vermissen, ist die nöthige Hinweisung auf bestimmte, vorhergegangene Sätze. Ohne rückwärts laufende Beziehungen, sind junge Leute kaum jemals zu einer strengen Ordnung im bündigen Beweisführen zu bringen; und in jeder geometrischen Schrift sollten genaue Citationen hierüber mit Fleiß aufgeführt werden.

Bei der Kreisrechnung ist die Verhältnisszahl 100 : 314 angewendet, welches zu billigen ist. Es hätte aber doch der Zahlen 113 : 355 ebenfalls Erwähnung gethan werden sollen, da sie viel genauer sind, und angehende Geometer, wenn sie in der Anwendung in anderen Büchern auf sie stossen, oder auf Resultate gerathen, welche daraus abgeleitet sind, (ohne dass diese Zahlen selbst angeführt worden wä-

ren) sich sonst nicht darein zu finden wissen. Wenn man sich ein Einmal Eins für diese Zahlen (113 : 355) hält: so ist ihr Gebrauch auch nicht beschwerlich. Bei der Zahl 314 findet sich (S. 62) nur der Beysatz: und ein noch ganz unmerkliches Stückchen darüber. — Dabey wäre aber dienlich gewesen, etwas über den Anhang, welcher zwischen 314,15 und 314,16 fällt, beyzufügen, weil so viele Leute über diesen Anhang Zweifel haben.

Der Vf. bietet in der Vorrede einen Apparat geometrischer Figuren, (bunt gemalt, auf Holz) dem Publicum an. Es sind 18 Stücke, welche für 3 Gulden erlassen werden. Dem Vernehmen nach verdient dieser Apparat alle Empfehlung. Ar.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MATHEMATIK.** 1) *Wilna*, in d. Universitätsbuchdruckerey: *Essai sur l'Epoque de l'Antiquité du Zodiaque de Denderah (Tentyris)*. Par l'Abbé Pocobut, Astronome Observateur à l'Université Impériale de Wilna. 1803. 16 S. 4. Mit 1 Kpf.

2) *Coburg*, b. Ahl: *Erklärung des Thierkreises in dem Porticus des Iftempels zu Tentyra in Oberägypten*. Einladungsschrift von D. Joh. Christ. Matth. Reinecke, Prof. 1804. 35 S. 4. Zwey neue Versuche zu Erklärung des bekannten Thierkreises zu Tentyra. Die erste Schrift des Abbé Pocobut, welcher eine Copie desselben vom Grafen Littawor Chreptowitz erhalten hatte, und davon einen zu gegenwärtiger Untersuchung gehörigen Theil auf der beygefügten Kupfertafel wieder abdrucken liess, ist ganz astronomisch. Unter den vier Ringen nämlich, welche auf dem Plafond abgebildet sind, enthält der vierte den sogenannten Thierkreis mit den 12 Sternbildern u. noch anderen Figuren, ausser dem Krebse, dessen Stelle hier leergeblieben ist. Unter dieser Stelle aber steht im zweyten bloß mit Hieroglyphen angefüllten Ringe eine Hand mit einem Punkte in der Mitte. Diese hält Hr. P. für das Zeichen des Solstitiums aus folgenden Gründen. Er nimmt an, dass die Figur im Thierkreise mit der aufrechtstehenden Kornähre in der Hand die Jungfrau, und der Ort, wo die Ähre aufsteht, den Ort des Sterns Spica, der aber nicht beygefügt ist, bedeute. Von hier bis an den Stern  $\alpha$  der Wage, der ebenfalls fehlt, und den Hr. P. an den östlichen Theil der westlichen Wagschale setzt, bildet er einen Mafsstab, der sich aus den bekannten Orten beider Sterne leicht entwerfen lässt. Der Unterschied beider in der Länge beträgt nämlich  $21^{\circ} 14' 39''$ . Diese Weite ist in der Entfernung der Spica von  $\delta$  Capr. oder in  $75^{\circ}$  ohngefähr 3 mal enthalten. Auf dem Thierkreise trifft nun diese Entfernung mit dem Mafsstabe genommen, an den Fuß einer Figur, nicht weit von der genannten Hand. Die Schrift des Hn. P. enthält also eine nicht uninteressante Hypothese, die der Bekanntmachung werth ist, wenn auch gleich das Ganze nicht zur Evidenz gebracht werden kann, und vieles, wie die Stellen der angenommenen Sterne, nur Vermuthung bleiben muss. Nach derselben wäre der Thierkreis 583 Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung verfertigt, wo aber die Wage noch nicht vorkommen dürfte.

No. 2 beschäftigt sich mehr mit dem Mythologischen und Historischen, und ist besonders als ein Versuch anzusehen, die Vermischung der Zodiakalbilder mit den anderen dazwischen liegenden Figuren und den unter dem Thierkreise selbst liegenden 42 Kähnen zu erklären. Nachdem Hr. R. eine Beschreibung des Thierkreises selbst vorausgeschickt hat, findet er, durch des Pater Jaques Martins Abhandlung *sur l'Astrologie judiciaire* veranlasst, dass die 42 Kähne mit den darauf stehenden Figuren, die 42 himmlischen Intelligenzen u. die denselben zugehörigen Sternbilder in und ausser dem Zodiakus bedeuten, wodurch die Welt regiert werde, und dass der ganze äussere Kreis daher nichts weiter als eine hieroglyphische, astrologische Darstellung des ganzen gestirnten Himmels sey. Den Grund davon, dass der Krebs in der Reihe der Sternbilder fehle, findet Hr. R. darin, dass die daneben stehende Pyramide das Solstitium anzeige, bey welcher der Krebs oben, wie verloren, angebracht sey. Hier muss aber Rec. auf die Abhandlung und die Abbildung selbst verweisen. Die eingeschobenen Figuren sind nach Hn. R. von dreyerley Art. Die eine Gattung nämlich kann Personificationen einzelner Fixsterne seyn, die

zweyte, die Kugeln mit eingezeichneten Figuren die Planeten, und zwar gewisse Constellationen derselben bedeuten. Hr. R. glaubt, dass man durch Vergleichung mit anderen Denkmälern auszumitteln suchen müsste, welche Kugeln den einzelnen Planeten gehörten, um daraus ein bestimmtes Datum, vielleicht für die Erbauung des Tempels zu finden. Es dürfte aber wohl nach Rec. Meinung auch bey deutlicheren Merkmalen der einzelnen Planeten eine sehr unzuverlässige Angabe bleiben, wenn man aus allen möglichen Combinationen die wahre finden wollte. Die übrigen Zeichen hält der Vf. für Festtagszeichen, und die beiden Randfiguren nimmt er mit Denon für Iusbilder. Diese deuten ihm auf die zwey Hälften des Jahres, und den Gedanken, dass beida Hälften einen Cyklus ausmachen, findet er in den gegen einander ausgestreckten Armen beider Gestalten. Aus dem Umfande endlich, dass die Wage auf dem Thierkreise vorkommt, folgert Hr. R. mit Recht, dass derselben kein hohes Alter zugestanden werden könne, glaubt aber doch, dass er schon vor August existirt habe, weil Strabo von einem Tempel zu Tentyra spreche, und schon zu dieser Zeit die astronomischen Studien unter den ägyptischen Priestern in Abnahme gekommen wären. Auf den letzten Grund möchte Rec. kein Gewicht legen; er hält es vielmehr für eben so möglich, dass die Abbildung einige Jahrhunderte nach August erst verfertigt seyn könnte, wo ein verdorbener Geschmack und astrologischer Aberglaube noch allgemein herrschend war. Eine Abbildung, worin so wenig Genauigkeit in Bestimmung einzelner Punkte und Linien sichtbar ist, und wobey man das Meiste nur errathen muss, ist für den Astronomen und Geschichtsforscher so gut wie unbrauchbar. Überhaupt scheinen dem Rec. bey Untersuchungen über die alte Astronomie, so viele Achtung er für den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit eines *Quart de Gebelin* und anderer Männer hegt, allegorische und etymologische Deutungen alter Mythen ein zu unsicheres Hülfsmittel; und er wird so lange an den grossen astronomischen Kenntnissen der alten Völker zweifeln, so lange man nicht mit mehr historischer Gewissheit ihre Beobachtungsmethoden, besonders aber die Art ihrer Zeitbestimmung und die Resultate daraus wird erweisen können. Mit der so oft gepriesenen Gelehrsamkeit der Ägypter mag es übrigens für eine Bewandnis haben, welche es wolle. Cicero, Strabo und Diodor sind für die ganz alte Astronomie nicht ganz gültige Zeugen. Ihre und anderer Schriftsteller Aussagen müssen mit dem, was die Griechen von jenen Völkern wirklich angenommen haben konnten, genau verglichen werden, wenn sie als richtige Beweise gelten sollen, und wenn man nicht sehr widersprechende Resultate herausbringen will. So würde z. B. selbst mancher griechische und römische Schriftsteller des Vfs. Bemerkung, dass die Ägypter ihre ersten astronomischen Kenntnisse von den Chaldaern erhalten hätten, gewiss nicht gelten lassen. Durch diese wenigen Bemerkungen aber will Rec. Hn. R. Erklärung, die mit so vieler Wahrscheinlichkeit vorgetragen ist und ihren Werth behält, wenn auch der Thierkreis erst in späterer Zeit verfertigt seyn sollte, nicht widerlegen. Sie hat vielmehr seinen ganzen Beyfall, und wird gewiss das ihrige dazu beytragen, auch dem grossen Publicum, unter das man die Meinung von dem zu hohen Alter der Thierkreise und der ägyptischen Weisheit überhaupt, so voreilig verbreitet hatte, eine bessere Ansicht dieser alten Denkmäler zu verschaffen.

A. M.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1808.

## ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Barrow's Reisen in China*. — *Non cuivis homini contingit adire Corinthum*. Nur wenigen ist es vergönnt, Peking zu sehen. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Mit einem Kupfer. 1805. 274 S. Zweyter Theil. Mit einem Kupf. 1805. 412 S. 8.

Obgleich alle Morgenländer ohne Unterschied *hospitibus feri* sind: so gilt dieses doch in einem vorzüglichen Grade von den am meisten ostwärts lebenden Chinesen. Unter den Türken, Persern, Arabern, Tataren wird es wohl einzelnen Europäern vergönnt, im Lande herumzureisen. Die Chinesen aber lassen keinen Fremden, wenn er auch mit Pässen und Empfehlungsschreiben versehen ist, in ihr Land kommen, noch vielweniger frey und ungehindert darin herumreisen. Wenn die Missionarien sich nicht durch ihre mathematischen Kenntnisse dem astronomischen Tribunal unentbehrlich gemacht hätten: so würden auch sie an der Grenze längst abgewiesen seyn, und den heiligen Boden des chinesischen Reichs nicht betreten dürfen. Nur Gesandtschaften, wovon S. 27 u. 28 ein Verzeichniß gegeben wird, werden seit dem 17ten Jahrhunderte zugelassen, und ehe sie sich dem Reiche nähern dürfen, muß die Erlaubniß dazu durch Correspondenz erhalten werden. Da die Gesandten, so lange sie in China sind, auf Kosten des Hofes auch in den geringsten Kleinigkeiten unterhalten werden, und diese Kosten nicht unbedeutend sind, weil zum Fortschicken der Gesandten, ihres Gefolges und Gepäcks eine Menge Menschen aus vornehmen und geringen Ständen in Bewegung gesetzt werden: so ist der Hof, unabgesehen von der Eiferfucht gegen alles Fremde und Auswärtige, nicht sehr willfährig mit Ertheilung dieser Erlaubniß. Die europäischen Potentaten und Handlungsgesellschaften haben auch nicht oft um die Erlaubniß nachgesucht, wegen der großen Entfernung des auch von ihrer Seite erforderlichen nicht geringen Kostenaufwandes, des schlechten Erfolges, den vorige Gesandtschaften gehabt haben, der Demüthigung und Einschränkung, die selbst Gesandte mächtiger Könige von einem unwissenden und stolzen Volke erfahren. Geschenke, die dem Kaiser von fremden Mächten gebracht werden, sind in seinen und seines Volkes Augen ein Tribut, der ihnen von Unterthanen entrichtet wird. Die Geschichte weiß kein Beyspiel, daß der chinesische Kaiser ei-

nen Gesandten an irgend einen Hof in Europa geschickt hätte. Die Sultane in Constantinopel, die Schahs in Isfahan und Terehan haben sich hierin höflicher und nachgiebiger gegen die europäischen Sitten gezeigt, und nicht durch Stolz und Grobheit die Ausländer weggeschreckt. Die 1793 nach China geschickte brittische Gesandtschaft war die erste dieses Reiches. Vielleicht wird sie auch die letzte seyn. Wenigstens haben die Chinesen, obgleich sie ausnehmend gefällig und höflich waren, den Britten keine Ursache gegeben, sich mit einer prunkvollen Mission an sie bald wieder zu wenden. Die Hauptabsicht der Gesandtschaft, über welche uns die Reisebeschreiber im Dunkeln lassen, ist nicht erreicht worden. Wir schliessen dieses aus dem seit dieser Gesandtschaft unverändert gebliebenen Verhältnisse des brittischen Handels zu dem chinesischen. Der Stolz, womit die Chinesen die Niederfallung der Britten vor dem Bilde, Namenszug und Person des Kaisers verlangten, war den Britten, in deren Hof-Etiquette das Knien vor dem Könige keine entehrende, sondern vielmehr eine durch das Herkommen bey gewissen Anlässen nothwendig gewordene Handlung ist, doch so anstößig, daß sie jene Ehrfurchtsbezeugung beständig verweigerten. Eine moskowitzische Gesandtschaft, welche vor der holländischen vom J. 1656 von *Neuhof* beschriebenen, abgeschickt war, mußte, weil sie sich hiezu nicht verstehen wollte, unverrichteter Sachen wieder heimkehren. Der Lord *Macartney* brachte es endlich dahin, daß man von ihm, dem Bilde oder der Person des Kaisers gegenüberstehend, keine andere Herablassung und Verehrung verlangte, als das Ceremoniel des Hofes von St. James zuließ. Die Debatten darüber waren so langweilig und dem Charakter einer wirklich großen Nation so wenig angemessen, daß die Britten ihnen gern ausweichen, und vors Erste keine Gesandtschaft nach China wieder expediren werden. Der brittischen folgte ein paar Jahre nachher 1795 eine holländische nach. Sie wurde aber, wenn wir den Nachrichten des Hn. *Barrow* S. 13, 14 trauen dürfen, von den Chinesen so erniedrigend behandelt, daß auch ihnen wohl die Luft vergehen möchte, einen neuen Besuch in Peking abzustatten. Ausserdem macht die allgemeine Zerrüttung des Handels, und die ausgeleerten Geldcassen der Corporationen und der Individuen, es nicht wahrscheinlich, daß Gesandtschaften nach China so bald werden veranstaltet werden. Die trefflichen Schriften, die durch die brittische Gesandtschaft das Licht der Welt erblickt ha-



ben, nebst denen der holländischen Gefandtschaft, werden noch lange als die letzten solcher Reisenden, die den kaiserlichen Hof in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatten, gelten müssen, und durch keine späteren Gefandtschafts-Berichte verdrängt werden. Zu ihnen, und vorzüglich zu dem vorliegenden Werke des Hn. Barrow, welches die reichhaltigen Bemerkungen eines hellsehenden und wohl unterrichteten Beobachters enthält, greife derjenige, der von dem Zustande, dem Betriebe, dem Charakter und übrigen Merkwürdigkeiten des chinesischen Volkes Auskunft haben will. Dem über die Weltbegebenheiten nachdenkenden Manne wird das Studium der chinesischen Statistik, die Hr. B. mit philosophischem Geiste behandelt hat, interessant und wichtig seyn. Im Westen der alten Welt wird eine Monarchie gegründet, die in kurzer Zeit entweder ganz Europa oder den grössten und schönsten Theil davon umfassen wird. Im Osten existirt schon seit Jahrhunderten eine unermesslich grosse Monarchie, wo 333 Millionen von Menschen (diese starke Bevölkerung hält Hr. B. nicht für unwahrscheinlich, und eine noch stärkere im chinesischen Reiche für möglich) ohne Murren dem Willen eines Einzigen gehorchen. Hier entsteht Stoff zu Fragen und Vergleichen, welchen wir nur andeuten können, da er nicht zum Inhalt des Buches gehört, und wir nur Referenten von dem Inhalte sind. Zu den vielen Mitteln, wodurch das chinesische Reich von anderen Ländern isolirt bleibt, und ohne Aufruhr und innerliche Kriege von einem einzigen im Norden des Reichs residirenden Monarchen abhängig ist, gehört die Einheit der Schriftsprache, und die Hofzeitung in Peking, durch welche in allen Winkeln des Reichs die Tugenden und die väterliche Güte des jedesmaligen Kaisers bekannt gemacht, worin aberzuweilen, trotz der gepriesenen Wahrhaftigkeit der Zeitung, Schlachten beschrieben werden, die nie geliefert, und Siege angekündigt werden, die nie erfolgt sind. Th. 2. S. 154. Die Pressfreyheit wird von der Regierung nicht gefürchtet, die es in ihrer Gewalt hat, jede Verletzung der Moralität mit der Peitsche oder dem Bambusrohre zu bestrafen. S. 155. Der Vf. folgt in der Ordnung der Bemerkungen dem Laufe seiner Reise, und es werden auch viele Ereignisse auf derselben in jene eingeflochten, wenn gleich nicht die Absicht gewesen ist, ein vollständiges Tagebuch zu liefern. Auf vorläufige Bemerkungen (Cap. 1) folgen Ereignisse und Beobachtungen bey der Schifffahrt auf dem gelben Meere und dem Pai-ho oder weissen Fluß. hinauf (C. 2). Die vortheilhafte Beschreibung, welche die ersten Missionarien von China machten, wird aus der schlechten Beschaffenheit des gesellschaftlichen Zustandes in dem damaligen Europa erklärt. Der Vf. schildert ihn schlechter (S. 35), als ihn der Historiker zugeben wird. Auf dem gelben Meere hatten die Engländer Gelegenheit, viele Proben von der Ungeschicklichkeit der Chinesen im Bauen und Regieren der Schiffe wahrzunehmen. Sie gebrauchen zwar einen Com-

pass, und haben ihn wahrscheinlich viel früher gebraucht, als die Europäer; allein sie pflegen nicht gern bey ihren Seereisen das Land aus dem Gesicht zu verlieren, und es ist zu verwundern, daß sie, zumal mit so elenden Schiffen, von China nach Batavia segeln können. Sie segelten und segeln nach Madagascar und der östlichen Küste von Ost-Afrika, wo eine gewisse Race von Hottentotten durch ihre Gesichtsbildung den chinesischen Ursprung verräth. Der Vf. findet ihn auch an den Tingelesen in Asien. Daß die Magnetnadel eine chinesische Erfindung sey, wird durch die dabey angebrachte Darstellung der einheimischen Mythologie wahrscheinlich. Wegen des niedrigen Flusses Paiho wurden die Geschenke und das Gepäck der Gefandtschaft auf 30 bis 40 kleinen chinesischen Schiffen ans Land gebracht, und die englischen Schiffe kehrten, ohne Hülfe der chines. Steuerleute, von denen die brittischen Matrosen am Borge mit Verachtung sprachen, nach Chusan zurück. Die Jachten, auf welchen die Gefandtschaft weiter gebracht wurde, waren bequem eingerichtet, und die zu ihr gehörenden Personen nebst den anderen am Borge wurden reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Sonst bemerkte man weder eine große Fruchtbarkeit des Bodens noch Wohlhabenheit der Einwohner. Die große Menge des Volks, die sich täglich an den Ufern des Flusses versammelten, um die dem Kaiser Tribut bringenden Fremden zu sehen, erregte in den Reisenden die größte Verwunderung. Der durch gewaltsames Binden der Zehen unter die Fußsohlen verkleinerte Fuß der Frauenzimmer giebt Stoff zu Bemerkungen über den Ursprung dieser Sitte und anderer Veräußerungen, welche barbarische Völker an ihren Körpern vornehmen. Unter solche können wir die Chinesen auch wegen des Schmutzes u. Mangels an Reinlichkeit zählen. Tiefing auf der Fahrt nach Peking gab einen wundervollen Anblick von dem Handlungsgeist der Nation und den vielen Manufacturen und Waaren im Lande. Unter den vielen Waaren, die nach der Hauptstadt gebracht wurden, setzten die Kuchen, aus Koth und Excrementen zusammengesetzt, unsere Beobachter in Verlegenheit, ehe sie die Bestandtheile und die Absicht, zum Dünger in Gärten gebraucht zu werden, erriethen. Endlich verließ die Gefandtschaft den Fluß, trat die Reise zu Lande an, kam in einem langen feyerlichen Zuge in der Hauptstadt an, wo sich der Gefandte nach der Tatarey, der Vf. aber nach dem Pallaste Yuenmin-yuen begab, um die für den Kaiser bestimmten Geschenke aufzustellen, welche von ihm auf seiner Rückkehr von Gehol in der Tatarey in Augenschein genommen wurden (Cap. 3). Der Vf. hat länger in dem eigentlichen China zugebracht, als der Gefandte und dessen Secretär, hatte oft Gelegenheit, mit Chinesen und den sich unter ihnen aufhaltenden Missionarien zu sprechen, war der chinesischen Sprache ziemlich kundig, und die Resultate seiner angestellten Beobachtungen und Unterredungen geben die nachfolgenden Capitel. Das gesellschaftliche Leben, die Sitten, Gewohnheiten, Denkart in den

moralischen Charakter des Volks beschreibt das 4te Capitel. Zuerst von den Weibern, denen harte Arbeiten und viel Zwang auferlegt wird. Hier ist eine Abhweyfung in die alte Geschichte über die Art, wie die Griechen die Weiber behandelt haben. Dergleichen Episoden kommen oft vor. Sie zeugen von der Belesenheit des Vf. und seinem gesunden Urtheil. Wir wünschen aber, daß die Autoren, aus denen er etwas anführt, genauer citirt wären, oder der Übersetzer diesen Mangel ergänzt hätte. Was er z. B. von *Nieuwhoff* sagt, S. 166, der in einem feiner Kupfer, die nach chinesischen Zeichnungen gearbeitet seyn sollen, eine Frau mit einem Esel an denselben Pflug spannt, verdiente genauer geprüft zu werden. Der Vf. setzt hinzu: *wenn ich nicht irre*. Er war also seiner Sache nicht gewiß. Der Übersetzer hätte seinem Schriftsteller an Fleiß übertreffen, und das Kupfer, wenn ein solches vorhanden ist, nachweisen sollen. Worauf mag die Behauptung beruhen, daß die Kupfer in *Neuhoff's* Gesandtschafts-Reise nach chinesischen Zeichnungen gearbeitet sind? Wird dieses bloß vermuthet, oder in China behauptet, oder von *Neuhoff* versichert? Letzteres erinnern wir uns nicht bey *Neuhoff* gelesen zu haben. Der Gehorsam der Kinder gegen die Altern, wovon so viel Ruhmens gemacht ist, erscheint hier in einem ganz andern Lichte und nicht so sehr zum Lobe der Chinesen, als in den Schriften der Jesuiten. Der Gehorsam ist durch Gesetze befohlen, wird nicht durch Zuneigung eingeßöst. Töchter werden an die Heirathslustigen verkauft. Die Vielweiberey findet nach den Gesetzen Statt, aber in dem Temperamente, und der äußeren Lage der Männer mancherley Hindernisse. Knabenliebe ist ein Laster, das von den ersten Staatsbeamten auf eine schamlose Art begangen und eingestanden wird. Kein Ruhetag zu gottesdienstlichen Handlungen oder unschuldigen Vergnügungen, wobey der Vf. der Feyer des Sonntags eine Lobrede hält; nur der erste Tag des neuen Jahrs, und einige wenige darauffolgende werden feyerlich begangen. Karten und Würfelspiele sind ihr liebster Zeitvertreib, und wo diese fehlen, spielen sie mit den Fingern nach der Weise der alten Römer und der jetzigen Italiäner. Mit dem Bambusrohr gegeißelt zu werden, ist eine Strafe, der alle vom ersten Minister bis zum Bauer unterworfen sind, und die oft im Zorn oder nach Laune verhängt wird. Die Grausamkeit, womit solche Peitschenhiebe ausgetheilt, und die Geduld, womit sie empfangen wurden, mußten in dem Gemüthe der alle Tyranney verabscheuenden Britten nothwendig einen großen Widerwillen gegen den chinesischen Charakter erregen. Dieser spricht sich in seiner ganzen Fühllosigkeit und Unbarmherzigkeit noch deutlicher aus durch die Aussetzung der neugebornen Kinder, welche allein in der Hauptstadt jährlich 9000 Menschen das Leben raubt, und in jeder der übrigen Städte des Reichs nicht weniger verheerend seyn soll. Von Natur sind die Chinesen sanft und milde, aber die Gewohnheit von der ersten Erziehung an, und die tyrannische Regierung hat sie entartet. Ueberhaupt ist

ihr Charakter ein seltnes (seltsames) Gemisch von Stolz und Niederträchtigkeit, von erkünsteltem Ernst und wirklicher Nichtswürdigkeit, von verfeinerter Höflichkeit und grober Ungezogenheit. In solcher Gestalt zeigt er sich auch am Hofe, der im 5ten Cap. geschildert wird. Die Aufnahme und Bewirthung des brittischen Gesandten am Hofe zu Gehol wird in einem von dem Lord *Macartney* dem Vf. mitgetheilten Berichte beschrieben. Ein Gegenstück dazu ist ein Fragment aus dem Tagebuche eines Mitglieds, des von der holländischen Gesandtschaft, die 1793 in Peking dem Kaiser aufwartete. Sie verweilte 36 Tage daselbst, wurde oft vorgelassen, mußte sich viele Demüthigung gefallen lassen, und verließ die Hauptstadt, ohne daß man ihr erlaubt hatte, über irgend eine Art von Geschäften zu sprechen. Die Theaterstücke sind elende Farcen, und die übrigen Lustbarkeiten kindisch, unanständig und pöbelhaft. In der Mannichfaltigkeit der Feuerwerke haben die Chinesen vielleicht den Vorzug vor den übrigen der Welt. Die Verschnittenen am Hofe sind auch hier dieselben elenden Geschöpfe, die sie anderswo sind.

Das erste Capitel des zweyten Theils (es hätte das *sechste*, nämlich des ganzen Werkes, heißen sollen, weil darauf das *siebente* folgt, S. 119,) handelt von der Sprache, Literatur und schönen Künsten, Wissenschaften, Mechanik und Medicin. In dem großen Reiche gebraucht man einerley Schrift, die überall verstanden wird, obgleich die mündliche Sprache sehr verschieden ist, und die Staatsbeamten und andere, welche mit den Britten aus Peking gereiset waren, mit den Botsmännern der südlichen Provinzen nur mit Hülfe eines Dolmetschers reden konnten. Von der Hieroglyphen-Schrift ist die chinesische sehr verschieden. In den 212 Charakteren, die statt der Wurzelzeichen dienen, ist keine Ähnlichkeit zwischen dem Zeichen und dem Gegenstande. Nach jenen Charakteren sind die Wörterbücher geordnet und die Charaktere zu deuten oder ihre Zusammenfassung zu zergliedern, ist so schwer nicht, als *Hager* und andere glauben; erfordert jedoch eine große Bekanntschaft mit den Sitten und Meinungen des Volks. Das Exempel des jungen *Staunton* in der Gesandtschaft, der in 12 Monaten sich den Chinesen verständlich machen, und Chinesisch schreiben lernte, kann denen, die sich auf diese Sprache legen wollen, zur Aufmunterung dienen. In der Umgangssprache kann ein Europäer 342 einsylbige Töne bilden, die der Chineser bis zu 1331 vermehren kann. Da die Schriftsprache 80000 Charaktere hat, wovon jeder seinen eigenen Namen hat: so werden im Durchschnitt 60 Charaktere, mit demselben einsylbigen Namen bezeichnet, eben so viele verschiedene Bedeutungen haben. Die Sprache ist für das Auge, nicht für das Ohr. Denn der Aufsatz, der gesehen verstanden ist, wird gelesen nicht verstanden werden. In den speculativen Wissenschaften sind die von *Confucius* gesammelten Bücher noch immer classisch. Die Sprache eignet sich auch mehr für moralische Sentenzen, als elegante Gedichte. Die astronomi-



Tchen Kenntnisse bestehen in verworrenen astrologischen Begriffen, und portugiesische Missionarien fertigen jetzt den Kalender. Kein Chinese noch Tatar, die der Vf. in dem Pallaß zu Yuenmin-yuen sprach, konnte die Phänomene der himmlischen Körper erklären. Von der Geometrie und Algebra weifs man im Lande nichts, obgleich sich die Sprache zu diesen Wissenschaften gut schickt. Ohne die Chemie als Wissenschaft zu kennen, zeigen sie in verschiedenen Künften, das sie Einsichten darin besitzen. Sie sind mit den Wirkungen des Dampfes, der Kunst, Eisen aus Erz zu schmelzen, Eisen in Stahl zu verwandeln u. dgl. m. bekannt. Ihre Stahlarbeiten sind übrigens schlecht, die von Silberdrath sauber. Lange vor der christlichen Zeitrechnung ist ihnen der Gebrauch des Schiefspulvers bekannt gewesen; das, welches sie verfertigen, ist ausserordentlich schlecht. In der Fabrik der irdenen Gefässe oder des Porcellains haben sie, so weit die Bereitung der Materialien geht, einen grossen Grad der Vollkommenheit erreicht. Sie aber wissen so wenig als die Japanesen dem Teige eine elegante Form zu geben. Im Schnitzen in Elfenbein übertreffen sie alle anderen Künstler, sogar die in Birmingham Stroh, insbesondere Reistroh, Maulbeerbaumsrinde, Baumwollentauden, Hanf, Nesseln und andere Pflanzen werden zu Papier verarbeitet. Maschinen sind nicht viel bekannt, weil so viele Menschen zu Handarbeiten gebraucht werden. Von dem Apparat zur Luftpumpe, zu elektrischen Experimenten u. dgl. m., die unter den mitgebrachten Geschenken waren, ur-

theilte der Kaiser, das sie vielleicht zum Spielzeug für einige seiner Enkel bestimmt wären. Die Muß wird von Personen weiblichen Geschlechts, die zur Verkauf erzogen werden, cultivirt. In der Malerei sind die Chinesen elende Schmierer, die keine perspectivischen Regeln beobachten, Licht und Schatte nicht zu vertheilen wissen, und dgl. m. Ihre Baukunst hat nichts Gefälliges für das Auge, keine Festigkeit, Zweckmässigkeit, Plane und Proportion. Die Pagoden, eine Nachahmung der in Indien befindlichen stehen jenen in Zeichnung und Arbeit nach. Das bewundernswürdigste Werk, das die Chinesen aufgeführt haben, ist die grosse Mauer, welche China von der nördlichen Tatarey trennt, 1500 engl. Meilen lang, und über Berge 2 bis 300 Fuß hoch und durch tiefe Thäler und Flüsse geht. Ein ähnliches Unternehmen ist der kaiserliche oder grosse Kanal der an Umfang und Grösse seines Gleichen nicht hat. In der Feuerwerkerkunst haben sie es weiter gebracht als irgend eine Nation in Europa. Die Heilkunde wird wenig geschätzt, und die, welche sich derselben widmen, gehören zu der niederen Classe. Ginseng, Rhabarber und die Chinawurzel werden am gewöhnlichsten gebraucht; Präparate aus dem Thier und Mineral-Reiche findet man wenige in den Apotheken. Die Zahl der Quacksalber und der Verkäufer geheimer Arzneien ist in jeder Stadt unermesslich gross, und die Leichtgläubigkeit der Einwohner verschafft ihnen Unterhalt.

(Der Beschluss folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) Frankfurt am Mayn, b. Jäger: *Freymüthige Briefe über Schwalbach, dessen Quellen und Umgebungen.* Zur Unterhaltung für Ärzte und Laien herausgegeben von Dr. Justus Fennel. 1807. 84 S. 8. (9 Gr.)

2) Breslau. b. Korn d. ä.: *Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn oder Hinnewieder bey Freudenthal im österr. Antheile von Schlesien.* Von Dr. F. J. Preiss, ausübend. Ärzte zu Neustadt in Oberschlesien. 1807. 58 S. 12. (8 Gr.)

Ärzte dürfen — dies hätte der Herausgeber selbst in einer freymüthigen Vorrede sagen sollen — von No. 1 keinen grossen Gewinn für die Wissenschaft erwarten. Sie liefert ihnen keine pathologischen und therapeutischen Ansichten, die sie in den Stand setzen könnten, die schwalbacher Quellen in vorkommenden Fällen zweckmässig anzuwenden. Die Schilderung, die hier von Schwalbachs Lage und Vergnügungen während der Curzeit gemacht wird, verräth die glühende Phantasie eines jungen Mannes. Das Wichtigste in der Schrift ist des Vfs. Idee über die Bildung eisenhaltiger Mineralwässer. Er nimmt an, das dieselben nur da entstehen können, wo beträchtliche Torflager sind, und das diese Wasser ihren Mineralgehalt schlechterdings dem Torfe zu danken haben. Die Policeyverwaltung in Schwalbach, sagt der Vf. S. 83, läßt nichts zu wünschen übrig. Alle ihre Vorkehrungen sind zweckmässig und weise. Nur das einzige möchte zu erinnern seyn, das Gaukler, Seiltänzer u. f. f. mit ihren gefährlichen, Schauer erregenden Künften während der Curzeit von hier abgewiesen würden. Herrscht aber nicht auch in Schwalbach, wie selbst der Vf. S. 48 sagt, das Pestübel der Spielfucht, welchem die Policey durch kräftige Mittel Schranken setzen sollte? Beherzigungswerth ist der Vorschlag des Vfs: Für die Erlaubnisse, Bank halten zu dürfen, sollen

die Spieler die Hälfte ihres Gewinnes abgeben; dieses aber soll man theils auf Verschönerung der Brunnen und Bäder und ihrer Umgebungen, theils zum Bau und Dotirung eines Gebäudes anwenden, wo arme kranke Curgäste umsonst gepflegt und geheilt werden. Es sollte daher nicht anders, als in Gegenwart zweyer beeydigter herrschaftl. Commissäre, gespielt werden, die ausserdem auf Ordnung und Ehrlichkeit zu sehen haben, und nach Endigung des Spieles den Gewinn theilen.

No. 2. Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn verdienen gewiss eine weitläufigere Monographie, als manche andere Brunnen- und Bade-Anstalt in Deutschland. Die kleine Abhandlung des Dr. Preiss las indessen Rec. mit Vergnügen und mit dem Wunsche, das mehrere Sauerbrunnen, durch glühende Eisenschlacken erwärmt, als Bäder gebraucht werden möchten. Schade nur, das die Maximilians- und die Karls-Quelle unbedeckt und der freyen Einwirkung der Witterung und Sonnenwärme ausgesetzt sind, das daselbst der Winter gewöhnlich zu früh seinen Anfang nimmt, das der Witterungswechsel daselbst immer schnell, der Morgen kalt, der Mittag oft heiss und der Abend kühl ist! Dieser Sauerbrunn stellt vorzüglich die geschwächten Muscularkräfte des Darmkanals wieder her, und lindert die Leiden mehrerer Organe des Unterleibes, vorzüglich der Urinwege. In der Art Wasserfucht, welche man oft als Nachkrankheit des Scharlachfiebers beobachtet, will der Vf. damit Kinder vom Tode gerettet haben. Skrophulösen Subjecten ist die Quelle besonders heilsam. Der Vf. rühmt den Gebrauch derselben auch nach häufigen und starken Blutflüssen und nach öfters vorgefallenen unzeitigen Geburten: möchte er nur dabei Weibspersonen auch Behutsamkeit empfohlen haben! —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Barrow's Reisen in China*. etc. Aus dem Englischen übersetzt u. s. w.  
(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem 7 Cap. erscheint die Regierung in ihrer fürchterlichen und verabscheuungswürdigen Gestalt, die unter dem Namen und dem Anstrich einer väterlichen Gewalt, Tyranny, Druck und Ungerechtigkeit verbirgt, und von den Unterthanen Ehrerbietung und Gehorsam, mehr dem Schein, als der That nach, erzwingt. Der Kaiser zeigt sich dem Volke nur selten und bey besonderen Gelegenheiten in Pomp und Pracht, an der Spitze seines ganzen Hofes, begleitet von vielen 1000 Staatsbeamten. Seine Macht ist uneingeschränkt. Dem Mißbrauche derselben kommt man dadurch zuvor, daß 2 Censoren oder Historiographen alle seine Reden und Handlungen nebst den Ereignissen unter seiner Regierung aufschreiben, und in eine verschlossene Lade niederlegen, aus welcher sie erst nach seinem Tode herausgenommen und der Welt bekannt gemacht werden. Die Furcht vor dem Urtheile der Nachwelt hält den Kaiser von schändlichen Handlungen zurück. (Existirte wirklich ein solches in der alten Verfassung und Gewohnheit gegründetes Amt eines Geschichtschreibers: so wäre zu wünschen, daß nach jedem Regierungswechsel die niedergeschriebenen Bemerkungen auch zu uns gelangen. Was haben z. B. die Censoren von dem auch in Europa sehr bekannten Kien oder Tchienlong, an dessen Stelle 1799 Kiaking Kaiser wurde, gesagt? Sollte es nicht den Kaufleuten oder den an den asiatischen Höfen angestellten Abgesandten europäischer Mächte möglich seyn, darüber einige Auskunft zu geben?) Die Regierungsangelegenheiten sind unter sechs Departements vertheilt: 1) dasjenige, welches die erledigten Staatsämter besetzt, und wozu die Minister und Gelehrten, welche die Candidaten prüfen können, gehören; 2) der Finanzen; 3) der Ceremonieen, welches auch mit den fremden Gesandten unterhandelt, 4) des Krieges, 5) der Justiz; 6) der Arbeiten. Aus dem Criminalgesetzbuch wird S. 133, 134 ein Fragment mitgetheilt, wobey 5. Z. 3 nach bekommenen einzurücken ist *Schläge*, ohne welches Wort der Sinn unvollkommen ist. Unbedingter Gehorsam herrscht durch alle Zweige der Staatsdienste. Alle Beamten haben das Recht der Familienväter, und strafen, so oft sie es für gut finden, mit dem Bambusrohre nicht

allein ihre Untergebenen, sondern auch die Beamten, welche um einen Grad niedriger classificirt sind. Der Kaiser läßt seine Minister und die Beamten vom 1 — 4 Grad auf die nämliche Art züchtigen. Die Briten hatten das Schauspiel einer solchen Züchtigung fast jeden Tag auf ihrer Reise. Alle Chinesen sind an blinden Gehorsam gewöhnt, und sie fügen sich willig darein, weil sie sich mit der Hoffnung schmickeln können, daß sie auch dereinst befohlen werden. Denn da kein Erbadel Statt findet, so stehen die ersten Ehrenstellen und Staatsämter auch dem Niedrigsten im Volke offen. Geburt, Vermögen und Rang gelten nichts. Der Gelehrte behauptet den Vorzug vor dem Begüterten oder dem, der viel Eigenthum hat. Nur Schade, daß die Gelehrten hier nicht immer Philosophen sind, von denen das Wohl des Staates am besten berathen wird. Die Beamten unterdrücken das Volk, trotz der Mafsregeln, die man von Seiten der Regierung dagegen genommen hat. Von Empörungen oder Unruhen im Reiche hört man selten etwas. Sie entstehen zur Zeit der Theuerung, wenn das Volk die Lebensmittel nicht anders als mit Gewalt anschaffen kann. Die Auflagen sind nicht groß noch drückend, und bestehen in dem 10 Theile des Ertrages der Ländereyen, in einer Abgabe von Salze, von ausländischen Waaren und einigen kleineren Taxen. Dessenungeachtet sterben in Jahren der Theuerung viele Tausende wegen Mangel an Nahrung. Von außerordentlichen Abgaben weiß man nichts. Nach einem dem Lord Macartney aus der Rentkammer mitgetheilten Verzeichnisse belaufen sich die Einkünfte des ganzen Reichs auf 66 Mhl. Pf. Sterl. Davon werden beynahe 30 für den Militär-, beynahe 2 für den Civil-Etat ausgegeben, so daß dem Kaiser noch über 14 Millionen übrig bleiben. Unter der jetzt regierenden Dynastie der Mantchoo Tataren, wovon der fünfte Regent auf dem Throne sitzt, und die sich mit vieler Klugheit gegen die überwundenen Chinesen benommen hat, sind die Besitzungen sehr vergrößert worden.

In dem 8 Cap. werden Vermuthungen über den Ursprung der Chinesen vorgetragen, die mit den Tataren einen gemeinschaftlichen Stamm zu haben scheinen, und unter die ältesten Nationen zu zählen sind. Der Vf. versetzt das Gebirge Ararat, auf welchem die Arche-Noah stehen blieb, in den von den Ökisten bewohnten Theil der Tatarey, als die erhabenste Gegend der alten Welt, welche Meinung wir auf sich beruhen lassen. Die Seres der Alten scheinen nicht die jetzigen Chinesen, sondern die Tata-

ren in Kitai zu seyn. (Wo aber liegt Kitai, das, so viel wir wissen, die jetzige Geographie nicht kennt?) Das erste Volk, welches eine Reise nach China machte, waren die Juden, die den Seidenwurm und die Kunst, ihn zu warten, aus Persien oder einem benachbarten Lande hieher brachten. Der Vf. gesteht selbst, daß es ihm an Beweisen für die letztere Behauptung fehle, und beruft sich auf den Umstand, daß die Juden sich vorzüglich in den Seidenprovinzen eingebaut haben. Aber auch die Nachricht, daß die Juden das erste fremde Volk gewesen sind, das sich hieher begeben hat, wird mit nichts bewiesen. Es ist aber leider die Art des Vfs., daß er die Gewährsmänner für die vielen historischen Angaben, die in seinem Buche zerstreut sind, entweder gar nicht oder unvollkommen anführt. Hr. v. Murr fängt seinen Versuch einer Geschichte der Juden in Sina auch mit dem Satze an, daß sie um das J. 224 vor der christlichen Zeitrechnung nach Sina gekommen seyn sollen. Wir vermissen aber den Beleg dazu, der schwer aufzufinden seyn möchte, weil gleich nachher Hr. v. Murr erzählt, daß sie nach den chinesischen Geschichtschreibern zwischen den Jahren Christi 319—322 eingewandert sind. Über die christlichen Missionarien, ihre Streitigkeiten unter einander, Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, und ihren jetzigen Zustand, sind lezenswürdige Nachrichten gesammelt. Bey keinem Theile der Untersuchungen des Vfs. waren wir weniger mit seiner Manier, die Quellen, woraus er schöpfte, mit Stillschweigen zu übergehen, zufrieden, als bey der Darstellung der Religion des Confucius. Nichts scheint ihm ungereimter zu seyn, als ihn unter die Atheisten zu stellen. Die unter dem Namen Taozte bekannte Secte, die mit der epikuräischen, so wie die des Confucius mit der stoischen Ähnlichkeit hat, ist aus Tibet entlehnt. Die Priester derselben leben ehelos und in Klöstern. Endlich haben die Priester des To oder Buddha, die aus Indien eingeladen wurden, die Hindu-Mythologie mitgebracht. Zu dieser Religion ist der Hof, wenigstens der tatarische Theil des Hofes, übergetreten. Die Gottheiten oder Symbole der dem Unendlichen beywohnenden Kräfte in der hinduschen und chinesischen Religion werden verglichen, und ihre Übereinstimmung gezeigt. Die Anhänger der verschiedenen Religionen in China haben sich einander verfolgt, hauptsächlich wenn die eine oder die andere Parthey vom Hofe begünstigt war. Die Lehre von der Prädestination ist so tief eingewurzelt, und durch die Priester so sehr in Schutz genommen, daß in jedem Tempel Anstalt getroffen ist, das künftige Schicksal zu erfahren, auch ohne den Priester zu befragen. Die Tempel werden gelegentlich den Staatsbedienten oder anderen vornehmen Männern auf ihren Reisen zu Wohnungen eingeräumt. Der Mangel an Wirthshäusern wird dadurch ersetzt, und da keine gemeinschaftlichen Handlungen des Cultus darin vorgenommen werden, sondern sie denen, welche darin beten, oder durch das Werfen der Stäbchen, aus einem daselbst befindlichen und zu dem Zwecke da-

hin gestellten Becher zukünftige Dinge vorher wissen wollen, offen stehen: so kann das Einkehren und Übernachten in solchen Gebäuden mit ihrer nächsten Bestimmung gar wohl bestehen. Den Priestern pflegt man bey dem Weggehen Geschenke zu machen. Das 9 Cap. enthält das Tagebuch des Vfs. auf der Rückreise von Peking, oder Vorfällenheiten und Bemerkungen auf dem Fl. Peiho in der Provinz Petchela, auf dem Theil des großen Kanals, der jenen Fl. mit dem gelben verbindet, und auf seiner weiteren Fortsetzung bis an den Yang the kiang, dessen Ufer, so weit das Auge reichen konnte, mit Städten und Dörfern bedeckt waren, und auf dem eine Menge von Schiffen den Fluß hinab und hinauf glitten. Nicht weniger lebhaft war 2 Tage lang das Gewühl auf dem Kanal an der anderen Seite des gedachten Flusses. In Sou-tchoo-foo hatten die Einwohner ein munteres und zufriedenes Ansehen, dergleichen man bisher noch in keiner Stadt bemerkt hatte. Diese Stadt und Yangtchoo sind wegen des großen Handels mit Mädchen, die in weiblichen Künsten unterrichtet an Mandarinern u. a. verkauft werden, berüchtigt. Zwischen Sou-tchoo und Hang-tchoo, der Hauptstadt in der Provinz Tchekiang, passirte man über eine Brücke von 91 Bogen über den Arm eines Sees angelegt. Mit Entzücken spricht der Vf. von den Naturschönheiten des Sees Seeho an der westlichen Mauer der Stadt Hang-tchoo, wohin die Britten auf besondere Gunst ihres Führers einen Abstecher machen durften, der aber auch auf der ganzen Reise der einzige war, der zugelassen wurde. Sieben Tage lang wurden die Fahrzeuge den Fluß aufwärts gezogen bis an die Stadt Tchang-san-schien. Auf dieser Fahrt sah man zuerst den Theestrauch als ein gewöhnliches Gesträuch für Hecken. Als man von hier auf einen anderen westwärts laufenden Fluß gekommen war, bekam man zum ersten Mal einen anschaulichen Begriff von dem bey Abhängen terrassenartig getriebenen Ackerbau, der indess den Fleiß seiner Anbauer nicht reichlich zu lohnen scheint. Ein Gebirge trennet die Provinzen Kiangse und Quangtong, und die Gesandtschaft wurde in Säften und zu Pferde herüber gebracht. Sie hatte auch vorher mehrmalen eine Strecke Weges, einmal von 24 englischen Meilen, zu Lande zurückgelegt. Die ganze Reise war durch 5 Provinzen gegangen, welche für die volkreichsten und ergiebigsten im Reiche gehalten werden. Die Bauern in der Provinz, wohn die Hauptstadt liegt, sind am schlimmsten daran. Ihre Hütten sind erbärmlich, ihre Nahrungskraftlos, und bestehet in Reis, Hirsen oder anderen Körnern mit einem Zusatz von Zwiebeln oder Knoblauch oder anderen Gemüsen, die in ranzigem Oele gebraten werden; ihre Gestalt ist mager. Fische sind daselbst sehr selten. Woher diese auffallende Armuth der Landleute in der Nähe der Hauptstadt komme, läßt sich nicht bestimmen. In Europa sind die Bauern wohlhabender, je näher sie der Hauptstadt wohnen. In dem südlichen Theile von Shantung sind viele Seen, und es leben fast so viele Menschen auf den Kähnen,

die sich bloß mit der Fischerey beschäftigen, als auf dem Lande. Für die Erlaubniß, Fische zu fangen, wird kein Pacht noch Zoll noch andere Abgabe gefodert, und jeder See, Fluß oder Kanal kann dazu gebraucht werden. Kiangnan, in allen Richtungen von Kanälen und Flüssen durchschnitten, ist eine der köstlichsten und fruchtbarsten Provinzen im ganzen Reiche. Die Nanking-Baumwolle wird hier gebaut und nach Canton gesandt, von welchem Orte sie gegen weiße Baumwolle aus Bengalen und Bombay exportirt wird. Das Urtheil, das der Vf. über den chinesischen Ackerbau fällt, ist nicht so günstig, als das von den Missionarien erteilte. Er lobt die Betriebsamkeit, bemerkt aber Mangel an Einsichten. Auch der Gartenbau, worin sie sich vorzüglich auszeichnen, beschränkt sich nur darauf, auf einem gegebenen Stück Landes die möglich größte Menge von Gemüse bauen zu können. Von der Veredlung des Obstes scheinen sie keine Begriffe zu haben. In der Provinz Tchekiang ist Seide das vornehmste Product. Jeder Theil ist auf das schönste angebaut und die Bevölkerung unermesslich. In Kiangsee sind die vorzüglichsten Porzellanfabriken. Die ungeheure Volkszahl von 333 Millionen, nach der dem Gesandten mitgetheilten Tabelle, setzt in Erstaunen und erregt Zweifel, weil alle Summen der Volksmenge in runden Zahlen angegeben sind. (Zudem hat gerade die Provinz, welche nach dem Bericht der Reisenden, die Hauptstadt ausgenommen, der man 3 Millionen Einwohner giebt, das Ansehen einer geringen Bevölkerung hat, verhältnißmäßig die größte Volksmenge.) Nach jener Angabe ist das Verhältniß der Bevölkerung in China zu der in Großbritannien größer als 2 zu 1. Großbritannien unter denselben Umständen, wie China, würde im Stande seyn, 2-mal so viele Menschen zu ernähren, durch welche Berechnung jene große Zahl an Glaubwürdigkeit gewinnt. Die schreckliche Hungersnoth, die oft Verwüstungen im Lande anrichtet, hat nicht in der übergroßen Volksmenge, sondern in anderen Ursachen ihren Grund; die der Vf. entwickelt. Endlich wird im roten Capitel die Reise durch die Provinz Canton, und die Lage der Ausländer, die in Canton Handel treiben, beschrieben. Die Einwohner waren gröber und unverschämter, als in der angrenzenden Provinz Kiangsee. Die Fahrt ging auf Flüssen durch wilde und romantische Berge, wo den Reisenden Steinkohlengruben und Steinbrüche von großem Umfange zu Gesichte kamen. Den Regierungs-Beamten, die die Gesandtschaft begleiteten, wird das Lob gegeben, daß sie bey jeder Gelegenheit Großmuth, Aufmerksamkeit und Verlangen, gefällig zu seyn, zeigten. Sie wurden auch in Peking für ihr Betragen zu höheren Ämtern befördert. Die Kosten der chinesischen Regierung für den Unterhalt der Beamten beliefen sich auf 173000 Pf. Sterling; die, welche Großbritannien darauf verwandte, überstiegen nicht; mit Einschluss der Geschenke, die Summe von 30000 Pf. Der auswärtige Handel in Canton ist von der Regierung einer Anzahl von Kaufleuten, selten

mehr als acht, überlassen, die alle drey Jahre wechseln und mit unermesslichen Reichtümern zurückkehren. Der Ein- und Ausfuhr-Zoll wird willkürlich, nach der Laune der Einnehmer, festgesetzt, und wie der Vf. aus einem Beispiele beweiset, fließt davon nicht viel über ein Drittheil in die kaiserliche Schatzkammer. Am Schlusse wird die Erlernung der chinesischen Sprache den in Canton handelnden brittischen Kaufleuten empfohlen, und von der Gesandtschaft gerühmt, daß sie zu künftigen großen Vortheilen den Grund gelegt hat, was den Einsichtern des Lord Melville, der den Plan dazu entworfen, viele Ehre bringt.

Der uns unbekannte Übersetzer hat sich seine Arbeit dadurch erleichtert, daß er sich an die Hüttner'sche Dollmetschung mehrmals sehr genau gehalten hat. Man vergleiche z. B. S. 257 — 263 2te Abtheilung der vorliegenden Übersetzung mit dem 2 Th. S. 147 — 154; ferner S. 318 mit S. 214, auch S. 339 mit S. 239, 240, 241 der Hüttner'schen Übersetzung. Noch deutlicher erhellet die zu weit getriebene Benutzung der Hüttner'schen Übers. bey der Fertigung der gegenwärtigen aus den Druckfehlern jener, die in diese übergegangen sind; z. B. Hüttner S. 139. Z. 4: *jüdischen* statt *indischen*; so auch hier S. 248. Z. 2: die falschen Namen der Gelehrten: *Geddos*, statt *Geddes* bey Hüttner S. 99 Z. 6 Note \*) und *Bos* statt *Voss* S. 121 Z. 21 stehen auch hier S. 208 Z. 6 Note \*) und S. 281 Z. 8. Das englische Geld wird auch in kleinen Summen so gleichförmig auf Thaler und Groschen in beiden Übersetzungen reducirt, daß der letztere Übersetzer dem Hn. Hüttner, der bekanntlich allen anderen vorgeeilt ist, zu seinem Führer gebraucht zu haben scheint. Wir berufen uns auf Hn. Hüttner S. 173 und S. 230, vergl. mit der hier recensirten Übers. S. 283 u. 330. Übrigens sind wir gewiß, daß dieser Übersetzer das englische Original vor Augen hatte, und es nicht dabey bewenden ließ, die Hüttner'sche Übersetzung abzuschreiben. Die Eigennamen der Orte und Personen hat Hüttner nach der deutschen Aussprache umgeändert. Sein Nachfolger hat die englische Rechtschreibung auf das genaueste beybehalten. Das müssen wir noch erinnern, daß er verschiedenes abgekürzt oder weggelassen hat. Zwey Kupfer zieren seine Arbeit, nämlich das Bild von Vantagein, Kriegs-Mandarin; und eine Ansicht des kaiserlichen Parks zu Gehol von der östlichen Seite. X. y. z.

#### B. H. E. S. I. K.

HALL, B. Hemmerde und Schwetschke: *Grundzüge der Elementarphysik oder methodischer Leitfaden für den ersten physikalischen Unterricht auf Schulen*, von Christoph Bernoulli, Doct. d. Phil. u. Vorsteher einer Lehranstalt in Basel; 1807. XXII u. 126 S. 8. und 1 Kupfer. (12 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift sucht mit verständigem Eifer zur gemeinnützigen Verbreitung der physikalischen Kenntnisse mitzuwirken, und bemüht sich mit

rühmlicher Sorgfalt, den Unterricht in der Physik möglichst zweckmäßig einzurichten. Die statt der Vorrede vorangeschickte kleine Abhandlung, welche den Gesichtspunct angiebt, aus welchem der Vf. die Physik bey Ausarbeitung dieses Lehrbuchs betrachtete, verdient, dafs wir ein wenig bey ihr verweilen. Der Vf. tadelt mit Recht die an so vielen Orten übliche Methode, nur dies und jenes aus der Physik fragmentarisch, blofs erzählend vorzutragen, ohne den Zusammenhang der Lehren unter einander und den eigentlichen festen Grund, worauf sie beruhen, anzuzeigen; er macht aber zugleich bemerklich, dafs ein das ganze weitläufige Gebiet der Naturwissenschaften umfassender Unterricht, der überall mit völliger Gründlichkeit ins Specielle eingeht, für die beschränkte Zeit des Schul-Unterrichts nicht paffend ist. Der Schul-Unterricht soll nur zur Grundlage dienen; er mufs sich daher darauf einschränken, die Haupterscheinungen auffassen und die Grundgesetze einsehen zu lassen, mufs aber auch diese Elemente recht tief dem Verstande und dem Gedächtnisse einprägen: so dafs sie dem Schüler, wenn er die Schule verlässt, völlig geläufig, gleichsam zu Axiomen geworden sind, damit er dann entweder durch Bücher oder durch den akadem. Unterricht sich weiter fortzuhelfen im Stande sey. Diesen Zweck erreicht man, wenn man nur die Hauptlehren vorträgt, diese aber gründlich erklärt und oft wiederholt. Den gesammten Unterricht der Naturwissenschaften theilt der Vf. in vier Abtheilungen, nämlich in Naturgeschichte, Physik, Chemie und Physiologie. Gegenwärtiges Buch ist der Leitfaden für den Unterricht in der Physik; jeder dieser Abtheilungen widmet Hr. B. ein halbes Jahr, und bestimmt dann täglich eine Stunde für diesen Unterricht.

Das Buch selbst ist nun diesen Ansichten gemäfs abgefaßt. Es enthält nur die Hauptlehren, und diese zwar gründlich, aber sehr kurz vorgetragen, wie es einem Leitfaden zum Unterrichte ganz angemessen ist; häufig ist absichtlich der Vortrag nicht ganz ausführlich, sondern dem mündlichen Unterrichte die vollständige Ausführung vorbehalten; überall deutet der Vf. auf Übungsfragen hin, die man den Schülern zu eigner Beantwortung und als Gegenstand schriftlicher Ausarbeitungen vorlegen kann. Im Ganzen finden wir auch die Auswahl der Materien recht paffend. Nur an einigen Stellen scheint es uns, dafs verschiedene Gegenstände wohl hätten erwähnt werden mögen, die nicht vorkommen. Doch findet zum Theil die Erinnerung Statt, dafs sie mehr in die angewandte Mathematik gehören, und es also seyn kann, dafs Hr. B. dieser Wissenschaft eine eigene Lehrstunde bestimmt hat, und sie deshalb übergeht. Zu dem Einzelnen finden wir nur wenige Bemerkungen zu machen. 1 Abschn. Von den allgemeinen Eigenschaften der Körper. 2 Abschn. Von der Bewegung. Wir vermiffen hier die Lehren vom Gleichgewichte fester Körper, die gewifs auch zu den so allgemein an-

wendbaren Grundlehren gehören; man könnte zwar diese, als zur angewandten Mathematik gehörig, weglassen, aber dann könnten andere Lehren, z. B. vom freyen Falle der Körper, auch dorthin gezogen werden.

Die Sätze §. 60, 61 möchten dem Anfänger wohl etwas dunkel seyn. — Ob nicht von dem Stofse elastischer Körper etwas hätte gesagt werden sollen, ist schwer zu entscheiden, da der Vf. mit Recht sich nur auf das Nothwendigste einschränkte. — Die Lehre von der krummlinigen Bewegung würde besser nach der Lehre von den beschleunigenden Kräften folgen. 3 Abschn. Von den Bewegungen der tönenden Körper. 4 u. 5 Abschn. Von den tropfbaren und expansibeln Fluidis. Es ist nicht ganz richtig, wenn §. 149 gesagt wird, die Basis (einer Dampfart oder Luftart) bilde durch Ausdehnung einen Dampf oder Luft; es wäre hier auch eigentlich nicht der Ort, der Basis zu erwähnen, da es dem Anfänger der Aërostatik genug ist, blofs zu wissen, es gebe eben so verschiedene Luftarten, wie es verschiedene tropfbare Flüssigkeiten giebt. Übrigens sollten die Dämpfe nicht so unbedingt hier mit genannt werden, da die aërostatischen Eigenschaften derselben nicht mit denen der Luft einerley sind. 6 Abschn. Von der Wärme. §. 184 wird der Änderung erwähnt, welche die Bewegung des Pendels durch Wärme leidet; wir finden aber die Lehre vom Pendel nicht abgehandelt. — §. 185. „Geht die Ausdehnung bis auf einen gewissen Grad, so werden oft die festen Körper flüssig.“ Hiernach sollte man den Übergang in den flüssigen Zustand für eine Wirkung der fortgehenden Ausdehnung halten, was doch schwerlich eine ganz richtige Vorstellung wäre. — Diese ganze, so höchst wichtige Lehre von der Wärme scheint uns etwas zu kurz abgehandelt zu seyn. Gehörte gleich die ganze Lehre vom Verbrennen der Körper nach der richtigen Ansicht des Vfs. nicht hieher: so hätte doch, besonders von den Dämpfen, vom Kochen u. dgl. hier mehr sollen vorgetragen werden, weil diese Lehren doch schwerlich in der Chemie ihren Platz finden können. — 7 Abschnitt. Vom Lichte. — 8 Abschn. Von der Elektrizität. — §. 244 wird dem Anfänger undeutlich seyn, da hier der Unterschied, der vorher zwischen elektrischen und unelektrischen Körpern festgesetzt war, aufgehoben wird. — Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, dafs man von dieser Lehre hier nur die ersten Elemente findet, indess ist auch vom Galvanismus etwas Weniges beygefügt. — 9 Abschnitt. Von den magnetischen Erscheinungen. —

Zum Schlusse bemerken wir noch einige wenige Stellen, wo der Ausdruck uns unrichtig, vielleicht auch durch Druckfehler entstellt scheint, z. B. wenn der Vf. die Bewegung eine der wichtigsten *Erfindungen* nennt (§. 16), oder §. 111 *Verheimlichung* der Fortpflanzung des Schalles anführt. — Auch würden wir nicht *ausdehnfam*, sondern *ausdehnbar* sagen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JULIUS, 1808.

## JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen*. Herausgegeben von D. Karl Salomo Zachariae. I Band. 1806. 464 S. II Band mit der Abänderung auf dem Titel: *in den Ländern des Königs von Sachsen*. Mit 1 Kpf. u. Tabellen. 1807. 398 S. 8. (Jeder Bd. 2 Thlr.)

Eine ganz vorzügliche Sammlung, welche ungemein viel Interessantes und Praktisches nicht bloß für das sächsische, sondern selbst für das gemeine Recht und die Wissenschaft der Gesetzgebung überhaupt enthält; die sich zwar durch den Titel: *Annalen*, als eine periodische Schrift ankündigt, doch aber nicht so in vorgeschriebenen Perioden bestimmt erscheint, daß — wie es sonst gewöhnlich der Fall bey dergleichen Arbeiten ist — die Zeit, wenn das Werk in die Druckerey abgegeben werden muß, die Oberflächlichkeit der Aufsätze entschuldigt. Wir wollen den Inhalt der beiden angezeigten Bände in einer mehr systematischen Ordnung mit Berücksichtigung des Zwecks, den sich der Herausgeber, seiner Ankündigung zufolge, selbst gesetzt hat, anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten.

I) *Auszüge aus den Gesetzen, die das Jahr über publicirt worden sind*. Hierunter sind nicht bloß die in das Privatrecht, im weitesten Sinne genommen, gehörigen Verordnungen zu verstehen, sondern auch die Staatsverträge und öffentlichen Gesetze, welche sowohl die inneren öffentlichen Verhältnisse Sachsens, als auch die Beziehungen dieses Landes mit auswärtigen Staaten betreffen. Wir finden daher in diesen Bänden: a) eine kurze Anzeige der Verhandlungen des im J. 1805 zu Dresden gehaltenen Landtags, und des in demselben Jahre am 29 Dec. eröffneten und den 2 März 1806 beendigten Ausschustags. Diese Auszüge sind hin und wieder etwas zu kurz und mager ausgefallen. Es leuchtet auch zu sehr die Besorgniß hervor, über dasjenige, was erst im Entstehen begriffen ist, sich auszulassen. Interessant würde es seyn, wenn gedrängte Auszüge aus den Gutachten der Stände über allgemeinnützige Dinge mitgetheilt würden. Die Stände Sachsens haben in ihrer Mitte mehrere der vorzüglichsten Männer aufzuweisen; es fließen oft aus ihrer Feder bey Landtagen außerst belehrende Projecte und Erinnerungen. Es kann auch kein Bedenken gegen ihre öffentliche Bekanntmachung obwalten, da höheren Orts die vielen Ab-

schriften geduldet werden, die man sich in Dresden ohne große Mühe von dergleichen Landtagschriften verschaffen kann. — Unter den merkwürdigen Resultaten dieser ständischen Versammlungen zeichnen wir folgende aus: aa) Um einer zu großen Verminderung der auf den Landtagen erscheinenden ritterschaftlichen Stände vorzubeugen, ward verordnet, daß furohin die Besitzer aller derjenigen neuschriftsässigen Güter, welche bis mit dem J. 1804 diese Eigenschaft erlangt haben, und übrigens entweder mit Ritterpferden wirklich verdient werden, oder doch zu den ritterschaftlichen Praestandis einen Beytrag leisten, gleich den Besitzern der altschriftsässigen Rittergüter zu den allgemeinen Landesversammlungen, mit Zusicherung des Genusses der Landtagsauslösung für diejenigen Besitzer, welche für ihre Person zum Erscheinen auf Landtagen sich qualificiren, convocirt werden sollen. bb) Dankes werth ist es, wenn auch gleich dabey noch manches zu wünschen übrig bleibt, daß die Stände ein Capital von 30000 Thlr. für die beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig ausgesetzt haben zur Verbesserung der Befoldung für die Lehrer, um selbige desto eher im Lande zu erhalten. Gewiß verdient besonders unter den jetzigen Umständen, weil dort nicht bloß Landeskinder studiren werden, sondern auch so viele Polen erwartet werden können; die Verbesserung dieser Lehranstalten die vorzügliche Aufmerksamkeit des gütigen und weisen Königs. Zwar ist unter seinen großmüthigen Aufpicien schon manche schöne Anstalt zum Flore der Wissenschaften gediehen, schon manche außerordentliche Befoldung verdienten Lehrern zu Theil geworden; allein es bleibt doch noch sehr viel zu thun übrig, besonders für die medicinische Facultät. Möchten doch verdiente Lehrer durch zulängliche Gehalte weniger abhängig von den Studirenden gemacht werden! Ausländer, welche so gern auf eine Zeit lang ihre Studien in dem in so manchem Betracht schönen Leipzig fortzusetzen wünschen, klagen nicht selten, daß dies oder jenes wichtige Collegium aus Mangel an einer hinlänglichen Anzahl von Zuhörern nicht gelesen wird, und es werden dadurch manche von der Befuchung dieser Universität abgehalten, die sonst selbst mit dem größten Nutzen studirt haben würden. Denn Leipzig bietet dem angehenden Praktiker ungemein viel Gelegenheit dar, sich gründliche Erfahrungen in der Ausübung der Arzneykunst zu erwerben, da dort die so sehr heilsame Gewohnheit mehr als auf vielen andern Universitäten besteht, daß die berühmten Ärzte



junge Candidaten der Medicin als Gehülften mehrere Jahre hindurch gebrauchen; ehe diese selbst auf ihren Namen als Doctoren practiciren. cc) Zur Verbesserung der öffentlichen Sicherheits-Anstalten trug eine Commission darauf an, die aus den Zuchthäusern nach ausgestandener Strafe entlassenen Züchtlinge in die Landarbeitshäuser zu bringen, wenn sie Inhalts des Urtheils noch ferner asservirt werden sollen, ingleichen solche Personen, die man nicht eigentlich zur Zucht anhalten, aber doch aus dem Publico entfernt wissen will, dahin ebenfalls zu bringen. Rec. findet den ersteren Vorschlag sehr zweckmässig, wenn er eingeschränkt wird auf solche entlassene Züchtlinge, welche nicht nachweisen könnten, wovon sie nach abgelaufener Strafzeit sich erhalten werden. Die Asservirten in die Landarbeitshäuser zu versetzen, dünkt uns dagegen weniger zweckmässig: theils muss man den Platz in den Arbeitshäusern nicht ohne Noth anfüllen, theils sind die Asservirten gewöhnlich schwerer Verbrechen sehr verdächtige und gefährliche Menschen, für welche das Landarbeitshaus auf der einen Seite zu gut, auf der anderen nicht sicher genug ist. dd) Der Auszug aus den Verhandlungen des Ausschustags wird durch die mitgetheilten Tabellen über den Betrag der in den Ländern des Kurfürstenthums Sachsen von 1790 bis mit 1804 ausgefäeten und geernteten Feldfrüchte sehr interessant. Nach diesen verhielt sich nach einem 15jährigen Durchschnitte die Ausfaat zur Ernte beym Roggen wie 1 zu  $4\frac{1}{2}$ , beym Weizen wie 1 zu  $5\frac{1}{2}$ , bey der Gerste wie 1 zu  $5\frac{1}{2}$ , beym Hafer wie 1 zu  $4\frac{1}{2}$ , bey Erbsen wie 1 zu  $3\frac{1}{2}$ , bey Linsen wie 1 zu  $3\frac{1}{2}$ , bey Hirse wie 1 zu  $16\frac{1}{2}$ , beym Heidekorn wie 1 zu  $2\frac{1}{2}$ , bey Wicken wie 1 zu  $3\frac{1}{2}$ , beym Gemenge wie 1 zu  $3\frac{1}{2}$ . Die Ernte an Roggen betrug nach einem 15jährigen Durchschnitte jährlich 4,408,932 Scheffel, an Weizen 718,582 Schf., an Gerste 2,166,803 Sch., an Hafer 3,642,076 Sch., an Erbsen 163,678 Sch., an Linsen 7324 Sch., an Hirse 46,312 Sch., an Heidekorn 118,028 Sch., an Wicken 111,052 Sch., an Gemenge 138,018 Sch., an Kartoffeln 3,063,411 Sch.. Es übersteigt also der Roggenbau den Kartoffelbau nur um 1,345,521 Scheffel. b) *Über die Staatsverhältnisse Sachsens mit auswärtigen Staaten* findet sich im zweyten Bande der Friedenstractat d. d. Posen 11 Dec. 1806 und die Confederations-Acte des rheinischen Bundes.

In Beziehung auf die *innere und Privat-Gesetzgebung* verdient eine besondere Auszeichnung die Abhandlung des Herausgebers: *In wie fern können die im ersten und andern Theile des Codicis Augustei enthaltenen Vorschriften theils überhaupt, theils noch jetzt als Gesetze betrachtet, theils in allen Erbländern des Kurfürsten von Sachsen angewendet werden.* (1 Bd. S. 102—125). Es werden ferner Überlichten gegeben von den im J. 1806 und 1806 erschienenen kur-sächsischen Gesetzen.

II. *Ausführliche Abhandlungen über praktische interessante Gegenstände des kursächsischen Rechts.* Dahin gehören im ersten Bande folgende: a) *Von der*

*Wirkung eines von einem Angeeschuldigten während seiner Aufbewahrung im Zuchthause gethanen Geständnisses, dass er der Urheber des von ihm vorher abgelegten Capitalverbrechens sey*, vom D. Pfotenbauer in Wittenberg. Eine des Kindermords angeeschuldigte Person hatte im Zuchthause, wohin sie bis zur Ausführung ihrer Unschuld gebracht worden war, nach 5 bis 6 Jahren Detention bekannt: dass sie von dem Leben ihres neugeborenen Kindes durch dessen Geschrey und andere Kennzeichen völlig überzeugt gewesen sey, und sie die Nabelschnur in der Absicht, damit sich das Kind verbluten solle, ununterbunden gelassen habe. Der Vf. will die Inquisitin gänzlich absolviren, weil deren längere Enthaltung im Zuchthause zur Sicherstellung des Staats gegen die von derselben etwa zu befürchtenden gefährlichen Handlungen nicht weiter nöthig schien. Rec. kann sich von der Richtigkeit eines solchen Urtheilspruchs durchaus nicht überzeugen. Das Gutachten der Obducenten war Anfangs dahin ausgefallen: dass das Kind lebendig und lebensfähig zur Welt gekommen und an der Verblutung durch den Nabelstrang gestorben sey. Wäre im Anfange der Untersuchung das spätere Bekenntniß der Inquisitin hinzugekommen: so hätte *ceteris paribus* die ordentliche Strafe statt finden können. Die Detention im Zuchthause kann für nichts anders betrachtet werden, als für eine andere Art des Gefängnisses, so wie das Gefängniß selbst eine Detention ist. Hätte sich die Untersuchung, so lange die Inquisitin noch im Gefängnisse war, in die Länge gezogen, so dass die Inquisitin erst nach Jahren das Geständniß abgelegt hätte; würde sie um deswillen, weil sie so lange Zeit gelehnet und nur zuletzt gestanden hätte, strafflos haben erklärt werden müssen? Gewiss nicht. Eben so wenig in dem Fall, da sie nach einer mehrjährigen Detention im Zuchthause das Geständniß abgelegt hat. Was würde von einer Gesetzgebung zu urtheilen seyn, die Folgendes verordnete: Derjenige Inquisit, welcher in der Untersuchung leugnet, und erst nach mehrjähriger Beraubung seiner Freyheit gesteht, soll alsdann strafflos entlassen werden. Die Untersuchungen werden ja geführt, nicht in der Absicht und aus Neugierde, um zu wissen, wer der Urheber des Verbrechens sey, sondern um die Verbrecher zu bestrafen; und die Strafe hat den Zweck, den Staat sicher zu stellen. Jene Maxime bey Anwendung des Strafgesetzes würde aber den Staat durchaus nicht sicher stellen; denn ein jeder Böfewicht würde ohne Scheu die größten Verbrechen begehen, sich aufs Leugnen legen, einige Jahre in Verwahrung bleiben, und zuletzt gestehen, worauf er wüßte in Freyheit gesetzt zu werden. Die Rückficht, dass von diesem Verbrecher wegen seiner individuellen Beschaffenheiten künftig ein solches Verbrechen nicht mehr zu beforgen sey, kann dem Richter nimmermehr berechnen ein lossprechendes Urtheil zu fällen. Nach dieser Maxime müßte eine Kindermörderin, welche bey der Entbindung verletzt worden, so dass man mit Gewissheit sagen könnte, sie sey nicht mehr



fähig Matter zu werden, ganz strafflos bleiben. Dies ist vielleicht der einzige Fall in der ganzen Natur, wo man mit Gewissheit von einem Menschen sagen kann, er werde ein gewisses Verbrechen nie wieder begehen. Wie trüglich sind dagegen die auf moralische Gründe gebaueten Hoffnungen. Am allerwenigsten können sie zu Entscheidungsgründen eines richterlichen Ausspruchs dienen: ob sie gleich den Imperans zur Ausübung des Begnadigungsrechts bewegen können. — Rec. hat übrigens bey alle dem, was er hier behauptet hat, vorausgesetzt, daß das Geständniß an sich alle die Eigenschaften eines wahren und unumwundenen und mit den Umständen vollkommen übereinstimmenden Geständnisses habe. — Was nun den angeführten Fall insbesondere anlangt, so würde Rec. freylich nicht auf die Todesstrafe erkannt haben, weil eine so langwierige Detention allerdings berücksichtigt zu werden verdient, indem die Länge der Zeit den Eindruck auf die Gemüther geschwächt hat, und wider die Vollstreckung der Todesstrafe in einem solchen Falle die nämlichen Gründe gelten, welche wider allzu grausame Strafen aufgestellt werden können. — b) *Ob und in wie fern die Verjährung der Strafe auf die Anwendung derselben in Kursachsen üblichen Detention gegen den Angeeschuldigten, und auf die Bestimmung der Dauer derselben einen Einfluß habe?* vom Hn. Adv. Pfotenhauer. c) *Systematische Darstellung der Lehre von der gesetzlichen Lehnfolge in der Oberlausitz* — vom Herausgeber. — d) *Ob und in wie fern in possessorio summario auf ältere Besitzhandlungen Rücksicht zu nehmen sey?* von Hn. Pfotenhauer: eine Übersetzung des in lateinischer Sprache geschriebenen bekannten Programms desselben Vfs. Die hier vorgetragenen Sätze dürften mehr Gültigkeit haben, wenn *de lege ferenda*, als wenn *de lege lata* die Rede ist. Die E. P. O. verordnet: „daß derjenige, so einen oder mehrere *actus possessorios* und in *possessione iurium et servitutum*, und zwar bey *servitutibus continuis* wenigstens eine jährige Possess, in *discontinuis* aber, nebst solcher jährigen Possess, wenigstens drey richtige *actus* vor sich hat, in *possessorio summario* geschützt werden soll.“ Da die Disposition ganz allgemein abgefaßt ist, so muß sie nicht nur auf solche *Servitut. discontinuas*, welche alljährlich ausgeübt werden können, eingeschränkt, sondern auch auf diejenigen, deren Ausübung nur zu Zeiten, z. B. alle 2, 3, 5, 10 und in mehreren Jahren vorkommt, ausgedehnt und angewendet werden. Dies ist der Fall, wenn zum Kennzeichen des *possessorii summarii* angenommen wird, daß von der Klage zurückgerechnet Ein Jahr keine Handlung vorgefallen seyn dürfe, welche eine Widersezlichkeit gegen den behaupteten Besitz involvire. Ueberdies muß der Kläger das fragliche Befugniss dreymal ausgeübt haben, ohne Unterschied, in welcher Zeit diese drey *Actus* vorgefallen sind; wenn nur nicht 1) zwischen den einzelnen Handlungen eine Widersezlichkeit des Gegentheils, bey welcher sich der Beklagte beruhiget hat, eingetre-

ten, und besonders 2) dies nicht in dem letzten Jahre vor der Klage der Fall gewesen ist. Auf die Verschiedenheit in der Beschaffenheit der *servitut. discontinuarum* nimmt das Gesetz keine Rücksicht, und das sächsische Recht unterscheidet sich von dem gemeinen eben dadurch, daß nicht bloß eine einzelne Handlung hinlänglich ist, sondern deren drey erfordert werden, um im Besitz eines Befugnisses geschützt zu werden. e) *Über die Feststellung des Corporis delicti*, vom Herausgeber. f) *Kann der untersuchende Richter, wenn die entwendeten Sachen zur Zeit der angestellten Diebstahlsuntersuchung an noch in Natur und unvermindertem Werthe vorhanden sind, letzteren nach Willkühr durch das Gutachten Sachverständiger oder die eidliche Angabe des Bestohlenen ausmitteln?* vom Prof. Klien in Wittenberg. Die wittenberger Facultät hat seit einiger Zeit das erstere für nothwendig erkannt; das letztere findet nur in subsidium Statt. g) *Über das Recht der Gerichtsherrn in Kursachsen, die Gerichtsverwalter willkührlich zu entlassen*, vom Herausgeber. Sehr zweckmäßig und unparteyisch mit Vorschlägen zu einer finalen Decision, die so gerecht sind, daß sie von einer so gerechten, in der Achtung für das Recht ihre Grösesuchenden und findenden Regierung, wie die königl. sächsische ist, gewiß zum allgemeinen Gesetz werden erhoben werden. h) *Abriss des Eherechts als Probe eines Lehrbuchs des königl. sächs. Privatrechts*, vom O. H. G. Affel. D. Haubold zu Leipzig. Dieses Lehrbuch aus der Feder eines so gründlichen Gelehrten wird allen vaterländischen Rechtsgelehrten ein erwünschtes Geschenk seyn. Nach dieser Probe wird darin das gemeine Recht, wovon ein großer Theil in Sachsen noch Gültigkeit hat, nicht mit vorgetragen werden. Ohne Zweifel wird der Vf. in dem Lehrbuche die Sätze ausführen, nicht bloß rhapsodisch, wie dies in dem gegebenen Abriss hin und wieder der Fall ist, berühren: wodurch er sein Verdienst erhöhen würde. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, ihn zur Vollendung der schönen Ausgabe von *Bergers Oeconomia forensi* öffentlich aufzufordern, die das Publicum so lange vergebens erwartet. i) Eine äußerst gründliche und von dem besondern Fleiß des Vfs. zeugende *Darstellung der Abgabenverfassung in dem Fürstenthum Querfurth*, vom D. Glasewald in Dahme. — Die beiden letztgedachten Abhandlungen stehen im zweyten Bande.

III. *Kürzere praktische Bemerkungen.* a) *Einige allgemeine Regeln, die von dem Richter zur Bestimmung des gegen einen Angeeschuldigten obwaltenden Verdicts bey der Untersuchung anzuwenden sind*, vom Herausg. Von der nothwendigen Nachforschung des moralischen Betragens und Lebenswandels des Inculpaten vor und in dem Gefängniß. b) *Ob der Besitzer eines Laßguts in der O. u. N. Lausitz gegen den Gutsherrn eine Negatorienklage anstellen könne, wenn letzterer behauptet, daß das Laßgut mit einer Diensthankheit beschwert sey?* vom Herausgeber. Der Grund, daß ja der Grundherr dem Besitzer das Laßgut gänzlich entziehen, mithin um so mehr es mit einer

Dienstbarkeit beschweren könne, wird gut widerlegt. c) Geht das Klagerecht, das zur Verlassenschaft einer Frau gehört und dessen Gegenstand ein Geradeerbin ist, auf die Geradeerbin, oder auf den Erben der übrigen Verlassenschaft über? von demselben. Die wittenb. Facultät spricht gegen die Geradeerbin. d) Kann man Geld von einem dritten Besitzer vindiciren? von ebend. Bejahet. e) Über den Anfang und das Ende der geschlossenen Zeit bey Huthungsgerechtigkeiten, vom Herausg. Die Frage betrifft diejenigen Fälle, wo in einem Verträge oder Erbregister vor 1700 die Zeit auf Michaelis und Walpurgis bestimmt worden. Es ist dann derselbe Tag nach dem neuen Kalender mit einem Zusatz von zehn Tagen zu verkehren (also z. B. nicht der 13te May). wie Altwalpurgis im Kalender steht, sondern der 11te May. f) Über das stillschweigende Unterpfandsrecht, das der Fiscus an dem Vermögen desjenigen hat, dem eine Geldstrafe zuerkannt worden, vom Herausg. Der Fiscus hat dieses Recht nicht nach gemeinem, wohl aber nach sächsischem Recht. Es ist aber durchaus nicht weiter auszudehnen und auf den Fiscus allein einzuschränken. g) Können die Sachwaker der Parteyen, wenn sie bey denjenigen Verfahren, welche ehemals vom Mund aus in die Feder eingebracht werden mußten, die Sätze in der Reinschrift übergeben, die Abschreibgebühren verlangen? von Hn. Pfotenhauer. Verneint. Der Rec. kennt viele Gerichte in Sachsen, wo die Absicht des Gesetzes wirklich ausgeführt wird, daß nämlich das Concept der Sätze von den Advocaten an den Richter übersendet werden muß, welcher sie dann zu den Acten schreiben läßt. h) Zur Erläuterung der Lehre vom Abschloß, vom D. Glaswald in Dahme. i) Einige Begriffe und Grundsätze für Juristen, welche Mühlenprocesse zu beurtheilen und zu entscheiden haben, von Hn. Pfotenhauer. k) Einige kurze praktische Bemerkungen von demselben: womit zu verbinden sind: l) Anzeige der, wegen verschiedener zweifelhafter Rechtsfragen von der Juristenfacultät zu Wittenberg gegenwärtig angenommener Meinungen nebst einigen Bemerkungen, vom Herausg. Dergleichen Abhandlungen können betrachtet werden als Beyträge zu einem neueren *juri Aetiano und Flaviano*. Der unter anderen dort angenommene Meinung: das Kaffeeversehen für Geld gehöre nicht aus-

schließlich zur Gastwirthsnahrung, sondern stehe in der Regel einem jeden frey, dürften viele wichtige Gründe entgegen stehen. m) Bey Untersuchung geringer unter 3 Thaler am Wenth betragender Diebstähle ist die Besetzung der Gerichtsbank mit vier Personen nicht nöthig. Von Pfotenhauer. n) Über das Handgelöbniß, gegen welches Inculpaten während der Untersuchung der Haft entlassen werden können. Eine gute Unterscheidung der vorkommenden Fälle. o) Rechtliches Gutachten über das Lehnfolgerecht der *coinvestitorum compossessorum feud.* p) Über die Mittel, diejenigen, die aus dem Zuchthause entlassen werden, von neuen Vergehungen abzuhalten, in besonderer Beziehung auf Sachsen. Rec. hält die Arbeitshäuser für das einzige Mittel. In dieselben müßten alle entlassenen Züchtlinge, die nicht nachweisen könnten, wovon sie leben wollten, einige Zeit gebracht, und zur Arbeit angehalten werden. Für diese Anstalten ist der von dem Vf. bereits in Beziehung auf die Zuchthäuser gethane Vorschlag, die detinirten Personen nämlich für ihre Arbeit zu bezahlen, lediglich anwendbar, damit das Zuchthaus eine Strafanstalt bleibe: denn die bloße Beraubung der Freyheit ist für viele Verbrecher eine zu geringe Bestrafung. Der Aufenthalt in dem Arbeitshause müßte dem ehemaligen Züchtlinge gleichsam seinen guten Namen wieder geben, und die Vorsteher dieser Anstalt könnten durch die Intelligenzblätter diejenigen unter ihnen, die sich daselbst fleißig und ordentlich eine geraume Zeit betragen hätten, öffentlich namhaft machen und als gute Arbeiter empfehlen. Sorgen nur die Staaten genug für Gelegenheit zur Arbeit und für Absatz der Fabricate, so würde es weniger Verbrechen geben! q) Von dem Massstabe, nach welchem Militärprästationen in der N. Lausitz auf dem Lande auszubringen sind. r) Über die Lehnsauflösung bey Erbgütern. s) Über nothwendige Dienstbarkeiten. t) Von den Einreden, die einer auf die Bezahlung einer Waarenschuld gerichteten Klage entgegengesetzt werden können. u) Kann der Vormund einer Frau einen Vertrag, den er selbst mit ihr abschließt, durch seine Einwilligung als Vormund bekräftigen? Verneint. — Die letztgedachten 8 Erörterungen sind von dem Herausgeber.

(Der Beschlusse folgt im nächsten Stücke.)

## KURZE ANZEIGEN.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE. Prag, b. Polisch: Die Philosophie der deutschen Sprache für junge Leute beiderley Geschlechts bey öffentlichen und Privatunterrichte, enthaltend das Nothwendige aus der Orthographie (Orthogr.), der Syntaxe, der Logik und der Interpunction, nebst einem Anhange, welcher einige Hülfsmittel zum richtigen und zweckmäßigen (is) Gebrauch (e) der deutschen Sprache enthält. 1805. Erster Theil 192 S. Zweyter Theil, enth. den Deutscher, oder Verzeichniß der fremden, veralteten, sinnverwandten Wörter. 106 S. 8. (20 Gr.) Dieses Buch verdient zwar seinen kolzen Titel: „Philosophie der deutschen Sprache“, nicht, denn der Vf. hält sich überall zu sehr an die Oberfläche; allein es kann doch gewissen Lesern als recht nützlich empfohlen werden. Es liefert wirklich von den angegebenen Gegenständen das Nothwendigste auf eine deutliche und so ausführliche Art, daß zum Verständniß desselben

kein Lehrer nöthig ist. Das ganze Buch muß als der Abdruck eines Vortrags, den ein verständiger und umsichtiger Lehrer seinen Schülern über die erwähnten Gegenstände gehalten hat, angesehen werden. Daß der Vf. die Interpunction erst auf die Logik folgen läßt, beweiset, daß er ein denkender Mann ist, und nicht blindlings dem Herkommen folgt; er scheint Hn. Politzens Schriften am meisten benutzt zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig u. Breslau, b. Buchheister: Colorirte Stammbuchblätter. 12 Stücke. Querocav. (1 Thlr.) Die Erfindungen sind von gewöhnlicher Art; Alären, Urnen, Leichensteine, Rosenkränze, Vergiftungsmittel und dergleichen; die Farben grell aufgetragen, nur ein paar Blätter sind besser als die übrigen, und verdienen zwar nicht Lob, aber doch wenigstens Nachsicht.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1808.

## JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen.* Herausgegeben von Dr. Carl Salomo Zachariae u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IV. **Merkwürdige Rechtsfälle.** Es liegen zwar den vorhergehenden größeren sowohl als kleineren Abhandlungen meistens vorgekommene Rechtsfälle zum Grunde; jedoch werden noch drei besondere Criminalfälle ausführlicher erzählt: a) *J. G. Burgold legt in dem Gefängnisse, in welchem er enthalten wird, Feuer an, um aus der Haft zu entkommen* (1 Bd. S. 305), vom Herausgeb., worin die scharfsinnigen Bemerkungen des Hn. D. Mäüller in Weissenfels im 2 Bde. S. 217 ff. zu verbinden sind. Die Hauptsache beruht auf der richtigen Bestimmung des Begriffs der Brandstiftung nach sächsischem Rechte. Hr. Zachariae nennt denjenigen einen Brandstifter, der *wissentlich ein für das Eigenthum oder für die Gesundheit anderer unmittelbar gefährliches Feuer anzündet.* Hr. D. Mäüller bemerkt sehr richtig, dass die Absicht vorhanden seyn müsse, *nicht ein Feuer, sondern eine Feuersbrunst zu verursachen und anzulegen*: und nennt diese letztere ein *solches Feuer, welches auf der einen Seite der Herrschaft menschlicher Willkür nicht unbedingt unterworfen, auf der anderen Seite doch dem Menschen nicht schlechthin unbezwinglich ist.* Der Feuerwerker A hat seine Raketen aufgehoben. Der schadenfrohe B zündet vor der Zeit das Lauffeuer an, welches die Raketen verbindet, und sie steigen an hellen Tage in die Luft. Er zündet hier wirklich ein dem Eigenthum des anderen unmittelbar gefährliches Feuer an, und wird doch nicht als Brandstifter behandelt. Man kann indeffen wiederum einwenden, dass wir durch jene Bemerkung nicht um vieles weiter gebracht würden, weil das geringste Feuer oft die traurigsten Folgen haben kann, weil der Verbrecher zuweilen nur die Absicht haben kann, ein Feuer anzulegen, z. B. ein Loch durch die Thür zu brennen, um aus dem Gefängnisse zu entspringen; allein das Feuer nimmt durch Zufall vielmehr zu, und es entsteht eine wirkliche Feuersbrunst. Wie? wenn nun diese entsteht, und der Verbrecher sich während der dadurch verursachten Verwirrung mit der Flucht gerettet hat, soll die Entschuldigung gelten, er habe nur ein Loch durch die Gefängnisthüre brennen wollen? kann es wohl als culposes Verbrechen der Brandstiftung betrachtet werden, da doch das sächsische Gesetz über die Brandstiftung so scharf ist, dass der Begriff eines culposen Verbrechens ganz wegfällt, sobald nur der Thäter den *Vorsatz gehabt hat, dass ein Gegenstand brennen solle?* (Natürlich mit Ausschluss des Falls, wo Jemand an einem Orte aus Unvorsichtigkeit ein brennendes Licht hat stehen lassen, oder sonst eine Vorsicht nicht gebraucht hat, die nöthig gewesen wäre, um eine Feuersbrunst zu verhindern.) Das Gesetz lautet folgendermassen: „Setzen und ordnen demnach, dass 1) diejenigen, so vorsätzlich Feuer anlegen, ohne Unterschied, es mag das Feuer in der Stadt oder auf dem Lande, an Orten wo mehrere Häuser und Gebäude beysammen stehen, oder in einzelnen abgesonderten Häusern, Ställen, Scheunen, Mühlen oder anderen Gebäuden, oder auch in Getreide oder Hölzern, oder Getreide-, Heu- und Holz-Haufen angelegt, und der Schade groß oder klein, oder aber gar keiner daher erwachsen, oder von dem Delinquenten wieder ersetzt oder auch das Eigenthum an dem Gebäude, Holz, Heu, Getreide oder Stroh, worin das Feuer angelegt, dem Missethäter selbst zuständig seyn, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und gestraft werden sollen.“ Der Rec. ist in der Ansicht von dem Gesetze der Hauptsache nach mit der des Hn. D. Mäüller vollkommen einverstanden. Bey dem Brandstifter wird der *Vorsatz* erfordert, *eine Feuersbrunst anzulegen.* Dieser Vorsatz wird aber geschlossen aus den Umständen: dergestalt, dass, wenn das von dem Inquiriten angezündete Material, verbunden mit der Beschaffenheit des angezündeten Gegenstandes, geeignet war, um nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, und unter Annahme der gewöhnlichen Umstände, eine Feuersbrunst bewirken zu können, der Vorsatz der Brandstiftung angenommen werden muss, gesetzt auch, die Glut wäre nicht ausgebrochen, und das angelegte Feuer wäre von selbst wieder verlöschen. (Vgl. §. 2 des angef. Gesetzes.) Man setze den Fall: ein Arrestant legt Feuer an die Gefängnisthüre zur Nachtzeit, das Singniss ist nicht feuerfest, es ist überdies eine stürmische, heftig windige Nacht, und es ist schon so viel Feuer entstanden, dass der Arrestant nicht den Entschuldigung sich bedienen kann, er habe wollen, sobald nur eine Öffnung durch die Thüre vermittelst der Verkohlung entstanden, und er sich gerettet hätte, die glimmende Thüre z. B. durch sein Nachgeschirr und das im Wasserkrug enthaltene Wasser wieder ausgießen. In einem, von solchen Umständen begleiteten Falle hält Rec. dafür, dass das Gesetz von

S

Brandstiftungen nicht anwenden wollen, ein dem Richter nicht zukommendes Klügeln und Verdrehen desselben seyn würde. *Der Zweck des Gesetzes ist allerdings kein anderer als der: die Anlegung einer Feuersbrunst zu verhindern. Zugleich aber soll auf die Fälle Rücksicht genommen werden, dass das Feuer ein äußerst gefährliches Element ist, welches leicht die Herrschaft der Menschen so sehr übersteigt, dass aus der geringsten Ursache die schrecklichsten Folgen entstehen können. Darum werden im 1. §. die vielen einzelnen Fälle erwähnt; darum soll nach dem 2. §. nicht darauf gesehen werden, ob auch die Glut wirklich ausgebrochen sey, oder nicht. Mit diesen Bestimmungen wird das sächsische Feuer-Mandat nicht so fürchterlich und hart erscheinen, als es wohl manchen dünken möchte, der es weniger gründlich studirt hat. Der Herausgeber, welcher sonst gewiss scharf sieht, hat sich hierin, nach des Rec. Meinung, etwas getäuscht. Selbst folgenden Fall würden wir anders beurtheilen: „Eine Bande Räuber kehrt in einer kalten Nacht von einem Einbruch zurück, und setzt einen im Freyen stehenden Holzstoß in Brand, um sich daran zu erwärmen. Dem kursächsischen Rechte nach scheinen mir die Thäter, wenn anders nicht besondere Milderungsgründe eintreten, der Strafe des Feuers nicht entgehen zu können.“ Rec. bezweifelt dies. Die Räuber thun nichts weiter, als sie zünden ein Feuer mit fremdem Holze an: das Feuer, wobey sie sich wärmen, ist keine Feuersbrunst.*

*b) Der Tischlermeister Schröter zu Sonnenwalde wird durch einen Schuss am 18 Juny 1802 in seiner Werkstatt getödtet. Der Verdacht fiel auf seinen Gefellen, weil dieser nur allein mit dem Getödteten zur Zeit der Enkleibung (es war am Tage) in der Werkstatt gewesen war, auch mit der Frau desselben in einem verbotenen Umgange stand. Indessen wurde doch dessen Versicherung, dass der Entlebte seine in der Stube aufgehängene Kugelbüchse, deren er sich zu einem nahe bevorstehenden Scheibenschieszen bedienen wollte, um sie zu putzen, von ihrer Stelle herabgenommen, und dass diese durch einen Zufall losgegangen, mithin Schröter sich selbst das Leben genommen habe, wegen der Beschaffenheit der Wunde, der Richtung, die die Kugel genommen hatte, und wegen der aus dem moralischen Betragen des Inculpaten vor und bey der Untersuchung hergenommenen Gründe für dessen Unschuld, geglaubt, und derselbe absolvirt.*

*c) Die Untersuchung wider den Lübben damals wohnhaften französischen Emigranten Girault, welcher des Verbrechens, in rixa den dortigen Uhrmacher Schneider tödtlich verwundet zu haben, besonders dadurch verdächtig ward, dass der Verwundete vor dem Verschiden die Worte ausließ: Girault hat mich gestochen; Girault hat mich dreymal gestochen. Die mit vieler Sorgfalt aufsuchten, und ins klare gesetzten Umstände machten, dass die Erzählung des Inculpaten, Schneider habe ihn ermorden wollen, (er war auch wirklich am Hinterkopfe verwundet,) nachdem er aber Hülfe gerufen, sich selbst die Stiche beygebracht, und nur den Ver-*

dacht von sich auf Girault wälzen wollen, für wahr angenommen und Girault absolvirt wurde. Ein Beweis, wie behutsam der Richter die Anschuldigung, welche durch einen Sterbenden geschieht, zu beurtheilen habe. Dieser Criminalfall machte zu seiner Zeit viel Sensation, da der Emigrant Girault, ein Mann von guter Familie, durch seinen Handel nicht nur viele Bekannte, sondern auch durch seine Sitten viele Freunde und den Zugang in die Familien ausgezeichneter Personen sich verschafft hatte.

*V. Erläuterungen dunkler Gesetze. Ausser den Gesetzen, welche auf Veranlassung der übrigen bisher veröffentlichten Abhandlungen und Aufsätze eine Erklärung erhalten haben, gehören hieher noch andere, z. B.: a) Vom Dispensiren der Arzneyen. Generale 20 July 1750. §. 2 und 3, und Mandat vom 18 Sept. 1768. §. 23, vom D. Glaswald. b) Alte Processordnung. Tit. 29. §. 5. c) Der gemeine Bescheid des Appellations-Gerichts vom 24 Oct. 1803, wodurch vorgeschrieben ward, dass, so oft die Deutlichkeit einer Klage von der Deutlichkeit der Vorstellung abhängt, welche der Leser von der Figur der darin beschriebenen Grundstücke sich machen soll, ein Riss oder eine Handzeichnung der Klage beyzufügen sey. Diese zweckmäßige Verordnung ist von dem scharfsinnigen Dr. Mällner sehr zweckmäßig erläutert worden. d) Über die Spielverbote vom Dr. Klein. Mit Recht setzt der Vf. die Bestimmung, was jetzt noch hohes Spiel zu nennen sey, zur richterlichen Willkühr aus, ohne der alten Polizeyordnung gegenwärtig noch Kraft beyzulegen, in so weit sie die Grösse des Verlustes im Spiele nach den verschiedenen Ständen annimmt. e) Über einige Stellen des Mandats vom 18 Jan. 1791, wider Tumult und Aufruhr, von Hn. Pfotenhauer. Ohne Zweifel wird eine baldige Revision dieses Mandats den vielen Unbequemlichkeiten desselben am besten abhelfen. f) Instruction vom 2 December 1770. §. 3, und von 1783 §. 10, von Demselben. Wenn ein Inculpat eines culposen Todtschlags geständig, des absichtlich verübten Verbrechens aber sehr verdächtig ist, soll derselbe wegen jenes zuerst bestraft, und wegen dieses deginirt werden; bis zur Ausführung seiner Unschuld, oder umgekehrt? Die Spruch-Collegia zu Wittenberg sind der Meinung, dass ein Inculpat wegen der eingeräumten Verschuldung nicht verurtheilt werden könne, wenn er nicht von den ihm beygemessenen Vorsätze freigesprochen wird. Rec. hält auch diese Meinung für die richtige. Die Strafe des vorsätzlichen Todtschlags hebt die des culposen auf. Führt in der Folge der Inculpat seine Unschuld aus; so kann ihm die langwierige Detention zur Milderung der Strafe wegen des culposen Todtschlags dienen und eingerechnet werden. Es kommt freylich auf den Grad des Verdachts an; daher die Spruch-Collegia am sichersten gehen, und den Criminalprocessgang beschleunigen würden, wenn sie in einem solchen Falle immer mehr als halben Beweis erfordern, und wenn dieser nicht vorhanden ist, wegen des erwiesenen und eingestandenen culposen Ver-*

brechens auf eine außerordentliche Strafe erkennen: wobey jedoch stets auf die Moralität des Inculpaten, und auf dessen Gefährlichkeit Rücksicht zu nehmen, und diese bey Abwägung der Kraft der Beweise mit in Anschlag zu bringen ist.

VI. *Wünsche und Vorschläge, die sich auf die Gesetzgebung des Vaterlandes beziehen.* Ausser den hin und wieder zerstreuten einzelnen Vorschlägen ist im 1 Bde. S. 144 ein Vorschlag befindlich zu einem neuen Gesetze, wodurch die Dauer der Detention, das Verhältniß der Leibesstrafen zur Lebensstrafe; und die Wirkung eines von dem Angeeschuldigten während der Detention im Zuchthause gethanen Geständnisses näher bestimmt werden kann; von Hn. Pfotenhauer. Bedenklich scheint dem Rec. folgender Vorschlag: „Wird bey einer erkannten Detention auf 20 Jahre das dem Angeeschuldigten beygemessene Verbrechen in den ersten 5 Jahren in rechtliche Gewissheit gesetzt: so soll die Lebensstrafe noch Statt finden. Fehlte es, nun einen vollen Beweis gegen den Angeeschuldigten zu begründen, bloß an dem Geständniß desselben: so soll dieses Geständniß, wenn es innerhalb der ersten fünf Jahre erfolgt, und sonst die erforderlichen Eigenschaften hat, als ein vollgültiges angesehen, und die Zuerkennung einer Lebensstrafe darauf gegründet werden. Erfolgt das Geständniß oder die völlige Überführung des Angeeschuldigten erst nach fünf Jahren: so soll dessen ungeachtet, auf die ordentliche Strafe nicht weiter erkannt, sondern die vorhin erkannte 20jährige Detention als ein Surrogat derselben angesehen, und in dem anderweit abzufassenden Urtheil der Vorbehalt der Unschuldensausführung weggelassen werden.“ Der Rec. hat bereits oben geäußert, daß er die Detention nicht anders als für ein Gefängniß; so wie das Gefängniß für eine Detention ansehen könne, und zwischen beiden keine wesentliche Verschiedenheit, sondern nur ein Unterschied in der Form und einigen Modificationen bestehe. Wenn ein Criminalproceß mit besonderer Schnelligkeit geführt, der Inculpat, nachdem die Untersuchung einige Monate gedauert hätte, in das Zuchthaus bis zur Ausführung seiner Unschuld gebracht würde, und wenn derselbst nach Verfluß von fünf Jahren das Verbrechen, und daß er der Thäter desselben sey, erwiesen würde, oder er es selbst gestände: so sollte die ordentliche Strafe nicht Statt finden; wenn aber dagegen die Untersuchung ungewöhnlich lange dauerte, und erst nach Ablauf von etwas mehr denn fünf Jahren, entweder im Gefängniß selbst, oder auch nach der Ablieferung ins Zuchthaus zur Detention, und zwar nach Ablauf von fünf Jahren vom Anfange der Untersuchung gerechnet, der Inquisit des Verbrechens überführt oder geständig würde: so sollte die *poena ordinaria* Platz greifen! Warum ein solcher Unterschied bloß durch Zufälligkeiten motivirt; warum Recht und Unrecht, Leben und Tod von bloßen zufälligen Umständen abhängig machen! Nach dem Rec. Überzeugung darf ein solches Gesetz nicht an-

gerathen werden, weil ein Gesetz allgemeine Normen enthalten muß, und der gedachte Vorschlag dem Zwecke der Strafen mehr hinderlich als förderlich seyn würde. Es bleibt nichts dem Richter zu thun übrig, als einem solchen Verbrecher der Gnade des Landesherrn zu empfehlen. Das Begnadigungsrecht ist ein Auskunftsmittel für die unvermeidlichen Fälle, die ein allgemeines Gesetz nicht voraussehen kann, wo *summum jus summa injuria* werden würde, und wo der Imperans zu Gunsten einzelner Individuen, und aus besonderen individuellen Rücksichten von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen mag. Aber die Ausnahme selbst zur allgemeinen Regel zu erheben, dieß ist ein Widerspruch.

VII. *Vermischte Nachrichten.* Rec. zeichnet hierunter folgende aus: a) *Das Kirchgängeln*; ein thüringisches Gewohnheits-Recht, von M. Art. sich wenig interessant, und nur etwa durch die Form eines mitgetheilten alten Notariats-Instruments für den Augenblick unterhaltend. Das Kirchgängeln ist eine Abgabe an den Erb-Lehn-Schultheiß zu Martinsrieth von gewissen Grundstücken zahlbar. Nicht einmal eine Erklärung des Worts hat der Einfender zu geben versucht. b) *Ein Fall, wo das Consistorium zu Wittenberg ein paar Personen trauen ließ, des Widerspruchs ungeachtet von Seiten des Mannes, welcher selbst während der Trauhandlung auf die Frage: Ob er die Schwagerin (die Braut) zur Ehe haben wollte? mit Nein antwortete.* Ein Fall, merkwürdig als eine *vara avis*, in unseren Tagen (1802), (fast möchte man es ein an dem Manne begangenes *suprum violentum* nennen!) zugleich aber ein Fall, der hoffentlich nicht mehr eintreten wird, wie man aus dem Geiste des Rescripts der Landes-Regierung vom 23 Jul. 1806 vermuthen kann.

VIII. *Recensionen der in das kursächsische Recht einschlagenden Schriften.* Der Herausgeber hat sich hierin der Kürze sehr beflissen. Nun scheint dieß zwar die schwächste Partie des ganzen Werks zu seyn, allein wir möchten es fast für ein gutes Zeichen halten, nämlich für einen Beweis, daß die Herausgeber und Verfasser noch einen Reichthum eigenthümlicher Gedanken und eigener Arbeiten besitzen. Wir wünschten daher, eben keine Abänderung des Plans in diesem Punkte; das Publicum wird mit einer möglichst vollständigen Anzeige aller größeren oder kleineren in das vaterländische Recht einschlagenden Schriften, Programmen, Disputationen u. s. w. und mit einem kurzen beurtheilenden Bericht über den Inhalt zufrieden seyn, wenn nur der Platz dadurch für eigenthümliche, gehaltvolle Abhandlungen und Erörterungen gewonnen und ausgefüllt wird. Mit Vergnügen melden wir, daß die Fortsetzung des Herausgebers nach Heidelberg den Fortgang dieser Annalen nicht verhindern, sondern daß sie unter der Leitung des verdienten Hn. A. D. Pfotenhauer fortgesetzt werden sollen.

L. i.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** *Kopenhagen u. Leipzig, b. Schuboth: Verträge zur Apotheken-Verpachtung für Rächtsgelehrte, Apotheker und Vormünder, von B. P. H. Schmidt, Apotheker in Sonderburg, auf der Insel Alsen u. s. w. 1803. VIII u. 80 S. 8. (6 Gr.)* Die nächste Veranlassung zu dieser gründlichen Schrift gab Drechsler's bekannte Abhandlung: über die Verpachtung der Apotheken. Da diese bloß die Gemeinde-Apotheken betrifft: so handelt Hr. S. hier denselben Gegenstand in Rücksicht auf solche Apotheken ab, die Privateigenthümern gehören. Denn auch bey diesen kann eine Verpachtung nothwendig werden, wenn entweder der Besitzer wegen unordentliches Lebens, oder wegen schwerer, unheilbarer Krankheiten des Körpers und Verstandes nicht fähig ist, seine Apotheke gehörig selbst zu verwalten, oder wenn der Eigenthümer und seine Gattin kurz nach einander sterben, und unmündige Kinder hinterlassen. In solchem Falle rath der Vf. zur Verpachtung, wenn der abgegangene Apotheker bemittelt oder auch nur schuldenfrey war, und mehrere Kinder hinterließ, welche die Apotheke nach Jahren antreten können; selbst auch, mit gehöriger Rücksicht darauf in dem Pachtcontracte, wenn nur ein einziger, vielleicht noch dazu schwacher und kränklicher Erbe vorhanden ist; wenn das Privilegium ein ausschließendes ist, und auf den Apotheker und seine Erbsenben lautet; wenn die Apotheke in gutem Zustande und Ruhe und an einem volkreichen und nahrhaften Orte befindlich, vielleicht gar noch die einzige dafelbst ist; oder auch, wenn der Besitzer an unheilbaren Gemüths- oder Leber-Krankheiten (!) leidet und dabey noch wohnhaft ist. Lebt er hingegen in dürftigen Umständen, und haften viele Schulden auf der Apotheke, oder ist die letztere in Verfall und der Ort und District klein und beschränkt, und sind mehrere Apotheken dafelbst, die vielleicht größere Nahrung haben, oder sind keine Kinder oder nahe Erben, oder sonst kein Unmündiger, dem sie vermacht ist, vorhanden: so ist der Verkauf vorzuziehen, wenn nicht anders ein erwachsener Sohn da ist, der sie annehmen könnte, oder ein Apotheker die Witwe oder eine der hinterlassenen Töchter heirathet. Die Administration aber wird nur dann rathsam seyn, wenn bey dem Absterben des Apothekers der „älteste“ Sohn (was um gerade dieser, der vielleicht ein anderes Fach erwählt haben kann? warum nicht lieber überhaupt: der künftige Besitzer der Apotheke unter den nachgebliebenen Kindern?) schon ein Alter von 16 bis 18 Jahren erreicht hat. Der Vf. beantwortet hierauf einige, gegen eine Apothekenverpachtung für Unmündige gemeinlich gemachte Einwürfe, wobey Rec. hier nicht verweilen darf, und geht alsdann zu den eigentlichen Pachtbedingungen über. Sehr zu beherzigen ist dasjenige, was er S. 36 ff. gegen die öffentliche Verpachtung an den Meistbietenden sagt, wenn man dabey bloß darauf sieht, ob Letzterer Caution leisten und sich zu den vorgelegten Bedingungen entschließen kann. „Man vertraue dagegen die Apotheke mit allen vorräthigen Materialien und Utensilien, nach einem aufgenommenen Inventarium, einem Marine, von dessen Gefchicklichkeit und moralischem und gesetztem Charakter man einigermaßen (war einigermaßen?) Rec. würde vorschlagen: möglichst) versichert ist, für einen billigen Pacht an und verspreche ihm allenfalls, bey guter Ablieferung und treuer Verwaltung der Apotheke, noch eine angemessene Gratification. (S. 42 ist wohl durch einen Druckfehler das Wort: nicht ausgelassen, wenn es dafelbst heist: man muß die Verpachtung einer Apotheke mit „der eines Landgutes vergleichen, wo man nur dem Höchstbietenden den Zuschlag giebt und es diesem überläßt, so vielen Nutzen aus dem gepachteten Lande zu ziehen, als er nur immer erlangen kann“). Um das Pachsgeld zu bestimmen, sollte man nach einer gewissen Reihe von Jahren die Einnahme und Ausgabe der Apotheke gegen einander vergleichen, den Überschufs der Einnahme von verschiedenen Jahren zusammenhalten, und die Mittelzahl davon, ein Jahr ins andere gerechnet, als den richtigen Er-

trag der Apotheke annehmen und festsetzen. Oder man schlage den Werth des Privilegiums und der rohen und bereiteten Arzneien, deren Belauf einige Jahre hindurch gegen einander verglichen werden muß, zu drey (?) Procent, den der Wein- und Gewürz-Waaren zu einem (?) Procent jährlicher Interessen an, und betrachte alsdann diese als das eigentliche Pachtquantum. Soll dennoch aber die Verpachtung öffentlich an den Meistbietenden geschehen: so müssen dabey mehrere Hauptbedingungen zum Grunde gelegt werden, die der Vf. gut aus einander setzt, und von denen vorzüglich folgende hier eine Auszeichnung verdienen. 1) Der Pächter nimmt die Apotheke nach einem Inventarium an, welches in der Zeit, da er die Apotheke antritt, — nicht zum Voraus — nach dem laufenden Einkaufspreise und einer billigen Taxe unter bestimmten Cautionen aufgenommen wird. 2) Wenn bey der Wiederablieferung der Apotheke einige Sachen fehlen: so ist der Pächter verbunden, solche dem Eigenthümer nach dem dann „courierenden Preiscourant“ zu vergüten, so wie Letzterer zu gleicher Billigkeit verpflichtet ist, wenn etwa der Pächter von einigen Sachen etwas weniger mehr abgeliefert, als er nach dem Inventarium angenommen hat. 3) Der Pächter verpflichtet sich, alle übernommenen Drogen und Präparate in eben der Form wieder abzuliefern, in welcher er selbige empfangen hat, und z. B. nicht alles in Pulver abzugeben, was er in Substanz erhalten. Vorlichten wegen der Qualität der Waaren. 4) Der Pächter ist verpflichtet, alle, im Inventarium der Zahl und Güte nach aufgeführten, auf Apotheke gehörigen Instrumente und Utensilien gehörig und in brauchbarem Stande wieder abzuliefern. Doch kann man nicht von ihm verlangen, daß er alle diese Theile ungenutzt wieder abgibt. Auf der anderen Seite aber ist auch der Eigenthümer bey der Annahme der Apotheke verpflichtet, die, während der Pachtjahre neu angeschafften, nothwendigen Instrumente dem Pächter zu vergüten. 5) Für alle diese übernommenen Waaren und Geräthschaften muß der Pächter eine dem Inventarium angemessene Bürgschaft leisten, wie auch für die jährlich zu bezahlende Pachtsumme. 6) Die Verpächter behalten sich das Recht vor, im Nothfalle die Pachtung zu jeder Zeit mit obrigkeitlichem Beystände aufzuheben, wenn nämlich der Pächter entweder wider Vermuthen die Apotheke gänzlich vernachlässigen, und solche durch schlechten Lebenswandel in Verfall und bösen Ruf bringen sollte, oder auch die im Contracte bestimmten Punkte auf irgend eine Art nicht erfüllte. Dem Pächter hingegen ist es auf keinen Fall vergünstigt, aus dem Pachte zu treten, wenn es ihm beliebt: er hat vorher die Bedingungen überlegen können. Gründe, warum eine Verpachtung nur etwa auf sechs Jahre nicht rathsam ist, und es immer vortheilhafter bleibt, eine Apotheke auf die ganze Dauer der Minderjährigkeit des künftigen Besitzers an Einen Mann zu verpachten. 12) Ist bey der Apotheke Gewürz- und Wein-Handlung: so muß, des künftigen Besitzers wegen, dem Pächter die Fortsetzung davon zur Pflicht gemacht werden. — Auf Abspächterey, daß etwa die Witwe des während der Pachtjahre verstorbenen Pächters die Apotheke an einen Anderen auf ihr Risiko verpachte, müssen die Verpächter sich gar nicht einlassen.

Der Vf. will übrigens durch seine Schrift nur Anleitung und Fingerzeige zur nähern Untersuchung dieses Gegenstandes geben, und räumt freywillig ein, daß Locumstände und Familienverhältnisse, weniger jedoch Zeitumstände, dabey nicht ohne Einfluß sind. Zum Schluß sagt er über einige von Drechsler geäußerte Meinungen seine Zweifel hinzu; nämlich darüber, daß der Administrator einer Apotheke von der Gemeinde gewisse Freystunden und Tage zu seiner Erholung bedingt erhalte; daß die Apotheker jetzt weniger Nahrung haben, als in alten Zeiten. (In welchen beiden Stücken Rec. der gegenseitigen Meinung des Hrn. S. vollkommen beystimmt), und endlich über den Vorschlag, Gemeindeapotheken in Erbpacht zu geben. I. r. v.

## ÜBERSETZUNGEN.

*Oldenburg, b. Schulze: Tables historiques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après Jesus Christ. Pour servir à l'instruction de la jeunesse et à l'intelligence de tous les écrits anciens et modernes relatifs à l'histoire de cette partie du monde composées d'après les meilleures sources, par C. Kruse, conseiller du Consistoire à Ol-*

*denbourg. Traduites de l'allemand par Fr. d'Appel, Professeur honoraire et Membre correspondant de l'Académie de Lausanne. I. Livr. 1807. XII Tabl. Fol. (2 Thlr. 24 Gr.)* Die Übersetzung ist, so weit wir verglichen haben, wohlgerathen. S. Recens. des Originals. 1806. No. 87.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS, 1808.

## G E S C H I C H T E.

STRASBURG, b. Levrault: *Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain en occident jusqu' à nos jours*; précédé d'une introduct. sur l'hist. et orné de 81 tables généalog. de tablettes chronolog. et de cinq cartes géograph. représentent l'état de l'Europe peu avant l'invasion des barbares, le même peu après cette époque, l'Empire de Charlemagne et ses partages, enfin l'Europe vers l'an 1074 par Mr. Koch. 3 Volumes. 8.

BERLIN, b. Sander: *Gemälde der Revolutionen in Europa, seit dem Umsturze des römischen Kaiserthums im Occident, bis auf unsere Zeiten*. Mit einer Einleitung in die Geschichte; chronologischen und genealogischen Tabellen, Landkarten und einem vollständigen Register. Von Christoph Wilhelm Koch, Mitglied des Tribunats und der Ehrenlegion, Correspondent des National-Instituts. Aus dem Französischen überfetzt von J. D. Sander. 1807. Erster Band. XIV S. Vorr., 120 S. Einl., kurzer Entwurf der alten Geschichte, Übersicht der Perioden in der neuesten, und chronologische Tafeln über beide; 338 S. Ausführung. — Zweyter Band. 341 S. mit 92 genealogischen Tabellen (die mit dem dritten Bande nachgeliefert werden). (Alle 3 Theile 5 Thlr.)

Es giebt zwey entgegengesetzte Bestimmungen solcher historischer Werke, in denen weder eigentliche Geschichtsschreibung, d. i. Entwicklung der Details von Begebenheiten, beabsichtigt, noch gewisse allgemeine Gegenstände, als Cultus, bürgerliche Verfassung, Handel u. s. w. kritisch bearbeitet, sondern die Thatfachen universal-historisch zusammengestellt werden. Die erste Bestimmung, so schwierig in der Ausführung, als groß in der Idee, ist auf Leser gerichtet, die, bekannt mit dem Gange der Begebenheiten, und mit den vorzüglichsten einzelnen Umständen, edel durch Sinn für die köstlichen Früchte, die auf dem Boden der Geschichte reifen, hohe Standpunkte für die Ansicht der Bewegungen des Menschengeschlechts einzunehmen wünschen, um Nahrung für den Geist zu finden, und Stärkung für das Gemüth in Perioden des Conflicts von Erinnerungen schöner Vorgangenheit, und Empfindungen demüthigender Gegenwart. Zu den wohlthätigsten, verehrungswürdigsten gehören die Männer, J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

deren Genie uns auf jene Standpunkte hebt, die uns mit Tiefe der Beobachtung, mit Gewandtheit der Combination, das Schauspiel der Weltgeschichte erklären. — Die zweyte Bestimmung universalhistorischer Werke ist auf Jünglinge, überhaupt auf Anfänger, beschränkt, denen ein fruchtbarer Auszug aus dem großen Buche der Geschichte geliefert werden soll. Wenn hierzu nicht die Schärfe und Umfassung des Blicks, nicht der Reichthum des Geistes, wie zur Abfassung der Schriften von der ersten Bestimmung, nothwendig ist: so findet es wenigstens Verfasser, die, lange im Gebiete der Geschichte einheimisch, viel mit eigenen Augen gesehen haben, in das Innere des ewigen Haushalts eingedrungen sind. Wer die Schwierigkeit des Unternehmens von Universalgeschichten begreift, erstaunt über den Vorwitz junger Herrn, eben der Schule entwachsen, die mit Universalhistorien, wohl gar mit rasonnirenden, auftreten, mit bedrucktem Papier, das gleichen Werth hat mit Reisebeschreibungen, in der Dachstube aus Büchern zusammengetragen.

Die angezeigte Schrift gehört zu denen der zweyten Bestimmung; außer dem Inhalte selbst, beweiset diese die Aufserung des Verfassers in der Vorrede. Wäre der achtungswürdige Mann nicht als historisch-publicistischer Veteran schon bekannt, diese Arbeit allein würde ihn als solchen charakterisiren. Lange ist uns kein universalhistorisches Werk der zweyten Gattung vorgekommen, das seinem Zwecke so entspricht, wie das gegenwärtige. „Aus fünf bis sechs Compendien das Siebente:“ dieser Anspruch ist hier nicht anzuwenden. Beurtheilung, Sachkenntnis in Auswahl der Begebenheiten, Bekanntheit mit den Quellen der Geschichte, Richtigkeit der Darstellung, mit geringen Ausnahmen, Bündigkeit, Geschmack, Ungezwungenheit in der Sprache, vereinigen sich zur Empfehlung des Buchs. Nur wäre eine andere Fassung des Titels zu wünschen, damit das Publicum nicht zu viel erwarte. Dafs die Benennung *Gemälde* eine vielleicht zu hohe Vorstellung erregt, daran ist der Verf. unschuldig. Im Original steht *Tableau*. Wir glauben, dieser Ausdruck wäre, zufolge des Inhalts und der Bestimmung des Werks, genauer übersetzt durch *Übersicht*: laut der Vorrede will der Vf. bloß ein *Elementarbuch* für diejenigen liefern, „welche die Revolutionen, wodurch die Form der Staaten verändert, und der gegenwärtig gesellschaftliche und politische Zustand herbeygeführt worden ist, in einem *allgemeinen Tableau* von geringem Umfange übersohn wollen.“ Die Ankündigung:



als wäre beides identisch. Auch ist B. I. S. 65 auf die einmal geltende Terminologie nicht Rücksicht genommen, wenn es heisst: bey Erweiterung des Lehnwesens wurden nicht bloss Stücke von Domainen, sondern auch Statthalterschaften, Herzogthümer, Grafschaften, als Lehne übertragen (statt verlehnen). Anfänger können dadurch irre geleitet werden. — Geschichtsschreiber, die es mit Begriffen und Ausdrücken genau nehmen, haben in neuester Zeit, besonders seit Majers Untersuchung (1798), die Würde des deutschen Königs, und die des römischen Kaisers, sorgfältig unterschieden, und des Ausdrucks: *deutscher Kaiser*, von dem die Geschichte nichts weiss, sich enthalten. Nur im Staatsrechte war der Titel, der Observanz wegen, zulässig. Da seit dem 6ten Augst 1806 weder ein deutscher König, noch ein (idealer) römischer Kaiser, mehr besteht: so wäre zu wünschen, dass nun historische Schriftsteller noch aufmerksamer jene Prädicate unterschieden, um Dilettanten der Geschichte die Einsicht in die merkwürdigen hierarchisch-völkerrechtlichen Verhältnisse des Mittelalters zu erleichtern. In der angezeigten Schrift ist die Unterscheidung der deutschen Königs- und römischen Kaiser-Würde übersehen; in solchem Zusammenhange, wo König und Königthum stehen sollten, z. B. I. 88. 92. 93. 94. 121. 123; ist fast immer *Kaiser* und *Kaiserthum* gesetzt. Einmal, B. II. S. 146, haben wir den Unterschied berücksichtigt gefunden. — Dass sich die römisch-päpstliche Macht zuerst (seit 1074) und vorzüglich auf den Trümmern des deutschen Königthums erhoben habe, B. I. S. 119. 138, ist nicht richtig; die politische Macht allein kann damit nicht gemeint seyn, sie war eigentlich (als hierarchische) mit der kirchlichen identisch. Schon seit dem neunten Jahrhunderte liegt die eigenthümliche Gewalt der römischen Bischöfe über Europa, als Product einer Summe von Umständen, während die äussere Macht der deutschen Könige noch bestand. Damit, dass seit Heinrich IV diese Könige ihr Patronatrecht in Befestigung der obersten geistlichen Stelle verloren, ward nicht erst die römisch-päpstliche Macht über das katholische Europa gegründet. — Es kann falsche Begriffe von dem Wesen der vormaligen Staatsverfassung Deutschlands veranlassen, wenn dieselbe in der Übersicht der Perioden S. 45. 46, und B. I. S. 138, ein *Föderativ-System*, ein *Staatenbund*, genannt wird. Aus manchen wesentlichen Zügen des Charakters der Reichsconstitution erhellt, dass diese nicht föderativ war: aus dem Ratificationsrechte und der Reichslehnherrlichkeit des Königs, der blossen Landeshoheit der Fürsten, dem Reichshofrathscollégio, dem Posten des Kammerrichters. — Heinrich V soll *alle Einwohner der Städte* für freye Leute erklärt, und dadurch die *Händlerzünfte* veranlasst haben (I. 166. 167); jenes ist in der angegebenen Allgemeinheit, dieses durchaus, unrichtig. — S. 174 ist der Zweykampf

zu den Gottesurtheilen gerechnet; der kundige Leser wird dies abändern; die Gottesgerichte wurden ja von der Geistlichkeit eingeführt, um die barbarische, alt-germanische Rechts-Entscheidung durch das Schwert zu verdrängen. — S. 178: „Die Universität zu Paris war die erste, welche alle vier Facultäten in sich vereinigte; sie ward um das Jahr 1200 vollständig;“ soll das letztere heissen: um 1200 bildeten sich die vier Facultäten: so ist dies bekanntlich wider die Angaben von du Boullai, denen zufolge die Bildung des Facultätswesens neben den vier Nationen zu Paris erst in die zweyte Hälfte des 13 Jahrh. fällt. — Wenn die Quittung eines Artilleristen v. J. 1345, an die Sénéchaussée zu Toulouse über gelieferte Munition ausgestellt, für den ersten Beweis vom Gebrauche des Schießpulvers und der Kanonen in Frankreich erklärt wird, II. 31: so wissen wir nicht, ob der Vf. das frühere Beyspiel bey *du Cange, voc. Bombarda*, übersehen hat, oder nicht anerkennt, den Ausgabeposten in der Rechnung des Kriegszahlmeisters vom J. 1338: „à Henri de Fouchemon, pour avoir poudres et autres choses nécessaires aux canons, qui estoient devant Puy Guillaume.“ — Unbestimmt ist die Bemerkung b. N. S. 37, dass man schon um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts Spuren von Wechseln finde. Sind *gezogene* gemeint, so ist der Termin zu früh angesetzt; das bekannte, in der Note angeführte Datum, dass Innocentius IV im J. 1246 an den Gegenkönig Heinrich Raspe 25000 Mark Silbers übermacht hat, ist kein Beyspiel von Tratten, sondern bloss von der längst herkömmlichen Gewohnheit, Gelder an Camporen zu zahlen, die dieselben auf auswärtigen Plätzen durch ihre Associés an die aufgegebenen Personen auszahlen liessen. „Innocentius legte das Geld in der Bank von Venedig nieder“ — könnte zwey Irrungen veranlassen: die venetische Bank habe schon 1246 bestanden, und: sie sey eine Wechselbank (das Institut, eine Girobank, hat erst 1582 seine Einrichtung erhalten). Das *Chronicon Thuringicum* (bey Mencken II, 1735) sagt bloss: „das fante her zou Venedig in dy Wechsel.“ Sollen aber *eigens* Wechsel zu verstehen seyn, so ist der Termin zu spät angesetzt; in einer Urkunde vom J. 1234, bey Schannat *hist. Worm. cod. probat. p. 117. N. 126*, kommen schon die Worte vor: „creditores — qui super instrumenta consueverant mutare.“ — Die Übersetzung lässt sich gut lesen, ist wirklich deutsch. — „Der Kaiser gab Lehne nur in Händ, die er rathsam fand (I, 95)“, — „die Refugiisten aus Frankreich und den Niederlanden (II, 186)“ sind unbedeutende Flecken. Einige Stellen kommen uns schleppend vor; I, 66: „ein stehendes Heer, Festungen und Besatzungen darin; wie man dergleichen heut zu Tage sieht“; — II, 195: „man ordnete ein Regierungscollégium, eine Cassé, und Gerichtshöfe, alles Dreyes gemeinschaftlich, an.“

N.N.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Debure: *Chrestomathie Arabe, ou Extraits de divers écrivains Arabes, tant en prose, qu'en vers, à l'usage des élèves de l'école spéciale des langues Orientales vivantes; par A. J. Silvestre de Sacy.* 1806. Tome I. contenant le texte arabe, XVI u. 587 S. Tome II. Première partie de la traduction. XII u. 646 S. Tome III. Seconde partie de la traduction. IV u. 565 S. 8. (10 Thlr.)

Aus den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek zu Paris erhalten wir in diesem Werk eine höchst schätzbare Sammlung von Auszügen aus arabischen Schriftstellern des mannichfaltigsten Inhalts, sämmtlich bisher noch nicht durch den Druck bekannt geworden, und von dem um das Sprachstudium und die morgenländische Geschichte so verdienten Herausgeber mit einem bewundernswürdigen Reichthum neuer und interessanter Belehrungen über eine Menge von Gegenständen der gesamten morgenländischen Literatur ausgestattet. Wie viel Lehrreiches für den Philologen, den Geschichtsforscher, den Literator, in diesem Werk befindlich sey, wird schon aus der Umschau des Inhalts hervorgehen.

Die Sammlung eröffnet mehrere historische Stücke. 1) Auszüge aus der *Chronik des Fakhr-eddin Rhoof*, eines bisher unbekannten Schriftstellers, von welchem auch Hr. de S. weiter keine Nachricht geben konnte, als die er in der Vorrede des Vfs. und in der Unterschrift des auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Manuscripts (einer Copie der Handschrift des Vfs.) fand. Fakhr-eddin verfaßte sein Werk zu Masul im J. 701 der Hedschra (1301 der christlichen Zeitrechnung). Es besteht aus zwey Theilen, von welchen das erste von den gegenseitigen Pflichten der Regenten und Unterthanen, und von den einem Fürsten nöthigen Eigenschaften handelt, der andere aber einen Abriss der Geschichte der arabischen Dynastien von den ersten Khalifen an, mit Inbegriff der Buiden, Seldschuken und Fatemiten, bis zum Untergang derselben enthält. Hier sind zuerst die paar Abschnitte aus dem zweyten Theil dieses Werkes mitgetheilt: 1) *das Khalifat des Harun Raschid*. Mehrere interessante, bisher noch unbekannt gewesene Anekdoten von diesem trefflichen und mächtigen Regenten, und von seinen Vätern, des Harun Raschid, in deren Lob der Annalist unerschöpflich ist. „Er vergleicht sie „glänzenden Gestirnen, bestäubenden Meeren, angestümmten Giesebächen, reichhaltigen Regengüssen.“ Über die Ursachen, die

den plötzlichen Sturz dieser Lieblinge des Khalifen, und die Ausrottung ihres ganzen Hauses herbeyführten, kann auch Fakhr-eddin nichts als ungewisse Sagen und schwankende Vermuthungen anführen. 2) *Das Khalifat des Mostafem-billah*, des letzten Regenten aus der Dynastie der Abbasiden, nebst einer ziemlich ausführlichen Erzählung von der Eroberung der Stadt Bagdad durch die Mogolen. 3) *Von den Rechten der Regenten über ihre Unterthanen*; aus dem ersten Theil des oben genannten Werks. „Die Regenten,“ sagt der Vf., „haben über ihre Unterthanen Rechte auszuüben; aber gegenseitig haben auch die Unterthanen Ansprüche auf gewisse Rechte, die ihnen von ihren Regenten zu gestatten sind. Eine von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Regenten ist Gehorsam; diese ist die Hauptstütze, auf welcher das Wohl der Gesellschaft beruhet, wodurch allein der Regent in den Stand gesetzt wird, dem Schwächeren gegen die Anmassungen des Mächtigen Schutz zu verschaffen, und strenge Gerechtigkeit zu handhaben. Die Araber sagen im Sprichwort: wo kein Gehorsam ist, da ist auch kein Regiment. Unter allen Dynastien, deren Schicksale in den Geschichtsbüchern verzeichnet sind, ist keine, die von dem Höchsten begnadigt worden wäre, ihre Heere und ihre Unterthanen sich so vollkommen unterwürfig zu sehen, wie die jetzt regierende siegreiche mogolische Dynastie.“ Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erweisen, geht der Vf. von der letzten persischen Dynastie an die verschiedenen arabischen Dynastien durch, und zeigt, daß eine jede derselben mit Rebellen zu kämpfen gehabt habe. 1) *Aus Makrizi's Geschichte und Topographie von Aegypten*. Taki-eddin Makrizi, der in der zweyten Hälfte des vierzehnten und in den beiden ersten Decennien des 15 Jahrh. christl. Zeitrechnung lebte, behauptet unter den historischen Schriftstellern der Araber wegen seiner Genauigkeit und Wahrheitsliebe eine der ersten Stellen. Von seinen zahlreichen Schriften sind zwey kleinere, *über die Maße und Gewichte*, und *über die arabischen Münzen*, durch den Hn. Oanzleyrath Tychsen zu Rostock und Hn. de Sacy herausgegeben und übersetzt worden. Das Werk, aus welchem hier Auszüge mitgetheilt wurden, besteht aus mehreren Bänden, und ist für die Geschichte und Geographie Aegyptens von großem Werth. Die von Hn. d. S. ausgewählten Stücke sind: 1) *Geschichte des Khalifen Hakem Bamarillah*. Ausführlicher, als die bisher bekann gewordenen Nachrichten anderer arabischer Annalisten von diesem Fürsten, den wohl hauptsächlich übertrieben Eifer für die Reinheit der Sitten und

für die Religion zu Bedrückungen seiner Unterthanen, und selbst zu Grausamkeiten verleitete. Der von mehreren morgenländischen Schriftstellern verbreiteten Sage, daß die Schwester des Khalifen mit seinen Mördern im Einverständnisse gewesen sey, widerspricht *Makrizi* bestimmt. Der Mörder, welcher erst 4 Jahre nach der Ermordung Hakems entdeckt und eingezogen wurde, bekannte, bloß aus Eifer für Gottes Ehre gehandelt zu haben. 2) Beschreibung einer angenehmen Gegend bey Kahira, die der Khalif Mostaferbillah einer seiner Baukenschlägerinnen zum Geschenk gemacht hatte. 3) Von einer Pflanze, *Hafschischa*, oder *Fakirskraut* genannt (einer Art Hanf); deren blätter gekaut, oder gleich dem Tabak geraucht, eine berauschende Kraft haben. 4) *Von der Zeitrechnung der Juden und ihren Feste*. 5) *Übersicht der Geschichte der jüdischen Religion, und Nachrichten von ihren Secten*. 6) *Von den Samaritanern*. Für die neuere Geschichte der Juden sind diese drey Abschnitte nicht unwichtig. III) *Aus Abdalkader's Abhandlung über den Kaffe*. Der Vf. schrieb gegen das Ende des 16 Jahrh. christl. Zeitrechnung. Einen Auszug aus dieser Schrift gab schon Galland in der *Lettre de l'origine et du progrès du Café*, woraus La Roque in einem Anhang zu seiner *Voyage de l'Arabie heureuse* das Wesentliche mitgetheilt hat. Hier liest man die beiden ersten Capitel des arabischen Originals. Das erste enthält Nachrichten von der Einführung dieses Getränks in Arabien und von den Schicksalen desselben in diesem Lande. Mehrere Male brachten es rigoristische Gesetzgelehrte, die den Genuß des Kaffe's für eben so unerlaubt erklärten, als den Wein und andere berauschende Getränke, dahin, daß der Gebrauch desselben verboten wurde. Doch behielten die Verbote immer nur auf eine kurze Zeit ihre Kraft, da weniger ängstliche Gesetzverständige den Kaffe in Schutz nahmen. Im zweyten Cap. ist ein Bericht des Statthalters von Mekka an den ägyptischen Sultan *Cansu*, worin der Kaffe als ein schädliches und zu mancherley Unordnungen Veranlassung gebendes Getränk vorgestellt wird, mit den Abstimungen mehrerer Kadhis und Doctoren vollständig eingerückt. In dem auf diesen Bericht erfolgten Rescript des Sultans wird indess bloß verboten, berauschende Ingredienzien unter den Kaffe zu mischen, und ihn in den Straßen zum Verkauf herumzutragen. IV) *Timurlenk's Brief an den Sultan von Aegypten, Barkok*, worin er diesen auffodert, sich ihm zu unterwerfen, ist des Letzteren Antwort. Aus einem bisher unbekannten Werk des *Makrizi*, *Einleitung in die Kenntniß der Dynastien* betitelt, welches eine Geschichte von Aegypten seit der Eroberung durch Saladin enthält. Die beiden hier mitgetheilten Briefe befinden sich auch in Achmed - Ben - Arabschah's Lebensbeschreibung Timurs, im ersten Bande der *Manger'schen* Ausg. S. 44. fgg., jedoch mit mehreren Verschiedenheiten im Ausdruck. Der dem Tamerlan zugeschriebene Brief ist nicht viel mehr, als die Copie einer schon von Hulew an einen Fürsten von Ihaleb gesandten Aufkündigung, die man in Abulfaradsch's *Historia Dynastiarum* S. 520 des arab. Textes liest. V) Ein Abschnitt aus des *Khalif Ben - Schakin Taheri* (eines Schriftstellers

aus der ersten Hälfte des 15 Jahrh.) geographisch - historischem Werk, *Caschf almemalek* (Beschreibung der Reiche) genannt, oder vielmehr nur aus dem von dem Vf. selbst verfertigten Auszug aus jenem größeren Werk, *Zohdat caschf almemalek, Kern der Beschreibung der Reiche*. Das hier abgedruckte erste Cap. giebt eine allgemeine geographische Übersicht von Aegypten und den Merkwürdigkeiten einer jeden Provinz dieses Landes. VI) Ein Schreiben des ägyptischen Sultans *Barscha* an *Mirza Schahrok*, Timurs Sohn, der von dem Sultan verlangt hatte, sich ihm als Vasall zu unterwerfen. Der Gesandte Schahroks, der mit dieser sehr unsanften Antwort zurückgesandt wurde, erhielt vor seiner Abreise die Bastonnade, und wurde in einen Teich geworfen. VII) *Auszüge aus Schriften der Drusen*. Dankenswerthe Beyträge zur genaueren Kenntniß dieser merkwürdigen Secte und ihrer Meinungen. Aufmerksamkeit verdient besonders das zweyte der hier mitgetheilten Stücke, von den Drusen *die ehrwürdige Urkunde* genannt, ein von Haken selbst verfaßter Aufsatz, den er unmittelbar vor seinem Verschwinden in den Moscheen aufgehängt haben soll. Hr. d. S. macht Hoffnung zu einem eignen Werk über die Drusen, wozu er schon seit mehreren Jahren die Materialien aus einer großen Menge von Handschriften gesammelt hat.

Die poetischen Stücke dieser Chrestomathie sind: 1) Ein Gedicht von *Schanfari*, das sogenannte *Lamiat al - arabi*, d. i. das arabische, dessen Reime sich auf 1 endigen. Den Namen des *arabischen* hat es, um es von einem anderen, eben so gereimten Gedicht, dessen Vf., *Thograri*, in Persien lebte, zu unterscheiden. Dieses letztere, *Lamiat al - adschem* genannt, ist, da es in Europa mehrermale gedruckt, und auch in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden ist, bekannt genug. Aber das hier abgedruckte, ältere (*Schanfari* lebte kurz vor Mohammed), kannte man bisher unter uns bloß dem Namen nach. Der arabische Text ist nach zwey auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Handschriften (von welcher die eine, ehemals der vaticanischen Bibliothek zugehörig, von *Pietro della Valle* aus dem Orient mitgebracht worden war), und einer von dem nun verstorbenen Rau dem Herausg. mitgetheilten Abschrift des Leydner Codex abgedruckt. In den Noten sind die bedeutenderen Abweichungen der gebrauchten Handschriften angezeigt, und aus den arabischen Scholien die brauchbarsten Erläuterungen ausgehoben. 2) Ein Gedicht des *Nabega* aus dem Stamme *Dhobian*, durch welches der Dichter, ein Zeitgenosse Mohammeds, die verscherzte Günst seines Beschützers, des Königs von Hira, Noonan, wieder erhielt. Dieses Gedicht wird im Orient den berühmten mit Preisen gekrönten Gedichten, *Moallanat* genannt, gleich geachtet, u. nimmt sogar in manchen Handschriften unter denselben eine Stelle ein. 3) Einige Gedichte des *Matenabbi*. Den Deutschen ist dieser Dichter von *Reiske* durch mehrere arabisch und deutsch herausgegebene Bruchstücke aus seinen poetischen Werken bekannt gemacht worden. Die hier befindlichen Gedichte verherrlichen einige Siege des *Seif - oddaula*, der im zehnten Jahrhundert über einen großen Theil Vorder - Asiens herrschte, eines Fürsten, der ein oben

so großer Freund und Beschützer der Gelehrten, als tapferer Krieger war. 4) Ein Lobgedicht auf einen Unbekannten, von *Tantarani*, der gegen das Ende des elften Jahrhunderts Lehrer in einem Collegio zu Bagdad war. Es ist voll von Wortspielen, und deshalb, wie Hr. de S. bemerkt, im Orient berühmt. 5) Auszüge aus den poetischen Werken des *Ebn-Faredh*. Erlebte zu Ende des zwölften, und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu Cairo. Ein paar Bruchstücke aus seinen, größtentheils mythischen, Dichtungen haben *Fabricius* und *Jones* herausgegeben. Unter den hier aufgenommenen Stücken sind auch einige arabische Logogryphen. 6) Die siebente und neunte der gesellschaftlichen Unterhaltungen (*Mekamat*) des *Hariri*. Als Hr. de S. das erste dieser beiden Stücke abdrucken ließ, war ihm noch nicht bekannt, daß Hr. D. *Jahn* dasselbe in seine arabische Chrestomathie aufgenommen hatte. Der hier befindliche Abdruck hat indess den großen Vorzug, daß er nach drei Handschriften gemacht ist, wobey auch noch ein ausführlicher Commentar und ein Glossarium über das Werk des *Hariri* benutzt worden sind.

Es folgt nun eine Reihe von Urkunden, Briefen und anderen Aufsätzen, die sich auf die Verhältnisse Frankreichs mit dem Orient beziehen, und zugleich dazu dienen können, aus ihnen den arabischen Geschäfts- und Canzley-Styl kennen zu lernen: 1) Ein Brief des abyssinischen Kaisers *Tesla-Haimanot* an den französischen Vice-Consul zu Damiette, *du-Roule*. Übersetzt findet man dieses Schreiben schon in *Lo-bo's* und *Bruce's* Reisebeschreibungen, aber hier wird mit dem arabischen Original zugleich auch eine genauere und richtigere Übersetzung geliefert. 2) Einige Schreiben der Kaiser von Marokko an die Könige von Frankreich, Ludwig den XIV, XV und XVI, nebst dem mit Ludwig dem XV im J. 1767 abgeschlossenen Friedenstractat. Aus dem Archiv des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. 3) Briefe des *Imam* von *Mascat* an den französischen Consul zu Bagdad, *Rouffet*, in den Jahren 1783 bis 1789 geschrieben. Sie betreffen hauptsächlich die Restitution eines dem *Imam* gehörigen Schiffs, welches von einigen französischen Fahrzeugen weggenommen worden war. 4) Einige, zur Geschichte der französischen Expedition nach Aegypten gehörige Acten-Stücke: Proclamationen des *Divans* und der *Sheikhs* von Cairo, der in dieser Stadt öffentlich bekannt gemachte officielle Bericht von der Eroberung der Stadt Jafa durch die Franzosen, und drei Briefe des *Sherif* von Mekka an den General Bonaparte. Alle diese Stücke sind zwar in Aegypten durch den Druck bekannt gemacht worden; aber in Europa sind die Exemplare davon so selten, daß sie für uns als ungedruckt gelten können. Der hier befindliche Abdruck hat vor den Originalen überdies den Vorzug, daß es correcter ist. — Den Beschluß machen Auszüge aus dem großen naturhistorischen Werke des *Kazwini*, *Wunder der Schöpfung* betitelt, vom Hn. *Chézy* (dem geschmackvollen Übersetzer des persischen Romans *Medschnun und Leila*) ausgewählt, übersetzt und erläutert. Proben aus diesem *Plinius des Orients* ha-

ben zwar schon *Bockart* (im *Hierozvico*) *Wahl* (in der arabischen Anthologie) und *Ousely* (in den *oriental Collections*) gegeben; allein diese einzelnen, aus dem Zusammenhang gehobenen Stücke waren nicht hinreichend, eine richtige Vorstellung von dem Ganzen zu verschaffen. Hr. *Chézy* theilt daher größere zusammenhängende Abschnitte mit. Es sind die Übersichten der drei Reiche der Natur. Jedem derselben schickt *Kazwini* allgemeine Betrachtungen voraus, dann folgen Bemerkungen über die Geschlechter, Gattungen und Arten, und endlich werden besondere Merkwürdigkeiten einzelner Individuen beschrieben. Bereicherung unserer Kenntnisse in der Naturkunde würde man zwar in diesem Werk vergebens suchen; aber für die Geschichte der Wissenschaft hat es unstreitig einen nicht unbedeutenden Werth. Es ist lehrreich, die unter den gebildetsten Nationen des Orients vormals, und zum Theil auch wohl noch jetzt, herrschenden Ansichten der Natur, die unter diesen Völkern gemachten Beobachtungen, und die Forschungen ihrer Gelehrten über die ersten Bestandtheile der Dinge und ihrer Eigenschaften kennen zu lernen, und mit unseren Ansichten, Beobachtungen und Nachforschungen zu vergleichen. Durch die zahlreichen, von großer Belesenheit in älteren und neueren naturhistorischen Schriften zeugenden, Anmerkungen, mit welchen Hr. *Chézy* die von ihm ausgehobenen Stücke begleitet hat, wird eine solche Vergleichung Jedem, der sie anzustellen Lust hat, sehr erleichtert werden.

Das Verdienst der Sammlung und Herausgabe der arabischen Texte, deren Inhalt wir angezeigt haben, hat Hr. de S. noch sehr durch die Übersetzung derselben erhöht, welche der zweyte und dritte Band dieses Werks enthält. Sie gewährt denen, welche diese Chrestomathie um der Sprache willen studiren, ein vortreffliches Hülfsmittel zum Verständniß der Originale, und die des Arabischen Unkundigen, die aber den Inhalt der hier mitgetheilten Stücke für andere, als für philologische, Zwecke kennen zu lernen wünschen, werden durch die eben so treu als fließende Dolmetschung in den Stand gesetzt, sicheren Gebrauch von diesen Auszügen zu machen. Wie glücklich der Übersetzer die großen Schwierigkeiten zu besiegen gewußt habe, die sich in vielen Fällen dem Bestreben entgegenstellen, die Worte eines arabischen Schriftstellers treu und vollständig, und doch zugleich so wiederzugeben, daß der Geschmack des, der morgenländischen Denk- und Sprech-Weise unkundigen und angewohnten, europäischen Lesers keinen Anstoß nehme, vermag nur der gehörig zu beurtheilen, der die Übersetzung mit dem Original zu vergleichen im Stande ist. Noch weit mehr Fesseln, als dem deutschen Übersetzer, legt dem französischen seine eigene Sprache an; weit mehr noch als jener, hat sich dieser zu hüten, das Conventuelle in seiner Sprache zu überschreien. Durch eine wörtliche Übertragung mancher dem Araber geläufigen tropischen Redensart würde er dem Geschmack seiner Leser höchlich beleidigen, oder gar, was für ihn noch schlimmer wäre, sich selbst seinem Original dem Gerächter aussetzen. Man mag es daher Hn. de S. wohl

glauben, wenn er sagt, daß ihm seine Übersetzung Mühe gekostet, daß er besonders in den Stücken der gereinigten Prosa, sowie in den Gedichten, häufig mit der Kühnheit, mit der Bizarrerie und dem schlechten Geschmack der Gedanken und Figuren des Originals zu kämpfen gehabt habe. Sogenannte freye Übersetzung, da, anstatt den Sinn des arabischen Ausdrucks genau überzutragen, bloß der Gedanke, wie ihn der Franzose auszudrücken gewohnt ist, wiedergegeben wird, erlaubt er sich nur selten, und nur da, wo er es nicht vermeiden konnte, immer aber mit großer Behutsamkeit, und nie, ohne in den Anmerkungen davon Rechenschaft zu geben.

Diese *Anmerkungen*, welche nach der Übersetzung jedes Abschnittes folgen, machen in Ansehung ihres Umfangs und Gehalts einen eben so bedeutenden, wir möchten fast sagen, einen bedeutenderen, Theil des Werkes aus, als die Texte selbst. Ein Theil derselben hat den Zweck, den Text aufzuklären, den Sinn gewisser Worte und Redensarten zu bestimmen, und die Schwierigkeiten zu heben, welche sich in der grammatischen Construction finden. In den Anmerkungen zu den poetischen Stücken sind häufig Bemerkungen der arabischen Scholiasten eingerückt, und zwar größtentheils ohne Übersetzung, weil, wie Hr. de S. ausdrücklich erklärt, diese Scholien, für jeden anderen Leser von keinem Nutzen, dazu bestimmt sind, daß sich die Studirenden an ihnen üben sollen. Ein anderer Theil der Anmerkungen beschäftigt sich mit den von den arabischen Verfassern abgehandelten, oder auch nur berührten Gegenständen selbst. Wo sich nur immer die Gelegenheit darbot, da benutzte sie der gelehrte Commentator, die lehrreichsten Erörterungen über Gegenstände der Geschichte, Alterthümer, Geographie und Literatur des Orients anzuknüpfen, wobey ihm die reichste und ausgewählteste Sammlung morgenländischer Handschriften, welche Europa gegenwärtig besitzt, zu Gebot stand. „Vielleicht“, sagt Hr. de S., „wird man mich tadeln, daß ich mich zuweilen in unnöthige Details eingelassen, oder bey Gegenständen aufgehalten habe, welche nicht unmittelbar Bezug auf den Text haben, der Veranlassung dazu gab. Wenn ich hierin einen Fehler begangen haben sollte: so gestehe ich, daß ich ihn wissenlich und mit gutem Vorbedacht begangen habe. Die arabische Literatur, und besonders der literar-historische Theil, bietet ein so weites, und bis jetzt noch so wenig bebautes Feld dar; die Gelegenheiten, Theile dieses unangebauten Bodens zu bearbeiten, zeigen sich so selten, daß ich glaubte, mich nicht in die Grenzen einschränken zu müssen, die mir der gute Geschmack vorgeschrieben haben würde, wenn ich einen griechischen oder römischen Schriftsteller zu commentiren gehabt hätte.“ Einen in dem Gebiete der Wissenschaften so bewanderten Gelehrten, der mit der seltensten Belesenheit einen so richtigen Blick und ein so treffendes Urtheil verbindet, folgt man gern auf seinen Abschweifungen, sollten sie auch etwas weiter vom Wege abführen, weil man versichert

seyn kann, nie unbelohnt zurückzukehren. Damit man sich von der Reichhaltigkeit dieses Commentars einen Begriff machen könne: so nennen wir von dem darin gelegentlich angeführten, in verschiedene Fächer der Wissenschaften einschlagenden Untersuchungen nur einige. Zur *Literar-Geschichte* gehören: die ausführlichen Nachrichten von Makrizi's Leben und Schriften, und einigen arabischen literar-historischen Werken, T. II, S. 410 ff.; ingleichen die Notizen über die Mexamat des Hamadani, von welchen auch zwey vollständig arabisch und französisch mitgetheilt sind, T. III, S. 191 ff. und 211 ff.; und über die Schriften des Kazwini, T. III, S. 500 ff. Zur *Religions-Geschichte*: die Auszüge aus *Abul-Fatah's samaritanischen Chronik*, die Zusammenkunft Alexanders des Großen mit Sanballat (T. II, S. 210 ff.) und die Dositheer betreffend, T. II, S. 482 ff.; die Nachrichten von verschiedenen jüdischen Secten aus Masudi und Scharistani, ebdf. S. 486 ff.; über die Zahl Sieben in dem Religions-System der Ismaeliten oder Bateniten (Mytiker), und über die sieben Himmel und sieben Meere in der mohammedanischen Mythologie, T. II, S. 384 ff. Zur *Bibel-Erklärung*: über das Wahrsagen aus Beckern, zur Rechtfertigung der Übersetzung der Vulgata von Genes. XLIV, 13, T. II, S. 313. Zur *Geographie*: über den See Menzaleh' aus Masudi, T. II, S. 314; über die Bedeutung der Worte *hibli* und *bahhri*, d. i. mittäglich und mitternächtlich, zur Widerlegung des Recensenten der *Encyclopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients*, in der hallischen Lit. Zeit., T. II, S. 529 ff. Zur *Geschichte des Handels* im Mittelalter: Nachrichten von dem Pelzhandel, der im 10ten Jahrhundert in den Ländern an der Wolga und auf diesem Flusse selbst getrieben wurde, aus Masudi, II, 586; und über die Handelsverhältnisse einiger süd-europäischen Staaten mit Aegypten im 13ten und 14ten Jahrh. aus arabischen gleichzeitigen Schriftstellern, und aus Urkunden des Archivs zu Genua, II, 539—558. Zur *Naturkunde*: über die Entstehung und Bildung der Metalle, besonders der *Tatia*, aus dem *Ayin Akberi*, III, 430 fgg.; und Nachrichten arabischer Schriftsteller von Meteor-Steinen, III, 526 fgg. — Durch die, jedem der beiden letzten Bände angehängten vollständigen Wort- und Sach-Register wird das Auffinden und die Benutzung der in diesem Werke niedergelegten Schätze sehr erleichtert. — Das Aufsehe des Werkes ist dem inneren Werthe desselben angemessen. Wir brauchen nur zu erwähnen, daß es aus der kaiserl. Druckerey unter der Aufsicht des einsichtsvollen, auch des Geschmacks und der Sprachen kundigen, *Marcel* hervorgegangen ist. Die arabische Schrift, sowohl die größere, mit welcher die Texte im ersten Theil gedruckt sind, als auch die kleinere, der man sich zu den Noten bedient hat, und zwar die letztere vorzüglich, ist die schönste, genaueste und vollständigste, die man bis jetzt gesehen hat. Nur das Papier ist nicht durchaus von gleicher Güte und Weiße.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1808.

## TECHNOLOGIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Chemische technologische Grundsätze der gesamten Ledergerberey; oder theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Kenntniss und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffian-Gerbererey, der Fustengerberey, der Weiss- und Sämsch-Gerbererey, und der Pergament-Fabrication; zur allgemeinen Verbesserung und Vervollkommenung dieser Kunstgewerbe.* Auf eigene Erfahrung, so wie nach den neuesten Entdeckungen der Chemie und der Technologie bearbeitet, von *Sigismund Friedrich Hermßstädt*, königl. preuss. geheimem Rathe u. s. w. Erster Theil, welcher die allgemeine Vorbereitung in den chemischen Grundsätzen der Ledergerberey, so wie die Lohgerberey überhaupt, und die Schnellgerberey insbesondere abhandelt. Mit 3 Kupfertafeln. 1805. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Daß die Ledergerberey der Chemie eine Menge Verbesserungen verdankt, und solche von ihr noch täglich zu erwarten hat, ja daß sie selbst im Wesentlichen auf chemischen Grundsätzen beruhet, ist hinlänglich entschieden. Von dieser Seite betrachtet, verdient jede Bemühung, das Geschäft des Gerbers zu vervollkommen und den wirkenden Gerber mit den neuen Verbesserungen bekannt zu machen, allen Dank, und dieser muß daher auch unserm Vf. werden. Da aber der Chemiker von Profession selbst die neuern chemischen Grundsätze auf die Gerbekunst leicht anwenden kann, der gewöhnliche Gerber auf das Chemische wenig achtet, es auch nicht versteht, und wir leider noch keine Gerberschulen haben, wo ein solches Buch als Lehrbuch gebraucht werden könnte: so hätten wir gewünscht, daß es dem Vf. gefällig gewesen wäre, die eigentliche Bestimmung dieses Buchs in der Vorrede etwas bemerkbar zu machen. Ist es dem Gerber zum Selbstunterricht bestimmt, wie schwer wird es ihm da werden, sich nach dem ersten Abschnitt einen richtigen Begriff von Mischungstheil, chemischer Anziehung, Educt und Product, einfachen Stoffen, freyem und gebundenem Wärmestoff, Lichtstoff, Sauerstoff, Sauerstoffgas, Wasserstoff, Wasserstoffgas, Salpeterstoff, Salpeterstoffgas, Natrium, Ammonium, metallischen Elementen, Metalloxyden u. s. w. zu machen! Bey den Abtheilungen des zweyten Abschnitts, der die *Gerber-Material-Kunde* enthält, *J. A. L. Z.* 1808. Dritter Band.

würde Rec. die Überschriften Gerber-Mineralogie, Botanik und Zoologie nicht gewählt haben, wenigstens paßt hieher nicht der Begriff, den man eigentlich mit der Benennung Mineralogie, Botanik und Zoologie verbindet; bestimmter waren die Überschriften: *Gerber-Materialien aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reich.* Das Praktische ist übrigens sehr fälschlich vorgetragen, und dem ausübenden Gerber aufs nachdrücklichste zu empfehlen; es begreift den 3ten, 4ten und 5ten Abschnitt. Der dritte Abschnitt handelt von der ausübenden Lohgerberey überhaupt, und von der Lohgerberey insbesondere, namentlich in fünf Abtheilungen vom Einweichen der Häute, vom Einsalzen und Schwitzen der Häute, vom Enthaaaren der eingefalzten Häute, von der Vorbereitung der Häute im Kalk und vom Schwellen der Häute; man findet hier die französische, englische, wallachische und siebenbürgische Schwellungsart. Was die gewöhnliche Vorbereitung der Häute mit Kalk betrifft, so müssen wir darin dem Vf. völlig Recht geben, daß man den Häuten dadurch mehr Schaden als Nutzen zufügt, wenn man den Kalk als Kalkmilch (gelöschten Kalk mit Wasser angerührt), welcher die Mischungstheile der Haut zerstört, und nicht bloß das Kalkwasser dazu anwendet. Im 4ten Abschnitt wird die Lohgarmachung der Ochsen-, Kuh-, Pferde- und Kalbs-Häute gelehrt: so wie auch die Art und Weise angegeben, wie solche in verschiedenen Ländern ausgeübt wird. Wir wundern uns, daß der Vf. hier des Meidingerischen Buchs (vollständige Abhandlung über die Lohgerberey u. s. w.) mit keinem Worte erwähnt, da doch Meidinger hier trefflich vorgearbeitet hat. Denn ob man gleich mit dessen chemischen Grundsätzen und witzelndem Tadel nicht in allen Stücken zufrieden seyn kann, so hat es doch für den ausübenden Gerber großen Werth. Der 5te Abschnitt verdient nun vor allen die größte Aufmerksamkeit des praktischen Gerbers. Er enthält die Beschreibung der besten Art, wie nach des Vfs. Erfahrung eine Werkstatt zur Schnellgerberey eingerichtet, und für alle Arten von Thierhäuten betrieben werden muß. Es giebt dieser Abschnitt in drey Abtheilungen die innere Einrichtung der Werkstatt, die Grundsätze, nach welchen die Gruben construirt und placirt (warum nicht lieber eingerichtet und gestellt?), und endlich die Handgriffe und Grundsätze an, nach welchen die einzelnen Operationen ausgeübt werden müssen. Um bey dieser Schnellgerberey die Enthaarung zu bewirken, wird die auf einen Rahmen ausgespannte Haut nach und nach stellenweise mit kochendem



Kalkwasser übergossen, und darauf die Haare gleich mit einem Schabeisen abgestossen. Bey Kalbfellen und bey anderen Häuten kleinerer Thiere könne man die Anwendung der Kalkmilch beybehalten, aber es müssen dann die zu enthaarenden Häute ebenfalls auf Rahmen gespannt in die Gruben gelenkt werden. Alle Stunden aber werden sie heraus genommen, und die Kalkmilch in der Gasse aufs neue umgerührt. Was auf diese Art in acht Tagen geschehe, dazu seyen nach der älteren 8 Monate Zeit nöthig. Zum Aufschwellen sey eine essigartige Shure allen anderen, dazu empfohlenen Mitteln vorzuziehen; und auch in diese Schwellflüssigkeit sollen die Häute auf Rahmen gespannt gebracht, und darin so lange liegen bleiben, bis sie, ans Licht gehalten, eine hornartige Durchsichtigkeit erhalten haben. Die Lohe wird mit Wasser ausgezogen, und vermittelt eines Aräometers (Lohe-Aräometers) in Ansehung der Stärke geprüft. Die Häute werden in drey verschiedenen Lohbrühen behandelt, welche in Ansehung der Stärke abweichen. Bestätigt sich dies Verfahren der Schnelligerberey: so ist es, in Ansehung der Zeiterparung und schnelleren Verinteressirung

roßten Wichtigkeit. Bey die-  
n, nach des Vfs. Erfahrung,  
ite von dem Tage der Einle-  
e an, 30 Tage, und jedes Pfund  
kt den Gerbestoff von 7 Pfund  
ad Ross-Häute erfordern 20 Ta-  
braucht ebenfalls 7 Pfund Ei-  
n Kalbfelle brauchen 7 Tage.  
12 Pfund Eichenlohe nöthig.  
te haben zu ihrer völligen Ger-  
st- und Küh-Häute 23 Tage,  
und andere kleine Häute nur  
eine etwas höhere Tempera-  
sch dieser Methode beschleu-  
ruben so eingerichtet seyn,  
heitzt werden können; doch

ist dies bey Kalb- und anderen kleinen Häuten nicht nöthig. M.

**Lauritz, h. Benj. Fleischer:** *Über Cultur, künstliche Bildung und Fällung des Schiffbauholzes.* Eine von dem hohen Admiralitäts-Collegio zu Kopenhagen durch die Landhaushaltungs-Gesellschaft daselbst gekrönte Preisschrift. Entworfen von **Herman Friedr. Becker,** Forst-Inspactor der Stadt Rostock u. l. w. 1804. VIII u. 184 S., 8. 1. Bog. Kupfertaf. (18. Gr.)

Die von dem Admiralitäts-Collegio zu Kopenhagen aufgegebenen Preisfragen, unter deren Beantwortungen der vorliegenden, nicht genug bekannt gewordenen Schrift, der Preis zuerkannt worden, sind folgende: 1) *Welches Erdräich ist das beste zur Ziehung solcher Holzarten, die die Schiffswerften erfordern, und wie müssen diese Bäume gewartet werden?* 2) *Kann man durch irgend eine Kunst dahin gelangen, diesen Bäumen die erforderliche Form zu geben, ohne ihnen dadurch zu schaden?* 3) *Wann*

*müssen die Bäume gefällt werden?* 4) *Ist es vorthailhaft, die Rinde abzuschälen, ehe man sie fällt?* und *wenn und wie muß sie denn abgeschält werden?* Die von dem Vf. über diese Preisfragen ursprünglich eingefandte Abhandlung hat in dem vorliegenden Abdrucke noch Zusätze erhalten, welche vorzüglich in Benutzung mancher, erst nach dem September 1799 (der zur Einsendung der Beantwortung der Preisfrage angesetzten Zeit) bekannt gewordener Dinge, und in Anführungen früherer Schriften des Vfs. bestehen, weil er diese für eine anonyme Abhandlung nicht geeignet hielt. In der ersten Abhandlung werden erst einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt: über den Einfluß des Klima auf die Beschaffenheit und Eigenschaften der aus einem in das andere verpflanzten Holzarten und ihres Saamens, aus dessen Gelongung zur Vollkommenheit sich beurtheilen läßt, ob ein Baum einem Klima anpassend sey, wobei der in jedem Lande selbst erzeugte Samen, zur Fortpflanzung fremder Holzarten in eben diesem Lande, für geschickter erklärt wird, als der von aussen erhaltene; ferner über die allgemeine Beschaffenheit des zu Holzcultur geeigneten Bodens, dessen Auswahl, Vermischung zu seiner Verbesserung, und von gänzlicher Untauglichkeit desselben zu Baumanpflanzungen; hierauf wird die Frage entschieden: ob es vorthailhafter sey, große Forsten dem Staate zu erhalten, und unter einer, von ihm selbst angeordneten Aufsicht, oder bloß von Privatleuten als ihr Eigenthum bewirtschaften zu lassen; zuletzt erklärt der Vf. den Anbau folgender Holzarten: der Eiche, der Buche, der Ulme, der Esche, der Hagebuche, der Pappel, des Platanus und des Tulpenbaums, der Mahogani-Swietenie, des wohlriechenden Zuckerbaums, des Astenbaums, des gemeinen Canarienbaums, der ostindischen Vaterie, des Zibeth-Durio, des Kajaputbaums und der Akazien-Robinie, des Lerchenbaums, der Kiefer, der Weymuth-, Zürlbaum-, schottischen und virginischen Kiefer, der Fichte, Schierlingstanne und weissen Fichte, der Weifs- und Balsam-Tanne, der Cedre von Libanon, der immergrünen Lebensbaum-Cypresse, des Lebensbaums und virginischen Wachholders. Der Vf. glaubte sich auch über ausländische, wahrscheinlich niemals an unser deutsches Klima zu gewöhnende Holzarten verbreiten zu müssen, weil die Europäer durch ihren Handel und ihre Kolonien überall einheimisch geworden sind, und die Schifffahrt die Benutzung der Producte der entferntesten Gegenden nicht bloß gestattet, sondern nach Umständen sogar nothwendig machen kann. (Dieser Grund würde aber auch für die Aufführung einer beträchtlich grössern Menge von Bäumen hingereicht haben.) Da es nicht möglich ist, dem Vf. in seinem Detail zu folgen: so muß Rec. sich begnügen, bloß im Allgemeinen anzuzeigen, daß die häufigeren und gemeinen, bey dem deutschen und nordischen Schiffbau vorkommenden Holzarten umständlicher behandelt sind, als andere, und unter jenen m. t. Recht am umständlichsten die so nützliche, unentbehrliche, und gewiß durch keinen anderen euro-



pflanzlichen Baum uns zu ersetzende Rinde. Übrigens ist fast nur das Wesentliche von Ausfaat, Anpflanzung, Erziehung und Aufbewahrung des Saamens, Zeit des Wachstums zur Vollkommenheit des Baums, und seine ungefähre Grösse in diesem Zustande u. d. gl. angeführt, und auf andere Schriften verwiesen, in denen man umständlichere Belehrungen und Nachrichten findet.

Bey Beantwortung der zweyten Frage, erklärt der Vf. zuerst die natürlichen Veranlassungen zu Entschung des Krummholzes, vorzüglich durch Beschädigungen der Bäume. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß eine Menge des brauchbarsten und nöthigsten Krummholzes durch die natürliche Verbindung der Äste mit dem Stamme, z. B. der Kniehölzer etc. gewöhnlich entsteht, und daß zu manchen Bedürfnissen des Schiffbaus auch diejenigen Krummhölzer immer anwendbar bleiben, ja zu manchen nothwendig sind, in denen die Krümmung nicht bloß innerhalb der Richtung einer Ebene bleibt, sondern die sich, wenn man so sagen darf, aus der Richtung dieser Ebene noch Einmal heraus krümmen, oder wie der Zimmermann es nennt, eine *doppelte Bugt* haben, scheint der Vf. die Schwierigkeiten bey Aufindung und Auswahl des für die gewöhnlichen Fälle passenden Krummholzes etwas sehr hoch anzuschlagen, um der ohnehin sehr wichtigen Anleitung zu Bildung mancher Bugten und Gestalten an jungen Stämmen nach Willkühr, einem desto höheren Werth zu geben. Deshalb hat er auch die Gründe erörtert, warum es nicht rathsam sey, Krummhölzer aus einzelnen Stücken, durch Verbindung mehrerer dünnerer und kleinerer Stücke zusammen zu setzen, sondern warum den Schiffahrt treibenden Staaten dringend empfohlen werden müsse, Vorkehrungen zum Anbau der Schiffshölzer zu treffen, und über ihre Fortschritte und Wirksamkeit jährliche Revisionen zu halten. Bey Bildung des geraden Schiffsholzes ist die Hauptregel, die Bäume bloß ihrer Natur und Beschaffenheit gemäß zu behandeln, und sie nur gegen die ihren geraden Wachstum hindernden Einwirkungen zu schützen. Diese Hauptregel wird durch die Vorschriften der besonderen Wartung jeder einzelnen Holzart, die man in dieser Eigenschaft zu erziehen wünscht, modificirt. Alles dabey zu beobachtende ist besonders angegeben, für beide Fälle, wenn man entweder hohen, langen und schlanken, oder dicken, stämmigen, unterstützten *geraden Wuchs* befördern will. Bey Erziehung junger Stämme nach bestimmten Krümmungen und Bugten verwirft der Vf. das Anbinden derselben ganz, weil es die Rinde zu leicht beschädigt. Jede beliebige Krümmung giebt er jedem jungen Stamme, oder bey Kniehölzern der Richtung des aus dem Zweige zu bildenden Zacks des Kniees, gegen den Stamm, durch Befestigung auf ein nach der Richtung der Krümmung gebildetes hölzernes Modell, welches bey schwächeren jungen Stämmen mittelst einfacher hölzerner Schraubzwingen von er-

forderlicher Stärke befestigt wird, die in dem Zwingenholze, gegen welches die einfache Schrambe der Zwingen drückt, einen der Ründung des Stammes gemässen runden Ausschnitt hat. Bey stärkeren jungen Stämmen rüth er zu ihrer Befestigung von ihm sogenannte *doppelte Schraubenzwammen* an, (die eben erwähnten Schraubzwingen nennt er *einfache Schraubenzwammen*), oder völlig, wie gewöhnliche Buchbinderpressen gestaltete, Einrichtungen, bey denen der untere an den Schrauben feste Pressenriegel nach einem zu der Ründung des Stammes ohngefähr passenden Segmente ausgeschnitten ist. Dieser einfachen oder doppelten Schraubenzwammen werden so viel angelegt, als in jedem Falle zu genauer Biegung des Stammes, oder der Richtung des Zweiges gegen den Stamm etc. nöthig sind, und jedes Holz, das gegen die Rinde des Baumes drückt, wird zu Schonung dieser mit Moos belegt. Nach des Vfs. Erfahrung nimmt ein junger Baum die ihm bestimmte Form in einem einjährigen Wuche, oder in der Zeit vom Frühjahr bis gegen den October an. Die vortheilhafte Anlegung dieser Modelle und ihre Befestigung, um z. B. durch zwey nicht beträchtlich lange erhabene runde Modelle, sogenannte *S-Bugten* hervorzubringen, (die der Vf. *doppelte Bugten* nennt,) durch ein kurzes Modell von ebendieser Beschaffenheit einem ganzen Stamme die genaue Richtung einer Balkenbugt nach seiner ganzen Länge zu geben u. s. w. und ähnliche Aufgaben werden nebst der Gestalt und Beschaffenheit der Schraubenzwammen, einzelner Modelle u. s. w. durch das Kupfer erläutert.

Über die dritte Frage führt der Vf. zuvörderst mehrere ältere und neuere Stimmen an, unter denen die von Hn. Prof. *Walther* in seinem *Lehrbuche der Forstwissenschaft* S. 144 wohl die richtigste seyn möchte, sobald nur die Bedingung derselben, die zu jedem Zwecke der Anwendung des Holzes nützlichste Beschaffenheit desselben bey seinem Fällen, als durch Erfahrung oder einleuchtende Gründe bestimmt entschieden angenommen werden könnte. Der Vf. erklärt sich dahin: daß man bey dem Holzfällen und der desfalls zu wählenden Zeit, vorzüglich auf die Dauer des zu fallenden Holzes, und das Wiederausschlagen der abgetriebenen Stämme zu sehen, und beides möglichst zu verbinden habe. Die dazu günstigste Zeit scheint ihm, wenn keine anderen Hindernisse, z. B. Beschaffenheit des Bodens, auf welchem es wächst u. s. w. eintreten, dann einzutreten wann die Knospen anfangen wollen, Blätter zu entwickeln. Indessen gesteht er auch ein, daß der Wiederausschlag nur bey jungem Holze Statt haben könne, bey großem Stammholze aber entweder gar nicht eintrete, oder doch von keinem Werthe sey. Ohne sich übrigens auf die von dem Vf. S. 149 u. f. in der Note angegebene Erklärung seiner Hypothese vom vegetabilischen Leben einzulassen, stimmt Rec. demselben allerdings darin bey: daß das gegen das Ende des Winters gefällte Holz aus Veranlassung, das

dauerhafteste sey; er hat noch keine dieser Behauptung widersprechende Erfahrung gemacht, sondern sie vielmehr durch Erfahrungen an vielem zu andern Zeiten, besonders im vollen Saft gefälltem, und gleich ohne gehörige Vorbereitungen verwendetem Nutzholze bekräftigt gefunden. Auch erklärt der Vf. das Verwahren eben gefällten Nutzholzes unter Wasser, als für sehr vortheilhaft für die Dauer, so wie überhaupt das Fällen alles zum Schiffbau anzuwendenden Holzes während des Winters für nothwendig.

Bey der vierten Frage über das Abschälen der zu fallenden Bäume in der Saftzeit, und deren Vertrocknung auf dem Stamme vor dem Fällen, erklärt sich der Vf. über die von Buffon in den *Mem. de*

*l'Acad. d. Scienc. de Paris* von 1758 bekannt gemachten Erfahrungen und Versuche. Er erinnert, daß die zu den entscheidenden Versuchen gewählten Stücke der auf verschiedene Weise gefällten Eichen, offenbar nicht gleich trocken haben seyn können, daß diese Versuche daher nichts entscheiden und daß wegen des eben so offenbaren Schadens dem die abgeschälten Stämme durch Aufreissen von den Einwirkungen der Luft und von starkem Winterfroste besonders in unseren nördlichen Gegenden ausgesetzt sind, im Winter bey ruhender Vegetation gefällte, auf Unterlagen im Schatten ausgetrocknete Stämme das dauerhafteste Schiffsholz liefern.

...l.r.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**TECHNOLOGIE.** Nürnberg, b. Stein: *Bemerkungen über die Vervollkommnung und Erhebung der Kunstgewerbe in Deutschland, nebst einem Plane zur Einrichtung einer Bildungsschule für Handwerker, Künstler und Fabricanten.* 1803. 63 S. 8. (8 Gr.) Eine reichhaltige und nützliche Schrift, die gewiß jetzt besonders neue Empfehlung verdient. Der Vf. wünscht, daß unsere deutschen Künstler immer mehr an Bildung und Geschicklichkeit zunehmen, daß Fabriken und Manufacturen aller Art in unserem Vaterlande zu einer recht vollkommenen Blüthe gelangen möchten, um immer mehr die ungeheueren Geldsummen zu verringern, welche seither jährlich für fremde Waaren nach anderen Ländern, besonders nach England, übergingen. Er thut zu dem Ende zwar nicht neue, aber sehr zweckmäßige und gut entwickelte Vorschläge. Die Schrift zerfällt nämlich in vier Abschnitte. Im ersten und zweyten werden die Ursachen beleuchtet, welche das Kunstgewerbe in Deutschland hindern. Der Vf. findet diese Ursachen 1) in einer vernachlässigten oder nicht auf das Glück des Landes hingewirkten Staatsverwaltung, wo man sich nicht um die Unterstützung ausgezeichneten talentvoller Künstler bekümmert, nicht Vorurtheile unter der arbeitenden Classe von Menschen auszurotten, nicht den Nationalstolz derselben zu heben und zu nähren sucht; 2) in den Werkstätten der Handwerker und Künstler selbst, und zwar in der schlechten Bildung der Lehrlinge, in der Behandlung derselben von den eben so ungebildeten Lehrherren, und in dem Mangel guter Instrumente, welche zur Erleichterung und Vervollkommnung der Arbeit sehr viel beytragen. Der Staat sollte vorzüglich mit dahin sehen, daß Fabriken und einzelne Handwerker nicht bloß viele Waare liefern, sondern vielmehr vollkommen gute. Der Fabricant oder Künstler, sey er auch noch so geschickt, wird gewiß immer schlecht arbeiten, wenn es nur darauf ankommt, daß er viele und wohlfeile Waare hervorbringe. Treffliche Genies, deren oft viele in Werkstätten versteckt sind, wo sie keine Gelegenheit haben, ihre Talente zu zeigen, sollte man daraus hervorziehen, und in einen Wirkungskreis setzen, wo sie in voller Thätigkeit ihre Ideen in Ausübung bringen können. (Rec. fügt aber hinzu, daß man sich ja vor leeren Projectmachern hüten müsse, die schon so oft den Fall einer Fabrik beschleuniget haben.) Für Lehrlinge sind Gewerbschulen von außerordentlichem Nutzen, wie man sie in Berlin, Wien, Hamburg u. s. w. antrifft. Im 3. Abschnitte werden die Mittel angegeben, gute Fabricanten, Künstler und Handwerker zu bilden, um dadurch den Flor eines Staats zu begünstigen. Nämlich durch Anlegung von Handwerks- oder Gewerbs-Schulen, worin Jeder sein Metier recht gründlich lernen und theoretische Einsichten bekommen kann; ferner durch Bawerfung von Gesetzen, welche angeben, wie Lehrherr und Lehrling sich gegenseitig betragen sollen, was für Pflichten sie gegen einander zu beobachten haben; darauf muß sich denn ein Contract gründen, der von der Obrigkeit revidirt und autorisirt wird. Das Wandern der Gefellen will der Vf. alsdann nicht mehr zugestehen. Die

Nachtheile, die er davon angiebt, sind sicher etwas übertrieben, die Vortheile hingegen zu wenig beleuchtet. Der 4. Abschnitt enthält den Plan zur allgemeinen Organisation einer Bildungsschule für Handwerker und Künstler. Es soll da in allen Operationen, welche bey den Künsten und Handwerken vorkommen, Unterricht erteilt werden; es soll darin die zweckmäßige Behandlung mineralogischer, vegetabilischer und thierischer Stoffe gelehrt werden; sowohl zu den chemischen als mechanischen Arbeiten soll man gründliche Anleitung finden. Es sollen ferner in allen diesen Fächern der Technologie geschickte theoretische und praktische Lehrer angestellt werden; die ganze Schule aber soll in einer großen Stadt (wo möglich in einer Handelsstadt) in einem weitläufigen Gebäude angelegt seyn, Jeder an dem Institute Theil nehmen dürfen, und eine damit verbundene wahre Fabrik den Fonds zur Bestreitung der Kosten hergeben. — Ausführbar sind alle diese Vorschläge gewiß, obgleich mit Schwierigkeiten verbunden, die wohl nicht so leicht beseitiget werden dürften, als es sich der Vf. denkt.

Ce. Mr.

**Leipzig, b. Fleischer d. J.: Abbildung und Beschreibung einer sehr nutzbaren und höchst einfachen Maschine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergleichen Arten von Producten, die zu dem Viehfutter verbraucht werden.** von H. Ernst. 1805. 12 S. 4. Mit 1 Kpf. (12 Gr.) So vortheilhaft es ist, wenn eine Arbeit, zu Ersparung der Menschen und der Zeit, durch eine zweckmäßige Maschine eben so bequem verrichtet werden kann: so wahr ist es auch, daß die meisten, in neueren Zeiten erschienenen Maschinen eben so geschwind wieder in die Vergessenheit geriethen, als sie die Erfinder ausposaunten. Man verlangt von einer solchen Maschine, daß sie nicht nur Zeit und Arbeit erspare, sondern auch dauerhaft und wohlfeil sey. Diese können sich die wenigsten rühmen, am wenigsten die, die bey dem Schreibpulte erfunden wurden. Hr. Ernst in Merseburg macht hievon Ausnahme; er hat sich als ein guter Mechaniker schon durch mehrere gute Erfindungen bekannt gemacht, und es läßt keinen Zweifel übrig, daß die von ihm erfundene Schneidmühle, nach Ansicht der Zeichnung und der Beschreibung, alles das leistet, was er davon verspricht. Ohne Kupfer läßt sich diese Maschine nicht deutlich beschreiben. Aber sie ist sehr einfach und dauerhaft. Ein Kind von 8 bis 10 Jahren kann sie regieren, und das zerchnittene Futter steigt nicht, wie bey dem großen Scheibenkrautschneider, umher, sondern läuft, wie bey einer Mühle, auf einen Haufen. Eine große Maschine dieser Art verfertigt Hr. Ernst für 5 Louisd'or; eine kleinere, die man auf den Tisch setzen kann, um in großer Geschwindigkeit Sauerkraut oder Krautsalat auf das feinste darauf zu schneiden, kostet 3 Louisd'or. Hr. Gerh. Fleischer d. J. in Leipzig nimmt Bestellungen in portofreyen Briefen auf Modelle, als auch auf große Mühlen an.

Ala.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JULIUS, 1808.

## NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Versuch einer Lithurgik oder ökonomischen Mineralogie* von Karl Schmieder, Dr. der Philos. Zweyter Theil, nebst einer Beleuchtung der Einwürfe des Hn. J. A. de Luc gegen die Geognosie des Verfassers. 1804. XL u. 659 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, deren erster Theil bereits im Jahr 1803, vor Eröffnung unseres Instituts erschien, hat das Verdienst, der Erste zu seyn, von dem das Ganze der ökonomisch-technischen Mineralogie wissenschaftlich bearbeitet worden ist. Schon darum würde er Ansprüche auf den Dank des mineralogischen, ökonomischen und technologischen Publicums haben; und man würde seiner Arbeit gern Unvollkommenheiten nachsehen, die erst bey einer weiteren Bearbeitung des eben urbar gemachten Feldes verbessert werden können. Um so günstiger ist daher das Licht, welches auf die Kenntnisse und den Fleiß des Vfs. fällt, wenn vorliegendes Werk nur eine geringe Zahl solcher Unvollkommenheiten bemerken läßt. Da dasselbe zu Auszügen nicht geeignet ist, indem der Vf. nicht sowohl ein ausführliches Lehrbuch als ein Compendium der Lithurgik hat liefern wollen: so müssen wir es den Freunden der Wissenschaft überlassen, sich durch Lesung des interessanten Werkes selbst von seiner großen Vollständigkeit zu überzeugen. Dagegen glauben wir es dem bescheidenen Vf. schuldig zu seyn, dasjenige hier zu erwähnen, was wir an der Form und dem Inhalte des Werkes zu erinnern hätten.

Der Vf. nennt sein Werk *Lithurgik* oder *ökonomische Mineralogie*. Vorrede und Inhalt zeigen, daß er darunter die Lehre von sammtlichen Benutzungen der Fossilien versteht. Mag der Vf. immerhin dem Worte *Lithurgik* diesen allgemeinen Begriff unterlegen, so scheint doch der Ausdruck: *ökonomische Mineralogie* ihn nach dem allgemeinen Sprachgebrauch nicht ganz umfassen, sondern leicht zu einem Mißverständnisse Veranlassung geben zu können. Wir würden daher diesem weniger umfassenden Ausdrucke den allgemeineren: *technisch-ökonomische Mineralogie*, vorziehen.

Das Werk bestehet aus zwey Haupttheilen: einer *Einleitung in die allgemeine Lithurgik* (Th. I. S. 1—202) und dem *speciellen* Theile der Lithurgik (Th. I. S. 203—632 und Th. II.). In dem ersten Haupttheile werden in drey Abschnitten in einem J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

sehr zweckmäßigen, gedrängten Vortrage und zugleich mit ungemeiner Vollständigkeit, 1) Vorbegriffe der Bergbaukunde; 2) Vorbegriffe der Hüttenkunde; und 3) Übersicht der mechanischen Lithurgik ertheilt. Der zweyte Haupttheil handelt alsdann die Benutzung der einzelnen Fossilien ab, und zwar 1) die Benutzung der Gebirgsarten; und 2) die Benutzung der Parasiten; welche zweyte Abtheilung den Inhalt des ganzen zweyten Bandes ausmacht, und daher Gegenstand unserer näheren Beleuchtung ist. Der Vf. hat für die Bearbeitung dieser Abtheilung seines Werkes eine *geognostische* Ordnung gewählt, und handelt daher 1) von der Benutzung der *Lagerparasiten*; 2) von Benutzung der *Gangparasiten*; und 3) von Benutzung der beweglichen Parasiten oder *Quellen*. Wenn sich gleich für diese Anordnung Manches sagen läßt, so scheint doch dem Rec. ein *chemisches* System eine ungleich passendere Grundlage für eine Lithurgik zu seyn. Der Vf. bemerkt in der Vorrede, daß er darum den speciellen Vortrag nach einem geognostischen Systeme geordnet habe, theils, weil das chemische System noch nicht ohne mancherley Inconsequenzen ausgeführt werden könne, theils weil er glaube, daß die geognostische Ordnung den Überblick der nutzbaren Fossilien einer jeden Gegend erleichtere. Was den ersteren Punct betrifft, so sieht Rec. nicht ein, aus welchem Grunde es unmöglich seyn sollte, ein in Hinsicht des jetzigen Zustandes der Chemie consequentes Mineralsystem aufzustellen; und was den zweyten anlangt: so würde der Zweck, welcher doch immer nur ein Nebenzweck bey einem Handbuche der Lithurgik seyn kann, durch ein angehängtes, nach einem geognostischen Systeme geordnetes Verzeichniß der nutzbaren Fossilien, zugleich mit erreicht werden können. Ein chemisches System scheint aber dem Rec. darum eine zweckmäßigere Grundlage der Lithurgik zu seyn: 1) weil die Benutzung der Fossilien hauptsächlich doch nach ihren Bestandtheilen sich richtet, wenn auch nicht immer unmittelbar, doch wenigstens mittelbar, da äußere Gestalt, Structur, Farbe und andere Eigenschaften von dem Mischungsverhältnisse abhängig sind; 2) weil eine geognostische Anordnung zu Wiederholungen, oder, wenn auch diese vermieden werden, zu Verweisungen Veranlassung giebt, weil manches Fossil als Gebirgsart, Lagerparasit und Gangparasit vorkommt; 3) weil durch eine chemische Anordnung die Lithurgik selbst instructiver wird, indem Fossilien von ähnlichen Bestandtheilen auch auf ähnliche Weise benutzt zu werden pflegen, und da-

her beständig gezeigt werden könnte, welchen Einfluß Abweichungen im Mischungsverhältnisse, auf die Benutzung der Fossilien haben, wodurch mithin der von dem Vf. selbst in der Vorrede angegebene zweyte Hauptzweck der Lithurgik — die Belehrung nämlich über das Verhältniß, in welchem die Nutzbarkeit der Fossilien zu mannichfaltigen Zwecken mit ihren physischen Eigenschaften und Bestandtheilen correspondirt, am leichtesten und besten würde erreicht werden. Nach Rec. Dafürhalten würde daher in der Lithurgik am zweckmäßigsten zuerst die Benutzung der sichtbar ungemengten Fossilien, nach einem auf chemische Grundsätze gebauten Systeme geordnet; und darauf die Benutzung der gemengten Gebirgsarten, auch nicht in geognostischer, sondern in petrographischer Ordnung abgehandelt werden, weil es z. B. in der Lithurgik sehr gleichgültig seyn kann, ob ein Granit oder ein Porphyr von einem bestimmten Korne und einer bestimmten Festigkeit und Frequenz der Gemengtheile, ein älterer oder ein jüngerer ist. Gehen wir nun zum Inhalte des speciellen Theils der Lithurgik unseres Vfs. über, wobey wir hauptsächlich auf den von demselben in der Vorrede geäußerten Wunsch Rücksicht nehmen, und ihm diejenigen Supplemente zu seiner Arbeit mittheilen wollen, die wir, ohne Hinsicht auf die neuesten, nach Erscheinung seines Werkes gemachten Entdeckungen und Erfindungen, ihm anzubieten im Stande sind. Im Allgemeinen kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem gelehrten Vf. hätte gefallen mögen, bey weniger bekannten Angaben, seine Quellen, so wie bey den hin und wieder angeführten Beyspielen, die Orte, wo das angegebene Verfahren im Gebrauch ist, anzuführen. Was die Unterlassung der bestimmten Angabe der Quellen betrifft, so wird diese besonders fühlbar bey den übrigens sehr schätzbaren Nachrichten über die Lithurgik der Alten, welche der Vf. überall mit beygebracht hat; bey denen man wohl den Plinius, den Theophrast genannt, aber nur höchst selten eine Stelle angegeben findet, auf welche sich die Angabe des Vfs. beziehet. Auch vermißt man hin und wieder Bestimmtheit in den Angaben: so z. B. gleich S. 10, wo von dem Brennen des Quarzes in Porcellan-Fabriken die Rede ist, und wo angegeben wird: man rechne bey dem Brennen des Quarzes auf 700 Centner Stein, 11 Klafter Holz, womit er 36 Stunden lang geglühet werde, bis er zerbröckele; wobey billiger Weise die Größe der Klafte, und die Art der Vorrichtung zum Glühen, hätte angeführt werden müssen. An derselben Stelle wird erwähnt: daß nur der Quarz zum Porcellan genommen werde, der im Feuer vollkommen, ungefärbt bleibt. Dabey hätte noch bemerkt werden können, daß in manchen Porcellanfabriken zu dem Ende dergebrannte Quarz durch Bürsten und Walzen von dem ihm beygemengten Eisenocher gereinigt werde. Der Quarzzusatz bey dem Porcellan soll nach dem Vf. gewöhnlich  $\frac{1}{2}$  des Ganzen betragen; worüber doch aber nicht wohl etwas Allgemeines angegeben wer-

den kann, da die Quantität des Quarzzusatzes nicht allein, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Porcellanthons, sondern auch für verschiedene Sorten des Guts, verschieden seyn muß. So nimmt man z. B. auf manchen Fabriken zum Biscuit beynah noch einmal so viel Quarz, als zum gewöhnlichen Porcellan. Nach S. 18 und 19 soll der ächte *Avanturin* aus einem Gemenge von Quarz und Glimmer bestehen; der unächte hingegen ein sprünger Quarz seyn. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, bey einem der größten Kenner der sogenannten Edelsteine, Suiten von ächten wie vom unächtigen *Avanturin* zu sehen, kann bezeugen, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhält, indem der ächte *Avanturin* ein sprünger Quarz, der unächte hingegen ein feiner Glimmerschiefer ist. S. 23 giebt der Vf. an: das künstliche *Avanturin* werde aus zwey Theilen Glasfritte und einem Theile Kupfersehlacke verfertigt; und die darin befindlichen Flimmern seyen anfanglich durch fein zerriebenes Blattgold oder Blattsilber dem Glase ertheilt worden, welches aber eben so gut durch pulverisirten Talk oder Glimmer bewirkt werden könne. Diese Angabe scheint jedoch dem Rec. nicht völlig richtig zu seyn, da die Flimmern im künstlichen *Avanturin*, unter dem Mikroskope betrachtet, sie mögen noch so klein seyn, als völlig reguläre, sechsseitig-tafelförmige Krystalle erscheinen. So viel Rec. weiß, so ist die Verfertigungsart des *Avanturin*-Glases noch ein Geheimniß. Kupfer scheint aber dabey allerdings mit im Spiele zu seyn, welches nicht allein die Farbe des Glases, sondern auch die Ähnlichkeit der Flimmern mit den Krystallen des sogenannten glimmerigen Kupfers andeutet. Nach S. 35 hält der Vf. das Katzenauge mit *Widermanns* für eine Abart des Feldspaths. Rec. möchte dies Fossil dagegen, nach den unangeschliffenen Exemplaren, die er zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat, für ein inniges Gemenge von muschlichem Quarz und Amianth halten, welchem letzteren er die Eigenschaft des Schielens verdankt, wenn er nach einer gewissen Richtung convex geschliffen wird. Der Labradorstein ist nicht immer, wie der Vf. S. 38 angiebt, ein grauer Feldspath, sondern, wie namentlich der norwegische, gar oft anschein weißer, rother, oder grüner Feldspath. Der norwegische, so wie der von Angermanland in Schweden, und wahrscheinlich auch der, bisher nur in Giesleben gefundene, von der Kiste Labrador, kommt nicht im Granite vor, wie der Vf. sagt, sondern in einem jüngeren Syenite. Der *Demenspath* scheint dem Vf., nach S. 39, zum Feldspathe zu gehören, da doch bekanntlich durch die trefflichen Untersuchungen von *Bournon* und *Chemnitz* die richtige Stelle demselben bey dem Saphire angewiesen worden ist. Auch verdient bey diesem Capitel bemerkt zu werden, daß eine Art des *Smirgels* mit dem *Korund* zu Einer Gattung gehört. S. 47, bey der Benutzung des großblättrigen Glimmers, oder sogenannten ruffischen Frauenglases, könnte auch noch die Anwendung desselben zum Auflegen von kryptogamischen

Gewächsen, besonders von Wasserpflanzen, wozu es sich ganz vorzüglich schickt, erwähnt werden. Nach S. 89 ist der Vf. geneigt, den *Beryll* nicht zum *Smaragd* zu zählen, worin ihm aber wohl nicht leicht ein neuerer Mineraloge beypflichten wird. — Zur Anwendung des *GypsSPATHS* (S. 116) gehört auch, daß man ihn auf manchen Porcellan-Fabriken, wie z. B. zu *Fürstenberg*, als Zusatz zur Porcellanmasse gebraucht. Nach S. 172 soll der *Feuerstein* nie auf Flözgebirgslagern vorkommen. Wenn man aber auch mit dem Vf. die Kreideböze zu dem Schuttgebirge zählen wollte: so findet sich der Feuerstein doch ausserdem auch hin und wieder im Muschelkalksteine, und sogar, wiewohl selten, im ältesten Flözgypse. In neueren Zeiten hat man den Feuerstein auf ähnliche Weise wie den *Onyx*, zu *Cameen* benutzt. S. 184 giebt der Vf. für den *Diamant* nur einen *einfachen* Blätterdurchgang an, da dieser Körper doch bekanntlich einen sehr deutlichen, *vielfachen*, mit den Flächen des Oktäunders parallelen Durchgang der Blätter besitzt, der die Grundlage der Kunst des *Diamantklovens* ist. Nach S. 212 soll der *Lydie* oder *jaspisartige Kiefelschiefer* nie in Lagern, sondern nur parasitisch im gemeinen Kiefelschiefer vorkommen. Dennoch bildet der jaspisartige Kiefelschiefer in mehreren Gegenden, z. B. am Harz, im *Beireuthischen*, nicht allein mächtige Lager, sondern zuweilen ganze Stückgebirge. Des *Holzsteins* (S. 204), namentlich dessen vom *Kiffhäuser* in Thüringen, bedient man sich auch hin und wieder als *Smirgel*. S. 327 sagt der Vf., daß der *Cacholong* zuerst als *Gefchiebe* an den Ufern des Flusses *Cachin* der *Bucharey* gefunden worden sey, und daß, da in der Landessprache *Cholong* Stein heiße, das Ganze *Cachstein* bedeuete. Nach anderen gelehrten Mineralogen, namentlich nach *Blumenbach*, hat jenes Fossil den mongolischen Namen *Kascholong*, der so viel bedeutet als *schöner Stein*. S. 337 äußert sich der Vf. über den *Easurstein*: „daß *Wallerius* ihn vielleicht nicht mit Unrecht für einen hochblauen *Jaspis* halte; wopey er aber gewiß nicht an sein Verhalten vor dem Löthrohre und manche andere Eigenschaften dachte, die ihn so himmelweit von dem *Jaspis* entfernen, und den *Zeolithen* am nächsten bringen. S. 368 wird die von *Achard* behauptete, künstliche Erzeugung des *Bergkrystalls* erwähnt. Mit mehrerem Rechte hätte hier aber wohl die *Trommsdorffsche* Erfahrung über die *Krystallisirung* der aus der Kieselweichigkeit abgetriebenen Kieselerde gedacht werden können. In dem Abschnitte von der Benutzung des *Doppelspaths* (S. 375) wird der neuere Vorschlag zu seiner Benutzung in der praktischen *Astronomie* vermisst. — Des *Eluspaths* (S. 385) bedient man sich auf manchen Porcellanfabriken als eines Zusatzes zur Glasur. Nach S. 406 soll die vom Dr. *Faxe* verfertigte Steinpappe *Amianth* zum Grunde gehabt haben. Dem *Rec.* scheint es aber keinen Zweifel zu haben; das *Pozzolana* Hauptingredienz derselben ist. Nebenbestandtheile sind *Asphäre* und *Höringslaake*. Zu S. 466 verdient

noch die Benutzung des tausenden *Quecksilbers* bey dem, von dem berühmten schwedischen Naturforscher *Gahn* zu *Fahlun* angegebenen *Gebältschmelzwerk*, von welchem *Blumhof* im braunschweigischen Magazine vom Jahre 1803 Nachricht gegeben hat, angemerkt zu werden. S. 475 erwähnt der Vf. nur die in Sachsen übliche *Bleyerprobe* auf dem trocknen Wege mit *schwarzem Fluss*, ohne der am Harz gebräuchlichen *Pottaschenprobe* zu gedenken. S. 477 wird behauptet, daß von den Alten die *Bleyerze* vermittelst eines *Saigerprocesses*, auf ähnliche Art wie noch jetzt zu *Villach*, zu Gute gemacht worden seyen; daß *Plinius* unter *stannum* das zuerst abfließende *reine Bley*, und unter *argentum* das darauf folgende, silberhaltige *Bley* verstehe. Billig hätte der Vf. hier aber auf die scharfsinnige *Florentinische* Erklärung der eben so merkwürdigen als schweren, hierauf Bezug habenden Stelle im *Plinius* (s. dessen *Preischr.* üb. d. *Bergw.* d. *Alten* S. 37) Rücksicht nehmen sollen, nach welcher *stannum* durch *Werke* übersetzt wird. Bey der Beschreibung des Gießens des *Tafelbleyes* (S. 481) hätte erwähnt werden können, daß an manchen Orten das *Tabacksbley* unter eisernen Walzen gestreckt wird; daß aber zur *Bleyweis-Fabrication* das gegossene *Bley* tauglicher sey als das gewalzte, und darum dichter. — Der Vf. irret sich, wenn er S. 520 behauptet; daß die reinsten Partheien des gemeinen, magnetischen *Eisensteins* gediegenes *Eisen* seyen, und S. 521, daß der *Eisenglanz* den Übergang vom *Magnetstein* zu den oxydirten *Eisenerzen*. Die erste Behauptung bedarf keiner weiteren Widerlegung; was aber die zweyte betrifft, so bedachte der Vf. wahrscheinlich nicht, daß in dem *Eisenglanz* das *Eisen* auf der nämlichen Stufe der *Oxydation* stehet, wie im *Rotheisensteine*, welches schon die Farbe seines Pulvers beweist. Bey Erwähnung des *Eisenblechschlags* (S. 538) hätte auch des *Eisenblechwalzens* gedacht werden können, welches in England ganz allgemein üblich ist. Dasselbe gilt vom *Kupferblech* (S. 504), welches nicht allein in England, sondern auch zu *Avestad* in Schweden auf Walzwerken fabricirt wird. Auch hätte bey den *Eisenmanipulationen* der in Schweden ganz allgemein gebräuchlichen und auch in England, Frankreich und zu *Holzminden* an der *Weser* eingeführten *Walz- und Schneide-Werke* für *Band- und Nagel-Eisen* mitgedacht werden können. (Zu S. 583.) Auch die *Blende* benutzt man hin und wieder; namentlich im *Oesterreichischen* und in England auf *Zink*. Auch sind die am Harz zuerst von dem *Hüttenreiter* *Brühl* zu *Zellerfeld* und neuerlich von dem *Oberhütteninspector* *Schönian* zu *Lautenthal* angestellten Versuche bekannt, den *Zink* vermittelst *Destillation* aus der *Blende* zu gewinnen. Der *Oberfactor* von *Uslar* zur *Oker* am Harz hat mit nicht ganz üblen Erfolge versucht, rein ausgehaltene, nicht *arsenikalische* *Blende* statt des *Galmeies* dem *Kupfer* bey der *Messingsfabrication* zuzusetzen. S. 586 gedenkt der Vf. nur des Gießens des *Messings* zwischen *Granitsteinen*. In England bedient man

sich aber dazu eiserner Platten, so wie man hin und wieder in Schlesien in Sand gießt. S. 587 hätten auch die Messingwalzwerke, welche man u. a. in England, Schlesien, Schweden, zur Oker am Harz antrifft, erwähnt werden können. —

Der 2 Theil der *Lithurgik* enthält statt einer Vorrede, eine Beleuchtung der Einwürfe des Hn. de Luc gegen die Geognosie des Vfs. Eine Kritik dieser Antikritik würde uns hier zu weit führen; jedoch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß

sich der Vf. mit einer würdigen Ruhe den beynahe fanatischen Angriffen seines Gegners widersetzt hat, und gerade dadurch am allerkräftigsten dem ihm gemachten, wahrlich höchst lächerlichen Vorwurf der Jugend begegnet ist. —

Die Brauchbarkeit des überaus nützlichen und interessanten Werkes wird durch ein vollständiges, dem zweyten Theile angehängtes Register erhöht; so wie auch der Verleger für sehr correcten Druck und gutes Papier rühmlich gesorgt hat. E. a.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**NATURGESCHICHTE.** Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Über die Production des Roheisens in Rußland und über eine neue Schmelzmethode in sogenannten Stürzöfen*, von J. C. Norberg, kön. schwed. Bergrathe u. f. w. Aus dem Schwedischen von J. G. L. Blumhof, d. W. Dr. u. f. w. 1805. XVI u. 64 S. 8. Mit 1 Kupfertafel. (12 Gr.) Diese Schrift enthält die Übersetzung von zwey für sich bestehenden schwedischen Abhandlungen des bekannten Bergraths Norberg. Das Original der ersten ist zu Stockholm unter dem Titel: *Någottill Underretelse, angående Rysslands Tackjärns - Tillverkning*, 1802. in 8. erschienen. Sie handelt von der Roheisenerzeugung in Rußland im Allgemeinen, und ertheilt ausserdem von einigen dortigen Eisenhöfen nähere Nachrichten, welche aber keinen weiteren Auszug gestatten. Vergleicht man sie mit den in den bekannten Herrmann'schen Schriften enthaltenen, so erscheinen sie äußerst unvollständig und mangelhaft; so wie man auch dabey durchgehends eine zweckmäßige Ordnung des Vortrags vermisst. Die zweyte Abhandlung, deren Original in *Kongl. Svenska Vetenskaps Academiens nya Handlingar*, Quart. 1. 1803, steht, liefert die, durch eine Abbildung verdeutlichte Beschreibung einer Guseinrichtung für zwey sogenannte Stürzöfen (*Stjålspagnar*), welche mit der von Reaumur in seinem Werke: *L'art d'adoucir le fer fondu*, zum Umschmelzen kleiner Roheisenbrocken angegebenen, Ähnlichkeit hat. Norberg sah jene Vorrichtung bey dem russischen Hüttenherrschaftsbesitzer, der aber nicht nur den Reaumur'schen Ofen vergrößert, und das Stürzen oder Umstülpen desselben durch das höhere Hinaufbringen der Axen möglich gemacht, sondern auch an beiden Seiten Formenvorgerichtet hat. Durch Norberg wurde diese Einrichtung, mit einigen Abänderungen am Gebläse, nach Schweden verpflanzt, wo man auf einer Kanonengießerey des Majors *Silversparre* zu Newequarn in Södermannland Versuche damit angestellt hat, über deren Ausfall ein, dem königl. Bergcollegio zu Stockholm von dem berühmten Directeur Garney abgehalteter Bericht im Auszuge mitgetheilt worden ist, welcher ein günstiges Zeugniß über die Brauchbarkeit des Ofens ablegt. Wiewohl nun Rec. nicht einseht, welchen Vorzug bey Eisengießereyen die in jener Abhandlung mit Genauigkeit beschriebenen Stürzöfen vor den sehr bewährten *Cupulöfen* haben können; und wiewohl ihm auch bekannt ist, daß jene Vorrichtung keinen besonderen Beyfall und keine weitere Nachahmung in Schweden gefunden hat: so wird dennoch dem deutschen eisenhüttenmännischen Publicum vorliegende Übersetzung, bey der man nur leider oft Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks vermisst, nicht ganz unwillkommen seyn. E. a.

**PHYSIK.** Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beschleunigend wirkenden Kraft* abgeleitet von Joh. Jos. Ign. Hoffmann, Prof. d. Physik zu Altschaffenburg, Mitgl. der Departementalgeseßsch. der Wissenschaft. u. Künste zu Mainz. Mit einer Kupfertafel. 1807. 70 S. 8. (8 Gr.) Von Hn. H.'s Talent, mathematische Untersuchun-

gen mit Gründlichkeit und Klarheit zu erläutern, enthält auch die vorliegende Schrift Beweise. Der Vf. fand die Darstellung der Theorie von der gleichförmig beschleunigten Bewegung bey allen anderen Schriftstellern nicht recht gründlich. Die meisten Schriftsteller nämlich nehmen die gleichförmig beschleunigende Kraft als *ununterbrochen* wirkend an, und betrachten gleichwohl die Bewegung so, als ob sie während sehr kleiner Zeittheilen gleichförmig bliebe. Dieses kann aber, bemerkt der Vf., nicht in völliger Strenge mit einander bestehen. Denn wenn die Kraft unaufhörlich wirkt: so ist die Bewegung, selbst während des kleinsten Zeittheilchens, schon beschleuniget. Hr. H. betrachtet daher die Kraft als *unterbrochen* wirkend; die Kraft treibt am Anfange des ersten Zeittheilchens den Körper zur Bewegung an, am Anfange des zweyten Zeittheilchens wird dieser Antrieb mit gleicher Stärke erneuert u. f. w.; daher durchläuft der Körper im ersten Zeittheilchen einen gewissen Theil der GröÙe der Kraft angemessenen Raum, im zweyten Zeittheilchen einen doppelt so großen Raum u. f. w. und die Bewegung bleibt während eines und desselben Zeittheilchens gleichförmig. Es ist bekannt, daß bey einer solchen Kraft der vom Anfange der Bewegung an durchlaufene Raum nicht genau dem Quadrate der verfloßenen Zeit proportional ist, wie man gewöhnlich annimmt; sondern daß dieses Verhältniß nur desto näher Statt findet, je kleiner die Zwischenzeiten zwischen den einzelnen Wirkungen der Kraft sind. Aus diesem Grunde, glaubt Hr. H., sollte man auch nicht so bestimmt behaupten, die Räume seyen dem Quadrate der Zeiten proportional.

Niemand wird leugnen, daß es für den Anfänger sehr gut ist, wenn diese Lehre so eingeleitet wird, da allerdings die Betrachtung der Differentiale ihn verwirren kann; neu aber ist diese Darstellung wohl nicht, und wenn wir nicht sehr irren, so pflegte unter anderen *Lichtenberg* die Lehre von den beschleunigenden Kräften so vorzutragen. Ubrigens ist es so ganz unerlaubt nicht, daß man, auch bey einer stetig wirkenden Kraft, die Bewegung während unendlich kleiner Zeitmomente als gleichförmig betrachtet, gerade so, wie man bey der Rectification der Curven diese als aus geraden Stücken zusammengesetzt ansieht. Dieses ist eine Näherungsmethode und eigentlich (bloß etwas undeutlicher ausgedrückt) gerade das, was Hr. H. haben will; nur mit dem Unterschiede, daß man wegen Kleinheit der Zeitmomente das zweyte Glied in §. 38 wegläßt.

Außer der eigenen Darstellung des Hn. H. findet man hier noch eine Prüfung dessen, was *Hauy*, *Fischer*, *Gren* und *de la Caille* über diese Lehre gesagt haben. Der Abschnitt, welcher hievon handelt, hätte leicht kürzer gefaßt werden können, da die wichtigsten Bemerkungen, die der Vf. hiebey macht, fast einerley bey allen diesen verschiedenen Darstellungen sind. Auffallend ist es, daß Hr. H. gerade diese Schriftsteller auswählte, da man mit eben dem Rechte und hauptsächlich Schriftsteller von so bekannter Gründlichkeit, wie *Euler*, *Karsten*, *Kästner*, hier erwähnt zu finden erwarten könnte. B.

### NEUE AUFLAGEN.

Grätz, b. Tanzer: *Grundbuchslehren oder Abhandlung von der Verfassung der Grundbücher, und von der Ausführung der bey Grundbuchsämtern vorkommenden Geschäfte.* Für angehende Beamte in herrschaftlichen Canzleyen. Von

Cajetan Wanggo, Landgerichts-Verwalter, Ortsrichter und Werbbezirks-Commissär der gräflich Gundacker von Herbersteinischen Herrschaft Eggenberg. 2te verm. Aufl. 1808. 128 S. 8. u. 2 Bogen Tabellen. Fol. (1 Thlr.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) BERLIN, b. Nauck: *Platonis dialogi quatuor, Lyſis, Charmides, Hippias major, Phaedrus*. Annotatione perpetua illustravit Lud. Frid. Heindorf, A. M. Gymnaſii Berolino-Coloniensis Professor. 1802. 371 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 2) Ebendaſelbſt: *Platonis dialogi duo, Gorgias et Theaetetus*, emendavit et annotatione inſtruxit Lud. Frid. Heindorfius. Accedit Auctarium animadverſionum Philippi Buttmanni. 1805. 569 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)
- 3) Ebendaſelbſt: *Platonis dialogi tres, Cratylus, Parmenides, Euthydemus*, em. et ann. inſtr. Lud. Fr. Heindorfius. 1806. 431 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)
- 4) Ebendaſelbſt: *Platonis libri quatuor, Gorgias, Apologia Socratis, Charmides, Hippias major*, ſcholarum in uſum edidit L. F. Heindorf. Praefixa eſt annotatio critica in Apologiam Socratis. 1805. 263 S. 8. (16 Gr.)

Nachdem Hr. Heindorf vor nunmehr 10 Jahren, als die Liebe zur Bearbeitung der platonischen Schriften kaum noch erweckt war, und derſelbe in Deutschland weit iſolirter als jetzo ſtand, durch ſein *ſpecimen coniecturarum in Platonem* (Berlin 1798) ſeine künftigen Bemühungen angekündigt hatte, ſind wir von ihm mit dieſen Ausgaben von zehn Dialogen, welche zum Theil unter ſehr widrigen Umſtänden vollendet wurden, nach und nach erfreut worden; and gewiſs hat er ſich dadurch ein bleibenderes Verdienſt erworben, als wenn er, nach Art mancher rüſtiger Herausgeber oder vielmehr Abdrucker der Alten, ſogleich eine Edition des geſamten Platon beabſichtigt hätte, wozu es damals noch ſo ſehr an Vorarbeiten mangelte, und auch jetzo noch in vielen Stücken bedeutend mangeln dürfte. Nach der während einer Krankheit des Herausg. von Ge. Ludw. Spalding verfaßten Vorrede zum erſten Bande (S. VI) war es deſſelben erſter Zweck, „den Text (welchen er in bequeme Paragraphen abgetheilt) ſo ächt als möglich herzuſtellen,“ der andere aber „die Stellen zu entziffern und zu erläutern, welche einen des Griechiſchen nicht unkundigen, aber im Platon weniger bewanderten Leſer aufhalten könnten.“ Keine von ihm bemerkte Dunkelheit, keine Unzulänglichkeit ſeiner Kunſt oder ſeiner Hülfsmittel ſollte verſchwiegen werden, wenn nur ſeine Redlichkeit und gute Meinung offenbar würde. Und wahrlich, daſs

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

in dieſer Hinſicht durch die humanen Studien die wahre Humanität in des Herausg. Gefinnung übergegangen ſey, leuchtet überall hervor zugleich mit einer ſeltenen Beſcheidenheit, aus welcher eine groſſe Nachgiebigkeit gegen Andere, wie gegen ſeine Freunde Buttmann, Schleiermacher und Spalding entſpringt, ja die ihn bisweilen bis an die Grenzen der Selbſtverkennung und der Geringschätzung ſeiner eigenen Verdienſte führt; eine Krankheit, wozu die Philologen eben ſo ſehr, als zu der entgegengeſetzten der Anmaſſung und Eitelkeit geneigt ſind, und wovor doch einen jeden ein treuer Freund bewahren möge. Daſs alſo eine lobenswürdige Beſonnenheit und Enthaltſamkeit von kühnen oder ſeltſamen Hypotheſen, eine wahrhaft philologiſche Genauigkeit und prunkloſe Einfachheit in ſeinem Commentare ſeyn müſſe, läſſt ſich ſchon daraus abnehmen; nur möchte man ihm als eine Folge des Anſpruchloſen hie und da vielleicht zu viel Nüchternheit und Mangel an Fleiſch und Fülle vorwerfen können. Ubrigens hat natürlich im Allgemeinen jeder folgende Band eine gröſſere Vollkommenheit als der frühere, wiewohl die Form und die allen gemeine gute, aber ſehr kurze, lateiniſche Diction ziemlich dieſelbe bleibt.

Eine vollkommene Ausgabe des Platon muß nicht nur für die Kritik, niedere ſowohl als höhere, für die Spracherklärung und für die Erläuterung aus den gewöhnlich hiſtoriſch-antiquariſchen Notizen das Erforderliche leiſten, ſondern auch die Form, nämlich die äußere, aber auch die tiefer liegende innere, wir meinen den groſſen Zusammenhang des Ganzen, und endlich die Doctrin berücksichtigen; dieſen anderen Theil würden wir die *philophiſche Erklärung* nennen, wäre nicht zu beſorgen, man möchte darunter nicht eine unverfälſchte, ſelbſtſtändige Darlegung der Lehre, ſondern jenen ekelhaften Wuſt ſeichter Bekrittelung und Vergleichung mit allerley Systemen verſtehen, welcher in philologiſche Commentare neuerlich nur von urtheilsloſen und verſchrobenen Köpfen gebracht worden iſt, die im Bewußtſeyn ihrer philologiſchen Armſeligkeit, eben durch ihn ſich und andere entſchädigen wollten. Soll aber die Philologie, auf welche der Spruch, *unſer Wiſſen iſt Stückwerk*, im eigentliſten Sinne angewandt werden kann, von den höchſten Forderungen ſo wenig nachlaſſen, daſs ſie die Löſung der ganzen Aufgabe, wozu die vielſeitigſte und umfaſſendſte Kenntniſs des Alterthums gehört, von einem Einzigen verlangte? Wie viele der Alterthumsforſcher ſind dann in der kritiſch-grammatiſchen und anti-



quarischen Gelehrsamkeit, und zugleich in dem Verstehen philosophischer Kunstwerke und in der Geschichte der Philosophie gleich ausgezeichnet? Muß die Philologie nicht vielmehr jeden Beytrag zur Vollendung des Ganzen mit Dank annehmen, und froh seyn, wenn dieses, ob es gleich nicht in Einem vorhanden ist, durch mehrere allmählich hervorgebracht wird? Die Kritik weise also jeder einseitigen Bestrebung dieser Art ihren wahren Standpunct an, zeige auf, was durch dieselbe für das Ganze gewonnen, und was um des Einseitigen willen verloren gegangen ist; aber sie ehre jene um so mehr, je weniger die Bestrebung die entgegengesetzte, in ihrer Art gleichfalls vortreffliche, zu beeinträchtigen sucht. Dieses ist der Fall bey Hn. H., dessen Talent auf jenem ersten Felde des Kritischen und Antiquarischen, im Besonderen und Einzelnen hervorsticht, wobey er jedoch so weit entfernt ist, Schleiermachers Verdienste anderer Art nicht anzuerkennen, daß er sich vielmehr so über ihn ausläßt (zum Parmenides S. 236): „*Vir praestantissimus, cui plus aliquando Plato debebit, quam omnibus, quotquot et sunt et erunt, philologis. Nam dum ille ipsa philosophiae Platonicae penetralia aperit, nos in syllabis apicibusque haeremus.*“

Eine andere Bemerkung über die philologischen Commentare sey uns noch vergönnt. Einige Alterthumskundige lassen ihre Bemerkungen über einen Schriftsteller, zu dessen Verständniß sie ursprünglich das Mittel seyn sollten, zuletzt zum Zwecke werden, indem sie dieselben mit vieler Liebe, aber über die Grenzen einer gewöhnlichen Erklärung ausbilden, und ohne Rücksicht auf ihren Autor alles, was sie eben jetzo interessiert, unterstecken, so daß nicht selten an sich unbedeutende Schriftsteller durch sie bedeutend geworden sind. Dahin gehören mehr oder weniger die Commentare eines Casaubonus, Salmasius, Ezech. Spanheim, Valckenaer, Dorville u. a., deren Schriften eben dadurch Repertorien der classischen Gelehrsamkeit geworden sind, gleich vorzüglich an Fülle und großentheils meisterhafter Begründung der Gegenstände. Andere hingegen, welche zum Theil sehr bedeutsam *commentatores perpetui* heißen könnten, weil sie nie mit Herausgeben fertig werden, halten sich genau dabey, ihren Anmerkungen wenig selbstständigen Werth zu geben, sondern sie nur zum Verständniß der herrlichsten Classiker auszuspenden, und fallen so häufig in den Vorwurf der Seichtigkeit und Mattigkeit. Zwischen beiden Gattungen giebt es aber eine schöne Mitte, in der die Vorzüge beider ohne ihre Fehler so viel möglich verbunden worden sind: wovon F. A. Wolfs Commentar über Demosthenes *Leptineus* ein treffendes Beyspiel ist; die Heindorffschen Erläuterungen dürften nur mit weniger Bescheidenheit und nicht so fragmentarisch geschrieben seyn, um dieser Mitte näher zu kommen, als sie schon wirklich sind. Vieles hat Hr. H. gewiß der Kürze wegen liegen gelassen, und wir sind nicht gesonnen, ihm dieses nachzutragen; so wenig als hier das, was seit der Herausgabe dieser Dialoge Neues über dieselben gesagt

worden ist, aufgesammelt werden soll: vielmehr wollen wir nur den Charakter seiner Commentare darstellen, und an einigem nicht Bekannten beyspielsweise zeigen, was hie und da zu thun übrig seyn möchte. Vieles, was in dem ersten Bande nicht richtig ist, weiß er ohne Zweifel bey weitem besser, als irgend Jemand, zu verbessern; unbillig wäre es, ihm alte Versehen vorzuwerfen; vieles zu dem ganzen Werke findet sich auch von ihm und Schleiermacher in des Letzteren Anmerkungen zu seiner Übersetzung berichtigt, so daß sie zum Theil die Stelle einer Kritik vertreten.

*Neue Quellen des Textes* hat Hr. H. bey dem Phaedros nicht benutzt, außer eine pariser Handschrift des Stobaios, welche ihm von J. G. Schneider mitgetheilt worden war. Nebst diesem und Henr. Stephanus Notizen gewährte ihm der schon bekannt gewesene Cod. Vindobonensis einige Hülfe. Im Gorgias aber hatte er aus Routh's und Findeisen's Vorarbeiten die vier Mss. Regius, Bodleianus, Augustanus und Meermannianus, durch deren verständige Benutzung der Text viel gewonnen hat. Im Kratylus gebrauchte er die ebenfalls von dem uneigennütigen Schneider ihm mitgetheilte Collation einer vortrefflichen gudianischen Handschrift aus der wolffenbüttelschen Bibliothek No. 44, woraus eine unzählige Menge Stellen hergestellt worden sind; denn von sehr geringem Belange sind die *Eclogae ex Procli Scholl. Mss. in Plat. Cratyl.*, welche er von F. A. Wolf erhalten hatte. Im Parmenides ist der von den Zweybrückern verglichene Cod. Tubingensis, im Enthydemos die von Routh verglichene pariser Handschrift gebraucht. Bey dem Parmenides konnte noch Jo. Guil. Thompson's Ausgabe (Lond. 1728. 8.) benutzt werden, worin Hr. H. wenigstens einige, wenn auch meist unbedeutende Lesarten aus einem Commentar des Proklos und aus Damaskios *περί ἀρχῶν* gefunden haben würde. Die alten Ausgaben sind wohl schwerlich vollständig neu verglichen, und wie wenig diese Arbeit belohnend ist, wissen wir aus Erfahrung, sondern meistens scheint nur die Collation der Zweybrücker Herausgeber berücksichtigt zu seyn. Cornar's Übersetzung ist besonders bey dem ersten Bande sorgfältig benutzt; Ficini's Übersetzung wird oft citirt, aber nicht die ächte, vor der ersten griechischen Ausgabe aus Handschriften gemachte; von dieser giebt es vorzüglich drey Ausgaben: Florenz. 4. um das Jahr 1482 (nach einer von Wolf uns mitgetheilten Notiz); dann Venedig. 1491. fol. und Paris 1518. fol., welche beiden vor uns liegen; sondern nur die von den Zweybrückern abgedruckte, durch Simon Grynaeus der gewöhnlichen Lesart angepaßte. Hr. H. wird dieses gewiß in Zukunft verbessern, da nur jener ächte Ficinus die Stelle einer Handschrift vertreten kann. Wiewohl nun kein Billiger und Verständiger verkennen kann, wie großen Nutzen bey so kleinen Hülfsmitteln die Heindorffsche Kritik dem platonischen Texte gebracht hat: so haben wir doch häufig gehört, daß man dem Herausgeber den Vorwurf mache, zu wenig Handschriftliches benutzt zu haben, ungeach-

set dieses gewiß nicht der Fall seyn würde, hätte ihm Mehreres zu Gebote gestanden. Allein diejenigen, welche sich Wunder einbilden, wenn sie aus den Manuscripten einige Abbreviaturen erlernt haben, woraus sie etwa eine Stelle besser als ein H. verbessern können, mögen doch wiederum bedenken, ob sie denn mit allen ihren schätzbaren Schätzen so viel, als er, leisten würden bey einem Platon, wo durch genaue und specielle Kenntniß des so oft wiederkehrenden Sprachgebrauches, durch ausgebreitete Kenntniß seiner Lehre, durch tiefes Eindringen in den Ideengang und Zusammenhang des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile, und durch eine tüchtige Divinations- und Combinations-Gabe auf eine für den Geist weit fruchtbarere und in ihrer Art genialere Weise gar vieles gewonnen werden kann, was aus keiner Handschrift gewonnen wird. Ob wir also gleich die Manuscripte und die dadurch allein zu erlangende diplomatische Sicherheit und Reinigkeit des Textes, selbst da, wo sie weder für Grammatik noch Sachen von Nutzen ist, als ein der Philologie würdiges Bestreben hochachten: so können wir doch nicht umhin, solche Tadler an die Worte des Faust zu verweisen:

Das (pariser) Pergament ist das der heil'ge Bronnen.

Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt?

Freylich aber, je weniger dem Herausgeber Ungedrucktes zu benutzen vergönnt war, desto mehr mußte er alles Bekanntgemachte aufsuchen, was ohnehin in so mancher anderer Hinsicht belohnend werden kann; auch wird man im *Phädras* besonders, ausser den platonische Stellen so oft ausschreibenden Kirchenschriftstellern, *Clemens von Alexandria* und *Eusebios*, und dem *Stobaios*, öfters den *Dionysios von Halikarnass*, *Galenus*, *Plutarchus*, *Makrobios*, *Proklos* u. a. angeführt finden; allein diese, besonders der Letzte, sind nicht vollständig benutzt, und viele andere, *Porphyrios*, *Plotinos*, *Simplicius*, *So. Philoponos*, werden sowohl für Erklärung als Kritik vernachlässiget, ungeachtet sie zu Beidem so viel enthalten für den, welcher sie verständig zu benutzen weiß, und ihre Stellen, selbst wo sie wenig nützen, doch einmal vollständig zusammengebracht werden müssen. Wir haben daher zu dem Herausgeber das gegründete Vertrauen, er werde bey künftigen Bearbeitungen auch darauf seinen Fleiß verwenden.

Was die *grammatische Kritik* betrifft: so mußten vor allen Dingen alle Solécismen aus der Rede gebracht werden, z. B. wenn *ἄνω* noch irgendwo mit dem *Conjunctiv* des ersten Aoristus *Activi* oder *Medii* steht, wenn *εὖρος* statt *εὐρύ* vom Raume gebraucht ist (s. zum *Lysis* Z. 1), wobey natürlich die besten Zeugnisse der Alten, oder die Anmerkungen der Neueren zu Rathe gezogen werden. Hieher gehören auch gewisse orthographische Kleinigkeiten, besonders die dialectischen Eigenheiten, wie ob man *οὐν* oder *ζὺν* schreiben müsse, in welchen Dingen, die mit der größten Vorsicht zu behandeln sind, Hr. H. ein lobenswürdiges *ἰνέχεν* beobachtet; nur an

dieses bisweilen in offenbare Inconsequenz aus, weil er fast superstitiös sich an Zeugnisse der Bücher halten will, die doch, sobald höhere Gründe obwalten, in solchen Dingen gar nicht gehört werden dürfen. So schreibt er bald *γίγνομαι*, bald *γίνομαι* und dgl., da das erstere nun als das in den alten Zeiten ächte allgemein anerkannt ist. Auf die Aussage der Bücher hin setzt er Theätet. §. 100 die attische Form *προκαλῆ* statt *προκαλῆ*, läßt diese §. 128, auch §. 142 setzt er sie in der contrahirten Form *ἀποκρίνῃ*, vertheidiget sich aber zum Theätet S. 326, daß er diesen Atticismus nicht überall hergestellt; denn, sagt er: „non amsim ego multis millibus locorum scripturam sine librorum auctoritate novare, neque in talibus hodie nobis licitum arbitror, quod licuit olim Alexandrinis illis scriptorum veterum διασκευασταῖς“, ohne zu bedenken, daß in dergleichen gar keine Duplicität des Gebrauches möglich ist, daß, je mehr Codd. verglichen werden, an desto mehr Stellen die Endung *αι* statt *η* in der 2. pers. ind. pass. und med. hergestellt werden müssen (wir erinnern nur an den von dem Engländer *Clarke* in Patmos aufgefundenen von Johann dem Kalligraphen), daß die älteren Mss., besonders diese Form haben, daß sie also sicher ehemals allgemein war in den Büchern des Platon und Xenophon, so gut als der Tragiker. Hierin war also nicht von *Fischer* abzugehen, dem ohne hin von dem wenigen Guten nichts entzogen werden darf, wenn er noch etwas behalten soll. Eben so würden wir in der 3. pers. plusquamperf. act. und med. statt der Endung *αι* überall *η* setzen, wie dieses nach *Heraclides Ponticus* und dem Stoiker *Panätius* bey Eustath. z. Od. Ψ. p. 1496, überall war in den ältesten Mss. des Platon; dieses Zeugniß ist besser, als aller Handschriften Aussage, indem es sogar über die alexandrinische Zeit hinausgeht. Ähnlich ist der Fall mit dem Worte *ῥάλασσα*. *Aelius Dionysius* bey Eustath. z. Iliad. K. p. 813 behauptet, *ῥάλαττα* käme nie vor in den Tragikern, im Thukydides und Platon, und von jenen und dem Thukydides, welche zur alten Attis gehören, ist dieses auch so auffallend nicht, als von Platon; indess scheint doch dem Herausgeber (zum Euthydem S. 326) Hemsterhuis auf dieses Zeugniß zu viel zu geben; aber doch wagt er es wiederum nicht, für das Entgegengesetzte sich zu entscheiden. Wir zweifeln nicht, daß *Dionysios* seine wohlbedachten Gründe zu jener Behauptung hatte, und daß die Form *ῥάλαττα* nur von verwirrigen Neuerern herrühre, welche von der Idee ausgingen, daß Platon, wie bekannt, zu der neuen Attis gehöre: haben sie doch diese Form selbst in den antiken Thukydides hinübergeschleppt (s. die Varianten I, 13 und I, 26), wohin sie sicher nicht gebracht werden darf; und finden sich doch von der Form *ῥάλασσα* in den platonischen Werken selbst noch mehrere Spuren, wie Euthyd. §. 22 in der gewöhnlichen Lesart, welche Hr. H. mit Recht nicht vertauscht hat mit dem *ῥάλαττης* der Bas. 2; ferner im *Phädon* S. 109 B. im *Origines* und cod. Zittau. bey *Rudolph. Comm. soc. philol. Lips.* Vol. IV.

IP. I, S. 97. und auch Phädon S. 109. C. im Stobäos und *cod. Aug.*, so wie Tim. S. 22. E. bey *Clem. Alex. Stromm.* I, S. 649. Auch in Rückficht der *Accentuation* ist der Herausgeber nicht ganz consequent gewesen; wovon wir, um von *Emcliticiis* und anderen bekannten Dingen nicht zu reden, nur ein jetzt wenig mehr bekanntes Beyspiel anführen wollen. Im Phaedr. §. 145 steht: *καὶ οὐδὲν γὰρ ἀπο τρόπου*, welches nur ein aus den früheren Ausgaben fortgepflanztes Versehen zu seyn scheint, wenn man im zweyten Bande sieht, daß Hr. H. überall *ἀπὸ τρόπου* und *ἀπὸ σκοποῦ* schreibt, gegen alle Autorität sowohl der Grammatiker als der Handschriften und Ausgaben (s. *Schäfers Melett.* S. 51). In allen Stellen, welche Hr. H. zum Theätet. S. 412 und 286 aus Platon anführt, und mit diesem neumodischen Accente bezeichnet, stand vor ihm im alten Text jenes ächte *ἀπο σκοποῦ, ἀπο τρόπου*, nämlich Rep. V, S. 470. B. Theätet. S. 143. C. S. 179. C., und wir sind sehr begierig zu wissen, welche sicherlich starken Gründe den auf die Accente viel gebenden homerischen Kritiker bewogen haben, in den beiden letzten Ausgaben das alte *οὐδ' ἀπο δόξης* Odyss. A, 343 und Iliad. K, 324, zu verbannen. Von dem ionischen Sänger wollen wir nicht reden; aber was die gewöhnliche attische Aussprache betrifft, so verwerfe man diese Bemerkung ja nicht; auf diese Art verloren sich aus unserer Sprachkenntniß nach und nach eine ganze Anzahl der feinsten Observationen; möchte diese vielmehr ein *Buttmann* mit fleißiger und scharfer grammatischer Kritik sammeln und der Vergessenheit entreißen!

Übrigens haben, sowohl in Rückficht der Emissionen, als des anderen, die Bearbeitungen der einzelnen Dialoge jede ihre besondern Vorzüge; im *Gorgias* ist der Conjecturalkritik weniger Raum gelassen, wegen der ansehnlichen Collationen; im *Theätet* hat Hr. H. besonders viel gethan, so wie im *Kratylos*; im *Parmenides* zeigt sich, daß der Herausgeber in den dialektischen Gang des Gespräches tief eingedrungen ist, und wir wünschen, daß er gleiches Glück und gleiche Beharrlichkeit bey den übrigen dialektischen Gesprächen behalten möge, und daß sein Freund *Schleiermacher* ihn auch bey diesen, wie im *Parmenides*, thätigst unterstütze. Selten setzt er aus bloßer Vermuthung, ohne äußeres Zeugniß, Lesarten in den Text, und hier übertreibt er fast die Bescheidenheit wieder; dieß gilt sogar von Lesarten, welche in Mss. gefunden werden; jedoch wird auch hier der rechte Kenner oft sehen, daß Hn. H's. feiner Tact und Ansicht es gerade waren, welche ihm

diese Zurückhaltung eingaben. So ist im Gorg. §. 64 *Schleiermachers* Conjectur, *ὁμῶς δὲ ὑπόμνησόν με μικρόν, εἰ, εἰν ἀδικῶν ἐπιβουλεύει τυραννίδι, εἴπης*, zwar gelobt, aber doch nicht in den Text aufgenommen worden; Mancher würde sie wohl gleich hineinssetzen; der Geübtere weiß, daß jenes *εἰ* oft ausgelassen wird, und hilft durch das einzige Komma nach *τυραννίδι* und ein Fragzeichen nach *εἴπης*: „Aber doch erinnere mich, meinstest du, wenn er unrechtmäßig nach der Tyrannis trachtend (dies erleidet)?“ Wo nicht nöthig ist zu sagen: „ob du meinstest;“ welches Hr. H. auch selbst anderswo erläutert hat. Bisweilen gesteht er auch gar offenherzig, wo ihm seine Kritik nicht hinreichend dünke, wie Phaedr. §. 75 bey *αἰσθήσει*, welcher Stelle wir einen tüchtigen Verbesserer wünschen, aber keinen Conjecturmacher. Die Verbesserungen selbst sind nicht auf Gerathewohl versuchte; sondern im Allgemeinen wird man nur da welche finden, wo sie durch bedeutende Schwierigkeiten in Sinn und Sprache nothwendig gemacht werden. Hier weiß des Herausgebers Scharfsinn nicht nur aus dem Zusammenhange das Schickliche zu errathen; sondern ihm kommt auch eine feine, aus reichlicher Kenntniß geschöpfte Combination ähnlicher platonischer Stellen zu Hülfe; und man erkennt überall, wie hier nichts mit leichtfertiger Sorglosigkeit hingeworfen; sondern durch Fleiß und Meditation gefunden, und fortgebildet ist: so konnte er denn alles auch mit einer hinreichenden Zahl beweisender Stellen belegen; wie es keinem tumultuarischen Arbeiter vergönnt ist. Im Vortrage ist er kurz; Einfachheit und Klarheit, und Unumwundenheit der Gründe ist in seinen kritischen Anmerkungen; die allseitige Dialektik eines *Bentley* ist weder eines Jeden Sache, noch paßt sie aller Orten hin. Dasselbige gilt auch von der Beurtheilung der Varianten; nur einige sind ausgelassen; die wir nicht geglaubt hätten zu vermissen. (S. unten.) Sollten wir aber aus der großen Fülle des Trefflichen Einzelnes herausheben, um auf das Übrige dadurch nur einen Schatten zu werfen? Ein geistreicher Mann hat, im Scherze freylich, zweyerley Arten zu recensiren vorgeschlagen, die eine, nur das Schlechte herauszunehmen, unter der Voraussetzung, daß alles andere gut sey; die andere, das Gute allein anzuzeigen: wir wollen dieß hier im Ernst anwenden, und so gehen wir den kürzern Weg, wenn wir Eignes, was nicht vollendet ist, anzeigen; denn nur Beyspiele, keine erschöpfende Behandlung, kann man von einer solchen Kritik fordern.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

**LAZARISCHE SPRACHKUNDE.** Breslau, b. Groß u. Barth und b. Barth jun.: *Grammatik der lateinischen Sprache.* Herausgegeben von Karl Fr. Etzler, Prof. und erstem Coll. am Elisabeth. Gymnas. zu Breslau. 1804. 181 8. 8. (14 Gr.) Des Vf. hat sich über die Herausgabe dieser Grammatik nicht erklärt, sondern verweist den Leser auf den zweyten Theil seiner Methodik des wissenschaftlichen Unterrichts. Rec., der dieses Buch nicht bey der Hand hat, findet im Wesentlichen nichts, wodurch sich die *Etzlersche Grammatik* vor der *Schellerschen* und *Bröderschen*, die für Schulen immer noch die brauchbarsten sind, auszeichnet. Jedoch sind die einzelnen

Abschnitte in einer lichtvollen Ordnung abgehandelt, und mehrere schwierige grammatische Begriffe mit Klarheit entwickelt worden. Warum der Vf. mit den älteren Sprachlehrern den Infinitivus als Modus betrachtet, ist Rec. nicht einleuchtend. Es giebt für das Verhältniß einer dargestellten Substanz zum darstellenden Subject nur drey Formen: die Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit, also sind auch nur drey Modi: Indicativ, Coniunctiv, Imperativ. Die höheren Classen gelehrter Schulen, welche bereits einen grammatischen *Curſus* durchgemacht haben, werden von dieſem Lehrbuche einen vortheilhaften Gebrauch machen können.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JULIUS, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

von

Heindorffs Bearbeitung des Platon.

Die große Kenntniß des platonischen Sprachgebrauchs kommt dem Herausg. in allen Verbesserungen ganz besonders zu Hülfe; ob ihn aber nicht eben darum vielleicht seine Kunst in der Rede des *Lyfias* im *Phädras*, die ein wahres Kreuz für Kritik und Erklärung ist, etwas verlassen hat? In dieser lesen wir §. 13: Εἰκός ἐστι τοὺς μὲν ἐρῶντας, οὕτως αὖ αἰόμενους καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων ζηλοῦσθαι, ὥσπερ αὐτοὺς ἡφ' αὐτῶν ἐπαρθῆναι τῷ λέγειν, καὶ φιλοτιμολογούμενους ἐπιδείκνυσθαι πρὸς ἅπαντας, ὅτι οὐκ ἄλλως αὐτοῖς πεπνυγται. Hier sehe doch der Herausg., ob bei seiner Verbesserung nicht diese vorzuziehen, ἐπαρθῆναι τοῦτο λέγειν, auf welches τοῦτο sich das folgende ὅτι bezieht, wie §. 22: καὶ τοῦτο ἐγὼ ἐπαθὼν διὰ σέ, ὦ Φαῖδρε, πρὸς σέ ἀποβλέπων, ὅτι ἡμοὶ ἔδοκεῖς γάννυσθαι; die Infinitive λέγειν aber and ἐπιδείκνυσθαι hängen unmittelbar von ἐπαρθῆναι ab, welches rednerische Sprache ist (s. *Sluiter* *Lecht. Andocid.* S. 191), aber auch speciell Sprache des *Lyfias*. *Apol. p. caed. Eratosth.* S. 41, T. v. *Orr.* *Reisk.*: τοὺς κλέπτας ἐπαρεῖτε φάσκων μοιχοὺς εἶναι. *De Mantith.* p. 585: τίς οὐκ αὖ ἐπαρθεῖν πρᾶττειν καὶ λέγειν ὑπὲρ τῆς πάλης; Bald hernach, §. 20, meint *Lyfias*, nicht dem Liebenden, sondern dem Nichtliebenden müsse ein schöner Knabe seine Gunstbezeugungen gönnen, auch nicht allein dem Liebenden, sondern dem Würdigen, οὐδὲ ὅσοι τῆς σῆς ὥρας ἀπολαύσονται, ἀλλὰ οἵτινες πρεσβυτέρῳ γενομένῳ τῶν σφετέρων ἀγαθῶν μεταδώσουσιν, und weiter unten, οὐδὲ οἵτινες παυόμενοι τῆς ἐπιθυμίας ἔχρας πρόφασιν ζητήσουσιν, ἀλλ' οἱ παυσάμενοι τῆς ὥρας τότε τὴν αὐτῶν ἀρετὴν ἐπιδείξονται. Statt des unstatthaften παυσάμενοι schlägt Hr. H. mancherley vor, zuletzt aber meint er: *Itaque tunc sit dubito, quin Plato scripserit ἀπαλαυάμενοι τῆς ὥρας, quod optime respondet prioribus illis, οὐδὲ ὅσοι τῆς σῆς ὥρας ἀπολαύσονται.* Den Sinn hat er gewiß getroffen, dafs aber jener Aorist vom Medium gar nicht gebraucht wird, weifs er jetzt wohl selber. Man mufs lesen, ἐπαυράμενοι τῆς ὥρας, d. i. *επαυράμενοι*; das Wort ist nicht blofs homerisch; auch *Herodot* VII, 158 hat ἐπαυράσεις, *Thucyd.* II, 33 τὰς ἐπαυράσεις, wo der Scholiast hinzusetzt, τὰς ἀπολαύσεις καὶ ἡδυπαθείας; auch die Redner haben es, wie *Andocides de redditu* p. 75. T. IV. *Orr.* §. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

*Reisk.*: εἴτι ὑμᾶς χρὴ ἀγαθὸν ἐμοῦ ἐπαύρεσθαι. So führt *Suidas* an: ἐπαύρασθαι τῆς χλιδῆς, und, *Φεῦγε φιλοσοφίαν, οὐ γὰρ σοὶ θέμις ἐπαύρασθαι αὐτῆς*, (aus einer Schrift gegen *Klearchos* von *Soli*.) und et erklärt es ἀπολαῦσαι. Auch aus der philosophischen Terminologie dürfte bisweilen noch etwas zu emendiren seyn, wie *Phaedr.* §. 63, statt ἐκ τῶνδε vielmehr zu schreiben ἐκ τῶν τῆδε, wie §. 64, ἐν τοῖς τῆδε ὁμοιώμασιν, welchen τάκεῖ entgegen gesetzt werden. Τὰ τῆδε sind die αἰσθητά, wie bey *Scho-liast. Plat. Ruhn.* S. 63: ἡ περίοδος ἡ ἀπὸ τοῦ νοητοῦ ἐπὶ τὰ τῆδε, vrgl. *Olympiodor. Comm. Ms. in Phaedon. Fragm. XVII. Prokl. Comm. Ms. in Parmen.* b. *Thompson* S. 13 und überall. Sehr oft hat Hr. H. durch unbedeutende Änderungen der platonischen Rede ihre eigenthümliche Schönheit wiedergegeben; gewünscht hätten wir, dafs dies auch *Phädr.* §. 147 geschehen wäre: οὐκοῦν εὐξαμένῳ πρέπει τοῖςδε πορεύεσθαι; wo man durch den Dual und Veränderung eines einzigen Accentus so viel gewinnt: οὐκοῦν εὐξαμένῳ πρέπει — denn auch mit dem Accusativ und Infinitiv kommt πρέπει vor, wie *Isokr.* *Eug.* S. 191. C.: δοκεῖ μοι πρέπειν καὶ ἐμὲ τῶν ἄλλων ἀνεκα διελθεῖν, περὶ αὐτῶν. Bisweilen hat er grammatische Kleinigkeiten übrig gelassen, wie *Phaedr.* §. III: Βασιλικοὶ μὲν ἄνδρες, οὐ μὲν δὲ ἐπιστήμονες γε ὧν ἐρωτᾶς. L. οὐ μέντοι. S. *Viger.* S. 336 und andere. Auch hat er sich umgekehrt wieder durch einseitige Observation zu falschen Änderungen verleiten lassen, wie *Kratyl.* §. 24, wo nach einem langen Satze, der mit ὥσπερ beginnt, endlich in der Apodosis οὕτω δὲ folgt, Hr. H. aber aus §. 88 οὕτω δὲ schreibt; dergleichen zu §. 89, wo wieder οὕτω δὲ ist, behauptet er, man müsse hier überall δὲ schreiben: eine so unrichtige Behauptung, dafs wir sie vielmehr umdrehen, und fodern, überall δὲ zu schreiben, wie *Legg.* I, S. 628. D., ὡσαύτως δὲ, *Protag.* S. 326. D. S. 328. A. *Min.* S. 313. A. B. *Sophist.* S. 258. C. *Xenophon. Sympos.* II, 25 (wo falsch δὲ im *Athenaeos*), auch *Sophokl. Trachin.* 112, und danach corrigire man im *Kratylos* und in zwey Stellen des *Protagoras* S. 313. B., und S. 318. C., δὲ für δὴ; der Fall richtet sich nach der Analogie des δὲ im Nachsatze, insbesondere bey einem Pronomen, z. B. *Legg.* II, S. 655. E. οἱ δ' αὖν — *εὐμβάινη*, — οὗτοι δὲ, wo Hr. *Stephanus* ebenfalls fälschlich δὲ setzt. Manchmal möchte wohl nur anders construiert werden dürfen, um Änderungen zu umgehen, wie *Phaedr.* §. 34: τασούτων κακῶν — ἐραστὴν ἐρωμένῳ ἀνάγκη γιγνομένων τε καὶ φύσει ἐνόντων τῶν μὲν ἡδεσθαι, τὰ δὲ παρασκευάζειν, wo der Herausgeber gewiss unrichtig emendirt

A a

τοῖς μὲν. Man interpungire vor γιγνομένων, und nach τῶν μὲν, und schliesse die Worte so zusammen: τῶν μὲν γιγνομένων καὶ φύσει ἐόντων, ἡδυσθαι, τὰ δὲ παρασκευάζειν, „wenn er einige von Natur hat, oder sie in ihm entstehen, sich freuen, andere aber ihm noch anbilden;“ τοῖς μὲν gäbe einen ganz verkehrten Sinn, indem man nun glauben müßte, die erst anzubildenden Übel gehörten auch unter diejenigen, welche der Liebling von Natur schon an sich hätte: dafs aber τῶν μὲν so weit nachgesetzt wird, ist gar nicht auffallend, da die Griechen Correlata so nahe als möglich zusammen zu setzen pflegen.

Was eine andere Art der niedern Kritik betrifft, wodurch sie sich an die höhere anschliesst, wir meinen die Aufspürung von *Glossen*: so mufs dieselbe in den platonischen Schriften mit grösster Vorsicht angewendet werden, indem diese von Zusätzen ziemlich rein erhalten sind, und gar vieles vorkommt, was nur demjenigen als Glossen erscheint, der keine hinreichend ausgebreitete Kenntniss des platonischen Styles hat, bey tieferem Eindringen aber als ächt erkannt wird; manches nachlässig Hingeworfene, manches überflüssig Erläuternde, manche Wiederholung sogar findet sich, die man vergebens für eingeschoben halten würde: von der Möglichkeit also, es möchte etwas ein Glossen seyn, bis zu der Wirklichkeit und Überzeugung, ist hier ein weiter Weg. Auch Hr. H. ist wohl nicht immer damit glücklich gewesen; wie wir Phädr. §. 107, nach Austilgung des εἰωθότων, die Rede für gar nüchtern halten; die Fülle der platonischen Sprache setzt oft etwas Entbehrliches, wohin jenes οὐλὰς gehört, Gorg. §. 169, welches Schäfer Melett. S. 101 weitläufig genug vertheidigt. Auch Gorg. §. 173 halten wir die angefochtenen Worte für vollkommen ächt, wenn sie auch im Raisonement und Zusammenhange nicht nothwendig gegründet sind; sie werden hinlänglich geschützt durch die alte Nachahmung, Min. S. 319. D. und Proklos zur Rep. S. 396. Aber gewifs mit Recht stimmt zum Phädr. §. 95 Hr. H. der Schleiermacherschen Vermuthung bey, nach welcher der ganze Spruch des Lacedämoners durch eine vortreffliche Kritik für eingeschoben erklärt wird.

Da übrigens das Urtheil über Stellen und Lesarten, besonders aber über grössere Parthien, welche verdächtig scheinen könnten, genau damit zusammenhängt, dafs man den wahren Verfasser eines jeden Buches kenne: so drängt sich uns, als höchst wichtig für die Beurtheilung der Heindorfschen Schriften, unwillkürlich die Frage auf, ob der Herausgeber auch eine klare und deutliche Einsicht hatte in die Kritik des Ächten und Unächtens, ob er im Platon darnach geforscht, was als untergeschoben zu verwerfen sey, ob er also immer aus ächt platonischen Quellen geschöpft, oder hierin bedeutende Mißgriffe gethan, endlich ob er vielleicht gar offenbar unächte Dialoge bearbeitet und wie platonische behandelt habe; welches in der That seinem Verdienste einen nicht geringen Abbruch thun würde. Wir freuen uns, sagen zu können, dafs wir be-

merkt haben, Hr. H. verwerfe in diesen Ausgaben mit uns dieselben Gespräche ganz, und mit völliger Bestimmtheit (denn von Zweifeln und bedingten Verwerfungsurtheilen ist nicht die Rede hier): nämlich ausser den anerkannt falschen noch den *Alcibiades II.* (zum Lyfis S. 22) und den *Theages* (zum Lyfis S. 5, zum Phädr. S. 220), und von diesem hat er es unseres Wissens zuerst behauptet; wenigstens ist er der erste, der es öffentlich geäußert hat. Von den übrigen spricht er nicht; aber dafs er auch den *Minos*, den *Hipparchos*, die *Eraften* für untergeschoben hält, beweist die Vermeidung derselben im Citiren; nur die *Epinomis* führt er öfters an, wiewohl wir daraus nicht schliessen dürfen, dafs er diese, ihrem Geiste nach sonst vortreffliche Schrift, deshalb auch für eine Arbeit des Platon mit Sicherheit gehalten habe: wir wenigstens würden es für grosse Pedanterey achten, wenn man sie eines solchen Zweifels wegen, in Rücksicht des Sprachgebrauches, ganz vernachlässigen wollte. Die in unseren Zeiten mit vielem Eifer und Scharfsinn, besonders in Deutschland, geübte höhere Kritik ist der Alterthumskunde sehr erspriesslich gewesen, und wird es gewifs immer bleiben, wenn sie mit gründlicher Erforschung des Einzelnen, wie mit einem allgemeinen Überblick, von tief eindringenden und bestimmt sondernden Geistern, mit ächter philologischer Erfindungsgabe, mit Mässigung und Besonnenheit gehandhabt wird. Solche werden, ehe sie ein gefährliches Verdammungs-urtheil sprechen, von allen Seiten die Momente bedachtsam abwägen; sie werden im Platon insbesondere nicht allein auf die Lehre, sondern auf die Form, auf Fortschritt und Verbindung der Ideen, auf das äussere Beywerk des Dialogs sehen, die Sprache jedes Buches prüfen, und besonders durch unverkennbare Nachahmungen des Platon, zu deren Unterscheidung aber von zufälligen Ähnlichkeiten ein sehr feiner Tact gehört, zu überzeugen suchen. Fällt hingegen das Urtheil in die Hände der Leichtfertigen und Unbedonnenen, die ohne specielle Ergründung in jedem Theile der Literatur nur die höchsten Blüten pflücken wollen, ihre Freude darin finden, mit allgemeinen philosophisch - ästhetischen Formeln und Floskeln zu spielen, und mit der Trägheit die Annahme verbinden, oder in die Hände sonst vortrefflicher, aber in diesem Felde ungeübter Männer: so kommt jene, mit dem Scheine der Gründlichkeit äusserlich angethane, innerlich hohle Kritik heraus, von deren Anwendung im Platon neuerlich Hr. Fr. Aß in den beiden ersten Heften seiner *Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst* glänzende Beispiele geliefert hat; eine Erscheinung, die wir füglich übergehen könnten: befänden sich nicht unter den unglücklichen Verbannten auch zwey Heindorfsche Schöne, der jugendliche *Lyfis*, und der lieblich blühende *Charimides*. Mit so leichtsinnigen Argumenten liesse sich alles Ächte unächt, und alles Unächte ächt machen. Will man ein solches Urtheil aussprechen, so mufs man anders überzeugende Beweise vorbringen; dadurch, „dafs ein Jeder seine Überzeugung offen an den Tag legt,“ ohne dafs der die gewöhnliche Mei-

nang angreifende Theil tüchtige Gründe aufzeigt, wird nicht das Mindeste gewonnen, als Verwirrung in der Wissenschaft. Sollen aber das etwa tüchtige Beweise seyn, was der genannte Gelehrte gegen die herrliche *Apologie* in den *Comm. Soc. philol. Lips.* Vol. IV. P. I sagt, wo er dazu noch recht sicher zu gehen glaubt, „da er auch aus dem Einzelnen der Schrift hergenommene Gründe hat“ (*Zeitschr.* I, 2. S. 93)? Zuerst verkennt er die Vielseitigkeit des platonischen Charakters, treibt Platons Geist in enge Grenzen zurück, erlaubt ihm nicht über Eine oder zwey Formen hinauszuschreiten, und behauptet dann, das Alles, was damit nicht harmonirt, unacht sey; das aber selbst in den ganz sicher ächten Schriften die grösste Diversität sey, kann Jeder erkennen, der das *Gastmahl* und den *Staatsmann*, den *Staat*, die Bücher von den *Gesetzen* und den *Timäos* vergleichen will; dieses aber wird verschwiegen, oder man wird uns nächstens noch demonstrieren, das auch das *Gastmahl*, die *Gesetze* und der *Timäos* sehr unplatonisch seyen; denn was vermag das deutlichste Zeugniß eines empirisch dummen *Aristoteles* gegen die überzeugende Gewalt innerer Anschauung? Doch was läßt sich weiter gegen eine Kritik sagen, die ohne irgend Etwas im Einzelnen nachzuweisen, sich in solchen Redensarten herumtreibt: „der *Lysis* habe in der Form die allgemeinsten Tugenden eines sokratischen Gespräches, aber sein Geist und Inhalt sey des Platon unwürdig; er habe keine Abndung von der wahren Liebe im *Phädras*,” oder, „es drehe sich alles um Spitzfindigkeiten, es sey keine Ironie darin, wohl aber gemeine sokratische Beziehungen auf Gemeinprüfe,” oder, „das Ganze sey ein eristisches, d. h. megarisch-sokratisches Gespräch über die Liebe, mit den sichtbarsten Spuren der Nachbildung des Platon im *Symposion* und *Phädras*, die von den Bearbeitern des *Lysis* noch nicht gehörig bemerkbar gemacht worden seyen.” Nun Glück zu, wir freuen uns, wenn sie bemerkbar gemacht werden. Von anderen Gesprächen hören wir: „sie seyen langweilig, die Sprache sey verworren, sie hätten kein poetisches Leben oder keine philosophische Klarheit;” „man gebe sich nur dem Eindruck des Ganzen hin, und prüfe dann sich selbst, ob man eine platonische Anregung in sich findet.” (I, 2. S. 133). Ist dieses wirklich Kritik, ist dieses die Art der *Scaligers*, der *Bentley's*, der *Valckenaers* gewesen? Aber wen werden diese *βενεσέληνοι* kümmern, denn selbst eines *Schleiermachers* gewiss scharfe und strenge Kritik noch viel zu milde und gutmüthig dünkt? und wodurch wollte man doch denjenigen widerlegen, der aus dem Studium der *Schleiermacher'schen* Einleitungen sich nicht selbst widerlegen mag?

Nächst der Kritik zeichnet sich die *Heindorf'sche* Bearbeitung besonders durch die *grammatische Erklärung* aus, indem er theils aus den vorzüglichsten Forschern eine Menge nicht gemeiner Bemerkungen, jede an ihrem Orte beygebracht, theils dieselben mit einer Fülle neuer Beispiele belegt, theils endlich selbst neue aufgefunden hat; er hat sie nicht al-

lein zur Unterstützung seiner Verbesserungen angewendet, sondern häufig auch unabhängig um ihrer selbst willen angeführt, oder zur Abwehrung unnöthiger Conjecturen, die etwa gemacht werden könnten oder ihm selbst einmal eingefallen waren. Die Beispiele sind meist aus den platonischen Schriften, doch auch aus anderen, mehr bald aus diesem, bald aus jenem, sichtbar nach der jedesmaligen Lectüre des Herausgebers gewählt. Ein starkes Abnehmen der Menge von Observationen in den späteren Theilen haben wir nicht eben bemerkt; bey weiterer Fortsetzung dieser Ausgaben indeß möchte es vielleicht weniger nöthig seyn, so viel Grammatisches beyzubringen, nachdem in den bisherigen ein so guter Grund gelegt worden ist: nothwendig müßte sonst auch Wiederholung eintreten, welche wir auch in diesen Bänden etlichemal gefunden haben; doch ist diese zuweilen auch Berichtigung und Ergänzung. Über die meisten Theile der Grammatik wird man treffliche Bemerkungen finden. Wir führen nur von der einzigen Partikel *δέ* zwey sehr ausgezeichnete Beispiele an, das *τὸ δέ* heiße *quum tamen* (zum *Theätet* §. 37), womit das andere zu vergleichen zum *Gorg.* §. 43, wo *δέ* ebenfalls *quum tamen* heiße, in solchen Sätzen: *τὸ τοιοῦτον λέγω καὶ ἐν σώματι εἶναι καὶ ἐν ψυχῇ, ὅ, τι ποιεῖ μὲν δοκεῖν εὐ ἔχειν τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν, ἔχει δὲ οὐδὲν μᾶλλον.* Man sieht, das beides auf eine gewisse *Anakolutie* zurückgebracht werden kann. Übrigens bestehen die grammatischen Anmerkungen meist aus Beispielen mit einer kurzen Erklärung; nur der Sprachgebrauch wird als historisches Factum erwiesen; die Gründe desselben raisonnirend zu erwägen, war offenbar sein Zweck nicht, und man könnte überhaupt darüber rechten, ob dieses nicht mehr in systematische Schriften, als in Commentare gehöre. Wo keine Erklärung nöthig ist, sondern die Beispiele sich selbst erklären, läßt er jene weg; und mit Recht; aber offenbar zu weit treibt er die Kürze, wenn er manchem Sprachgebrauche nur die Anführung eines neueren Schriftstellers, selbst ohne Erklärung, vergönnt, wodurch der Gebrauch ohne Noth erschwert, ja Manchem unmöglich gemacht wird. Was hilft z. B. folgende Note einem Leser, der nicht mit Büchern wohl versehen ist, wir meinen reinen Anfänger (*Gorg.* §. 23): „*Illud loquendi genus, τινας καὶ συγχοῦς, illustavit, hoc quoque loco adhibito. Wytttenbach. ad Plut. de S. N. V. p. 125*“; oder diese (§. 27): „*De loquendi hoc genere, ἀπονομιένους, μὴ ὑπάρχοντας, vid. Valcken. ad Eurip. Phoeniss. p. 533*“ u. dgl. m. Auch möchte Manches übergangen seyn, was wichtiger war, als viel Beygebrachtes; doch wollen wir davon nicht reden, da es ohnehin dafür keinen allgemein gültigen Maßstab giebt; man müßte denn fordern, das bey solchen Commentaren eine bestimmte Grammatik als bekannt vorausgesetzt würde, wogegen sich allerley einwenden läßt. Denn sey wie ihm wolle! Wer sich eine rechte specielle Kenntniß der platonischen, und überhaupt der griechischen Sprache erwerben will, für den sind diese Commentare eine wahre Schule, zumal wenn ein



tüchtiger Lehrer noch manche Schwierigkeiten wegnehmen kann; nicht allein die Eigenthümlichkeit der platonischen Phrasologie lernt man kennen, sondern, obgleich andere Schriftsteller in den Noten selten erklärt oder verbessert werden, so wird man doch mit einer Menge trefflicher Observationen auch für andere Lectüre, z. B. der Tragiker, ausgerüstet, welche den Bearbeitern dieser Schriftsteller grossentheils ganz fremd sind. Kein Wunder also, wenn auch die *Sprachlehre* durch diese Ausgaben gewonnen hat; wie oft sind sie von Buttmann und Matthäi gebraucht! Selbst die *Lexikographie* ist dadurch gefördert worden; *Schneider* hat ihn öfters benutzt, z. B. vergl. zum Phädr. §. 75 und das Lex. unter *δμμα*, wo man Eurip. Iphig. A. 233 und Markl. zu Vs. 354 beifügen kann; oder zum Phädr. §. 108 und das Lex. unter *προσπαίζειν* (ähnliches hat Pindar Ol. I, 24). Doch vermessen wir in diesen lexikographischen Beyträgen jene *Ruhnken'sche* Fülle, welche z. B. Charmid. §. 9 in Rücksicht des Wortes *ἀπαθαρτίζειν* leicht möglich gewesen wäre, nach den vielen Stellen des *Diodor* (s. den Index), *Aristoteles* (*de gener. et corr.* I, 3), *Proklos* (in Tim. V, S. 330, 331), *Philos* (*de vit. Mos.* III, p. 696, *de carit.* S. 701), *Justinus M.* (S. 67 B.) und Anderer, welches wir weiter ausführen würden, wenn es Raum und Plan verstattete.

Manche der *Heindorff'schen* Anmerkungen könnten *kleinlich* und überflüssig scheinen, wie zum Gorg. §. 26, daß man auch *ἴσῃ τοσαύτῃ καὶ τοιαύτῃ*, nicht allein *τοιαύτῃ καὶ τοσαύτῃ*, nach unserem Sprachgebrauche; und eben so *ὅσα καὶ ὅλα*. Allein gerade durch solche Bemerkungen wird der kritische Sinn geschärft, indem er daran auf das Kleinste achten lernt, und bis ins Kleinste herab vor Irrthümern bewahrt wird. Aus der Unkenntnis solcher kleinen Freyheiten der griechischen Sprache entstehen noch täglich Conjecturen, die wir ganz entbehren können. Ein sehr gelehrter Kritiker corrigirt z. B. eine platonische Stelle, weil bey der doppelten abhängigen Frage in dem einen Satze das Relativum, in dem anderen die absolute Fragepartikel steht; es ist nur eine Anmerkung aus den platonischen Stellen nöthig, um dies zu widerlegen. Ausser Gorg. §. 6. f. Legg. I. S. 632. C. *ἴδῃ τῶν τελευτησάντων τίνα δὲ* (i. d. h. aus dem *cod. Leid.*) *τρόπον γίνεσθαι τὰς ταφὰς, καὶ τιμὰς ἀστίναις αὐτοῖς ἀπονέμειν δεῖ*, wo man nicht auch corrigire. II, S. 668. C. *τί ποτε βούλεται καὶ ὅταν ποτὲ ἐστὶν εἰκὼν ὄντως*; und so ist *ποῖα und ὁποῖα* Philob. S. 17. jB. Andere der *Heindorff'schen* Bemerkungen sind theils *unzureichend*, theils *halboth* ganz *unrichtig*. So ist Hr. H. mit den Partikeln *ὅν* und *ὅν* offenbar nicht ganz im Reinen nach dem, was er zu Charmid. §. 9 und berichtigend zu Gorg. §. 3, endlich §. 39 sagt, wo ihm der Gebrauch des *ὅν* mit dem Imperativ gar nicht aufgefallen seyn würde, wenn er die volle Bedeutung und Structur desselben umfassender erkannt, und nicht die Dinge so sehr isolirt hätte. Die Sache ist diese. Wo *ὅν* die Bedeutung hat *igitur*, kann man durchaus nicht *ὅν* sagen, sondern nur *ὅν* *ὅν*, wofür *Valckenauer* Phoeniss. 918 und 1436 gewiss richtig *ὅν* *ὅν* schreibt; denn darin, daß dieses *ὅν*

enklitisch ist, liegt gerade der Grund, weshalb es nie *ὅν* heißen kann. Wir glauben daher nicht, daß *Hermann* zu Aristoph. Nub. 142 Recht hat, wenn er behauptet, das enklitische und das betonte *ὅν* werde sowohl von der Zeit als dem Causalverhältnisse gebraucht; die angeführte Erscheinung widerspricht diesem ganz. Wenn er aber behauptet, das enklitische sey kurz, das andere lang; das sey der ganze Unterschied: so sehen wir keinen bindenden Grund hiezu: denn es giebt ja auch lange Enklitica, wie αἱ, μοι, σοι u. f. w., daher wir auch Aristoph. Thesmoph. 795 schreiben, *Φέρε δὲ νῦν εἰ κακὸν ἔσμεν*, ob es gleich dort lang ist: nicht die Quantität, sondern der Begriff unterscheidet ja das Enklitische von dem Betonten, und eine Veränderung der Quantität könnte nur zufällig eintreten. Auch das homerische *ὅν* kann hier nicht entscheiden. Daß man nun immer *ὅν* *ὅν* oder *ὅν* *ὅν* in dem angeführten Falle schreibt, beweisen unzählige Stellen, wie *κάλυψῃ δὲ νῦν* oft im Homer, *ἄκουε δὲ νῦν* Eurip. Iphig. Aul. 1147. Iphig. T. 753. Orest. 237. 1181. Suppl. 857. Cycl. 440. Hel. 1041. Ion. 1539. Herc. fur. 1255. Sophokl. Elektr. 947 u. f. w., wonach wir auch Ion. 936 und 986 das *ἄκουε τοίνυν* verbessern, obgleich *ἴσῃ τοίνυν* auch Plat. Euthyphr. S. 9. A. und *ἄκουε τοίνυν* Phädon S. 96. A., endlich *ἴσῃ δὲ τοίνυν* Rep. VII, S. 517. C. vorkommt; spätere übergehen wir. Eben so häufig findet man *ἴσῃ δὲ νῦν*, *εἰπέ δὲ νῦν*, *Φέρε δὲ νῦν*; nur in einer Stelle Plat. Legg. I. S. 629. B. steht *ἴσῃ νῦν δὲ*, was dem nicht auffallen kann, welcher weiß, wie oft die Abschreiber durch Umstellung dieser Wörtchen gefehlt haben. Man glaube aber ja nicht, daß der Imperativ den Grund enthalte, daß hier *νῦν* *δὲ* stehen könne; in der angeführten Stelle des *Gorgias* steht (§. 39 zu Ende): *καὶ νῦν δὲ τούτων ὁποῖον βούλει, ποίει*, aber in ganz anderer Bedeutung; denn hier heisst es: Auch jetzt also thue was von beidem du willst; hierauf hätte Hr. H. aufmerksam machen müssen. Sobald nämlich *νῦν* bestimmt auf die Zeit geht, kann man *νῦν* *δὲ* und *ὅν* *νῦν* sagen, und zwar ohne Unterschied des *Tempus* oder *Modus*, wohl aber mit einer starken Modification des Sinnes. Mit dem Präsens findet es sich öfters; s. *Heindorf* zum Gorg. §. 9, wo wir nur den Grund nicht sehen, warum er *ἐλέγομεν* schreiben will statt des Präsens; mit dem Imperfectum steht es ganz gewöhnlich; über den Gebrauch mit dem Futurum sehe man Beyspiele bey *Ruhnken*. zum Tim. S. 186. Vgl. auch Apolog. S. 39. B. *καὶ νῦν δὲ ἐγὼ μὲν ἄπειμι ὅφ' ὑμῶν θανάτου δίκην ὀφλῶν*, wo *ἄπειμι* wenigstens in die Zukunft hinüberspielt. Allein daß *νῦν* *δὲ* bey dem Futurum eine andere Bedeutung hat und auch in der Apologie, als bey dem Imperfectum, ist leicht einzusehen, und doch selbst von *Ruhnkenius* vernachlässigt: dort heisst es *nun also*, bey dem Imperf. *eben jetzt*; bey dem Präf. kann der Natur der Sache nach jede dieser 2 Bedeutungen vorkommen. Steht endlich *δὲ* *νῦν* von der Zeit: so ist, wie Hr. H. richtig eingesehen hat, *δὲ* die Causalpartikel und *νῦν* heisst *jetzt*, bisweilen auch mit Verstärkung *so eben jetzt*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 J U L I U S , 1 8 0 8 .

## GRIECHISCHE LITERATUR.

### Beschluß der Recension.

von

Heindorf's Bearbeitung des Platon.

Wählen wir, da sich dergleichen doch nicht erschöpfen läßt, zu unserer obigen Behauptung noch einige belehrende Beyspiele. Gorg. §. 18 lesen wir: Ἐγὼ γὰρ εὖ ἴσθι ὅτι, ὡς ἑμαυτὸν πεῖθω, εἴπερ τις ἄλλος ἄλλω διαλέγεται βουλόμενος εἰδέναι αὐτὸ τοῦτο, περὶ οὗτο ὁ λόγος ἐστὶ, καὶ ἐμὲ εἶναι τοῦτων ἕνα ἄξῳ δὲ καὶ σέ. Cornar übersetzt hier, als wenn ὡς fehlte; Hr. H. aber nimmt eine auch sonst vorkommende Anakolutie an, wozu auf ὅτι der Accusativ und Infinitiv folgt. S. zum Phädr. §. 26. Matthiä Gram. §. 538. Uns dünkt aber hier bemerkenswerth, daß εὖ ἴσθι ὅτι gewöhnlich nur zwischen die Sätze geschoben wird, wie ein Adverbium und meist ohne allen Einfluss auf die Construction (Wolf zu Demosth. Leptin. S. 388). Dies bewegt uns anzunehmen, daß hier noch ein anderer Grund der Anakolutie sey; daß nämlich ἐμὲ εἶναι eigentlich stehen müßte ἐγὼ εἶμι, geben wir zu; aber ἐμὲ εἶναι rührt daher, weil ὡς ἑμαυτὸν πεῖθω dazwischen gesetzt ist; nun wird auf ἑμαυτὸν πεῖθω fortconstruirt, auf welches εἶναι und ἐμὲ εἶναι folgen kann, wie auf οἱμοι, gegen die gemeinlich angenommene Regel (f. A. L. Z. 1803. No. 131. S. 311), der viele Platonische und andere Stellen widersprechen, z. B. Aeschyl. Prometh. 268; jenes es aber wird sodann als nicht vorhanden betrachtet. Dieses geschieht oft, es mag nun jener erste Fall mit ihm noch dazu kommen oder nicht. Phileb. S. 20. Ὡς τὸδε γε μὴν, ὡς οἱμοι, περὶ αὐτοῦ ἀναγκαιοτάτον εἶναι λέγειν. Sophist. S. 263. Ὡς παντάκασιν, ὡς εἰσιν, ἢ τοιαύτη σύνθεσις — ἀλλήως γίνεσθαι λόγος ἐκείνης. Sophokl. Trachin. 1238. ἀνὴρ δὲ ὡς εἰσινεν τοῖς ἑμοῖς φθίνοντι μοῖραν. Ganz so auch die Römer, wenigstens Cicero Offic. I, 7. — Ein anderer Fall ist Gorg. §. 64, wo Platon sagt: Ἐπὶ τῶν πολλῶν καὶ τῶν ἁλλων ζένων; zur Erklärung dieses überflüssigen ἁλλων citirt Hr. H. zwey Stellen, Gorg. §. 79 (nicht 89) und Sophokl. Oed. T. 7, welche letztere jedoch nicht ganz paßt. Hier hätte er weitläufiger seyn müssen, um den ganzen Sprachgebrauch richtig zu erläutern, welcher dieser ist. Wenn die Griechen einen Begriff dem anderen entgegen-

setzen, wie hier πολιτῶν und ζένων: so pflegen sie durch einen der Nation habituell gewordenen Fehlgriß den zweyten dieser Begriffe so zu behandeln, als wenn der erste ein Theil desselben wäre, wie hier τῶν ἁλλων ζένων steht, als wenn auch die πολιτῆραι ein Theil der ζένων wären. Hieraus ist auch Gorg. §. 2 jenes τὴν δὲ ἁλλην ἐπιδείξιν zu erklären; auch τὴν ἁλλήν ἀγωνία Gorg. §. 26 läßt sich hieher ziehen, wiewohl wir hier Widerspruch finden könnten; und hieher gehören noch Rep. V, S. 456. E. Legg. II, S. 666. B. Politic. S. 305. B. Sophist. S. 260. C. Xenoph. Hellen. II, 2, 11 und 4, 6. Aristot. Probl. XXX, 6. Eurip. Med. 941. Hesiod. "Erg. 100. Selbst Cicero gebraucht *ceteri* ähnlich Verr. II, 4, 32 und sagen nicht die Franzosen auch *les autres femmes*, und die Italiener *voi altre donne* gerade in dieser Bedeutung? — Schliesslich wollen wir noch von einer unseres Bedünkens ganz unrichtigen Erklärung reden, welche zum Euthyd. §. 30 von der Formel ὁ, τι μαθὼν angenommen wird. Hr. H. meint, aus dieser und anderen Stellen ginge leicht hervor, daß ὁ, τι μαθὼν einen anderen Sinn habe als τι μαθὼν; aus den Beyspielen sehe man, daß jenes sey *quia*, *propterea quod*, dieses *cur*, jedoch mit dem Nebengriff *quod tam temere et stulte*. Allein ὁ, τι μαθὼν ist nothwendig dasselbe wie τι μαθὼν, nur relativ; wenn τι μαθὼν heisst: *Was hat er doch gedacht*, so muß ὁ, τι μαθὼν seyn: *Was er doch gedacht hat*; und so ist es auch in allen Beyspielen; die Stelle des Euthydemus übersetze man: „Ich sagte dir auf deinen Kopf, was du denn gedacht, daß du mir und den anderen so was anlügest.“ Eben so ist es in der Stelle des Eupolis; das ὁ, τι bezieht sich fast immer auf ein vorhergegangenes Verbum, welches ein Urtheilen oder Sagen anzeigt, z. B. auch bey Plutarch. de Oracc. def. S. 425. D., wo fälschlich ὁ, τι παθὼν steht: vorausgegangen war διαπορεῖν. Wo aber kein solches Verbum steht, wie Euthyd. §. 64, ist die Redensart auf eine ungenaue, ächt griechische Art elliptisch. Sollte aber jenes *quia* darin liegen, so müßte man wenigstens mit Buttmann in allen diesen Stellen ὅτι schreiben; wie soll aber μαθὼν dann die Bedeutung erhalten, welche ihm gegeben wird, „so unüberlegter Weise?“ Wohl durch Ironie? Dieses wäre möglich; nur müßte dann zuerst erwiesen werden, daß μαθὼν auch ausser der Frage mit oder ohne Ironie heiße *so überlegter Weise*; und dies behauptet auch der treffliche Buttmann noch in der vierten Ausgabe seiner Grammatik, womit er uns kürzlich beschenkt hat, S. 536, glaubend, daß ὅτι

Bb

μαθὼν nur ein affectvolleres ὅτι sey. Allein was hat er für Beweise? Nur die einzige Stelle, Plat. Apolog. S. 36. B., deren Sprachgebrauch gänzlich abweicht von allen anderen Stellen; wir sind aber in dieser Stelle noch völlig unserer alten Meinung wie vor Heindorf, daß μαθὼν in derselben zu ἡσυχίαν ἦγον gehöre, und heiße, *daß ich nie aufhörte zu lernen, vor Lernen nie Ruhe hatte*; wovon wir uns auch durch dasjenige noch nicht können zurückbringen lassen, was neuerlich Ast a. a. O. 2. S. 107 dagegen bemerkt hat. Doch wir wollen diese Meinung Niemand aufdringen; möge ein jeder selbst prüfen.

Nach der grammatischen Erklärung ist die Darlegung der *äußeren Form und der Einrichtung* eines Werkes eigentlich unerlässliche Forderung an einen Herausgeber; aber weit entfernt, hierüber mit Hn. H. rechten zu wollen, weil er etwa keine Argumente verfertigt hat, sehen wir darin eine stillschweigende, vielleicht unbewusste Übereinkunft mit *Schleiermacher*, welcher hierin so viel gethan hat, daß wohl Jeder sich besinnen muß, ehe er etwas Ähnliches unternimmt; und was nutzen denn die sogenannten Argumente, wenn sie nicht in jenem Geiste abgefaßt sind? Indessen hat doch jedes Werk gewisse *äußere Verhältnisse* gegen seine Zeit und gegen gewisse Personen, aus welchen Manches erst recht verstanden werden kann, die aber wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Untersuchungen ins Alterthum gehöriger Gegenstände recht eigentlich einem philologischen Commentar anheimfallen. In Auffpürung dieser ist *Schleiermacher* besonders glücklich gewesen; wie wenig man aber ohne Kenntniß derselben wahrhaft verstehen könne, kann der platonische *Kratylos* und das *Gastmahl* zeigen, und überhaupt jede in vielfacher äußerlicher Beziehung stehende Schrift: wie z. B. der *Menexenos* nicht einmal für acht platonisch gehalten werden kann, wenn man nicht gehörig bemerkt hat, wie Platon hier gar nicht frey producire, sondern sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, selbst in Phrasen und Formeln, gegen Redner und Rhetoren polemisiere. Zu einer richtigen Einsicht dieser Verhältnisse kann man aber nicht kommen, wenn man nicht die in einem Gespräche vorkommenden Personen gehörig sich bekannt gemacht, und sowohl die Zeit, da ein Dialog geschrieben, als auch, in welche er versetzt ist, ja selbst den Ort, wo er gehalten gedacht wird, aufgefunden hat. Hr. Heindorf hat das Erste und das Letzte nicht ganz vernachlässigt; aber ein Himmlisches hat er doch nicht gethan, und es konnte nicht ausbleiben, daß sich dieses nicht in der Erklärung selbst rächte. So wäre z. B. die Behandlung des jungen *Theätetos* im gleichnamigen Werke verständlicher geworden durch die Bemerkung, daß nach Proklos, Suidas und dem Chronikon des Eusebius dieser ein ausgezeichnete Mathematiker war, welchem die im Euklid geschehene Vollendung der Elementargeometrie vieles verdankt. Aber selbst für die Erläuterung einzelner Worte ist durch die Vernachlässigung dieser Untersuchungen der Gesichtspunct verrückt worden, wovon

folgendes überzeugen mag. Gorg. §. 126 heist es: *Θεμιστοκλέα οὐκ ἀκούεις ἄνδρα ἀγαθὸν γεγονότα καὶ Κίμωνα καὶ Μιλτιάδην τοῦτον τὸν νεωστὶ τετελευτηκότα, οὐ καὶ σὺ ἀκήκοας*; Athenaeos V, 58 klagt hier den Platon eines Veritosses gegen die Zeitrechnung an, weil die Zeit der Unterredung des Sokrates mit Gorgias in die Regierung des Archelaos falle (§. 58), Perikles aber wenigstens 23 Jahre vorher gestorben sey, und doch hier erst *neulich* verstorben genannt werde. Casaubonus will dem Platon durchhelfen, indem er sagt: „Non hoc velle Platonem, heri aut nudiustertius desisse illum vivere vel recentem ἀπλῶς esse illius excessum, sed respectu superiorum recentem esse, quando post omnes illos intervallo satis longo mori ei contigerit. Voces illas, nuper, νεωστὶ, modo brevius, modo longius tempus designare.“ — Die letzte Bemerkung ist im Allgemeinen richtig, auf unseren Fall angewandt, falsch. Im Vergleich gegen etwas vor zweytausend Jahren Geschehenes, ist auch das Hundertjährige noch *neulich*; wenn aber Kimon Ol. 82, 4, Perikles Ol. 87, 4 stirbt, also nur 20 Jahre später: so kann man doch 23 Jahre nach Perikles Tode diesen nicht im Gegensatz gegen Kimon *neulich* verstorben nennen. Ja wenn noch von dem Tode auch des Kimon und Miltiades die Rede wäre, möchte es eher hingehen; so aber heist es: „Kimón, Miltiades und der *neulich verstorbene* Perikles,“ womit offenbar auf seinen Tod als eine noch in aller Angedenken frische Neuigkeit gedeutet wird; wie wir etwa sagen würden, Dante, Petrarka und der *neulich verstorbene* Alfieri.“ Daher mißbilligen wir, daß Hr. H. dem Casaubonus so unbedingt beygetreten ist. Und was wäre denn durch die Wegräumung des Anachronismus gewonnen? Ein viel ärgerer, nämlich der, daß Alkibiades, der schon zu Perikles Lebzeiten in der Blüthe der Jugend, und im peloponnesischen Kriege auf dem Gipfel seines politischen Ruhmes war, 23 Jahre nach Perikles Tode der Amasis des Sokrates wäre! (§. 82.) Wie drollig nähme sich aus, daß §. 157 Sokrates dem Alkibiades muthmaßlich sein Unglück in der Staatsverwaltung voraus sagte, welches ihm ja schon Ol. 91, 2 widerfahren war; da wäre der weise Mann in Wahrheit ein rückwärts gekehrter Prophet gewesen! Hieraus ist klar, daß Athenaeos vielmehr darin Unrecht hat, wenn er behauptet, die Handlung des Gorgias falle in die Regierung des Archelaos; sie fällt, wie diese Umstände zeigen, kurz nach Perikles Tod, als Alkibiades noch jung war; die Erwähnung des Archelaos aber ist ein Anachronismus, und dieser ist auch leichter zu ertragen, da er gar nicht in die Anlage des Ganzen, und die Verhältnisse der redenden Personen eingreift, wie dieß mit Alkibiades der Fall seyn würde, der zur Zeit des Archelaos nicht einmal mehr in Athen war. Derselbe Anachronismus findet sich bekanntlich auch im zweyten Alkibiades, aus dem Gorgias übergetragen, unter denselben Umständen. Ferner wird §. 61 Nikias, Nikeratos Sohn, als noch lebend erwähnt, der schon Ol. 91, 4 in der sikelischen Niederlage blieb; auch dieses weist auf eine frühere

Zeit: wogegen uns Sokrates, als Vorsitzter im Senate (§. 65), wenig Sorge macht; denn es ist unerwiesen, daß jener wichtige Fall Ol. 93, 3 gemeint sey; ja wir möchten einwenden, es sey sogar erweislich jener nicht gemeint; denn es ist bekannt aus Platon und Xenophon, daß Sokrates das Volk damals gar nicht zum Stimmen ließ: wie konnte er sich also durch Ungeschicklichkeit im Stimmenlassen lächerlich machen? Jenes πέποι mag also auf eine viel frühere Zeit gehen, indem es uns nicht unwahrscheinlich dünkt, daß Sokrates, auch sonst schon im Senate gewesen war. Anders Schleiermacher Th. II, Bd. 1. S. 476. Ob aber Athenaios glücklich war, wenn er die Nachricht aus Platon, daß Sokrates sich als Senator lächerlich machte, mit jenem Hindern des Stimmen sammelns vereinigen will, mag sonst Jemand untersuchen. Um welche Zeit fällt denn aber, nach Platons Fiction, die Handlung des Dialoges? Die meisten Anachronismen, des Archelaos Geschichte ausgenommen, verschwinden, wenn man sie vor die sikelische Expedition setzt. Aber wann? Offenbar als Gorgias in Athen war, d. h. Ol. 88, 2, da er als Gesandter von Leontium geschickt wurde, wohl nicht mehr jung. Diod. XII, 53. Pausan. VI, 17. Plat. Hipp. maj. S. 282 B. Dieses ist also kurz nach Perikles Tode, und so sehen wir nun aus genauerer Untersuchung der Zeiten, was jenes νεωτερι heisst. Späterhin lebte Gorgias in Thessalien, beliebt bey Jason (Diod. XV, 57, 60. Perizon. z. Aelian. XI, 10. Pausan. a. a. O.), dort hörte ihn der junge Sokrates (Cicero Orat. c. 52), und Menon, der nachher zu dem jüngeren Kyros nach Sardis gegangen ist, (Plat. Menon. Anf.) Vrgl. Aristot. Polit. III, 1. Dies zusammen genommen könnte er um Ol. 93 in Pherä, und von da wohl auch einmal in Athen gewesen seyn: wäre dieses wahr, so würden wir annehmen, Platon habe zwar die erste Reise nach Athen zum Grunde gelegt für die Zeit dieses Gesprächs, aber auch aus seinem Aufenthalte Ol. 93 Einiges in die Rede hineingespielt, wo sich denn der Anachronismus mit Archelaos noch leichter erklären und sogar jenes πέποι βουλευέιν λαχών u. s. w. von Sokrates berühmter ἐπιστάσια. Ol. 93, 3. verstehen liesse. Doch hievon genug; gehen wir auf einen andern Punct über.

Sollen wir nun unsere Leser noch versichern, daß Hr. H. auch in der Sacherklärung theils aus dem Zusammenhang der Rede selbst, theils aus antiquarischen, historischen, literarischen Notizen das Nöthige geleistet habe? Weder der Scharfsinn noch die bis auf die Personengegeschichte gehende Gelehrsamkeit fehlt ihm dazu; doch ist alles mit grosser Bescheidenheit gehalten: seine Anmerkungen sind hier größtentheils nur Mittel zum Verständniß des Schriftstellers, während die grammatischen einen weiter über den Platon hinausgehenden Nutzen haben. In Manchem jedoch hätten wir ihn weniger einfügig gewünscht. So sagt er zum Theätet §. 25: „*Tragœdiaz principem cur Homerum Plao appellet h. l., declarabit ejus locus de Rep. X, p. 595. B., welchen er nun wortlich anführt, wie auch „ibid. p. 598. D.“* Allein wie in diesen Worten ein *cur* liegt, sehen wir

wahrlich nicht, sie müßten denn nur zum Gegensatz gegen Heyne's sonderbare Meinung so gestellt worden seyn. Die Idee ist aber nicht platonisch allein, sondern geht durch viele Alten: das Warum zeigt besonders Aristot. Poet. c. 4. „Ὡς περ δὲ καὶ τὰ σπουδαῖα μάλιστα ποιητὴς Ὅμηρος ἦν (μόνος γὰρ οὐχ ὅτι εὖ, ἀλλ' ὅτι καὶ μιμήσεις δραματικὰς ἐποίησεν) κ. τ. λ. Ilias und Odyssee seyen nämlich Tragödien, der Margites eine Komödie; ähnlich, aber anders Euanthius (Thes. Gronov. T. VIII. S. 1685): „*Homerus tamen, qui fere omnis poeticas largissimus fons est, etiam his carminibus exempla praecebat, et velut quadam suorum operum lege praescripsit: qui Iliadem instar tragoediae, Odysseam ad imaginem comoediae fecisse monstratur.*“ Man suchte den Ursprung aller Kunst und Wissenschaft im Homer; Platon dachte wie Aristoteles, nicht wie Euanthius; aber er machte den Homer nur zum Urheber der Tragödie, weil er den Margites ignoriert. Die schwächste Seite endlich ist die Erläuterung der Dogmen, sowohl der eigenen platonischen, als anderer von dem Philosophen angeführter: Hr. H. hat den Platon hier zu sehr für sich genommen, und auf die Geschichte der Philosophie im Ganzen wenig geachtet. Daher hat er bey solchen Gegenständen gewöhnlich nur einige nackte Citate, welchen nachgehend man sich selbst Etwas finden soll; neue historisch-philosophische Combinationen und daraus gezogene Aufschlüsse wird man nicht finden. Dadurch geht natürlich die tiefere Einsicht in viele Stellen verloren, und wir schmeicheln uns, schon anderwärts gezeigt zu haben, was hier noch gethan werden könne, wollen aber jetzt nichts weiter darüber sagen, indem Hr. H. sich selbst wohl in diesem Puncte nicht genügen, sondern zum Voraus auf Vollendung verzichtet haben möchte. Vielmehr sey es uns erlaubt, einige vermischte kleine Bemerkungen hinzuzuthun, durch deren Einschaltung wir den allgemeinen Überblick nicht stören wollten.

Viele treffliche Bemerkungen über den Gorgias und Theätet enthält Buttmanns Auctarium: doch liesse sich wohl, der Natur solcher Untersuchungen nach, leicht noch eben so viel zuthun. §. 2 ziehen wir in αὐτὸ ἐν τούτῳ ἦν die Lesart αὐτῶ der Wortstellung wegen vor. Daß §. 4 zu schreiben τι ἂν, wie Buttmann will, wird Jeder zugeben; s. Matthiae Gramm. S. 569. §. 7 sagt Hr. H. zu den Worten: „*Ἐνταῦθα τῶν ἀποκρισῶν ἀναγκαῖα διὰ μακρῶν τοῦ λόγου ποιεῖσθαι*, er habe kein Beyspiel dieser Redensart bey der Hand: „*An in hoc quoque dictione Gorgiae Siculi imitatum Platonem putemus?*“ Wo das Sikelische die Stelle derjenigen Sprache vertreten muß, aus welcher im platonischen κρυπλὸς κύβητος abgeleitet wird. Aber Beyspiele sind Legg. I. S. 649. C. Sophist. S. 242. B. Eben so sagt Thucyd. I, 205 χαλεπὰ ἄντα πιστεύσαι. §. 8 durfte die kleine Variante des Cod. Aug. οὐκ ἄρα γε περί πάντας γένεσις übergangen werden. Ebendasselbe würden wir eine Anmerkung über den Unterschied des Arztes und Gymnasten gemacht haben, was wir hier der Weitläufigkeit wegen übergangen. §. 11 solchen wie mit den Meg.



# Monatsregister

VOM

Julius 1808.

## I. Verzeichniß der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

### A.

**Annalen des Kriegs.** Miscellen und Episoden.  
1—4 B. 161, 57.  
Ansichten, ästhetische 165, 89.

### B.

**Barrow's Reisen in China.** Aus d. Engl. über-  
setzt. 1. 2 Th. 168, 115.  
**Becker die Weltgeschichte für die Jugend, oder**  
**für Kinder und Kinderlehrer.** 1—9 Th. 2te  
Ausgabe 159, 47.  
— über Cultur, künstliche Bildung und Fül-  
lung des Schiffbauholzes 174, 163.  
**Bemerkungen über die Vervollkommenung und**  
**Erhebung der Kunstgewerbe in Deutschland** 174, 167.  
**Bernoulli Grundzüge der Elementarphysik oder**  
**methodischer Leitfaden für den ersten physika-**  
**lischen Unterricht auf Schulen** 169, 126.  
**Bode astronomisches Jahrbuch für das J. 1809** 166, 97.  
**Büsch theoretisch-praktische Darstellung der Hand-**  
**lung in ihren mannichfaltigen Geschäften.** 3te  
Ausg. von Norrmann. 1. 2 B. 164, 81.

### C.

**Califen einige Winke zu einer zweckmäßigen**  
**Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri** 154, 6.  
**Charakteristik Joh. Gottfried v. Herders von Daus**  
**und Gruber** 163, 78.  
**Clemm's deutsche Handlungsbrieft mit franz.**  
**und engl. Anmerkungen** 164, 83.  
— — Taschenwörterbuch der Producten-  
und Waarenkunde. 1 Th. 164, 83.  
**Conservateur, le, Journal de la Littérature, des**  
**sciences et des beaux-arts.** 1807. 1—5 Vol. 160, 49.

### D.

**Dankadresse, öffentliche, an den Hn. Vf. der**  
**Schrift: der Adel, was er ursprünglich war,**  
**was er jetzt ist und was er künftig seyn soll.** 161, 63.

### E.

**Erst Abbildung und Beschreibung einer sehr**  
**ausgehenden und höchst einfachen Maschine zum**  
**Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und**  
**mehrerer dergl. Arten von Producten, die zu**  
**dem Viehfutter gebraucht werden.** 174, 168.  
**Ezler Grammatik der lateinischen Sprache** 176, 179.  
**Ezer vom Ursprunge des russischen Staates** 159, 41.

### F.

**Fenner freymüthige Briefe über Behwalbach, def-**  
**sen Quellen und Umgebungen** 168, 119.

### G.

**Gillet neuer britischer Plutarch, oder Leben und**  
**Charakter berühmter Britten, welche sich wäh-**  
**rend des franz. Revolutionskriegs ausgezeich-**  
**net haben** 163, 73.  
**Göde Jus germanicum privatum** 165, 9.

### H.

**Handbuch, katechetisches, über Rosenmüllers**  
**christliches Lehrbuch.** 2 Th. 3. 4 St. 167, 81.

**Heinrich, Prinz, von Preussen. Kritische Ge-**  
**schichte seiner Feldzüge. Vom VI. des Geistes**  
**des neuen Kriegssystems.** 1. 2 Th. 161, 62.  
**Herrnstadt chemische technologische Grundsätze**  
**der gesammten Ledergerberey.** 1 Th. 174, 161.  
**Hoffmann die Lehre von der gleichförmig be-**  
**schleunigten Bewegung aus dem wahren Be-**  
**griffe der gleichförmig beschleunigend wirken-**  
**den Kraft abgeleitet** 175, 175.

### K.

**Koch Gemälde der Revolutionen in Europa seit**  
**dem Umsturze des römischen Kaiserthums im**  
**Occident bis auf unsere Zeiten.** Aus d. Franz.  
übersetzt von Sander. 1. 2 Band 172, 145.  
— — Tableau des révolutions de l'Europe de-  
puis le bouleversement de l'Empire Romain en  
occident jusqu'à nos jours. 1—3 Vol. 172, 145.  
**König Grundriß 1) einer vollständigen Einleitung**  
**in die Rechtswissenschaft der Deutschen; 2)**  
**einer pragmatischen Geschichte und Statistik**  
**der Gesetze der Deutschen** 156, 9.  
**Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gle-**  
**chen** 166, 105.  
**Kraße Tables historiques de tous les Etats de**  
**l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800**  
**après J. C. Trad. de l'allemand par d'Applis.**  
1 Livrair. 171, 143.

### L.

**Lugino's umgearbeitete Meidinger'sche französi-**  
**sche Grammatik, nebst Uebungen zum Ueber-**  
**setzen von Greinar.** 2 Theile. 4te Aufl. 164, 7.

### M.

**Meissners Fabeln in 3 Büchern. Neue Ausgabe.**  
1 Th. 1—4 Buch 165, 95.  
**Meyer der Meßkaufmann, oder Anleitung für**  
**Kaufleute, die Messen zu beziehen.** 2te Ausg.  
1. 2 Th. 164, 86.  
**v. Murr Versuch einer Geschichte der Juden in**  
**Sina. Nebst Köglers Beschreibung ihrer heil-**  
**igen Bücher in Kaifongfu** 164, 87.  
**Museum der Alterthumswissenschaft. Herausgeg-**  
**von Wolf und Buttmann.** 1 B. 1. 2 St. 158, 53.

### N.

**Natorp Quartalschrift für Religionslehrer.** 4 Jahrg.  
1808. 1. 2 Quartal 169, 47.  
**Norberg über die Production des Roheisens in**  
**Russland und über eine neue Schmelzmethode**  
**in Sturzöfen.** Aus dem Schwedischen von  
Blankhof 176, 175.

### P.

**Pfeß Anthologia epigrammatica latina e poetis**  
**post renatas scientias ad nostra usque tempora**  
**claris.** 1 T. 165, 92.  
**Philosophie, die, der deutschen Sprache für jun-**  
**ge Leute beiderley Geschlechts bey öffentli-**  
**chen und Privat-Unterricht.** 1. 2 Th. 170, 138.  
**Plank Geschichte der christlich-kirchlichen Gesell-**  
**schaftsverfassung.** 4 B. 2 Abschnitt 162, 66.  
— — Geschichte des Pabstthums in der abend-



die vier Artikel *ἡ ἀριθμητικὴ καὶ λογιστικὴ καὶ γεωμετρικὴ καὶ περτυτικὴ* γε καὶ ἄλλαι πολλὰ τέχναι: wie kurz vorher stand, *αἰὼν γραφικὴ καὶ ἀνδριαντοποιία καὶ ἄλλαι πολλὰ*. Was die Bemerkung betrifft: „*Illud γε post περτυτικὴ illatum attigi ad Hipp. maj. §. 47:*“ so haben wir gefunden, daß dies nicht schlechthin „*solet ita in plurimum rerum enumeratione inferri*“, sondern bestimmt nur dann, wenn ein von den vorhergehenden der Gattung nach ganz verschiedener Begriff folgt, oder auch eine Reihe neuer Begriffe. Ausser diesen beiden Stellen und Theätet. S. 156. B. findet es sich so Hipp. maj. §. 35: *καὶ αὐτὰ ζῶα πάντα καὶ τὰ ὀχήματα τὰ τε πεζὰ καὶ τὰ ἐν τῇ θαλάττῃ πλοῖα τε καὶ τριήρεις, καὶ τὰ γε ὄργανα κ. τ. λ.* Desgl. Gorg. §. 42: *ταύτης μῦθον καὶ τὴν ῥητορικὴν ἐγὼ καλῶ καὶ τὴν γε κομωτικὴν καὶ τὴν σοφιστικὴν*. §. 14 ist die nicht ganz unbedeutende Leseart der Bas. 2: *καὶ πῶς πρὸς ἀλλήλα τάχους ἔχουσιν*, übergangen. In dem zu §. 14 citirten Skolion des Simonides ist aus Stob. zu lesen, *τέταρτον δὲ ἦβαν μετὰ τῶν Φίλων*. Auch hätten wir mit verändertem Accente *σκόλιον* und *σκολίου* geschrieben. §. 15 zweifeln wir nicht, daß zu schreiben sey: *ὁ παιδοτρόβης εἶποι*, *ἀπὶ θαυμάζοιμι δ' (statt τ') ἀν. ὡ κ. τ. λ.* Nach *ὅτι* wird oft eine Partikel gesetzt, wie γὰρ Kriton S. 50. C.: *ἡ ἐροῦμεν πρὸς αὐτοὺς, ὅτι ἡδοίκε γὰρ ἡμᾶς ἡ πόλις*. Menon S. 73. A.: *εἶπες, ὅτι ἄλλ' οὐδὲ μανθάνω ἔργω κ. τ. λ.* So ist hier δὲ, welches bey *θαυμάζοιμι* ἂν gebräuchlicher ist. §. 16 steht im Texte: *καὶ αἰτιον ἅμα μὲν ἐλευθερίας αὐτοῖς τοῖς ἀνθρώποις, ἅμα δὲ τοῦ ἄλλων ἀρχειν ἐν τῇ αὐτοῦ πόλει ἐκαστῷ*. Cod. Bodl. hat: *τῶν ἄλλων ἀρχειν*. Hr. H. setzt hinzu: „*Velut Cratyl.* §. 71,“ bey welcher Stelle dazu geschrieben ist. „*Nisi Plato scripserat: τοῦ τῶν ἄλλων ἀρχειν*. Nam *articulus τῶν ἐν hac sententia abesse non debet*. Wenn er da stünde, würden wir ihn austreichen; denn dem αὐτοῖς wird gerade „*in hac sententia*“ nur ἄλλοι entgegengesetzt; nach ἀρχειν aber denke man sich ein kleines Komma. Lyris §. 16. *ἀλλ' αὐτοὶ τε ἐλευθεροὶ ἐσόμεθα ἐν αὐτοῖς καὶ ἄλλων ἀρχοντας*. Legg. III, S. 687. A. *ὥστε αὐτοὺς τε ἐλευθέρους εἶναι καὶ ἄλλων ἀρχοντας*. XII, S. 962. E. *ἐλευθέροι τε ὅπως ἄλλων τε πόλιν ὄνουν*. §. 19 begreift Hr. H. nicht die Worte: *ὅτι τὰ ποῖα τῶν ζῶων γράφω καὶ τοῖς*; Ficina wundert ihm nicht hieher gehörig; uns auch nicht, aber nur aus dem Grunde, weil es schon in τὰ ποῖα liegt, denn dieses zeigt schon auf die Qualität der Gemälde. Endlich vermuthet Hr. H. *τόσου*. „*velut de Eneide scripta quæritur in Apolog. Socr. p. 20. B. τις καὶ τοιοῦτος καὶ ἑστὶν διδάσκει*.“ Ja und dort recht passend; denn es ist davon die Rede, Einen in die Lehre zu geben; aber hier im Gorgias ist bloß davon die Rede, wie man Einem erklären müsse, wer Zeuxis sey; ist aber der Preis seiner Werke ein Kennzeichen des Mannes? Als wenn nicht mehrere um denselben Preis malen könnten. Es giebt nur zwey äußerliche anschauliche Kennzeichen eines Malers, als solches, nämlich seine Bilder und seine Werkstätte. Daher wird man billig fragen: „*aber was für Bilder malt er denn, und wo hat er seine Werkstätte, wo kann man die Gemälde sehen, wo wohnt er?*“ *Ποῦ* ist also ganz richtig. §. 20 zu Ende *ἡ ἱερὰ γὰρ καὶ*; auch §. 21. 22 hätten wir mehrere kleine Abweichungen der Mss. und Ausgaben aufgenommen gewünscht, wie aus Bas. 2 *τοιοῦτον τι σε ἔσπερον εἰρωμῆαι*, wö *ἔσπερον* offenbar wegen des folgenden ausgefallen ist. §. 22 zweifeln wir, ob der von *Battmann* aufgestellte Satz, *πειραγμένος* könnte nicht seyn *wer glauben macht*, sondern *wer selbst gläubig ist*, haltbar sey. Denn eben vorher ist ja die Rhetorik genannt *πειραγὸς δημιουργὸς πιστευτικῆς*, ἄλλ' οὐ διδασκαλικῆς, „*Meisterin in einer glaubemachenden, nicht in*

einer belehrenden Überredung;“ wo es ja demnach auch *πιστικῆς* oder *πιστικῆς* hätte heißen müssen. §. 27 verdiente doch die Lesart des Cod. Cornar. *αἰτία* eine Erwähnung. Zu §. 38 finden wir bey Hr. H. eine, wie uns dünkt, selbstgemachte, in der Sache nicht liegende Schwierigkeit. Erstlich liegt in dem *ἐπεὶ δὲ* gar das nicht, daß Sokrates verspricht: „*se ipsum de iis, quæ concessa sunt, si quid illi non bene concessum videatur, retractaturum, quidquid ille velit*“, sondern es heisst bloß den Stein zurückgeben, wie es *Cicero* bey Nonius II, 781 in seiner Nachahmung richtig gefaßt hat. Aber es ist auch einerley, ob *Polos* es zurücknimmt, oder ob Sokrates verspricht, die Sache von neuem zu behandeln; denn dies wird die Folge von jenem seyn, und thut nicht nur der Würde und Consequenz des Sokrates keinen Eintrag, sondern ist dem wahrhaft dialektischen, nicht eristischen Manne eben recht angemessen. Oder verstehen wir uns etwa in dieser Stelle nicht? §. 43 müßten wir sehr irren, wenn in den Worten *Πάρος δὲ ὁδὸς νῆος ἐστὶ καὶ ὁδὸς*; nicht eine muthwillige Zweydeutigkeit beabsichtigt wäre, nämlich eine Anspielung auf ein junges und hitziges Füllen; und sollte wohl der spitzhafte Sinn des Ausdruckes *ἡ γυναιὴ Πάρος* §. 64 „*o adles Höflein*“ dem Platon unbewußt gewesen seyn? Unwürdig ist dieser Scherz des Platon nicht, der auch mit dem Namen *Δημος*; zweymal so gespielt hat. §. 54 wundern wir uns über die Bemerkung, welche zu den Worten *ἐν τῇ πόλει ταύτῃ* gemacht wird: „*Athenarum h. l. mentio proflus est absurda. Vitii igitur haec aliquid traxisse apparet*.“ Wir schweigen von seiner Vermuthung und fragen nur den trefflichen Sprachkenner, wie er unter dem Ausdruck *ἐν τῇ πόλει* ταύτῃ Athen verstehen konnte, wofür es heißen müßte *ἐν τῇ πόλει*. Doch er sah nicht, daß §. 53 vorherging *ἢ τις ἀποστρεφὴν τὴν ἡ ἐκβάλλῃ ἐκ πόλεως*, und daß diese ταύτῃ darauf sich bezieht: „*in dem erwähnten Staat, in welchem er dies gethan, sollte er darum viel vermögen?*“ Wenn aber *Schleiermacher* meint, das bloße *ἐν τῇ πόλει* würde auf Athen gehen, das zugesetzte ταύτῃ aber verallgemeinern, so ist diese Behauptung dem Sprachgebrauche eben so wenig angemessen, als die *Fische*. §. 57 ist der wahre Sinn des *ἀγαθὸν τι εἶναι κ. τ. λ.* gewiss einzig von *Battmann* getroffen, der aus Versehen von *Kallikles* statt von *Polos* spricht. §. 124 dünkt uns sehr klar, daß zu verbessern sey: *οὐκ οὐδ' ἡ ποιητικὴ ῥητορικὴ ἡμαρτυρεῖ ἐν αὐτῇ*; der Artikel ist noch davon übrig geblieben; das Wort *ποιητικὴ* ist durch ein von gleicher Endung herrührendes Abirren des Auges ausgefallen. Mit Auslöschung des Artikels *ποιητικὴ* zu suppliren, wäre zweydeutig und gegen das folgende *ῥητορικὴν* — *οἱ ποιηταὶ ἰσχυρίζονται*. Daß die *Weiber*, ungeachtet Hr. *Böttiger*s Einsprache, doch die Tragödiener mit angeschaut haben, wird man künftig aus dieser Stelle und der von Hr. H. citirten Legg. VII, S. 817. C. glauben: man füge hinzu Legg. II, S. 638. D. Dem zu §. 166 Gefagten über die Formel „*ἄκουε δὲ*“ können die oben angeführten Beispiele der Tragiker von *ἄκουε δὲ* ἡνν beygefügt werden.

Doch wozu sollen wir Alles aufgreifen, was sich noch hinzuthun ließe? Statt daß wir den *Theütet*, *Kratylus* u. s. w. eben so begleiten, wollen wir lieber noch den Wunsch äußern, daß der Herausgeber bald Gelegenheit finden möge, seine eigenen Nachträge bekannt zu machen. Und wer wollte nicht mit uns denselben bitten, uns die weitere Fortsetzung dieser höchst nützlichen Ausgaben so bald als möglich zukommen zu lassen? Dann wird er aber wohlthun, wenn er seinen *Index* weniger bescheiden einrichtet: denn wie dieser jetzo bey jedem Bande ist, lernt der Leser in dem Buche eine Menge Dinge, die er ohne große Mühe oft nicht wiederfinden kann, ungeachtet er bestimmt weiß, sie gerade hier gelesen zu haben. Auch No. 4 müssen wir, obgleich hier der bloße Text ohne Commentar gegeben ist, als einen für Schulen und Vorlesungen höchst nützlichen Abdruck der angezeigten Gespräche sehr empfehlen: der Text ist im *Gorgias* derselbe wie in der größten Ausgabe; im *Charmides* und *Hippias* ist nur Weniges in dem ersten Bande Vernachlässigte gebessert; über die neue Recension der *Apologie* hat er eine *Annotatio critica* vorausgeschickt, welche besonders zu beurtheilen nach dem bisherigen nicht nöthig ist. Was auch in Zukunft über den Platon noch geschrieben, welche Schätze auch aus den Bibliotheken noch an das Licht gebracht werden mögen, dem Herausgeber muß jederzeit der Ruhm bleiben, zur ächt philologischen Behandlung der göttlichen Philosophen den ersten fastern Grund gelegt zu haben. Bh.

# Monatsregister

v o m

J u l i u s 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

- A.**  
**Annalen des Kriegs.** Miscellen und Episoden. 1—4 B. 161, 57.  
**Ansichten, ästhetische** 165, 89.
- B.**  
**Barrow's Reisen in China.** Aus d. Engl. übersetzt. 1. 2 Th. 168, 115.  
**Becker die Weltgeschichte für die Jugend, oder für Kinder und Kinderlehrer.** 1—9 Th. 2te Ausgabe. 159, 47.  
 — über Cultur, künstliche Bildung und Fäulung des Schiffbauholzes 174, 163.  
**Bemerkungen über die Vervollkommnung und Erhebung der Kunstgewerbe in Deutschland** 174, 167.  
**Bernoulli Grundsätze der Elementarphysik oder methodischer Leitfaden für den ersten physikalischen Unterricht auf Schulen** 169, 126.  
**Bode astronomisches Jahrbuch für das J. 1809** 166, 97.  
**Büch theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geschäften.** 3te Ausg. von Norrmann. 1. 2 B. 164, 81.
- C.**  
**Callisen einige Winke zu einer zweckmäßigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri** 154, 6.  
**Charakteristik Joh. Gottfried v. Herders von Danz und Gruber** 163, 78.  
**Clemens deutsche Handlungsbriefe mit franz. und engl. Anmerkungen** 164, 83.  
 — Taschenwörterbuch der Producten- und Waarenkunde. 1 Th. 164, 83.  
**Conservateur, le. Journal de Littérature, des sciences et des beaux-arts.** 1807. 1—5 Vol. 160, 49.
- D.**  
**Dankadresse, öffentliche, an den Hn. Vf. der Schrift: der Adel, was er ursprünglich war, was er jetzt ist und was er künftig seyn soll** 161, 63.
- E.**  
**Ernst Abbildung und Beschreibung einer sehr nutzbaren und höchst einfachen Maschine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergl. Arten von Producten, die zu dem Viehfutter gebraucht werden** 174, 168.  
**Ezler Grammatik der lateinischen Sprache** 176, 179.  
**Ewert vom Ursprunge des russischen Staates** 159, 41.
- F.**  
**Femmer freymüthige Briefe über Schwalbach, dessen Quellen und Umgebungen** 168, 119.
- G.**  
**Gillet neuer britischer Plutarch, oder Leben und Charakter berühmter Britten, welche sich während des franz. Revolutionskriegs ausgezeichnet haben** 163, 73.  
**Göde Ius germanicum privatum** 165, 9.
- H.**  
**Handbuch, katechetisches, über Rosenmüllers christliches Lehrbuch.** 2 Th. 8. 4 St. 157, 81.
- Heinrich, Prinz, von Preussen.** Kritische Geschichte seiner Feldzüge. Vom Vf. des Geistes des neuen Kriegssystems. 1. 2 Th. 161, 62.  
**Hermstädt chemische technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey.** 1 Th. 174, 161.  
**Hoffmann die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beschleunigend wirkenden Kraft abgeleitet** 175, 175.
- K.**  
**Koch Gemälde der Revolutionen in Europa seit dem Umsturze des römischen Kaiserthums im Occident bis auf unsere Zeiten.** Aus d. Franz. übersetzt von Sander. 1. 2 Band 172, 146.  
 — Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain en occident jusqu'à nos jours. 1—3 Vol. 172, 146.  
**König Grundriß 1) einer vollständigen Einleitung in die Rechtswissenschaft der Deutschen; 2) einer pragmatischen Geschichte und Statistik der Gesetze der Deutschen** 156, 9.  
**Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen** 166, 103.  
**Kruse Tables historiques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après J. C. Trad. de l'allemand par d'Appier.** 1 Livraill. 171, 143.
- L.**  
**Lagino's umgearbeitete Meidingersche französische Grammatik, nebst Uebungen zum Uebersetzen von Greiner.** 2 Theile. 4te Aufl. 164, 7.
- M.**  
**Meissners Fabeln in 3 Büchern.** Neue Ausgabe. 1 Th. 1—4 Buch 165, 95.  
**Meyer der Messkaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Messen zu beziehen.** 2te Ausg. 164, 86.  
**Murr Versuch einer Geschichte der Juden in Sina. Nebst Kögler's Beschreibung ihrer heiligen Bücher in Kaifongfu** 164, 87.  
**Museum der Alterthumswissenschaft.** Herausgegeben von Wolf und Buttmann. 1 B. 1. 2 St. 158, 53.
- N.**  
**Natorp Quartalsschrift für Religionslehrer.** 4 Jahrg. 1808. 1. 2 Quartal 159, 47.  
**Norberg über die Production des Roheisens in Rußland und über eine neue Schmelzmethode in Sturzöfen.** Aus dem Schwedischen von Blankhof 176, 176.
- P.**  
**Pfeft Anthologia epigrammatica latina e poetis post renatus scientias ad nostra usque tempora claris.** 1 T. 165, 92.  
**Philosophie, die, der deutschen Sprache für junge Leute beiderley Geschlechts bey dem öffentlichen und Privat-Unterricht.** 1. 2 Th. 170, 134.  
**Planck Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung.** 4 B. 2 Abtheilung 162, 66.  
 — Geschichte des Pabstthums in der abend-

# N e k r o l o g.

<i>Hardill</i> in Stuttgart	46. 381.	<i>Doppler</i> in Wien	46. 381.	<i>v. Rakmet</i> in Schmiedeburg	46. 381.
<i>v. Bodo Bar</i> in Pösth	46. 381.	<i>Gustfeld</i> in Weimar	46. 381.	<i>Schreyer</i> in Prag	46. 381.
<i>Gebanis</i> zu Meulan in Frank-		<i>Pierres</i> in Dijon	45. 355.	<i>Thiele</i> in Berlin	45. 355.
reich	45. 355.	<i>Pillament</i> in Lyon	45. 355.	<i>Wagner</i> in Wien	46. 381.
<i>Care</i> in Wien	46. 381.				

## Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Errichtung eines königlichen Instituts für die Wissenschaften	44. 361.
— — — — — Preisfrage und Preisvertheilung der Gesellschaft zur Beförderung der Haikunde	44. 364.
— — — — — Preisvertheilung und Preisfragen des Monnikhoffischen Legats	44. 365.
Erlangen, Stiftung einer physikalisch-medicinischen Gesellschaft	44. 366.

der Wissen-	
Bardachung	50. 416.
zur Verthei-	50. 415.
m 10 Sept.	50. 409.
Preisaufla-	
ge der Wis-	51. 419.
schafft: tot	
1. Aug. v. J.	50. 410.
der Wis-	

Marfalle, Preisaufgaben der Akademie	50. 415.
Mayland, Preisaufgaben der königl. Akademie der schönen Künste	50. 415.
Niort, Preisfragen des Athenäums	44. 363.
Rotterdam, Versammlung der holl. Gesellschaft der Prosefandvindelyke Wysbegerte am 23 Aug. v. J. nebst Preisfragen	50. 412.
Toulouse, Jahresfest der Academie des jeux floraux	44. 362.

## Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

St. Cyr, die Militärschule wird nach La Flèche verlegt	43. 354.
Erlangen, Promotionen und Prorektoratswechsel	49. 404.
Gräts, Lehrpersonale am Gymnasium	46. 377.
Halle, akademische Feyerlichkeit am 17 May bey Wiedereröffnung der Vorlesungen und Promotionen dabey	43. 355.
Jena, Promotionen, Pfingstprogramm und v. Lynkerische Stiftungsgesellen	49. 401.
Innsbruck, Nachricht von der Fortdauer der Universität	43. 354.
Kasan, gegenwärtiger Zustand der Universität	48. 393.
Keszthely in Ungarn, Nachrichten vom Gymnasium, Georgikon und Mädcheninstitut	46. 379.
Leipzig, Promotionen, Disputationen, Rectorat- und Decanats-Wechsel	49. 402.
Lemberg, Lehrpersonale am Lyceum	45. 378.
Pösth, die Universität schickt zwey Doctoren der Medicin nach Paris	46. 379.
Prag, Promotionen	46. 377.
Salzburg, Lehrpersonale an der Universität	46. 378.

## Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Armbruster in Wien giebt vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat heraus	49. 404.
v. Batorkisz schenkt dem pösth. Museum Gold- und Silber-Stoffe	50. 416.
Bibliothek, die allgemeine deutsche, wird nach verändertem Plans und Titel fortgesetzt	49. 406.
Bowler, die Engländerin, will ihrem Gemahl ein Denkmal errichten	43. 356.
Buchanan ist nach Cochlin und Travancose gereist	47. 389.
Bücheranzeigen in Frankfurt am Mayn	44. 368.
— — — — — in Gießen	51. 424.
Cenove in Rom hat seinen Freunde, Volpato ein Denkmal errichtet	43. 355.
China, neue Arten derselben aus Fern	47. 389.
Dauar in London neue Maschine die Länge und Breite des Meeres zu bestimmen	47. 390.
Druckfehleranzeigen im Intell. Bl.	45. 360.
Dublin, zu, wird für Nelson ein Monument errichtet	45. 375.
Feth Ali Chan ist Freund der Wissenschaften	44. 366.
Frank in Nürnberg hat die Glasmaierkunst wieder erfunden	43. 356.
Gehlen in München, noch einige Worte für Hn. Gilbert	47. 389.
Kesegarten Druckfehleranzeigen	49. 407.
Lipsky's Charta von Ungarn etc. soll in Ungarn zum amtlichen Gebrauche angeschafft werden	50. 416.
Mauberts Geschichte von Polen soll von der dritten Classe des Instituts mit Akhilières Geschichte verglichen werden	47. 390.
Ofen, das Observatorium erhält neue Instrumente aus München	47. 390.
Ottopo im Friaul zu, werden alte Münzen entdeckt	50. 416.
Parquati in Verona hat eine Büste von Palladio vollendet	45. 355.
Pignotti giebt Imitazione di Seneca di Giovenale e d'Orazio heraus	47. 390.
Prag, hydrotechnische Privatgesellschaft daselbst	45. 374.
Rom, zu, hat man einen unterirdischen Gang entdeckt	45. 357.
Steinwegen zu Washington in Nordamerika	48. 378.
Midne Jweck in Holland übersetzt die Aeneide ins Holländische	42. 358.
Thorwalfen in Rom hat eine colossale Statue des Mars vollendet	45. 356.
Tremont, im Dorfa, sind römische Medaillen gefunden worden	45. 357.
Ungarn, neue Luisenkrates daselbst	47. 390.
de Vincis Wandgemälde soll copirt und in Moskau ausgeführt werden	42. 356.
de Wette über die wichtige Bemerkung für Juden und Christen in No. 40 des Intell. Bl.	48. 400.
Wierda's östereichische Geschichte wird ins Holländische übersetzt	44. 366.
Wittenberg, neues Censurcollegium daselbst	46. 382.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1808.

## T H E O L O G I E.

HILDBURGHUSEN, b. Hanisch: *D. Jo. Georg. Rosenmülleri Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana, inde ab Apostolorum aetate usque ad Origenem.* Pars I. 1795. 251 S. Pars II. 1798. XIV u. 258 S. Pars III. contin. Periodum II ab Origene ad Jo. Chrysostomum et Cyprianum ad Augustinum (Leipzig, b. Fleischer d. j.) 1807. VIII u. 613 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Diese Schrift ist ein neuer Beweis, wie löblich die Sitte akademischer Gelegenheits-Schriften sey. Ihr verdanken wir schon so manche gute Idee und die Ausführung specieller Materien, von welchen in größeren Büchern vielleicht nie die Rede gewesen seyn würde. Auch ausführlichere Werke haben dadurch ihr Daseyn erhalten, wovon sogleich das vor uns liegende ein Beyspiel ist. Hr. Dr. R., ein in jedem Betracht würdiger Veteran der theologischen Literatur, gab seit mehreren Decennien bey verschiedenen akademischen Gelegenheiten Programme: *De fatis interpretationis sacrarum librorum in Ecclesia christiana* heraus, und es war ein glücklicher Gedanke, daß er sich entschloß, in der gegenwärtigen Sammlung die Früchte seiner akademischen Arbeiten, in verbesserter Gestalt, auch dem größeren Publicum mitzutheilen.

Daß eine Arbeit, wie die gegenwärtige, wodurch die Auslegung der heiligen Schrift historisch entwickelt werden soll, nicht nur für den Freund der theologischen Literatur überhaupt, sondern auch für den angehenden Exegeten insbesondere von vielem Nutzen seyn müsse, bedarf keiner Erinnerung. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß eine solche Geschichte zugleich wichtige Beyträge zur Geschichte der Glaubenslehren und moralischen Ideen des Christenthums enthalte. Hr. R. hat bey Ausarbeitung der seinigen nicht nur die Idee derselben richtig aufgefaßt, und einen richtigen Plan zum Grunde gelegt, sondern denselben, im Ganzen genommen, auch sehr gut ausgeführt. Überall zeigt sich gelehrter Fleiß in Benutzung der Quellen und besten Hülfsmittel; überall Umsicht und zweckmäßiger Gebrauch der vielen zum Theil in ihrer Art trefflichen Vorarbeiten. Bey dem großen Umfange des Stoffs kann der Bearbeiter einer solchen Geschichte nicht um Materialien verlegen seyn; aber die meisten Gelehrten versehen es darin, daß sie das rechte Maß nicht zu treffen wissen, und daß sie, um gründlich zu seyn, in die ausführlichere Discus-

sion von Nebendingen eingehen, die mit der Hauptsache in keiner unmittelbaren Berührung stehen, und die Auffassung des richtigen Gesichtspunctes im Ganzen mehr verhindern als befördern. Diesen gewöhnlichen Fehler hat Hr. R. glücklich vermieden. Sein Buch ist Muster einer weisen Ökonomie, wo die glückliche Mittelstrasse zwischen zu weit getriebener Sparsamkeit und unbefonnener Verschwendung gehalten wird.

Es ist unleugbar, daß es dem Vf. sehr leicht gewesen wäre, ein paar Alphabete mehr zu schreiben. Er durfte ja nur die Auszüge aus den Schriftstellern, deren exegetische Grundsätze und Manier dargestellt werden soll, vervielfältigen. Er konnte die größte Prolixität hiebey immer damit entschuldigen, daß es nützlich sey, die Kirchenväter mit ihren eigenen Worten zu charakterisiren. Aber eben so gewiß ist hinwiederum, daß ein bloß allgemeines Raisonement nicht hinreichend gewesen wäre, uns einen anschaulichen Begriff von dem hermeneutischen und exegetischen Verfahren der alten Schriftsteller zu geben. Hier, wo die Theorie so einfach, die Praxis aber so vielfältig, oft sogar von aller Theorie verlassen ist, müssen nothwendig Fälle in concreto angeführt werden. Hr. R. hat sein in den meisten Fällen treffendes Raisonement auf eine solche Art mit den ausgehobenen Beyspielen zu verweben gewußt, daß aus dieser Verbindung eine recht gute Geschichte hervorgegangen ist.

Wie weit die Geschichte der Interpretation herabgeführt sey, lehrt der Titel. Nach der Vorrede zum 3 Theil scheint es fast, als ob sie der Vf. zu schließen gefonnen sey. Er bemerkt, daß in den folgenden Perioden für die Schrifterklärung nichts Wichtiges mehr geschehen sey. S. V: *Scriptores ecclesiastici medii, quod vocant, aevi, paene omnes, si Theodoretum, Isidorum Pelusiotam et alios nonnullos excipias, colligendis, compilandisque illorum explicationibus et commentariis operam dederunt. Prae omnibus autem aliis Graeci secuti sunt Chrysostomum, Latini Augustinum suum, usque ad tempora Reformationi Sacrorum proxima et literarum inflationem, quibus Laurentius Valla et Erasmus Roter. melioribus quam Scholastici praefidiis instructi, Novi Test. libris novam lucem affundere aggressi sunt.* Hr. R. verweist hierauf auf Buddeus, Richard Simon, Schröckh und Meyer (Geschichte der Schrifterklärung seit der Wiederherstellung der Wissenschaften. 4 Th. Göttingen 1802—1805). Dies scheint darauf hinzudeuten, daß Hr. R. seine Arbeit nicht weiter fortsetzen wolle.

Cc

Wir wünschen zum Besten der Wissenschaft, daß dieß nicht geschehen möge. Nach dem Plan und der Ökonomie des Ganzen würde sich die Geschichte der folgenden Perioden bis auf unsere Zeiten in einem Band bringen lassen, und wir befäßen dann an dieser schätzbaren Arbeit etwas Vollständiges. Die *Meyersche* Geschichte ist, bey ihren unverkennbaren Vorzügen, doch für Viele, besonders für den angehenden Theologen, zu weitläufig. Dagegen wüßten wir dieser Classe von Lesern kein besseres Buch zu empfehlen, als das gegenwärtige, worin dem Anfänger ein hinlänglicher Unterricht, dem Kenner aber eine anschauliche Übersicht seines Faches ertheilt wird. Daß es in *lateinischer* Sprache abgefaßt ist, verdient um so mehr als ein besonderer Vorzug gerühmt zu werden, da sich der Styl des Vfs. durch Correctheit und Leichtigkeit auszeichnet.

Nach dieser aufrichtigen Bezeugung unseres Beyfalls halten wir uns aber auch für verbunden, mit gleicher Unbefangenheit einige Punkte anzuzeigen, worin wir mit dem Vf. nicht übereinstimmen können. Wir rechnen vor allen dahin die Urtheile über den Werth und die Brauchbarkeit der exegetischen Arbeiten einiger der vorzüglichsten Kirchenväter. Hr. R. gehört keineswegs zu der zahlreichen Classe von Theologen, die, erklärte Feinde alles Alten, nur die dürftigen Resultate ihrer engherzigen Theorie um deswillen für wahr halten, weil sie ihrem Verstande einleuchten. Aber dennoch ist er nicht ganz frey geblieben von den Fehlern der sogenannten *historischen Kritik*, worein wir die Theologen unserer Tage so häufig verfallen sehen. Daß der Vf. für seine Person und als Exeget der *grammatisch-historischen* Interpretation zugethan sey, wird gewiß niemand mißbilligen; aber mußte er darum als Historiker die *dogmatische* Auslegung geradezu verdammen, und die alten Schriftsteller, welche ihr folgten, bloß von der Schattenseite einseitig darstellen? Daß er nicht frey von dieser Ungerechtigkeit sey, mag das Th. II über *Tertullianus* gefällte Urtheil beweisen.

Hier wird gleich Eingangs die Sentenz gefällt: „*Hic vir ut primarius Latinitatis ecclesiasticae autor fuit, ita etiam in ejus libris prima sunt semina Theologiae Africanæ et Latinae, quæ tot mala ecclesiae et religioni attulit*“ (S. 2). Dieselbe Anklage *Tertullian's* und der lateinischen Theologie wird S. 13 wiederholt: „*Universa haeresum et controversiarum in ecclesia agitatae historia docet, plerosque Patres Latinos in disputationibus de religione o duabus propositionibus contrariis semper fere defendendam suscepisse absurdiorum, sanæ rationi repugnantem. Videtur hoc factum esse inprimis auctore et suo fere Tertulliano; is enim, ut loca e libris ejus allata docent, si non omnium primus, inter primos tamen fuit, qui fidem rationi opponerent, statuerentque inprimis gratam esse Deo eam fidem, quæ veniente fama ratione credat incredibilia, in se impossibilia et ab omnium aliorum hominum sensu communi abhorrentia.*“ Sollte man nicht, nach solchen und mehreren ähnlichen Ausserungen, die lateinische Theologie, mit ihrem Urheber, für

die Ausgeburth des höchsten Unsinn, für ein Gewebe von Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten halten müssen? Und doch erscheint uns gerade diese Theologie in einer so ehrwürdigen Gestalt! Und doch ist sie, wie sonst keine, der Depositär eines ächt religiösen Sinnes! Und doch ragt eben dieser *Tertullianus* an Gelehrsamkeit, Talent und Energie über so viele Väter der griechischen Kirche weit hervor! Wenn ein solcher Mann den Satz aufstellt: „*Quod absurdius sit, quo magis sanæ rationi repugnet, eo magis esse credendum ac Deo dignum*“ (S. 11): — so muß dabey ein Princip zum Grunde liegen, nach welchem dieser Satz aufhört, Unsinn zu seyn. Und so ist es in der That nicht nur bey *Tertullianus*, sondern auch bey den berühmtesten Lehrern der lateinischen Kirche bis auf unseren *Luther* herab. Hier wird die Einseitigkeit des Urtheils zur Ungerechtigkeit.

Eben so hat sich auch dem Urtheil über *Tertullian's* kritisches Verfahren manche Unbilligkeit beygemischt. Daß *Tertullianus* einen griechischen Text vor sich gehabt habe, behauptet der Vf. gegen *Semler*, welcher leugnete, daß T. einen griechischen Codex des N. T. gekannt, noch viel weniger verglichen habe; es ist ihm indess wahrscheinlich, daß er nicht mehrere, sondern nur eine Handschrift kannte und verglich; aber T. ging bey seiner Kritik ganz unredlich zu Werke. S. 18: „*Quotiescunque in graeco suo codice (vel codicibus, si plures habuit) reperiret lectionem suis placitis et praeconceptis opinionibus adversantem, confinxit novam, atque, ut fraudis suspicionem a se amoliretur, ausus est adeo persuadere lectoribus incautis, graecos libros dedita opera ab Haereticis fuisse corruptos et adulteratos, sicque crimen, quod ipse commiserat, aliis objecit.*“ Vgl. S. 19 20. 21 u. a. In der Note S. 19 wird behauptet: „*Epistolas Pauli non a Marcione, sed ab ipso potius Tertulliano esse corruptas.*“ Wir gestehen, daß wir bessere Gründe für diese Beschuldigung beygebracht wünschten, als die hier mitgetheilten. Das Hauptargument ist aus der Abhandlung *de Monogamia* c. 11 hergenommen, wo *Tertullianus* über die Stelle 1 Kor. VII, 39 commentirt, die Lesart: *si dormierit* (ἐὰν κοιμηθῇ) verwirft und dagegen: *si dormiat* (ἐὰν κοιμᾷ δὲ) vertheidiget. Er sagt: *Sciamus, plane non sic esse in Graeco authentico, quomodo in usum exiit per duarum syllabarum aut callidam aut simplicem everfionem: Si autem dormierit vir ejus, quasi de futuro sonet; ac per hoc videatur ad eam pertinere, quæ jam in fide virum amiserit.*“ Hr. R. hat den Sinn und Zusammenhang dieser Stelle nicht gehörig erörtert. *Tertullianus* redet nicht von der anderen Lesart einer oder einlger griechischen Handschriften, sondern er behauptet, der Apostel habe in seinem Original (dieß ist in *graeco authentico*) so nicht schreiben können, weil er sonst mit sich selbst im offenen Widerspruche stehen würde. Das *plane non sic esse* ist offenbar so viel als *non esse posse*. Die *Psychici* haben auch hier, wie so oft, den Text (*de instituto suo*) verfälscht. *Tertullianus* behauptet keinesweges, daß er in seiner Handschrift die Lesart

εἰς νοῦμα δεῦρ sich habe, sondern er behauptet nur aus inneren Gründen, daß der Apostel so nicht habe schreiben können, und daß man eher eine Textes-Corruption als einen solchen Widerspruch annehmen müsse. Man vergl. *de Monogam. c. 11. Ed. Rigalt. p. 663*: „*Haec si diversa sunt ei capitulo, de quo agitur, constabit, ut diximus, non hoc illum sensu scripsisse, quo Psychici utantur. Quia facilius est, ut aliquam rationem habeat unum illud capitulum, quam ceteris sapiat, quam ut Apostolus diversa inter se docuisse videatur u. s. w.*“ Diese Äußerungen sind vom Vf. nicht angeführt und benutzt worden. Man kann also nicht behaupten: „*Tertullianum, rejectis veris lectionibus codicum graecorum, confinxisse novas, easque pro veris vendidisse.*“ Es hat nur conjecturirt, aber nicht verfälscht.

Daß dieser Kirchenvater zuweilen *Glossen* machte und diese, wie Text, anführte, wird S. 24 gesagt, und aus Joh. 3, 6 bewiesen. Diese Stelle wird so citirt: *Quod in carne natum est, caro est, quia ex carne natum est. Et quod de spiritu natum est, spiritus est, quia Deus spiritus est, et de Deo natus est.* Es ist offenbar, daß die Worte: *quia ex carne natum est* und *quia Deus spiritus est*, welche sich in keiner einzigen griechischen Handschrift finden, von T. hinzugesetzt worden sind. Aber worin sollte hier die Verfälschung liegen? Es ist ja nichts weiter, als eine Epexegetis; die johanneische Stelle wird nicht kritisch, sondern exegetisch-dogmatisch angeführt. Daß dieser Zusatz späterhin in viele lateinische Handschriften des N. T. aufgenommen wurde, und daß viele Kirchenlehrer sogar behaupteten, die Arianer hätten diese Worte, welche sie für ächt hielten, absichtlich ausgelassen, ist nur ein Beweis von dem großen Ansehen, worin Tertullianus bey der Nachwelt stand. Ihm selbst kann die Unkunde seiner Verehrer nicht zum Verbrechen angerechnet werden.

Das gegen diesen Schriftsteller einmal gefaßte Vorurtheil zeigt sich auch bey der Darlegung seiner hermeneutischen Grundsätze (S. 29 ff.) Den ersten hermeneutischen Kanon: „*Omnes sacrae scripturae interpretationem gubernari debere ratione; non verba tantum esse defendenda, sed rationem verborum constituentem*“ — mißbilliget Hr. R. zwar nicht; aber er tadelt die bey Matth. VII, 7 davon gemachte Anwendung. Und doch erscheint hier Tertullianus wie ein Interpret des XVIII Jahrhunderts, welcher die localen und temporellen Vorstellungen sorgfältig von den allgemein verbindlichen unterscheidet. Aber genau genommen ist es der *Montanismus* (oder die *Paracleti agnitio*), welcher ihn so sprechen läßt. Bey der zweyten Regel: „*Omnes scripturae interpretationi conformis esse debet regulae fidei in ecclesia catholica receptae*“ bemerkt Hr. R. selbst die Übereinstimmung derselben mit der Theorie der griechischen Kirchenväter; aber das Lob, welches Tertullianus wegen seiner grammatischen Auslegung, im Gegensatz der Allegoriesucht der Griechen, ganz unleugbar verdient, ist hier mit zu sparsamer Hand ertheilt. Die folgende Abhandlung S. 39—184, ist der Darstel-

lung des dogmatischen Lehrbegriffs dieses Schriftstellers, mit besonderer Rücksicht auf den von der h. Schrift dabey gemachten Gebrauch, gewidmet. Das Ganze ist unter gewisse Rubriken gebracht, und liefert in der Kürze eine recht brauchbare *Theologia Tertullianea*. Doch ist auch hier Manches, worin wir dem Vf. nicht Recht geben können. Wir erinnern nur das Einzige, daß die Behauptung S. 56: „*doctrinam Tertulliani de trinitate fuisse Montanisticam*“ mit zu großer Zuversicht niedergeschrieben sey: Theils ist es erweislich, daß er die Trinitäts-Lehre schon vor seinem Übertritt zum Montanismus kannte und vortrug, wie unter anderen aus der Stelle aus dem *Apologet. c. 21. Ed. Rigalt. Paris. 1641* fol. p. 21 deutlich erhellet; theils geht auch die Versicherung Tertullian's, daß er durch die Erkenntniß und den Beystand des Paraklet's die Wahrheit besser erkenne, als seine Gegner, nicht bloß auf die Erkenntniß dieser Lehre, sondern auf den ganzen Umfang der Religionskenntniß. Wenn dies in der Schrift *adv. Praxeam* noch zweifelhaft seyn könnte: so wird es doch durch andere Stellen (z. B. *de monogam. c. 2*), wo die Belehrungen des Paraklets der verkehrten Ansicht der Psychiker entgegengesetzt werden, außer Zweifel gesetzt. Auch können wir Hr. R. nicht beystimmen, wenn er S. 55 die Meinung Tertullian's so vorstellt, als ob er den *Montanus* für den Paraklet gehalten habe. Diese auch von Anderen vorgetragene Vermuthung ist wahrscheinlich aus der Stelle *adv. Praxeam c. 1. Ed. Rigalt. p. 634* entlehnt: *Nam idem tum Episcopum Romanum, agnoscentem jam prophetias Montani, Priscae, Maximillae et ex ea agnitione pacem ecclesiis Asiae et Phrygiae inferentem — Ita duo negotia Diaboli Praxeas Romae procuravit, Prophetiam expulit et Haeresin intulit, Paracletum fugavit, et Patrem crucifixum u. s. w.* Aber wer sieht nicht aus dem Zusammenhange und dem anderweitigen Sprachgebrauche dieses Schriftstellers, daß der Paraklet nichts anderes sey, als der außerordentliche Beystand des h. Geistes zur Vollendung des Christenthums? Montanus war nur das erste Werkzeug des Paraklets, so wie es seitdem alle sind, welche sich vom psychischen Christenthum bis zum pneumatischen oder parakletischen erheben.

Es läßt sich leicht denken, daß das Urtheil über *Augustinus* nicht günstiger ausfallen werde. Hier ist etwas, was sich mit Grund tadeln läßt, die allgemein anerkannte und von ihm selbst nicht verhehlte Nicht-Kenntniß der Grundsprachen. Das Resultat der Untersuchungen über den Werth dieses Kirchenvaters giebt Hr. R. Th. III, S. 500 ff. mit folgenden Worten: „*Augustinum nomine interpretis vix esse dignum. Proinde mirum videri posset, hunc virum tantam in ecclesia occidentali nactum esse auctoritatem, ut decreta ejus oraculorum instar essent, tandemque ipsi praeserrentur scripturae. Sed desinet mirari, quisquis meminerit, tantam jam tum in Occidente invaluisse litterarum barbariem, ut admodum pauci reperirentur harum rerum competentes iudices et justae aestimatores. Lapp-*



*„dari solet in Augustino vis ingenii et acumen philosophicum, ob eam imprimis causam, quod ex certis principiis innumeras eliciat consequentias, adeo ut omnia illius doctrinae capita arctissimam inter se habeant connexionem. Sed pleraque ejus principia sunt falsissima, nec sacrae scripturae, nec sanae rationi consentanea. Traditionem et antiquiorum Patrum, imprimis Cypriani et Ambrosii, praeceptoris sui, decreta et interpretandi rationem omnibus ratiociniis et sobriae philosophiae decretis argumentisque solidioribus opponit, quod alio tempore ostendimus. Talis quum fuerit, nobis quidem sine omni merito consecutus esse videtur eam nominis celebritatem et auctoritatem, qua per omnia deinceps secula floruit; nec impetrare a nobis possumus, ut in eo laudando cum Erasmo aliisque hominibus doctis consentiamus.“*

Wie viel Unbilligkeit ist nicht in diesem Urtheil! Warum soll einem Manne alles exegetische Verdienst abgesprochen werden, der doch die erste biblische Hermeneutik schrieb? Hr. R. selbst muß S. 407 kennen: *Augustinus primus fuisse videtur, qui veram rationem interpretandi in libris de doctrina christiana tradere conatus est* — und S. 406: *Regularum recte interpretandi sacram scripturam non prorsus ignarum fuisse, apparet ex iis u. s. w.* Sollte wohl ein Mensch, der seinen Kopf bloß mit griechischen und hebräischen Wörtern angefüllt hat, allein exegetisches Verdienst haben? Das barbarische Zeitalter würde ja nur eine Entschuldigung des Mannes seyn; aber wir wundern uns, daß, neben Cyprianus und Ambrosius, nicht auch des schriftgelehrten Hieronymus gedacht ist, der doch in derselben Zeit lebte, und von Augustinus so fleißig benutzt wurde. Der Behauptung: daß seine Principien grundfalsch, und weder der heil. Schrift, noch der gesunden Vernunft angemessen wären, scheint selbst eine *petitio principii* zum Grunde zu liegen. Es giebt eine „*philosophia sobria*,“ welcher gar Vieles nicht zu Munde will, was doch das ganze Alterthum für sehr genießbar und nahrhaft erklärt hat. Die *sobrietas* sollte über solche Dinge nicht absolut absprechen. Der versprochene Beweis, daß A. mehr Traditionist als Rationalist gewesen, scheint uns in der That nicht leicht zu seyn, und wir möchten Hn. R. zur Führung desselben auffordern.

Daß Pelagius (Th. III. S. 503—37) in einem weit günstigeren Lichte erscheinen werde, war uns, nach diesem Vorgange, schon im voraus wahrscheinlich. Es heißt von ihm S. 505: „*Quamvis Pelagius ab erroribus non omnino (?) fuerit immunis, tamen quod ad eruditionem ejus attinet, Augustinum ingenii acuminem (?) et sacras literas interpretandi peritia longe superavit, quod, ut alia omittamus, vel Commentarii ejus in Pauli Epistolas, Hieronymo olim tributi, propterea hujus operibus inserti, satis superque testantur.*“ Rec. will den kritischen Verdacht gegen die

Ächtheit dieses Products, welche uns durch Vossius noch keinesweges gehörig gerettet zu seyn scheint, nicht auf's Neue in Anregung bringen. Aber Hr. R. selbst muß (S. 508, 509) eingestehen, daß dieser Commentar nur über die lateinische Version gefertigt sey; er sucht aber zu beweisen, was Mehrere bezweifelten, daß Pelagius allardings Griechisch verstanden habe. Sehen wir indess auch hiervon ab, so können wir doch der Erklärungs-Manier des Pelagius nicht nachrühmen, daß dieser Commentar unter die besten Erklärungen, die wir über's N. T. haben, gehöre, wie S. 510 geschieht. Selbst die daraus mitgetheilten Proben zeigen eine große Beschränktheit, welche den ächtreligiösen Gesichtspunct des Apostels Paulus nicht zu fassen wußte. Wie dürftig und schief sind nicht seine Anmerkungen über Röm. 7, 7 ff., woraus S. 513 ff. Auszüge mitgetheilt werden! Nicht viel besser ist es auch bey den übrigen Stellen.

Wir hätten noch Manches dieser Art zu tadeln, wenn wir nicht überzeugt seyn könnten, daß sich der unbefangene Leser bey diesen zur Bestätigung des vorhin gefällten Urtheils angeführten Proben begnügen werde. Außerdem sind uns verschiedene Stellen aufgefallen, welche einer Berichtigung bedürfen. Th. III. S. 233 heißt es von Gregorius Nazianzenus: „*Propter suam catholicam fidem defendendi studium dictus est κατ' ἐξοχην Theologus.*“ Nach Gregor. Presbyt. Vita S. Gregor. p. 149 hatte er diesen ehrenvollen Beynamen nicht sowohl wegen seiner Vertheidigung des katholischen Lehrbegriffs überhaupt, als vielmehr wegen seiner glücklichen Bestreitung der Arianer, welche die Gottheit des Sohnes Gottes herabsetzten, erhalten. Kein Schriftsteller harte, nach dem Berichte seines Biographen, seit dem Apostel Johanne, der deshalb der Theolog genannt wurde, weil er lehrte: *Θεος ἦν ὁ λόγος*, die Gottheit des Logos so energisch und erhaben (*δογματῶν ὑψει*) bewiesen, als dieser Gregorius. S. 410 wird aus Augustin. de doctr. chr. Lib. II, c. 15 die bekannte Stelle so angeführt: „*Proinde versio Italica caeteris est praefenda, quia verborum est tenacior, cum perspicuitate sententiae.*“ Hiebey sollte der verschiedenen Conjecturen der Gelehrten, statt *Itala* entweder *illa latina*, oder *illa* (s. Mittenzwey Disput. Anti-Blanchin. Leipzig 1760. S. 6 ff.), oder *usitata* (was schon Potter und Marsh vorschlugen, und Kreyssig in s. Observat. philol. crit. in Job. 39, 19—25. Leipzig 1802. S. 10 vertheidigte), zu lesen, gedacht seyn, weil diese für classisch gehaltene Stelle in der biblischen Kritik von größter Wichtigkeit ist. — In den letzten Theil haben sich mehr Druckfehler eingeschlichen, als in die beiden ersten; sie sind jedoch von der Art, daß sie den Sinn nicht stören, und von Jedem leicht verbessert werden können. N

#### NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Schöne: *Portefeuille zur Nachsicht bey Fouragegeschäften*; enthaltend die Verhältnisse der Körnerforten gegen einander und deren Reductionen, die Berechnungen der Verhältnisse des schlesischen, sächsischen, polnischen und russischen Maßes gegen den berliner Scheffel, nebst verschiedenen Arten des Aufmaßes, vorzüglich aber die Berechnung

aller bey der königl. preuss. Armee angenommenen und approbirten Rationssätze sowohl in schweren Körnerforten als Hafer allein, mit gleich beigefügten Reductionen der ersten. Herausgegeben von Jacob Danziger, Calculator bey dem königl. preuss. Feld-Fourage-Depot zu Schwedt. 4te unveränderte Aufl. 1808. XII u. 126 S. 8. (16 Gr.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ  
IN FRANKREICH.

- 1) PARIS, b. Rondonneau: *Code des droits réunis ou Manuel pratique des Administrateurs, Directeurs, Inspecteurs, Contrôleurs et Employés de la Régie.* 1 Livraison. Fructidor an XII. 463 S. (6 Francs.)  
2 Livraison de la même date. 400 S. 8. (6 Francs.)
- 2) Ebendasselbst: *Code des droits de taxe d'entretien des routes et des octrois municipaux.* Nouvelle édition. An XII. 164 S. 8. (1 Fr. 50 C.)
- 3) PARIS, de l'Imprimerie du Depot des Lois: *Code des Finances, ou Recueil des Lois et arrêts relatifs aux Mandats, Assignats, Contributions, Fermages, Loyers et Obligations entre les Citoyens.* Avec un tableau du Cours des Mandats jusqu' à ce jour. An 5. 170 S. 8.

Die Veranlassung zu dem *Code des droits réunis* gab die Aufstellung einer eigenen Verwaltung in Frankreich unter dem Namen: *régie des droits réunis*, welcher die Beziehung der Abgaben auf Tabak, Getränke, Gold- und Silber-Arbeiten, Karten, öffentliche Wagen, auf die Unterhaltung der Chaussées, Kanäle und zur Schifffahrt nothwendiger Arbeiten anvertraut wurden. Der *Code* enthält alle hierauf bezüglichen Gesetze und die den Verwaltern gegebenen Instructionen, so wie auch die vor dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunal in Hinsicht mehrerer indirecter Abgaben und gedachter Regie gehaltenen Reden. Letztere besonders lieft man mit wahrem Vergnügen, da sie nicht nur auf die Theorie einer weisen Finanz-Einrichtung sich beschränken, sondern vielmehr dieselbe der Erfahrung anpassen. Man entwickelte die Vortheile der indirecten Abgaben, ihre wohlthätige Vereinigung mit den directen, und widerlegte das physiokratische System, das nur eine Abgabe auf das Grundvermögen zulässt. Weit entfernt, alle Steuern auf Güter legen zu können, sah man sich in Frankreich genöthigt, die Grundabgaben zu vermindern. Sie waren, sagt *Cretet*, unerträglich geworden. Hiezu trug die Ungleichheit der Steuerpflichtigkeit vieles bey, und insofern könnten die Ökonomen behaupten, dass, so wie einmal der Umfang und der Werth des französischen Grundeigenthums durch die Regierung erhoben und hiernach die Gleichheit unter den Contribuenten hergestellt seyn werde, auch das Drückende der Grundabgabe wegfallen; allein die französische Regierung ist nicht gemeint, die Gleich-

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

heit dadurch zu begründen, dass sie den leichtbe-  
steuerten Gründen die drückende Last der am mei-  
sten besteuerten aufliegt, sondern ihre Absicht geht  
dahin, letztere den ersteren gleichzustellen. *Fabre*  
*de l'Aude* äufserte in seiner Rede über die Grund-  
steuer: „sie sey schon so drückend, dass sie selbst  
dem Ackerbau schade, und dem Landmann die Mit-  
tel zur Bebauung, Düngung und Verbesserung ent-  
ziehe.“ Dies beweist, dass die Ökonomen irrig  
voraussetzen: der Grundeigenthümer sey im Stande,  
die Abgaben für alle Bürger vorzuschleusen, die  
Preise der Feldproducte zu bestimmen, und bey dem  
Verkaufe sich die gemachten Vorschüsse restituiren  
zu lassen.

Die Einführung indirecter Abgaben wurde dem-  
nach in Frankreich nothwendig. Man suchte jedoch  
hieby den nachtheiligen Wirkungen derselben zu  
begegnen. Dem zufolge wurden die nothwendigsten  
Bedürfnisse des Lebens von dieser Besteuerungsart  
ausgenommen. Die französische Regierung wollte  
sich besonders im J. 1804 nicht dazu verstehen, das  
Salz zu besteuern, welches im J. 1789 der Staats-  
casse eine reine Einnahme von 30 Millionen ver-  
schaffte, das aber ein so nothwendiges Lebensbe-  
dürfnis für Reiche und Arme ist. In Piemont wurde  
zwar damals eine eigene Salzregie aufgestellt; allein  
erstens sollte deren Ertrag die Stelle des Chaussée-  
geldes ersetzen, zweytens hatte die Erfahrung gelehrt,  
dass dieses Land häufig dem Mangel und einer Theu-  
rung des Salzes ausgesetzt war. So kostete in einem  
der letzteren Kriege das Pfund Salz daselbst 30 Sols.  
Die Approvisionnirung, welche in einem Vorrath von  
120,000 Ctr. besteht, sollte diesem Übelstand abhel-  
fen, und einen leidentlichen Preis des Salzes bewir-  
ken, der sich nicht über 35 Centimes für das Kilo-  
gramme oder 3 Sols 6 Deniers für das Pfund erheben  
dürfte. Dadurch, dass man die nothwendigsten Le-  
bensbedürfnisse von der Besteuerung ausnahm, wurde  
die reichere Classe mehr belegt als die ärmere, in-  
dem letztere sich gewöhnlich auf das Unentbehrliche  
beschränkt, welches bey jener der Fall nicht ist.  
Man wählte zu indirecten Abgaben Objecte, deren  
beynahe allgemeiner Gebrauch eine leichte Abgabe  
zuließ, ohne einen reichlichen Ertrag auszuschlie-  
ssen. Dem Einwarf der zu grossen Erhebungskosten  
indirecter Abgaben wich man durch die Aufstellung  
einer Regie für mehrere Steuern dieser Art aus. Man  
zog diese Beziehungsart der Verpachtung vor, von  
welcher *Cretet* sehr richtig sagt: *ce mode de perce-  
voir les contributions, contracte un caractère de rigueur*

Dd

*sous l'empire de l'intérêt privé; les citoyens éprouvent des actes et des formes oppressives trop cherement achetées par quelques avantages sur les produits.*“ Auf diese Weise wurden die Nachtheile der indirecten Auflagen beseitigt und ihre Vortheile um so fühlbarer. Sie stehen immer im Verhältniß mit dem Verbrauch, während daß die directen weder nach der Production noch nach dem Verbrauch berechnet werden. Bey ersteren steht es in der Willkühr eines jeden, durch größeren oder geringeren Verbrauch mehr oder weniger Abgabe zu bezahlen, den Verbrauch und also auch die Steuer mit dem Einkommen ins Gleichgewicht zu setzen; bey den directen hingegen muß ohne Berücksichtigung des Ertrags, der Nachfrage, des Preises, des Verbrauchs eine bestimmte Abgabe entrichtet werden.

Unter den oben genannten Steuern sind die auf den Tabak gelegten sehr stark. Gleich bey der Einführung ausländischer Tabaksblätter müssen vom Centner, wenn dieselbe auf französischen Schiffen erfolgt, 40, auf fremden 50 Francs bezahlt werden. Die Verarbeitung hat sodann eine Abgabe von 20 Francs vom Centner zu erleiden. Der Fabrikant muß sich außerdem mit einer jährl. Lizenz versehen, so wie der Tabakhändler, bey dem die Abgabe nach dem Absatz berechnet wird, und 1 Sol vom Pfund nicht übersteigen darf. Es kann daher geschehen, daß die sammtlichen Abgaben vom Centner 80 Franken und vom Pfund 16 Sols betragen. *Fabre de l'Aude* hielt auch dafür, daß sie für die französischen Fabriken die nachtheiligsten Folgen haben könnten, indem die Ausländer ungleich wohlfeileren Tabak zu liefern im Stande seyen, und demnach nicht nur die Einschwärtzung begünstigt, sondern auch die Nachfrage im Ausland vermindert würde. Die Regierung mochte dies gefühlt haben, und half bey der Ausfuhr einigermaßen dadurch, daß die Abgabe der Verarbeitung für den ins Ausland verschickten Tabak zurückgegeben werden soll. Bey den humanen und liberalen Grundsätzen der französischen Regierung erstaunt man, in der Rede des Staatsraths *Cretet* die Stelle zu finden: „*La question du tabac ne se présente jamais en legislation, sans rappeler des regrets sur l'inutile destruction de cette branche importante du revenu public, mais cet on ne doit pas songer au rétablissement d'une fabrication nationale exclusive.*“ Wie kann die Abschaffung eines Monopols bedauert werden, das in die Hände Weniger unermessliche Schätze lieferte, ebenedurch aber vielen Familien den Wohlstand raubte, und die wohlthätige Concurrenz, die Bürgin der Wohlfeilheit und der Güte der Waaren, ausschloß? Darf nur ein Staat, der Pflichten für das Wohl der Bürger hat, diesen ihre Nahrungszweige, die Quelle ihres Glücks, und sogar der zu bezahlenden Abgaben entziehen? Die übrigen Redner zeigten auch das Unzulässige und Unbillige eines Taback-Monopols.

Die Abgaben auf die Getränke sind sehr gering. Von einem Hectolitre (107 Bouteillen) Wein werden:

nur 40 Centimes, von einem Hectolitre Most 10 Centimes gezahlt. Von dieser Abgabenahe man noch überdies für den Verbrauch einer Familie 9 Hectolitres Wein und 18 Hectolitres Most, und für Abgang 10 Procente aus. Der Bezug geschieht bey der Einfuhr in den Städten und auf dem Lande mittelst einer Inventarisirung in den Kellern der Privaten nach der Weinlese. — Von dem Bier zahlt man gleichfalls 40 Centimes vom Hectolitre, mit der Abänderung jedoch, daß 15 Procente für Abgang in Abzug kommen, und daß von dem, zu eigenem Gebrauch gebrauten Bier nichts bezahlt wird. Die Art, diese Abgabe zu beziehen, ist sehr einfach, und verdiente daher auch in anderen Ländern eingeführt zu werden. Man rechnet nach der Menge und dem Umfang der Kessel. So oft gebraut, und das Bier in den Fässern aufbewahrt wird, muß der Einnehmer hiervon in Kenntniß gesetzt werden. — Bey den gebrannten Wassern zahlt man nur jährlich für die Lizenz 10 Francs, ausgenommen wenn hiezu Kirschchen und Korn verwandt werden. In letzterem Fall müssen vom Hectolitre der zum Brennen bestimmten Substanz 40 Centimes nach der Menge und dem Umfang der Kessel und unter Anrechnung von 50 Destillationen im Monat entrichtet werden. Man wandte gegen die erwähnte Besteuerung der Getränke mit Recht ein, daß das gehörige Verhältniß zwischen Wein, Bier, Most und Brantwein nicht beobachtet sey. Besonders auffallend ist dies bey letzterem. Der Wein-Brantwein, welcher noch einmal so viel kostet als der Korn-Brantwein, zahlt von 6 Hectolitres Wein oder Substanz zu 1 Hectolitre Brantwein nur 48 Sols, während daß der Kornbrantwein bey dem Ertrag des siebenten Theils aus der Substanz 56 Sols bezahlt.

Das Gesetz vom 19ten Brumaire im Jahr VI. handelt mit der größten Bestimmtheit über Gold- und Silber-Arbeiten. Jene müssen einen Gehalt von 920, oder 840, oder 750 Millièmes, diese von 950, oder 800 haben, jedoch werden bey ersteren drey, bey letzteren 5 Millièmes nachgesehen. Für den wirklichen Gehalt sichern die Stempel. Deren werden drey angewandt, der des Fabrikanten, welcher in dem Anfangsbuchstaben seines Namens nebst einem Zeichen besteht, das des Gehalts, welcher einen Hahn vorstellt, und durch eine der Nummern 1, 2, 3, die Verschiedenheit des Gehalts bezeichnet; und der des Sicherheits-Amtes. Bey kleinen Arbeiten, die diese drey Stempel nicht zulassen, wird bey Gold nur ein Hahnenkopf, bey Silber ein Büchel (*faisceau*) eingepreßt. Besondere Stempel sind 1) eine Axt bey alten Gold- und Silber-Arbeiten; 2) die Buchstaben: E. T. bey fremden; 3) die Zahl des Gehalts mit dem Wort *doublé* und einem eigenen Zeichen bey plattirten; 4) der sogenannte Stempel *de recense*, dessen man sich bedient, um Betrügereyen vorzubeugen; 5) der Stempel für Gold- und Silber-Stangen. Ohne die Probier-Kosten müssen vom Hectogramme neugefabricirten Goldes 20 Francs, bey Silber 1 Franc, und vom Mark geläu-

terster Stangen von Gold 2 Francs, von Silber 10 Sols bezahlt werden. Zwey Drittheile dieser Abgaben erhält man bey der Ausfuhr zurück. Gefandte und fremde Reisende sind hiervon frey; jedoch darf bey letzteren das bey ihnen sich befindende Gold u. Silber nicht über 5 Hectogrammes wiegen. — Bey der Uhren-Fabrik zu Besançon, deren Arbeiten man an den Buchstaben: F. N. B. erkennt, wird zu den Uhren der obige niedrigste Gehalt von Gold und Silber verwandt. Die übrigen Uhren hingegen müssen, wenn sie von Gold sind, 760 Millièmes, silberne 834 enthalten, jedoch werden bey jenen 10, bey diesen 21 Millièmes nachgesehen. Ihr Stempel besteht in den Buchstaben: F. S. (*Fidélité, Sûreté*).

Es wäre zu wünschen, daß in Deutschland, wo man gewöhnlich, besonders bey kleinen Arbeiten, vergoldetes Kupfer anstatt des Goldes erhält, die nämliche Aufsicht und strenge Beobachtung des gesetzmäßigen Gehalts eingeführt würde. Die kürzlich kaiserliche Verordnung vom 4ten Januar 1803, macht zwar auf den unverhältnißmäßigen Gehalt der Goldarbeiten aufmerksam, ist aber zu allgemein gefaßt. Der Staat hätte hieby den Vortheil, von einer Luxuswaare sich ohne Abgabe bezahlen lassen zu können, welche der Käufer mit Vergnügen entrichtete, weil er hiedurch gegen Betrügereyen sichergestellt wäre. Das Gewerbe selbst müßte hiedurch gewinnen, da es ein größeres Zutrauen erzielte. Gesetz aber auch, die Abgabe und der bessere Gehalt vertheuerte die Waaren, und verminderte den Absatz: so erwächst daraus ein Vortheil für den Staat, indem um so weniger Gold und Silber der Circulation entzogen wird. Aus letzterem Grunde ist überhaupt die Verarbeitung der edlen Metalle nicht zu begünstigen.

Wenn ein Artikel indirect besteuert zu werden verdient: so sind es die Spielkarten. Die Abgabe von jedem Kartenblatt beträgt in Frankreich  $\frac{1}{2}$  Centime. Von den öffentlichen Wagen muß der zehnte Theil des Fuhrlohns und der Waarentransportkosten erlegt werden. — Eine der drückendsten, und besonders dem Verkehr nachtheiligen Abgaben in Frankreich ist das Weggeld, das bey einem Wagen, woran über 6 Pferde gespannt sind, für ein jedes Pferd auf eine Entfernung von 5 Kilometres 12 Sols beträgt.

Das Gesetz vom 7ten Germinal im Jahr VIII, machte einige mildernde Abänderungen, und hob die progressive Zunahme der Abgabe auf. — Von den Schiffsabgaben im inneren Frankreich läßt sich erwarten, daß sie nicht zu drückend, und der Lage angemessen sind, da bey ihrer Einführung die Kauf- und See-Leute zu Rath gezogen wurden, und da sie nur wieder für die Schifffahrt verwandt werden. Die Abänderungen, welche obige Abgaben inzwischen erlitten haben, werden nächstens bey der Kassen eines neueren französischen Werks über die Finanzen angezeigt werden.

No. 2 enthält die seit dem 24ten Fructidor im Jahr V, bis zum 7ten Ventose im Jahr XII gegebenen Gesetze, in Betreff des Wegegeldes, der Geleise und des Gewichts der Post- und Fracht-Wägen, und der zur Bestreitung der Municipal-Auslagen und Unterstützung der Armuth in den Städten errichteten Zölle. Unerachtet man im Jahr VII den Ertrag der pariser Zölle zu 8,600,000 Francs schätzte, wurden sie nichts desto weniger, als unzureichend, noch erhöht.

No. 3, eine Sammlung den in Frankreich vom 28ten Ventose im Jahr IV bis zum 17ten Brumaire im Jahr V gegebenen Finanzgesetze, findet größtentheils keine Anwendung mehr, und kann daher nur noch als ein Beytrag zu der Geschichte des Papiergeldes, und besonders der französischen sogenannten *Mandats territoriaux*, angesehen werden. Die zu große Menge der Assignaten, das Mißverhältniß zwischen ihnen und dem Werth des Unterpfands, das Aufwechseln und der Parteygeist hatte die gedachte Papiermünze außer allen Credit gebracht. Es war hieraus eine Verwirrung in der Bezahlung der Steuern, Mieth-, Pacht-, Zins- und anderer Schuldigkeiten entstanden. Der Handel und die Gewerbe stockten. Man glaubte Mittel hiegegen darin zu finden, daß man den 28ten Ventose im Jahre IV den Verkauf der Gold- und Silber-Münzen streng verbot, die Assignaten außer Umlauf setzte, und die ungeheure Summe von 2400,000,000 Francs in Mandaten substituirt. Man gab sich alle Mühe, um diesen den Credit zu verschaffen, welchen jene verloren hatten. Sie sollten in allen Cassen als baare Münze angenommen werden. Alle Nationalgüter wurden als Hypothek mit der Ausdehnung unterstellt, daß der Eigentümer der Mandate das ihm anständige Nationalgut nach dem Schätzungswerth mit Mandaten kaufen konnte. Allein das Zutrauen der Nation für Papiermünzen war so sehr dahin, daß in fünf Monaten nach ihrer Entstehung 100 Livres in Mandaten gegen baares Geld nur noch den Werth von 1 Livre und 17 Sols hatten, ein Beweis, wie wenig Staaten auf ihren Credit rechnen können, und wie alles von der öffentlichen Meinung abhängt, die zu oft nur durch Schein und Zufall geleitet wird. Es ist bedenklich, hierauf ein Finanzgebäude zu gründen. Wie unsicher ist es, und wie gefährlich für den Staat und die Bürger! Allein der Privatrecht der ersten Häuser Englands rettete im Jahr 1745 den öffentlichen Credit dieses Reichs. Kann dasselbe aber immer hierauf mit Gewißheit rechnen? Wird nicht vielmehr die Zernichtung des schon so sehr erschöpften Credits aus der progressiven Vermehrung der Staatsschulden, noch mehr aber aus der Sperrung der europäischen Häfen erfolgen, wenn die Quelle des brittischen Wohlstands, der Absatz seiner Colonial- und Manufaktur-Waaren verstopft ist, wenn daher der Engländer den Krieg nicht mehr als Mittel ansehen kann, durch den Alleinhandel

und die willkürliche Bestimmung der Preise ganz Europa zu besteuern, und ungeheure Summen zu gewinnen? eine Krise, die mit Wahrscheinlichkeit entweder einen baldigen Seefrieden, oder aber Englands Untergang voraussehen läßt. Htr.

## NATURLEHRE.

HAMBURG, b. Perthes: *Die Metaphysik des Menschen, oder reiner Theil der Naturlehre des Menschen.* Enthaltend: 1) Grundlinien einer Metaphysik der Natur im Allgemeinen, besonders des organisirten Theils; — als Einleitung zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Medicin. 2) Die Organographie des Menschen, oder Beschreibung seiner organischen Modificationen im Raume. 3) Die eigentliche Metaphysik des Menschen, oder Ausführung des Ideals einer möglichen athletischen Gesundheit; das ist, Beschreibung des Menschen der Zeitfolge nach, von dem Moment der Entstehung bis zum Moment des Aufhörens. Mit 15 Tabellen und einer Kupfertafel. Von Joh. Christ. Goldsch., aus-  
Mona. 1806. 8. (1 Thlr.

chnung von dem Charakter  
wendig ist, haben wir schon  
dieser Zeitung mitgetheilt.  
stem von dem Standpunct  
sik der Naturwissenschaft  
a. a. O. beurtheilten Schrift  
(Metaphysik des Menschen)  
, Festem und Flüssigem,  
lischem und Animalischem  
umt alles hier wieder fest  
Es liegt uns demnach nur  
ne, die eigentliche Meta-  
beurtheilen ob. Nach ei-

ner Stelle aus *Schmidt's philos. Physiologie über die Theorie der organisirenden Kraft thierischer Körper* und einigen vorläufigen Begriffen von Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod, geht der Vf. zur Betrachtung des Menschen in seiner ganzen Entwicklung über vom ersten Moment des irdischen Daseyns bis zum letzten. Die Entstehung des Menschen sey das Werk eines Momentes, von Einpflanzung der Faser in den Tropfen. Dies könne man zugleich den ersten Zeitraum oder natürlichen Zeitpunkt des Daseyns heißen. Der zweyte sey vom Streben nach Mannichfaltigkeit erfüllt, und theile sich wieder ab in den Zeitraum vor und den nach der Geburt. Jener habe wieder drey Zeitpuncte: 1) den des Keims (Rudimentum); 2) den der Puppe (Embryo); 3) den der

Frucht (Fetus). Ein Lymphgefäß sey das Eigentümliche des Keims, woraus sich denn das Blutader-system bis zur Fassung im springenden Panet und das Nervensystem von da an immer deutlicher und entsprechend dem schon fester gewordenen Blut-system entwickle. (So wenigstens müssen wir den Sinn fassen, wenn es einer seyn soll.) Die Geschichte der Puppe und der Frucht wird ziemlich dürftig nach Gemeinbegriffen behandelt; eben so die Geschichte des Menschen von der Geburt an, mit Ausnahme des Gedankens von der fortgesetzten Ausbildung des Saugader-, Blutader- und Nerven-Systems und ihres Verhältnisses zu einander, welcher ziemlich fest gehalten wird, aber, wie alles zu materiell genommene, zuletzt eine sehr crasse Ausbildung erhält. So soll die Phantasie mehr mit der Prädominanz des Saugadersystems im Gehirn, die Urtheilskraft mit der Prädominanz der Blutadern und das eigentliche Denken mit der Prädominanz der Nervensubstanz übereinstimmen. Der Vf. giebt dies allerdings für Vermuthung; wir wollten aber nur die Abwege zeigen, auf welche die Consequenz aus einseitigen Prämissen führt. — Den Begriff der Gesundheit, wie er auf diesem Standpunct gefaßt werden kann, knüpft der Vf. ganz verständig an das in jeder Periode des Lebens jedesmal herrschende System und das darin bestehende Verhältniß von Zeit und Raum. Wenn diese Unterschiede in ihrer wahren Ordnung aufgefaßt, und dabey vorzüglich die kurze Dauer der lymphatischen Periode, die längere des Blutsystems und die alle anderen an Länge und Dauer übertreffende des Nervensystems, so wie die Entwicklung eines jeden dieser Systeme in seine Mannichfaltigkeit gehörig betrachtet werden, dann mag die Gesundheit, welche jetzt so sehr relativ ist, sich der athletischen nähern. Der letzte §. 43 (Zeitpunct des Aufhörens: „Die anschauende Erkenntniß der Einheit und Gottheit wird das Höchste des denkenden Athleten und somit das Letzte des lebenden Menschen seyn,“) steht sonderbar gegen Styl und Sinn des Übrigen ab, und ist entweder ganz unverständlich und sinnlos, oder man muß in dem Vf. noch etwas Tieferes vermuthen, und ist berechtigt, ihn auf einer weit höheren Stufe der Bildung annoch zu erwarten. — Die angehängten Tabellen sollen den ausgesprochenen Gedanken zu näherer Übersicht dienen. Die Kupfertafel versinnlicht des Vfs. Vorstellung vom Blut-system, von dessen Einheit sowohl als Vertheilung und dem Übergewicht des Arteriosen oder Venosen im Herz und Lungen, Leber und Milz, männlichen und weiblichen Genitalien, so wie im männlichen und weiblichen Körper überhaupt.

K. I. W.

## NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Schöne: *Beschreibung meiner Reise in den Departementen vom Donau- und Rheine, von der Mosel im 6ten Jahre der französischen Republik.* In Briefen an einen Freund in Paris. Vom Bürger J. N. Becker. 2te Aufl. 1808. XXV u. 424 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Index botanicus sive nomen fungorum species in D. C. H. Persoonii synopsi methodica fungorum enumeratas una cum varietatibus et synonymis, confectus a D. G. H. L.* 1808. 2½ Bogen. 8. (4 Gr.) 8. Recent. der Persoonischen Synopsi der beiden ersten Hefen. 1807. No. 269.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST, 1808.

## M E D I C I N.

## Neueste Systeme der Physiologie.

1. a) PARIS, b. Deterville: *Principes de Physiologie, ou Introduction à la science expérimentale, philosophique et médicale de l'homme vivant*; par Charles Louis Dumas, de l'Institut national de France; Professeur d'Anatomie et de Physiologie, chargé des Cours de Clinique interne etc. à l'Ecole de Médecine de Montpellier etc. Tome I. XXX u. 480 S. mit drey Tabellen, T. H. 501 S. T. III. 607 S. mit einem Kupfer. An VIII. 1800. T. IV. 627 S. An XI. 1803. gr. 8.
1. b) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Anfangsgründe der Physiologie oder Einleitung in eine auf Erfahrung gegründete, philosophische und medizinische Kenntniss des lebenden Menschen* von Karl Ludwig Dumas u. s. w. Aus d. Franz. übersetzt und berichtigt von L. A. Kraus und Dr. L. J. Pickhard. 1807. 1 Bd. X u. 318 S. 2 Bd. VI u. 310 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)
- 2) KOBLENZ, b. Laffaulx: *Exposition der Physiologie*, von J. Görres, Prof. an der Secundär-Schule in Koblenz. 1805. XXXII u. 344 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)
- 3) JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Grundzüge zu einem System der Physiologie des Organismus*, von Dr. August Eduard Kestler. 1807. 317 S. kl. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)
- 4) LANDSHUT, b. Krüll: *Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere*. Zu akademischen Vorlesungen bearbeitet von Ph. Hr. Walther, D. der Philos., Med. und Chirurgie, kön. bayer. Medicinalrath, öffentl. ord. Lehrer der Physiologie, Chirurgie und der chir. Klinik u. s. w. zu Landshut. I Band. 1807. XVIII u. 453 S. II Band. 1808. IV u. 432 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Allerdings bedarf es jetzt keines Lehrens mehr, daß ohne Physiologie die Medicin ein Geschäft der Quackfalter sey. Kein Arzt, selbst kein Chirurg wird irgend etwas gethan haben, von dem er nicht im Stande wäre, ein Lauges und Breites aus einer Physiologie darüber zu erklären, das sowohl ihm, als einer großen Menge, höchst verständlich und natürlich ist, wie man denn immer am leichtesten begreift, J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

was man nicht versteht. Diese Physiologie ist aber, außer dem Anatomischen und Physikalischen an ihr, nicht mehr werth, als jede Erklärungsart irgend eines gescheiden Mannes, der, obgleich ein Laie, doch über Alles manches Interessante und Verständige zu sagen weiß. Die gewöhnliche Physiologie, so wie sie, vergeßend die alte Zeit, in der neueren sich festgesetzt hat, erhebt sich nicht über den in die Augen fallenden Vorgang der organischen Geschäfte. Sie sieht nicht mehr, als daß die Speisen im Munde zerkaut, mit dem Speichel vermischt, im Magen zu Chymus, in den Därmen zu Chylus verwandelt, durch die Milchgefäße eingesogen, in die *Subclavia* ausgeleert, und endlich dem Blute ähnlich gemacht werden. Zu einem Worte über das Wesen der Organe, über deren ursprüngliche Abstammung, und demnach über deren Verhältniß zu einander, außer dem, wie sie mechanisch sich die Säfte überliefern oder sonst zusammenhängen, ist sie durchaus nicht zu bringen. Sie meint, die Leber sey gar da, um Galle abzufondern, damit diese zur Verdauung helfe; die Harnblase, damit man nicht beständig harnen müsse, was viele Unbequemlichkeit mit sich führe; die Grimmdarmklappe, damit der Darminhalt länger zögere, und mehr von ihm eingesogen werden könne u. s. w.

Alle Physiologie läuft bloß darauf hinaus, aufzuzeigen, welche Functionen oder Materien der Natur denen im Thiere gleich sind, und wie sie sich wieder unter einander verhalten. Dieses ist das einzige Bestreben der jetzigen naturphilosophischen Medicin, zu der *Schelling* den Grund gelegt; verschiedene Versuche sind gemacht, aber alles, was bisher darüber im Druck erschienen, schwebt größtentheils noch bloß in den Hauptorganen, und kennt noch nicht die Zerfallungen und Entsprechungen der einzelnen Organe. Dieser Parallelismus der Natur mit dem Thiere, und folglich mit dem Menschen offenbart sich schon in den ersten Regungen der Heilkunde, und mit dem ersten Bewußtseyn dieser Gleichheit war auch die wahre Idee der Medicin als Wissenschaft gegeben. In dieser Anerkennung der beiden Welten als nur einer auf verschiedenen Stufen, liegt alle Quantität und Qualität der thierischen Organe und der Mittel, sie zu beherrschen, verschlossen, wofür man nur einmal eingesehen, daß die große Natur nicht wie ein zweyarmiger Hebel auf und nieder gehe, sondern aus einem Zusammenwirken mehrerer, ganz in ihrem Wesen verschiedener Actionen lebendig bestehe. Nur ist leider auch diese von Gott

E e



den Menschen eingeborene Idee in dem Haufen, der sie nur geerbt hat, indem sie in ihm selbst noch nicht erwacht ist, zu einer mechanischen Zählerey verstümmelt worden. Lehrte ein grosser von Gott begabter Mann, der Mensch sey in seinen Organen nur Ebenbild der Natur, alle Functionen dieser müßtest du in jenem wiederfinden: so verstand der nur hörende aber nicht denkende Haufen, er müsse Sonne, Mond, die sieben Planeten, den ganzen Thierkreis, Wind, Regen, Hagel, Schnee, festes Land, Meer und Flüsse u. s. w. im Menschen suchen; jedes Organ erhielt nun seinen Schutzgeist in den Weltkörpern; die Sonne, der Jupiter, die Venus u. s. w. standen bald diesem, bald jenem Organe vor, das Glück, die Gesundheit und Krankheit der Menschen hing von den willkürlich gedeuteten Himmelszeichen ab, die Nativitätsstellerey wurde ein Gewerbe, die Astrologie zu einem Wust sinnloser Streiche der Betrüger. Man ging endlich ganz consequent von den Weltkörpern herunter zu den Substanzen der Erde; man ahnete auch den Parallelismus der Mineralien und Pflanzen mit den Organen der Thiere: aber statt den tiefen, heiligen Zusammenhang zu erforschen, betrachtete man bloß die äusseren Attribute, was allein dem Haufen vergönnt ist; Figur, Farbe, Lage, Standort, Substanz wurden verglichen, und, so viel Bedeutendes auch *hierin* liegt, doch sinnlos auf die ähnlichen Organe im Menschen übertragen; so entstanden Blutstein, Leberstein, Lungen-Leberkraut, Knabwurz, der Adler im Farnkraut u. dgl. Man ging noch weiter, und suchte diese äusseren Signaturen selbst im Thiere auf, die Chiromantie mit dem übrigen Heere von . . . mantien erhob sich, und so wurde die Physiologie sammt der Heilkunde durch Signaturen unter Siegel gelegt.

Doch wir dürfen keine Studien unserer Väter verachten, jetzt stolz auf sie zurück sehen, Gott dankend, daß wir nicht sind, wie diese Leute. Eine schöne, tiefe Vorbedeutung ist diese Periode der Welt; nicht umsonst hat sie sich so lange damit herumgerieben; schon darum müssen wir uns hüten, unbedingt diese Künste zu verwerfen, da sie so lange die allgemeine Beschäftigung waren. Die Welt kann sich nur mit der Wahrheit vertragen, alles andere muß sie auswerfen — aber zur Wahrheit sind Stufen; auf der unteren muß die Menschheit ankommen, ehe sie zur zweyten geht; nothwendig hat das auf der zweyten keine Wahrheit mehr, was sie auf der ersten hatte, ausser nur in so fern in dieser schon die Tendenz zur zweyten Stufe gelegen — also nur die Idee alles dieses Treibens ist wahr, und keine Periode der Welt wird sie zu verschweigen vermögen; nur Einzelne können sie verlieren, aber das Ganze muß sie, sey es auch bewußtlos, als einzig anerkennen. Allem diesem belächeln, Treiben, an dem sich die Vorwelt labte, liegt nur Eine Idee zu Grunde, die allem gemein ist, nämlich die von dem *Parallelismus der Natur mit dem Thiere*; die Ausführung ist misslungen, weil man nur auf die *äussere* Signatur gesehen. Aber mußte diese nicht

zuerst befehen seyn, ehe man zur inneren gehen konnte? Mußte man nicht durch viele Jahrhunderte prüfen, ob die Gleichheit beider Naturen nicht in dem Aeusseren liege? und zum Theil liegt sie auch nothwendig darin; wir erst wissen jetzt, daß das Aeusere nicht hinreiche, diese Gleichheit zu finden, aber wir wissen es nur, weil es unsere Altern vergeblich gesucht haben. Wären diese Jahrhunderte nicht vorüber, was blieb uns, als diese Schule jetzt zu machen? Wir wären also der Anfang der Periode, an deren verhalltem Ende wir stehen mit dem klaren Resultate. Das Wesen des Parallelismus der Natur mit dem Thiere besteht in den inneren, verbunden mit den äusseren Signaturen.

Doch nicht bloß jene Jahrhunderte, welche wir vergessen zu haben einbilderlich wünschen, haben die Gleichheit der Natur mit dem Menschen als das höchste Princip der Physiologie erkannt; auch jetzt übet noch täglich jeder Arzt in *Praxi* dieses Princip aus, so sehr er auch, durch das Geschrey der Zeit übertäubt, sich theoretisch davor bewahren mag. Was suchen wir anders mit unseren *specifischen* Mitteln, als den Naturkörper, der mit dem kranken Organe gleichen Werth, gleiche Natur hat, kurz, der in der grossen Welt an derselben Stelle steht, welche dem Organ in dem Thiere angewiesen ist? Freylich wissen wir bis jetzt nichts von diesem unserem Thun, das wir theils geerbt haben, theils auch dem Arzte und jedem, der Heilmittel sucht, wesentlich ist. Die Wirkung der Specifica ist uns jetzt freylich ein Arcanum, und um so mehr, da man sogar allen Schein ablegt, als wollte man diese Wirkung in der Gleichheit, in der Sympathie beider Naturen suchen, eine Politik, die stillschweigend unter den Ärzten Ton geworden, weil es einmal einem Menschen, der das Einzelne nur als Isolirtes, und nie in dem endlosen Zusammenhange mit dem All aufzufassen fähig gewesen, gefallen, diese ihm zu grosse Idee zu belachen, und weil er wegen der zahlreichen Geistesverwandtschaft eine Menge Mithlacher gefunden. Aber wird diese geheimnisvolle Wirkung nicht klar werden, wenn wir ausgeforscht haben, daß eben dieses so wunderbar wirkende Mittel in dieser Krankheit gerade das Entsprechende, das Sympathetische des afficirten Organes sey? Wird nicht die Wirkung aller Heilmittel klar und alles Arcanum verschwunden seyn, sobald die sympathetische Wiederholung beider Naturen bis ins Einzelne herab durchgeführt ist, wozu freylich noch wenig Ausichten, aber wozu doch die Grundzeichnungen und die Richtung des Weges vollendet sind? So lange aber die Physiologie nicht so weit gekommen, so lange ist zu rathen, bey dem Heilverfahren ja keinen anderen Gründen zu folgen, als denen, die aus ihm selbst genommen sind. Nur hippokratistische Medicin ist das nicht bodenlose Princip, das allein in der Praxis beybehalten werden muß, bis die Physiologie rein, so geboren ist, wie hier die Anforderungen an sie gemacht sind.

In den hier zu beurtheilenden deutschen phy-

siologischen Lehrbüchern regt sich durchgängig der Geist, welcher bis jetzt geschildert worden; aber in keinem einzigen ist, ungeachtet der Vortrefflichkeit, der ganz richtige Weg eingeschlagen, obschon alle die Idee klar und vollständig gefasst und selbst dargestellt haben. Der allgemeine Grund liegt darin, daß ein physiologisches System dieser Art jetzt noch etwas Neues ist, und es daher das nicht vorgearbeitet findet, was anderen sogenannten physiologischen Handbüchern zu Gebote steht: der besondere aber liegt theils in dem Unvermögen, das Einzelne selbst der philosophischen Construction innig einzuverleiben, theils aber in dem Mangel der Unterscheidung dessen, was von dem Universum sich im Thiere wiederholt, und endlich in einer gewissen Ausartung zu äußeren Signaturen, die zwar durchaus von den alchemistischen verschieden sind, aber dessen ungeachtet ewig äußere Signaturen bleiben, denen das innerste Wesen der thierischen Organe nicht gleichgebildet seyn kann. Hierher gehören vorzüglich die bloß geometrischen Verhältnisse des Weltsystems, die Umläufe der Planeten und Kometen nebst allen Betrachtungen, die reine Objecte der mathematischen Astronomie sind. Freylich fallen diese Bewegungen der Massen und astronomischen Kräfte zunächst in die Augen, und werden daher auch von den neuen Physiologen ergriffen; aber eben diese Leichtigkeit möge sie doch an die Verirrungen der Astrologen erinnern, und die Kritik der neueren Zeit eines Kampfes überheben lehren, der nur zum Ausraufen des Unkrauts, und nicht zum Einfaßen der ächten Früchte geführt werden könnte! Was aber die Nachbildung des Universums im Thierreiche betrifft: so bedenke man doch, daß dieses nur in der Idee seyn könne, und realiter nur das Sonnensystem sich auf dem Planeten wiederhole; denn das Sonnensystem ist für sich das ganze Ebenbild des Universums, und alle Sonnensysteme sind sich in dieser Hinsicht gleich; was daher in diesen sich fortbildet, ist nur Wiederholung seines eigenen Wesens. Es ist daher ein Abweg, wenn man Milchstraßen, Nebelsterne u. s. w. im Organismus wiedergebildet finden will; es macht die Wissenschaft von neuem lächerlich, und entzieht ihr die vortrefflichsten Köpfe. Sucht vor allem eure Grenzen zu bestimmen, und dann werdet ihr euch mit keinem Nachbar befeinden, wenn nicht etwa dieser seine eigenen Grenzen nicht kennt. Rec. hat diese beiden Punkte schon hier ausführlicher berührt, weil sie auf dem vortrefflichen Wege liegen; die anderen Mängel stehen noch zu tief, als daß im Allgemeinen Winke darüber gegeben werden sollten.

Es werden hier absichtlich die Hauptwerke der Franzosen und Deutschen in der neueren Zeit zusammengestellt, um die durchgängige Verschiedenheit der Richtungen, welche die Physiologie bey beiden, und im Grunde bey allen Nationen genommen hat, und wie dennoch jede in ihrer Art vortrefflich ist, zu zeigen. Die Franzosen und alle anderen Nationen haben zu wenig physiologische Lehrbücher, die Deutschen

dagegen zu viel, und dennoch sind dergleichen trauriges Geständniß! die Naturwissenschaften in keinem Lande nachlässiger cultivirt, als in Deutschland! In anderen Ländern sind diese das Modestudium geworden; aber bey uns ist der Sinn dafür noch nicht einmal allgemein. Woher kömmt? Von der Verschiedenheit, die Naturwissenschaften zu treiben und zu lehren, und von der anderen Leserey, die bey uns Mode ist. Es ist nicht zu leugnen, daß die Deutschen mehr philosophischen Geist haben; aber dieses Bewußtseyn greift so fressend um sich, daß Jeder, der nur deutsche Buchstaben machen kann; sich einbildet, er sey, gemäß seinem vaterländischen Boden, ein Philosoph, und jetzt gar Naturphilosoph, obschon er weder die Natur noch seinen eigenen Leib kennt. Dieser naturphilosophische, und leider Bücher schreibende Haufen gleicht den späteren alchemistischen Adepten, welche sich selbst und andere betrogen, und dadurch die Wissenschaft verächtlich machten. Dazu kömmt noch in unserer Zeit die Kastenkritik, welche aus einer übelverstandenen guten Absicht alles lobt, was nur naturphilosophische Formeln vom sich giebt, wählend, die Zahl gebe die Kraft, da doch offenbar der Geist zu Grunde gehen muß, wenn des Leibes zu viel wird. Wie könnt ihr denn glauben, daß viele Köpfe existiren, welche der wahren Idee fähig sind, oder welche sie gar weiter bilden können? Besonders jetzt bey unserem Isoliren der Studien, bey dem Verluste aller Universalität, bey dem Parforce-Studiren, und bey den gemeinen Familiengesichtern, die aus der Studentensperre hervorgucken! Sucht demnach eher Mittel, die Bücherflehberrey zu vertilgen, als ihr da aufzuhelfen, wo nur ein Kastenbruder von euch ein hohles, formales Geschwätz vorsetzt! — Wer jetzt physiologischer Schriftsteller werden will, muß sich auf die Klarste bewußt seyn, daß er entweder lauter neue Ideen dem Publicum vorzulegen, oder die alten, wahren, aber vergessenen und nicht beweisenden, herauszufinden und zu beweisen im Stande sey. Er muß alle erdachten Hypothesen oder Theorien, wie ihr es nennen möget, wissen, um nicht seine kleinen Entdeckungen für wichtige Neuigkeiten auszugeben, da wir uns ohnehin kaum durcharbeiten können durch die halbentwickelten Meinungen, welche absichtlich das Bekannte und Bessere ignoriren, um als Neuigkeit zu glänzen.

Bey anderen Nationen wird über ein Lehrbuch beynahe im ganzen Reiche gelehrt: bey uns aber glaubt jeder, nichts als den Namen Professor nöthig zu haben, um fähig zu seyn, ein Lehrbuch zu schreiben; ja er glaubt sogar eine Verpflichtung zu haben, seinen Zuhörern etwas eigenes vorzutragen, wenn es auch viel schlechter, was doch das Gewöhnliche ohne Zweifel ist, als das seiner Kollegen ist. Dieser Unfug wird vorzüglich mit den anatomischen Lehrbüchern getrieben, die, wie ihre Zahl seit der vortrefflichen Arbeit von *Schwannschmidt* sich mehrt, auch von Jahr zu Jahr schlechter werden. Jeder deutsche Professor will nun einmal seine Hand

arbeit auf Weiße geschwärzt sehen, und hat einmal ein Deutscher den Einsall, so ist auch das Buch gedruckt. *Hallers Lehrbuch der Physiologie* war lange das einzige in Deutschland nicht nur, sondern in allen Ländern, und es war für jene Zeit nicht nur vortrefflich, sondern ein Wunderwerk. Die geniei-vollen Männer lehrten lange nach *Hallers* Buche; als sie aber durch das Fortrücken der Wissenschaften und durch ihre eigenen Entdeckungen sich genöthigt sahen, neue Lehrbücher zu entwerfen: so glaubte jeder auch befähigt zu seyn, nicht nur von *Hallern* abzufallen, und etwa nach dem neuen Lehrbuche zu lehren, sondern ein eigenes schreiben, selbst Original seyn zu dürfen.

So entstand ein Haufen schlechtes Zeug von Physiologieen, die nur erbärmliche, geistlose, verstückelte Extracte aus *Haller* waren, denen man die Entdeckungen der Zeit lose angeklebt hat. Mit welcher Vollständigkeit, mit welcher Ordnung, mit welchem Scharfsinne ist nicht das *Haller'sche* Lehrbuch geschrieben! Warum bleibt ihr nicht dabey, die ihr einmal die anatomische Physiologie vertheidiget? Diese ist vortrefflich, sie ist gut und recht; aber pflegt sie nur auch gerecht, und verkümpert wenigstens den Mann nicht, der sie euch gegeben hat. Uns reicht *Hallers* Physiologie nicht mehr hin, wir können sie nur als Belege benutzen zu unserer Physiologie, darin ist sie uns so nöthig, als euch. In der neuen Physiologie müssen wieder viele Versuche gemacht, und daher auch geduldet werden, wenn sie nur etwas für sich sind; aber in der alten verlangen wir billig, daß die Multiplication aufhöre. Ein Wunderwerk, wie das *Haller'sche*, steht freylich in der neueren Physiologie nicht so leicht da; aber zu erwarten ist es, wenn nur halb so lange daran vorgearbeitet worden, als an dem *Haller'schen*.

In Frankreich hat man noch keine Idee von einer anderen Physiologie, als von einer *Haller'schen*; obschon die Neueren meinen, sie weichen sehr von *Haller* ab, und ihn sogar widerlegen. Beides ist freylich wahr, aber die Abweichungen sind eben bleibende in *Hallers* Feld, und die Widerlegun-

gen sind *Haller'sche* Waffen. Es ist eine feine Anatomie, deren physikalische und chemikalische Phänomene mit vieler Ordnung und Gescheidtheit erzählt werden. Ungeachtet wir anderen Nationen vorwerfen, daß sie unsere Fortschritte nicht kennen, worin wir freylich Recht haben, da wir mehr das Ihrige uns zu verschaffen suchen: so dürfen wir dieses eben nicht von der Physiologie rühmen. Die Franzosen gehen ihren ganz eigenen Gang, und die Deutschen gingen bisher den ihrigen, so unbekümmert um einander, als wenn eine Nation in China wohnte; und doch haben die Franzosen manche höchst interessante Capitel in ihren Physiologieen, die uns fehlen, und die wir wohl aufnehmen dürften; daß wir hingegen auch vieles haben, und besonders jetzt in der neuesten Zeit, was ihnen abgeht, geht uns, bloß auf unsere Besserung bedacht, nichts an.

Abweichend von *Hallers* Art, die Physiologie zu behandeln, und den Weg zu einer anderen Ansicht öffnend, war zuerst in Deutschland die Physiologie von *Autenrieth*, wozu jedoch schon die von *Prochaska* kräftig vorgearbeitet hat. Nach *Autenrieth* erschien *Dömlings* Lehrbuch, welcher *Schellings* Ideen mit *Prochaska* bloß amalgamirte, daher diese Schrift in der Welt gewesen, und *Autenrieth* noch darin ist. Am meisten wissenschaftlich hat darauf die Physiologie aufgefaßt *Döllinger*, nur ist manches zu leicht behandelt, was dagegen bey *Autenrieth* zu schwerfällig ist; beide Lehrbücher aber werden bleiben, und einander ergänzen. Die anderen anzuführen, welche nach *Autenrieth* noch erschienen sind, hiesse leeres Stroh dreschen. In der neuesten Periode beginnt *Görres* in seiner Exposition, und *Oken* in seiner Biologie mit einer ganz abweichenden Behandlung; *Kesler* läßt sich von ferne an *Görres* anreihen; *Walther* aber ist wieder ein eigenes für sich, hat alle benutzt, das Gute in seine Schrift aufgenommen, umfaßt *Autenrieths* Materialien mit *Döllingers* allgemeinsten Anordnung, und mit *Schellings* letzten Darstellungen in den Jahrbüchern der Medicin nebst einer gut gewählten Berücksichtigung der Franzosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Stuttgart, im Magazin für Literatur: *Das Dintenfaß, oder die untrügliche Anleitung, alle Arten von Dinten, Farben und Tuschen zu bereiten.* Eine Schrift für alle Stände, 1804. 38 S. 8. (4 Gr.) Die Recepte zu schwarzen, grünen, rothen, blauen und anderen Dinten, welche der ungenannte Vf. in diesem Schriftchen seinen Lesern mittheilt, sind nichts weniger, als neue Erfindungen; sie sind aus andern bekannten Büchern abgeschrieben, in eine gewisse Ordnung gebracht, und hie und da mit einigen Anmerkungen versehen, die zur Erläuterung der Vorschriften dienen sollen, die aber größtentheils so schlecht gerathen sind, daß sie so wenig, als die Recepte selbst, (nach welchen zu einigen Arten der schwarzen Dinte, außer den Galläpfeln und anderen nothwendigen Ingredienzen, auch Indigo, Grünspan, Grana-tenschaalen, Alaun, Urin u. s. w. genommen werden sollen,) auf eine beyfällige Anzeige Anspruch machen können. Auch der Unterricht, den der Vf. denen giebt, die über die Bereitung der Tusche belehrt seyn, oder vom Carmin, Zinnober, Berlinerblau, Ultramarin und anderen Farben sich Kenntnisse

verschaffen wollen, ist höchst dürftig und mangelhaft ausgefallen, und die Leser, die sich über diese Gegenstände bey ihm Raths erholen wollen, werden nicht viel Trost bey ihm finden.

X.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. von Kleeefeld: *Kabalen des Schicksals.* Sechstes Bändchen. 1804. 168 S. 8. (16 Gr.) Indem wir anzeigen, daß mit diesem Bande die ganze Sammlung der unter diesem Titel vereinigten Erzählungen beschlossen sey, und daß das Schicksal eben so wie der Erzähler ihrer übertragenen oder angenommenen Rolle treu geblieben sind: so glauben wir dem Buche die ihm gebührende Ehre erwiesen zu haben. Unter den hier gegebenen sechs Erzählungen hat Rec. die dritte: *Folge wucherischer Bedrückung*, überschrieben, nicht ohne Theilnahme gelesen, so wie ihn hingegen die fünfte: *Rudolf mit dem Beynamen der Gefürchtete, eine Geschichte aus der Ritterzeit*, weniger in die Ritterzeit, als in die Zeiten der Ritterromane, fürchtbar-klaglichen Andenkens, versetzt hat.

La.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 A U G U S T , 1 8 0 8 .

M E D I C I N .

Fortsetzung der Recension  
der neuesten Systeme der Physiologie

von

Dumas, Görres, Kefsler und Walther.

**D**as Lehrbuch kann mit unseren naturphilosophischen Physiologieen nicht verglichen werden; aber unter denen, welche aus der Hallerischen Schule hervorgegangen sind; steht es ohne Widerrede oben an, und es ist daher äußerst verdienstlich, daß diese Schrift, von welcher Tasché und Müller zu Gießen die Forts. der Übers. von D. Gruber haben liegen lassen, nun dennoch und zwar so gut übersetzt wird, wie es von den beiden ersten Bänden geschehen ist. Die Übersetzer haben mit Verstand, nicht sklavisch und doch genau übersetzt, manche französische Nachlässigkeiten, besonders in den Citaten und in der Rechtschreibung der Eigennamen, verbessert. Aber dennoch sind die Citate noch nicht vollendet, wie man denn äußerst wenige Schriftsteller in diesem Fache findet, die wissen, was Citiren heißt. Es ist nicht Ausgabe, Verlag, Format, sogar der Band und die Seitenzahl ist meistens nicht angegeben. An den Franzosen sind wir dieses gewohnt und übersehen es gerne.

Das Werk ist auf 5 Bände angelegt, wovon der erste das Allgemeine abhandelt über die Physiologie als Doctrin, über das Organische überhaupt und über die allgemeinen Beziehungen des Menschen insbesondere. Der zweyte macht den Anfang mit den Bestandtheilen des menschlichen Körpers, theilt ihn in seine Functionen ab, und beschäftigt sich zuerst mit dem Nervensysteme und den Sinnen. Der dritte handelt die Bewegung, das Blutsystem, Athmungssystem und den Wärmeprocess ab. Im vierten folgt das Verdauungssystem und die Secretionen. Der fünfte, welcher das Zeugungsgeschäft enthalten soll, wird nachgeliefert. Diese fünf Bände sind aber nur eine Buchhändler-Eintheilung; die wissenschaftliche ist in sechs Theile, wovon mancher wieder in einige Sectionen, und alle in mehrere Capitel abgefordert sind.

Nach Art der Franzosen ist dem Buche eine lange Vorrede, und ein noch längerer *Discours préliminaire* vorausgeschickt, worin manches Interessante gesagt wird, was wir in den deutschen Lehrbüchern vermissen. Die Vorrede enthält eine kleine Kritik von Hallers großer Physiologie; der Vf. klagt, daß die Franzosen, obschon das erlaunenswürdigste Volk, doch noch kein physiologisches Werk dieser Art haben, *J. A. L. Z.* 1808. Dritter Band.

und daher habe er sich diesem Unternehmen unterzogen. Ungeachtet sich nach seiner Meinung viel von Hallers Werk als Überflüssiges abschneiden lasse; ungeachtet er die Citationen gänzlich weggelassen, welche doch, was er auch dagegen vorbringen mag, das Wesentlichste eines solchen umfassenden Werkes, „das über alle Zweige der menschlichen Physiologie könne um Rath gefragt werden,“ mit ausmachen; ungeachtet er manche Abtheilungen strenger, befriedigender abgehandelt hat, als Haller: so ist es doch kein Werk, welches dem des letzteren nur von Weitem nahe kömmt, oder gar, welches den Anforderungen, die er selbst daran macht, entsprechen könnte, theils weil mehrere Functionen, besonders wenn es ganz einzeln betrifft, z. B. die Sinne, durchaus unbedeutend dargestellt sind, theils weil die Art des Vortrags einem solchen Lehrbuche nicht angemessen ist. Ein fortgesponnenes Gerede, wie eine Predigt, ist ohne Zweifel das Unpassendste, in das man eine Schrift, die zum Consultiren nachgeschlagen werden soll, ziehen kann. Wenn aber das Werk gar zum Handbuch bey Vorlesungen bestimmt ist, so weiß man gar nicht, was man von dem Plane der Schriftsteller halten soll, die in einem Athemzuge ihre Vorlesungen hinschreiben, ohne bestimmte Abgrenzung, ohne Ruhepunkt, ohne eine solche Anordnung, daß die zusammenhängenden Sätze bey dem ersten Lesen in die Augen fallen. Beynäh so Predigtähnlich sind auch die obgenannten deutschen Schriften verfertigt, wovon doch die von Görres nicht zu Vorlesungen bestimmt ist, und wovon Walther am wenigsten hat. Der erzählende Vortrag ist nicht nur in jedem streng wissenschaftlichen Collegium, wo die Erfahrungen nicht als Hauptsätze, sondern nur als Belege, folglich ganz isolirt vorkommen, ermüdend, unverständlich, unpassend und langweilend; sondern er schadet auch, wenn er gar gedruckt wird, dem Interesse des Lehrers und des Zuhörers, weil Sätze und Beweise so durch einander geschmolzen sind, daß sie unzertrennlich gegeben werden müssen, und nur durch ein mühsames Ausklauben, das nicht des Zuhörers Sache seyn darf, herausgeziffert werden können. Der Vortrag verliert dadurch an Beweiskraft, folglich an Überzeugung, macht den Zuhörer träg, da er es ja im Buche bis auf den letzten Beweis lesen kann; es macht selbst den Lehrer träg und zu einem mechanischen Vorsprecher, dem der Verlust des Vertrauens bald folgt. Ein Lehrbuch der Physiologie muß Satz vor Satz, aber systematisch entworfen seyn, muß nur Sätze, keine Beweise, hie und da nur Erläuterungen enthalten; sonst verfehlt es seinen Zweck, es ist kein Lehrbuch mehr,

f f

sondern ein *Opus posthumum*, in dem alle Zettelchen kleingeistig gesammelt sind, und das den Lehrer um seinen Credit und die Zuhörer um Zutrauen, Fleiß, folglich um Kenntnisse bringt. Doch das sind bekannte Sachen.

Dumas giebt dann eine schnelle Übersicht des Werks, führt mehrere deutsche Schriftsteller an, die er vielleicht aus Journalen kennt, und beschließt mit der Aufzählung der neuen Ansichten oder Erklärungen, die ihm eigenthümlich sind, und etwa ein Dutzend betragen, worauf wir in der Folge kommen werden.

Ungeachtet Rabener sich schon lustig gemacht hat über die langen Vorreden der Franzosen: so ist doch der *Discours préliminaire*, der nicht weniger als 76 Seiten beträgt, von nicht geringem Interesse, indem er mit vielem Scharfsinne die beste Methode, die Anatomie und Physiologie zu behandeln, aufsucht, Grundsätze für die wahre Methode, im Studiren der Wissenschaften zu philosophiren, aufstellt, und dieselben auf die Anatomie und Physiologie anwendet. Vor allem glaubt er, daß die Anatomie und die Physiologie gar nicht getrennt werden sollten, worin er auch durchaus Recht hat, sobald er, wie es wirklich der Fall ist und nur seyn kann, von einer Hallerischen Physiologie redet, welche wesentlich nur eine höher getriebene Anatomie ist. Uns aber ist die Anatomie keine Wissenschaft, nämlich die, welche nur die Form und die Lage der Theile beschreibt, sondern sie ist uns, wie jede gute Erfahrung, ein guter Beleg für die Wissenschaft, oder eine mathematische Figur, an der wir die Theorie beweisen. Eine Anatomie, welche die Bedeutung der Theile kennen lehrt, ist unsere physiologische Anatomie, daher ohne Zweifel ganz verschieden von der gewöhnlichen. Es ist nichts trostloseres, als in einem physiologischen Lehrbuche die anatomischen Theile herzerzählt zu lesen, aus keiner andern Absicht, als um sie aufzuzählen. Dieses haben ja die anatomischen Handbücher sehr vollständig gethan, wozu also diese Wiederholung? In diesen Fehler ist nicht nur Dumas gefallen, sondern auch Walther und selbst einigermassen Görres. Es darf nicht ein anatomischer Theil existiren, der in einer Physiologie nicht vorkomme, aber er muß nicht als Hauptsache, sondern nur als Bedeutung erscheinen. Ein Buch, das die Anatomie nicht enthält, verdient so wenig den Namen Physiologie, als eines, welches sie enthält.

Das was die Franzosen Philosophiren und wohl gar *Philosophie naturelle* nennen, ist uns bekannt; es ist etwa das, was bey uns angewandte Logik heißt. Die beste Methode zu philosophiren reducirt sich auf die Erfahrung, die Analyse, welche jetzt bey den Franzosen den Sieg davon getragen, so daß nichts mehr als Analysen erscheinen, und auf die Induction. Diese drey nicht zu verachtenden Titel, angewendet auf die Anatomie und Physiologie, theilen sie in drey Abschnitte, in den experimentalen oder historischen, den philosophischen oder rasonnirenden, und in den praktischen oder medicinischen. So wenig Philosophie wir auch hierin finden können, so ist es doch für eine empirische Sciencz sehr gut geordnet, und der Vt. hat es allerdings sehr conse-

quent und sehr klar durchgeführt. Daß einige vermeintliche Naturphilosophen in Deutschland von der Erfahrung verächtlich sprachen, und wählten, die Medicin spiritualisch zu produciren, ist leider wahr gewesen; aber es muß in allem auf das Extravaganteste kommen, wenn man zur Besinnung gebracht werden soll, wie denn auch die bloßen Empiriker aufs Äußerste gekommen waren, als sie behaupteten, die Wissenschaft müsse aus der Erfahrung aufgebaut werden, und eben dadurch die Veranlassung zu der entgegengesetzten noch schädlicheren Meinung gaben. Die Gelehrten, welche durch die Erfahrung die Theorie begründen wollen, sind am deutlichsten denen zu vergleichen, welche, um einen geometrischen Beweis, z. B. daß zwey Seiten eines Dreyecks gleich sind, wenn die daranliegenden Winkel es sind, einzusehen, den Cirkel auf die Tafel setzen und sie abmessen. Daß dieses Messen, wenn es noch so richtig eintrifft, nicht der Beweis sey, und nie die Geometrie begründen könne, sieht jeder Schüler ein; aber ist es nicht eben so mit der Erfahrung? Man kann durch diese allerdings die Theorie finden, wie man durch den Cirkel die Gleichheit der Linien einigermassen finden, und so auf die Theorie geleitet werden kann; aber es ist nur ertappt, nicht erwiesen, außer allem Zusammenhang — kurz nicht begründet. Durch dieses einzige Beyspiel hoffen wir jeden, der über die Untüchtigkeit der Erfahrung, eine Theorie zu erzeugen, noch nicht ganz im Reinen seyn sollte, vollkommen und auch noch davon überzeugt zu haben, daß die Erfahrung überhaupt mehr werth ist, als er selbst meint.

Die philosophische Behandlung, welche Dumas in die Physiologie überträgt, ist, wie schon bemerkt, das französische Feldgeschrey, Analyse; die Kunst, die Objecte bis auf die letzten Atomen zu spalten, und die Unterschiede eben so aufzufassen wie die Ähnlichkeiten, was wir als eine vortreffliche Regel zu Beobachtungen anerkennen. Die Wissenschaft betreffend in Gegensatz zur Erfahrung möchte dasselbe, wie von dieser, nur umgekehrt, gelten. Eine Theorie ohne Erfahrung ist ein Gespenst, das vor jedem heiligen Worte zerfliehet. Die Physiologie auf Erfahrung bauen, ist freylich ein eben so widersinniges Beginnen, als wenn man die Geometrie auf den Maßstab gründen will; allein Erfahrungen müssen die Materialien zur Theorie liefern, sonst ist jede Theorie ein bedenkliches Wagniß. Es liegt eine Nichtbefriedigung auch in der durchgeführten, begründetsten Theorie, die sich am besten vergleichen läßt mit den algebraischen Resultaten, welche sich auf geometrische Figuren, besonders auf die Kegelschnitte, beziehen. Man wird von der Wahrheit überzeugt oder vielmehr überwiesen, aber doch sieht man nicht so ganz ein, wie das alles so geheimnißvoll hervorspringe, man greift (versteht sich als Anfänger) zum Griffel, und erfreut sich in der geometrischen Verzeichnung, die gleichsam die Erfahrung zur Algebra ist. Dann muß man doch auch bedenken, daß die Theorie eine Darstellung von Einzelheiten durch ein individuelles Talent ist, welches nur durch ein unerhörtes Glück alle diese Einzelheiten

entwickeln könnte. Durch die Erfahrung wird es aber auf diesen und jenen Zweig aufmerksam gemacht, der für sich nicht zum Vorschein kommt — kurz die Erfahrung ist die Tafel, an der man die Ideen der Theorie für das Gedächtniß befestigen kann, um sie bey dem weiteren Bau immer vergleichen zu können. Will man endlich der Erfahrung ein Wort *ad hominem* reden, so lasse man doch die Erfahrung etwas gelten, die uns gelehrt hat, daß Theorien, von übrigens genievollen Männern, über Gegenstände, von denen sie keine empirischen Kenntnisse hatten, selbst auch in den neuesten Zeiten, hagere, krüppelichte Gerippe geworden, von denen man nicht sagen kann, ob sie aus Leib oder Schatten zusammengesetzt wurden. *Exempla sunt odiosa*, aber ihr habt sie vor den Augen. Die Induction ist von Dumas sehr kurz berührt.

Der erste Theil giebt allgemeine Ansichten über die Anatomie und Physiologie und über alle Zweige der natürlichen Philosophie, insofern sie sich mit den organisirten und lebendigen Wesen beschäftigt, einen kurzen Abriss der Geschichte dieser Wissenschaften, Andeutungen ihres Verhältnisses zu andern Wissenschaften, Untersuchungen über den Unterschied und die Charaktere des Unorganischen und Organischen, über das Leben und über die Kräfte der todten Natur sowohl, als der Lebendigen, und geht von S. 77 bis 348.

Die Geschichte ist ein Auszug aus seiner Schrift über die *neue Nomenclatur und Classification der Muskele*, wovon man in Deutschland so wenig Notiz nehmen will, als von den besseren Arbeiten der Franzosen in der Botanik. Das Registerwesen der deutschen Gelehrten, und vorzüglich der Lehrer, hat besonders in den Naturwissenschaften so fürchterlich um sich gegriffen, und ist so hartnäckig eingewurzelt, daß nicht zu hoffen ist, daß die Menschen, welche einmal in dieser Periode erzogen und groß geworden sind, sich je einer freyen, umfassenden, zusammenhängenden, continuirlich sich entwickelnden Naturbehandlung öffnen werden. Worin besteht die Freude und das Glorificiren des größten Theils unserer Botaniker anders, als in dem Jagen nach neuen Gattungen; im Spalten derselben in Arten, und jeder hält sich um so vielmal klüger und berühmter, als er mehr Arten aufgetrieben hat! Dasselbe Wesen hauset in der Zoologie und selbst in der vergleichenden Anatomie. Wer ein Gelenken mehr in einer Antenne entdeckt, oder gar bis in das Herz eines fremden Thieres eingedrungen, und dessen Länge und Dicke ausgemessen, der ist gelobt und gepriesen. Man bemüht sich sogar, bey dieser sklavischen Mikrologie nichts zu denken, und glaubt dadurch die Naturforschung zu verunreinigen. So weit muß es kommen, wenn die Gedankenlosigkeit am Ruder steht, und die aneignende Geschäftigkeit alles thut! Für die geistige Entwicklung der Pflanzenwelt hat ein großer deutscher Mann schon vor beynahe zwanzig Jahren die gestifteten Ausichten geöffnet, aber alle Botaniker blieben stockblind, und scharten sich schwitzend am Linné'schen Tennenbau fort; kann jetzt fängt es in einzelnen

Stimmen an, in Anregung gebracht zu werden — aber was ist anregbar? In Deutschland kann mit Geduld durchaus nichts in den Wissenschaften ausgerichtet werden, weil der Dünkel des Selbstschreibens — können zu dem eingebrannt ist. Mit Ernst, mit lautem Ernst muß das Wecken beginnen. Die Franzosen haben schon seit Jahren eine eigene Muskelterminologie, die manchmal barbarisch, manchmal spielend aussieht, aber sie ist bezeichnend, sie giebt mit dem Worte die Sache, und dennoch kann man sagen, daß in Deutschland die wenigsten Anatomen vom Fach, die Ärzte nicht einmal zu berühren, nur auch die Namen kennen.

Dumas hat die Geschichte nach dem Geschehen vorgetragen. In der Anatomie, die selbst in sich nur eine historische Sciencz ist, mag dieses gut seyn, aber nicht so in der Physiologie, wo alles in einem geistigen Zusammenhang steht. Doch über diese Methode können wir uns nicht verbreiten, da in einer Recension nicht alles gesagt seyn muß, was zu sagen wäre. Daß D. in das Schmähen der Zeit über die Verrücktheit der Alten in der Physiologie einstimmt, ist ihm nicht zu verdenken. Er meint daher auch, die Physiologie sey im gedankenreichen Alterthum nichtig und nichtsbeißend gewesen, und habe sich bloß nach einigen wenigen chimärischen Abstractionen gerichtet, als nach dem Conflict und dem Gleichgewichte der vier Elemente (worin wir uns freylich zu bereichern gewußt haben), nach dem Einflusse der himmlischen Körper auf einzelne Theile des Leibes, und nach der Macht der Götter auf gewisse Functionen und Krankheiten, wobey wir immer nicht vergessen sollten, daß wir nur auf unsere eigenen Ansichten dieser Lehren, da einmal die Ideen uns verloren sind, schmähren. So will er auch, wie die meisten neueren philosophischen Geschichtsschreiber, den Pythagoras klug machen, indem nur seine Schüler ihm sagen lassen, daß die ewige Macht der Zahlen das Weltgebäude geordnet habe, und er doch nur meyne, daß in der Natur nur alles nach den Proportionen der Zahlen gehe! So klebt allenfalls ein Feldmesser dem Acker die Zahlen auf, wie es hier Pythagoras dem Universum gethan haben soll. Doch was ist hievon zu reden! Es fehlt der Darstellung dieser Geschichte an Absätzen, an Rubriken. Hätte er ihre Epochen herausgehoben, so stände ein klares Bild vor dem Auge. Was kümmert sich die Geschichte um das Individuum, und wie mancher hat etwas gemeint, was gar nicht auf die Geschichte der Wissenschaft gewirkt hat? Solche Meteore können nebenher mit fortgeführt werden. Indessen theilt D. in der Folge die Physiologie doch ein in drey Systeme, in das *Galen'sche*, *Stahl'sche* und *Boerhaave'sche*, von dem er behauptet, daß es noch heut zu Tage auf einigen Universitäten Deutschlands herrsche. Die *Boerhaave'sche* ist zwar langsam, aber doch nicht so langsam, als die Franzosen über diese Langsamkeit unwissend sind. Ergiebt sodann Hüller's Wirken das verdiente Lob; in der neuesten Zeit sey über alle physiologische Weisheit von Montpellier ausgegangen, was wir sehr lobenswerth zu ihrem Maasse finden, das man



et fœcis streitet, und selbst zu den Berghäutern gehört. Von den deutschen Physiologen seit Haller kennt er nur einige dem Namen nach, behandelt sie aber human, indem er doch auf das Jenfeits des Rheins nicht schimpft, zufrieden, daß er keine Noth davon nimmt. Es wäre zu wünschen, daß einmal jemand den Franzosen ihr Treiben so klar vor die Augen rückte, wie wir Deutschen unser eigenes eingestehen. Eine solche Entblößtheit von aller Spur einer philosophischen Idee in der Physiologie ist uns noch bey keinem Volke vorgekommen, wie bey dem französischen, und auch noch keines, welches beynahe auf jeder Seite ausruft: *voilà la bonne méthode de philosopher, voilà la bonne philosophie*, als wäre das Wort „wahr“ aus ihrer Sprache verschwunden. Daher kamen sie auch zu der Verblendung, die *Analyse* (wir könnten es Logik nennen) für die Philosophie selbst zu halten. *L'esprit d'analyse domine victorieusement aujourd'hui. Il attache son empreinte à tous les genres des productions scientifiques et littéraires (françaises). Les physiologistes conduits par son flambeau, marchent d'un pas plus rapide et plus sûr. Ils n'ont désormais à craindre que les applications fausses ou abusives d'une méthode rigoureuse etc.* Dieses ist der Wolfsgarten, in dem sich die Franzosen selbst gefangen.

In der Anwendung der Mathematik auf die Anatomie verlangt Dumas, daß die Form und Lage der Organe geometrisch genau bestimmt werde, wozu er mehrere Kunststücke, besonders in den Schädelknochen, geliefert hat. In diesen mathematischen Ausdrücken haben die Übersetzer mehrermals verstoßen, namentlich S. 166 *romtrous*, und tiefer unten bey'm Thorax, und noch an mehreren Stellen, was aber zu rügen nicht der Mühe lohnt. Die Anwendung der Naturgeschichte auf die Anatomie ist im strengsten Sinne vergleichende Anatomie; die Chemie ist nöthig zu manchen Präparationen, besonders der Nerven. Die Beziehung der Physiologie auf die Mathematik besteht ihm in dem, was man vorzüglich Mechanik, Statik, Hydrostatik nennen kann, z. B. das Abwägen der Ausdünstung, das Messen des Ein- und Ausgeathmeten, die Mechanik der Muskelbewegung überhaupt, und insbesondere des Thorax u. s. w. Von der tieferen Gleichheit der Mathematik hat er, wie natürlich, keinen Begriff. Nichts ist auffallender und erfreulicher, als die Meinung, welche Dumas, doch ein Franzos, über das Verhältniß der Physik und Chemie in diesem Werke äußert. Er zeigt mit einem seltenen Scharfsinne, wie alle physischen und chemischen Gesetze, die Anziehung und Abstoßung, und die Wahlanziehungen im lebenden Körper zu Schanden werden, und wie das Leben ein ganz eigenthümlicher, von diesen unorganischen Gesetzen ganz freyer Proceß sey. Man wird überrascht, in französischen Worten so ganz deutsche Ideen zu lesen, und besonders gegen die Chemie, den französischen Abgott, mit so vieler Freymüthigkeit und doch Anerkennung reden zu hören. Man muß sich daher billig wundern, daß Dumas Physiologie nicht einmal in dem Berichte an Napoleon angeführt ist, da sie gewiß auf den Zustand der

Wissenschaft in Frankreich den entschiedensten und vortheilhaftesten Einfluß hat. Ungeachtet er aber der Physik und der Chemie ihre Grenzen im Organischen anweist: so läßt er sie doch etwas gelten, erkennt ihren Werth an, u. wirft nicht alles über den Haufen, wie es in Deutschland, besonders mit der Chemie, geschehen ist, von der man sich nicht zu sagen schämte, ihre Zerlegungen der organischen Leiber hätten gar keinen Vortheil, weil sie das Todte analysire, welches also an sich andere Producte geben müsse, als bey'm Leben da waren, weil beide Proceße, unter denen die Producte entstanden, sich ganz entgegengesetzt sind. Dieses ist nun alles wahr; aber ungeachtet alles dessen wird doch niemand leugnen, daß die Chemiker in den thierischen Körpern andere Stoffe als in den Nichtthierischen gefunden haben. Analysiren sie gleich das Todte, so ist es doch ein todttes Organisches, welches als solches andere Producte geben muß, als das todtte Unorganische, das sie auch zuerst tödten, indem sie es in Tiegel bringen. Genug! wir lernen durch die Chemie das Differentie des Getödteten kennen; mehr! wir lernen dadurch das Differentie des Lebendigen kennen, weil gleiche Reagentien aus verschiedenem Todten Verschiedenes produciren; denn was anders lebt, stirbt auch anders. Hat denn nicht jede Wirkung eine eigenthümliche Ursache? Wenn wir daher mit demselben Reagens unter denselben Umständen aus einem Todten ein Kali, aus dem anderen eine Säure erhalten: so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß in jenem der Lebensproceß von diesem sehr verschieden sey. Wie wichtig ist es nicht für die Pflanzenphysiologie, daß man schon in Pflanzensaften Essig und Kali gefunden hat? Das Wesen der ganzen Vegetation liegt darin verschlossen. Dieses sieht aber freylich der nicht ein, der noch keine Idee von der Pflanzenphysiologie hat. Lehren uns nicht die Analysen des Harns, daß er im Grunde aus denselben Bestandtheilen bestehe, wie das Blut, nur nach der Stufe verändert? — und dieses giebt allein die ganze, große Bedeutung des Harnsystems, sein Verhältniß zum ganzen Leibe, und die Krisen. Aber alle diese Ansichten sind der schreyenden Menge noch spanische Dörfer; daher zündet sie alles an, worin sie nicht zu wohnen versteht. Physiologen, welche die Chemie vernachlässigen, können daher nicht die Wissenschaft befördern, eben so wenig als die, welche wähnen, die menschliche Physiologie vollenden zu können ohne die vergleichende. Doch was sagen wir vollenden? nicht einen Strich an ihr können sie machen ohne die letzte, und ohne die vergleichende Physiologie, womit Hr. Dumas dieses Capitel schließt, unter der Betrachtung, wie sich die Naturgeschichte zur Physiologie verhalte, wobey die vortrefflichsten Lehren gegeben sind, wie man es anfangen sollte, aber leider der Anfang selbst nirgends im Werke gemacht ist — Gut indeß, daß es auf das Nothwendige aufmerksam macht, und man erkennt, was noch zu thun ist, und wie es zu thun ist. Den Plan gemacht, und die Arbeit ist halb vollendet! Dafür danken wir Hn. Dumas, und wünschen, daß die Gelehrten allmählich mit der Ausführung sich beschäftigen mögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 AUGUST, 1808.

## M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension  
der neuesten Systeme der Physiologie  
von

Dumas, Görres, Kessler und Walther.

Das vierte Capitel in *Dumas* Werk verbreitet sich über den Unterschied der organisirten und unorganisirten Körper, über das Leben, seine Wirkungen, Mittel und Dauer. Da erst mit diesen Untersuchungen die deutschen Physiologieen anzufangen pflegen, und demnach sie sich jetzt erst an den Gang von Hn. *Dumas* anschließen: so wird es nunmehr nöthig seyn, diese im Allgemeinen zu betrachten.

Die drey deutschen Physiologieen, welche hier der Beurtheilung unterworfen worden, gehören alle zu einem Stocke, so heterogen sie übrigens auch wieder in der Ansicht sowohl als in der Darstellung sind. Alle streben sie nach einer Verbindung des menschlichen Organismus mit dem Organismus der Natur; aber da, wo die Idee richtig gefasst und dargestellt ist, fehlt es an Durchführung, da, wo diese ist, artet es noch etwas in einen Formalismus aus, wie er, wir können sagen, ehemals in der Naturphilosophie gewesen, und in dem letzten, wo am meisten Realität geblieben ist, hängen beide Organismen so locker an einander, daß man unwillkürlich glaubt, die zwey prästabilirten Uhren in verschiedenen Zimmern schlagen zu hören; von allen aber ist nur das *Waltherische* Buch vollendet, und geschickt zu einem Lehrbuche zu dienen.

No. 2. Rec. erschreckt, als er die Schrift von *Görres*, um sie zu beurtheilen, mit Aufmerksamkeit durchlas. Er schämte sich fast, daß dieselbe von ihm so lange unbeachtet geblieben war. Sie hat zwar von der jetzigen Ansicht der Wissenschaft, und auch von der damaligen, als sie erschien, nichts voraus, und es sind schon vor ihr die einzelnen Organe des Thiers, sowohl die Systeme des Rumpfs als die der Sinne, in ihrer Gleichheit mit den Weltfunctionen und der Mathematik nachgewiesen worden; aber noch keine ist erschienen, welche selbst in das Specielleste dieser Organe, besonders des Nervensystems, wie es hier geschehen ist, eingegangen wäre, welche überhaupt diese einzelsten Theile in ihrem Zusammenhange mit den Entsprechenden im ganzen Organismus berührt hätte. Rec. weicht zwar in der Angabe der

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Bedeutung dieser einzelnen Theile größtentheils von denen dieser Schrift ab; aber der Werth liegt jetzt, wo diese Wissenschaft in der Gährung ist, nicht darin, sondern nur in dem Gange, den wir zu nehmen haben, und dieser ist es, der diese Schrift vor allen hier zu beurtheilenden auszeichnet. Was man daher auch gegen die *Görresischen* Darstellungen sagen mag, diese Schrift gehört doch zu den kräftigsten, welche in der neueren Physiologie sind geliefert worden. Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, daß, wie es auch *Görres* in der Vorrede vertheidigen mag, dennoch zu wünschen wäre, das Gediegene seiner Schrift möchte unverlarvt von dem poetisch-tauben Gestein hervorblicken. Dieses wäre um so mehr zu wünschen, da nicht nur die poetischen Bilder, Rec. kann sagen, nicht Ebenbilder oder Stufenbilder, sondern nicht einmal getroffene Gleichnisse sind, und auch der größte Theil von dem, was vom Astronomischen vorausgeschickt ist, obgleich an und für sich vortrefflich, wenn es nur nicht so ausführlich da stünde, nirgends im Organismus nachgewiesen sich findet, und auch nicht so nachgewiesen werden kann, da die äußerlichen kosmischen Signaturen *beynahe* nichts bedeuten, und uns wieder in die verwirrten Zeiten der Aetheralchemisten zurückführen würden, wenn wir uns solchen, bloß der Mechanik eigenthümlichen Linien anvertrauen, und der Physiologie durch sie die Nativität stellen sollten. Nicht die Art der Wortstellung ist Poesie, auch nicht die außer Athem sich laufende Allegorie; die wahre Naturphilosophie ist in sich Poesie, wenn sie auch in den simpelsten Ausdrücken dargestellt wird. Ihr ist vielmehr die äußere Allegorie zuwider, da sie ganz innere ist. Das Kosmische, also die Hälfte des Buches, sollte auf höchstens zwey Bogen als Einleitung vorausgeschickt seyn, und so würden Tausende das Buch lesen, da jetzt selbst Physiologen nicht vermuthen, daß so viel Reales gegen das Ende komme. Auch ist es ein großer Fehler dieses Buches, daß es aus Bequemlichkeit, welche die Schriftsteller jetzt so sehr lieben, daß sie nicht einmal zu Compilationen Register verfertigen lassen, in keine Abschnitte getheilt ist: denn der Leser findet die Abtheilungen nicht so leicht, welche der Autor im Kopfe oder am Rande seines Manuscripts sich leise bemerkt hat. Vorzüglich ist gelungen, und als ein Meisterstück ausgeführt, die Entwicklung des Nervensystems, und dieses ist es auch, welches den Werth des Buches bestimmt. Die Einrichtung des Buches ist übrigens folgende. Es beginnt mit dem Universalsten der Welt, sagt, wie

Gg

diese sich in Weltkörper trenne, wie diese Umlauf, Rotation, Achsen etc. bekommen, wie Licht, Schwere, Wärme, Cohäsion, Magnetismus etc. sich zu einander verhalten, aber alles blofs auf postulatorische, nicht genetische Weise; dann steigt es zu den Kometen und Planeten herunter, zur Geologie, zu den Erden, Metallen, zu den Elementen überhaupt, wo sehr viel Gutes mit einem Überfließen von Phantasie gesagt wird. Es kommt endlich nach vielgestalteten labyrinthischen Durchwickelungen zum Organischen, sagt wenig Ernstes über Pflanzen und Thiere, und beginnt nun bey diesem mit dem Hirne, von wo an eine vortreffliche und wahre Idee die andere jagt. Bey den Sinnen hätte Hr. G. wohl seiner Vorgänger erwähnen dürfen, obschon er genievoll in der Bedeutung des Einzelnen derselben eingedrungen. Schnell seinen Weg verfolgend, kommt man mit ihm zum Herzen, durch das Gefäßsystem hindurch, eben so durch das Verdauungssystem, die Eingeweide und die Geschlechtstheile.

No. 3. *Kesslers* Grundzüge verrathen offenbar eine Verwandtschaft mit dem vorigen Buche, aber sie sind umfassender angelegt, sie greifen näher in das wirkliche Leben der Physiologie ein; haben eine mattere, äussere Poesie, die unangenehm würde, wenn sie häufiger wäre; sie sind nicht so genievoll erzeugt, als die Ideen in *Görres* Schrift, wo sie in Begeisterung ausgesprochen, hier aber mit einer consequenten fleissigen Reflexion allmählich hervorgebrochen sind. Dessen ungeachtet ist die Schrift im Einzelnen unordentlich, voll von Wiederholungen, wie allenfalls ein Heft aussehen müßte, worin man einem Lehrer jedes Wort vom Munde mit allen breiten Erklärungen und Deutlichmachungen nachgeschrieben hätte. Im Ganzen ist aber die Schrift wohl geordnet, nämlich in Massen, und alles ist ein Faden, der sich ununterbrochen fortspinnt, was überhaupt sehr leicht ist dem, der glaubt, die Natur sey ein ärmlicher Dualismus, und lasse sich in ein zweyschenkliges V bis ins Unendliche spalten. Wenn einmal die Naturphilosophie von diesem Abwege, auf dem sie der *Winterianismus* wieder auf einige Zeit keck, obgleich ohne Grund, gemacht hat, ganz wird zurückgekommen seyn: so läßt sich das Werk erst von Neuem für die Physiologie beginnen; jetzt hat man alles gethan, den Rennenden wenigstens die Laterne so in der Finsternis zu hängen, daß sie die Bedächtigen nicht umwerfen. Hat man den Erregungshebel zum Stillstande gebracht: so hat man mit dem Chemischen zu kämpfen. Am gelungensten ist die Lehre vom Wesen des Organismus, obschon sie nur im Allgemeinen geblieben, von der Haut und ihrer Beziehung aufs Geschlechtssystem, und einiges vom Nervensystem. Überhaupt aber greift das Buch zu wenig in das Medicinische ein, ohne daß jedoch dem Arzt das Buch überflüssig wäre. Es ist Schade, daß die Schrift durch den Tod des Vfs. unvollendet geblieben ist. Indessen ist das Meiste vorhanden, und dieses in fünf Abtheilungen gebracht, wovon die erste in sich begreift das Wesen des Organischen über-

haupt, sein Heraustreten in Vegetabilität und Animalität, und von der zeitlichen Entstehung des Menschen, wobey einige hübsche Träume über Riesen und dergleichen Vorältern vorkommen; der zweyte Abschnitt enthält die Geschlechtsfunctionen, den Grund der Männlichkeit und Weiblichkeit, die Zeugung; der dritte den Ernährungsprocess, das Blutssystem, die Wärme; der vierte läßt das Blutssystem zerfallen einerseits in das venöse bis zum Digestionsystem, andererseits in das arteriöse, respirirende, bis zu dem Secretionsystem; der fünfte das Nervensystem, die Function des Gangliensystems, Willkühr und Unwillkühr. Es fehlt daher eigentlich nur das System der Sinne zur Vollendung dieses Werkes.

No. 4. Endlich ist von dem ersten Theile von *Walthers* Handbuch zu reden. Uns scheint es gegenwärtig dasjenige in Deutschland zu seyn, welches man, ungeachtet seiner grossen Mängel und Fehler, die selbst grösser als die bey *Görres* und *Kessler* sind, als Vorlesbuch vorziehen sollte, weil es, wie schon bemerkt, alle neueren Physiologen combinirt, und daher in Anordnung und im Reichthum der Materien allein einem wirklichen medicinischen Physiologen grossentheils aushelfen, obgleich dem, der höhere, wahrhaft philosophische Forderungen an die Physiologie macht, noch nicht genügen kann. Die Schrift ist besser abgetheilt als die anderen, sowohl in den grossen Massen, als in den Paragraphen; sie giebt daher eine schnelle Durchsicht der Materien, und zeugt davon, daß der Vf. klar gearbeitet hat. Dieses gilt vorzüglich vom besondern Theile, der beynahe ganz empirisch ist, so wie der allgemeine ganz oben in den höchsten Regionen des Absoluten schwebt, und daher ein unangenehmes Gefühl erregt wird, sich ohne die Fortbildung der vorher ausgesprochenen philosophischen Ideen in den besondern Theil übersetzt zu sehen. Es ist wirklich Schade, daß es dem Vf. unmöglich gewesen, den Parallelismus der organischen Prozesse mit denen der Natur, und unter einander selbst durchzuführen. Wären die wenigen Seiten des Allgemeinen in mehr physiologischen als philosophischen Sätzen dargestellt: so könnte man mit der grössten Ruhe, mit der grössten Zufriedenheit, und gewiss jeder mit vieler Belehrung, mit mancher interessanten Wendung die einzelnen Functionen des besondern Theils nicht bloß durchlesen, sondern durchstudiren. Wer sich daher dieses Buches bedient, und gewiss wird es jeder denkende Arzt zu dem von Hn. *Autenrieth*, Hn. *Döllinger*, und Hn. *Dumas* in seiner Bibliothek stellen, der denke sich die 146 Seiten des Allgemeinen nur als Einleitung für dieses Werk geschrieben; und so wird er ein gutes Buch haben, so weit als eine Physiologie jetzt zu bringen ist, wenn man sie mit vieler Kenntniss und mit vielem Scharfsinne ausarbeitet. Der allgemeine Theil, der zunächst nur den Naturphilosophen interessiert, ist nicht bestimmt, nicht begrenzt genug; die Unterschiede und Gleichheiten sind nur in den allerhöchsten Ausdrücken gegeben; die Ansichten sind nicht vollgliederig behandelt, so daß ganze

Glieder fehlen: daher es auch dem Vf. selbst unmöglich gewesen, das Empirische so wie das Philosophische abzutheilen, was doch absolut nöthig ist, wenn die Empirie selbst Philosophie seyn soll; er mußte dem Empirischen seinen eigenen Willen lassen, und dieses für sich fortführen. Wir können aber von diesem versichern, daß alle Abschnitte darin gut gerathen sind. Die Abtheilungen des Werkes nehmen sich gleich ganz anders, als die der vorigen aus, und man findet sich sogleich in einer Physiologie. Die Einleitung handelt kürzlich über die Physiologie als Doctrin, über ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften, über ihre Hülfswissenschaften, Methode u. s. w. Der allgemeine Theil ist in acht Capitel getheilt, die sich regelrecht folgten, wenn alles vollständig wäre, nämlich von dem Leben, dem Organismus, der organischen Form, den Grundfunctionen des Lebens, Reproduction, Irritabilität und Sensibilität, den Formen des Lebens, nämlich Pflanze und Thier, wo die wahren Unterschiede nicht gefast sind, wie denn noch kein einziger Physiolog sich dessen rühmen kann, von der organischen Bildung in Zell-, Gefäß- und Nerven-Bildung, worin er also Hn. Döllinger gefolgt ist, von den einzelnen Organen und ihren Functionen, worin er nicht zu vollkommener Klarheit gekommen ist, und endlich von den Verhältnissen der drey Systeme zu einander, wo einiges von den Temperamenten und den Menschenrassen vorkommt. Der besondere Theil fängt mit dem Reproductionprocess, der Verdauung an, führt sie durch sechs Capitel bis zur Resorption und Sanguification, von der er zur Ernährung, zur Absonderung im Allgemeinen, dann des Fettes, des Schleimes, des serösen Hautes, des Hautdrüses und des Harns übergeht, und in dem dreizehnten Capitel mit einer Übersicht des Vorhergehenden schließt.

No. 1. Wir gehen ins Einzelne, und mit Dumas zunächst zur Betrachtung des Organischen und Unorganischen überhaupt. Was das Leben sey, wissen eigentlich nur die deutschen Physiologen; aber sie sprechen es so verschieden aus, daß man glauben sollte, sie treiben es, wie die, welche von dem Steine der Weisen geschrieben, wo jeder etwas anderes genannt, aber doch alle dasselbe gemeint haben. Ausgemacht ist, daß nur das Universum lebt, und daß alles Leben nur in sofern lebt, als es das Universum in sich aufgenommen hat, eine Wahrheit, welche in der neueren Zeit zuerst Schelling wieder aufgeweckt hat. In keinem der vorliegenden Bücher findet ihr das, was wir hier mit so kurzen Worten ausgesprochen haben, klar und bestimmt ausgesprochen, so daß jeder, der mit der aristotelischen Tafel hinzutritt, im Stande wäre, sich aufzunotiren, was diese Schriftsteller wollen. Ganz rein speculativ hat diese Idee Walther dargestellt, was wir in einer Physiologie nicht billigen, sondern glauben, daß es nur in die tiefste philosophische Untersuchung gehöre, nämlich dahin, wohin die Schelling gesetzt hat. Der Physiolog muß das, was oben steht, her-

unter in seine Sphäre zu versetzen, und mit seinem Worten klar zu machen wissen. Was hilft es in der Physiologie, sich in jeder Zeile mit der Idee des Lebens herumzubalgen; was hat man von der bloßen Definition, „das Princip der Manifestation der Idee des Lebens an und durch die lebenden Dinge ist der Organismus,“ wenn alles so verlassen stehen bleibt, ohne diese Sprüche wirklich handgreiflich in der Natur aufzuzeigen, auch davon abgesehen, daß obige Definition ein Cirkel ist! Görres scheidet die Welt schon ganz ursprünglich in eine geistige und materiale, aber nicht in dem Sinne, wie das Volk allenfalls von einem Geiste denkt, wie man sich wohl einbilden kann, und führt diesen Gegensatz vom den tiefsten Abgründen der Welterschöpfung durch die Sonnensysteme herunter bis in die einzelnen Gestalten, wo ihm eine dritte Welt, die Organische, als das Vermittelnde beider ersten entsteht. Daß diese ganze Ansicht unrichtig ist, wird der Vf. jetzt selbst anerkennen. Eine successive Darstellung aller Zustalten, die der Vf. macht, bis er auf diesen Satz kommt, wird weder er noch das Publicum dem Rec. zumuthen, da ein solches Herausklauben dem Rec. mehr Zeit und Anstrengung kosten würde, als dem Vf. das Entwerfen des Buches. Aber gelesen muß dieser Theil der Schrift werden von jedem Physiologen, weil auch darin die tiefsten Griffe vorkommen, und weil man dadurch in die Methode des Vfs. eingeführt wird. Ohne uns hier an das zu halten, wie der Vf. seine beiden Welten darstellt, und ohne Richtung auf seine Idee, glauben wir, den neuesten Physiologen ihre geistige und materiale Welt etwas beleuchten zu müssen. Unter denselben sind nämlich noch manche, welche meinen, es gebe allerdings zwey solche Dinge, oder Maschinen, oder wie sie es nennen mögen, die sich bisweilen Freunde werden, und mit einander auf einige Zeit als Organismus umherspukn. Sie können nicht begreifen, wie aus der bloßen Mischung der Materie eine lebendige Regung hervorgehen könne, obschon es Rati schon lange begreiflich gemacht hat, und knüpfen daher immer zweyerley an einander, ein Rad und ein geistiges Gewicht daran, als wollten sie, weil sie das Leben immer vor sich haben, dieses hinaustreiben, und ihm mit mechanischen Kräften anhelfen, während wir bey denen, welche ihr Leben unter den toten Kräften zubringen, den Trieb finden, ihre Maschinen zu beleben und denselben zu Gefallen Ehre und Vermögen aufopfern, um einmal ein mechanisches *Perpetuum mobile*, d. h. eine lebendige Maschine zu erzinuern. Woher diese entgegengesetzte Richtung, wenn es nicht daher ist, daß das Fach selbst, seines Bearbeiters kundig, seiner überdrüssig wird, und ihm die entgegengesetzte Laufbahn anweist? Sollen wir von solchem Physiologen nicht so denken, und daher von ihnen halten, was der ächte Mechanicus vom Sucher des *Perpetuum mobile* hält? Wie oft soll noch erinnert werden, daß das Leben von der Materie nicht verschieden sey? Wie? kann man etwa den galvan-

schen Proceß aus der Mischung zweyer Metalle mit Wasser begreifen? Doch wohl eben so wenig als das Leben. Ist also auch eine geistige Welt in diese Mischung gekommen, die vorher nicht darin gewesen? Individual, organisch lebendig ist, was in seiner Mischung gleich ist der gesammten Natur. Deutlich hat dieses, obgleich nicht zuerst, aber doch deutlich, Kestler ausgesprochen, und jeder, der sein Buch liest, wird dasjenige verstehen, was er bey den anderen nur scrupulos herausfuchen muß. Hat man aber vieles gesprochen über die Gleichheit des Alls mit dem Einen, so geziemet sich auch von der Ungleichheit des Organischen mit dem Universum zu reden; denn *hierin* liegt doch das Wesen des physiologischen Organismus; aber nach diesem sieht man sich vergebens um, ein Beweis, wie die Deutschen einen Fuß hinstellen und den anderen aus Eile entgegenzustellen vergessen, daher sie auch so leicht umgeworfen werden, mag der eine Fuß auch noch so senkrecht stehen. Diese Einfussigkeit ist aber nicht etwa nur ein Attribut der vorliegenden Schriften; sie theilen nur die allgemeine Schreibeilfertigkeit, und nur wenigen ist es erlaubt, an anderen diesen Fehler zu rügen, denn nur wenige kennen die Handgriffe systematisch zu schreiben, das heist, dem Geiste technisch zu Hülfe zu kommen durch Überdenkung des Ganzen im Rohen, durch Zeichnung eines Netzes, in das die Figuren der Wissenschaft zu legen sind, durch Verschiebung der Ausarbeitung, bis man nicht mehr in Stunden oder Tagen unterbrochen wird, sondern bis man in einem Laufe das Ganze durchziehen kann. Für denjenigen, der die Physiologie vorzutragen hat, wollen wir noch bemerken, daß es ihm obliege, die philosophische Bedeutung des Organismus durchaus nicht lange in der höheren Sphäre schweben zu lassen, sondern sogleich realiter, chemisch, mechanisch, physisch, also in der Mischung, Bewegung, Form u. s. w. zu zeigen, wie sich die philosophische Gleichheit auch physiologisch aus-

drücke, eben so wie durch dieselben Charaktere, und noch durch andere, z. B. Wechselwirkung, Abhängigkeit des individualen Organismus vom universalen, beide von einander abweichen. Wer dieses nicht kann, hat noch nicht die Physiologie philosophisch behandelt, sondern etwa höchstens die Philosophie physiologisch, wosern je beide wahrhaft zusammengefloßen sind, und nicht etwa, wie es meistens beobachtet wird, die Physiologie nur durch einen stehenden philosophischen Sumpf geleitet wird, wo beide Wasser sich so weit und nicht weiter trüben, als der Sumpf reicht.

Dumas geht ganz anders zu Werk. Er hat zwar keine naturphilosophischen Blicke in den Organismus gethan, aber dafür liefert er so treffliche Thatfachen, und stellt sie mit so viel Verstand zusammen, daß sie der wahre empirische Abdruck dessen sind, was die Philosophie in ihrer Sphäre organisirt. Er giebt die Unterschiede des Organischen vom Unorganischen scharfsinnig und wohl getroffen an, sagt sogar, daß das Organische bis in das Kleinste wieder aus organischen Theilchen bestehe, deren jedes sein eigenes Leben habe, alle aber bey ihrer Verbindung zu einem großen Organismus ihr eigenthümliches Leben aufopfern, und nun ein gemeinschaftliches führen. Stimmt dieses nicht völlig mit den neuen Ansichten der Zeugungstheorie in Deutschland überein? Die erste Function des Lebens sey, sich der Corruptibilität entgegen zu setzen; heist das nicht klar, daß der Lebensproceß ein doppelter, ein progressiver, organisirender, und ein regressiver, desorganisirender Fäulungsproceß sey, worauf endlich die wahre Physiologie wird kommen müssen? Wir heben die anderen Momente nicht aus, weil es der Raum nicht gestattet, und wir nur auf die tiefen, obgleich ihm bewußtlosen, aber wegen seiner umfassenden Kenntnisse wichtigen Griffe aufmerksam machen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

## K L E I N E S C H R I F T E N.

TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Gräff: *Die Tauchermaschine des Hn. P. Kreeft in Barth*. Von einem Augenzeugen und einem Freunde des Nützlichen. 1805. 8 S. gr. 4. Mit 2 Kpf. (8 Gr.) Diese neue Tauchermaschine besteht aus folgenden Theilen. Eine überall genau anschließende lederne Kleidung geht um den ganzen Körper des Menschen herum. Sie läßt nur vor dem Gesichte des Menschen, welches sie ebenfalls umgiebt, für die Luft einen hinreichenden Spielraum. Vor den Augen befindet sich ein Fenster von Spiegelglase, das durch ein eisernes Gitter geschützt ist. Zwey lederne Schläuche, die ein starker schlangenförmiger Drath offen erhält, gehen von der Gesichtsbekleidung an in die Höhe nach dem Fahrzeuge hin, auf welchem die Gehülfen des Tauchers sitzen. An dem Ende des einen Schlauchs befindet sich ein Blasebalg zum Zublasen frischer Luft. Dieser Blasebalg muß stets in Bewegung seyn. Durch den anderen Schlauch, welcher zugleich als Sprachrohr dient, geht die Luft wieder heraus. Bleyerne Sohlen halten den Taucher auf dem Grunde des Meeres, auf welchem er 36 Stunden lang ohne Gefahr soll herumgehen und alles recht gut sehen können, wobey das Boot mit den Gehülfen ihm freylich stets folgen muß. Ein paar Seile zum Emporziehen des Tauchers umfassen den Leib desselben. Das Mittel, wodurch die lederne Kleidung ganz wasserdicht geworden

ist, lernt man hier nicht kennen. Der Erfinder soll übrigens mit seiner Maschine vor dem Könige von Schweden Versuche gemacht haben, die glücklich ausfielen. Rec. scheint jedoch der Gebrauch dieser Tauchervorrichtung noch mit zu vielen Beschwerclichkeiten verknüpft zu seyn, als daß er nicht befürchten dürfte, sie werde, wie manche ähnliche, nie die gehoffte Anwendung finden. Gn.

JUGENDSCHRIFTEN. Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Robinson der Jungere*. Ein Lesebuch für Kinder, zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig, von Joach. Heintz Campe. Achte rechtm. Auflage. Mit Churfachs. Freyheit. 1804. XIV. 368 S. 8. (18 Gr.) Campe's Robinson ist ein zu allgemein bekanntes Buch, als daß es nöthig seyn sollte, hier über den Inhalt und die pädagogische Brauchbarkeit desselben etwas zu sagen. Es ist von Radox bis Moskow und Constantinopel in alle europäischen Sprachen, selbst in die russische und neugriechische, übersetzt worden. In Rücksicht der Sachen sind bey dieser achten Auflage keine Veränderungen vorgenommen worden; allein in Betreff der Sprache, deren gründliches Studium bekanntlich jetzt das Lieblingsfach des Hn. C. ist, bemühte sich der Vf., dieser neuen Ausgabe den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Z—d.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1808.

## M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension  
der neuesten Systeme der Physiologie

von

Dumas, Görres, Kessler und Walther.

Das fünfte Capitel betrachtet das Leben in den verschiedenen Wesen der Natur, in den Steinen, den Pflanzen und Thieren. Vom Leben der Steine hat Dumas eine Vorstellung, wie sie eben ein Franzos haben kann, und die sich genug dadurch charakterisirt, daß er die Belege dafür, welche manche aus den dendritischen etc. Formen der Fossilien anführen, und den helmontischen Steinamen damit verwirft, daß keines dieser Stücke evident beweisend, und daß es klüger sey, sich der gemeinen Meinung anzuschmiegen, und zu glauben, die lebende Natur fange erst mit dem Pflanzenreiche an, indem sie einen Sprung von den Mineralien bis zu diesem wage. Wer ein solches Leben in den Steinen sucht, wird freylich keines darin finden, denn so sind sie allerdings todt. Aber besser ist es doch, sie geradezu absolut todt zu nennen, als sie mit allem für gleich lebendig auszugeben, ohne nachher wieder im Stande zu seyn, im Einzelnen zu sagen, wie denn der einzelne Stein nicht so lebendig sey wie die Pflanze. Dieses ist ein deutscher Fehler, jenes ein französischer, englischer, kurz ein undeutscher. Eine Ableitung des Pflanzen- und Thier-Organismus müßt ihr freylich von Dumas nicht verlangen, dafür meint ihr sorgen zu können; aber Dumas sorgt durch seine allseitigen empirischen Vergleichen dafür, daß eure Ableitungen falsch werden. Was er über die Ernährung der Pflanzen sagt, ist bekannt, doch ist er immer der besseren Meinung zugethan, z. B. daß bloß Wasser, Luft und Licht die Nahrungstoffe der Pflanzen seyen, wie es auch aus den neuesten Versuchen von Cress hervorgeht, und sich allenfalls naturphilosophisch beweisen ließe. Aufser der Assimilation und den Geschlechtsfunctionen schreibt er den Pflanzen auch Irritabilität zu, aber nach den bisherigen Begriffen, auch der deutschen Physiologen, von dieser Function, daß sie ein Charakter der Muskelfaser sey, mit offenbarem Unrecht. Wie, wenn sich beweisen ließe, daß alle Bewegungsphänomene der Pflanzen bloße Assimilationsphänomene sind, und daß es auch mit den Geschlechtsfunctionen der Pflanzen eben nicht die Richtigkeit habe, welche niemand mehr zu bezweifeln scheint!

Meint ihr, weil zwey zu einem beytragen, so sey es schon Mann und Weib? Ist doch das Weib selbst ein Doppeltes. Übrigens handelt Dumas hier die Physiologie (man verzeihe uns diesen Ausdruck) der Pflanzen ab, ohne im Thierreiche auch nur den geringsten Vortheil davon zu ziehen, wie es gewöhnlich geht, wenn man nicht eine Wissenschaft, sondern nur Stücke von ihr hat; die Deutschen dagegen sehen bald im Thiere nichts mehr als Vegetatismus, ohne recht zu wissen, was er in sich, noch was er im Thiere ist. Die Ahnung ist gut. Über die Polypen und Thiere wird beynahe nichts gesagt, und wir können nicht verhehlen, daß dieses Capitel nachlässig bearbeitet ist. Wie sich Thiere von der Pflanze unterscheiden, scheint Dumas nicht nur nicht zu wissen, sondern gar nicht daran zu denken.

Görres schweigt auch hierüber; Kessler hat auch da am klärtesten gesprochen, indem er die Vegetabilität als das Reich der Schwere (beynahe, aber doch nicht ganz, getroffen), die Animalität als das des Lichtes charakterisirt, — wovon jedoch auch Spuren bey Görres vorkommen, was aber in der Naturphilosophie etwas Bekanntes ist, — und daraus einige wichtige Folgen zieht. Walther reducirt auch diese beiden Reiche auf die drey Grundfunctionen des Lebens, oder — wir wollen es individualer geben — auf das Leben der Organisationen, auf Reproduction, Irritabilität und Sensibilität, und glaubt, Pflanze sey nur das Überwiegen der ersten über die beiden letzten, das Thierreich sey das Überwiegen der zweyten, und der Mensch bilde ein eigenes Reich, in dem die Sensibilität überwiegt. Der letzte Fehler ist zu groß, als daß er nicht jedem in die Augen springen sollte. Wie, wenn die ganze Ansicht von dem Wesen des individualen (nicht des thierischen) Organismus falsch wäre, und wenn dieser durchaus nicht aus drey, sondern nur aus einer Function bestünde, wie es denn auch wirklich ist, nämlich aus der Assimilation, und wenn die Pflanze eben die reinste, einfachste Darstellung der Uridee des Organismus wäre, wie sie es denn auch ist! Auf solche Art wäre es wohl um die Irritabilität und vollends um die Sensibilität der Pflanzen geschehen, was auch Walther und Dumas und so viele andere, welche sogar das Leben in die Sensibilität (!) setzen, für ihre Meinung vorbringen mögen. Alles, durchaus alles in der Pflanze läßt sich aus dem bloßen Assimilationsystem erklären. Wenn man nun sagte, daß das Reich der Zoophyten die irritable Organisation sey, ohne Sensibilität, so wie die Pflanze ohne diese beiden, und daß die letzte erst in dem Thierreiche her-

Hh



vortrete, und der Mensch keinen anderen Rang darin habe, als den, welcher dem Centrum gebührt: würde nicht die ganze Physiologie umgeworfen werden müssen, welche so vielerley Sensibilitäten in den Menschen durch Aufnahme der Pflanzen- und Zoophyten-Welt in ihn bringt, daß sie sich in eigener Rede verwirrt, und von innen heraus, wegen der vielen Willen der vielen Seelen, zur Verkrümmung gebracht wird? Der Gegensatz zwischen Pflanze und Thier durch die Bildung einer inneren Oberfläche gegen die äussere in dem letzteren ist voll Bedeutung, und nebst diesem ist noch manches Bedenkenswerthe hier gesagt; aber in der Charakterisirung der Thierclassen hätte der Vf. genauer seyn sollen. Es ist nämlich bey den wenigsten Würmern ein Rückengefäß, sondern ihr Gefäßsystem liegt bey den allermeisten auf dem Darne, und zwar ist nicht etwa bloß bey wenigen, wie bey dem *Blutegel*; das Blutsystem in ein vollkommen arterielles und venöses ausgebildet, sondern bey allen, die nicht Eingeweidewürmer sind; ja sie haben sogar alle rothes Blut, wie es Rec. aufs genaueste in den meisten Gattungen von Meerwürmern, die er lebendig untersucht hat, beobachtete. Auch haben die Mollusken nicht ein vollkommeneres Herz, als manche Würmer, namentlich *Arenicola piscatorum* Lam., und was die Höhe des Kreislaufes betrifft, so stehen sie eben so tief unter den genannten Würmern, als alle Wasserthiere unter den Luftthieren; denn auch die Meerwürmer sind amphibisch. Man muß eben nicht alles für ausgemacht, oder gar als ein Orakel annehmen, was die Franzosen in der Naturgeschichte, besonders in der vergleichenden Physiologie, vorbringen. Eben so stehen die Krebse (das französische Wort *Crustacé* ist offenbar unrichtig mit *Schalthier* gegeben, da wir damit die *Tessacea* Lin. bezeichnen) ausgemacht höher als die Mollusken, da sie nicht nur eine Leber wie diese, sondern auch Geschlechtsorgane, Bewegungsorgane, Sinne haben, die diesen beynahe ganz fehlen; sogar sollte es Rec. nicht schwer werden, zu beweisen, daß alle Insecten eine Leber haben, und dadurch den gepriesenen Unterschied, den die Franzosen zwischen Insect und Schnecke aufstellen, umzustürzen. Was die Franzosen bauen, ist hübsch, aber leicht. Fisch, Amphibion, Vogel gehören sicher nicht in eine Reihe, welche die irritable seyn soll; die beiden ersten sind mit der Assimilation zufrieden, und auf jeden Fall sind die Insecten irritabler, als die stupiden Fische und Amphibien. Doch der müßte eine Zoophilosophie schreiben, der Ordnung in diesen Theil der Physiologie bringen wollte.

Wir verlassen daher diesen Abschnitt, und gehen zu dem Hr. Dumas über, der von den Kräften überhaupt, den todten und lebendigen, handelt. Dieses Capitel ist nur zusammen gewürfelt; weder sind die Kräfte geordnet, noch alle aufgeführt. Todte Kräfte nennt er fünf: den Stoß, die Anziehung, die Verwandtschaft, die Krytallisation und die Trägheitskraft; weicht ein Galimathias! Als organische nennt er vier, aber ohne die Idee, als wenn sie jenen etwa entsprechen sollten; es sind die Bildungskraft, Irritabilität, Sensibilität und der Lebenswiderstand

(*résistance vitale*), den er mit der Trägheitskraft parallelisirt, und als Beyspiele anführt: Stöße, die der lebende Organismus leichter erträgt als der todte, Hitze und die Corruption. Diese Kraft ist seine Erfindung, und er weiß sich recht viel damit, daß andere Physiologen nichts davon wissen, die aber wohl glauben mögen, daß diese Kraft von seiner Bildungskraft nicht verschieden sey. Wir kommen nun zum Menschen selbst, zu seiner Gestaltung, Structur und seinen Varietäten. Wo der Mensch stehe in Beziehung auf die Stelle der anderen Organisationen, erfahren wir nicht; auch ist dieses Capitel durchaus nicht physiologisch, sondern bloß erzählend bearbeitet. Es wird gesagt, daß der Fetus stoßweise wachse, und die Theile abwechselnd in ihm, ohne nach dem Grunde zu fragen, und hier mit einem französischen Leichtsinne, den die Übersetzer wohl hätten bemerken sollen. Denn die ersten Entstehungsmomente des Embryo passen offenbar bloß auf das Küchelchen im Ey, und doch redet der Vf., als wenn alles vom Menschen gelte, sogleich vom vierten Monat, eben so sey der Entwicklungsprocess vom siebenten (!) bis zum dreißigsten Tage am stärksten. Glaubt man nicht, Kerkring zu hören! Der Leib wird abgetheilt in vier Höhlen, in zwey symmetrische Hälften, die Proportion der Theile wird angegeben, auch werden die oberen und unteren Extremitäten mit einander verglichen, wie es schon Aristoteles gethan; warum denn nicht auch mit allen Theilen des Leibes, warum nicht mit den Rippen, dem Kopfe, besonders den Kinnladen, die doch eben so wohl Arme sind als die Füße? was selbst durch die Gefäße, Nerven und Muskeln zu beweisen nicht schwer wäre! Er kommt endlich zum aufrechten Gange des Menschen, und zu seinen Rassen, wobey es scheint, daß er auch meine, sie seyen alle aus einem wirklichen, fleischlichen Urvater entsprungen! Wie werden sich die Afrikaner bedanken, wenn sie einst gebleicht sind! Die Menschenrassen sind so ins Blinde hinein abgetheilt, daß man auch nicht eine Spur von einem leitenden Princip wahrnehmen kann. Diesen Abschnitt hat man in deutschen Physiologieen selten zu beurtheilen, vielleicht nicht ohne Grund, denn er ist auch hier der am wenigsten gelungene.

Was Hr. Dumas über die Modificationen, welche durch das Alter, das Geschlecht, das Temperament und die Gewohnheit in die Natur des Menschen gesetzt werden, vorbringt, ist mit Interesse zusammengetragen, ohne daß eben etwas Neues dabey vorkäme, obgleich er auch Erfindungen darin gemacht haben will. Wir können es daher übergehen; nur eine charakterisirende Ausernung, die eben nicht den Franzosen allein, sondern unserer zerfallenen Zeit, die allen Centralpunct verloren hat, gilt, müssen wir anführen, nämlich, *que la prétention de trouver une parfaite conformité entre les organes — sexuelles de l'homme et de la femme (prétention d'Aristote, de Galien, de Paul d'Aegine, d'Albucasis et de Daubenton) — n'est peut-être point aussi philosophique, aussi raisonnable qu'on pourrait d'abord s'imaginer*. So weit ist man in unseren Tagen wieder von der Bahn der tiefen, physiologischen Vergleichung abgekommen! Wenn die

Gleichheit Physiologen nicht sehen, darf man sich wundern, wenn der Laie lacht über solche, wie er glaubt, nutzlose Spielereyen? darf man sich wundern, daß man die Idee von dem wahren Grunde der Sympathieen und Apathieen, worauf doch alles unser Thun und Leiden beruht, so ganz verloren hat, als hätten jene großen Alten eben so gedacht wie wir? Dieses weitläufige Capitel von Dumas konnte nicht in die Sphäre von Görres Bearbeitung fallen; in Kessler ist es nicht mehr vorhanden, bey Walther ist es unter dem Titel: „von den Verhältnissen der drey Systeme zu einander,“ aber äußerst kurz, und an Werth gar nicht mit Dumas zu vergleichen, indessen sind die vier Temperamente nach den drey Grundsystemen geordnet, wo das Irritable allein zwey Temperamente, welche wohl jeder selbst finden wird, erhalten hat. Es ist schwer, über den wahren Eintheilungsgrund der Temperamente bey der jetzigen Eintheilungsart der Physiologie oder der organischen Grundfunctionen etwas zu sagen, da nothwendig das eine zuerst wahr seyn muß, ehe es das andere wird. Wir fragen daher nur die Physiologen, ob es wohl Temperamente gäbe, wenn wir keinen Rumpf hätten?

Im dritten Capitel der zweyten Abtheilung, und letzten des ersten Bandes, handelt Dumas von den äußeren Einflüssen auf den Menschen, und von der Wechselwirkung der organischen Systeme auf einander, eigentlich von dem, was man die nicht natürlichen Dinge nennt, Schlafen und Wachen ausgenommen. — Es hat historischen, aber keinen physiologischen Werth. *La vigueur et la force sont l'apanage des peuples du nord . . . Russes, Lapons etc. Cette énergie diminue, sans aucun avantage pour le sentiment, chez ceux, qui vivent dans des contrées froides et humides, comme les anciens Germains, les Allemands, les Suisses etc. La faiblesse et l'inertie se mêlent avec une sensibilité exquise chez les peuples du midi, qu'une chaleur excessive accable, comme les Espagnols, les Portugais, les Indiens etc. L'énervation est portée à son comble . . . chez ceux qui habitent un pays humide et chaud, comme en quelques endroits de l'Europe et de l'Afrique, sagt Dumas,* von dem Einflusse des Klima redend. Wohin doch, seiner Meinung nach, die Franzosen gehören! Gewiss hat ihn noch Bescheidenheit verhindert, es auszusprechen. Die vorliegenden deutschen Werke lassen sich nicht auf diese Gegenstände ein. Den Beschluss dieses Bandes machen drey Tabellen, welche sehr gut angelegt sind; daher wir auch das Einzelne, das darin unrichtig ist, gern übersehen wollen, wohl wissend, wie verdienstlich es sey, auch nur über eine einzelne Theorie eine systematische Tabelle entworfen zu haben, geschweige über die ganze Physiologie. Die erste giebt einen Überblick über den Unterschied aller organischen und unorganischen Phänomene und Eigenschaften, die zweyte über alle Verhältnisse der von Dumas aufgestellten sieben organischen Systeme, die dritte über diese Systeme in allen Thierclassen, alles vortrefflich und vollständig geordnet. Die Unrichtigkeiten sind nur einzeln.

Der zweyte Band setzt die zweyte Abtheilung noch durch vier Capitel fort, immer im Allgemeinen

verweilend, und zwar betrachtend die Structur und die Composition aller organischen Theile, und endlich die Classification der Functionen des menschlichen Körpers. Wir haben gesehen, daß die neueren Physiologen da eingriffen, wo Dumas mit dem Organischen überhaupt anfangt; die älteren aber, oder die Haller'schen fingen gewöhnlich erst mit dem jetzigen Capitel an, nämlich mit der Structur des Leibes, mit dem Zellgewebe, der Fiber u. s. w. Also hat Dumas einen ganzen Band von beynabe 500 Seiten voraus, welche, wenn man auch alles Geschwätz, wie er es da und dort anfangen wolle, um auf diese oder jene Theorie zu kommen, wegdenkt, doch sehr vieles wirklich Reales enthalten. Der Vf. nimmt vier Grundformen der organischen Structur an, die *zellige, faserige, gemischte* aus diesen beiden oder *parenchymatöse*, und die *laminoe* oder die der Knochen. Von der Entstehung des Zellgewebes aus Gelatine, von der kleinsten Theilung desselben und der Faser ist alles gesagt, was hieher gehört. Nach den feinsten anatomischen Zerlegungen kann man annehmen, was einem beliebt, Zellen oder unendlich kleine Cylinder, worauf denn am Ende Dumas auch wirklich kömmt; man muß daher hier einzig sich von den Principien der Physiologie leiten lassen, und wer dieses nicht kann, der ist auch selbst in der höheren Anatomie verloren. Kessler hält das Zellgewebe für ein Convolut der feinsten Gefäße; von den Grundformen des Organismus redet er übrigens nur zufällig. Walther rechnet die Gefäß- und Nerven-Form hieher; allein jene sind als solche keine primäre Form, welche unabhängig von allen Systemen betrachtet werden müßte, und auf jeden Fall ist das Gefäß secundär. Hier kann nur die Physiologie helfen, die Anatomie ist verlassen. Nach jener muß der ganze untere, unthierische Organismus aus Bläschen oder Zellen bestehen, der obere oder thierische kann aber nichts anders als Metamorphose dieser Zellen seyn; es gehört aber zum thierischen Organismus bestimmt außer dem Nerven auch der Muskel und der Knochen, daher müssen drey thierische Grundformen in der Structur existiren, und nur eine unthierische. Es ist indessen gut, daß man die Physiologen noch suchen lasse. Die Zusammenfassung der flüssigen und festen Theile wird im fünften und sechsten Capitel mit der gewöhnlichen Geschicklichkeit abgehandelt, doch nicht erschöpfend, und auch nicht vergleichend, da der Gegensatz der Bestandtheile in gewissen Systemen oder Säften hätte herausgehoben werden können; doch geschieht dies an seinem Orte. Im Grunde wird hier nur das Blut zerlegt und seine Vitalität vertheidigt; von den festen Theilen aber werden die Bestandtheile etwas zu sehr en gros angegeben, und zu wenig Gewicht auf die chemische Analyse gelegt. Was Walther am Ende des Verdauungsprocesses vom Blute, von seinen Bestandtheilen, ihrem Gegensatze und ihrem Verhalten zu den einzelnen festen Systemen sagt, ist meisterhaft. Er hat mit Lust entwickelt, was das heißt, daß Blut sey in sich der ganze Organismus, daher lebendig, daher enthaltend Festes, Flüssiges und Luftiges, und endlich Gallerte, Faserstoff und Eyweiß, als entsprechend den drey Formen des Lebens, der Reproduction, Irritabilität und

Sensibilität. Es scheint aber *Walther* die Bedeutung der anderen Stoffe des Blutes noch nicht so klar zu seyn, wie das eben angeführte, und wie die allmähliche Sanguification, z. B. das Wasser, das Eisen, die phosphorsaure Kalkerde, welche doch alle eben so eigenthümlichen Functionen entsprechen, als die vorigen drey genannten Stoffe. Aber Einer kann nicht Alles thun; und der Grund liegt in der fehlerhaften Grundeintheilung des thierischen Organismus. So gehört z. B. der Knochen weder unter die Fafer- noch Zell-Formation. — Nach diesen zahlreichen, sehr ausführlichen allgemeinen Untersuchungen folgt bey *Dumas* im siebenten Capitel die methodische Eintheilung der Functionen mit einer Kritik der ihr vorhergehenden. Der Vf. eifert gegen die alte Eintheilung der Functionen in *naturales*, *vitales* und *animales*, und stellt eine neue auf. Der Zweck aller Functionen sey die Erhaltung des thierischen Leibes, was vor der Hand nur halb wahr ist. Die Mittel, deren sich die Natur bedient, lassen sich auf vier zurückbringen, 1) auf die Gründung der Verhältnisse des Thieres zu seinen Umgebungen, wohin er die Nervenfunctionen und die Bewegungen bringt, 2) auf die Erhaltung der festen und flüssigen Organe in ihrer natürlichen Cohäsion und Temperatur, 3) auf die Erhaltung der Substanz des Leibes, sowohl ihrer Qualität als Zusammensetzung nach, wohin er die Verdauung und die Secretionen bringt, und 4) auf die Unterhaltung aller physischen und moralischen Beziehungen der Individuen unter einander, wohin die Geschlechts- und Geistes-Verrichtungen kommen. Wer sieht nicht, daß es dieser Eintheilung durchaus an einem Eintheilungsprincip fehlt, und daß sie aus einem blossen Tappen hervorgegangen ist? Und wie langweilig und unbestimmt sind die Begriffe oder Definitionen, welche er von jeder Abtheilung giebt! Wird man wohl gleich errathen, was man unter No. 2 bringen könnte? Es ist der Kreislauf und die Respiration. So tief auch die Ähnlichkeit der Geschlechtsverrichtungen mit dem Denken gegründet ist, woran aber *Dumas* nicht dachte: so können sie in einer Physiologie nie unter Eine Abtheilung kommen, ja selbst in der Naturphilosophie darf nur auf ihre Beziehung aufmerksam gemacht werden. Denn so wie diese Verrichtungen gleich sind, so ist sich vielmehr alles Einzelne in der Welt gleich. Doch sehen wir es genauer an, so reducirt sich in der That diese Eintheilung wieder auf die alte *galenische*, gegen welche *Dumas* allerley einwendet, was aber im Grunde mehr kritisirungen der Benennungen als der Bedeutungen sind. So sey jede Function *naturalis*, *vitalis* u. *animalis* zugleich; aber gilt denn nicht dasselbe auch von seiner Eintheilung, und muß es denn nicht von jeder, auch von der einzig wahren gelten, da ja alle Systeme, wenigstens Nerven-, Gefäß- und Lymph-System überall, in jedem Puncte des Organismus sind? So sey die Respiration nicht bloß *vitalis*, denn sie könne retardirt werden; aber unterhält durch sie der Organismus nicht auch eine Communication mit der Außenwelt, und gehört sie daher nach *Dumas* nicht zum Nerven-System? Eine große Verletzung der *naturales* bringe den Tod hervor, daher verdienen sie auch den Namen *vitales*. Wer sieht nicht, daß er bloß an den

Worten hing, und daß seine Eintheilung nicht besser, ja daß sie weniger bestimmt als die uralte ist? *Blumenbach* hat ganz Recht, daß er dieser alten Eintheilung öffentlich das Wort geredet, denn sie ist unter den bekannten die beste — nur die Benennungen hat man geändert, aber nicht die Sache; mit allen bisherigen Namenänderungen aber hat man es unbestimmt gemacht. Die Benennungen *Reproduction*, *Irritabilität* und *Sensibilität* heißen doch durchaus nichts anderes, lassen aber der Subsumtion einen größeren Spielraum. Ursprünglich ist der thierische Organismus nur ein doppelter, ein bloß *lebender* und ein *thierischer*. Dieses ist die höchste Eintheilung, und unter den vorliegenden Schritten ist ihr *Kessler* am nächsten gekommen; nur hat er einiges und namentlich auch das Geschlechtsystem in einer Abtheilung vereinigt, da doch dieses jede Eintheilung der organischen Functionen, wie sie auch heißen mögen, in sich wiederholt, und wahrhaft wieder ein ganzer Organismus ist. Der *thierische* begreift in sich das Nerven- und Bewegungs-System, die Knochen nicht ausgenommen; der *lebende* aber zerfällt in *Functiones naturales* und *vitales*, und so hat ihr die alte Eintheilung, *F. animal.*, *vital.*, *natural.*, nur mit dem Unterschiede, daß *F. vital. et natural.* Glieder einer Abtheilung sind, welcher die *Functio animalis* allein gegenüber steht, und daß davon die *F. sexualis* getrennt und als allen vorgebildet behandelt werden muß. Übrigens zählt *Dumas* sieben organische Systeme auf, was anatomisch einige Richtigkeit hat, aber physiologisch nicht. Es sind das Nerven-System, *système sensitiv*, das Muskelsystem, *S. moteur*, Gefäßsystem *S. calorifique* (!), die Eingeweide *S. réparateur* (?), Lymphgefäße *S. collecteur*, Geschlechtstheile *S. reproducteur*, und die Knochen *S. fondamental*. Die Eingeweide können nie ein eigenes System ausmachen, da jedes System eigene Eingeweide hat, sie folglich nur Theile anderer Systeme sind. *S. collecteur* ist eine rein mechanische Handlung, deren es im Organismus nicht giebt, es gehört offenbar zum Verdauungs-System; was das *S. reproducteur* in sich begreife, ist schon gesagt. Überhaupt dürfen keine anatomischen Eintheilungen in der Physiologie geduldet werden; sonst müßte man, um doch consequent zu seyn, auch die Physiologie da anfangen, wo der Anatom seine Sectionen.

Wir sind nun beym dritten Theile des Werkes angekommen, verschieben aber dessen Beurtheilung auf eine andere Gelegenheit, entweder bis zur Vollendung der Uebersetzung, oder bis auf die Anzeige des zweyten Theils von *Walthers* Physiologie, wo eine Vergleichung der Bearbeitung des sensiblen Systems von beiden Gelehrten nicht uninteressant werden muß, und wo auch das genievollste, höchst geordnete, aber dennoch von den deutschen Instituten noch nicht nach Verdienst gewürdigte Werk von *Bichats* allgemeiner Anatomie, angewandt auf die Physiologie und Arzneywissenschaft, übersetzt von *Pfaff*, seine Stelle erhalten wird. Daß Druck u. Papier bey dem Franzosen vortreflich ist, bedarf keiner Erinnerung; und so wenden wir uns zu den deutschen Schriften. (Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 A U G U S T , 1 8 0 8 .

M E D I C I N .

Fortsetzung der Recension  
der neuesten physiologischen Systeme

von

Dumas, Görres, Kessler und Walther.

No. 2. Görres fängt sein Einzelnes im Menschen mit dem Hirne an, aus gewiss wichtigen Gründen, wovon schon dieser hinreichte, daß es das Centrum der Thierwelt ist. Wir wollen darüber nicht rechten, da es ausgemacht ist, daß jeder Anfang in einem Centrum gemacht werden müsse; die Hauptsache ist nur die, ob man mit dem ersten oder letzten Centrum anzufangen habe. Will Görres consequent seyn, wie er es denn in der Sphäre seiner Schriften auf eine musterhafte Weise ist: so muß er vom Hirne bis herunter ins Zellgewebe kommen, dann von den obersten Thierclassen zu den niedrigsten, von diesen zu den Pflanzen, dann zu der Erde, zum Planeten, von diesem zur Sonne, zum Lichte und so ins ganze Universum. Nun hat er aber mit dem Universum, und sodann mit dem Lichte angefangen, und hat es zersplittert durch alle Elemente bis zur organischen Welt; diese hätte also, wenn kein Sprung gemacht werden soll, wieder combinirt werden müssen; und so wäre der Gang von der Pflanze zum Thiere, und in diesem von der Zelle zum Hirne gewesen, womit das letzte Centrum erreicht worden wäre durch Ausgehen aus dem ersten Centrum, Anlangen an der Peripherie, und Rückkehren von dieser zum nachgebildeten Centrum, dem Hirne. Statt dessen aber ist der Vf. von der ersten Peripherie ins letzte Centrum gesprungen, und hat dieses wieder zur Peripherie herausgeführt. Wir glauben einen Mittelweg zu kennen, welcher der ist, daß die anatomische Bedeutung (nicht die Anatomie) von der Peripherie aufsteige bis zum Centrum, dem Hirne, die physiologische Construction aber sodann von oben herunter steige. Was Görres geliefert hat, ist eine solche signatorische Anatomie, nicht die Physiologie selbst, aber ein wesentlicher Theil derselben, nämlich der neuen erst werdenden Physiologie; die ältere kennt diesen wissenschaftlichen Zweig noch nicht. Es ist nicht Anatomie — Beschreibung der Theile, sondern ihre Bedeutung, welche das Fun-

dament der Physiologie werden muß, und also ohne Zweifel vom höchsten Werth ist, wenn derselbe auch jetzt, wegen des ersten Entstehens, noch nicht jedem handgreiflich geworden.

Schön und vortrefflich ist die Differenzirung des Hirns in großes und kleines, wo jenes der Freyheit, dieses der Nothwendigkeit entspricht, und noch vortrefflicher ist die Durchführung dieses Gegensatzes durch das Rückenmark bis durch die letzten Enden des Gangliensystems. Unbekümmert, ob jede Vertheilung ganz richtig getroffen, loben wir die Art, wie es angegriffen ist, und geben sie einigermaßen an. Jeder Physiolog muß das Buch ohnehin selbst lesen, prüfen, vom Wortschwallen entblößen und weiter bringen. Im Hirnknoten ist die Indifferenz beider Hirne, sie setzt sich fort in das verlängerte Mark und endlich ins Rückenmark. Diese allmähliche Vereinigung wird in den einzelnen Hirnformen nachgewiesen, im Fornix, in den gestreiften Körpern und Sehhügeln etc. einerseits, in den Vierhügeln etc. andererseits; tiefer wiederholen die Markkugeln das Cerebrum, die Olivenkörper das Cerebellum, und endlich setzt sich dieses als hinterer, jenes als vorderer Strang des Rückenmarks, und selbst bis in das Gangliensystem fort; die willkürlichen Bewegungen schliessen sich an, und damit kommt man zu dem Muskel- und Knochen-System, ohne recht das Wie zu bemerken. Ueberhaupt ist die ganze Darstellung ein blosses Deduciren, daher meistens nichts als ein Postuliren, und sohin nicht begründet. Wir können es daher bloß für ein geniales Product ausgeben, das wir im Ganzen für wahr halten. Bey der Darstellung haben wir vorzüglich zu tadeln, daß Görres auch der deutschen Mode fröhnt, nämlich keinen anderen dadurch zu ehren, daß man ihm Entdeckungen zugesteht, und ihn mit unschuldigem Herzen, frey von eigennützligen Planen nennt, wie es unsere ehrlichen Väter noch gethan haben. Dasselbe gilt von Kessler und Walther, so daß selbst jetzt schon kein Mensch mehr im Stande ist, zu sagen, wem diese oder jene Zeile des Werks angehört: was diese beiden Schriftsteller noch um so mehr schuldig gewesen wären anzugeben, da sie das ganze System lieferten, und mithin alles Fremde sehr oft wörtlich benutzten. Ein Verzeichniß der Schriftsteller im Allgemeinen reicht nicht hin, jedem das Seinige zu lassen. Was schadet es denn dem genievollen Manne, wenn er anderer Eigenthum anerkennt, hat er doch selbst genug Ideen, daß, wenn auch die ganze Welt

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

11

voll Genies wäre, diese ihm doch nicht in Allem zuvorkommen würden!

Von dem Centralpuncte, den *Görres* fürs ganze Nervensystem sucht, und den er als einen wirklichen, kleinen, einpaarigen Punct, da er doch einpaarig nie seyn kann, so wenig als es die Zunge ist, und diesen in der *Zirbel* zu finden glaubt, und von dem hohen Werth, den er dem Hirnhöhlendunst giebt, wollen wir hier nichts berühren, da wir hier die Bedeutung der *Zirbel* nicht angeben können, die doch eben nicht lange verborgen seyn kann, sobald man wahrhaft erkennt, daß das Hirnsystem in sich wieder den ganzen Organismus wiederholt, und wenn man daraus weiß, was der *Plexus chorioideus* bedeute. Etwas anderes ist uns fremd vorgekommen, daß *Görres* das Hirn wirklich als einen Sammelplatz von Organen ansieht, die man allenfalls mit soliden Gestalten vergleichen dürfe, und dabey die Idee von der Blasenform des Hirns — die einzig organische Idee! — vernachlässigt oder gar verwirft. Wenn die Franzosen diese Idee, mit der die anderen Ansichten von der Structur des Hirns zusammenhängen, das einzige, was *Gall* der Physiologie Gutes und Wahres gegeben hat, verwerfen: so wissen wir wohl, wie es zu nehmen ist; da wir einmal wissen, wozu sie und wozu wir in den Wissenschaften angewiesen sind, da wir wissen, daß wir unsern ganz eigenthümlichen Gang, ohne uns im geringsten um ihre Meinungen, wohl aber viel um ihre Erfahrungen zu bekümmern, gehen müssen, wie sie den ihrigen gehen, sowohl um uns weiter zu bringen in dem Vorsprung, den wir geistig vor ihnen voraus haben, als auch um nicht das Werkzeug ihres Gespöttes zu werden, wie es denn *Gall* mit vollem Rechte geworden ist, weil er schon in Deutschland sein Wesen französisch treibend, nicht durch *Mesmers* Beyspiel klug geworden ist, und dem französischen Getreibe auf demselben Boden zu opfern, sich nicht für zu deutsch gehalten hat.

Nach der ursprünglichen Differenzirung, die schon in dem Universalen gegründet worden, bildet sich das Nervensystem nach zwey Enden aus, nach dem der Sensationen, dem Inneren, und dem der Bewegungen, dem Auseren. Die obersten Sinne zerfällt er auch nach derselben Idee, das Auge nach dem Lichte, das Ohr nach der Schwere; jenem glaubt er den Raum, diesem die Zeit entsprechend. Es ist aber doch in beiden beides so wie in Allem, im Auge ist nur Zeit und Raum kosmisch, im Ohre aber planetarisch. So wie überhaupt die Ableitung des Bewegungssystems nicht begründet ist: so ist auch die Ansicht des Muskelsystems dieser beiden Sinnorgane und ihrer Nerven nicht in der rechten Idee aufgefaßt; aber der Vf. ist doch der erste, der öffentlich eine solche Ansicht gegeben, und darum verdient er den Dank der Physiologen. Die Augenmuskeln sind in ihrem Wesen Repetitionen der Bewegungsglieder, d. h. der Extremitäten, und so auch die Augennerven. Dieses ist, unseres Bedünkens, die Idee, nach der sie ihre Bedeutung erhalten müssen; entspre-

chend dem großen und dem kleinen Hirn und dem Rückenmark sind sie nur, in sofern jene Idee wieder diese drey in sich faßt. Nach derselben Idee richtet sich der Parallelismus und der Gegensatz der Gefäße, auf den übrigens bey dem Hirne und diesen Organen *Görres* auch zuerst aufmerksam gemacht hat. Über den eigentlichen Act des Sehens und Hörens ist das Vortrefflichste gesagt, aber alles unvollständig; eben so sind die Theile des Ohres mit denen des Auges zwar sehr scharfsinnig verglichen, aber der rechte Fleck ist durchaus nicht getroffen. In der Ansicht der chemischen Sinne war der Vf. weniger glücklich. Er glaubt, sie richten sich nach den beiden, doch nur mechanischen, Formen der Consistenz der Materie, des Expandirten und Festen, obschon er es in höhere Beziehung gebracht hat, und läßt jenem den Geruch, der bloß von den materialen Ausflüssen, so wie es eben die alte Physiologie meint, gerührt werde, entsprechen, diesem aber den Geschmack; daß es nicht die chemische Action sey, welche geschmeckt werde, führt er den Geschmack der festen Metalle im Galvanismus an, da es doch eben dieser ist, welcher am meisten für die reine Action dieses Sinnes spricht. Die Nervenvertheilung aber in diesen Organen und ihre wechselseitige Correspondenz ist mit dem gleichen Scharfsinne behandelt, auf den wir bey jedem Organe aufmerksam machten, und worin auch die eigentliche Kraft des Vfs. liegt.

Über das Gemeingefühl und seine Zerfallungen, über das Muskelsystem, das diesem zum Grunde liege, über die Muskelbewegung ist sehr viel Schönes gesagt, aber so, daß wir bey dem besten Willen und in der That nach vielem Zeitaufwande und nach wiederholten Lesungen, Austreichungen, Tabellirungen, doch nicht im Stande sind, dem Publicum den Zusammenhang im Kurzen klar vor Augen zu bringen. Nur das Angreifen der Gegenstände preisen wir an dem Vf.; dieses ist das Wahre und muß zum Wahren führen: aber die Methode ist verfehlt und die Darstellung eckelt an. Indem Rec. dieses sagt, der gewiss in Bezug auf die Worte äußerst billig, und der auch versichert ist, daß ihn *Görres* nicht zu denen rechnet, gegen die er in der Vorrede seine Darstellungsweise vertheidiget: so darf er wohl ohne alle Anmaßung hoffen, daß der Vf. mehr auf diese Äußerung achten werde, als er auf Viele, welche ihn unwissend und unverständlich tadeln, hören kann, und daß er darum in Zukunft der Wissenschaft weniger Schaden werde durch einen ruhigeren Ton und durch strenge Wachsamkeit auf die vorlauten Nebengestalten seiner Phantasie. Es liegt in dem Vf. ein bewundernswürdiger Reichthum von Ideen, es drängt sich alles in ihm stürmend hervor, und also nothwendig das Getreide mit dem Unkraut, und so verkauft er seinen Acker, statt daß er denselben zuerst sollte jäten, das Gute reifen lassen, dann schneiden, zusammentragen und endlich als ein Vollendetes der Beurtheilung der Kenner ausstellen. Wie meisterhaft ist die Zerlegung des Muskelsystems durchgeführt, wie überraschend die des Gangliensystems, wie schön ist

das Absorptionsystem, das Gefäßsystem, Nutritionssystem, Geschlechtssystem, eins an das andere geknüpft, obschon von den vier letzten beynah nichts gesagt ist! Aber ein solches ergötzendes Gewühl oscillirt unanhörlich vor unseren Augen, nichts steht still, nichts ist fest zu halten, es irrlichtert überall, kindisch wild verfolgen sich die feurigen Männer und blasen sich wechselseitig aus, ehe man an der Stelle angekommen, die das Gewühl bezeichnet. Es ist ein Jammer, so zu schreiben! Ein Buch ist ein Haus; oder ein Bergwerk, die fest stehen, kein Luftballon oder gar eine Rakete; es muß nicht da und dort blitzen, sondern eine ruhige, immer leuchtende Flamme muß im Tempel brennen, von der man zu jeder Stunde neues Licht erhalten und fortpflanzen kann. Möchte Görrs diese Schrift noch einmal vornehmen, die versteckt darin liegenden Abtheilungen, offen und bestimmt abgeschnitten, Idee vor Idee fest wie eine Säule hinstellen, so wie ein wissenschaftliches Werk gebaut seyn will, wie gerne würde man in diesem Säulengang weilen!

No. 3. *Kessler* beginnt seinen besonderen Theil mit dem zweyten Buche, und dieses mit dem Sexualsystem. Er hat darin *Okens* Zeugungstheorie weitläufig vorgetragen, demnach den ersten Ursprung des Geschlechts schon als Pflanzenreich und Thierreich, wovon jenes die Weiblichkeit, dieses die Männlichkeit ist, aufgefasset, die *Generatio aequivoca* vertheidiget, die Entstehung des Embryo als eine Combination der lebendigen Grundstoffe des Organismus, der Infusorien, den Tod als ein Auseinandergehen dieser lebenden Punkte, und daher die Fäulnis als einen lebendigen Proceß, dem der des Saamenbildens homolog ist, gut dargestellt; nur hätte alles kürzer abgethan werden können. Es ist übrigens hier bloß der Zeugungsproceß abgehandelt, ohne von der Bedeutung der Geschlechtstheile zu reden; der ganze Abschnitt ist gut; nur fehlt es bey aller Breite doch an Vollständigkeit, besonders der einzelnen Momente, welche nothwendig in das Gebiet der Zeugungstheorie gehören. Im dritten Buche wird der vegetative Proceß des Organismus in seine Factoren zerlegt, und abgehandelt. Gegen die Idee ist nichts einzuwenden; nur der Vortrag ist langweilig, oft dasselbe wiederholend, und immer angebend, wie der Vf. dieses und jenes angreifen wolle, um dahin und dorthin zu kommen, so daß man auf diesem Wege schon müde wird, ehe man dahin kommt, wo er es angreift. Der Vf. charakterisirt das Blut, als die Indifferenz des Ernährungsprocesses allein, nicht, wie billig, des ganzen Organismus; er stimmt für seine Lebendigkeit, welche Ansicht denn auch in der neuen Physiologie allgemein durchgedrungen hat; aber es fehlt an der weiteren, eigentlich physiologischen Darstellung der übrigen Verhältnisse des Blutes, seiner Bestandtheile, der Art, wie die anderen Organe sich realiter daraus ernähren, wie es *Dumas* und *Walther* so vortrefflich aus einander gesetzt haben — kurz die Behandlung ist so ganz in dem philosophirenden Geschmacke, wie er vor einigen

Jahren noch herrschte, nämlich immer etwas Wahres zu sagen, aber nie etwas, das so ganz ins Leben eingreift, oder das nur in diesem daheim ist, was doch die Physiologie allein zu dem macht, was sie ist, und was man nicht genug predigen kann. Die Trennung des Blutsystems in Arterien und Venen ist gemäß der durch die ganze Schrift gehenden Idee von Licht und Schwere, und daher begründet. Es ist aber zu viel Werth gelegt auf die Bedeutung der Lungen-Arterien und Venen, die doch wahrlich einer solchen Breite wohl hätte entbehren können, da jeder Anatom weiß, woran er hierin ist. Als Grund der Differenzirung des Blutes wird die Respiration gesetzt, aber das Chemische des Athmens zu wenig berücksichtigt. So manche richtige und neue, also nützliche Idee von dem ganzen Circulationsystem gesagt ist: so wird man doch auch hier daran erinnert, daß dieses System durchaus noch in keiner Schrift von der wahren Seite aufgefaßt ist, daß die Bedeutung seiner einzelnen Proceße im ihm noch im Dunkeln liege, was nur dann geändert werden wird, wenn man einmal dieses System mit dem Galvanismus zusammenhält. Denn die Arterien für elektrische, die Venen für magnetische Organe zu erklären, sind bloße Vergleichen, die sich nie werden zu Gleichungen bequemen. Wie der Vf. nach den gegebenen Ansichten vom Kreisläufe noch sagen könne, das Blut sey im Foetus indifferent, und es gehe mit den Hohladern (beiden also) durch das ovale Loch in die linke Vorkammer, ist nur aus einer Unachtsamkeit auf sich selbst zu erklären. Die Wärme des Organismus wird zu einem allgemeinen — dem Indifferenzierungsproceße erhoben, und gut, ohne etwas auffallend Neues, durchgeführt. Auch die organische Temperatur ist ein physiologisches Problem, worüber noch nichts Gescheides gesagt ist; sogar hat man noch nicht einmal die eigentlich interessirende Frage aufgeworfen, woher es denn komme, daß der Organismus — nicht überhaupt wärmer, als das umgebende Medium — sondern daß er an sich nicht wärmer wird. Das verdienstlichste Buch, das der Physiologie jetzt geschrieben werden könnte, wäre kein physiologisches Lehrbuch, sondern ein physiologisches Fragbuch. Dieses müßte aber jemand unternehmen, der Ideen hat.

Im vierten Buche wird die Verzweigung des Blutsystems bis auf ihr letztes Ende zur Resorption, Digestion und Ingestion venoser Seits, und bis zur Respiration, Secretion und Excretion arterieller Seits, verfolgt. Es ist gut und wahr, daß *Kessler* das Blutssystem nicht zu den Irritabilitäts-, sondern zu dem Reproductivitäts-Organen rechnet; es wird eine Zeit kommen, wo man dieses durchgängig annehmen wird; aus der Nichterkennung dieser Wahrheit kommt die Zerreißung des Blutsystems bey *Walther*, indem er es an beide Functionen vertheilt hat. Das Blutssystem greift in das irritable ~~ein~~ ein, wie die Nerven; gehören aber darum die Nerven zum irritablem System? Der ganze Rumpf als Rumpf, das was zur Idee der Extremität gehört, abgeschnitten, gehört



war einer Grundfunction des Organismus, und zwar eben nur des Organismus und nichts Weiterm an. — Doch wir ästern hier zu viel, was in einer Recension nicht kann bewiesen, wohl aber von Unverständigen gemißbraucht werden. Über das Wesen des Assimilationsprocesses und seine Verbreitung im Organismus sind vortreffliche Ideen niedergelegt; aber so nothwendig es ist, die organischen Functionen, wie sie auch heißen mögen, als lebendig und nicht als chemisch zu betrachten, so ist uns dennoch nicht geholfen, wenn gesagt wird, der Magensaft wirke lebendig decomponirend auf die Speisen. Dieses ist, was wir wissen, die wir nicht an eine rein chemische Auflösung denken; aber wir fühlen uns dennoch gezwungen zu fragen, wie geht denn diese lebendige Decomposition zu? welchem unorganischen Proceß ist sie nur zu vergleichen? und darauf antwortet K. nicht, weil er diese Frage nicht nöthig zu halten scheint. Ein anderer Mißgriff liegt noch in dieser Theorie, nämlich der, daß der Assimilationsproceß ein magnetischer sey, welches übrigens von K. scharfsinnig durchgesponnen wird. Es ist kaum der Mühe werth, etwas über die Gleichsetzung des Magnetismus mit der Reproduction, was auch in *Wakker* die herrschende Ansicht ist, zu sagen, da es doch nicht eher eingesehen wird, als bis das ganze physiologische System im Zusammenhang kann geliefert werden. — Eben so geistig als die Verdauung ist die Respiration abgehandelt, und besonders der Oxydationsproceß in der Lunge zu einem weniger materialen Verhältnisse gebracht. Obschon *Ackermann* hinlänglich gezeigt hat, daß es mit dem Aushauchen des Sauerstoffgases der Pflanzen eben nicht richtig sey: so glaubt doch der Vf. Gründe dafür zu haben, die er aber nicht haben würde, wenn das physiologische Wesen der Pflanze in seiner Vollgültigkeit, und die Versuche *Rumfords*, daß alles Feste, selbst Seide und Glasfedern, aus dem Wasser im Lichte Sauerstoffgas entwickle, ihm bekannt gewesen wären. Die Secretion ist als das Ende des arteriellen Systems der Assimilation directe entgegengesetzt; und wie das Blut überhaupt die Indifferenz, nicht die mechanische Mischung, aller Theile des Organismus sey, so werde auch das ganze Blut in die abgetchiedenen Säfte verwandelt, und es werden nicht einzelne Theile desselben aus ihm genommen, so wie das Wasser ganz in Sauerstoffgas und ganz in Wasserstoff sich verwandelt. Man kann alles übertreiben, und daher auch das Identificiren. Daß doch die Menschen immer nur eines sind, wenn sie etwas sind! Beruht es denn nur eben darin, Naturphilosoph zu seyn, daß man

alles für mechanisch Eins hält? Ist denn das Einzelne im Blute nicht auch das ganze Blut in euerm Sinne? Ist z. B. die Gallerte nicht das ganze Blut? haben doch die niedrigsten Thiere kein anderes. Ist das Eyweiß nicht das ganze Blut? Warum soll es also der philosophischen Ansicht widersprechen, daß ein solcher Stoff aus dem Blute sich wirklich ausscheide, und als Zeldunst, oder Fett, oder Harnsatz erscheine! Nichts, nichts ist dagegen; aber habt ihr einmal eine Formel, so wollt ihr sie allen Problemen anpassen. Ist denn das Naturphilosophie? — Daß der Vf. das Harnsystem als eine Metamorphose der Haut charakterisirt, ist ein genievoller Griff; denn das Warum hat er nicht eingesehen, auch liegt es tiefer, als die Anlage des Systems geht. Wir getrauen uns zu beweisen, daß alle eigenthümlichen Rumpfsysteme (von Knochen, Muskeln und Nerven kann also die Rede nicht seyn) nichts anderes als Metamorphosen der Haut, nicht etwa Membranenbildung, denn dieses ist ja nur die niedere anatomische Ansicht, sondern wirkliche Metamorphosen der Cutis, sowohl in Structur als in Function seyen. Es ist nur Schade, daß K. bey seinen herrlichen Ansichten des Allgemeinen zu wenig ins Einzelne sich eingelassen hat: daher diese Schrift zu Vorlesungen nicht hinreicht.

Im fünften Buche zeigt er nun, wie diese bis jetzt abgehandelten Systeme ins Nervensystem aufgenommen sind, und kömmt so nothwendig zum Nervensysteme der reproductiven Organe, zum Gangliensystem, welches er, *Bichat* folgend, der ihm überhaupt sehr oft vorgeleuchtet hat, als ein abgetchiedenes vom übrigen Hirnsystem betrachtet, und daraus dessen Unwillkühr und manche interessante Beziehung erklärt. Mit dieser Ansicht, welche ebenfalls vortreffliche Ideen enthält, ist das Werk abgerissen, weil der Vf. während des Druckes starb, und das Manuscript verloren ging. Nach dieser Schrift zu urtheilen, ist sein Tod ein bedauernder Verlust für die Physiologie; es wäre zu wünschen, daß jemand, der etwa das Übrige des Manuscripts besitzt, mit der Familie und dem Verleger eine Übereinkunft trafe, damit das Ganze, wie es sicher verdient, dem Publicum noch mitgetheilt werde. Diese Schrift bringt die Wissenschaft weiter; und wenn sie auch nicht zunächst jedem Arzte nothwendig ist: so muß sie doch jeder Physiolog unentbehrlich haben. Der Druck ist gut; nur gegen den siebenzehnten Bogen scheint die Correctur den Tod des Verfassers anzuzeigen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

#### NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyclopädie für praktische Ärzte und Wundärzte*. Bearbeitet und herausgegeben von D. Georg. Wilh. Conzbruch, kön. preuß. Hofrath, prakt. Arzte zu Bielefeld u. s. w., und D. Joh. Christ. Ebermaier, hochgräf. bentheim-tecklenburgischem Hof- und Medicinal-Rathe, prakt.

Arzte und Wundärzte zu Rheda in Westphalen u. s. w. 2ter Th. 2te Aufl. XIV u. 440 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

*Physiologisches Taschenbuch für Ärzte und Liebhaber der Anthropologie*. Von D. G. W. Conzbruch: 2te vom. Aufl.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 AUGUST, 1808.

M E D I C I N.

*Beschluss der Recension*

der neuesten Systeme der Physiologie

von

Dumas, Görres, Kefsler und Walther.

Reicher und brauchbarer zu Vorlesungen kommt uns *Walthers* (No. 4) besonderer Theil entgegen, der mit den Functionen des reproductiven Systems anhebt, und zwar zunächst mit der Verdauung. Was wir vermissen oder sonst daran aussetzen haben, wollen wir gleich Anfangs bemerken, um desto ungestörter fortfahren zu können. Es fehlt zunächst die anatomische Metamorphose des Verdauungssystems, wie es nämlich (nicht im Foetus, sondern) in der anatomischen Idee entstanden, woraus es sich entwickelt, und auf welcher Stufe der Entfaltung es in Bezug auf seinen Stamm steht. Freylich ist dieses ein ganz neuer Theil der Physiologie, welcher noch nirgends vorhanden; aber er scheint nothwendig erforderlich zu seyn, und wir glauben darauf aufmerksam machen zu müssen, um die Concurrency der Bearbeitung zu vermehren. Wir verstehen unter der anatomischen Metamorphose die anatomische Repetition des Unteren im Oberen, und sind überzeugt, dass jedes organische System sich eben so auf bestimmten Stufen wiederhole, wie das Knochenystem im Kopfe alle Knochen des Rumpfes wieder herausorganisirt, oder wie der Schädel eigentlich nur die Wiederholung der Rumpfknochen selbst ist, und ohne dieses nichts wäre. Daher kommt es, dass er u. alle seine Theile nur ihre Bedeutung von dieser homologen Wiederholung erhalten. So ist jedes höhere Organ nur die Metamorphose des untern, und seine Function kann nur nach dieser Erkennung construirt werden. *W.* hat bey keinem System auf seine Wiederholung und seine Homöologieität gesehen. Daher stehen alle seine Functionen, z. B. die Ausdünstung die Gallabsonderung, Harnabsonderung, Verdauung, Speichelabsonderung ganz isolirt, und geben einen schlechten Begriff von der Einheit alles Einzelnen im Organismus, worauf doch im allgemeinen Theil so ernsthaft gedrungen ist. Diese Erinnerung soll daher für alle folgenden Verrichtungen gesagt seyn. Dass gesagt wird, die Ausführcanäle seyen selbst nichts anderes, als die in sich gestülpte Haut, ist recht gut, und wahr und erspriesslich; allein dieses ist nur die ganz gemeine anatomische Metamorphose, ein bloßer Übergang, der

3. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

von der Stufenmetamorphose verschieden ist, wie Mann von Weib. Daraus entspringt ein anderer Fehler, nämlich der, dass sehr oft die anatomische Beschreibung ganz trocken um ihrer selbst willen eingeschaltet ist, was in einem physiologischen Werke durchaus nicht geduldet werden darf, und auch nicht erforderlich ist, sobald nur die Bedeutung der anatomischen Theile entwickelt wird, welches am besten so geschehen kann, dass diese vorangeht, und die Entwicklung der Functionen folgt. Unsere einzelnen Bemerkungen schalten wir an Ort und Stelle ein. Das erste Capitel handelt von der Verdauung im Allgemeinen, und ist wohlgerathen. Die Verdauung entspricht dem Chemismus; nur das Ähnliche wird vom Organismus aufgenommen; daher nur Organisches, ohne darum das Unorganische ganz auszuschliessen; das Nahrungsmittel muss noch veränderbar, gährungsfähig, also kein eben einfacher Stoff seyn: dies sind unter Anderem Resultate dieser Capitel, welche vielen physiologischen Werth haben. Die Definitionen von Hunger und Durst sind aber viel zu formal, daher ohne Nutzen für die Medicin; auch ist zu wenig die Sympathie anderer Organe mit diesen Gefühlen beachtet. Ein Hauptbedürfnis der Physiologie, worauf wir hier aufmerksam machen wollen, scheint uns ferner die Bearbeitung der Nahrungsmittel zu seyn. Vorzüglich liefs sich jetzt in den Pflanzenspeisen etwas Tüchtiges leisten, wenn ein deutscher Mann aufstünde, und die Pflanzenfamilien — nicht in justineischer, sondern mehr in goethischer Manier — philosophisch ordnete, und die nährenden Substanzen derselben damit und mit den Thierclassen vergliche, worin uns *Decandolle*, auch kein Deutscher, schon vorgegangen ist. Warum liegen da die Nahrungsmittel in den Saamen, dort in der Saamenkapsel, da in den Blättern, hier im Marke, dort in den Wurzeln? Warum sind die Saamen der einen Mehl gebend, z. B. Gräser; auch, aber wieder in einer ganz anderen Bedeutung, die Hülsenpflanzen? warum andere Öl gebend, z. B. die Kreuzförmigen? warum in den Didynamisten das ätherische Öl u. s. w.? Wie stehen diese Familien zu den verschiedenen Thierclassen, und mithin zu den einzelnen Systemen des Organismus? Doch diese und andere Fragen, wird derjenige, welcher dem Gegenstand gewachsen ist, schon selbst aufwerfen. Die Capitel von der Mastication, Insalvation und Deglutition zeichnen sich besonders durch Wohlordnung aus, und die Momente sind genau beschrieben. Die eigentliche physiologische, lebendige Wirkung des Spei-

chels vermissen wir jedoch. Bey der Chymification ist das Verdauungsorgan der anderen Thierclassen, kurz verglichen, und manches Neue über den Bau des Darmcanals beygebracht; täuschhaft aber ist noch immer die Todderbete Art, wie das Bauchfell mag gebildet werden; und wer uns sagt, was die Netze sind, der wird uns unendlich verbinden. Warum ist das Bauchfell überhaupt ganz leer, und warum liegen alle Eingeweide außer ihm? Dieses kann nur aus dem embryonischen Zustande erklärt werden: Dafs die Nerven Theil an der Verdauung nehmen, ist gezeigt, auch die Merkwürdigkeit dieses Gefäßsystems herausgehoben; es fehlt jedoch beides daran, dafs ihnen keine höhere Bedeutung gegeben ist, welche Bemerkungen, wenn wir sie in dieser Sphäre machen, durchaus nicht den Vf., sondern nur den Gegenstand angehen, der überhaupt noch so arm an genialer Bearbeitung ist. Der Vf. hat genug gethan, dafs er die gewöhnliche Ansicht des Verdauens weiter gebracht hat, dafs das Verdauen im Magen ein blosses Indifferenziren, kein Schreien und kein Alcalesciren sey, daher auch jeder Pol verdaut und geteilt werde, und dafs darauf eine Scheidung erfolge, ein Bissiges und Gesäuertes, welches als Excrement fortgeschafft wird, dafs es keine Fermentation u. s. w. sey. Es ist ferner die Dauer der Verdauung, die Wiederkunst, kurz alles berücksichtigt, was oben in eine vollständige Physiologie gehört, wenn es auch nicht immer als ein notwendiges Glied aufgetreten ist. Die Chylification ist durch die Galle vermittelt, und zwar indem sie den Chymus desoxydirt, welches klar dargestellt ist. Bey dieser Gelegenheit ist auch von den Därmen, aber nicht befriedigend, geredet, mehr von der Leber, insofern sie auf das Blut einwirkt, als auf die Verdauung, ihre Function angibt; was aber von der Milz, als einem Monde der Leber gesagt wird, ist ein Nachahmen der Sagen unserer Zeit, weil man nichts Besseres hören will, da doch offenbar die Milz bloss um des Magens willen da ist; und wenn dies ist, was kann sie ihm denn anders leisten, als etwas, was seiner Function, als saftigen Magen saft, entspricht? Zum Beschlusse dieses Processes haben wir noch eine kurze Übersicht der Verhältnisse der einzelnen Darmstücke zu einander gerne gesehen; besonders hätten zu jener Zeit, als dieses Buch geschrieben wurden, die Entdeckungen über die Bedeutung des Dünndarm- und Dickdarm-Systems, wodurch vorzüglich dieses charakterisirt wird, und woraus auch einzig begreiflich wird, warum dieses ein ausleerender Darm ist, warum er einen blinden Fortsatz hat, in den der Dünndarm nur seitwärts eingeböhrt ist, dem Vf. bekannt und von ihm benutzt seyn können, da er nun gezwungen ist, eine andere Ansicht der Därme im zweyten Theile nachzutragen.

Zur zweyten Gattung des reproductiven Systems bringt der Vf. die Sanguification, welche er mit der Hinführung durch das Lymphsystem ansetzt. Über dieses System lehrt er vieles Interessante, von dessen Action, von dessen Beziehungen auf die Venen, von der fortgehenden Verdauung in ihm, besonders in

den Drüsen, von der bewirkten Ähnlichkeit d. Chylus mit dem Blute während dieses Durchganges, und endlich von der wirklichen Blutbildung wovon wir schon geredet haben. Wir geben nur noch eine Frage zur Prüfung, nämlich wie kommt es, dafs der vermehrte Oxydationsproceß im Organismus die Gallerte in Eyweifs verwandelt, da doch bekanntlich Säuren das Eyweifs in Gallerte, und Alkalien diese in Eyweifs umsetzen? Ueberhaupt sollten wir hierin dem Dumas mehr folgen als uns. Die dritte Gattung ist die Ernährung, und eine Folge der Sanguification eben so interessant als mit Consequenz behandelt. Dynamisch ernährt sich die drey Grundbildungen des Organismus aus den drey Grundbestandtheilen des Blutes, aus der Gallerte dem Faserstoffe und dem Eyweifs, wozu vorzüglich Dumas vieles vorgearbeitet hat; aber das Eisen, und die Halberde finden wir vernachlässigt. Auch ist der Ernährungsproceß nicht in Zusammenhang gebracht mit anderen Processen, welche in das Gefäßsystem eingreifen, da er doch offenbar nur Factor, vielleicht gar Pol, also nur integrierender Theil eines grofsen Processes ist, der an mehrere getrennt ist. Die Nothwendigkeit der Ernährung als Proceß leuchtet nicht ein. Denn dafs der Verlust Ursache der Ernährung sei, fällt doch wohl jetzt keinem Physiologen mehr ein zu behaupten. Auch ist Walthier davon fern; vielmehr erklärt er die Ernährung als fortgesetztes Auf diese ins Unendliche gebe, was wahrnehmung doch nicht als ein notwendiges Ganzes der ganzen Maschine begreiflich macht. Alles her von der leidigen Eintheilung in die drey Functionen, nach der die in der zweyten Abtheilung, bey der abgehandelt werden muß, die, wie wir schon gesehen, wirklich zu dem Vorgehört, und durch ihre Anwesenheit in der Ernährung, unmittelbar den Ernährungsproceß vorbereiten, an die rechte Stelle setzen. Auch war Walthier zu der Inconsequenz gezwungen, das Blut abzuhandeln, vor der Respiration, aber nach der Verdauung, was neue Schwierigkeiten verursacht. So ist diese Eintheilung theoretisch unrichtig, technisch beschränkend und praktisch unmöglich. Der Ernährung schließt der Vf. an das Wachsthum und die Reperation der Theile, wobei interessante Stellen vorkommen; aber dafs Eidechsen die Schwänze reproduciren, sammt den Wirbeln, nach ihm, ist ungegründet. Die vierte Gattung ist die Absonderung, ein weites Feld, und wohl das schwierigste in Reproductionssystem; er ist aber durch Walthier wirklich etwas vorgerückt, besonders dadurch, dafs er diese Function mehr dem Mechanischen entzogen, und dem specifischen Leben der Absonderungsorgane hin gegeben hat, was er jedoch von Bichat erfahren. Es ist alles berücksichtigt, was hieher gehört, Entwicklung der Drüsen, Eintheilung der Säfte, welche aber besser seyn könnte, Stufenfolge dieser Organe ihre Action auf das Blut, welche immer producirend

nicht redubirend sey, und die Bedeutung der Secretion, als der höchste Reichtum der Produktionskraft, so daß das Product nicht mehr in das Organ aufgenommen werden könne, und somit die Secretion mit der Ernährung in ihrem Grunde identisch, jene nur das Excessive dieser sey. Dieses ist nun allerdings etwas; aber wieviel fehlt zur genetischen Klarheit, wie wenig ist das Verhältniß der eigentlichen Ernährung zur Secretion physiologisch angegeben, wie sehr ist es nur nach der äusseren Erscheinung unterschieden! Die Secretion ist durchaus keine quantitative Excession der Ernährung, sondern nur eine Art der Ernährung, deren es drey giebt, nach Verschiedenheit der Bedeutungen der Zellformation, deren eine die Ausführungsgänge sind. Alles Ernähren ist ein Scheiden des Blutes in Nahrungs-, Ansatz-Stoff, und in Secretionsstoff, so wie der Chymus in Chylus und Koth zerfällt. Das Unglück ist nur, daß man, um eine solche Behauptung nicht als Machtspruch stehen zu lassen, sogleich in die ganze Verkettung des physiologischen Systems einzugehen gezwungen ist. Der Lebensprocess ist nämlich nicht ein bloß organisirender, bildender ins Unendliche — dieses sind die unorganischen Prozesse — sondern er ist wesentlich nur ein Schweben zwischen dem Organisiren und seiner Regression, oder dem Fäulungsprocess, der lebendig als Secretion und im Höchsten als Samenbildung und Schwangerschaft dargestellt ist. Daher das Thier nur durch den Zeugungsact natürlich stirbt, lebendig fault, lebendig zum insuforischen Leben zurückkehrt. — Obgleich wir an Vollständigkeit wenig in diesem Capitel vermissen: so hätte doch die Ordnung genauer und der Vortrag systematischer seyn können. Es folgen nun sehr ausführlich und mit manchen neuen Wendungen die Capitel von der Absonderung des Fettes, des Schleimes, des fettsamen Hauches der Hautausdünstung und der Harnabsonderung. Dieses letzte Capitel ist besonders vortreflich gerathen, und verspricht der Medicin die größten Vortheile, da besonders der Harn doch der eigentliche Spiegel des Organismus ist, und durch den letzten Hauch anläuft. Wir haben nichts hinzuzusetzen und nichts zu bemerken zu den Verhältnissen des Harns zu anderen Säften, der Bestandtheile des Harns zu einander, den verschiedenen Abtheilungen des Harns, den unauflösbaren Einwirkungen gewisser Nahrungsmittel u. s. w. auf ihn, dem Consensus des Harnsystems mit den anderen Systemen, und seiner einzelnen Theile mit sich selber — nur die Bedeutung des Harnsystems und mithin auch dieses Saftes zum ganzen Organismus ist nicht richtig angegeben, was aber alles nicht sowohl in dieser Darstellung, als in der verkehrten Grundansicht des Organismus liegt. Bloß zu sagen, daß es das Wasserbildungssystem sey, ist nicht genug, u. heist seine Bedeutung nicht angeben; wir könnten vielmehr Recht sagen, daß es das Blutbildungssystem (auf einer gewissen Stufe) sey; denn im Harn alle Bestandtheile des Blutes, nicht eben durch die letzten chemischen Zerlegungen, sondern durch die allerersten, ja durch die bloßen Selbst-

trennungen des Harns nachzuweisen, wäre eben nicht das schwerste, was wir für diese Behauptung anführen könnten. Welche Wichtigkeit erhält auf diese Art nicht der Harn in den Krisen, wenn er das leibhaftige, nur entfärbte Blut selbst ist! Mit dieser Bedeutung des Harns hängt die der Nieren zusammen. Denn was das Flüssige bedeutet, das bedeutet auch sein Organ, und so wird man am Ende anerkennen müssen, daß die Nieren in ihrer wesentlichsten Bedeutung die Lungen des Geschlechtsthiers sind, so wie dessen Verdauungssystem der Dickdarm ist. Eine Übersicht des Vorhergehenden beschließt diesen vortreflichen besonderen Theil. Unsere Meinung über das Ganze ist, daß jede einzelne Theorie in sich klar, ziemlich geordnet, hinlänglich vollständig, und sehr oft mit eigenen, neuen, tiefbegründeten Ansichten ausgearbeitet ist, daß es den Theorien aber an philosophischer Verkettung fehlt, und nur selten die eigentliche philosophisch-physiologische Bedeutung erfasst ist. Beides hoffen wir mit Zuversicht im zweyten Theile weiter gebracht zu sehen; was leichter möglich ist, da über die abzuhandelnden Theorien der Vf. viel mehr vorgearbeitet findet, als für die in diesem Theile. Und in dieser Voraussetzung können sich die Deutschen dieses Lehrbuchs freuen, und werden wohl thun, wenn sie es zum Leitfaden ihres Unterrichts wählen. Was sonst die Einrichtung betrifft, so möchten wir wünschen, daß in einem solchen Buche die Capitel oben auf der Columne eines jeden Blattes angegeben wären. Lächerlich ist es aber vollends, wenn statt der Capitel der allgemeine Titel oben an steht, wie *Principes de Physiologie* auf jeder Seite bey *Dumas*. Druck, Correctur und Papier sind sehr gut. Eine, zudem unrichtige, Redensart, wie „von daher“ wird durch das öftere Wiederholen unangenehm.

Sollen wir diese vier Schriften in Hinsicht auf Vollständigkeit zusammenhalten: so steht *Dumas* oben an, *Walther* folgt, dann *Kefler*, *Görres* schließt; in der Anordnung ist *Kefler* der beste, dann *Dumas*, worauf *Walther* und in einem weiten Abstände *Görres*; in der Brauchbarkeit behauptet *Walther* den ersten Rang, dann folgt *Dumas*, auf ihn *Kefler*, endlich *Görres*, und zwar so, daß die beiden ersten jedem Arzte, die beiden letzten aber jedem Physiologen unentbehrlich sind; in der Genialität ragt aber *Görres* weit empor, *Kefler* folgt, dann *Dumas*, und in *Walther* sind sie gewissermaßen combinirt, nur fehlt eine energische Konsequenz und wahrhaft philosophische Ganzheit der vielen geistvollen Ansichten. Dieses ist der unparteyische Maaßstab; nach dem diese Schriften, welche den gegenwärtigen Zustand der Physiologie bezeichnen, betrachtet werden müssen. Denn die Italiäner und Engländer haben im Grunde, *Caldesi* und *Darwin* nicht ausgenommen, nur Bruchstücke von Physiologien, und so glauben wir unserer Rezensentenpflicht, sowohl in Hinsicht auf die Schriftsteller als auf das Publicum, mit Unparteylichkeit Genüge geleistet zu haben.

Om.

KOPERNIKUS u. LUTHER, b. Schubert: *Thomas*  
*Bunzen, Dr. Med., Beiträge zu einer künftigen*  
*Physiologie.* 1 Th. 1805. 8. (14 Gr.)

Dieser erste Beytrag ist den Untersuchungen über  
 thierische Wärme gewidmet, deren wir in der That sehr  
 wenige von Bedeutung haben. Die Wahl traf also kei-  
 nen abgedroschenen Gegenstand, und die Ausführung  
 zeigt, daß der Vf. ein ruhiger, bescheidener For-  
 scher ist. Die Einleitung legt mit Klarheit an Tag, was  
 man bisher von der Wärme gehalten, und wie man be-  
 sonders in den neueren Zeiten durch die misslunge-  
 nen Versuche mit bloß mechanischen oder chemischen  
 Theorien zuletzt dahin gedrängt worden, die Wärme

Grundkräfte zu erforschen,  
 kenne giebt, daß alle ihre Er-  
 was man Indifferenzialproceß  
 gste zusammenhängen. Nach  
 enen man besonders über die  
 blich ins Reine gekommen,  
 it. Also zuerst: *Theorie von dem*  
*Wärme aus mechanischen Geset-*  
 1. Physiker sich von der Erzeu-  
 trine dachten, und wie diese  
 Anfängen auf unberichtigte  
 durch das, der Reibung kei-  
 nisms zwischen Festem und  
 lerlege, ist hier einleuchtend  
 der zweyten Abtheilung: *Ch-*  
 ist durch seine einfachen und

entscheidenden Erfahrungen (denn sie waren jedesmal  
 bis zum Ende natürlich fortgeführt) dem großen Me-  
 chanismus den Todesstoß gegeben, und den Weg ge-  
 bahnt zu geistreicheren Betrachtungen der Natur.  
 Die Veränderungen des thierischen Blutes in Farbe,  
 Temperatur, Consistenz u. s. w. durch die Berührung  
 mit den Gasarten mußten nothwendig auf einen tiefer  
 als die Reibung liegenden Quell der Wärme hinleiten.  
 Zuerst wurde hieraus die *Crawford'sche* Theorie gebo-  
 ren, deren Sinn Hr. B. falschlich darstellt, aber auch ihre  
 Zusammengesetztheit und Verwickelungen, im Ver-  
 gleich mit der viel einfacheren Vorstellung *Lavoisiers*  
 von Respiration und Wärme-Erzeugung. Jedoch auch  
 diese wird, so wie die *Girtanner'sche*, im Vergleich mit  
 der Sache selbst, wieder als höchst unzulänglich erfun-  
 den, und bey dieser Gelegenheit einiger eigener Ver-  
 suche mit dem Einathmen von Gasarten erwähnt, wel-  
 che beweisen, wie ganz anders die Verhältnisse der Gas-  
 arten zum Einathmen noch erscheinen müßten, wenn  
 man mit Ordnung das Einzelne zu unterscheiden und  
 zu behandeln verstünde, zugleich auch, wie falsch  
 und gefährlich es ist, von einzelnen Thiergeschlech-  
 tern, z. B. unter der Erde lebenden Maulwürfen oder  
 Mäusen auf alle, und insbesondere auf die des reinen  
 Äthers gewohnten Vögel zu schließen. Von den sich-  
 baren Widersprüchen selbst in den besten Respiration-  
 versuchen, und von dem weit natürlicheren Forschen  
 nach inneren, der Organisation eingebornen Quellen

der Wärme, geht nun der Vf. Betrachtung der Lungen-  
 function aus, welche er fürs erste mechanisch den Kreis-  
 lauf befördernd und beschleunigend, chemisch die ei-  
 genenthümliche Oxydation von allen Hindernissen be-  
 freyend und ableitend die überflüssige Wärme seyn  
 läßt: womit nun Hr. B. zwar die meisten unter dem  
 jetzigen Physikern nicht eben zu Freunden hat, aber  
 die Alten und die Natur zu hohen Gönnern gewinnen  
 dürfte. Nachdem die Unhaltbarkeit der Ansichten  
 gezeigt worden, welche die Wärme von der Verdau-  
 ung oder Ernährung, oder dem Blutumlauf, und zu-  
 letzt auch der Einsaugung des Fettes ableiten, schließt  
 der Vf. diese Abtheilung mit der Bemerkung, wie  
 schwer auf chemischem Weg eine Quelle der Wärme-  
 Erzeugung zu finden sey, und eröffnet die dritte Ab-  
 theilung: *Dynamische Theorie*, mit der Thatfache, wie  
 jedesmal die Abnahme und der Abgang der Wärme  
 größer angenommen werden müsse, als der Zuluß  
 aus dem von den Mechanikern und Chemikern ange-  
 wiesenen Quell seyn könne. Bis hieher haben wir des  
 Vfs. Klarheit rühmen können; von hier an aber scheint  
 er noch nicht ganz klar mit sich selbst, also auch nicht  
 in der Darstellung zu seyn. Das polarische Verhältniß  
 der Grundkräfte, welches (wenn gleich nichts ande-  
 res denn eine Prachtausgabe des Mechanismus) schon  
 so viel hat erklären sollen, wird auch hier als Quelle  
 der Wärme-Erzeugung hingestellt, und durch Beyspie-  
 le, wie der Gegensatz zwischen Magen und Lungen,  
 Nerv und Muskel u. s. w. erläutert. Es ist sehr ver-  
 dienstlich, auch in der Erfahrung das unvermeidli-  
 che Hingedrungen werden zum Indifferenzialproceß,  
 als dem eigentlichen Quell der Wärme, nachzuwei-  
 sen. Dies hat der Vf. allerdings erreicht: auch setzt  
 er ins Licht, wie bey der Vereinigung der positiven  
 und negativen Elektricität an der Maschine, wie in  
 der Volta'schen Kette, sich Wärme zeige (was denn  
 in dieser dritten Abtheilung am besten gerathen ist);  
 aber das Spiel von den Gegensätzen und ihrer Auf-  
 hebung kann uns in der That nicht erwärmen, was  
 doch wirklich eine recht gelungene Ansicht der Sa-  
 che thun müßte. Anstrengen, Erhitzen und hinwie-  
 derum Erkalten und Erschlaffen; ist hieraus zur Noth  
 vorstellbar: die reine Wärme aber, gleichsam das tief  
 verschlossene Gemüth der Natur, will näher er-  
 forscht und würdiger begriffen seyn. Der Vf. müßte  
 also auch über die dynamische Theorie hinaus  
 einen Schritt weiter thun, oder vielmehr alle Schrit-  
 te vermeidend, ruhig und heiter in das innere Wes-  
 sen dessen, was Indifferenzialproceß heißen kann,  
 hineinschauen, um hierüber ins Reine zu kommen.  
 — Angehängt ist ein Aufsatz über die Polarität im  
 thierischen Körper, worin dieselbe bey Pflanzen und  
 Thieren recht anschaulich dargelegt wird, jedoch  
 ohne die mindeste Erhöhung der Gründe, welche  
 den Gegensatz als das *primum movens* im lebendigen  
 Leib erweisen sollten. Es gilt demnach dasselbe,  
 was wir schon oben erinnert haben. K. J. W.

#### NEUER ABDRUCK.

Lipsig, b. Gleditsch: *Beiträge zur Cigarren-Kunde.*  
 Von Phil. Ad. Nornich, der Rechte Licentiat in Hamburg. Aus

dem Journal für Fabriken, Manufacturen, Handlung, Kunst  
 und Mode besonders abgedruckt. 1808. 21 S. 8. (4 Gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 A U G U S T , 1 8 0 8 .

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*. Ein Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde von Friedrich Schlegel. Nebst metrischen Übersetzungen indischer Gedichte. 1808. XVI und 324 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Zu einer Zeit, da eines Theils die gelehrten Alterthumsforscher ihre Blicke nach Indien wenden, um von dorthier neue Aufschlüsse über die dunkle Geschichte der Urwelt zu erhalten, anderen Theils die Freunde philosophischer und poetischer Literatur aus eben diesem Sitze frühzeitiger Bildung die anziehendsten Ergießungen des altorientalischen Geistes erwarten, muß diese Frucht eines angestregten Fleißes und tiefblickenden Scharffsinnes, der auch in den verschiedensten Gebilden und Darstellungen entfernter und seit undenklichen Zeiten verschiedener Völker das Gleichartige und Verwandte wieder aufzufinden weiß, für jeden, welcher nicht an bloßer Buchstabengelehrsamkeit klebt, eine angenehme Erscheinung seyn. Von dem Inhalte dieses reichhaltigen Werkes, das ungeachtet der Einheit seines Zweckes, die Wichtigkeit des indischen Studiums anschaulicher zu machen, gleichwohl durch die allesumfassende Darstellung des gelehrten Vfs. in verschiedenartige Theile zerfällt, wird freylich nicht jeden alles auf gleiche Weise anziehen: der eine Theil der Leser, zu welchem auch Rec. sich bekennt, wird lieber bey den nüchternen Forschungen über die Sprache verweilen, während ein anderer Theil sich mehr zu den begeisterungsvollen philosophisch-religiösen Ideen über indische Weisheit oder zu den anmuthigen Gebilden indischer Phantasie hingezogen fühlt. Aber immer wird man diese Ausbeute eines vierjährigen Studiums der Sanskrit-Sprache und des indischen Alterthums von dem achtungswürdigen Vf., welcher uns diese Schätze nicht ohne vielfältige Aufopferung seiner Thätigkeit erwarb, mit erkenntlichem Dank annehmen.

Nachdem sich der Vf. durch die Freundschaft des Hn. Alex. Hamilton die erste Kenntniß der Sanskrit-Sprache verschafft, und durch die Güte des Hn. Langlès zu Paris die nöthigen Hülfsmittel zum ferneren Studium der indischen Literatur erlangt hatte: war es eigentlich sein Wunsch, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche außer den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßi-

ger indischer Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Alles war dazu vorbereitet, als leider! der Mangel an der erforderlichen Unterstützung zur Verfertigung indischer Typen den Vf. nöthigte, auf halbem Wege stehen zu bleiben, und sich auf gegenwärtigen Versuch zu beschränken, der mit vollem Rechte ein sehr schätzwerther Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde genannt zu werden verdient. Ob wir gleich nicht mit dem Vf. zu behaupten wagen, daß das indische Studium von eben so großer und allgemeiner Wirkung seyn würde, wie es die wiedererweckte Kenntniß des griechischen Alterthums im 15 u. 16 Jahrh. war, wenn es mit eben der Kraft ergriffen und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde: so zweifeln wir doch keinesweges an der Fruchtbarkeit des indischen Studiums für Sprachforschung, Philosophie und alte Geschichte, und an der Verdienstlichkeit des Unternehmens, die Liebe für dieses Studium auch in Deutschland mehr anzufachen. Auch vorliegender Versuch liefert einen trefflichen Beweis, welche reichen Schätze in der indischen Literatur verborgen liegen, und wie sehr die Ansicht des ganzen Alterthums durch sorgfältige und fleißige Benutzung der Reste altindischer Sprache, Weisheit und Dichtung an Gründlichkeit und Umfang gewinne. Aus dem Schlusse der Vorrede ersehen wir, daß auch schon der ältere Bruder des Vfs., Karl August, das Studium des indischen Landes und Geistes begonnen hatte, aber im J. 1789 zu Madraß darüber hinstarb. Unter den übrigen Deutschen, welche sich früher mit dem Studium der altindischen Sprache beschäftigt haben, wird besonders der im J. 1699 nach Indien abgegangene Jesuit Hanxleden angeführt, der über 30 Jahre in der malabarischen Mission arbeitete. Allein dieser war ein Ungar; dagegen war der durch mehrere gelehrte Schriften über das indische Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomaeo, welcher sich mehrmals auf Hanxleden's Arbeiten und handschriftlichen Nachlaß zu Rom beruft, ein Deutscher, aus Hoff an der Leitha, dem Grenzflusse zwischen Ungarn und Österreich, nahe bey Mannersdorf gebürtig, und mit seinem wahren Namen Joh. Phil. Wesdin genannt. Welches Licht nun der eben so scharfsinnige als gelehrte Vf. über viele Theile der Alterthumskunde verbreite, die zum Theil bisher noch ganz im Dunkeln lagen, davon kann eine genauere Angabe und Würdigung des Inhalts seines Werkes zeugen.

Das Werk besteht, wie man schon aus dessen Titel und vorläufigen Ankündigungen weiß, aus



einer gelehrten Abhandlung von drey Büchern für Sprachforscher, Philosophen und Alterthumsforscher, und einer metrisch - treuen Übersetzung indischer Gedichte mit Erläuterungen für Freunde der Poesie. Den Bruchstücken indischer Dichtkunst stehen noch einige Bemerkungen über die Handschriften voran, nach denen die Übersetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaß und die Auswahl der gelieferten Proben, aus welchen wir gleich zu Anfange das wenige ausheben wollen, das wegen der Schreibart und Aussprache der in diesem Werke vorkommenden Wörter zu wissen nothwendig ist. Die sämmtlichen Bruchstücke sind bis auf seltene Ausnahmen, wo es der höhere lyrische Schwung zu fordern schien, in demjenigen Sylbenmaße abgefaßt, worin die meisten alten Werke der Indier gedichtet worden, und wovon das *Morgenblatt für gebildete Stände* schon einzelne Übersetzungsproben des Vfs. geliefert hat. Es sind *Schlöken* oder indische Distichen aus zwey sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt, und bey allen anderen Freyheiten der Verwechslung gleichsylbiger Füße doch einen jambischen Ausgang hat. *A* und *e* gelten in den indischen Wörtern für lang, *o*, *u* und *i* hingegen für kurz, aufser wo der Übersetzer die Länge ausdrücklich bezeichnet hat; die Sylben aber, deren Vokal kurz ist, können, wie in den Sprachen der Griechen und Römer, durch Position lang werden. Den kurzen Vokal, der, ausgenommen am Anfange des Wortes, nicht geschrieben wird, im grammatischen Systeme als ein kurzes *a* gilt, in der neueren Aussprache aber *o* lautet, hat der Vf. aus sehr untriftigen Gründen immer *o* geschrieben, wofür er besser das schwedische *ö* gewählt haben würde. Die ausgewählten Stücke sind 1) der Anfang des epischen Gedichtes *Ramayon*, der hier zum ersten Male übersetzt erscheint: dann folgen kleinere Bruchstücke 2) aus dem ersten Buche der Gesetze des *Manu* über indische Kosmogonie als Belege zu den Bemerkungen über indische Philosophie im zweyten Buche der Abhandlung; 3) aus dem *Bhagovotgita* oder dem Liede vom *Bhagovan*, welchen Beynamen *Krishno* führt, und 4) aus der Geschichte der *Sokantola* als Beyspiele der älteren indischen Poesie. Die zuletzt genannten Gedichte sind Epikoden aus dem *Mohabharot*, dem zweyten grossen Heldengedichte der Indier, unter denen das philosophische Gespräch *Bhagovotgita* einen beynahe vollständigen kurzen Inbegriff des indischen Glaubens enthält.

Über die Richtigkeit der Übersetzung können wir nicht urtheilen; wie viel Mühe sich aber der Vf. gab, sie dem Originale mit möglichster Treue nachzubilden, erhellt aus der Steifigkeit im Ausdrucke, der meistens noch tief unter der gemeinen Prosa steht, und aus der Undeutlichkeit in der Wortstellung, wodurch sich der Leser in die Zeiten der alten Mönche zurückversetzt glaubt. Wir halten aus diesem Grunde die Abhandlung für den schätzbarsten Theil des Werkes, und besonders das erste Buch von der Sprache, da die Philosophie des zweyten,

und die historischen Ideen des dritten Buches nicht frey von mystischen Ansichten und unstatthaften Hypothesen sind.

Die Übersicht des Ganzen mag unser Urtheil rechtfertigen. Die Sätze, von welchen der Vf. ausgeht, sind folgende: I. Das *Sanskrit* oder, wie der Vf. schreibt, *Sonkrito* hat die grösste Verwandtschaft mit der römischen und griechischen, so wie mit der germanischen und persischen Sprache, deren Übereinstimmung nicht zufällig und aus Einmischung erklärbar, sondern wesentlich ist, und auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. Die Ähnlichkeit liegt nämlich nicht bloß in einer grossen Anzahl von Wurzeln, von deren Verwandtschaft das zweyte Capitel handelt, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Structur und Grammatik. — Gegen die verglichenen Wörter (Worte schreibt überall der Vf.), welche sich leicht noch vermehren liessen, wenn man minder scrupulös und vorsichtig als der Vf. wäre, haben wir nur wenig zu erinnern; tadeln es aber, daß der Vf. dabey die lateinische Sprache nicht als eine Abkömmling von der griechischen, sondern als eigene Haupt- oder Ur-Sprache behandelt. Auf völlig unglückliche Abwege geräth der Vf., wenn er sich bemüht, die indische Sprache als die ältere darzustellen, und die anderen als jünger aus ihr abzuleiten; wenn er daher die an sich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen auf ein indisches Wort wie auf ihre gemeinschaftliche Wurzel zurückzuführen, oder auch einige einfachscheitende Wörter der neueren Sprachen als Zusammensetzung aus indischen Wurzeln zu erklären, oder sogar den Namen *Roma's*, wie mehrere griechische und römische Götternamen, aus dem Indischen zu erläutern sucht. Beyfallswürdiger ist sein Bemühen im dritten Capitel, die Übereinstimmung der als verwandt aufgestellten Sprachen selbst in der grammatischen Structur zu zeigen. Schon Paulinus verglich in seiner Abhandlung von der Verwandtschaft der lateinischen Sprache mit dem *Sanskrit* unter anderen die Bezeichnungen der nächsten Blutsverwandtschaft, die Zahlwörter, Pronomina, und mehrere grammatische Flexionen; aber nirgends findet man die Beweise eines gemeinschaftlichen Ursprungs so gründlich und so erschöpfend durchgeführt, als hier. Die Declination bietet, wie es sich sehr leicht aus der allgemeinen Entstehung der Sprachen erklärt, am wenigsten dar, oder eigentlich nichts; ungleich mehr die Conjugation. Das Wesentliche ist die Gleichheit des Principis, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion, d. h. durch innere Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erstreckt sich zur mehreren Bestätigung die Ähnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungssylben oder Buchstaben, welche angehängt, eingeschoben oder vorgesetzt werden. Unseren ganzen Beyfall erhält des Vfs. Eifer gegen die Vorstellung, als wären ursprünglich die Biegungssylben dieser Sprachen aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hülfswörtern entstanden

die Structur derselben ist durchaus organisch gebildet, durch innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzelläutes in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt. Aus dieser Bemerkung fließt die Annahme von zwey Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau, wovon das vierte Capitel handelt, und so auch der Schrift.

II. Entweder werden in den Sprachen die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzelläutes angezeigt, durch Flexion; oder jedesmal durch ein eigenes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnißbegriffe bedeutet. Diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen die beiden Hauptgattungen aller Sprachen, — die mehr- und einsilbigen; — alle übrigen Fälle sind bey näherer Ansicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen. — Ein merkwürdiges Beyspiel einer Sprache ganz ohne Flexion bietet das Chinesische dar; in gleicher Rücksicht könnte auch noch die malayische Grammatik angeführt werden; wichtig für die Charakteristik dieser ganzen Gattung sind die eben so schweren als sonderbaren amerik. Sprachen. Dem berühmten Hn. Alexander von Humboldt verdankt der Vf. die Mittheilung mehrerer amerik. Wörterbücher und Sprachlehren, woraus er manche Bemerkungen schöpft, die wir zur Ersparrung des Raums nur ungern übergehen. Bey aller Verschiedenheit in Wurzeln und Bildung geschieht in diesen Sprachen die Abänderung der Wurzelwörter nur durch Anfügung von ausen, nicht durch Flexion, und nur ein Schein von Flexion kann entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptworte zusammenschmelzen, wie es in der arabischen und in allen ihr verwandten Sprachen der Fall ist. Nach diesen Bemerkungen setzt der Vf. folgenden Stufengang solcher Sprachen fest. Auf der untersten Stufe steht das Chinesische, worin die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende, von der Wurzel ganz unabhängige, einsylbige Wörter sind. In der baskischen und koptischen, so wie in den amerikanischen Sprachen, wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Praefixa gebildet; die zum Theil noch für sich eine Bedeutung haben, wenn gleich die angefügten Partikeln schon anfangen, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren. Noch mehr ist dieß der Fall im Arabischen und in allen verwandten Mundarten, in welchen sich hie und da schon eine einzelne Übereinstimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtischen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden, während im größeren Theile die neuere Weise (daß er erklärt sie der Vf. im vorhergehenden Capitel), durch Hülfswerba zu conjugiren, und durch Präpositionen zu decliniren, die herrschende ist. — Hierauf stellt der Vf. noch einige beherzigungswerthe Betrachtungen über die ganz verschiedene Fortbildung der beiden Sprachgattungen, und über die ganz natürlich zu erklärende große Menge der amerikanischen Sprachen an, wodurch diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen,

auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückführen zu können, überführt werden müssen, wie unmöglich dieses sey. Wir müssen uns — dieß ist des Vfs. lehrreiches Resultat — damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach, in eine oder mehr gemeinschaftliche Quellen zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der anderen Sprachen läßt sich nicht auf Einheit zurückführen, welches zu bestätigen, außer der unzähligen Menge amerik. Sprachen, auch Asien und Europa Beyspiele genug an die Hand geben, die wir hier übergehen müssen.

III. Im fünften Capitel, das vom Ursprunge der Sprachen handelt, befreitet der Vf. einige ganz willkürliche und irrige Voraussetzungen, wie die, daß Sprache und Geistesentwicklung überall auf gleiche Weise angefangen habe. — Schon im vorigen Capitel wurde unter anderen bemerkt, daß der Gang der bloß grammatischen Kunst und Ausbildung in den beiden Hauptgattungen aller Sprachen gerade umgekehrt sey. Die Sprache durch Affixa sey im Anfange ganz kunstlos, werde aber immer künstlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptworte zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen gehe die Schönheit und Kunst der Structur, durch den Hang sich's zu erleichtern, allmählich mehr und mehr verloren. Hier wird nun gezeigt, wie thöricht es sey, die Entstehung aller Sprachen auf einerley Art zu erklären. Die Ursprache des Indischen und der gemeinschaftliche Quell aller mit der indischen verwandten Sprachen sey nicht, wie die Mantchusprache, aus einem bloß physischen Geschrey und allerley schallnachahmenden Sprachversuchen entstanden, sondern sey das Werk und Erzeugniß der klarsten und innigsten Besonnenheit, ohne daß es darum der Voraussetzung einer fremden Beyhülfe bedürfe. Es sey aber auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Phantasie (Fantasie schreibt der Vf.) allein herrsche; bey vielen Sprachen sey es wirklich so, aber nicht bey allen, besonders nicht bey der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tieffinn und ruhige Klarheit auszeichne, als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie dieser auch fähig sey. Es thut uns leid, daß der Vf., welcher sonst überall so vielen Scharffinn und so viele Besonnenheit zeigt, sich gleichwohl nicht vor Übereilungen und unstatthaften Behauptungen bewahrt. So ist der Satz, daß die indische Sprache älter sey als die griechische und römische, geschweige denn die deutsche und persische, ein ganz übereilter Schluss aus dem Angeführten: offenbar täuschte ihn der Umstand, daß er bey den indischen Sprachen immer nur die älteste Stammutter, das Sanskrit, bey den übrigen aber die ausgebildeten Dialekte der späteren Zeit ins Auge faßte.

IV. Im sechsten Capitel kommt endlich der Vf. auch auf die Verschiedenheit der verwandten und einige merkwürdige Mittelsprachen, woraus einige für die Geschichte wichtige Resultate hervorgehen, wenn

man nur jene Verschiedenheit nicht nach dem ersten äußeren Eindrucke beurtheilt, sondern nach derjenigen Ähnlichkeit, die sich darbietet, sobald man den Blick, durch die äußere Hülle hindurchdringend, nur auf das Innere und Wesentliche richtet, nach welchem z. B. das Griechische und Römische fast nur als sehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verschiedene Sprachen, erscheinen. — Es haben, fährt der Vf. fort, alle die verwandten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedene Einmischung des Fremdartigen erfahren, nicht bloß eine solche, wo die eingedrungenen Worte, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, sich gleich als Fremdlinge verrathen: sondern auch eine solche, die, weil sie in eine Zeit traf, da die Sprache noch jugendlich, bildsamer, aneignender und productiver war, dem ersten Blicke nicht so sichtbar ist, als der Analyse. Diese Einmischungen sind für die Geschichte von Wichtigkeit, so wie die Geschichte wieder zum Leitfaden dienen kann, sie an dem rechten Orte zu suchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. So zeigt die nahe Verwandtschaft des Deutschen mit dem Persischen deutlich, wo sich dieser Zweig von dem Stamme absonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit der türkischen gemein hat, kann selbst den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der sich, wie noch durch manche andere Gründe fast zur historischen Gewissheit wird, längs dem Gihon und an der Nordseite des kaspischen Meeres und des Kaukasus immer weiter nach Nordwesten zog. Die vorzüglichste Mittelsprache, die durch ihre gemischte Beschaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwischenraum zwischen der indischen und persischen Sprache auf der einen, der germanischen, griechischen und römischen auf der anderen Seite ausfüllt, ist die armenische, vielleicht auch die georgianische und slavische. Mit dieser und nächst dem mit der celtischen ist, wie es gleich zu Anfange des ersten Buches heist, die Verwandtschaft des Indischen nur gering, wenn gleich nicht ganz zu übersehen, da sie sich in solchen Bestandtheilen der Sprache zeigt, welche nicht unter die Zufälligkeiten gerechnet werden können. Die phöniciſche u. a. mit dieser verwandte Sprachen verrathen nur wenig Spuren der Ähnlichkeit: und wenn sich in der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten, so wie in der koptischen, noch indische Wurzeln finden, so beweist das keine ursprüngliche Verwandtschaft, weil die Grammatik jener Sprachen, so wie auch die baskische, grundverschieden von der indischen ist. Die große bis jetzt noch nicht völlig bestimmbare Menge der übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen hat mit der indischen Sprachfamilie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft, und ist unter sich selbst so abweichend, daß sich keine Möglichkeit zeigt, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückzuführen.

Die großen Folgen der Sprachvergleichung für die älteste Geschichte vom Ursprunge der Völker und ihren frühesten Wanderungen sind vom Vf. zum Gegenstande der folgenden Untersuchungen bestimmt; im ersten Buch begnügt er sich, jene Sätze als einfache,

aber vielumfassende Resultate gewissenhafter Forschung zu begründen und anschaulich zu machen. Den Inhalt dieses ersten Buches haben wir nicht bloß darum so weitläufig ausgezogen, um auf die tiefen Blicke, wodurch der Vf. in den behandelten Gegenständen ein so helles Licht aufgestreut hat, aufmerksam zu machen, sondern auch, weil uns dieser Theil des Werkes um der nüchternen Besonnenheit willen, die der Vf. darin an den Tag legt, das Schätzenswertheſte scheint. Minder weitläufig werden wir bey der Anzeige der folgenden Bücher seyn dürfen, da sie viel zu gewagte und unhaltbare Ideen enthalten. Sogleich die *vorläufigen Bemerkungen von der Philosophie im ersten Capitel des zweyten Buchs* beginnen mit einem Grundsatz, der gar zu leicht auf allerley Irrthümer leiten kann, und ein gewaltiges Hinderniß für den unbefangenen Alterthumsforscher wird. „Auch ohne die mosaische Urkunde, sagt der Vf., zeigen die meisten und ältesten anderen asiatischen Denkmale und geschichtliche Thatſachen einkönig darauf hin, daß der Mensch seine irdische Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe.“ Nicht ohne Gott sagen auch wir, aber nach angeborenen Gesetzen der menschlichen Vernunft, die der Schöpfer dem Menschen nicht zu eigener Unthätigkeit einpflanzte. Gesezt, es fände sich in der Mythologie, welche der Vf. selbst das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes nennt, eben so wie in der Sprache, eine innere Structur, ein Grundgewebe, dessen Ähnlichkeit bey aller sonstigen äußeren Verschiedenheit der Entwicklung auf einen verwandten Ursprung hinzudeuten schien: müssen denn sogleich diese überraschenden Übereinstimmungen mehr als bloß zufällig seyn, oder auf etwas mehr als analoge Entwicklung Einer Vernunft bey verschiedenen Völkern leiten? Ist nicht der Schluß von der Sprache, deren Schaffung und Ausbildung nicht das Werk einzelner Köpfe seyn kann, auf mythologische und religiöse Begriffe, worauf die Weisen verschiedener Völker bey gleichem Culturzustande ohne gegenseitige Mittheilung verfallen können, so übereilt und gewagt, daß man ihn kaum von einem vorurtheilsfreyen Forscher erwarten sollte? Müßten wir nicht sonst ebenfalls aus der Übereinstimmung der entferntesten Völker in politischen Ideen und in bürgerlicher Verfassung die gleiche Folgerung herleiten, Gott war es, welcher den ersten Staat begründete, und dem zu seiner unmittelbaren Belehrung auserkorenen Volke die zum bürgerlichen Leben nöthigen Einsichten mittheilte, welche sich mehr oder weniger verderbt auf die anderen Völker verbreiteten? Der Vf. verläßt zwar bey der Mythologie den vergleichenden Weg des ersten Buches; aber nicht, weil er ihn überhaupt unstatthaft findet, sondern weil es bis jetzt noch an den nöthigen Hülfsmitteln dazu fehlt, und giebt daher statt einer vergleichenden Analyse der Mythologie etwas, das allen Untersuchungen der Art zur sichern Grundlage dienen soll: eine *Darstellung der orientalischen Denkart* nämlich, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten, welche man als eben so viele Epochen derselben, nicht als philosophische Systeme betrachten soll.

(Der Beschluß folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 A U G U S T , 1 8 0 8 .

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Sprache und Weisheit der Indier* von Fr. Schlegel u. s. w.  
(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Als die wichtigsten Epochen der indischen und überhaupt der orientalischen Philosophie und Religion sind nach dem Vf. folgende angegeben: 1) das *System der Emanation*, das endlich in *astrologischen Aberglauben* und *schwärmerischen Materialismus* entartete. Von Systeme der Emanation und Seelenwanderung handelt das zweyte, von der Astrologie und dem wilden Naturdienst das dritte Capitel. Unter allen Philosophien oder Religionen, welche Asien als ihr Vaterland erkennen, sey keine so zuverlässig indischen Ursprungs, keine, mit Ausschluss der mosaischen Urkunde, älter als das System der Emanation und Seelenwanderung; nur dürfe man das System der Emanation nicht mit dem späteren Gemische, besonders nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, sey das indische System der Emanation durchaus unerklärlich; als missverständene Offenbarung sey alles darin ganz begreiflich. Ohne alle Offenbarung würde der Mensch wohl noch in der Reihe der Thiere stehen, vielleicht als das erste, vielleicht auch als das innerlich wildeste und uneligste; ohne freyen Gebrauch und eigenes Verständniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. 2) Die *Lehre von den zwey Principien*, deren System des Dualismus später zum Pantheismus umgewandelt ward. (4 und 5 Capitel). Das System des Dualismus erscheine überall im strengen Gegensatze gegen die bisher geschilderten Denkart der Emanation und des Fatalismus — als Wiederherstellung des ursprünglichen erst später verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Tiefer sey aber der menschliche Geist in der orientalischen Philosophie nicht herabgesunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben so verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Phantasie zerstörend sey. Alle anderen orientalischen Lehrbegriffe gründen und betufen sich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, so entsteht auch alles durch Fabel und Irrthum sey möge: der Pantheismus, dessen Geist in der jüngsten unter allen orientalischen Philosophien, in der Lehre der Buddhisten, sichtbar sey, mache als System der reinen Vernunft den Übergang von der orientalischen Philosophie zur europäischen.

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Das Ganze der indischen Literatur theilt der Vf. ebenfalls in vier Epochen ein: die älteste Epoche umfasst die *Veda's* und was sich zunächst an diese anschließt, wie *Monu's Gesetzbuch*. Eine andere große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem *Vyaso* zugeschrieben werden, die achtzehn *Puranas*; der *Mohadharot* und die *Vedanto-Philosophie*, welche die dritte Epoche ausmachen: zur zweyten Epoche könnte man alles zählen, was zwischen den *Veda's* und den *Puranas* in der Mitte liegt, mithin fast alle philosophischen Systeme, die älter seyn müssen als die *Vedanto*, wie die *Sankhyo*, der *Ramayon* u. s. *Kalidas* und andere Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausschließendes Eigenthum der Priester waren, in Schauspielen und anderen poetischen Gestalten auch allgemeiner für alle darstellen, machen die vierte und jüngste Epoche der alten indischen Literatur. Die vorzüglichsten dieser Dichter blühten im Zeitalter des *Vikromadityo*, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Augustus.

Das erste Capitel der historischen Ideen handelt vom Ursprunge der Poesie, über deren Entstehung und eigentliches Wesen sich von Indien aus ein unerwartetes Licht verbreiten soll. So wie die griechische Mythologie der schönen Entwicklung nach vielleicht die reichste, so dürfte die indische dem inneren Wesen nach die umfassendste seyn, weil sie durch alle philosophischen Denkart vollständig durchgeführt ist. Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Befehlung, enthielt den ersten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem astrologischen Aberglauben erzeugte sich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verschönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwey Principien, die Religion des Lichts und der frommen gottbegeisterten Helden; sobald aber, wo es auch seyn mag, pantheistische Denkart herrschend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als esoterische Hülle oder Spiel der Dichtung stehen bleiben. Die Poesie, welche im grauen Alterthume mit Religion innig verbunden und fast eins mit ihr war, soll einen sehr bedeutenden Einfluss auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt haben, wovon das zweyte Capitel handelt. Ehe der Vf. den Einfluss der Religion auf die Stiftung der indischen Kolonie (so nenn sie der Vf.) betrachtet, schickt er einige allgemeine Betrachtungen voran, über die Art, wie man die al-

M m

sten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verschiedenheit und Entstehung zu betrachten hat. Das erste Kennzeichen ist die *Sprache*, mehr aber die innere Structur als der materielle Theil derselben: das nächste ist der *Gebrauch der Metalle*, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zur Bestimmung des Werthes, und die *Zähmung der Thiere*, welche dem Menschen am nützlichsten und unentbehrlichsten sind. Die *physische Verschiedenheit* der Menschenstämme ist von nicht so großer historischer Wichtigkeit. Ein anderer für die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers fast noch wichtigerer Gegenstand ist die *Mischung der Völker*, die vorzüglich im persischen Reiche, langs dem Gihon und Euphrates, am Kaukasus und in Kleinasien, überhaupt in dem mittleren westlichen Reiche jenes alten Welttheiles Statt fand. Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stossen, wie nach bloß mechanischen Gesetzen, betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehrere kleine theilen und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehreren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist. Diese Fragen sind nur im Vorbeygehen berührt, um auf den eigentlichen Gegenstand zu kommen, der das Nachdenken des Forschers in der ältesten Geschichte auf sich zieht, die *Verwandtschaft* nämlich der ältesten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Diefen Gegenstand behandelt das *dritte Capitel von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung*. Hindeutend auf jenen Zusammenhang sind *Religion und Mythologie*, erwiesen wird die Verwandtschaft durch die *Sprache*, und nächstdem bietet auch die *Architektur*, so wie wir sie an den alten ägyptischen, persischen und indischen Denkmalen bewundern, noch einiges Gemeinsame dar. Nicht bloß der äußere Drang der Noth, sondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indischen Sagen überall verbreitet finden, soll die germanischen und scandinavischen Stämme nordwärts geführt haben. Wenn der Vf. die Sage von den Sakas, Chinas, Pahlavas und Yavanern in Manu's Gesetzbuche bey seinen Vermuthungen über die Verbreitung indischer Kolonien als geschichtliches Datum zum Grunde legt: so vergißt er die Gesetze einer gesunden Kritik; und wenn er gar die raphlagonen um ihres Namens willen zu den alten Pehlvanen oder Medern rechnet, so ahnet er wohl nicht, daß jenen Namen zuerst nur griechische Dichtung schuf, den Namen der Haxonen, Lästrygonen u. a. gleich. —

Das *letzte Capitel* handelt vom *orientalischen und indischen Studium überhaupt*, und dessen *Werth und Zweck*, und bestimmt das Verhältniß der orientalischen Denkart zur europäischen, so wie den Einfluß,

welchen die erstere auf die letztere gehabt hat oder haben soll. „Eins zwar, heißt es hier, was für die Religion das Wesentlichste und allein zu wissen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: *daß der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen sey, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, dessen er sich anfangs erfreute, durch eigene Schuld verloren habe*. Aber was uns die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theiles nicht immer ausführlich erzählt, zeigen uns die indischen Urkunden, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äussere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsysteme der ältesten Völker Asiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der *Dreyeinigkeit*, besonders aber von der *Unsterblichkeit der Seele* im A. T. mehr angedeutet als ausführlich entwickelt worden. Denn der Meinung, daß Moses, er, dem alle Weisheit der Ägypter bekannt war, von diesen bey den *gebildeten Völkern des alten Asiens* allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben soll, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Es ließe sich wohl historisch zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht im A. T. wie im N. T. durch das Ganze hingehe und herrsche; nur daß, was dort bloß angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des A. T. die einzig richtige seyn, und der Sinn des A. T. kann durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und anderer Neben-Gelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellern. Ein vorzügliches Beyspiel dieser älteren Erklärungsart ist in der *Geschichte der Religion Jesu* von Fr. L. Grafen zu Stolberg aufgestellt.“ Nach diesen Aufserungen brauchen wir wohl nicht mehr von dem großen Einflusse zu reden, welchen, nach dem Vf., die orientalische Weisheit auf die europäische gehabt hat und noch äußert.

VI — VII.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Europa*. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Friedrich Schlegel. I B. I u. 2 H. II B. I u. 2. H. 1803 — 1805. (3 Thlr. 8 Gr.)

Der Zweck eines kritischen Instituts, wenn es vernünftigen Erwartungen entsprechen will, kann nicht bloß dieser seyn, neue Bücher zur möglichst schnellen Kunde des Publicums zu bringen, sondern auch zuweilen an solche Werke zu erinnern, die bey ihrem Erscheinen sofort bekannt, aber bald nachher vernachlässigt wurden, und bey welchen die Kritik Ursache findet, Verfasser und Verleger zur Fortsetzung aufzumuntern. In die letzte Classe ge-

hört obige Zeitschrift. Sie ist bestimmt, an allem Antheil zu nehmen, was die Ausbildung des menschlichen Geistes am nächsten angeht, und das Licht der Schönheit und Wahrheit so weit als möglich zu verbreiten. Es ist zu wünschen, daß sie nicht, wie so viele andere Zeitschriften, nachdem sie einmal gelesen oder vielleicht nur durchblättert worden, auf die Seite gelegt, und daß die Fortsetzung derselben nicht länger verzögert werde.

I. *Reise nach Frankreich.* Zuvörderst Erinnerungen, weniger an die deutschen Städte, durch welche den Vf. die Reise geführt, als an das Vaterland überhaupt. „Man fühlt es recht, und glaubt es zu verstehen, bey'm Anblick solcher Felsenschlösser, wie die *Wartburg* zu Eifenach, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten, und welche Lebensfreude damit verbunden war. Seitdem nun die Menschen herabgezogen sind zu einander, und sich alles um die Landstraßen versammelt hat, gierig nach fremden Sitten, wie nach fremdem Gelde, stehen die Höhen und Burgen verlassen und die Kunst scheint verloren, dieses herrliche Land auf die edelste und angemessenste Art zu bewohnen und zu beherrschen.“ „Statt des Furore Tedesco, dessen in den italiänischen Dichtern so häufig gedacht wird, ist nun die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden, und nebst dieser die Demuth, zum Gegensatz jener ehemals herrschenden Gefinnung, wegen welcher noch zur Zeit Kaiser Karls V ein Spanier, der mit ihm dieses Land durchreiste, die Deutschen *los fieros Alemanes* nennt.“ Die Geschichte der Deutschen (wie der Römer und Araber) ist durchaus tragisch. Der lichteste und reichste Punct in diesem großen Trauerspiel wird durch Kaiser Friedrich II bezeichnet. Nie war die Hoffnung größer, kühner und näher, und nie das Mißlingen ein so sichtbares Unglück. Aber noch oft kehrte, wiewohl in kleinerem Maßstab, dasselbe Verhältniß wieder. Europa würde viel weiter seyn in Freyheit und Bildung, wenn der Mittelpunkt der Kirche nicht nach Italien, sondern nach Deutschland verlegt worden wäre: große Folgen hätte unter Karl V die Verbindung der Deutschen mit der spanischen Nation haben können, welche beide Nationen sich „durch aufrichtige Religiosität der Gefinnungen und Gefühle von jeher auf das stärkste ausgezeichnet haben, und am würdigsten und am geschicktesten gewesen wären, die anderen zu lenken:“ ja wie ganz anders würde es seyn, wenn es nur dem tapferen Gustav Adolph gelungen wäre, den Gedanken eines schwedischen deutschen Kaiserthums auszuführen, und die natürliche Einheit der nordischen Nationen mit dem germanischen Körper wieder herzustellen! Gleichen Eindruck, wie die Wartburg, macht der Rhein. „Wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die fruchtreichsten Niederungen wälzt; um sich endlich in das flachere Land zu verlieren: so ist er das nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters.“ Auf die Erinnerungen folgen *Bemerkungen*,

größtentheils den Nationalcharakter der Franzosen betreffend, für dessen Grundzüge der Vf. eine convulsivische Leidenschaftlichkeit und fröhliche Laune hält mit einer Beymischung von ziemlich gründlichem Egoismus. Der Vf. glaubt, daß man den Charakter eines Volks am besten nach den ersten Eindrücken, wo man noch im ganzen Sinne ein Fremder sey, auffassen könne, besser als durch thätiges Leben in und mit der zu charakterisirenden Nation. Unsere Zeiten haben ein Mittleres an die Hand gegeben, welches eben so gut zum Zweck führt — die Militärstraßen, insonderheit die Etapen-Orter. Sie erhalten das Bewußtseyn, daß der Gast ein Fremder sey, stets klar und frisch, und geben zugleich Gelegenheit, viele aus einem Volke nach einander zu beobachten, wie sie ihrem Naturell gemäß und im häuslichen, wie im öffentlichen, Leben geartet sind. Es schließt diesen Aufsatz, unter der Überschrift „*Betrachtungen*“, Ideen über unseren Welttheil und diese Zeit, namentlich über die mit der Krafterinheit des Orients sehr contrastirende Trennung in Europa, dessen nördlicher und südlicher Theil zwey durchaus verschiedene Länder zu seyn scheinen. Ideen von hohem Interesse, und einer weiteren Ausführung würdig! II. *Literatur.* Klopstock, Winkelmann und Lessing haben die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert eigentlich gegründet und gestiftet. Klopstock hat die Sprache gesäubert, eine mythische Poesie wenigstens gewollt, und nach dem Höchsten ernstlich gestrebt. Schade, daß sein bis zum Nichtgefühl des Gegentheils getriebener Protestantismus seiner Denkart eine poetische Ansicht des Christenthums unmöglich machte. Winkelmanns Enthusiasmus für das Alterthum und die Kunst, in einem unsterblichen Werke dargestellt, ist die Grundlage des Besten und des Edelsten unter uns geworden. Seine Geschichte, philosophischer, als noch keine war, ist unbewußte Poesie, er selbst aber gewissermaßen als ein Vorgänger Goethe's zu betrachten. Lessings Geist, sein dialektischer Scharfsinn und polemischer Witz, seine ganze literarische Eigenthümlichkeit und Vielseitigkeit, wird noch so lange ein nachahmungswürdiges Beyspiel bleiben, als der gegenwärtige Zustand unserer Literatur dauert, und durch ihn noch Journale und Brochuren nothwendig gemacht werden. Goethe's dichterische Laufbahn ist die lehrreichste Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poesie überhaupt: er ist als die Basis unserer Bildung zu betrachten. Die Poesie ist das letzte Ziel und die höchste Vollendung des Ganzen der Wissenschaft und Kunst, die Philosophie, d. i. der Idealismus die wesentliche Bedingung *sine qua non*, das Erhaltungsmittel und die Grundlage unserer neuen Literatur, und wenn erst aus dem Idealismus eine neue, philosophische Physik, die nichts seyn würde, als ein materiellerer Ausdruck desselben, in vollendeter Gestalt hervorgegangen seyn wird, dürfen wir hoffen, daß das neue Licht sich allgemein verbreiten, und das göttliche Princip überall herrschen und siegen werde. Nach diesen Ansichten würdigt der Vf. mehrere ders



unfester Literatur. Was vom Scheitern der Genossen! Tisch sich beurtheilen lassen, wenn erschienen seyn wird. Die r bildet kein Ganzes, wie klassische Wissenschaften, schöne Literatur und Gelehrsamkeit, alles das steht ganz isolirt neben einander da, und greift durchaus nicht gegenseitig ein. Chremit und Beredsamkeit scheinen als die beiden Hauptzweige der französischen Literatur betrachtet werden zu müssen. III. *Über die Resultate der Expedition nach Aegypten.* Der Krieg hat die großen Hoffnungen von dieser Expedition (für jetzt wenigstens) zernichtet. „Die Ausichten und Erwartungen der speculativen Europäer schrumpfen zu einigen Follobänden ein, die uns die Entdeckungen, Anmerkungen, Risse und Zeichnungen der jetzi in Frankreich sogenannten Aegyptier, d. h. der Franzosen, die in Aegypten waren, mittheilen sollen.“ Von diesen Mémoires giebt dieser Aufsatz einige Nachricht. IV. *Gedichte.* Einige Lieder und ein Sonnet von D., sodann von A. W. Schlegel Variationen zu dem Thema:

Liebe dankt in süßen Tönen,  
Denn Gedanken stehn zu fern,  
Nur in Tönen sag sie gern  
Alles, was sie will, verschöner.

ein gefühl- und sinnvolles Lied  
„zuletzt Stanzas und ein (für  
Lucinde bestimmtes) Sonnet

V. *Über die pariser Kunstaus-*  
st. Bey dieser Ausstellung war  
zu sehen. Die meisten schlecht;  
Nation ist aber darinnen darge-

VI. *Nachricht von den Ge-*  
lehrten Aufsatz zieht durch die tie-  
fer er geschrieben, die Aufmerk-  
hem Grade an. Von seinem rein  
aus würdigt der Vf., was er für  
therschaft und Consequenz. Er  
alte Malerey: von der französi-  
m ganz spätem Italiern spricht  
er Schule der Caraccis findet er  
ein Gemälde, das ihm etwas wäre;

Guldo hat wenig Anziehendes  
für ihn, und das Rosen- und Milchglänzende Fleisch  
des Dominichino bezaubert ihn nicht: für ihn sind Ti-  
tian, Correggio, Julio Romano, Andrea del Sarto u.  
s. w. die letzten Maler. Er beschreibt dem gleich-  
gefinnten Freunde seine Ansicht S. 114 in folgenden  
Worten. „Keine verworrenen Haufen von Menschen,  
sondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem  
Fleiß vollendet, der dem Gefühl von der Würde  
und Heiligkeit der höchsten aller Hieroglyphen, des  
menschlichen Leibes, natürlich ist; strenge, ja ma-  
gre Formen in scharfen Umrissen, die bestimmt her-  
austrreten, keine Malerey aus Helldunkel und Schmutz  
in Nacht- und Schlag-Schatten, sondern reine Ver-  
hältnisse und Massen von Farben, wie in deutlichen  
Accorden; Gewänder und Costume, die mit zu dem  
Menschen zu gehören scheinen, so schlicht und naiv,

als dieses in den Gesichtern, (der Stelle, wo das Licht  
des göttlichen Malergeistes am hellsten durchscheint)  
etwa, bey aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks oder  
Individualität der Züge, durchaus und überall jene  
Kindliche, gutmüthige Einfach und Beschränktheit,  
die ich geneigt bin, für den ursprünglichen Charakter  
des Menschen zu halten; das ist der Styl der alten  
Malerey, der Styl, des mir, ich bekenne hierin mei-  
ne Einseitigkeit, ausschliessend gefällt, wenn nicht  
iemand ein größtes Princip, wie bey dem Correggio oder  
Raphaël, die Ausnahme rechtfertigt.“ In dem Geist  
und Sinn, welchen dieses Bekenntniß darlegt, redet  
der Vf., sich und uns oft an die dresdner Gallerie er-  
innernd, über mehrere, (1802) im Louvre befindli-  
che, Gemälde von Fra Bartholomeo, Mantegna, An-  
drea del Sarto, Palma Vecchio, Julio Romano (dessen  
hohen Sinn, wie den seines Meisters, des Raphaël,  
die Neigung zur heidnischen Fülle und Pracht be-  
herrscht und beseelt) und Titian (dessen eigentlicher  
Charakter die Tendenz zu dem Frappanten ist, zu  
dem, was Effect macht). Von S. 124 an geht der  
Vf. nicht mehr die Gemälde einzeln durch, sondern  
ordnet Alles unter gewisse, allgemeine Capitel, nach  
den Künstlern oder nach der Gattung, und der Na-  
tion; der sie angehören, oder auch nach noch allge-  
meineren Gesichtspuncten. Den Anfang macht er mit  
Correggio, dem musikalischen und allegorisirenden  
Maler, dessen Gemälde vorzugweise in ihrem ge-  
meinschaftlichen Zusammenhange betrachtet werden  
müssen, wenn man sie verstehen will. Bey Correg-  
gio verweilt der Vf. lange, nicht, weil er dessen Art  
zu malen für die rechte hält, sondern um an diesem  
Beyspiele den Künstlern und Kunstliebhabern bequem  
und recht deutlich zu zeigen, wie verschieden von  
der jetzigen die Denkart der alten Maler, und wie  
ganz anders ihre Absichten waren. Von Correggio  
geht der Vf. über zu einer anderen Gattung von Ma-  
lern, die nicht nur wegen ihres älteren und herberen  
Sinnes und Charakters, sondern auch durch die tie-  
fe Strenge ihrer Art und Denkart, oder durch den  
stumpfseelenden, gleichsam weiterobernden Geist als  
die *Heidenkünstler* der alten Zeit erscheinen, die, wenn  
jener weiche Allegri jedes liebliche Gefühl, und auch  
die tiefste Rührung durch die Musik seiner Farben  
spielend in uns zu erregen weiß, statt dessen viel-  
mehr stolze Tempel von erhabenen Gestalten wie zum  
ewigen Denkmal in strenger Symmetrie vor uns auf-  
bauen, oder unser Auge durch die verschwenderische  
Fülle prachtvoller Triumphe des feilichen Lebens  
mit Freude und Erstaunen füllen. Den Anfang macht  
Leonardo da Vinci, der unter allen am meisten Ver-  
wandtschaft und Ähnlichkeit mit dem Correggio hat.  
Denn so streng er in seinen Umrissen ist, so sehr  
auch der Begriff über das bloße Gefühl zu herrschen  
scheint; so objectiv wahr die Vollendung jedes Ein-  
zelnen ist: so ist doch in allen Gesichtern seiner Ge-  
mälde ein individuelles Lächeln sichtbar, welches ei-  
ne sehr starke Familienähnlichkeit bis zur Monoto-  
nie hat, und allerdings maniert genannt werden  
kann.

(Der Beschlus folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 AUGUST, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Europa. Eine Zeitschrift*, herausgegeben von Friedr. Schlegel.  
(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient eine Madonna des Leonardo in einem kleinen Kniestücke etwas unter Lebensgröfse Nr. 922. „An diesem kleinen Gemälde möchten die Künstler lernen, dass man auch unter Lebensgröfse durch die Verhältnisse, und durch ruhige Gröfse im Ausdruck und Gedanken colossal malen könne.“ Bey Gelegenheit der vortrefflichen Porträte von Titian, Holbein, Raphael, Leonardo theilt der Vf. seine Ideen über das Porträt überhaupt mit. Holbeins Methode ist, soll das Porträt eine eigene, abgeforderte Gattung seyn, die einzig richtige. „Er geht nicht blofs auf den reizenden und imposanten Effect, sondern auf die treueste, tiefste Wahrheit und Objectivität aus; daher meistens die Stellung ganz gerade und einfältig, der Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht aufs fleissigste und genaueste ausgeführt.“ Von Raphael wird bemerkt, dass die Grundeigenschaft dieses allumfassenden Geistes, aus der man alle übrigen abzuleiten und zu erklären hat, Universalität sey, d. h. eine bewundernswerthe Vielseitigkeit und biegsame Gewandtheit, welche sogar die Manier und den Styl anderer Kunstverwandten (z. B. Michel Angelo, Masaccio, Correggio) anzunehmen, nachzubilden, und zu einem neuen Ganzen zu combiniren weifs. Diese Gedanken über Raphael werden erläutert und ergänzt durch den ersten Aufsatz im 2 Hefte des 1 Bandes, in welchem einige, hieher gehörige, allgemeine Reflexionen über die alte und neue itallänische Schule und über die Gegenstände der Malerey enthalten sind, und insonderheit von der berühmten Transfiguration die Rede ist. Sehr belehrend ist, diese Ansicht des berühmten Gemäldes, nach Rec. Überzeugung die richtige, zu vergleichen mit dem, was der kenntnisreiche Benito Pardo de Figueroa, über das nämliche Bild sagt in seiner durch Greuhm 1806 übersetzten Schrift: *Über die Transfiguration von Raphael von Urbino*. — Den Beschluss dieser Abhandlungen machen Betrachtungen über einige vortreffliche altdeutsche Gemälde. Die älteste und erste Stufe der Kunstentwicklung in der deutschen Schule wird durch Johannes van Eyon (dessen Gestalten durchaus nicht niederländisch sind, in der spätern Bedeutung) bezeichnet. Sie ist die ver-  
S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

ständigste und deutlichste. In Holbein beschließt die Kunst ihre Entwicklung mit einer bis zur äusseren Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit. In der Mitte zwischen diesen beiden entgegengesetzten Äussersten pflege das Geheimnisvollste zu wohnen, der unergründlichste und verwickelteste Tiefinn. Dies bewährt sich recht auffallend an Albrecht Dürer, „dem Shakspear, oder, wenn man lieber will, dem Jacob Böhme der Malerey.“ Von ihm sah der Vf. im Louvre einen Christus am Kreuz, von welchem Gemälde man sagen kann: Es ist vollendet, und vollendeter ist keins. — VII. *Aufsichten und Miscellen*. Der Leser findet hier interessante Notizen über literarische, artistische, insonderheit theatrale Gegenstände und Personen, z. B. Talma als Orestes; auch manches Unterhaltende aus dem gesellschaftlichen Leben der Pariser in den höhern und gebildeten Cirkeln. Eine der interessantesten Bekanntschaften der Verfass. des Briefes an Adelaide von B. in Berlin S. 159-168 war Madame von Beauharnois, Tante der Kaiserin Josephine. Diese Dame, selbst durch geistvolle Schriften berühmt, hat immer in dem Cirkel der berühmtesten Männer ihrer Zeit gelebt. „Sie sah oft Buffon. Dieser liebte die Frauen, war aber sehr unbeständig, und keiner seiner Geliebten gelang es, sein Herz zu rühren und zu fesseln. Er kannte von der Liebe nichts, als die Sinnlichkeit. Eines Tages sprach er bey der Frau von Beauharnois mit vieler Kälte von seiner damaligen Geliebten. Wie ist es aber möglich, sagte die Frau von B., wie ist es möglich, dass Sie mit so herrlichen Gedanken, mit so schönem und tiefem Gefühl für die Natur, dass Sie gar keiner wahren Zärtlichkeit fähig sind? — Bey diesen Worten wurde Buffon sehr ernst, legte seine Hand auf die der Frau von B., sah ihr tief in die schönen Augen, und sagte langsam: Frau Gräfin! . . . Sie würden das nicht sagen, wenn sie meinen Artikel über die Tauben gelesen hätten.“ —

Zweiter Hefte. II. *Überficht der neuesten Fortschritte der Physik*. Ein Kenner setzt hier vornehmlich Ritters, Winterls, Berthollets Verdienste aus einander, ohne zu verschweigen, was die Wissenschaft Scheel, Herschel, Chladny, von Marum, Reinhold in Leipzig, Fourcroy, Volta u. a. in - und ausländischen Naturforschern verdankt. III. *Beiträge zur Geschichte der modernen Poesie, und Nachricht von provenzalischen Manuscripten*. An A. W. Schlegel (von dem Herausgeber.) In seiner Nachricht über die äusserst seltsame Teseide des Boccacchi berichtet Fr. Schlegel das, was er in den Charakteristiken und Kritiken über diese romantische Liebesgeschichte aus der Conjectur geurtheilt hat. Die Te-

felde und der Filostrato sind ihrem Charakter nach sehr verschieden. Jene hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen und zweydeutigen Ton, womit in dieser der Liebeshandel des Troilus und der Cressida erzählt ist. Die Teseide ist durchaus ernsthaft, etwas trocken, und zu den schönen Stellen gehören eher einige von den klagenden. Überhaupt aber steht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältnisse zu

ist in der That nicht reibet zu haben. Die en seine wichtigsten erone, sondern auch imeto. Die Fiametta, r Anlage nach das eilendeste. — Dem nst muß die histori- befonders wichtig literarischen Hülfen vielen Romanzen, besonders muß man val in Quarto, da die horn als die vollstän- anz angefüllt mit eir Romanzen aus der nerkwürdig, weil hie ten vorkommen, die en, daß man hier elnde, deren Cervantes Jugendversuchen, erle zweyte, umbilden- r von diesem Dichter iloren, besseren Ro- niles de Grenada, der 1555, dessen sich viel- mpfehlen. — So wie r dem dorischen, die attischen, so könnte Weichheit dem igni- sprache vergleichen. iliren die portugiesi- Liebe und des wei- portugiesischen Poe- n nicht ganz mit Si- el ist gewiß, daß er Anfänge der spani- einen Einfluß da ge-

wonnen, und die Lieder sind ganz anders. Aus den Nachrichten, die man von den Chroniken einheimischer Geschichte hat, muß man schließen, daß schon in dem ersten Anfange die Ruhmbegierde und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poetischen Anlage verbunden gewesen. Die Vollendung der portugiesischen Poesie ist desto deutlicher in den schönen Gedichten des großen Camoens, dessen Lusiade, das einzige Werk ist, das noch neben Homer ein episches Gedicht genannt zu werden verdient. — Zur Kenntniß der provenzalischen Literatur fehlt es noch sehr an Hülfsmitteln, Gedruckt ist nur das wenige im Crescim- menti, einige Stellen in dem italienisch-provenzalischen

Lexicon, la crusa provenzale, in Taffonis Schrift gegen Petrarca und in einigen französischen Werken zur Special-Geschichte jener Provinzen. Aber alles unzulängliche Bruchstücke. An provenzalischen Manuscripten ist die kaiserliche Nationalbibliothek zu Paris, und, durch den Nachlaß des Curne de St. Palaye, auch die Bibliothek des Arsenals sehr reich. Außer den Sammlungen lyrischer Gedichte in provenzalischer Sprache, ist auch ein Cancionero in catalonischer Sprache vorhanden, und der Herausgeber vermuthet mit Grund, daß es besonders zwey Hauptdialekte der ältesten romantischen Sprache gegeben, wenigstens für den poetischen Gebrauch; den provenzalischen und den catalonischen Dialekt. Die catalonische Poesie aber scheint beträchtlich jünger, als die provenzalische. IV. Über das spanische Theater. Von A. W. Schlegel. Man hat zwar immer die Vortrefflichkeit der spanischen Bühne anerkannt, auch aus dieser Quelle geschöpft; aber bekannt gemacht haben uns die Übersetzer fast nur mit den Intriguen-Lustspielen und die spanische Poesie in Prosa aufgelöst. Die Intriguen-Lustspiele machen aber, so bewundernswürdigen Scharfsinn sie auch verrathen, keinesweges die glänzendste Seite des spanischen Theaters aus. Vielmehr offenbart die dramatische Kunst der Spanier erst in den Schauspielen, die in einem höheren Sinne romantisch genannt werden können, ihre einheimischen und eigenthümlichen Schönheiten. Die ältesten bedeutenden Nachrichten und Urtheile über das spanische Theater finden sich in den Schriften des Cervantes zerstreut. Er hatte die Anfänge desselben erlebt, und war berechtigt, sich als einen der Stifter anzusehen, da er in seiner früheren Epoche zwanzig bis dreyßig Stücke mit großem Beyfall auf die Bühne gebracht. Lope de Vega, unter allen populären und beliebten Theaterschriftstellern, die je gelebt haben, einer der außerordentlichsten, und der es wohl verdiente, von Cervantes ein Wunder der Natur genannt zu werden, verdrängte diesen durch größere Fruchtbarkeit und glänzendere Effecte. Allein Don Pedro Calderon de la Barca trat auf: ein eben so fruchtbarer Kopf, ein eben so fleißiger Schriftsteller, als Lope (er hat, seiner geistlichen, allegorischen Acte und seiner Nachspiele, gegen 200, nicht zu gedenken, 120 dramatische Arbeiten, vom 14 bis zum 81 Jahr seines Lebens, geliefert), und ein ganz anderer Dichter, ein Dichter, wenn es je ein gegeben. Unter der großen Menge seiner Werke, was bemerkt zu werden verdient, findet sich nichts aufs Gerathewohl hingeworfenes; alles ist nach sicheren, consequenten Maximen, mit den tiefsten künstlerischen Absichten, in vollkommener Meisterchaft ausgearbeitet, so daß auch nicht Eine verwahrloste Zeile aus seiner Feder geflossen. — So begeistert mußte der Vf. von seinem Dichter seyn, wenn er uns seine Werke so gelungen wiedergeben wollte, als er gethan, oder, leider, nur zu thun angefangen. Jetzt ist in Spanien der französische Einfluß vorwaltend, und es will dort Ton werden, das ältere, glorreiche Theater, und vor allem den Calderon nicht mehr recht anerkennen. V. Gespräch über die neuesten Romane der Franzosen. Von D. Eine interes-

te Unterredung zwischen drey geistreichen Frauen von unterschiedenen Ansichten über die Delphine, nebenbey auch über die Romane der Frau von Genlis, „die, nach Constanzens Urtheil, gar zu stark auf Erziehen losgeht.“ „Und nun genug“, so schließt das Gespräch, „laßt uns Romeo und Julie zusammen lesen, oder ein Stück des Don Quixote; laßt uns in dem heiteren Himmel, dem frischen Grün des Waldes, den tausendfarbigen Blumen und hellglänzenden Sternen dieser Dichtungen unser Gemüth erheitern, und Leben und Tod in ihnen erkennen: wer dann noch sein Herz nicht rein fühlt, und wer dann noch zu seiner Ausbildung bedarf, was manche Moral nennen, der kann uns nicht verstehen, und wir nicht ihn.“ VI. *Einige Nachrichten über die neuesten Arbeiten der pariser Philologen.* Jetzt durch ihre Vollendung und Erscheinung größtentheils unter uns bekannt. VII und VIII. *Die Sylbenmasse und kleine Gedichte aus dem Griechischen von A. W. Schlegel.* Zur Probe, als hieher gehörig, der *Choliambes* oder *Skamons* S. 118:

Der Choliamb scheint ein Vers für Kunstrichter,  
Die immerfort misprechen, ob's gleich schlecht fort will,  
Und eins nur wissen sollten, daß sie nichts wissen,  
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm seyn.  
Wer sein Gemüth laßt am Gesang der Nachtulen,  
Und, wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zu stoß'n,  
Dem sollte man's mit scharfer Dissonanz abhau'n.

*Zweiter Band, erstes Heft. I. Über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters.* Einige Vorlesungen in Berlin, gehalten von A. W. Schlegel. *Erste Vorlesung.* Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Literatur. Das Volk, der gemeine Mann hat eine Literatur. Diese besteht aus dem anscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift „Gedruckt in diesem Jahr“ das naive Zutrauen kund geben, daß sie nie veralten werden, und sie veralten auch nicht. (Man vergleiche hierüber die inhaltvolle Schrift von Görres: Die deutschen Volksbücher u. s. w. Heidelberg 1807.) Die höheren, gebildeten Stände unserer Nation haben keine Literatur, wenn nämlich Literatur heiße, „ein Vorrath von Werken, die sich zu einer Art von System unter einander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfnis so befriedigend bewahrt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt.“ Der Vf. beweist seine Behauptung namentlich aus der Beschaffenheit unserer poetischen, insonderheit dramatischen Literatur und dem Charakter der Journale und recensirenden Zeitungen, deren Gebrechlichkeiten mit grellen Farben dargestellt werden. Es ist jedoch in Absicht ihrer nicht zu übersehen, daß sie, außer dem höchsten Zwecke — Kritik — auch noch einen anderen wichtigen und in unsern Verhältnissen nothwendigen Zweck vor Augen haben sollen, den nämlich, die Gelehrten, welchen nicht alles kaufen, leihen und lesen können, durch getreue Berichte mit dem bekannt zu machen, was sie interessieren kann, und wollte Gott! daß nur alle Recensenten erst getreulich berichten könnten und möchten. — *Zweite Vorlesung.* Zustand der Literatur bey den übrigen gebildeten Nationen. Zustand der schönen Künste. Übergang zur Charakteristik des Zeitalters überhaupt. Höchste Strebungen des Menschen. — *Solamen miseris!* Auch bey den anderen, ausgezeichnetesten Nationen ist der Zustand der Literatur, insonderheit der schönen, wenig erfreulicher, als bey uns. Wie könnte diese auch anders seyn bey dem noch immer herrschenden Geiste des Zeitalters? Das Zeitalter erschöpft sich in erfindersüchtigen Bemühungen um die irdische Wohlfahrt, die für das allein Reelle gehalten wird, verabsäumt aber darüber das höhere Heil, den Anbau des himmlischen Erbsheils, und ist mehr, als gleichgültig, gegen die höheren Strebungen, d. i. Philosophie und Poesie, dann Religion u. Sittlichkeit, die das wahrhaft Reelle und Nothwendige sind. Da nun diese vier Regionen oder Elemente der menschlichen Natur (wie sie der Vf. nennt) der Urquell aller Ideen sind, welche das Leben ordnen, erheben, verschönern: so kann behauptet werden, daß der herrschende Charakter unserer Zeit eben in einem allgemeinen Verkennen der Ideen, „der organischen Gedanken, nach deren Hingewegnahme nur ein todter Mechanismus zwischen den ihnen untergeordneten Begriffen übrig bleibt“, beynähe in einem Verschwinden derselben von der Erde, wofern dieß möglich wäre, besteht. Diese Bemerkung ist der Eingang zur dritten Vorlesung, welche sodann über den wissenschaftlichen Zustand der Geschichte, Philologie, der physikalischen Doctrinen, über die gesellige Verfassung, Pädagogik, Aufklärung, (die das ökonomische Princip zur Herrschaft erhoben, und seiner Herrschaft überal fröhnt), endlich über Toleranz, Humanität und Denkfreyheit treffende Worte sagt. Und es werden diese Worte, denen anfangs die Toleranz und Humanität sich rühmenden, oft mit Hohn und Spott, eifernd und geifernd entgegengesprochen, gegenwärtig Eingang finden. Denn bey dem, was der Vf. und die ihm Gleichgesinnten zur Erregung des inneren Lebens der Menschheit in mannichfaltigen Formen gesagt, ist bewährt worden, was Garat lehrt: *Tel est l'effet de la verité; on la repousse, mais en la repoussant, on la voit et elle pénètre.* Darum nun, weil Rec. mit Zuversicht hoffen kann, daß diese Ideen jetzt empfängliche Gemüther finden, wünscht er, wie der ganzen Schrift, so insonderheit diesen Vorlesungen recht viele Leser: Indem die Denkart, daß die Menschheit eine Pflanze sey, welche im Aufseren wurzelt, noch sehr allgemein, und es nicht Scherz, sondern Ernst ist, daß viele, die, von der Zeit der Aufklärung gebildet, sich mit ehrlichem Herzen für recht verständlich halten, einstimmig sind mit den guten Leuten, die im Anzeiger der Deutschen mit Offenheit ihre Überzeugung bekennen, daß das Seyn oder Nichtseyn der Moralität davon abhängt, ob man ein Tabakraucher oder etwas dergleichen sey oder nicht sey. — In der vierten Vorlesung stellt der Vf. die Begebenheiten dar, aus welchen der Geist des Zeitalters, die ungebührliche Herrschaft des Verstandes im Verhältniß zur Vernunft und Phantasie, sich entwickelt hat, und schließt mit einem wiederholten Bekenntnis seines Glaubens an eine neue, bessere Zeit, welches, so bestimmt und klar, ja populär, wie

es hier geäußert wird, auch von dem Beschränktsten und Mißgünstigsten nicht mißverstanden werden kann. II. *Nachtrag italienischer Gemälde*, (nicht bloß *italienischer*, auch von Gemälden aus der *spanischen Schule* z. B. von Murillos, dem spanischen Correggio, ist hier gehandelt), von demselben Kenner des Antiken, der im *zweiten* Hefte dieses Bandes unter No. I den *zweiten* und No. VI den *dritten* *Nachtrag alter Gemälde* geliefert hat. Was wir oben (in der Anzeige von No. VI. H. I. B. I.) von ihm angeführt, wird hinreichen, den kunstsinnigen Leser zu reizen, sich an dem zu erfreuen und zu belehren, was in diesen Aufsätzen über den aus- gesuchten Kunstschatz Lucian Bonaparte's und über andere alte Gemälde im Louvre, in St. Cloud, in Brüssel, Düsseldorf, Cölln bemerkt worden. III. *Probe einer metrischen Übersetzung des Racine*. Erster Act des Bajazet. Diese Übersetzung ist, nicht bloß durch das Metrum und Assonanzen und Reim, poetischer als das Original, und Rec. ist ganz der Meinung des von Racine durchaus nicht einseitig eingenommenen Übersetzers, daß es wenigstens für jetzt, da unser Theater erst im Werden ist, nicht gut gethan seyn würde, der, dem Deutschen natürlichen Toleranz und vielseitigen Empfänglichkeit, selbst für das minder Vortreffliche, in Absicht auf das Schauspiel gewaltsam entgegen zu arbeiten. IV. *Erzählungen von Schauspielen*. In einem Gespräche, welches eine Kranke, eine Gefunde, ein Erzähler, ein Weltfreund und der Schreiber mit einander führen, werden etwa 13 — 14 parisische Theater, von denen mehrere jetzt geschlossen sind, charakterisirt und kritisirt. Man übersehe nicht die Vorerinnerung des Herausgebers! Insonderheit ist zu wünschen, daß die französischen Dichter, namentlich die tragischen, nur das beherzigen möchten, was S. 143 geschrieben ist. „Es ist auffallend, welchen Einfluß die Wahl des Sujets auf den Werth der französischen Tragödie hat. Am unglücklichsten sind die griechischen Gegenstände, wegen der, durch die Einmischung französischer Sitten, Ansichten und Redensarten, unvermeidlichen Erregung des Gefühls der Parodie (vgl. S. 122 die Vorerinnerung zu Racine's Bajazet); aber auch moderne Geschichte aus der eigentlichen romantischen Zeit, spanische, arabische und andere, werden immer so wenig historisch, so unwahr behandelt werden, daß der Anstofs durch nichts vergütet werden kann. Sehr merklich ist der Unterschied mit den römischen Sujets, besonders denen der späteren Zeit. Sie

gelingen ihnen merklich besser, und sind weniger unwahr, wegen der grösseren Annäherung zum eigenen Nationalcharakter. Wie ungleich besser würde es noch seyn, wenn die Dichter durchaus nur Gegenstände der französischen Geschichte behandelten! Da würde ihre Manier passen, und sie selbst würden immer mehr sich der Wahrheit nähern.“ — V. *Miscellen*. Sie enthalten eine Ankündigung der geistvollen und umfassenden „*Sprachlehre von Bernhards*“ von A. W. Schlegel und eine Nachricht von dem, an athenienischen Kunstschätzen und Kenntnissen reichen, *Choiseul-Gouffier*.

Das *zweite* Hefte ist mit einem Kupfer von Lips geschmückt, welches den heiligen Michael darstellt nach dem im Louvre befindlichen grossen Gemälde von Raphael, wovon im ersten Hefte geredet worden. Es enthält, ausser den schon erwähnten Aufsätzen No. I und VI folgendes. II. *Geschichte von Bachram Gur*, aus dem Persischen des Ferdußi von Gottfried Hagemann. Diese Probe beweist, daß ihr Urheber würdig ist, in Gesellschaft mit F. Schlegel und J. von Hammer für die Beförderung der Kenntniß orientalischer Literatur und Kunst zu arbeiten. III. *Epochen der griechischen Philosophie* von Fr. Ast. Der Vf., von dessen philosophischen Ideen wir zur Probe hier nur einige aufzeichnen wollen, begründet die drey grossen Epochen der griechischen Philosophie 1) Ionische Philosophie = Realismus, Natur, Epos. 2) Pythagoräische Philosophie = Idealismus, Geist, Lyra. 3) Attische oder platonische Philosophie = Ideal, Harmonie. Aus der bewußtlosen Nacht des Thales weckte Pythagoras die Philosophie und führte sie dem Morgen des ideellen Bewusstseyns entgegen: Platon erhob sie zu ihrer Mittagshöhe, von welcher sie sich im Stoicismus, der ihr die eine Hälfte des Universums verschloß, zu ihrem Abend niedersenkte, und endlich durch Epikurs sich selbst auflösende Lehre der Nacht wieder zugeführt wurde, aus welcher sie hervorgegangen. IV. *Gedichte*. Zwey gemüthliche, deutsche Dichtungen von D. L. M. F. V. *Gespräche über Tieks Poesie* von Hermine von Haßfer. Der Poetische und das kindliche Gemüth vereinigen sich leicht über ihren Werth. „Meine ganze Sehnsucht darnach, sagt das letztere zum Schluss, ist wieder rege geworden. Komm! laß uns ihn lesen!“ — Und so laßt uns denn auch die Europa lesen, und zieht eure Hand nicht ab von dem Werk, ihr Männer, die ihr es angefangen!

GL.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

**JUGENDSCHRIFTEN.** Nürnberg, b. Raspe: *Anthologie für Knaben und Mädchen*. Ein unterhaltendes Lesebuch zur Bildung des Verstandes und Herzens. 1804. 184 S. 8. (12 Gr.) Diese Anthologie enthält: Denkprüche, moralische Anekdoten, Fabeln, Erzählungen, Beyspiele der Weisheit und Tugend, moralische Maximen, morgenländische Fabeln, Vorschriften nützlich zu studiren, Allegorien, Unterhaltungen zwischen einem Vater und seinem Sohne von der Welt, von der Erde und den darauf befindlichen Geschöpfen, und über die Begriffe von Glückselig und Unglückselig, Geschichten, Weisheitslehren und philosophische Gedanken. — Die Abtheilungen sind sehr unbestimmt und vag, und geben das nicht, was ihre Überschriften versprechen. Wer suchte wohl unter dem Titel „Moralische Maximen“ kleine Abhandlungen über die Wichtigkeit der Erziehung, oder von den Kenntnissen, die sich ein junger Mensch erwerben muß? Die Beyspiele der Weisheit und Tu-

gend sind in nichts von den moralischen Anekdoten unterschieden, und die philosophischen Gedanken sind moralische und religiöse Vorschriften zum Theil, zum Theil weder das eine, noch das andere, noch das dritte, z. B. „die Bücher sind beständig bey uns, sie dienen uns überall, sie begleiten uns, sie trösten uns in der Einsamkeit, sie befreyen uns von der Last einer verdrießlichen Langeweile, sie verjagen die Überlästigen, sie schwächen die Streiche des Schmerzes, wenn dieser nicht tief geht, sie leihen der Zeit Flügel und lassen in der Seele eine innere Zufriedenheit zurück u. s. f. Wehe dem, der die Bücher nicht liebt!“ Fast sollte man hieraus schließen, daß der Vf. dieser Anthologie ein Buchhändler sey. Sey aber dieser moralische Blumenfämler, wer er wolle; er hat seine Blumen nicht zu ordnen verstanden, und seinen Strauß nicht gut gebunden.

D. N. E.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST. 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Anti-Leviathan* oder über das Verhältniß der Moral zum äußern Rechte und zur Politik. 1807. (Indrey Hefte getheilt.) XIV u. 418 S. 8. (1 Rthlr. 10 Gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn man selbst Geschäftsmänner die Feder ergreifen sieht, um einen den ächten politischen Blick, so wie das moralische Gefühl durch seine Sophismen gleich verdunkelnden Schriftsteller zu bekämpfen. Dieß ist der Fall mit gegenwärtiger Schrift, welche der Vf. als das Product einer kurzen Muße von öffentlichen Geschäften ankündigt. Sie ist gegen das System eines Mannes gerichtet, der in der neuesten Zeit durch Paradoxieen zu glänzen bemüht, leider nur zu viel unberufene Nachbeter fand, welche auf der neu eröffneten Bahn, leichter als auf der alten, wohlbekannten, wo eben deshalb ein jeder Fehltritt um so eher bemerkt wird, Lorbeern zu erringen hofften. So sehr aber auch Rec. dem Systeme des Hn. Buchholz abhold ist, und so sehr er in vorliegender Schrift dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt: so wenig kann er doch alle Behauptungen desselben unbedingt unterschreiben. Überzeugt, daß die gute Sache nur dabey gewinnen kann, wenn sie von verschiedenen Gesichtspuncten aus untersucht wird, will Rec. seine Bemerkungen den aufgestellten Sätzen des Vfs. gegenüber stellen und untersuchen, in wie weit dessen Behauptungen haltbar seyn möchten oder nicht. Rec. wird sich zu dem Ende bemühen, den Ideengang des Vfs. mit der Genauigkeit, welche die Grenzen dieser Blätter erlauben, zu verfolgen, und an den schicklichen Plätzen seine Anmerkungen einschalten.

Als Einleitung schickt der Vf. des *Anti-Leviathans* seinem Werke einen kurzen Auszug aus einer andern Schrift des Hn. Buchholz, dessen *Darstellung eines neuen Gravitations-Gesetzes für die moralische Welt*, Berlin 1802, voraus, sammt einer gründlichen Prüfung ihres Inhalts. (S. 1—48.) — Das Werk selbst ist in drey Hefte getheilt, welche wiederum in mehrere Capitel zerfallen. Gleich das erste Capitel des ersten Hefts, welches über den ursprünglichen Contract handelt, enthält zum Theil Ansichten, welche von denen des Rec. sehr verschieden sind. Der Vf. faßt diese ganze Untersuchung unter drey Gesichtspuncte zusammen: 1) Sind die Staaten wirklich durch Vertrag entstanden? 2) oder wenn sie auch ohne Ver-

trag entstanden sind, giebt ihnen dieser nicht jetzt ihre Haltung? 3) Und es mag sich mit der Geschichte verhalten, wie es will, sollten wenigstens die Staaten nicht durch Vertrag entstehen und gehalten werden? Keine dieser drey Fragen, behauptet der Vf., könne allein durch Geschichte gelöst werden, indem diese bloß die Facta, so weit die Sinne reichen, angebe, nicht aber die Beweggründe zu diesen Facten, welche nur allein durch Anschauen unserer selbst und durch Schlüsse aufgefunden werden können.

Sittlichkeit oder Bildung zur Freyheit unter der Herrschaft des Gesetzes ist höchster Naturzweck. Des Menschen sinnliche Natur gebietet ihm Selbsterhaltung, dazu sind ihm die äußeren Dinge unentbehrlich; allein nur die Wesen, welche nicht zu seiner Gattung gehören, darf er dazu gebrauchen, alle Wesen seiner Gattung dagegen muß er als Selbstzwecke behandeln. Daraus entwickeln sich alle Rechte und Pflichten in einer Gesellschaft. So entsteht der Begriff von Freyheit und Gleichheit. Nach diesen Bestimmungen fragt sich, wie gelangt der Mensch zur Disposition über Person und Sachen des Andern? Nur durch Vertrag — durch freye Übereinstimmung des Rechtgebenden und Rechtnehmenden. Sonach muß also auch nach dem Vf. Vertrag als die einzige moralisch mögliche Weise, Herrschaft und Unterwerfung, — Staatsverein — zu Stande zu bringen, angesehen werden. — Durch diese Deduction sucht unser Vf. den Staatsvertrag zu begründen; er widerlegt zugleich den Vf. des neuen *Leviathans*, welcher diesen Vertrag ableugnet, weil er mit dem Naturgesetze der Entwicklung in Widerspruch stehe, da dieses beständige Veränderung verlange, Vertrag aber den gesellschaftlichen Zustand figure.

In dem zweyten Capitel des ersten Hefts, in welchem der Vf. von dem gesellschaftlichen Verträge in Beziehung auf die Regierung handelt, sucht er die Gründe zu widerlegen, welche der Vf. des neuen *Leviathans* aus der Genesis der Regierung gegen den Socialcontract hergenommen hat. Hr. Buchholz nimmt die Furcht als die Erzeugerin der Regierung an. Unser Vf. giebt dieß allerdings in so weit zu, daß die Furcht antreibe, Übel zu vermeiden; die Mittel aber, die Art und Weise, durch welche dieß geschehen könne, können nur durch Vernunft aufgefunden werden.

Wie aber auch die Regierung sich gebildet haben möge, so, meint unser Vf., könne sie dennoch nie- gends anders, als durch freye Anerkennung der Regierten, durch Vertrag sich erhalten und ausbilden.



erkennt. Beide Untersuchungen sind hier zusammengefaßt: Zweyerley Forderungen wird nach dem Vf. eine schon etwas gebildete Nation an die Regierung machen, wenn sie in den Fall kommt, sich eine Constitution zu geben: positiv, Erhaltung und Beförderung des sinnlichen Lebens und Wohlfeyns, nega-

der geistigen Entwicklung durch die Constitution, welche Regierungsform die zweckmäßigste seyn, welche gewählt werden? Nur die Klugheit igen Umstände müssen darüber entscheiden. des n. L. verwirft die gewöhnliche Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Jeder Staat sey eine *res publica*, ein Die Gleichheit — Verwerfung aller, sey das Princip der Republik. Achte Gleichheit, bemerkt unser Vf. in der Gleichheit vor dem Ge- des einen sollen gleich heilig seyn als die des andern. Alle Staaten, des neuen Leviathan. Republiken. Dann wieder in Monarchien und unter den ersten versteht er diejenige, wo die oberste Gewalt ungetrennt von einer einzigen, gleich viel ob einer

physischen oder moralischen, Person ist; Polyarchie ist ihm hingegen da, wo Trennung der Zweige der obersten Gewalt Statt findet. — Unser Vf. befolgt die gewöhnliche Eintheilung der Regierungsformen nach der Zahl der Herrscher, in Demokratie, Aristokratie und Monarchie; die neuere ungleich passendere vom Hofrath Herrn aufgestellte Eintheilung in Republik, Autokratie und Despotie hat Rec. zu seiner Verwunderung gar nicht einmal erwähnt gefunden.

Die Schranken, außer den naturrechtlichen, für die Ausübung der obersten Gewalt, sind nach dem Vf. von doppelter Art, entweder positive Staatsgesetze, oder die Theilnahme der Nation oder ihrer Repräsentanten an der Ausübung gewisser Hoheitsrechte. Dergleichen Schranken verwirft der Vf. des n. L. unbedingt. Unser Vf. unterscheidet Trennung und Theilung der Hoheitsrechte unter mehrere Personen, von der Mäßigung und Beschränkung in der Ausübung einzelner derselben. Wo Beschränkung Statt findet, da nennt dennoch der Vf. den Regenten Souverän, zumal wenn er noch obendrein als rechtlich unabhängig von aller menschlichen Gewalt angesehen wird. Nachdem darauf der Vf. die Fichtische Idee eines Ephors geprüft, und ihre Unausführbarkeit gezeigt hat, geht er zu der Untersuchung über, ob Beschränkung oder Unbeschränktheit der Monarchie der Staatsklugheit angemessener sey, und durch welche von beiden der Staatszweck am sichersten erreicht werde. Die Wirkungen der Beschränkung betrachtet er unter 3 Gesichtspuncten, 1) in Hinsicht auf die Thronfolge, 2) in Hinsicht auf die

Art und Weise, wie Verstand und Wille des Regenten zur Identificirung mit dem Staatszwecke fähig und geneigt gemacht wird, und endlich 3) in Hinsicht auf die formellen und materiellen Objecte, die dem Staatszwecke vorliegen, oder in Rücksicht auf den Staatszweck selbst, theils nach seinen inneren, theils nach seinen äußeren Verhältnissen.

Was den ersten Punct betrifft, so ist es, da die Wählbarkeit des Thronfolgers zu vielen Inconvenienzen ausgesetzt ist, nach dem Vf. vorzüglich nöthig, durch eine feste Constitution den Übeln vorzubeugen, welche ein schlechter oder charakterloser Regent, denn beides gilt ja in der Praxis beynah gleichviel, dem Staate zufügen könnte, eine Constitution, welche dem Willen des Regenten eine bestimmte Richtung gebe, und wo zugleich Volksrepräsentanten über die Beobachtung der Staatsgesetze wachen.

Was den zweyten Punct betrifft, die Wirkung der Beschränktheit in Beziehung auf den Verstand und Willen des Regenten, so beleuchtet hier der Vf. einmal die Frage: durch welche von beiden Regierungsformen der Regent am besten einsehen lerne, was er thun soll, also welche von beiden am wohlthätigsten auf seinen Verstand wirke. Die Beantwortung fällt zum Vortheil der beschränkten Regierungsform aus. — 1) Positive Staatsgesetze geben dem Nachdenken des Regenten über den Staatszweck und die Mittel, ihn zu erreichen, eine bestimmte Richtung, hemmen aber dadurch auch gewissermaßen den Flug des Genies, welches sich seinen Regierungsplan selbst entwerfen möchte. 2) Stände erweitern den Gesichtskreis des Regenten, können ihn aber auch beschränken, wenn ihre nöthige Einwilligung die Meditation des Regenten hemmt. — Positive Staatsgesetze verwirft der Vf. des n. L. gänzlich: von keiner Seite soll die Einsicht des Regenten beschränkt seyn, denn er sey die höchste Intelligenz im Staate. Wehe dem Staate, sagen wir mit unserem Vf., wo der Regent sich für die höchste Intelligenz halt, oder wo vielleicht ein außerordentliches Genie auf dem Throne die ganze Staatsmaschine so einrichtet, daß nur ein ihm gleiches Genie sie lenken kann! Sie muß dann unter einem schwachen Regenten, und selten zeigt uns bis jetzt die Geschichte mehrere Genies nach einander auf demselben Throne, bald in vollkommene Desorganisation zerfallen. Jeder denkende Beobachter hat gewiß schon oft Gelegenheit gehabt, diese Bemerkung zu machen, welche noch in den neuesten Zeiten durch das Schicksal der preussischen Monarchie so auffallend bestätigt worden ist. Ob aber gerade Landstände, wie unser Vf. behauptet, das trefflichste Mittel sind, diesem Nachtheile vorzubeugen, darin möchte Rec. nicht unbedingt einstimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## NEUE AUFLAGEN.

Königsberg, b. Nicolovius: *Vaterländisch-historisches Taschenbuch auf alle Tage im Jahre*. Ein Lesebuch zur Unterhaltung für die Freunde der vaterländischen Geschichte und zur Be-

lehrung für die vaterländische Jugend. Herausgegeben von F. Zembach, königl. Prof. Wohlfeile Ausgabe. 1808. 1 Bd. X u. 420 S. 2 Bd. 382 S. 3 Bd. 450 S. 4. (a Thlr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 A U G U S T , 1 8 0 8 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Anti-Leviathan oder über das Verhältniß der Moral zum äusseren Rechte und zur Politik* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ungleich wichtiger aber ist, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt, die Untersuchung der Frage, welche von beiden Verfassungen, die beschränkte oder unumschränkte, am wohlthätigsten auf den Willen des Regenten einwirke. Durch Constitutionen hat man der Sinnlichkeit der Regenten einen Damm zu setzen gesucht. Unser Vf. untersucht daher vorzüglich die Frage: ob überhaupt eine Constitution einen sicheren Damm gegen die Eruptionen eines nicht gut gerichteten Willens abgebe, und gesetzt sie thäte es nicht, ob nicht die Schranke, die jede Verfassung, auf positiven Gesetzen beruhend, der richtigen Einsicht und dem guten Willen des Regenten entgegensetzt, die völlige Wegräumung derselben wünschenswerth macht? Gegen eine ständische Verfassung führt der Vf. selbst 2 Haupteinwürfe an: 1) das Spiel der Staatsmaschine werde verwickelter und schwieriger; 2) angenommen, der Wille der Stände sey aufs Gute gerichtet, wie wird es möglich seyn, ihnen einen bedeutenden Einfluss auf den Willen des Regenten zu verschaffen? Richterliche Gewalt kann ihnen über den Regenten nicht eingeräumt werden, ohne diesem die Souveränität zu nehmen, sie werden also nur durch moralischen Zwang auf die Sittlichkeit der Regenten wirken können; wenn diese ihn daher nicht schon von selbst zum Rechthandeln vermöge, so, scheint es, würden auch die Stände dies nicht zu thun im Stande, also auf jeden Fall vollkommen überflüssig seyn. Allein dagegen bemerkt unser Vf., dass selbst die schon vorhandene Moralität des Regenten durch die Stände eine nicht unbedeutende Hilfe erhalte. Die Achtung für die hohen Menschenrechte seines Volks werde dem Regenten sehr dadurch erleichtert, dass er dasselbe fortwährend in seinen Repräsentanten gleichsam vor sich erblicke. — Aber auch auf die bloße sinnlichen Triebfeder des Willens des Regenten wirkt, nach unserem Vf., eine ständische Verfassung nicht minder wohlthätig. So wirkt sie 1) auf den Trieb der Selbsterhaltung, indem der Regent fürchten muss, die Constitution unter die Füße zu treten, jedoch zugleich auch auf der anderen Seite vor jeder Explosion roher Gewalt gesichert ist, so lange er die Constitution achtet und seine Pflicht erfüllt.

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

So wie auf den Trieb der Selbsterhaltung, so wirkt auch eine beschränkte Verfassung wohlthätig 2) auf die wechselseitige Liebe zwischen Regenten und Volk, welche dadurch sehr befördert werden wird, dass der Regent durch Übernahme constitutioneller Verbindlichkeiten seine Achtung für Recht und Pflicht an den Tag legt; 3) auf die Ehrbegierde. Auch hier giebt unser Vf. der beschränkten Regierungsform den Vorzug, denn nur in ihr könne sich eine öffentliche Meinung bilden, welche ein bestimmtes nachdrückliches Urtheil über die Handlungen des Regenten fälle; auch werde das Streben nach wahrer Ehre in der letzteren Verfassung ungleich mehr dadurch befördert, dass durch die Constitution dem Regenten hohe Zwecke vorgehalten seyen, welche er sich bestreben müsse zu erreichen. Rec. scheint jedoch in einer unumschränkten Verfassung, wo alles Gute, das geschieht, allein von dem Regenten ausgeht, und wo er allein das Verdienst davon hat, diese Triebfeder ungleich mächtiger zu seyn; 4) auf die Begierde nach Herrschaft und Macht. Hier ist es nach unserem Vf. klar, dass gerade der vorzüglichste Nutzen der Constitutionen darin bestehe, dass diese jenem gefährlichen Triebe einen Damm setzen; 5) auf die Begierde nach Reichthum. Die Landstände sorgten für die Erhaltung des Privatvermögens der Fürsten, welches sich vorzüglich in den deutschen Staaten, wo es viele Domänen gab, zeigte, indem hier die Landstände häufig die Kammer Schulden der Fürsten bezahlten. Eben so giebt auch eine Constitution der Begierde nach Reichthum bey dem Fürsten eine vernünftige Richtung, und bewahrt sie am sichersten vor Ausartung. Eine Constitution sichert dem Regenten sein Eigenthum, bestimmt aber auch zugleich, dass er die Beyträge der Unterthanen nur zur Bestreitung von Staatsbedürfnissen verwende. Landstände müssen zu den Auflagen ihre Einstimmung geben und wachen über die gesetzliche Verwendung derselben.

So kommt unser Vf. zu dem Resultate: wäre eine vollkommene Intelligenz und ein durchaus gut gerichteter Wille immer bey den Regenten anzutreffen, so könnten Constitutionen als Beschränkungen überflüssig und wohl sogar nachtheilig seyn. Da aber dies nicht immer der Fall ist, so verdient eine beschränkte Regierungsform den Vorzug, weil sie der Einsicht und dem Willen zu Hilfe kommt, erstere erweitert, und letztere durch moralische und ständische Triebe zum Guten lenkt.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, unserem Vf. in die

Pp

dritte Untersuchung zu folgen, über die Wirkungen, welche die Regierungsform auf das Object des Staats und den Staatszweck und zwar sowohl nach inneren als äußeren Verhältnissen hervorbringt. Der Vf. spricht zuerst von diesen Wirkungen in Beziehung auf die inneren Verhältnisse. Was hier 1) die Fürsorge des Staats für die geistige Natur betrifft, so nimmt Rec. keinen Anstand, über beschränkten Regierungsform unbedingt den Vorzug einzuräumen. Denn a) die Grundform der beschränkten Monarchie, weil in ihr mehr, als in der unbeschränkten, der freye Wille als sich selbst bestimmend erscheint, ist gerade diejenige, welche durch die vernünftig freye Menschennatur gefodert wird. Doch nicht nur für die Grundform, sondern auch b) für die Rechte selbst, welche sich auf die geistige Menschennatur beziehen, für die Denk-, Gewissens- und Religions-Freyheit, ist die Beschränkung ungleich vorteilhafter. Unter Denkfreyheit im rechtlichen Sinne versteht unser Vf. die Befugniß, seine Gedanken zu äußern und andern mitzuthellen, theils durch Reden, theils durch Schriften; also auch Freyheit der Presse und der Correspondenz wird als Theil derselben betrachtet. Es versteht sich jedoch von selbst, daß hier nur von Freyheit innerhalb der Grenzen des Gesetzes die Rede ist. In Lizenz darf sie auf keine Weise ausarten. Daß der sittliche Charakter des Volks hier vorzüglich entscheide, daß selbst in einer unumschränkten Monarchie vollkommene Denkfreyheit Statt finden könne, wie z. B. dieß zu gewissen Zeiten in Dänemark der Fall war, gesteht unser Vf. selbst; nur meint er, könne sich dieselbe in einem beschränkten Staate ungleich leichter entwickeln. — Nicht minder wichtig als Denk- und Press-Freyheit ist zweitens die Gewissens- und Religions-Freyheit. Sie besteht rechtlich in der Freyheit, seine moralischen und religiösen Gesinnungen auch äußerlich zu bekennen; die Hülfsmittel zur Beförderung der Moralität und Religiosität, die eine äußerliche Kirchengesellschaft darbietet, zu gebrauchen; und seine äußerlichen Handlungen jenen Überzeugungen gemäß auch im Verhältnisse gegen den Staat einzurichten. Die Staatsgewalt kann sie beeinträchtigen, sowohl wenn sie sich Befugnisse über die Kirche, gleich als wäre sie in der höchsten Staatsgewalt enthalten, zu eignet, theils indem sie die Pflichten gegen die Kirche, welche sie als eine besondere Gesellschaft betrachtet, nicht erfüllt. Der Vf. widerlegt bey dieser Gelegenheit die von Hobbes und dem Vf. des n. L. geforderte Verschmelzung der Kirche und des Staats, indem diese dem weltlichen Oberhaupte des Staats, als solchem zugestehet, die Kirche zu constituiren, sie nur nach seinem Willen zur Gemeinde zu bilden, ja sogar die Bücher des christlichen Glaubens zu erklären und Glaubens- und Sitten-Lehren der Kirche zu fixiren. Vorzüglich sind es drey Vortheile, welche sich die genannten Schriftsteller und andere von einer solchen Staatsreligion versprechen: a) dem Bedürfnisse eines äußerlichen sinnlichen Gottesdienstes für das Volk abzuhelfen, b) alle Religionsparteyen zu

vereinigen und den Religionshaß auf ewig zu verbannen, c) den Streit zwischen Staat und Kirche zu endigen, und alle dem Staate gefährlichen kirchlichen Lehren fortzuschaffen. Dagegen hält unser Vf. mit Recht die Trennung von Staat und Kirche für unvermeidlich, weil a) der kirchliche Glaube gewisser Sätze allein Gegenstand des intellectuellen Vermögens ist; diese Sätze daher eben so wenig als andere wissenschaftliche Gegenstände durch positive menschliche Gesetzgebung bestimmt werden können. b) Die Sittenlehre, in sofern sie Triebfedern der Tugend angiebt, kann eben so wenig als die Gewissenspflichten, welche nur nach individuellen Umständen bestimmt werden können, Gegenstand positiver Gesetzgebung seyn. Werden gewisse äußere Pflichten von dem Volke als unmittelbar göttliche Vorschriften betrachtet; so soll, nach unserm Vf., der Regent gleichfalls das Recht nicht haben, hierüber willkürliche Bestimmungen zu geben. Sollten sie in zu großem Widerspruche mit dem Staatszwecke stehen: so bleibt nichts übrig, als die Dissidenten zur Auswanderung anzuhalten. c) Der äußere Gottesdienst soll ein and derselbe seyn, wenn auch die Dogmen dem Gewissen eines Jeden überlassen bleiben; allein so würde, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt, der ganze kirchl. Unterricht in Wahrheiten der Religion u. Sittenlehre wegfallen. — Soll dieß nicht der Fall seyn: so müßte er entweder ganz theistisch seyn, und alsdann genügt er dem großen Haufen nicht, der doch den Unterricht am nöthigsten hat, oder es sollen positive Sätze vorgetragen werden — allein wo findet sich Vereinigung Aller auch nur über ein einziges positives Dogma? Indem so dem öffentlichen Gottesdienste, der nur allein in Ceremonieen bestünde, alle geistige Bedeutung fehlte, würde alsdann nothwendig die ganze Liturgie selbst zwecklos und verächtlich werden, Geist und Leben aus der Religion entweichen. Schließendlich bemerkt noch unser Vf., daß durchgängliche Gleichstellung aller Religionsparteyen, sehr leicht die wohl erworbenen Rechte und das Eigenthum einzelner derselben Gefahr laufen, geschmälert zu werden.

Wird nun Gewissens- und Religions-Freyheit besser unter einer beschränkten, als unter einer unbeschränkten Regierungsform gedeihen? Landstände, meint unser Vf., werden die Rechte der Kirche gegen willkürliche Eingriffe des Regenten schützen, vorzüglich da, wo eine herrschende Kirche sich findet, und diese einen wesentlichen Theil der Staatsverfassung ausmacht. Dort seyen 1) die Rechte der Kirche constitutionell bestimmt, und es könne dadurch 2) dem Bestreben des Regenten, Religions- und Gewissens-Freyheit zu stören, vorzüglich seiner Herrsch- und Hab-Sucht kräftiger entgegengearbeitet werden.

Unser Vf. geht darauf 2) zur Untersuchung des Einflusses über, den jede von beiden Regierungsformen auf den eigentlichen Staatszweck, auf Erhaltung des Sittenlebens und sinnlichen Wohlfeyns ausübt. Vorläufig bemerkt er als sehr richtig für

die Erhaltung der Integrität des Staats, daß nur da, wo dieser auf einem ausdrücklichen durch Urkunden bestätigten Vertrage beruhe, es schwer seyn würde, willkürliche Veränderungen mit seinem Gebiete vorzunehmen; freylich in unferen Zeiten ein wenig praktischer Satz. Darauf untersucht er den Einfluß der verschiedenen Regierungsformen auf die Nat. Glückseligkeit aus drey Gesichtspuncten, in Beziehung auf Gesetzgebung, richterliche und vollziehende Gewalt. Was 1) die Gesetzgebung betrifft, so fragt sich, durch welche von beiden Formen sich die Materie der Gesetze, so wie die höchste Gewalt sie zu bestimmen hat, mit dem Zwecke der Nat. Wohlfahrt am leichtesten in Übereinstimmung bringen läßt? Unser Vf. unterscheidet hier Staatsgesetze von der Privatgesetzgebung. Was die Staatsgesetze im weiteren Sinne, oder alle diejenigen Gesetze, welche die wechselseitigen Verhältnisse und Pflichten der Regenten als Individuum und der Unterthanen festsetzen, betrifft, so entsteht durch eine beschränkte Verfassung der Vortheil, daß es ausdrückliche Verträge sind, durch welche Rechte und Verbindlichkeiten zwischen Regenten und Unterthanen festgesetzt werden; dadurch wird sowohl das Recht zwischen Herrn und Unterthanen gewiß gemacht, als auch nicht nach dem einseitigen Interesse desjenigen, der die Pflicht auflegt, bestimmt — das Letztere ist vorzüglich bey der Besteuerung richtig. Nicht minder einleuchtend ist, nach unserm Vf., der Vorzug einer Constitution in Beziehung auf die Privatgesetzgebung in ihren verschiedenen Zweigen der Criminal-, Civil- und Policey-Gesetzgebung. Bey der Criminalgesetzgebung verdient die beschränkte Verfassung vor der unbeschränkten vorzüglich in dreyerley Rücksicht den Vorzug: 1) weil der Regent bey persönlichen Beleidigungen, bey Verbrechen des Hochverraths und der beleidigten Majestät dadurch gehindert wird, dem Gefühle der Rache zu sehr nachzugeben; 2) weil er eben so gehindert wird, die Strafen als Mittel zur Unterdrückung der Freyheit zu gebrauchen; 3) und bey Bestimmung dessen, was Verbrechen seyn soll, statt des allgemeinen und individuellen Staatszwecks nur seine Privatneigung zu Rathe zu ziehen. Landstände können ein treffliches Schutzmittel gegen diese Mißbräuche abgeben. — Bey der Civilgesetzgebung kann gleichfalls die Neigung des Regenten in gewissen Fällen von nachtheiligen Folgen seyn. Bey der Policeygesetzgebung endlich zeigt sich der Nutzen einer beschränkten Verfassung vorzüglich darin, daß dadurch die Klippe vermieden wird, an welcher sie so leicht zu scheitern Gefahr läuft, Kränkung des Rechts der Einzelnen aus Gründen oder Vorwänden des öffentlichen Wohls; dagegen aber freylich die ängstliche Beachtung der Formen, welche in einer beschränkten Monarchie nothwendig ist, häufig das summarische Verfahren der Policey hemmen wird — z. B. in England. II) Die richterliche Gewalt ist eigentlich in der executiven mit enthalten, und wird nur deshalb von ihr unterschieden, um ihre Unabhängigkeit

von der Regierung zu sichern. Offenbar ist, nach unserm Vf., der Nutzen der Constitution, als einer Schutzwehr gegen Cabinetsjustiz. Die Inamovibilität der Richter wird nur in einem constitutionellen Staate gegen willkürliche Eingriffe des Regenten geschützt seyn. — Um so zweifelhafter kann der Vorzug einer beschränkten Verfassung III) bey der executiven Gewalt erscheinen, obgleich unser Vf. nicht ansteht, ihr auch hier den Vorzug zu ertheilen.

Nachdem so der Vf. den Einfluß der verschiedenen Regierungsformen auf die inneren Staatsverhältnisse gezeigt hat, spricht er endlich noch vom dem Einflusse derselben auf die äußeren völkerröthlichen Verhältnisse der Nationen unter sich. Nun allgemein verbreitete Sittlichkeit würde je im Stande seyn, einen allgemein dauernden Frieden unter unabhängigen Nationen zu schaffen; jedoch da diese vorzüglich in unsern Tagen nicht leicht zu erwarten seyn möchte, so kommt es hier darauf an, zu untersuchen, welche von beiden Regierungsformen, die beschränkte oder unumschränkte, dem Friedenszustande unter den Nationen am günstigsten ist. Es ist diese ganze Untersuchung hauptsächlich gegen die Behauptung des Vfs. des n. L. gerichtet, daß Polyarchie den Staat zur Excentricität führe, weil ihr durch das Princip der Trennung die Tendenz auf seine inneren Verhältnisse genommen sey, daher sie eine durchaus feindliche Tendenz gegen andere Staaten habe, da hingegen Monarchie in dem Sinne des n. L. zur Concentricität führe, und aller Antinationalität entgegengesetzt sey. Rom und England werden als Beweise angeführt. Sehr wahr bemerkt dagegen unser Vf., daß sich eben so viele, wo nicht mehrere Beyspiele anführen lassen, wo unumschränkte Verfassung mit Excentricität, beschränkte mit Concentricität verbunden gewesen sey. Aber selbst bey den beiden angeführten Staaten findet sich Hn. Buchholz Behauptung nicht bestätigt. Rom fuhr fort zu erobern, als schon längst die Polyarchie in die unumschränkste Monarchie umgewandelt war. Ware Monarchie so nothwendig mit Concentricität verbunden: so hätte ja von der Zeit an Rom in beständig friedlichen Verhältnissen mit den anderen Völkern leben müssen. Aus ganz anderen Quellen entspringt die Eroberungssucht der Völker; in Monarchien vorzüglich entweder aus einem Nationalinteresse, oder aus persönlichen Neigungen des Regenten. Des Nationalinteresses kann entweder auf Selbsterhaltung sich gründen, wenn der Boden das Volk nicht mehr nährt, es also seine Subsistenzbasis mit Gewalt zu erweitern suchen muß, oder auch auf selbststüchtige Neigungen der Nation; um eingebildete Bedürfnisse zu befriedigen. Im ersten Falle, wenn Selbsterhaltung den Krieg nothwendig zu machen scheint, wird die Regierungsform vollkommen gleichgültig seyn; nur wenn selbststüchtige Neigungen die Nation zum Kriege reizen, möchte wohl eine unumschränkte Monarchie vorausgesetzt, daß ein weiser Regent sich über das Volksvorurtheil erhebt, tugendlicher zur Erhaltung des Friedens seyn.

gegen alle andere Völker.

Mit Recht wird dem Vf. des n. Lev. vorgeworfen, daß er das Streben nach Übergewichte im Handel, als identisch mit dem Streben nach Universalmonarchie betrachtet; daß er höchst ungerecht den englischen Nationalcharakter nach der Handlungsweise einiger Minister und Gouverneurs beurtheilt, daß er endlich Nationalgeist und Patriotismus, durch den sich die englische Nation vor vielen andern so rühmlich auszeichnet, mit Antinationalität verwechselt. Zum Beweise, daß sich in der englischen Staatsverfassung ein sehr achtungswerther Nationalcharakter ausdrücke, führt unser Vf. dagegen an, daß indem englischen Gesetzen und Sitten das Individuum mehr als anderswo als Selbstzweck behandelt werde. Daher das Gefühl bürgerlicher Gleichheit unter allen Ständen, daß diese Richtung der Individualität sich aufs Schönste mit der Allgemeinheit gepaart finde; daher in England die hohe Ehrerbietung für das Gesetz, der Gemeingeist und die Publicität, daß man nie Unrecht die Engländer beschuldige, als kannten sie kein anderes Interesse, als das des Handels und die Begierde nach Reichthum, da doch keine andere Nation so sehr, als die englische, durch ihre Gesetze und Gewohnheiten die Sorge für die Rechte der geistigen Natur an den Tag gelegt habe — man denke nur hier wieder an die Denk- und Pressfreyheit, und an die hohe Achtung der Engländer für Religion. Aus diesem geistigen und sittlichen Charakter der englischen Nation ist denn auch die Constitution hervorgegangen, unabhängig von dem Anleibsystem. — Rec. kann nicht umhin, den Schluss dieser Untersuchung mit den eigenen Worten des Vfs. hinzusetzen: „Möge daher immer, wenn je ein unbeugsames Schicksal es gebieten sollte, Englands Credit sinken, mögen seine Flotten zerstört, seine Besitzungen in anderen Welttheilen ihm genommen, sein Handel geschwächt oder gar zernichtet werden; bleibt nur das schätzbarste Kleinod einer Nation, bleibt die Gerechtigkeit und Moralität des englischen Volks, die von allem Materieilen unabhängig ist: — so trotz auch seine Constitution noch fernerhin den wilden Stürmen der Zeit. Aber sollte durch ein grausames Verhängniß und eigene Schuld des Volks seine Moralität verflungen werden: dann freylich wird auch diese Nation das Schicksal aller moralisch gebildeten

rd' zusammen ihrer Ver-

ohne Unterbrechung um dessen System der dem Leser darzustellen sein Urtheil über das allgemeine Bemerkung des ganzen Und Nachtheile der ver, der beschränkten und scheint unser Vf. in seyn, welchen seit th-praktische Schrift- Beyspiel von England m; sie sahen hier ein erfassung, welche die dem Volke eine große te, zu derselben Zeit, bränkt regierten Staat weniger blühenden ir verzeihlich war es theoretiker den grossen sten Lage wirklich so ls sie viele darstellten, — aus dessen Verfassung ableiteten. Sie wenigstens zu überse Lage größtentheils

durch ganz andere Umstände, welche mit der Verfassung nichts zu thun hatten, herbegeführt worden war, z. B. durch dessen geographische Lage, welche, indem sie dasselbe von dem übrigen Europa trennte, die Bildung eines Nationalgeistes und Nationalcharakters sehr erleichterte, welche, durch die Sicherheit und die lange ungestörte Ruhe von äußeren Angriffen, der Nation ein hohes Selbstgefühl beybrachte. Aus dieser Lage des Landes floß der ausgebreitete Handel, der hier, so wie allenthalben, der Bildung eines republicanischen Geistes sehr günstig war. Die Constitution bildete sich als Wirkung, nicht als Ursache des Nationalgeistes. Auch in England bestätigte sich das Phänomen, daß bey einer jeden Verfassung ungleich weniger auf die Form, als auf den Geist ankommt. Indem man nun in der Theorie die englische Staatsverfassung als das Ideal einer Verfassung aufstellte, bemühte man sich, Kriterien einer trefflichen Verfassung anzugeben, welche beynah sämmtlich von der englischen entlehnt waren. Dahin gehört vor allen die Vertheilung der Gewalten, welche bey manchen Theoretikern eine so wichtige Rolle gespielt hat. Mag man sie immerhin Trennung oder Beschränkung nennen, man wird nur größtentheils über Worte streiten, insofern die Sache nach beides beynah auf Eins hinausläuft. Daß der Ausdruck Gewalten sehr unzweckmäßig gewählt sey, indem es eigentlich nur die ausübende Macht der Gewalt des Staats ist, die beiden anderen dagegen nur ein rechtskräftiges Urtheil erfordern, ist schon von Anderen bemerkt worden.

(Der Beschl. folgt im nächsten Stücke.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 AUGUST, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Anti-Leviathan oder über das Verhältniß der Moral zum äussern Rechte und zur Politik u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Rec. glaubt, dass diese ganze Untersuchung über die Vertheilung der Gewalten von sehr geringem praktischem Interesse sey, indem, so streng man auch die verschiedenen Zweige der obersten Gewalt vielleicht in der Theorie trennen mag, dennoch in der Praxis die höchste Gewalt bey demjenigen seyn wird, der die executive in Händen hat; nur von seinem Willen, der freylich durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung häufig im Zaum gehalten werden kann, wird es doch immer bey Collisionsfällen abhängen, in wie weit er die anderen respectiren will. Es wird daher eine jede solche Vertheilung nur immer eine schwache Schranke gegen Regenten-Willkühr seyn, nur eine Vertheilung auf Treu und Glauben. Glaubte der Regent es wagen zu dürfen, so wird er diese Schranke zerbrechen und seine Gewalt willkürlich ausdehnen. Auch hier ist es daher nur die Furcht, nicht das Recht, welche den Umfang seiner Macht bestimmt. Doch vom Rechte kann dabey überhaupt gar nicht die Rede seyn; jede Verfassung ist rechtlich, sobald der Regent das Rechtsgesetz will, die Regierungsgewalt mag darin vertheilt seyn, wie sie will. Eine jede Beschränkung des Regenten durch Gesetze bleibt überhaupt immer von sehr zweifelhaftem Nutzen. Fürchtet der Regent die öffentliche Meinung, dann ist das beschränkende Gesetz vollkommen unnöthig; — fürchtet er sie nicht, dann ist das Gesetz gleichfalls unnütz, indem der Regent es ohne Bedenken übertritt. Sollte überhaupt, wie Hr. Prof. Fries in der oben angeführten Schrift sehr richtig bemerkt, durch die Verfassung der Eigenmacht des Regenten ein Gegengewicht gesetzt werden: so müsste dies durch eine Vertheilung der Gewalt des Staats selbst, durch eine Vertheilung der executiven Macht geschehen. Allein abgesehen von der daraus unvermeidlich entstehenden Schwäche und Verwirrung, wer würde es dennoch hindern, dass zwey sich eigenmächtig vereinigen, oder der stärkere Regent den schwächeren unterdrückte? — Überhaupt ist Rec. überzeugt, dass sich im Allgemeinen ganz und gar nicht bestimmen lasse, welche Form der Regierung — versteht sich, dass hier von der Despotie, der alle Rechtlichkeit fehlt, gar nicht die Rede seyn kann — den Vorzug verdiene. Durch allgemeine Regeln wird man hier, so wie überhaupt in der Politik, nie recht weit kommen. Es

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

wird immer die Beantwortung dieser Frage von den jedesmaligen gegebenen Umständen, von der besondern Lage, von dem Zustande der Cultur eines Volks abhängen, welche Verfassung für dasselbe die zweckmässigste sey. Was würde z. B. die englische Verfassung einem Reiche wie Russland nützen? Eine jede noch so schulgerecht verfasste Constitution wird tochter Buchstabe, eine jede Staatsverfassung leblose Maschine bleiben, sobald sie nicht auf den Charakter und den Geist der Nation berechnet ist, der auch ihr erst Geist und Leben mittheilen muss. Jedoch soll damit nicht so viel behauptet werden, als sey die Form der Verfassung vollkommen gleichgültig — dies ist sie gewiss nicht, insofern die eine Form geschickter ist, als die andere, das Wirken und Treiben des Geistes zu nähren und zu befördern. Alle näheren Bestimmungen und Modificationen aber, z. B. in wie weit Publicität einzuführen ist etc., werden immer ganz allein nach der besondern Lage des Volks und des Landes zu bestimmen seyn.

S. 386 — 396 spricht unser Vf. von der Centrifugal- und Centripetal-Kraft der Regierungsmaschine, und beleuchtet dabey die Frage: ob die Einheit der Regierung im Verhältnisse gegen die Staatsdiener bloß in der unumschränkten Monarchie und durch das Mittel der völligen Souveränität, oder nicht auch in der beschränkten Monarchie erhalten werden könne. Unser Vf. meint, der bürgerliche Gehorsam müsse selbst noch mehr verstärkt werden in einer beschränkten Verfassung, da hier die Autorität des Monarchen ungleich mehr mit der Herrschaft des Gesetzes identificirt erscheine, als in der unumschränkten. Hieran möchte jedoch Rec. wohl zweifeln, da er die Furcht für das einzige Motiv des Gehorsams der Unterthanen gegen den Regenten hält. Diese wird gewiss da grösser seyn, wo keine constitutionelle Schranke der Ausübung der Regenten-Macht Hindernisse in den Weg stellt. Aber, fährt unser Vf. fort, auch selbst die vollkommenste Souveränität giebt dem Monarchen noch keine Sicherheit gegen die Störung der Einheit, indem der Gehorsam der Staatsdiener doch auch sehr oft in ihrer Moralität Schranken finden kann. Dem Rec. scheint unser Vf. hier zu weit zu gehen, indem er den Unterschied zwischen Widerpenftigkeit aus bösem Willen und aus Chikane, und der Verweigerung des Gehorsams aus höhern moralischen Beweggründen nicht beachtet. Damit will jedoch Rec. dem Vf. des n. Lev. keineswegs das Wort reden, wenn er die Staatsdiener zu bloßen Maschinen herabzuwürdigen strebt, eine Ansicht, welche uns innig verhasst ist. In den Bemerkungen über die von Montesquieu aufgestellten Verfassungsprinci-

Qq



pe, welche auf die Untersuchung über die Centrifugal- und Centripetal-Kraft der Regierung folgen, bemüht sich unser Vf., die Verwechslungen der Begriffe aufzudecken, deren sich *Montesquieu* schuldig gemacht hat, indem er die Begriffe von moralischer und politischer Tugend nicht sorgfältig genug von einander trennt. Unser Verf. versteht unter politischer Tugend die Übereinstimmung der Individualität mit der Allgemeinheit, und die Unterordnung der ersteren unter die letztere, wenn sich diese Übereinstimmung bloß in äußerlichen Handlungen zeigt. Die moralische Tugend entspringt aus reiner Achtung fürs Gesetz und aus der Liebe Gottes, die politische aus bloß sinnlichen Triebfedern, aus Hoffnung eines sinnlichen Guts und aus Furcht eines sinnlichen Übels. Diese sinnlichen Triebfedern sind aber nicht einmal hinreichend, um nur das äußere Gute, das der Staat verlangt, zu Stande zu bringen; daher kein Staat ohne reine Moralität bestehen kann. Nach dieser Darstellung schließt denn unser Vf. sehr richtig, daß Tugend nicht als ausschließliches Princip irgend einer Regierungsform angenommen werden könne, indem kein Staat ohne die moralische Tugend bestehen könne, eben so wenig, als ohne die politische Tugend, deren Object äußere Legalität ist; solle die *Montesquieu'sche* Principien-Eintheilung eine feste Unterlage haben, so müsse die Frage darauf gestellt werden, welche von den verschiedenen Regierungsformen der moralischen Tugend am meisten bedürfe, und welche sinnlichen Triebfedern sich in den einzelnen Regierungsformen vorzüglich thätig bezeigen.

Den Beschluß des ganzen Werks machen noch einige allgemeine Bemerkungen über Adel und Geistlichkeit. Der Vf. erklärt sich zwar gegen die ausschließliche Befugniß des Adels zu gewissen Staatsämtern, will ihm aber dagegen alle diejenigen Vorzüge erhalten wissen, welche eines Eigenthums im juristischen Sinne fähig sind, wohin er vorzüglich das Recht der Reichs- und Land-Standschaft rechnet.

Aus dem ganzen Inhalte des Buches, welchen Rec. so treu und ausführlich als möglich anzugeben bemüht gewesen ist, leuchtet die Denkungsart des Vfs. aufs schönste hervor. Es ist ächt deutscher Sinn, hohe innige Achtung für Recht und Gesetz, welche ihn allenthalben charakterisirt. Hat ihn auch das Bestreben, die rechtliche Form überall wiederzufinden, mitunter zu unhaltbaren Behauptungen verleitet; hat er gleich, seinen Gegenstand nur aus dem philosophischen Gesichtspuncte betrachtend, den historischen unstreitig mehr als billig vernachlässigt: so wird dennoch gewiß in jeder deutsche Leser mit wahrem Vergnügen in vielen Stellen seine innigsten Gefühle ausgesprochen erblicken, wird mit tiefster Überzeugung in das Endresultat des Vfs. mit einstimmen: daß ohne Religion keine menschliche Tugend, ohne Tugend keine Freyheit, ohne Freyheit keine der hohen Menschennatur würdige Regierungsform Bestand haben könne! Allgemeine Beherzigung verdienen gewiß die Worte, welche der Vf. am Schlusse der Einleitung uns zuruft: „In der Ungeitlichkeit und Unsittlichkeit unseres Zeitalters, oder vielmehr mancher unserer Zeitgenossen, liegt die Quelle unseres Elends: daher

alles Übel das uns drückt. Rom mußte erst so unsittlich werden, als es am Ende der Republik war, ehe es jene Cäsaren, deren Andenken uns Tacitus als Gegengift für unsere Unsittlichkeit aufbewahrt hat, zu Tage fördern konnte. Die Völker werden nur immer das, wozu sie sich durch ihr sittliches Betragen selbst machen. Ändert eure Gesinnungen, steigt von der niederen Region der Erde, die euch so sehr anzieht, zu den höheren Sphären des Geistes hinauf, werdet Bürger des Reichs der Wahrheit, der Sittlichkeit und des Rechts — dann wird euch alles übrige von selbst zufallen!“ A. L.

### GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren*, von Fried. Thiersch, drittem Lehrer der alten Sprachen am Gymnasio zu Göttingen. 1808. 7 Bog. in Fol. (8 Gr.)

Gewiß wird jeder Kenner sich des grade in diesem Zweige der Erudition so seltenen wissenschaftlichen Bestrebens freuen, welches den Vf. gegenwärtiger Tabellen über den eingeführten willkürlichen, und nur in schlecht verknüpften Äußerlichkeiten bestehenden Zusammenhang unter allen Theilen der griech. Conjugation hinausgehn, und einer tiefer begründeten, lebendigen Verwandtschaft mit dem unfehlbaren Erfolg nachspüren liefs, der keiner in Geist und Wahrheit aufgefaßten Idee zu entstehen pflegt. Auch war keinem Theil der griech. Grammatik eine consequente Behandlung mehr zu wünschen, als grade dem Verbum; da die unbegrenzte Willkührlichkeit der *Lenax*-schen Analogie von der einen, das Weitschweifige, und bloß Mechanische der gebräuchlichern *Deductio*-methode von der anderen Seite, als die Ursachen anzusehen sind, daß die Anfänger — besonders in grössern und öffentlichen Lehranstalten — so selten und immer so spät zur Gründlichkeit im griech. Paradigma gelangen. Denn die erstere führt zu bequemer Seichtigkeit, und die andere schreckt durch das Gewirr ihrer Regeln, Ausnahmen, Ausnahmen von Ausnahmen u. Anomalien schon von fern. Dazu ist bey dem jüngeren Lehrling begreiflicher Weise keine Geisteskraft so ungeübt, als die, so von den bisherigen Methoden ausschliesslich in Anspruch genommen wurde, das Gedächtnis: wer aber schon anderweitig eine gewisse Consequenz gewöhnt ist, wird einem Verfahren, das ohne Werth in sich und nur ein nothwendiges Übel ist, nimmermehr Liebe abgewinnen.

Der Vf. giebt uns die sichere Überzeugung, daß ihm eine reine und würdige Idee vom Geist des hellenischen Alterthums überhaupt beywohne; indem er das tiefe, überall gleich verbreitete Leben desselben auch in der grammatischen Ausbildung der griechisch. Sprache wahrzunehmen weifs, und aus solchen Gesichtspuncten eine ununterbrochene, organische Entwicklung eines Hauptzweiges versucht. Er führt also das Wort, (von dessen nach und nach entstehenden, sich entwickelnden u. gesetzmässig anschliessenden Theilen nur dann eine deutliche Übersicht gewonnen werden kann, wenn man den ganzen Proceß des Werdens und Weiterbildens zu verfolgen vermag,) auf den Punct seiner ursprünglichen, reinsten Existenz, auf den *Wortstamm*, zurück, mit dem billig alle geistvolle

Sprachentwicklung beginnt; und nimmt in jedem Verbum einen doppelten, *einen kurzen und einen langen* an (z. B. von τυπτω: τυπ. u. τυπτ.). Unter die letztern werden auch die Stämme gezählt, deren zweyte Sylbe auf einen Vocal ausgeht: desgleichen die einfylbigen υ, τ, στα, &c. Was dem ersten Blick in diesen Annahmen willkürlich scheinen könnte, verschwindet da, wo die gemachte Anwendung die Richtigkeit des Satzes erweist. Überhaupt bedient sich der Vf. seinem Zwecke treu, der Kürze apodiktisches Darstellens, und läßt das Ganze über das Einzelne entscheiden.

Die Schlussbuchstaben der Stämme bilden nun drey verschiedene Classen für die Conjugation; und darnach werden die Verba, als *pura*, *muta* und *liquida*, unterschieden. Eine durch die ganze Sprache gehende Veränderung erleiden die Stämme durch das *Augmentum*: eine andere, nicht so allgemeine, durch die *Umwandlung der langen in kurze*. Nachdem von beiden das Nähere beygebracht worden: geht der Vf. zum Paradigma selbst über, von dem zuerst die verschiedenen Zeiten vereinfacht und höheren Begriffen untergeordnet werden. Man findet demnach nur *drey Haupttempora* angenommen: *Præsens*, *Præteritum*, *Futurum*, deren jedes ein der Form nach von sich abhängiges Nebentempus bildet: *Imperfectum*, *Plusquamperfectum*, *Aoristus*. Nun kommt aber ein jedes Haupttempus mit seinem Nebentempus, wie schon bemerkt worden, durchgängig in doppelter Form, einer langen und einer kurzen, vor: woraus zwölf Tempora, je zwey und zwey, hervorgehn. Jedes Paar von diesen ist ähnlich gebildet, und beide Einzelheiten desselben können also nach einer Regel vom Stamm hergeleitet werden. Ihr wechselseitiges Verhältniß giebt folgendes Schema:

### I. Præsens.

- |                                     |                                    |
|-------------------------------------|------------------------------------|
| 1. Kurzer Stamm.                    | 2. Langer Stamm.                   |
| a. Præsens breve oder secundum.     | a. Præsens longum oder primum.     |
| b. Imperfectum breve oder secundum. | b. Imperfectum longum oder primum. |

### II. Præteritum, oder Perfectum.

- |                                 |                                  |
|---------------------------------|----------------------------------|
| 1. Kurzer Stamm.                | 2. Langer Stamm.                 |
| a. Perfectum breve od. sec.     | a. Perf. long. od. prim.         |
| b. Plusquamperf. breve od. sec. | b. Plusquamperf. long. od. prim. |

### III. Futurum.

- |                           |                            |
|---------------------------|----------------------------|
| 1. Kurzer Stamm.          | 2. Langer Stamm.           |
| a. Fut. breve od. sec.    | a. Fut. long. od. prim.    |
| b. Aorist. brev. od. sec. | b. Aorist. long. od. prim. |

Jedoch giebt es kein einziges Verbum, von dem alle zwölf Tempusformen in Gebrauch wären: am allerwenigsten das doppelte Præsens, das in στυάχω, στυάχω vorkommt. Manche haben nur die kurzen; manche wieder die langen Tempora ausschließlich: die meisten aus beiden Fällen einzelne. Nach den gegebenen Regeln der Verkürzungen lassen sich indess beide Formen bilden, sobald man den langen Stamm hat. Hieran schloß sich noch der allgemein gültige Satz, daß jedes Nebentempus das Augmentum annimmt: woraus sich denn auch die sonst auffallende Verdoppelung desselben in den Plusquamperfectum als natürlich, ja notwendig, ergibt.

Auf die allgemeinen Regeln für die Behandlung der Stämme folgen die besonderen für die drey angenommenen Classen der Zeitwörter:

A. Verba pura. Diese haben nur dann die kur-

zen Stämme, wenn der Schlussvocal lang ist. und verkürzt werden kann, als αἰον. αἰο. — Eigentlich also finden hier nur die sechs langen Tempora Statt; in denen — mit Ausnahme des Præsens, also auch des Imperfectum — der kurze Endvocal zu dem verwandten langen wird. Die folgende Übersicht, die uns bey den zwey anderen Classen einer ähnlichen Mühe überheben mag, wird zeigen, daß sich aus diesen einfachen Prämissen alle Zeiten eines Verbum purum mit unfehlbarer Richtigkeit leicht ergeben:

Stamm: τιμα.

Præf. long. τιμα. Perf. long. τετιμα. Fut. long. τιμα.  
Imperf. long. τιμα. Plusq. long. τετιμα. Aor. long. τιμα.  
Fügt man die sechs Endungen, ω für Præf., ου für Imperf., α für Perf., σαι für Plusq., ωω für Fut., α für den Aor. hinzu: so sind alle Tempora für die ganze Classe vollständig gebildet.

B. Verba muta. Doppelte Stämme. Die langen werden wie die verba pura behandelt: mit wenigen, in musterhafter Kürze und Klarheit entwickelten Ausnahmen. Vereinfachung der ganzen griechischen Conjugation durch Reduction der beiden Præsentia auf Eins; da die langen sowie die kurzen, nebst ihrem Imperfectum, auf Einerley Weise gebildet werden. Da die Lehre vom Augmentum überall gilt, dürfen auch hier nur die Endungen der Tempora angeschlossen werden, um die Tempora selbst, wie bey dem Verbum purum, zu gestalten.

C. Verba liquida. Alle Tempora von kurzen Stämmen, Præsens und Imperfectum ausgenommen. Formation, wie die bey dem verbum mutum beschriebene. Anomalisch sind einige Aoristi auf α, mit Verdoppelung des kurzen Stammvocals, als φάτω, φάτω. ἐφύνα, and einige Perfecta auf α, als πέφαγα. — Die Bestimmung der Modi und der Personen endlich hängt wieder von ganz allgemeinen Regeln ab. Sowie der Stamm das Tempus kund macht, so bezeichnet der ihm angehängte Charaktervocal den Modus, und die zum Charaktervocal gefügte Endung die Person, womit das Verbum vollständig ausgebildet ist.

Als Charaktervocal zeigt sich im Indic. act. und pass. — α mit Ausnahme einiger Tempora, in der ganzen Conjugation — in prima pers. sing. dual. und plur. und in tert. plur. ο —, in den übrigen aber ε — wozu dann die Endungen des Tempus treten. Hier das Paradigma Indic. praes. act. nach τυπτω.

Sing. 1. τυπτ—ο—ο	2. τυπτ—αι—αι	3. τυπτ—ει—ει
Dual. 1. τυπτ—ο—μυ.	2. τυπτ—ο—το.	3. τυπτ—ο—το.
Plur. 1. τυπτ—ο—μεν.	2. τυπτ—ο—τε.	3. τυπτ—ο—σιν.

wovon sich die tert. plur. nach dem Vorausgeschickten über τς und über ος, bey Vereinigung des Charaktervocals und der Endung, sogleich in οντ auflöst.

Wir würden nicht ermüden, den Vf. auf dem ganzen Wege seiner Deduction zu begleiten, wenn uns nicht der Raum Fesseln anlegte. Sonst verdiente besonders die vortrefflich gelungene Synthesis des Passivum, das so mit Wahrheit, wegen der Übereinstimmung seiner Theile und wegen der Regelmäßigkeit derselben, wegen des Wohllauts und der Rundheit seiner Formen, das größte, unerreichbare Meisterstück der Sprachbildung genannt werden kann, näherer Beleuchtung: aber bey dem unterbrochenen, auch nirgends durch hypothetische Sprünge gestörtem Gang, den der Vf. geht, würden der Schritte bis dahin für unsere Anzeige zu viele werden. Auch glauben wir

von der Einfachheit seines Verfahrens, sowie von dessen Fasslichkeit, selbst für den noch wenig geübten Verstand, hinlängliche Proben gegeben, und auf die Anwendbarkeit dieser Tabellen, bey dem Schulgebrauch genügend aufmerklich gemacht zu haben. Doch wäre dieser Werth allein immer noch ein sehr bedingter, ja zweydeutiger. Indess gilt auch von des Vfs. Entwicklungssystem, was von allem auf wissenschaftlichem Wege Erworbenen gilt, daß es für jedes äußerliche Verhältniß gleiche Gültigkeit und Wahrheit hat. Den gewiss nicht geringen Gewinn des erleichterten Lernens lassen wir also, und bemerken nur, wie so manche Dunkelheiten in der griechischen Conjugation vor dieser allgemeinen Übersicht verschwinden. Dahin rechnen wir besonders das Kreuz älterer Grammatiker, den so lange nachgespürten Unterschied der beiden Futura und der beiden Aoristi unter einander, von dem nun keine Rede mehr seyn kann, da der Ursprung der doppelten Formen dargethan ist. Eben so wird auch die Entwicklung der Bedeutungen mancher Tempora durch die Ableitung der schwereren Nebentempora von den leichteren Haupttemporibus befördert. Der größte Gewinn aber bleibt immer der, organisches Leben gebracht zu haben in eine uns zuvor todte Masse, und die kunstvolle und reiche Absichtlichkeit eines Sprachsystems erwiesen zu haben, das lange für das unbeseelte Werk der Willkühr oder des Zufalls gegolten hat.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Kleinigkeiten anzumerken, die wir bey einer baldmöglichen wiederholten Auflage in den beiden ersten Tabellen, die vorbereitende allgemeine Regeln enthalten, geändert wünschten. Denn das System selbst lassen wir durchaus unangetastet, da ein solches — seinem allgemeinen Begriffe nach — nur anerkannt oder vernichtet, nicht modificirt und rectificirt werden kann.

Gleich im Abschnitt von den Diphthongen scheint es, als halte der Vf.  $\alpha\iota$  und  $\bar{\alpha}$  für gleichbedeutend, was sich schon dadurch als unrichtig zeigt, daß die Veränderung ganz grundlos wäre. Das Alpha mit unterschriebenem Jota ist aber allemal Triphthong, oder; das Jota kann nur unter ein schon durch Contraction langes Alpha geschrieben werden: so wie das Alpha kurz seyn muß, um den Diphthong  $\alpha\iota$  zu bilden. Den Beweis dafür enthält theils die Analogie des  $\eta$  und des  $\omega$ , theils die Contraction der *secundæ* und *tert. pers. sing. praes. act.* der *verba pura* auf  $\alpha\omega$ , in denen wir die Entstehung des  $\bar{\alpha}$  am besten wahrnehmen können, und denen wir das  $\acute{\alpha}\sigma\iota\delta\omega$ , u. —,  $\acute{\alpha}\delta\omega$ , beysügen. Die Form  $\alpha\iota\delta\omega$  bey *Schneider* ist also ganz ungrisch. Beweisend ist ferner das Verbum  $\acute{\alpha}\sigma\sigma\epsilon\iota\upsilon$ , das die Antepenultima immer lang hat. *Odyss.* 10, 99. *Pind. Nem.* 8, 69. (nach *Hermanns* nothwendiger Verbesserung in seiner *Commentatio de metr. Pind.* T. 3, p. 331. *Hayne.*) *Soph. Trach.* 843. Br., und daher, wo es zweysylbig seyn soll,  $\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ , niemals  $\acute{\alpha}\iota\sigma\sigma\omega$  hat. Wir zweifeln nicht, daß sich noch mehrere ähnliche Beweise finden lassen.

Die *litterae tenues* werden §. 3 die gelindesten in der Aussprache genannt, welches unrichtig ist. Denn die gerade heißen *tenues*, die die härteste Aussprache haben, wonach auch des Oberlächels ungelenkes Organ

die ihnen in unserer Sprache entsprechenden Laute unterscheidet.  $\Psi\iota\lambda\acute{\alpha}$ , dünne, werden sie im Gegentheil benannt, weil sie am härtesten herausgestossen werden, und dadurch einen schneller ausklingenden, kürzeren, dünneren Laut hervorbringen, als die merklich breiteren *mediae* und die lange vortönenden *aspiratae*.

§. 3, 1, a. ist die Behauptung, es sey ein Vocal verschwunden, wenn eine Sylbe mit zwey Consonanten schliesse, zu weit ausgedehnt, wenn nur die Ausnahmen  $\acute{\alpha}\lambda\varsigma$  und  $\gamma\iota\mu\iota\tau\acute{\iota}$  im Worte zusammenfassend gestattet werden; da doch die Classe der Substantive, die auf  $\gamma\zeta$  ausgehen, ( $\iota\upsilon\gamma\zeta$ ,  $\lambda\acute{\upsilon}\gamma\zeta$ ,  $\phi\acute{\alpha}\lambda\alpha\gamma\zeta$ .) nicht klein ist, und sich auch noch Spuren von solchen auf  $\alpha\upsilon\varsigma$ ,  $\epsilon\upsilon\varsigma$  und  $\omicron\upsilon\varsigma$  finden. — Eben so wird die Regel, daß zu dem Anfangsvocal sich noch eine *muta* oder *liquida* gesellen könne, keinesweges nur in einzelnen Fällen, wie  $\sigma\kappa\lambda\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$ : sondern häufig genug in den drey Anfängen auf  $\sigma\kappa\lambda$ ,  $\sigma\kappa\lambda\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$ .  $\sigma\kappa\lambda$ ,  $\sigma\kappa\lambda\eta\nu$ .  $\sigma\phi\rho$ ,  $\sigma\phi\rho\iota\gamma\acute{\alpha}\omega$ , überschritten, wozu vielleicht auch noch  $\sigma\tau\lambda$  u.  $\sigma\tau\rho$  zu zählen ist.

Die Regel §. 8, 2, Anm., daß die Stämme auf  $\sigma\sigma$  oder  $\tau\tau$  durch die Verkürzung auf einen  $\kappa$  Laut zurückgeführt werden müssen, hat gar keine Verwandtschaft mit §. 6, 3, a. (wohin verwiesen wird), daß nämlich  $\zeta$ , als  $\sigma\delta$ , ferner  $\epsilon\iota$  vor einer *muta* und  $\epsilon\upsilon$  sich durch Wegwerfung des ersten von Doppelbuchstaben verkürzen. Uns scheinen die Stämme auf  $\sigma\sigma$  anomalisch, und die langen den  $\kappa$  Laut ausgeworfen zu haben, des ersten Futurums wegen; da sich in diesem, wie im zweyten, der  $\kappa$  Laut wieder zeigt. (Langer Stamm  $\kappa\rho\alpha\gamma\sigma$ . d. i.  $\kappa\rho\alpha\zeta$ . wird  $\kappa\rho\alpha\sigma\sigma$ . wegen *Fut. prim.*  $\kappa\rho\alpha\gamma\sigma$  —  $\sigma$ . nach Verlust des initleren Consonanten  $\kappa\rho\alpha\gamma\sigma$  also auch  $\kappa\rho\alpha\zeta$ . — Kurzer Stamm von  $\kappa\rho\alpha\gamma\sigma$ :  $\kappa\rho\alpha\gamma$ . u. f. w.) Auch stimmen wir nicht damit überein, daß  $\zeta$  immer  $\sigma\delta$  sey. In dem ersten Futurum der Verba auf  $\zeta\omega$  mindestens ist es offenbar  $\delta\sigma$ . Vgl. *Wilh. Schlegel* im *Athen.* T. 1, p. 14.

Was endlich den Abschnitt über das Augmentum betrifft, so ist bey der Veränderung der Vocale durch dasselbe die Veränderung von  $\epsilon\upsilon$  in  $\eta\upsilon$  übergangen. Besonders aber genügt es nicht, daß  $\epsilon$  mit dem *Augmentum syllabicum* nur bey darauf folgendem  $\chi$  oder einmaligem  $\rho$  das gewöhnliche  $\eta$  mit  $\epsilon\iota$  vertauscht. Denn das letztere ist auch der Fall vor  $\lambda$ , als  $\epsilon\iota\lambda\omicron\nu$  vom untergegangenen  $\epsilon\lambda\omega$ . So auch  $\epsilon\iota\lambda\kappa\omicron\nu$  *Apollon.* *Rhod.* 4, 888. und öfter bey demselben;  $\epsilon\iota\rho\upsilon\sigma\sigma\alpha\nu$ . *Apollon.* *Rhod.* 4, 890.  $\epsilon\iota\lambda\iota\sigma\sigma\epsilon\nu$ . *Callim. fragm.* 242. T. 1. p. 528. *Ern.*  $\epsilon\iota\lambda\eta\varsigma$  hat *Hesych.* Und überdies giebt es viele Verba, die das Augment überhaupt verschmähen, und ihr  $\epsilon$  behalten.

Auch hoffen wir bey einer zweyten Auflage das Wort *Consonans*, wenn es seine lateinische Endung behält, nicht mehr mit dem männlichen Artikel zu finden: denn es liegt etwas Unschickliches darin, von einem Consonans *liquida* zu reden.

Hr. *Thiersch* versichert in der kurzen Vorrede, schon durch eigene Erfahrung von der Anwendbarkeit seiner Methode überzeugt zu seyn, und Rec. kann ihm darin nach dreymonatlichem Gebrauche der Tabellen bereits beystimmen. Die Verlagshandlung begünstigt die schnellere Verbreitung durch den geringen Preis und das gefällige Außere. Von Druckfehlern sind uns nur zwey aufgefallen: Tab. 4. §. 12. lin. 5.  $\tau\iota\tau\tau$  anstatt  $\tau\upsilon\tau\tau$ , und Tab. 6. §. 29. Überschr. *Conjunction* anstatt *Conjugation*. ow.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 AUGUST, 1808.

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

1) **MAGDEBURG**, b. Keil: *Literaturgeschichte und Mythologie der Griechen und Römer*. Von Joh. Chr. Ludw. Schaaff, Lehrer am Pädagogium zu Lieben Frauen in Magdeburg. 1806. XVI u. 363 S. gr. 8.

2) **MAGDEBURG**, b. Heinrichshofen: *Antiquitäten und Archäologie der Griechen und Römer*. Von Joh. Chr. Ludw. Schaaff, 1808. XVIII u. 334 S. gr. 8. Beide Schriften auch unter dem gemeinschaftlichen Titel: *Encyclopädie der classischen Alterthumskunde*. Ein Lehrbuch für die oberen Classen gelehrter Schulen. Erster und zweyter Theil. (zusammen 2 Thlr. 8 Gr.)

An ein Werk, das sich als Encyclopädie der Alterthumswissenschaft ankündigt, sind wir um so größere Forderungen zu thun berechtigt, je vortrefflicher die meisten einzelnen, hier unter einem gemeinsamen Gesichtspunct zu vereinigenden Disciplinen in den neueren Zeiten bearbeitet sind. Wir erwarten von einer solchen Arbeit nicht nur eine vollständige Kritik alles, einzeln Vorhandenen, und eine zusammenhängende Darstellung desselben; sondern verlangen ganz besonders eine Anwendung alles Specieellen auf eine höhere Idee, deren harmonische Verbreitung durch die Theile dem, was ohne sie todttes Wissen seyn würde, inneres organisches Leben und wissenschaftliche Würde giebt. Doch ist es billig, ein solches Buch aus einem anderen Gesichtspunct zu betrachten, sobald es sich selbst einen bestimmten Wirkungskreis erwählt; also nicht mehr zur höheren Vollendung des Gegenstandes vorwärts strebt, sondern sich gleichsam erdwärts kehrt, und sich mit historischer Relation alles dessen begnügt, was in dem zu bezeichnenden Gebiet gewonnen ist. Von dem also, welcher sich dem letzteren Geschäft unterzieht, verlangen wir keinesweges die rastlose und tiefsinnige Selbstthätigkeit des Systeme bildenden schöpferischen Geistes, noch auch den ausharrenden und dabey kritischen Fleiß dessen, der zur Anordnung des noch ganz Verworrenen aus Dunkel und Nacht vergangener Zeiten und verjährter Traditionen Materialien erst zu dem noch unmöglichen Bau hervorzuhäufen gezwungen ist. Doch soll auch sein Bemühen nicht, als dienend allein oder als mechanisch, verunglimpft werden. Denn er gehört in die Classe der Geschichtschreiber, und, bey gleichen Verpflichtungen mit diesen, ist ihm auch gleiche

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Würde gewiss: wenn gleich auch hier rein wissenschaftliche und bloß didaktische Tendenzen unterschieden werden müssen. Von demjenigen, der die letztere verfolgt, glauben wir keine durchaus originellen Ansichten und Ideen fordern zu dürfen: wir er-

ne Empfehlung in sich nicht klar aufgefaßt, rechtwendet zu finden. Die sen beruht eigentlich in ss von Ausführlichkeit nisse so unendlich ver-

schieden sind, so wird es kaum möglich seyn, Einem einzigen in allen Stücken Genüge zu thun. Der Beurtheiler indess kann darauf keine Rücksicht nehmen, sondern hat nur darauf zu sehen, ob handenen Hauptquellen gekannt, o sicht und Gewissenhaftigkeit benutz; ob der Ausdruck dem beabsichtigten sa angemessen, und ob das Detail in nen Gegenständen mit sich selbst nicht ist.

Alles dieß glauben wir Hn. Schaaff's Arbeit in einem nicht gemeinen Grade zuschreiben zu können. Wenn er auch — aus äußerlichen Gründen, scheint es! — in der vierfachen Hauptabtheilung dem Eschenburg'schen, nicht ganz bequemen Plan gefolgt ist; so hat es ihn doch in der Ausführung wesentlich umgeändert, und wir glauben in ihm einen Schüler von Wolf zu erkennen.

Dafs der Vf. seinen Cursus mit der griechischen Literaturgeschichte eröffnet, könnte ihm verdacht werden, weil dieser Gang nicht eben der naturgemasse ist, und Manches vorausgehn mußte, um das Schreiten der wissenschaftlichen Bildung in Hellas wirklich zu begreifen. Da aber eigentlich jeder der vier auf dem Titel angegebenen Haupttheile als für sich bestehend, ausgearbeitet ist, (was aus anderen Hinsichten wieder Mißbilligung verdienen möchte): so hängt es von jedem ab, wo er anfangen will, und der Vf. ist gewissermaßen entschuldigt, dafs er das uns am nächsten liegende auch zuerst ergriff. — Nach den unzähligen, und zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen, die diesem Zweig der Alterthumswissenschaft gewidmet sind, scheint es uns schwerer, in ihm etwas Schlechtes, als etwas Brauchbares zu leisten, und nur leerer Wortschwall, wie im Fuhrmann'schen Handbuch, würde hier scharfen Tadel verdienen. Davon hat sich aber Hr. Schaaff durchaus rein erhalten, so dafs man ihn vielleicht eher des Gegentheils zeihen könnte, wenn ihn davor nicht die gewählte Form

schätzte. Denn er begnügt sich, überall nur die Hauptpunkte mit wenig Worten anzugeben, und das Detail dem Lehrer anheim zu stellen. Eigenthümlichen Werth erhält diese Abtheilung dadurch, daß er in jeder Epoche in der Literatur die wichtigsten politischen Begebenheiten in einer kurzen Übersicht vorangehen läßt, insofern sie von Einfluß auf Wissenschaft und Poesie waren. Diese fruchtbare und anziehende Parallele wird durch angehängte chronologische Tabellen befördert und erleichtert. Was nun die Eintheilung der griechisch. Literaturgeschichte in sechs Hauptperioden betrifft: so würden wir eine in zwey Zeitalter vorschlagen, deren Grenze des makedonischen Alexanders Regierung macht.

er hellenischen Bildung eine ganz neue Ordnung ihr Scheinleben ansetzt als Unterabtheilung wir den Homeröen und r, nicht von den älteren trennen. Einen wichtigeren Einschnitt giebt die Entstehung der lyrischen Kunst, von Errichtung der lakedämonischen Freyheit an, bis auf Pindaros und die Perserkriege. Mit Marathon und Salamis beginnt die dritte Epoche, die attische, und endet mit Chaeronea. Die drey anderen Perioden werden richtig nach Alexandria, Rom und Byzanz genannt. (In der römischen Literatur ist die Willkühr unbeschränkt, weil dort alles Willkühr war.) Mit Vergnügen sehn wir den Vf. an dem Allgemeinen mit Liebe verweilen, wogegen das Specieilere mit angemessener Kürze bemerkt wird. Deshalb ist der biographische und bibliographische Theil des Lehrbuchs kaum umfassender als bey Eschenburg und Riendker; und alles eigene Urtheil über Ausg. oder Übers. suspendirt, da es an einem Orte wie dieser zugleich anmaßend und leicht zu werden pflegt. Nur selten vermissen wir Hauptausgaben, als Marklands Ausgaben euripideischer Tragödien, Bosc's anthol. Graec., Casay's Aellanos, Wessellings Diodoros, Bruncks Plautus, Wakefield's Lucretius, Garatini's Cicero, Schwabe's neuen Phaedrus u. s. w. Die Schollasten zu den griechischen Autoren fanden wir fast nie erwähnt. Gegen wirkliche Unrichtigkeiten bemerken wir S. 17, daß der nur aus unsicherem Zeugnisse bekannte Margites nicht mehr wie die Epeisemon unter den Epigrammen ist; die dem Homer zugeschrieben werden, daß er auch wahrscheinlich ein größeres Gedicht war. S. 37 der Bruncksche Sophokles in 4 Octavbänden erschien, wie die Quartausgabe, 1786, nicht 1789. Die im letztgenannten Jahr gedruckte, sogenannte Cabinetsausgabe, ist sehr selten und in 3 Octavbänden. S. 55: Friedrich Schlegel hat zwar in Tiecks poet. Journal, Stück 2 z. E., und in der Europa St. 1, S. 54, eine Übers. und Kritik des Platon versprochen; aber der, nach Hn. S. in Jena 1801 erschienene erste Band hat leider nie existirt. S. 62, Beck's Apollonios von Rhodos enthält den Schollasten nicht, der Herausg. verspricht, ihn aber seit 10 Jahren in den Mela-Katalogen:

104. S. Tychsen Quintus Smyrnaeus ist nicht 1805 in 2 Bänden, sondern erst 1807 in Einem Band erschienen. S. 184. Wunderlichs Valerius Flaccus ist nicht aus dem Mela-Katalogus von 1805 gekommen. Das Verzeichniß ließe sich vermehren: aber so kleine Irrthümer sind sehr verzeiblich. Dagegen mißbilligen wir es, daß die Gedichte, die wir unter dem Namen des Orpheus und des Musaeus besitzen, vor den homerischen genannt, und nicht in die Zeitalter verwiesen sind, die Hermann und Heinsich ihnen anzuweisen gesucht haben.

Ungleich größeren Schwierigkeiten war die zusammenhängende Darstellung der Mythologie unterworfen, die der Vf. dadurch, daß er die griechische und römische zusammenfaßt, sich erschwert und seinem Leser verwirrt hat. Nach einer zweckdienlichen Einleitung über das Wesen und die Bedeutung des Mythos bey den ältesten Griechen, geht er, als zum ersten Hauptstück, zur mythologischen Kosmologie über, die vorzüglich gerathen ist, da der Vf. überall den Ideen von Voss und Bredow gefolgt ist, und dieselben klar und deutlich erweitert, wo sie Skizzen geblieben waren. Der andere und der dritte Theil, die Götterlehre und die Heldensage, sind freylich nicht in dem schönen inneren Zusammenhang dargestellt: aber der Grund davon kann nicht verkannt werden: Die wirklichen mythologischen Systeme sind bekanntlich fast alle von so schiefen Ansichten ausgegangen, daß die vollständigsten und gelehrtesten doch die geist- und sinnlosesten sind. Der Vf. war also gezwungen, aus allen einzelnen zusammen zu tragen, was ihm brauchbar schien, und mußte darum seinen Gesichtskreis so sehr erweitern, daß ihm manches Gute entging, und dem Unbedeutenden with: dazu die innere Verschiedenheit der Ansichten, die sich nicht zu einem Körper vereinigen wollten. Iobenswerth sind aber auch hier die häufigen Nachweisungen aus dem Alterthum selbst, indem sie es dem einigermassen selbstdenkenden Lehrer ohngemein erleichtern, da, wo die älteren Resultate nicht genügen, das Vorhandene wieder zu prüfen, und entweder auf neue Ideen zu kommen, oder auch die Unmöglichkeit helleren Lichtes wahrzunehmen.

Auch im zweyten Theil bezeugt des wackern Vfs. Fleiß sich überall. Über die ausschließlich sogen. Antiquitäten konnte wenig neues gesagt werden, weil sie sich schon mehrere Jahrhunderte lang der vortrefflichsten Bearbeitungen zu erfreuen gehabt haben. Dadurch aber, daß die in der neueren Statistik übliche Anordnung zum Grunde gelegt worden, ist besonders das Eigenthümliche in den antiken Staatsverfassungen, diesen ersten Bedingungen der antiken Sinnesart, in ein helleres Licht gestellt. Man erkennt überhaupt in diesem Abschnitt am deutlichsten, daß der Vf. aus Erfahrung wußte, was ein Lehrer für diese Zweige des Alterthums bedarf. Nach einer kurzen chorographischen Übersicht, in der wir nur häufigere Bemerkung der heutigen Namen von den vorkommenden Provinzen, Städten, Flüssen u. s. w.

gewünscht hätten, folgt die Schilderung der griechischen Staaten, und sodann des römischen nach den verschiedenen Zeitaltern: doch finden wir nur zum heroischen Zeitalter die so lehrreichen und interessanten Zurückweisungen auf die Urquellen selbst: sowie wir auch hier die Literatur über einzelne Gegenstände vermisten, als *Seume's* Tractat über die Bewaffnung der Alten, *Wolfs* und *Matthiä's* ergründende Abhandlungen über die athenischen Gerichtshöfe, *Wichelhausen* über die Bäder, *Fr. Schlegel* über den Zustand der Frauen in Griechenland, und so manche andere treffliche Arbeit. Nachweisungen der Art sind gewiss kein leerer Prunk mit todter Belesenheit: sondern für Lehrer und Schüler von grosser Wichtigkeit, weil gerade dieser Zweig der Literatur der zu unserer Zeit am wenigsten gekannte zu seyn scheint. Dafs aber Hn. *Schaff* wenig oder nichts hieher gehöriges entgangen ist, beweiset die durchgängige Ausführlichkeit und Genauigkeit, die, mit der grössten Präcision im Ausdruck verbunden, diese Arbeit über die meisten ähnlichen erhebt.

Der letzte Abschnitt, die Archäologie der Griechen und Römer, dürfte leicht der düstrigste seyn. Denn in seinem sehr geringen Umfang finden wir vereinigt: archäologische Kunstlehre, Geschichte der antiken Kunst, Einleitung in die Baukunst des Alterthums, und historische Notizen über erhaltene Kunstwerke. Derjenige Lehrer, der einen umfassenden Inbegriff von allem diesem auf einer Schule geben wollte, würde sich ohnstreitig besser bey *Böttigers* archäologischen Andeutungen befinden. Wir gestehen aber, dafs wir — ganz allgemeine Ansichten vom plastischen Geist der Griechen ausgenommen, die nicht einmal trennbar sind von der griechischen Literaturgeschichte — alles Specielle über bildende Kunst für unnütz, ja nachtheilig halten, so lange der Jüngling nicht im Stande ist, das Erlernte lebendig anzuwenden auf unmittelbare Anschauung.

Da der zweyte Band mit einem sehr brauchbaren dreyfachen Index, über Namen, erklärte Wörter und Sachen, über das ganze Werk schliesst: so sehen wir dieses als damit geendigt an, da sonst eine Entwicklung der Grammatik, Hermeneutik, Kritik und Stylistik nichts überflüssiges oder unpassendes gewesen seyn würde. — Wir zweifeln keineswegs, dafs Hn. *Schaffs* Encyclopädie günstige Aufnahme

finden wird, und gönnen ihr dieselbe vor allem ihren Mitbewerberinnen.

P.

NÜRNBERG, b. Frauenholz u. Comp.: *Dactylorhiza Stofschiana*. Zweyter Band. 2te Lieferung mit 12 Kupfertafeln. N. 13 — 24. Text. 61 — 122 S. in 4.

Es ist dieses die Fortsetzung der schon in unserer A. L. Z. 1805. No. 175 angezeigten Übersetzung von Winkelmanns *Description des pierres gravées des Barons de Stosch*, mit Zusätzen von dem im Fache der Numismatik rühmlich bekannten Hn. *Schlichtegroll*, nunmehrigem Secretär der königl. Akademie der Wissenschaften zu München. Wegen gedachter Zusätze und wegen der auf den Kupfertafeln beygebrachten Abbildungen der sämmtlichen stofschischen Gemmen mufs man dieser Übersetzung mehrere Brauchbarkeit zugestehen, als dem von Winkelmann in französischer Sprache geschriebenen Original selbst, wo einige Exemplare nur mit wenigen Abbildungen, die übrigen mit gar keinen versehen sind.

Wir haben uns die Mühe genommen, mehrere Stellen der Übersetzung mit dem Original zu vergleichen, und solche überall treu und richtig befunden. Von den Kupfertafeln enthalten die No. 13, 14, 15, 16, 17, 18 Gegenstände, welche sich auf den ägyptischen Götzendienst beziehen, No. 19 persische geschnittene Steine. Alles dieses nach einem mehr oder weniger vergröfserten Mafsstabe gezeichnet; hingegen haben die Abbildungen auf den folgenden Platten gerade die wahre Gröfse der Gemmen. No. 20 zeigt Bilder des Saturaus, der Cybele, verschiedener Provinzen und Städte. No. 21 und 22 Bilder des Jupiter, nebst einigen Darstellungen, welche auf den Streit der Götter mit dem Titanen Bezug haben. No. 23 Bilder der Juno, Semele, Leda, des Castor und Pollux, der Europa, Io, Danae und des Ganymedes. No. 24 Bilder des Ganymedes, der Hebe und der Minerva.

Da mit der angezeigten zweyten Lieferung das Original der *Description des pierres gravées* (im Ganzen über 500 S. stark) noch nicht weiter als bis zur 65ten Seite übersetzt ist: so sind also noch verschiedene Lieferungen zu erwarten; deren baldiger Erscheinen wir mit Vergnügen entgegensehen.

—y.— H.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

SCHÖNE KUNST. Berlin, in d. Realchulbuchh.: *Die Baukunst nach den Grundätzen der Alten*. Von A. Hirt, königl. preuss. Hofrath etc. Prospect. 1808. 22 S. Fol. (3 Gr.) Wen: wir die mannichfaltigen Untersuchungen über die Baukunst der Alten in Erwägung ziehen: so finden wir, dafs, bey allen Bemühungen der Gelehrten und Künstler, diesen wichtigen Theil der Alterthumswissenschaft aufzuklären, dennoch manche Gegenstände sich zeigen, die nicht so deutlich sind, als wir es wünschen. Es ist daher um so erfreulicher, einen Mann mit einem Werke über die Baukunst der Alten auftreten zu sehen, von dem sich nicht wenig erwarten läfst, und von dem man hoffen kann, dafs es auch über viele der Dinge Licht verbreitet, die bisher noch dunkel waren, da der Vf. bey seinem langen Aufenthalte in Italien, so viele Denkmäler alter Baukunst zu sehen, zu studiren und zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat; ein Glück, das nur Wenigen zu Theil wird.

Hr. Hofrath Hirt giebt vor diesem wichtigen Werke hier nur den Prospect, zugleich aber die gegründete Hoffnung zu baldigen Erscheinung desselben. Seit dem Wiederaufleben der Kunst in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, sagt er, haben alle neueren Völker der griechisch - römischen Architektur gehuldigt. Die Monumente waren ihr Vorbild, und die Schriften Vitruv's ihr Lehrer. Aber noch stehen wir nirgendes an einer festen Begrenzung, die Willkühr schaltet noch unumschränkt in dem Gebiete der Kunst, und es fehlt der ordnende Geist, der das Ganze, und zwar in allen grösseren und kleineren Theilen, nach Regeln und Grundätzen ordnen, und so dem Gebäude der Baukunst, welches die Alten aufzuführen, aber durch die Zeit wieder in ein Chaos verfallen ist, unter uns wieder eine feste Begründung und Basis geben. Der Vf. unternimmt es daher, durch die Hülfsmittel und auf den Basen, die dem Kritiker unserer Tage zu Gebor-



ne sehen, die System der Baukunst darzustellen. Vor allem ist dabey die Geschichte um Rath zu fragen, um durch das Studium derselben und der übrig gebliebenen Denkmäler die Natur und das Wesen der Baukunst kennen zu lernen. Er will aber die Baukunst, „nach den Grundsätzen der Alten“, nicht bloß historisch darlegen, sondern es wird ihm das Geschichtliche nur als Grundlage und Erkenntnisquelle dienen, um daraus die architektonischen Grundsätze zu entwickeln. Seine Hauptabsicht ist, ein kritisch - erläutertes System der Baukunst nach den Grundsätzen, wie theils die Schriften, theils die Denkmäler der Alten dieselben uns errathen lassen, aufzustellen. Er will nicht nur dem Bedürfnisse des ausübenden Architekten entgegen kommen, sondern auch dem angehenden Baumeister und dem Zögling der Architektur sein Studium zu erleichtern suchen, daß er ohne weite und schwankende Umwege in den ächten Geist dieser Kunst eingeweiht werde. Auch für den Zimmermann, Maurer, Steinmetzen, die ihre Baue ohne Beyhülfe eines Architekten führen, und ihr Geschäft mit mehr als dem gemeinen und gewöhnlichen Handwerksinn betreiben wollen, soll dieses Werk ein Handbuch seyn. Endlich hofft der Vf., den Freunden der Kunst und des Alterthums ein nicht unwillkommenes Werk in die Hand zu liefern, insofern sie sich eine richtige Ansicht und Beurtheilung architektonischer Entwürfe und Werke aneignen wollen, den anderen, in so fern ihnen alles wichtig seyn muß, was einen so interessanten Gegenstand, wie die Architektur ist, nach ästhetischen und archäologischen Principien behandelt.

Die Wichtigkeit dieses Werkes bedarf keiner Auseinandersetzung, da sie jedem Kenner und Freunde der Kunst sich von selbst darstellt. Wir dürfen nur auf das aufmerksam machen, was es enthält. Es besteht aus 22 Abschnitten. Der 1. handelt vom Begriff der Baukunst, von dem Begriff der Fertigkeiten und Hülfswissenschaften des Baumeisters und von dem Endzweck der Baukunst; der 2. von den allgemeinen Erfordernissen zum Festbauen; der 3. von den allgemeinen Erfordernissen, um brauchbar, oder bequem zu bauen; der 4. von den allgemeinen Erfordernissen der Schönheit; der 5. von dem Hauptgrundsatz oder dem Prüfungssatz in der Architektur; der 6. von der Entstehung der Baukunst und von dem Verhältnis der Zimmerkunst zu dem Steinbau im Allgemeinen; der 7. von den Säulen; der 8. von den Basen; der 9. von den Capitälern; der 10. vom Gebälke; der 11. von den Halbsäulen, Pfeilern und Pilastern; der 12. von dem Grund- und Umriss-Bau; der 13. von architektonischen Stufen und Geländarten; der 14. von den Wänden und Mauern; der 15. von Bogen und Wölbungen; der 16. von Thoren, Thüren, Fenstern und Nischen; der 17. von den Stockwerken; der 18. von den Treppen; der 19. von den Dachungen; der 20. von den Fußböden; der 21. von dem Ausbaue und der Verzierung der Wände; der 22. von dem Ausbaue und der Verzierung der wagerechten und gewölbten Decken.

Dieser Plan ist weit umfänglich; er enthält alles, was zur Baukunst gehört, nicht nur das, was die Construction aller Theile anbetrifft, es ist auch, wie billig, auf ihre Verzierung und den Schmuck Rücksicht genommen. Wir vermissen jedoch die Anlage der verschiedenen Gebäude der Alten. Denn wenn auch der Vf. Gelegenheit hat, hin und wieder davon beyläufig zu reden, so fehlt doch eine ausführliche Beschreibung derselben: was unstreitig absichtlich geschieht, worüber man aber keine Auskunft findet. Überdies ist auch ein fortlaufender Commentar des Vitruv, wovon, bey der genauen Kenntniß des Vfs. mit Vitruv's Büchern und mit den Denkmälern der alten Baukunst, sich viel Gutes erwarten läßt, wovon er unstreitig auch die neue Ausgabe des Vitruv von Schneider nicht unbenutzt lassen wird, die bey der kritischen

Behandlung des Textes und dem gehaltreichen Commentar, vielen bisher dunkeln Stellen Deutlichkeit giebt, wodurch der Vf. manche seiner Meinungen bekräftigt, andere vielleicht zu berichtigen nöthig finden wird.

Wir haben das Ganze dargestellt, und wollen nun noch einige Bemerkungen hinzufügen, die bey der Durchsicht des Prospects sich darbieten.

Bey der Angabe des Endzwecks der Baukunst, 1. Abschnitt §. 6, können wir dem Vf. nicht beystimmen. Er sagt: der Endzweck der Baukunst ist dreyfach: Festigkeit, Brauchbarkeit, Schönheit. Allein der Endzweck der Baukunst ist, richtiger gesagt, Anweisung zur Errichtung der Gebäude, und Festigkeit, Brauchbarkeit, Schönheit sind die drey wesentlichen Eigenschaften und Erfordernisse eines Gebäudes, ohne welches kein Werk der Baukunst vollkommen genannt werden kann. Oder, der Endzweck der Baukunst ist, solche Gebäude zu errichten, die fest, brauchbar oder zweckmäßig und schön sind. Wir würden überdies den Ausdruck Zweckmäßigkeit für Brauchbarkeit vorziehen, denn der Begriff Brauchbarkeit schließt auch den der Festigkeit in sich, weil ohne Festigkeit kein Gebäude brauchbar seyn würde. Zweckmäßigkeit aber ist für sich bestehend, denn man kann sich wohl ein Gebäude denken, das, ohne fest zu seyn, sehr zweckmäßig, das ist, seinem Charakter entsprechend und seiner Bestimmung angemessen und bequem eingerichtet wäre.

Im 5. Abschnitte will der Vf. den Hauptgrundsatz oder, Prüfungssatz in der Architektur aufstellen, der, nach ihm, in der Charakteristik oder eigenthümlichen Bedeutsamkeit besteht. Wenn er aber dabey sagt, daß für die Baukunst kein solcher Versuch, einen Hauptgrundsatz aufzustellen, bis jetzt gemacht worden wäre: so müssen wir bemerken, daß bereits ein französischer Schriftsteller, *Le Brun, Théorie de l'Architecture grecque et romaine, deduite de l'analyse des monuments antiques* (ein Buch, das wir aber nicht selbst gesehen haben, sondern nur aus einer ausführlichen Recension kennen), dieses gethan hat, der als Princip der alten Architektur Festigkeit, Stabilität annimmt, und Träger und Lasten als die beiden Grundmassen festsetzt, auf die sich alle Erzeugnisse des Genies zurückführen lassen.

Solten die drey letzten §§. des 5. Abschnitts, §. 8 des Kenner und Liebhaber der Architektur, §. 9, der Empiriker in der Baukunst und die Bauhandwerker, §. 10, Ideal des Baumeisters, nicht besser in den ersten Abschnitt passen, wo vom Begriff des Baumeisters gesprochen wird?

Auch das Aufsetz dieses Buches dürfen wir nicht außer Acht lassen. Das ganze Werk soll aus 70 bis 80 Bogen Text und 30 Kupferplatten in groß Folio bestehen, und im Druck und Format dem Prospect gleichen. Die Kupfer werden einen besonderen Band ausmachen. Daß die Kupfer die Form in Folio erhalten, ist sehr zweckmäßig; allein für den Lesenden möchte die in Quart oder Octav passende seyn, als bequemer zum Lesen und Studiren. Der Preis des Ganzen soll bey der Pränumeration 3 $\frac{1}{2}$  Friedrichsd'or oder 12 $\frac{1}{2}$  Laubthaler seyn, der nachherige Ladenpreis aber um ein Viertel erhöht werden. Es ist sehr zu wünschen, daß der Verfasser und Verleger hiplängliche Unterstützung erhalten, und dieser nicht geringe Preis kein Hinderniß der Erscheinung des Werkes verursache. Denn wenn er gleich mit dem, was man dafür erhält, im Verhältnis steht: so möchte er doch für manche Gelehrte und Freunde der Kunst, vorzüglich aber für angehende Architekten und Handwerker, für die dieses Buch ebenfalls bestimmt ist, zu hoch seyn. Vielleicht liesse sich der Preis verringern, und für Manche die Anschaffung erleichtern, wenn der Text ein anderes Format, als Folio, erhielt, oder wenn neben der Ausgabe in Folio eine andere wohlfeilere in Octav abgedruckt würde.

—gl—

## NEU S A U F L A G E N.

Leipzig, b. Gräff: *Nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, auch den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe*, nebst einer Anweisung zum Briefschreiben und den dabey zu beobachtenden Wohlstands- und Klugheits-Regeln, eines kleinen Verzeichnisses sowohl der durch die Zeiter Ereignisse hervorgerufenen, als der noch üblichen Titulaturen, und den dazu gehörigen Anschriften der Briefe; ingleichen einer ausführlichen Anweisung zu verschiedenen anderen schriftlichen Aufsatzen, als: Bekanntmachungen für die öffentlichen Blätter,

Wechselbriefe, Assignationen, Obligationen, Quittungen, Contracten, Vollmachten, Zeugnisse, nebst den dazu nöthigen Vorschriften, Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittleren und niederen Stände. Dritte neubearbeitete Auflage von G. C. Claudius. 1808. LXIV u. 630 S. 8. (18 Gr.)

Auch noch unter dem besonderen Titel:

G. C. Claudius *allgemeiner Briefsteller*, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsatzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 A U G U S T, 1808.

## G E S C H I C H T E.

**BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg:** *Handbuch der vaterländischen Geschichte für alle Stände braunschweig-lüneburgischer Landesbewohner*, von Dr. Karl Venturini. *Erster Theil*, 1805. VIII und 555 S. *Zweyter Theil*, 1805. VI u. 616 S. *Dritter Theil*, 1806. VI u. 566 S. 8. (5 Thlr. 8. Gr.)

Die Absicht des Vfs. ist wohl bereits aus dem Buche selbst vielen bekannt; auch aus dem Titel läßt sich dieselbe leicht abnehmen. Nachdem für die braunschweig-lüneburgische Geschichte lange genug gelehrte Untersuchungen angestellt, und seit Leibnitz gesammelt worden sind: so war es einmal Zeit, diese für jedermann nützlich zu machen, oder besser, die vaterländische Geschichte in ihre eigentliche Sphäre einzusetzen. „Bisher, sagt der Vf., fehlte es der vaterländischen Geschichte an einer solchen Tendenz, durch die sie *Nationalwerth* erhielt, da doch Vorarbeiten dazu in Menge vorhanden sind. — Ob der hier gelieferte Versuch dem mir vorschwebenden Ideale einigermaßen entspreche, stelle ich der Beurtheilung einsichtsvoller Kunsttrichter anheim.“

Worin diese den eigentlichen Werth der vorliegenden Geschichte zu suchen haben, ist von dem Vf. ebenfalls angedeutet. Es ist nicht das Auffinden neuer Thatfachen, oder das Sammeln und Sichten der Materialien, ungeachtet der Vf., wie sich gebührt, mit den meisten Quellen genaue Bekanntschaft gemacht, und auch manches noch Unbenutzte zu Rathe gezogen hat: sondern es ist hauptsächlich die *Form*, die *Darstellung*, was den Vf. als sein Verdienst anspricht. „Wahrheit, die erste Forderung an die Geschichte“, bemerkt er sehr gut, „ist nicht etwa bloß bey solchen Geschichtschreibern zu suchen, die uns den Buchstaben der Geschichte aufstischen, sondern vielmehr bey denen, die den ächten Geist der historischen Kunst in die Darstellung des Geschehenen so zu verweben wissen, daß der Leser von lebhaftem Interesse an den vorgeführten Ereignissen u. s. w. sich ergriffen fühlt.“

Nach dieser Rücksicht ist das Unternehmen des Vfs. sehr rühmlich und nützlich, um so mehr, wenn wir die Verhältnisse betrachten, unter welchen gerade jetzt sein Vaterland sich befindet. Er sagt selbst: „das Ziel meines Strebens war kein geringeres, als: durch vaterländische Geschichte das edle Gefühl der Nationalwürde zu wecken, dem Patriotismus seine Grundfeste zu sichern, und der Fürstenliebe ihre reinsten Quellen zu öffnen.“ Rec. hat sich aus dem Buche selbst überzeugt, daß es dem Vf. hiezu auch an den nöthigen Eigenschaften, Wahrheitsliebe, lichtvoller Auffassung des Stoffs, Gewandtheit der Sprache, nicht mangelt, und

daß er auf seine Arbeit vielen Fleiß verwendet hat. Da jedoch Hr. V. selbst an mehreren Stellen (I, 23. II, 245) mit vieler Bescheidenheit äußert, daß er sich noch in manchen Stücken hinter seinem hohen Ideal erblicke, (wiewohl es immer besser sey, seinen Standpunct so hoch als möglich zu nehmen): so nimmt Rec. um so eher Anlaß, eben an dieser Geschichte näher zu zeigen, was auch er zu einem Ideal der vaterl. Geschichte fodern möchte, ungeachtet er zugleich voraus zugesteht, daß es unendlich leichter sey, an anderen zu fordern, als selbst zu leisten.

Der angeführte Zweck des Vfs. giebt hiezu den nächsten Anlaß. *Für alle Stände*, sagt der Vf., soll es eine Geschichte seyn, nicht daß Jeder ein Stück nach seinem Geschmack darin finde, sondern dadurch, „daß darin von Sachen die Rede ist, die uns *alle* angehen, die für alle faßlich und anziehend sind. Denn, setzet er hinzu, die Geschichte hat mit der Moral gerade *den* Charakter gemein, welcher diese zu einer Wissenschaft für alle Stände macht. Auch die Geschichte weckt das Interesse des gemeinen (doch gesunden) Verstandes, und befriediget die höchsten Forderungen der Vernunft, sobald nur der Geschichtschreiber, mit zweckmäßiger Auswahl des Stoffs, die *herzerergreifende Art der Darstellung* trifft, wodurch jedermann sogleich von der Wichtigkeit des Gegenstandes überzeugt wird.“ (Vorr. zum I Theil.) Allerdings sind dies die zwey Puncte, auf die es bey der Erreichung des vorschwebenden Ideals ankommt. In Rücksicht auf die erste Forderung, bemerkt der Vf., liege der Hauptgrund des geringen Interesse vaterländischer Geschichte in dem einseitigen und schwankenden Gesichtspuncte, von welchem man bisher bey der Geschichtschreibung ausging. Er sucht also zu allererst eine  *feste Regel* aufzustellen, die in der vaterländischen Geschichte nachgewiesen werden könne; und hiezu ist freylich die Idee der *Freyheit* die oberste, ja eigentlich die einzig wahre. Denn „sollen wir etwa die Slavery zur Regel nehmen, und die Freyheit als Abweichung zeichnen?“ fragt Möser ganz treffend. Um aber dieses Princip auf die vorliegende Geschichte in Anwendung zu bringen, werden zugleich nähere Grundlinien erfordert, nach welchen die, zum Theil sehr verschiedenartigen, Theile dieser Geschichte auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurückgeführt, und in einem natürlichen Zusammenhange fortgeführt werden können. Der Vf. hat nun zwar auch solche in der Einleitung gegeben, wir können aber die Ausführung davon erst weiter unten würdigen. In Beziehung auf die zweyte Forderung (gemeinsafällige und anziehende Darstellung), ist dem Vf. der Ausspruch Möfers ebenfalls nicht unbekannt: „daß in der Geschichte, so wie auf einem Gemälde, bloß die Thaten reden; Eindruck, Betrachtung und

Urtheil aber jedem Zuschauer eigen bleiben müssen." Nur setzt er noch hinzu: der Geschichtsschreiber müsse es verstehen, die Handlung so zu stellen, daß sie des Zuschauers Gemüth ergreife, — die Urtheilskraft in das richtige Gleis lenke. Nun ist zwar dieses eigentlich schon der Sinn *Müßers*; der Vf. hingegen hat sich durch seine Deutung nur zu oft verlesen lassen, hierin viel zu viel zu thun, und das gerade in einer Manier, die um so weniger „für alle Stände" taugt. Nach des Rec. Ansicht ist *Simplicität* die Hauptforderung für eine nach dem Zweck des Vfs. darzustellende Geschichte. Das, wodurch Herodots unsterbliches Werk, bey den olympischen Spielen vorgelesen, alles Volk ergriff; auch das, was manche unserer guten alten Chroniken an sich haben, mußte als Muster vorschweben. Hievon ist aber bey dem Vf. eher das Gegentheil. Nicht als ob er unbekannt wäre mit dieser Forderung (I, S. 6), und mit den vorzüglichsten Mustern; er kann es aber demungeachtet nicht lassen, alle Kunst unserer modernen Sprache zu seinem Zweck aufzubieten; er ist durchaus sehr wortreich und gesprächig, er holt oft sehr weit aus, und mit manchen gesuchten Wendungen, bis er den Leser auf seinen Standpunkt einleitet; fällt dabey auch gern ins Rednerische, hier und da beynahe ins Poetische. Im Ganzen ist seine Darstellung mehr Reflexion und Belehrung, als eigentliche Geschichte.

Aus diesen Ursachen ist vorliegendes Werk, bey allen sonstigen Vorzügen, unter der Erwartung des Rec. geblieben; denn gerade das, was für andere Zwecke wirklicher Vorzug der Darstellung wäre, ist hier keiner. Der Vf. setzt es auch an *Spittler* aus, daß seine „*raisonnirte und behutsame*" Geschichte von Hannover reinere Darstellung der Facten zu wünschen übrig lasse. Allein dasselbe kann ihm selbst gewissermaßen zurückgegeben werden, da in seiner ganzen Darstellung der Leser selten genau unterscheiden kann, was eigentliche Thatfache, was subjective Ansicht des Vfs. ist.

Mit einem Wort: es ist mit den Hand- und Lesebüchern für alle Stände eine eigene Sache. Zwar ist kein Gegenstand wohl mehr dazu geeignet, als Geschichte; das beweisen Herodot, die Bibel, unsere Chroniken. Aber nichts erfordert auch mehr wahre Kunst, als die hohe Einfachheit dieser Muster zu treffen, wenn sie so nachgeahmt werden sollen, daß man keine Kunst daran sieht. Auch ist es unendlich leichter, die Vorwelt in unsere Sprache und Ansichten zu übersetzen, als uns selbst in sie. Hier ist Grundes genug, warum die allgemein gelesenen National-Geschichtsbücher bey uns noch leicht gezählt werden können; andere Ursachen, die hieher nicht gehören, abgerechnet.

Was das Nähere von dem Plan der vorliegenden Geschichte betrifft, so gesteht Rec. gerne zu, (wiewohl der Vf. es nicht so schwer zu nehmen scheint,) daß die braunschweig-lüneburgische Geschichte, wie die der meisten deutschen Provinzen, in dieser Rücksicht ihre besonderen Schwierigkeiten habe, Schwierigkeiten, die nicht so leicht zu lösen sind, wenn anders das Ganze die Einheit der Epoche erhalten solle (III, S. 5), und wenn man nicht ähnlich dabey verfahren will. Rec. erlaubt

sich, in Beziehung auf das oben Gesagte, einiges über die Ausführung des Vfs. hier auszuzeichnen. Hauptfragen sind: Was macht die Einwohner der braunschweig-lüneburgischen Lande zu einem Volk? wann und wie wurden sie dieses? worin besteht ihr Vaterland, der Gegenstand ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit? Was sind die wesentlichen Veränderungen, die sich damit zugetragen haben, als Hauptepochen ihrer Geschichte?

In dem langen Zeitraume bis auf Karl den Großen, antwortet die Geschichte, machen sie einen Theil jener Völkerschaften aus, welche sich nur vereinigten, wenn drohende Übermacht eines Eroberers (der Römer, der Franken, oder auch oberdeutschen Stämme,) es gebot. Erst im Zeitalter Karls des Großen werden aus diesem Lande einige Dynastenhäuser bekannt, die darum ausgezeichnet werden müssen, weil ihre Stammgüter Grundlage für die Territorien der nachfolgenden Fürsten wurden. — Der Vf. hat aber einen etwas weiteren Plan. Er handelt, nach der Beschreibung des Landes, von den freyen Sassen in Nord-Deutschland, von ihren Kriegen mit den Römern, und mit den Sueven, bis zu den Zeiten des völligen Übergewichts der fränkischen Macht unter Clodwig, und von der Entwicklung der Verfassung; von der Vereinigung mit dem fränkischen Kaiserthum, und der weiteren Geschichte der sächsischen Nation unter den karolingischen und sächsischen Kaisern. Dieses ganze Stück würde aber eben deswegen, bis auf einige Capitel, so gut oder noch besser, zu einer Einleitung in die Geschichte des ganzen westphälischen Königreichs, als für die Specialgeschichte von Braunschweig-Lüneburg taugen. *Spittler* und *Müßer* wußten auf ganz andere Weise das Besondere im Allgemeinen aus diesem Zeitraume zu finden. — Nach den temporären Verbindungen der niedersächsischen Völkerschaften gewährt die Geschichte des Großherzogthums Sachsen zuerst eine fortwährende bestimmte Einheit; allein auch von diesem machen die braunschweig-lüneburgischen Lande nach ihrer damaligen Verfassung nur sehr verschiedenartige Theile aus, die erst dadurch historisches Interesse gewinnen, daß die mächtigsten Dynastien unter Lothar von Supplingenbürg und Heinrich dem Großmüthigen, aus dem Stamme der Welfen, vereinigt werden, und daß diesem, außer den Erbgütern Lothars, auch das Herzogthum Sachsen zu Theil wird. Dagegen beschreibe unser Vf. vorher den ganzen Freyheitskampf der sächsischen Nation gegen Karl den Großen, und dann gegen Heinrich IV, wo die Familiengeschichte der sächsischen Dynasten bloß eingeflochten ist. Wir sagen dieses nicht, als ob wir nicht wüßten, wie wichtig diese Begebenheiten für die Geschichte der Verfassung waren, sondern nur in Beziehung auf das, was bey dem Vf. den Hauptfaden ausmachen sollte. Auch in der großen Fehde um die Herzogthümer Sachsen und Bayern (welche das hohenzauische Haus den Welfen zu entreißen suchte) ist die Hauptsache für die gegenwärtige Geschichte eigentlich das Resultat daraus, daß Heinrich der Löwe bey seinem Sturze nichts, als die vorgemeldeten Alodien übrig behält (I, S. 536). — (War es nicht wie vorbedeutend für sein Geschlecht, daß er Zuflucht zu seinem Schw

her, dem Könige von England, in der Normandie nimmt, wo ihm Wilhelm, der Stammvater der Herzöge von Braunschweig - Lüneburg, geboren wurde?) Zur Entschuldigung des Vfs. müssen wir aber auch zugleich anmerken, daß gerade diese Periode am wenigsten solche Vorarbeiten hat, auf die er sich in der Kürze hätte beziehen dürfen.

Im II Theile wäre, nach der von dem Vf. selbst aufgestellten Regel, der Kampf der Stände um die Reichsfreyheit und das Aufstreben anderer zur Landesherrschaft ein Faden, welchem wohl auch die, oft weniger interessante, Geschichte der landesherrlichen Häuser gegenüber stehen konnte. Allein eben diese mit ihren Verwickelungen hat dem Vf. in diesem und dem folgenden Theile so viel zu schaffen gemacht, daß er, ungeachtet seine Arbeit eben hierin von Koch's Versuch einer pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig und Lüneburg sich unterscheiden sollte, doch die meisten Capitel bloß der Geschichte des Regentenhauses und seiner verschiedenen Linien widmen mußte, um daraus erst das allgemein Interessante herauszuheben. Unter das letztere gehört hauptsächlich, daß mit der Erhebung der braunschweig - lüneburgischen Lande zu einem Reichsfürstenthum eine neue Periode beginnt, eigentlich diejenige, welche der Geschichte dieses Landes, im Verhältniß zu den übrigen Theilen des alten Großherzogthums Sachsen, noch eine bestimmtere Einheit giebt. Die innere Geschichte enthält aber auch im Folgenden fast nichts als Theilung unter Regentelinien, unter denen kaum der lüneb. Successionsstreit die vereinzelt Fäden der Geschichte wieder vereinigt. Das Wichtigste von jenen Theilungen ist, daß endlich die bis in die neuesten Zeiten dauernde Eintheilung der braunschweig - lüneburgischen Lande dadurch bestimmt wurde. Alles Ubrige, was zu der vorhin bemerkten Aufgabe gehört, hat der Vf. jedesmal in allgemeine Schlusscapitel zusammengefaßt, die aber neben Anderem, was ein solcher Vortrag der Geschichte gegen sich hat, auch die Unbequemlichkeit mit sich führen, daß häufige Wiederholungen und Zurückweisungen veranlaßt werden.

Für den III Theil, äußert der Vf., müsse die Reformation den pragmatischen Hauptfaden an die Hand geben, und schickt deswegen auch, wie in den ersten Theilen, ein Einleitungscapitel voraus, in welchem Entstehung, Einfluß und Folgen der Reformation auseinandergesetzt werden. So gut und gründlich dieses ist, da es die Resultate der neuesten und besten Schriften hierüber zusammenstellt. — (Rec. hat es daher auch mit besonderem Vergnügen gelesen) — so ist es doch für ein Handbuch dieser Art eine zu große Episode, und es steht auch im Verfolg der Geschichte selbst noch lange an, bis der Vf. Gelegenheit hat, das Allgemeine dieser Einleitung an die besonderen Reformationsbegebenheiten im Braunschweigischen anzuknüpfen. Von S. 103 — 126 ist vereinzelte Geschichte der Linien bis zur hildesheimischen Stiftsfahde. — S. 170 folgen die schwachen Anfänge der Reformation im Wolfenbüttelschen und Calenbergischen. Die lüneburg. Geschichte muß im IV Cap. S. 245 erst wieder von 1486 an aufgefasset werden, und hier ist die Zerstückelung

noch viel größer als im Lüneburgischen. Der Leser kann daher leicht ermüden. Daß übrigens die Fürsten anfänglich größtentheils sich passiv gegen die Reformation verhalten haben, und daß diese eigentlich vom Volk ausgeht, war für den Plan des Vfs. besonders günstig.

Einen neuen Schwung nimmt die wolfenb. und calenberg. Geschichte unter H. Friedrich Ulrich; dann hauptsächlich durch die Begebenheiten und den Einfluß des 30jährigen Kriegs, wiewohl auch diese nur zum Theil hier, zum Theil erst in den folgenden Capiteln bey der lüneb. Geschichte erzählt werden, da es doch nicht unmöglich gewesen wäre, das gegenseitige Verhalten der verschiedenen Linien in fortlaufendem Zusammenhang zu schildern. Auch in der nachfolgenden Trennung der Linien, unter welchen gerade die, von der man es am wenigsten voraussah, zur Kur-Würde und zu noch größeren Ausichten sich erhebt, hätte eben jene Eifersucht zum Mittelpunkt der Erzählung dienen können. Die Ausbildung der ständischen Rechte unter diesen Begebenheiten, und die darauf gefolgte Wiedereinschränkung derselben durch die Landeshoheit, hat der Vf. in den allgemeinen Resultaten ausgeführt. Mit diesen Bemerkungen wird aber noch gar nicht gesagt, daß der Vf. den Vorwurf hätte auf sich laden sollen, die Geschichte des Regenten-Hauses zur Nebensache gemacht zu haben (II, S. 246). Das meiste von dem bisher Bemerkten geht überhaupt nicht sowohl gegen den Vf., als vielmehr dahin, die Schwierigkeiten des Plans bemerklich zu machen.

Nun noch ein Nachtrag zu dem, was wir oben von der Darstellung des Vfs. gesagt haben. Daß Reichthum und Freygebigkeit im Ausdruck nicht immer historische Bestimmtheit mit sich führe, ist leicht zu erwarten; nur läßt sich dieses eher bey dem Durchlesen selbst fühlen, als durch abgerissene Stellen bezeichnen. Hier nur einige Beyspiele: I. S. 347 heißen die Wahlfürsten *Repräsentanten* der Völkerschaften Deutschlands, wodurch manche Leser leicht auf die Meinung gebracht werden könnten, die deutsche Reichsständenschaft sey ursprünglich Repräsentation gewesen. — II. S. 80 heißt Philipps von Schwaben Mörder „der tiefgekränkte Wittelsbacher,“ als ob er ein gewisses Recht zur Rache gehabt hätte; es wird auch nicht bemerkt, daß er sehr wahrscheinlich nur Werkzeug einer Conspiration war. — S. 86 scheint es, Otto IV sey bloß durch den Auffand der Einwohner von Breifach nach Sachsen zurückgejagt worden, da es doch K. Friedrich II war, der dieses that. Von K. Friedrich I braucht der Vf. häufig die Prädicate: schwarz, finster, heimtückisch u. s. w. in seinem Betragen gegen Heinrich den Löwen, ungeachtet er selbst (I, S. 536) einen Beweis von des kaisers menschlich-fühndem Herzen giebt; es ist auch dem Rec. nicht bekannt, daß der Charakter dieses Kaisers von dieser Seite angegriffen worden wäre. — Die Geschichte der Belagerung von Weinsberg wird mit dem Ausdruck „Wundergeschichte, — und es ging wirklich hart her,“ abgefertigt (I, S. 494). Auch ist die eigentliche Quelle hiezu nicht der *Annal. Saxo*, sondern das *Chron. s. Pantaleon*, ad a. 1140. 1159. — Der Vf. hat die Sprache des Mittelalters sich mit Leichtigkeit zu eigen gemacht.

aber er vermischte nicht selten alte und moderne Ausdrücke, so wie es gewöhnlich in Ritter-Romanen geschieht. Wie und da ist in dem Ausdruck auch ein Anachronismus. Die *Hermannsage* heißt *Landsturm*, oder er spricht von *Waffenjungen*, *Knapen*, noch lange vor der Periode der Ritterschaft, wo von *Leuten*, *Getrewen* etc. die Rede ist. „Den *Heerschild* aufstellen,“ (für *Paaner*, als Zeichen zum Krieg,) scheint dem Rec. auch kein gewöhnlicher Ausdruck zu seyn. (I. S. 171.) — „Das *Geleit* eines Fürsten,“ richtiger sein *Gefolge*. (S. 225.)

Folgende Beyspiele zeigen, daß der sonst reine und gute Vortrag des Vfs. hie und da etwas ins Populäre fällt. „In den *Schaffstall* der christl. Kirche treiben etc. (I. S. 332). — „Die hungrigen *Herren*, welche eine für die Prinzeßinnen gedeckte Tafel abräumten,“ heißen gleich darauf: „*ungeschlachtte Bengel*.“ (S. 359). — Die bürgerlichen Kaufleute wurden von dem Ritterstande betrachtet als *vertrautes Krämervolk*. (II. S. 162). — Der Bischof v. Hildesheim setzte sich in Besitz „des *erschachten Guts*“ „der *lütige Pfaff*.“ (S. 210). — „Wir kenne die *bräunischweigische Prinzen*, die gewaltig in der *Theologie fischten*“ — sie mußten Latein lernen, als sollten sie dereinst *Schulmeister* werden. (III. S. 277 — 278). — „Die Abtretung des *Regiments* war ihm schon gereuet.“ (S. 248.)

Der Vf. zeichnet sich allerdings durch billige Beurtheilung der *Verfassung* und Sitten des Mittelalters vor vielen anderen aus, und bemerkt, daß man bey reiflicher Betrachtung des Mittelalters sich gewöhnen müsse, die gegenwärtige Lage der Dinge, wenn möglich, ganz zu vergessen, weil daun manches natürlich und gesetzmäßig erscheint, was man sonst lauter Schwäche und Aberglauben auf der einen, lauter stolze und unverächtliche Annahmen auf der anderen Seite, sah: — es werden alsdann auch unsere Vorfahren uns nicht mehr so unbegreiflich dumm und blind vorkommen u. s. w. (Rec. erinnert sich, eine ähnliche Stelle bey Joh. Müller gelesen zu haben.) Dessen ungeachtet ist es dem Vf. noch hie und da begegnet, nach den Ansichten unserer Zeit zu messen. II. Th. S. 17 schildert er „das *eisern bepanzerte Ungeheuer*, Feudalsystem genannt; mit *verschlingendem Rachen* und *raubgierigen Krallen*, in der vollen Kraft des reifen, männlichen Alters u. s. w.“ — III. S. 661 heißt es: „mit den fremden Rechten war auch der ganze *Wust* des *Lehnwesens* geblieben, und in den hiesigen Ländern gab es fortdauernd nicht nur ritterliche, sondern auch Kirchen-, Hof-, Bauern- und *wer weiß was alle für Lehen*!“ — Aus K. Friedrichs II. Landfriedensatzung: „wenn ein Sohn mit seinem Vater krieget u. s. w.“ folgert der Vf. (II. S. 192), wie auch Schmidt in der Geschichte der Deutschen gethan: „wie roh, wie abgestumpft mußten die heiligsten Gefühle der Menschheit in diesem Zeitalter seyn!“ Es ist aber dem Vf. selbst nicht unbekannt (nach S. 126), daß, nach dem Lehnrecht, den Söhnen gemeinschaftlicher Güterbesitz mit dem Vater zukam, und daß dieser nichts ohne Einwilligung der Söhne verfügen durfte, woraus eben die öftern Feuden zwischen Vater und Söhnen zu erklären sind. — II. S. 171 heißt die Leibeigenschaft eine *den Bauern zum Vieh herabwürdigende Verfassung*, und doch wird S. 173 ein Beyspiel angeführt, daß einige dieselbe nicht einmal mit Geld sich abkaufen lassen wollten. Eben so ist II. S. 192 das Gemälde von der Rohheit des zum *Vieh herabgewürdigten* Bauern gewiß übertrieben, da der deutsche Bauer zuverlässig nie so tief stand, als die niedrigen Volksclassen der *Letten*, *Polen*, *Russen*.

Da historische Untersuchungen nicht zum Zweck des Vfs. gehören, indem er nur die Resultate benutzen wollte: so können wir auch über jene nicht rechten; doch müssen wir hier andeuten, wo er nach unserer Einsicht zu weit geführt wurde. Diefes ist hauptsächlich der Fall bey Ableitung des Namens und der Herkunft der *Sassen* (Sachsen), indem *Mosers* Hypothese, (die er wohl selbst nicht für etwas anderes geben wollte, s. osnabr. Gesch. Einleitung) als erwiesene historische Thatfache zum Grund gelegt wird. Bekanntlich ist sie zum Theil schon in der Einleitung von *Spitters* hannov. Geschichte widerlegt. Wenn die Etymologie richtig wäre, so müßten die *Elssasser* so gut *Sachsen* seyn, als die *Hollstasser* (I. S. 167) (Holtteiner), denn *Alsatia* ist wie *Holsatia*. Die *Alsatii*

haben aber ihren Namen von der Niederlassung am Flüssen El, *Alsa*; und der Name der *Sachsen* (*Saxones*, nicht *Saffi*), ist schon bekannt zu der Zeit, als das Volk hochseerübertrab, also gewiß nicht *seßhaft* war. — Hengist seducte seine Gefellen so zum Kampfe auf: „*nimet eura Saxas etc.*“ und man weiß, daß manche alte Völker den Namen von ihren Waffen hatten. (cf. *Ekkard Franc. Orient. I. p. 892. Gregor. Turon. I. IV. c. 51 „dno pateri cum cultis validis, quos vulgo Scram - Saxos vocant.“*) — *Mosers* System von der *Verfassung der Sachsen* bleibt wahr, auch wenn die Bedeutung nicht gerade im Namen liegt, Rec. kann es daher auch nicht billigen, daß der Vf. durchaus: *Sassen* statt *Sachsen* schreibt. — Was auch die Meinungen der Gelehrten von der „*bemerklich*“ seyn möge, so scheint uns auf jeden Fall der Ausdruck des Vfs. „der berühmte *Göze* Irmenstall“ (I. S. 226) unpassend. — Der Herz. *Weißgriff* nicht erst nach dem Kreuzzug wieder zu den Waffen gegen K. Kunrad, sondern noch während dieser auf dem Kreuzzug abwesend war. I. S. 493. f. *Anon. 17<sup>ing.</sup> ap. Heß p. 37.* — Daß die Befehdungen in ein ordentliches System gebracht wurden, war nicht wohlthätige Folge des *Ritterwesens*. (II. S. 22) sondern der *Landfriedensgesetz*. — Der Satz, die Städte seyen wahre Fürstenschulen geworden, aus welchen die Landeshoheit endlich hervorging (II. S. 38), ist zum allerwenigsten nicht chronologisch richtig. — Ob die *Sachsen* das Lebenssystem erst von den *Franken* lernten (I. S. 290), wird erst noch näher zu untersuchen. —

Über die Frage von Nachweisung der Quellen scheint der Vf. nicht gleich anfänglich mit sich einig gewesen zu seyn. Im Ganzen wollte er keine Citate unter dem Text haben; er war aber doch hin und wieder gezwungen, solche zu geben. An anderen Stellen wären sie nicht weniger nöthig gewesen. Im 1 Theile sind gelehrte Anmerkungen und Nachweisungen am Schlusse jedes Buchs zusammengestellt. Im zweyten sind sie nicht. Im 3 Theil hingegen folgt nach jedem Abschnitt ein genaues Verzeichniß sammtlicher, von dem Vf. gelehrter Quellen. *Leuteneber* hat unter dem ganzen Beyfall. Noch verspricht der Vf. in der Vorrede zum 3 Theil, den eigentlichen Freunden der Geschichte eine *Kritik der Quellen* in einem etwa 6 Bogen starken Tractat; als Nachlese zu den trefflichen Vorarbeiten eines *Scheid* u. s. w. nachzuliefern. Diefes soll uns sehr willkommen seyn. Auch wie und wann der Vf. in Ansehung der Form und Darstellung von seinen Vorgängern abgewichen sey, soll darin erläutert werden.

Da dem Vf. mehrere handschriftliche Documente zu Theil wurden, (wiewohl nicht alle seine Wünsche erfüllt worden sind,) so hätten wir gewünscht, daß er den reinen Extract davon näher bezeichnen hätte; denn aus dem übrigen Stoffe, mit dem er verwebt ist, möchte er schwer auszuscheiden seyn.

Alles bisherige, was Rec. sich zu tadeln erlaubt hat, geschah übrigens bloß aus Liebe für die Sache; soll, wie wir schon bemerkt haben, nicht zum Nachtheil des Vfs. oder seines Buchs gesagt seyn. Wir könnten auch sein Motto hier anwenden, das er bey 3 Theil freylich in anderer Beziehung gebraucht hat: „*Pessimus inimicorum genus — laudantes, Tac.*“ — Er hat nach mehreren Rücksichten unsern aufrichtigen Hochachtung, und wir wünschen dem Buche recht viele theilnehmende Leser. Das viele Gute, das darin ist, sollen sie selbst finden: es hier näher auszuzeichnen, würde unsern Zweck und den Raum überschreiten. Doch unterlassen wir nicht, aufmerksam zu machen: auf die Schilderung von *Karis des Großen* Einrichtungen in Deutschland (I. 222. ff.); auf die sanftreiche Erklärung der gothischen Bauart unserer Kirchen (II. 8. 21); dann vorzüglich auf die schon bemerkte Einleitung über die Reformation, so wie überhaupt der 3 Theil jeden mehr anziehen wird. Ferner auf mehrere Originalzüge aus dem Privatleben der Fürsten; auf die Stiftung von *Helmstädt* (III. 199); Österreichs Dank für die Aufopferungen der Fürsten in den ehemaligen französischen Kriegen. III. S. 404. 480. 518. Die Art wie seit *Ludwig XIV* die Souveränitätsideen Eingang fanden. III. S. 492. 620. 669.

Rec. kann nicht umhin, bey Veranlassung der gegenwärtigen Geschichte zu bemerken, daß er schon einmal den Gedanken geäußert hat, eine freye Bearbeitung der Geschichte der Welfen würde eine interessante Aufgabe seyn. So alt dieses Haus ist, hat es immer, wiewohl mit sehr abwechselndem Glück, gegen die Entstehung einer Universalmonarchie gekämpft.

Möchte der Vf. Aufmunterung genug finden, den versprochenen 4 Theil, der so viel Wichtiges aus den neuern und neuesten Zeiten in sich fassen wird, mit seiner gewohnten Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit bald zu geben! Druck und Papier sind schön, das Ganze für ein Handbuch, zu gegenwärtiger Zeit, freylich nicht wohlfeil. Die Correctur könnte etwas genauer seyn. — C. —



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 AUGUST, 1808.

LÉGISLATION UND JURISPRUDENZ  
IN FRANKREICH.

## Code de Commerce.

PARIS, b. d. Gebn. Clément: *Code de commerce*, collationné sur les registres du conseil d'état, par M. Raynal, chef du bureau des procès-verbaux. Edition des archives du droit français. 1807. 183 S. Text und 146 S. Register. gr. 8.

[Vor diesem, mit einer Abbildung des kaiserlichen Wappens versehenen, Haupttitel geht ein Schmutztitel voraus, auf dessen Rehrseite folgende Anmerkung steht: „Chaque exemplaire de cette édition doit être revêtu de la signature de MM. Clément frères, directeurs des Archives du droit français. Clément fr.“]

Bald nachdem der Codex Napoleon anfang für Deutschland mehr als ein bloß literarisches Interesse zu gewinnen, ließen wir es uns angelegen seyn, die Literatur dieser neuen Gesetzgebung mit einer kurzen Einleitung in das Studium derselben zu beginnen. (S. Jem. A. L. Z. 1807. No. 3-9.) Eben so wollen wir auch mit dem seit der Zeit hinzugekommenen Code de commerce verfahren.

## Geschichte des Code de commerce.

Schon seit einer Reihe von Jahrhunderten hat sich im Frankreich das Civilrecht in Handelsfachen vom dem allgemeinen Civilrechte abgesondert. Schon lange beherrschte diese daselbst Montesquieu's Worte: „Les affaires de commerce sont des actions de chaque jour, qui sont de même nature de nos jours que jadis, ils font donc quelques peines très légères chaque jour.“ König Karl der IX. stiftete durch ein Edict vom Nov. 1563 ein Handels-Tribunal für Paris, unter dem Namen einer *Justice consulaire*, nachdem mehrere seiner Vorgänger eigene Kammern (*Chambres*) zur Schlichtung der Handelsstreitigkeiten, errichtet hatten. Diese Behörde für Paris bestand, zufolge des Edicts, aus einem Richter und vier Consulen, welche sämmtlich von einer gewissen Anzahl der vorzüglichsten Handel treibenden Bürger der Stadt, in einer zu dem Ende alljährlich zu veranstaltenden Versammlung, gewählt, und von dem Parlament, wie die gewöhnlichen Richter, bestätigt wurden. Der Hauptzweck dieses Edicts war: „Pour la facilité des procès et différends entre marchands qui demeurent négocier ensemble de bonne foi, sans être ennuies aux subtilités des ordonnances.“ Nach diesem Beispiele wurden auch gar bald in anderen Handelsstädten Frankreichs ähnliche Anstalten durch ver-

schiedene Edicts gegründet; im J. 1710 nicht weniger als zwanzig. Beim Anfange der Revolution war die Zahl der Consulate bereits auf 77 angewachsen. Ubrigens wurden die *Juges-consuls* nicht als königliche Richter betrachtet, sondern erhielten ihre Anstellung, ohne Zuthun des Königs, bloß durch freye Wahl der Kaufleute.

Colbert, der Statthalter Frankreichs, und dann neuer Handelsminister 1667, wodurch er dem Frankreich eine neue Art der Form er. Hierauf erfolgte die *Commerce*, und dann *maritime*. Diese drei sollen Einfluss auf die *pa* gehabt haben, wie das Napoleonische dazu gehörigen *Leh* Handelsgerichten (*tribunaux civils*) gefundene Beispiel, wie die *Ein* Einsichten neuerer *G*nen; ein Beispiel, wie wiederholt sehen. Die *neologie* dieses neuen *Mittel* und dessen an die frühesten *Ze* Handel Handelsrecht. — Was seit jenen *E* für die Handelsgesetz.

Durch die Declination der *Juges-consuls*, und nicht, auch diese Kaufleute, die nicht Richter waren, zuzuziehen, um auf diese Weise der Gefahr einer schiefen Beurtheilung der Handelsfachen aus Mangel an Sachkenntnis noch sicherer zu entgehen. Und auf dieses Recht erkannte noch der Cassationshof in den Arrêts vom 22 Frim. IX, und 13 Vend. X.

Im J. 1790 erfuhr das Gerichtswesen in allen seinen Theilen, durch das wichtige Revolutionsgesetz v. 24 August, eine gänzliche Veränderung. Den alten Namen der *Cours, Présidiaux, Bailliages, Sénéchaussées* und unter mancherley anderen Benennungen hergebrachten Justiz-Behörden ward die Eigenschaft von Tribunalen beygelegt, und ihre Attributionen wurden von neuem gesetzlich fixirt. Diese Veränderung erstreckte sich auch mit auf die consularischen Justizstellen (*Justices consulaires*), aus



welchen man gleichfalls Handelsgerichte (*Tribunaux de commerce*) machte, mit dem Vorbehalte; „à faire un règlement particulier pour déterminer d'une manière précise l'étendue et les limites de la compétence des juges de commerce.“ Ferner verordnete dieses Gesetz, daß das Civilgericht, wenn es in einem Arrondissement an einem Commerc-Tribunal fehlte, die Handelsfachen, mit Beobachtung der dafür vorgeschriebenen Formen bearbeiten, — daß es mit der Wahl der Richter-Consulen ferner, wie bisher, gehalten, — daß ein Commerc-Tribunal in dem Städ-

Administration nöthigch daß von den Hanne von 1000 Franken werden solle. Die Zahl ndgstribunal auf fünf ner später gegebenen leanten hinzukamen. Suppleanten, hieß es, leute, Banker, Manu-ichiffscapitaine gewählt ité dieses Gesetz einen. p, wie der gleichfalls. J. 1791 angekündigte. Revolution hindurch gen blieb. „La raison succès ce que la vons effort.“

n die Zügel der Regie- p Arrête der Consulen. : Commission zur Ena- x ernannt wurde. Be- e noch ein Jahr verlan- die Redner des Staats- Versammlung an. La- lectoren und Revisoren- zu seinem *Commentaire* et les tribunaux de com- ant des 14 Febr.) über- r Commission, Gorneau, Vital-Roux, Coulomb g den von ihnen redi- drucken, und an die skammern, (*Conseils et*, ich an die Appellations- nshof, damit sie sämmt- x liefern möchten, ver- me aufgeklärte und er- elehrte wurden zur Mit-

theilung ihrer Bemerkungen veranlaßt. Wir führen hier nur die *Observations critiques sur le Projet de Code de commerce par M. Estrivier, ancien jurisconsulte d'Aix* zum Beyspiele an.

Diese Versendung an genannte Behörden geschah vorzüglich für einen gedoppelten Zweck. Erstlich, daß die Rechtsätze des Entwurfs an den in der Praxis der Gerichtshöfe vorgekommenen einzelnen Fällen geprüft, und danach, hier in der Sache selbst, dort wenigstens in der Fassung, berichtigt würden; ohne daß es jedoch die Absicht war, diejenigen Rechts-

sätze, welche sich bey der Entwicklung und Anwendung jener Rechtsätze auf Einzelheiten ergeben hatten, mit in das Gesetz aufzunehmen. Für diesen Zweck sind eine Menge Bemerkungen von den Tribunalen eingekommen. Der andere Zweck war, daß die provinciellen und localen Rechte zur Notiz der Legistatur kämen, und zwar sogleich mit einer sachverständigen Würdigung derselben im Verhältniß zu dem allgemeinen Rechte des Entwurfs. Denn nach dem Plane des C. d. C. war es durchaus nothwendig, das Allgemeine zum Theil aus dem Provincialen auszuwählen, und dagegen das nicht Ausgewählte unter der Vorherrschaft des Allgemeinen zu Grunde gehen zu lassen. Man hat sich aber vor der Meinung zu hüten, als steyen alle Vorschläge der Tribunale, die man Bedenken getragen hat, in den C. d. C. aufzunehmen, hienit für irrig und falsch erklärt worden. Die Tribunale haben häufig nur weitere Entwicklungen und Folgerungen aus den Rechtsprincipen vorgeschlagen, die man, nach dem bloß auf das Allgemeine gerichteten Plan des C. d. C., nicht aufnehmen konnte, während man ihnen nicht gerade ihre Richtigkeit streitig machen wollte.

Je reichlicher aber die gewünschten Bemerkungen von allen Seiten einliefen, desto beschwerlicher ward ihre Benutzung. Denn so viele Kammern und Tribunale es gab, von welchen Bemerkungen eingekommen waren, eben so viele abgesonderte Arbeiten bildeten sich über den Entwurf. Die Minister der Justiz und des Inneren veranstalteten daher eine Sammlung dieser einzelnen Arbeiten, welche im J. XI unter dem Titel: *Observations des tribunaux de cassation et d'appel, des tribunaux et conseils de commerce — sur le Projet de Code de commerce*, aus der damaligen Druckerey der Republik, in zwey Quartbänden, von welchen der letztere wieder in zwey Theile, nebst einem Anhang und Register, zerfällt, hervorging.

Sollte jedoch, zur weiteren Vervollkommenung des von der Commission gelieferten Entwurfs, der gehörige Nutzen aus dieser unermesslichen Sammlung gezogen werden: so bedurfte es ferner einer vorgängigen Analyse derselben; wobey es vorzüglich auf zweyerley ankam: erstlich, die ganze Masse nach der Artikelfolge des Codex zu ordnen, und sodann alles das, was von der Masse auf jeden einzelnen Artikel des Codex bey jener Anordnung gekommen war, in eine leichte und bequeme Übersicht zu bringen. Mit Hülfе einer solchen Analyse war man dann im Stande, den redigirten Entwurf zu dem Ende nochmals zu revidiren, um darin die Veränderungen und Verbesserungen vorzunehmen, wozu die so lehrreichen und so reichlich eingegangenen Bemerkungen der Commerc-Kammern und Tribunale Veranlassung geben konnten.

Wer sollte sich aber dieser Arbeit unterziehen, da die im J. IX ernannte Commission mit Lieferung des redigirten Entwurfs erloschen zu seyn glaubte? — Unter solchen Umständen unternahmen drey der schon genannten Redactoren, Gorneau, Lagras

und Vital-Roux, eben so einsichtsvolle Rechtsgelehrte als Kaufleute, aus eigenem Antriebe und aus Eifer für die gute Sache, das verdienstliche, aber mühselige Geschäft. Sie suchten bey den kaiserlichen Ministern um die Erlaubniß nach, die Revision des Entwurfs auf eigene Kosten zu besorgen; wozu sie auch von diesen nicht bloß autorisirt, sondern noch besonders aufgemuntert wurden. Bey der hierauf mit vollem Eifer angefangenen Arbeit zogen sie gleichwohl die Hnn. Vignon und Bourcier mit zu Rathe, benutzten dabey auch alles, was sowohl französische Schriftsteller, als auch die Legislationen anderer Völker Europas, Nützliches für ihren Gegenstand darboten. So setzten sie die Regierung in den Stand, bereits im J. XI den Druck des revidirten Handels-codex zu verordnen, der hernach den Meditationen des Ministers des Inneren bey der Discussion des Codex im Staatsrath zur Grundlage diente. (Regnaud de St. Jean d'Angély legte, als Redner der Regierung in der gesetzgebenden Versammlung, die Revision des C. d. C. den sämtlichen Redactoren des Entwurfs bey. Es ist das aber offenbar ein Irrthum. Die von diesem Redner mitgetheilte Redactionsgeschichte ist sowohl in diesem, als auch in einigen anderen Punkten von einem später aufgetretenen Redner, dem Staatsrath Maret, bey Motivirung des 11, 12, 13 und 14 Titels des 2 Buches, berichtigt worden.)

Dieser revidirte Entwurf, in Begleitung theils der Analyse, als des Schlüssels zur Revision, theils des ersten Entwurfs, als des eigentlichen Gegenstandes der Revision, erschien im Druck unter dem Titel: *Revision du Projet de Code de Commerce précédée de l'analyse raisonnée des observations du tribunal de cassation, des tribunaux d'appel et des tribunaux et conseils de commerce, par les sieurs Gorneau, Legras et Vital-Roux, membres de la commission du Code de Commerce.* (Paris, aus der Druckerey der Republik. 1809. 4.)

Nach vollendeter Revision trat in der Entstehungsgeschichte des C. d. C. noch ein interessanter Zeitpunkt für weiteren Vervollkommnung des Werks, und Insonderheit des darin enthaltenen vierten Buches, dadurch ein, daß die bis dahin zu dem C. d. C. gezogene Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten in das zum *Code de procédure civile* gehörige Gesetz vom 14 Apr. 1806 hindüber genommen wurde. Denn als der C. d. P. c. vom 1. Jan. 1807, und mit ihm folglich auch das Gesetz vom 14 Apr. 1806, in Kraft getreten war: so zeigten sich bey der Anwendung dieses Gesetzes manche Gelegenheiten zu Bemerkungen, welche sich bey dem noch in der Discussion befindlichen C. d. C. benutzen ließen. In dieser Zwischenzeit schrieb Legras seinen Commentar über den Titel des C. d. P. c. von den Verfahren vor den Handelsgerichten, und er machte darin hin und wieder Bemerkungen, von welchen es wohl nicht zu leugnen ist, daß sie auch nach bereits vollendeter Revision des C. d. C. von Einfluß auf dessen viertes Buch gewesen sind.

Die wichtigsten Schicksale Randens aber dem

Entwürfe nun noch in den mancherley Discussionen bevor, denen er sich, wie vor ihm der C. N. und der C. d. P. c., theils bey dem Staatsrath, theils bey den beiden, mit der gesetzgebenden Gewalt bekleideten Versammlungen, dem legislativen Corps und dem Tribunale, noch zu unterwerfen hatte.

Zuerst kam der Entwurf, auf Befehl des Kaisers, zur geheimen Discussion (*Discussion particulière*) im Staatsrath. Da der Kaiser während dieser Discussion gerade im tiefen Norden abwesend, und daher nicht selbst, wie bey dem C. N., dabey den Vorsitz im Staatsrath zu führen im Stande war: so stand der Minister des Inneren an der Spitze dieser Angelegenheit; jedoch, der ungeheuren Entfernung ungeachtet, unter der unmittelbaren oberen Leitung des Kaisers. „*La sagesse dirigeait, des bords de la Vistule, le travail d'une loi nouvelle, destinée à dominer le Code commercial à l'Europe*“, sagte der Staatsrath Regnaud de St. Jean d'Angély, als Redner der Regierung in der gesetzgebenden Versammlung. In der That schien es auch für den Kaiser eine kaum abgebrochene und seinem Geiste noch frisch gegenwärtige Arbeit zu seyn, welche er bloß fortsetzte, als er, gleich den ersten Tag nach seiner Zurückkunft in Paris, den Entwurf des Codex einer neuen Discussion und einer Art von allgemeiner Revision in seiner Gegenwart unterwerfen liefs.

Bis jetzt sind zwar die Protocolle dieser Discussion des Staatsraths noch nicht im Druck erschienen, und es geht folglich noch das vorzüglichste Hülfsmittel zur Erläuterung des C. d. C. ab. Man erfährt aber aus dem pariser *Moniteur* (1808. No. 28), daß das Publicum diese Protocolle von Hn. Locré, also von dem, der sie selbst führte, und auch zuerst die *Discussion du C. N.* herausgab, unverzüglich zu erwarten habe.

Auf die geheime Discussion des Staatsraths folgte sodann die öffentliche oder feyerliche, in den Vorträgen der Redner des Staatsraths und des Tribunats vor der gesetzgebenden Versammlung, während welcher hinter einander gehaltener Sitzungen. Von den Vorträgen der Redner des Staatsraths erschien eine Ausgabe, als Zubehör des Codex selbst, unter dem Titel: *Code de Commerce, presse MM. les orateurs du corps des 1, 2, 3, 4, et 8 Sept. servir de commentaire à l'commerce. A Paris, chez G. ränge der Redner des Tr. druckt worden.*

Der C. d. C. ward jedoch der gesetzgebenden Versammlung nicht in der Form eines Codex, sondern, wie der C. N., in einer Reihe einzelner Gesetzesvorschläge vorgelegt, die sodann auch zu verschiedener Zeit, jeder für sich, als einzelne Gesetze decretirt, und hierauf, ohne daß der Senat auch nur ein einziges Mal Ursache gehabt hätte, von dem ihm durch das organische Senatusconsult vom 28 Flor. XII. Art. 21 fgg. verliehenen Rechte der Einsprache

gegen die von der legislativen Versammlung decretirten Gesetzentwürfe Gebrauch zu machen, promulgirt wurden. Dagegen verfuhr man bey dem C. d. C. in dem Stücke anders, als bey dem C. N., daß man die Dispositionen des C. d. C. nicht sogleich einzeln und successiv, in der Ordnung, worin sie decretirt und promulgirt wurden, sondern sämmtlich mit Einem Male, in Ausführung treten ließ. Das Gesetz vom 15 Sept. 1807 verordnete Art. 1: „*Les dispositions du Code de commerce ne seront exécutées qu'à compter du 1<sup>er</sup> Janvier 1808.*“

Die Form eines Codex verdankt der C. d. C. nicht der gesetzgebenden Versammlung, sondern der Regierung. Er ist, wie der C. N., aus dieser Versammlung in einer Reihe einzelner, für sich decretirter und promulgirter Gesetze hervorgegangen, und es ist dem Rec. auch kein Gesetz bekannt, welches nachher (wie dieses in Ansehung des C. N. durch das Gesetz vom 30 Vent. XII geschehen ist,) über die Verbindung dieser einzelnen Gesetze zu einem Ganzen in der Form eines Codex etwas verfügt hätte. Denn das schon angeführte Gesetz vom 15 Sept. 1807 bestimmt nur den Vollziehungstermin des Codex, und das Verhältniß desselben zu den älteren Handels-Gesetzen.

Daß übrigens dieses Verhältniß zu den älteren Rechten und Gesetzen bey dem C. d. C., gerade wie bey dem C. N., durch ein besonderes, *ausser* dem eigentlichen Codex liegendes Gesetz regulirt worden ist, verdient bey beiden Codicibus, insonderheit auf den Fall ihrer Reception in Deutschland, als wichtig und folgerich bemerkt zu werden. Bey dem C. d. P. c. ist die Bestimmung des Verhältnisses zu den älteren Gesetzen in dem Codex selbst mit enthalten.

Ist nun die Bemerkung richtig, daß die gesetzgebende Versammlung weder den C. N., noch den C. d. C., in der Form eines Codex decretirt hat, indem von der legislativen Gewalt die Dispositionen derselben nur erst nach geschehener Decretirung, des letzteren aber gar nicht, sondern nur allein von der

functionirt worden sind; so in Inhalte beider Codicum gehe Originale geben muß: eins, in der Form der einzeln andere, in welchem er in der finden ist. Genau genommen: nur für eine von der Regie-Vereinigung der einzelnen Gebeforgten Copey gelten, welche Gesetzen, so wie sie in der ge-nung decretirt wurden,

genommen werden mußte, so daß folglich von dem Inhalte beider Werke, in der Form von Codicibus, überall gar kein eigentliches Original existirt.

Man fragt daher mit Recht, nach welcher Handschrift ist der Inhalt der Codicum abgedruckt worden? Die unmittelbar nach der Decretirung der einzelnen Gesetze heftweise erschienenen Abdrücke sind unfehlbar nach den in der Form der einzelnen Gesetze vorhandenen eigentlichen Originale besorgt worden, welche in dem Archive des Senats, wohin die

von der gesetzgebenden Versammlung decretirten Gesetzentwürfe, nach Vorschrift des organischen Senatusconsults vom 28 Flor. XII, Art. 69, zu bringen sind, gesucht werden müssen. Dahingegen sind die Ausgaben, in welchen die Codices, als solche, erschienen sind, unstreitig nach der Handschrift des förmlichen Codex, die nur der Form, nicht aber dem Inhalte nach für ein Original gelten kann, und die in den Archiven der Regierung gesucht werden muß, abgedruckt worden. Daher hat auch wohl der Titel der Ausgabe des C. d. C. den ausdrücklichen Zusatz: „*collationné sur les registres du conseil d'état.*“ Daß es aber mit den Ausgaben des C. N., worin der Inhalt desselben als Codex sich zeigt, eine gleiche Bewandniß habe, wird man sogleich gewahr, wenn man das, was wegen Ausfertigung und Befiegelung der von der gesetzgebenden Versammlung decretirten Gesetze durch das organische Senatusconsult vom 28 Flor. XII Art. 137 fqq. vorgeschrieben wird, mit der Unterschrift und Befiegelung, so wie selbige sich unter der officiellen Ausgabe des C. N. findet, vergleichen will.

Aber auch abgesehen von dem Unterschiede zwischen der gedoppelten Form, worin der Inhalt des C. N. existirt, zeigt sich ferner noch eine kleine Verschiedenheit des Textes darin, daß die Artikel desselben nicht auf einerley Weise gezählt worden. In den zuerst in das Publicum gebrachten Ausgaben finden die Artikel eines jeden der vier Bücher mit einer frischen Zahlenreihe an. Diese Einrichtung aber, auch von den Rednern des Staatsraths und des Tribunats bey Motivirung der einzelnen Gesetzesvorschläge zum Grunde gelegt, ward hernach dadurch zurück genommen, daß man eine officiële Ausgabe mit einer durch das Ganze fortlaufenden Zahlenreihe der Artikel erscheinen ließ.

Obige kurze Darstellung der Geschichte des C. d. C. läßt schon erwarten, daß das Werk, gegen seinen ersten Entwurf gehalten, noch sehr bedeutend verbessert worden ist. Diese Erwartung findet sich auch bey genauerer Vergleichung vollkommen bestätigt. So z. B. sieht man die Wirkungen der Revision und Discussion bey dem C. d. C., gerade wie bey dem C. N., sowohl bey dem Anfange als bey dem Schlusse des Codex: bey dem Anfange, weil man die allgemeinen Dispositionen, womit der Entwurf begann, theils anderwärts einschob, theils gänzlich strich; bey dem Schlusse, weil man das dritte und vierte Buch, die anfangs Eins ausmachten, von einander trennte. — Die Redactoren hatten, zu den beiden Societäts-Arten, die in der Ordonnanz vom J. 1673 vorkommen, nämlich der *Société générale* und der *Société en commandite*, noch zwey andere, die *Société des actions* und die *Société en participation*, hinzugefügt. Man ließ aber bloß die drey ersten Arten der Societät stehen, und strich, die letzteren, *parce que la société en participation n'est qu'un acte passager, qu'une convention qui s'applique à un objet unique, et ne repose pas sur les mêmes bases, ne peut avoir les mêmes résultats que les trois autres genres d'association.* — (Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 A U G U S T, 1808.

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortsetzung der Recension

des

Code de Commerce.

Im Artikel 298 ist der zweyte Paragraph hinzugekommen. — Die Redactoren hatten alle Vindicatationen aus der Concurramasse verworfen. Man schlug hernach aber Art. 576 u. ff. einen Mittelweg ein. — Am bedeutendsten war die Veränderung, daß man die Materie von dem Verfahren bey den Handelsgerichten, die sowohl im Entwurfe des C. d. C., als auch noch in dessen Revision stand, zum C. d. P. c. hinüber nahm. — Im Ganzen ist es vorzüglich das dritte Buch, welches seit seinem Entwurfe den Handelskammern und Handelstribunalen, so wie insonderheit der Discussion des Staatsraths, viel zu verdanken hat. Bey den meisten hier angebrachten Veränderungen hatte man den Zweck, die bereits im Entwurfe gewählten Mittel, „*pour arrêter le scandale public de ces banqueroutes audacieuses et répétées, qui laissent tant de coupables sans honte et tant de victimes sans ressources et sans vengeance*“, noch mehr zu schärfen.

Ziemlich zu gleicher Zeit mit dem C. N. in seiner Idee aus der Revolution entsprossen, weniger, als der C. N., durch die Legislation der Revolutionsperiode vorbereitet, dagegen aber von seinem ersten Entwurfe an noch vielfältiger, als der C. N., erwogen und geprüft, auch gegen die drey zur Zeit hervorgetretenen Codices, da er unter ihnen der letzte war, in mancher Hinsicht in Vortheil gesetzt, hat endlich der C. d. C. in Frankreich seit dem 1 Jan. 1808 zu gelten angefangen.

### Plan und Umfang des Code de commerce.

Was sich über den Plan des C. N. überhaupt sagen läßt, das gilt im Ganzen auch von dem C. d. C. Alle die Vorzüge, die man dem C. N. als Folgen seines Plans beylegt, kann man mit gleichem Rechte von dem Handelscodex behaupten. Auch dieser Codex schließt sich an den Geist unserer Zeit an, ohne sich jedoch unnöthiger Weise von dem Alten zu entfernen; auch er setzt so Manches in rechtliche Gewissheit, was bisher ein Spiel der Controversen und eines schwankenden Gerichtsgebrauches war; auch er verschafft zu seinem Theile in civilrechtlicher Hin-

sicht die erforderliche Einheit, und ist mit Hilfsmitteln umgeben zur Sicherung derselben auf die Dauer; auch er trägt das Seinige dazu bey, der Rechtsverwaltung einen rationellen, und dabey eben so festen als richtigen Gang zu geben, dadurch, daß er sie nicht von einzeln entschiedenen Fällen, sondern von Principien abhängig macht, und zwar von solchen, deren Zwecke und Motive eines Theils durch den Mund der Regierung selbst bekannt gemacht, und die anderen Theils auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit Weisheit berechnet worden sind; auch er hat im Ganzen mehr die Tendenz einer formalen Verbesserung, als einer materialen Neuerung; auch er weist dem Civilrechte zu seinem Theile den richtigen Platz gegen den Staat an. — Es liegt uns aber hier ob, den Plan des C. d. C. im Einzelnen zu zergliedern.

I. Der Plan des C. d. C. geht nicht auf das Handelsrecht überhaupt, sondern nur auf den civilrechtlichen Theil desselben. Hierin unterscheidet er sich von der *Ordonnance du commerce* vom J. 1673, und insonderheit auch von der *Ordonnance de la marine* vom J. 1681. In der letzteren finden sich Dispositionen, hier im Fache der öffentlichen Administration, z. B. über den Unterricht und die Prüfung der Schiffer; dort im Fache der militärischen Organisation der Marine, z. B. über die Attributionen des Großadmirals; — hier im Fache der Policey, z. B. über die Stellung und Anlegung der Schiffe in den Häfen und auf den Rheden; dort im Fache der höheren Politik, z. B. über das Recht, in die Häfen einzulaufen, daselbst zu verbleiben und Waaren einzuführen. Nach dem Beispiele dieser Ordonnanzen hielt der Entwurf des C. d. C. gleichfalls nicht streng die Schranken des Civilrechts; in der Discussion ward er aber darauf mehr zurück gebracht. Nur im vierten Buche finden sich mehrere Dispositionen, welche nicht civilistischer Art sind; so daß beym C. d. C. eben so das Ende, wie bey dem C. N. der Anfang, wegen des Präliminar-Titels von den Gesetzen, nicht rein civilistisch genannt werden kann.

Dagegen läßt sich nicht behaupten, daß der C. d. C. den civilistischen Theil des Handelsrechts seinem ganzen Umfange nach begreife. Denn es fehlt darin die wichtige Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, welche zwar im Entwurfe des C. d. C., sowohl in seiner ersten als revidirten Gestalt, ihren gehörigen Platz mit bekommen hatte, aber hernach, wie schon oben bemerkt worden, unerach-

U u

tet der von mehreren Appellations-Tribunalen, namentlich von denen zu Aix und Rennes, dagegen gerichteten Bemerkungen, daraus verdrängt, und in den C. d. P. c. gezogen ward, woselbst sie sich Art. 414 bis 442 noch gegenwärtig befindet.

Von der anderen Seite erstreckt sich der Plan des C. d. C. nicht weiter in das Civilrecht hinein, als da, wo eine Anwendung des letzteren auf Handelsfachen in Frage ist. Der C. d. C. schweift ne-

hat der Kaufmann an dem bloßen C. d. C., und wenn er auch noch so vollständig wäre, dennoch nicht genug, weil dieser Codex in unzertrennlicher Verbindung der Grundsätze mit dem C. N. und dem C. d. P. c. steht. Anderen Theils hat es bereits in Frankreich nicht an Rechtsgelehrten gefehlt, welche für den Handelsstand eigene Ausgaben des C. d. C. geliefert, und darin den Codex von allen Seiten für das besondere Bedürfnisse dieses Standes in Noten und Zufügen zu completiren gesucht haben. Wir möchten vielmehr ein größeres Gewicht darauf legen, daß die Handelsgesetze dem Kaufmann in dem C. d. C. unvermischt, als ob schon ihm darin nicht ganz vollständig gegeben worden sind.

II. In einem anderen Betrachte ist der Plan des C. d. C. auf das Handelsrecht nur in so weit gerichtet, als dasselbe für ganz Frankreich gelten soll, als es folglich den Charakter der geographisch-politischen Allgemeinheit hat. Das Provinzielle und Locale ist davon ausgeschlossen. Auch diese Eigenchaft hat der C. d. C. mit dem C. N. und dem C. d. P. c. gemein. (Eine besondere Ausnahme macht hier jedoch der C. d. C. im Art. 11 des vierten Buchs, wo etwas, was nur allein die Stadt Paris angeht, verfügt wird.) Der Staatsrath Regnaud de St. Jean d'Angely bemerkte bey Motivirung des C. d. C. in der gesetzgebenden Versammlung: *Il est d'une haute importance de fonder dans un système commun, les usages et la jurisprudence de la métropole et des pays réunis, de faire disparaître l'influence de ces arrêts de réglemens émanés des parlements, et qui formaient une seconde législation au sein de la législation primitive; d'effacer la trace des règles établies par les coutumes locales, par les lois municipales, premier bienfait et dernier inconvénient de notre ancienne législation civile.*

Zu dem Ende gab es dreyerley Mafsregeln, welche bey Verfertigung des C. d. C. eingeschlagen werden konnten. Entweder man schöpfte den Inhalt des Codex aus solchen Gesetzen und Rechtsquellen, die schon allgemein gültig waren; oder man erhob locale und provincielle Rechte, dadurch, daß man sie in den C. d. C. aufnahm, zu dem Ansehen von allgemeinen; oder endlich man entwarf für den C. d. C. ganz neue Dispositionen, die in Frankreich bisher weder als allgemeines, noch als provincielles oder locales Recht gegolten hatten. Der erste Fall findet sich z. B. bey dem, was aus den beiden Ordonnanzen von 1673 und 1681 in den C. d. C. geflossen ist; der zweyte, bey mehreren statutarischen Rechten der Stadt Paris, welche vorzugsweise bey dem Codex berücksichtigt worden sind; der dritte, bey den meisten Dispositionen in den Materien von den Fallimenten und Concurfen.

Mit dieser Allgemeinheit hatte es bey dem C. d. C. weit weniger Schwierigkeit, als bey dem C. N., weil Frankreich schon vorher im Ganzen an den beiden Ordonnanzen ein allgemeines Handelsrecht hatte, und sich in diesen Ordonnanzen bereits ein reichhaltiges Material zur Benützung für den C. d. C. dar-

*ront être soumises à leur tour à une utile révision. Rien, tant le génie vengeur du droit des gens sur le continent, vengera aussi le droit des gens sur les mers; et le monde, l'empire français du moins, lui devra le bienfait d'un acte de navigation, que des ministres sans pudeur ne feront plus déchirer par un peuple de pirates." Mittheilung bleibt es in diesen Regionen des Handels, noch bey dem Alten, d. h. bey der Ordonnanz v. J. 1681, und bey einigen neueren, über einzelne Gegenstände besonders gegebenen Gesetzen.*

So ist es denn also wohl nur bis auf einen gewissen Grad richtig, was von dem eben gedachten Redner des Staatsraths zur Empfehlung des C. d. C. besonders mit bemerkt worden ist, daß nämlich der Kaufmann in dem C. d. C. die Gesetze vollständig beyammen habe, unter welchen er bey Treibung seines Geschäfts stehe. Allerdings ist durch Zusammenschmelzung mehrerer Gesetze, und vorzüglich der beiden Ordonnanzen vom J. 1673 und 1681, in ein wohl geordnetes Ganzes, in dieser Hinsicht ein Bedeutendes geschehen. Allein für eine vollständigere Erreichung dieses Zwecks vermisst

der C. d. P. c.  
man  
des C.  
rechts.

man  
anzu-  
in der  
Theils.

bot: da hingegen sich Frankreich in Ansehung des Legislationsgebiets des C. N. in zwey Theile, in die Provinzen des römischen und des vaterländischen oder gewohnheitsmäßigen Rechts, absonderte, es auch mit Ordonnanzen und anderen allgemeinen Gesetzen weniger versehen war, welche bey dem C. N. hätten zum Grunde gelegt werden können; so dafs folglich die volle Unmöglichkeit vorhanden war, in und mit dem C. N. ein allgemeines Recht für ganz Frankreich zu gründen, ohne den einen Theil der Nation dem anderen in Hinsicht seiner Rechte und Gesetze, wiewohl zum Besten des Ganzen, aufzuopfern. Blofs die zu Frankreich neu hinzugefügten Provinzen bekamen in dem C. d. C., auch in dem Theile, welcher aus jenen beiden Ordonnanzen geschöpft war, ein neues Recht.

Folge der beabsichtigten Allgemeinheit für ganz Frankreich war es bey dem C. d. C., wie bey dem C. N., dafs alles das daraus wegbleiben muste, was sich nur nach Localitäten zweckmässig bestimmen läfst. Daher z. B. die Zahl der Richter und der Handelstribunale im C. d. C. nicht festgesetzt worden; sondern es dem Kaiser überlassen geblieben ist, dieferhalb jeden Orts das Nöthige zu verfügen (Art. 613 — 617). Eben daher rührt es ferner, dafs der C. d. C. über so manche Dinge auf künftige, besonders zu machende Regulative verweist, statt darüber selbst zu verfügen. So werden z. B. über den Handel mit Staatspapieren (Art. 90), über die Loskaufung der Gefangenen (Art. 269), über die Gebühren der Agenten des Creditwesens (Art. 484) u. s. w. noch eigene Reglements erscheinen.

Für die Erhaltung des C. d. C. in seiner Allgemeinheit wird dadurch vorzüglich mit gesorgt, dafs man den Cassationshof sich auch über die Handelsfachen erstrecken läst; wodurch das Entstehen neuer Spaltungen und Ungleichheiten in der Praxis des Handelsrechts, auf die bekannte Weise, und nach dem bekannten Zwecke dieses obersten Justizhofes, möglichst verhindert wird. Zwar sagt weder der C. d. C., noch der von dem Verfahren vor den Handelsgerechten handelnde Titel des C. d. P. c. (Art. 414 — 442), nur ein Wörtchen davon; dafs der Cassationshof auch für die Handelsfachen mit existire. Dieser Stillsehweigen darf aber nicht auffallen und darf nicht zur Widerlegung jener Behauptung gebraucht werden, da die Rechtsmaterie vom Cassationshofe überall ausser den Grenzen, sowohl des C. d. P. c. als auch des C. d. C. und des C. N., liegt. Diese Materie ist vielmehr aus eigenen darüber vorhandenen Gesetzen zu schöpfen, welche wegen der Richtigkeit jener Behauptung keinen Zweifel lassen. Auch wird letztere ausdrücklich bestätigt durch den *Traité succinct, du pouvoir en cassation, en réglemant de juges etc.*, welcher dem ersten Bande der *Jurisprudence de la cour de cassation* von Sirey vorgedruckt ist, wo es S. V. heist: „le pouvoir en cassation est recevable, en général, contre les arrêts ou jugemens définitifs et de dernier ressort, rendus par les cours d'appel et par les tribunaux d'arrondissement ou de commerce.“

Übrigens hat man sich zu hüten, die Allgemeinheit des C. d. C. so zu deuten, als sollten neben diesem Codex durchaus keine provinciellen oder localen Rechte und Gesetze weiter mehr Statt finden. Vielmehr giebt es einen gedoppelten Fall, in welchem letztere mit der Allgemeinheit des Codex vereinbar sind. Erstlich, wenn sie solche Materien betreffen, welche kein Gegenstand des C. d. C. sind. Über solche Materien dauern die älteren Gesetze überhaupt, folglich auch die provinciellen und localen, eben so gut fort, als neue darüber gegeben werden können. Zweytens, wenn es darauf ankommt, die Dispositionen des C. d. C. in den Materien, denen er gewidmet ist, nach Localitäten nur näher zu bestimmen, oder wegen der Anwendung und Ausführung etwas durch besondere Gesetze zu reguliren. Der zweyte Fall erläutert sich aus dem C. d. C. selbst, indem darin gar oft auf Usancen, so wie sie jeglichem Orts bereits geken, oder auf künftige, nach den besonderen Bedürfnissen der verschiedenen Gegenden oder Städte einzurichtende Anordnungen verweisen. Der erstere Fall findet sich bestätigt durch jene Materien der beiden Ordonnanzen von den J. 1673 und 1681, welche, in Betracht des noch fortdauernden Seekrieges, überall nicht mit in den Plan des C. d. C., gezogen worden, und folglich den bisher darüber vorhandenen statutarischen und localen Rechten eben so wohl, als den beiden gedachten Ordonnanzen, überlassen geblieben sind. Nach bedeutungsvoller aber, und zwar in Hinsicht beider Fälle, ist das Beispiel des besonderen Handelscodex, welcher der Stadt Lyon vom Kaiser gegeben worden, nebst der dabey geschehenen Äusserung, dafs auch andern Handelsstädten unbenommen sey, sich eigene Handelscodices zu erbitten. Dergleichen absonderliche Codices können nun zwar nicht gegen den C. d. C. und in Widerspruch mit demselben, wohl aber neben ihm, nämlich, da wo er Spielraum gelassen hat, bestehen, und sie können sowohl Materien, die vom C. d. C. ausgeschlossen sind, als auch weitere Ausbildungen und Ausführungen der darin begriffenen Materien, nach dem Bedürfnisse und der Lage des jedesmal in Frage seyenden Orts, enthalten.

III. Neben der geographisch-politischen Allgemeinheit ist es bey dem C. d. C. auch abgesehen auf eine objective Allgemeinheit. Der C. d. C. bildet zwar selbst schon, im Verhältnisse zum C. N., ein besonderes Recht, indem jener die Grundsätze des Civilrechts in seiner näheren Anwendung und Entwicklung auf eine besondere Gattung von Gegenständen enthält. Da er sich aber nicht auf die verschiedenen Zweige und Gegenstände des Handels einläst, sondern in der Regel blofs bey dem stehem bleibt, was auf alle diese Zweige und Gegenstände Anwendung leidet, da er also so zu sagen im zweyten Grade das Besondere ausschliesst, so behauptet es selbst wieder die Eigenschaft der objectiven Allgemeinheit, und enthält in dieser Hinsicht das allgemeine Handelsrecht im Gegenfatze des besonderen. Diese Allgemeinheit ist es, welche der Staatsrath *Regnaud de*



St. Jean d'Angély vorzüglich im Sinne hatte, als er der gesetzgebenden Versammlung zur Motivirung des Codex bemerklich machte: „*Il est d'une haute importance que les lois commerciales de France conviennent également au commerce de consommation des vastes cités, au commerce spéculateur des grands entrepôts, au commerce industriel des grandes fabriques, à la navigation immense des grands ports, au cabotage actif des plus petites rades, aux marchands de toile de Courtrai, de Gand, de Bretagne, de Maine et Loire, et aux fabricants des soieries de Gênes, de Lyon, de Tours; à ceux qui font tisser la laine à Elboeuf, à Sedan, à Louviers, à Verviers, et à ceux qui font tisser le coton à Tarare, à Rouen, à Alençon, à Paris, à Troyes.*”

Diese Eigenschaft des C. d. C. soll und kann das Mittel seyn, ihn eines Theils vor der Gefahr des Veraltens möglichst, und wenigstens auf eine lange Reihe von Jahren, zu sichern, also vor der gefährlichsten Klippe aller positiven Gesetze, welche am Ende keinen anderen Ausweg übrig läßt, als die Gesetze oftmals abzuändern, oder sie im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit fort dauern zu lassen, oder endlich wohl gar den Versuch zu machen, ob sich vielleicht der Geist der Zeit in seinem Laufe an der Steifheit und Unbehüllichkeit der Legislation breche; anderen Theils aber ihm den Weg zu anderen Nationen, und zu dem ihm von Paris aus angewiesenen Ziele, der Handelscodex für ganz Europa zu werden, mit Erfolg zu bahnen.

Aus diesem objectiv allgemeinen Handelsrechte des C. d. C. soll sich das besondere, allmählich und nach jedesmaliger Verschiedenheit der Gegenstände und Fälle, von selbst entwickeln. Die Hilfsmittel dabey sollen seyn, theils die öffentlich bekannt gemachten und noch bekannt zu machenden Actenstücke, welche über den Geist des C. d. C., über dessen Zwecke und Motive, sowohl im Ganzen, als in seinen einzelnen Dispositionen, Aufschluß geben, vorzüglich also das über die Discussion im Staatsrathe geführte Protocoll, nebst den motivirenden Vorträgen der Redner des Staatsraths und des Tribunats, theils die *Jurisprudence*, dieses von den französischen Juristen selbst so genannte *Complement* der neuen französischen Legislation, nebst der ihr zur Seite stehenden *Législation interprétative*. Auf diese Weise soll sich mit der Zeit ein *Système d'application* auch über den C. d. C., wie über den C. N., bilden, welches zwischen der Allgemeinheit des Gesetzes und der Individualität des wirklichen Lebens in der Mitte stehen, und zwischen beiden den Vermittler machen wird.

Übrigens war es sicherlich keine leichte Aufgabe, die Grenzen, auf der einen Seite, zwischen dem C. N. und dem C. d. C., so daß der Commerz-Codex in der Sphäre der eigentlichen Handelsfachen blieb, und sich von dem allgemeinen Civilrechte gehörig entfernt hielt, auf der anderen Seite, zwischen dem C. d. C. und den (objectiv) besonderen Handelsrechten, so daß der Commerz-Codex innerhalb seiner

Sphäre sich nicht zu sehr in das Einzelne ausbreitete, fest und streng zu halten. Ja man möchte fragen, ob es auch nur einmal immer möglich gewesen sey, diese Scheidungen, insonderheit die erstere, allenthalben vollständig zu vollführen. Es giebt z. B. Materien, die zwischen dem C. N. und dem C. d. C. in der Mitte liegen, wohin wir die Lehre von dem *Billet à ordre* rechnen würden, indem dessen Gebrauch sich nicht gerade lediglich und ausschließlich auf das Commerz und auf Handelsleute beschränken soll. Gleichwohl ist von dieser Lehre nur im C. d. C., nicht aber auch im C. N., die Rede.

IV. Ferner beruht der Plan des C. d. C. wesentlich mit darauf, daß es bey diesem Codex, wie bey dem C. N., Grundsatz war, auf der Basis des Alten bloß fortzubauen, zugleich aber, während man auf der einen Seite, so viel möglich, bey dem stehen zu bleiben suchte, was die Proben der Zeit und Erfahrung bereits ausgehalten hatte, auf der anderen auch den Nutzen und die gereiften Resultate der Revolution für das Handelsrecht nicht wieder verloren gehen zu lassen. Wie man das, was man in der Revolution für das Handelsrecht gewonnen zu haben glaubte, beyzubehalten gesucht habe, davon giebt die Organisation der Handelstribunale ein Beyspiel, welche, bis auf wenige Abweichungen, dieselbe geblieben ist, so wie sie im J. 1790 veranstaltet ward. Mit welcher Vorliebe man aber dagegen dem Alten gehuldigt habe, wird sich da näher ausweisen, wo von den Quellen des C. d. C. die Rede seyn wird. Überhaupt leidet das, was in *Seidensticker's Einleitung in den C. N.* S. 248 — 252 über die bey dem C. N. erwiesene Abneigung gegen alle unnöthigen Neuerungen bemerkt worden ist, auch auf den C. d. C. volle Anwendung. So sind z. B. die Ordonnanz von 1673 und 1681, diese Hauptquellen des C. d. C., dadurch ausgezeichnet worden, daß die Redner des Staatsraths es nicht einmal nöthig fanden, den *Code de Commerce* in den Punkten, in welchen er mit diesen beiden Gesetzen harmonirt, vor der gesetzgebenden Versammlung zu motiviren. Ihre Motivirung beschränkte sich in der Regel bloß auf die neuen oder abweichenden Dispositionen des Codex. — Sogar in dem Punkte, daß man, mit Abänderung des Projects sowohl als der Revision des C. d. C., das Verfahren vor den Handelsgerichten in den C. d. P. c. hinüber nahm, befolgte man die alte herkömmliche Weise der Ordonnanz vom J. 1667, ob es gleich nicht zu leugnen ist, daß die damaligen Gründe dieses Verfahrens nichts weniger als noch dieselben waren. Denn als die Ordonnanz des Handelsrechts vom J. 1673 entworfen ward, hatte man nicht mehr freye Hand, den Handelsproceß darin mit aufzunehmen, weil diese Materie bereits im J. 1667 in der damals über die Civilprocedur überhaupt publicirten Ordonnanz ihren Platz angewiesen erhalten hatte. Die Entwerfung des C. d. P. c. und des C. d. C. hingegen fiel in einen und ebendenselben Zeitpunkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 A U G U S T, 1808.

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortsetzung der Recension  
des

C o d e d e C o m m e r c e.

Ein anderes Beyspiel liefert der 11 Artikel im vierten Buche des C. d. C., wo die *Gardes du Commerce*, zur Vollstreckung der auf Personalarrest gehenden Erkenntnisse in Handelsfachen, aus früheren Zeiten für Paris wieder hergestellt worden sind. — Man höre endlich auch, wie einige Handelskammern und Handelstribunale den Re-actoren des C. d. C., welche sich gegen alle Vindication aus der Concursmasse ohne Unterschied erklärt hatten, vorzüglich aus dem Grunde widersprachen, „*qu'il ne fallait pas changer sans nécessité un usage anciennement établi en France, et suivi dans quelques autres pays.*“ Dieser Widerspruch ist bekanntlich auch nicht ohne Erfolg geblieben.

Dafs aber eine Legislatur von solcher Umsicht, wie die neue französische, die Gelegenheit, die älteren Gesetze für den C. d. C. zu revidiren, dazu mit werde benutzt haben, um den Controversen, welche in ziemlicher Anzahl an dergleichen älteren Gesetzen zu hängen pflegen, ein Ende zu machen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. So z. B. ist im zweyten Buche Art. 159 die von der Ordonnanz unberücksichtigt gebliebene Streitfrage bejahend entschieden worden: ob der Affecuranzvertrag auch in dem Falle nichtig sey, wenn der dem Versicherer verschwiegene oder ihm unrichtig vorgestellte Umstand auf die Beschädigung oder auf den Verlust des versicherten Gegenstandes keinen Einfluss gehabt hat. — Im dritten Titel des dritten Buchs sind nunmehr bestimmte Dispositionen über das Recht der Vindication aus der Concursmasse vorhanden, worüber zuvor disharmonische Gesetze und Gebräuche existirten. — In den beiden Abschnitten von den Commissionären für die Güterverfendung zu Wasser und zu Lande, und von den Fuhrleuten (Art. 96 u. ff. des ersten Buchs) hat man jetzt bestimmte und allgemeine Normen, statt dafs bisher in diesen Materien eine zweifelhafte und ungleiche Praxis herrschte. — Der siebente Titel des ersten Buches hebt alle bisherige Ungewissheit über die Gültigkeit eines isolirten Zeugnisses, welches von einem zur Vermittlung gebrauchten Handelsagenten, von einem Wechselagenten oder Mäkler erstattet worden ist.

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Er überläßt dem Gerichte die Freyheit, die Wahrheit aus dem Briefwechsel und den Büchern, ja auch durch Zulassung des Zeugenbeweises auszumitteln. — Der Art. 145 verfügt: wer einen Wechselbrief zur Verfallzeit und ohne eingetretenen Widerspruch bezahlt, sey, der rechtlichen Vermuthung nach, von aller weiteren Verbindlichkeit dadurch befreiet worden. Hierin liegt die Beantwortung einer der wichtigsten Fragen des Wechselrechts, welche gleichwohl in der Ordonnanz vom Jahr 1673 unberührt geblieben war, und worüber daher eine grofse Verschiedenheit der Meinungen bey den Gerichten bisher Statt gefunden hatte. — Auch, der im Art. 298 dem Projecte des C. d. C. gegebene Zusatz entscheidet über eine von der Ordonnanz übergangene, und bisher sehr controvers gewesene Frage: ob und wie fern dem Capitän das Frachtlohn, auf den Fall, wenn das Schiff verloren gegangen ist, auch von denjenigen Waaren gebühre, welche er zu verkaufen genöthiget war, um die Kosten für Lebensmittel, Ausbesserung und andere dringende Bedürfnisse des Schiffes zu bestreiten.

V. Auch darin stimmt der C. d. C. in seinem Plane mit dem C. N. überein, dafs er zwar die Grundlage zu einer Rechtswissenschaft abgeben, aber nicht selbst ein rechtswissenschaftliches Werk seyn soll, Die Verbindung zwischen der neuen französischen Civil-Legislation und der Doctrin des neuen Civilrechts, so wie sie in *Seidenficker's Einleitung in den C. N. S. 242—247* und *S. 401—442* umständlich erörtert worden, findet gleichfalls bey dem C. d. C. Statt. Es ist eine Verbindung, in die man sich in Deutschland nicht sogleich wird finden können. Der deutsche Civilcodex, immer nur noch im *Corpus juris romani* gegeben, liefert des Einzelnen und der Folgerungen viel, und überläßt es der Doctrin, durch Induction und Abstraction aufwärts die Grundsätze, wenn sie können, aufzusuchen. Der französische Civilcodex macht es umgekehrt; er liefert fast allenthalben nur Grundsätze, und verlangt von der Doctrin deren Bearbeitung und Entwicklung. In Deutschland denkt man bey der Doctrin gewöhnlich nur an das Dociren, Bücherschreiben und Bücherlesen, zur Belehrung seiner selbst oder anderer; in Frankreich denkt man bey der Doctrin weniger an diese Dinge, als vielmehr an die Darstellung und Erklärung der Gesetze in der *Sphäre der Praxis*, setzt folglich daselbst an die Spitze aller doctrinellen Monumente, auf der einen Seite, die Actenstücke über die Entstehung, Discussion und Motivirung der Gesetze, auf

Xx

der anderen, die auf dem Grunde der Gesetze, vorzüglich bey dem Cassationshofe, ergangenen richterlichen Entscheidungen, in der Eigenschaft von Actenstücken über die Erfolge der Gesetze. Aus diesen Actenstücken bildet sich, aus denen der ersten Art, eine Doctrin der Ursachen, aus denen der anderen Art eine Doctrin der Wirkungen der Gesetze. Um sich aber eine richtige Idee von der letzteren zu machen, darf man nicht übersehen, daß eine jede richterliche Sentenz ein gedoppeltes Interesse hat: eins für die Legislation, in so fern nämlich in dem Urtheile das Gesetz zur Ausführung kommt; ein anderes für die Justizverwaltung, in so fern durch das Urtheil ein Rechtsfall unter den streitenden Theilen entschieden wird. In jener Hinsicht gehört die Sentenz in die Lehre von den Gesetzen und ihrer Erklärung, in dieser hingegen gehört sie in das Civilrecht. Betrachtet man nun die Sentenzen als Hilfsmittel zur Erklärung der Gesetze, oder nennt man in Frankreich einen Inbegriff solcher Sentenzen über ein Gesetz vorzugsweise die *Jurisprudence* desselben: so wird nicht die letztere, sondern die erstere Rücksicht genommen.

Aber erst während der Discussion des C. N. und des C. d. C. ist die Grenze zwischen der Legislation und der Doctrin schärfer gezogen und fester gegründet worden. Im Entwurfe des C. N. ging noch das von Portalis als doctrinelle Einleitung in den Codex ausgearbeitete Präliminarbuch dem ganzen Werke voran; allein es ward, seiner doctrinellen Beschaffenheit wegen, als außer dem Kreise der Legislation liegend, bis auf sechs Artikel gestrichen. Auf gleiche Weise sind in dem Entwurfe des C. d. C. die *Dispositions générales*, welche die Redactoren dem ersten Buche voran geschickt hatten, ganz gestrichen, oder anderwärts, wo sie eine bestimmtere Beziehung erhielten, eingeschoben worden.

Übrigens war es von diesem Verhältnisse zwischen dem Gesetze und der Doctrin eine unmittelbare und nothwendige Folge, daß dem Richter, sowohl für seine Einsicht, als für sein Gewissen, ein größeres Spielraum gegönnet werden mußte. Wollte man das Gesetz freyer stehen lassen, so mußte man auch den Richter freyer machen. Denn wer nach seinem Zwecke und nach seiner Absicht, folglich höher, als nach seinen Worten, verstanden seyn will, und hiernach seine Willenserklärung einrichtet, kann nicht wollen, daß sklavisch bey seinen Worten stehen geblieben werde. Daher mußte der Richter in Frankreich etwas ganz anderes werden, als was er in Deutschland ist, und was er auch um des Himmels willen nicht eher in Deutschland werden darf, als bis man daselbst im Stande ist, eine höhere Gewalt des Richteramts unter solche oder ähnliche Bedingungen zu bringen, wie sie für dasselbe in Frankreich Statt finden, zu zeigen. Es ist nicht genug, dem Richter mehr Gewalt zu geben, sondern es sind auch zugleich ausreichende Veranstaltungen zu treffen, daß das Publicum nicht Ursache habe, sich vor dem Mißbrauch der vergrößerten Gewalt, es sey wegen eines Mangels an gutem Willen oder an Einsicht, zu

fürchten. Dergleichen Bedingungen sind nun in Frankreich zum Beispiele: daß es das Publicum der Bürger, unter gewisser Modification, selbst ist, welches sich seine Richter giebt, und zwar die Friedensrichter unmittelbar, die übrigen Richter aber mittelbar, vermöge der Überbleibsel des Repräsentativ-Systems, von den Listen der Wahlfähigen aus; so daß es folglich die eigene Schuld der Bürger ist, wenn dadurch Unheil entsteht, daß die Richter nicht zu der Beschaffenheit der Gesetze passen; — daß es in der Macht des Publicums steht, einen Richter, sobald er aufhört Vertrauen zu verdienen, nicht länger im Amte bleiben zu lassen, weil ein Richter verfassungsmäßig nicht länger darin bleiben kann, als er sich auf den Listen der Wahlfähigen hält, auf welchen er jede drey Jahre durch die Bürger gestrichen werden kann; — daß dem Rechte der streitenden Theile, die ihnen verdächtig scheinenden Richter zu perhorresciren, weitere Grenzen gegeben worden sind; — daß die Justiz öffentlich, auch über den Friedensrichter hinaus, nie von einzelnen Personen, sondern nur von reichlich besetzten Collegien verwaltet wird; — daß der Staat selbst die Hilfsmittel und Gelegenheiten verschafft hat, woran es nicht fehlen darf, wenn die Richter zu einer rationelleren Behandlung und Anwendung der Gesetze angezogen und gebildet werden, auch hierauf, nach erhaltener Bildung, im Stande seyn sollen, bey wirklicher Ausübung ihres Amtes, nicht den Buchstaben, sondern den Geist der Gesetze zu handhaben; unter welchen Hilfsmitteln und Gelegenheiten hier nur die in der Discussion gegebenen officiellen Commentare, die eröffneten Rechtsschulen und die Anstalt des auch bey den Appellationshöfen eingeführten Auditorats genannt seyn mögen; — daß die Regierung sich die Pflicht auferlegt hat, das Richteramt; namentlich mit Hülfe der kaiserlichen Procuratoren, des Cassationshofes und des Großrichters, in strenger und steter Aufsicht zu erhalten; dergleichen den Gang der Praxis, in ihrem Verhältnisse zum Geiste der Gesetze, fortwährend zu beobachten, und bey einer erwägigen Auslenkung aus dem richtigen Geleise, nach zur rechten Zeit nachhelfend einzutreten. Diese Bedingungen sind sämmtlich, bis auf einige unbedeutende Ausnahmen, auch bey dem französischen Handelsrechte Anwendung, ja es hat vielmehr dieser Rechtstheil in solcher Hinsicht Manches noch voraus. Dahin kann z. B. gerechnet werden, daß zur Wahl der Handelsrichter nur Kaufleute, und zwar ohne Unterschied, ob sie bloß das civilistische oder auch zugleich das politische Bürgerrecht haben, concurriren; — daß zu Handelsrichtern nur Kaufleute, vorzugsweise von älteren und ausgezeichneten Häusern, genommen, und die Personen, welche in dieser Hinsicht wahlfähig sind, von den Praefecten auf eine, dem Minister des Inneren zur Bestätigung vorzulegende sogenannte *Liste de notabilité* gebracht werden sollen.

VI. Ferner wollen wir darauf aufmerksam machen, wie sehr man bemüht gewesen, und wie glücklich es, auch gelungen ist, den Plan des C. d. C. mit

weiser Berücksichtigung der großen und wichtigen Veränderungen, welche seit den drey oft erwähnten Ordonanzen in der factischen Lage der Dinge eingetreten waren, zu entwerfen und auszuführen. Wie sah es in physischer, politischer und moralischer Hinsicht bey Verfertigung des C. d. C. nicht ganz anders in Frankreich aus, als zu Colberts Zeiten! Frankreich hatte seitdem in seinem Gebiete sich sehr bedeutend erweitert; hatte vortheilhaftere Grenzen für Handel und Schifffahrt erhalten; hatte jetzt theils ganz andere, theils weit reichhaltigere Ausbeuten der Production und Fabrication; hatte sich einen überwiegenden politischen Einfluß auf den ganzen Continent verschafft, und hatte sich bis zu einem hohen Grade der Kunst, die doppelten, sich gegenseitig unterstützenden Waffen, die Waffen der Gewalt und der Gründe, mit Erfolg zu führen, empor geschwungen. Viele Vorschritte hatte also die Legislation zu machen, um sich mit den Ereignissen auszugleichen, und sich mit ihnen auf eine Linie zu bringen. Allein auf der anderen Seite dauerten die Wirkungen der Revolution noch fort, und lagen ihre schrecklichen Überbleibsel, vorzüglich in der Entartung der Sitten und Gebräuche, allenthalben nur zu offen vor Augen. Daher hatte die Legislation in diesem Betrachte wieder eben so viele Vorsicht und Anstrengung anzuwenden, um sich von den Ereignissen nicht fortreißen zu lassen, sondern im Gegentheile den Versuch zu machen, ob nicht das Zeitalter durch gute Gesetze auf den vormaligen besseren Weg zurück gebracht werden könne. Dort mußte es das Ziel der Gesetzgebung seyn, zu folgen, um das Gute und Nützliche zu erhalten; hier aber, entgegen zu kämpfen, um das Schlechte und Mißbräuchliche abzustellen. Dort hatte die Legislation einen bloß aus- und nachhelfenden, hier einen bessernden und disciplinarischen Charakter zu entwickeln. Vorzüglich verbreiten sich die Redner der Regierung, welche in der gesetzgebenden Versammlung auftraten, über die letzte Tendenz des C. d. C., um die Strenge neuer Vorschriften und die Häufung von Strafverböten, womit man dem Ubel zu begegnen gesucht hat, zu rechtfertigen. Ihre Reden, namentlich in den Sitzungen vom 1 und 3 Sept. 1807, sind voll davon; wie die kaufmännische Moral durch die Revolution ganz in Verfall gerathen, und in der Sphäre des Handels und der Gewerbe, unter dem Einfluß auflösender Maximen, ein wilder und regelloser Zustand eingetreten sey; wie die Mode unter den Kaufleuten überhand genommen habe, durch Blendwerke und betrügerliche Speculationen, durch Schwindelleyen, durch Haftung falscher Bücher, durch Collusionen der Eheleute zur Täuschung der Gläubiger, sein Glück zu machen; wie endlich das Ubel, nachdem es sich in der Revolution gebildet und sich daraus genährt habe, nunmehr auch nach beendeter Revolution leider nur allzumächtig noch fort herrsche. Die Stellen, worin die Redner des Staatsraths sich über diese Gegenstände verbreiten, gehören unstreitig zu den lebendigsten und kräftigsten ihrer vortreflichen Vorträge.

Da es der neuen Legislation moralisch unmöglich war, sich dem Unwesen zu fügen und für dasselbe wirksam zu werden; da es ihr auch nicht anstand, dasselbe zu ignoriren und mit Stillschweigen zu übergehen: so blieb nur die dritte Maßregel übrig, das Ubel durch die Kraft der Gesetze zu bestreuen, und sich zur Organisation einer Art von civilistischer Policy zu bequemen. Man wollte sich also des C. d. C. mit als eines Hülfsmittels bedienen, das kaufmännische Publicum zum alten Rhythmus der *Loyauté* zurück zu führen. „*L'empereur a fait renaitre la justice dans nos lois* (sagte der Staatsrath Segur in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 3 Sept. 1807), *l'ordre dans notre administration; il veut plus encore; il veut ressusciter la morale publique, parce qu'il sait que, sans elle, les nations qui jettent le plus d'éclat n'ont point de grandeur réelle, de puissance solide, de prospérité durable: nous avons assez de gloire, il nous faut des mœurs.*“

Dieses System der Strenge, als Mittel gegen jene Ubel, zeigt sich im Allgemeinen darin, „*qu'on a imposé des obligations droites, établi des règles sévères, prononcé des peines rigoureuses, restreint des droits accordés par le Code Napoléon.*“ Insbesondere aber hat es sich bey folgenden Materien näher entwickelt. Erstlich, bey dem Titel von den Handelsbüchern. Die Ordnnanz vom 1. 1679 Tit. 3, hat sich über diesen Gegenstand sehr kurz gefaßt, und ist dabey zum Theil von ganz anderen Zwecken, als der C. d. C., ausgegangen. Einige der Hauptmaximen des C. d. C. sind: daß der rechtliche Kaufmann für die Unbequemlichkeiten und Beschränkungen, die er künftighin um der Bösen willen beyw. Halten seiner Bücher mit erduldet, reichlich entschädiget werde durch den Zuwachs an Credit seines ganzen Standes; daß die Gelegenheit benommen werden müsse, unter dem Vorwande von Handelsgeheimnissen die Beweismittel nicht entstehen zu lassen, oder sie wieder zu vertilgen, womit es dem Richter in der Folge gelingen könnte, den Betrug zu enthüllen; daß der Kaufmann nicht befugt sey, das Recht des Handelsgeheimnisses gegen den Richter geltend zu machen, und sich dadurch der nöthigen Aufsicht über die Lage und den Gang seiner Geschäfte zu entziehen; daß man in den Handelsbüchern ein Mittel suchen müsse, welches eines Theils den Kaufmann selbst in den Stand setze, ja sogar ihn halb und halb nöthige, sich über sein Thun und Lassen und über seine ganze Lage in der Stillé das Gewissen zu führen, und sich in be- rändiger Aufmerksamkeit auf sich selbst zu erhalten; daneben aber anderen Theils dem Richter einen sicheren Blick, sowohl in die Gewissens-, als Klugheits- und Vorsichtigkeits-Geschichte des Fallisen, gewähre. Und wer wird in Frankreich nicht sehr lieb wünschen, daß der Zustand, wie ihn der C. d. C. vorfindet, nicht länger mehr fortdauere. „*On a vu des commerçants* (sagt der Redner des Staatsraths) *sans livres, des livres sans exactitude et sans suite; et trop souvent des livres où l'exactitude apparente d'une année méritait que la fraude effective d'une semaine, des*

*écritures arrangées pour masquer la mauvaise foi aux créanciers, ou dérober l'improbité à la justice.* — Eine zweyte Materie, woraus jenes Corrections-System heraus scheint, betrifft die Separation des Vermögens unter den Eheleuten. Dabey geht das Ziel der Legislation dahin, daß bey den Ehefrauen der Kaufleute nur dann keine Gütergemeinschaft angenommen werden solle, wenn der Ausnahme eines abgeforderten Verhältnisses unter den Ehegatten die gehörige Publicität gegeben worden sey. Und damit die Wirkung des deshalb genommenen Massregel vollständig sey, so hat man ihr auch die Ehen, die älter sind als der C. d. C., unterworfen, dergestalt, daß die Bekanntmachung des Detailverhältnisses, wenn es bey diesen Ehen bestehen soll, binnen Jahresfrist nachzuholen ist. „C'est ainsi (sagt der Redner des Staatsraths) que la fraude des séparations concertées disparaîtra; c'est ainsi que cessera pour les femmes cet isolement d'intérêt, ce sentiment d'égoïsme, qui les rend presque étrangères dans la maison de leur mari, qui les laisse indifférentes sur la prospérité de leurs affaires, qui va quelque fois plus loin, et en fait, au sein d'un établissement florissant, un vampire destructeur; lequel, pour satisfaire une cupidité honteuse, ou fournir à un luxe ruineux, aspire peu à peu les capitaux destinés à vivifier un commerce, qui s'écroule faute d'aliment, tombe avec honte, ou s'écroule avec scandale.“ — Auch ist drittens jenes System der Strenge auf die Lehre von den Handelsgesellschaften von grossem Einfluß gewesen, vorzüglich bey der *Société en commandite*, und bey der *Société anonyme*, die auch *Société par actions* heisst. Bey jener kam es darauf an, die betrüglichen Speculationen zu verhindern, die damit anfangen, daß man, unter einem unbekannten Namen, die abenteuerlichsten und gewagtesten Handels- oder Wechsel-Operationen auf gut Glück unternahm, und, im Falle eines ungünstigen Ausganges, mit einem im voraus calculirten Bankerut, ohne daß der Name des Schwindlers und Betrügers zum Vorschein kam, schimpflich endigte. Zu dem Ende verordnet das Gesetz, daß die Verbindlichkeit solidarisch seyn, und daß der Gesellschaftsvertrag bekannt gemacht und angeschlagen werden solle, damit die vom Commanditär hergegebene oder zugesagte Summe nicht unbekannt bleibe. Was aber die Actiengesellschaften betrifft, so hatte man in Frankreich, insonderheit auch noch während der Revolution, böse Erfahrungen gemacht. Man hatte gesehen, daß dergleichen Gesellschaften, wenn sie durch die Fehler ihres Plans, oder durch eine schlechte Verwaltung zu Grunde gingen, im Stande waren, nicht bloß den Vermögenszustand der Actionäre und der Verwalter zu untergraben, sondern auch den öffentlichen Credit auf einen Augenblick zu erschüttern, ja sogar die öffentliche Ruhe in Gefahr zu setzen. Daher verlangt das Gesetz, daß keine Gesellschaft dieser Art anders, als nach vorher erlangter öffentlicher Concession, bestehen könne, und daß es der Dazwischenkunft der Regierung bedürfe, damit diese im voraus darüber Gewißheit gebe, auf welchem Grunde die Operationen der Societät ruhen, und welche

Folgen sie im Stande seyn sollen zu haben. — Am meisten aber mußte viertens die Lehre von den Fallissements und Bankeruten durch jenes System getroffen werden. „Une loi répressive sur les faillites et les banquerutes est devenue un besoin public; l'indignation générale l'appelle, le vœu universel l'attend, tout ce que la France renferme de négociants honnêtes la réclament.“ Mit diesen Worten fing der Redner des Staatsraths (Hr. Ségur) an, das Gesetz über diesen Gegenstand zu motiviren. Man ging bey diesem Gesetze von folgenden Ansichten und Grundsätzen aus: ein Fallit sey weder als ein Schuldiger noch als ein Unschuldiger, sondern als ein Schuldner zu betrachten, dessen Betragen von der Art sey, daß man ihm dessfalls einer strengen Prüfung unterwerfen, und hinlängliche Sicherheitsmassregeln gegen ihn nehmen müsse; mit jedem Bankerut sey eine Verletzung der eingegangenen Verbindlichkeiten und des Eigenthums, folglich auch ein Delict, verbunden; je nachdem nun der Fallit durch Unglück, oder durch unvorsichtiges Benehmen, oder Gefährde und Betrug in seine Lage gekommen sey, verdiene er, entweder unterstützt, oder mit einem Besserungsmittel angesehen, oder aber der ganzen Strenge der peinlichen Justiz überliefert zu werden; im ersten Falle liege dem Falliten der Beweis ob, im zweyten den Gläubigern, oder wer sonst gegen den Falliten aufgetreten ist, im dritten aber sey Amts halber Untersuchung zu verhängen; übrigens sey der Fallit in keinem von allen drey Fällen bey der Verwaltung seines Vermögens zu lassen; sein Vermögen sey vielmehr das Pfand und das Eigenthum der Gläubiger; ja selbst auf die Freyheit seiner Person könne er nicht eher Anspruch machen, als bis sich aus der Untersuchung seines Betrages eine Vermuthung ergeben habe, daß er nicht straffällig sey. Dieses sind die Grundsätze eines Gesetzes, welches unstreitig das vollkommenste in seiner Art ist, und welches eben so allgemein in Europa angenommen oder wenigstens benutzt zu werden verdient, als es das große Ubel ist, dem dadurch gesteuert werden soll. Die Zwecke des Gesetzes sind vorzüglich folgende. Theils soll es den Gläubigern hinlängliche Sicherheit, thätigen und wachsamem Schutz, und die Gewißheit gewähren, daß sie entweder zu einem billigen Accorde oder zu einer baldigen Vollendung der Liquidation ihrer Forderungen gelangen werden. Theils soll es der schändlichen Verschwendung und den unbefonnenen Unternehmungen Schranken setzen; und das zwar durch die Furcht vor dem entehrenden Namen des boshafte Bankerutirers, so wie durch die auf leichtsinnigen Bankerut gesetzten Policeystrafen. Theils soll es von dem Betrüge, durch die darauf gesetzten bestimmten Strafen, abschrecken. Theils endlich soll es dem redlichen, aber unglücklichen Kaufmanne die Mittel an die Hand geben, sich aus der ungewissen und bedauernswürdigen Lage, in welcher ihn die bisherigen Gesetze ließen, herauszureissen, damit er bey dem Verluste seines Vermögens, doch wenigstens seinen guten Namen erhalte.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 A U G U S T , 1808.

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortsetzung der Recension

des

C o d e d e C o m m e r c e .

VII. Dafs ferner der Plan des C. d. C. auch abhängig gemacht worden sey von dem Zwecke, dieser Gesetzsammlung so viel möglich einen Wirkungskreis über Frankreichs Grenzen hinaus zu verschaffen, darüber wird es interessant seyn, den Staatsrath Marst, als Redner der Regierung in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 8 Sept. 1807 selbst zu hören. „L'action du Code (sprach er) ne sera pas renfermée dans les limites de la France; il peut même devenir une loi commune aux peuples que leur intérêt place dans notre système de fédération et d'alliance. Notre auguste empereur l'avait ainsi prévu, quand il a demandé, que les dispositions du C. d. C. fussent, le plus possible, en harmonie avec les autres législations commerciales de l'Europe; quand il a demandé qu'on interrogeât tous les intérêts; quand, après avoir confié une première rédaction du Code à des hommes habiles, il l'a fait discuter dans les cours de cassation et d'appel, dans les tribunaux, dans les chambres et dans les conseils de commerce.“ Ein anderer Redner des Staatsraths nannte den C. d. C. in einer früheren Versammlung: „une loi nouvelle, destinée à donner le Code commercial à l'Europe; — un Code, qu'elle (la France) pourra, comme le Code Napoléon, montrer avec orgueil, donner comme un bienfait à ses voisins, à ses alliés.“ In den Vorträgen der Redner des Tribunats kommen ähnliche Stellen vor.

Diesem Zwecke bietet der C. d. C. die Hand, wenn er Lücken ausfüllt, die in den Legislationen fast aller europäischen Staaten angetroffen werden; wenn er dabey sich nicht ohne Noth von dem Alten entfernt; wenn er sich möglichst zu dem hinneigt, was als universeller Gebrauch in Europa gilt; wenn er Stellen aufweist, welche davon zeugen, dafs bey der Revision des C. d. C. die vorzüglicheren Handels-Legislationen anderer Völker (wie es die Redner des Staatsraths behaupten) benutzt worden sind; wenn er die Schranken der objectiven Allgemeinheit hält, und sich auf das nicht einlässt, was nur nach besonderen Verhältnissen und Localitäten näher bestimmt und zweckmässig regulirt werden kann; wenn er insonderheit über das Verfahren vor den

Handelsgerichten Schweigt, worüber leicht jeder Staat seine eigenen Formen hat; wenn er nichts Provinzielles oder Statutarisches enthält.

Bey der Verbindung, worin der C. N. mit dem C. d. C. steht, scheint sich in der That auch die Annahme des letzteren als Folge da von selbst zu ergeben, wo man den ersteren recipirt hat. Ein Schritt zieht hier den anderen nach sich. Beide Codices bilden gemeinschaftlich ein Ganzes, und einer ist mit Rücksicht auf den anderen entworfen worden. Will daher ein Staat sich mit dem einen, ohne den anderen, begnügen, vielleicht aus einer übel verstandenen Vorliebe zur Mittelstrasse, so bringt er Inconsequenz und Widerspruch in seinen Rechtszustand. Wird es ferner, zur innigeren Verbindung der Völker Europas, für nützlich oder nöthig gehalten, dem Systeme der allgemeinen europäischen Conföderation auch durch möglichste Einheit und Gleichförmigkeit der Rechte und Gesetze zu Hülfe zu kommen, so lässt sich das Handelsrecht von dieser Mafsregel unfehlbar am allerwenigsten ausschliessen, da es, weil gerade die wichtigsten Handelsgeschäfte von Unterthanen verschiedener Nationen gemacht werden, fast mehr unter den Völkern, als im Staate, zu Hause ist. Sollen die Völker Europa's enger, und dabey auf die Dauer, unter sich verbunden werden, so ist es nicht genug, dafs sie im Ganzen und äufserlich einander näher kommen, es sey durch Familienverhältnisse ihrer Regenten, oder durch den Föderalismus, oder durch Mediation und Protection. Im Einzelnen und Inneren mufs zugleich das Band der Vereinigung geknüpft werden, durch Gleichförmigkeit der gesellschaftlichen Anstalten und Einrichtungen, durch Übereinstimmung der Gesetze, durch Stiftung eines gemeinschaftlichen Interesses, bey Gleichheit der Cultur, der Ansicht des Lebens, des Mafsstabes, den Werth der Dinge zu schätzen. Insonderheit ist es bisher das gemeinschaftliche Interesse des Handels gewesen, wodurch sich das Band der Nationen enger geknüpft hat. Ist aber beym Handel Gemeinschaft, so mufs sie, weil sich die Mittel nach dem Zwecke zu richten haben, auch beym Handelsrechte seyn. Dazu kommt, dafs man ausserhalb Frankreich gar wohl fühlt, wie sehr man auf der einen Seite mit der Handelsgesetzgebung gegen die Zeit zurück geblieben, und wie wenig man auf der anderen bisher ernstlich darauf bedacht gewesen sey, ähnliche Uebel der verfallenen kaufmännischen Moral, wie sie in Frankreich durch die Revolution hervorgebracht worden sind, durch Anwendung ei-



ner strengeren Gesetzgebung abzustellen. Dieses sind allerdings lauter wichtige Gründe, aus welchen sich, unter den gegenwärtigen Umständen, mit Recht voraussehen und erwarten läßt, „der C. d. C. werde dem C. N. auf dessen Reise durch Europa folgen.“

Freylich ist bisher der C. N. noch immer, ohne seinen Gefährten im Gefolge zu haben, fortgeschritten. Allein davon ist der Grund kein anderer, als weil man in Frankreich selbst mit der Commerzlegislation noch nicht vollständig zu Ende gekommen ist. Eine Hauptpartie, die noch in der Folge zum C. d. C. hinzukommen wird, ist bis zum Seefrieden

Und gerade diese Partie: Adoptirung vorzugsweise. Bedeutend sind daher die Orvetto in der Sitzung der Sitzung vom 8 Sept. 1807: *ne doute, où la victoire, où la paix aux nations et ses routes ordonnées* Code que vous aurez adopté commun de l'Europe.“ Mittler stehen, die Einführung und für den C. d. C. zu befehlen des C. d. C. all- chen, und sie mehr und mehr auch da, wo sich Gelegen- x für die Zukunft eine Stelle Entwurfs des constitution- en heißt es Art. 100, für panien solle nur Ein Com-

Legislation in Ansehung der on folgenden drey besonde- gen. „Erstlich, der Rechts- neil seyn, und zu dem Ende, in der Appellations - Instanz,

so einfach als möglich. Zweitens, der Richter müsse sich vorzüglich durch Billigkeit und guten Glauben leiten lassen. „L'équité, la bonne foi, sont la base de tous les jugemens,“ hieß es bey Motivirung der Materie von dem Verfahren vor den Handelsgerichten. Drittens, die Justiz müsse solange als immer thunlich nur vermittelnd, und nur erst im Nothfalle entscheidend zu Werke gehen. Viertens, die Regierung habe sich von der Rechtspflege in Handels- sachen in möglichster Entfernung zu halten. In diesem Geiste ist vorzüglich das vierte Buch des C. d. C., nebst der Materie von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, (im C. d. P. c.) redigirt worden. Folgen des ersten Principis zeigen sich auf eine hervor- stechende Weise im Art. 33 des vierten Buchs. Das zweyte Princip hat sich unter anderen darin geltend gemacht, daß bey dem Verfahren in Handels- sachen keine *Avoués*, sondern nur *Agrés* zugelassen werden, damit der Richter Gelegenheit habe, die Par- teyen zu beobachten, und in ihrem Benehmen die Wahrheit zu lesen. „Le fait doit être rapporté avec une sorte de naïveté, et autant que possible par les parties elles-mêmes, afin que le juge soit plus à portée d'apprécier leur bonne foi,“ bemerkte der Staatsrath Ma-

ret. Und in so fern hat *Legras*, einer der Redactoren und Revisoren des C. d. C., nicht Unrecht, wenn er in seinem oben angeführten Commentar sagt: „*Les tribunaux de commerce ne sont, à proprement parler, que des jurys qui descendent dans la conscience des plaideurs, et jugent ex aequo et bono.*“ Zu Folge des dritten Principis haben z. B. über die Streitigkeiten aus einer Handelsgesellschaft nicht die Tribunale zu erkennen, sondern der C. d. C. hat dafür Schieds- richter angeordnet, und diesen eine eigene Art des Verfahrens vorgeschrieben, welches sich an den Zweck einer schnellen Beendigung der Sachen und einer gründlichen Hebung aller Zwiffigkeiten noch näher anschließt, als das gewöhnliche schieds- richterliche Verfahren, so wie es im C. d. P. c. fest- gesetzt worden ist. Auf der andern Seite sind aber die Handels- sachen von dem vorläufigen Versuche der Güte dispensirt worden, um sie dadurch nicht aufzu- halten. Endlich das vierte Princip wird darin beson- ders sichtbar, daß es bey den Handelsgerichten keine kaiserlichen Procuratoren giebt. Die Redactoren des Entwurfs des C. d. C. schlugen zwar vor, es möch- te wenigstens zu dem Ende ein Regierungs- Com- missär bey den Handelsgerichten zu bestellen seyn, damit der Güterpfeiler der Fallmasse unter dessen unmittelbare Aufsicht gesetzt werden könne, und die Mehrheit der Kammern billigte diese Maaßregel; allein die Regierung selbst erklärte sich bey der Dis- cussion des Codex dagegen, und machte bemerlich, wie sehr dem Wesen der Handels- tribunale der Ein- fluß zuwider laufe, den ein solcher Regierungs- Be- amter unfehlbar auf sie erlangen würde.

#### Quellen des Code de commerce

Da die Codices der neuen französischen Legisla- tion großentheils aus älteren Gesetzen und Rechten geschöpft sind, und es daher zur Erklärung und Be- urtheilung derselben sehr wichtig ist, zu wissen, wo- her sie abgeleitet sind, es sey ihren Grundsätzen oder ihren einzelnen Dispositionen nach; so hat die lite- rarische Thätigkeit allerdings ihren guten Grund, womit man in Frankreich bemüht zu seyn angefan- gen hat, die Quellen der neuen Legislation wo mög- lich von Stelle zu Stelle nachzuweisen. Diese Thä- tigkeit aber, welche bisher bey *Dard*, dem Haupt- quellenfucher, und Anderen, sich nur zu oft theils in ein bloßes Haschen nach Ähnlichkeiten verlor, theils sich mehr in der Genealogie einzelner Stellen, als der Dogmen und Grundsätze, hervorgethan hat, ist bis jetzt vorzüglich nur erst dem C. N., dem C. d. C. aber unseres Wissens noch gar nicht, zu Gute gekommen.

I. Im allgemeinen kann man die ganze Vorzeit, mit allen ihren Monumenten des Handelsrechts, den ältesten wie den neuesten, als Quelle des C. d. C. be- trachten. Rechte und Gesetze erben sich von Ge- schlecht zu Geschlecht, von Legislation zu Legis- lation, fort; und was der C. d. C. nicht unmittelbar geerbt hat, das ist wenigstens mittelbar auf ihn ge- kommen. So wie der Staatsrath und General- Pro- curator *Merlin* die römischen, hierarchischen und

französischen Codices aller Perioden als Quellen des C. N. auführt, und als solche das *Jus Papirianum*, den *Codex Gregorianus*, *Hermogenianus*, *Theodosianus*, *Alaricianus*, *Justinianus*, ferner den *Codex* der griechischen und der römischen Kirche, den *Codex canonum* der gallicanischen Kirche, das *Corpus canonum Dionysii parvi*, den canonischen *Codex Gratiani* u. s. w. besonders namhaft macht; eben so ging der Staatsrath *Bégouen*, in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 8 Sptbr. 1807, alle früheren Seerechte durch, von den Phönicern an bis zur Ordonnanz vom J. 1681, und schloß mit der Bemerkung, daß der C. d. C. sein Seerecht zum Theil mit aus dieser Reihe von Quellen, und zwar aus den älteren Quellen durch das Vehikel der eben angeführten Ordonnanz, geschöpft habe.

II. Eine speciellere Übersicht der Quellen des C. d. C. erhält man, wenn man sie abtheilt in französische und fremde; in mittelbare und unmittelbare; in allgemeine und besondere.

Wenn wir von fremden Rechten sprechen, welche bey dem C. d. C. mit benutzt und berücksichtigt worden sind, so meinen wir nicht etwa das *Consolato del mare*, die amsterdamer Wechselordnung und andere älteren Rechte des Auslandes, woraus bereits die Ordonnanzen geschöpft haben; denn von dergleichen älteren Rechten findet sich im C. d. C. wohl nur in so fern etwas wieder, als es bereits durch die Ordonnanzen für Frankreich naturalisirt worden war. Vielmehr zielen wir darauf, daß die geltenden neuen Gesetze und Gebräuche anderer Völker nicht ohne Einfluß auf den C. d. C. geblieben sind; wovon vorzüglich die Veranlassung war, daß man es möglichst vermied, von den bey andern Nationen allgemein angenommenen Rechten und Gebräuchen abzugehen, und sich in einer so gemeinschaftlichen Sache, als Handelsangelegenheiten ihrer Natur nach sind, zu isoliren. Wir wollen darüber den Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély* selbst hören. „*Il est d'une haute importance* (sagte er als Redner der Regierung, in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 1 Sept. 1807) *que le C. d. C. soit rédigé dans des principes qui lui préparent une influence universelle, dans des principes qui soient adoptés par toutes les nation commerçantes, dans des principes qui soient en harmonie avec ces grandes habitudes commerciales qui embrassent et soumettent les deux mondes.*“ Der Staatsrath *Maré* rechnete es mit unter die Verdienste der Revisoren des C. d. C., daß sie bey ihrer Revision auch noch die Legislation der übrigen Völker Europas mit zugezogen haben. Welches aber die fremden Gesetze, die man benutzt hat, namentlich seyn mögen, und in welcher Art man sich ihrer bedient habe, darüber ist, unseres Wissen, noch zur Zeit keine Auskunft von Frankreich ausgegeben worden. Ohne Zweifel gehört das *Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten* unter die benutzten Werke, von welchem bekanntlich eine officielle französische Uebersetzung, vorzüglich zur Benutzung bey dem C. N., erschienen, und dessen auch in der Discussion des C. N. im Staatsrath verschiedent-

lich gedacht worden ist. Auch waren die Redactoren des C. d. C. größtentheils Männer, die Gelegenheit gehabt hatten, fremde Handelsrechte aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Dagegen läßt sich mit Grunde daran zweifeln, ob man bey dem C. d. C. von so manchen schätzbaren Untersuchungen, die das Handelsrecht den deutschen und anderen fremden *Rechtsgelahrten* verdankt, den verdienten Gebrauch gemacht habe. Und doch hat bisher die Doctrin gewöhnlich, wenigstens in Deutschland, leicht etwas Besseres aufzuweisen, als die Legislation.

Unter den mittelbaren Quellen sind insonderheit diejenigen zu verstehen, aus welchen etwas in die Ordonnanzen, und aus diesen erst wieder in dem C. d. C. übergegangen ist.

Das meiste Interesse hat die Eintheilung der Quellen, je nachdem sie allgemeine oder besondere sind, d. h. je nachdem sie sich auf ganz Frankreich, oder nur auf einen Theil davon, erstrecken. Letztere erhielten durch Aufnahme in den C. d. C. eine erweiterte Kraft; erstere aber nicht. Bey letzteren traten also auch noch mehrere und andere Rücksichten der Auswahl ein, als bey ersteren. Unter den allgemeinen sind es namentlich der C. d. P. c., die Gesetze der Revolutionsperiode, einige Gesetze aus der Zeit seit der Revolution bis zur Redaction der neuen *Code* unter Napoleon, endlich und vorzüglich die Ordonnanzen, woraus der C. d. C. geschöpft hat. Aus dem C. d. P. c. ist der zweyte Titel des dritten Buchs genommen. Aus den Revolutionsgesetzen vom 24 Aug. 1790 enthält das vierte Buch Mehreres. Aus dem in der gedachten Zwischenperiode gegebenen Gesetze vom 27 Vent. VIII ist gleichfalls im vierten Buche manches beybehalten worden. Auch mehrere Entscheidungen des Cassationshofes über Handelsfachen, aus dem ganzen Zeitraume vom Anfange der Revolution bis zur Redaction des C. d. C., finden sich bald hie bald da mit benutzt; so daß das Werk von *Sirey*, über die *Jurisprudence* des Cassationshofes, auch in dieser Hinsicht sehr brauchbar ist. Unter allen allgemeinen Quellen des C. d. C. sind aber die drey Ordonnanzen von den J. 1667, 1673 und 1681, nebst ihren commentarischen Hilfsmitteln, bey weitem die ergiebigsten gewesen. Bey dem ersten und dritten Buche des C. d. C. liegt die zweyte, bey dem zweyten Buche die dritte, und bey dem vierten Buche, nebst der in den C. d. P. c. übertragenen Lehre von dem Verfahren vor dem Handelsgerichten, die erste von jenen drey Ordonnanzen zum Grunde. Unter allen drey Ordonnanzen erscheint die dritte ohne Zweifel am stärksten im C. d. C. wieder. Je mehr man daher dieses Gesetz bey der neuen Legislation brauchbar fand, desto mehr mußte man es bedauern, daß sich die Präliminär-Acten dazu nicht erhalten haben. „*C'est sans doute un grand malheur que les procès-verbaux de cette belle loi n'aient point été conservés, nous y aurions puisé des renseignements lumineux.*“ äußerte der Staatsrath *Bégouen*, als Redner der Regierung.

Aus den besonderen Quellen ist dagegen nur wenig in den C. d. C. übergegangen, theils weil schon

die allgemeinen in der Regel ergiebig genug waren; so dafs man sich folglich in dieser Hinsicht bey dem C. d. C. in einer weit andern und besseren Lage befand, als bey der Redaction des C. N.; theils weil man unmöglich ohne Noth geneigt seyn konnte, das Recht einer einzelnen Gegend oder Stadt zum allgemeinen Rechte des ganzen Reichs zu erheben. Nur dann, wenn die Legislation in den bisherigen allgemeinen Quellen keine Hülfe fand, und sie also ohnehin genöthiget war, etwas Neues zu verfügen, nur dann mußte es ihr willkommen seyn, in den proviciellen oder statutarischen Rechten etwas zu finden, woran sie sich anschließen konnte. Zu dem Ende mußten ihr vorzüglich die von den Handelskammern und Handelstribunalen über den Entwurf des C. d. C. eingegangenen Bemerkungen sehr willkommen seyn, weil sie dadurch Gelegenheit erhielt, das Provincielle und Statutarische näher kennen und würdigen zu lernen. Aus diesen Bemerkungen konnte sie sich namentlich über die bey einzelnen Gerichten angenommenen Usancen unterrichten, von welchen sich da, wo die allgemeinen, geschriebenen Quellen nicht ausreichten, oder wo sie wenigstens in einem neuen Geiste zu bearbeiten waren, ein vortheilhafter Gebrauch machen liefs. Selbst im dritten Buche des C. d. C., welches sich mit am meisten durch Neuheit auszeichnet, ist das fünfte Capitel zum grössten Theile aus solchen Gesetzen und Gebräuchen, deren Allgemeinheit sich schwerlich wird nachweisen lassen, geschöpft worden. Eine solche Bewandnis hat es namentlich mit dem Handelsgebrauche, dafs jeder an Ordre lautende Bodmerybrief indoffirt und verkauft werden könne, welcher sich im Art. 313 des C. d. C. sanctionirt findet.

III. Bey einer näheren Vergleichung des C. d. C. mit seinen Hauptquellen, den drey Ordonnanzen, läfst sich Folgendes wahrnehmen. Hier ist der C. d. C. nichts weiter, als eine treue, bisweilen sogar buchstäbliche Wiederholung. So z. B. liegt bey Tit. II — 14 des zweyten Buchs die Ordonnanz von 1681 gewöhnlich wörtlich zum Grunde. Von diesen Titeln bemerkt der motivirende Staatsrath: „*C'est donc, en quelque sorte, plutôt une nouvelle rédaction de l'ordonnance de 1681, qu'une loi nouvelle.*“ Sie geben die Materie aber in einer besseren Ordnung, als die Ordonnanz. Dort sanctionirt der C. d. C. dasjenige nur ausdrücklich, was schon in den Ordonnanzen dem Geiste nach liegt. Das ist z. B. der Fall bey Art. 159 des zweyten Buchs. Hier läfst der C. d. C. manches, als nicht in seinen Plan gehörig, weg, wovon die Ordonnanzen voll sind; z. B. alles, was nicht civilistisch ist. Dort hingegen läfst er sich anlegen seyn, den Inhalt der Ordonnanzen zu erweitern, weiter zu entwickeln, oder genauer zu bestimmen. Oft aber ändert er die Ordonnanzen auch wirklich ab.

Als Erweiterungen, Entwicklungen oder nähere Bestimmungen haben wir uns folgende Bepispiele ausgezeichnet. Über das *Billet à ordre* hat sich der C. d. C. weiter verbreitet, als die Ord. vom J. 1673, nachdem seit jener Zeit sich auch der Gebrauch dieses Handelspapiers bedeutend erweitert hatte. — Durch die neun ersten Paragraphen des

Art. 4 des zweyten Buchs hat die Ord. beträchtliche Zusätze bekommen, die den Zweck haben, die Ordnung der privilegierten Gläubiger vollständiger zu begründen, und wegen Constatirung der Existenz und Gesetzlichkeit der privilegierten Forderungen die erforderlichen Massregeln zu nehmen. — Im Art. 211—216 des zweyten Buchs sind die Grenzen zwischen der gemeinen und besonderen Haverey genauer gezogen worden. — In eben diesem Buche erweitert Art. 123 die Formalitäten des Grosavantur-Contracts, setzt Art. 124 zur Ord. hinzu, dafs die Bodmerybriefe indoffirt und verkauft werden können, wenn sie auf Ordre lauten, und enthält Art. 143 eine neue Disposition wegen Angabe des Tags und der Tageszeit, wann der Affecuranzvertrag unterschrieben worden sey. — Die Ordonnanz von 1673 hat es nicht wörtlich zum Wesen des Wechsels gerechnet, dafs er nicht an dem Orte seiner Entstehung zahlbar seyn darf. Der C. d. C. setzt dieses Erfodernis ausdrücklich hinzu. Was ferner noch das erste Buch betrifft, so bestimmt hier der C. d. C., verglichen mit der Ord. von 1673, den Begriff einer Handelsfache genauer. Auch beschäftigt er sich hier mehr mit den Rechten der Weiber und Minderjährigen, und giebt den Vorschriften wegen Haltung der Bücher mehr Schärfe und zugleich mehr Umfang. — Er setzt eine dritte Art von Societäts-Contract hinzu, während die Ordonnanz nur zwey Arten annimmt. — Im fünften Titel fügt er viel Neues über die Handelsbörsen, Wechselagenten und Makler bey, und im sechsten handelt er die Materie von den Commissionshändlern ab, worüber vorher noch überall gar kein Gesetz existirte. — Im achten Titel sticht Art. 145 ein wichtiges, aber von der Ord. streitig gelassenes Princip hervor. Am meisten zeichnet sich das dritte Buch des C. d. C. durch eine Menge von Zusätzen der einen oder der andern Art aus; so dafs es uns zu weit führen würde, wenn wir die Parallele weiter verfolgen wollten.

Unter den erfolgten Abänderungen der Ordonnanzen zeichnen wir hier folgende aus. Art. 117 und 168 des C. d. C. derogiren der Ord. von 1673. Tit. 5. Art. 16. — Die in der Ord. zugelassene Respitezeit ist gänzlich abgeschafft, und das *Billet à ordre* ist, was die kürzere Verjährungszeit von 3 Jahren betrifft, dem Wechsel gleichgesetzt worden, statt dafs die Ord. es in Ansehung des ersten bey der dreysigjährigen Präscription hat bewenden lassen. — Nicht blofs civilistisch widerrechtlich, sondern auch gemein schädlich fand man das, was die Ord. zum Besten des Gläubigers, der eine Schiffsportion in dem Augenblick in Beschlag nimmt, da das Schiff in See gehen will. Daher Art. 26 des zweyten Buchs eine Änderung trifft. — Die Pflichten des Capitäns sind geschärft, und die Lage der Matrosen ist verbessert worden. — Auch Art. 117. 118. 119 und 127 desselben Buchs enthalten Veränderungen. — Art. 130 dehnt das Verbot aus, den Seeleuten auf ihre Heuer Geld nach Bodmeryrecht zu leihen. — Art. 142 begünstigt den Versicherer gegen den Bodmerygeber, während es die Ord. gerade umgekehrt hält. — Art. 145 sind die Dinge, die Gegenstand der Affecuranz seyn können, in einigen Stücken anders bestimmt worden.

Wer aber das Resultat dieser Vergleichung dahin ziehen wollte, es sey der C. d. C. nichts weiter, als eine neue Bearbeitung der Ordonnanzen, der würde sich sehr irren. Während der C. d. C. in vielen Stellen auf dem Nachlasse der Vorfahre ruht, tritt er auf der andern hervor durch Neuheit des Geistes und der Zwecke, der Fassung und der Methode, des Inhalts und der Form; insonderheit, als ein Ganzes betrachtet, ist er ein Werk von nicht da gewesener Art. Der Plan dieses von den Quellen handelnden Abschnitts konnte jedoch nur seyn, die Spuren des Alten, nicht aber das Verdienst des Neuen, im C. d. C. aufzufuchen. Sks.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 A U G U S T, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten.* 1808. 249 S. 8. (1 Thlr. 4gr.)

Wenn der Vf. dieser Schrift, welcher sich unter der Zueignung an *seine fünf Söhne und die deutsche Jugend* H. C. C. F. v. G. schreibt, auch in dem Eingang nicht einige Nachricht von seinem Leben gegeben hatte: so würde man aus dem Buche selbst vermuthen, daß er nicht auf der Studierstube allein das geworden sey, was er ist, sondern daß er im praktischen Leben durch eine reichere Erfahrung nur diesen weiten Blick über das Leben der Menschen und ihre Verhältnisse erlangt haben könne. Er spannt durch die Nachricht über sich des Lesers Erwartung: aber er läßt diese Erwartung nicht unbefriedigt. Sein Buch ist gut; werth in den Händen derer zu seyn, denen es gewidmet ist. Es enthält nicht unerhörte Dinge, nicht neue Offenbarungen; aber es enthält, was uns nöthig ist, was vor Allem unsere Jünglinge bedürfen. Durch das beständige Hinschauen nach dem Unendlichen, welches sie erfassen wollten und nicht zu erfassen vermochten, haben sie den Sinn verloren für das, welches uns am nächsten lag, und welches zu bewahren, zu vertheidigen, zu retten, ihre und unser Aller erste Pflicht gewesen wäre. Über dem Schwärmen für Griechenlands Götter, Kunst und Poesie, oder für die verschwundene deutsche Vorzeit, gedachten sie nicht an uns, an sich, an die Nachwelt. Die Vergangenheit ist dahin; den verlorenen Moment bringt keiner zurück; die Klage ist unnütz, und der Jammer über frühere Unthätigkeit ist thöricht und verächtlich. So weit scheinen wir zu seyn, daß das Gefühl der Erbärmlichkeit allgemein ist. Was kann also der Verständige Weiseres thun, als versuchen, die erschlafften Sehnen anzuspannen; Stahl zu gießen in die weich gewordenen Knochen; den Sinn zu erwecken für den schönsten Ruhm, für Freyheit und Vaterland; den Geist wieder auf die Bahn zu lenken, die zu Ehre und Würde führt, und zu trösten die niedergeschlagene Seele? Und wodurch könnte dies besser geschehen, als durch einfache Darstellung der ewigen Wahrheiten, denen noch kein Wohlgefinnter je widerstanden hat? Dessen, was große Männer, die das Leben der Menschen und ihre Verhältnisse, und die Quelle kannten, aus welcher das Glück der Staaten floß, wie die, welche Unglück über die Völker schüttete? Das ist der Zweck und Sinn dieses Buchs.

3. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Es ist ein Echo der Stimme vieler Staatsmänner und Geschichtschreiber; es sind verständige Folgerungen aus den Historien der Vergangenheit, und durch Erfahrung erprüfte Bemerkungen zu den Geschichten; alles sinnvoll und in einer guten, zuweilen ganz vortrefflichen Darstellung. Daß die eigenen Worte der Alten angeführt sind, tadeln wir nicht; wir loben es vielmehr: denn eine gewichtige Stimme giebt bey Vielen der Wahrheit Nachdruck. Die Jünglinge sollen sich nicht mit diesen Einzelheiten begnügen; aber sie können dienen, die Lust zu erwecken nach dem Ganzen; sie mögen zeigen, wie man zu lesen hat, und was daraus zu lernen ist. Die Resultate sollen nicht die Geschichte entbehrlich machen; aber es ist der Jugend gut, anschaulich zu sehen, daß die Geschichte zu Resultaten führt. Zwey oder drey werden nicht mit der Schrift zufrieden seyn, weil es ihr an derjenigen philosophischen Tiefe fehlt, die unserem Zeitalter Bedürfnis ist: die Übrigen aber, welchen eingesunder Verstand, ein sinniges Gemüth, Gelehrtheit und Erfahrung etwas werth ist, werden es loben. Zwey oder drey mögen die Einheit vermissen, die jede Schrift haben sollte, damit sie ein Buch werde: die Übrigen aber, welche Tacitus lieben und Montesquieu lesen, werden sich freuen, auf diese Art an sie und so viele der anderen Herrlichen erinnert zu werden. Und wenn sie auch nicht überall mit dem Verfasser einig sind: werden sie das befremdend finden? Und wenn sie auch überzeugt sind, daß er zu weit gehe; wenn sie auch nicht mit ihm sagen: „den gesellschaftlichen Bund klug zu schließen, klug zu bessern und muthig aufrecht zu erhalten, ist der große Gegenstand unserer Vernunft, unserer Tugend und unsers ganzen Trachtens; das ist des Lebens fester Stamm; das Ubrige sind nur die Zweige:“ so werden sie doch zugeben, daß da, wo wir jetzo sind, ein etwas starker Zug nach dieser Seite nicht schaden könne. Unser Wissen ist ja in demselben Verhältnisse von Stückwerk zum Ganzen geworden, wie unser Leben zum Stückwerk herabgesplittert ist; die Ökonomie kennen wir ja hinlänglich, und lernen sie desto besser, je ärmer wir werden: das, was geschehen muß und Heil bringen kann, ist, daß der Sinn für die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft lebendig angesprochen und aufgeregt werde im tiefsten Wesen.

Wie die Gewalt der Fürsten entsteht, sich erweitert und mehrt, Bedürfnis ist, wohlthätig, nachtheilig wirkt, erblich wird, entartet, sich verhasst

macht, sich auflöst, und die Völker zu Revolutionen reizt — das wird hier nach Erfahrungen alter und neuer Zeit untersucht, nicht immer mit dem strengsten Fortgang: auch in einzelnen Urtheilen dürfte geirrt seyn: aber so, daß man durch weg mit Interesse folgt. — Die Menschen haben einen Hang, Einen über sich zu erheben, um sich dem Erhabenen wieder zu nähern; sie bedürfen eines lebendigen Centrapuncts ihrer Plane und Hoffungen: aber leider! hat der Ball, den sie in die Höhe werfen, um ihn wieder aufzufangen, sie oft im Fall'n zerschmettert! Nur wenn das vereinigende Band eine schwere Kette wurde, entstanden Republiken; die erste und älteste Staatsform war monarchisch: Familienhäupter, des Alters Ansehen, Anführer in der Schlacht. Die Oberhäupter übertraten leicht die Grenze ihrer Macht; und wurden sie dazu nicht aufgefordert? Zeigt uns nicht die Geschichte überall Völker, die dazu ermunterten, wenn es geschah? Nord-

nur Übung der obersten Rechte zu gründen, was gegen das Hülfreiche der Vöronigthum überall am meinsten die Könige die Herausgeber stets diesen Gedanken: jeder König will Vater in diesem Gedanken, daß die Linie zwischen Familie gegeben wurde: was war es? Der Krieg giebt dem Ansehen in der Versammlung sieht, Ruhm erworben wenn nicht er? Selbst die Gewalt. So wächst der Herr und mehr Stärke. Dann ist erfüllt; die Völker werben Erblichkeit: der Herr ist der Herr; um ihm zugehen: Sohn; Alles ist für ihn: nicht, das, daß Keiner sich über jeden Andere einen Gleiches, daß die Wahl so wer soll entscheiden? wer zu finden? Soll etwa das Herr ist der Wurf der Geburt ist unter mehreren Söhnen steht, ist eine feste Ordnung. Dann aber lernen die was sie sind und seyn sollen zwischen Fürsten und Leuten; das schöne Bild von verschwunden; ein anderes und knechten. Nun Be-Vertilgung der Tyrannen, aber sich alles Gefühl. Die kann wohl in Schranken,

gehalten, werden: aber wie die Menge? Besser ist, Könige zu dulden, aber Könige mit Gesetz und Recht. Nur diese! denn auf welche Abscheulichkeiten sind nicht gekrönte Unmenschen gefallen? Europa hat

seit dem 16 Jahrhundert wenig Tyrannenwuth auf dem Thron gesehen: aber wie furchtbar war jene Zeit, als Christiern II mit Büttel und Galgen das Land durchzog und die edelsten Schweden mordete; als der große Schlächter in Süden, Philipp II, wüthete, und Heinrich VIII in England launenhaft und ungezähmt befahl! Wir sahen Maximilian Robespierre, Unordnung und Planlosigkeit; aber nur kurze Zeit, dann kam „das Schifflein vom Nil.“ — Über Tacitus, über Montesquieu. — Klagen gegen die Fürsten: über Kriege klagen mehr die Philosophen als die Völker, denn diese fühlen, daß es besser ist, des Krieges Drangsale zu leiden, als das Vaterland beleidigen zu lassen. Die Völker morren eher, wenn sie Geld, als wenn sie Blut hergeben sollen. Über Besteuerung, wie sie anders und anders ist auf den verschiedenen Stufen der Cultur; wie sie erst erbeten, dann befohlen wird, dann erpresst. Die Strenge ist nothwendig, aber eben darum aus ihr Erbitterung, gegen die Einwohner zuerst, dann gegen die Staatsbeamten, endlich gegen den Fürsten. Nun wird gefragt, wozu das Geld verwandt werde? Aufwand wird Verschwendung, Pracht — Uppigkeit genannt. Dann sollen (unbillig!) die Oberhäupter, mitten unter allgemeiner Sittenverderbnisse, Muster der Tugend bleiben. Sie sollen nur die Kunst zu herrschen verstehen; und was ist schwerer! Das rechte Pensum, das ist das monarchische Problem. Aller Wohlfahrt zu befördern, sind auch die besten Fürsten nicht fähig: Erleichterung eines Standes aber drückt den anderen; jener jauchzt nicht und dieser murren. Mißvergnügen, nun, Widerstand, Empörung, die nicht immer harte Fürsten getroffen; auch Gute sind gefallen: Güte allein reicht nicht aus, und desto weniger, je größer der Staat, je eingewurzelter die Herrschaft, je verdorbener das Volk. „Wie aber die Kronen bewahrt werden sollen, das ist im Lehrbuch der Weltgeschichte zerstreut geschrieben!“ (Hört es Fürsten und Räte! Da und nur da, werdet Ihr es finden! *Non ignavia magna imperia contineri.*) Macchiavelli. Mühselig ist die oberste Stelle; Einige haben Überdruß gefühlt — jedoch selten auf lange Zeit, im Ernst — Keiner ohne Reue. Ersatz ist das Bewußtseyn, der Dank der Völker, ihre Treue und Liebe.

Das ungefähr ist der Gang dieser Schrift. Wer die Sätze weitläufiger auseinander gelegt und aus der Geschichte bewiesen sehen will, der lese sie. Im Ubrigen freuen wir uns, daß wir noch eine Reihe von Bänden zu erwarten haben. Das Thema des ganzen Werks sind „die Punkte, um welche sich unabhängig die Axe unseres Glücks und unseres Daseyns dreht.“ Und diese Punkte sind, als Inhalt des Werks angegeben. I. Die Fürsten. II. Die Fürnehmten oder Aristokratie. III. Die Gemeinen. IV. Die Staatsverfassungen. V. Das Eigenthum. VI. Die Arbeit. VII. Der Aufenthalt. VIII. Das Vaterland und der Abriss der vaterländischen Geschichte. IX. Die Tapferkeit. X. Die Tugend. XI. Die Freundschaft. XII. Die Liebe und die Frauen. XIII. Die

Wissenschaft und die Künste. XIV. Die Religion. XV. Die Weisheit. — Die Elemente dieser Dinge will der Vf. auffuchen (wie hier mit den Fürsten geschehen ist), und sie von dem ersten Keimen bis zum andern Ende führen. Dann will er sagen, auf welcher Stufe er die Menschheit, bey seinem kurzen Übergange auf der Erde, angetroffen hat. Wer ist nicht begierig? — Wir schliessen mit den Worten des Vfs. — „Treue ist der Deutschen alter Charakterzug. — Mitten unter den zahlreichen Vorwürfen, die wir von den Zeitgenossen hören, die die Nachwelt nicht sparen wird, sichert uns nichts so sehr, wie die Treue, vor der Verwerflichkeit. — Wir aber verlangen bescheiden von unsern Fürsten zurück: Gerechtigkeit, Festigkeit und Eintracht.“

T.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Schriften von G. A. von Halem. Vierter Band. Profaische Aufsätze.* 1808. 299 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Profaische Aufsätze von G. A. von Halem. Vierter Band.*

Wir brauchen den schriftstellerischen Charakter des Vfs. hier nicht zu schildern; er ist bekannt genug, um, wenn auch nichts Glänzendes, doch immer etwas Interessantes und Lesenswürdiges erwarten zu lassen. Von den in diesem Bande befindlichen Aufsätzen haben wir einige, wo nicht die meisten, in der Zeitschrift *Irene* gelesen, die, dem lange erharrten Frieden zu Ehren, ihren Namen erhielt, und nicht bis zu seiner Erfolgung hindauerte. Sie sind historischen, politischen und itinerarischen Inhalts. 1) *Pausanias; Wallenstein und Dämourien.* Eine nicht sehr glückliche Zusammenstellung. Die Geschichte des Lacedämoniers wird erzählt; seine Gegenbilder aber kurz abgefertigt mit den Worten: „Nach die neuesten Jahrhunderte hatten ihre Pausanias. Wallenstein büßte, wie er, durch gewaltsamen Tod sein Verbrechen. Der Sieger von Jemappe — lebt. O, hätte das Schlachtfeld des belgischen Platäa sein Blut getrunken, in welcher Hochgestalt erschiene dann sein Name in der Geschichte des Jahrhunderts!“ Eine durchgeführte Vergleichung zwischen P. und D. würde gewaltig hinken. 2) *Schicksal der Brancovane und Kantakuzene.* Betrifft die Verirrungen und das tragische Ende zweyer wallachischen Fürsten und ihrer Familien. Sie wurden ihrem Oberherrn, dem türkischen Sultan, untreu, indem sie heimlich mit Österreich und Rußland unterhandelten. Chronikenhaft erzählt. 3) *Eudoxia Lapuchin; Gemahlin Peters I.* kurz, aber gut erzählt. Eudoxia heirathete Peter im J. 1689, in ihrem neunzehnten Jahre, auf Betrieb seiner Mutter Natalia. Sie gebahr ihm zwey Söhne, Alexei und Alexander; aber er verliebte sich doch in die Tochter eines Weinschenken, worüber sie ihm Vorwürfe machte. Nach dem Tode seiner Mutter hob er alle Verbindung mit Eudoxien auf. Eine Zeitlang hielt sie zwar noch Hof in Moskau; mußte aber im J. 1698, da man sie einer Theilnahme an der Verschwörung der Strelitzen beschuldigt

hatte, zu Susdal den Schleyer nehmen, und unter dem Namen Helene ihr Gelübde ablegen. Ungeachtet des lauten und dumpfen Eifers der Geistlichkeit gegen Peters Verfahren, vermählte er sich im J. 1707 erst still, und 1712 mit großem Gepränge mit Katharina I, einer liefländischen Waise. Ihr Sohn Alexei war jetzt Eudoxiens einzige Hoffnung. Sie baute auf sein Glück, und hielt seines Vaters Absetzung für gewiss. Ein Generalmajor Glebow bestärkte sie in ihrem Zutrauen; sie legte wieder weltliche Kleider an, nannte sich wieder die Zarin Eudoxia. Der geächtete Alexei war unglücklich, und ward 1718 gefangen nach Rußland gebracht. „Bey der Untersuchung bekannte sie im Anblick der drohenden Folter, daß sie acht oder neun Jahre früher sich mit Glebow in Liebeshandel eingelassen, und Ringe und Liebesbriefe mit ihm gewechselt habe. Aber Glebow beharrte unter den grausamsten Martern bey der Versicherung, Eudoxia sey unschuldig.“ Sie ward zur Kloster-Züchtigung verurtheilt, und in Neu-Ladoga in eine dunkle Zelle auf Gemüse, Brod und Wasser eingesperrt. Ihr Sohn ward hingerichtet. Nach Peters Tode 1725 bestieg Katharina I den Thron, und Eudoxia kam in noch engere Gewahrsam nach Schlüsselburg. Endlich erhielt sie ihre Freyheit durch den Tod ihrer Nebenbuhlerin, als Peter II, ihr Enkel, Alexei's Sohn, 1727 zur Regierung kam. Auch diesen tödteten die Blattern schon im J. 1730. Sie schlug den Thron aus, den man ihr heimlich antrug. Die Kaiserin Anna schmälerte ihr weder Rang noch Gehalt. Die Nonnenkleider legte sie nicht wieder ab. Sie starb 1731. S. 42 wird gesagt, Katharina sey im Jahr 1793 zur griechischen Religion übergegangen. Das muß den unhistorischen Leser irre machen. 4) *Gebhard Truchses und Agnes von Mansfeld.* Ein Erzbischof und Kurfürst zu köln, der sich mit einer schönen Stiftsdame verheirathet, sich in seinen geistlichen Würden behaupten will, weichen muß, ein Protestant, und endlich Decan des Capitels in Straßburg wird. 5) *Kunstwerke und Reliquien, die Preise des Sieges.* Ein König von Leon aus dem elften Jahrhundert, der, um den Leichnam der heil. Justa aus Sevilla zu erhalten, den Mauren, die dieselbe Stadt behaupten, Krieg ankündigt, und am Ende den Körper des heil. Isidorus erhält. 6) *Brief an den König Alphonfus von einem spanischen Plinius.* Nicht viel. 7) *Geschichte des Umtausches des Gottorpischen Antheils am Herzogthum Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, und deren Abtretung an die jüngere Holstein-Gottorpische Linie.* Mit einer Stammtafel. Dem Diplomaten nicht unwichtig, treu, und genau. Der König von Dänemark, Friedrich I, war Stifter der königlich-dänischen und der gottorpischen Linie; von seinem Urenkel, Christian Albert, Bischof von Lübeck, stammen die beiden neueren gottorpischen Linien ab: und so findet man hier zugleich das haiserlich-russische und das königlich-schwedische Haus auf der Stammtafel. 8) *Über Pöblichkeit deutscher Specialgeschichte.* Besonders gegen Wolmann, und dessen Recension, der wiardalschen



Geschichte Ostfrieslands in der alten Lit. Zeit. v. J. 1798. No. 101. Wir können uns auf die Streitfrage hier nicht einlassen; zumal da, bey den veränderten Verfassungen, die Specialgeschichte der deutschen Länder einen neuen Schwung erhalten muß, und die Regierungen wahrscheinlich liberalere Grundsätze befolgen werden. „Heilige Publicität, ruft Hr. v. H. aus, sey du unser Schutz in diesen gefährvollen Zeiten! Knebelt man auch dich, so mögen die Steine schreyen!“ Freylich wohl. Aber man würde sie schreyen lassen. 9) *Ein Gelehrtenstreit aus dem sechzehnten Jahrhundert über Westphalen.* Zu diesem Streite gab ein sehr launiger Brief, von Justus Lipsius an seinen Freund van der Docs (*Janus Douwa*) aus Oldenburg im J. 1586 geschrieben, Anlaß. Er zeichnet Westphalen als einen Schweinekoben, und die Einwohner, die er *Pultriphagos* nennt, als ihres Aufenthalts würdig. Dagegen empörten sich ein oldenburgischer Superintendent, Hamelmann, und ein osnabrückischer Syndicus, Domann. Sie schrieben gegen ihn, und erwiederten seinen witzigen Spott durch derbe Zurechtweisungen. Lipsius mußte am Ende bekennen, daß er — gescherzt hätte. 10) *Der unsterbliche Jakob.* Dieser Jakob ist ein alter preussischer Feldwebel, der einem Berge an der Porta Westphalica durch seinen hier genommenen Aufenthalt den Namen Jakobsberg gegeben hat. Der Vf. sprach ihn in seiner Hütte, und nimmt dabey Gelegenheit, Betrachtungen über die Neigung der Menschen zur Verewigung ihres Namens anzustellen. 11) *Bruchstücke aus einer Reise durch die Pforte Westpha-*

*lens und weiter.* 12) *Gleim im Osenberge.* Einige Szenen aus kleinen Reisen des Vfs., die ihm in der Erinnerung leicht mehr Freude machten, als seinen Lesern ihre Beschreibung. 13) *Ein Blick auf Holland,* im Jahr 1782. Auf wenigen Seiten ziemlich viele kleine Gemälde aus einem Lande, „wo man mehr zu bemerken, als zu verlangen findet, wo man lieber zu reisen, als zu leben Lust hat.“ 14) *Bruchstücke aus einer Reise von 1783.* Über Katzeburg und was dem anhängt. Daß Radegast eine Kriegsgottheit gewesen, bezweifelt Rec. 15) *Etwas über die möglichen Vortheile der deutschen Kreisverfassung.* Geschrieben 1797. So gut, als wenn es ein *Saculum* alt wäre. Was der patriotische Vf. von einer stehenden Reichsarmee, von einer Verbesserung der Reichsjustizverfassung sagt, sein Rath, seine Warnungen, alles ist schon zur Fabel geworden. Jene verhinderte Oesterreich, diese die mächtigen Reichsfürsten mit ihrem Vorrechte *de non appellando.* Zur Erhaltung der Wehr- und Rechts-Bytheile der Zukunft wagnoch Niemand, die Fackel anzuzünden. 16) *Zwey Bruchstücke politischer Predigten.* 1794. Vergebliche Warnungen. 17) *Hat der Deutsche Ursache, auf seine Nation stolz zu seyn?* 1790. Sie hat vorzügliche Eigenschaften, die weniger glänzen als wärmen. An Fleiß und Biedersinn weicht sie keiner. — Der Corrector hat dem Leser sein Vergnügen manchmal getrübt. So trinkt z. B. der Vf. einmal Kaffee; hier: *Mecca-Trank.* Er wird doch wohl *Mocca* geschrieben haben.

Oht.

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg, b. Keil: Kleiner Briefsteller für Mädchenschulen.* Von J. C. F. Baumgarten, Lehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. 1807. 116 S. 8. (6 Gr.) Da man, sagt der Vf., den Plan, nach welchem er sowohl seinen kleinen Briefsteller für Landschulen, als auch seine Anweisung zum Briefschreiben für Bürgerschulen bearbeitet, in öffentlichen Blättern gebilliget: so habe er sich für verpflichtet gehalten, auch diesen Briefsteller auf eine ähnliche Art zu bearbeiten. Rec. kennt jene beiden Schriften des Vfs. nicht: wenn man aber von dem Plane der gegenwärtigen und ihrer Einrichtung auf Plan und Einrichtung der vorigen zurückschließen darf, so haben die öffentlichen Blätter wohl zu viel gethan, indem sie beides billigten. Der gegenwärtige kleine Briefsteller wenigstens umfaßt für seinen Zweck von der einen Seite zu viel und von der anderen zu wenig; ist in der Hauptsache zu arm und in Neben Sachen zu reich. Über das Wesentliche eines Briefes ist beynahe gar nichts gesagt, und aus den beygefügten Briefmustern geht hervor, daß der Vf. dieses Wesentliche selbst noch nicht deutlich aufgefaßt habe. Wie hätte er sonst den Aufsatz S. 48 unter die Briefe bringen können? Daß vorn Lieber Vater und hinten Dankbare Tochter steht, das thut es nicht allein. Und wozu soll eine Anweisung, dergleichen Briefe zu stellen? — Des Wenigen, was über den Unterricht der Mädchen im Briefschreiben beygebracht ist, ist in der That zu wenig, und die wichtigsten Regeln der Rechtschreibung stehen hier ganz am unrechten Orte. „Die Erklärung solcher fremden Wörter, die in *Gesprächen*, Briefen und *Buchern* vorkommen“, so wie die Abbreviaturen, sind eine Zugabe, die man von einem Briefsteller nicht erwartet. Zudem sind die Erklärungen beider zu kurz, um zweckmäßig zu seyn; manche sogar falsch. Z. B. *accopi*, ich habe etwas empfangen; *marquiere*,

marken; *piquant*, nachdrücklich; P. P. mit gebührendem, obgleich fehlendem Titel; *Salva venia* ist unerklärt geblieben. Auch sind viele Wörter hier aufgenommen, die einem Mädchen wohl nicht leicht vorkommen werden; z. B. *authentica* u. s. Dieser Ausstellungen ohngeachtet verdient das Buch doch als eine brauchbare Sammlung von Materialien zum Briefschreiben und anderen nützlichen Aufsätzen Empfehlung.

H.

Salzburg, b. Mayer: *Der Kalender, oder faßliche Erklärung der in demselben vorkommenden merkwürdigsten Begebenheiten am Himmel, der verschiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft in Hinsicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnungen der Sonn- und Festtage u. s. w.* Zunächst der reifen deutschen Schuljugend gewidmet von Aloys Maier, Lehrer an der deutschen Hauptschule zu Salzburg. 1807. 117 S. 8. Wer wollte dem Vf. Unrecht geben, wenn er die Kenntniß des Kalenders zu den wichtigsten Unterrichtsgegenständen in Volksschulen zählt? Und wer wollte ihm nicht danken, daß er durch gegenwärtiges Büchlein die Erwerbung dieser Kenntniß zu erleichtern gesucht hat? Er ist zwar nicht der Erste, der darauf hingearbeitet; aber er hat kurz und faßlich die wichtigsten, in das Kalenderwesen einschlagenden, Gegenstände erklärt, den Umrund manches Aberglaubens dargestellt, viele irrige Volksbegriffe berichtigt, und überall den bessern Menschen in Anspruch genommen. Besonders herrscht auch in den Belehrungen über die katholischen Festtage viel gesunder Sinn und menschenfreundliche Aufklärung. Einige Zeichnungen, um die Erklärungen mehr zu veranschaulichen, würden keinen bedauernden Aufwand gemacht, aber das Buch würde dadurch an Brauchbarkeit gewonnen haben.

M.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 A U G U S T , 1 8 0 8 .

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Thurneisen S.: *Voyages aux Indes Orientales*, par le P. Paulin de S. Barthélemy, Missionnaire; traduit de l'italien par M\*\*\*, avec les observations de MM. Anquetil du Perron, J. R. Forster, et Silvestre de Sacy, et une Dissertation de M. Anquetil sur la propriété individuelle et foncière dans l'Inde et en Egypte. Tome I. XIX u. 496 S. (Nebst dem Portrait des P. Paulins). T. II. 558 S. (Nebst einer Karte). T. III. IV. 308 und XLVIII S. 1808. 8.

*Atlas pour servir au Voyage aux Indes Orientales* par le P. Paulin de St. Barthélemy, Missionnaire, 12 Kupfertafeln in 4. (Zusammen 6 Thlr.)

Die Reisebeschreibungen des gelehrten Carmeliter's, welche unter dem angegebenen Titel jetzt französisch erschienen ist, verdient unter der großen Menge ähnlicher Werke über Ost-Indien ohnstrittig eine rühmliche Auszeichnung. Der Verfasser, von Geburt ein Österreicher, dessen eigentlicher Name *Johann Philipp Vesdin* war, befand sich in den Jahren 1776 bis 1789 als Missionarius auf der Küste von Malabar. Ein beynahe dreyzehnjähriger Aufenthalt, seine Berufs-Verhältnisse, und seine Kenntniß nicht nur der gemeinen indischen Mundarten, sondern auch der gelehrten Sprache, der Samskrda, setzten ihn in den Stand, das Land, seine Bewohner und Verfassung genauer kennen zu lernen, als viele andere Reisende, die oft nicht einmal wissenschaftliche Bildung und die nöthigen Vorkenntnisse hatten. Die Reisebeschreibung des Pater Paulins erschien in italienischer Sprache zu Rom im Jahr 1796; und eine deutsche Übersetzung derselben mit Anmerkungen von J. R. Forster zu Berlin im J. 1798. Die Forster'schen Anmerkungen sind allerdings schätzbar; aber der Werth und die Brauchbarkeit der Übersetzung selbst wird durch die vielen willkürlichen Auslassungen, die sich der Übersetzer erlaubt hat, sehr vermindert. In jedem Capitel sind beträchtliche Stellen, die dem Übersetzer überflüssig schienen, anderen aber, denen das Lesen von Reisebeschreibungen etwas mehr als ein bloßer Zeitvertreib ist, es nicht scheinen dürften, unterdrückt worden; im ersten Buche ist sogar das ganze *siebente* Capitel, über die Schifffahrt und den Handel der alten Ägypter, Griechen und Römer nach der malabarischen Küste, ohne daß nur ein Wink davon gegeben wäre, weggelassen. Ob dieses Verfahren bey der Erscheinung der deut-

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

schen Übersetzung in irgend einem kritischen Blatte gerügt worden sey, ist uns unbekannt; aber gewiß ist es, daß es die schärfste Rüge verdient. Die Herausgeber der französischen Übersetzung haben sich eine solche Unredlichkeit nicht zu Schulden kommen lassen, sondern das Original unverfälscht wiedergegeben. Vor dem letzteren hat diese Übersetzung auch noch einen Vorzug durch die schätzenswerthe Zugabe von Anmerkungen erhalten, welche der ganze dritte Band in sich faßt. Nur von diesen Anmerkungen, und zwar bloß von denjenigen, womit *Anquetil du Perron* und *Sylvestre de Sacy* das Werk bereichert haben, brauchen wir hier Rechenschaft zu geben; denn die Bekanntschaft mit der Reisebeschreibung selbst und mit den Forster'schen Anmerkungen dürfen wir wohl bey jedem unserer Leser voraussetzen. — Die Verlags-handlung hatte das Manuscript einer französischen Übersetzung der Reisebeschreibung des P. Paulins an sich gekauft, und übergab es *Anquetil* zur Revision. Der noch im hohen Alter thätige Greis unterzog sich dem unangenehmen Geschäft, die häufigen Fehler der sehr nachlässig verfertigten Übersetzung zu verbessern, und sie fast ganz umzuschmelzen. Die Bemerkungen und Berichtigungen, wozu ihm der Reisebeschreiber selbst Veranlassung gegeben hatte, bestimmte er für einen besonderen Band, der den dritten Theil des ganzen Werks ausmachen sollte. Der ganze erste Band, und die ersten acht Bogen des zweyten waren abgedruckt, als *Anquetil* starb (am 18 Jenner 1805). Hr. *Sylvestre de Sacy*, sein College und Freund, dem er die Vollziehung seines letzten Willens aufgetragen, und seinen handschriftlichen Nachlaß vermacht hatte, fand unter seinen Papieren auch jene Anmerkungen. Er besorgte nicht allein den Abdruck, der sehr unleserlich geschriebenen Handschrift, sondern fügte auch die bey der deutschen Übersetzung befindlichen Forster'schen Anmerkungen hinzu, die er noch mit seinen eigenen vermehrte. Die letzteren sind jedoch nicht zahlreich, und berichtigen meistens nur Fehler der französischen Übersetzung, wenn solche von *Anquetil* übersehen worden waren. Nur selten hatte er Gelegenheit, Berichtigungen des Originals selbst nachzuholen (wie z. B. S. 59 — 62 über das, was der Vf. von der Herrschaft der Mogolen in Indien sagt); diese fanden sich da, wo es nöthig war, schon in den *Anquetil'schen* Anmerkungen. Wenn irgend ein Gelehrter zu einer Kritik dieser Reisebeschreibung Beruf hatte: so hatte ihn gewiß der in dem Studium der Sprachen, Verfassungen und Religionen des Ori-

A a a

ents ergrauete Anquetil, der selbst einige der besten Jahre seines Lebens in denselben Ländern, mit welchen sich dieses Werk beschäftigt, verlebt hatte. An Säch- und Sprach-Kenntnissen, und an Bedächtigkeit des Urtheils war Anquetil dem P. Paulin ohnfeig überlegen. Wer nur eine oder die andere der Schriften dieses Mannes gelesen hat, wird selbst bemerkt haben, daß er oft sehr kühn und voreilig über Dinge abspricht, die er nicht von allen Seiten kennt, und daß er die verdientesten Gelehrten, wenn ihre Ansichten und Meinungen nicht gerade die seinigen sind, auf die inhumanste Weise zu behandeln pflegt. Unter diesen befindet sich auch Anquetil, der jedoch, weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sich am Schlusse seiner Vorrede sehr gemäsigt äußert: *Je souhaite que mes observations, quelquefois critiques, même sévères, ne déplaisent pas à l'habile Voyageur: chacun voit, réfléchit, écrit à sa manière: j'ai oublié, il y a, a long-temps, celle dont il me traite dans ses ouvrages. Quand on n'a que la vérité pour but, on la goûte, on l'aime par-tout où elle se trouve.* Diese Wahrheitsliebe, ein Hauptzug in Anquetils Charakter, zeigt sich auch in diesen Anmerkungen. Sie, und zugleich den Text, zu dem sie gehören, charakterisirt er selbst vollkommen richtig in den wenigen Worten: *Je tâche autant qu'il m'est possible, d'y rendre justice à l'auteur, sans cependant pallier ses erreurs. Malheureusement il a vu bien peu de pays; et cependant il veut presque juger de l'Inde entière.* Des P. Paulins Kenntniß des Sanskrit wird von A. verdächtig gemacht; sie sey, meint er, wohl nur aus den in der Propaganda vorhandenen handschriftlichen, Sprachlehren und Wörterbüchern, besonders aus des Pater Hanxleden handschriftlichem Nachlaß, geschöpft. *Il est bon d'avertir, heisst es unter andern S. 342, que, comme toute l'érudition samscrétane du Missionnaire est pris des PP. Hanxleden et Biscopping, dont l'autorité n'est point établie, en ne doit pas prendre pour samscrétans tous les mots qu'il produit, ni leur signification pour absolument certaine.* Ähnliche Bemerkungen liefert man S. 30, 91, 144, 305, 354, 404 u. a. a. O. Häufig bestreitet A. des P. Paulins Ansicht des indischen Religions-Systems, nach welcher die Mythen desselben nichts anders als symbolische Darstellungen der Naturkräfte und der Gestirne, ihrer Bewegung und ihrer Einwirkung auf die Erde seyn sollen. Wenn z. B. der P. Paulin da, wo er von der indischen Gottheit Gonesch spricht, sich über die Gelehrten lustig macht, welche die indischen Göttheiten für Heroen und Könige der Urwelt halten, so macht A. die Anmerkung: *Le style de l'auteur est un peu cavalier. Chez lui, tout est symbole; rien de réel, si on ne lui montre au doigt l'époque de Gonesch, et où ce personnage a régné: C'est le système des nouveaux philosophes, qui ne veulent voir dans les anciens monumens que les symboles de la nature physique, des éléments, des astres, de leur action, sans aucun rapport à une première cause, ou à un premier agent immatériel, pour détruire l'histoire des premiers temps, de la création, l'existence d'un premier être, et tout réduire*

*à la matière et au mouvement.* (T. III. S. 86). Man vergleiche auch S. 302, 327, 347, 355. Hier dürfte jedoch das Recht öfter auf Seiten des Bestrittenen als des Bestreiters seyn. Oft sind auch wohl historische und symbolische Mythen in einander verschmolzen. Als einen eifrigen Patrioten zeigt sich A. überall, wo es die Gelegenheit mit sich bringt, gegen die Herrschaft der Engländer in Ost-Indien und von dem Sturze derselben zu reden. Von dem Erfolg einer französischen Expedition zu Lande nach Indien, in Verbindung mit Rußland, ist er auf das lebhafteste überzeugt; man sehe z. B. S. 57 u. 70. Zu den Äußerungen des Patriotismus rechnen wir auch, wenn es S. 13 heisst: *Disons ici que l'ambition des Français a toujours fait le bonheur, sans les faiblesses, les calamités inséparables de l'humanité, des pays dont ils se sont emparés.* — Die auf dem Titel der Übersetzung erwähnte, am Ende des dritten Bandes befindliche, Abhandlung über das individuelle Grundeigenthum in Indien und Ägypten, ist eine Vertheidigung der von A. in einigen seiner früheren Werke aufgestellten Behauptung, daß in Indien von den frühesten Zeiten an Grund und Boden nicht dem Regenten allein gehöret habe, sondern daß auch die Unterthanen wirkliche Grund-Eigenthümer gewesen seyen. Dieses leugnet Paulin, nicht allein in zwey Stellen seiner Reisebeschreibung, sondern auch in seiner *Indie Christiana*, wo er den französischen Gelehrten der größten Unwissenheit beschuldigt, und ihn unter andern *circulatoreum notissimum* nennt. Anquetil rechtfertigt in dieser dem National-Institut vorgelesenen Abhandlung seine Behauptung durch eine Induction von Stellen aus indischen und persischen Gesetzen, aus historischen Werken und Reisebeschreibungen. In dem zweyten Theil der Abhandlung sucht der Vf. darzuthun, daß auch in Ägypten nach den 6000 jährigen Reiche gehenden mohammedanischen Gesetzen Privat-Besitz der Länderen Statt finde. Veranlaßt wurde A. zu diesen Bemerkungen durch eine von seinem Collegen, Hn. de Sacy, dem Institut vorgelegte Abhandlung, deren Zweck ist, zu zeigen, daß, wenn auch jetzt die Regierung in Ägypten Eigenthümerin des größten Theils der Länderen ist, dieses eine verjährte Usurpation sey, die jedoch nicht bis zur Eroberung dieses Landes durch die Araber hinaufreicht. Darin sind beide Gelehrte übereinstimmend, daß die Gesetze der mohammedanischen Religion, nach denen sich auch die ottomanische Regierung eigentlich richten sollte, Privat-Besitz der Länderen voraussetzen. Nur darüber, wie viel sich der Despotismus nach und nach angemasset, und durch die Verjährung zu einem Recht gemacht habe, sind sie nicht überall einerley Meinung. — Das Werk hat übrigens ein gefälliges Außere, und die Abbildungen indischer Göttheiten, welche der Atlas enthält, sind sehr sauber. Ausserdem befindet sich am zweyten Bande eine Karte der indischen Halbinsel dießseits des Ganges, nach dem ersten Theil der d'Anville'schen Karte von Asien, aber mit einigen Verbesserungen nach neueren Beobachtungen. By;

1) **DANIEL, b. Arnold:** *Ansichten der westlichen Schweiz*, mit flüchtigen Reisebemerkungen über den Oberrhein von Hn. H. L. W. 1808. 201 S. 8. (21 Gr.)

2) **ELBERFELD, b. Büschler:** *Darstellungen aus der Schweiz*, vom Vf. der neuen Briefe über Italien, J. H. Eichholz. 1808. 227 S. 8. Mit 1 Kpf. (1 Thlr.)

No. 1 fängt damit an, daß der Vf. erzählt, wie er aus dem heftigen Gebirgsland in die Ebene der Wetterau herabkömmt, und von lauen Lüften umweht, und grünenden fruchtbaren Fluren umfungen, in Frankfurt a. M. anlangt. Auf eine kurze Beschreibung dieser Stadt und ihrer Gegend, folgt des Vfs. Fahrt nach Mainz auf dem Marktschiff, und auf dem Postwagen wieder nach Frankfurt zurück. Der 3. Abschnitt enthält seine Reise nach Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt und Straßburg. Im 4. Abschnitt wird Straßburg und die Reise nach Basel durchs Elsass im Postwagen, und im 5. Abschnitt Basel beschrieben. Diese ganze Reise von Frankfurt bis Basel enthält nur die gewöhnlichsten Bemerkungen, die jedem Reisenden auf einer flüchtigen Reise auf Straßen, in Wirthshäusern, Kirchen, Postwagen und Marktschiffen aufkossen; der Vf. besingt den Rhein und seinen Empfang in der Schweiz, und dies ist noch das Beste in diesen Blättern. Der 6. Abschnitt hat die Überschrift: *Kältgang*. Es ist hier von der altgermanischen Sitte der deutschen Schweizer die Rede, welche den mannbaren Mädchen erlaubt, Nachbesuche von jungen unverheiratheten Männern anzunehmen. Der Vf. beurtheilt diese Sitte, welche sich bey allen deutschen Völkern bewahrt, die das Alpengebirge bewohnen, bis jetzt erhalten hat, aus dem wahren Gesichtspunct, und schreyet nicht, wie so viele einseitige Reisende es bisher thaten und noch thun, über Sittenverderben des schweizerischen Landvolks. Der folgende 7. Abschnitt versetzt den Leser sogleich an den Thunersee und auf den Niesen, ohne von Basel weiter gereist zu seyn, durch einen mächtigen Sprung. Der Vf. ersteigt von Müllinen den Niesen, bleibt die Nacht in einer Sennhütte, steigt nach Wimmis herab und kehrt nach Thun zurück. Er erzählt über die Käsemacherey und Alpenansicht so gewöhnliche und allgemein bekannte Dinge, die auf alle Alpen passen, daß man fast meinen möchte, der Vf. sey nicht auf den Niesen gewesen; wenigstens ist es sehr sonderbar, daß von allen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des Niesen in Betreff seiner Beschaffenheit, seiner Lage und seiner Ansichten nach der nahen hohen berner Kalkalpenkette nichts erwähnt wird. Die folgenden Abschnitte enthalten Beschreibungen der Stadt Bern, der Bibliothek, der Bäder zu Libertinage, der öffentlichen Anstalten, der Franzosen, der Ansicht der berner Alpen von dem Münsterplatz, der Künstler, eines Viehmarkts und des dabey versammelten Landvolks und Hornviehs, und Bemerkungen über die Schweizer Sprache und über Pestalozzi. Alles, was hier mitgetheilt wird, sind be-

kannte Dinge; und die elende Satyre auf die Bemerkungen des ehrwürdigen Pestalozzi zeigt, daß der Vf. auf seiner flüchtigen Reise nicht einmal Zeit gewinnen konnte, einen Spaziergang nach Bergdorf zu machen, um dort mit eigenen Augen die Anstalt und den Schöpfer derselben zu sehen und zu beobachten. In dem nächsten Abschnitt erzählt der Vf. seine Reise nach Thun, und besingt seine nächtliche Schifffahrt auf dem Thunersee. Es scheint, daß er sich des Nachts auf diesem See bloß herumfahren ließe, ohne irgendwo hinzusteuern: denn wir hören kein Wort von einer weiteren Reise in die nahen am Thunersee gelegenen, so über alles merkwürdigen Gebirgstäler des berner Oberlandes, und es ist gewiß ein seltener Fall, daß ein Ausländer, den die Ansicht der Alpen, von Bern gesehen, begeistert, endlich auf dem Wege dahin nahe an ihrem Fuß sich des Nachts auf dem Thunersee fahren läßt und wieder zurückkehrt, ohne die Wunder der Alpennatur sehen zu wollen, welche 3—6 Stunden davon in der Lauterbrunner, Grindelwalder und Haslithäler alle Reisenden zu besuchen pflegen. Man möchte auch hieraus schließen, daß der Vf. den Thunersee gar nicht gesehen habe. Auf die nächtliche Schifffahrt befindet sich der Vf. auf einmal zu Nyon in dem Gasthof zum weißen Kreuz, und berichtet sehr umständlich das Gespräch, das hier an der Gaststafel einige eitle Genfer führten; und sodann folgt eine weitläufige langweilige Erzählung der Reise nach Genf. Die letzten Abschnitte enthalten kurze Beschreibungen des Inneren der Stadt Genf, seiner Einwohner, des Klima's, der Winterfreuden, der Savoyarden, die in Genf niedrige Gewerbe treiben, der Ansicht des Montblanc vom Antoineplatz, und ein Gedicht auf den Lemanersee beschließt das Ganze. Das Werkchen trägt im Allgemeinen den Stempel der flüchtigsten Reise, und enthält in Betreff seines inneren Gehalts und der Darstellungsart nichts, wodurch es Anpreisung verdiente; diese Ansichten hätten ungedruckt bleiben können.

Der Vf. von No. 2 betritt in Schaffhausen die Schweiz am 28. July 1806, und geht durch Zürich, über den Albis nach Zug und Aart, besteigt den Rigi, von da hinab und über den Vierwaldstättersee nach Luzern, von hier durch das Entlibuch und Emmenenthal nach Bern, dann über Thun ins Lauterbrunnthal und wieder zurück, dann nach Nidau und auf die Petersinsel im Bielersee, zurück über Nidau nach Solothurn und Luzern, dann nach Aart und Constanz, wo der Vf. sich schon den 10. Sept. befindet. Auch diese kurze fünfwochentliche Reise ist an Gehalt in Betreff der Schweiz außerordentlich mager, und selbst die großen Naturscenen sind trocken geschildert, obgleich der Vf. Dichter ist, wovon der Leser in diesen Blättern mehrere Proben findet, die nicht übel sind. Wie wenig Stoff diese Reise dem Hn. E. gegeben haben muß, ergiebt sich auch daraus, daß 35 Seiten mit einer Definition des Schönen gefällt sind, und der Leser auf fast eben so viel Seiten von den persönlichen Verhältnissen einer Frau v.

R. und ihrer Schwester, welche der Vf. in Luzern nach langer Trennung unerwartet wiederfindet, und welche einen Theil der Reise mitmacht, unterrichtet wird. Erst das schreckliche Ende dieser Frau, welche am 2 Sept. auf dem Wege von Aart nach Schwyz bey

dem Felsensturz von der Gnappenspitz, das ganze Goldauenthal mit 500 Menschen verschüttete, von einem Felsstrümmen an der Seite des Hn. E. niedergeschlagen und so verletzt wurde, daß sie wenige Stunden darauf starb, erweckt Antheil für sie. □

### K L E I N E S C H R I F T E N.

**ERDBESCHREIBUNG.** Leipzig, b. Gräff: *Beschreibung der Dardanellen.* Durch einen freundschaftlichen Brief aus Constantinopel mitgetheilt. 1807. 24 S. 8. (8 Gr.) Sehr lehrreich für Leute, die, wie Lessings Raps, die Dardanellen für Brüder und Könige von Gallipoli in Amerika halten. Sie erfahren hier, daß es vier Festen oder Castelle auf dem Hellespont sind, der Meerenge, welche das Meer von Marmora mit dem Archipelagus verbindet, und Asien und Europa von einander scheidet. Aber nicht allein belehrt, sondern auch ergötzt werden diese Leute. Der Vf. scherzt recht lose, und das mit recht gravitätischen Dingen, wodurch er seine Furchtlosigkeit bekrundet. Z. B. „Die osmanische Pforte kann man mit einem Mädchen vergleichen, das, weil es eben so schön als reich ist, von verschiedenen Hauptbewerbern umlagert wird, und dadurch in Verlegenheit gerath, welchem es seine Hand reichen soll, da ihm an der Gunst eines Jeden viel gelegen seyn muß, und es einem ehrlichen Mädchen nicht anders geizt, als daß es nur Einem den Vorzug gestatten darf.“ Auf den vier letzten Seiten ist gar noch zu *Erklärungen* Platz geblieben. Diese betreffen den Reis Effendi, den Divan, den Kapudan-Pascha, den Ausdruck Parlementair, die antike Helle, Abydos und Sestos, nebst Hero und Leander, die Wörter Aga und Firman. Der Vf. weiß wohl vielerley, nur nicht viel von jedem. Die stark illuminierte perspektivische Ansicht in den Canal der Dardanellen nimmt sich in einem kleinen Guckkasten gewiss gut aus. Chr.

**GESCHICHTE.** Erfurt, b. Kayser: *Kurze Handlungsgeschichte der Europäischen Nationen.* Nach dem Italienischen des Hn. Scrofani (l. Scrofani), von Hagenbruch, Kreis-Steuer-Revisor. Aus dem freyen literarischen Magazin. 1805. 94 S. 8. (6 Gr.) Dem Rec. war die französische Übersetzung bekannt, und es wird daselbst, so wie hier, erwähnt, daß der Aufsatz auch ins Englische sey übersetzt worden. *Habent sua fata libelli!* Wir können die Geschichte nicht rühmen, wenn wir auch ganz des engen Raums nicht vergessen; der einmal gewählt war. Der deutsche Übersetzer hat einige Noten beygefügt; aber wie viel wäre hier noch zu verbessern gewesen! Wir wollen einige Beyspiele anführen. Vom Aufleben des Handels in den italienischen Communen, geht es sogleich zum Hanse, von Catolien, dem südlichen Frankreich nichts. Die Hanse ist im J. 1164 gestiftet worden, im J. 1206 befinden sich bereits zwey und sechzig Städte im Bunde, vom Narva bis zum Rhein. Die Hanseer tauschen mit den Lombarden die nordischen Producte, gegen die aus Asien, Italien und den westlichen Ländern Europa's. — Die Juden erfinden im J. 1181 das Wechselgeschäft. — Der Handel zu Brügge erhält sich noch einige Zeit, um das J. 1400 durch die Erfindung des Einfalzens des Häutings. — Wer Ähnliches zu finden begehrt, kann weiter lesen. Die Übersetzung ist frey, z. B. in Französische heißt es: *encouragé par le maréchal de Coligny* (er war nicht Marischall), *ils (les Français) font, en 1564, des établissements à Cayenne et à la Floride.* Dieß ist also gegeben: ließen sie sich 1564 zu Cayenne in Florida nieder. — Die neue Compagnie d'Abden ist zwar hier mit Recho zur Compagnie von Embden gemacht; aber andere Druckfehler finden sich in der Übersetzung, wie schon der Titel zeigt, auch

im Buch selbst, wo ein Schriftsteller Hillebrand statt Willebrandt vorkommt u. s. w. Hie und da sind bekannte, oft gar nicht zuverlässige, Schriftsteller unter dem Texte angeführt. Der deutsche Übersetzer hat auch zuweilen Hn. Fischen citirt, und einiges aus ihm in den Noten hinzugefügt. Aufser der Geschichte hat der Vf. auch noch einen Abriss des Handels der Europäer unter einander und mit den anderen Welttheilen beygefügt; wie er etwa vor der französischen Revolution gewesen. Hier kommen viele Zahlen vor, und es wird angegeben, wie groß das Capital sey, welches die verschiedenen Völker in ihrem Handel anwenden. Kann aber auch nur annäherungsweise eine solche Angabe gelingen? S.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Arnstadt, b. Klüger: *Enthüllung der Hieroglyphen in dem Bienrodtschen A. B. C. Buche.* Mit 24 ausgemalten Original-Holzschnitten. Der C. in. m. schen Gesellschaft in A. gewidmet. 1807. 40 S. 8. (8 Gr.) So geht es in der Welt Jahrhunderte lang wird der Sinn eines Buches, und das Verdienst eines Autors verkannt; endlich aber kommt doch beides in sein wahres Licht zu stehen. Den auffallendsten Beweis hiezu liefert unser anzusehendes Büchlein. Die Hülle, die über der Bienrodtschen Weltweisheit lag, ist hinweggenommen und aus den scheinbar so schlechten Versen des ehrlichen Correctors sind *aurea carmina* geworden. Nur muß man sich wundern, wie etwas, das so nahe lag, so lange ungefunten bleiben konnte! — Um sowohl Bienrods Weisheit, als unserers Enthüllers Scharfsinn zu zeigen, wollen wir die Hieroglyphe des Frosches und Flegels mit ihrer Deutung hier aufstellen.

Der Frosch Coax schreit Tag und Nacht.

Der Flegel gar sehr müde macht.

Ein Frosch, mitten in seinem sumpfigen Schilfwalde, in steter Bemühung, der Welt seine Existenz bekannt zu machen, und durch sein *Unifono: Coax!* sich selbst auszusprechen — schildert die unthätige, selbstsüchtige, nur ihrer Pflütze und des elenden Selbstlobs lebende, Menschenschale auf das treffendste. Er warnt das Kind mehr, als es die tiefstinnigste, philosophische Abhandlung über den Werth und Gebrauch des Lebens und über die Bestimmung des Menschen vermocht hätte. — Erhebe dich über den moralischen Frosch, verlaß den Sumpf deiner niederen Begierden und lerne einsehen, daß nur unendliche Mannichfaltigkeit, die vollendetste Thätigkeit und Regsamkeit aller Seelenkräfte, in reiner Harmonie unter sich vereinigt, das Leben des Menschen, seiner wahren Bestimmung gemäß, in ein schönes Kunstwerk verwandeln kann. — Freylich ist es leichter, wie der Frosch, ewig das Maul aufzusperren und sein Coax herauszulassen, als den Drehschüssel der Künste und Wissenschaften und der Betriebsamkeit aller Art den lieben langen Tag unablässig zu schwingen! — aber auch nur für letztere sind, nach den zwey nächsten Hieroglyphen, die gebratenen Gänse und Haasen der Zeit, die durch Fleiß, Betriebsamkeit, Geschicklichkeit und Studium errungenen Lebensgenüsse bestimmt. — Wir wünschen, daß das Buch viele Leser unter den großen A B C-Schützen des menschlichen Lebens finden möge! D.

### N E U E A U F L A G E N.

Leipzig, b. Fleischer: *Adriani Vlacq Tabulae sinuum, tangentium et secantium et logarithmorum sinuum, tangentium et numerorum ab 1 ad 10000. Quibus additas sunt tabulae numerorum quadratorum et cubicorum ab 1 ad 1000.* Editio nova, emendata et aucta a Joh. Jac. Ebert. 1808. XXIV S. u. 23 Bogen Tabellen. Fol. (1 Thlr.)

Breslau, b. Korn: *Dé l'Orthographe du verbe ou Orthographe de Principe; à l'usage de toutes sortes de personnes et particulièrement des Militaires et des Employés dans les différentes administrations des deux gouvernemens.* Par C. P. D. Michel. Seconde Edition. 1808. 80 S. 8. u. 1 Bogen Tabelle. Fol. (8 Gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 A U G U S T, 1808.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Ideal einer stehenden Armee im Geiste der Zeit* (.) von August Wilhelm von Leipzig. 1808. 256 S. ohne die Zueignung. 8. (1 Rthlr.)

Das Ideal der vollkommensten Einrichtung einer stehenden Armee kann nur in der vollkommensten Organisation eines militärischen Staates gedacht werden. Es gab keinen solchen in der letzten Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts, alle bestehenden Einrichtungen strebten dem Geiste der Zeit entgegen; es mußte alles eingerissen, und mit neuen Materialien ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden. Der Zeitpunkt, dieß große Werk zu unternehmen, ist, nach des Vfs. Meinung, jetzt gekommen, nachdem siebzehnjährige Revolutionen „die Fesseln der Sklaverey und der Vorurtheile zerbrochen haben.“ Er sieht die erwachte, kindliche Menschheit weinend um die Gräber ihrer Geliebten, in den Ruinen ihrer zertrümmerten Glückseligkeit, stehen, wie sie um Frieden und Ruhe, um Glauben an eine bessere Zukunft flehet, und fühlt sich berufen, ihr durch sein Ideal einer Armee, wie sie seyn sollte, zu Hülfe zu kommen.

Um diese zu schaffen, eilt er zuerst seinen Staat einzurichten, und zeigt dann, was zu einer im Geiste der Zeiten vortrefflichen Armee gehöre, und wie sie gebildet werden müsse.

Es muß, sagt er, aus der allgemeinen Reibung aller Kräfte etwas Gutes, etwas Großes hervorgehen, und die entfesselte, vorurtheilsfreye Menschheit wird sich zu einer Vollkommenheit ausbilden, für welche die Weisen des Alterthums keinen Maßstab hatten, wenn die Wiederhersteller der Staatsverfassungen den Geist der Zeit aufzufassen, und in ihre Regierung zu übertragen verstehen. — Worin besteht denn aber der Geist der Zeit? Was hat der Vf. sich unter diesem Begriff, der die Basis seines ganzen Gebäudes seyn soll, gedacht? — Er findet nicht nöthig, uns dieses zu sagen, weil er hofft: „der Zeitgeist solle jeden denkenden Leser in dem Werke selbst ansprechen.“

Mit der Staatsorganisation wird Hr. v. L. sehr geschwind fertig. Er giebt den Ministern der Finanzen, der Justiz, der Policy und der Religion einige allgemeine Regeln über die Verwaltung ihrer Ämter, läßt sich aber auf die innere Einrichtung gar nicht ein. Den öffentlichen Unterricht will er bloß auf Mathematik, Chemie und lebendige Sprachen eingeschränkt wissen. Jene beiden sind die Basis alles

menschlichen Wissens, und diese zur Anwendung der ersten nothwendig. „Alles andere ist Nebensache, selbst die Erlernung todter Sprachen. Wer seine Lebenszeit thatenlos aufopfern will, um nach den erhabenen Mustern der Griechen eine schöne Sage gereimt oder nicht gereimt darzustellen, der mag es thun u. s. w.“ Ist dieß etwa ein charakteristischer Zug des Zeitgeistes, und werden wir dadurch jene, von den Alten nicht geahndete Vollkommenheit erreichen? Sie hatten freylich das grobe Vorurtheil des *didicisse fideliter artes* etc.

Der Kriegsminister des neuen Staats wird sehr bedauert, weil er nothwendig alles einreißen müsse. Zuletzt äußert der Vf. den frommen Wunsch, daß doch jeder Regent, der nicht selbst die Kraft zu regieren habe, seine Staatsgewalt einem Premier-Minister übertragen möchte, der ihm und der Nation verantwortlich wäre. Kann der Vf. eine Regierungsform aufstellen, in welcher stets der Würdigste und Fähigste mit der höchsten Gewalt bekleidet ist: so hat er freylich das Problem des besten Staats im Geiste aller Zeiten gelöst.

Er sucht nun die Nothwendigkeit stehender Armeen aus dem ersten Ursprung des Staatenvereins darzuthun; — das Gebot der gegenwärtigen Umstände beweiset sie allein schon bündig genug. — Um das Verhältniß der bewaffneten Macht zu der Volksmenge zu bestimmen, nimmt er den vierten Theil der ganzen Bevölkerung, folglich die Hälfte des männlichen Geschlechts, als waffenfähige Mannschaft an. Von dieser soll nach dem Conscriptionsystem der siebente Mann zum Militärdienst ausgehoben werden. (S. 27.) Alle jungen Staatsbürger dienen vom 18 bis zum 24 Jahre in der stehenden Armee, und vom 24 bis zum 30 Jahre in der Landmiliz (S. 61). Zur Erleichterung seiner Organisationen denkt er sich ein für allemal einen Staat, dessen Bevölkerung 10 Millionen beträgt, und der eine stehende Armee von 200,000, und eine Landmiliz von 196,000 Mann halten soll. Ohne mit dem Vf. über das Verhältniß der waffenfähigen Mannschaft zu der Volkszahl, noch auch des sieben-ten Theils, der nach keiner Berechnung herauskömmt (denn 200,000 Mann würden das Verhältniß von 1 zu 12½, und 196,000, von 1 zu 6½ geben), zu rechten, müssen wir doch bemerken, daß ein solches, bloß nach der Volkszahl und nicht nach den Staatskräften angenommenes System viel zu locker ist, um darauf Folgerungen gründen zu können.

Die Grundsätze, nach welchen dieses Heer im Geiste der Zeit gebildet werden muß, sind: Verpflicht-

Bbb



tung aller Staatsbürger zur Conscription, Aufhebung aller Geburtsrechte, Abschaffung aller Leibesstrafen und eine zweckmäßige Bekleidung, Bewaffnung und Übung der Krieger. Um an Recruten zu der vollkommenen Armee keinen Mangel zu leiden, muß der Staat nicht nur für den Unterricht, sondern auch für die Erziehung seiner Bürger Sorge tragen. Die Regierung soll in die stillen Kreise des Familienlebens dringen, und (S. 152) dahin sehen, daß die Knaben nicht in Federbetten oder warmen Stuben schlafen, der freyen Luft und jeder Witterung ausgesetzt, an die einfachste Kost gewöhnt, im Laufen, Springen, Klettern geübt werden u. s. w. In jeder Stadt, in jedem Dorfe führt der Vf. *olympische Spiele* (S. 155) ein; in den Bürgerschulen läßt er Mathematik und Chemie lehren, und auf den Universitäten Professoren der Kriegswissenschaften anstellen. Jedes Regiment erhält über dieses noch zwey Regiments-Professoren, und in der Hauptstadt wird eine hohe Militärschule errichtet, deren Zöglinge von den Chefs in ihren Regimentern auszuwählen sind. Die Feldmarschälle, der Kriegsminister und die Chefs des Generalstabes und der Ingenieure sind Directoren dieser Schule.

Diese sind die Anstalten; Hr. v. L. lehrt nun auch untrügliche Mittel, auf solchen Schulen Feldherren, Befehlshaber und Subalternen zu bilden. Es werden öffentliche Prüfungen angestellt. Der Jüngling, der sich in den olympischen Spielen hervorthut, bekommt Eine Treppe auf den Rock; er erhält die zweyte, wenn er bey dem Schulexamen sich durch wissenschaftliche Kenntnisse auszeichnet, und die dritte zum Lohn seiner moralischen Führung (Aufführung). Dadurch wird er sofort Sergeant, und rückt dann nach dem Dienstalter bis zum Capitän hinauf.

Aus diesen Officieren werden nun die *militärischen Genies*, die *militärischen Talente*, und die *mathematischen Köpfe* ausgewählt, und auf die hohe Schule geschickt, „wo sie in höchstens zwey Jahren alles lernen, was sie wissen müssen“ (S. 171). — Man sieht, daß bey dieser Eintheilung eine unvollständig aufgefaßte und unreif wiedergeborene Bülow'sche Idee zum Grunde liegt. — Die Directoren bilden eine Commission, und unterscheiden (S. 172): „1) welche von den Studirenden Generale und Feldherren werden können und sollen, 2) welche Regimentschefs bleiben müssen, und 3) welche bey dem Generalstab, der Artillerie, und dem Geniecorps anzustellen sind.“

Die ersten müssen nach Vollendung ihrer Studien militärische Specimina einreichen, und eine ihnen aufgegebene Unternehmung ausführen, wobey der Chef des Generalstabs den Feind vorstellt. Nun sind sie Feldherren; sie gehen rasch durch die Grade eines Majors, und Adjutanten bey einem Brigade-General, eines Obristlieutenants und Adjutanten bey einem Divisions-General, wobey von der Infanterie zur Reiterey, oder umgekehrt, abgewechselt wird, und eines Obristen und Adjutanten bey einem Feldmarschall, um sofort selbst als Generale angestellt zu werden. — Rec. enthält sich aller Bemerkungen bey diesem Recept, um rühmliche Feldherren zu bilden.

Die zweyte Classe fertigt leichtere Specimina, führt eine kleinere Unternehmung aus, und rückt vom Capitän und Adjutanten eines Bataillonschefs auf gleiche Weise bis zum Regimentschef hinauf. Schlimmer kommt die dritte Classe weg; sie muß ein Jahr länger studiren, dieselben Proben bestehen, und kann es doch nicht weiter, als bis zu einer subalternen Anstellung bringen.

Durch diese Einrichtung glaubt Hr. v. L. jeder Möglichkeit der Beförderung Unwürdiger vorbeugt und ein untrügliches Mittel erfunden zu haben, durchaus tüchtige Anführer, Unterbefehlshaber und Gehülfen zu erziehen. Keine Eifersucht, keine Begünstigung, kein Eigennutz, keine persönlichen Rücksichten können auf den Gang seiner Maschine wirken, nachdem er sie einmal aufgezogen hat. Er ist bereit in ihrem Lobe, leitet aber größtentheils die Beweise ihrer Vortrefflichkeit nur von der Unzulänglichkeit der gegenwärtig bestehenden Einrichtungen her, deren Mängel er sehr richtig enthüllt. Eben so scharf rügt er auch die Vorurtheile und die Schwachheiten der meisten, durch das alte System gebildeten Befehlshaber. Woher er aber bey der Untauglichkeit dieser Männer seinen Kriegsminister, seinen Generalstab, seine Feldmarschälle, Regimentschefs, Stabsofficiere u. s. w., die bey der neuen Organisation gleich von Anfang so kräftig mitwirken müssen, verschreiben will, das hat er nicht gesagt.

Über die Nothwendigkeit der *Einheit des Befehls* bey einem Heere wird jedermann mit ihm einverstanden seyn; es kommt nur auf die Mittel an, wodurch sie bewirkt werden soll. Wo der Staatschef zugleich Feldherr ist, da findet sie sich von selbst; der Vf. will aber das Ideal eines, auch von dieser Bedingung unabhängigen, in sich selbst vollkommenen Kriegsheeres aufstellen. Er fühlt, daß noch mehr, als der Oberbefehl über die Armee dazu gehöre, daß dem den ganzen Krieg dirigirenden Feldherrn zugleich auch alle Kräfte des Staats zu Gebot stehen müssen, wenn er einem Souverän, der seine Heere in Person anführt, gewachsen seyn soll. Um diese Schwierigkeit zu heben, setzt er fest, daß der Kriegsminister, als Untergeordneter des commandirenden Generals, diesen ins Feld begleiten, und auf die Dauer des Kriegs mit der vollen Gewalt des Regenten bekleidet, über alle Kräfte des Landes unumschränkt gebieten müsse. Das heißt mit anderen Worten: Der Fürst soll von der Regierung suspendirt seyn, so lange der Krieg dauert. — Verantwortlich ist der Minister bloß, wenn er Millionen erspart, und dadurch die Operationen gehindert, wenn er nicht pünktlich dem Feldherrn gehorcht hat. Sollte Hr. v. L. auch einen Souverän finden, der Resignation genug hätte, um dieses Opfer zu bringen: so möchte doch das Mittel schwerlich ausreichen. Der Feldherr würde bey widrigen Erfolgen immer die Entschuldigung anführen können, daß seine Regierung erst mit dem Ausbruch des Kriegs angefangen, daß er weder die Mittel noch die übrigen Verhältnisse vorbereitet habe, und sich auch bey der größten temporären Unabhängigkeit doch stets

als verantwortlich, wenn auch nicht in der Realität, doch in der Meinung betrachten müsse.

Nachdem der Vf. die vornehmsten Schwierigkeiten mit so wenig Anstrengung überwunden hat, können ihm die geringeren nicht viel Mühe kosten. Dahin gehören besonders die *Beweglichkeit seiner Heere* und das dazu erforderliche Requisitionssystem. Das letzte weifs er sogar für die Länder des Kriegsschauplatzes wohlthätig zu machen. Sein Kriegsminister überschlägt nämlich gleich bey dem Eintritt in eine feindliche Provinz den ganzen Betrag alles dessen, was sie zu leisten haben wird, rechnet ihn zu baarem Gelde an, erhebt die Summe in klingender Münze oder in gültigen Papieren, und bezahlt nun alles nach dem Marktpreise. Da werden dann die Märkte wimmeln von Verkäufern, die froh sind, ihre Waaren so vortheilhaft los zu werden (S. 137), und das Heer wird im Ueberflufs leben. „Alle Ziegel, Maurer, Becker, Müller werden in Requisition gesetzt (S. 139); sind keine Ziegel vorhanden, so wird das erste beste massive Haus abgebrochen, bezahlt, und aus den Steinen werden Backöfen gebaut. Braucht die Armee Schuhe, so werden alle Schuster nebst allem Leder; braucht sie Hemden, die Näherinnen nebst der Leinwand; Kleider, alle Schneider und alles Tuch; Sättel u. s. w., alles Leder und die Arbeiter, alles Eisen, alle Schmiede u. s. w. in Requisition gesetzt, aber, wie schon bemerkt, gegen baare Bezahlung, und wer nicht arbeiten will, wird als Landesverräther behandelt.“ Um keinen Rechnungsfehler zu begehen, wird der Minister bey dem ersten Anschlag gleich ein Maximum annehmen müssen, das weiter nichts, als alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Provinz und alles, was die Hände ihrer Einwohner in einer unbestimmten Zeit produciren können, umfaßt. Dafs ähnliche Massregeln „Wunder bewirken“, davon hat die Geschichte vielleicht Beyspiele, aber als „einfache, unschädliche Mittel“ (S. 141) werden sie hier zum ersten Male angepriesen.

Was sonst noch in dem Buche vorkommt, sind: Details über die *Organisirung und Zusammensetzung der Truppen* und die *Übung derselben*, worin viel Gutes und Zweckmäßiges, aber durchaus nichts Neues enthalten ist; ein höchst unbedeutendes Capitel über die *Vestungen*; eines von gleichem Gehalt über die *Kriegsgesetze*; eins über *Soldaten-Ehen*,

*Recrutirung*, *Lazarethe* und ähnliche Gegenstände, die alle sehr flüchtig abgethan werden; eins über die Begriffe von *Taktik*, *Strategie* und *Stratoniik*, worin nichts neu ist, als die Terminologie; dabey häufige Wiederholungen des schon Gefagten, und scharfer Tadel der gegenwärtigen Einrichtungen. Die Rügen des Vfs. sind allerdings nur zu gegründet; aber Nutzen werden sie nicht stiften, so lange er nichts Besseres, als dieses Ideal, wie es viele giebt, vorzuschlagen weifs. Man bekämpft die Vorurtheile, man deckt die Blößen auf, und will alles einreissen, um mit unzureichenden und in der Ausübung nicht anwendbaren Mitteln ein neues Gebäude aufzuführen, dem nur eine Kleinigkeit, die Basis, abgeht. Möchten doch die gar zu raschen Reformatoren einmal recht ernsthaft bedenken, dafs sie durch das gar zu beredete Anpreisen solcher lustigen Systeme die Alten nur in ihren fixen Vorurtheilen bestärken; sie würden nicht, wie unser Vf. im Epilog, sich mit der Überzeugung begnügen, „etwas Nützliches gewollt zu haben.“ Er gesteht ebendasselbst, „dafs er nicht glaube, etwas Vollkommenes geleistet zu haben.“ Rec. ist darüber mit ihm einverstanden, meint aber, man müsse keine Ideale versprechen, so lange man nichts Vollendetes liefern kann.

Das Eigenthumsrecht des Hn. v. L., der seit sechs Jahren über diesen Gegenstand nichts gelesen zu haben versichert, an allen, in seinem Buche enthaltenen, neuen Ideen wollen wir, ungeachtet der vielen Anklänge aus Bülow's und Buchholzen's Schriften, keinesweges bezweifeln; Schade nur, dafs gerade das Neue nicht viel taugt. Alles Ubrige ist recht gut, und würde gewifs noch besser, das heisst, reifer durchdacht und mehr geordnet seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, in diesem sechs Jahren sich nicht ausschliessend mit seinen eigenen Ideen zu beschäftigen, sondern sie auch gegen die Grundsätze und Erfahrungen Anderer zu vergleichen, zu prüfen und zu sichten. Sein Werk würde dann sich nicht bloss für den Cirkel seiner „Freunde und Freundinnen“, denen er zugleich sein Portrait zueignet, weil „er voraussetzt, dafs es ihnen angenehm seyn werde, bey seinen Ideen auch seine Gesichtszüge wieder zu finden“, sondern auch für das gröfse Publicum geeignet haben, das keine tröstlichen Folgerungen für den Geist der Zeit daraus ziehen kann, wenn er die Welt durch blosses Wollen, ohne Kraft und Tiefe, anpricht. Kf.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Münster, b. Waldeck: *Ideen zu einer Methodik der Medicin.* Von G. Siebenbergen, ausübendem Arzte zu Münster. 1806. 89 S. 8. (8 Gr.) Die Durchsiefung dieser kleinen Schrift hat Rec. viel Vergnügen gewährt. Der Vf. ist von seinem Gegenstande wahrhaft durchdrungen, hat eine sehr befriedigende Ansicht von der Medicin ergriffen, und mit einer erfreulichen Leidenschaftslosigkeit, Ruhe und Bescheidenheit, die ihn beseelenden höheren Ansichten über den menschlichen Organismus und die äufsere Natur, über Wissenschaft, Kunst und Empirie, auf seinen Gegenstand angewendet und übergetragen. Wäre die Diction nicht hin und wieder etwas zu gezwungen, und von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zu sehr abweichend, die Paragraphen öfters zu gedehnt, und manche Stellen zu phantastisch an gesprochen, welches häufig Dunkelheit und Schwerverständlichkeit erzeugt; so könnte diese Schrift Anspruch auf den ungetheil-

ten Beyfall des denkenden ärztlichen Publicums machen, da sie viel Treffendes über die Gründung einer ächten Methodik der Heilkunde enthält, und ausserdem noch manche gehaltreiche Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände unserer Wissenschaft in sich fafst.

Der Vf. folgt mit grosser Consequenz überall den naturphilosophischen Ansichten, und hat sich das wahre Wesen dieser von so Vielen missverstandenen Lehre so glücklich zu eigen zu machen gewusst, dafs er den gewöhnlichen Missgriffen der Pseudonaturphilosophen überall entgangen ist.

Die ersten Paragraphen enthalten allgemeine Beziehung über die Medicin als Wissenschaft u. s. w. Der gegenwärtige Standpunkt der Medicin, sagt der Vf., sey der kritische, oder er soll es vielmehr seyn, ein Zustand, den wirklich sehr notwendig ist. Denn so sehr der gegenwärtige schwankende Zustand der Heilkunde den ununterbrochenen

strengen Beleuchtung und Kritik auch bedarf: so sehen wir doch nicht ein, in wie weit die Kritik jetzt lebendiger und allgemeiner auf dieselbe wirke, als zu jeder anderen Zeit. Wenn der Vf. gesagt hätte, der Zustand der Heilkunde sey gegenwärtig ein *kritischer*, würde dies nicht eine gründlichere Behauptung gewesen seyn?

Trotz der großen Bemühungen der Ärzte und Naturforscher in den neuesten Zeiten, fährt der Vf. fort, zur höheren wissenschaftlichen Ausbildung eines medicinischen Systems, müsse man es sich doch gestehen, daß wir nicht einmal im sicheren Besitz der Principien dieser Wissenschaft seyen. — Gegen diese Behauptung, in der Strenge wie sie hier ausgesprochen ist, ließe sich doch manche gegründete Einwendung machen. Daß wir noch kein vollendetes, in sich geschlossenes System der Medicin besitzen, liegt nicht sowohl in den Mangel der höheren, leitenden Principien, welche die philosophische Ansicht der Natur der Heilkunde allerdings verschafft hat, sondern in anderen, hier nicht zu entwickelnden Bestimmungen. — In unseren Tagen, heist es ferner, wo es so viele medicinische Systeme als Compendien giebt, dringe sich jedem Arzte die Frage auf, was durch alle diese Bemühungen für die Medicin als Wissenschaft und Kunst gewonnen sey. In der Medicin sey es uns nicht bloß um ein Wissen, sondern auch um ein Handeln zu thun, d. h. der höchste Zweck der Medicin sey praktisch. Die Praxis bilde keinen Gegensatz mit der Wissenschaft, sie bezeichne eben die Wissenschaft auf einen bestimmten Zweck bezogen; aus der Wissenschaft fließen die Regeln für die Anwendung. Der Inbegriff dieser, aus der Wissenschaft hervorgehenden Regeln sey im eigentlichen Sinne eine Theorie für die Praxis. Dies sey Inseyn der Theorie mit der Praxis tritt, nach unseres Vfs. Bestimmung, nur da ein, wo sich die Wissenschaft auf der höchsten Stufe der Cultur, in jenem idealischen Punkt geschlossen hat, in welchem ihre Aufgabe gelöst, ihr Endzweck erreicht ist. Auf einer untergeordneten Stufe, also für den jetzigen Standpunkt, sey aber dies Verhältniß ein ganz anderes. — Rec. stimmt mit dem Vf. ganz darin überein, wenn er darauf dringt, daß bey dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft die Praxis sich nicht ganz allein der Theorie anvertraue, vielmehr mit großem Bedacht, nach reiflicher Überlegung und mit einer gewissen Scheu Sätze der höheren Wissenschaft für die medicinische Theorie benutzen dürfe. Denn die Wissenschaft, sagt der Vf., verläßt öfters den unmittelbaren Gegenstand der Medicin — den menschlichen Organismus, und durchgreift die ganze Naturwissenschaft, zieht jede Entdeckung im großen naturwissenschaftlichen Felde in ihr Gebiet herüber, erhebt sich von großen Analogieen zu Gesetzen, von Ahnungen, Hypothesen zu festen Grundsätzen u. s. w. Während dieser Erweiterung der Wissenschaft aber bleibt für jeden Augenblick die Praxis ein Bedürfnis der Zeit, und sie muß fortwährend ihre Regeln aus der Wissenschaft nehmen. Im Bezug auf die Heiligkeit des Zwecks der Praxis wäre es daher ein sträfliches Unternehmen, die gesamte Wissenschaft, worin in gewissen Regionen Ausweichungen nicht vermieden werden können (?), in die Praxis bestimmt einzuführen. — Es habe von jeher, besonders zur Zeit des herrschenden Formalismus in der Philosophie, Ärzte gegeben, die es unter der Würde der Medicin gehalten, ihre materiellen Principien zum Grunde zu legen, und die dadurch Wissenschaft in ihr einzuführen versucht hätten, daß sie in ihr alle empirische Realität aufhoben, und ein formales Raisonnement, ein logisches Gebäude von Begriffen, an deren Stelle setzten. Dieser Classe der Ärzte gehörten eigentlich die vielen Caricaturen an, welche in der Geschichte der Medicin gezeichnet sind. — Dieser verkehrten Tendenz stehe das, wenn gleich nützlichere, aber für die wissenschaftliche Ausbildung eben so schlecht gewählte Bestreben gegenüber, alles in der Medicin auf die palpablen, in unserer Welt sehr wohl bekannten chemischen Grundstoffe, zu reduciren, und aus den, in der Sphäre unseres Organismus befangenen materiellen Bedingungen des Lebens eine Wissenschaft dieses Lebens selbst zu construiren. Wir hegen mit dem Vf. die gleiche Hoffnung, daß, nachdem die in unserer Zeit mit so vielem Scharfsinne unternommenen Versuche, auf diesem Weg ein chemisches System der Medicin zu erbauen, so sehr misslungen sind, dies für alle Zeiten die letzten seyn werden. —

Um zur Ansicht des eigentlichen Gegenstandes dieser Schrift — der Aufstellung einer Methodik der Heilkunde — zu gelangen, übergehen wir mehrere allgemeine, an sich sehr interessante Betrachtungen über die Cultur der Medicin, über das Wesen der Naturerkenntnis u. s. w. — Das eine, für sich selbst ganze und untheilbare Object der Medicin ist, wie sich unser Vf. S. 77 ausdrückt, eine Mehrheit einzelner Beziehungen, wodurch die Wissenschaft eine Mehrheit einzelner Richtungen erhält, welche man ehemals irrig als Zweige, oder noch irriger als Theile dieser Wissenschaft betrachtete. Es liegt in dem Charakter der Medicin, daß sie, so wie sie bey ihrem ersten Entstehen eine Einheit ausmachte, und sich allmählich in sich selbst vervielfachte — wodurch innerhalb ihres Kreises einzelne Wissenschaften als Individualitäten ihrer selbst entstanden — eben so auch diese Individualitäten sich mit der Zeit verringern werden, und sich in die Einheit wieder auflösen müssen. Da aber bis hierhin diese einzelnen Richtungen der Wissenschaft nicht aufgehoben werden können, so müssen sie doch in steter Beziehung auf die Einheit und Grundidee der Wissenschaft betrachtet werden, um als organische und organisirende Glieder derselben zu erscheinen. Wer sich daher zur Wissenschaft der Medicin erheben will, suche nicht bloß das mannichfaltige Einzelne derselben aufzufassen, und so ein collectives Ganzes zu erhalten, er bestrebe sich vielmehr, den Geist des Ganzen zu ergreifen. — Dieses Gesetz ist ganz im Geist der Naturphilosophie gedacht und ausgesprochen, und so lange die Richtigkeit jener genialen Naturaussicht nicht widerlegt werden kann, wird auch dieser, von dem Vf. als höchstes Princip für die Methodik der Medicin angewendete Grundsatz feststehen, und den daraus gezogenen Folgerungen zur sicheren Stütze dienen. — Als Grundsatz für die wissenschaftliche Bearbeitung der Medicin macht daher der Vf. folgendes Gesetz geltend: Daß das Object derselben in seiner höchsten und allgemeinsten Bedeutung aufgefaßt und in seiner Universalität angeschaut werde, wie es sich in der Idee eines Universalorganismus als für sich bestehend, und als mit der Außenwelt in einem lebendigen Verhältnisse begriffen, gegeben ist; daß ferner diese Idee in allen einzelnen Richtungen der Medicin, Physiologie, Nosologie, Therapie und *Materia medica* ausgedrückt werde. Selbst die mit der Medicin bis hierhin noch immer unbestimmt zusammenhängenden Materialien, als die Anatomie, die Chemie unseres Organismus, sollten diese Idee in sich hineinbilden, und sie nur nach der bestimmten Leitung derselben ferner cultiviren. Überhaupt sollte die ganze Masse von Empirie, in wie viele einzelne Fächer man dieselbe, der Verschiedenartigkeit ihres Materials wegen, auch rubriciren mag, in die Grundidee der Medicin aufgenommen, und in derselben universalisirt werden. —

Zuletzt wirft der Vf. noch einen Blick auf die technische Seite der Heilkunde. Hier wird dem praktischen Sinne eine bedeutende Stelle eingeräumt, der sich jedoch von dem f. g. praktischen Takt, der in neueren Zeiten so verrufen ist, dadurch wesentlich unterscheidet, daß das Ergreifen des Individuellen in jeder gegebenen Krankheitsform kein blindes, sondern ein durch die Bestimmung der Wissenschaft motivirtes ist. Inzwischen räumt der Vf. doch ein, daß hier etwas Zufälliges, Schwankendes in die Medicin komme, eine Lücke, die nur durch geschickte Anwendung der Beobachtungsfacta auf den bestimmten Fall ergänzt werden könne. — Ganz mit unserer Überzeugung übereinstimmend bemerkt der Vf., daß, je wissenschaftlicher der Arzt, desto enger werde für ihn das Feld, welches er auf empirische Weise durch Beobachtung auszufüllen habe. Es lasse sich erwarten, daß die wissenschaftliche Medicin, bey ihrer immerwährenden Fortbildung, immer mehr das Feld der Empirie beschränken werde; einstweilen aber könne der Empirismus in der Medicin, der Wissenschaft gegenüber, nicht fleißig und sorgfältig genug cultivirt werden — eine Regel, welche Rec. angehenden Ärzten nicht dringend genug ans Herz legen kann. —

Wir schließen die Anzeige dieser Schrift mit dem Wunsche, daß dieselbe recht viele Leser finden, und die darin enthaltenen glücklichen Ideen einen recht wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Heilkunde ausüben mögen. —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von E. Brandes, geheimen Cabinetsrath in Hannover. 1808. 257 S. 8. (1 Thlr.)

Es ist des berühmten Vfs. dieser Betrachtungen Absicht nicht gewesen, ein eigentliches Gemälde des Geistes der Zeit in den angegebenen Jahren zu liefern. Vielmehr hat er nur über einige der vorzüglichsten Erscheinungen, über ihren absoluten Werth und über den Einfluss derselben auf die Nation, dem Publicum seine Gedanken mittheilen wollen. Es läßt sich im voraus erwarten, daß ein Mann, der als seiner Beobachter und scharfsichtiger Beurtheiler hinlänglich bekannt ist, und welcher auf einem Standpunkte steht, von welchem er das Treiben sowohl in der politischen als literarischen Welt besser zu übersehen im Stande ist, als viele andere Schriftsteller, sehr viel Interessantes und Lehrreiches mittheilen werde. So ist es denn auch. Das ganze Buch ist voll trefflicher Bemerkungen, reifer Urtheile, reich an Stoff zum weiteren Nachdenken, und gehört zu den vorzüglichsten Producten der neuesten Zeit. Es ist nur Schade, daß ein gewisser, leicht zu erklärender Unwille und Unmuth dem Ganzen und dem Einzelnen einen Anstrich gegeben hat, welcher, so sehr er auch den Gefühlen und Empfindungen vieler ansprechen, und so edel er auch in seinen Ursachen seyn mag, dennoch dem Inneren Gehalte des Buchs sowohl, als dem Eindrucke, den es macht, nicht günstig ist. Bey weitem das meiste ist nur von der nachtheiligen Seite, mit gänzlicher Übersehung der besseren Seite, welche doch manchmal sehr nahe lag, dargestellt, und nicht selten ist die nachtheilige Seite mit einer nicht gerade gerechten Kunst hervorgezogen, und über das Maas ins Licht gesetzt worden. Etwas durchaus Löbliches ist so gut wie gar nicht von unserem Volke angeführt worden, und doch hätte ein Beobachter, dem es am Herzen gelegen, dergleichen aufzufinden, in einem Zeitraum von etwa vierzig Jahren wohl etwas finden können, was des reinen Lobes werth gewesen wäre. Überdies ist der Vortrag nicht sehr anziehend, manchmal nachlässig. Schwerlich wird daher das Buch den Eindruck machen, den es wegen der Reichhaltigkeit und als Spiegel des Geistes und der Sitten zu machen verdiente; und nicht bloß diejenigen, denen

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

es aus guten Gründen nicht gefallen kann, sondern auch Unparteylische werden manches daran aussetzen haben. Eine genauere Anzeige wird dieses Urtheil rechtfertigen.

Gleichsam als Einleitung kungen über das zu Grun Reich. Schwach war das E aber doch nicht unwirksam, den rechtlichen Charakter der lichkeit wird die Nachwelt r litische Weisheit. Jeder sah ein morsches Gebäude an, n liche Mittel den Einsturz abzu unweise war jede Mitwirku deutscher Hand — und doch hehlen? Sind ihm die ersten gröblichsten Verblendung, v gebracht. Freylich wäre da heftigen Stofs von aussen u Der Fürstenbund — zu sehr Tage, wo die kräftige Sprach mehr gilt, wo niemand sie zu beurtheilt — hatte den Zweyten, Expeditionen zu verhüten, und schützte das Reich für einen Augenblick. Wahr ist freylich, daß ein Reich, welches sich mit Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs nicht selbst vertheidigen kann, stets ein schwaches Reich ist; allein es war dieses doch nicht jederzeit gleich wahr. Auch glaubte das Reich stets unter der Ägide einer der Mächte zu stehen, von welchen es allein für seine Existenz fürchtete. Daß der tödtliche Schlag von der Seite herkommen würde, konnte man vor 18 Jahren und zu der Zeit, als man den Reichskrieg decretirte, nicht voraussehen, und wenn Hannover sich der Kriegserklärung widersetzte, so handelte es doch wohl mehr im Geiste Englands, das damals noch keinen Krieg wollte, als im Geiste eines deutschen Reichsstandes. Für unwirksam und unnütz konnte man einen Reichskrieg halten, aber nicht für verderblich. Wenigstens war kein Grund vorhanden, um im J. 1792 dies mehr zu glauben als im J. 1793, wo Hannover gleich anderen in die Kriegs-Po- saune blies. —

Regensburg und Wetzlar, wo das heilige römische Reich sichtbar erschien — in Wien verlor es sich fast ganz, und war zu sehr mit Oesterreich vermisch — gewährten keinen großen Anblick. In Regensburg herrschte Pedanterey vor, und eine, zu legislativen Zwecken gebildete Versammlung, auf welcher jeder nach höchst gemessenen Instructionen

Ccc

handeln mußte, und auf welcher man nach Advocatenart recessirte. konnte wenig Gutes fördern, Ein jeder, besonders von den grösseren Fürsten, that lieber für sich, was ihm Noth schien. Die Unthätigkeit schadete daher weniger. — Doch erhielt und vermehrte sie die unselige Mannichfaltigkeit und das Feindselige, das so oft in den Vorschritten eines Staats gegen den Nachbar lag. — Die Freyheit und Unabhängigkeit, welche man, aus heiliger Ehrfurcht

1780. Nach dem siebenjährigen Kriege, in welchem so manche Kraft sich entwickelt hatte, welcher aber auch manche Wunde, die geheilt werden mußte, zurückließ, schritt der Wohlstand langsam, aber sicher fort. — Der siebenjährige Krieg ruinirte manchen Privatmann und einige Länder, aber er brachte viel fremdes Geld, Mittel zur Wiederherstellung des Wohlstandes, nach Deutschland. — Der Luxus hielt zum großen Glücke nicht gleichen Schritt. Es herrschte noch die Idee, daß doch das Geld nicht alles gleich mache, daß die Anwendung desselben sich mit nach dem Stande und den Verhältnissen richten müsse, und daß die Anwendung, die dem einen ziemte, dem anderen nicht ziemten könne. — Es war allgemeines Streben, etwas vor sich zu bringen, etwas zu sammeln.

Auch die Wissenschaften lebten, besonders im protestantischen Deutschland, schön auf. Die Literaturbriefe machten eine wohlthätige Revolution. — Von der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche in den ersten Zeiten so vortrefflich war, hätte daselbe gesagt werden können. — Das Theater besserte sich, ohne ein Sammelplatz des großen geschmacklosen Laufens zu seyn, der nur etwas fürs Auge haben will. Die Kritik hob sich, und zeigte von den Unverfätschten, besonders von Göttingen aus, ihre trefflichen Wirkungen. Allenthalben eröffneten sich philosophische Ansichten, ohne daß man durch übertriebenes Studium der abstracten Philosophie den wahren Sinn tödtete. — Vernunft und Vorurtheile herrschten gemeinschaftlich. Indem jene aufstellte, thaten diese der Schaaunlosigkeit der thierischen Natur Einhalt — braucht man dazu Vorurtheile? möchte man fragen. — Vortrefflich war im Ganzen der Geist und Sinn; aber der Keim zum Unkraut lag doch auch schon da.

Drey Momente macht der Vf. bemerkbar. I. Die großen Veränderungen, die in religiösen und pädagogischen Ansichten vorgingen. Sehr richtig wird über den Werth des Streits, den man mit dem größten Eifer und der wichtigsten Miene über dogmatische Sätze führte, wie über den Triumph, den man errungen zu haben glaubte, wenn man ein unhaltbares Dogma verdrängt hatte, geurtheilt. Das Uebel, das allmählich daraus entstand, daß die besten Köpfe sich gegen die Religion erklärten, und daß die vorzüglichste Ehre immer dem zu Theil wurde, der das Gebäude angriff, war freylich größer als das Uebel, einige unbegreifliche Dogmen mehr zu haben.

Sehr viel schönes ist auch in dem enthalten, was über Erziehung gesagt wird. Die Thorheiten vieler Reformatoren der Erziehung und der Philanthropen werden zwar jetzt richtig beurtheilt, und man bemüht sich zwar mehr auf dem rechten Wege wahres Wissen und gründliches Studium zu fördern, dennoch enthält dieser Abschnitt vieles der Beherzigung werthes. Besonders ist dasjenige, was über den Werth der häuslichen Erziehung, über den Einfluß, den dunkle Vorstellungen oft haben, und über den Unterricht in der Religion, dieser Sache des Gefühls,

waren, um zur Verhütung des Mißbrauches zu was beyzutragen, auf des Vfs. Bemerkungen über den Geist dieses Gerichtshofs einigen Einfluß gehabt haben.

So wenig wie im Ganzen, eben so wenig sah man im Inneren der einzelnen Staaten tiefe politische Weisheit. — Dieser Einleitung folgt eine nähere Heraushebung und Beurtheilung einiger von dem Vf. für besonders wichtig gehaltenen Erscheinungen in der wissenschaftlichen und politischen Welt Deutschlands. Die erste Periode umfaßt die Zeiten, vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Jahr

gesagt wird, lehrreich. Doch darf man billig fragen: waren denn diese Bewegungen in der Theologie und Pädagogik zu nichts gut? Können wir jetzt wünschen, daß diese Revolutionen nicht gewesen wären?

II. *Die Idee, daß der Staat eine von der höchsten Gewalt eingerichtete Maschine sey.* Dieser Abschnitt beschäftigt sich fast lediglich mit Preussen, und mit einigen von Friedrichs II. Regierungsmaximen. In allem, was hier und an vielen anderen Stellen über diesen Staat und seinen großen König gesagt wird, zeigt sich der große Unwille des Vfs. über alles, was preussisch heisst, zu sehr. Man mag über den preussischen Staat und dessen Verwaltungsmaximen denken, wie man will: so gewährt doch dieser Staat bis zu Friedrichs II. Tod ein so interessantes Schauspiel, und dieser König erscheint in so vieler Hinsicht als ein großer edler Mann, daß es wenigstens nicht erfreulich ist, wenn man allenthalben ein künstliches Streben gewahrt wird, jede Einrichtung in diesem Staate und jeden Schritt und jede Äußerung dieses Mannes mit Tadel und Verdammung belegt zu sehen. Wer sich mit Billigkeit in die Zeiten dieses Königs versetzt; wer die deutsche Literatur, wie sie in den zwanziger und dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts — Friedrichs II. Bildungszeit — war, betrachtet; wer die Regierungsmaximen und Administrationsmethoden deutscher Länder, in jener Zeit, wo Hofprediger, Kanzler und Stände in alles sich mischten, wo man über hundert Dinge, über welche man jetzt, nachdem ganze Bibliotheken darüber geschrieben sind, noch nicht auf dem Reinen ist, noch gar nicht nachgedacht hatte; wer alles dieses und so manches andere, was ein unparteyischer Beurtheiler großer Männer und ihrer Werke nicht übersehen darf, erwägt, und dabey bedenkt, daß Friedrich sich und seinen Staat keinesweges für allmächtig hielt, und nie von demselben Wunder erwartete, wird gewiss anders, als jetzt so oft geschieht, über diesen König und dessen Einrichtungen, welche ohnedies nicht in dem Charakter und in dem Geist gedacht und ausgeführt wurden, den man ihnen jetzt aufzudringen sucht, urtheilen. Ein großer Mann muß aus seinem Standpunkte beurtheilt werden; und es ist eben so ungerecht, wenn man den Umsturz der preussischen Monarchie Friedrichs II. Einrichtungen beymessen will, als wenn man es Karl dem Großen zur Last legen wollte, daß sein Reich sobald zu Grunde ging. Wir überlassen dem Leser das weitere Urtheil über diesen Abschnitt, in welchem man Manches finden wird, was schon Mirabeau gesagt hat, den der Vf. überhaupt hauptsächlich zum Führer in seinen Ansichten von Preussen gewählt zu haben scheint. Wir wünschen indeffen von Herzen, daß's Manches von dem, was der Vf. über Administrations-Maßregeln und besonders über den Charakter der Deutschen sagt, von den Schöpfern neuer Staatseinrichtungen erzwogen und benutzt werde.

III. *Die Mißverhältnisse, die unter den gebildeten Ständen sich äusserten.* Auch hier wird Friedrich II. wohl zu viel gethan, wenn es ihm ganz besonders

zur Last gelegt wird, daß er die Scheidewand nicht niederriss, welche jetzt immer noch Menschen von gleicher Bildung trennt. Freylich hätte er es besser gekonnt, als jeder andere, und freylich wäre es ein Glück gewesen, wenn die unselige Scheidewand niedriger worden wäre, welche Menschen, die einen grossen Theil ihres Weges gemeinschaftlich gehen, in gewissen Fällen strenger und kränkender trennt, als Rüdige von Reinen getrennt werden. — Friedrichs Begriffe vom Adel waren, wie wir jetzt einsehen, offenbar falsch, er erwartete von den Mitgliedern dieses Standes mehr als sich von ihnen erwarten läßt; aber es war dieses ein Irrthum seines Zeitalters, durch *Montesquieu*, der in Sachen der Art als ein Orakel galt, laut gepredigt, und auch von dem jüngeren *Möser*, der sonst in den meisten Fällen richtiger sah als sein Zeitalter, nicht bestritten. Ueberdies war das Mißverhältniß noch nicht so grell, noch nicht so empörend für den Bürgerstand, als es nachher geworden ist. Der Bürgerstand im Ganzen war noch lange nicht so gestiegen, und der einzelne Bürgerliche, welcher sich als Geistlicher, Gelehrter oder sonst auszeichnete, war bey weitem mehr geachtet, und lange nicht so sehr zurückgestossen als jetzt. Schon das grössere Ansehn und die allgemeine Achtung, welche das höhere Alter ohne Unterschied bey der Jugend genoss, trug dazu bey. Der Adel von der anderen Seite war lange nicht so verbürgerlicht als jetzt, wenn er gleich mehr verbauert seyn möchte. Ueberdies war es Sitte der Zeit, daß es dem einen Stande gar nicht einfiel, das haben zu wollen, was der andere befaß. Der Unterschied der Stände, so vieles er unter allen Umständen gegen sich haben mag, wird dann erst ein recht großes Übel, wenn dieser Unterschied drückend gefühlt wird, und wenn der begünstigte Stand die Vorzüge nicht mehr besitzt, ja nicht mehr besitzen kann, weshalb er begünstigt worden ist.

Die Rechte des Adels waren meist Realrechte; nach richtigeren Begriffen mehr Rechte adlicher Güter, als des Adels selbst. Verständig und billig sind des Vfs. Ideen über diese Rechte: die Steuerfreyheit müsse für neue Auflagen ganz wegfallen. — Ungerecht ist's wahrlich auch nach den strengsten Rechtsbegriffen, dem Adel, seitdem er dem Staate nicht mehr wie ehemals auf eigene Kosten dient, sondern mehr als jeder andere Stand vom Staate zehrt, sich das, was der Staat aufwendet, aneignet, und oftmals an den Schulden, die der Fürst macht, und der Staat bezahlen muß, großen Antheil genommen hat, frey von allen Lasten zu lassen. — Aufhebung der alten Auflagen müsse man die Steuerfreyheit allmählich aufheben. Z. B. alle 25. Jahr ein Drittheil. — Dies ist in Ansehung der Grundsteuern billig, weil die Steuerfreyheit einmal ein wohl-erworbenes Eigenthum ist, welches man möglichst schonen muß; aber persönliche Freyheiten z. B. von Fleisch-, Bier-, Wein- Steuern, Collateral-, Abzugs-Geldern u. s. w. müßten gleich wegfallen, weil kein vernünftiger Grund für diese Freyheit vor-



mit blindem Zutrauen, oder mit sklavischem Gehorsam folgt. —

3) *Die wiedererweckte große Neigung zur abstracten Philosophie.* Nach der Erscheinung von Kants Kritik der reinen Vernunft wurde die abstracte Philosophie, zu welcher der Deutsche jederzeit einen großen Hang gehabt hatte, eine so allgemeine Beschäftigung, als sie es bey dem Deutschen nie gewesen war, und, zufolge der Bestimmung der Natur, für den Menschen nicht seyn sollte. Nur Wenige haben das Vermögen, sich selbstständig in speculative Untersuchungen einzulassen, und Bekanntschaft mit den Meinungen Anderer macht noch keinen Philosophen. Die Mißbräuche und Nachtheile zeigten sich hauptsächlich in der Verachtung des Positiven, besonders der Erfahrung und der Geschichte, in dem Einflusse auf die Sittenlehre, welche in Formeln gezwängt, die das Herz nicht ergriffen, ihre Kraft auf das menschliche Gemüth verlor, und endlich bey der Anwendung auf die Dogmatik und Bibelerklärung. Es versteht sich wohl von selbst, daß der Vf., durch seine Bemerkungen über einige sehr richtig aufgefaßte Züge aus der Schattenseite der neueren Philosophie, nicht hat behaupten wollen, daß die neuere Philosophie für keinen Zweig des menschlichen Wissens etwas Gutes geleistet habe.

4) *Die Veränderungen in der preussischen Monarchie nach Friedrichs Tode.* Daß Friedrich dem größten Theile seiner ihn zunächst umgebenden Unterthanen zu lange gelebt habe, möchte Rec. so wenig für erwiesen annehmen, als er zugeben kann, daß die an sich unleugbare Wahrheit: „daß thätige Gutmüthigkeit, das eigentlich Menschliche, weit mehr Liebe erwirbt, als Größe und Härte“, durch Friedrichs Beyspiel eine Bestärkung erhalte. Denn Friedrich war gewiß von dem eigentlich Menschlichen in einem sehr hohen Grade beseelt. Was Mirabeau sahe, sahen, wie Rec. von Zeitgenossen weiß, gewiß nicht alle; überdies ist der Eindruck, den der Tod eines geliebten Statthalters macht, dessen Nachfolger man nicht kennt, sehr verschieden von dem Eindrucke, den der Tod eines Königes hervorbringt, dessen Nachfolger in voller Macht da steht, und nicht selten auf die Ausserungen des Schmerzes eifersüchtig hinsieht. Mehr als sonst ist daher bey solchen Gelegenheiten der Schmerz stumm und der Jubel laut; auch darf man zur Ehre oder zur Schande der Menschen — wie man es nehmen will — wohl behaupten, daß das Herz nicht immer von dem voll ist, von dem der Mund überfließt.

Friedrich Wilhelm fehlte es nicht an natürlichem Verstande; allein seine, mit jedem Tage zunehmende Sinnlichkeit verdunkelte und erdrückte zu sehr seinen Blick. Er war nicht stark genug das zu erhalten, was die großen Vorfahren erbaut hatten; wie es denn überhaupt der Kraft eines Einzelnen weit eher gelingt zu schaffen als zu erhalten — Sehr wahr, aber bey den Urtheilen über die Größe der Menschen meist immer vergessen. Es fehlte an einer Mittelmacht, und wenig große Männer fanden am rechten Platze. Ein Premier-Minister,

nach dem Vf., beynahe wesentlich nöthwendig, wenn nicht der Regent zu den außerordentlichen Erscheinungen gehört, war nicht da. Daß der neue König nicht sogleich einen Premier-Minister, durch Friedrichs Lehre und Beyspiel verbannt, annehmen wollte, war natürlich. Doch würde er dem Herzog von Braunschweig alles übergeben haben, wenn dieser — bitter beurtheilte — Fürst stark genug gewesen wäre, das anzunehmen, wonach er sich sehnte. Die Departements-Chefs waren von Friedrichs Fehler, nur das Maschinenmäßige, nur die Fertigkeit zu achten, angeleckt, und Departements-Geist herrschte allenthalben vor. Wahr ist das, was über die Cabinets-Secretaire und über das zu häufige Suppliciren — welches jedoch auch seine guten Seiten hat — gesagt wird. Bald bildete sich das unglücklichste aller Regimenter, das Favoriten-Regiment; und welche Menschen waren die Favoriten! Daß alles so schauelos ging, daran soll Friedrichs Gleichgültigkeit gegen manche heilige Grundätze Schuld gewesen seyn. Denn es sey keine laute Stimme vorhanden gewesen, welche den König hätte wecken und imponiren können. Die Form blieb, der Geist verschwand.

5) *Die Folgen des steigenden Genusses* finden an in ganz Deutschland sehr merklich zu werden. Ein schöner und lehrreiches Abschnitt. Die Erwerbs-Quellen waren vermehrt und ergiebiger, aber es verlor sich die alte Sparsamkeit. Ein Streben nach stetem sinnlichen Genuße verdrängte die alte deutsche Sitte, selten, aber mit steifem Prunk zu prassen. Vorzüglich zeichnet der Vf. vier Züge aus. *Erstlich:* die mannichfaltigste Ausbitdung und der stärkste Genuß hob früh an. Statt die Jugend zu fixiren, und sehr allmählich ihren Gesichtskreis zu erweitern, nährte man durch vielen Unterricht in den mannichfaltigsten Gegenständen, die natürliche Unruhe derselben, und machte tiefe Eindrücke unmöglich. Mannichfaltiger Unerricht ist unter allen Umständen nachtheilig. — Wie wahr! Nicht alles soll durch Unterricht beygebracht werden. Hauptzweck des Unterrichts ist und bleibt: Kraft der Anstrengung zu erwecken. Diese Kraft wird aber durch zu große Ausbreitung des Unterrichts gelähmt. — Wie wenige Schullehrer denken wohl daran, daß dieses der Zweck des Unterrichts sey, die sich und ihren Schülern jede Anstrengung zu ersparen suchen! Viel schönes wird über die Erziehung in Philanthropinen, über die Ausbildung körperlicher Kräfte gesagt. Was der Knabe aus eigenem Antriebe, vielleicht heimlich thut, schadet ungleich weniger, hat ungleich mannichfaltigeren Nutzen, als was er lectionsmäßig thun muß. — Dort ist er Geist, hier bloß Maschine. — Frühe Erziehung außer dem Hause der Eltern in den buntesten Umgebungen, vernichtete den Sinn für häusliche Freuden, und schwächte viele heilige Gefühle. Auch im Hause ward die Eitelkeit zu sehr genährt. Eben so früh und eben so mannichfaltig wie die Bildung, waren die sinnlichen Genuße, die man der Jugend zugestand, die sie sich erlaubte, ungeachtet darauf: *Wann* die Zeit des Genusses anhebt, so vieles ankömmt. — In den Jahren

des Wachstums, der von der Vernunft noch nicht beherrschten Phantasie, dürfen keine physischen Kräfte verschwenden, und viele Saiten des menschlichen Wesens nicht berührt werden. — Eine statte Jugend und abgelebte Männer sind die Folgen dieser Verfündigung an den Gesetzen der Natur.

Zweytens war dieses Bestreben nach Genuß verbunden mit der Begierde nach Abwechslung. Diese war theils Folge des vermehrten Wohlstandes, theils der abnehmenden Anhänglichkeit am Herkömmlichen, die sich in allen Ständen äußerte. Die Vorurtheile — sind es bloß Vorurtheile? — über die enge Verbindung des Schicklichen mit dem Hergebrachten, wurden schwächer, und dadurch erhielt alles, was Genuß heißt und befördert, einen größeren Spielraum. In wiefern die Veränderungen, die im Cultus und im religiösen Unterricht gemacht wurden, auf die Vernichtung der Anhänglichkeit am Hergebrachten wirkten, läßt sich schwer bestimmen. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß die großen Veränderungen, welche in den Zeiten der Reformation mit dem Cultus und dem Religionsunterricht vorgingen, diese Folge nicht hatten, und daß auch die Anhänglichkeit am Hergebrachten und die Begierde nach Abwechslung, ohne Beziehung auf das, was mit dem Religionswesen vorging, hie und da stärker oder schwächer war. Mehr wurde diese Begierde gereizt und genähret durch die Künste derjenigen, die ein Gewerbe daraus machten — und dieser wurden immer mehrere — von dem Genuße und von der Abwechslung in demselben Vortheile zu ziehen. Rec. will hier eine Bemerkung einschalten, welche bey mehreren Stellen dieses Abschnittes und des ganzen Buches hätte gemacht werden können. Es ist schwer, bey der Beurtheilung der Sitten der Zeit, und bey einer Vergleichung derselben mit vergangenen Zeiten gerecht zu seyn. Wir sind mit der Gegenwart zu genau bekannt, kennen nicht nur das Detail, das Kleinliche ganz, sondern haben oft darunter gelitten, uns darüber geärgert, vielleicht ohne Erfolg dagegen geeifert. Die Vergangenheit hingegen schwebt nur im Ganzen vor uns, wir sehen das Große, nicht das Kleine, wissen hier bloß, was wir dort fühlen, das wirkt ganz anders. Rec. hat sich absichtlich von Leuten, deren Jugend in die Zeiten vor und in den siebenjährigen Krieg fiel, das Detail der Vergnügungen und des geselligen Treibens und Genießens beschreiben lassen, und glaubt gefunden zu haben, daß es damals, wo nicht ärger, doch eben so arg gewesen ist, als nachher; nur die Anzahl der Menschen, welche sich in dem Kreise der Vergnügungen und des Genußes herumtrieben, war geringer. Allerdings ist das wichtig!

Drittens: Die Begierde nach Abwechslung vermehrte die Arten des Genußes. Ostentationsluxus verschwand mehr — vielmehr, breitete sich nicht so aus; — dagegen riß ein Bequemlichkeitsluxus ein. Wohlfeilheit vieler Gegenstände des Luxus machte Abwechslung möglich, führte jedoch dagegen wiederkehrende Ausgaben herbey. — Unsere Väter richteten sich für ihre ganze Lebenszeit einmal ein. Der silberne Topf, welcher auf der Hochzeit para-

dirte, feyerte die Jubelhochzeit mit. Wie ist es jetzt so anders! — Sehr richtig ist, daß das Hauptübel, das hieraus folgt, moralischer Art ist, die kleinliche Begierde nach Abwechslung erfüllt Herz und Kopf mit elenden Gegenständen, und erzeugt ein Hefchen nach Veränderungen und nach dem Neuen in weit wichtigeren Dingen. Wie wahr! Von dem weiblichen Geschlechte ging die Begierde aus, aber Männer wurden die Kuppler. Das *Modejournal* war, besonders für kleine Städte, ein Gift. Am ekelhaftesten zeigte sich der Modegeist bey jungen Leuten männlichen Geschlechts, und Rec. setzt hinzu, hien that er am meisten Schaden, er füllte diesen gerade in den Zeiten, die für das ganze Leben die allerwichtigsten sind, den Kopf mit höchst läppischen und alles ernste Studiren und Sinnen tödtenden Kleinigkeiten an.

Besonders schädlich ward viertens diese Begierde dadurch, daß es an einem bedeutenden Gegengewichte fehlte. Die Gesellschaft gab kein Gegengewicht ab, vielmehr ward sie eine der Hauptquellen des Verderbens. Nicht ein *Weib*, sondern *Weiber* herrschten darin. Der häufige Genuß der gemischten Gesellschaften tödtet alle Kraft. Auch die Belebung und Aufheiterung, welche gemischte Gesellschaften, sparsam genossen, geben können, fällt bey häufigen Genuß derselben weg. Trefflich sagt der *Vf. S. 144*: „Unwahr wird der Mensch, der einen großen Theil seiner Zeit in einer Gesellschaft zubringt, in welcher er über mehrere Gegenstände sich gar nicht, über manche seiner Denkweise ganz entgegengesetzt nur äußern kann und darf, habituelle Verstellung erschlaft mit der Zeit die wahre Kraft des Geistes und des Charakters. — Man sehe die Hofleute. — Das Ganze ist lebenswerth.“

Die Clubs sollten gleichsam zum Zufluchtsort gegen die Langeweile der gemischten Gesellschaften dienen. Aber sie wurden ein Übel mehr. Hier näherten sich Menschen von verschiedenen Ständen. Dies wurde nachtheilig, weil der Staat zurückblieb. Besondere Folge war die verderbliche Wuth des hohen Spiels; — nicht das hohe Spiel allein ist aber ein fürchterliches Übel, sondern auch das häufige Spielen, welches durch die Clubs befördert wird, ist ein großes Übel. Der Unterschied unter den Männern, welche täglich in den Clubs spielen, und denen, die das nicht thun, zeigt dieses sehr deutlich. Nächst diesem wurden diese Clubs der Sitz von *Raisonneurs*, welche die Maßregeln und das *Personale* der Regierungen herunterrißen.

Auch der Staat gab kein Gegengewicht. Es fehlte hier an einem Monarchen in voller Blüthe der Jahre, in der Lage und mit der Kraft ausgerüstet, den Zeitgeist, welcher sich viel leichter als man glaubt einem eisernen Joche unterwirft, zu beherrschen, und man kann hinzusetzen, ihn richtig zu beurtheilen. Auch die Gewalthaber der Regenten waren entweder Weltmenschen oder Routiniers, gleich unfähig in schwierigen Fällen zu steuern. Die Weltmenschen, besonders in der diplomatischen Laufbahn, hatten gewisse feste Formen angenommen. Anstand, selbst eine Art von Ehrlichkeit, leitete ihre

Schritte. Das verl  
mit daran Schuld,  
Schlecht bezahlt,  
führen hieß, der  
jetzte angeht, so  
alle anderen Mäc  
ten, längst gethan  
die geheimen Em  
Viel schönes, auch,  
den göttingischen  
diplomatische Unw  
flufs der in den Ca  
werdenden Ehrlichkeit.

Die Routiniers waren noch weniger geschickt  
als das Zeitalter zu wirken. Sie sahen, immer in ih  
rem Gleise fortgehend, nie was neben ihnen vorging.  
Von den Producten der Schriftstellerey kam nichts  
an sie, wenn nicht einmal zufälliger oder mittelba  
rer Weise.

Auch die Religion, die immer mehr aufhörte  
Sache des Gefühls zu seyn, welches uns bey allem,  
was wir thun, laut und schnell anspricht, legte den  
Begierden keine Zügel an. Die Bibel ward austhö  
richter Aferwelsheit aus den Händen der Jugend  
verbannt und castrirt. — Der Patriotismus wirkte  
gleichfalls nichts. Verschwunden oder doch schwach  
war der allgemeine deutsche Patriotismus. Auch der  
Provincial-Patriotismus verlor an seinem Gewichte,  
Egoismus und der Calcul vernichteten ihn, indem  
man zu sehr auf die Vortheile sah, welche man an  
derswo zu finden glaubte. — Dieß war von jeher  
ein Deutschland eigenes Übel. Verdiente Männer  
wandelten aus einem Dienst in den anderen. In an  
deren Staaten geht dieß, etwa das Militär ausge  
nommen, schon wegen der Sprache nicht an.

Die Zahl derer, die Dienste suchten, ward größer.  
Man glaubte auch dem Gange der Maschine durch An  
stellung mehrerer Diener fortzuhelfen. Schlechte Be  
zahlung und illiberale Behandlung war deren Folge,  
dieses schadete der Rechtlichkeit. — So sehr das  
Mißverhältniß zwischen der Besoldung und den stei  
genden Bedürfnissen merkbar zu werden anfang: so  
glaubt doch Rec., daß auch in diesem Jahrzehend un  
gleich mehr Dienstehrlichkeit herrschte, als in den  
vorhergehenden. Das Geschlecht unserer Väter  
mochte in vielen Stücken besser seyn als das unsrige;  
an einer gewissen delicaten Redlichkeit übertrifft aber  
das gegenwärtige Geschlecht gewiß die vergange  
nen. Wie viele haben in den Zeiten des 7jährigen  
Kriegs, auch ohne Commissarien und Lieferanten zu  
seyn, sich bereichert, wie wenige dagegen in unse  
ren Zeiten! und wer arbeitete damals wohl für das  
gemeine Wesen unentgeltlich? Auch ist die Behand  
lung der Dienerschaft unskreitig seit 30 Jahren un  
endlich viel liberaler geworden.

Wissenschaftliche Beschäftigungen wurden zwar  
allgemeiner, allein sie gewannen mehr an Extension  
als Intension. Die Bemerkung, daß, so unendlich  
viel ein gebildeter Charakter in wissenschaftlichen  
Beschäftigungen finden kann, sie selbst wenig auf  
den Charakter wirken, und daß einem verdorbenen  
Gemüth erhöhte Einsichten leichter gefährliche

Waffen zur Beschönigung seiner Neigungen, als Mit  
tel der Veredlung werden, wird leider durch zu viele  
Beyspiele bestätigt, als daß man ihr — so gern man  
es auch möchte — geradezu widersprechen kann.

Der Geist der Unruhe, bemerkt der Vf. in der  
Folge, ist nichts weniger als ein loblicher Geist, und  
Thätigkeit, des Menschen Bestimmung, hat nur dann  
vollen Werth, wenn sie in dem angewiesenen Berufe  
Statt findet. Die heiligste ist die, welche ein jeder  
Einzelder in seinem Inneren ausübt, in dem sorgfo  
setzten Streben zur Ausbildung für das Bessere und  
Höhere; und ein bloßes Wirken nach außen ist we  
der nützliche Thätigkeit noch Gemeinnützigkeit. So  
ists bey einzelnen Menschen, so ist mit dem Staate.  
Auch dieser darf weder den Todten spielen, noch  
Stats schaffen und in allein die Hände haben wollen,  
sondern er muß, wie der Privatmann, wenn es gut  
gehen soll, zu rechter Zeit thätig und passiv zu seyn  
verstehen. Ein Staat, der immer und allenthalben  
schaffen will, zerstört nicht selten sein eigenes Werk.  
Wenn der Staat zu schnell jedes Besserscheinende  
einführen will, so verliert die Existenz der Einzel  
nen zu viel von ihrer Sicherheit, und der verstan  
dige planmäßige Eigennutz der Einzelnen hat nicht  
Muth genug, um thätig zu seyn. Ein schädlicher  
Speculationsgeist, der vom Augenblick profitiren  
will, wird rege; und ist das Besserscheinende immer  
das Bessere?

Über den Einfluß des Staats auf die Bildung der  
Menschheit, hat der Vf. S. 172 die gemäßigten Vor  
stellungen, wie sie ein jeder Verständiger, der die  
Welt im Kleinen und Großen kenne, haben muß.  
Der Staat vermag Manches, doch bey weitem nicht  
Alles, und weit mächtiger ist er im Vorbilden als im  
Bilden. Die Geschichte bestätigt es, daß der Despo  
tismus in seinen verschiedenen Gestalten für eine  
Zeitlang große, unnatürliche Anstrengungen erzwin  
gen kann; allein diese Anstrengungen dauern nicht  
lange, und die Erschlaffung, welche darauf folgt, ist  
delto stärker und furchtbarer. Eben die Geschichte  
bestätigt es, daß die Regierungen selten die Gren  
zen einer wahren Passivität kennen. — Sie werden  
sie auch nie kennen und respectiren, wenn nicht  
einzelne Männer von Einsichten und Charakter an  
der Spitze stehen, sondern wenn ein Treiben vieler  
einzelner subalternen Menschen Statt findet, welche  
hier sich gern wichtig machen und dort einen Neben  
buhler nicht gern aufkommen lassen wollen; und so  
lange nicht der Grundsatz praktisch feststeht: daß  
jedes Einmischen, jede Änderung als Ausnahme von  
der Regel anzusehen ist, welche man nicht ohne die  
triftigsten Gründe machen darf, dann aber, wenn  
diese vorhanden sind, ohne alle kleinlichen Rücksich  
ten und selbst mit anscheinender Härte machen muß.  
Daß diese Periode viel Gahrungstoff in sich trug, ist  
sichtbar; wohin er führen werde, hing von den Um  
ständen ab, welche sich so wenig voraussehen ließen,  
als es unrichtig ist, wenn man behaupten will, er  
habe nothwendig ausbrechen müssen, und keine Kraft  
sey ihm zu unterdrücken oder zu leken im Stande  
gewesen.

(Der Beschuß folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von E. Brandes u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Die dritte Periode umfasst eins der wichtigsten Decennien, welche die Geschichte kennt; und wenn man erwägt, dass ohne die Begebenheiten jenes Decenniums die des jetzigen nicht wohl möglich gewesen seyn würden, das wichtigste und das folgenreichste. So viel vermag man zu sagen, wenn auch gleich noch jetzt, nachdem so manches sich entwickelt hat, so mancher Vorhang hinweggezogen ist, das *Wie* des endlichen Ausganges in einem Dunkelliege, welches keiner der Sterblichen zu durchschauen vermag.

Ein geschwächtes, sinnliches, egoistisches Geschlecht war es, das den Stoss, gegeben von einer grossen Weltbegebenheit, aushalten sollte. Billig steht diese folgenreiche Weltbegebenheit unter den Ursachen, welche in dem vorigen Decennio auf den Zeitgeist in Deutschland wirkten, oben an.

Die erste Wirkung der französischen Revolution war, dass sie einen grossen Enthusiasmus für demokratische Grundsätze hervorbrachte. Dem Vf. scheint dies auffallend, weil bey dem Deutschen eine grosse Anhänglichkeit an der Person des Regenten statt finde. Rec. findet es höchst natürlich. Eines Theils müssen die demokratischen Grundsätze an sich der Menge, welche über das Wesen der Verfassungen höchst unvollkommene Begriffe hat, und von den republicanischen Aufopferungen, mit welchen es ohnehin so arg nicht ist, nichts weis, gefallen und schmeicheln. Anderen Theils fühlte man in Deutschland fast allenthalben nur aristokratischen Druck, und die Übel blosser Aristokratieen waren in den monarchischen Staaten Deutschlands weit mehr sichtbar, als das Gute der monarchischen Verfassung. Dieser Enthusiasmus war freylich nicht gerade ein Zeichen der Kraft; allein da er sich grösstentheils nur im Sprechen zeigte, so würde er auch leicht zu erklären seyn, wenn selbst die Nation so erschlaft gewesen wäre, als der Vf. sie sich denkt. Auch waren gleich von Anfang an genug Ideen im Umlauf, die auf das Gemüth der gewöhnlichen Menschen mächtig genug wirken konnten, um die Erscheinung, dass eine Begebenheit einer fremden Nation so grossen Enthusiasmus aufregen konnte, höchst begreiflich zu machen. Der glückliche Ausgang der ersten Unternehmungen und die Erbärmlichkeit des Gouvernements, welches gar nicht als höchste Gewalt

und Regierung auftrat, sondern als kraftlose, höchst unentschlossene Gegenparthie erschien, beäussah den verwerflichsten Handlungen und den schlechtesten Mitteln, wenigstens dem Anschein nach und in den Augen des kurzfüchtigen Haufens, einen grossen Theil ihres sträflichen Charakters.

Die Hauptursache der Theilnahme war, nach dem Vf., das Missverhältniss der Stände. Das Gefühl dieses Missverhältnisses war so rege geworden, dass es bey der ersten grossen Veranlassung nothwendig auf das lebendigste erwachen musste. Hätten die Regenten die Stimmung benutzt, und die geschlossenen Körperschaften, in Rücksicht des Staats und der Gesellschaft, gesprengt: so würde die grosse Weltbegebenheit wahrscheinlich in Deutschland nicht so tief eingreifend gewesen seyn. — Dies ist wirklich höchst wahrscheinlich. Denn noch jetzt, da die Neigungen der Gemüther eine ganz andere Richtung genommen haben, da manches, was sonst Wunsch war, lange nicht mehr Wunsch ist, hat der auf Aufhebung des Unterschieds der Stände gerichtete Wunsch an seiner Allgemeinheit und Lebhaftigkeit nichts verloren, ist vielmehr mit jedem Tage stärker, wenigstens lauter geworden. Die Schritte, welche in einigen Staaten für diesen Wunsch geschehen sind, werden daher von den Bewohnern derselben beynahe durchgehends als ein Gewinn gehalten, in dem sie für manche von ihnen geforderte Opfer einen Ersatz finden. Gleichwohl sind diese Schritte noch sehr unvollkommen. Denn noch ist so gut als nichts geschehen, um den Unterschied der Stände in Rücksicht der Gesellschaft aufzuheben, und auch in Rücksicht des Staats ist es weit mehr eine Herabsetzung des immer noch höher stehenden Adels zu den übrigen Staatsbürgern in denjenigen Stücken, wo diese Herabsetzung für die Staatscassen vortheilhaft ist, als eine Gleichsetzung der übrigen Stände mit dem Adel. — Gleichwohl geschah in jenen Zeiten nichts. Im Gegentheil, der Adel drängte sich immer mehr hervor, massste sich immer mehr Stellen ausschliesslich an, und Fürsten liessen sich das gefallen, ja das preuss. Gesetzbuch sanctionirte es sogar. Im geselligen Leben fand eine seltsame, zu Kränkungen führende Annäherung statt. Aus manchen Ursachen ging, ja drängte sich der Adel zu dem Bürgerstande. Zur Freude der schwachen Eitelkeit, zum Ärger der Vernünftigen. Jene wurden gekränkt, diese empört, wenn so oft die beleidigende Scheu, Verlegenheit und ein Nichtkennen der Lohn einer freundlichen Aufnahme war. Hiezu kam ein ärgerliches Halten über Hoffähigkeit, Assemblee-Fähigkeit — welches am grellesten dadurch sich zeigte, dass, während die Herren vom Adel jedem reichen bür-

E e e

gerlichen Mädchen nachjagten, diese, die oft thöricht genug waren, sich in ein Zwitterleben zu begeben, gleichwohl für eben so unrein gehalten wurden, als bürgerliche Frauen. — So stark ist der Standesgeist, daß sich Männer lieber an ihrer empfindlichsten Seite kränken lassen, oder den Elenden spielen, als daß sie den Standesgeist aufopfern. Richtig sind die Sünden des Adels geschildert; aber zu flüchtig geht der Vf. über die Sünden hinweg, welche diejenigen, die in der Gesellschaft dem Adel am nächsten standen, sich zu Schulden kommen ließen. Gleichwohl trugen auch diese viel dazu bey, um eine Umwälzung populär zu machen. Die Art, wie sie eigenmächtig ihre Cirkel schlossen, der Nepotismus, den sie ausübten, indem sie jedem, der nicht zu ihrer Familie gehörte, das Eintreten in den Dienst aufs äußerste erschwerten, hingegen die Ihrigen mit großer Unverschämtheit dem Staate aufdrangen, war in den Augen vernünftiger Menschen um so lächerlicher und ärgerlicher, weil sie durchaus nichts von dem für sich hatten, womit der Adel sein Betragen doch noch zu entschuldigen im Stande ist. —

Der biedere Charakter der Deutschen, Mangel eines großen Centralpuncts und Vorkehrungen gegen Zusammenrottungen verhinderten, daß es zu einer Explosion kam. Den Vorkehrungen kann man im Ganzen am wenigsten den guten Erfolg beymessen. Sie waren meistens schief, und arteten nicht selten in Verfolgungen aus, die der Achtung der Regierungen nachtheilig waren, und mehr schaden als nützten.

Schriftsteller von Ansehen traten nicht als Vertheidiger der herrschenden Grundsätze auf, aber sie bekämpften sie auch nicht genug. Dagegen erschien eine Menge von Brochüren und Scharteken, welche den brutalsten Ideen schmeichelten. Wer dagegen schrieb, hieß Obscurant. — Viele, das darf man nicht vergessen, waren es auch wirklich, und so elend die meisten Schriften waren, welche den ungeligen Grundsätzen das Wort redeten, so waren doch die meisten, welche dagegen erschienen, noch viel elender. Man wollte alles halten, was nicht zu halten war, und es leuchtete aus den Schriften gegen die Revolution häufig der größte Egoismus und Eigennutz hervor, da doch die Schriften der Gegenpartey eine Art von Liberalität an sich hatten, welche den großen Haufen zu täuschen und zu gewinnen im Stande war. — Daß sich die Ansicht mit dem Sturze jeder Partey änderte, ist ganz in der Natur der Sache. Der Ausgang ist leider der Lehrer, dem man allgemein huldigt.

Durch Grundsätze und Stimmung wurden die geheiligsten Leidenschaften geweckt, genährt. Unglück kam hinzu, die Verdorbenheit zu vermehren. Die Religiosität wurde, durch das, was man in Frankreich mit der Religion vornahm, erschüttert, Gleichgültigkeit gegen den Cultus nahm überhand, und man ward gegen die, welche noch religiös waren, intolerant. Das heiligste Verhältniß, die Ehe, wurde nicht nur verletzt — das geschah immer — sondern die Leichtigkeit der Trennung gab dem ganzen Verhältnisse einen anderen Charakter. Die Anhänglichkeit an die monarchische Verfassung ward vernichtet, weil man überhaupt keine individuelle, über andere hervorragende Grösse aner-

kennen wollte. Aber freylich es zeichnete sich auch keiner durch Grösse aus, und man zweifelte gänzlich an der Kraft, die ein Einzelner am rechten Ort auszuüben vermochte.

Die Hauptansichten, welche in Deutschland bey Beurtheilung der grossen Weltbegebenheit herrschten, bringt der Vf. unter 2 Gesichtspuncte: unter den politischen u. literarischen. Die politische Ansicht zeugte von hoher Beschränktheit. Man blieb bey dem Sichtbaren stehen, berechnete nicht das Unsichtbare. Man wollte den Enthusiasmus mit Enthusiasmus besiegen; überfah aber, daß es schwerer ist, Enthusiasmus hervorzubringen, als zu erhalten. Was that man aber auch, um Enthusiasmus zu erwecken? Was that man, was konnte man thun, um die Sache, die man trieb, und so wie man sie trieb, zu einer Sache des Volks zu machen? Man vertraute den alten Künsten und Kräften. Nur oben, nur unter Greifen suchte man Hülfe, man legte denen, von welchen man Heil erwartete, die tödtendsten Fesseln an; man benahm den Heerführern gleichsam die Möglichkeit, den Moment mit einiger Zuversicht benutzen zu dürfen. — Die literarische Ansicht war eben so unrichtig. Was bloß praktisch war, wurde Gegenstand der Speculation. Man betrachtete die Ausbrüche demokratischer Wuth als ein neues System, die schrecklichsten Proceduren als physische Versuche, und das Ganze ward endlich ein bloßer Gegenstand der Neugierde.

2. Die Idee von dem steten Fortschreiten der Menschheit stellt der Vf. als die zweyte Ursache auf, welche in diesem Zeitraum auf den Geist wirkte. — Diese Idee ist an sich nicht neu, der Gedanke daran drängt sich einem auch sehr leicht auf, wenn man einen genau bestimmten Plan zur Ausbildung — Erziehung — des Menschengeschlechts auffuchen will. Aber freylich wurde diese Idee — von einigen grossen Männern aufgeregt und hauptsächlich dazu benutzt, um einige Lehren des positiven Glaubens, und um einige Begebenheiten, welche diesem Glauben zur Grundlage dienen, mit ihrem Glauben und System in Übereinstimmung zu bringen — in diesem Decennium zu einer Art von Axiom, welches viele annahmen, und wobey wenige sich etwas dachten. Zugleich ward es zu einem Trostgrunde und Trostspruche benutzt, wodurch geängstete Gemüther sich und andere zu beruhigen suchten, oder zu einer Rüstkammer, aus welcher hie und da ein unwandelbarer Bewunderer der Begebenheiten, so wie sie jeden Tag, Grauen erregend, erfolgten und wechselten, die Waffen hervorholte, um sich gegen die Bedenklichkeiten derer, die die Sache aus einem schwärzeren Lichte ansahen, zu schützen, oder sie gar zum Schweigen zu bringen.

Betrachtet man diese Idee als reelle, nicht bloß schöne poetische Idee, so kann die Geschichte allein darüber Auskunft geben — aber freylich Geschichte, wie sie ist, nicht wie sie von den Anhängern dieser Idee componirt und entfelkt wird. Diese, bemerkt der Vf., zeigt uns, so weit wir sie verfolgen können, ein Steigen und Fallen, ein Sinken und Erheben, wenn gleich nicht nach so festen Regeln als in der physischen Welt sondern hier früher, dort später, hier schneller dort

langsamer. — Die Anhänger dieser Idee bestimmten sie selten genau dem Subjecte nach, übersehen ganze Welttheile, erwogen nicht, daß es noch nicht erwiesen ist, daß europäische Cultur allenthalben gedeihen kann — Rec. setzt hinzu, daß es problematisch ist, in wie fern sie ein Gewinn ist. — Auch bestimmte man diese Hypothese dem Objecte nach nicht genau. Ohne ein Fortschreiten in der Sittlichkeit läßt sich kein wahres Fortschreiten denken. Das Zeitalter unterstützt von dieser Seite in keiner Hinsicht die Hypothese. — Es ist wohl ziemlich unmöglich, über die höhere und geringere Sittlichkeit eines Zeitalters vor dem anderen ein sicheres Urtheil zu fällen. Der Gesichtskreis eines jeden Einzelnen ist zu beengt, und der Täuschungen jeglicher Art giebt es gar zu viele. Einzelne Züge können überhaupt wenig entscheiden, sonst würden die Zeiten der Kriege, so ungünstig für wahre Sittlichkeit, leicht den Rang vor anderen ruhigen Zeiten gewinnen, denn sie sind unstreitig reicher an Thaten hohes Edelmuths, als die Zeiten der Ruhe, in welchen es an Gelegenheiten zur Übung mancher Tugend fehlt, die in Kriegen sich in ihrem herrlichsten Lichte zeigt. Mehr erbt die Achtung oder Nichtachtung allgemeiner einflußreicher Maximen und Grundsätze, der Wahrheit, Religion, die Anhänglichkeit an unsere Wohlthäter u. s. w. einen sicheren Mafstab ab.

Am meisten fand man das Fortschreiten in der Ausbreitung der Cultur des Geistes. Diese Ausbreitung war, besonders in einem Theile von Deutschland, gegründet. Allein sie beweiset an sich kein Fortschreiten der Menschheit, wenn sie nicht mit Fortschreiten in der Sittlichkeit verbunden ist. Dieses ist aber nicht directe Folge von der Ausbreitung der Cultur des Geistes. — Die Gründe für diese Behauptung sind zwar nicht gehalten; allein es läßt sich doch sehr viel dagegen sagen. Auch scheint der Vf. die Wirkungen der erhöhten Cultur bey einem einzelnen Menschen mit den Wirkungen, welche von der Verbreitung richtigerer Begriffe unter dem Menschengeschlechte erwartet werden, zu verwechseln. Wenn es auch wahr ist, daß bey gleichen natürlichen Anlagen, in Rücksicht des Pflichtverhaltens, am sichersten auf den zu rechnen seyn dürfte, dessen gerades Gemüth nicht durch eine für ihn zu weit ausgebreitete Geistescultur geschwächt ist, wie dieses Rec. gern zugiebt: so ist doch damit noch keinesweges bewiesen, daß derjenige, welcher eine nicht zu ausgebreitete Geistescultur hat, der aber über das Wenige, das sein Geist umfaßt, richtige Begriffe hat, dadurch an moralischer Kraft verlieren sollte. Setzt man daher das Fortschreiten der Cultur des Geistes darein, daß unter einer größern Zahl von Menschen richtige — nicht erweiterte — Ansichten von Dingen, über welche sie nothwendig Vorstellungen und Begriffe haben müssen, verbreitet sind: so läßt sich wenigstens so viel behaupten, daß bey ihnen durch Cultur die moralische Kraft nicht geschwächt seyn könne. Will man dies leugnen, so muß man annehmen, daß Irrthum und Vorurtheil der menschlichen Natur zuträglich sey, als Wahrheit und richtige Einsicht. Alles ist freylich anders, sobald man oberflächliche Vielwifferey des Einzelnen für Cul-

tur halten will, wie viele von der Fortschreitungs-Hypothese eingenommene Gründer, und Vorsteher von Normal- und Real-Schulen, ihrem thörichten Beginnen nach, allerdings zu thun scheinen. Denn — wenige Ausnahmen zugegeben — schadet die Extension von Kenntnissen der Intension. — Eben so ist es zum Theil wahr, daß der Satz, einmal mitgetheilte Gedanken gehen nicht verloren, die Geschichte gegen sich hat. Denn allerdings sind manche Kunstfertigkeiten der Alten verloren gegangen, und manches hat mehr als einmal erfunden werden müssen. Aber gegen die Geschichte scheint es doch nicht zu seyn, daß eine jede Epoche der Cultur etwas zurückläßt, das für eine nachfolgende Epoche wohlthätig wirkt, ihr zur Stütze dient, und ein schnelleres Fortrücken möglich macht. Die Buchdruckerkunst vermag allerdings ein Zeitalter nicht ganz vor dem tiefen Sinken u. vor der Ausartung zu verwahren. — Sie ist ja nur ein Medium, und es kommt alles darauf an, was dieses Medium in Bewegung setzt. Der Geist der Lüge und des Trugs vermag eben so kräftig durch dasselbe zu wirken, als der Geist der Wahrheit. Auch wird kein Kenner der Geschichte behaupten wollen, daß es keine menschliche Gewalt geben könne, die sich dieses Medii nicht zu jedem beliebigen Zweck zu bedienen im Stande sey. Aber das wird man doch nicht ableugnen können, daß durch die Buchdruckerkunst der gänzliche Untergang der Werke des menschlichen Geistes beynahe unmöglich gemacht worden ist, und daß, wenn man auch eine gänzliche Verfinsterung des menschlichen Geistes und einen Verfall der Cultur zu den Möglichkeiten rechnen will, doch so viel gewiß zu seyn scheint, daß es einem künftigen Geschlechte, unter welchem die Cultur wieder auflieben würde, nicht schwer werden kann, unsere Cultur und die Cultur vergangener Zeitalter sich anzueignen. Aus diesem allem zusammen genommen dürfte, nach Rec. Dafürhalten, die Idee von dem Fortschreiten der Menschheit in Rücksicht der Cultur des Geistes, am ersten sich vertheidigen lassen. Immer bleibt jedoch noch die Bedenklichkeit: was ist denn nützliche, wahre Cultur? eine Bedenklichkeit, welche nur gehoben werden kann, wenn einst die große Frage: was ist denn Wahrheit? beantwortet seyn wird.

Weniger Gehalt hat die Idee des Fortschreitens, wenn man darunter ein Fortschreiten des physischen Wohlfeyns, aus dem Wohlstande entspringend, versteht. Jede große Weltbegebenheit zerstört und vermindert den Wohlstand bey Millionen. Das nutzbare Eigenthum geht dabey nie von einer Hand ganz in die andere. Auch ist es in keiner Hinsicht gleich viel, ob das, was Millionen verlieren, Hunderten oder Tausenden zu Theil wird, und größer ist das Unglück dessen, der das Seinige verliert, als das Glück dessen, der es erhält. Physisches Wohlfeyn kann überdies nichts höchster Zweck der Menschheit seyn, sondern nur Mittel zur Bildung der edelsten Eigenschaften des Kopfes und Herzens. Nach Erfahrung und Geschichte war es nie im Reinen Fortschreiten. Wüsten sind jetzt da, wo einst Paläste und Gärten waren. — Die Geschichte bestätigt einen fortwährenden Wechsel und Veränderung der Dinge, aber es ist theoretisch falsch, und noch mehr



praktisch schädlich, dieses Anderswerden so geradezu für ein Besserwerden zu halten, denn alles Festhalten am geprüften Guten muß dabey zu Grunde gehen, und die Reaction zur Erhaltung des Bestehenden gegen die Angriffe des schlechteren Neuen wird vernichtet. Diese Fortschreitungshypothese hatte im Wissenschaftlichen, wie im Politischen, höchst nachtheilige Folgen. Sie sollte sogar die schöne Hoffnung der Fortdauer ersetzen. Im Politischen unterstützte sie die demokratischen Gesinnungen. Es schien ja ein Zeichen der zunehmenden Reife, keines Oberhauptes zu bedürfen, sondern seine Angelegenheiten selbst besorgen zu können. Sie führte zum Herunterreißen der individuellen Größe, der ausgezeichneten Achtung, die Einzelnen gebührt. Keiner sollte mehr seyn, und gänzlich überseh man, daß durch Einzelne das meiste gute Große, was je geschah, ward. Und in mehrerer Hinsicht ist dieser Fatalismus unendlich schädlicher, als zu große Vorstellung vom Werthe des Alten, die jede Neuerung, auch die wohlthätigste erschwert.

Im Wissenschaftlichen vergaß man den, freylich auch seine Einschränkung leidenden, Grundsatz: Prüfet alles, und das Gute behaltet, welcher der Neuerung so gut das Wort redet, als er das 2, nicht zufrieden durch große noch leichtere Charlatan-gemischten Auditorien veralteten Fortschritte wurden in 21, aber es waren nicht Deut-

Nationalcharaktere — Treue, Wissenschaftlichen von der en Zeitgeist vermindert. Im durch verringerten Wahr-

heitsinn. Die Deutschen waren inzwischen die kenntnißreichste Nation, die sich alles Fremde aneignete. Was bey anderen Nationen in vielen Zweigen des menschlichen Wissens Eigenthum einzelner großer Köpfe blieb, ward bey uns herrschende, allgemein verbreitete Ansicht. — Dank unseren vortrefflichen Universitäten! Besonders war dieses mit der Geschichte der Fall. Hier zeigte sich aber, daß, wenn die Hauptgesichtspuncte einmal richtig gefaßt sind, jede neue Ansicht einen Rückschritt enthält. — Leider wollte die Menge, welche sich in das große Feld der Geschichte wagte, ohne mehr Geschichte zu wissen, als in der kleinen Weltgeschichte steht, sich durch neue Ansichten helfen, und dadurch entstanden die vielen erbärmlichen Producte, die das ganze Studium entstellen. — Am meisten warf man sich auf Metaphysik. Mit jedem Tage wechselten die Systeme. Sie ergriff alle Wissenschaften, außer die stolzeiten Annahmen, leistete allenthalben sehr wenig, und schadete hier und da sehr viel, tödtete, leitete irre. Über Kunst ward viel geschrieben, das Vorhandene ward geradelt, aber wenig Großes geleistet. Eine gemachte Schwarmerey kam an die Tagesordnung, weit erbarmlicher als jede andere Schwarmerey, darum, weil sie gemacht war. Alle verfundigten sich gleichmäßig an der Nation durch die fürchterliche Verdrehung u. den Mißbrauch der Sprache. Der schnelle Wechsel der Systeme, für einen Beweis der Fortschritte des menschlichen Geistes ausgegeben, beweiset den geringen Werth der meisten Systeme, den Mangel an Kraft. Eben so gemein als die Neigung zu abstracten Speculationen war die Systemsucht geworden. Systematisch, vollständig sollte daher jedes Buch seyn. Diese Vollständigkeit ward oft Gegenständen zu Theil, wo sie zum Trivialen, Plauen führen mußte. Man schrieb ausführliche Anweisungen über das Gemeinste. Nur Bücher zum Nachschlagen mußten vollständig seyn. Bey anderen Werken, deren Zweck ist, zum Nachdenken zu reizen, schadet sie. Ein Buch, dessen System außerst mangelhaft ist, kann gleichwohl von sehr hohem Werth seyn. Diese Behandlung ist Schuld, daß wir weniger vorzügliche Bücher, als vorzügliche Köpfe haben, und daß die Kunst, ein Buch zu machen, bey uns, die wir so viele Bücher haben, nicht die Höhe erreichte, als bey den Franzosen und Engländern. Hierin liegt die Ursache, warum unsere Literatur nicht in der Ach-

tung bey Ausländern steht, die ihr gebührt. — In allem diesem ist viel Wahres. Allein es ist auch viel dagegen zu sagen. Einmal fordert der vernünftige Theil nicht allenthalben Vollständigkeit und ein schulgerechtes System, sondern unterscheidet dabey was sich gebührt, und wie es der Vf. will. Wenn man es von vielen Schriften fordert, so liegt der Grund darin, weil viele Schriften von der Art sind, daß man, selbst nach dem Vf., dieses fordern kann. Denn welche Nation hat so viele Compendien, Systeme, Commentarien, Repertorien, und wie man die Producte der fleißigen Hand sonst nennt, als die Deutsche leider! hat. Zweyten, man verläßt oder übt in Deutschland zu sehr das Buchermachen, das heißt, die Fertigkeit, eine gewisse, möglichst große Anzahl von Bogen Papier zu füllen, und verläßt darüber das Meditiren eines Buches. Daher haben wir so viele gefertigte, und so wenige gedachte Schriften, so manche Männer von schriftstellerischem Rufe, so wenige von schriftstellerischem Werthe. Dies ruht daher, daß die meisten Bücher mehr oder weniger des Honorars wegen geschrieben werden. So lange als dieses geschieht, und so lange nicht unter den Reichen mehrere sich der Schriftstellerey widmen, wird es uns an Werken, wie sie vorzüglich die englische Literatur aufzuweisen hat, und welche dem menschlichen Geist wahrhafte Ehre machen, und das Gebiet des Denkens erweitern, fehlen. Ferner ist es zwar wahr, daß ein Buch ein schlechtes System haben und doch von hohem Werth seyn kann. Allein würde dessen Werth und Brauchbarkeit nicht noch größer seyn, wenn es noch einem besseren System geschrieben wäre? — Richtig nennt es der Vf. ein Glück, daß sich in Deutschland die Wissenschaften ohne unmittebare Einwirkung der obersten Macht entwickelten. Eben so gerecht ist auch der Vorwurf, daß die Staatsgewalt, da wo sie es allein konnte und mußte (bey dem Unterrichte der Jugend), der Ausbreitung eines falschen Ganges nicht immer weise und milde entgegenwirkte. — So gefährlich es ist, und man darf das oft sagen, so schädlich es ist, wenn die Regierungen einen allgemeinen Studienplan gesetzlich vorschreiben: so nöthig ist eine weise Aufsicht auf den Gang derselben. Rec. kann nicht umhin, hier von dem verehrungswürdigen Vf. und dessen Freunde, dem ehrwürdigen Heyne, zu rühmen, daß niemand besser, als sie, welche Göttingen durch die gefährlichste Periode hindurchzuführen hatten, und mit einem Ruhm, der ewig dauern wird, hindurchgeführt haben, diese verstanden haben. Ein *Compte rendu* von dem, was zu diesem Zwecke geschehen ist, wie man hier durch Rath und Aufmunterung, dort durch freundliches Warnen oder Erziehung, selten durch Gebot und Verbot, es so zu machen wußte, daß jede Disciplin in die rechten Hände kam, darin blieb, und daß keiner, der ihr gefährlich werden konnte, sich ihrer bemächtigte, daß man fortsetzte, nicht fortspargte, daß der Sectangest, die schädliche Schulernacherey, das Brilliren durch neue Systeme, das Verachtlichmachen der alten, möglichst verhütet wurde, wurde ein eben so lehrreiches, als für das ehemalige Curatorium dieser berühmten Universität ruhmvolles Werk seyn. Wie trefflich hat sich nicht so mancher Schritt bewährt und belohnt, den die Karsichtigkeit und die Leidenschaft aufs bitterste tadelte! — Ob der Wahn, der die Nation beherrschte, mit dem Wohlstande verschwunden, ob die Verhaltung der Wahrheit zur Erkenntniß und Besserung führen werde, das alles wagt Rec. nicht zu entscheiden.

3. Charakteristisch und nachtheilig wirkend war die schnelle Verbreitung der Bogenheften und Lüren des Tages durch Zeitungen, Journale und Flugschriften. Sie ward Quelle der Beichtigkeit, und Nahrung für die Unruhe.

Das vervielfältigte Zeitungslesen vermehrte die politische Kannengießerey, diese schadete dem Wahrheitsinne. Man haschte nach Neuigkeiten, ohne auf Wahrscheinlichkeit, ja physisch - geographische Möglichkeit zu achten.

Wie die Zahl stieg, so wurden die Zeitschriften schlechter. Doch wurden die Hauptlectüre, ja einzige, und zum großen Nachtheil wahrer Bildung, blieben wahrhaft klassische Schriften des Alterthums und der neueren Zeit ungelesen. Es entstand eine Circulation nicht fruchtbringender Art. Oberflächlichkeit und Schallheit, wozu von den neueren Pädagogen der Grund gelegt war, ward noch mehr verbreitet.

Möge das Werk dazu beytragen, daß die nächsten 30 Jahre nach beendigtem, Gott weiß, wie vieljährigem Kriege, zu erfreulichen Betrachtungen Stoff darbieten!

# Monatsregister

v o m

A u g u s t 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**nächten der westlichen Schweiz von *W.* 200, 575.  
 Anthologie für Knaben und Mädchen 189, 287.  
 Anti-Leviathan oder über das Verhältniß der Moral zum äußeren Rechte und zur Politik 190, 289.  
 Atlas pour servir au Voyage aux Indes Orientales par le P. Paulin de St. Barthélemy 200, 369.

B.

- B**aumgarten kleiner Briefsteller für Mädchen-schulen 199, 367.  
 Becker Beschreibung meiner Reise in den Departementen vom Donnersberge, vom Rhein und von der Mosel im 6 Jahre der franz. Republik. 2 Auflage 180, 215.  
 Beschreibung der Dardanellen 200, 375.  
 Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts 202, 388.  
 Buzen Beiträge zu einer künftigen Physiologie. 1 Th. 186, 268.

C.

- C**ampe Robinson der Jüngere. 8te rechtmäßige Aufl. 183, 240.  
 Claudius allgemeiner Briefsteller 193, 300.  
 — — nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, nach den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe. 11 Aufl. 195, 319.  
 Code de commerce, collationné sur les registres du conseil d'état par M. Raynal 195, 319.  
 — — des droits de taxe d'entretien de routes et des octrois municipaux. Nouv. Edit. 180, 209.  
 — — des droits réunis ou Manuel pratique des Administrateurs, Directeurs, Inspecteurs, Contrôleurs, Employés de la Régie. 1. 2 Livraison 180, 209.  
 Code des Finances, ou Recueil des Lois et arrêts relatifs aux Mandats, Assignats, Contributions, Fermages, Loyers et Obligations entre les Citoyens 180, 209.  
 Conbruch klinisches Taschenbuch für praktische Aerzte. 1 Band. 5te Aufl. 202, 392.  
 — — — physiologisches Taschenbuch für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie. 2te Aufl. 185, 266.

D.

- D**actyliothea Stofchiana. 2 B. 2 Lieferung 195, 318.  
 Danziger Portefeuille zur Nachsicht bey Poursuegeschäften. 2te Aufl. 179, 207.  
 Dantzfafs, das, oder die untrügliche Anleitung, alle Arten von Dinten, Farben und Tuschen zu bereiten 181, 223.  
 Dumas Anfangsgründe der Physiologie oder Einleitung in eine auf Erfahrung gegründete, philosophische und medicinische Kenntniß des lebenden Menschen. Aus dem Franz. von Krass und Pickhard. 1. 2 B. 181, 217.  
 — — Principes de Physiologie ou Introduction à la science expérimentale, philosophique et médicale de l'homme vivant. T. 1—4 181, 217.

E.

- E**ichholz Darstellungen aus der Schweiz 200, 575.  
 Encyclopädie, allgemeine, für praktische Aerzte und Wundärzte. Bearbeitet und herausgegeben von Conbruch und Ebermaier. 21 Th. 2te Aufl. 186, 255.  
 Derselben Buchs 71 Th. 11 B. 202, 391.  
 Enthüllung der Hieroglyphen in dem Bienrodischen A B C Buche 200, 376.

G.

- G**oldbek die Metaphysik des Menschen, oder reiner Theil der Naturlehre des Menschen 180, 216.  
 Görres Exposition der Physiologie 181, 217.

H.

- H**agenbrück kurze Handlungsgeschichte der europäischen Nationen. Nach dem Italiänischen des Hn. Scrofani (Scrofani) 200, 376.  
 v. Halem prosaische Aufsätze. 4 B. 199, 365.  
 — — Schriften. 4 B. 199, 365.  
 Hirt die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten. Prospect 195, 317.

I.

- I**ndex botanicus sistens omnes fungorum species in Personii synopsi methodica fungorum enumeratas a D. G. H. L. 180, 216.

K.

- K**abslen des Schicksals. 62 Bdchen. 181, 224.  
 Kessler Grundzüge zu einem System der Physiologie des Organismus 181, 217.

L.

- L**eipziger Ideal einer stehenden Armee im Geiste der Zeit 201, 377.

M.

- M**aier der Kalender, oder falsche Erklärung der in demselben vorkommenden merkwürdigsten Begebenheiten am Himmel, der verschiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft in Hinsicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnung der Sonn- und Festtage 199, 368.  
 Michel de l'Orthographe du verbe ou Orthographe de Principe. Ed. 2 200, 376.

N.

- N**emnich Beiträge zur Cigarren-Kunde 186, 263.

R.

- R**ambach vaterländisch-historisches Taschenbuch auf alle Tage im Jahre. Wohlfeile Ausgabe. 1—3 B. 190, 295.  
 Resultate, die, der Sittengeschichte. I. Die Fürsten 199, 361.  
 Rosenmüllers historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana. P. I—III 179, 201.

S.

- S**chaeff Antiquitäten und Archäologie der Griechen und Römer 193, 313.  
 — — Encyclopädie der classischen Alterthums-kunde. 212 Th. 195, 313.

*Schaff* Literaturgeschichte und Mythologie der Griechen und Römer 193. 518.  
*Schlegel* Europa. I B. 1. u. H. II B. 1. u. H. 188. 276.  
 — — über die Sprache und Weisheit der Indier 187. 265.  
*Siebenbergen* Ideen zu einer Methodik d. Medicin 201. 331.  
 T.  
*Tauchermaschine*, die, des Hn. P. Krcetz in Barth. Von einem Augenzeugen 185. 259.  
*Thiersch* Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren 192. 308.  
 V.  
*Venturini* Handbuch der vaterländischen Ge-

schichte für alle Stände braunschweig-lüneburger Landesbewohner. 1—3 Th. 194. 321.  
*Vlacq* Tabulae Sinuum, Tangentium et Secantium et Logarithmorum Sinuum, Tangentium et numerorum ab 1 ad 10000. ed. nova a Ebert 200. 375.  
*Voyages aux Indes Orientales*, par le P. P. Paulin de St. Barthélemy, Missionnaire; traduit de l'italien par M\*\*\*. 1—5 T. 200. 369.

W.  
*Walther* Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere. 1. u. 2 B. 181. 217.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Arnold in Dresden 200.  
 Barth in Leipzig 185. 202.  
 Büschler in Elberfeld 200.  
 Clement, Gebr., in Paris 198.  
 Depot des Lois in Paris 180.  
 Detersville in Paris 181.  
 Göttingen 180. 181. 192.  
 Leipzig 200.  
 in Leipzig 179.  
 Comp. in Nürnberg 198.  
 in 201.  
 und Leipzig 181.  
 Leipzig 186.  
 183. 195. 200.  
 over 202.  
 dburghausen 179.  
 in Magdeburg 198.  
 burg 193. 199.  
 rt 200.  
 v. Klossfeld in Leipzig 181.

Klüger in Arnstadt 200.  
 Korn in Breslau 200.  
 Krüll in Landshut 181.  
 Laffaux in Koblenz 181.  
 Magazin für Literatur in Stuttgart 181.  
 Mayer in Salzburg 199.  
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 187.  
 Nicolovius in Königsberg 190.  
 Perthes in Hamburg 180.  
 Raspe in Nürnberg 189.  
 Realbuchhandlung in Berlin 198.  
 Rondonneau in Paris 180 (s).  
 Schöne in Berlin 179. 180.  
 Schuboth in Kopenhagen und Leipzig 186.  
 Schulbuchhandlung in Braunschweig 185.  
 Thurneisen S. in Paris 200.  
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 190.  
 Vieweg in Braunschweig 194.  
 Waldeck in Münster 199. 201.  
 Wilmanns in Frankfurt am Mayn 188. 199.

## III. Intelligenzblatt des Augst.

### Literarische Notizen.

Fortsetzung der Uebersicht der neuesten ungarischen Literatur 56. 449.

### Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 59. 488.  
 Andreaische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn Verl. 57. 469.  
 Braunes'sche Buchhandlung in Berlin Verl. 52. 429. 430.  
 Brönnner in Dillingen Verl. 58. 438.  
 Crusius in Leipzig Verl. 56. 479.  
 Dabelow's Archiv für den Code Napoléon. 34. Stück 57. 469.  
 Feuerbrände, neue. 5r Band 15r Heft 56. 455.  
 Gräff in Leipzig Verl. 56. 461.  
 Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 57. 471.  
 Hemmerde und Schwetschke in Halle Verl. 56. 462. 463.  
 Henning kurländische Sammlungen 56. 464.  
 Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden No. 17—30 55. 463.  
 Keil in Kella Verl. 57. 467.  
 Kummel in Halle Verl. 58. 477.  
 52. 430. 431.

Martini in Leipzig Verl. 58. 477.  
 Nicolovius in Königsberg Verl. 57. 471. 58. 478. 479.  
 Orell, Füssli und Comp. in Zürich Verl. 59. 485.  
 Schmidt in Berlin Verl. 54. 431.  
 Schuppelsche Buchhandlung in Berlin Verl. 52. 432.  
 Stettinsche Buchhandlung in Ulm Verl. 56. 464.  
 Stiller in Rostock Verl. 56. 461.  
 Waikenshausbuchhandlung in Halle Verl. 52. 431. 432.  
 Walcher'sche Hofbuchhandlung in Dresden Verl. 53. 435.  
 Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig Verl. 53. 440.  
 Winkelmans's Werke, neue Ausgabe von Fernow 55. 455.  
 53. 435.

### Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Abegg in Heidelberg 59. 481.  
 Agoston in Pesth 56. 462.  
 v. Allegovich in Prefsburg 56. 452.  
 Andreu in Wittenberg 59. 482.  
 v. Bärnkopf in Pesth 57. 442.  
 Beck in Leipzig 59. 483.  
 Bergmann in Göttingen 59. 482.  
 Boos in Wien 54. 442.  
 Bory de St. Vincent in Paris 52. 427.  
 Bougini in Karlsruhe 52. 427.  
 Bozzini in Frankfurt am Mayn 52. 427.



<b>Hinteln.</b> Promotion	58. 476.
Schleswig und Holstein, Schulnachrichten	58. 476.
Soroe, Geburtstagsfeier des Königs auf der Akademie	58. 425.
Wittenberg, Promotionen, Stiftungsreden und Prorektoratswechsel	58. 474.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Adams in Petersburg ist von seiner Reise nach dem Eismeer zurückgekehrt	53. 455.
Alterthümer, in Ungarn gefunden	53. 454.
Asker-Khan, persischer Gefandter, besucht die kais. Bibl. zu Wien	59. 484.
Breslau, die Universität will dem Grafen Hoym ein Denkmal errichten	52. 430.
Bücherauction in Erlangen	52. 432.
— — — in Neustrelitz	55. 465. 57. 472.
Bücher zum Kauf	58. 479.
Capal von Languedoc, der Plan dazu ist vollendet	56. 460.
Code Napoléon soll in Baden eingeführt werden	59. 484.
Cunoische Buchhandlung in Jena wird zum Verkauf angeboten	55. 456.
Descroizilles in Paris hat sein Kalimeter vervollkommen	58. 478.

Directorium der J. A. L. Z. Antwort auf die Bemerkungen eines Ungenannten in No. 145 des Allg. Anz. d. Deutsch. über die Rec. von Canards Grundätzen der Staatswirthschaft	54. 445.
Feuerbrände, die Redaction der neuen, und des Intelligenzblattes derselben an die Hn. Redacteurs und Herausgeber politischer Journale und Zeitungen	58. 480.
Gefandtschaft, die Gelehrten bey der russischen, nach China haben besondere Reisen gemacht	53. 435.
Hollers zu Würzburg Vermächtniß an das bischöf. Seminar das.	53. 436.
Kupferstich - Auction in Frankfurt am Mayn	59. 488.
v. Lichtenstern in Wien erhält die Redaction der Aufnahmscharten des k. k. Generalquartiermeisterstabes	54. 446.
Murhard in Cassel Antwort auf die Bemerkungen eines Ungenannten in No. 145 des Allg. Anz. der Deutschen über die Rec. von Canards Grundätzen der Staatswirthschaft	54. 446.
Pansner ist nach Petersburg zurückgekehrt	53. 436.
Retowki heißt Kamtschatka	53. 436.
Sammlung etruskischer Vasen, soll zu Paris erscheinen	56. 460.
Stamaty's Cabinet de phelloplastique zu Paris	56. 459.
Steinregen in Mähren am 22 May	54. 446.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1. SEPTEMBER, 1808.

## THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Über die extemporane Redekunst oder über die Kunst des freyen Vortrags, vornehmlich für Prediger und solche, die es werden wollen*, bearbeitet von Adolph Georg Kottmeier, Prediger zu Hartum bey Minden. 1808. 170 S. 8. (12 Gr.)

Über das Improvisiren in der Redekunst giebt es drey Parteyen: entschiedene Gegner desselben, welche zu jedem Vortrag eine eigene Vorbereitung verlangen, und das unvorbereitete Sprechen für gewissenlos, leichtsinniges Geschwätz und Wagestück erklären; entschiedene Vertheidiger desselben, die darin die Kunst des Metiers setzen, wie Gorgias über jeden vorgelegten Gegenstand unvorbereitet reden zu können, und denen, welche sich nicht zutrauen, alle Geschicklichkeit im Handwerk absprechen möchten; die letzte Partey geht den Mittelweg, und behauptet, daß man in der Regel seine Vorträge gewissenhaft meditiren und memoriren sollte, da man aber dazu, auch bey dem besten Willen, überhäufte Geschäfte wegen oft keine Zeit übrig habe, so müsse man diese Kunst wenigstens verstehen, um im Nothfall einen solchen Gebrauch davon zu machen, daß auch der Gebildete, der solche Vorträge hört, keinen merklichen Unterschied zwischen ihnen und sorgfältig einstudirten gewahr wird. Zu dem letzteren gehört der Vf. vorliegender Schrift. Sie war schon dem 2ten B. seiner *Texte und Materialien* vorgedruckt; „da sie aber das Glück hatte, mit ausgezeichnete Güte aufgenommen zu werden, so ließ er sie besonders abdrucken, und in einer durchaus neuen Gestalt erscheinen.“

Er nennt die Kunst, ohne Vorbereitung eine Reihe von Vorstellungen im Zusammenhange richtig, deutlich und mit einer dem jedesmaligen Zwecke angemessenen Schönheit in Worten mitzutheilen, die *extemporane Redekunst*. — Es giebt Grade des Extemporirens. Fehlt es an Zeit, die Rede wörtlich niederzuschreiben und zu memoriren; muß man sich begnügen, nur einen kurzen Entwurf davon zu machen, der erst während des Redens ausgeführt wird, oder allenfalls nur im Kopfe zu disponiren: so ist der Vortrag mehr oder weniger extemporan. Findet aber gar keine Vorbereitung Statt, ist auch zum flüchtigen Überdenken und Ordnen dessen, was zu sagen ist, keine Zeit vergönnt: so ist er frey und extemporirt im strengsten Sinn. Den

Hauptentschuldigungsgrund des der Vf. in den Mangel an Zeit reitung.

„Ist's dem Prediger Vf. S. 20, „sich auf seine Vorträge vorzubereiten? Verstatten sie ihm stets diese Vorbereitungen oft in Lagen kommen, wo er gezwungen ist, unvorbereitet auf die im strengsten Sinne zu extempore Situation so vieler, vornehmlich bekannt ist, wird unbedenklich.“ Rec., als Landprediger nicht unbekannt, kann den Vorträgen nur in den seltensten Fällen Reden am Krankenbette und dergleichen ausgenommen, wo oft die ansehnliche Form und Materie der Vorträge ihm zur Vorbereitung zu tragen wenigstens einige Stunden seyn, wobey also wenigstens der strengste Sinn wegfällt. Die Eilengeschäfte, die der Vf. aufzählt, daß sie, wenn sie auch alle in sammentreffen, wenigstens zu vermeiden, und auf eine gelegene

geschoben werden können. Man halte es nur nicht für unhöflich und entehrend, einem ungelegenen Besuche, einem Anlaufe von Zudringlichen, die uns über die geringfügigsten Dinge stundenlang aufhalten, weil sie nicht wissen, daß wir etwas Besseres zu thun haben, sich zu entziehen. Man hänge dem Vergnügen, der Gesellschaft und dem ökonomischen Interesse nicht so sehr nach, daß man im Vertrauen auf seine Redefertigkeit die höhere Berufspflicht darüber veräußert, und man wird immer ein kleines Concept mit auf die Kanzel bringen. Rec. hält es für gefährlich, dem Predigerstande eine so vielseitige Geschäftigkeit zuzugeben, daß ihm alle Zeit zum Concipiren seiner Vorträge benommen würde, weil es in ihm so viele Arbeitsscheu giebt, die schon über einigem Andrang von Geschäften die Besinnung verlieren und zu erliegen fürchten; und ohnedies schon zum Improvisiren geneigt, die gedruckte Erlaubniß dazu noch länger mißbrauchen. Hat man ja sogar in der Sacristey unter dem Gesang noch Zeit genug zu verheulen, daß man nicht ohne alle Prämeditation aufzutreten braucht, man müßte denn durch aus seinen Eigensinn darauf setzen, zu sehen, wie viel man bey gänzlicher Stillschließung zu Markte bringen könne. — So viele Grade des Extemporirens



es giebt, so viele Grade des Präparirens giebt es auch. Zieht man nun von beiden Extremen eine gewisse Summe ab, so trifft man auf eine Mittelzahl, wo der Vortrag weder extemporirt noch präparirt also beschaffen ist, daß dazu er, unseres Erachtens, unter allen Zeit und Muße genug hat. Daß also es des Vfs. an manchen Tagen, wo er beistunde sein nennen kann, „sonnabend und am Morgen des Sonntags,“ gleicht, in welchem die verschiedenartigsten abgethan werden, beweist nur so seine Leute verwöhnt hat; und manig rathen, diese Gewohnheit abzustellen, unverschämte Diebe sind, die dem die diese Stunden rauben.

Nothfall macht es dem Prediger nicht eht, sich der Kunst des Extemporirens. Man muß es auch thun, um den Nachtheilen des wörtlichen Conciplinirens zu entgehen. Diesen Grund hat Rec. mehr heraus, als der Vf. Man wohnheit gefesselter Sklave seyn, und verlernt man gänzlich die Fertigkeit, das dem Stregreif zu produciren und vor man erlernt sie nie, wenn man aus concipirt und memorirt. Zwar bringe im Letzteren zu immer größerer Voll-

so daß man ungleich kürzere Zeit als ein Anderer, der seine Vorträge selbst bringt. Aber auch dem Binnenländer können zu können, und jeder Mensch Hand so geschickt zu brauchen wische. So gehört es unstreitig zur alt-risiken Ausbildung, in der Kunst zu

extemporiren sich nicht ganz verwahrloßt zu haben. Viele haben bekanntlich ein schwaches Gedächtniß, und nichts ermüdet und verzehrt die Körper- und Seelen-Kräfte mehr, als ein ängstliches Memorken aller Redetheile. Darin sollten Alle einverstanden seyn, daß keine Rede, auch nicht als Ausnahme von der Regel, abgelesen werden darf, und daß eine einigermaßen gelungene extemporirte der schönsten abgelesenen vorzuziehen sey. Bedenke man ferner, was der Vf. nicht einmal im Anschlag bringt, daß mit Concipiren und Memoriren so manche schöne Stunde aufgewandt wird, die man auf andere, auch nicht unwichtige Geschäfte verwenden könnte; so läßt sich nicht leugnen, daß es eine schätzbare Sache wäre um das Extemporiren, wenn man es darin zu einer Fertigkeit bringen könnte, daß der Zuhörer eben so sehr durch die extemporirten, als durch die vorbereiteten Vorträge befriedigt, und an seinem Gewissen durch jene eben so sehr Genüge geleistet würde, als durch diese. Das Leben berühmter Redner aus der älteren und neueren Zeit lehrt, daß es viele zu einer stannenswürdigen Fertigkeit gebracht haben, ja, daß sie weit berühmter gewesen sind durch ihre extemporane, als meditrte Beredsamkeit. Eine lockende Einladung für Jeden, ihrem Beyspiele zu folgen, und seine Kunst auch

in diesem Felde zu versuchen. Mancher ist vielleicht von Natur zu dieser Kunst vorzüglich begabt. Es ist also wohl der Mühe werth, daß man ihm mit einer Anweisung, diese Anlage in sich zu cultiviren, zu Hilfe kommt. Der Talentlose, sollte man denken, wird ohnedies zu schüchtern seyn, als daß er einem Wagestück sich anvertrauen sollte, das für ihn peinlicher ist, als tagelange Mühe und Arbeit. Der Talentvolle aber, der mit der Anlage auch die nöthige Beherrztheit verbindet, wird, nach erhaltener Anweisung, den Versuch, von dem er sich, wie jene Ente vom Schwimmen, aller von Redekünstlern an ihn ergangenen Warnung ungeachtet, doch nicht abhalten läßt, nur um so glücklicher bestehen. Die gewagten Halsbrechenden Künste sind für manche Menschen die anziehendsten. Da man sie nicht ganz verbannen kann, so muß man sie wenigstens gefahrloser und unschädlicher zu machen suchen durch vernünftige Anleitung.

Wir kommen endlich auf einen Grund, den der Vf. gar nicht berührt. Ist nämlich die Erlernung dieser Kunst nichts Unmögliches und der Natur der Dinge Widersprechendes; warum soll sie nicht erlernt werden dürfen? Weil sie zur Trägheit verführt? Es fragt sich noch, ob diejenigen die trägern sind, die von jedem Versuche, sie zu erlernen, weil ihnen im Voraus davor graut, abstecken, oder diejenigen, die sie zu erlernen Muth und Eifer bezeigen. — Weil der extemporane Vortrag weniger Werth hat als der vorbereitete? Aber wenn nun die Kunst gerade darauf hinarbeitet, und darin besteht, daß jener denselben gleichen Werth als dieser bekommen soll. — Weil schon die Versuche im Erlernen nicht ohne Schaden und Nachtheil für die Gemeinden ablaufen können? Aber wie? wenn die Anweisung dahin ausfällt, daß dieser Schaden glücklich abgewandt wird, und die Versuche meistens außerhalb der kirchlichen Versammlung ange stellt werden. — Ist sie das, wofür sie sich ausgiebt, Kunst: dann muß sie auch, nicht gerechnet, daß sie unserem Berufe so nahe liegt, und dem Redner, mancherley Vortheil an Zeitersparniß, selbst Ehre bringt, mit allen übrigen Künsten das gemein haben, daß sie, ohne alles Interesse schon um ihrer selbst willen, d. h. um sich seiner durch die Kunst geübten und erhöhten Kraft zu freuen, erlernt und ausgeübt zu werden verdient.

Ob daher gleich Rec. an den unsern Zeiten noch aufbehaltenen schwachen Rest von Redekunst, d. h. an die geistliche, solche Anforderungen macht, daß es ein wahres Wunder seyn müßte, wenn die extemporirte Rede ihnen eben so sicher entspräche, als die meditrte: so muß er doch den Bemühungen des Vfs., zur Erlernung und Ausbildung jener Kunst höhere Anleitung zu geben, Gerechtigkeit widerfahren lassen, und kann in den ängstlichen Ton derer nicht einstimmen, die einer solchen Unterweisung gleich vorn herein allen Freypaß verweigern möchten. Freylich muß ein Lehrer dieser Kunst in unseren Tagen sehr gute Versicherungen von sich stellen, wenn man ihm Vertrauen schenken, und seinen Unterricht mit

Vergnügen anhören soll. Aber der Vf. erwirbt sich dieses Vertrauen, indem er die Gefahren nicht verschweigt, die dem Redner auf diesem schlüpfrigen Boden begegnen, und §. 9 — 13 ausdrücklich die Mängel auführt, worin der freye Vortrag dem meditatirten nachsteht. Auch er gelangt zu dem Resultat: „dass wir bey jenem nicht den Mafsstab anlegen dürfen, wie bey diesem; dass ersterer von dem Ideal der Redekunst in der Regel weiter entfernt bleiben wird, als eine wörtlich concipirte, sorgfältig memorirte, und mündlich eingeübte Rede“; und wiewohl er §. 14, 15 dem freyen Vortrag auch manche Vorzüge vor dem studirten einräumt, die wir, kurz gesagt, nicht hoch anschlagen können, so gesteht er doch §. 17 gerne: „dass man es schwerlich dahin bringen werde, dass der extemporirte Vortrag die rhetorische Vollkommenheit eines wohlstudirten erreiche.“ Es wird nur wenigen talentvollen Männern möglich seyn, in einem Athem eine halbe, wohl gar eine ganze Stunde, ohne auch nur eine Minute schweigen, sich besinnen und sammeln zu dürfen —, unvorbereitet so zu reden, dass wider die Correctheit der Sprache und wider die Bestimmtheit der Begriffe gar nicht gefehlt würde. Man muss bey dem freyen Vortrag gar sehr seine Forderungen herabstimmen; nicht eine solche streng-logische Ineinanderflechtung und Zusammenfassung der Ideen, nicht den Rhythmus und Numerus, nicht immer der Sache so ganz angemessene Wendungen, nicht so ausgefuchte Ausdrücke, Tropen und Figuren — kurz! bey weitem nicht das alles, was von einer wohl ausgearbeiteten Rede gefordert werden kann, darf man hier erwarten.“

Die extemporane Redefertigkeit soll nach ihm nicht ein Spielwerk des Leichtsinns, und Polster der Trägheit für Leute seyn, die von der hohen Würde und Abtödt der geistlichen Rede keinen Begriff haben; sie ist ihm vielmehr eine Kunst, und soll als solche nach Regeln studirt werden. Die vornehmsten, die der Vf. darüber aufstellt, sind folgende: a) Uebung der Redefertigkeit in einer edeln häuslichen Erziehung, wobey besonders die Sprachorgane biegsam, die Zunge gelaufig zu machen, eine richtige, reine Aussprache hervorzubringen ist. b) Noch mehr als der häusliche leistet der öffentliche Unterricht. Schade, dass die wenigsten Schulanstalten diesen Gegenstand noch ihrer Aufmerksamkeit würdigten. Verstandesübungen, die Materialien sammeln und ordnen lehren, die zur Bestimmtheit im Denken, zum Zergliedern des Zusammengesetzten, und zur Vielfertigkeit in der Ansicht eines und desselben Gegenstandes anleiten — eigene Übungen im Disponiren — die sokratische Methode, wobey nicht bloß auf die Richtigkeit, sondern auch auf die Form der Antwort zu sehen, und die Frage so zu stellen ist, dass sie dem Schüler Gelegenheit giebt, mehrere Sätze und Perioden zu sprechen — Declamirübungen, wobey man den Redenden zuweilen allein treten, und die Ubrigen horend und ernst ein n-Kreis um ihn schließen, ihn den Lehrstuhl besteigen, oder in Gegenwart Fremder einige Minuten reden lässt u. s. w. —

Den Geübteren wird zuweilen ein Thema gegeben, zu dessen Ausführung die Materialien in der Masse ihrer Kenntnisse vorrätzig sind, und lässt sie auf der Stelle darüber reden. Ein Haupterforderniß des unvorbereiteten Redens ist Freymüthigkeit und Gegenwart des Geistes. Schon bey dem Kinde muss dazu der Grund gelegt werden. Man 1 und Jüngling liberal; halte ihn chischen Zurückgezogenheit v ihm ein bescheidenes Selbst der Akademie rath der Vf. zunä geben an. β) Sprech- und Diche In einem Cirkel guter Freche Mal auf den Zimmern ang didaten-Jahren fortgesetzt we Disputatoria unter der Directio rer. d) Als Candidat schon P riren, möchte der Vf. auf keine minder gefährlich wäre es, schon als Candidat Versuche zu stunden und bey öffentlichen l welche letzteren man zu dem Ei vorbereiteten bald kürzeren bald die Erwachsenen zu durchflieh was ganz anderes ist, mit Gell fellowschaft oder im Schulzimme zu reden. Der Ubergang muss macht werden, und diese Gewi schehen. Beym Predigen verfi im Extemporiren einzelner Ps in kleinen Versammlungen, l das Locale von dem engeren, trs Locale sich nicht so weit entf niederen Ständen, von denen 3 Wiederholungen, kleine Ver leicht bemerkt, nicht so anstößig gefunden werden. e) In den ersten Jahren der Amtsführung darf man nur zuweilen extemporiren, bloß um sich zu versuchen. Auf kleineren Pfarrstellen lerne man gut extemporiren, um einst auf größeren davon Gebrauch zu machen. Ubrigens ist genaues schriftliches Concipiren und Memoriren gerade das vorzüglichste Mittel, gut extemporiren zu lernen. Man memorire indessen auch ein wörtliches Concept nicht gar zu ängstlich, erlaube sich absichtlich oft Abweichungen von ihm, wähle für den freyen Vortrag nur einen Gegenstand, dem man durchaus gewachsen ist. — Fortgesetztes gründliches Studium der Muttersprache, wodurch man sich einen disponibeln Wortvorrath in Bereitschaft hält, und mechanische Fertigkeit in der Sprache erwirbt, innerhalb der Schranken einer anständigen Popularität. — Es giebt eine gewisse, zum Extemporiren bequeme Sprache, und diese muss man sich zu eigen zu machen suchen. Man hüte sich vor zu langen Perioden, aber auch vor zu kurzen, weil durch jene der Ideen vorrath verwirrt, durch diese zu schnell abgebrochen und aufgezehrt wird. — Durch eine natürliche Construction und durch bedächtige Declamation, bey welcher man einigermassen Zeit gewinnt, während des Redens sich zu besinnen, wird

mancher Selbstmuth und Barbarismus vermieden. Man hüte sich vor-erkünstelter Wärme.

Die größte Gefahr, welche dem Stegreifprediger droht, ist die Gefahr zu verstummen. Um diesen zu entgehen, giebt der Vf. ganz treffende Anweisungen, die wir aber, so wie vieles Andere, dem Leser aus dem Grunde vorenthalten, damit er nicht verleitet werde, in der Recension das Buch zu suchen, sondern sich dieses selbst anschaffe und lese.

A + X.

ZERBST, h. Kramer: *Philidor's Kritik des Immanuel*, eines (vorgeblichen) Buches für Christen und Juden. Oder: Der letzte und höchste Triumph der Vernunft über den Glauben an Offenbarung. 1806. X u. 151 S. gr. B. (16 Gr.)

Rec. kennt das Buch: *Immanuel*, dessen Inhalt hier bestritten wird, bloß der Relation nach, die in dieser Widerlegung daraus gemacht wird, und weiß also nicht, wie gut oder schlecht der Vf. desselben die Sache des Offenbarungsglaubens, die er zu ver-

geführt hat; aber so viel

a, womit die gegenwärtige

glauben befreit, weder

Der Vf. hat die dialogische

ist auf der Seite des Offen-

lor aber spricht für den höch-

h der Vernunft, indem er

in seiner Grundveste er-

viderlegliche Vernunftwahr-

einer Offenbarung auf *Sei-*

*erstfälligkeit* beweist." Vorr.

lidor nicht nur seine Absicht,

Meinung über das, was er

geleitet neue, zu erweisen gegeben. Wir gestehen

aufrechtig, daß wir mit Menon's Antworten nicht

immer zufrieden sind, und daß wir seinen Gegner

nicht so friedlich zu dem Resultate hätten gelangen

lassen, das er S. 146 so ausgedrückt hat: „Gott of-

fenbart sich mir nur durch mich selbst; Gottes Wort ist

meine Vernunft. Jede Offenbarung bedarf der Ver-

nunft; die Vernunft aber nicht der Offenbarung.“

Allein Menon giebt von S. 148 an nicht nur das

ganze Resultat, sondern auch jede einzelne Be-

hauptung Philidors zu, und bekennt sich am Ende

völlig überwunden.

Unseres Bedünkens hätte Menon gleich anfangs

gegen den Standpunct der bloßen Reflexion und Ab-

straction, worunter ihn sein dialektischer Gegner ge-

fangen nimmt, protestiren sollen. Er hätte ihm das

Räsonnement von psychologischer Unmöglichkeit (S.

28) nicht zugegeben, nicht über das sonderbar ge-

nug sogenannte „Gefühlsgesetz“ (d. h. Gott. S. 41, 42.)

so flüchtig hinweggleiten lassen, und nicht das unzef-

lige Bekenntniß S. 44 ablegen sollen: „Ich erschrecke

nun nicht mehr, wenn ich von Ihnen die Worte

höre: Gott ist eine bloße Idee.“ Das ist ja eben das

πῶτον ψευδος! Rec. wenigstens würde nicht wie

S. 65 disputirt haben. „Menon: Michin verwerfen

Sie alle Geheimnisse der Religion? Philidor: Gerade-

zu! was der Mensch für wahr halten soll, das muß er schlechterdings prüfen können, und, nach angestellter Prüfung, übereinstimmend mit seinen allgemein anerkannten Grundsätzen befunden haben. Dieser Satz ist in Rücklicht der Religion wahrlich ohne alle Einschränkung; weil sie gerade der erhabenste Gegenstand des Menschen ist, von welchem nicht allein das Glück seines Hierseyns, sondern gar auch die Seligkeit seines ewigen Fortseyns abhängt. Aberglaube ist noch weit schädlicher als Unglaube. (Unglaube), weil jener niemals, wie dieser, eine Quelle des Glücks für uns werden kann. Menon: Warum sollte uns aber Gott nicht etwas geoffenbart haben, das wir in jenem Leben erst einsehen können; um in diesem nur unseren Glauben zu prüfen?“ Wenn Menon so antwortet und fragt: so ist es freylich kein Wunder, wenn Philidor an ihm zum Ritter wird!

S. 48 hat Menon den guten, nur in der letzten Hälfte nicht gut ausgedrückten, Gedanken: „Die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung beweise ich aus ihrer Wirklichkeit; da noch dazu das Geschehenseyn der übersinnlichen Begebenheiten historisch und ihre Unerklärbarkeit aus dem Naturlaufe philosophisch bewiesen ist.“ Aber er läßt sich durch Philidors vages Räsonnement über Wunder und Weissagungen, welche keine Belehrungsmittel seyn könnten, sogleich davon abbringen. Ja, er sagt sogar S. 146 ganz treuherzig: „die Erfahrungsbeweise für die Möglichkeit der Offenbarung haben Sie neulich (nämlich S. 48) schon verworfen; was wäre mir also nun noch zu ihrer Vertheidigung übrig?“ Philidor ist auch nicht unerkennlich für eine solche Nachgiebigkeit, und er ertheilt seinem gefalligen Gegner das zweydeutige Lob: „Es gereicht Ihnen wirklich zur Ehre, daß sie diese nicht öfter, als ein einziges Mal, erwähnt haben!“ Da Menon einmal so weit gebracht ist, so befremdet es auch weiter nicht, wenn er auf derselben Seite auf die Behauptung: „daß es für uns Menschen, welche nicht alle Gesetze und Kräfte der Natur kennen, eigentlich ganz und gar keine Wunder geben kann,“ *ex tacito* antwortet!

Nach dem Angeführten ist der von Philidor über seinen Gegner Menon (wie auch über den Vf. des *Immanuel* und einen Recensenten in der allgem. deutschen Bibliothek) mit so leichter Mühe davon getragene Triumph von keiner großen Wichtigkeit, und wir zweifeln, ob es dem Sieger mit geschlossenem Visir so leicht werden dürfte, bey andern Gegnern mit seiner bloßen Vernunft den Offenbarungsglauben gänzlich danieder zu schlagen. Übrigens hofft Rec. mit dem Vf. (nur in einem etwas andern Sinne), daß es der „letzte Triumph der Vernunft über den Offenbarungsglauben“ seyn werde! Der Vf. verdient als ein redlicher, eifriger Wahrheitsforscher, wie er in der ganzen Schrift erscheint, alle Achtung; aber sagen muß man es, daß der von ihm, wie von so vielen anderen vor ihm, betretene Weg nicht der rechte ist, und daß durch die von ihm so sehr erhabene bloße Vernunftreligion der Menschheit nie ein erspriesslicher Dienst geleistet werden kann. mer.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 SEPTEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ  
IN FRANKREICH.

KOBLENZ, b. Pauli: *Annalen der Gesetzgebung Napoleons*, herausgegeben von L. Laffautz. Ersten Bandes erstes Heft. 1808. 116S. 8.

Die Geschichte der französischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung bot seit dem Ausbruch der Revolution ein wundervolles und contrastenreiches Schauspiel dar. Im Kampf nach einem schönen Ideal stürzte sich eine große und gebildete Nation in eine entsetzliche Wirklichkeit. Indem sie der bürgerlichen Ordnung und Aufklärung huldigte, versank sie in Anarchie und Barbarey. Indem sie ihren um Philosophie und Humanität hochverdienten Schriftstellern die Ehre des Pantheons zuerkannte, übergab sie ihre Schüler der Guillotine. Indem sie eine den Geist finstlicher Jahrhunderte athmende Gesetzgebung aufhob, alle von Priesterarroganz, Geburtsaristokratie und Feudalität eingeführten Fesseln der Vernunft, des Talents und der Industrie vernichtete, führte sie einen Zustand der Dinge ein, in welchem kein Talent blühte, die Industrie erstarbte, öffentliches Zutrauen verschwand, und die Sicherheit des Eigenthums erschüttert wurde. So erschien vor etwa 10 Jahren das Resultat der längst vorbereiteten, mit stillem Jubel begrüßten, Revolution. Schon nahete ihr Untergang im Strudel der von ihr selbst hervorgebrachten Desorganisation. Da trat plötzlich ein in ihrem Schoos erzogenes, von ihren früheren und schöneren Idealen begünstigtes, mit Riesenkraft des Willens und Verstandes ausgerüstetes Genie an der Hand des Schicksals in die Mitte. Auf seinen Ruf vereinigten sich die kämpfenden Elemente. Er fixirte die Revolution, vertilgte ihre Widersprüche, führte auf ihrer eigenen Grundlage das Gebäude der umgestürzten Verfassung wieder auf, schuf eine Gesetzgebung, welche revolutionäre und vorrevolutionäre Principien harmonisch vereinigte, hob sein Volk zur Herrschaft der Welt, und unter der Aegide seines Namens seine Gesetzgebung zur Gesetzgebung aller gebildeten Völker. — Diese Skizze des Ausgangs der französischen Staatsumwälzung ist nicht neu. Aber sie ist wohl die würdigste Einleitung zur Ankündigung einer der Aufbewahrung der Gesetzgebung Napoleons gewidmeten Zeitschrift. Der thätige und kennnisvolle Herausgeber hat sich schon durch das nunmehr eingegangene Journal für Frankreichs Gesetzkunde und Rechtsgelehrsamkeit verdient gemacht. Das Interesse des Publicums an allen Erscheinungen im

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

Gebiet der französischen Jurisprudenz ist so groß, daß Rec. bey diesem ersten Hefte, um die Aufmerksamkeit des Publicums zu reizen, sich auf eine bloße Inhaltsanzeige glaubt beschränken zu können.

I. Gesetzgebung. 1) *Kaiserliche Statuten vom 1 März 1808, in Betreff der Einführung eines neuen Erbadeis in Frankreich und der Stiftung von Majoraten*. Dieses höchst merkwürdige Gesetz besteht aus zwey Statuten. Durch das erste wird in Frankreich ein neuer Geburtsadel decretirt, durch das zweyte wird er organisirt. Die Bestimmungen des ersten Statuts sind folgende: 1) die Inhaber der großen Reichswürden: Namen: Prinz und Durchlaucht. 2) Die natoren, lebenslänglichen Staatsräthe, P. gesetzgebenden-Corps und Erzbischof Titel: Graf. 3) Die Präsidenten der Wal Departemente, der erste Präsident und curator des Cassationshofes, der Rechen der Appellationshöfe, die Bischöfe, die bey der Krönung erscheinenden Städt Namen: Baron. Doch müssen die Wahlcollegien drey Sessionen hindurch präsidirt, die übrigen Präsidenten und Generalprocuratoren dagegen ihr Amt zehn Jahre hindurch zur Zufriedenheit des Souverains bekleidet haben. 4) Die Mitglieder der Ehrenlegion führen den Titel: Chevalier. 5) Die Titel der Generale, Präfecten und anderer wichtiger Civil- und Militär-Beamten oder um den Staat verdienten Bürger, werden vom Kaiser in einzelnen Fällen bestimmt. 6) Ein Mitglied der Wahlcollegien der Departemente, welches drey Sitzungen beygewohnt und seine Function zur Zufriedenheit des Kaisers verwaltet hat, kann sich um die Ertheilung des Titels: Baron, melden. 7) Die Ältesten, rechtmässigen, natürlichen und adoptirten Söhne der Grofsdignitarien führen den Titel: Herzog des Reichs, wenn ihr Vater zu ihrem Vortheil ein Majorat von 200,000 Franken jährlicher Einkünfte stiftet. 8) Wer seines Amts wegen die Grafenwürde führt, kann sie auf seinen ältesten Sohn fortpflanzen, wenn er ein Majorat von 30,000 Franken Revenüen stiftet. 9) Der durch sein Amt zum Baron erhobene ist auf gleiche Art zur Fortpflanzung seines Titels autorisirt, wenn er ein Einkommen von 15,000 Franken beweist, und den dritten Theil desselben zur Donation des Titels bestimmt. 10) Der Personalritter pflanzt die Würde durch eine Donation von 3000 Franken fort. 11) Wer zur Fortpflanzung der Herzogs- oder Grafen-Würde berechtigt ist, kann auch auf seinen ältesten oder nächstältesten Sohn ein Baronenmajorat fundiren. Rec. kann wegen Mangel des Raums den Inhalt

FFF

des zweyten, das neue Adelsinstitut organisirenden Statuts nicht referiren. Die Bestimmungen desselben sind minder wichtig und folgen aus der Natur der Sache. Die dem Majorat gewidmeten Güter werden zwar der Circulation, aber keineswegs den öffentlichen Steuern entzogen. Auch genießen die Titulirten keine anderen, als die ihnen im Statut verliehenen Vorzüge. Der Unterschied zwischen diesem neuen französischen und dem alten Adelsinstitut ist sehr groß, und kann in folgenden Hauptmomenten aufgefasset werden. 1) Aller ursprüngliche Adel ist ein bloßer Personal- oder Verdienst-Adel, den der Staat mit der Ertheilung der Würde oder des Ehrenzeichens selbst proclamirt. 2) Aller erbliche Adel geht von dem Personal- oder Verdienst-Adel aus, kann daher nie für Geld erworben werden. 3) Er ist mit dem Genuß des Majorats oder gewisser Güter nothwendig verbunden, einen beteiligten Edelmann, einen *Chevalier d'industrie* läßt das französische Adelsinstitut nicht zu. 4) Er geht nur auf den Ältesten der Familie über, kann folglich nie zahlreich werden. 5) Er giebt der Person vor ihren Mitbürgern, außer Rang und Titel, keine andere, und keine Vorzüge. — 2) *Religiöse und bürgerliche Juden in Frankreich.* — Eine über den Zweck des im Monath November verammelten Sanhedrins. Der Urtheil in Frankreich durch drey Departements fixirt. Die revolutionäre Geduld durch gewiß zum Besten der und Industrie eine retrogradirende das erste Decret wird die jüdische und die innere-Policey derselben

organisirt, und die israelitischen Synagogen und Consistorien unter dem Verfall von Großrabbinen und unter der strengsten Oberaufsicht des Staats gebildet; es wird ihnen zur Pflicht gemacht, die Entscheidungen des Sanhedrins ihren Lehren zum Grunde zu legen, für die Verfertigung der Conscriptionalliste zu sorgen, über die Moralität ihrer Untergebenen zu wachen, und den öffentlichen Gewalten diejenigen, die keine Mittel zur Existenz haben, anzuzeigen. Zu Großrabbinen sollen vor allen anderen die Mitglieder des großen Sanhedrins gewählt werden. Jeder nicht angestellte Rabbiner, welcher seinen Wohnsitz in Frankreich behalten will, muß durch eine förmlich unterzeichnete Erklärung seine Anhänglichkeit an die Entscheidungen des großen Sanhedrins bezeugen. Das zweyte Decret schränkt den Wucher der Juden ein. Der zweyte Titel desselben ist der Wichtigste. Es soll kein Jude, ohne ein besonderes Patent des Präfecten des Departements erhalten zu haben, einen Handel treiben. Dieses Patent soll nicht anders, als nach genauen Erkundigungen und auf das Zeugniß des Municipalraths und des Consistoriums der Synagoge über das Wohlverhalten des Patentirten, und darüber, daß er keinen Wucher und unerlaubten Handel getrieben habe, ertheilt werden. Es ist alle Jahre zu erneuern. Es wird auf den Antrag des kaiserlichen Procurators bey den Gerichten durch eine gerichtliche Specialentscheidung wieder eingezogen. Jeder Handelsgeschäft des nicht patentir-

ten Juden ist nichtig. Jedes andere Geschäft desselben kann gerichtlich revidirt werden, und ist der Nichtigkeitserklärung, wenn ein 10 von Hundert übersteigender Wucher erwiesen wird, unterworfen. Kein auf einen Juden lautender Schuldschein kann ohne den Beweis eingeklagt werden, daß der Betrag desselben ganz und ohne Betrug hingegeben worden sey. Kein Jude darf, bey Strafe der Verwirkung seiner ganzen Forderung, auf Pfänder andere leihen, als wenn über das Geschäft eine Notariatsurkunde errichtet wird, in welcher der Notar die Auszahlung des Geldes in seiner und der Zeugen Gegenwart bescheiniget. In den Departementen des Ober- und Nieder-Rheins werden gar keine fremden, in anderen Departementen wohnhafte Juden dagegen werden nur dann darin aufgenommen, wenn sie Grundeigenthum erworben haben, und sich dem Ackerbau widmen, ohne sich in irgend einen Handel zu mischen. Der zum Militärdienst conscribirt Jude kann sich durch keinen Stellvertreter ersetzen lassen. Die ganze Verfügung gilt nur auf 10 Jahre. Der Gesetzgeber hofft, daß nach Ablauf dieses Zeitraums die fortgeschrittene Cultur der jüdischen Nation die Fortdauer der Verordnung unnöthig machen wird; doch behält er sich, sollte er sich in dieser Erwartung getäuscht finden, die Prorogation der Verordnung vor. Die Juden in Bordeaux und in den Departementen der Gironde und der Landes werden von der Verordnung, weil sie sich keines Wuchers schuldig gemacht haben, ausgenommen; die Juden in Italien dagegen darin, so wie in der vorhergehenden Verordnung eingeschlossen. 3) *Errichtung von Auditoren bey den Appellationshöfen.* — Die Absicht dieser am 16ten März 1808 erlassenen Verordnung ist, unter der vermögenden Classe eine Pflanzschule von Geschäftsmännern zur Besetzung wichtiger Justizstellen und zur Administration gehörender Ämter zu bilden. — Bey jedem Appellationshof sollen wenigstens 4, höchstens 6 Auditoren angestellt werden. Es können keine anderen, als Advocaten, welche wenigstens zwey Jahre practicirt haben, und ein jährliches Einkommen von wenigstens 3000 Franken nachweisen, dazu aspiriren. Sie beziehen ein Viertel des Gehalts der Richter des Appellationshofes, bey welchem sie angestellt sind. Sie nehmen in demselben ihren Platz unmittelbar nach den Richtern ein, und können (vom Präsident) zu allen auf die Instruction sich beziehenden Handlungen gebraucht werden. Sie können sogar die Stelle des Generalprocurators vertreten, wenn sie zwey und zwanzig, und eine Richterstelle, wenn sie dreysig Jahre zurückgelegt haben. Nach der Verfügung des Großrichters Justizministers werden sie selbst in den Criminalgerichten und in den Gerichtshöfen erster Instanz gebraucht. Es steht diesen Auditoren die Laufbahn der gerichtlichen und Verwaltungsmagistratur offen. Es ist ihnen der dritte Theil aller Stellen bestimmt, welche bey den Appellationshöfen, den Tribunalen erster Instanz, und dem Rath der Präfecturen, welche sich im Bezirk des Appellationshofes, bey welchem sie dienen, befinden, erledigt werden. Es kommt indeß dabey nicht bloß auf das Dienstalter, sondern auch auf Auszeich-

ungen. Der Kaiser behält sich vor, aus ihrer Mitte Präfecten, Unterpräfecten, Präsidenten und kaiserliche Procuratoren bey den Tribunälen erster Instanz zu wählen. 4) *Gerichtliche Organisation im Königreich Westphalen. Königliches Decret vom 27 Jenner 1808.* — Diese neu organisirte Gerichtsverfassung ist bis auf wenige Züge der französischen nachgebildet. Alle Patrimonial-Gerichtsbarkheit nimmt durch sie ein Ende. Der Wirkungskreis der Officialate und Consistorien wird eingeschränkt. Friedensgerichte, Bezirkstribunale, ein Appellationshof mit drey Sectionen, ein königlicher Procurator stellen vollkommen das Bild der französischen Gerichtshierarchie dar. Das Cassationsgericht findet sich im Schoofs des Staatsraths. Die Rückweisung der Sache nach aufgehobenem Urtheil geschieht an die drey vereinigten Sectionen des Appellationshofes. Der Mechanismus ist vortreflich. Er ist um so viel wichtiger, da Rec. — ohne ein Divinationsvermögen in Anspruch zu nehmen — klar vorausieht, daß sehr bald die Justiz in allen Staaten des Rheinbundes nach diesem Vorbild wird organisirt seyn. — II) *Einige Bemerkungen über die französische Proceß-Ordnung, veranlaßt durch eine Recension des Code de procédure civile im December-Hest der A. L. Z. von Halle vom Jahr 1807.* — Nicht im December — sondern im November-Hest der Hall. A. L. Z. wardie die gegenwärtige Metakritik veranlassende Recension erschienen. Hr. L. beschuldigt sie mit vollem Recht eines grossen Mangels an Sachkenntniß und Ueblick. So war mit gänzlicher Unkunde der Grundsätze, auf welchen in Frankreich die sogenannte freywillige Gerichtsbarkeit beruht, gesagt worden, daß die Maire daran Antheil nähmen. Vom hohen Zweck des Notariatsinstituts hatte Rec. gar keinen Begriff. Es werden diese und noch mancher andere Unrichtigkeiten gerügt. Rec. hat gegen die getadelte Recension noch Mehreres auf dem Herzen. Hr. L. hat sie viel zu gelinde beurtheilt. Ihr Vf. hat bewiesen, daß er, wenigstens als er sie abfaßte, vom eigentlichen Geist der französischen Civilprocedur auch nicht die leiseste Ahndung hatte. Wird Rec. dazu aufgefordert oder veranlaßt, so will er diese Behauptung mit Urkunden belegen. — III) *Merkwürdige Civil- und Criminalproceße.* 1) *Die angeblich in Aegypten abgeschlossene Ehe einer georgischen Sklavin mit einem französischen General, wird von den Verwandten desselben nach seinem Tode angefochten.* — Der am 9 Nov. 1805 bey Nördlingen gebliebene General *Fautrier* hatte eine Georgierin, Namens *Marie David*, nach seiner Rückkunft aus Aegypten seiner Familie in Metz als seine Gattin vorgestellt. Ihre Schwiegerältern hatten sie in dieser Eigenschaft anerkannt. Sie fand sich vor dem ganzen Publicum zu Metz im notorischen von der Familie ihrer Schwiegerältern anerkannten Besitzstand der Rechte einer legitimen Gattin. Nach dem Tode des Generals raffte sein Bruder die Papiere und Effecten des Verstorbenen zusammen. Er schickte sie, ohne Verzeichniß und Inventarium, an seine Mutter. Die Heirathsurkunde der *M. David* fand sich nicht dabey. Dieser Umstand änderte die Stimmung der Familie, welche ihr den Besitz der Güter des Gene-

rals verweigerte. Die angebliche Wittve wurde dadurch zur Klage genöthigt. Sie behauptete; sie sey in Gizé bey Cahira in Gegenwart des Platz-Commandanten, eines Obristen und eines Artillerie-Capitäns in einer Kapelle durch einen griechischen Priester eingesegnet worden. Über den Abschluß der Ehe habe man eine Urkunde errichtet; der Priester, der General F. und die Zeugen hätten sie untergeschrieben. Auch habe die Neuvermählte sie mit ihrem Handzeichen versehen. Der General habe sich im Besitz der Urkunde gefunden, und sie in seiner Brieftasche verwahrt. Den Namen der Zeugen könne sie nicht angeben, weil sie damals von der französischen Sprache nicht die mindeste Kenntniß gehabt habe. — Das in erster Instanz erlassene Urtheil des Tribunals zu Metz giebt 1) der Klägerin auf, binnen Jahresfrist durch eine Notariatsurkunde darzuthun, daß die Bekenner der griechischen oder armenischen Religion, welche sich zu Gizé bey Cahira verheirathen, nach den Landesgesetzen und Gebräuchen ihre Ehe weder durch dem Eintrag derselben auf öffentliche Register, noch auf eine andere für die National-Bewohner vorgeschriebene Art, constatiren können. 2) Der Familie *Fautrier*, der Klägerin bis zum Endurtheil unter dem Titel einer alimentarischen Pension die Summe von 1500 Franken zu zahlen. Gegen dieses Urtheil appellirte jene Familie. Der Appellationshof zu Metz bestätigte es unbedingt, obgleich Appellantin vier Zeugnisse mehrerer Militärpersonen, welche den verst. General F. gekannt hatten, beybrachte, und welche ausagten, daß sie denselben weder in Aegypten noch seit seiner Rückkehr von einer Heirath mit der Klägerin hätten reden hören. — 2) *Der Vater erwürgt den Verführer seiner Tochter, den er in ihrem Bette findet.* — Mit Gädliem, der jüngsten Tochter des in der Gegend von Bergerac begüterten *Ponterie*, unterhält der junge *Dehap* gegen den Willen ihrer Altern ein Liebesverhältniß. Es wird, ungeachtet des ernstlich erklärten Willens des Vaters, daß er nie eine Heirath zugeben werde, unterstützt von *Dehaps* Verwandten selbst, fortgesetzt. Der Vater findet den jungen *Dehap* im Bette der Tochter. Er faßt *Dehap* bey der Gurgel und wirft ihn zu Boden. Letzterer fällt in convulsivische Bewegungen. *Ponterie* hält ihn für todt. (Hier ist die Geschichte dunkel. Man sieht nicht, wie *Dehap* in den besinnungslosen Zustand gerathen ist.) Er läßt ihn in ein Bett bringen, dort mit einer Bettdecke festbinden, und übergiebt ihn sodann der Aufsicht eines alten Bedienten. Es wird für die Herbeholung eines Friedensrichters und eines Wundarztes gesorgt. Alle Hülfe ist umsonst. *Dehap* stirbt nach einigen Stunden, ohne nur ein Wort vorgebracht zu haben. Nach Aussage von vier Wundärzten war Unterbrechung des Athems, die Folge eines starken und anhaltenden Drucks am Halse, die Ursache seines Todes. *Ponterie* wurde eines Mords mit Vorbedacht und eines Eingriffs in die individuelle Freyheit angeklagt. Die Jury sprach ihn von dieser doppelten Anklage frey. Dagegen wurde er für schuldig erklärt, daß er sich außer dem Fall einer rechtmäßigen Nothwehr Excesse und Gewaltthatigkeiten gegen den jungen *De-*



hap erlaubt habe, und deswegen zu einer einjährigen Gefängnisstrafe, einer Geldbusse von 1000 Franken, einer Entschädigung von 25000 Franken, welche dem Hospital zu Bergerac überlassen ward, und in die Kosten des Processus verurtheilt. — IV) *Entscheidungen streitiger Fragen über die Gesetzgebung Napoleons.* A) *Codex Napoleon.* 1) *Ist die Appellation von einem Urtheil zulässig, welches über den Civilstand einer Person erkannt hat, wenn der Succumbent sich dem Urtheil freiwillig unterworfen hat?* — Diese Entscheidung ist sehr merkwürdig. Sie klärt eine Ansicht der französischen Jurisprudenz, welche auch in der deutschen Gesetzgebung tief gegründet ist, obgleich noch kürzlich ein berühmter und sehr geachteter Schriftsteller das Gegentheil behauptet hat, auf. — Nach der Emigration eines gewissen *Ligervet* läßt sich seine Frau, in Gemäßheit eines Gesetzes vom 20 September 1792 von ihm scheiden. Im folgenden Jahr heirathet sie einen gewissen *Adam*. *Ligervet* kehrt, kraft der Amnestie, nach Frankreich zurück. Er greift das von seiner Gattin erwirkte Scheidungsurtheil an, und erwirkt vom Tribunal zu *Versoul* am 27ten Germinal, Jahr 12, ein Contumacialurtheil [*jugement par défaut*], welches die Scheidung für null und nichtig erklärt. Die Eheleute *Adam* legen gegen dieses Urtheil keine Opposition ein. Am 2 Prairial, Jahr 12, kommt es sogar zwischen ihnen und *Ligervet* zu einem Vergleich, durch welchen sie sich den Verfügungen des Contumacialurtheils unterwerfen, und auf jede Appellation Verzicht leisten. Am 4 Fructidor erklärt die Ehegattin *Adam* vor einem Notar, daß sie den Vergleich als Wirkung des Zwangs und der Furcht widerrufe, und auf ihrer Ehe mit *Adam* bestehe; unmittelbar darauf legt sie gegen das Urtheil vom 27 Germinal, Jahr 12, Appellation ein. Der Appellationshof zu *Besançon* erkennt am 21 Floreal, Jahr 13, die Appellation für unzulässig, weil zwar Privatpersonen über eine Ehe und Ehescheidung, als eine die öffentliche Ordnung betreffende Angelegenheit, sich vergleichen können, es ihnen dagegen unbenommen bleibt, sich einem über den nämlichen Gegenstand entscheidenden Urtheil zu unterwerfen; es wurde ferner in den Urtheilsgründen gesagt, daß die *jura status* der Appellantin nicht erst durch den Vergleich vom Prairial Jahr 12 wären regulirt worden, sondern daß sie schon das frühere Urtheil regulirt habe. — Gestützt auf den 6 Artikel des C. N., legte Ehegattin *Adam* ein Cassationsgesuch gegen das Urtheil des Appellationshofes ein. Die Civilsection hob es am 18 August 1807 auf: „In Erwägung, daß die Klägerin sich zur Zeit des Vergleichs vom Prairial 12, noch in den Appellationsfristen befand, woraus folgt, daß das Contumacialurtheil vom 27 Germinal noch nicht in Rechtskraft erwachsen, und folglich die Klägerin nicht schuldig war, demselben Genüge zu leisten; daß jede freiwillige Unterwerfung [*acquiescement*] nothwendig eine Verbindlichkeit von Seiten des Unterwerfenden zu Gunsten seines Gegners, und folglich eine Übereinkunft unterstellt; daß es ein Grundsatz des Staatsrechts ist, daß Privatpersonen über den Civilstand u. die denselben betreffenden Fragen keine Übereinkunft eingehen können; daß folglich der Appellhof von *Besançon* diesen Grundsatz verkannt hat.“

— Um das Cassationsurtheil zu verstehen, darf man nicht übersehen, daß nach der französischen Gerichtsordnung der Ablauf der Oppositionsfrist gegen ein Contumacialurtheil keine Rechtskraft erzeugt, sondern der mit der Opposition nunmehr ausgeschlossenen Parthey bloß die Instanz raubt, ihr dagegen den Weg zum höheren Gericht keinesweges verschließt. Bekanntlich hatte Hr. Hofrath *Gönnér* (Handbuch des gemeinen Processes B. III. 42. §. 14) die Rechtskraft aus einer Verzichtleistung auf ein verletztes Recht abgeleitet, und hieraus gefolgert, daß ein sachwidriges Urtheil über *jura status* nie rechtskräftig würde. Der Raum erlaubt es nicht, die aus höheren Principien abgeleiteten Gründe auszuführen, welche von *Almendingen* (Metaphysik des Civilprocesses 1. 341) dieser Ansicht entgegengesetzt hat. Hr. G. hat sich bis jetzt über die Almendingensche Nullitätentheorie nicht erklärt. Merkwürdig ist es indessen, daß das französische Cassationsgericht beynah aus den nämlichen Gründen der Ansicht des Hn. *Gönnér* ebenfalls den Stab bricht. Es nimmt nämlich an, daß ein sachwidriges Urtheil über *jura status*, so lange noch die Appellationsfrist im Lauf ist, nicht als ein die *jura status* gültig festsetzendes Urtheil betrachtet werden. Hiedurch wird stillschweigend die normative Gültigkeit des nämlichen Urtheils nach Ablauf der Appellationsfrist festgestellt. Dervor diesem Ablauf geschlossene Vergleich schließt die Appellation nicht aus, weil der Vergleich *Verzichtleistung auf unversürferliche jura status*, nicht eigentlich auf *Vertheidigung gegen ein noch nicht purificirtes Staatsurtheil* ausdrückt. Der Ablauf der Appellationsfristen selbst schließt sie, ungeachtet der angeblichen Sachwidrigkeit, aus, weil nun eine förmliche und purificirte Erklärung der Staats über *jura status* vorliegt. — Diese Ausführung mag beweisen, daß auch der französische Civilprocess eine Untersuchung seiner höheren Principien zuläßt, und daß sehr oft diese Untersuchung auf Resultate führen wird, welche der deutschen Justizgesetzgebung keineswegs fremd sind. — 2) *Kann ein Zeugenverhör, welches in einem Scheidungsprocess vorgenommen worden, von neuem vorgenommen werden, wenn der Fehler, wegen dessen dasselbe nichtig erklärt worden, nicht durch die Schuld des Richters statt gehabt hat?* Ist vom Cassationshof bejahend entschieden worden. — 3) *Darf ein Gerichtshof sich es erlauben, unter dem Vorwand des größeren Vortheils der Minderjährigen, die für die Veräußerung und die Theilung ihrer Güter vorgeschriebenen Formalitäten bey Seite zu setzen?* 4) *Ist das öffentliche Ministerium (der Justizfiscal oder procureur general) befugt, von einem Urtheile, welches die Berathschlagung eines Familienraths befestigt hat, Appellation einzulegen?* Beide Fragen werden verneint. 5) *Findet eine possessorsche Klage statt, um im Besitz solcher Servituten gehandelt zu werden, welche nur durch einen Titel, nicht aber durch Verjährung begründet werden können?* Wird vom Cassationshof sehr consequent vereint, — denn wo Verjährung kein Recht begründet, kann auch der Besitz nicht provisorisch als mögliches Recht geschützt werden. B. *Criminalgesetzgebung.* 1) *Kann die Trunkenheit in irgend einem Falle zur Entschuldigung eines Verbrechens gereichen?* Wird verneint. 2) *Ist das öffentliche Ministerium zulässig, gegen die Ordonnanz des Präsidenten eines peinlichen Gerichtshofs Cassation nachzusuchen, wodurch dieser der Erklärung der Urtheilsjury zufolge den Angeklagten von der Anklage freigegeben hat?* Die Frage würde wohl deutlicher gefaßt werden: ist der kaiserliche Procurator mit einem Cassationsgesuch gegen die Verfügung des Präsidenten des Criminalgerichts zuzulassen, durch welche er, in Gemäßheit einer Erklärung der Urtheilsjury, den Angeklagten von der Instanz freyspricht? — Wurde ebenfalls verneint. — Die Entscheidungen des Cassationshofes, wenn sie schon keine Urtheile enthalten, sind dennoch sehr wichtig. Sie fixiren den Sinn des Gesetzes für ganz Frankreich. Jedes cassatorische Erkenntnis wird allen Tribunalen zugesendet. Es bezeichnet eine für die Zukunft zu vermeidende Klippe. Der Cassationshof erhält in ganz Frankreich die Einformigkeit der Anwendung der positiven Rechts. Er wirkt gerade im umgekehrten Sinn, wie die, provinciale Rechtsverschiedenheiten erzeugenden *dispositions reglementaires* der vormaligen Parlamente. Für die Staaten des Rheinbundes dürften eint die Entscheidungen des französischen Cassationshofes der Centralpunct werden, um welchen sich die Praxis deutscher Tribunale herum bewegt. Eben deswegen glaubt sich Rec. verpflichtet, auf diesen Theil des gegenwärtigen Journals das Publicum vorzüglich aufmerksam zu machen.

# J E N A ' I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

HEILBRONN u. ROTHENBURG obd. Tauber, b. Clafs:  
Grundsätze der Heilkunde von D. Friedrich Wilhelm von Hoven, königl. bayrischem Medicinal-  
rathe und Director der sämtlichen Krankenanstalt in Nürnberg. 1807. XIV u. 204 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Zwey Jahre nach der Herausgabe seines *Handbuchs der praktischen Heilkunde* tritt Hr. v. H. mit diesem, eine allgemeine Therapie in sich fassenden, Werke auf. Es scheint zwar etwas sonderbar, das Specielle dem Allgemeinen voranzuschicken; doch wollen wir dem Vf. darüber keinen Vorwurf machen, da diese allgemeine Therapie nicht anzusehen ist als ein bloßer Nachtrag jener früher erschienenen, vielmehr als das Vorwort einer neuen, nach veränderten Ansichten bald zu erscheinenden speciellen Therapie.

Während dieses zweyjährigen Zwischenraums ist eine so totale Metamorphose mit unserm Vf. vorgegangen, daß er ganz verändert und umgewandelt erscheint. Hr. v. H., noch vor wenigen Jahren der wärmste Verehrer und Verfechter einer Lehre, die er sogar für die einzig rechtmäßige Theorie der Heilkunde angesehen haben wollte, ist eben dieser Lehre plötzlich auf die eclatanteste Weise untreu worden. — Er hat nicht mehr Lust, Anhänger irgend einer Secte zu heißen; er selbst hat eine neue Lehre aufgestellt, welche natürlich die einzig wahre Theorie der Medicin ist, und alle Parteyen sollen sich in Zukunft unter seiner Fahne versammeln.

Hierüber, wie über so viele andere, den Geist und die Tendenz dieser Schrift offenbarende Punkte, finden sich manche interessante Ausprüche in der Vorrede. Mit vieler Bescheidenheit bemerkt hier der Vf. S. X: „Die gegenwärtige Schrift enthalte zwar nicht viele neue Ideen, inzwischen handle sie von Gegenständen, die für jeden Arzt von dem größten Interesse seyen.“ Beides wollen wir einräumen; ob aber, wie der Vf. zu besorgen scheint, ein großer Theil der Zeitgenossen ein Ärgerniß an mehreren dieser Behauptungen nehmen werde, bezweifeln wir um so mehr, da diese Schrift keine solchen paradoxen Sätze, welche irgend Jemanden ein Antiois seyn könnten, wohl aber viele alte, von neuem aufgewärmte Behauptungen enthält, welche Niemand's Galle rege machen werden. S. XI heisst es: „Nicht minder ausführlich bin ich in meinem Vortrage gewesen, wenn es darauf ankam, auf die einseitigen Ansichten des Brownianismus und der Er-

regungstheorie aufmerksam zu machen, und die Nachtheile zu zeigen, die ein streng consequentes Verfahren nach den Grundsätzen derselben am Krankenbette hervorbringt.“ Wie es sich mit dieser Kritik der sonst von ihm so sehr gepriesenen Brown'schen Lehre verhalte, und in wie weit es ihm gelungen sey, auf die Nachtheile eines streng consequenten Verfahrens nach jenen Grundsätzen aufmerksam zu machen, werden wir im ferneren Verlauf dieser Anzeige darzuthun suchen. — „Ich war selbst, heisst es ferner, noch vor ein paar Jahren ein Brownianer, und habe sogar den Brownianismus in Schriften öffentlich in Schutz! genommen; allein so wie ich mich überhaupt am Krankenbette nie auf eine Theorie verlassen habe, so handelte ich auch nie an demselben als roher Brownianer.“ So sehr sich Hr. v. H. auch immer das Ansehen gab, ein Brownianer zu seyn: so wollten ihn die wahren Anhänger der Erregungstheorie doch nie dafür gelten lassen, indem sie behaupteten, es fehle ihm ganz und gar an Sinn zur Auffassung irgend einer Theorie, er sey durch seine Natur dazu bestimmt, nur im Reich der gemeinen Empirie zu wandeln. Die Sache von dieser Seite angesehen, wäre es freylich sehr begreiflich, warum sich unser Vf. nie auf eine Theorie, als etwas für ihn gar nicht existirendes, verließ. Was den anderen Punct betrifft, daß Hr. v. H. nie als roher Brownianer am Krankenbette gehandelt habe, so sind die Recensenten seines *Handbuchs der praktischen Heilkunde* entgegengesetzter Meinung, indem sie ihn fast sämmtlich der rohesten Ausübung jener Theorie beschuldigen, so daß man wirklich kein großes Zutrauen in den guten Genius setzen kann, der dem Vf., wie er S. XII versichert, *immer treu zur Seite gestanden haben soll*. S. XII fährt er also fort: „Meine Rückkehr von dem Brownianismus ist nicht anzusehen als die Ablegung einer Sache, die jetzt nicht mehr Mode ist, sie ist die Frucht einer besseren Überzeugung u. s. w.“ Es wäre unhöflich, an der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen zweifeln zu wollen, ein Zweifel, wozu die Betrachtung seiner, in einer bestimmten Succession erschienenen literarischen Producte, die den Stempel der Zeit an sich tragen, und allerdings für Modosucht und Sectirerey sprechen, leicht führen könnten. „Ich schätze jede Theorie, fährt er fort, und werde auch gewiss nie das Gute verkennen, was die Brown'sche hat; ich habe ihr manche schätzbare Berichtigung meiner Begriffe zu danken.“ — — — Daß unser Vf. der Brown'schen Theorie wirklich nicht

G g g

allein *manche* schätzbare Berichtigungen seiner Begriffe, sondern den grössten Theil seines f. g. Wissens zu danken habe, davon liegen die unleugbaren Beweise in den vorliegenden Grundsätzen. S. XIII. „Ich glaube in dieser Schrift *die wahre Theorie der Medicin* vorgetragen zu haben, nämlich eine Theorie, die sich nicht auf Speculation, sondern auf das einzig sichere Fundament einer medicinischen Theorie, auf Erfahrung gründet.“ — Dieß ist eigentlich der Centralpunct der ganzen Vorrede, um dessen Willen alles andere vorausgeschickt wurde. Ihr Ärzte Deutschlands, hört es, das grofse erfreuliche Wort! Endlich, nach so oft getäuschten Erwartungen, nach so vielen misglückten Versuchen, so mannichfaltigen medicinischen Revolutionen, ist jenes höchste, schätzenswerthe Gut — die wahre, ächte, einzig rechtmässige Theorie der Heilkunde gefunden, endlich das Räthsel unserer Wissenschaft gelöst, endlich der lang erwartete Messias der Medicin auferstanden! — Wer könnte an seiner Ächtheit zweifeln? „Jahre lang befolgt er bereits diese Grundsätze; im grofsen wirzbürger Hospital, wo er täglich eine grofse Menge von Kranken zu besorgen hatte, handelte er bereits dieser Ansicht gemäfs. — Er war immer ein glücklicher Arzt,“ und wenn ist es unbekannt, dafs der glückliche Erfolg des Verfahrens einen untrüglichen Beweis für die Ächtheit der Grundsätze abgiebt? Nur in dieser Überzeugung machte Hr. v. H. diese Grundsätze in vorliegender Schrift bekannt. Es wäre grausam gewesen, dieß zu unterlassen, und der Vf. verdient wirklich eine ernste Rüge, uns dieselben so lange vorenthalten zu haben, da er doch schon Jahre lang am Krankenbette darnach handelte.

Eine, allen Ärzten besonders erfreuliche Nachricht wird es aber seyn, dafs unser Vf. bereits angefangen hat, sein vortreffliches *Handbuch der praktischen Heilkunde* nach dieser neuen Ansicht umzuarbeiten. — Bis jener Commentar in seiner veränderten, verbesserten Gestalt erscheint, möge man die hohen Wahrheiten, welche in den vorliegenden Grundsätzen gelehrt werden, beherzigen, eingedenk des goldenen Spruches unseres Vfs.: „Der Geist der Medicin in unserem jetzigen Zeitalter ist ein unsauberer Geist, der nicht früh genug ausgetrieben werden kann, um einem reinen, wohlthätigeren Geiste Platz zu machen.“ Vor Allem lafst uns aber untersuchen, was denn das für ein Geist sey, der in diesen Grundsätzen sich verkündigt, ob es jener reinere, wohlthätigere, nicht bald genug einzuführende, oder ob es nicht vielleicht jener unsaubere Geist sey, den man nicht frühe genug austreiben kann. Hiedurch werden wir zugleich erfahren, ob die Behauptung des Vfs. die einzig wahre Theorie der Heilkunde in dieser Schrift vorgetragen zu haben, rechtmässig, oder nur eine gewöhnliche Charlatanerie ist, das leichtgläubige Publicum, besonders seine ehemaligen Schüler in Würzburg, denen eigentlich diese ganze Vorrede gewidmet ist, dadurch zu täuschen. —

Das erste Capitel handelt von der Krankheit

überhaupt, ihren wesentlichen und zufälligen Verschiedenheiten. §. 1 enthält folgende Definition der Gesundheit: „Der Mensch ist gesund, wenn die sämtlichen Verrichtungen seines Körpers ihrem gemeinschaftlichen Zwecke, der steten Erhaltung des Ganzen gemäfs, zusammenstimmen; er ist krank, wenn das Gegentheil Statt findet.“ Es ist einleuchtend, dafs dieß keine Definition der Gesundheit ist, da der beschriebene Zustand nur das Wohlbefinden bezeichnet, die eigentliche Idee des Wesens der Gesundheit aber, nämlich jene innere, höhere Bedingung, worauf sie sich stützt, gänzlich unerörtert läfst. Derselbe Vorwurf trifft die Definition der Krankheit; der Vf. definirt nicht diese, sondern das Uebelbefinden. Der vierte § stützt sich auf eine offenbare *petitio principii*. Anstatt nämlich zu beweisen, dafs die Aufsendinge mit dem Organismus in einem bestimmten Verhältnifs stehn, ihn zur Thätigkeit determiniren, und den Grad und die Art dieser Thätigkeitsäufserung bestimmen, setzt er die Richtigkeit dieser Behauptung schon voraus, und baut auf diesen gänzlich unerwiesenen Satz seine ganze Argumentation über die Relation des Organismus zur Außenwelt. — Die §. 5 angegebene Definition der Krankheit bietet grofse Blößen dar. Es heifst: „der Zustand des Organismus, in welchem das zweckmässige Zusammenstimmen seiner Verrichtungen gestört ist, heifst Krankheit.“ Ist hiermit das Wesen der Krankheit, der innere Grund, worauf dieselbe beruht, bezeichnet? Die Störung der Verrichtungen ist ja nur Folge, Product der Krankheit, und insofern ist hiernicht das Wesen der Krankheit, sondern nur jenes des Uebelbefindens bezeichnet. — Was soll man sich unter der *unangemessenen Einwirkung der Aufsendinge*, wodurch in einem Fall die Krankheitsentstehung bedingt seyn soll, vorstellen, da nirgends von ihrer normalen Wirkungsart die Rede ist? Beruht dieselbe auf einem Quantitätsverhältnifs, einer vielleicht zu starken oder zu schwachen Einwirkung der Aufsendinge? Aber worauf wirken diese zu stark oder zu schwach? die Erregbarkeit kann nicht gemeint seyn, da der Vf. überhaupt nur von dem Organismus spricht. — Ähnliche Blößen bietet der sechste § dar. „Diese Störung der Verrichtungen, heifst es, sie beruhe nun auf verletzter Organisation, oder sie beruhe auf abnormer Einwirkung der Aufsendinge auf den Organismus, kann überhaupt nur von zweyerley Art seyn: entweder ist sie eine quantitative, die Thätigkeit gewisser Organe ist im Verhältnifs zu der Thätigkeit anderer zu stark oder zu schwach; oder sie ist eine qualitative, die Thätigkeit gewisser Organe ist der Art nach (*in modis*) verändert, die Verrichtungen dieser Organe sind alienirt, und stimmen als solche nicht zusammen mit den Verrichtungen anderer, welche nicht alienirt sind.“ Wie willkürlich, von aller philosophischen Methode entfernt ist nun die Entwicklung dieser Ideen! Diese Störung der Verrichtungen, sagt der Vf., kann nur zweyerley Art seyn; ohne irgend einen Beweis ist dieser Satz, woraus die wichtigsten Folgerungen gezogen

werden, ganz dictatorisch dahin gestellt, gleichsam als spräche Hr. v. H. von dem höchsten Principe der Philosophie, welches nicht demonstrirt, sondern nur ausgesprochen werden darf, um als wahr zu gelten. — Ferner spricht der Vf. immer von der *organischen Thätigkeit*, ohne sich über ihr Wesen auch nur auf die entfernteste Art zu erklären. Was soll man sich darunter denken? Alle bisherigen Nomenclaturen geben doch dem Principe, aus welchem sie ihre Hypothesen über den Organismus zu deriviren suchen, einen bestimmten Namen, als Lebenskraft, Erregbarkeit, Wirkungsvermögen, Dimension des Organismus u. s. w.; wie aber unser Vf. von der organischen Thätigkeit spricht, erscheint sie völlig als das unbekannte X, unter dem man sich Alles und Nichts denken kann. Nur ein gläubiger Schüler, der alle diese Vordersätze annimmt, könnte den hieraus entwickelten Folgerungen beypflichten. — Bey einer etwas strengeren Beleuchtung der §. 6 gegebenen Definition, ist es leicht erweislich, dass es eigentlich nur eine Krankheitsklasse, die qualitativen oder Alienationskrankheiten, nach Hn. v. H. geben könne. — Besteht nämlich das Wesen der qualitativen Krankheiten darin, dass die Thätigkeit gewisser Organe der Art nach verändert ist, und in sofern nicht mehr mit anderen, nicht veränderten Verrichtungen zusammenstimmt; so verdienen ja auch die sogenannten quantitativen oder Erregungskrankheiten diesen Namen, da auch bey ihnen die Lebensthätigkeit verändert ist. Denn wenn die Thätigkeit gewisser Organe im Verhältnisse mit anderen zu stark oder zu schwach wird: so hat sie doch ohne Zweifel eine Veränderung erlitten, und in sofern, gleich es schlecht hin keinen essentiellen Unterschied zwischen jenen qualitativen und diesen quantitativen Krankheiten. Hiemit fällt das nosologische Gebäude unseres Vfs. zusammen, da er auf diese scheinbare Differenz der Krankheiten sein System gebaut hat, wenn anders einem, aus Hufeland'schen und Brown'schen Sätzen zusammengefügten Wesen, jemals dieser Name zugesellt werden könnte. Ist der Leser schon übermüdet durch diese unbegreifliche Verwirrung des Vfs. in der Zeichnung der ersten Grundzüge seines nosologischen Systems: so wird seine Verwunderung noch höher steigen, wenn er §. 8 vernimmt, dass die quantitativen Krankheiten nur in zwey Gattungen zerfallen, nämlich a) in solche, bey welchen die Störung der Verrichtungen von übermäßig erhöhter Thätigkeit gewisser Organe ausgeht, und b) in solche, wo sie durch übermäßig verminderte Thätigkeit gewisser Organe begründet wird, deren erste Gattung *chronische*, die andere *akutische* Krankheiten genannt werden. — Wie kommt unser Vf., der sich in der Vorrede so bestimmt gegen das Brown'sche System erklärte, dazu, sich den wesentlichsten Theil desselben anzueignen? Es ist wenigstens sehr auffallend, wie man auf der einen Seite einer Theorie so vornehm und beymahle verächtlich begegnen kann, die man doch zu einem Haupttheil seines Systems zu erheben, kein Bedenken trägt! Um jedoch den

Leser glauben zu machen, als stiehe er viel höher, als die Brownianer, sucht Hr. v. H., in einer Anmerkung darzuthun, dass das Brown'sche System die Coexistenz der Sympthie und Asthenie im Organismus, mit Unrecht leugne. Den Beweis dieser Behauptung ist Hr. v. H. jedoch schuldig geblieben; es ist nämlich eine offenkundige *petitio principii*, zu behaupten, die Thätigkeitserhöhung der Organe gehe nur bis zu einem gewissen Grad; sey diese Mafs überschritten, so trete ein ganz anderes Verhältniss ein; nun möchten wir aber wissen, worauf sich dieser Grad, dieses Mafs stützt, und warum diese rein quantitative Verhältnisse nur bis zu einem gewissen Ziel, und nicht weiter gehen könne.

Der Alienationskrankheiten soll es, §. 10 zufolge, so viele geben, als man Alienationen der organischen Thätigkeit zähle. Auch hier hat sich der Vf. die Arbeit sehr leicht gemacht; er geht über die Construction dieser Alienationen der organischen Thätigkeit gänzlich hinweg, an den Glauben der gläubigen Schüler appellirend; so arm er sich hier aber auch an Beweisen zeigt, um desto freygebiger ist er mit Aufzählung der verschiedenen Species dieser Krankheitsklasse, indem er nicht weniger als zwölf Arten derselben namhaft macht, nämlich: die *hydrophobische*, die dem Reichenstein zum Grunde liegende, die *putride*, *chlorotische*, *scorbutische*, *gichtische*, *strophische*, *rachitische*, *canceröse*, *exanthematische*, *impetiginöse* und *venenöse*.

Das 2 Capitel handelt von den Ursachen der Krankheit. Die Hauptbegriffe und Definitionen hat Hr. v. H. größtentheils aus Gaub entlehnt. — Über die sogenannte nächste Ursache der Krankheit erklärt er sich auf eine sehr merkwürdige Weise. Ihm ist sie nämlich nichts weiter als eine nosologische Spitzfindigkeit, entbloßt von allem therapeutischen Interesse. Da wir, heisst es S. 12, zur Erkenntnis der nächsten Ursachen nur durch die Vergleichung der Erscheinungen der Krankheit mit unseren physiologischen Begriffen von den Verrichtungen der Theile gelangen können, diese letzteren aber, der N. sich nur auf Vermuthungen und unsen Gründen: so erhalte, dass für die Erkenntnis der nächsten Ursachen kaum Worth ist, als die Kenntniss und Gelegenheits-Ursachen u. s. w. je behauptet, dass wir auf einem empirischen Weg zur Erkenntnis der höheren, oder über das eigentliche Wesen der Krankheit zu gelangenden vermögen, und wodurch will der Vf. die Beweise führen, dass sich unsere physiologischen Begriffe von den Verrichtungen der Theile nur auf Vermuthungen und unerwiesene Hypothesen gründen? Ist etwa die Kenntniss des Kreislaufes, der Secretionen und Excretionen; der Digestion und Assimilation, der Respiration u. s. w. eine bloße Vermuthung, eine unerwiesene Hypothese? Die in diesem §. ausgesprochenen Grundsätze verdienen eine um so schärfere Äußerung, da sich die Tendenz in ihnen offenbart, die *medicin* wiederum in die Sphäre der gemeinen Em-

pirie herabzuziehen, alle tieferen Untersuchungen über den inneren Grund der Krankheiten auszuschießen, und dadurch die Begründung einer auf höhere Ideen sich stützenden medicinischen Theorie zu vereiteln. — So großes Gewicht unser Vf. auch auf die §. 23 ff. entwickelte *Lehre von der epidemischen Constitution* legt: so müssen wir doch unverholen bekennen, über diesen so wichtigen Gegenstand lange Zeit nichts Seichteres gelesen zu haben. Im Ganzen erhebt sich Hr. v. H. nicht über die gemeine Brown'sche Ansicht, sich nur dadurch von ihr unterscheidend, daß er noch verschiedene, dieser Lehre fremdartige Behauptungen eingemischt hat, wodurch ein buntes, zusammengeflacktes Ganzes entstanden ist. Aus der hier

quantitativen Ansicht ihr entstellende Irrthum es falsch, daß, wie §. 16 *Constitution des Jahrgangs* in *Jahreszeiten die Form* die Constitution des Jahrgangs zur Krankheit giebt, n. selbst, mit dem Gegenstand, dem Wesen et hervortreten. Es ist und gefährliche Behauptung *Jahreszeiten unter der Jahrgangs* stehe, so oder asthenisch sey, sich

die in den verschiedenen Jahreszeiten sich ausbilden; ihrem Charakter richteten; nthümlich entzündlichen thenischen Charakter anation des Jahrgangs asthenische Zustand der bestimm-Eben dies gilt von den die nicht, wie Hr. v. H. der Jahrgangsconstitution lem Charakter der Constitutionen pflegen, wie diese

von jeher von allen guten Beobachtern bemerkt worden ist. Unser Vf. räumt diese Verhältnisse der sporadischen Krankheiten zu der Constitution der Jahreszeiten nur da ein, wo keine Constitution des Jahrgangs herrschend ist. Hier verhalte es sich, sagt er S. 18, gerade so wie mit dem Kartenspiel; das Spiel richtet sich nach dem, was Trumpf ist; bey Krankheiten ist der Trumpf die epidemische Constitution. Welch ein lässiges, geistreiches Beyspiel!

Einen neuen Belag für seine Geschicklichkeit im Abschreiben hat unser Vf. im 3. Capitel; von der Entstehung der Krankheiten und der Bildung ihrer Formen, geliefert. Wir sind hier auf drey Seiten gekostet, welche Hr. v. H., mit geringen Veränderungen, fast wörtlich aus Hufelands Pathologie, Band I. S. 78 entlehnt hat. Zum Beweis dieser Behauptung wollen wir nur einen der vorgetragenen Sätze, zum beliebigen Vergleich mit dem gleichen Hufeland'schen, hier anführen. S. 28 zählt unser Vf. die sogenannten *atra morborum* auf; da heist es denn: „1) der Magen und Darmkanal. Um den Magen und den Darmkanal zum Atrium einer großen Menge von Krankheiten zu machen, vereinigen sich drey Hauptumstände: a) beständige unmittelbare Berührung von den mannichfaltigsten Aufendungen, b) große Empfindlichkeit, wegen ihres Reichthums an Nerven, c) ausnehmend starke Resorption, wegen der Menge ihrer einsaugenden Gefäße. Daher die große Menge der gastrischen Krankheiten, daher der unabsehbare Heer consensueller Krankheiten aus den ersten Wegen.“ — Bey Hufeland lautet dieser Satz S. 79 seiner Pathologie folgendermaßen: 1) Der ganze Darmkanal, vom Schlund an bis zum After. Hier vereinigt sich große Irritabilität und Reizempfänglichkeit, ein außerordentlicher Nexvconsensus mit allen Theilen des übrigen Körpers, eine ausnehmend starke Resorption, und beständige unmittelbare Berührung äußerer Einflüsse, um dies Organ zu einer der wichtigsten Krankheitsquellen zu machen u. s. w. Heist das nicht sich mit fremden Federn schmücken?

Wie wir aus der Vorrede sehen, so thut sich Hr. v. H. auf das vierte Capitel: von dem Verlauf der Krankheiten und ihrer Entscheidung, am meisten zu gut. Im Anfang desselben hat er wieder fünf Seiten wörtlich abgeschrieben, aber diesmal keinen fremden, sondern sich selbst, und in sofern indirecte doch wieder Andere. Diese 5 Seiten sind nämlich ganz gleichlautend mit dem, was er in der Einleitung zu seiner *speciellen Therapie*, S. 4—8. vorträgt. —

(Der Beschlus folgt.)

#### K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. Gießen u. Darmstadt, b. Heyer: *Sittenlehre in Beyspielen. Ein Lesebuch für Mädchen*. Ganz umgearbeitet von Johann Ferdinand Schütz. 1807. 479 S. 8. (20 Gr.) Der eigentliche Vf. und Sammler dieser Sittenlehre in Beyspielen war Johann Adam Weyland, Freyprediger und Mädchenlehrer in Darmstadt. In der Vorrede sind einige Nachrichten von ihm gegeben. Die Verdienste des neuen Herausgebers bestehen theils in einer geschickteren Anordnung der Lesestücke nach der Verwandtschaft ihres Inhalts, theils in einer zweckmäßigeren Auswahl derselben. Auch hat er mehreres von sich selbst hinzugefügt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Buch in dieser Umarbeitung

gar viel gewonnen habe. Die Lesestücke bestehen in Erzählungen und Liedern. Unter den ersteren zeichnen sich die des neuen Herausg. besonders zu ihrem Vortheil aus. So einfältig sie sind, so verfallen sie doch niemals ihres Zwecks. Der Gespöck über die Schutzpocken S. 314 wird seine Absicht weit eher erreichen, als manche Predigt, die über diesen Gegenstand gehalten worden ist. Dem poetischen Anhang hatten wir, um den ästhetischen Sinn der weiblichen Jugend zu wecken, und sie an eine geschmackvolle Dichtung zu gewöhnen, mehr Mannichfaltigkeit gewünscht. Druck und Papier, worauf bey solchen Lesebüchern allerdings etwas ankömmt, sind zu loben.

AN.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1808.

## M E D I C I N.

HEIDELBERG u. ROTHENBURG ob d. Tauber, b. Class:  
*Grundsätze der Heilkunde* von Dr. Friedrich Wilhelm von Hoven u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Lehre von den Krisen ist unstreitig das gelungenste der ganzen Schrift, da der Vf. dasjenige, was die Heroen unserer Kunst so originell darüber ausgesprochen haben, welches, ohne Bezug auf irgend eine Theorie, ewig wahr und interessant bleiben wird, uns hier ziemlich rein und unverfälscht wiedergegeben hat. Um so weniger genügend und haltbar sind dagegen die Erklärungen über die Krisen; sie beruhen auf einer ganz irrigen Ansicht des Genius jener Krankheitsklasse, welche sich am deutlichsten durch kritische Ausleerungen entscheidet. Sätze Hr. v. H. ein, daß der wesentliche Charakter dieser Krankheitsklasse darin besteht, daß, um uns auf seine Weise auszudrücken, die Thätigkeitserhöhung im arteriellen System innormal gesteigert, die + Contraction in ihm herrschend ist: so würde er sich auch die Bildungsart der Krisen richtiger deuten, welche in der That nichts weiter sind, als der Sieg der Expansion über die, im arteriellen System feindlich erhöhte, Contraction. — Das 5 Capitel, *von der Heilung der Krankheit überhaupt*, ist fast größtentheils aus des Vfs. Einleitung zu seiner speciellen Therapie entlehnt, und ganze Sätze mit denselben Worten hier wieder abgedruckt, wie sich jeder Leser durch eine Vergleichung leicht überzeugen kann. So ist auch das 6te u. 7te Capitel, *von der Heilung sthenischer und asthenischer Krankheiten*, vollkommen in dem Geist verfaßt, welcher sich in der Einleitung seiner speciellen Therapie ausdrückt.

Es wäre eine undankbare Arbeit, uns mit dem Vf. über die ihn hier leitenden Ansichten, und über so manche daraus gefolgerte Behauptungen, in Streit einzulassen. Man könnte dies nur, wenn man überhaupt die Existenz der Sthenie und Asthenie, worauf sich diese ganze Argumentation gründet, zugeben wollte. So sehr sich Hr. v. H. auch bemüht hat, durch manche gefuchte Veränderungen die ursprüngliche Brownische Ansicht von der Sthenie und Asthenie unkenntlich, und seine hier vorgetragene Lehre, als eine besondere, originelle Erscheinung, geltend zu machen, so wenig ist es ihm doch gelungen, da er in der Hauptsache den wesentlichsten Grundsätzen jener Lehre treu geblieben ist. Wir erwähnen

G. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

nur einiger von der Brownischen Ansicht abweichender Behauptungen. Unter den f. g. positiv schwächenden Mitteln werden auch die narkotischen, als Opium, und die antispasmodischen, als Bism, Bibergeil, mit aufgeführt. Diese Behauptung sucht der Vf. auf eine sehr weitläufige Weise darzuthun. Der Mohnsaft, heisst es S. 147, sey insofern ein sedatives Mittel, als er das Sensorium direct beruhige, und die Thätigkeit des Gefäßsystems indirect erhöhe. Was vermittelt nun aber die Wirksamkeit dieses Mittels in solchen Fällen, wo weder das sensorielle System einer Beruhigung, noch das Gefäßsystem einer Thätigkeitserhöhung bedarf? Wie ist seine Wirkung in den f. g. Krankheiten des reproductiven Systems, z. B. bey Wechselfiebern, der Dysenterie u. s. w. zu erklären? Der Mohnsaft muß daher wohl noch etwas mehr, als ein bloßes Sedativmittel seyn! An diesem Beyspiel läßt sich zugleich nachweisen, daß Hr. v. H. mit seiner jetzigen Erklärung über die Wirkungsweise der Arzneimitteln gerade da wieder steht, wo die vobrownischen Ärzte standen, indem er, gleich diesen, aus einzelnen Erscheinungen die Relation eines bestimmten Arzneimittels zu gewissen Organen und Systemen zu deriviren bemüht ist. — Eben so phantastisch ist seine Ansicht von der directen und indirecten Methode, zur Bekämpfung asthenischer Krankheiten. Es gehört gewiß eine große Verblendung dazu, um im Ernste einen aus Sthenie und Asthenie zusammengesetzten Zustand, für wirklich im Organismus existirend, anzunehmen, und es für möglich zu halten, mit glücklichem Erfolg zugleich gegen den primär und secundär krankhaften Zustand des Organismus zu Felde ziehen zu können. — Das 8te und letzte Capitel hat es mit der Heilung der f. g. Alienationskrankheiten zu thun. Unter dieser Kategorie sind alle jene Krankheitsformen subsumirt, welche sich aus der quantitativen Ansicht nicht erklären ließen. Da Hr. v. H. aus seiner einseitigen Erregungsansicht keine einzige Krankheitsform zu erklären im Stande ist: so wäre es weit zweckmäßiger gewesen, unter dieser letzten Classe das gesammte Reich der Krankheitsformen zusammen zu fassen; denn entweder giebt es gar keine Alienationskrankheiten, oder es giebt keine anderen, als Alienationskrankheiten. Denn nicht bloß die Alienationskrankheiten fodern, wie §. 123 bemerkt wird, ihre eigene Behandlung und Arzneimitteln, sondern jede Krankheitsform will auf eine eigenthümliche, specifische Weise, durch ganz bestimmte Gegenstände behandelt seyn. So lange sich die Ärzte von der Rich-

Hhh



tigkeit dieser Behauptung nicht überzeugen, werden sie nicht aufhören zu irren, und nie zu einer wahren Heilmethode gelangen.

Wir hoffen durch das Bisherige auf den Inhalt, den Geist, und die Tendenz dieser Schrift hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben. — So wenig die Brownische Theorie die einzig brauchbare und rechtmässige Theorie der Heilkunde genannt werden kann, wofür sie Hr. v. H. vor zwey Jahren angesehen haben wollte: eben so wenig, ja noch viel weniger kann das leichte, einseitige, mit allen Gesetzen der Wissenschaft, und den Aussprüchen der Erfahrung im Widerspruch stehende Raisonnement unseres Vfs. für die wahre Theorie der Heilkunde gelten, wofür sie in der Vorrede so voreilig erklärt wurde.

Unter diesen Umständen wäre es sehr zu wünschen, daß uns Hr. v. H., vor der Hand wenigstens, mit der versprochenen, nach dieser sublimen Theorie verfaßten Speciellen Therapie verschonen möchte.

SS.

ULM, b. Stettin: *Magazin für die technische Heilkunde, öffentliche Arzneywissenschaft und mediciniſche Gesetzgebung.* Herausgegeben von Gottl. von Ehrhart d. j., der Arz. und Wundarz. Dr., ord. Stadtphysic. und Geburtsarzt zu Memmingen. 1805. 452 S. in gr. 8. Mit Kupf. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. wünscht zwar, daß man das Ganze nicht nach diesem Anfange beurtheilen möge, weil die *Materialien bereits vorrätig waren*. Es scheint daher, daß er selbst von dem geringen wissenschaftlichen Gehalt dieses Buchs überzeugt war; aber warum gab er es dennoch heraus? Soll man das Buch aus seinem inneren Werth nicht würdigen, was bleibt dann der Kritik übrig, und woraus soll sie ihre Urtheile belegen?

Hat der Vf. nicht interessante Gegenstände genug gehabt, so sind wenigstens die Grenzen, in welchen er sich herumtreibt, nicht Schuld. Sein Buch zerfällt in *technische Medicin, öffentliche Arzneykunst und mediciniſche Gesetzgebung*. Unter der ersten Rubrik sind chirurgische und geburtskünstlerische Gegenstände verhandelt, und mit den zwey letzteren, die föglich unter jener der Staatsarzneykunde hätten aufgeführt werden können, wären also die gesammten praktischen Zweige der Kunst als Gegenstand dieses Magazins dargestellt.

I. *Kritische Betrachtungen über einige Heilmethoden und die dahin gehörigen Arzneimitteln, welche sich auf die Entwickelungskrankheiten der Zähne anwenden lassen.* vom Herausgeber. „Diese allgemeinen Bemerkungen (sagt der Vf.) sind das Resultat der Ausserungen verschiedener Schriftsteller, die ich abschließlich mit ihren eigenen Worten reden liefs, weil ich sie hier blofs in ein Ganzes stellen wollte.“ In der Sprache des Rec. sagt dies eben so viel, als: ich habe Hufeland, Wigand, Sternberg, Brandis, die von allen Ärzten schon gekannt und gelesen sind, wörtlich abgeschrieben und hier zusammengestellt. So wenig man dem Vf. für diese unnütze Mühe dan-

ken wird, indem er gar nichts aus eigenen Kräften leistete: eben so gerne wird man ihm das gemachte Versprechen erlassen, mit dem er uns bedroht, „in der Folge dies alles genauer zu detailliren.“ War etwa der Aufsatz über diesen Gegenstand von 163 Seiten im 2ten Heft seiner Sammlungen u. s. w. noch nicht lang genug? II. *Beobachtung einer Krankheit der oberen rechten Kinnbackenhöhle*, vom Hn. Dr. Merk, Stadtphys. zu Ravensburg. Sie entstand von einem angefressenen Zahn, welchen der Vf. ausziehen liefs. Der Fall ist gar nicht selten; die Öffnung schließt gewöhnlich nach längerer Zeit sich selbst, wenn man sie nur nicht durch überflüssige Sorge schwierig macht. III. *Beobachtung einer Hydrocele tunicae vaginalis testiculi*, von Ebendemselben. Die Kennzeichen, Grade, Unterscheidungsmerkmale und Heilung der Krankheit werden überhaupt nach Schmäcker, Richter, Bell blofs berührt, und dann die unternommene Radikalkur erzählt. Der Bruch enthielt ein Maß Wasser. Der Vf. öffnete den Verband erst am 6ten Tag, und „nach einer Woche war die Wunde schon geheilt.“ IV. *Beobachtung einer Paronychie*. Der Vf. fängt auch hier schulgerecht den Aufsatz mit den Ursachen, Diagnose und Heilanzeigen an, erzählt dann mit sehr wenig Worten (wie billig bey einer so unbedeutenden Alltagsgeschichte) den Fall, und endet mit einer Tirade über die Nothwendigkeit der Verbindung der operativen Chirurgie mit der Medicin. (Der Vf. hätte wahrlich die Sache bey keinem schicklicheren und überzeugenderen Anlaß zur Sprache bringen können!) V. *Beobachtung eines Beinfresses des unteren Kinnbackens*, von Ebendemselben. Das Übel entstand von dem eigentlichen Scharbock, worüber der Vf. die interessantesten urfächlichen Momente und die Diagnose nicht berührt, sondern die *Säftemasse und das Blut als schlecht, verdorben und aufgelöst* angiebt, dieselbe aber dennoch mit stinkendem Asand heilte. VI. *Beobachtung einer Verwachsung der Mutterscheide*, von Ebendemselben. Die Person soll vor 10 Jahren geboren, und nun 8 Jahre in der Ehe seyn. Seit einem Jahr bekam sie Harnbeschwerden (ob sie indeffen wieder geboren habe, oder was zu dieser Atresie Anlaß gab, wird nicht gesagt. Die Vermuthung fällt zwar auf die erste Geburt, aber sollte denn durch die 8jährige Ehe nicht hievon eher etwas entdeckt worden seyn?) Die monatliche Reinigung soll erst seit einem Jahr etwas weniger, aber immer ordentlich, und, nach Beobachtung der Frau, aus der Harnröhre geflossen seyn (wie stimmt dies zusammen?) Der Vf. vergleicht die Verwachsung mit einigen zusammengeleimten Papierbogen, und sagt gleichwohl, daß er ein paar Zoll tief geschnitten hätte, und ungefähr 3 Schoppen eines schwarzen, dünnen, geruchlosen Blutes ausgeleert habe. VII. *Beobachtungen aus der praktischen Heilkunde über die Wirksamkeit gewisser Arzneimitteln*, von Hn. Dr. Gruber zu Babenhäufen. 1) *Von der Wirksamkeit des reichlichen Fiebertmittels*. Der Vf. war ungewiß, ob er eine entzündliche Pneumonie oder ein Nervenieber vor sich habe. Eine *venesection prophatoria* (!?)

bestätigte ihm Letzteres. Am 15ten Tage hatte die Kranke hippokratifches Aussehen, der Vf. hielt sie in einer Stunde für verloren. 10 Tropfen concentrirte Vitriolsäure in hinlänglichem Wasser verdünnt wurden gegeben. Auffallend und zum Erstaunen erholte sich die Kranke, starb aber am 16ten Nachmittags, weil ihr Mann sie nicht mehr durch Arzneyen quälen lassen wollte (!?). Am Ende dann nichts destoweniger eine Lobeserhebung dieses Mittels und seines Erfinders, über welche die Zeit schon abgeurtheilt hat. VIII. *Ideen aus dem Gebiete der Heilkunde, von Ebendenselben.* Nichts Neues und nichts, was man nicht überall besser und bestimmter entwickelt antrifft! Auch stehen diese Ideen mit dem vorigen praktischen Falle oft im Widerspruch. IX. *Beobachtungen von Wurmfebern, von Hn. Dr. Stör in Leutkirch.* Der Vf. erzählt 2 Fälle, die er mit ellenlangen Recepten behandelte; aber über die bisher schwankende und noch unbestätigte Lehre dieser Fieber nichts Näheres, Bey diesen Bauchanomalien ist das Fieber nicht immer der hervorstechende Charakter der Krankheit. Alle Thiergattungen haben bekanntlich ihre Würmer; Jalape mit verführtem Quecksilber, welches der Vf. in diesen Fällen nie gereicht hat, und bald darauf stärkende Mittel zeichnen sich hier vorzüglich aus, indem die Würmer bloß dort sich anhäufen, wo ausgezeichnete Schwäche der Verdauungsorgane und zäher Schleim besteht. Das Fieber kann Folge derselben seyn, aber es kann auch anderswoher entstehen, dies muß der Arzt erörtern, und seine Heilanzeigen darnach entwerfen. X. *Über die Karlsche Geburtszange, von dem Herausgeber.* Die Bekanntmachung und Zeichnung dieser Zange verdient allen Dank, indem der Erfinder dieselbe schon so lange besitzt und gebraucht, ohne daß er dem Publicum eine Nachricht davon zu geben sich bestimmen konnte. Der Herausgeber enthält sich (billig) alles Urtheils über den Werth derselben, weil er sich derselben nie bediente. Sie unterscheidet sich von allen anderen wesentlich durch das Schloß, welches nicht an den Zangenblättern, sondern an einem eigenen, geraden Führer befindlich ist, der zwischen die Blätter hinaufgeschoben, in der Form eines H in dieselben eingreift und sie befestigt. Rec. kennt die Zange, aber aus Mangel praktischer Anwendung nicht ihre Vorzüge, und ersucht daher die praktischen Geburtshelfer, sich derselben zu bedienen, um ihre Nützlichkeit und ihren Werth gehörig zu bestimmen. Der Erfinder ist Hr. Veit Karl, Prof. zu Freyburg im Breisgau. XI) *Bemerkung (über die Folgen) eines Natterbisses, und vortreffliche Wirkung des Opiums in dieser Krankheit, von Hn. D. Gasner, Stadtphysikus zu Günzburg.* Das Thier war vermuthlich nicht Coluber, sondern *natrix vulgaris*, die von den Vipern sich sehr unterscheidet, auch gewiß nicht giftig, wie diese ist. Daß ihr Biss gefährliche Zufälle machen könne, ist bekannt, so wie der Biss der Eidechse und anderer Thiergattungen dieselben unter gewissen Umständen erzeugt haben. Der innerliche und äußerliche Ge-

brauch des Olivenöls wirkt hier eben so vorteilhaft als der Mohnsaft. Ob das Erweitern der Wunde hier erforderlich war? dies glaubt Rec. mit Nein beantworten zu müssen. XII) *Bemerkung einer Hirnwassersucht und Section des Leichnams. Von Ebendenselben.* Eine *amaurosis* von einem seit 18 Jahren geduldeten halbseitigen Kopfschmerz, der verschiedene Desorganisationen im Gehirn veranlaßte, wovon endlich die Wasseraufhäufung nur die Folge war, und freylich in den letzten 3 Tagen weder mit *digitalis* noch mit Quecksilbereinreibungen geheilt werden konnte! XIII) *Geschichte kranker Phantasie, eingesandt von einem praktischen Arzt.* Bey einem Schuster sind dergleichen Geistesverirrungen nichts seltenes. Rec. sah einen solchen, der in einer ähnlichen Anwendung dem Kind seiner Schwester den Hals abschnitt. XIV) *Beobachtung einer geheilten Pulsadergeschwulst an der rechten Subclavia.* Von Hn. Stadtphys. Merk in Ravensburg. Wenn Rec. auch nicht, wie neuerlich Scarpa, behaupten will, daß es gar keine Pulsadergeschwulst von Ausdehnung der Häute giebt: so zweifelt er doch hier an der Diagnose. XV) *Krankheitsgeschichte der (Geschichte einer) Gehirnwassersucht, vom Kreisphys. D. Gasner in Günzburg.* Der Vf. sagt, daß man die meisten Aufklärungen über diese schwierige Krankheit den Engländern verdanke. Indessen ist Odiar kein Britte, und Rec. kennt auch einen Deutschen, dessen Ansichten und Darstellungen der ursächlichen Verhältnisse so lichtvoll sind, daß sie die rohe Empirie der Britten weit aufwägen. Dies ist Hr. Hopfengärtner. Was der Vf. hier liefert, ist die Symptomatologie des gesehenen Falles, nur für angehende Ärzte, für die der Vf. hier schreibt. Denn über die ursächlichen Momente, über die vielen diagnostischen Complicationen, und eben so verschiedenen Heilungsarten wird hier nichts gesagt. Bey der Section des in No. XVI erzählten Falles sollen 5 Unzen Wasser aus der vorderen rechten Hirnhöhle ausgeflossen, übrigens in dem Bau des Gehirns keine widernatürliche Beschaffenheit, keine fehlerhafte Organisation vorgefunden worden seyn. Die Hnn. Wenzel werden bey dieser Angabe lächeln, und Rec. findet die Ursache derselben von dem Vf. selbst bestimmt; denn er sagt S. 140: „die Unvollkommenheit unserer Kunst von dem Bau des Gehirns verursacht, daß wir in Ansehung der Gehirnkrankheiten in einer großen Unwissenheit und Ungewissheit uns befinden.“

*Öffentliche Arzneywissenschaft.* Nach Rec. Meinung ist dies der wissenschaftliche Theil der Staatsarzneykunde, der die Entwürfe und Vorschläge über die Sanitätsanstalten sowohl, als über die Organisation des Medicinalwesens und der gerichtlichen Arzneykunde enthält. Die Anwendung derselben ist immer in den Händen der Gesetzgebung. I) *Unmaßgebliche Vorschläge zur Verbesserung des Medicinalwesens in Bayern u. s. w.* vom Hn. Prof. Noldo. Einem Auszug dieser überall bekannten Schrift begleitet hier der Vf. mit seinen Bemerkungen, und fügt II) auch noch die Skizze eines Entwurfs einer Medicinalverfassung als eine Rhapsodie bey, die den Namen mit Recht

trägt, indem am Ende der Vf. selbst sagt, daß diesen hingeworfenen Ideen das Gepräge einer Vollendung gänzlich mangle. Übrigens sind in den vorigen Bemerkungen manche interessante Medicinalgesetze zusammengestellt, wo auch der *große! Röschlaub* nicht vergessen ist. III) *Über Institute für die Bildung der Hebammen*, vom Herausgeber, enthält gar nichts Neues. Statt alles hier Gesagten wären einige Vorschläge über die Art, nach welcher den Gemeinden dieser Unterricht am wenigsten kostspielig wird, wünschenswerth gewesen; denn hierin bestehen die größten Schwierigkeiten. IV) *Auszüge aus Schriften*, vom Herausgeber, und zwar aus *Röschlaubs* und *Oeggls Hygiea*. Nichts in der Welt ist überflüssiger, als von Zeitschriften Auszüge zu geben, die, ob sie wenig oder viel gelesen werden, dieser Mühe nie werth sind. Die Guten sind in Jedermanns Händen, und die Schlechten sind der Arbeit nicht werth. *Kurzer Unterricht über die Schutzpockenimpfung*, von Hn. D. Zumtobel in Bochau 1803. Warum den Ärzten hier der Auszug eines kleinen für Layen berechneten Schriftchens, das nichts mehr als alle seine damaligen Schwestern enthält, nochmals aufsuchen? V) *Einige Cautelen für den Impfarzt*, von D. Merk in Ravensburg. Eigennutz und Mangel an Aufklärung von Seiten des Volks sowohl, als des ärztlichen Personals, sind nach Rec. Meinung die vorzüglichsten Hindernisse der Impfung. VI) *Ideen über Kuhpockenimpfung in policeylicher Ansicht*. Von Dr. Feuchtmayr in Weissenhorn. Rec. hofft weit mehr von einer thätigen Policey, als von allem Eifer der Ärzte und Geistlichen. VII) *Neue Methode Kuhpocken einzupimpfen*, von D. Wiest in Weingarten, mit einem Schröpfstock. Elende Spielerey für Ärzte und Chirurgen, die das Messer mehr fürchten als ihre Kranken. VIII) *Miscellen. Königlich bayerische Verordnungen die Verbreitung der Schutzpocken betreffend* — aus den Zeitungen sowohl, als durch den Geschäftsgang den Ärzten längst bekannt. IX) *Seltener und sehr merkwürdiger Erfund bey der Legalinspection und Section eines unreifen und todtgeborenen Kindes*. Von Hn. D. Bührlen, Stadt- und Hospitalarzt in Ulm. Die übrigens gut erhobene und eben so gut hier vorgelegene Legalinspection ist nicht so selten vorgekommen, als der Vf. glaubt; Rec. hat mehrere Kinder ähnlicher Art, sogar ganz ausgetragene und reife gesehen. Merkwürdig wäre dieser Fall geworden, wenn es dem Vf. oder dem Herausgeber gefallen hätte, irgend einige Momente auszuheben, die uns eine be-

lehrende Ansicht über diesen Bildungsfehler und dessen Ursachen gegeben hätten. *Gutachten über eine Kindesmörderin*, von D. Breiting, prakt. Arzt zu Augsburg. Der Vf. holt etwas weit aus, um einen Mord *ex taedio vitae*, wie die Criminalisten sagen, zu beweisen. Rec. hat so eben diesen Fall vor sich, und hat denselben schon mehrmals gehabt. Ganz sicher findet er die Bemerkung, daß eine niedrige Stufe der Geistescultur, der Mangel öffentlicher Schulen u. s. w. im Volke dies Übel vorzüglich erzeugen, Auch ist *Galls* Lehre hierin wirklich zu beherzigen. Die Ausartung der Gehirneorgane, und die Verdickung der Schädelknochen liegen meistens zum Grund. Rec. sah diese Anlage von einem erfolgten Sturz auf den Kopf entstehen, dessen sichtbare Folgen zwar geheilt wurden; doch blieben epileptische Anfälle, die die sehr niedrige Stufe der Geistescultur dieses Menschen noch tiefer herabbrachten, und bey unausbleiblichem, dadurch erzeugtem, lange geduldetem physischem Elend, diesen habituellen Stumpfseinn, und dies *taedium vitae* zur Folge hatten. Er mordete das zweyjährige Kind seines Wohlthäters, und rief denselben augenblicklich nach der That zum erschlagenen Liebling. Eben so zerhackte vor einigen Jahren der Vater seine zwey eigenen Kinder mit dem Beil.

*Medicinische Gesetzgebung. Verordnungen, die Schutzpocken betreffend.* Bayerische Medicinalverordnung wegen Bestimmung und Befoldung der Landgerichtsärzte. Generalinstruction derselben im Bayerischen und Bambergischen. Auch sogar die neue Organisation (1803) der Universität zu Würzburg, die indessen schon so oft desorganisirt u. wieder reorganisirt wurde. Errichtung einer Medicinalsection bey der Landesdirection in Schwaben. Verordnung wegen wüthiger Hunde. Über den jährlichen Gehalt der Hebammen im Bambergischen. Errichtung des Veterinärinstituts zu Würzburg. Die bloße Anführung aller Verordnungen in *Extensio* ist eine um so entbehrlichere Sache, als dieselben im Geschäftsgang den Ärzten schon officiell bekannt, und auch dem Publicum in den vielgelesenen Regierungsblättern zur Nachachtung vorgelegt worden sind. Hätte der Vf. ja dieselben mit Nutzen vortragen wollen, so hätte er den Geist derselben in der Kürze auffassen, dieselben mit kritischem Scharfblick gehörig motiviren, und das Gute, wie das Unstatthafte derselben, so vortragen sollen, daß sich aus seiner Arbeit irgend etwas Nützliches ergeben hätte.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Breslau, b. Méyer: *Gemälde und Zeichnungen aus der wirklichen Welt*, von Julius Struwa. 1804. 194 S. 8. (16 Gr.) Das wirkliche Leben sieht man diesen Gemälden und Zeichnungen wohl an, aber nicht so wohl die Hand des Künstlers. Dieß gilt hauptsächlich von der zweyten Erzählung; *Geschichte meiner gelehrten Laufbahn*. Diese treibt sich auf eine so gemeine Art fort, und hat es so sehr mit dem gemeinen Leben zu thun, daß man Mühe hat, sie bis zu Ende zu lesen. Manches darin ist auch ein wenig zu derb gegeben, und gar zu unmanierlich. Die übrigen vier Erzählungen: die Ritter am Fuße des Riesengebirges; Vanini und der Jesuit Guignard;

der Mann, der durch Gespenster sein Glück macht; und Verzeiung, sind etwas besser, aber noch immer nicht gut genug, um auf eine Auszeichnung unter ihres Gleichen rechnen zu können.

Amathunt, auf Kosten des Vis.: *Erholungen für Kinder der Freude*. Herausgegeben von Hilarius Bonavent. In zwanglosen Heften. Erstes Heft. 1808. 112 S. 8. (8 Gr.) Rec. würde sich an seiner Zeit und an dem Papiere veründigen, wenn er von diesen Erholungen mehr sagen wollte, als daß sie in jeder Hinsicht schlecht und erbärmlich sind.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Bran: *Über den neuen französischen Erbadel*, von dem Freyherrn von Eggers, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 1808. 28 S. 8. (5 Gr.)

Die Gründung eines neuen Erbadels in Frankreich, ehe noch 20 Jahre seit jener denkwürdigen Nacht verfloßen sind, welche einen ganz neuen gesellschaftlichen Zustand zu verkünden schien, und während noch selbst der Mann, welcher das begeisterte Feuer hervorbrachte, welches die Mitglieder der Versammlung damals ergriff, sich eines höchst bedeutenden Einflusses zu erfreuen hat, gehört an sich zu den sehr merkwürdigen Erscheinungen. Sie wird aber noch um so merkwürdiger, weil sie weder durch die eiserne Nothwendigkeit geboten, noch, so viel man wenigstens weiß, durch den lautgewordenen Wunsch der Nation veranlaßt worden ist, sondern ganz und gar das freye Werk der gesetzgebenden Weisheit zu seyn scheint. Für den Deutschen wird aber dieses Ereigniß noch um so auffallender, weil ein großer Theil derjenigen, welche unter uns das Wort führen, dem Erbadel alles mögliche Unheil und namentlich alles Unglück zuschreibt, das den preussischen Staat betroffen, und weil man unter uns — nicht ohne manchen scheinbaren Grund — die Großthaten der französischen Armee und den trefflichen Geist, der in derselben herrscht, hauptsächlich der Aufhebung aller Standes-Ungleichheit zuzuschreiben gewohnt ist. Eine freymüthige, prüfende Untersuchung des neuen wichtigen Instituts — so weit solche von einem Privat-Schriftsteller, dem immer so manche Gründe und Rücksichten, welche den Staats-Chef leiten, verborgen bleiben, geschehen kann — eine Entwicklung der Gründe, welche den großen Mann dabey leiteten, der Mittel, die er angewandt, um das Gute, welches sich von diesem Institute erwarten läßt, hervorzubringen, und das Schädliche, das Gefährliche, welches so leicht aus demselben hervorgehen kann, zu vermeiden, der Künste, welche er in Bewegung gesetzt, um das Institut, in seinem Entstehen groß und gut, vor dem Verdorbenwerden zu bewahren, und so manches andere, was sich dem Nachdenkenden darbietet, würde nicht nur ein sehr interessantes, sondern auch für unsere vaterländischen Gesetzgebungen sehr lehrreiches Werk seyn. Der Vf. der vorliegenden Bogen hat dieses alles gefühlt; aber er hat die Wün-

sche des Lesers in keinem Stücke befriedigt. Außer einigen nicht tief eingreifenden Bemerkungen über die Gründe, giebt er uns nur einige gute Wünsche, frohe Hoffnungen, große Erwartungen, welche ihn, den leicht in Begeisterung gerathenden, beleben, und nebenbey einige leere Declamationen.

Der Staat, der Regent, davon geht der Vf. aus, bedarf oft größerer Anstrengungen und Aufopferungen, als die gemeinen Triebfedern in den Menschen hervorzubringen im Stande sind. Unter allen wirkt am kräftigsten *die Ehre*, der Wunsch, daß unser Andenken fortdaure, daß unsere Wirksamkeit sich über das Grab hinaus erstrecke, dieser schöne menschliche Wunsch. Diefes spornt den edlen Mann an zu allem, was groß ist, was Bewunderung verdient, und nichts entwickelt in dem glücklich organisirten Jüngling so leicht die Begierde zu großen Thaten, als das Andenken an das Verdienst des Stammvaters, dessen Name auf ihn vererbt ist. Um diese Ideen zu vernünftlichen, gab man den Namen der Geschlechter ein Unterscheidungszeichen. Dieses ist der wahre Geist des *Erb-Adels*.

Wer vermag es zu leugnen, daß Ehrbegierde und der schöne Gedanke an den Nachruhm den Menschen zu den größten Thaten, zu übermenschlichen Anstrengungen anzutreiben im Stande ist? Alles was daher zur Anerkennung des Verdienstes, zur Auszeichnung alles dessen, was groß, edel und schön ist, dient, ist vortrefflich. Hoch rage jeder große Mann und dessen Name über alle anderen hervor, für die Ewigkeit werde sein Ruhm erhalten, das ist weise, das ist schön. Aber eine andere Frage ist, ob es gut sey, ob es nothwendig sey, ob es selbst sehr wirksam sey, wenn man den Nachkommen, dem Geschlecht eines großen Mannes ein gleiches Recht einräumt. Der Begierde nach Ruhm, nach Nachruhm liegt so viel Reelles zum Grunde, sie ist mit so vielen anderen Wünschen der Menschen, z. B. dem Streben nach Macht, nach Herrschaft, nach freyer Wirksamkeit so eng verbunden; die Mittel, welche zum Ruhm führen, führen nicht selten auch zu einer Verbesserung unseres Zustandes, sie hängt überdies selbst mit der Hoffnung nach Fortdauer so unzertrennlich zusammen, und es giebt endlich der Mittel und Wege, den Namen und das Andenken großer Thaten und Männer den Nachkommen zu erhalten, so viele, daß es nicht nöthig zu seyn scheint, diese Begierde, welche man ohnehin gleichsam als eine Grundbegierde, die ohne alle Nebenrücksichten, durch sich selbst und für sich selbst besteht, be-

trachten darf, durch die Aussicht auf einen bestimmten Erfolg, auf die Begründung eines ausgezeichneten Geschlechts zu erhöhen, eine Aussicht, welche überdies nur sehr wenige haben können, und für alle Nachkommen eines Mannes, der für sein Geschlecht einmal die edliche Auszeichnung erworben hat, verloren geht.

Von einer anderen Seite ist es nicht so ausgemacht, ob der Gedanke an große Vorfahren auf das Gemüth des Menschen einen mächtigen bloß wohlthätig wirkenden Einfluss habe. Die Erfahrung begünstigt diese Idee nicht sehr. Große Männer haben selten große Nachkommen, und die meisten großen Geschlechter, so lehrt es die ganze Geschichte, sind ausgeartet. Auch mag man über die Begebenheiten unserer Zeiten und deren Ursachen denken, wie man will, so zeigen sie uns doch die ganz un widersprechliche Wahrheit: der Gedanke und die Erinnerung an große Vorfahren, wie sie durch Führung einer adlichen Auszeichnung erweckt wird, ist so wenig im Stande gewesen, diejenigen, die sich solcher zu erfreuen hatten, zu großen Thaten, zu außerordentlichen Anstrengungen zu vermögen, als die Helden und großen Männer, welche wir vor uns sehen, der Erinnerung an ihre Voreltern, und der Aussicht auf die Begründung eines ausgezeichneten Geschlechts bedurft haben, um sich auf schön-

u den größten Thaten  
tregungen geneigt  
t nichts ausgemach-  
chen — die Mehr-  
Voreltern erbitten  
n, falschen Vorstel-  
und also von Feh-  
besseren Ausbildung  
Verdienstes gar sehr  
erfolgt wenigstens  
r Gefühle, wie sie  
l genährt werden,  
t, und dass der  
wohlthätige Einwir-  
menschen, sondern  
ervorzubringen und  
ber dieses ist, las-  
t, rechtfertigen, und  
gsurtheil über die

., passe ganz in die  
e ihr allein an, be-  
aber das wie und

warum ganz unerörtert. Damit der alte nicht wieder aufstehe, sey der neue Adel gestiftet, und da er sich auf ausgezeichnetes Verdienst gründe, entspreche er den Forderungen der Vernunft, der Moral, des natürlichen Rechts! Ist diese Declamation folgerecht? Wie mancher hat die Belohnung, die er erhält, verdient, und doch ist die Art der Belohnung ungerecht und unweise!

Das angemessene Einkommen ist allerdings etwas, sehr weises, verhindert, einigermaßen, das

nicht Anmaßung und Armut, Stolz und Hülfslosigkeit mit einander gepaart; ein ekelhaftes Bild darbieten. Aber die Nothwendigkeit, seinen Nachkommen ein angemessenes Einkommen aussetzen zu müssen, wenn man den persönlichen Adel auf sie fortpflanzen will, macht es doch auch dem Verdienste allein nicht möglich, den erworbenen Adel fortzuern zu lassen, sondern macht die Fortdauer von einem zufälligen Umstande abhängig. Und hat nicht schon manchen, auf das ererbte Vermögen rechnend, die Mittel verflümt, die sich ihm darboten sich auszubilden? Die Geringfügigkeit der Summen mildert beides einigermaßen; allein sie schafft dagegen nicht die Unabhängigkeit, von welcher der V. S. 14 mit Recht so manches erwartet. — Bürgerliches Gewerbe soll der Adel nicht treiben, er soll dem State dienen, den Wissenschaften leben, oder seine Güter bewirtschaften. Also setzt bürgerliches Gewerbe herab? Der nicht dürstige Mann wird, wenn er nicht selbst fordere ist, nicht leicht ein sordides Gewerbe ergreifen, daher braucht der Staat ihn davon nicht abzuhalten; aber ein an sich nützliches, unentbehrliches Gewerbe sollte niemanden herabsetzen, und durch keine Auszeichnung gebrandmarkt werden. Schwerlich dürfte es auch geschehen. Warum sollte aber auch ein Banquier, dem der Kaiser den Orden der Ehrenlegion ertheilt, seinem Geschäft ferner vorstehen dürfen, nicht aber dessen Sohn, dem er den Adel erworben hat? wie der V. S. 16 will.

Die Bestimmung der Rechte, welche dem Erb-Adel zustehen werden, wird noch erwartet. Der V. glaubt, dass es schwerlich andere seyn werden, als die sich auf den Zutritt zu der Person des Regenten und auf das Ceremoniel bey Feyerlichkeiten beziehen. Ist dieses, erhält jeder Adliche, ohne Ausnahme, und bloß weil er adlich ist, das Recht des Zutritts beym Regenten, und erhält keiner, der nicht von Adel ist, dieses Recht, oder nach unserer Sprache, ist jeder Adlicher und nur der Adliche hof-fähig: so ist das ein sehr großes Vorrecht. Ein Vorrecht, nicht nur in sich von vielem Werth, sondern noch unendlich mehr als Mittel zu so mannichfaltigen Zwecken von der größten Wichtigkeit. Besonders kann dieses Vorrecht in der Folge der Zeit und bey schwachen Regenten — können aber dem Starken nicht auch Schwache folgen? — gar leicht zu Missbräuchen, zu unglücklichen Anmaßungen Einzelner und zu schädlichen Erweiterungen der Rechte des ganzen Standes führen. Überdies hat dieses Vorrecht sehr sonderbare Austritte und stöckerliche Inconvenienzen zur Folge. Denn junge Adliche ohne eigenes Verdienst erhalten dadurch Vorzüge vor den älteren höchst verdienten Nichtadlichen, Untergebenen vor ihren Vorgesetzten, im Dienst Nachstehende vor denen, die vor ihnen stehen, kurz, es hat dieses Vorrecht gar mannichfaltige, zu höchst kränkenden Austritten führende Folgen, und konnte leicht für ein Ubel gehalten werden, dessen Folgen weit größer sind, als man nach der Sache selbst glauben sollte. Rec. ist daher auf die Entscheidung dieser Frage um so neugier-

riger, weil die ganze Sache dadurch noch verwickelter geworden ist, daß der Adel sich nicht auf sämtliche männliche Nachkommen, und auf die weiblichen Nachkommen gar nicht erstreckt. Denn dadurch ist alles, was auf eine Auszeichnung in der Gesellschaft sich bezieht, noch weit delicates, und bey einem so reizbaren Volke, als die Franzosen, noch mislicher. Übrigens läßt sich doch auch nicht übersehen, daß in einer so großen Monarchie, wie die französische, und in einer so großen Hauptstadt, als die des französischen Reichs, aus hundert Gründen vieles ganz anders ist und erscheint, als in unseren kleinen Staaten, und noch kleineren Residenzen.

Eine Erziehungsanstalt für die erstgeborenen Söhne des Adels, d. i. für den Adel, in welcher sie auf Kosten des Staats, also vorzüglich auf Kosten der Nichtadlichen erzogen werden, dürfte wohl nicht zu wünschen seyn. Dies wäre ungerecht gegen die übrigen Stände, würde zur Verstärkung eines *Esprit de corps* beytragen, dernichts raugt, und den Napoleon schwerlich befördern wird. Wer die adlichen Erziehungsanstalten kennt, wird ohnehin dergleichen nicht wünschen.

Andere Vorzüge, z. B. in Ansehung des Gerichtsstandes, und in Ansehung der Abgaben, werden dem Adel zuverlässig nicht eingeräumt werden, sind ihm vielmehr schon ausdrücklich versagt worden. Der Vf. urtheilt sehr richtig über diese in Deutschland vielfältig noch bestehende Ungerechtigkeit.

Auch zu Ämtern soll der Adel keinen Vorzug geben; und was der Vf. hierüber sagt, zeigt von Gerechtigkeit und richtiger Schätzung der Dinge. Aber, kann man fragen, wird der Adel nicht bald bey der Besetzung der Ämter Begünstigungen erhalten, wenn er ausschließlich den Umgang des Regenten genießt? Werden nicht gewisse Ämter bey Hofe den Adel voraussetzen? Werden z. B. nicht bloß Adelige zu Pagen erwählt werden? Und werden diese bey künftigen Beförderungen nicht einen Vorzug genießen? Ist aber erst ein Schritt geschehn, dann folgen andere von selbst, so ist wenigstens immer gewesen. Denn wo steht bey uns geschrieben, daß der Adel bey Besetzung der Ämter Vorzug haben solle? Wo steht so manches andere, was der Adel präntirt, geschrieben?

Gegen die Unveräußerlichkeit der Majoratsgüter erklärt sich der Vf. aus den bekannten staatswirtschaftlichen Gründen gegen die Unveräußer-

lichkeit der Güter überhaupt. Er glaubt jedoch ein Auskunftsmittel gefunden zu haben; und bezieht sich auf ein noch ungedrucktes Memoire. Rec. kann darüber so wenig urtheilen, als er die staatswirtschaftlichen Gründe gegen die Unveräußerlichkeit verkennt. Doch glaubt er, daß es hier einen höheren Gesichtspunct gebe, als den ökonomischen. Denn wenn es einmal in einem Staate Familien in einem eminentern Sinne geben soll: so haben müssige Familiengüter, die in liegenden Gründen bestehen, gewiß sehr viel, was für sie spricht. Der Sitz unserer Vorfahren, unserer Wohlthäter, der Ort, wo vielleicht ihre Asche ruhet, wo sie und wo wir die schönsten Jahre unseres Lebens durchlebten, wo uns jeder Nachbar kennt, wo uns jeder Baum, jeder Fleck bekannt und theuer ist, wo wir selbst nach einem thätigen Leben auszuruhen, und den großen Schlaf zu schlafen gedenken, ist ein Heiligthum, macht für uns den Staat, worin er liegt, zu einem Heiligthum, und erzeugt tausend der seligsten heiligsten Empfindungen, die dem Staat nicht gleichgültig seyn können.

Über die Erlöschung des Adels einige höchst flüchtige Ideen. Nur durch Hochverrath soll er ganz untergehen. Mit dem Tode des letzten Majoratsherrn soll das Gut an den Kaiser fallen, und dieses soll es mit dem Titel einem anderen übertragen, damit kein würdiger Name ausgehe.

Durch einige Zeugnisse wider den Vf. seine Ideen von der Wohlthätigkeit des Adels, dessen Wiederherstellung in Frankreich er, laut des Eingangs, bereits im Jahr 1793 als einen Sieg der Vernunft vorhergesagt, unterstützen. Auch Friedrich der Große wird genannt. Wie verschieden doch die Ansichten sind. Hier beweiset man eine Behauptung durch Nennung dieses Namens, und dort sucht man den Namen herabzusetzen, zu verkleinern, weil er jenes behauptete! —

Der Erfolg wird zeigen, welche Hoffnungen, Erwartungen und Prophezeeyungen des enthusiastischen Vfs. eintreffen. Vielleicht wird es aber auch nicht zeigen, und diese Erscheinung wird sich, wie so manche andere, unter den Begebenheiten verlieren, ohne daß die Spur, welche sie hinter sich läßt, bemerkbar wird, und einen neuen Beweis abgeben, wie trügerisch oftmals die Erwartungen und Befürchtungen von einzelnen Ereignissen sind.

BN.

## K. L. E. I. N. E. S. C. H. R. I. F. T. E. N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Leipzig, b. Gräff: Über den mit Unrecht verfolgten Erbadel. Von einem Patrioten. 1803: 46 S. 8. (4 Gr.) Auch wenn man mit der Art und Weise, wie in unseren Tagen gegen und über den Erbadel geschrieben und geschimpft worden ist, nicht zufrieden ist: so wird man doch eine Vertheidigung, wie die unseres Patrioten, für höchst unzweckmäßig halten müssen. Die Gründe, mit welchen unter Vf. den Geburtsadel und das ganze Gebäude, von welchem er einen Theil ausmacht, schützen und aufrecht erhalten will, sind dazu nicht geeignet, und es dürften leicht viele, die den Adel gern vertheidigt sehen, mit dem Vf. unzufriedener seyn, als die Gegner. Wenn sich für das Institut sonst nichts sagen läßt, als was der Vf. dafür zu sagen weiß: so verdient es wahr-

lich nicht gegen den Wunsch vieler Staatsbürger in Ansehn erhalten zu werden. Solche Vertheidiger schaden der Sache, der sie sich annehmen, mehr als sie ihr nützen.

Der Vf., welcher es vorzüglich mit den heillosen Feuerbränden zu thun hat, findet die Ursache, warum gegen den Adel so viel gesprochen wird, bloß in dem Egoismus der Zeit, in der Stacht zu glänzen, und aus einem niederen Stand in einen höheren überzugehen, und glaubt, man wolle nicht sowohl keinen Erbadel, als Umschaffung und Errichtung eines neuen.

Die Observanz, daß nur Adliche im preussischen Militär zugelassen wurden, glaubt er dadurch beistellen zu können, daß doch in dem Gentle- Corps, in der Artillerie, und in den Jäger- und Husaren-Regimenten den Bürgelichen eine Laufbahn offen



gestanden, anderntheils dadurch, weil die Zahl derer vom Bürgerstande, welche überhaupt zu den Militär-Stellen qualificirt seyen, nicht sehr groß wäre, indem doch nur Bürgerliche von Erziehung tauglich dazu seyn könnten; ohne in Ansehung des ersten die Herabwürdigung zu fühlen, welche in diesem Unterschiede sowohl für die Bürgerlichen, als für den Adel und die verschiedenen Corps der Armee liegt, und ohne in Ansehung des zweyten zu ahnden, daß man gar keine, von der Geburt und dem Stande der Voreltern hergenommenen Vorzüge zugeben, sondern einem jeden eine jede Carriere offen erhalten will. Es ist dann eines jeden, er sey der Sohn eines Gutsbesizers oder Tagelöhners, Sache, ob und wie er sich qualificiren, und zu höheren Stellen in der Armee oder in dem Civile geschickt machen will.

Hiernächst bemüht er sich zu zeigen, daß es weder gerecht noch politisch sey, den Erbadel aufzuheben. — Jedes Regenten Pflicht sey es, die Unterthanen bey ihren rechtmäßig erworbenen Rechten zu schützen. Nun wären die Rechte des Adels auf die rechtmäßigste Weise erworben, also müßten sie geschützt und nicht, weil es einige Scribenten so wollten, vernichtet werden. Man müsse nicht, weil Einzelne vielleicht ihre Pflicht nicht gethan, einen ganzen Stand bestrafen wollen; hätten doch manche bürgerliche Officiere und viele Soldaten auch wohl ihre Pflicht nicht gethan, und hätten doch manche von Adel durch Geist und Muth sich ausgezeichnet. Auch Rec. ist der Meinung, daß der Adel, nicht, weil es einige Scribenten wollen, und weil einige Officiere vom Adel — wenn die Zahl dieser auch noch so groß wäre — ihre Pflicht nicht gethan haben, seiner Rechte beraubt werden soll, und er ist auch der Meinung, daß wohlverworbene Rechte nicht ohne Noth jemanden entzogen werden dürfen. Aber es drängen sich viele Fragen auf. Sind alle Rechte des Adels wohlverworbene Rechte? Sind namentlich auch die, welche eine adliche Curie und ein adlicher Minister oder eine adliche Dienerschaft demselben zu verschaffen gewußt hat, *wohlverworbene Rechte*? Sind alle Rechte des Adels ihm unbedingt ertheilt, oder nicht vielmehr, wie der Jurist sagt, *sub condico*? Ist alles, was Besitz heisst, auch Recht? Giebt ein jedes Landesgesetz, das — wie dieses bey vielen der Fall ist — die eine oder die andere Classe von Menschen begünstigt, dieser Classe ein *jus quæsitum* auf ewige Fortdauer desselben? Ist der Staat nicht befugt, wenn die Umstände und der Wechsel der Dinge Veränderungen der Dinge herbeygeführt und unvermeidlich gemacht haben, dem nachzugeben, und durch Mitwirkung ein neues haltbares Gebäude aus den Trümmern aufzuführen? Ist endlich die Stimme — nicht einzelner Scribenten — sondern des thätigsten, des zahlreichsten und sehr aufgeklärten Theils der Nation, welcher sich über Unrecht beklagt, welcher sich auf die ewige Gerechtigkeit beruft, welcher keine Vorzüge, nur Gleichheit will, gar nichts werth! Diese und mehrere andere Fragen müssen erschöpfend beantwortet werden; wenn der Erbadel von Seiten des Rechts — allerdings die haltbarste Seite — vertheidigt werden soll.

Die zweyte Hauptfrage, ob es politisch sey, den Erbadel aufzuheben, wird eben so erbärmlich beantwortet. Wenn gleich Rittertugenden nicht mehr Statt finden könnten, so habe doch das hohe Ehrgefühl in den Nachkommen jenes Adels oder der Ritterschaft, sagt der Vf. S. 22, nie verlöschen können, und jene Wappen und pergamentenen Adels-Diplome — der Gegenstand des Neides der Bürgerlichen — trügen heute noch das Gepräge der Verdienste der Vorfahren, könnten also nur im Stande seyn, die Nachkommen zu ähnlichen Thaten anzufeuern u. s. w. Der Adel habe, seitdem sich der Bürgerliche gehoben, an wahrem Ehrgefühl (?) gewonnen, und es sey gar nicht zu leugnen, er sey die wahre Stütze des Throns. Der Bürgerliche erfülle seine Pflichten bloß aus Ehrgeiz oder in Absicht einer zu erhaltenden Belohnung, der Adliche sey aber, laut seiner Geburt und der zu erhaltenden Ehre seines Geschlechts wegen, dazu verbunden. Auch müsse eine Subordination Statt finden, und daher auch verschiedene Stände. Dies führt denn den Vf. zur Vertheidigung des ganzen Lehnwesens und der Unterthänigkeit. Es wäre verlorene Mühe gegen einen Schriftsteller, der so veradelt ist, seinen Stand und den Geist des Bürgerstandes so ächt standesmäßig ansieht und beurtheilt, etwas zu sagen. Doch muß Rec. fragen, wie kam es denn, daß so viele adliche Chefs, Commandanten u. s. w. ihre Pflicht nicht erfüllten, sondern so ächt bürgerlich dachten, in ihren schändlichen Capulationen die

Ehre ihres Geschlechts vergaßen, ihrer Habseligkeiten und ihres Soldes hingegen aufs beste eingedenk waren? War diesen Herren die Pflicht alles, die Belohnung nichts? — Doch jeder Adliche wird sich schämen so etwas zu lesen. Am Ende sagt der Vf. einige gute Worte über den verderblichen Güterfresser, und macht eine von grober Unwissenheit und Stolz zeigende Bemerkung über die Popularität des englischen Adels. PN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Angabe des Verlagsorts; Schriftproben von Peter Hammer. 1808. 24 S. 4. (8 Gr.) Peter Hammers buchführerische Verdienste sind anerkannt; wir können ihren Ruhm nicht vermehren, der wohl so lange grünen wird, als die Familie Hammer bey ihrem Namen und ihrer kosmopolitischen Beschäftigung bleibt. Daß indessen aus ihrer Officin jemals typographische Meisterstücke hervorgegangen wären, ist, so viel wir wissen, noch nicht behauptet worden. Aber so geht es. Berühmten Leuten genügen ihre Ehrenkränze nicht, so lange sie sie mit den Augen zählen können; es fällt ihnen ein, Sammlungen davon anzulegen. Da raffen sie denn zusammen, was sich ergreifen laßt, ohne zu bedenken, daß fester Ruhm ranzig wird. Der hier gelieferten Schriftproben sind zweyerley: das erste Buch enthält französische, das andere deutsche. Im ersten werden zur Schau gestellt: *Nompareille Romain, Nompareille Italique, petit Texte Romain, petit Texte Italique, petit Romain Romain, petit Romain Italique, Cicero Romain, Cicero Italique, Cicero Romain auf Mittel-Kegel, St. Augustin Romain (petit oeil), St. Augustin Italique, gros Texte Romain et Italique und gros Parangon Romain*. Im zweyten: *Mittel, Text, Tertia, große Cicero, kleine Cicero auf Mittel-Kegel, kleine Cicero, Garmond, Garmond auf Cicero-Kegel, Borgis auf Garmond-Kegel, Petit, Nompareille und Petit auf Garmond-Kegel*. Schöne deutliche Charaktere, sauber und stark abgedruckt, mit gefälligen Intervallen. Wo bestellt man sich nun dergleichen? Das ist schwierig. Denn Peter Hammer wohnte zwar sonst in Köln; man weiß aber nicht, ob er nicht weggezogen ist: auch liegt sein Haus in einer so abgelegenen Gasse, daß man, nach langem Fragen und Suchen, es auferst selten findet. Dies wohl erwogen, möchten wir schier auf die Stimme eines tückischen Dämons hören, der uns ins Ohr bläst; diese Schriftproben seyen weniger der Schriften als des Textes wegen abgedruckt, und das Ganze eine Art Mausfalle, wie Hamlet das Stück nennt, das er vor seinem Oheim aufführen läßt, um dessen Gewissen in die Klemme zu nehmen. „Es ist ein spitzbübischer Handel. Aber was thust? Ew. Maj. und uns, die wir ein freyes Gewissen haben, trifft es nicht. Der Ausfäzige mag sich jucken, unsere Haut ist gesund.“ Doch würde Rec. kahl bestehen, wenn man ihn auffoderte, bestimmt anzugeben, wen er für den getroffenen Ausfäzigen halte. Um einen Scharfzüngigeren in Übung zu bringen, mögen folgende, die und da ausgehobene Zeilen dienen, die noch nicht die wunderlichsten in dem kleinen Buche sind: „Ich will sie taufen lassen in der Wässer- und Feuer-Taufe, ich will ihnen die Schwänze abhacken, barbieren will ich sie lassen und schminken und pudern, Wämschen sollen sie anziehen, grüne, gelbe, blaue, rothe, die Zähne will ich ihnen befeilen, und die Hörnerchen werden sie wohl von selbst sich ablaufen . . . Sollte der Sturm die Mühlen auch treiben, der den Welttheil zerriss; ihr müßt selbst in die Mühle, die Blume wird für die Herren verbacken; von den Kleinen werden die Schweine gemästet . . . Bruchpantenten traten mit geübten Athleten zum Ringen in die Palästra. Sie sprachen zu einander, geruhig die Pfeifen ausklopfend: Laßt uns nur gehen, früh genug werden wir uns zeigen, ernst kann's ihnen nicht werden, uns zuerst zu misshandeln, das wäre unützlich von ihnen . . . Haben sich jüngst zwey Adler gebissen, der Eine ist nicht katzengrau gewesen, und hat den anderen zu Schanden gebissen, der war aber auch kein rechter Adler nicht, nur so eine Weihe, der ist herunter gefallen; ist aber doch davon kommen und jetzt in der Maule, werft ihm einen Nagel ins Saufen, das soll gut dafür seyn . . . O du wunderliche Welt, wärst du doch aus Lebkuchen gemacht und nicht aus Stein, ich möchte wissen, worauf sie am Ende doch stehen wollten, wenn sie dich ganz aufgefressen hätten.“ — Wir schließten diesen Bericht mit den Worten des Weltklugen Polonius: Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode. Cht.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## G E S C H I C H T E .

ZÜRICH b. Gefsner: *Histoire des républiques Italiennes du moyen âge*; par J. C. L. Simonde Sismondi, M. C. de l'université impériale de Wilna, et de quelques académies, etc. Tom. II. 1807. 496 S. in 8.

Der erste Band ist von anderer, der schonenden, alles Gute pflegenden Hand des Meisters in unseren Blättern [J. 1807. No. 72] angezeigt, und von der Art der Behandlung, von dem, was etwa wünschenswerth scheinen möchte, gebührend gesprochen worden. Wir übergehen deshalb jedes über das Ganze zu fallende Urtheil, und begnügen uns, die Hauptpunkte des zweyten Theils dieser Geschichte herauszuheben, die minder bekannt sind, die sich auf die Schicksale der italienischen Communen ausschliessend beziehen, mit Übergehung dessen, was die allgemeine Geschichte der Halbinsel betrifft, auch sonst in bekannten und verbreiteten historischen Werken bereits oft erwähnt ist.

Im siebenten Capitel, womit der zweyte Theil anhebt, wird der Fehde der oberitalianischen Städte, während der ersten Hälfte des XII Jahrhunderts, gedacht; Mailands und Pavias Eifersucht, während die übrigen sich zu der einen oder anderen Partey schlugen. Mailand überwältigt einige Städte, und unterwirft sie sich. Die grossen Unruhen in Kirche und Reich unter Lothar II und Conrad schieben die grossen Ausbrüche des wechselseitigen Hasses der Städte gegen einander in etwas auf. Wirkung der Lehren Arnolds von Brescia zu Rom und auf die Römer; Ernennung eines Senats daselbst, und dessen Einsetzung auf dem Capitol im J. 1143. Rom war in dreyzehn Quartiere oder Rioni getheilt; die Bürger eines jeden wählten jährlich zehn Wahlherren, welche zusammen denn die sechs und funfzig Senatoren ernannten; den Vorsitz im Senat hatte der Patricius von Rom, welcher vom Volke, an des abgeschafften Präfecten Stelle, den der Pabst ernannte, gesetzt ward; doch dauerte dies nicht lange. Achtes Capitel: Friedrichs I erster Zug gegen die freyen Städte Italiens in d. J. 1154 und 1155. Neuntes Capitel: Zweyter Zug Friedrichs gegen die lombardischen Städte, im J. 1153, Unterwerfung Mailands, Reichstag zu Roncaglia, Zerstörung Mailands im J. 1162, und Gehorsam der übrigen Communen unter des Kaisers Willen. Lombardischer Städtebund im J. 1167; der Kaiser verlässt Italien, die

Städte bauen zur Ehre des Haupts der Kirche, und zum Andenken eigenes Ruhms, Alexandrien. Eilftes Capitel: Der Kaiser bey Lignano geschlagen. Stillstand von Venedig. Friede zu Constanz. — In dem allen findet sich nichts Neues, nichts Ausgezeichnetes. Wahr ist die Bemerkung, dass die Verbindung der lombardischen Städte höchst unvollkommen, dass sie nur für den Moment der Gefahr berechnet war. Hätten sie ihrer kleinlichen Eifersucht unter sich entsagen, zu der Idee eines föderativen Staats sich erheben können, Oberitalien wäre frey geworden und gewiss auf längere Zeiten hin geblieben. Ähnliche Bemerkungen ergeben sich, wenn man die Verbindungen, das Thun und Treiben der Hanse-Städte beachtet: allein wenn diese, zwar gleichfalls nicht über ihr Zeitalter erhaben, eine Idee fassen konnten, die sie dauernder zu retten im Stande war, wie viel vollkommener wardoch die Verbindung dieser deutschen Städte, wie unendlich viel mehr Eintracht war doch unter ihnen, wie viel länger haben sie ein Ganzes behauptet, während die italienischen Städte mit rasender Wuth sich unter einander zerfleischen! Zwölftes Capitel: Kaum war die grosse Gefahr überstanden, so brachen innerhalb der Städte die Streitigkeiten zwischen den edleren Geschlechtern und den Bürgern aus. Mehrere, so gut als alle, änderten ihre Verfassung. So zu Mailand, wo der Podesta, wie nach und nach überall, eingeführt ward, welcher der strafende, peinliche Richter, und mehr noch der Anführer im Krieg war. Drey Gewalten waren fortan in der Stadt: der Erzbischof, als alter Graf der Stadt; in seinem Namen, obschon ganz ohne seinen Antheil, wurden die Urtheile gesprochen, er schlug die Münze, und an den Thoren ward ihm zum Besten ein Zoll erhoben; dann der Podesta, welcher die angeführten Zweige der obersten Gewalt inne hatte; endlich die Consules, welche die übrigen übten. Der letzteren waren zwölf zu Mailand, und ihre Vereinigung bildete il consiglio di credenza. Der Adel wollte, dass dieser Rath für das folgende Jahr jedesmal die Consules wählen sollte. Das Volk widerstrebte und setzte es durch, dass diese Wahl hundert Wahlherren übertragen ward, welche von der allgemeinen Rathsversammlung aus den Gewerken oder Gilden der Stadt ernannt wurden; doch sollten die Wahlherren stets aus Edelleuten jene Stellen besetzen. Indess ward oft von dieser Vorschrift abgewichen, so dass die regierenden Consules eigenmächtig ihre Nachfolger erwählten. — Zu Bologna lautete die Verfassung, ob-

Kkk

wohl man nicht bestimmt sagen kann, wann sie also gebildet ward, und auf welche Zeit sie sich bezog, wie folgt. Die höchste Gewalt war bey drey Rätthen, den Consuln und dem Podesta. Die Stadt war in vier Zünfte getheilt, jede wählte durchs Loos zehn Wahlherren, und diese ernannten jährlich die Consules. Alle, welche das achtzehnte Jahr erreicht hatten, waren Glieder des allgemeinen Rathes, nur die geringen Handwerker, und die ein für niedrig gehaltenes Geschäft trieben, waren ausgeschlossen. Sechshundert Bürger bildeten den besondern Rath; weit weniger zahlreich war das *consiglio di credenza*, doch saßen darin von Rechts wegen alle Rechtsgelehrte der Stadt. Alle bedeutenden Beschlüsse mußten von diesen Rätthen bestätigt werden; aber die Consules und der Podesta hatten die Initiative, oder ein ihr ähnliches Recht. Am häufigsten wurden die Vorschläge der Consuln durch vier dazu bestimmte Redner discutirt, die Versammlung stimmte durch schwarze und weiße Kugeln. Der Podesta ward im September also gewählt, daß durchs Loos vierzig Bürger aus dem allgemeinen und besondern Rathe ausgeschlossen wurden, welche alsdann eingesperrt, blieben vier und zwanzig Stunden, durch eine Mehrheit von sieben und zwanzig Stimmen die Wahl vollendet haben mußten. Gewöhnlich hatten die Rätthe den Wählern die Personen vorgeschlagen, unter welchen sie wählen sollten. Der Podesta durfte keinen liegenden Grund in der Republik besitzen, sieben und dreißig Jahre mußte er alt seyn. — Ähnlich war die Verfassung der übrigen Communen. Die großen Revolutionen des Reichs hinderten eine Zeitlang den Ausbruch der Gährung der aristokratischen und demokratischen Parthey in ihnen, sie brachen aber um so gewaltiger aus, als späterhin Kaiser und Päpste die Unterstützung der einen oder der anderen Parthey in den Städten suchten. — Die Geschichte der Unruhen im Reiche folgt. — Auf Papsts Gregor VIII Ermahnungen ließen die Städte einige Zeit von ihren Privat-Fehden unter einander, und wendeten ihre Kräfte an, um dem sinkenden Glück der Lateiner im Orient wieder aufzuhelfen. — Die Händel zwischen Brescia und Cremona im J. 1191 veranlaßten aber fast allgemeinen Streit zwischen den lombardischen Städten; andere Fehden folgten. — In der trevischen Mark, durch die bergige Lage begünstigt, war der Adel in ganz anderen Verhältnissen zu den Städten, als in den meisten übrigen Theilen. Als er Stadtrecht nahm, ward er nicht dazu gezwungen, vielmehr bemüht, eben dadurch seine Macht zu erhöhen. Die Edelleute bauten sich in den Städten ihre Citadellen; ihr Familienhaß gegen einander riß die übrigen Bürger mit fort; hier waren die *Eccline*, eine Familie berühmt durch Verbrechen. Die Edelleute waren in diesem Theile, wie überall, die Podesta, die Stadt wählte zu der Stelle einen auswärtigen Edelmann, dieser brauchte die Kräfte der Gemeinde zu seinen Privat-Zwecken, zu seinem Privat-Haß. Hier war an keine Freyheit mehr zu denken, die Städte waren das elende Werkzeug der Factionen des Adels geworden. Anders war es bey

den Communen dießseits des Po's, während des Endes des zwölften Jahrhunderts; diese zwangen und unterwarfen noch mehrere benachbarte Edelleute, aber auch diese, obschon nicht so mächtig, als in der trevischen Mark, geriethen in unvermeidliche Händel mit den Bürgern. — Innocenz III erhebt die päpstliche Macht, und erneut gleichsam die weltlichen Besitzungen des heil. Stuhls. Unterdrückung der gibellinischen Parthey v. d. J. 1197—1216. Das Bekannte zu übergehen, kommt wenig weiter von den Städten vor. Bemühungen des Papstes und der deutschen Könige, die Städte zu gewinnen. Einführung eines Podesta unter dem Namen Senator in der Stadt Rom, und Unterwerfung mehrerer kleinerer Städte in der Nähe, schon vor Innocenz. Dieser wußte sich mehr Einfluß auf den Senator zu verschaffen; er vertrieb im Kirchenstaate die Podesta und Richter der kleineren Städte, welche sich das Volk gewählt hatte. Die Communen in dem ehemaligen und nachmaligen Patrimonio Petri konnten nicht gedeihen. Die toscanischen Städte verbinden sich größtentheils mit dem Papste, sie, die sonst ganz den Kaisern ergeben waren. Doch waren die Communen in dieser Gegend früher in einiger gemeinschaftlicher Verbindung, um unter sich den Frieden zu erhalten. Pisa, die mächtigste, trat der Verbindung mit dem Papste nicht bey; denn Heinrich VI hatte schon ihre Freyheit anerkannt, sie hoch begnadigt und mit den Inseln Corsica, Ekba, Capraia und Pianosa belehnt, im J. 1192. — Geschichte der Factionen in der trevischen Mark, wo die Städte in der Gewalt der Edelleute sich fortdauernd befanden. Der Stadt Florenz wird, im J. 1215, wegen eines Kampfs zweyer angesehenen Familien gedacht. Die Lage der Stadt, ihre natürlichen Hilfsquellen werden, wie immer, trefflich angegeben. Ihr Ursprung ist ungewiß; zerstört, und unter Karl dem Großen wieder aufgebaut, zwang sie in späterer Zeit, wie die übrigen Städte auch gethan, die benachbarten Edelleute, in Stadtrecht sich zu begeben. Bis zum J. 1207 ward die Gemeine durch Consules regiert, die aus den besseren Bürgern gewählt wurden, und durch einen Senat von hundert Personen. Im Jahr 1207 folgte sie dem gefährlichen Beyspiele der übrigen Communen, und wählte einen fremden Edelmann zu ihrem Podesta. Dieß traurige Mittel war das einzige, welches gewöhnlich blieb, um bey dem Parteyengewühle im Inneren sich zu retten, das aber gar unvollkommen den Zweck erreichen half, und später fast immerhin in weit größeres Verderben stürzte. So war auch hier der Streit zwischen den angesehenen Familien für und gegen die Buondelmonti; drey und dreißig Jahre dauerte der Kampf in der Stadt, die Häuser der Edelleute in derselben wurden zu Festungen, und als solche angelegt. — Vierzehntes Capitel: Geschichte des Kreuzzugs zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts durch die Franzosen und Venetianer. Die Sache ist ganz bekannt, nur etwa das Resultat für Venedig, als italienische Stadt, gehört hieher. Dieß ist nun ganz gut am Ende angegeben und bemerkt, wie wenig

die Beute an Land und Leuten, die den Venetianern zufiel, ihnen wahrhaft nützlich ward. Jedoch ist nicht zu vergessen, daß die Inseln, die sie, nach dem Verlust ihres Beuteantheils am festen Lande, für sich behielten, ihnen als handelndem und seefahrendem Volk immerhin von Nutzen bleiben mußten. Das fünfzehnte und letzte Capitel enthält einen Abriss des Zustandes der italienischen Republiken zu Anfang der Regierung Friedrichs II., die bürgerlichen Kriege, die Erneuerung des lombardischen Bundes, von dem J. 1216 — 1234. Die Fehden unter den Städten dauerten fort, einige werden erwähnt, die aristokratischen und demokratischen Parteyen im Inneren nahmen gleichfalls kein Ende. Gewöhnlich, seit Einführung der Podesta's, wählte man nun in allen Städten einen fremden zu dieser Stelle, und allgemeiner Grundsatz war es, nie einen anderen, als einen Edelmann (*militem*), dazu zu ernennen; dieser nun begünstigte seine Classe, doch wollten die Bürger nicht allem Antheile an der Verwaltung, an der Besetzung der Räthe u. s. w. entsagen. Seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts kam es in mehreren Städten zwischen beiden Parteyen zum Kampf, und verschieden war der Sieg. Bewundernswerth ist, und nach unserem Dafürhalten nicht genügend erklärt, wie bey solchem, alles zersetzenden Zustande, die Wohlhabenheit der Städte dennoch immer zunahm. Alle Chroniken reden gleichwohl von der Nothwendigkeit, worin sich die Städte befanden, ihre Mauern zu erweitern, von den vielen öffentlichen Gebäuden, die hier aufgeführt wurden, von den vielen Schlössern, die sie besetzten. Um diese Zeit verließen die Städte, namentlich Asti, Geld gegen Zinsen nach Frankreich und an andere Orte dießseits der Alpen. Im Jahr 1256 wurden in Frankreich alle im Lande sich aufhaltenden Banquiers der Stadt Asti aufgehoben, und ihre Gelder confiscirt; und wenn auch die Summe gewiß übertrieben berechnet ist, die hier angegeben wird: so beweisen doch diese Geschäfte, die den nördlich-italienischen Städten gemein waren, das Übermaß eines Geldreichthums unbezweifelt. — Bologna's Universität nach Tiraboschi. Die Städte der Romagna waren eben so in zwey Parteyen und in Fehde gegen einander getheilt, als die lombardischen. Die letzteren verbanden sich, aus Furcht vor Friedrich II., abermals im J. 1226, erneuerten den alten Bund und endigten mit einer Ketzerverfolgung. Die im Inneren zerrissenen Städte in ewigen Fehden mit einander bedurften Ruhe; ein Dominikaner, Johann von Vicenza, predigte ihnen Versöhnung, wie ein anderer Clausner Flie; mit hohem Beyfall, mit erstaunenswerthem Erfolge. So viel vermochte damals ein Mann auf einige Zeit zu bewirken! Er stellte die Ruhe her; die Städte ließen sich gehorsam durch ihn ihre Verfassung zum Theil ändern, und auf den 28 Aug. d. J. 1233 beschied er die Völker der Lombardey auf die Ebene von Paquara an der Etsch, drey Meilen von Verona. Hier erschienen viele Städte mit ihrem Carroccio, viele Bischöfe und Edelleute, und begundenswerth war die Wirkung der Rede

auf dem zerklüfteten Haufen. Doch hiemit endigte auch der Bote des Himmels und des Friedens seine ehrenvolle Laufbahn, denn fortan suchte er in Vicenza Herr, Graf und Herzog der Stadt zu werden, und in dem Streite, in dem er nun gerieth, verlor er Ruhm und Ehre, die Gewalt seiner Rede, sein Ansehen, seine weltliche Macht. Dies giebt Gelegenheit, von der Beredsamkeit, der Poesie der Zeit, der Bildung der italienischen Sprache einiges hinzuzufügen. — Der Druck des Werks ist nicht correct; wir haben in den Zahlen mehrere Druckfehler bemerkt.

KARLSRUHE, b. Macklot: *Lettres sur la Westphalie*. Par Louis de Graimberg, Professeur au Lycée de Carlsruh. 1807. X u. 179 S. 8. (16 Gr.)

Briefe über Westphalen? Darunter kann man das neue Königreich, oder auch den vormaligen westphälischen Kreis verstehen. Die Namen der deutschen Völkerstämme haben ganz eigene Schicksale gehabt; ihre jetzigen Besitzer sind zum Theil nichts weniger als Nachkommen der alten Stämme, deren Benennung sie führen. Da, wo sie noch dafür gelten können, sind wenigstens die Wohnplätze ihrer Ahnen umgetauscht. Wer die ersten Saeven im heutigen Schwaben (auch nur noch ein Gedächtniswort der Jetztlebenden), oder das kräftige Sachsenvolk vor tausend Jahren in dem heutigen Königreich Sachsen zu suchen meint, der geht vergebliche Wege. An einem Namen wäre freylich nicht viel gelegen; wenn nur nicht Sitte, Sprache, Verfassung, Religion, Liebe und Haß, kurz, die ganze Nationalität daran hingel! Mit den Namen gehen auch die Beziehungen verloren, woran jene erinnerten. Diese Ketten Umgestaltungen haben von jeher, mehr als manche andere Ursachen, zur Schwächung und Auslöschung des Volkscharakters beygetragen. Die ärgsten Nationalfeinde der Deutschen waren sie selbst unter einander, durch ihre ewigen Bündnisse und Gegenbündnisse, daheim und mit Fremden. So dreht sich die Geschichte der Deutschen im Wirbel; jeden Augenblick wird der Standpunct verstellt und verdunkelt, aus welchem man das Ganze zu übersehen hoffte. Wenn unsere Altvordern von Westphalen sprachen: so dachten sie sich Ostphalen, als Neben- oder Gegenstück dazu. Die letztere Bezeichnung ist längst vergessen, und wir waren gewohnt, unter Westphalen bloß ein gewisses westliches Land im Norden von Deutschland zu denken (s. Möfers osnab. Gesch. Th. I, Abschn. 3a §. 6), dessen Bewohner eine gewisse Einheit der Sitten und Lebensart haben. Nach der neuesten Einrichtung aber ist der Name Westphalen einem deutschen Königreiche mitgetheilt, dessen westliche Lage nur einigen Anwohnern des rechten Elbafers, in der Mark Brandenburg, einleuchtet, und die dadurch zu Ostphalen werden müssen, wenn die Sylbe West eine Bedeutung behalten soll. Aus diesem Doppelsinne wird noch manche Irrung, manches Mißverständniß hervorgehen, bis unsere Kinder gelernt haben, das neue Königreich nicht mehr mit dem alten Kreise zu verwechseln.

Der Vf. brachte 10 Jahre in Westphalen zu, ließe sich nachher im Bodensee nieder, und nahm im vorigen Jahre von dort aus Gelegenheit, sein vormaliges Wohnland im Durchzuge zu besuchen. In aller Geschwindigkeit fuhr er von Karlsruhe nach Cassel, wandte sich nach Westen, sah sich in einigen unbedeutenden Städten ein wenig um, kam über Paderborn nach Cassel zurück, und zog gerades Weges wieder in seine neue Heimath. Von dem eigentlichen Königreiche Westphalen, worauf er doch in der Vorrede hinwinkt, nicht ein Wort weiter. Von dem westphälischen Kreise hat er auch nur ein kleines Stück gesehen; und was er darüber zu sagen weiß, sind nicht Nachrichten eines Mannes, der 10 Jahre steter Zuschauer angestellt hat, tigen, der bey einer schnellen etwas blincken sieht. Mit Hülfe der Compendien ist man im so gute Zeichnung von Westphalen man in Reisebeschreibungen Gelegenheit gehabt, mit Leuten oder mit Durchreisenden sich Beschaffenheit des Landes und unterreden: so mußte man esse über W. schreiben können. In de G. laufen auf lauter allleinigkeiten hinaus, die man n Beyspiel von der Behandlung zu liefern, wollen wir über Braunschweig sagt, wo e, häufig gewesen ist, und viel diese Stadt, meint er, sey nicht aber es kommen mehr Fremde der Unversitteten habe in B. dem ich an den Wissenschaften verle Gelehrte und Künstler darin, iciren und zeichnen gern, und icken. Das ist alles, was der u melden hat; um aber recht sieht er noch folgende Anmerkung: *foires célèbres: il s'y fait expédition des marchandises et quelques fabriques y sont de la ne de porcelaine mérite toute sa aussi quelques maisons de com-*

mees. Et, est le chef-lieu de la fabrication de cette chicorée brûlée; connue sous le nom de Café Allemand; dragéradopée par l'économie, rejetée par le bon goût, mais qui n'en est pas moins en possession depuis quinze ans de gâter le café et de servir à la fraude de cafetiers." Und doch wollen wir noch lieber diese mageren Nachrichten lesen, als wenn sich der Vf. mit großer Redlichkeit über moralische und politische Sätze verbreitet. Er ist unerschöpflich in zwecklosen Untersuchungen, wovon man den Zusammenhang nicht einsehen. Leicht, schielend und einseitig sind seine Urtheile über die Sitten der Bewohner; doch baldigend ist seine Selbstbezüglichkeit dabey. Die Männer, schreibt er, gehen gern Abends ins Weinhaus, spielen l'Hombre, und lärmen vor Vergnügen. Um 8 Uhr aber kehrt jeder zu seiner Frau zurück; und zwar aus Furcht vor le Gardiner-predigte. Von diesem Vorbauungsmittel gegen die Anschweifungen der Männer heißt es in der Ann. S. 149: *Le Gardiner-predigte est le palladium de la souveraineté des femmes en Allemagne: elles en usent discrètement, mais toujours à temps. La traduction du mot Gardiner-predigte, seroit: Mercenaire sous le rideau; d'où l'on conclura (richtiger: conclura) que les ménages allemands ont des très-jumaux.* Der Vf. will auch, zur Ehre der Norddeutschen, gekunden haben, daß die Conventen-Heirathen bey ihnen seltnere, als anderswo, sind. Dürfte man seinem flüchtigen Beobachtungsgeniste nur trauen!

Längst hat Voltaire mit unwiderleglichen Gründen erwiesen, daß das deutsche W. dem Französischen V in der Aussprache vollkommen gleich sey; einige wenige seiner Landsleute aber sind ihm in der Rechtschreibung deutscher Namen gefolgt, die anderen bleiben aus Unwissenheit oder Starrsinn dabey, das deutsche W mit dem der franz. Sprache gar nicht eigenen W auszudrücken. Man sollte nie anders als Westphalisch schreiben. Wollte man ganz consequent seyn, so müßte man es in Oestphalie verwandeln: da man für West im Französischen Oest hat. Der Vf. stellt gar (S. 38) eine Cour Westphalie auf, um das Fehmgericht anzudeuten, verleiht durch die Heterographie solcher, die Vehmgericht zu schreiben pflegen, weil ihnen die Abstammung von Fohmen, schloffen, nicht klar ist. Dvi.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

**Juannecharrux.** Halle, in d. Russch. Verlagsh.: *Angenehme Unterhaltungen einer Mutter mit ihren Kindern in moralischen Erzählungen. Erstes Bündchen.* 1805. VI u. 173 S. 8. (19 Gr.) Die Vfn. wurde oft von ihren Kindern gefragt, ihnen etwas zu erzählen. Sie setzte also, nachdem der in den ausgearbeiteten Lesebüchern vorhandene Vorrath aufhörte, aus ihrer eigenen Erfahrung Geschichten zusammen, und liefert hier diejenigen, welche am liebsten gehört wurden. Es sind 14 an der Zahl. Alle haben sie eine moralische Tendenz. Diejenigen Helden und Heldeninnen der Geschichte, welche sich gut und brav auführen, werden meistens durch eine glückliche Heirath belohnt; diejenigen aber, welche nicht zur Ablegung ihrer Fehler zu bringen sind, müssen am Ende Noth leiden; manche kommen dadurch zum Behn; andere aber sinken von einer Stufe des Verderbens in die andere. Der Vortrag ist übrigens leicht, fließend und gefällig.

**PADDOCK.** Melfen, b. Klinkicht: *Einige Gedanken*

*über die Verbesserung unserer Dorfschulen.* Sr. Hochschwürden Hn. M. Karl Wilhelm Goldammer, bey seinem Antritt der Superintendentur Großenhayn den 3. März 1805 sehr wohl gewidmet von M. Christian Anton August Heller, Pfarrern zu Spansberg und Tiefenau, 36 S. 8. Nachdem der Vf. einiges über die Verbesserung der Dorfschulen im Königreich Sachsen geschichtlich beygebracht, führt er folgende 5 Sätze aus: die Verbesserung unserer Dorfschulen ist 1) höchst notwendig (S. 11—19), 2) möglich (S. 19—31), 3) überaus schwierig (S. 31—40), 4) bey der Verbesserung unserer Dorfschulen muß man behutsam verfahren (S. 40—51), 5) die Verbesserung unserer Dorfschulen muß beharrlich ausgeführt werden (S. 51—56). Der Vf. beweiset überall eine gute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, und auch mit dem, was darüber geschrieben ist; aber er sagt nicht Neues. Am besten gelingen ihm die dritte und vierte Abtheilung. Was dasebst über Vorurtheile der Gemeinen vorgebracht ist, kommt Rec. aus Erfahrung.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## § U R I S P R U D E N Z .

STUTTGARDT, b. Metzler: *Geschichte und neue Theorie der Suität* von D. Ludwig Friedrich Griesinger, Consulenten in Stuttgart. 1807. XII u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine besonders in unseren Zeiten erfreuliche Erscheinung für den Freund des gründlichen civilistischen Studiums ist vorliegendes Werk. Den Vf., einen Praktiker, belebt ein so reiner Eifer für die römische Rechtswissenschaft; er zeigt allenthalben so gute Kenntnisse derselben, so viele Belesenheit in den besten älteren u. neueren Schriftstellern, als man jetzt selten, sogar auf akademischen Lehrstühlen, antrifft. Durch geschichtliche und philologische Bearbeitungen der Rechtswissenschaft förderten bekanntlich die französischen Rechtsgelehrten des XVI Jahrhunderts diese Wissenschaft in kurzer Zeit außerordentlich. Mit Recht setzte sich der Vf. diese zum Muster. Eine wichtige, auch durch spätere Schriftsteller nicht ausgefüllte Lücke, welche sie uns gelassen, besteht in dem fast gänzlichen Mangel an vorzüglichen speciellen Rechtsgeschichten einzelner Materien. Hätten wir dergleichen von jeder wichtigen Lehre, erst dann, sagt Hr. G. mit Recht, wäre eine gründliche, möglichst vollständige Kenntniss des römischen Rechtssystems denkbar. Er verdient daher Dank, die an sich wichtige, und in so manche andere Rechtstheile eingreifende Lehre von der Suität einer geschichtlichen Bearbeitung unterworfen zu haben.

Das Werk handelt nicht von der gesamten Theorie der Suität, wie man nach dem Titel vermuthen sollte, sondern nur von der Frage: wer *suus heres* sey. Interessanter und fruchtbarer würde die Darstellung ausgefallen seyn, wenn von der ganzen Theorie der Suität, also auch von den dem *suus* als solchem zustehenden Rechten in Beziehung auf Enterbung, Übergehung, Erbschaftserwerbung, Collation u. dgl. ein zusammenhängendes historisches Gemälde geliefert wäre. Die vom Vf. allein behandelte Frage ist gar zu sehr aus einem zusammenhängenden Ganzen herausgerissen, gar zu einzeln behandelt worden: denn in den verschiedenen Zeiten des römischen Staats haben nur wenige Veränderungen in Rücksicht auf dieselbe Statt gefunden; da hingegen bey jenem ausgedehnteren Plane die verschiedenen Theile einander wechselseitig Licht gegeben hätten, und fast in jeder Periode das Entstehen wichtiger neuer Rechtsätze

zu bemerken und historisch zu erläutern gewesen wäre. Die Behandlungsart ist reinhistorisch, und die neue Theorie, deren der Titel erwähnt, milt in das Geschichtliche verflochten. In 5 Capiteln werden 5 Perioden durchgegangen, die doch eigentlich nur 4 sind: 1) bis zu den 12 Tafeln, 2) Gesetzgebung der 12 Tafeln selbst (diese beiden bilden eine Periode, da ein Moment keine Periode ist), 3) von da bis auf die ersten Kaiser, 4) bis Alexander Sever, 5) bis Justinian. Von der Zeit vor den 12 Tafeln wird mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, besonders aus dem Lakonismus jenes Gesetzes über die Suität, hergeleitet, daß es sich mit ihr damals schon völlig eben so verhalten habe, als nachmals, diesem Gesetze zufolge, Rechtsens war. Bey der Entwicklung des 12 Tafel-Rechts hat sich der Vf. am längsten von S. 14—215 verweilt, und hier gerade seine wichtigsten neuen Ansichten niedergelegt, die, wie er uns S. 24 versichert, aus einer durch eine einzelne Schwierigkeit veranlaßten Aufsuchung und chronologischen Zusammenstellung aller Stellen in den Gesetzen und alten Schriftstellern über den *suus* hervorgegangen sind. Der *suus heres* soll nur der *filiusfamilias* im strengsten Sinne des Wortes seyn, d. h. der in der väterlichen Gewalt des Erblassers befindliche natürliche Sohn desselben — mit Ausschluss der entfernteren Descendenten, Töchter, Ehefrauen, Adoptiv- und nachgeborenen Kinder, welche erst durch spätere Interpretation hinzugekommen seyen. (S. 25 vgl. 227 ff.) Der Vf. sucht den Beweis für das Angegebene zu führen durch Worterklärung des Ausdrucks *suus heres*, u. durch genaue Betrachtung einer Menge Stellen, die für u. wider die einzelnen Behauptungen, in welche seine Theorie zerfällt, gebraucht werden können, und unterstützt das Beygebrachte durch allgemeine Betrachtungen über den Geist der daraus sich ergebenden Intestaterbschafts-Ordnung. Die Gründe sind in diesen Ausführungen sehr gehäuft; und nicht immer in der besten Ordnung aufgeführt. Sogar kommt unter den 18 Numern des §. 10 ganz derselbe Grund zweymal, Num. 7 und 14 b. vor. Durch planmäßige Stellung und Zusammendrängen zusammengehöriger Gründe würde die Darstellung sehr gewonnen haben. — Im Reste des Buches hat der Vf. die Veränderungen der von ihm bearbeiteten Lehre mit grosser Vollständigkeit bis auf Justinian aufgezählt. Rec. vermisst indessen in diesem Theile des Werks das Pragmatische, die allgemeinen Blicke, wodurch jede Geschichte erst wahres Interesse erhält. Nicht



einmal die sich gleich aufdrängende Bemerkung hat Rec. aufgestellt gefunden, daß, selbst nach des Vfs. Ansichten, die ganze spätere Geschichte hindurch das Princip der Suität, nach welchem, wer sich unmittelbar in des Erblassers väterlicher Gewalt befand, dessen *suus heres* war, durchaus ungeändert blieb. Es fehlt nicht an richtigen und interessanten allgemeinen Ansichten des gesamten Rechtszustandes der verschiedenen Zeiten: aber diese, so vielen Nutzen sie auch gewähren, hätte man doch eher entbehren können, als die sich auf die Sache unmittelbar beziehenden allgemeinen Blicke. Selbst der chronologische Überblick ist hin und wieder gestört. So werden Sätze erst unter Ulpian, Diocletian und Maximin aufgeführt, welche, wie der Vf. selbst in den Noten bemerkt, schon zu Papinian, Marcellus, Julians Zeiten gegolten hatten. S. 270, 274. Noch öfter ist es der Fall, daß durch historische Conjecturen, welche besonders in das Detail der Rechtsgeschichte, wo bestimmte Zeugnisse so oft fehlen, gar nicht gehören, später angeführte Sätze in weit frühere Zeiten hätten hinaufgerückt werden können. Dahin gehören z. B. die erst bey Ulpian angeführten, auf Ge-

1 Sätze, welche doch wahrscheinlicher *fictio l. Corneliae*, also spätestens entstanden.

len uns jetzt zu Beurtheilung einzelnen Sätze des Vfs. Undie Behauptung, daß die entfernten ursprünglich nicht mit zu den, so viel dem Rec. bekannt, von irlich vertheidigt. Denn Cujacius, er Einzige, welcher sie schon früher: es nur ganz beyläufig, und ohne dafür anzuführen, gethan. S. 86. hte diese Lehre indeffen eben so ie neu ist. Rec. wenigstens kann r unparteyischer Prüfung aller vom n Gründe, nur davon überzeugen- entfernten Descendenten ur- h wenn keine lebende Mittels- ihnen und dem Erblasser sich indern nachstanden; keinesweges

aber, daß sie überall nicht zu den *suus* gehörten. Schon jenes Erste ist nicht die gemeine Meinung, indem man gewöhnlich glaubt, daß von den frühesten Zeiten an die entfernten Descendenten zugleich mit den näheren, und zwar Stammweise geerbt haben. Die S. 76 ff. angeführten und erläuterten Stellen, von welchen eine aus *Cajus in der Colat. ff. Mos et Rom. tit. 16 §. 2* bey Schulting S. 793 die wichtigste ist, beweisen aber hinlänglich, daß erst spätere *interpretatio* Enkel und Urenkel mit ihren Onkeln und Großonkeln zur Erbfolge berufen hat. Dieser Beweis wird durch die Analogie der antiken Erbfolge, bey welcher der nächste jeden entfernten ausschließt, dadurch, daß derselbe Satz auch im Mittelalter sich zeigt, und daß er mit der bey der Intestaterbfolge der Römer auch genommenen Rücksicht auf Erhaltung des *l'amilienglanzes* eben sowohl als Primogeniturordnungen überein-

stimmt (vgl. S. 198 ff.), unterstützt. Es scheint zwar das Zeugniß der Kaiser Diocletian und Maximin entgegenzustehen, welche in der l. 3. C. d. *suus et legitimus* (6, 35) eine Anfrage eben in Beziehung auf diesen Punct mit einem *evidenter lege 12 tabb. cavetur* ganz dem späteren Rechte gemäß beantworten: allein der Vf. führt dagegen S. 161 ff. befriedigend aus, daß oft einem Gesetze zugeschrieben wird, was nur aus Interpretation desselben abzuleiten ist. Rec. bemerkt noch, was dem Vf. entgangen zu seyn scheint, daß diesen Theil seiner Behauptung auch Costa zum §. 6. T. d. *hereditat. quae ab intest.* (3, 1) schon aufgestellt und, wiewohl kurz, doch mit Anführung der wichtigsten Gründe, bewiesen hat. — Die eben erwähnten Gründe und eine lange Reihe anderer hat aber der Vf. aufgestellt, um darzuthun, daß die entfernteren Descendenten überall nicht zu den *suus* gehört, sondern nur, insofern sie die nächsten gewesen, als Agnaten haben erben können: und in dieser Rücksicht finden wir den Beweis unzweifelhaft. Ganz richtig wird zwar in der S. 29 ff. angestellten vorläufigen Untersuchung die Meinung verworfen, daß *suus heres* sich auf den Erben als Subject beziehe, und so viel als dessen eigener Erbe sey, ein *suus heres* also sich selbst beerbe; und dagegen überzeugend ausgeführt, daß man das Wort auf den Erblasser bezogen, und einen solchen Erben darunter verstanden habe, der es schon von Natur und ohne alles Gesetz sey, einen natürlichen angeborenen Erben. Dieses *angeboren* nimmt indeffen der Vf. in strenger Bedeutung, für einen solchen, der gleich von seiner Geburt an in diesem Verhältnisse stehe, und darin kann Rec. ihm nicht beystimmen. Die Worte *qui, cum nascerentur, sui heredes futuri essent*, in l. 29 §. 12 D. d. *heredis et postum.* (28, 2) und *υιός εστις παρ' εαυτώ το σούον* Theophil. lib. 2, tit. 19, §. 2, beweisen dieses keinesweges. Vielmehr ergiebt sich ganz bestimmt aus dem, was in beiden Stellen folgt, daß die Vff. dieser Stellen eine Art der *suorum* von den übrigen unterscheiden, nicht eine Erklärung von den *suus* überhaupt geben wollten. Der Negativ, angeborene Erben, ist nur insofern der Bedeutung des Wortes *suus* und den Gesetzstellen angemessen, insofern er gleichbedeutend mit natürlichen Erben ist, d. h. solchen, denen man ohne alles Gesetz ein Erbrecht zuzuschreiben sich bewegen findet. — Hieraus ergiebt sich nun, daß der aus jener strengen Bedeutung von gebornen Erben gegen die ursprüngliche Suität der entfernteren Descendenten hergeleitete erste Grund des Vfs. keine Beweiskraft hat: denn jene Bedeutung gehört dem lateinischen *suus heres* nicht an. Eben so unerheblich sind des Vfs. übrige aus Worten und Stellungen von Worten hergeleiteten gewissermaßen philologischen Gründe. Mehrere derselben (Num. 2. 3. 4. 5. 8. 10.) beziehen sich darauf, daß in dem Gesetzen die Söhne immer hauptsächlich, die entfernteren Descendenten hingegen nur hinterher genannt sind, als solche, die das Suitäts Recht nicht in sich haben; die zu den *suus* berufen werden, die *ad filii conditionem rediguntur*, an die Stelle der Söhne treten, „daß

dieses setzt sogar gefchieht, wenn bloß entfernte Descendenten vorhanden sind. Der ganze Anschein nämlich, welcher aus dergleichen Ausdrücken von einem erst später durch Interpretation der Rechtsgelehrten erfolgten Einrangiren der entfernteren Descendenten unter die *suos* hergeleitet werden könnte, verschwindet, wenn man auf folgende Gegenbemerkungen achtet: 1) Der Fall, wo Kinder erben, ist der bey weitem gewöhnlicher. Natürlich werden sie also, auch wenn die entfernteren Descendenten mit ihnen erben, bey weitem häufiger und hauptsächlichler als jene genannt. 2) Da die entfernteren Descendenten erst, nachdem die Mittelspersonen weggefallen sind, und Stamsweise, erben: so sind alle von einem Eintréten redenden Ausdrücke völlig erklärt, ohne daß man irgend ein späteres Engstellen der die entferntesten Descendenten begünstigenden Rechtsätze anzunehmen braucht. Endlich 3) ist es gefährlich besonders bey Schriftstellern, welche so wenig als Justinians Concipienten die Feinheiten der Sprache beobachten, aus den Nuancen der Wortbestimmungen zu schließen. Wie sehr dieses der Fall sey, lerne der Vf. an dem, was ihm selbst begegnet ist. Aus Justinians Worten im §. 25 *T. d. hereditat. quae ab intest.* (3, 1) *et vetulas nepotes* — — — *ad suorum vocatib. successorem* schließt er, daß sie nicht ursprünglich *su* gewesen seyen, in welchem Falle vielmehr ohngefähr so hätte gesprochen werden müssen: *vetulas ad nepotes tanquam suos heredes hereditatem pertinere voluit*: und gerade dieser Worte würde ein genaueschreibender Römer sich nur dann bedienen haben, wenn die Enkel nicht wahre *su* gewesen wären. Denn des Wortes *tanquam* bedient man sich eigentlich bey Vergleichen an sich verschiedener nur in einem gewissen Punkte übereinstimmender Dinge. Hingegen hat das *vocatib.* webey man eben so gut *et suos*, als *quasi*, *tanquam suos* suppliren kann, auch bey genaueschreibenden gar nicht den ihm beygelegten Sinn. — Ein paar andere philologische Gründe num. 6, 13 gehen darauf, daß an mehreren Stellen auch auf alten Inschriften *suus heres* durch *filiusfamilias* erklärt, oder diesem gleichbedeutend gebraucht werde, nirgend aber der Ausdruck *neposfamilias* vorkomme. — Die Inschriften sind völlig nichts sagend. Es kommt nämlich auf denselben das Wort *suus* vor, ohne, daß aus irgend etwas erhelle, daß damit bloß Söhne gemeint seyen. Eben so unabweislich sind ein paar Gesetzstellen, worin, wie der ganze Zusammenhang ergiebt, das Wort *filiusfamilias* nicht als den Begriff des *suus heres* erschöpfend, sondern nur als einen Theil desselben darstellend gebraucht ist. Die einzige *L. 11 D. d. liberis et posthumis* (28, 2) hat einigen Schein, indem hierin die vorzüglichen Rechte des *suus heres* daraus erklärt werden, weil er *filiusfamilias* sey. Allein auch dieser Schein verschwindet, wenn man bedenkt, daß dieses eine Erklärung *et potiori* seyn kann, indem die meisten *su* *heredes*, *filiifamilias* sind, wie auch daß man unter dem Worte *filius* auch entferntere

Descendenten zu verstehen pflegt, *L. 84. tom. 220. §. 1. D. d. Verb. Sign.* (50, 16). Eben daher, und weil von Hauskindern häufiger als von Hausenkeln die Rede ist, läßt sich auch erklären, daß der Ausdruck *neposfamilias* nicht vorkommt. — Noch beruft sich der Vf. darauf (num 9), daß Paulus in der *L. fin. §. 3. D. d. gradib. et affinit.* (38, 10) die *suos*, *proximiores ex agnatis* nennt. Er erklärt hier nämlich das Wort *Agnaten* nach dem Sinne für *agnatus in linea descendantium*, nach welcher Erklärung die Stelle unmittelbar sagen würde, daß nur die Kinder mit Ausschluss der Enkel *su* seyen. Rec. findet indessen auch diesen Grund nicht überzeugend. Denn da Paulus von den Verwandtschaften ganz im Allgemeinen handelt: so kann, dem Zusammenhange nach, *agnati* unmöglich für *agnati in linea descendantium* genommen werden. Dieses zwingt aber auch das Wort *proximiores* nicht für die nächsten dem Grade, sondern der Anhänglichkeit und Liebe, allenfalls auch der Erbfolge nach, zu nehmen. Denn sonst würde hier gegen allen Sprachgebrauch wenigstens auch der Vater zu den *su* gezählt seyn. Jene andere Bedeutung ist nun auch dem Worte *proximior* keinesweges unangemessen. Denn es wird, wie das deutsche *näher*, in den mannichfaltigsten Beziehungen, z. B. auch von einem durch ein Testament nähern Erben, dem eingefetzten im Gegensatze des substituirtten Erben *L. 17 D. quod testus causa* (4, 2) gebraucht. — Eine andere Classe von Gründen sind die geschichtlichen, welche auch den Beweis nicht herstellen, z. B. Num. 17, daß man nach der Philosophie der Alten eine besonders genaue Verbindung zwischen Vater und Sohn angenommen, daß die römischen Rechtsgelehrten von einer unter diesen Statt findenden Einheit reden; dieses Alles aber nicht bey dem Verhältnisse vom Großvater zum Enkel der Fall sey. Wiewohl nämlich in allen in dieser Rücksicht vom Vf. angeführten Stellen nur des Sohnes erwähnt wird: so ist doch der Großsohn keinesweges ausgeschlossen, welcher bekanntlich unter der Benennung *Sohn* sehr gewöhnlich mitbegriffen wird. — Ein anderer Grund, S. 76, daß bey den Athenern nur die Kinder, nicht auch die Enkel für *su* gehalten seyen, würde bedeutender seyn, da die Zehnänner zum Theil von ihnen die Zwölftafelgesetze geholt haben. Allein die Behauptung selbst ist wohl schwerlich richtig: denn weder bey dem angeführten *Petitus*, noch bey *Klöpfer* über Gesetzgebung und Gerichtsverfassung der Griechen, findet Rec. die geringste Spur davon. — Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit würde es seyn, wenn, wie der Vf. behauptet, die väterliche Gewalt den frühesten Zeiten sich nicht auf die Enkel erstreckt hätte. Allein auch hierüber fehlt es bey *Merilius in Obs.* 2, 4, auf welchen sich der Vf. beruft, an einem zureichenden Beweise, und die Gründe, welche der Vf. noch hinzuthut, ergänzen ihn keinesweges. *Merilius* selbst bezieht sich nur auf ein königliches Gesetz, aus dessen späterer Interpretation die Enkel unter des Großvaters Gewalt gekommen seyn. Es

stimmt selbst sogar mit seiner Annahme wohl überein, daß zur Zeit der 12 Tafeln auch die großväterliche Gewalt statt gefunden habe. Aber selbst seine Gründe fallen ziemlich weg, wenn man sich erinnert, daß unter dem Ausdrucke Sohn auch entferntere Descendenten enthalten sind; daß das laxere Verhältniß zwischen Großvater und Enkel schon an sich gewisse Unterschiede hervorbringen mußte, ohne daß man zur Erklärung derselben auf das Nichtda Seyn großväterlicher Gewalt zu schließend brauchte; daß man sehr oft von alten Zeiten nicht weiß, ob etwas *legis* oder *moribus* entstanden sey, von den letzteren aber *interpretatio* sehr verschieden ist; daß endlich die Annahme, als seyen die Großkinder unter Niemandes, oder, wie der Vf. glaubt, unter ihres Vaters väterlichen Gewalt gewesen, auch wenn dieser selbst nicht sein eigener Herr wäre, gleich unnatürlich und inconsequent ist. Des Vfs. besonderer Grund, welcher sich auf das in l. 20, 21 D. ad l. *Juliam d. adulter.* (48, 5) vorkommende *videtur* stützt, ist ganz unerheblich, indem dieser Ausdruck schon von Cicero an sehr häufig richtiger mit *offenbar seyn*, als mit *scheinen* übersetzt wird. — In Num. 11 deducirt der Vf. aus einer wegen der Enkel noch an die Kaiser Diocletian und Maximian erlassenen Anfrage, welche diese in der l. 3 C. *de suis et legitimis* (6, 55) ohne Ertheilung eines derben Verweises beantworten, daß nicht schon nach den so hoch verehrten 12 Tafeln die Sache, wie im späteren Rechte, unterschieden sey. — Auch dieser Grund ist schon deswegen nicht durchgreifend, weil die Anfrage sich nur auf das Erben der Enkel mit Kindern bezieht, nicht darauf, ob sie überall *sui* seyen. Obnedies aber ist es bekannt, wie manche Anfragen *de jure certissimo* geschahen, und von den Kaisern ganz höflich beantwortet wurden. Den Celsus hatten sie sich in Beziehung auf die *quaestiones Domitianas* nicht gerade zum Muster genommen. — Nur scheinbar ist der aus Theophilus lib. 3 tit. 2 *pr. sub fin.* hergeleitete Grund. Denn hier heist es nicht, daß die Enkel überhaupt — welches ja auch im Widerspruche mit allen übrigen historischen Nachrichten stehen würde — sondern daß die vorhin genannten Enkel durch kaiserliche Constitutionen mit den *suis* zur Erbschaft gerufen werden. Diese vorhin genannten sind nun, wie schon Fabrot richtig nachgewiesen hat, die Enkel von der Tochter. S. Theophil. lib. 3, tit. 1, §. 15. In Num. 12, 15 wird der Streit und die mannichfaltigen einzelnen Bestimmungen urgift, welche über die Enkel-Succession in den Pandekten vorkommen. Hieraus soll sich nämlich deutlich ergeben, daß die 12 Tafeln darüber schweigen, und wieder soll sich ein solches gänzliches Stillschweigen nicht wohl anders erklären lassen, als daß zur Zeit der 12 Tafeln die Enkel noch nie zu den *suis* gehört hätten. Auch dieses ohne Beweiskraft. Denn mag auch in den 12 Tafeln nichts von der bekanntlich nur selten vorkommen-

den Enkel-Succession ausdrücklich enthalten gewesen seyn: so beweist das keinesweges, daß sie damals nicht zu den *suis* gehört haben. Denn, wie der Vf. selbst sehr richtig bemerkt, die ganze Erbfolge der *furorum* ist in den 12 Tafeln nur mit einer Hinweisung bekräftigt, nicht neu angeordnet. Nach Num. 16 sollen die in der l. 7 D. *si tabulae testamenti nullae* (38, 6) und einigen andern Gesetzen entschiedenen Fälle aus der Enkel-Succession beweisen, daß die Enkel in dem 12 Tafelrechte nicht zu den *suis* gehört haben — gleich als ob nicht auch damals nur diejenigen Enkel zu den *suis* gezählt seyn können, welche unmittelbar in des Großvaters väterlicher Gewalt sich befanden. Einzig auf Mißverständnis beruht es hiebey, wenn der Vf. annimmt, daß Papinian in demselben Gesetze bey einem Enkel, welchen er zur Erbschaft zulißt, eine Ausnahme von der Regel mache, daß nur der *furus* als *furerbe*. — Num. 15 enthält unter den Buchstaben a — h ein belehrendes Gemälde von den mancherley Verchiedenheiten, die unter dem Vorhältnisse vom Vater zum Sohne und vom Großvater zum Enkel, besonders in Beziehung auf die Erbfolge, nach römischem Rechte statt finden. Der Vf. schließt hieraus, daß die Enkel Anfangs gar nicht *sui heredes* gewesen, indem sich sonst nicht erklären läße, wie diese Unterschiede entstanden seyen. Auch dieser Schluß ist indeß, wiewohl er einigen Anschein gewährt, nicht beweisend. So viel ist richtig, aus der Annahme, daß die Enkel erst durch ausdehnende Interpretation zu den *suis* gezählt seyen, ließen sich manche der aufgestellten Unterschiede erklären; aber sie lassen sich auch durch andere an sich wahrscheinlichere Annahmen begreiflich machen. Es liegt nämlich schon in der Natur der Sache, daß man sich die Verbindung zwischen Vater und Sohn als enger und genauer, die zwischen Großvater und Enkel als etwas weiter und entfernter denkt; und aus dieser Ansicht sind alle vom Vf. angegebenen Unterschiede ebenso wohl zu erklären, als aus seiner Hypothese, welche daher auch weiter nichts als Hypothese ist. — Etwas beweisend ist Num. 18, wo der Vf. aus mehreren Gründen nachzuweisen sucht, daß die Enkel erst durch Interpretation unter die *suis* gekommen: aber eine genaue Ansicht der Stellen beweiset, daß diese Interpretation sich nur auf Aufhebung des vermuthlich vormals auch bey den *suis* statt gefundenen Grundsatzes bezieht, nach welchem der nächste stets den entfernteren ausschließt. Wenn nun ausgedehntermaßen durch alle diese Gründe nichts erwiesen ist: so verdient die an sich plausible gewöhnliche Meinung, welche auch durch specielle Zeugnisse, z. B. l. 220. D. *d. verb. signif.* (50, 16), §. 15. *T. d. hered. quae ab intestato* (3, 1) unterstützt wird, offenbar den Vorzug.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

#### Z u s a t z z u N o. 93.

In der Anzeige der Mitau'schen wöchentlichen Unterhaltungen in No. 93 unserer A. L. Z. von diesem Jahre ist aus Versehen der Name des Redacteurs weggeblieben. Es ist der Hofrath von Roßke zu Mitau.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 S E P T E M B E R, 1808.

## J U R I S P R U D E N Z.

STUTTGART, b. Metzler: *Geschichte und neue Theorie der Sakkat* von D. Ludwig Friedrich Gröfing u. f. w.

(Beilage der in vorigen Stück abgetheilten *Rechtsan.*)

Eine zweyte vom Vf. entessachte Hauptsage über Erbrecht der Phätor, ist schon vor ihm, besonders von Hugo, welcher jedoch später seine Meinung geändert hat, mit ihm übereinstimmend beantwortet worden. Hr. G. hat die Gründe seines Vorgängers bedeutend vermehrt, obne ihnen jedoch, nach Rec. Überzeugung, ein Übergewicht über die Gegengründe vorsetzen zu können. Von dem Vf. aufgeführten Gründen sind mehrere schon bey der vorigen Frage beachtet, und auch von Hugo gebraucht. Diese von uns nicht dem Vf. und dieser Untersuchung eigenthümlichen brecht hier die Rede zu seyn. Num. 10 schließt der Vf. folgendemassen. „Nach älterem Rechte habe der nächste Erbe ohne Rücksicht auf Geschlechtlichkeit zu dem Amte (z. B. auch der Papst) zu 11 §. 20. 22), nie aber ein Frauenzimmer die gesetzliche Vormundschaft überkommen; zum Beweise, daß Frauenpersonen nach älterem Rechte nie Erben gewesen seyen.“ — Dieser Schluss würde einige Wahrscheinlichkeit hervorbringen, wenn wirklich zu erweisen wäre, daß Frauenzimmer nach älterem Rechte nie *utrices legitimae* geworden seyen. Obne dieses aber beweist er nichts. — Num. 12 wird angeführt, daß das *sumus heredes* in den 12 Tafeln nicht mit auf das weibliche Geschlecht gehen könne, wegen der von diesem Gesetze allgemein genutzten Gleichheit des Ausdrucks; weil man selbst in späteren Formeln und Gesetzen stets die beiden Geschlechter besonders bezeichnet habe, und auch die jüngsten Rechtsgelehrten, welchen man die meiste Anhänglichkeit an das Alte zuschreibe, Servius Sulpicius und Labio das weibliche Geschlecht nicht nur der Bezeichnung des männlichen begreifen wollten; u. dgl. m. Auch kein beweisender Grund! Denn die 12 Tafeln waren ohne Gesetzesanhang, in welcher schon die Menge der darin zusammenhängenden Materien Kürze des Ausdrucks erforderte, und sich nicht mit einer solchen Weitfchweifigkeit vertragen, als wir in den späteren einzelnen Gesetzen und manchen Formeln antreffen. In einem jeden kurzen Schreibe bezeichnet man aber, vielleicht in jeder Sprache, unbedenklich der Genauigkeit, die beiden Geschlechter mit der eigentlich nur einem derselben, gewöhnlich dem männlichen, zukommenden

den Ben für beide chen, Fal schlecht deutung act. So aus welc mensteil für das F sich in d sondern, dern si q 13 — 161 lich zu p 1000, in gang 944 müssen, Classe ihr 1) Im All und Frau erbtan, 100000 h dem größ ytenlich schon w Num. 14 falls es 1 sollte, a die ältest

stir *calatis*, sich für Weiber nicht schicken, daß man ihnen nicht hinlängliche Überlegung zutraute u. dgl. Num. 15, daß die 12 Tafeln die Intestatsuccession für Erblasserinnen gar nicht bestimmen, ist unrichtig; denn unter dem Falle *casus sumus heredes, nec esset* sind gerade alle Frauenzimmer begriffen, da keins derselben *sumus heredes* haben kann. Eben so möchten wir nicht behaupten (Num. 16), daß das älteste römische Erbrecht darauf hindeute, daß die Frauenzimmer kein Vermögen gehabt hätten. Im Gegentheil findet sich in dem Gebrauche der *Comtio*, zufolge dessen, nach der richtigern Meinung, auch die Frauen Mann kauften, (so berichtet *Isidorus* 4 Orig. 24. num. 30. *Boethius ad Cic. Top. cap. 2*) ein Beweis, daß die Weiber gleich von früh an, wo dieser Gebrauch nicht bloß eine Formalität gewesen seyn kann, Vermögen hatten. Bloß Num. 13, daß die natürlichsten Mütter der Muster, ihre Kinder, sie eine geraume Zeit lang nicht beerbten, spricht einigermaßen für die vom Vf. aufgestellte Vermuthung. Ihr steht aber wieder entgegen, daß Servius Tullius nach Livius 2,

M m m

43 den *viduis* eine Abgabe auflegte, welches doch wohl voraussetzt, daß sie schon damals nicht ganz selten Vermögen gehabt haben. Die vierte Bemerkung des Vfs., daß der Ausdruck *filia familias* äußerst selten sey, gewöhnlich bloß *filia* geschrieben werde, unterstützt allerdings einigermaßen die übrigen aus der bey rohen Völkern gewöhnlichen Hintansetzung des weiblichen Geschlechts, der Ausschließung der Cognaten u. s. w. hergenommenen, schon von Hugo vorgetragenen, keineswegs unbedeutenden Gründe. Aber die vielfachen Zeugnisse der Alten für das Gegentheil enthalten Gegenstände, welche auch durch Hn. G's. Bemerkungen nicht hinreichend widerlegt sind. Gleich bey der Abhand-

wieder bey Beur-  
im Allgemeinen  
wenige Glaubwür-  
den uralten Zeit-  
nicht weiter, als  
wissenheit über Be-  
erhalten ist, daß  
geringen Wahr-  
Solche Zeug-  
gehört besonders,  
entgegengesetzte  
des dem Vf. nicht  
gefallen zu bedeu-  
wiewohl sie 5  
Zeit leben, von  
Älteren und längst  
dadurch wieder  
sonders Stelle er-  
wenigen Glau-  
über die 12 Ta-  
z. B. folgen (S.  
Rechtsgelehrten,  
vorhanden sind,  
Namen nach be-  
heiligsten exco-  
Schwerlich möch-

te auch eine Verfälschung der 12 Tafeln aus dem grie-  
chischen Rechte (S. 147) nachgewiesen werden könn-  
nen. Auch das von alten Schriftstellern bezeugte  
Nichtverstehen einzelner Worte aus den 12 Tafeln  
will nicht sehr viel sagen; da dieses nur solche  
Worte sind, welche sich auf Policywesen und ähn-  
liche Einrichtungen, die am ersten antiquirt wer-  
den, beziehen. Der privatrechtliche Inhalt der 12  
Tafeln, welcher bis in späte Zeiten als Grundlage  
des ganzen römischen Privatrechts fleißig studirt  
wurde, wird nicht so aus der Kunde gekommen  
seyn. — Es existiren nun der Meinung des Vfs. wi-  
dersprechende Zeugnisse, theils von Kunstverständi-  
gen, Rechtsgelehrten, theils von Geschichtschrei-  
bern und Grammatikern. Jene sind besonders be-  
stimmt, und unter allen am bestimmtesten Justinians  
Constitutionen, welche an 3 verschiedenen Stellen  
§. 5 *de exheredat. liberor.* (2, 53), §. 3 *de legi-  
tima agnator. success.* (3, 2) und §. 24 *C. de legitim.  
heredit.* (6, 58) das Koch der 12 Tafeln in diesem

Punkte mit der mittleren Jurisprudenz, wo bekannt-  
lich die Freyenzimmer zurückgesetzt wurden, in Ge-  
gensatz stellen. Diese Stellen sollen nach dem Vf.  
hauptsächlich dadurch mit seiner Meinung in Über-  
einstimmung gebracht werden, daß durch die 12  
Tafeln die Interpretation derselben gemeint sey.  
Allein, wiewohl er erwiesen hat, daß ein solcher  
Sprachgebrauch vorkommt, so ist es doch immer ein  
uneigentlicher, welcher da auf keine Weise angenom-  
men werden kann, wo der Gegensatz (mit der mit-  
teren Jurisprudenz) einen bestimmten Ausdruck er-  
forderte. — Unter den Zeugnissen nicht juristischer  
Schriftsteller ist besonders das des Dionysius L. 2.  
C. 25 wichtig. Dieser führt ein auf das Verhältniß  
der Eheleute, gebendes Gesetz des Romulus an, und  
erzählt dann weiter von ihren gegenseitigen Rechten,  
unter anderen auch mit diesen Worten: die Frau be-  
arbeite ihren Mann, wie die Tochter ihren Vater, zu  
Kindesheil. Dieses so bestimmte Zeugniß für das  
Erbrecht der Ehefrau sowohl als der Tochter sucht  
der Vf. zum Theile dadurch aus dem Wege zu räu-  
men, daß er den Dionysius selbst an dieser Stelle  
historischer Fehler beschuldigt, jedoch ohne hinläng-  
lichen Grund. Daß nämlich die Consecration hier  
schon in Romulus Zeiten verfaßt wird, da sie nach  
Anderen erst durch Numa eingeführt seyn soll,  
thut nichts; indem eben so gut diese Andern, als  
Dionysius, geirrt haben können; eben so unerheblich  
ist, daß er der Consecration zuschreibt, was sonst  
der Coemptio beygelegt wird, die Hervorbringung  
töchterlicher Gewalt über die Frau, indem jene höchst  
wahrscheinlich nie ohne diese geschah; noch, wenn  
er widerspricht er dadurch sich selbst, daß er die  
Ehefrau Hausvater und auch wieder Hausvater  
nennt. Denn jenes war sie in Beziehung auf den  
Mann; dieses, insofern der Mann ihr freyen Spiel-  
raum ließ, in Beziehung auf die übrigen Hausgenos-  
sen. Eben so ungegründet ist ein anderer Einwand,  
daß Dionysius nur bey Erzählung des romulischen  
Gesetzes als Geschichtschreiber Glauben verdiene, das  
Übrige bloß Axiom aus dem Gesetze, und  
war ein, da es nicht gehörig begründetes Ratione-  
ment sey: denn auch dieses Übrige will Dionysius  
offenbar als historisches Factum aus den romulischen  
Zeit erzählen. — Nun geht der Vf. gar so weit zu  
behaupten, daß, wenn auch die Nachricht in Bezie-  
hung auf die Ehefrau, richtig wäre, es sich doch nicht  
der Tochter anders verhalten haben könne; eine  
durchaus gegen die Natur der Sache und die bestän-  
digen Vergleichen der Frau mit der Tochter an-  
stößende Annahme, welche durch die in Vorschlag  
gebrachte gezwungene Wortdeutung, und die Bera-  
tung auf den mit den Sabinern bey Gelegenheit des  
Weiberraubs geschlossenen Vertrag keinesweges  
glaublich wird. Eben so wenig läßt sich mit der Behaup-  
tung durchkommen, daß auf allen Fall aus Diony-  
sius Erzählung nichts für die Zeit der 12 Tafeln an-  
zeln; denn Veränderungen sind bekanntlich nicht  
zu vermuthen, besonders in so frühen Zeiten, wo  
die Gesetzgebung nur langsam fortschreitet. — Mit die-

sem Zeugnisse des Dionysius stimmt die bey Macrobius und bey Plutarch zweymal vorkommende Erzählung von der Larentia zusammen, welche unter Ancus Martius Regierung ihren Mann beerbte. Hr. Gr. meint zwar, es könne dieses eine testamentarische Erbfolge gewesen seyn. Allein aus Plutarch *Romul. cap. 5* (wo freylich die hier ungenaue Kaltwasser'sche Uebersetzung gerade das Gegentheil sagt), und Macrobius *Saturnalia 1*, so wird das Gegentheil wahrscheinlich. Denn in der einen Stelle scheint ἀπίστε κληρονόμον und κατὰ διαθήκην εἶδεν; in der anderen *facta compos* und *unusparavit hereditatem* einander recht eigentlich entgegengesetzt zu seyn. Auch ein paar Stellen aus dem Servius und Gellius, gegen welche eben so wenig als gegen den Dionysius erhebliche Einwendungen gemacht sind, unterstützen die gewöhnliche Meinung.

Im §. 20 schließt der Vf. noch andere Personen im Sinne der 12 Tafeln von den *suis* aus, läßt sich aber speciell nur auf die Frau, Schwieger-Tochter, Schwieger-Enkelin u. s. w. ein. Es bedarf hierüber keiner besonderen Bemerkung, da ihr Recht mit dem der Töchter steht u. fällt. Erst bey der folgenden Periode, §. 38. 39, ist von Adoptiv- und nachgebornen Kindern die Rede. Von ihnen wird angenommen, daß sie zwar bald nach den 12 Tafeln, aber doch erst nach denselben durch Interpretation mit zu den *suis* gezählt seyen. Auch hier sind alle etwa anzuführenden Gründe sehr fleißig zusammengestellt, jedoch ohne daß man dadurch von der Richtigkeit der Meinung des Vfs. überzeugt wird. Der Raum verbietet, uns auch bey diesen Fragen auf genaue Prüfung der aufgestellten Gründe einzulassen. Wir bemerken nur 1) wegen der Adoptivkinder, daß der Hauptzweck jeder Adoption auf Verschaffung der Sohnesmihin auch der Erb-Rechte sich bezieht. Was wäre also die Adoption bey den Römern bis zu jener Erweiterung des 12 Tafeln-Rechts gewesen, wenn sie das Sohnes-Recht nicht gewährt hätte? 2) Die nachgebornen Kinder (*posthumi*) müssen, anderer Gründe zu geschweigen, schon um desswillen zur Zeit der 12 Tafeln zu den *suis* gehört haben, weil sonst die Bestimmung derselben über die Zeit der legitimen Geburt, welche man gewöhnlich in der 4ten Tafel auführt, keinen Zweck hätte. Damit kann indeffen sehr wohl bestehen, daß in den 12 Tafeln ausdrücklich weder von den Adoptiv- noch den nachgebornen Kindern etwas angeführt war, weil ja die ganze Lehre von den *suis* darin nur erwähnt und bestätigt wurde.

Noch machen wir aus der letzten Periode auf ein paar sehr richtige Ausführungen des Vfs. aufmerksam. Die Geschichte der *legitimation per oblationem curiae*, welche gewöhnlich mangelhaft und unrichtig dargestellt wird, ist im §. 64 vervollständigt und berichtigt. Im §. 65 wird mit Grund gegen die meisten Neueren ausgeführt, daß bey der *emancipatio Anastasiana* nie die *jura suutatis*; sondern nur die *jura agnationis sensu stricto* (die Rechte in Beziehung auf die Geschwister, wie der Vf. S. 282

not. n sagt, ist etwas zu enge) Beybehalten werden können. Zu den angeführten Gründen läßt sich noch hinzufügen, daß nach den letzten Worten der l. 11. C. d. *legitimis hered.* (6, 58) die so Emancipirten, wenn sie ihren Vater beerben, consecrirt müssen, welches, zufolge der richtigen, wiewohl nicht gewöhnlichen, Theorie von der Collation, einen neuen Beweis abgiebt, daß sie ihren Vater nur ex *edicto Praetoris* beerben können.

So viel über den wesentlichen Inhalt. Außerdem findet man beyläufig in den Noten und sonst manche interessante literarische und andere Bemerkungen. Z. B. über Cujacius S. 88. not. k, sein und mehrerer anderer berühmter Rechtsgelehrten Bildniß, welche der Vf. auf einer Reise durch Frankreich sah, S. 89. not. m, Pabst Pius VI Liebhabeerey für Jurisprudenz, S. 26. not. n, den Rechtsgelehrten Fea in Rom, den übermäßigen Einfluß, welchen der *Präsident Bynkershoek* über andere Schriftsteller sich erworben hatte, S. 30. not. o; oft sehr vollständige Zusammenstellungen der wichtigsten Schriftsteller über viele auch nur beyläufig erwähnte Rechtsfragen; bemerkenswerthe rechtsgeschichtliche Vermuthungen, z. B. daß *Confarreatio* vielleicht so viel als *Confarreatio* (Zusammensprechung) seyn möchte, wodurch der anscheinende Widerspruch wegfiel, daß schon Romulus die *Confarreatio* und erst Numa das *far* eingeführt habe, S. 177. not. m; daß die Prätores erst von der Zeit an, da sie auch aus den Plebejern genommen werden konnten, am Rechte zu ändern anfangen, indem die Patricier mehr das Alte zu behaupten suchten; beyläufige Berichtigungen anderer Schriftsteller, als *Fabrot's* in den Basiliken S. 197. not. g, *Hommels* in der *Palingenese* S. 269. not. d. — Es verfehlt sich übrigens, daß auch diese Bemerkungen nicht ohne Prüfung anzunehmen sind. So hat der Vf. S. 2 ff., wo er Widersprüche und Unrichtigkeiten alter Schriftsteller nachweist, in der Behauptung offenbar Unrecht, daß Livius bey J. 309 angebe, wie damals noch die Plebejer um die Bürgerrechte nachgesucht haben. Er meint ohne Zweifel *lib. 4. cap. 4. in fin.* wo aber die im oratorischen Schwunge von einem Tribunen gesprochenen Worte offenbar ganz anders erklärt werden müssen. — Selten läßt sich Hr. G. literarische Unvollständigkeiten oder Ungenauigkeiten zu Schulden kommen, als S. 115. not. i, wo ihm Hugo's Ausgabe des angeführten Gesetzes im *civilist. Magazin* 3 Bd. 3 Heft entgangen ist. Zu den Ungenauigkeiten rechnen wir das öfter, z. B. S. 1. 45. 96, vorkommende Citiren nach den Seitensahlen von Büchern, wovon es viele Ausgaben giebt, *Theophilus Paraphrase*, *Codex Theodosianus*, *Montesquieu esprit d. lois* u. s. w. Auch das ihm, wie einigen anderen eben in der Literatur der Jurisprudenz besonders bewanderten Rechtsgelehrten, gewöhnliche Citiren nach denjenigen Namen, welche die Schriftsteller im gemeinen Leben führten, anstatt deren, welche sie in ihren Schriften sich selbst beylegen, wünschten wir gegen die gewöhnliche



stirnt vermischt. Denn der Schriftsteller, nicht der Bürger, ist es, welcher uns im Literarischen interessiert. Den Cujacius, Baldulnus, Alteserra, Gothofredus kennt man weit allgemeiner als Cujas, Baudouin, Hauteferre, Godefroi. Die Citirart ist aber gerade die beste, wodurch am schnellsten deutliche Begriffe hervorgerufen werden. Auch fodert selbst die Bescheidenheit, daß wir einen Schriftsteller mit dem Namen nennen, mit welchem ihm selbst als solcher aufzutreten beliebte. — Die Sprache des

Vfs. ist im Ganzen fließend und angenehm; wir wünschen wir, daß er gegen einige Provincialismen (als S. VI vernachlässigen & vernachlässigen; sieh an etwas, für: über etwas schämen; S. 82 an jemanden erben, für: jemanden beerben) mehr auf seiner Hut gewesen wäre. Der Druck ist nicht durch viele Fehler entstellt. Rec. bemerkt indessen, eines bösen Jucums für S. 23, welchen man für einen grammatischen Schmeißer halten könnte.

Shd.

## KURZE ANZEIGEN.

Heute bey uns  
wirthschaft sind indessen in diesem Buche für Landschulengaus zweckmäßig und wir wollen ihm daher nicht allen Werth absprechen, wenn wir gleich in Rücksicht der übrigen Materialien mancherley zu erinnern haben. Das Lehrbuch soll nach der eigenen Erklärung des Vfs. für Lehrer und Kinder in den Landschulen bestimmt seyn, und man findet auch Abschnitte, die bloß für den Lehrer gehören, z. B. die Anweisung im Lesen und Schreiben einge-

hingegen können als Leitfaden benützt werden. Hieraus entsteht nun die Aehnlichkeit, was nur für den andern Seite sind mehrere Capitel. So werden z. B. alle 5 Species der Regel de Tri auf 8 Seiten abgehandelt, die Bibel hat 22 Zeilen, und das Landverfassung nur 3 Seiten. An ein Elementarbuch für Volksschulen rung der wichtigsten Landesgesetze, den.

O. m. r.

**Calvane, b. Meckel: Anekdoten und Charakterzüge aus dem menschlichen Leben.** 1807. 213 S. 8. (16 Gr.) Nur dann kann eine Anekdotensammlung Interesse erregen, wenn sie entweder neue auffallende Züge aus dem Inneren des menschlichen Charakters hervorhebt, oder wenigstens das Alte und Bekannte in einem gefälligen Gewande und nach einem wohlgeordneten Plane so zusammenstellt, daß die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen bestimmten Zweck hingelenkt wird. Beides läßt sich von der vorliegenden Sammlung nicht rühmen. Sie enthält 284 ältere und neuere, größers und kleinere Anekdoten und Erzählungen, deren Charakter durch das vorgesetzte Motto: *Was ist der Mensch? halb Thier, halb Engel* u. s. w. sehr deutlich genug ankündigt. Es sind Rec. kaum 20 Erzählungen entgegengekommen, die er nicht in Zeitungen, und in anderen Sammlungen, besonders in französischen und lateinischen Sprachlehren, größtentheils mehrmals, schon abgedruckt gefunden hätte. Zu welchem Zweck die Sammlung veranstaltet worden sey, wird nirgends angegeben, und aus der Zusammenstellung selbst hat es Rec. nicht herausfinden können. Der Sammler versetzt uns bald nach Griechenland und Rom, bald nach Frankreich, Rußland und

Preußen, bald in die alten, bald in die neueren und neuesten Zeiten. Kriegs-Scenen, ernsthafte und launige Auftritte, ichterhafte Einfälle und moralische Charakterzüge öffentlicher und Privatpersonen wechseln absichtslos mit einander ab, und aus dem Lager des Athenienfer führt er uns unmittelbar in eine Dorfschenke ein. Juden, Barbaren und Dorfschulmeister spielen ihre Rolle neben Friedrich II. und Peter I.; Kypri, Sappho u. a. stehen als freundliche Nachbarn neben Diogenes und Alcibiades. Sogar Eulenspiegel tritt hier als Moralist wieder auf. Daß mit Schlem und plattem Scherz manche Summe und witzige Einfälle sich passen, daß neben gemeinen und alltäglichen Bemerkungen, oft feine und treffende Charakterzüge stehen, läßt sich bey der Verschiedenheit einer solchen Sammlung von selbst erwarten. — Der Vortrag ist eben so verschiedenartig, als die Quellen, woraus die Erzählungen geschöpft sind.

Gal.

**KINDERSCHRIFTEN.** Magdeburg, b. Heinrichsholtes: *Prezlig kleine, durchaus verständliche Erzählungen für Kinder, welche so eben erst lesen gelernt haben.* Von einer Mutter in der Kinderstube geschrieben. 1808. VIII u. 34 S. kl. 8. (5 Gr.) Nach der Vorrede des ungenannten Herausgebers, hat die Vfsin, eine denkende und sorgsame Mutter, den Zweck, „den Anfängern im Lesen für die Stunden, wo sie sich allein in dieser Kunst üben sollen und wollen, eine eben so nützliche und lehrreiche, als leichte und angenehme Unterhaltung zu gewähren.“ Diesen Zweck hat sie glücklich erreicht, und Rec. empfiehlt diese wirklich in der Kinderstube geschriebenen Erzählungen allen Müttern, die ihre Kinder in müßigen Stunden auf eine nützliche Weise beschäftigen wollen. Wie im wechselnden Spiel des kindlichen Lebens, lassen moralische Erzählungen nur solchen, die nur auf Verstandsbildung hinzielen, bunt durch einander; alle Begebenheiten aus der Kinderwelt selbst gewählt, wodurch die Erzählungen nicht bloß mehr Anwenbarkeit, sondern auch mehr Interesse für die Kinder gewinnen. Künstliche Perioden, undeutliche Wörter, Kunstausdrücke, so wie Ideen und Redensarten, die dem Alter von 5—8 Jahren noch nicht erklärt werden können, sind sorgfältig vermieden. Durch tüchtelähnliche Schilderungen und beygesetzte Fragen wird das Nachdenken, durch Aufstellung guter und schlechter Beispiele das moralische Gefühl der Kinder geweckt. Doch sind einige der letzteren wenig befriedigend; in den letzteren aber die üblen Folgen der Unarten oft zu stark und schrecklich geschildert. Daß 6 Kinder in 6 verschiedenen Erzählungen das Opfer der Unachtsamkeit oder des Eigensinns werden, ist zu bedauern für das kindliche Gemüth, welches überhaupt in seiner Unschuld mehr durch lebhaft Darstellung nachahmungswerther Beispiele zur Bittlichkeit aufgemuntert, als durch zu große Schilderung der üblen Folgen von den Unarten, als es nicht einmal hemmt, abgeschreckt seyn will.

K.

## NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Die Jesuitenscheu der Hölle, oder Faust der Jungens.* Ein Drama zum Anfang des 19. Jahrh. von Carl Friedrich Beckowitz. Zweyte Aufl. mit Verbesserungen des Vfs. 1808. VIII u. 179 S. 8. (16 Gr.)

Moskau an der Oka, b. Wagnat: *Prezlige kleine Erzählungen aus der Geschichte Jesu, von M. Gmfr. Heier. Schmeißer, Ritter in Neuphosen bey Neustadt an der Oka.* Zweyte Aufl. 1808. X u. 310 S. 8. (1 Thlr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## M A T H E M A T I K .

BERLIN, b. Quien: *Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten*, von Ludwig Ideler, Astronomen d. kön. preuss. Akad. der Wissenschaften. 1806. 407 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Die Schrift enthält zwar nicht ganz das, was man dem Titel nach in derselben erwartet, nämlich *historische Untersuchungen über die Art, wie die Alten ihre Beobachtungen überhaupt anstellten*; sie liefert aber doch einen wichtigen Beytrag zur Beurtheilung der alten Beobachtungen, nämlich eine *Untersuchung über die verschiedene Art der Zeitrechnung*. Wer die Unbestimmtheit der alten Beobachtungen kennt, muß unfehlbar die Arbeit des Vfs. für verdienstlich erklären. Seine Untersuchungen selbst betreffen ferner nur hauptsächlich Ptolemäus, weil in dessen Almagest die ersten wirklichen Beobachtungen, wie sie der Astronom braucht, vorkommen. Die älteren Observationen waren zu roh, zu unbrauchbar und zu einzeln. Hin und wieder führen den Vf. seine Untersuchungen auf Bemerkungen über das Alter der Astronomie, auf Vermuthungen und Hypothesen, welche Rec. nicht immer unterschreiben möchte, sobald sie nicht durch historische Gründe unterstützt werden. Der erste Abschnitt enthält eine Prüfung der *ägyptischen Zeitrechnung*. Hr. I. berechnet aufs neue die Epoche derselben aus den ältesten Beobachtungen im Almagest, erklärt die Beschaffenheit ihrer Jahre, den Anfang des ägyptischen Jahres. Zugleich giebt er Vorschriften, jedes gegebene Nabonassar'sche Jahr auf die Julianische Periode zu bringen, und den Anfang desselben zu bestimmen, welche gewiss jedem Astronomen, der sich mit den alten Beobachtungen beschäftigt, willkommen seyn müssen. Aus astronomischen Gründen konnte Ptolemäus seine Epochen von Mittage an zählen, so wie Hipparch aus ähnlichen Veranlassungen von Mitternacht anfang. Die übrigen Nachrichten, welche Hr. I. S. 23 aus Plinius beybringt, sind bloß bürgerliche Bestimmungen, die mit der Astronomie weiter nicht in Verbindung stehen. Dieses zeigt auch die S. 24 angeführte Stelle aus Theon; Wenn die Nachrichten von Plinius, Isidor, und anderen verschieden sind: so ist dieses nichts anderes, als ein Beweis, daß man zu verschiedenen Zeiten verschieden dachte. Jeder Schriftsteller mußte wohl wissen, was zu seiner Zeit für Einrichtungen galten, er durfte also nicht wagen, vor seinen Zeitgenossen „für welche er doch zunächst schrieb, eine andere aufzustellen, als die gewöhnliche. „Da es nicht wahrscheinlich ist“, fährt Hr. I. S. 24 weiter fort, „daß man den Tag das ganze Jahr hindurch

um 6 Uhr Morgens angefangen hat: so ist hier vermuthlich von *bürgerlichen* Tagesstunden die Rede. Es kommen nämlich in den Schriften der griechischen Astronomen zweyerley Stunden unter den Benennungen *καίματα* und *σημειώματα* vor.“ Hier scheint Rec. eine Behauptung die andere aufzuheben. Aus den angeführten Gründen folgt ja, daß gewöhnlich die bürgerliche Eintheilung des natürlichen Tages nach Jahreszeit und Polhöhe verschieden war, und daß nur die Astronomen nach ihren Bedürfnissen die Eintheilung in *καίματα* und *σημειώματα* machten. Überhaupt muß dabey auf die kleine Verschiedenheit zwischen unsern und den damaligen Begriffen des Wortes *Stunde* Rücksicht genommen werden. Die letzte Benennung (*σημειώματα*) würde Rec. lieber von der gleichförmigen Bewegung des Äquators, worauf am Ende alles zurückgeführt wurde und werden mußte, als davon ableiten, „weil sie um die Zeit der Nachtgleiche (*σημειώματα*) den bürgerlichen Tages- und Nachts- Stunden gleich sind“ (S. 25). „Da (S. 26) sie ihre Entstehung der Astronomie, ich meine dem gewiss sehr früh von den Astronomen gefühlten Bedürfnis einer gleichförmigen Zeiteintheilung, verdanken, und erst nach und nach vermittlest der Sonnenuhren und mechanischen Zeitmesser ins bürgerliche Leben übergegangen sind: so können sie füglich *astronomische* heißen.“ Rec. hätte gewünscht, hier zu erfahren, welches besonders die mechanischen Zeitmesser gewesen wären, deren man sich damals bediente, und wie es zu verstehen sey, daß die *σημειώματα* nach und nach durch die Sonnenuhren ins bürgerliche Leben übergegangen sind. Soll dieses heißen, die Sonnenuhren waren bloß zum bürgerlichen Gebrauche; und wie sie erfinden wurden, gingen diese Stunden ins bürgerliche Leben über: so wird dabey stillschweigend vorausgesetzt, daß auch die Astronomen schon vorher zu ihrem Gebrauche Sonnenuhren hatten. Denn auf welchem andern Wege hätte man wohl solche Zeitabtheilungen machen können? Wahr ist es, daß diese Stunden ihre Entstehung der Astronomie zu verdanken hatten, ob aber, *sehr früh*, „ist noch die Frage. Die wenigen Nachrichten, welche wir noch haben, führen uns auf andere Resultate. Sie zeigen überall, daß man anfänglich allgemein bloß die bürgerlichen Stunden brauchte, und, wie uns dünkt, ganz natürlich; ja Hn. Ps. gleich folgende Bemerkung: „beide Arten von Stunden werden häufig im Almagest erwähnt, die bürgerlichen indeß nur *bey Gelegenheit der übrigen*, vor Ptolemäus angestellten Beobachtungen“, bestätigt dieses sogar. Der Mangel an Nachrichten von den astronomischen Kenntnissen der ältesten Völker ist allerdings groß und

N n n

fühlbar; aber vielleicht nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt. Von Kenntnissen, die nicht waren, ließen sich keine Nachrichten geben. Eben die Schwierigkeiten, in der Zeitbestimmung veranlaßten nun die Alten, also auch Ptolemäus, bey nächtlichen Beobachtungen ein doppeltes Datum anzugeben (S. 27), aber nicht, „um die Griechen und Römer vermuthlich auf die abweichende Gewohnheit der Ägypter aufmerksam zu erhalten,“ was unserer Einsicht nach nicht nöthig war. Wie sollte er nämlich die Theile der Nacht anders angeben? Die vorhandenen Nachrichten zeigen, wie und daß es anders geschah, als durch mechanische Zeitmesser, nirgends aber findet sich ein Grund zu der eben angeführten Behauptung. — Gründlich sind ferner die Untersuchungen über den Regentenkanon, S. 36 ff., worin wir Hn. I. gern beystimmen, daß Ptolemäus ein Stück davon verfertigt habe. Daß er denselben in seinem Almagest vor Augen hatte, ist offenbar, wenn er ihn auch nicht ausdrücklich nennt, und daß er in den verschiedenen Handschriften weiter fortgeführt wurde, lehrt der Augenschein. Der Astronom bedarf einer genauen Chronologie zu seinen Berechnungen. Natürlich also mußte Ptolemäus sorgfältig die

sammeln; und da die meixandrien ausgingen: so sen auch an die dort herrtet wurden. Aus ebendem Ptolemäus auch andere Data uf die Nabonassarsche Aere stern irgend ein Verdienst eiben ist: so ist es das, daß erzeichneten von Finsterner genauen Chronologie hl die ersten Nachrichten, kommen, welche alsdann irinischen Gelehrten übergen und Rechnungen bezeugt, daß die Ägypter irius am Morgenhorizonte und Hn. Ps. Untersuchunrer Gründlichkeit, wenn: Vermuthungen über die is bey den Ägyptern und Sothis wegfallen sollten. und Sothis, einerley beame des Sirius seyn, und den Namen gegeben haum an die Hundsgestalt ich diesem sinnlichen Zeis Sterns allein ihr Jahr beelbst mit Jablonskian Bohis einen Hund bedeutet ichtung über die Hundemit Recht nur für einen, he Periode. Über die Zeit, den sey, sind wir zwar anaber zu weitläufig werde weiter aus einander setzen wollten. Hr. I. erklärt, daß alles auf Zweifeln und Vermuthung beruhe, und sucht die verschiedenen Angaben (S. 83 ff.) der Alten dadurch mit einander zu vereinigen, daß er eine Stelle des Plinius vom kosmischen Aufgange erklärt. Wir glauben aber, daß man nicht nöthig hat, seine Zuflucht dazu zu nehmen,

wenn man sich nur genau in die Lage jener Menschen setzt, welche eine solche Periode für ihre Bedürfnisse erfanden, und ihre Hilfsmittel genau vor Augen hat. Warum sollten bey Bestimmungen, die ihrer Natur nach sehr schwankend waren, nicht auch sehr verschiedene Angaben Statt finden? S. 89 kommt der Vf. zu der Frage, ob die Ägypter das Vorrücken der Nachtgleichen gekannt hätten? und setzt hinzu, er wage nicht zu entscheiden. Rec. glaubt, man brauche nach dem, was man von Hipparchs Bemühungen und Bestimmungen weiß, gar nicht weiter in Zweifel darüber zu seyn, daß sie nichts davon wußten. Es ist wahr, Sirius maßte nach und nach in verschiedenen Punkten des Horizonts den Beobachtern erscheinen; aber nach Hn. I.'s eigenem Geständnisse war es ja nicht leicht, die Änderungen wahrzunehmen, und wo sollten „die sehr entfernten und genau angestellten Beobachtungen“ hergenommen worden seyn, die man mit einander vergleichen mußte? So viel auch von alten Observationen verloren ist: so wäre es doch sehr sonderbar, wenn sich nicht manche erhalten hätten, besonders da Hipparch und Ptolemäus gewiß alles benutzt haben würden. Rec. ist überzeugt, daß wir bey den Bemühungen dieser Männer bestimmte Nachricht erhalten haben würden, wenn mehreres bey den älteren Völkern vorhanden gewesen wäre, als alle Vermuthungen aus Hieroglyphen, Mythen und Allegorien uns geben können. Was ferner über die Hundsternperiode gegen Gatterers Behauptung, daß die Ägypter schon in den ältesten Zeiten ein Sonnenjahr von 365½ Tagen gehabt hätten, gesagt wird (S. 100), ist größtentheils richtig; und man sieht hier auf neue, wie sehr man in Zweifeln und Dunkelheiten umher irrt, wenn man nicht auf die Autorität der Schriftsteller achtet. Doch würde eine genaue Auseinandersetzung der Gründe für eine Recension zu weitläufig seyn. Rec. will nur auf die verschiedenen Perioden der Indier, Chinesen, Chaldäer, Ägypter aufmerksam machen, welche nie zu Einem bestimmten Resultate über das Alter der Astronomie führen. Besonders wollen wir daran erinnern, welche Schriftsteller es sind, welche von den *genuinen* Kenntnissen der alten Ägypter so unterrichtet waren, und in welchem Zeitalter sie gelebt haben, um Hn. Ps. Zweifel noch zu verstärken. Herapoll's Autorität, auf welche sich Gatterer beruft, muß geradezu verworfen werden; sind aber wohl für die ältesten Zeiten Syncellus, selbst Diodor und Strabo gültige Zeugen? Wir wissen ja, welche falschen Ansichten der letztere hin und wieder von Homers Kenntnissen hatte, warum sollte dieses nicht auch bey anderen Begriffen des Alterthums der Fall seyn, welche ihm noch fremder waren? Doch wir müssen hier abbrechen, um auch noch von den übrigen Untersuchungen einen kurzen Bericht abzuschaffen. S. 145 folgt Hr. Z. noch einiges über die Chronologie der Chaldäer hinzu. Zuerst sucht er die Frage zu entscheiden, ob die chaldäische und ägyptische Zeitrechnung einerley sey? Nachdem er die gewöhnlichen Gründe der Chronologen untersucht hat, glaubt er annehmen zu können, daß sie im gemeinen Leben zwar ein Mondenjahr gehabt hätten, bey astronomischen Beobachtungen aber der ägyptischen Chronologie folgten. Da

ten wollten. Hr. I. erklärt, daß alles auf Zweifeln und Vermuthung beruhe, und sucht die verschiedenen Angaben (S. 83 ff.) der Alten dadurch mit einander zu vereinigen, daß er eine Stelle des Plinius vom kosmischen Aufgange erklärt. Wir glauben aber, daß man nicht nöthig hat, seine Zuflucht dazu zu nehmen,

aber die vielen Beobachtungen der Chaldäer, welche Kallisthenes gefunden haben sollte, schon in älteren Zeiten, wo man noch weniger sorgfältig bey dem Gebrauche der Nachrichten war, namentlich auch von Goguet in seinem *origins des loix*, wenn wir nicht sehr irren, in Anspruch genommen wurden: so bedurfte es auch wohl dieser Hypothese nicht. 3) *Griechische Zeitrechnung* S. 175 u. f. Verschiedene Arten der Einschaltungen. Ganz richtig behauptet Hr. I., daß alles sehr unvollkommen war. Es folgt daraus, daß die Monate nicht genug fixirt werden konnten, um ein Datum sicher daran anzureihen. Man sieht dabey aufs neue deutlich, daß man sich an lauter sinnliche Wahrnehmungen, an die scheinbaren Auf- und Untergänge der Sterne halten mußte, wie auch die noch vorhandenen Nachrichten, unter anderen *Geminus*, auch von Hn. I. in den Anm. S. 312 angeführtes Zeugniß, beweisen. Warum aber Hr. I. in dieser Anmerkung hinzusetzt: „*Dasselbe gilt auch von den Werken der Dichter, daher auch eigentlich nur diese (die scheinbaren) Auf- und Untergänge poetische heißen sollten*“ — begreifen wir nicht. Nach Rec. Urtheil sollte das Beywort *poetisch* ganz wegfallen. Alle Auf- und Untergänge, von denen in den alten Kalendern die Rede ist, waren bloß scheinbar; die wahren wurden von späteren Astronomen (vielleicht von *Geminus* Zeiten an) der Distinction wegen hinzugesetzt. Wollten nun Dichter, wie *Hesiod*, *Virgil*, *Ovid*, in ihren Schriften die Regeln der Landwirthe benutzen: so mußten sie auch die Vorschriften des Kalenders anwenden, wie sie vom Volke allgemein anerkannt und gebraucht wurden. Die Regeln also von den Auf- und Untergängen der Sterne sind weder von den Dichtern erfunden, noch dichterische Darstellungen der Natur, führen also auch den Namen *poetisch* mit Unrecht. Daß man übrigens auch bey der Epoche der metonischen Periode auf lauter schwankende Resultate stosse, bemerkt hier der Vf. 4) *Macedonische Zeitrechnung*, wobey Hr. I. mit Recht gegen *Usher* behauptet, daß das macedonische Jahr nicht bis auf Alexandern hinauf gehe. S. 227 u. f. 5) *Seleucidische Zeitrechnung*. S. 249. 6) *Dionysische* S. 263. *Dionysius* ordnete, wie *Eudoxus*, die Monate nach den Zeichen der Ekliptik, aber nicht, wie Rec. glaubt, weil es der Sprache an eigenen Namen für die Monate fehlte, die waren ja schon zu *Hesioda* Zeiten, gesetzt auch, daß sie sich anfänglich bloß auf den Mond bezogen haben sollten, sondern aus den eben angeführten Gründen, weil das Jahr und die Theile desselben nicht sicher genug bestimmt werden konnten. Der ganzen Abhandlung sind endlich noch *Erkuterungen und Zusätze* angehängt, woran manche Untersuchungen weiter ausgeführt werden. Das Ganze beschließt endlich eine interessante Abhandlung des Hn. Prof. *Battmann* über die Stellung der griechischen Monate *Pyaneption* und *Mamakterion*, worin auf das Zeugniß von Hn. *Stephan*, eines alten Codex des *Ptolemäus* bey *Prideaux ad Mar.* Oxon. S. 239 und *Harpokraton* jener für den vierten, dieser für den fünften im attischen Kalender erklärt wird. Die ganze Schrift enthält so viele Beweise von schätzbaren Sach- und Sprach-Kenntnissen, daß Rec. kein Wunsch übrig bleibt, als daß Hr. I. möge den Glauben an die hohe Weisheit der Aegypter und Babylonier in der Astrono-

mie, der so viele ältere Gelehrte zu ungerechten Urtheilen gegen die Griechen verleitet, und den es selbst so oft tadelt, ganz aufgegeben haben, um sich zu überzeugen, daß wir uns nur an die im *Almagest* angegebenen Beobachtungen halten müssen, und daß alle anderen Angaben, aus welchen man gewöhnlich so viel für das Alter der Astronomie folgert, nichts als die ersten unvollkommenen Versuche griechischer Beobachter sind, aus welchen sich für das Alter der Wissenschaft gar nichts folgern läßt. A. M.

BAMBERG U. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Handbuch der Elementar-Arithmetik in Verbindung mit der Elementar-Algebra*. Zum Gebrauche für Anfänger herausgegeben von *Andreas Metz*, der Philos. und Theol. Doctor, und der Philos. an der Universität in Würzburg öffentlich. ordentlich. Lehrer. 1804. XXXVII u. 348 S. gr. 8. (r. Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede versichert der Vf., daß, wofern ihm durch die Herausgabe dieser Anfangsgründe einiges Wohlwollen des Publicums, vorzüglich seines vaterländischen, zu Theil werden sollte, er bloß aus dem Grunde einigen Anspruch darauf machen wolle, weil er viele aus den Schriften eines *Kästner*, *Schulz*, *Lorenz*, *Vega*, *Clém*, *de la Caille*, *Burja*, *Euler*, *Wucheren* und *Hubert*, mit strenger Prüfung gesammelte Wahrheiten deutlich in einen, der Lage seiner Schüler gemäßen Zusammenhang gebracht, und so dem Bedürfnisse eines vollständign Lehrbuchs, als das *Trentsch*sche war, worüber seither die Elementarmathesis zu Würzburg vorgetragen worden, abgeholfen habe. Auf eine verbesserte und erweiterte Auflage jenes *Trentsch*schen Lehrbuchs wollte sich der Verleger nicht einlassen: und so hatte der Vf. freylich Veranlassung genug, ein ganz neues Lehrbuch zu schreiben. Dieses hat er in 6 Capitel eingetheilt, und darin 1) von den Stamm- oder einfachen Rechnungsarten, und von der Abmessung ganzer Zahlen, 2) von den Brüchen, 3) von den Potenzen, Ausziehungen der Wurzeln und dem Calcul mit Wurzelgrößen, 4) von den Verhältnissen und Proportionen, 5) von den Progressionen, 6) von den Logarithmen, und endlich in einem Anbange von den Permutationen und Combinationen, gehandelt. Alle aus den genannten Schriften gesammelten, hieher gehörigen Wahrheiten sind scharf zusammengestellt, und mit gut gewählten, zu der im gemeinen Calcul sowohl, als in der Algebra durch Übung zu erlangenden Fertigkeit, zweckdienlichen Exempeln erläutert. Nur hätte der Vf. auch in Ansehung des Vortrags, und der besonderen Ansichten der Dinge, sich lieber an die genannten Muster halten, als die ihm eigenen, oft irrigen Ansichten geltend zu machen, seinen oft nachlässigen Vortrag dafür zu substituiren, viel weniger aber diejenigen Mathematiker, die, wie er meint, nicht philosophisch genug distinguiren, zu widerlegen suchen sollen. Hier einige Beyspiele; zuerst von den besondern Ansichten, unter welchen dem Vf. viele Dinge anders, als andern Mathematikern, erscheinen. S. 11 u. 13 heißt es: „Gleichartige oder ähnliche Zahlen sind jene, deren Einheiten einerley Qualität haben. Z. B. 8 Gulden und 5 Gulden. Im Gegentheile sind sie verschiedenartig, *numeri heterogeni*. Z. B. 8 Gulden, 3 Batzen, 9 Kreuzer — Drey Gulden sind ähnlich 5 Gulden. Sechs Gulden sind gleich und ähnlich 6 Gulden, d. i. *congruent*.“ Dieser letzte Ausdruck gilt

aber sonſt in der Matheſe aus von ausgeſprochenen ſtehen-  
den Gröſſen, nicht von diſcreten. Auch ſind wohl  
nicht alle Gulden einander ähnlich. S. 37. heißt es:  
„Sonach ſind die Einheiten des Quotus immer von der  
nämlichen Qualität, von welcher jene des Dividends  
ſind. Zugleich erhebet, daß der Diviſor, ſeiner Beſtim-  
mung gemäß, immer nur eine unbenannte Zahl ſeyn  
könne, und ſeyn müſſe.“ Alſo kann man den Vf. nicht  
fragen, wieviel mal 12 Kreuzer im Gulden ſtecken?  
Kann man es aber dennoch, ſo muß er wohl antwor-  
ten: 3 Kreuzer mal, oder 60 zwölftel Gulden mal? Rec.  
hat aber immer dafür gehalten, daß entweder der  
Diviſor oder der Quotient, nothwendig eine unbenann-  
te Zahl ſeyn könne, und ſeyn müſſe, wenn ſich die Di-  
viſion bloß auf diſcrete Gröſſen beziehet. S. 115 ſagt  
der Vf.: „Eine unmögliche Wurzel, *radix ſurda*, iſt jene,  
welche ſich nicht angeben läßt. Z. B. die Quadrat-  
wurzel von 7.“ Er verwechſelt alſo Irrational-  
gröſſen mit unmöglichen. S. 117: „Die gerade Wur-  
zel iſt entweder poſitiv, oder negativ.“ Der Vf. meint  
aber bloß die Wurzel einer Potenz von einem geraden  
Exponenten damit. Hier hatte er überdies die beſte  
Veranlaſſung, der eigentlichen unmöglichen Wurzeln,  
nämlich der Wurzeln gerader Potenzen aus verneinen-  
den Gröſſen zu gedenken: er gedenkt ihrer, aber nir-  
gends. S. 144 ſtehet: „Lehrsatz. Von einer unvollkom-  
menen Potenz, als einer ganzen Zahl, iſt keine genaue  
Wurzel möglich.“ Aus dem Beweiſe erhellet jedoch,  
daß der Vf. unter genauen Wurzeln bloß Rationalgrö-  
ßen verſtehet. Er muß aber doch wohl wiſſen, daß  
die ganz genaue Verdoppelung des Quadrats und Wür-  
fels, ſolglich die ganz genaue Seite des Quadrats und  
Würfels von doppeltem Inhalte, ſehr gut möglich iſt,  
wie auch, daß in ſeinem Buche der *Literalcalkül* ſich  
nicht bloß auf arithmetiſche, ſondern auch auf geo-  
metriſche Gröſſen beziehet, beſonders da er dieſes letztere  
ſehr oft ſelbſt bemerkbar macht. S. 212 ſagt er: „Die  
umgekehrte Proportion wird in eine directe verwand-  
elt, wenn man entweder die Glieder des einen Ver-  
hältniſſes verſetzt, oder dieſe Glieder zu Nennern  
von Brüchen macht, deſſen Zähler = 1. Z. B. Aus  
 $\frac{a}{m} : \frac{b}{n} = m : n$ , machet  $\frac{a}{m} : \frac{b}{n} = n : m$  oder  $\frac{a}{m} : \frac{b}{n}$   
 $= \frac{1}{m} : \frac{1}{n}$  u. ſ. w. Allein jene erſte Zuſammenſtellung  
der Gröſſen iſt nicht nur keine directe, ſondern über-  
haupt gar keine Proportion; und Rec. ſind wohl directe  
und umgekehrte Verhältniſſe, aber keine directen und  
umgekehrten Proportionen bekannt, ungeachtet er  
wohl weiß, daß die nicht mathematiſchen Rechenmei-  
ſter eine von ihnen ſogenannte verkehrte Regel derſel-  
ben. S. 264 heißt es ferner: „Da jede Gröſſe größer  
ſeyt, daß man ei-  
ſe ſey unendlich  
inita, i. e. major  
ſich angeben.“  
erden kann, als  
jede angebliche  
lich groß? Auch  
n legen, die ein  
orden Kreis be-  
oder ſie läßt ſich  
iſchen Tabellen  
ſte negativo =

geſetzt. Der Grund liegt darin, weil die Vf. die-  
ſer Tabellen, z. B. *Vega*, das  $0 = \frac{1}{2} = 10^{-1} = \frac{1}{10} = \frac{1}{100} = \frac{1}{1000}$   
ſetzen. Daß aber dieſes Verfahren der Schärfe nicht  
Genüge leiſte, liegt am Tage.“ Wohl an dem Tage,  
wo man eigentlich nicht ſagen kann, eine Gröſſe ſey  
unendlich groß, und wo ſich die Tangente des rechten  
Winkels angeben läßt? — Folgende unrichtige  
Stellen haben ihren Grund wohl nur in gewiſſen  
Nachläſſigkeiten des Ausdrucks. S. 81: „Der Nen-  
ner, *denominator*, zeigt, in was für Theile [ſtatt in  
wie viel Theile] das Ganze, von dem die Rede iſt, ge-  
theilt ſey.“ Ebendaeſelbſt: „der Bruch iſt ein Vielfaches  
von einem Theile des Ganzen oder der Einheit. Da-  
her heißt er auch eine gebrochene Zahl, als welche  
ein Vielfaches von der Einheit ſelbſt iſt.“ Alſo wäre  
ein Vielfaches von einem Hunderttheilchen des  
Ganzen? S. 94: „Soll ein Bruch von einem Bruch,  
*fractio de fractione, ſive fractio fractionis*, genommen  
[ſtatt gemacht] werden. z. B.  $\frac{2}{5}$  von  $\frac{5}{8}$ : ſo werden  
beide multiplicirt.“ Doch wohl in einander? S. 102:  
„Jeder Decimalsbruch wird in einen gemeinen Bruch  
verwandelt, wenn man ihm die Einheit mit ſo vielen  
Nullen unterſetzt, als Decimalziffern ſind. Z. B.  $4.39$   
 $= \frac{439}{100}$ .“ Dieſes widerſpricht aber der, S. 99, aus dem  
Muſtern genommenen Erklärung, daß Decimalsbrü-  
che Brüche wären, deren Nenner Potenzen der 10  
ſind; indem hier der Nenner ebenfalls eine Potenz der  
10 iſt. In der Lehre von den Decimalsbrüchen pflegt der  
Vf. im übrigen die Nullen ſtatt immer Decimalnullen zu  
nennen. Warum er dieſes thut, ſieht man auch nicht  
wohl ein, zumal da von der ohnehin ganz entbehrl-  
ichen Dodekatik oder dergleichen in dieſem Buche  
nichts vorkommt. S. 225: „Ein Beyſpiel des dritten  
Falles [des Falles nämlich, wenn ſich ein paar Gröſſen  
nicht völlig ſo, wie ein paar andere, ſondern etwa wie  
die Quadratwurzeln derſelben u. ſ. w. verhalten] lie-  
fert die Frage: wenn aus einem Faſſe in einer Secunde  
6 Maſſe ausfließen, wie viel Maſſe fließen in 4 Secun-  
den aus? Eben ſo die Frage: wenn 2 Pferde in einer  
Stunde 5 Meilen [2,5 Meilen] zurücklegen, wie viele  
Stunden [Meilen] machen ſie innerhalb 2 Stunden?“  
Dieſe beiden Fragen laſſen ſich doch wohl nicht noch  
einerley Regel beantworten? Oder ſchwinden etwa  
die Kräfte der Pferde in einem gewiſſen Verhältniſſe  
der Dauer ihrer Anſtrengung; und erſetzt, wenigstens  
von Futter zu Futter, der Sporn oder die Peitſche  
nichts? Von zu weit ausgeſponnenen Rechnungsregeln  
zeigt unter anderen S. 187 die Auflöſung der Gleichun-  
gen I.  $x^3 = \frac{2}{y}$  und II.  $x^2 y^3 = \frac{2}{n^2}$ , welche beynahe  
die ganze Seite füllt, indem der Vf. aus beiden erſt  
eine unreine quadratiſche Gleichung macht; und ſo-  
dann dieſe auflöſt, da doch aus I unmittelbar  $x^3 = \frac{2}{y}$   
folglich aus I und II ſogleich  $\frac{2}{y} y^3 = \frac{2}{n^2}$ , u. hier-  
aus  $y = \frac{2}{n^2}$  folgt. Auf die zu weitläufigen Defini-  
tionen und überflüſſigen Beweiſe, wovon beynahe das  
ganze Buch wimmelt, und welche man ſonſt, wenn  
ſie ja nützlich ſeyn ſollten, dem mündlichen Vortrage  
vorbehält, will Rec. den Vf. nur durch ein paar Bey-  
ſpiele aufmerkſam machen, welche ſich S. 28, 44,  
49 befinden.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## P A D A G O G I K .

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger:  
*Unterricht in der Moral nach den neuen philosophischen Grundsätzen und in einer sokratischen Manier vorgetragen.* Vorzüglich zum Gebrauche bey dem häuslichen Unterrichte der Kinder bestimmt von J. A. Eisenmann. 1805. 142 S. 8. (4 Gr.)

Ein moralischer Katechismus für Kinder gehört unter die wichtigsten und schwersten Probleme, welche Kant den Pädagogen vorgelegt hat. Die Menge von Versuchen dieser Art scheint zu beweisen, daß man sich die Sache in der Ausführung gar nicht schwer gedacht hat; ihre Beschaffenheit aber zeigt genugsam, daß es den bisherigen Unternehmern selbst an richtiger Auffassung der Idee und an bestimmter Vorstellung vom dem Zweck eines solchen Buches gefehlt habe. Für den unmittelbar praktischen Zweck sind ihre Lehrbücher zu wissenschaftlich und unbelebt; für den wissenschaftlichen viel zu sach und ungründlich. Indessen verdient jedes derselben einiges Lob, wegen der, obwohl beschränkten, Brauchbarkeit, die es in den Händen eines geschickten mündlichen Lehrers haben mag. Von dem gegenwärtigen gilt im Ganzen dasselbe.

Der Vf. unterscheidet in der Vorrede drey Hauptmethoden des Jugendunterrichts in der Moral. Die eine besteht darin, daß man einige, nur wenige Pflichten, welche die Jugend vorzüglich angehen, ohne Zusammenhang und System vorträgt, und durch mehrere Beyspiele, die meistens arduet sind, zu veranschaulichen sucht; eine andere, daß man beynahe alle Pflichten, die in der Moral vorkommen, aufzählt, und in einer ganz wissenschaftlichen, durchaus systematischen Form vorträgt; eine dritte, daß man alle die Pflichten, welche die kleinere Jugend näher oder entfernter betreffen, zwar in einem systematischen Zusammenhange, aber doch auf eine leicht falsche Weise, entwickelt. Den Gebrauch der ersten, rhapsodischen Lehrart will der Vf. auf den Zweck der vorläufigen Erweckung und Schärfung des moralischen Gefühls einschränken. Der eigentliche Unterricht in der Moral soll wissenschaftlich seyn, und die Jugend zum systematischen Denken gewöhnen; aber auch sokratisch, so daß der Schüler unter Anleitung des Lehrers die Erkenntnisse seiner Pflichten sich selbst erwerbe.

Was die sokratische Entwicklungsmethode betrifft: so ist diese bey allen Vernunftkenntnissen und vorzüglich bey den praktischen ohne Widerrede für den ersten Unterricht die beste; aber mit der Idee dieser Methode ist der systematische Gang von Principien zu den Principaten unvereinbar, welcher gleichwohl zur Vollständigkeit einer Wissenschaft, also für den späteren Unterricht, unumgänglich nothwendig ist. Die sokratische Methode verfährt nothwendig analytisch, sie geht daher von zweckmäßig gewählten einzelnen Fällen aus, ruft hierüber das einzelne sittliche Urtheil zum Bewußtseyn, und leitet so allmählich zu allgemeineren Erkenntnissen hin; in der Moral also zu einem Pflichtprincip. Der Vf. dieses Unterrichts verfehlt also das Sokratische des moralischen Unterrichts, indem er von einem Princip ausgeht, welches er den Zögling nicht selbst finden lehrt, welches auch schwerlich irgend ein Kind selbst bey der besten sokratischen Leitung wird finden können; weil es viel zu fein und allgemein abgezogen ist; er verfehlt das Wissenschaftliche, indem er die einzelnen Pflichten zwar nach dem Princip aufstellt, aber fast nirgends aus demselben herleitet. Für den populären Unterricht würde ohnehin der christliche Grundsatz: *Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst*, wegen seiner Falschheit, Herzlichkeit und Fruchtbarkeit den Vorzug vor jeder rein philosophischen Formel verdienen. Wir setzen dabey voraus, daß der Zögling zum Bewußtseyn des sittlichen Unterschiedes der Handlungen und Gefinnungen und sodann zu der Idee eines moralischen Urhebers und Herrn der ganzen Natur, eines gerechten Richters und liebreichen weisen Vaters der menschlichen Gesellschaft (ohne Demonstration, durch bloßes Lehren) hingeleitet worden sey, wodurch sodann rückwärts die moralische Vorstellungsart selbst die nöthige Festigkeit und Haltung bekommt, welche sie durch die rein philosophische Ansicht als bloß eigene, innere Gesetzgebung nimmermehr erhalten würde. Das Desiderat eines moralischen Katechismus ist also auch nach diesem Versuche noch immer unerfüllt geblieben. Gleichwohl wird ein geschickter Jugendlehrer manche Idee und Wendung aus dem dialogischen Vortrage des Vfs. gut benutzen können, wenn er den Gebrauch desselben einem höheren Plane seines moralischen Unterrichts unterordnet. d.

1) LEIPZIG, b. Böhme: *Gedächtnisübungen*, sowohl für den Privatunterricht der Kinder von sechs bis zwölf Jahren, als auch für die unteren Classen



der Bürger- und Land-Schulen; nebst einer kurzen Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniß der Kinder üben und schärfen soll, herausgegeben von George Karl Claudius. 1806. XX. und 288 S. 8.

- 2) Ebendasselbst: Gedächtnisübungen, sowohl für den Privatunterricht der Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, als auch für die oberen Classen der Bürger- und Land-Schulen. Herausgegeben von George Karl Claudius, 1806. VI und 102 S. 8. (Beide 1 Thlr.)

Diese Sammlungen von Denksprüchen, Liedern, Fabeln, Erzählungen, Rätheln, Romanzen und profaischen Aufsätzen zeichnen sich vor vielen andern dergleichen Sammlungen für Gedächtnisübung und Declamation besonders dadurch vorthellhaft aus, daß die Denksprüche, Lieder und Fabeln nach religiösen und moralischen Gesichtspuncten geordnet sind, und eine Inhaltsanzeige angiebt, wo z. B. ein Denkspruch für die Bewahrung vor Eigendünkel und Rechthaberey, oder ein Lied von der Mäßigkeit und Selbstbeherrschung zu finden ist. Mit diesem Vorzuge ist freylich der Nachtheil verbunden, daß die nöthige Stufenfolge vom Leichten zum Schweren nicht beobachtet werden konnte; sondern daß der Lehrer in dieser Rücksicht die Auswahl selbst zu treffen hat. Und wenn man die Regel befolgen will, welche Hr. C. in seiner Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniß der Kinder üben und schärfen soll, gegeben hat: „Man lasse die Kinder nichts auswendig lernen, was sie nicht vollkommen verstehen“: so sind überhaupt nicht alle Denksprüche und Lieder in dieser Sammlung zur Gedächtnisübung für Kinder geeignet. Die Quellen, aus welchen der Herausgeber geschöpft hat, sind ziemlich rein. Gellert, Weiss, Gleim, Pfeffel, Lichtwehr, Haller, Schiller, Bürger, Götting, Uz, und andere gute Dichter haben ihre Beyträge geben müssen. Auch hat Hr. C. viele von seinen eigenen Liedern und Denksprüchen mit aufgenommen. Am Reim und Sylbenmaße ist freylich Manches zu verbessern, und die Entschuldigung des Herausgebers: „Zweckmäßigkeit [welche?] war hier nothwendiger als Schönheit der Dichtkunst“, kann keine Nachlässigkeit in dieser Rücksicht entschuldigen; denn der wahre Dichter versteht jeden Gedanken in eine gefällige und richtige Dichtersprache einzukleiden. Über die Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniß der Kinder üben und schärfen soll, hat Hr. C. selbst folgendes richtige Urtheil gefällt. S. IV: „Diese Bemerkungen enthalten keinesweges eine neue Methode, sondern stellen eine Reihe bekannter Erfahrungen zusammen, um die Lehrer auf Dinge aufmerksam zu machen, die, so nahe sie ihnen liegen, doch gewöhnlich gar sehr außer [aus der] Acht gelassen werden.“ In No. 2. sind von S. 180 bis zu Ende Anmerkungen beygefügt, die den Text erläutern.

Oe. m. r.

- 1) LEIPZIG, b. Feind: Anweisung für Mütter, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen. Zum Ele-

mentar-Unterricht für Mädchen, von einer Lehrerin. Mit 2 Kpf. 1806. 102 S. 8. (8 Gr.)

- 2) Ebendasselbst: *Elementar-Unterricht für Mädchen*. Erstes Lehr- und Lesebuch mit Kupfern, von einer Lehrerin. 1806. 179 S. 8. (16 Gr.)

No. 1. Die angebliche Verfasserin von No. 1. behauptet zwar in der Vorrede, daß sie ein Elementarwerk zum Unterricht für Mädchen nach ihren eigenen Grundsätzen geben wolle, weil alle bisher bekannten Elementar- und Lehr-Bücher ihre Forderung nicht befriedigten, legt aber dabey S. 71 folgendes aufrichtige Geständniß ab: „Ich muß erklären, daß ich die dargestellten Lese-, Schreib-, und Rechnungs-Methoden keinesweges als von mir erfunden, erkläre.“ Originalität wollen wir der Verfasserin auch gern erlassen, wenn sie nur die Gabe hätte, etwas Fremdes gut und deutlich vorzutragen; aber davon findet sich in ihrer Anweisung für Mütter fast keine Spur. Ihrem Vortrage fehlt es an der nöthigen Präcision, an Kraft und Deutlichkeit, und zuweilen kommt man in Versuchung zu glauben, die Verfasserin habe von dem, was sie schreibt, selbst keine deutliche Vorstellung gehabt. Zum Beleg für dieses Urtheil mag von mehreren Stellen nur eine hier Platz finden. S. 34. „Ein sehr schwer lernendes Kind war zugegen, als ich den Begriff des Winkels an zwey zusammenstoßenden Linien entwickelte, ich hoffte kaum, daß es mich verstehe, und sahe mehrere Tage nachher, ohngeachtet gar nicht wieder die Rede vom Winkel gewesen war, wie gut es sich ihn abstrahirt hatte. Ich stand bey ihm — das ist ein Winkel, sagte es schnell — und wirklich bildete sein und mein Körper einen Winkel.“ Hier ist ein Kupfer nöthig, wenn man begreifen soll, wie ein Winkel aus den bey einander stehenden Körpern der Lehrerin und des Kindes für das Kind sichtbar werden konnte. Das Werkchen selbst zerfällt in mehrere Abschnitte. Zuerst wird gezeigt, woher eine Mutter Stoff zur lehrreichen Unterhaltung mit ihrem Kinde nehmen müsse. Und dieser Abschnitt ist noch am besten gerathen. Der Abschnitt, welcher vom Lesen handelt, ist sehr mager und unzweckmäßig. Der Abschnitt, welcher die Schreibmethode entwickelt, und zu welchen 2 Kupfertafeln gehören, ist größtentheils von Pöhlmann entlehnt, aber auch unvollständig. So ist z. B. nicht mit einer Sylbe von dem richtigen Halten der Feder die Rede, von welchem doch das Produciren der sogenannten Grundstriche und der Haarrstriche ganz allein abhängt. Bey der Rechnungsmethode, welche der folgende Abschnitt beschreibt, sagt die Verfasserin statt 10 mal 10 lieber 20 zig. „Wenn ein mal 10 zig Ein hundred ist, so ist zweymal 10 zig Zweyhundert, und dreymal 10 zig Dreyhundert.“ Die beiden letzten Abschnitte, über die Übung der Sinne, und über die Vereinigung der Bildung des Herzens, mit der des Verstandes, enthalten manches Nützliche und Brauchbare. Nur ist alles zu kurz und oberflächlich vorgetragen. Auch darf man nicht, wie der Titel des letzten Abschnittes zu versprechen scheint, Vorchriften erwarten, wie man durch die

wissenschaftliche Bildung zugleich die sittliche befördern könne, sondern nur einige Bemerkungen über die Beförderung der Moralität überhaupt.

No. 2. Diesen Elementar-Unterricht für Mädchen kann man auf keine Weise den *Splittegarbischen*, *Weissischen*, *Neuendorfschen* und anderen guten Elementar-Büchern zur Seite stellen. Die Erzählungen, die er als Leseübungen enthält, sind größtentheils langweilig und trocken, und die 7 Kupfertafeln fast ohne Zweck. Auf jeder der sechs ersten macht ein Affe die Hauptfigur. Der Zusatz: Für Mädchen, rechtfertigt sich dadurch, daß die Lehrerin ihre Unterredungen mit Hanchen, Malchen und Nantchen gehalten hat! Oe. m. r.

BRESLAU, b. Meyer: *Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande*, von einer Gesellschaft von Schullehrern. Herausgegeben von Joh. Andr. Anton. 1804. VIII u. 215 S. (14 Gr.)

Dieses Jahrbuch, wahrscheinlich das erste (eine Vorrede hätte uns billig über die Entstehung und den Umfang des Wirkungskreises desselben näher belehren sollen), enthält in verschiedenen Abtheilungen mehrere lezenswürdige Aufsätze, welche entweder die Pädagogik selbst, oder eine geschichtliche Seite derselben betreffen. Die Hauptabtheilungen der in diesem Jahrbuche vorkommenden Aufsätze sind: I. *Abhandlungen über den Schulunterricht*. II. *Unterredungen über gemeinnützliche Gegenstände und Katechisationen*. III. *Auszüge aus Schul- und anderen gemeinnützigen Schriften*. IV. *Miscellaneen*. Die Vff. haben sich nicht genannt. Die erste Abhandlung, welche auf *Erfahrung gegründete Vorschläge* enthält, *Kindern auf eine zweckmäßige Art die Kenntnisse der Buchstaben und das Buchstabiren beyzubringen, und sie nebensbey möglichst angenehm und nützlich zu beschäftigen*, lehrt zwar nichts Neues; manches indessen, was darin gesagt ist, kann in vielen Unterrichtsanstalten noch neu, folglich sehr empfehlenswürdig seyn. Von den S. 20 gegebenen zwey Vorschlägen, die Kinder, während des Unterrichts der Größeren, zu beschäftigen, nämlich: sie entweder etwas mit Messern und Scheeren ausschneiden, oder mit dem Griffel auf der Schiefertafel zeichnen zu lassen, ist sicher der erstere gefährlich, der letztere empfehlenswürdig. Die zweyte Abhandlung und die ganze zweyte Hauptabtheilung betrifft das Katechisiren. Die hier mitgetheilten Katechisationen und Unterredungen haben noch mehrere Fehler an sich. Erstlich wird nicht angegeben, wie alt die Kinder sind, mit welchen diese Unterredungen gehalten werden. Die Unterredung von S. 29—31 setzt schon geübte Kinder voraus, die schon Jahren, wenigstens an Kenntnissen, nahe kommen müssen, wenn sie solche, und wenn sie insgesamt solche Antworten, wie darin gegeben sind, ertheilen sollen. Die Katechisation über den Fleiß in der Jugend hingegen zeigt deutlich, daß ihn Vff. bey den Kindern, mit welchen der Lehrer sich unterredet, kein bestimmtes Alter angenommen hat. Bald sind es Fragen für Kinder von 4—5 Jahren, z. B. „Wie kommt der Vogel von der Erde auf Pflanzen, auf Bäume, und von da in die Luft?“ Antw. „Durch seine Flügel.“ „Muss er diese haben?“ Antw. „Ja, sonst könnte er

nicht umher fliegen, und müßte verhungern.“ Bald sind sie wieder nur für ziemlich gebildete Kinder, z. B. „Ist es schon genug, daß wir zur rechten Zeit (besser: zu rechter Zeit) arbeiten?“ Antw. „Nein, die Arbeit muss ganz und ohne Tadel geschehen.“ Doch ist dieser Fehler noch damit zu entschuldigen, daß der Lehrer die kindischen Fragen den kleinsten Kindern, und die schwereren den erwachseneren vorlegen, und so den einen mit dem anderen bilden kann. Ein zweyter Fehler aber ist, so zu fragen, daß mehr als eine Antwort darauf ertheilt werden könne: z. B. „Wie kommt es oft, daß jemand mit seiner Arbeit nicht fertig wird?“ Antw. „Wenn er sie nicht versteht.“ „Aber gesetzt, er verstünde sie?“ Antw. „Dann hat er nicht zur rechten Zeit (besser: zu rechter Zeit) damit angefangen.“ Der dritte Fehler ist, daß es den Anschein hat, als ob die Antworten vorher gelernt, und nicht die Frucht des augenblicklichen Nachdenkens wären: z. B. „Was ist die Fremde?“ Antw. „Wir reisen dann als Gefellen von einer Stadt zur anderen.“ Diese Antwort hat auch noch den großen Fehler, daß sie nicht geradezu beantwortet. Das Gespräch eines Lehrers mit seinen Schülern ist das falschste und natürlichste von allen. Es hat nur hie und da einen oder den anderen Fehler mit den vorigen Unterredungen gemein.

Wozu dienen denn nun aber dergleichen Unterredungen? Warum werden sie öffentlich bekannt gemacht? Etwa, daß Kinder sie auswendig lernen, oder daß Schullehrer das Fragen daran üben sollen? Dieses Letztere sollte doch wohl der eigentliche Zweck seyn. Dann aber müßten sie auch mit mehr Kenntniß der Kinder ausgearbeitet werden, als folgende Frage: „Was muß der Mensch, der zur rechten Zeit, (besser: zu rechter Zeit) und gut arbeiten will, bey seiner Arbeit anwenden?“ Antw. „Seine Kräfte.“ Wir verweisen hiebey auf *Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts*. I Th. S. 325—330.

Zu den *Auszügen aus Schul- und anderen gemeinnützigen Schriften*, und aus *GutsMuths Bibliothek der pädagogischen Literatur* hat der Herausg. Anmerkungen gemacht, die gut und zweckmäßig sind. S. 76 indessen glaubt er, daß *Lesen und Schreiben* die Hauptgegenstände des Unterrichts in den Landschulen seyn müssen, wenn man Menschen und Christen bilden will. Wir hingegen sind der Meinung, daß Verstandesübungen ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger sind, als Lesen und Schreiben. Von jenen Übungen hängt alles, selbst seine Moralität, ab. Noch findet sich S. 78 folgendes in einer Anmerk. des Herausg.: „Wollen wir gut Katechisiren: so müssen wir natürlich, simpel und leicht, dem Fassungsvermögen der Kinder angemessen, und kurz katechisiren, aber nicht sokratisch; denn wir haben es mit Kindern zu thun.“ Ist denn nicht die Sokratische eigentlich für Kinder? Welche Methode kann die Aufmerksamkeit der Kinder bis zu der Zeit, da sie die Bücher gebrauchen können, mehr fesseln und ihren Verstand besser aufklären? Freylich mögen hiezu nicht allzu viele Erzieher die Geschicklichkeit besitzen. Aber in dieser Methode ist auch der Erzieher erst Meister. S. 80 sieht man auch, worin die Schwierigkeit, mit Kindern zu sokratifiren, liegen soll. Der Herausg. sagt daselbst.

„Gelehrten und Kennern ist gut über bekannte Sachen predigen“ (aber Sokratifiren ist nicht predigen, und wenn Sokrates auch mit Männern sokratifirte: so finden wir dazu doch keine Gelegenheit), „aber unendlich schwerer, Kindern das System der christlichen Glaubens- und Lebens-Lehren bezubringen.“ Das Positive der christlichen Religion kann auf keine Weise sokratifisch aus den Kindern entwickelt werden; wohl aber die Moral derselben. Unter den folgenden Aufsätzen sind vorzüglich lesenswerth: *Vergleichung der alten und neuen Zeit*, S. 94. *Einige freymüthige Gedanken*,

S. 102. *Über das Schweinehacken* (der Theil der Schweinefäße, woran das geschlachtete Schwein am Haken hängt), als einen Theil mancher Befoldung der Schullehrer, S. 121. *Kurze Beschreib. d. Dorfschulhauses zu S. f.* im Jahre 1797, S. 149. *Meine Methode des Kopfrechnens*, S. 177. Ein paar Nachlässigkeiten in der Sprache können wir nicht unbemerkt lassen. S. 2: *Alle mit fortzuhelfen, besser, allen mit fortzuhelfen*; S. 32: *würdt ihr das wohl thun können, besser, mögen*; S. 38: *wenn eher, besser, wenn oder wann*; S. 193: *meines Bedünkens nach, besser, meinem Bedünken nach.* e.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**PÄDAGOGIK.** Oldenburg, b. Schulze: *Vorlesung bey Eröffnung des neu eingerichteten oldenburgischen Schulmeister-Seminarii*, in Gegenwart des durchlauchtigsten Stifters gehalten von C. Kruse, herzogl. holstein-oldenburgischem Consistorialrath. 1807. 32 S. gr. 8. (4 Gr.) Der begierende Herzog von Oldenburg, Peter Friedrich Ludwig, gehört in Deutschland zu den großmüthigen, edlen Beschützern der Elementarschulen und ihrer Lehrer. Er hat, während seiner Regierung, nicht nur im J. 1793 einen neuen Fonds zur Unterstützung für junge Leute, die sich zu Landschullehrern bilden wollen, angewiesen, sondern auch im J. 1806 die Kosten zur Ausführung eines neuen Gebäudes anweisen lassen, in welchem die Seminariisten jede ihnen nöthige Unterstützung, und durch Vereinigung der oldenburgischen Garnison- und Armen-Schule mit der Anstalt, zugleich Gelegenheit zur Unterweisung der Jugend erhalten sollten. Der Bau dieses Gebäudes ist, unter den furchtbaren Stürmen der Zeit, während der Besitznahme des Landes durch königl. holländische Truppen nicht nur fortgesetzt, sondern auch, im J. 1807, glücklich beendigt worden. Ein solches Ereigniß verdient in den Jahrbüchern des deutschen Elementar-Schulwesens ruhmvoll bemerkt zu werden, denn nur wenige Fürsten sind auf Verbesserung desselben und auf zweckmäßige Anstalten zur Bildung der Landschullehrer bedacht, so sehr es auch, in so vielen Gegenden Deutschlands, noch daran gebricht. Der 24. Julius 1807 war zur feyerlichen Einweihung des Gebäudes bestimmt, und der Herzog erhöhte, durch seine persönliche Gegenwart, die Feyer des Tages, welches dem edlen Fürsten nicht weniger zum Ruhme gereicht. Hr. K. hielt in Gegenwart des Herzogs und mehrerer angesehenen Männer die angezeigte Vorlesung, die eine Ermunterung an die Zöglinge der Anstalt enthält, den Verstand der ihnen anzuvertrauten Jugend auszubilden, und ihr Herz für das Gute zu gewinnen. Ohne mit dem Vf. dieser Vorlesung zu rechten, ob von ihm, bey dieser feyerlichen Veranlassung, nicht irgend ein anderes, dem Zwecke des Tages angemesseneres Thema hätte gewählt werden sollen, wollen wir nur noch kurz bemerken, daß diese Vorlesung sich weder durch Fülle des Inhalts, noch durch eine gefällige Sprache merklich auszeichnet. A. v.

Berlin, b. Hayn: *Tableaux pour la Conversation françoise, ou la manière la plus aisée d'apprendre en peu de tems à parler françois. A l'usage des écoles.* Par Salomon Ponge, maitre de langue à la maison des orphelins de Schindler. Première livraison, avec une Plaque, qui représente un moulin à vent et ses environs. 1808. 24 S. 4. (16 Gr.)

Ebendasselbst: *Gemälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste Art, in kurzer Zeit französisch sprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von Salomon Ponge, Sprachlehrer im Schindlerschen Waisenhaus. Erste Lieferung, mit einem Kupfer, auf welchem eine Windmühle und ihre umliegende Gegend dargestellt ist. 1808. 24 S. 4. (16 Gr.)

Der Vf. hält den Gebrauch von Gemälden oder Kupfertafeln zur Veranschaulichung der Gegenstände, die als Grundlage beim Unterrichte der Kinder dienen, für eine schon zu bekannte und mit vorzüglichem Nutzen geübte Lehrmethode, als daß sie seiner Empfehlung bedürfe. Allein es entsteht die Frage, von welchem Alter er die Kinder annimmt. Wenn es ist gewiß, daß der Gebrauch der Bilder in den ersten sechs Jahren ganz entbehrlich (weil das Kind wenig darauf achtet, und den abenteuerlichsten nürnbergischen Tand, das gemeinste Spielwerk, ungleich mehr schätzt, als die gelungenste Arbeit

des Malers oder Kupferstechers) und höchst schädlich ist (weil er die Aufmerksamkeit und den Beobachtungsgestalt erschläft, oft den Geschmack verdirbt, unrichtige Vorstellungen erweckt, einen falschen Maßstab giebt, und weil sich der Sinn des Gesichts weit unsicherer übt an den kleinen Bildergestalten, als an den großen Naturgestalten). Überhaupt schwächen Kunstwerke den Sinn für die Natur, welchen zu stärken in unseren Zeiten wohl nöthiger als je seyn möchte. Einen wirklichen Gegenstand kann das Kind drehen und wenden, wie es will; es kann ihn von allen Seiten betasten, und durch mehrere Sinne, als das Gesicht allein, kennen lernen. Wenn jedoch die erste Bildungsperiode vorüber ist, so mag man nicht leugnen, daß die Unterhaltung über Bilder für das Erlernen der Sprache großen Nutzen gewährt. Was einige neuere Pädagogen dagegen einwendeten, beruhte lediglich auf einem Mißverständnis oder einem Mißbrauch. Kinder fassen fremde Wörter ungleich leichter, und vergessen sie schwerer, wenn deren Objecte vor ihren Augen schweben. Diese Idee befeelte den oft gepriesenen und noch öfter getadelten *Amos Comenius* bey seinem *Orbis sensualium pictus* (Nürnberg. 1658. 8.); ihm folgten der *Schauplatz der Natur und der Künste in vier Sprachen* (10 Jahrgänge, Wien, 1774—1784 gr. 4.), der *neue Orbis pictus für Kinder in fünf Sprachen* (12 Hefte, Leipzig, ohne Jahrzahl. 4.): von *Baummeister* mit der *Welt in Bildern* (4 Bände, Wien, 1788—1791. gr. 4.) und andere nach. H. Ponge, der sich bereits in seinen *Contes moraux, pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse* (2 Cah. b. Berlin 1807—1808. 8.) und mehreren Schriften als einen gebildeten und kenntnißreichen Jugendfreund bewährte, liefert hier ein einziges Gemälde, welches er, was Rec. sehr billigt, den Kindern zeigt, nicht hingiebt. Es ist auf zwey Folio-Seiten dargestellt, und die Hauptgegenstände sind so groß, daß sie in einer Entfernung von zehn Fuß erkannt werden können. Er geht in dem, mit getapeten Columnen gedruckten Texte die auf dem Gemälde befindlichen Gegenstände durch, läßt sie alle erst einzeln nennen, dann zu dem dargestellten Zusammenhang verbinden; er wiederholt dies so oft unter abwechselnden Verbindungen mit den leichtesten und auffallendsten Bemerkungen, bis sich nicht allein die Gegenstände, sondern auch die dabey gemachten Bemerkungen und gebrauchten Redensarten dem Gedächtnisse der Kinder völlig eingepägt haben. Die Unterredungen betreffen eine Windmühle, ein Haus, einen Garten, Thiere, einen Wagen (S. 7—24), wobey zugleich alles gesagt wird, was man jungen Leuten, die nicht ausdrücklich zur Thierarzneykunde bestimmt sind, von den Pferden lernen kann: die Sprache darin ist so leicht als möglich. Der beygefügte Kupferstich kann zwar keinen Anspruch auf Schönheit und Feinheit machen, aber desto mehr auf Treue und Wahrheit: er stellt alles richtig dar, und hat das Maßverhältniß so wenig als möglich verletzt. Es wird halbjährig ein Heft mit einer Kupfertafel, nebst französischem und deutschem Texte, erscheinen, und gewiß in Schulen bey dem französischen Elementarunterrichte mit großem Nutzen gebraucht werden. Eine logische Succession der Bilder wäre hier unnöthig, und ein ganz zweckloses Durcheinanderwerfen der Gegenstände läßt sich von Hn. P. nicht befürchten. In Hinsicht der deutschen Orthographie würde Rec. rathe, jede Abweichung von der gewöhnlichen zu vermeiden; wie bey der französischen geschehen ist, und also nicht S. 9 *der-pelous*, *Rissen*, sondern *Nadelkissen* zu schreiben. Ad.

DEN 18 SEPTEMBER, 1808.

## PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. la Garde: *Grundriss einer allgemeinen Logik nach kantischen Grundsätzen zum Gebrauch für Vorlesungen, begleitet mit einer weiteren Auseinandersetzung für diejenigen, die keine Vorlesungen darüber hören können.* Erster Theil, welcher die reine allgemeine Logik enthält. Von G. G. C. C. Kiesewetter, Dr. und Prof. der Philos. Dritte, rechtmässige, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1802. 520 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Zweiter Theil, welcher die angewandte allgemeine Logik enthält. Zweyte, an mehreren Stellen verbesserte Ausgabe. 1806. 302 S. gr. 8. (1 Thlr. 22 Gr.)

Die Kantische Kritik bekämpft sich mit ausdrücklichen Worten zu dem alten und gemeinen Glauben an die wesentliche Unverbesserlichkeit der aristotelischen Logik, und bezeugt dieses Bekenntniß durch ihr ganzes Verfahren; indem sie die Vernunft aus in den metaphysischen, und als solchen streitigen, Erkenntnissen kritisiert, und dabey die hexagonalen und gemeinüblichen, durch die besagte Logik aufgesammelten, Denkformen voraussetzt. Es würde daher nicht abzusehen seyn, was durch eine Logik nach Kantischen Grundsätzen gemeint seyn könne; wenn nicht etwa damit auf die, durch Kant zuerst ausdrücklich aufgestellte, Lehre hingedeutet würde; „dass die Logik von dem Unterschiede der Gegenstände des Denkens wegzusehen habe, um die wahre Wissenschaft des Denkens zu seyn.“ Diese neue Entdeckung hat zwar allerdings den Sinn und Geist der alten Logik durchaus umgeschaffen, und von den allgemein geltenden Denkgesetzen nichts als den Buchstaben übrig gelassen. Allein sie hat schon eine geraume Zeit her aufgehört die nur der Kantischen Schule eigenthümliche Ansicht des Wesens der Logik zu seyn. Wer auch heut zu Tag, als Philosoph, entweder noch nicht bis zur Kantischen Philosophie vorgedrungen ist, oder sich bereits über dieselbe emporgeschwungen hat, pflichtet doch wenigstens als Logiker jener Kantischen Lehre bey, welche den modernen Sachwaltern und Wortführern der Logik, besonders dadurch erleuchtet, daß sie vermittelt derselben die Unabhängigkeit ihrer Wissenschaft von den Streitigkeiten der Speculation so augenscheinlich begründet und ausgesprochen finden. Wirklich stehen jetzt die, von der Logik selber für gehalten erklärten, und durch ihre Gehaltlosigkeit

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

reinen und allgemeingeltenden, Denkformen auf einer allen Zweifeln und Bedenklichkeiten unerreichten Höhe; und empfangen die einhellige Huldigung nicht von dem gemeinen und gesunden rätsonnirenden, discurrenden, meditirenden Verstande, sondern auch von der philosophirenden Vernunft, diese mag nun nach der vorkantischen Weise demonstrieren, oder mit Kant kritisieren, oder mit Schelling skeptisieren, oder mit Fichte deducieren, oder mit Schelling construieren.

Der Umstand: daß das gegenwärtige Lehrbuch in seinem ersten, die reine allgemeine Logik enthaltenden Theile wirklich in der Hauptfache die für jetzt allgemeingeltende Denklehre vorträgt, vermindert aber nicht nur nicht, sondern erhöht ohne Zweifel den, durch wiederholte rechtmässige und unrechtmässige Auflagen fattsam bewährten, Werth desselben; und da die anerkannte Brauchbarkeit dieses Grundrisses für die logischen Zeitbedürfnisse keiner weiteren Entwicklung und Empfehlung bedarf: so glaubt Rec. denselben um so mehr als einen würdigen Repräsentanten der modernen Logik betrachten, und diese verspätete Anzeige dazu benutzen zu müssen, um den Sinn und Geist dieser Logik in Beziehung sowohl auf die ältere, vorkantische, als auch auf eine nicht unmögliche neuere, zukünftige zu charakterisieren, und die höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Sinnes und Geistes, unter den Logikern selber, wo möglich, endlich einmal zur Sprache zu bringen. Er wendet sich dabey lediglich an die Bearbeiter, Lehrer, Kenner und Freunde der Logik, sie mögen zu was immer für einer Schule der Speculation, oder zu gar keiner gehören; er sucht sie, bey der Prüfung des Folgenden der von ihnen anerkannten Unabhängigkeit der Logik von aller Speculation eingedenk und getreu zu bleiben, und verspricht seinerseits dabey nichts anderes als ausgemacht vorauszusetzen, als das Interesse, welches jeder zum Nachdenken über das Denken erwachte und reife Mensch an der Erkenntniß des Denkens nehmen muß.

Bekanntlich unterschied zwar auch schon die vorkantische Logik die Wahrheit im Denken, und die Wahrheit im Seyn. Aber sie hielt diesen Unterschied für keine Verschiedenheit. „Ebendieselben Regeln der Vernunft“ (heißt es von dem Satze der Einkimmung und des Widerspruchs in H. S. Reimarus Vernunftlehre, fünfte Auflage, Hamburg und Kiel 1790) „sind der Grund aller Wahrheit.“ Denn die Wahrheit im Denken, *veritas logica*, besteht in der Übereinstimmung unserer Gedanken mit den Dingen, woran wir geden-

ken. Demnach bezieht sich die Wahrheit im Denken auf die *wesentliche* Wahrheit in den Dingen selbst, *veritatem metaphysicam*, vermöge welcher sie ein Etwas, nicht aber ein Unding, Nichts oder Schimäre sind.“ Bis zur Epoche der Kritik der Vernunftwüste die Wissenschaft des Denkens (welche bis dahin mit der Vernunftlehre nur Eine und ebendieselbe Wissenschaft war) es nicht anders, als daß nur allein dasjenige Vorstellen im Menschen ein Denken in eigentlicher und logischer Bedeutung seyn und heißen könne, welches sich unwandelbar auf das unwandelbare Seyn bezieht; daß hingegen dasjenige Vorstellen, welches selber wandelbar ist, und sich nur auf das wandelbare Seyn, oder auf die Erscheinung, bezieht, kein denkendes, sondern nur das *sinnliche* Vorstellen seyn und heißen könne, — und daß sowohl in dem denkenden Vorstellen nur die unwandelbare Übereinstimmung mit dem unwandelbaren Seyn, die *Form des Denkens*, und die *logische Wahrheit*, ausmachen müsse. Ein Denken, ohne diese Beziehung, ein gegen seinen Inhalt gleichgültiges, oder gehaltloses Denken war für jene Vernunftlehre nicht weniger sich selbst widersprechend, nicht weniger undenkbar, als das Seyn, welches dem Denken widerspricht. Denken ohne Seyn, und Seyn ohne Denken war für sie auf gleiche Weise täuschender Schein, Unding, absolutes Nichts. Das *Wegsehen* von dem Unterschiede des Unwandelbaren mit dem Wandelbaren, des Seyns mit der Erscheinung, des Objectiven mit dem Subjectiven, war für sie schon darum unmöglich, weil sie nur dem *Hinsehen* auf diesen Unterschied ihre ganze Kenntniß des Denkens verdankte, und weil ihr das Denken nur durch diesen Unterschied denkbar war. Sie hätte ihren eigenthümlichen Grund und Boden aufgeben, sich selber als die Denklehre verlegen müssen, wenn sie diesen Unterschied als Etwas ihr Fremdes und Problematisches, nur der Metaphysik Einheimisches, und durch die Fehde zwischen den Dogmatikern und Skeptikern erst auszumachendes, hätte ansehen können oder wollen.

Die moderne Logik der Deutschen hat *diese* Ansicht wirklich angenommen, dadurch den Sinn und Geist der alten Logik wirklich aufgegeben und nur die herkömmlichen und gemeinüblichen Formeln insofern beybehalten, inwiefern diese von allem Inhalt leer sind. Für diese Logik ist die Form des Denkens nicht mehr die unwandelbare Beziehung auf das unwandelbare Seyn; — nicht mehr derjenige Charakter, welcher sowohl im Vorstellen, inwiefern dasselbe ein Denken, und zwar kein eingebildetes Denken, kein Schein, — als auch im Seyn, inwiefern dieses ebenfalls kein eingebildetes Seyn, kein Schein ist, nur *Eines und Ebendieselbe* seyn kann; — nicht mehr das Eigenthümliche der Wahrheit als der Wahrheit, welchem auch der Wandel des Wandelbaren, inwiefern auch, er nicht eingebildet, sondern unwandelbar durch das an sich Unwandelbare bestimmt ist, seine Wahrheit verdankt. Die moderne Denkform ist weder dem Unwandelbaren noch dem Wandelbaren eigenthümlich, sondern beiden gemeinschaftlich,

und daher nur unwandelbar in der Wandelbarkeit, und wandelbar in der Unwandelbarkeit. Sie entspricht weder dem Seyn an sich, noch dem Seyn an der Erscheinung, noch auch der Erscheinung als solcher; sie entspricht aber dem Nichtunterschiede, der Verwirrung, Vermengung, Verwechslung aller dieser Charaktere. Sie besteht nur durch das Nichtunterscheiden und in demselben; sie ist die *Indifferenz* gegen das Über sinnliche, Sinnliche und Sinnlose; und ist leer und geschmeidig und weit genug, um sich durch jedes der verschiedensten Lehgebäude der Speculation, so wie durch jedes der gemeinsten Vorurtheile, ausfüllen zu lassen, ohne darum aufzuhören ein wirkliches Denken zu seyn und logische Wahrheit zu haben.

Das in der beschriebenen leeren Formalität oder in der Form, welche die Gehaltlosigkeit selber ist, bestehende, vieldeutige Wesen und die wesentliche Vieldeutigkeit der modernen Denkform läßt sich am kürzesten und bestimmtesten an dem herrschenden *Grundbegriffe des Denkens* nachweisen, welcher in dem vor uns stehenden Lehrbuche §. 12 aufgestellt, und im Wesentlichen in allen Lehrbüchern der modernen Logik derselbe ist: „Denken heißt diejenige Handlung des Gemüths, durch welche Einheit des Bewusstseyns in die Verknüpfung des Mannichfaltigen gebracht wird.“ — und §. 13. „Der Verstand vereinigt gegebene Vorstellungen, Mannichfaltiges, in Eine Vorstellung, die nun die Einheit des Bewusstseyns liefert.“ — „Der Gedanke ist die Einheit verbundener Vorstellungen.“ Wer etwas von unsern Lesern mit dem *Kieser* untersehen Ausdruck unzufrieden seyn möchte, stimmt doch dem Wesentlichen des Grundbegriffes dadurch bey, daß auch er sich unter der Grundform des Denkens die *Vereinigung des Mannichfaltigen* vorstellt. Nach der modernen Weise findet man bekanntlich, oder *erfindet* vielmehr, die Denkform dadurch, daß man bey dem Denken vom Unterschiede der Gegenstände des Denkens weggeht, und auf das, was dabey übrig blieb, hinseht, welches dann als die Vereinigung eines zu Vereinigenden, eines Mannichfaltigen, zum Bewusstseyn gelangt. Aber was man bey diesem Geschäfte noch nicht bemerkt hat, und endlich doch wohl bemerken könnte und sollte, ist: daß bey dem *absichtlichen Wegsehen* von dem Unterschiede der Gegenstände des Denkens ein *unabsichtliches Nichtsehen* eines Unterschiedes mitunterläuft, welcher dem Denken, als solchen, *wesentlich* ist, und der demjenigen, der das Denken als solches kennen lernen will, nur so lange gleichgültig seyn kann, als er denselben nicht sieht. Es ist dieses der, durch die ältere Logik nicht ausdrücklich genug zur Sprache gekommene, durch die moderne aber gänzlich aus dem Auge verlorene und unbekanntlich geworden, *Unterschied der Einheit (Identität) mit dem Zusammenhang (Nexus)*, und der *Verschiedenheit (Diversität) mit dem Unterschiede (Differenz)*.

In Kraft des *Nichtsehens* dieses Unterschiedes bedeutet in unserer allgemeingeltenden Logik die *Vereinigung*, (ohne Unterschied) sowohl die Einheit, als

sich den Zusammenhänge, folglich die Verwirrung von beidem, und bedauert die *Blauichfärbigkeit* sowohl der Verschiedenheit als auch des Unterschieds, folglich die Verwirrung von beidem. Die unvermeidlichen und unausbleiblichen Folgen dieser Verwirrung sind: die Verengung und Verwischung des Unterschiedes und des Zusammenhänge, welcher die Einheit in ihrem Verhältnisse zur Verschiedenheit eigen ist, mit demjenigen Unterschiede und Zusammenhänge, welcher sich in der Verschiedenheit in ihrem Verhältnisse unter der über ihr stehenden Einheit ausdrückt; — die Vermengung und Verwischung des nicht trennenden Unterschiedes und des nicht-mischenden Zusammenhänge der Einheit mit dem trennenden Unterschiede und dem mischenden Zusammenhang der Verschiedenheit, — (modisch alles Unerscheidene und Vereinigen im Bewusstseyn zugleich trennend und nicht trennend, mischend und nichtmischend, folglich mit Doppelstimm und Widerspruch behaftet ist), — die Vermengung und Verwischung des der Einheit eigenthümlichen Unterschieds und Zusammenhänge in sich und durch sich, inwieweit der Verschiedenheit eigenthümlichkeit, Unterschied und Zusammenhang des Einander, nämlich des *stufenmässigen*, *Nacheinander*, *Nacheinander*, *Ineinander* und *Überwiegend*, — die Vermengung und Verwischung des unwandelbaren, und als solchen logischen Verhältnisses der Einheit, als des Charakters der *Unwandelbarkeit*, mit dem *wandelbaren*, *unbegrenztlichen*, Verhältnisse der Verschiedenheit als des Charakters der *Wandelbarkeit*. In diesem logischen Chaos wird aus der Einheit, durch die Unsichtbarkeit des ihr eigenthümlichen Unterschieds, bloße Nichtmischfähigkeit, welche *Nichtverschiedenheit* und *Nichtunterschied* zugleich und wird aus der Verschiedenheit, durch die Unsichtbarkeit des ihr eigenthümlichen Unterschieds, bloße Nichtseinheit, welche Unterschied und Verschiedenheit zugleich ist. Die besagte Nichtmischfähigkeit und die besagte Nichtseinheit stehen in dem abfurkigen Verhältnisse der sogenannten *Wechselwirkung*; und setzen *einander* denjenigen *Einzel* voraus, durch welchen der oberbaurliche Charakter der Einheit die des Unwandelbaren und Bestimmenden zugleich mit dem unwandelbaren Charakter der Verschiedenheit als des Wandelbaren und Bestimmenden, verleugnet, und das mit dem Widersprache verflochten stehende *gleichsetzende Entgegengesetzene* und *gegensetzende Gleichsetzende* herabgeführt wird, durch welches man überhaupt zu denken, und insbesondere das Objectiv mit dem Subjectiv, das Seyn mit der Erscheinung, und das Unwandelbare mit dem Wandelbaren in Übereinstimmung zu bringen wähnt. Sonach ist das Nichtsehen, oder Ignoriren, des Unterschiedes der Einheit mit dem Zusammenhang, und der Verschiedenheit mit dem Unterschiede, nichts Geringeres, als das Verwirren und Verleugern des *Wesens* der *Denkform* in seinen wesentlichen Elementen, nichts Geringeres als ein logischer *ganzer Sturz*, der im Geiste unseres Zeitalters endlich zur vollkommenen Reife gelangt ist, und diese

Reife auffallend genug Denken, als *selbst*, d. Denkform anerkannt: sich selber für ein *Nicht* die Speculation, um zu gelangen, das Denken im Anschauen ist. „Des Grundfatz des *gegenwärtigen Grundriss* nichtstügendes lässt sich *seyn* vereinigen, ist die sich widerspricht, *Nicht* Bewusstseyns vereinigt Grundfatz heisst der *St* Widerspraches, *Princip* ist. Welchen von bei Grunde legen mag, so *freyl* dem der *Ein* weniger, als: was sich sich nicht vereinigen, *einigen* lässt, das lässt, gen daher dem berühren stellte Formel für die Es geniesst sich, dass die Denkformen stehende *bedeutigkeit* von allen eigenen Gehaltlosigkeit begründet. Wirklich die *etologischen* (die freyl *hinter* den vieldeutigen verhängen.) *Alles*, was logischen Einstimmung weiß und wissen kann; verschiedene der Einheit in der Verschiedenheit um sie im Grunde vom *Den* ein *Vereinigen* ist. Es *nicht* *Einstimmung* *consequ* unmöglich, dasselbe *seyn* Identität durchaus keine leere Wiederholung de dass die *logische* *Einst* und Zusammenhang die *analogische* hingegen im Unterschiede und Zusammenhang der Verschiedenheit, unter der über ihr stehenden Einheit, bestehen müsse. Diese logische Verdrängung wird durch den Glauben, dass das Denken seinem Wesen nach, nichts als Selbstthätigkeit des *selbst* sey, kräftig unterstützt. *Was* das *Vereinigen* im *Bewusstseyn* *sey*? was sich denn vereinigen lasse, *ein* *stimmig* *sey*? und was sich nicht vereinigen lasse, *widersprechend* *sey*? weiß Jedermann unmittelbar durch sich selbst; weil ja das *Vereinigen* *sein* eigenes *Thun* ist. Er *sieht*, was er *thut*; und *thut*, was er *sieht*. Dass aber dieses thätige Vereinigen und diese vereinigende Thätigkeit ein Verwirren der Einheit, des Zusammenhangs, der Verschiedenheit und des Unterschiedes ist, das *fast* er *weiß*, obwohl es *wirklich* *seht*, was er *thut*. Der mit dem Nichtsehen des besagten Unterschiedes Behaftete, an dieses Nichtsehen



Gewöhnte, wird, auch wenn er auf den von ihm bisher nicht gesehenen Unterschied aufmerksam gemacht wird, nicht wenig Mühe haben müssen, denselben wirklich zu sehen. Mit diesem Unterschiede geht im Bewußtseyn ein Licht auf, das Anfangs nicht weniger blenden muß, als die, im Mangel dieses Unterschiedes bestehende, Verworrenheit bisher geblendet hat; und nachdem man es auch wirklich schon zum Unterscheiden der bisher verworrenen Elemente des Denkens gebracht hat, muß das, durch dieses Unterscheiden herbeigeführte, und dasselbe voraussetzende und nicht wieder verleugnende, wirklich *denkende Vereinigen* um so mehr Zeit und Arbeit kosten, je mehr und je länger man bis dahin gewohnt war, in dem was man für Denken hielt, das Vereinigen dem Unterscheiden voranzugehen zu lassen.

Rec. ist lange genug mit dem hier von ihm gerügten Nichtsehen behaftet gewesen, und kennt die Folgen desselben nur zu sehr durch seine eigene innere Erfahrung, als daß er nicht das Schicksal vorhersehen müßte, das seinem gegenwärtigen Versuche bevorsteht. Der von ihm aufgewiesene Unterschied und die aus demselben sich ergebenden logischen Unterscheidungen werden von unseren Logikern, die etwa davon Kenntniß nehmen, nicht weniger als von unseren speulirenden und populären Philosophen, mit großer Mehrheit der Stimmen für unverständliche und unvernünftige Einfälle, leere Grübeleien, unnütze Spitzfindigkeiten, zeitverderbende Gedanken Spiele und erbärmliche Verstandesqualereyen erklärt werden. Einverstanden durch das herkömmliche und gemeinübliche nichtsehende Wegsehen wird man den erwähnten Unterschied für unsichtbar an sich selbst, und das Sehen desselben für eine Vision halten, der man noch zu viel Ehre erweisen würde, wenn man dieselbe mit der modernen Anschauung der Identität der Einheit und des Gegensatzes in Eine Classe setzte. Aber Rec. weiß auch, daß Gewohnheit, wenn sie auch noch so tief eingewurzelt und noch so weit verbreitet ist, kein schlechtthin unveränderliches Princip ist, — daß dieselbe nicht über alle Gemüther ohne Unterschied herrsche, und daß ihre Macht, im Bösen, wie im Guten, in unseren Tagen mehr als je erschüttert ist. Er weiß, daß der endlich aufgezeigte logische Unterschied, den man nur *unabsichtlich und bewußtlos* nicht zu sehen vermag, unmöglich mit Absicht und Bewußtseyn nicht gesehen werden kann. Er weiß endlich, daß demjenigen Leser, dem von dem bisher Gesagten auch nur so viel einleuchtet: „daß weder die Verschiedenheit mit dem Unterschiede, noch die Einheit mit dem Zusammenhange, Ebendasselbe sey, und daß das Nichtunterscheiden derselben kein Denken, sondern ein eigentliches Verwirren seyn

müsse“, — die jetzt allgemäin eingetretene Ansicht des Denkens (die sich nun durch Hn. Kieffner als „Vereinigen des Mannichfaltigen“, — oder durch Hn. Scholz (Grundsätze des allgemeinen Logik, Helmstädt 1802) als „sich etwas durch Begriffe vorstellen“, oder durch Hn. Maass (Grundriss der Logik, Halle 1793) als: „sich etwas durch gemeinsamer Merkmale vorstellen“, — u. s. w. ausprechen) — auf die wenigste verdächtig, und einer neuen Prüfung fähig und bedürftig werden muß.

Das nichtsehende Wegsehen, welches jener Ansicht des Denkens zum Grunde liegt, wird sich der vernünftigen Prüfung wahrheitliebender Forscher um so weniger länger entziehen können: da dasselbe Wegsehen erweislich jenes auffallenden und höchst merkwürdigen Verwandtschaft zum Grunde liegt, welche zwischen dem *formalen Denken* und dem *absoluten Anschauen* Statt findet. Beides besteht nur durch das Nichtunterscheiden der Einheit, des Zusammenhanges, der Verschiedenheit und des Unterschiedes. Beides ist im Grunde nur Eine und Ebendasselbe Verwirrung, und das absolute Anschauen der absoluten Einheit zeichnet sich von dem formalen Denken, oder dem angeblich logischen Vereinigen, nur dadurch aus, daß das letztere die in der Verwirrung des Zusammenhanges des Unterschiedes und der Verschiedenheit bestehende *Indifferenz* nur auf das *Konkrete* einschränkt, während dasselbe *Indifferenz* vom dem Seher des Absoluten ohne diese Einschränkung getrennt gemacht wird. Auch dürfte die *populäre Indifferenz*, welche im Nichtachten des Unterschiedes von dem Unveränderbaren mit dem Wandelbaren besteht, bey jeder Prüfung nicht übergangen werden, und die Frage veranlassen: ob und in wie fern die drei gegenwärtig tonangebenden *Indifferenzen*, die *Logische*, die *Speculative* und die *Populäre*, an einem und ebendemselben nichtsehenden Wegsehen hervorgehen? — Endlich dürften wahrheitliebende Forscher auf diesem Wege zu einem ganz unerwarteten Aufschlusse darüber gelangen: daß und warum unser jetzt allgemäin eingetretenes Denken durchaus nichts außer dem menschlichen Vorstellen, und zwar nichts außer dem gemeinüblichen Vereinigen des Mannichfaltigen, oder Vorstellen durch Begriffe, *sey und seyn könne*; daß *dieses Denken* durchaus nur eine von uns selbst gemachte Form, nichts denn ein Thema der Ichheit, subjective Thätigkeit seyn müsse, — und daß man eben darum, und so lange nur *Dieses* für Denken gilt, Gott ungleich mehr Ehre erweist, wenn man ihn mit der Natur oder dem Weltall *indifferenzirt*, als wenn man denselben als ein, im Sinne und Geiste der modernen Logik, *denkendes Urwesen* über der Natur oder dem Weltall *unter ihm* waken ließe.

(Der Abschluß folgt.)

## NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: *Kurzer Unterricht in der gründlichen und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren*, von D. Heinrich Stephani, Consistorialrath und Hofpred. zu Castell. Dritte durchaus umgearbeitete Aufl. 1809. 56 S. 8. (3 Gr.) 3. Rec. der 2. Auflage. 1806. No. 22.

Speyer, b. Mayr: *Andachtsübungen für gute kathol.*

*ische Christen*, besonders bey der heil. Messe auf alle Zeiten und Feste unseres Herrn, seiner gebenedeyten Mutter, und der lieben Heiligen, sammt Morgen-, Abend-, Beicht-, Communion- und vielen anderen Gebeten und Litaneeyen, und einer kuragesetzten christlichen Sitzenlehre. Von M. Reiter, Pf. zu A. Vierte verbesserte und vermehrte Aufl. Mit einem Anhang für Junglinge, Jungfrauen, Dienstheden. 1809. 232 S. 8.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 S E P T E M B E R, 1808.

## P H I L O S O P H I E.

BERLIN, b. La Garde: *Grundriss einer allgemeinen Logik nach kantischen Grundsätzen zum Gebrauch für Vorlesungen, begleitet mit einer weiteren Auseinandersetzung für diejenigen, die keine Vorlesungen darüber hören können.* Von J. G. C. C. Kiefswetter u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Indem sich Rec. die weitere Ausführung seiner hier mitgetheilten Bemerkungen für eine andere Veranlassung vorbehält, kehrt er zu dem kiefsw. Lehrbuche zurück. „Dass der zweyte Theil erst 1806 eine zweyte Auflage erhielt, da doch der erste schon 1802 zum drittenmal aufgelegt wurde, kommt, nach der Versicherung der Vorrede, daher, dass der Vf. erst nach der zweyten Auflage des ersten Theils sich entschloß, die angewandte allgemeine Logik als zweyten Theil hinzuzufügen. Die zweyte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden durch Verbesserung einiger Stellen, und durch mehrere hinzugefügte Zusätze.“ Rec. darf nicht verschweigen, dass in diesem Theile der zu verbessernden Stellen, und zwar solcher, die von nicht geringer Nachlässigkeit und Übereilung zeugen, nicht wenige übrig geblieben sind. Dabin gehört doch wohl der folgende ganze §. 24 des Grundrisses: „Der Weitläufigkeit der Erkenntnis steht die Armseligkeit entgegen. Der Inbegriff aller historischen Erkenntnisse heisst die Polyhistorie, der Inbegriff aller Vernunftkenntnisse die Polymathie, und der Inbegriff aller historischen und aller Vernunftkenntnisse heisst Pansophie. Gelehrsamkeit bezieht sich auf historische Kenntnisse.“ Die Auskunft über die obengenannte Weitläufigkeit und Armseligkeit wird erst in der weiteren Auseinandersetzung, und zwar folgendermassen gegeben. S. 120: „Weitläufig nennen wir eine Erkenntnis, die sich auf viele Gegenstände erstreckt, so wie wir diejenige, die sich nur auf wenige erstreckt, armselig nennen. So sprechen wir von der weitläufigen Erkenntnis z. B. des Voltaire, Bayle u. s. w. Da nun Viel oder Wenig relative Begriffe sind: so kann die Erkenntnis eines Menschen in Rücksicht auf die eines Anderen weitläufig, und in Beziehung auf die eines Dritten armselig genannt werden. Der Pfarrer eines Dorfes hat in Vergleichung mit seinen Bauern eine weitläufige und vielleicht in Beziehung mit seinem Inspector eine armselige Erkenntnis. Vergleichen wir das, was wir

wissen, mit dem, was uns noch zu lernen übrig ist: so haben wir eine armselige Erkenntnis.“ Der Vf. kennt also diejenige Weitläufigkeit und Armseligkeit nicht, welche mehr von der Beschaffenheit der Erkenntnis, als von der Menge der Gegenstände, abhängt, wobey die Armseligkeit der Weitläufigkeit nicht entgegensteht, sondern vielmehr diese in jener und jene in dieser besteht, und wovon diese angewandte Logik so manche Beyspiele liefert? Über die Bedeutungen der Worte Polyhistorie, Polymathie und Pansophie hat Hr. Kiefswetter seinen grossen Lehrer Kant erweislich nur mit halbem Ohre gehört. „Das historische Wissen,“ sagt Kant, „ohne bestimmte Grenzen, ist Polyhistorie; diese blüht auf. Polymathie geht auf das Vernunftkenntnis. Beides, das ohne bestimmte Grenzen ausgebreitete historische und philosophische Wissen kann Pansophie heissen.“ Diefelbe Flüchtigkeit des Zuhörers äussert sich unter anderen auch §. 30, wo „derjenige, der selbst Erkenntnisse hervorbringt, in dieser Rücksicht ein Kopf, derjenige aber, der niemals etwas mehr als lernen und nachahmen kann, — ein Pinsel“ heissen soll. Man sieht, wie sehr die Zahl sowohl der Köpfe als der Pinsel durch diese Erklärung ohne Noth und über die Gebühr vervielfältigt würde. Kant nimmt es auch hier viel genauer. Ihm ist nur „derjenige, welcher selbst Urheber eines Geistes - oder Kunst-Productes seyn kann, ein Kopf; und wer nur zum Nachahmen geschickt ist, ein Pinsel.“ §. 36 lehrt: „Das Meditiren muss, wenn es nicht ein blosses Herumschweifen in Gedanken seyn soll, einen bestimmten Zweck haben, der sich in der Form einer Frage, oder Aufgabe, darlegen lässt. Es wird also eine grosse Erleichterung für das Meditiren seyn, wenn man sich diese Frage oder Aufgabe zuförderst deutlich und bestimmt denkt, und sodann die Beantwortung oder Auflösung vornimmt.“ Wer wird nicht bedauern, dass Hr. Kiefswetter das besagte, bestimmte und deutliche Denken nicht lieber für durchaus nothwendig gehalten, oder wenigstens jene grosse Erleichterung bey seinem Meditiren in der angewandten Logik nicht so oft verschmäht haben möge!

Es muss hier ausdrücklich bemerkt werden: dass diese angewandte Logik, keineswegs wie die reine, in der Hauptsache die allgemeingeltende, sondern wirklich nur eine Anwendung der kantischen Grundsätze über das Transcendentale und Empirische im Erkennen ist. Zwar sind die sogenannten subjectiven Bedingungen, auf welche Hr. Kiefswetter die Denkformen der reinen Logik angewendet an

haben glaubt, größtentheils aus der empirischen Psychologie entlehnt. Aber sie sind durchaus nur nach der eigenthümlichen Ansicht der kantischen Unterscheidung des *a priori* von dem *a posteriori* aufgefaßt; und viele Lehrstücke in diese angewandte Logik unmittelbar aus der Kantischen Kritik eingeschaltet. Es contrastirt daher auch nicht wenig mit der Versicherung des Vfs.: seine angewandte Logik sey nicht weniger allgemein als die reine, und sie komme mit der reinen darin überein, daß beide von der *Materie* des Denkens ganz abstrahiren; "wenn man in dem ganzen Buche fast keinen einzigen Lehrsatz findet, der irgend eine (selbst im Sinne des Vfs.) allgemeine Form, irgend ein Denken ohne Unterschied der Gegenstände, und nicht entweder ein so genanntes transcendentales, oder ein empirisches Denken, oder gar ein bloßes sinnliches Wahrnehmen, betreffe.

Dr.

## Ö K O N O M I E.

GIESSEN und DARMSTADT, b. Heyer: C. L. Müllers geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen. Nach Anleitung chemischer Grundsätze. Mit einer einleitenden Vorrede begleitet vom Hn. Prof. Walther in Gießen. 1807. VI u. 258 S. 8. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Thlr. 8 Gr.)

Schon seit mehreren Jahren hat man, aus Noth gedrungen, an Holzersparen zu denken angefangen, und jeder verständige Hausvater hat selbst einen beträchtlichen Aufwand auf Veränderung seiner Öfen, Röhren und Heerde nicht gescheuet, um der immer mehr mangelnden Brennmaterialien weniger zu bedürfen; nur im Großen aber findet Verschwendung noch Statt, vorzüglich in Brauereyen bey der Malzdörre, Braupfanne, dem Feuerheerd, Schürloch u. s. w. und bey dem ganzen Brauprocess; wie viel könnte hier zum allgemeinen Besten noch gespart werden, wenn man allenthalben darauf bedacht seyn wollte! Hr. Müller bietet hiezu die Hand in der vorliegenden Schrift, mit welcher er seine schriftstellerische Laufbahn auf eine sehr ehrenvolle Weise eröffnet. Mit den Grundsätzen der neuen Chemie vertraut und mit praktischen Kenntnissen ausgerüstet, auch mit Rumfords und Westrumps Winken nicht unbekannt, legt er hier die Früchte seines Nachdenkens und einer 18jährigen Erfahrung vor, und sucht die Bierbraukunst zu verbessern, und auf feste, aus der Chemie abgeleitete Grundsätze zu reduciren. Eins der gewöhnlichsten Nahrungsmittel zum Gipfel der Vollkommenheit hinaufzuführen, durch ein wohlschmeckendes, kräftiges und gesundes Bier das Brantwein trinken zu verdrängen — nicht auch den kostspielig werdenden Kaffe entbehrlich zu machen? — und auf diese Art seinen Mitmenschen nützlich zu werden: darum ist es dem Vf. vorzüglich zu thun, und zwar soll nach seiner Anleitung, welche freylich von dem herkömmlichen Verfahren sehr abweicht,

und in vieler Hinsicht als neu gelten kann, nicht wenig an Zeit, Mühe und Kosten erspart werden. So deutlich er sich nun auch über diesen Gegenstand zu machen weiß, so würde man seines Zwecks doch verfehlen, wenn man nach diesem Buche von einem gewöhnlichen Brauer, der nun einmal Meister in seiner Kunst bleiben will, ein Bier brauen lassen wollte; er rath daher in der Vorrede, die ersten Versuche unter der Autorität eines einsichtsvollen, vorurtheilfreyen, von der Behörde dazu beauftragten Subjects anzustellen, wo dann der Erfolg überall derselbe seyn werde; und damit nun alle Landesbewohner beständig ein Getränk von gleichem Gehalt und gleicher Güte erhalten mögen, ohne Prellereyen ausgesetzt zu seyn, so sollen, nach seinem Vorschlage, (wie es im Coburgischen eingeführt ist) entweder auf den herrschaftlichen Domainen, oder hie und da in den Dörfern Brauereyen auf herrschaftliche Kosten errichtet werden und unter der Aufsicht der Policey stehen, von wo aus alle umliegenden Ortschaften das benötigte Getränk beziehen können. Heil dem Landesfürsten, der auch auf diese Weise für das Wohl seiner Unterthanen sorgt!

So wenig es nun der Bierbrauer giebt, welche Künstler in ihrem Fache zu nennen sind, so ist doch das Bierbrauen eine Kunst; denn es setzt Kenntniß der verschiedenen Bestandtheile oder der Grundstoffe voraus, aus welchen die Körper bestehen, Kenntniß der Art, wie sie sich mit einander verbinden, des Verhältnisses, in welchem sie zu einander stehen, und der Mittel, wodurch sie sich von einander trennen lassen; die Bierbraukunst erfordert also physikalische und chemische Kenntnisse, welche Hr. M. in seiner Anweisung hinlänglich documentirt. Sehr ehrenvoll ist auch das Zeugniß, das ihm Hr. W. in Gießen in der einleitenden Vorrede giebt: „Diese Schrift enthält so viel Neues und Eigenes, daß sie vorzügliche Aufmerksamkeit und Nachahmung der Manipulationen, die ihr Vf. vorgeschlagen hat, verdient. Was den selbstdenkenden Schriftsteller ver-rath, bedarf keiner Anpreisung eines andern.“ Doch, wir wollen jetzt zur Inhaltsanzeige selbst schreiten, und auf eins und das andere, das der Auszeichnung vorzüglich werth ist, aufmerksam machen, um das günstige Urtheil, das wir über diese Schrift fallen müssen, zu bestätigen. Das Ganze ist in §§. abgetheilt, in welchen er von der Erfindung des Biers, von den Materialien desselben, von den Pflanzenfrüchten, welche zum Bierbrauen angewendet werden, von dem, worauf man bey dem Einkauf der zum Bierbrauen nöthigen Früchte zu sehen hat, wie man das Malz zum Brauen des Bieres zubereitet, wie man das Malz trocknet oder dörret, von der besten und zugleich vortheilhaftesten Malzdarre, vom Malzsechbrot, von der Einrichtung der Braustätte, von der Ersparung der Feuermaterialien in Ansehung der Braukessel und Pfannen, von der Beschaffenheit der Maisch- und Brau-Butten, von dem eigentlichen Brauprocess, von den Mitteln zur Prüfung und Erforschung des Gehalts der Biere, von dem Einkaufe

des Hopfens, der Aufbewahrung und Behandlung desselben beym Brauen, von der Gährung, von den Fässern oder Tönnen, von der Vermehrung und Aufbewahrung der Hefen, von den Krankheiten des Bieres, und den Mitteln, ihnen zuvorzukommen, oder sie zu heben, vom Klären oder Schönen, vom Aufbrennen oder Schwefeln der Fässer, redet. Schon diese Inhaltsanzeige beweiset die Reichhaltigkeit dieser Schrift, und verräth den selbstdenkenden Vf., der den Bierbrauer in keinem Falle unberathen läßt. Im §. 5. fordert er die größte Aufmerksamkeit auf das Keimbeet, mit Recht; denn in 10 Fällen ist die Vernachlässigung desselben die Ursache der schlechten Biere. Nach dem Einweichen des Malzes in sorgfältig gereinigten Gefäßen soll — sehr vernünftig! — das Wasser im Sommer alle 4, im Winter aber alle 6 Stunden, bis die Frucht gehörig geguottet ist, nachdem die ganze Masse noch einmal umgerührt worden ist, abgelassen und frisches Wasser aufgegossen werden, damit es nicht schleimig, oder die faure Gährung schon in der Quellbutte vorbereitet werde. Vor dem Dörren soll das Malz, besonders in den ersten Tagen, durch fleißiges Umwenden an der Luft getrocknet, und zu einem beynahe völlig zubereiteten Lustmalz gemacht werden. Für das Brauhaus §. 9 empfiehlt er ein Quadrat als die beste Form, und lehrswürth ist auch hier, was er von der ganzen Einrichtung desselben sagt. In §. 10 giebt er den kleineren Braukesseln und Pfannen den Vorzug, so daß die Masse auf 2 mal zum Sieden gebracht werden müsse, weil dadurch viel an Brennmaterialien erspart werde. Dasselbe ist auch der Fall bey mehr flachen, als tiefen, und zugleich ganz dünne geschlagenen Pfannen. Vorzüglich aber bedürfen die Holzessenden gewöhnlichen Braußen einer großen Reform, deren bessere Einrichtung hier deutlich beschrieben wird. Im §. 12 §. wird eine ganz neue, sehr bewährte Braumethode mitgetheilt, auf welche der Vf., nach 10jährigen Versuchen; endlich durch ein zufälliges Ungefähr kam, und bey welcher der vierte Theil der Zeit, so wie das Brennstoßes erspart wird. Man muß jedoch den ganzen Brauprocess hier selbst nachlesen, so wie auch die Beschreibung der stehenden, cylinderartigen Tönnen §. 16, welche den gewöhnlichen Lagertönnen vorgezogen werden. Mit Recht fordert der Vf. endlich auch für jede Braustätte einen Areometer (Flüssigkeitswage), so wie einen Thermometer. Angehängt ist noch in §. 21 eine Ertragsherechnung, desgleichen eine Erklärung der beygefügten 4 Kupfertafeln.

Je mehr Rec. diese Schrift allen denen, welche der Gegenstand desselben interessirt, wegen ihrer Deutlichkeit, Gründlichkeit, Vollständigkeit und Nützlichkeit des Inhalts empfehlen muß: desto auffallender ist es §. 232 zu erfahren, daß der so geschickte und verdiente Vf. ohne bestimmte Thätigkeit ist, und sich genöthiget sieht, einem Gutbesitzer seine Dienste als Vorwalter oder Inspector anzuobothun. Wie ein solcher Mann folke nicht gesucht werden? Hoffentlich hat er einen, seinen Wünschen

entsprechenden Wirkungskreis schon gefunden; den noch aber behalte er doch ja seine hier angekündigte Abhandlung über die vortheilhafteste Art, den Feldbau zu betreiben, so daß die Ländereyen weit über das *duplum* erhöht werden, nicht zurück, da er, bloß durch zweckmäßige Cultur des Bodens und Anwendung eines mineralischen Düngers, auf verdorrttem Acker das 15te Korn Winterweizen, im Sommerfelde das 21ste Korn Gerste und in der Brache das 25 Korn Erbsen geerntet zu haben versichert! Gewiß wird diese Schrift dem ökonomischen Publicum willkommen seyn, besonders wenn auch der Verleger, bey eben so gutem Papiere und Drucke, einen weniger hohen Preis setzen will.

— sch —

EISENBERG, b. Schöne: *Jahrbuch der thüringischen Landwirtschaft und der damit verbundenen Wissenschaften*. Herausgegeben von D. K. Ch. G. Sturm. Ersten Bandes 1stes Heft. Mit einem K. 1808. 155 S. 8. (16 Gr.)

Der Zweck dieser neuen Zeitschrift, von welcher vierteljährig ein Heft von 8—10 Bogen stark erscheinen wird; ist, zur Verbesserung und Vervollkommenung der Landwirtschaft überhaupt, und der thüringischen insbesondere, beyzutragen, und gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten. Wird der schon durch mehrere Schriften rühmlich bekannte Herausgeber durch Beyträge von denkenden Ökonomen unterstützt, was wir recht sehr wünschen: so ist nicht daran zu zweifeln, daß sein Institut sehr wohlthätig auf die Verbesserung und Vervollkommenung der thüringischen Landwirtschaft wirken werde; wenigstens berechtigt schon das vorliegende erste Heft, wegen seines reichhaltigen Inhaltes, zu den schönsten Erwartungen. Es enthält mehrere Abhandlungen von der Hand des Hn. Sturm, z. B. über ökonomische Versuche, in welcher die Frage — freylich nicht nach dem Wunsche der empirischen Ökonomen, deren Zahl Legion ist, aber sehr richtig — beantwortet wird: wie müssen landwirthschaftliche Versuche angestellt werden, und wie müssen sie beschaffen seyn, wenn sie zur Begründung einer Erfahrung dienen sollen? So theilt der Herausgeber auch einige Beobachtungen über die Wirkungen des Gypses mit; hier wundert sich aber Rec., daß er dem gebrannten Gypse das Wort redet, und ist begierig, die verheissenen Gründe dafür künftig zu hören. Ferner macht er auf einige Verbesserungen des Technischen bey dem Brantweinbrennen aufmerksam. Aber vorzüglich interessant sind seine gesammelten Nachrichten und Erfahrungen über die veredelte Schafzucht im Herzogthum Weimar, welche künftig fortgesetzt werden. Hier ist es sehr erfreulich, zu vernehmen, wie verdient sich der Herzog von seinen Gütern, die er zum Theil selbst verwaltet, besonders von dem Kammergute Oberweimar aus, um seine Unterthanen macht, und wie viel er aufwendet, den Rind- und Schaf-Viehstand zu veredeln, und durch sein Beyspiel auch auf seine

Land zu wirken. Schon ist im Weimariſchen der Landwollenpreis hier und da um die Hälfte, oder um  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{3}$  hinaufgebracht worden; ſelbſt bey Privatleuten findet man ſpaniſche Böcke; ja ein patriotiſcher Pächter, Namens Tiſchner in Cöttendorf, deſſen geſamter Viehſtand in der That ſehenswerth iſt, hat aus Landsdorf in Nord-Oſterreich ſelbſt Lammböcke, das Stück für hundert Dutzend, an ſich gekauft, ohne es zu bereuen. Und ſo verbreitet ſich die veredelte Schafzucht im Weimariſchen immer weiter. — Auch über den Brand im Getreide ſpricht Hr. St. ſehr gründlich, ſo wie auch ſeine Bemerkungen über den Anbau einiger ausländiſcher Getreidearten und anderer ökonomiſchen Pflanzen nicht zu verachten ſind. Außerdem findet man hier noch Erfahrungen über den Hirſenbau, ſo wie über den

Anisbau; deſgleichen einen Auffatz über die Brackäcker und ihre richtige Benutzung zur Sommerung bey der Dreyfelderwirthſchaft u. d. m. In den angehängten Notizen und kurzen vermiſchten Auffätzen macht ein J. B. Müller noch mit einem ſehr bewährten Mittel wider den Krebs, und andere Schäden an den Obſtbäumen bekannt, nämlich dem Terpentin, an deſſen Statt Rec. ſich ſchon längſt des Theers, oder der Wagenschmiere mit Nutzen bedient hat. — Möge der Herausgeber; ſeiner öffentlichen Bitte gemäß, von denkenden Landwirthen durch recht viele gründliche Beyträge unterſtützt werden! Der Verleger aber, der für gutes Papier und ſchönen Druck geſorgt hat, ſehe auch künftighin auf etwas mehr Correctheit!

— Ich —

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ÖKONOMIK. München.** bey Lindauer: *Auſruf an*

*uſſigeren Anbau des Hopfens, ſenbau, welcher eine leichte und ertragreiche Anpflanzung einem kurzen Anhang der Hopfen. 1808. VI u. wortreich geſchriebene z. B. unterzeichnete Buch, ion des Wichtigſten und nd aus anderen Schriften Hopfenbau zu befördern. nd Bayern im Auge, und der Aufruf zum häufige-*

ren Anbaue des Hopfens gerichtet. Möge das, was er hier mit wenigem auf 16 Seiten ſagt, beherzigt, und der theure böhmische Hopfen in Baiern, wo der Wein nicht gedeihen und das Bier Nationalgetränk iſt, nach und nach verdrängt werden! Wer wird noch daran zweifeln, daß der inländiſche Hopfen, gehörig cultivirt, dieſelbe Güte habe? und wie viel bares Geld wird dem Lande erhalten werden, das jetzt noch dem Auslande zufließt? Nicht zu gedenken, daß nicht ſelten auch inländiſcher Hopfen für ausländiſchen Verkauf wird. Freylich muß in Anſehung der Cultur, der Einkämpfung und Aufbewahrung des Hopfens Fleiß und Sorgfalt angewendet werden, aber ſicher werden dieſe dann auch reichlich belohnt. Die ganze Behandlung deſſelben ſoll durch den Katechiſmus, der in der vorliegenden Schrift zugleich enthalten iſt, erleichtert werden. Rec. findet ihn leicht faßlich, und die Anweiſung vollſtändig und zweckmäßig. Alles, was in dieſer Hinſicht zu wiſſen nöthig iſt, lehrt er in 9 Hauptſtücken. Auch der Ladenpreis iſt billig, ſo daß auch der Unbemittelte das Buch ſich leicht ſchaffen kann.

— Ich —

**Glückstadt, b. Schneider:** *Kleines ökonomiſches Hand- und Kunſt-Buch.* Nach den neueſten Entdeckungen zum Gebrauch für praktiſche Haus- und Land-Wirthe entworfen. 1808. 160 S. 8. (12 Gr.) Wiederum ein ökonomiſches Hand- und Kunſt-Buch, deſſen Verfertigung nicht viel Mühe macht, weil alles, was darin vorkommt, aus mehreren Zeitſchriften ſammeltgeſamlet iſt! Es ſoll unbemittelte Haus- und Land-Wirthe mit den neueſten wichtigſten Erfindungen und Vorſchlägen bekannt machen. Der ungenannte Vf. thut wohl, daß er ſeiner Arbeit ſelbſt nur einen geringen Werth beylegt und auf Schriftſteller-ruhm Verzicht leiſtet. Auch handelt er ehrlich, daß er meiſtens die Quellen anzeigt, aus welchen

er geſchöpft hat. Übrigens kann das Büchlein dem leſenden Haus- und Land-Wirthe manchen Nutzen bringen, da die darin enthaltenen Vorſchläge größtentheils leicht ausführbar ſind. — Ich —

**KINDERSCHRIFTEN. Berlin,** in der Realſchulbuchhandl.: *Schulbüchlein zur erſten Übung im Leſen und Denken. Erſte Abtheil. 1803. 32 S. und 2 Bog. Tabelle. Zweyte Abtheil. 72 S. 8. (in der Verlagsb. 1 Gr. 6 Pf., im Buchhandel 1 Gr. 9 Pf.)* Dieſes Schulbuch empfiehlt ſich durch ſeine zweckmäßige Einrichtung, ſeinen mannichfaltigen Inhalt, durch die Nützlichkeit und Faßlichkeit der Materien, und durch den geringen Preis. Es iſt unbegreiflich, wie die gewöhnliche Fabel, worauf der Hahn, aber wohl vergebens, zum Fleiße weckt, weil ihr Inhalt zwar gut gemeint, aber zuverläßig über das Faßungsvermögen der Kinder hinausgeht, noch in ſo vielen Schulen geduldet wird. Die Einrichtung dieſes kleinen Buches iſt folgende. Auf der Tabelle, welche in zwey Halften zerlegt und auf Peppe gezogen werden muß, kommen die kleinen deutſchen Buchſtaben, Sylben und eine Sammlung einſylbiger und zweyſylbiger Wörter, nach den Organen, womit ſie gebildet worden, geordnet, vor. Ähnlichen Inhalts iſt auch das Buch ſelbſt von S. 1—7, nur daß hier noch die großen Buchſtaben hinzukommen. Von S. 7—13 ſchwerere Übungen mit Doppel-Conſonanten; S. 13 eine Abtheilung nützlicher, einſcher, und eine andere, zuſammengeſetzter Sätze, ganz für Kinder. Auf eben dieſer Seite ſängt auch ein Alphabet von übereinlautenden verſchiedenen Wörtern an, und geht bis zu S. 17. Mit dieſer Seite nimmt eine Reihe Abſchnitte von mannichfaltiger Unterhaltung, aus der Naturgeſchichte, Sittenlehre u. dgl. entlehnt, ihren Anfang, woran ſich eine kurze Belehrung über Abtheilungszeichen, Tonſetzung, über die Zahlen und einige Abkürzungen ſchließt. Die zweyte Abtheilung enthält, in mehreren Abtheilungen, etwas ausführlichere Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte und aus verſchiedenen menſchlichen Beſchäftigungen, Gebeten, Sittenſprüche und Sprichwörter, und überdieß eine artige Erzählung für Kinder in 23 Abtheilungen. Es folgt hierauf das kleine und große lateiniſche Alphabet und anderthalb Seiten Leſeübungen in dieſen Charakteren. Das Einmaleins beſchließt dieſes nützliche kleine Buch. Noch verdient angeführt zu werden, daß neben Aa, Oo, Uu, ſchon A, O und U ſtehen, und daß die Selbſtlauter nicht immer auf einerley Weiſe folgen, wodurch verhütet wird, daß die Kinder einen ſolchen Leſeabſchnitt auswendig lernen, und ſtatt vom Papiere aus dem Gedächtniſſe leſen. Druckfehler ſind ſelten, ...

## F O R T S E T Z U N G E N.

**Hannover, b. Hahn:** *Vermiſchte landwirthſchaftliche Schriften aus den Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft, drey erſten Jahrgängen, ausgewählt und auszugsweiſe, in Anſehung der eigenen Arbeiten verbeſſert, herausgegeben von*

*Albrecht Thier. 3ter Bd. 2te Abth. 1806. 404 S. 8. (26 Gr.)*

Auch noch unter dem beſonderen Titel:

*Landwirthſchaftliche Jahrgangſchichte Niederſachſens. 8. Recenſ. des 1ſten Bdes. 1806. No. 194.*

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 S E P T E M B E R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

Unter dem erdichteten Druckort: AMSTERDAM und  
CÖLLN, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die in-  
neren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem To-  
de Friedrichs II.* III Band, mit Kupfern und Plä-  
nen, X u. 342 S. IV B. XII u. 292 S. — V B. mit  
Beylagen. VIII, 128 u. 206 S. 1808. 8. (5 Rthlr.  
8 gr.) Auch unter dem Titel: *Beytrag zur Ge-  
schichte des Krieges in Preussen, Schlessen und Poh-  
len in den Jahren 1806 u. 1807.* Von dem Ver-  
fasser der Schrift: *Vertraute Briefe etc.* II Band,  
mit Kupf. u. Plänen, III B. u. IV B. mit Beylagen.

In der Vorrede zum dritten Bande erklärt der Vf.:  
„er habe anfanglich die Absicht gehabt, das preussische  
Finanzwesen planmäßig darzustellen; weil aber  
die Zeitgeschichte ihm so vielen Stoff liefere, diese  
Briefe in der ersten Manier fortzusetzen, und weil  
ihm so manche Berichtigung der Kriegsbegebenheiten  
nöthig scheine: so habe er im 3ten Bande das  
Finanzwesen im Allgemeinen und dessen Geschichte,  
im 4ten aber das Specielle desselben dargestellt.  
Er werde es mit seinen Fehlern schildern, weil unter  
der Verwaltung des Ministers von Stein eine gänzliche  
Reform darin zu erwarten sey. Zugleich habe  
er die Schlachtfelder an der Saale und an der Passarge  
bereiset, und über die Begebenheiten des Feldzugs  
sichere Data gesammelt, welche er als Materialien,  
die sonst wahrscheinlich nicht ans Tageslicht  
gekommen seyn würden, in diesem dritten und vier-  
ten Theile (zu welchen nun noch der fünfte hinzu-  
gekommen ist,) bekannt machen wolle.“

Da der Vf. neben diesem Werke auch noch die  
*N. Feuerbrände* und das *Intelligenzblatt* zu denselben  
fortsetzt, einzelne Gegenstände in kleinern Schriften  
abhandelt, und eine vollständige Geschichte der  
Kriegsbegebenheiten unter dem Titel: *Der Feldzug  
der Franzosen und alliirten nordischen Völker u. s. w.,*  
herausgibt: so läßt sich nicht recht einsehen, was  
er bey der Fortsetzung der *Vertr. Br.* nach dem an-  
gezeigten Plan für eine Absicht haben konnte. Die  
Manier ist grade dieselbe, die er in den *N. Fern.* be-  
obachtet, ein unaufhörliches Abspringen von einem  
Gegenstande zum andern, ein bloßes Sammeln von  
Materialien ohne Ordnung, ohne Kritik und ohne  
Rücksicht auf ihren inneren Gehalt. Zwey Werke,  
das *Int. Bl.* nicht gerechnet, sind auf diese Weise zu  
Einem Zweck bestimmt; nothwendig müssen sie da-  
her, entweder jedes für sich unvollständig bleiben,  
S. A. L. Z. 1808. Dritter Band

oder zusammengenommen eine Menge müßiger  
Wiederholungen enthalten.

Weit besser würden die *Vertr. Br.* mit den zwey  
ersten Bänden geschlossen worden seyn. Diese er-  
schienen mitten im Sturm der Zeiten; sie rissen durch  
das Gewicht ihres Inhalts und durch die Kühnheit  
des Vortrags die Leser hin. Wenn der Vf. vielleicht  
mit zu leidenschaftlicher Heftigkeit den Vorhang weg-  
zog, der die Blößen der alten Verfassungen nur noch  
unvollkommen deckte; wenn er die geheimen Schäf-  
den schonungslos ans Licht brachte, und ohne Mit-  
leid das Messer des Wundarztes ansetzte: so diente  
die patriotische Absicht und die eigene tiefe Trauer  
des Vaterlandsfreundes ihm zur Entschuldigung;  
übereilte, nachher unrichtig befundene Angaben ver-  
zieh man ihm, so lange der rasche Gang der Bege-  
benheiten Irrthümer unvermeidlich zu machen  
schien; selbst vorschnelle Urtheile hielt man dem  
Schmerz über die noch immer Schlag auf Schlag er-  
folgenden Unfälle zu gut, und das Buch konnte mit  
allen seinen Fehlern auf die Achtung des Publicums  
Anspruch machen. Ganz anders verhält es sich mit  
der Fortsetzung desselben. Ein Jahr ist seit jenen er-  
sten, betäubenden Ereignissen verstrichen; und wenn  
es gleich für den preussischen Staat keine erfreulichen  
Resultate darbietet, wenn diese nur zu deutlich ge-  
zeigt haben, daß das Verlorne unwiederbringlich da-  
hin, und der neue Aufbau mit den größten Schwie-  
rigkeiten verknüpft ist: so sollte doch bey denen,  
die sich berufen fühlen, die Wiederhersteller des Va-  
terlandes zu erleuchten, die Überlegung allmählich  
wieder erwacht seyn. Mit Recht fodert man daher  
besonnenere Rathschläge von ihnen, und es ist end-  
lich einmal Zeit, daß der Schmerz des Patrioten  
sich männlicher, als durch Geschrey und Verwün-  
schungen, ausspreche.

Wollte der Vf. sich bloß auf das traurige Amt  
einschränken, der Aufspäher aller Fehler im Finanz-  
und Militär-System Preussens zu werden, um dadurch  
bey einer neuen Organisation gegen ähnliche Miss-  
griffe zu warnen: so verdiente diese, nicht neidens-  
werthe Unternehmung immer noch Dank; aber sie  
hätte dann anders ausgeführt werden müssen. Nicht  
durch rhapsodisches Durcheinanderwerfen der Mate-  
rien, das, anstatt Licht über die Gegenstände zu ver-  
breiten, ihre Ansicht nur noch mehr verwirrt, nicht  
durch Aufhäufen von Berichten, die, ohne Bürgschaft  
und ohne Untersuchung angenommen, und oft mit  
dem inneren Charakter der Einseitigkeit bezeichnet,  
die daraus gezogenen Resultate unmöglich begrün-

R r r.



den können, und am allerwenigsten durch Verunglimpfungen, Persönlichkeiten und kecke Behauptungen war dieser Zweck zu erreichen. Sicherer würde den Vf. seine erste Idee einer *planmäßigen Darstellung* des preussischen Finanzsystems dahin geführt haben, und die *Geschichte* des Kriegs wäre dann ein für sich bestehendes Ganzes geblieben. Aber was würde dann aus den vielen *Geschichten* geworden seyn, die er gesammelt hatte, und die er nicht bloß als Material für sein historisches Werk, sondern auch als Waare benutzen wollte? Er weiß sie in diesen Vertrauten Briefen *brutto* los zu werden, und nun läßt sich eher der Zeitpunkt, wo die Geduld der Käufer, als der, wo ein so reicher Vorrath erschöpft werden könnte, voraussehen.

Der dritte Band beginnt mit drey Briefen, voll durchaus leerer politischer Räsonnements bey Gelegenheit des tilfitter Friedensschlusses. Bf. 4 erzählt der Vf. abermals, daß er nun „zum Besten künftiger Geschichtschreiber und der Acquirenten der abgerissenen Provinzen“ zu einer Darstellung des preussischen Finanzwesens schreiten, dieser aber, „damit sein Correspondent nicht vor langer Weile sterbe,“ interessante Neuigkeiten einschalten wolle. — Die Briefform hat ihre Bequemlichkeiten, wo es bloß darauf ankömmt, Bogen zu füllen. Man schreibt dann auch Briefe, die gar nichts enthalten, und das Publicum bezahlt sie. —

Um die Geschichte der preussischen Finanzen zu erzählen, holt der Vf. (S. 18) vom ersten Zustande des geselligen Vereins, und (S. 25) wieder von der ersten Bildung des brandenburgischen Staats aus. Die in den Noten angeführten Hülfquellen sind: Reitemeyer, Pauli, und vorzüglich Beguelin und Mylius. Kurfürst Friedrich Wilhelms Anordnungen, und der Zustand unter König Friedrich I., wo die Staatseinkünfte noch hauptsächlich aus den Krongütern geschöpft wurden, nehmen den 7 und 8 Brief ein; umständlicher werden die Domänen-Verwaltung, die Einrichtung der Kammern, die Oberrechnungs-Kammer, und das General-Directorium unter Friedrich Wilhelm I. beschrieben, und am ausführlichsten von der Organisation aller Finanzzweige unter Friedrich II. und den Nachfolgern desselben gehandelt. Hier finden wir in acht Briefen (Bf. 10 — 17) die Rubriken: Fortwesen älterer Zeit, heutiges Domänenwesen, Contribution, Accise, General-Staatseinkommen, Bank, Seehandlung und Staatsschuldenwesen. Der Vf. unterucht jeden dieser Gegenstände mit Gründlichkeit und Sachkenntnis, beschreibt das Entstehen, die Fortschritte und den letzten Zustand der Einrichtung, thut Vorschläge zu ihrer Verbesserung, und hängt zuletzt Tableau's des Ertrags, der Erhebungskosten und des Überschusses an.

Die im vierten Bande versprochene Fortsetzung ist erst im fünften erschienen; sie macht hier unter dem Titel: *Nothwendige Beylagen*, auf dreyzehn Bogen eine eigene, besonders paginirte Abtheilung aus, und handelt mit größerem Detail vom Domänen- u. Contributions-Wesen in den verschiedenen alt-

preussischen und neu erworbenen polnischen Provinzen. Der Vf. geht hier ganz ins Einzelne der Bewirthschaftung und Veranschlagung der Grundstücke ein, und liefert Tabellen, von dem Ertrag der Äcker in den meisten Provinzen, vom Jahr 1800. Noch umständlicher beleuchtet er das Fach der sämtlichen Abgaben in Ost- und West-Preussen, dem jetzigen Herzogthum Warschau, Schlesiens, Pommern, Minden, Magdeburg und der Kurmark. Er kömmt bey dieser Gelegenheit auf das landschaftliche Creditwesen, die durch den Krieg veranlaßten neuesten Operationen der Landschaft in Schlesiens, auf den Schatz und die Treforscheine zurück, und hat eine Menge nützlicher, und für den Statistiker interessanter Notizen zusammengetragen, denen, ob sie gleich nichts Neues darbieten, doch nur Vollständigkeit und eine mehr systematische Anordnung fehlen, um ein für sich bestehendes, sehr schätzbares Ganzes zu bilden.

Die auf 12 Seiten angehängten Vorschläge zur neuen Organisation einer Armee von 80,000 Mann für Preussen, enthalten weiter nichts, als ein Tableau des Bestandes dieser Armee und ihrer Eintheilung in Divisionen, wie es Jedermann in müßigen Stunden leicht entwerfen kann. Nicht darauf, daß ein Bataillon aus 4 oder aus 5 Compagnien bestehe, daß die Compagnie 2 oder 3 Subaltern-Officiere habe, auch nicht allein auf die jedem Staatsbürger eröffnete Beförderung zu Officierstellen, sondern auf den Geist, den man dem Heere einzuflößen suchen muß, auf die Auswahl der Truppen, ihre Unterhaltung und Übung, und auf eine Beförderungsmethode, die diesen Geist erwecken und fortpflanzen können, kömmt es bey einer solchen neuen Schöpfung an, und davon steht hier kein Wort.

Die größere Hälfte des dritten Bandes (Bf. 18 — 44), der ganze vierte und die erste Abtheilung des fünften, sind der Erzählung kriegerischer Begebenheiten gewidmet. Der Vf. bereiset „in Gesellschaft eines Landschaftsmalers“ zuerst die Gegenden an der Saale, und datirt seine Briefe von Leipzig; Zeitz, Gera, Auma, Schlaiz, Saalburg, Saalfeld; Jena, Auerstädt u. s. w. So sehr er dadurch seinen Erzählungen Gewicht zu geben glaubt, so wird doch der prüfende Leser hier weiter nichts finden, als den Beweis, daß man einen in der Weltgeschichte merkwürdig gewordenen Boden bereisen, Gastwirthe und Postbedienten ausfragen, und doch eine sehr geringe Ausbeute mit nach Hause bringen kann. Bey unserm Vf. beschränkt sie sich auf einige unbedeutende, bereits in den Feuerbränden des breiteren berichtete, und daselbst durch Kupferstiche verewigte Anekdoten; die Geschichte selbst ist aus dem Bericht des Augenzeugen abgeschrieben, und nur noch mit Declamationen, die man längst zum Überdruß hat wiederholen hören, mit Berichtigungen, die eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem wahren Gang der Dinge verrathen, und mit kernhaften Machtsprüchen aufgestützt. — Bey dem Gefecht von Schlaiz erhebt er die Maßregeln des preussischen Generals mit verschwenderischem Lobe (S.

165), und zeigt gleich darauf, wie sie sämmtlich zweckmäßiger und besser zu nehmen gewesen wären. — Bey Saalfeld „würde der Rückzug der Preussen gedeckt gewesen seyn, wenn sie mehr als *drey* Escadrons-Cavalerie gehabt hätten (S. 174);“ sie hatten gleichwohl deren zehn. — Von dem Schlachtfelde bey Jena weifs er bestimmt (S. 175), dafs es unmöglich war, da geschlagen zu werden. Er bricht in Verwünschungen aus, um seiner Galle gegen einen Einzelnen Luft zu machen, und setzt den Trumpf darauf: „das will ich beweisen, und wer mir nicht glaubt, der bereise das Schlachtfeld, so wie ich!“ Die Fehler, welche am 14 October, und weit mehr noch in den vorhergehenden Tagen, begangen wurden, wird kein Unparteyischer leugnen; aber der Vf. hat sie nicht durchschaut, und er hilft sich nun, da er nichts Befriedigendes darüber zu sagen weifs, durch Schmähungen und persönliche Anfälle. — Der Vorschlag, noch in der Nacht den Feind im Mühlthale anzugreifen, könnte allerdings der Sache eine andere Wendung gegeben haben, die Ausführung hätte den Rückzug des Hohenlohschen Corps begünstigt, wahrscheinlich gesichert; aber Vernichtung der französischen Armee, wie der Vf. meint, wäre deshalb nicht die Folge, Napoleon deshalb noch gar nicht „verloren, ohne Rettung verloren“ (S. 183) gewesen, und alle die grofsen Resultate, die der Vf. (S. 182—186) im Geiste sieht, „wenn Er die Preussen commandirt hätte“, würden, ungeachtet der von ihm selbst gerühmten Genialität seiner Dispositionen (S. 183), immer noch sehr problematisch geblieben seyn. Er vergiftet hier im Eifer die Stärke des französischen Heeres und das Vordringen des Bernadottischen Corps gegen Apolda, das er doch nachher (S. 190) selbst erwähnt.

Über die Schlacht von Auerstädt declamirt er viel, weifs aber nichts Bestimmtes darüber zu sagen, als eine Unrichtigkeit (S. 191), dafs nämlich beide Armeen gleich stark gewesen wären. Hier war die Übermacht der Anzahl eben so entschieden auf der Seite der Preussen, als bey Jena auf der ihrer Gegner.

Von der Saale versetzt sich der Vf. nach Breslau, um hier zum zweyten und dritten Male zu wiederholen, was er schon oft über die mögliche Vertheidigung Schlesiens und das Betragen der Machthaber in dieser Provinz gesagt hat; dann nach Glatz, um einen Brief aus dieser Festung zu datiren, eine Mühe, die er sich hätte ersparen können, denn der Brief, den er selbst in einer Note berichtet, war ihm zu sandt worden (S. 211).

Wir finden darauf den Vf. in Berlin wieder, im Gespräch mit einem französischen Major, der ihm seine Ansichten von den preussischen und russischen Armeen, von dem Frieden mit England und von den zu erwartenden polnischen Ereignissen mittheilt, dadurch aber seine Divinationsgabe eben nicht bewährt. Von da geht die Reise über Colberg, Danzig, Königsberg, preussisch Eylau und Friedland nach Memel. Aus jedem dieser Orte werden ein oder meh-

rere Briefe geschrieben, die wir aber grösstentheils schon in den *Feuerbränden* (H. X. XI. XII. *Briefe eines Reisenden von Berlin nach Königsberg in Preussen, im September 1807, und Ausflug nach Eylau und Friedland*) stückweise gelesen haben. Das Raisonnement über die militärische Wichtigkeit Danzigs und die unbegreifliche Vernachlässigung dieses Hauptortes nach der Schlacht von Eylau, ist sehr gegründet, würde aber in der versprochenen Geschichte des Feldzuges besser, als in dieser Materialsammlung, seine Stelle gefunden haben; doch wahrscheinlich wird es dort noch einmal abgedruckt werden. — Die Klage über die musterhaft schlechten Einrichtungen der Posten in Preussen unterschreibt Rec. aus eigener Erfahrung, dehnt sie aber auch auf die benachbarten Staaten im nördlichen Deutschland aus.

Zu dem Besseren in diesem Buche gehört die Beschreibung der Schlacht von Eylau (S. 254 ff.). Der Vf. scheint hier aus guten Quellen geschöpft zu haben. Dennoch findet er selbst nöthig (S. 277 ff.), noch eine Relation von den Gefechten des Lestochschen Corps anzuhängen, „damit der Leser daraus manches in jener Erzählung berichtigen könne.“ Es ist ein Hauptmangel bey den Berichten in diesem Buche, dafs man nie erfährt, ob der Vf. sie verbürgt oder nicht. Bieten sie ihm Gelegenheit dar, eine seiner Lieblingsbehauptungen darauf zu gründen: so werden sie einstweilen als authentisch behandelt, und die Widerlegung oder Berichtigung kommt in einer nachfolgenden Erzählung hinterher. Bey dieser Gelegenheit sind jedoch seine Bemerkungen richtig, wenn er sagt: die Schlacht war für die Russen verloren, weil die Franzosen alle die Gegend beherrschenden Punkte am Abend des 8ten genommen und behauptet hatten. Wollte Bennigsen das Gefecht erneuern: so muste er erst diese Punkte wieder erobern; und dazu fehlte es ihm an frischen Truppen. Aber es war keine Niederlage, wie bey Jena; die Russen zogen sich mit Ordnung zurück, und die Schlacht ist nur in sofern entscheidend zu nennen, als die nachfolgende Unthätigkeit der Verbündeten eine nothwendige Folge derselben war.

Die Berichte S. 254—66 und S. 277—94 widerlegen übrigens geradezu das Urtheil, welches früher (S. 14) über Bennigsen gefällt wurde; und doch steht dieses dort als Resultat der eigenen Schlüsse des Vfs. So wenig ist er um hinreichende Gründe bey seinen Machtsprüchen bekümmert; so wenig bedenkt er, dafs der Eindruck der letzten bey nicht streng prüfenden Lesern bleibt; wenn sie auch nachher über die Entscheidungsgründe besser belehrt werden, und es ist Pflicht der Kritik, solche Übereilungen zu rügen, die den Urtheilen des Vfs. „wenn sie auch noch so bestimmt ausgesprochen sind, allen Credit benehmen müssen. Sind sie aber auch dann noch als blosse Übereilungsfünden zu betrachten; wenn sie, unter dem Vorwande, Einzelnen die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einen ganzen Stand unredlich verwunden? Wer kann Stellen, wie (S. 264); „Hier war es, wo Lestoch die preussische

Nationalehre rettete, und wenn es noch preussische Officiere geben kann, die Ehrgefühl haben, so ist es dieser Affaire wegen möglich: "ohne tiefen Unwillen lesen! Was für unumstößliche Gründe sind hier angeführt, um einen solchen hämischen Seitenhieb zu rechtfertigen? — Man sucht sie vergebens.

Zu dem Bericht von der Schlacht bey *Friedland* gehören die auf dem Titelblatte des III Bandes versprochenen Kupfer und Plane, welche die Käufer bereits bezahlt, nach einer, dem V Bande beygefügten Nachricht aber erst beyin Schlusse des Werkes zu erwarten haben. Das kann noch lange dauern, wenn der Vf. fortfährt, alle gehaltenen Nachrichten, die er auftreiben kann, dem Publicum in vertrauten Briefen vorzutragen. Ohne diese Plane ist aber jene ohnehin magere Beschreibung, die unaufhörlich bald auf einen Punct *A*, bald auf eine Stellung *sub B* verweist, ganz unverständlich. — In *Königsberg* bewährt der Vf. seinen Patriotismus durch das Gefühl, welches ihn bestimmt, das königliche Ehepaar in *Memel* zu sehen, und durch seinen Grimm gegen alle Machthaber im Militär- und Civil-Stande, die er „vor Wuth schäumend und mit den Zähnen knirschend, als Landesverrätther zerreißen will.“ — Zuletzt führt er die Leser über *Graudenz* und *Küstrin* nach *Berlin* zurück. Am ersten Orte steckt er über die Friedensunterhandlungen im November 1806, und über die Belagerung dieser Festung, ein Licht auf; man weiß aber am Ende des Briefes weiter nichts, als daß der Vf. die Kunst besitzt, mit welt-schweifigen Raisonnements sich im Cirkel zu drehen, und mit vielen Worten wenig oder nichts zu sagen. — Sein Correspondent, „*Freund H.*“, schildert noch einmal den Ton und die Stimmung der Königsberger; „*Freund B.*“, der sich am Ende des Briefes X — y unterschreibt, macht viel Worte über *Küstrin*; der Vf. fühlt in *Potsdam* einen empfindlichen Drang, am Grabe *Friedrichs* des Einzigen zu weinen, und bittet in der *Nachschrift* die Ostpreußen wegen der Äußerung, daß es ihm in ihrem Lande nicht gefallen habe, um Verzeihung.

Der IV Band enthält nur 6 Briefe. Der erste setzt die Nachrichten aus *Königsberg* fort. Er liefert eine Art von Journal, das vom 10 März bis zum 19 Oct. 1807 geht, und theils wirkliche Begebenheiten, Anekdoten, auch bloße Gerüchte erzählt, theils den Gang der Dinge im Allgemeinen schildern soll. Der zweyte enthält das Tagebuch eines Hausvaters in *Jena* während des verhängnißvollen Zeitraums vom 9 bis 20 Oct. 1806. Man würde es in irgend einem Journale nicht ohne Interesse lesen, für die Geschichte können aber weder die Leiden noch die Ansichten eines stillen Familiencirkels eine Ausbeute gewähren. Im dritten giebt der Vf. die in der Vorrede (Th. III) ange-

kündigte Charakteristik des Königs von Schweden. Die politischen Verhältnisse dieses Reiches mit Frankreich von *Gustav Wasa* bis auf den jetzt regierenden König werden auf einer Octavseite abgehandelt, von dem Monarchen selbst erfahren wir weiter nichts, als daß er den Franzosen abgeneigt ist. Dann aber folgen weitläufige Listen und Marchrelationen des schwedischen Truppcorps in Deutschland, eine flüchtige Erwähnung des Vorgangs bey *Grosszecher*, eine darüber ausgefertigte Note des Grafen *Fersen*, Tadel des Königs, daß er nicht Frieden machen wollte, und noch eine Namenliste der sämmtlichen schwedischen Regimenter. — Der vierte beginnt mit der Bemerkung des *Freundes B.*, daß die Nachrichten des Vfs. von der Belagerung *Breslaus* nicht befriedigend gewesen wären, und das Publicum soll nun besser unterrichtet werden. Diefes geschieht durch einen ausführlichen Bericht alles dessen, was der Briefsteller während der Belagerung gesehen hat, in einem philosophisch empfindsamen Tone breit vortragen. Wir erfahren umständlich, wie oft Hr. B. auf einen Thurm stieg, wie oft die Pferde in der Stadt ausgeritten wurden, wie die Kugeln graufend durch die Luft piffen, und der Brand der Vorstädte schauerlich anzusehen war; über den eigentlichen Gang der Belagerung jedoch immer nichts vollständiges. An unerwiesenen Ausprüchen fehlt es dabey nicht, besonders in den Ausfällen gegen den Gouverneur, *Hn. v. Thiele*, dem oft bloße „Sagen, mit denen man sich trug.“ (S. 129) selbst Gedanken, die er gehabt haben könnte, zur Last gelegt werden. Zwar kommen auch die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, in Erwähnung, besonders die Unsicherheit der Truppen, die bey versuchten kleinen Ausfällen davon liefen; doch wird er getadelt, daß er die Unternehmung des Fürsten von *Anhalt Pless* nicht durch einen Angriff aus der Stadt unterstützte. Diefes ist gerade einer von den Vorgängen, über welche das Publicum noch keinen befriedigenden Aufschluß erhalten hat, und er bleibt auch hier unerörtert. Die bestimmte Übereinkunft des Fürsten mit dem Gouverneur ist von dem letzten geleugnet worden, der von dem verabredeten Signal durch Anzünden eines Dorfes durchaus nichts wissen will. Das gänzliche Schweigen aller Berichte von dem plessischen Corps scheint diese Angabe zu bestätigen; sie kann daher durch Sagen, deren Gewährsmänner unbekannt sind, eben so wenig entkräftet, als die Versicherung, daß der Fürst von *Pless* den Entsatz noch einmal versucht haben würde, wenn der Gouverneur sich nicht mit der Capitulation übereilt hätte; bloß auf das Wort des gegenwärtigen Briefstellers angenommen werden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

#### NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Ältern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen. Von Dr. Joh. Paul. Pöhlmann. 7tes Bächchen. 2te verm. Aufl. 1808. XII u 472 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Auch noch unter dem besonderen Titel: Praktische Anweisung, Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen. 8. Recens. der 1sten Auflage. 1807. No. 92.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 SEPTEMBER, 1808.

## G E S C H I C H T E.

Unter dem erdichteten Druckort: AMSTERDAM u. CÖLLN, b. Hamner: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* Von dem Vf. der Schrift: *Vertraute Briefe* u. s. w. III—V, Bd.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ganz unbedeutend sind (Bf. 5) die Nachrichten von den Belagerungen von Cosel und Neisse; befriedigender hingegen werden im *sechsten* die Unternehmungen des Grafen von Götzen in Glaz erzählt. Der reifer durchdachte Plan und der festere Gang der Ausführung sind gehörig ins Licht gestellt, und man begreift, was der neue Befehlshaber würde haben leisten können, wenn er früher an seinem Posten, und die Anfangs vorhanden gewesenen Mittel ihm noch zu Gebot gestanden hätten. Die misslungene Unternehmung auf Breslau und das Gefecht bey Kant werden richtig und unparteyisch beurtheilt. Der Berichterstatter verschweigt die Fehler des französischen Generals nicht; aber er macht zugleich aufmerksam auf die rasche, besonnene Thätigkeit, mit welcher sie verbessert wurden, und die von dem wahren Feldherrngenie vielleicht noch redender zeugt, als wenn gar kein Fehler vorhergegangen wäre.

Im *V Bände* liefert der Vf. noch drey lange Briefe über die Kriegsbegebenheiten, sie gehören aber zu den haltlosesten im ganzen Werke. Der *erste* versetzt die Leser wieder nach Stralsund; ein französischer Officier trägt seine Meinung über „Schwedens König und seine Truppen“ vor, und wiederholt, oft nur weiter ausgesponnen, was wir bereits im 3 Briefe des vorigen Bandes gelesen haben. Der Ton der gewöhnlichen französischen Relationen ist so ziemlich getroffen; die Ansichten aber sind genau so, wie man sie von dem Vf. der *Vertrauten Briefe* gewohnt ist. — Er theilt (Bf. 2) das sehr ausführliche Tagebuch eines Mannes mit, der sich während und nach der Belagerung von Graudenz in dieser Festung aufhielt. Es geht vom 13 Nov. 1806 bis zum 1 Nov. 1807, beschäftigt sich aber auch mehr mit den individuellen Erfahrungen und Empfindungen des Briefstellers, als mit den öffentlichen Begebenheiten. Muß denn dem Publicum alles erzählt werden, was einem geklogeten Hausvater für den Augenblick wichtig war? Was kümmert es die Fremden, daß bald die Gattin, bald ein Kind des unbekannten Erzählers krank wurde, daß eine abreisende Dame ihm

G. F. L. Z. 1808. Dritter Band.

Zucker und Kasse überließe, oder welchen Eindruck jedes fliegende, nachher falsch befundene Gerücht auf ihn machte? Diese umständlich erzählten Gerüchte hätten doch leicht ausgestrichen werden können; aber freylich, wenn alles Unbedeutende und ganz Gleichgültige wegbleiben sollte, dann würde dieser Brief 5—6, nicht 72 Seiten angefüllt haben, und wäre dasselbe mit den übrigen geschehen, so hätten die Leser nicht drey Bände, sondern nur Einen erhalten.

Im *dritten Briefe* hat Freund C. in Magdeburg, der sich am Schluss aus Vergessenheit: W. v. O. unterzeichnet, es hauptsächlich mit einem Aufsatz in den *Löschemern* zu thun, wo der Ingenieur der Festung hart angegriffen wird. Dieser glückliche Umstand erwirbt dem Beklagten hier einen warmen Vertheidiger, denn die Verbesserer der preussischen Verfassung fordern jeder für sich das ausschließende Recht, Personen zu verunglimpfen, und es ist bey dem allen noch tröstlich, daß doch ein ehrlicher Mann nicht ganz zu Grunde gehen kann, so lange die Herren unter sich uneinig sind.

In einer Nachschrift versichert der Vf., daß er noch „mehrere der neuesten und interessantesten Thatfachen und Bemerkungen unserer Zeit“ zurückbehalten habe, sie aber in dem nächsten Bande der vertrauten Briefe mittheilen werde. Rec. wünscht von Herzen, daß die Thatfachen wichtiger, und die *Bemerkungen unserer Zeit* gediegener ausfallen mögen, als die, welche hier durch drey starke Bände ausgesponnen worden sind, und daß der Vf. besonders sich angelegen seyn lasse, durch eine sorgfältigere Wahl und Prüfung seiner Angaben und durch überlegtere Urtheile die Achtung des Publicums wieder zu gewinnen. So lange es ihm bloß darauf ankommt, viel Bogen zu verkaufen; so lange ihm zu diesem Zweck alles, auch das Unbedeutendste, gut genug ist, und so lange er dabey durch Machtsprüche, schlechte, oft boshafte Urtheile und grundlose Folgerungen dem zusammengeköpkelten Mischmasch Würze zu geben vermeint: kann ihm sein Platz nur in der Classe der erwerbenden Vielschreiber angewiesen werden, und diese augenscheinliche Tendenz wirft selbst ihren Schatten rückwärts auch auf die zwey ersten Bände, und erregt billige Zweifel, nicht nur gegen die Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Berichte, sondern auch vorzüglich gegen die Lauterkeit des dort so hoch tönenden patriotischen Zwecks.

N . . . d.

S s s

## SCHÖNE KÜNSTE.

JENA u. LEIPZIG, b. Gähler: *Die Republik der Gelehrten*, von Don Deigo Saavedra Fajardo. 1807. 292 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieses interessante Werk ist nicht, wie der Titel vermuthen läßt, eine eigentliche Übersetzung von der *Republica literaria* des Fajardo, sondern eine freye Bearbeitung derselben mit vielen Einschaltungen und Zusätzen, meist aus der neueren deutschen Literaturgeschichte entlehnt: so begegnen wir z. B. Herdern, Gottscheden und Gellerten. Im Ganzen folgt zwar der Bearbeiter dem Gange des Trauins getreu, und erlaubt sich nur selten und nur da Auslassungen, wo der sonst so wortkarge Spanier der Worte zu viel macht; den eigenthümlichen Styl aber, der sich durch gedrungene Kürze, Präcision und Eleganz auszeichnet, bildet er nicht nach, sondern mehr an den Sinn als an den Ausdruck sich haltend, giebt er größtentheils eine umschreibende und erklärende Übersetzung, so daß gleichsam ein neues Werk hervorgeht, in welches die eigenen Einschübel und Zusätze, der Form des Vortrages nach, ohne Zwang sich fügen. Ob aber auch der individuelle Ton des Bearbeiters, in welchem seine Einschaltungen verfaßt sind, mit Fajardo's Art und Weise gehörig übereinstimmen — diese Frage möchten wir nicht unbedingt bejahen; wir sind vielmehr der Meinung, daß, abgesehen vom dem Stoffe, man leicht gewahr wird, was einem von beiden besonders angeht; vornnehmlich scheint sich der Bearbeiter durch eine gewisse Derbheit und durch einen in bitterer

Man zu verrathen. Wenn es hier Harmonie seiner möchte, entweder völlig umgearbeitet ist jedoch nicht zu le nun einmal ist, Unterhaltung ge- linn der Urchrift ven. Wenn es z. van artefice de la po jugar con ella ocos, con incom- r in der Bearbei- in der castillan- er ganz einge- charfönn errieth hülichkeit der t der Sinn nicht iker, welche zu Polygnotus unter kteristisch darge- otros, (nämlich habla hecho apa- in anderen Säu- olygnotus durch e, vertheidigten. S. 109 für: Ein

Anderer spottete der Sorgfalt der Natur, in der Zeugung der Dinge — heißen: Ein anderer spottete der natürlichen Schamhaftigkeit bey'm Zeugungsge- schäft, *quien desconocia el recato natural en las accio- nes de la generacion*.

Noch müssen wir des Anhanges erwähnen: *Der Rechtsfall vom Ey und dem Küchlein*. Die Satyre, völlig in juristischer Form durchgeführt, ist ziemlich belustigend, und würde es noch mehr seyn, wenn die Rechtsform nicht gar zu getreu, ganz in ihrer langweiligen Breite und Umständlichkeit beybehalten wäre. Ha. Ha.

LEIPZIG, b. Schlegg: *Der letzte Mensch*. Eine roman- tische Dichtung. 1807. 344 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

In dem Vorberichte wird erklärt: „Das nachste- hende Werk ist eine Übertragung aus dem Französ- ischen des Hn. von Grainville. Die Neuheit und Größe des Gegenstandes, die lebendige und geist- liche Darstellung desselben, der Reichthum und die glückliche Mischung der Farben, die Fülle der Em- pfindungen, der tief treffende Blick ins menschliche Herz, die ergreifende Schilderung mannichfaltiger Situationen, — dieses und anderes hat mich ange- zogen, und bestimmt, die angenehme ausländische Frucht auf heimischen Boden zu verpflanzen, und ihren Genuß mit dem deutschen Leser zu theilen, der es nicht verschmähen wird, aus der abstoßenden Wirklichkeit sich auf einige Augenblicke in die friedliche (?) Welt der Phantasie zu retten, die der Zauber des Genius vor ihm aufschliesst.“ — Mit der vollsten Überzeugung unterschreibt Rec. dieser Ur- theil des Übersetzers; und so wenig er sonst von ei- nem Franzosen, besonders in dieser Gattung, befrie- digt worden zu seyn gesteht, so neu und angenehm war ihm dieser Genuß.

Das Ganze ist ein großes Naturgedicht über die letzten Zeiten und das Ende der Erde, mit kühner Phantasie entworfen, mit Kraft und Leichtigkeit des Ausdrucks, in festen Charakteren durchgeführt, und nur die Musik des Rhythmus fehlt zu einem kräftigen Epos Unpassend ist der Titel, „romantische Dichtung.“ Das Harte wie das Erhabene, das Angenehme wie das Furchtbare und Grausenerregende, hat der Vf. aus der tiefsten Menschenbrust hervorgehoben, und in das flüchtige Wort gebaut. Wahrhaft originelle Bil- dungen sind: die Beschreibung von dem allmähli- chen Hinwelken der Erde, das Gesicht von der Auf- erstehung, das Gespräch des Erdgeistes mit dem Tode, der gewaltige Kampf beider, nach welchem die Mor- genröthe der Ewigkeit anbricht, die auch dem Dich- ter zu enthüllen vermag ist. — Der hohen Achtung, die dem Geiste von seltner Tiefe, vor den meisten seiner Landsleute gebührt, glauben wir es schuldig zu seyn, folgende wenige Bemerkungen über das noch Mangelnde beyzufügen.

Zuerst scheint uns die Einheit und Ruhe der Dar- stellung dadurch gestört, daß Omegar, der letzte Mensch, seine Schicksale und die Geschichte der letzten Zeiten der Erde bis zu Adams Sendung, dem

Vater der Menschen selbst erzählt, wodurch dieser die etwas gezwungene Rolle des Zuhörers und Interlocutors der Vergangenheit erhält, Syderie aber, Omegars Gattin, während der langen Erzählung ganz zur stummen Person wird. Es konnte dieses alles eben so wohl vor dem Auge des Dichters vorübergehen, als das Folgende; auch würde der Ton der Erzählung selbst dem Dichter angemessener gewesen seyn. Ferner finden wir die Ausführung des Plans, besonders in der Mitte (von Ormus Tode an) etwas gedehnt; die Erzählung von Syderiens Liebe zu Omega und der Verfassung des heftigsten Wunsches ihres Geliebten, zu welcher sie durch Eid gebunden war, so wie schon vorher die allzusehr gehäuften Hindernisse und Schwierigkeiten bey Syderiens Verbindung mit Omega, dehnen die Darstellung etwas zu weit aus, und benehmen ihr eben dadurch die Kraft. Selbst die Episode vom Tiber, deren Ausgang ohnehin unerklärt bleibt, möchte zuletzt den Leser ermüden. Ferner finden wir auch in dem *Tone der Erzählung selbst*, nicht durchgängig den Kern der kräftigen Rede, den wir in dem Wesen dieser schönen Dichtung begründet sehen, und das Feuer orientalischer Erhabenheit, mit welcher wir den Dichter in dem herrlichsten Parthieen des Werks, die wir unten anführen wollen, über den dumpfen Kreis gemeinen Wirklichkeit im kühnen Fluge sich schwingen sehen! Vielmehr bemerken wir oft eine erklärende Welt-schweifigkeit, wodurch die Rede ein didaktisches Ansehen erhält, z. B. die ganze Apostrophe S. 281 bis 283; selbst S. 35 die Rede des Ewigen: Siehst du die Welten u. s. w.; in Rücksicht der Ausmalung aber und Erfindung der Motive erblickten wir zuweilen ungern eine moderne Flüchtigkeit und *Romantismen* des *Conversationsstils*, mit welchen der Vf. auf der Oberfläche der Gesellschaftswelt hinzugleiten scheint. Dazu trägt auch noch bey die Einmischung fremder, auch in der deutschen Sprache recipirter Wörter; (der matte Ausdruck *Hymens Bande* S. 37 ist ganz störend). — Wir möchten zwar glauben, daß das Werk, je mehr es dem deutschen Geiste verwandt und dem französischen fremd ist, auch durch die Kraft der deutschen Sprache gewonnen habe (das Original hat Rec. nicht zu Gesicht bekommen können); dennoch scheint, besonders in dem letzteren Stücke, der Übersetzer hier und da gefehlt zu haben. (Störend ist es für den deutschen Leser, daß er S. 30 den französischen Ausdruck *l'homme enfant* in den Text aufgenommen hat.) So klingt es auch sonderbar S. 65: „Er war ihm so nah gerückt, daß seine *Gesten* und *Bewegungen* ihn trafen.“ — Der Übersetzer schreibt immer im zweyten Beugungsfalle Idamafena. — Was den Vf. selbst anlangt: so müssen wir hier noch einige, der Dichtung fremde und sonderbare Züge erwähnen, die zum Theil dem Nationalen des Vfs. anzugehören scheinen. Daß er den Hauptschauplatz der letzten Begebenheiten in das französische Reich versetzt, kann ihm nicht weiter verdacht werden, wenn man gleich darin eine gewisse Eitelkeit nicht verkennen wird, indem er

damit gleichsam stillschweigend prophezeit, dort werde das *non plus ultra* des Erfindungsgeistes sich zeigen; aber es hat ihn dieses zu manchen Nebenügen verleitet, welche störend oder wenigstens überflüssig sind, z. B. zu der Umschreibung S. 391 „Du kennst die Stadt, wo der Engländer die Heldin, welche Frankreich rettete, der Flamme übergab u. s. w. Dem Geiste dieser Dichtung, so wie der Person und Situation Omegars, fremd ist die aufhaltende pretiöse Schilderung der Reize Syderiens S. 142 und 143. — Ein sonderbarer und komischer Zug, durch die oben erwähnte Anordnung der Scene herbeigeführt, ist es, daß der Menschenvater Adam bey Erwähnung der Eva in eine Ohnmacht fällt, die sich endlich durch Thränen hebt (S. 131). Der Rath Forrestins, Vaters des Syderie, und dessen Ausführung ist ein empörender Mißgriff des Dichters, und flucht von dem Charakter Syderiens auf eine zu grelle Weise ab. —

Doch wir wenden uns zu den glänzenden Parthieen. Dahin gehören: die Sendung und Rede des Engels Iurriel S. 14, Beschreibung der entarteten Erde und der Trauer der Menschen über ihre Armuth, die Schilderung des grossen Luftschiffes, das die Reise um die Welt gemacht hat, bey welcher Kunsterrfindung Adam treffend ausruft: O warum konnte die Tugend der Menschen nicht ihrem Verstande gleichen! — des Schiffes Schwelgen über den Ruinen ehemaliger Herrlichkeit, — besonders aber die herrlichen Charakterschilderungen des *geschichtsforschenden und menschenliebenden Idamas*, der mit feinem Muth und heiligem Vertrauen Omegars Schiff durch die Luft nach Brasilien leitet, um die neue Mutter der Menschen, Omegars Gattin, zu suchen, folgend der Prophezeiung: des trüglichen Erdgeistes: daß durch diese Verbindung das Menschengeschlecht und die Erde in ihre vorige Kraft zurückkehren sollen, — des grossen Dieners der Altäre, Ormas, der den ungeheuren Plan faßte, die alten Betten der Fülle frey und urbar zu machen, dann selbst den Ocean aus seinem Betto zu vertreiben, und der den wahren Orakeln folgt mit Festigkeit bis zu seinem heiligen Tode am Altare, — die Erzählung von dem grossen Philosophen *Philanteo*, der den Schleyer der Natur gelüftet, und das Geheimniß den Menschen wieder zu verjüngen erfand, dann auf den Inseln der Jugend einen prächtigen Tempel baute, in welchem er die goldne Urne aufstellte, die jenes geheimnißvolle köstliche Feuer faßt, das als Belohnung des Genius nach den Stimmen der Völker dem Würdigsten zuerkannt werden sollte. Zu seinem *Kummer* erhielt er sie zuerst (S. 72—82). — Schauerlich ist die Beschreibung von dem Brande und dem Versinken des Mondes, wonach die Erde ihrem Verfall unaufhaltam entgegenfällt; neudie Schilderung des verfallenen Amerikas und der prächtigen Sonnenstadt in Brasilien, so wie der glänzenden Erwartung spannenden Versammlung der Amerikaner, unter welcher sich die von dem Erdgeiste verheißene Menschenmutter finden sollte. Groß sind die



sen Paris S. 261, das rührende Schwinden der Sonne der Nacht, — das Leiden, ihr Tod, — die Vision des 311, und die schon oben — die allein schon die Auf verdienen. A . . . .

ZÜLLICHMAN, b. Darnmann: *Kleine Romane und Erzählungen von Friedrich Rochlitz*. In drey Bänden. Dritter Band. 1807. 338 S. 8.

Nicht weniger Interessant, als die beiden ersten, in diesen Bänden schon angezeigten Bände, ist dieser dritte, mit welchem die kleine Sammlung geschlossen ist. Den unterhaltenden Erzählungen ist hier ein bedeutendes historisches Gemälde, die Verschönerung der Pazzi gegen die Medices, beygemischt, welches unter der Überschrift: *Camillo Caffarelli* die historische Begebenheit mit den sanfteren Gefühlen eines liebenden Herzens auf unterhaltende und belehrende Art verbindet. Ob die bewährteren Zeugnisse der Geschichte diese Verbindung rechtfertigen, entscheidet über den Werth solcher Darstellungen wenig, denn der historische Roman so wenig, als das historische Schauspiel, erkennt die diplomatische Wahrheit als sein Grundgesetz. Wie die ächte Charrade die Sylben des Wortes aus ihrer wirklichen Bedeutung heraushebt, und zu einer neuen symbolischen vereinigt: so nimmt der Dramatiker oder Erzähler die historischen Data aus ihrer Überlieferung, und bildet aus diesen Elementen ein poetisches Ganzes, bey dessen Bildung ihm die Wahrscheinlichkeit allein, nicht die erweisliche Wirklichkeit, das Gesetz giebt. Der kurzen, aber gehaltreichen Einleitung zu dieser Darstellung wünschten wir einen kräftigern, weder durch Einschübe zerstückten, noch durch Rücksichten auf das Unbedeutende antheilten Styl.

deren Bekanntheit sich Ausweisung die Zeichen ten Tage der menschenle-

Der Traum ist eine unterhaltende, in der besten Bedeutung des Wortes, moralische Erzählung, voll feiner und treffender Bemerkungen, ohne in das Moralisirende überzugehen. Der Zeitgeschmack, welcher gleich einem oscillirenden Pendel, so gern in die Extreme beider Seiten springt, und die Mitte vorbeileitet, würde durch mehr dergleichen Erzählungen vielleicht einmal zur Erkenntniß ihres wahren Werths gebracht werden, und weder die Gabe des Schriftstellers bloß ihres moralischen Gehalts wegen rühmen, noch sie verwerfen, weil sie bey ihrer Form zugleich einen moralischen Gehalt hat.

*Altkuz und Taher*, oder *das Schicksal und die weichgeschaffenen Seelen*, eine morgenländische Erzählung, zum Theil nach einem alten Fabelbuche, ist angenehm, fließend und leicht erzählt. Eine angelegte, witzig verwickelte Ironie giebt dem Vortrag in dieser Erzählung noch einen besondern Reiz.

*Rafa* — eine sehr anziehende Wundergeschichte, schon erfunden, wenn auch in der Ausführung vielleicht nicht ganz gelungen. Wäre die Erscheinung des Mönchs nicht zu wortreich, und die und da etwas zu pretios, z. B. der Mensch soll nicht klagen — soll nicht triumphiren; und der Doppelsinn, auf welchem die Katastrophe beruht, zu erkünstelt: so dürfte diese Erzählung leicht eine der vorzüglichsten genannt werden.

*Der unruhige Abend*, eine Plauderrey — beweißt des Vfs. Talent zur launigen Intriguenerzählung, ist lebendig darstellend und bunt abwechselnd. Die *Schildwache*, aus einem Almanach in diese Sammlung aufgenommen, ist leicht und anspruchslos erzählt.

Den Schluß des Buchs macht ein *Anhang von Fabeln und Parabeln*, welche, so klein sie sind, und so bescheiden sie sich dem Werke selbst nur als eine Zugabe anschließen, doch als eine willkommene Zierde der Sammlung angesehen zu werden verdienen. Möge der würdige Vf., welcher diese Sammlung zur Freude der Leser so bald beendigt hat, das Publicum auch mit dem zu seiner *Glycine* noch mangelnden dritten Theil recht bald beschenken! D. c. A.

## KURZE ANZEIGEN.

Bombas Kösser. - Braunschweig, b. Schröder: *Die Amantinnen*, oder *die drey Brüder*. Ein komischer Roman in zwey Theilen. 1804. 204 u. 204 S. 8. (1 Thlr. 26 Gr.) Rec. hat diesen Roman zwar eben nicht mit Widerwillen gelesen, aber doch mit der Überzeugung, daß er etwas Besseres hätte thun können. Das Buch unterhält auf eine leichte Weise, lockt den Leser von einem Capitälchen zum andern fort, spannt seine Erwartung, ohne ihn deshalb stark anzugreifen, und läßt ihn zuletzt über die Schicksale der ihm Vorgestellten ruhig schlafen. Was kann man mehr verlangen? Sobald es bloß auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib abgesehen ist, freylich nicht; was aber — doch der greift auch schon nicht nach einem solchen Romane, wenn er nicht muß. Auf Sprache und Darstellung ist übrigens nicht immer der gehörige Fleiß angewendet, und man muß dem Vf. oft in Gedanken nachhelfen. Z. B. Th. II. S. 276: „Mit Entzücken schilderte er mir nun die himmlischen Reize seiner Claire, das Glück, welches er bezieht in ihrem Umgange genossen habe, und noch ferner zu genießen (gedenke oder hoffe), bis er endlich mit dem Antrage schloß u. s. w.“ Oder Th. II. S. 31: „Man überließ ihr daher Alles, und wirklich fand sie auch Mitleid, das Kind unentdeckt taufen zu lassen.“

XII. 8.

Hellbraun, b. Rauche: *Die Familie Reizenberg*. 1808. 120 S. kl. 8. (20 Gr.) Eigentlich sind es zwey Erzählungen, die unter diesem Titel gegeben werden, und auch durch einen Schmutztitel von einander abgeändert sehen. Wer große Verwickelungen, tiefangelegte Pläne, eine prächtige, hochberührende Sprache und ein buntes Gewirr durcheinander arbeitender Menschen liebt, der lege das Büchlein ungelesen bey Seite, er findet seine Befriedigung nicht, und kann sie nicht finden, da der einfaltige schlichte Gang der Begebenheiten eben so einfach und schlicht dargestellt ist. Sie sind nur darauf berechnet, unschuldige, unverdorrene Menschenherzen ermunternd und warnend anzusprechen. Jenes geschieht in der ersten Erzählung: die Familie Reizenberg; dieses in der andern. Julie Schmidt. Dort werden wir zur festen Theilnahme, hier zum Mitleid aufgefordert; dort sehen wir den Lohn der Tugend, hier die Folgen menschlicher Vergehungen auf die natürlichste Weise anschaulich gemacht. Es herrscht durchweg eine rechtliche brave Denkungsart und ein unbestechlicher Sinn für das Gute und Edle. Wir wünschen dem Büchlein, daß es diesen Sinn bey Vielen erwecken und stärken möge.

XV.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Journal für die Chemie und Physik*. Herausgegeben von Gehlen. II B. 1806. 1—4 H. 740 S. 3 Kpfr. III B. 1807. 1—4 H. 734 S. 7 Kpfr. IV B. 1807. 668 S. 5 Kpfr. 8. (7 Thlr.)

Dieses vortreffliche Journal (vgl. J. A. L. Z. 1807. No. 215) führt fort ein Repertorium des Neuesten und Wichtigsten zu seyn, was in neueren Zeiten für die Chemie vorzüglich geschehen ist. Die Übersetzungen sind mit Sorgfalt gemacht, oft sind zweckmäßige Anmerkungen hinzugefügt, und was besonders nützlich ist, oft hat der Herausg. die Verhandlungen über einen Gegenstand zusammengestellt. Nur die wichtigsten Original-Abhandlungen bedürfen einer besonderen Anzeige, der übrigen wollen wir nur kurz erwähnen.

*Zweyter Band. Analyse des gelblichweissen dichten Kalksteins (Mehlbatz) vom Ettersberge bey Weimar, von C. F. Bucholz.* Es ist sehr merkwürdig, daß der Vf. in diesem Kalkstein der jüngeren Formation Talkerde und zwar 9,43 in hundert fand, auch 10,25 Kiesel-erde. Er bemerkte zugleich, daß Kalk in Verbindung mit Talkerde durch klee-saures Kali nicht ganz gefällt wird. *Untersuchung eines unter dem Namen Trippel in den Apotheken vorkommenden Fossils von demselben.* Haberle nennt ihn Trippelkalkstein. Er zeichnet sich vom Trippel sehr aus, und gehört zum Kalkstein, hält aber in hundert 13 Theile Kiesel-erde. Da selten der Kalkstein ohne alle Kiesel-erde ist, so verdient er nach Rec. Meinung nicht von dem gemeinen dichten Kalkstein getrennt zu werden. *Untersuchung des dichten Bitterkalks von demselben.* Er ist unter dem Namen: verhärtete reine Talkerde bey den Mineralienhändlern bekannt, und soll aus Mähren kommen. Er enthält außer kohlen-saurer Talkerde noch 20 Theile Talkerde in Hundert. *Analyse des Polirschiefers, von demselben.* Werner unterscheidet den Polirschiefer vom Krißschelberge bey Kutschlau in Böhmen vom Klebschiefer von Menilmontant bey Paris. In 3 Abhandlungen hat Bucholz beide Arten, so wie auch Haberle's Saugschiefer aus Böhmen untersucht. Der Polirschiefer enthält in hundert 79 Theile Kiesel-erde, 1 Kalk, 1 Thonerde, 4 Eisenoxyd und 14 Wasser; der verhärtete Saugschiefer 83,5 Kiesel-erde, 4 Thonerde, 1,5 Eisenoxyd, 0,5 Kalk und 9 Wasser; der mürbe Saugschiefer 87 Kiesel-erde, 0,5 Thonerde, 1,5 Eisenoxyd, 0,5 Kalk und 10 Wasser; der Klebschiefer 58

Kiesel-erde, 5 Thonerde, 9 Eisen und Mangan-oxyd, 1,5 Kalk, 6,5 Talkerde und 19 Wasser. Diese Analysen beweisen aber deutlich, daß man auf keine Weise den Saugschiefer von dem Polirschiefer trennen dürfe, und daß vielleicht auch der Klebschiefer damit zu vereinigen sey. Die Abweichungen im Gehalt der Bestandtheile, welche nicht über 10 in hundert betragen, verdienen überhaupt eine geringere Aufmerksamkeit, als daß man sie zur Unterscheidung der Arten gebrauchen könnte. *Analyse des Kammelfeins, von Lampadius.* Werner hat ihn zuerst als eine besondere Zirkonart aufgestellt. L. fand in hundert Theilen 42,8 Kiesel-erde, 28,8 Zirkonerde, 8,6 Thonerde, 6 Kali, 3,8 Kalk, 3 Eisenoxyd. Die Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre bestimmt ihn als eine von dem Zirkon sehr verschiedene Steinart. *Schauerer's Beobachtungen über das Keimen der Samen* aus der Inaugural-Dissertation desselben übersetzt, sind merkwürdig und beweisen, daß die oxydirte Salzsäure ohne Licht und Wärme das Keimen nicht befördere. Rec. hat nie glückliche Erfolge von dieser Säure gesehen, noch weniger hat er die in gleicher Rücksicht empfohlene Schwefelsäure nützlich gefunden. *Analyse zweyer menschlicher Blasensteine, von Wurzer.* Merkwürdig ist es, daß der eine 30 Theile phosphorsauren Kalk in 50, und nur 8 Theile Harnsäure enthielt; in dem anderen fand der Vf. 226 Theile Harnsäure und 52 Theile phosphorsauren Kalk in 300. *Flashoff* hat die Flüssigkeit untersucht, die aus einer abgesetzten Brust gesammelt worden. Er fand darin die gewöhnlichen thierischen Stoffe. Die Versuche, welche die Gegenwart des Schwefels zeigen sollen, sind nicht hinreichend. *Versuche über das quantitative Verhältniß des Sauerstoffs zum Phosphor in der Phosphorsäure, von Rose.* Es verbinden sich 100 Theile Phosphor mit 114,75 Sauerstoff dem Gewicht nach, und bilden 214,75 Phosphorsäure. Er fand dieses Resultat durch Verbrennen des Phosphors in kleinen Mengen, und Bereitung der Phosphorsäure durch Salpetersäure. *Gehlen* erinnert, daß etwas Säure sich bey der Bereitung mit Salpetersäure verflüchtigen möge. Eine Verflüchtigung bey dem Abdampfen der Säure bemerkte der Vf. selbst. Er bediente sich, um die Menge der entstandenen Säure zu erfahren, des phosphorsauren Bleyes, aber auch dieses ist Rec. wegen seiner Flüchtigkeit verdächtig. *Analyse der Erde von Mistsly, von Winterl.* Zuerst untersucht er die Erde auf die gewöhnliche Weise und scheidet daraus Alaunerde, Talkerde, Eisen und Kiesel-erde. Nun sucht er manche andere Bestimmun-

T t t

gen seiner Theorie gemäß. Es würde zu weitläufig seyn, diese ganz zu prüfen; Rec. will nur eine Bemerkung machen. Wie gewöhnlich behandelte er die Erde, welche Salzsäure nicht aufgelöst hatte, mit Pottaschenlauge, übersättigte die Auflösung mit Salzsäure, und schlug sie durch Ammonium nieder. Diese Erde, welche er für Alaunerde hält, suchte er nun durch eine Ursache, welche eine saure Begeisterung darbieten und das Eisen entziehen soll, in Kieseleder zu verwandeln. Vitriolgeist that dieses und verwandelte die Erde in Quarz. Aber es ist eine bekannte Thatsache, daß die aus Alkalien frisch gefällte Kieseleder sich in Säuren auflösen und durch Ammonium niederschlagen läßt. Man würde hier viel einfacher vermuthet haben, die Kieseleder sey nur in der Salzsäure aufgelöst und niedergeschlagen worden. Ähnliche Bemerkungen ließen sich mehr machen. *Chemische Untersuchung des Anthophyllits*, von D. John. Er enthält in hundert 62,66 Theile Kieseleder, 13,33 Alaunerde, 12 Eisenoxyd, 4 Talkerde, 3,33 Kalk, 3,25 Manganesoxyd. *Über das empfindlichste Reagens für Salzsäure und Kohlensäure*, von Pfaff. Salzsäure wird in den kleinsten Mengen durch mildes salpetersaures Quecksilber angezeigt, Kohlensäure durch essigsaures Bley. *Die Reihe der Säuren und Basen, von Oersted*. Enthält manche gute Bemerkungen, die keinen Auszug erlauben. *Über das zweckmäßigste Verfahren, um bey Vergiftungen mit Arsenik letzteren aufzufinden*, von Rose. Er rath den Magen mit allem, was er enthält, zu zerschneiden, und mit Zusatz von 2—4 Drachmen kauftischem Kali gehörig auszukochen. Zu dem Absud gießt man, nachdem man ihn bis zum Kochen erhitzt hat, nach und nach Salpetersäure, um alles Fett zu scheiden, filtrirt ihn dann, sättigt ihn mit kohlensaurem Kali, und kocht ihn einige Minuten, um alle Kohlensäure zu entfernen. Zu der klaren Flüssigkeit setzt man so lange kochendes Kalkwasser, als ein Niederschlag entsteht, sammelt diesen, süßt ihn aus, trocknet ihn, und sublimirt ihn in einer kleinen Retorte. Der Arsenik zeigt sich als ein grauer Anflug, welcher glänzt, oder wenigstens mit Papier abgewischt und mit einem glatten, harten Körper gerieben, glänzend wird, auch verbrannt den Arsenikgeruch zeigt. Noch besser ist es, den Niederschlag mit Boraxsäure zusammen zu reiben und dann zu sublimiren. Unstreitig unter den bekannten Verfahrensarten die beste. Außer den chemischen Analysen von Mineralien, hat der Herausg. noch zusammengestellt die Verhandlungen über die Erzeugung von Natron und Salzsäure durch Galvanismus im Wasser, über die Flußsäure in fossilen und frischen Knochen, über das Keimen und die Gährung, auch hat er die neueren Beyträge zur Geschichte der Meteoriten geliefert. Unter den Abhandlungen der Ausländer zeichnet Rec. noch aus: *Proust* über den Zucker, *Fourcroy* und *Fauquelin* über eine detonirende Substanz aus Indig, *Berzelius* über die Fettsäure (welche zur Benzoesäure gebracht wird), *Biot* und *Arriaga* über die Affinität der Körper gegen das Licht sehr

gut bearbeitet von *Mollweide*, und *Thenard* über die Säure in Schwefels, Harn und Milch.

*Dritter Band. Über die KrySTALLISATION des Arsenikkieses* von *Bernhardi*. Enthält die Berichtigung eines Irrthums, worein *Hauy* bey der Bestimmung der KrySTALLISATION dieses Körpers verfiel. Es ist erfreulich, daß verschiedene Mineralogen in Deutschland anfangen, sich mit diesen Untersuchungen zu beschäftigen. *Nachricht über ein neues Mineral, Jenit genannt*, aus einem Schreiben von *Daubuisson* an den Herausgeber. Der Jenit ist schwarz, derb und dann strahlig oder krySTALLISIRT in rechtwinklichten oder schiefwinklichten vierseitigen Prismen, blättrig von dreysachem Durchgange, undurchsichtig, halbhart, schmilzt vor dem Löthrohre leicht zu einer schwarzen Schlacke, welche der Magnet anzieht. Sp. Gew. = 3,82 — 4,06. Er enthält in Hundert 28 Kieseleder, 0,6 Alaunerde, 12 Kalk, 55 Eisenoxyd, 3 Manganesoxyd. Hieraus erhellet offenbar, daß dieses Mineral keine Abänderung des Strahlsteins oder der Hornblende sey, wie hier gemeint wird; Bestandtheile, sp. Gewicht, Verhalten vor dem Löthrohre, widersprechen diesem. Er heißt Jenit, der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Andenken, nicht aus politischer Rücksicht, wie einige Blätter sagten. *Über den Siderit und Lazulit* von *Leonhard*. Beide sind verschieden; *Trommsdorff* hat nicht den Siderit, sondern den Lazulit zerlegt, und *Bernhardi's* Beschreibung paßt nicht auf ersteres, sondern auf letzteres Mineral. Der Siderit ist muschlig im Bruch, der Lazulit körnig, jener hart, dieser halbhart in geringem Grade. *Analyse des Eisenglimmers, des rothen Eisenrahms und des Magneteisensteins* von *C. Fr. Bucholz*. Alle drey Mineralien waren von *Suhl*: die beiden ersten unterscheiden sich nicht in der chemischen Analyse, das letzte scheint ein Gemenge von Oxyd und Oxydul mit Quarzkörnern zu seyn. *Analyse zweyer Spatheisensteine* von *Klaproth*. Diese Abhandlung ist bereits im 4ten Theile der Beyträge des Vfs. erschienen. *Analyse zweyer Spatheisensteine* von *C. F. Bucholz*. In dem Spatheisensteine von *Neuendorf* bey *Harzgerode* fand er in Hundert 55 Eisenoxydul, 10 Manganesoxydul, 35 Kohlensäure; in dem Spatheisensteine von *Schmalkalden* 73,75 Eisenoxyd, 10,50 Manganesoxyd, 2,75 kohlenfauren Kalk, 13 Wasser. Diese Analysen kommen mit *Klaproth's* Untersuchungen sehr überein, welcher nur wenig Kalk und Talkerde darin fand. *Über die Mineralien, welche eine Verbindung der Flußspathsäure mit Kieseleder und Thonerde darstellen*, von *Bernhardi*. Man hat in vier hieher gehörigen Arten die Flußspathsäure gefunden, im *Topas*, im *Pycnite* (Stangenstein) im *Pyrophyllit* und *Wavellit*. Der Vf. zeigt aus der KrySTALLBILDUNG, daß der *Pycnit* zum *Topas* gehöre, auch dasjenige Mineral, was er unter dem Namen *Wavellit* besaß; vom *Pyrophyllit* hat es *Hauy* gezeigt. Er hält daher alle vier Mineralien für Arten der *Topasgattung*. *Neuere Versuche, Anomalie darzustellen*, von *F. J. Winterh.* Ohne die Versuche zu wiederholen läßt sich nicht davon ar-

theilen. Der Vf. sagt nur, daß er Andronie auf diesem oder jenem Wege erhalten habe, aber eine Verbindung der Andronie mit den verschiedenen Körpern und eine Darstellung der Stoffe, welche daraus bestehen sollen, ist noch nirgends geleistet. *Einige Bemerkungen über den Mineralkerns und den Spießglanzschwefel*, von J. C. Schrader. Noch immer bleibt die genauere Kenntniß dieser Stoffe ungewiß. *Theorie der elektrischen Säule*, von Berzelius. Sehr sinnreich führt der Vf. die Meinung aus, welche schon mehrere äußerten, daß die Elektricität in der minderen Flüssigkeit durch die Oxydation erregt werde, daß eine solche Flüssigkeit zwischen zwey Metallplatten wie der Harzkuchen im Elektrophor zwischen Form und Deckel anzusehen sey. Durch die Oxydation wird — E entwickelt, in der anliegenden Platte tritt also + E hervor; auf der gegenüberstehenden Seite entwickelt sich + E, und folglich in der anliegenden Seite des weniger oxydirbaren Metalles — E. Die Verbindung mehrerer Paare vermehrt durch die Vertheilung in den zusammenliegenden Metallplatten dieses Hervortretens der Elektricitäten, und die Stärke derselben nimmt also mit der Menge der Paare zu. *Beobachtungen über die Geschichte der Chemie*, von Oersted. Sehr richtig sagt der Vf., daß wir in der Geschichte der Wissenschaften da Ruhe finden, wo wir vorher Zweifel und Unruhe fanden. Er sollte aber daraus gelernt haben, daß es nicht darauf ankomme, die Systeme wie Kleider zu ändern, daß es nicht darauf ankomme, ob man bloß erklären könne, denn das atomistische System erklärt alles sehr gut, und daß man nicht, wie er, aus zwey Grundkräften, so pedantisch als möglich, alles ableiten müsse. Alle Systeme der Art bedeckt eine Nacht. Vortrefflich wendet man die Theorie der Elektricität jetzt auf die Chemie an. Aber mit einer ächt gelehrten Einförmigkeit will man nun alles daraus ableiten. *Über Berthollets Theorie der chemischen Verwandtschaft*, von Link. Ganz gegen B's. Theorie gerichtet. Unter verschiedenen Gründen dagegen, deren Beurtheilung wir anderen überlassen, scheint uns folgender entscheidend. Es geschehen viele Zersetzungen durch das Zusammenreiben ganz trockner Stoffe, welche nach Berthollet bloß durch die Wirkung des Auflösungsmittels geschehen könnten. Das ganze, genau genommen, nicht erklärende System von Berthollet möchte wohl wiederum bald in Nichts zurück fallen. *Über Winter's neueste Versuche, Andronie darzustellen*, von G. F. Bucholz. Andronie fand B. nicht, wohl aber Kalk in einem Zustande, worin er sonst nicht vermuthet wurde, aufgelöst in Berührung mit kohlensaurem Kali ohne Überschuß von Kohlensäure. Man wird bey den Versuchen zur Prüfung des Winter'schen Systems gewiß nicht das finden, was man sucht, wohl aber andere merkwürdige Gegenstände. *Beiträge zur chemischen Kenntniß des Mangans (Manganum)*, von John. Enthält sehr schätzbare Bemerkungen über die chemischen Eigenschaften dieses Metalls, besonders über die

Reduction desselben und die Reinigung des Oxydes von beygemischten Stoffen. *Chemische Untersuchung des Andreasberger Pharmakoliths*, von Dr. John. Es war unter dem Namen Arsenikblüthen von Andreasberg bekannt. Die Analyse zeigt, daß hundert Theile enthalten 45,68 Arseniksäure, 27,28 Kalkerde, 23,86 Wasser. *Über die Krystallisation des kohlensauren Natrums*, von Bernhardt. Nach den Beobachtungen des Vfs. ist die primitive Form ein Octaeder, dessen Pyramiden auf einem Rhomboid ruhen. *Über die brenzliche Weinsäure*, von Rose. Es krystallisirt sich aus der übergegangenen Flüssigkeit eine besondere Säure, welche nicht Essigsäure ist. — *Fourcroy und Vauquelin* haben in einer neuen Abhandlung in den *Annales d. Museum* bereits angefangen zu erkennen, daß sie diese brenzlichen Säuren zu rasch reducirt haben. *ihren*  
*Vor*  
*treff*  
*lich*  
*de*  
*me*  
*geg*  
de, oder Verbindungen mit Säuren sind. Zusammen gestellt hat der Herausgeber: Analysen der Mineralkörper, Beyträge zur Geschichte des Eisens und seiner Erze, Beyträge zur Geschichte der Säuren und zur Kenntniß der Oxydationszustände des Eisens. Zu den vorzüglichsten Abhandlungen der Ausländer gehören: Analyse der Knochen, von Berzelius, Untersuchungen über die Gesetze der Verwandtschaft, von Berthollet, Thatfachen zur Geschichte der Steinkohlen, des Kobalts, des Nickels und der blausauren Verbindungen, von Proust.

*Vierter Band. Nachrichten von den neuen durch Fr. Campetti wieder regs gewordenen Versuchen über Pendel, Baguette etc.* Es wird den Lesern dieses Journals sehr angenehm seyn, hier Nachrichten von Ritters Versuchen mit Campetti, der Wünschelruthen, dem Balancier u. s. w. zu finden. Die Sache verdient unstreitig Aufmerksamkeit, und Rec. findet es noch zu früh, ehe mehr Versuche von unbefangenen Forschern angestellt sind, darüber zu urtheilen. Gewiß werden die Männer, welche jene Versuche machten, nicht wollen, daß man ihnen in alten Stücken glauben soll. Was entdeckte der enthuhiastische Winkel nicht einst über die Elektricität! In der literarischen Republik ist die Opposition nöthig und nützlich. Einige Versuche, welche Rec. anstellte, haben durchaus keine bestimmten Resultate geliefert. *Chemische Untersuchung des Bronzits*, von Klaproth. Er kommt derbin Serpentin zu Kraubach in Obersteiermark vor, auch in anderen Gegenden in Serpentine eingestreut. Er hält in Hundert 60 Theile Kieselersde, 27,50 Talkerde, 10,50 Eisenoxyd, 0,50 Wasser. Dem Schillersteins kommt er sehr nahe, und Rec. hält ihn davon nicht verschieden, denn auf die bisherigen Analysen des Schillersteins kann man sich gar nicht verlassen. *Analyse der seltenen, wirklich krystallisirten, dichten Rotheisensteins*, von Tschernitz im Thüringerwalde; von G. F. Bucholz. Er stellt ein reines, in regelmäßigen Wäg-

fein kryallifirtes, vollkommenes Eisenoxyd dar, hält also 29,5 Sauerstoff in Hundert. *Untersuchung des Wernerits v. Karsten u. John.* Der weisse, kryallifirte enthielt in Hundert 51,50 Kieselersde, 33 Thonerde, 10,45 Kalkerde, 3,50 Eisenoxyd; der grünliche kryallifirte hält 40 Kieselersde, 34 Alaunerde, 16,5 Kalkerde, 8 Eisenoxyd, 1,5 Manganoxyd. Unter dem Namen Wernerit kommen verschiedene Steinarten vor. Die hier beschriebenen scheinen von Schumachers Wernerit verschieden, und mehr zu dessen Skapolit zu gehören, besonders der weisse kryallifirte. *Betrachtungen über die doppelte Strahlenbrechung einiger Körper, von Bernhardt.* Enthält sehr interessante Beobachtungen. Die doppelte Strahlenbrechung zeigt sich nur bey den unregelmässig kryallifirten Körpern, und richtet sich bey allen, nach demselben Gesetze. In jedem Körper, der die Strahlen doppelt bricht, sind zwey Punkte vorhanden, die in ihren mathematischen Verhältnissen einander vollkommen gleich und einzig in ihrer Art sind, und diese Punkte verursachen wahrscheinlich, daß das Licht in zwey Bestandtheile, die man mit  $+L$  und  $-L$  bezeichnen kann, zerlegt wird, wovon der eine den gewöhnlichen Gesetzen der Brechung folgt; der andere näher von diesen Punkten angezogen wird. In allen dergleichen Körpern bemerkt man die Verdoppelung der Bilder sowohl, wenn man durch zwey parallelaufende, als wenn man durch zwey geneigte Flächen sieht. Nur dann ist das Bild einfach, wenn die beiden parallelen Flächen mit der Lichtaxe parallel, oder auf sie senkrecht sind. *Über die Schmelzbarkeit des ätzenden Baryts, von Bucholz und Gehlen.* Sie bemerkten, daß der ätzende, kryallifirte Baryt zuerst in seinem Kryallisationswasser zerfließt, dann erstarrt, und endlich schmilzt, hingegen der ätzende Baryt, welcher von der Zersetzung des salpetersauren Baryt zurückbleibt, schmilzt nicht. *Beantwortung von Bucholz's Prüfung seines Systems von Winterl.* Gegen die oben erwähnte Abhandlung gerichtet. Daß Winterl auch andere Chemiker zur Prüfung auffodert, ist recht, und wir müssen erwarten, ob diese, wie Bucholz, vergeblich arbeiten werden. Aber wenn diese auch etwas Neues finden: so sind damit noch nicht alle Behauptungen Winterl's gefunden, und das neu zu findende Band mit der formlosen Materie in W's. System ist und bleibt ein phantastisches Wesen. *Beiträge zur Kenntniß der Schwefelmetalle, von Bucholz und Gehlen.* Im Ganzen eine Bestätigung von Proust's Versuchen, zugleich aber manche wichtige Nebenbemerkungen. *Chemische Untersuchung der Metallmasse antiker egyptischer Waffen und Geräthe, von Klaproth.* In allen fand er Zinn und Kupfer in verschiedenen Verhältnissen

gemischt. *Unverbreitliche-Luftbälle, zur Erinnerung an die Asbest-Leinwand der Alten, von Pr. Schweigger.* Allerley Vorschläge. Man solle die Luftbälle aus Asbest-Leinwand machen, damit man das Gas durch Wärme ausdehnen könne. Aber diese Leinwand ist äußerst locker, und bedürfte eines Firnisses, um Gas zu halten. Wie wäre dann Erwärmung möglich? *Chemische Untersuchung des Kieselsteins, von Klaproth.* Diese Untersuchung weicht außerordentlich von der oben aus dem zweyten Bande dieses Journals angeführten Analyse von Hn. Lampsins ab. Kl. fand in Hundert 38,8 Kieselersde, 31,25 Kalkerde, 21,2 Alaunerde, 6,5 Eisenoxyd. Sehr richtig wird erinnert, daß er dem Vesuvian nahe komme, und Rec. hält ihn für eine bloße Art desselben. *Chemische Untersuch. des Zirkons aus dem nördlichen Circars, von Klaproth.* Die Analyse hat ihn als Zirkon bestätigt, doch nähert er sich mehr dem nordischen als dem zeylanischen. *Chemische Untersuchung des rothen Granats aus Grönland, von Denselben.* Er fand in Hundert 43 Kieselersde, 15,5 Alaunerde, 8,5 Kalkerde, 1,75 Kalkerde, 29,5 Eisenoxyd, 0,5 Manganoxyd. *Traubenerz, eine eigenthümliche Gattung von Bleyerz, von Karsten und Klaproth.* Es bricht zu Rosiers in Auvergne, in eisen-schüßigem Quarz, ist pistaciengrün, traubig, strahlig, undurchsichtig und weich, und hält in Hundert 76 Bleyoxyd, 13 Phosphorsäure, 7 Arseniksäure, Wasser 0,5. Sollte nicht jedes Grünbleyerz ähnliche Bestandtheile haben? *Über die Breccia verde d'Egitto, von Karsten.* Es werden die verschiedenen Mineralien angegeben, welche in dieser Breccia vorkommen. *Beschreibung einiger analytischen Arbeiten mit nordischen Fossilien, von Simon.* Diese Fossilien sind Colophonit, Augit und Scapolit. Es erhellet aus dieser Analyse, daß der Colophonit nur als eine Art des Coccolits kann angesehen werden. Was der Vf. unter Scapolit beschreibt, scheint wiederum von dem Scapolit der anderen Schriftsteller abzuweichen. *Bemerkungen bey Versuchen über den Schwefelalkohol, von Tourta.* Destillation des Schwefels mit sichtenen Sägespänen und Gewinnung eines besondern Schwefelwasserstoffgases. Wirkung des Kohlenwasserstoffgases auf den Schwefel. Dr. John setzt seine Versuche über das Mangan (Manganes) fort. Zusammenge stellt sind die Beyträge zur Geschichte der Mineralkörper, zur Kenntniß der Schwefelmetalle, die Verhandlungen über die Schwefelsäure und ihre Verbindung mit Basen und die Abhandlungen über Gegenstände der theoretischen Chemie, worunter sich Thomard's Abhandlungen über die Galle, und Biots Untersuchungen über die Luft in den Schwimmblasen der Fische besonders auszeichnen. L. R.

## NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleischer: *Wie kann man das vorläufige oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten und stärken?* Ein Noth- und Miltsbuch für Alle, welche in der Liebe oder durch Selbstbefriedigung ausgeschweifet haben. 3 Th. welcher die

Regeln zur Mückkur enthält, um die Milch als Restaurationsmittel zu gebrauchen, nebst einer kurzen Anleitung, wie Frauenzimmer, die von dieser Art Liebeskrankheiten befallen sind, dieses Buchlein gebrauchen werden. Leipzig, bey C. A. Schwabe, 1808. 8. (16 gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER, 1808.

## NATURGESCHICHTE.

GENUA, b. Gravier, auf Kosten des Vfs.: *Insectorum Liguria species novae aut rariores*, quas in agro Ligustico nuper detexit, descripsit et iconibus illustravit Maximilianus Spinola, adjecto catalogo specierum auctoribus jam enumeratarum, quae in eadem regione passim occurrunt. Tom. II. Fascic. 2, 3 et 4 sistit. 1808. 262 S. kl. Fol. mit 5 Kupfertaf. (Beide Theile zusamm. 18 Franken).

Alle guten Erwartungen, wozu wir uns durch den ersten Theil [J. J. A. L. Z. 1808. No. 19] berechtigt glaubten, sind in diesem zweyten ihrer Erfüllung näher gebracht, und der sorgsam auf Wahrheit der Beobachtung und Anschauung gerichtete Blick des Vfs. wird allenthalben in Ergänzung und Berichtigung des früher Vorgetragenen, so wie in größerer Klarheit und Bestimmtheit des Neuen, das uns hier aus einem reichen Vorrathe zufließt, offenbar. Wir wünschen diesem Werk auch in unserem Vaterlande viele Leser, und sind gewiss, daß, wenn irgend ein deutscher Buchhändler sich das Verdienst zu erwerben trachten sollte, dasselbe unter seinen Landeuten zu verbreiten, die Uneigennützigkeit des Vfs., der, als Selbstverleger, mehr das Interesse der entomologischen Wissenschaft, als sein eigenes, vor Augen hat, ihm durch sehr billige Bedingungen zu einer vortheilhaften Erreichung seines guten Zwecks den Weg bahnen werde.

Von den in diesem 2ten Theile begriffenen 3 Fascikeln enthält der Erste (Fasc. II) in 3 Abschnitten: a) weitere Begründungen und vergleichende Auseinandersetzungen der in dem 1ten Theile aufgeführten Gattungen *Rynchium*, *Polochrum* und *Stilbum* — dann zwey neue Gattungen: *Aporus*, an die Gattung *Pompilus* im Habitus gränzend, aber durch dreyzählige Mandibeln, mit ungleich starken Zähnen, — fast zweyspaltige, hornartige, auf ihrer oberen Fläche mit einer Quersfurche versehene Maxillen, 4 Binnenfeldchen, und endlich auch dadurch verschieden, daß das dritte Antennenglied das vorhergehende an Länge viermal übertrifft. Die hieher gehörigen Arten sind beide von dem Vf. neu entdeckt, und in der zweyten Abtheilung dieses Fascikels ausführlicher beschrieben. Wir setzen die Diagnosen hieher: *Aporus unicolor*: ater, alis obscuris. Nur das eine Geschlecht (das männliche) ist bis jetzt entdeckt. Die Länge beträgt 3 Linien, die Breite 1 Linie. — *Aporus bicolor*: ater, abdominis segmen-

tis anterioribus saturate rubris. Der Vf. kennt nur Weibchen, und vermuthet daher mit gutem Grunde, daß vielleicht beide, als Arten beschriebene Formen die Geschlechtsverschiedenheiten einer Art bezeichnen dürften. Die zweyte, hier neu aufgestellte Gattung begreift, unter dem Namen *Heriades*, die wäzenförmigen Kunstbienen (vgl. Ill. Mag. 5 Band\*\* c. 2. γ.), die der Vf. wegen ihrer 2-gliedrigen Maxillarpalpen von den übrigen Latreille'schen Megachilen trennt, zugleich aber auch, wiewohl nur fragweise, die Panzer'sche Gattung *Stelis* damit in Verbindung bringen zu können glaubt, worin ihm genaue Beobachter wohl nicht ganz beypflichten werden. — Die bey dieser Veranlassung gegebene Eintheilung der ganzen Familie der Kunstbienen stimmt nahe mit der Illiger'schen überein, obgleich der Vf. weder Kyrbis Werk, noch Illiger's schätzbaren Auszug desselben, bey seiner Arbeit benutzen konnte. — b) Als neue Arten werden hierauf, im zweyten Abschnitte, beschrieben, *Hylotomathoracica*; *Teuthredo erythrogona*, similis, (vielleicht nur Spielart der *T. blanda* F.) *dorsalis*, (auch in Deutschland einheimisch,) *pallipes*; *Nematus haemorrhoidalis*; *Figites ruficollis*; (bey dieser Gelegenheit interessante Beobachtungen über das Zusammenleben mancher Insecten auf dem gemeinschaftlichen Boden der *Galla tinctoria*. *Anthribus scabrosus*. Curculionen verschiedener Art, *Formica barbara*, *Figites abbreviator* und dieser *ruficornis*, bevölkern von Aufsen, im wechselseitigen Zwiste einander verdrängend, die Wohnstätte des Gallinfects und ersticken dieses oft unter fremdartigen Ansätzen;.) *Chrysis analis*, (ebenfalls in des Rec. Gegend einheimisch, und sehr nahe mit *Chryf. ignita* verwandt,) *pulchella*, *coronata*; *Tachus dimidiatus*; die beiden *Apori*; *Pompilus tripunctatus*, *fasciatellus*, (vielleicht eine Spielart des Weibchens des *exaltati*, die sich auch in Deutschland findet,) *cinctellus*, *gutta*; *Nysson 10-maculatus*, 4-guttatus, *nigripes*; *Aulacus compressus*; *Cerceris major*: (nigra, abdominis segmentis flavo fasciatis, alis flavis apice fuscis. 14 Linien lang. Das Weibchen des *Crabro vespoides* Rossi.) *Pompilus corniculus*; *Panurgus unicolor*; *Anthophora laevigata*; *Heriades pusilla*, (die *Megachile punctatissima* Ins. lig. 1, pag. 133, hier, als neu, nochmals ausführlicher beschrieben.) *sinuata*; *Osmia andrenoides*, *melanogaster*, (*Megachile notata* Ins. lig. 1, 146. 14.) *melanippa* (notata Fabr.?) *Galarum*; (das Männchen wurde im ersten Theile mit dem Männchen der *Megach. caerulea* Sp., wahrscheinlich *Apis leucana* Kirby, verwechselt. Jetzt

Uuu



sind dem Vf. beide Geschlechter bekannt, und hinlänglich von ihm charakterisirt.) *Rophites spinosa*. Der Anhang enthält Berichtigungen und Zusätze zu dem ersten Theil, von denen wir mehrere schon in unserer früheren Recension, aus handschriftlichen Mittheilungen, aufgenommen hatten. Wir bemerken daher nur, daß die hier S. 79 beschriebene *Megachile caerulea* fem. wegen der hochrothen Wölle des Unterleibs von der Kirby'schen, wahrscheinlich auch Fabricius'schen, verschieden, und vermuthlich als

in sey. — Fasc. III. *iguriae Monographia*.

Vf. beginnt hier den Theil der Piezaten zu bearbeiten, und dem Leichterem an derjenigen Arten, die *Ichneumon*, *Cryptus*, *Aspilota* ausgefaßt hat, die Bearbeitung vorbehält; seine Probe, durch Völlständigkeit der

Arten, und durch Zeichnungen, die schön ist aber, daß nicht Eingänge ausführlich und hinlänglich genau habituell sich annähernd worden sind, die ein hätten abgefondert. *Bracon deflagrator* Sp. von dem Fabricius; Recht verschieden rechten Mundtheile, v. zur Gattung *Agathis* g: *Bracones abdominis majoribus*, *Bassi* enthalten seyn. *s abdominis petiolata*, ihren Habitus zu sehr ut noch eine nähere dienen sollten. Von einheimischen Arten: *B. desertor*, *B. nigrator*, *B. flavator*,

(*denigrator* Lin.) *B. minutator* (und *guttator* Panz.); ferner bringt er, als von anderen bereits beschriebene, hieher den *Ichneumon rufidus* Rossi, den *Bracon gasterator* Jur. und den obengenannten *B. deflagrator*, als *Ichn. desertor* Lin. und Rossi. Die größere Zahl der übrigen (der Vf. beschreibt im Ganzen 26 Arten) ist neu, und wenigen dürften die Rechte der Art, wenn gleich mancher Art die der Gattung, streitig gemacht werden können. Als solche, die wir darunter für deutsche Bürger erkannt haben, zeichnen wir aus *Bracon rubricator*: *luteus*, *alis fuscis*, *stigmata flavo*; — *B. delusor*: *niger*, *mandibulis*, *abdomine pedibusque flavis*, *alis nigris*, *lineola transversa hyalina* — (vielleicht doch nur Spielart des *B. flavator*, obgleich die viel kürzere Längsfalte

für die Rechte eigener Art zu sprechen scheint, 2 Lin. lang); *B. variegator*: *nigro flavoque variis*, *alis basifuscis*, *apice hyalinis*; etwas kleiner als *minutator*; — *B. testaceus*: *testaceus*, *lobo scutellari nigro* (1½ Lin. lang, aus der 2 Abtheilung) — *B. chlorophthalmus*: *testaceus*, *oculis viridibus*, *abdomine petiolato*, *alis hyalinis*; 3½ Lin. lang. — Die Gattung *Microgaster* begreift die Fabricius'schen Arten: *Ichneumon auriculatus*, *deprimator*, *Cryptus*, *globatus*, *glomeratus*, *alvearius*, *aphidum*, *Ceropales sessilis*, und eine neue Art, vielleicht nur Spielart, des *Microgaster glomeratus*, die der Vf. *dorsalis* nennt, und durch den rothen Bauch von *glomeratus* unterscheidet. — 2 Abtheilung. Ein reicher Nachtrag zu dem im ersten Theile enthaltenen Verzeichnisse der ligurischen Piezaten, der des Vfs. Aufmerksamkeit und seinen anermüdeten Fleiß in der Bearbeitung dieses Zweigs der vaterländischen Naturgeschichte, trefflich beurkundet. Die Zahl der im 1 Theile aufgeführten Arten wird hier mit hundert neu hinzugefundenen vermehrt, unter welchen nur wenige der bisher als neu von dem Vf. beschriebenen mit begriffen sind. Einen besonderen Fleiß hat Hr. Sp. in diesem Abschnitte auf die Auseinandersetzung mehrerer verwickelter Arten aus der Gattung *Odynerus* Latr. z. B. *perietum* Latr. (*Vespa parietum* Lin.), und *Geoffroyanus* (*perietum* Fabr.), ferner 3 — *fasciatus*, *bifasciatus*, *Dantici* Rossi, *auctus*, *biglumis* etc. verwandt, wofür er, wenn er auch hin und wieder in seinen Citaten irren sollte, wahren Dank verdient.

Der vierte Fascikel ist der Bearbeitung der Gattung *Diplolepis* gewidmet, die der Vf. nach Jurin'schen Principien aufstellt, und die habituellen Verschiedenheiten, die sich innerhalb dieser Sphäre ergeben, durch Unterabtheilungen zu sondern und zu gruppieren bemüht war. Eine beygefügte Tabelle giebt eine genügende Übersicht der von dem Vf. zu diesem Ende gemachten Unterabtheilungen, welche größtentheils in der Natur selbst begründet und gewissermaßen als eben so viele, oder doch fast eben so viele, habituelle Gattungen zu betrachten sind, welche von einer künftigen sorgfameren Erforschung dieser formenreichen, mikroskopischen Glanzwelt ihre schärfere Begränzung und tiefere Begründung erwarten dürfen. Rec. hofft in der Folge hiezu das Seine beytragen zu können, und erkennt inzwischen mit um so lebhafterer Dankbarkeit des Vfs. fleißige Vorarbeit. In der Abhandlung dieser Gattung führt Hr. Sp. die von anderen schon beschriebenen Arten unter ihren Familien nur Beyspielsweise nach ihren Namen an, diejenigen Arten aber, die er selbst entdeckt und neu in das Verzeichniß eingetragen hat, werden ausführlich beschrieben. Ihre Zahl beläuft sich auf 13, von denen mehrere dem Rec., unter vielleicht doppelt so vielen anderen, die dem Vf. unbekannt geblieben sind, auch in Deutschland vorkommen. Wie mag diese Familie erst dann anwachsen, wenn einmal mehrere Augen, als bisher, auf sie gerichtet seyn werden! — Auf eine weitere Beurtheilung dieser Monographie dürfen wir uns hier

nicht einlassen, und eben so wenig können wir die neu beschriebenen Arten näher charakterisiren. Dieser Fascikel verdient von deutschen Entomologen in seinem ganzen Umfange berücksichtigt und benutzt zu werden. — Als Zugabe zu der Monographie der *Diptolepiden* enthält er noch die vollständige Beschreibung von 14 neuen *Piezatan*-Arten, mit welchen die Zahl der von dem VL in beiden Theilen bekannt gemachten Entdeckungen auf 96 Arten anwächst, eine Zahl, die, wenn auch die Kritik sie noch hier und da schmälern sollte, immer beträchtlich genug bleibt, um Hn. Sp. den Namen eines scharfschauenden Entdeckers und fleissigen Beobachters für immer zu sichern. Unter den in diesem 4. Fascikel beschriebenen neuen Arten treffen wir besonders auf nachstehende aufmerksam machen: *Philus sericeicornis*, *tatus niger*, *antennis concoloribus*, *sericus pilosus*. Ein schöner Zuwachs dieser Gattung; zu *Diparis Latr.* gehörig. Die 4 aus Hn. Jutines Sammlung, bey dieser Gelegenheit, unter *Philus* beschriebenen kleinen Insecten, gehören zur Gattung *Spalangia Latr.* — *Leucopsis intermedia*, *maculis duabus*, *flavis humeralibus*, *coxis posticis flavo-latis fasciatis*; — *Alyson nitor totus niger*, *alis hyalinis*. — (Bildet nach *Latreille* und *Sturms* nun eine neue Gattung, *Pison* des letzteren, und der VL ändert am Schlusse dieses 4. Fascikels den Artnamen in *Pison Sturmi* ab. Die Charaktere der neuen Gattung sind hier sehr ausführlich, mit *Sturms* eigenen Worten, auseinander gesetzt).

Von den 5 diesem Theile beygegebenen Kupfertafeln sind die 3 letzten mit Farben abgedruckt, und stehen auch in Hinsicht der Treue der darauf vorgestellten Gegenstände, besonders was den Verlauf der Flügelrippen und die Bildung der Extremitäten anlangt, den übrigen Kupfertafeln dieses Werkes voran; doch lassen sie noch manches zu wünschen übrig. Taf. 1 dieses Theils aber ist ganz verunglückt. In dem Namenverzeichnisse der auf den Tafeln vorgestellten Insecten sind von Fig. 14 an die Zahlen unrichtig. Uebrigens ist Druck und Papier dieses Theils eben so schön, als bey dem ersten, und man bemerkt zugleich mit Vergnügen die grössere Sorgfalt, mit welcher dieses mal die Correctur betrieben worden ist.

GLOGAU, in der Günterschen Buchhandlung: Die *Gartenfreundin*, ein Handbuch der Blumengärtnerey, von *Amalie* \*\*\*, Verfasserin (?) des Küchen-Almanachs, 1807. X u. 300 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese Schrift ist zunächst für diejenigen Damen bestimmt, welche Geschmack an dem Gartenbaue finden und an Florens lieblichen Kindern sich ergötzen. Die meisten Abhandlungen verbreiten sich sehr weitläufig über den Gartenbau im Allgemeinen: über Anlagen der Lustgärten, der Wintergärten, der hängenden und schwimmenden Gärten, und über die Cultur der gewöhnlichen Zierblumen. Sodann erhalten die Gartenfreundinnen eine Menge

Recepte, die schädlichen Thiere und Insecten aus ihren Gärten zu vertreiben; Rosen und andere Zierblumen im Sande zu trocknen oder in verschlossenen Gefässen bis im Winter aufzuheben. Aus der Anordnung der abgehandelten Gegenstände, aus der Schreibart, und endlich aus der Menge vorgeschlagener, mehr oder weniger anwendbarer Mittel, die Pflanzen vor schädlichen Insecten zu bewahren, geht sichtbar hervor, daß dieses Buch von keiner gebildeten Dame abgefaßt ist, sondern höchst wahrscheinlich von *Dichaini* oder Consorten gefertigt wurde, und daß der Name *Amalie* nur zur Empfehlung desselben dienen soll. — Die Methode, Aurikeln aufzutrocknen, ist aus *Lüders* Schriften, und das Mittel, die sogenannten Erdföhe oder Gartenhüpfer (*Chrysomela olivacea* Linn.) an Bretern und Stäben zu fangen, aus dem allg. Anzeiger der Deutschen und anderen Gartenbüchern entlehnt. S. 225 werden noch mehrere Mittel zur Vertreibung der Erdföhe angeführt: man soll nämlich Hühnerkoth, Häringslacke, faules Eingeweide von Fischen u. s. w. in Wasser einweichen und die Pflanzen damit begiessen. Schwerlich wird eine Dame von dergleichen übelriechenden Sachen Gebrauch machen; sie wird lieber ihre zarten Pflänzchen so lange beschatten, bis dieselben zu der Grösse und Stärke herangewachsen sind, wo ihnen diese Insecten nicht mehr schaden können. Sehr auffallend ist es, wenn in einem Gartenbuche, das allein den Damen gewidmet ist, heftigwirkende Gifte angezeigt, und zur Vertreibung der Insecten empfohlen werden. So heisst es S. 271, wo von dem Aufklebern der Pflanzen die Rede ist: „Um die Insecten, welche einer solchen Pflanzensammlung nachstellen“, abzuhalten, nimmt man 1 Skrupel *Mercurius corrosivus albus* unter den Kleister“ (!) Ein Decokt von *Quassia amara* Linn., oder von der Coloquintenfrucht (*Eremosis colocynthis* Linn.) thut dieselben Dienste, und ist den Personen, welche den Kleister bereiten, und die Pflanzentheile aufkleben, nicht nachtheilig. Inzwischen ist es keinesweges unsere Absicht, durch diese Bemerkungen den Werth des Buches herabzusetzen, oder den Plan und die Ausarbeitung desselben zu tadeln, sondern wir empfehlen es den angehenden Gartenfreundinnen, die mit dem Blumenbaue sich beschäftigen, und ihre Lieblinge selbst erziehen wollen; nur müssen die darin vorkommenden Lehrmethoden mit Auswahl benutzt, und die Vorschriften regeln, in Betreff der Anlagen und Bearbeitung der Blumengärten, gehörig angewandt werden. Die Culturmethoden der Aurikeln, Nelken, Hyacinthen u. s. w. finden wir zwar schon in vielen Gartenschriften, aber sie sind hier meist in einem gefälligen und leichtfalschen Tone geschrieben, und daher zur Belehrung der Damen geeignet. Auch die Garten- und Blumen-Belustigungen, besonders die Blumen-Chiffer, sind recht artig, und bieten vielfältige Unterhaltungen dar.

**BERLIN**, b. d. Gebr. Gädike: *Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Modablumen oder Zierpflanzen ohne Treibhäuser und Mistbeete in Zimmern, Kellern und anderen Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten*. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von F. G. Dietrich. Dritte umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1808. VI und 248 S. 8. (20 Gr.)

In diesem Werkchen, das schon bekannt ist, theilt der thätige Hr. Dr. Dietrich den Blumenliebhabern, welche keine Gärten besitzen, die Resultate seiner mehrjährigen Versuche mit, wie man, auch ohne Gewächshäuser, die vorzüglichsten, für unser Klima zu zärtlichen, Zierpflanzen überwintern könne, indem er einige dazu nöthige Behälter näher beschreibt, und sich über die Bestandtheile und Zubereitung der zum Pflanzenbaue nutzbaren Erdarten, über das Begießen, Versetzen und die übrige Behandlung der Gewächse in der Einleitung verbreitet. Hierauf redet er in zwey Abschnitten von den Gewächsen, welche der Zierde wegen in den Gärten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Blüthe gebracht werden können, so wie von den schönblühenden Gewächsen, welche in unseren Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, sondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem ande-

ren Behälter überwintert werden müssen, mit Übergehung der Behandlung und Durchwinterung mancher bekannten krautartigen Pflanzen. Diese neue Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden dadurch, daß in einem Anhang von S. 137 — 164 mehrere noch nicht abgehandelte Pflanzen mit aufgenommen sind, dagegen die Beschreibung und Abbildung des Treibhauses, so wie die dort abgehandelte ökonomische Pflanzkunst aus dem Grunde weggeblieben ist, weil der Vf. künftig noch eine Schrift für die Frühlings- und Sommer-Gärtner auszuarbeiten gedenkt, in welcher der ökonomische Theil vollständiger geliefert werden soll. Die Besitzer des ersten Theils der ersten und zweyten Auflage können auch noch einen dazu gehörigen zweyten Theil einzeln erhalten. In dieser dritten Auflage sind beide Theile mit einander vereinigt, und in einem Nachtrage von S. 164 bis 176 noch mehrere Zusätze beygefügt. Das Ganze ist mit einem doppelten Register, einem lateinischen und deutschen, versehen, und zugleich noch ein Auszug aus dem reichen Pflanzen-Catalog des Kunst- und Handels-Gärtners Breiter in Leipzig, bey welchem die meisten Treibhauspflanzen für den angegebenen Preis sehr schön zu haben sind, beygefügt. Der bittere Ausfall gegen Hn. Medicus hätte sich Hr. D. hier enthalten sollen.

— Ich —

### KLEINE SCHRIFTEN.

**TECHNOLOGIE.** Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Der ökonomische Künstler, welcher Branntwein aus Getreide, aus Weizen, in gleichen Maiz, Liqueurs, Aquavits u. s. w. vortheilhaft zubereiten lehrt*. Von einem praktischen Ökonomen. 1805. 72 S. 8. (6 Gr.) Wem das Geschäft des Branntweinbrennens ganz unbekannt ist, und wer darüber ohne viel Kostenaufwand einige Auskunft zu haben wünscht, dem wird es nicht gereuen, diese Bogen gelesen zu haben. Übrigens ist darin nichts enthalten, was nicht schon auf ähnliche Art in Umlauf gekommen wäre. Sollten sich also die Käufer bloß durch das Aushängeschild reizen lassen, und darin unbekannte Kunststücke suchen: so werden sie gewiß getäuscht werden.

x + y.

**Königsberg**, b. Nicolovius: *Über künstliche Erzeugung und Läuterung des Salpeters, und die zweckmässigste Art Schießpulver zu verfertigen*, von J. A. Chaptal. Aus dem Französischen von Friedrich Wolff, der WW. Dr. und Prof. am joachimthalischen Gymnasium zu Berlin. 1805. 88 S. 8. (8 Gr.) Über die Entstehung und erste Bearbeitung des Salpeters hat man in dieser Schrift wenig Vortheile zu erwarten. Die Hauptsache besteht in einigen vortheilhaften Handgriffen, bey der Reinigung des Salpeters und dem Verfahren in kürzerer Zeit eine größere Menge Schießpulver zu bereiten. Die Reinigung des Salpeters geschieht durchs Auswaschen desselben mit kaltem Wasser, ist aber auch nicht neu, sondern schon von Boissé dazu empfohlen worden. Ist die Reinigung des Salpe-

ters auf diese Art durch wiederholtes Auswaschen geschehen: so wird durch Rühren der im Krystalliren begriffenen Flüssigkeit, die Krystallisation unterbrochen oder gestört, damit die Krystallen ganz klein gebildet werden, und sich gleichsam in Pulvergestalt zeigen. Hierdurch wird nicht nur das Ausrocknen, sondern auch das Zerkleinern des Salpeters erleichtert. Die Zermalmung der zum Schießpulver nöthigen Ingredienzen des Salpeters, Kohle und Schwefel, geschieht vermittelst zweyer vertikaler Mahlblöcke aus Glockengut, deren jeder 4 — 5000 Pfund wiegt, und in einem Behälter, von demselben Metall herumgetrieben werden; zugleich sind auch Staubbeutel angebracht, um die Materialien dadurch zu beuteln. Die übrige Zerkleinerung und Vermengung derselben geschieht in inwendig mit Leisten versehenen Fässern, die durch ein Mühlenwerk um ihre Axe getrieben werden, und worin sich zugleich 70 — 80 Pfund Kugeln aus Glockenmetall befinden, die mit herumgetrieben werden; die in den Fässern angebrachten Leisten bewirken, daß sich die Kugeln gehörig vertheilen und nicht an einer Stelle in den Fässern liegen bleiben. Das Körnen des Schießpulvers wird auf eine ähnliche Art bewirkt, aber in aus Häuten bereiteten und durchlöchernten Beutelsäcken, in welchen ebenfalls einige Kugeln aus diesem Metall herumgetrieben werden. In Zeit von wenig Monaten sind durch dieses Verfahren 2 Millionen Pfund sehr gutes Schießpulver zu verfertigen. Nach des Vfs. Meinung sind 77 Theile Salpeter, 14 Theile Kohle und 9 Theile Schwefel das beste Verhältniß zum Schießpulver.

x + y.

### FORTSETZUNGEN.

**Frankfurt a. M.**, b. Wilms: *Der technologische Jugendfreund, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben*, von Bernh. Heinr. Blasche. 4ter Th., oder erster historischer Theil. M. 6 K. 1808. VIII u. 273 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Auch unter dem besondern Titel: *Der technologischen Jugendfreundes erster historischer Theil, oder Rückblicke in die Vorzeit, in Unterhaltungen über den Ursprung der bisher dargestellten Künste und Handwerke*. 2. Recens. des 2ten Th. 1807. No. 15.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1808.

## C H E M I E.

JENA, b. Seidler: Dr. *J. F. A. Güttings*, ord. öffentl. Lehrers auf der Universität zu Jena, *Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst*. I Th., welcher aufser den Geräthen, die über Licht, Wärme, Kälte, galv. Elektricität und Gase anzuwendenden Experimente enthält. 1808. XXXII u. 366 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der als theoretischer und praktischer Chemist rühmlichst bekannte Vf. fühlte bey seinen mehrjährigen Vorträgen den Mangel eines Handbuchs, worin, zur Erleichterung der Experimentirübung, die wichtigsten chemischen Versuche, mit Berührung aller Handgriffe, *rein*, d. h. ohne alle Erklärung und mit Vermeidung alles Hinweizens auf irgend eine Naturerscheinung, dargestellt sind; er suchte daher durch das vorliegende Elementarbuch, welches zunächst für seine Zuhörer, ausserdem aber auch für alle beginnenden Liebhaber der Chemie, und unter diesen besonders für junge Pharmaceuten bestimmt ist, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Dadurch, daß nur reine (?) Beobachtungen und Versuche in einer Anordnung zusammengestellt sind, nach der die gewissermaßen sich gegenseitig auf einander beziehenden, oder in Hinsicht des Verfahrens ähnlichen, an einander gereiht wurden, hofft Hr. G. die Auswahl und Folge der von dem Experimentator zu wiederholenden Versuche zu erleichtern, und ihm zugleich Gelegenheit zu geben, dem Experimente durch Selbstnachdenken eigene Erklärungen unterzulegen, dieselben mit denen des Lehrers (oder des Vfs. des zu benutzenden Compendiums) zu vergleichen, und so einseitige Vorstellungsarten zu meiden: eine Beyhülfe, die für angehende sowohl, als wie für viele jetzt lebende, hochgepriesene und angestaunte Physiker und Chemiker gar sehr zur rechten Zeit käme. Übrigens zweifelt Rec. daran, daß durch Vermeidung aller Erklärungen (ohnerachtet diese ihrer Natur nach in dem Elementarbuch nicht Platz finden durften) jene Einseitigkeit beschränkt werden möchte, sondern hält vielmehr dafür, daß diese Absicht eher durch kritische Zusammenstellung aller vorhandenen Erklärungsweisen erreicht wird. Eben so wenig kann Rec. dem Vf. darin beystimmen, daß dem experimentirenden Chemiker jede Erklärung gleichgültig sey, und er sich bloß der *reinen* Thatsachen freue. Denn einmal sieht es mit der Reinheit vieler sogenannter Thatsachen, bey dem Lichte besehn, noch sehr

*G. A. L. Z. 1808. Dritter Band.*

übel aus; sodann giebt es wohl keine nur einigermaßen tüchtige Erklärung, die dem scharfsinnigen Experimentator nicht Winke zu neuen Versuchen und Beobachtungswegen geben sollte, und endlich entspringt die Freude über reine Erweiterungen im Gebiete der Naturkunde, hauptsächlich mit aus einer, jedem denkenden Experimentator eigenthümlichen Anschauungsweise der thätigen Natur, die ihm selbst in verschiedenen Abstufungen klar ist, die er durch jene Thatsache erhellt und berichtigt, und die durch seinen Verstand ihm selbst, in der bestimmten Denk- und Schluss-Form, die wir Erklärung nennen, vorgeführt wird. Auch steht es von jedem ächten Naturforscher zu erwarten, daß er jenes Vermögen nicht in Erklärungssucht ausarten lassen werde, (woran ihn schon die durch Naturuntersuchung gewordene Bescheidenheit hindert,) und daß er, selbst den allgemein-gültigen realen Weg der vergleichenden Beobachtung und der Experimentaluntersuchung verfolgend, jeden Seitenweg zu vermeiden sucht, der, die Erforschung der Natur in ein gehaltloses vages Spiel des Witzes wandelnd, ihn von der Natur ableiten würde. — Der vorliegende erste Theil des Elementarbuchs zerfällt in 4 Cap. Im ersten werden die chemischen Geräthe abgehandelt, welche Hr. G. in Feuer- Gas- Destillir- Abdampfungs- Auflösungs- Niederschlagungs- Filtrir- Schmelz- elektrische und galvanische und in Geräthe abtheilt, die bey dem Experimentiren überhaupt nöthig sind; diese letzteren werden nebst Wage und Gewicht zum Schlusse des Cap. erwähnt. Die Anführung des Magnets und seines Gebrauchs, der nach *Ritters* Versuchen vielleicht bald zu etwas mehr, als zur Prüfung der Polarität einiger Metalle in den Laboratorien der Chemiker benutzt werden dürfte, wäre hier wohl nicht überflüssig gewesen. Die Apparate, die hier beschrieben werden, sind meistens zu Versuchen im Zimmer bestimmt, so wie überhaupt auch die in den folgenden Cap. mitgetheilten Experimente auf eine Weise geschildert sind, daß die größere Menge derselben sogleich in der Stube mit geringem Zeitaufwande angestellt werden können. Statt des vormehreren Jahren von Hn. G. bekanntgemachten Lampenofens, theilt er hier unter anderen eine durch größere Einfachheit, Bequemlichkeit und Eleganz den Vorzug verdienende ähnliche Vorrichtung mit; zugleich giebt er einige Verbesserungen der Weingeistlampe und der dazu gehörigen Stative an, beschreibt ein bequemes Digestorium, empfiehlt zum Gebrauche des Löthrohrs dicke mit starken Dochten

X x x

versehene Wachskerzen, giebt eine verbesserte Einrichtung des *Humboldt'schen* Eudiometers, nebst einer anderen Vereinfachung derselben Vorrichtung an; und ertheilt von seinem (bereits bekannten) Gasometer, sowie von einer zweckmässig scheinenden Abänderung der Wage, neue, dem Praktiker interessante Nachrichten. S. 94 beschreibt er sein Verfahren, Eisenbleche zu verzinken, um sie statt des Zinks in der galv. Säule zu benutzen, zu welcher Absicht er auch statt des Kupfers das Bley neuerdings in Vorschlag bringt, und in einem weitläufigen, der Vorrede einverleibten Commentar, die Einrichtung einer wohlfeilen, grossen und sehr wirksamen galvanischen Säule zur Wiederholung der *Davy'schen* Versuche (die Metallisirbarkeit der Alkalien und Erden betreffend) mittheilt. Rec. fügt diesem Cap. einige Bemerkungen bey, die nebst denen zu den übrigen Cap. Hn. G. den Beweis stellen mögen, dass Rec. dessen Schrift mit Fleiss und Sorgfalt las. — Der bequemste unter allen, sowohl im Zimmer als im Laboratorio, sowohl bey Lampen als wie bey Kohlfeuer brauchbare Ofen, ist wohl unstreitig derjenige (aus Thon vom Töpfer verfertigt), den *Bouillon Lagrange* S. 160 des ersten Theils seines „*Manuel d'un cours de Chimie. Seconde Edition*“ beschrieben hat, und den viele französische Pharmaceuten und Chemisten bereits seit mehreren Jahren erprobt haben. Statt der Schiebstativ bedient sich Rec. seit mehreren Jahren eines einfachen eisernen, aus einem vierseitigen auf eichenem Fussgestell eingeschrobenen Stabe bestehend, der öfters von unten nach oben so durchbohrt ist, dass verschiedene gestielte Ringe zu allen Seiten eingeschraubt werden können. Als pneumatische Wanne benutzt Rec. bey kleinen Mengen, auch bey der Sperrung mit Wasser, steingutne Schalen; eine sehr zweckmässig eingerichtete pneumatische Wanne sah er bey Hn. Prof. *Bourguet* in Berlin; sie besteht aus einem viereckigen, kupfernen, äusserlich überfirnishten, unten mit einem Hahne versehenen Kasten, der an zwey gegenüberstehenden äusseren Wandseiten mit Schieblöchern versehen ist, worin die beiden Enden eines rechtwinklig gebogenen Zoll breiten Kupferbleches der Gestalt nach Massgabe der Umstände mehr oder weniger tief eingesenkt werden können, dass durch den oberen horizontal laufenden Theil dieses Bleches Flaschen oder Cylinder, die auf der Brücke zum Gas auffangen umgestürzt wurden, fest gehalten werden. Zu Leitungsröhren lassen sich bey Kohlenfauren- und bey Wasserstoff-Gase auch sehr bequem lederne, mit elastischem Harzfirnis überzogene Schläuche anwenden, deren eine Mündung von Messing oder Silber, und die andere von einem durchbohrten, genau anschliessenden Korkstöpsel gebildet ist. — Beym Messen der Gase (S. 41) verdient noch bemerkt zu werden, dass man den jedesmaligen Barometer- und Thermometer-Stand beobachten und zu Rathe ziehen müsse. — S. 47 wird unter andern Schwefelkalilösung als eudiometrisches Mittel angegeben, und S. 267 als Prüfungsmittel für die Reinheit des Sauer-

stoffgases empfohlen. Sollte es Hn. G. entgangen seyn, dass auch selbst die wässerige Lösung des Schwefelkali (eigentlich des sogenannten hydrothion-sauren Kali) stets mehr oder weniger Stickgas mit absorbiert? Vielleicht qualifizierte sich das weiterhin vom Vf. zu eben erwähnter Prüfung vorgeschlagene Bleyamalgam am besten zur eudiometrischen Masse. — Zur Winterzeit lassen sich auch die Stubenöfen sehr leicht zu Digestionen und Destillationen (aus dem Sandbade), bey kleinen Quantitäten von Wasser, Weingeist u. s. w. benutzen, wenn man sie oberhalb mit einem emporragenden Rande von Eisenblech versieht. — Zu Destillationen sehr flüchtiger Stoffe und zu Abdampfungen bediente sich der verweltigte *Pott* häufig einer, mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Vorrichtung, welche durch Sonnenwärme erhitzt wurde, und aus einer kleinen Schale mit der zu verdampfenden Flüssigkeit bestand, die in einer grösseren stehend, von einer weiten Glasglocke bedeckt wurde. Rec. bedient sich derselben mit Vortheil für die Genauigkeit gewisser Arbeiten nach einer kleinen Abänderung, indem er nämlich dort, wo er bloß der Sonnenwärme bedarf, die äussere Wand der Glockenkuppel schwärzt. — S. 78 vermifsen wir die Angabe des Gebrauchs und der Einrichtung des Hebers bey dem Decantiren und Ausfüssen. — Noch genauer, als wie das *Gren'sche* Verfahren, die Mengen der Niederschläge zu sammeln, ist die *Black'sche* Methode, die in *v. Crells Annalen und Trommsdorffs Journ. der Pharm.* B. IV. St. I. S. 277 beschrieben ist. — Zur Unterlage der Schmelztiegel wendet man sicherer und zweckmässiger eigens dazu verfertigte Thonklörze oder Tafeln (Scherben) an. Ausser den namentlich aufgeführten Schmelztiegelarten, braucht man bekanntlich auch Tiegel von Kohle, Speckstein, Porcellan und die Ypsertiegel. Rec. bedient sich auch zu verschiedenen schwaches Schmelzfeuer erfordernden Arbeiten Tiegel von gutem *Reaumur'schem* Glase. — Bey dem elektrischen und galvanischen Apparate hätte wohl der, zur reinlichen Arbeit und allseitigen Beobachtung des Vorgangs in der Säule sich vorzüglich empfehlende *Haus'sche* Apparat angeführt werden können, so wie wir auch hier eine kurze Anweisung des Gebrauchs der Elektrometer und des Condensators, nebst Angabe der *Haus'schen* und *Karsten'schen* Methoden die Elektricität der Fossilien, und des *Ritter'schen* Verfahrens, die Stufe eines Körpers (vorzüglich eines Metalles) in der elektrischen Spannungsreihe auszumitteln, erwartet hätten. Rec. fand im II B. von *Kastners phys. chem. miner. pharmac. Abhandl.*, in der dort von K. in einer Note mitgetheilten Übersetzung seiner 1805 zu Jena erschienenen Dissertation, die Beschreibung eines Apparats, mit dessen Hülfe das mittelst der galvanischen Säule entwickelte Wasserstoff-Sauerstoffgas-Gemisch durch den Funken derselben Säule wieder zu Wasser verbrannt werden kann, der ihm nähere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. — Sowohl hier, als wie auch weiterhin, S. 193 — 220, suchten wir vergeblich eine Notiz über die wichtige Ende-

ekung *Gautherot's*, die galvanische Beschaffenheit ausgehobener Dräthe betreffend, und über die aus dieser Beobachtung entsprungene Erfindung der *Ritter'schen* Ladungssäule. — Das zweyte Capitel handelt die über Licht, Wärme und Kälte anzustellenden Experimente ab, wo denn die vorzüglichsten Verbrennungs- und Reductions-Processen, die merkwürdigsten Phänomene der Mischung und Entmischung, der KrySTALLISATION und der eintretenden Fluidität, und beyläufig die Darstellung einiger Gase vorkommen. — Im dritten Capitel werden die mit der galvanischen Säule anzustellenden Versuche, (die mit der Elektrisirungsmaschine sind übergangen, weil sie bey der Säule sämtlich wiederkehren,) und im vierten die Experimente über die Darstellung und Zersetzung der Gase beschrieben. Wir legen hierüber folgende Bemerkungen nieder. — S. 112 berührt der Vf. den zu beachtenden Einfluss des Lichtes auf die KrySTALLISATION einiger Salze und anderer Stoffe. Wir hätten hier gegenüber die nicht minder wichtigen Beobachtungen über den Einfluss der Finsternis aufgestellt gewünscht; gelegentlich bemerken wir hiebey, dass das Licht die Salze vorzüglich zur Efflorescenz (d. i. beginnender Vegetation?) bringt, und dass die Chemiker bis hier bey ihren Untersuchungen die Wirkung der Erdschwere — Schwerkraft — überhaupt, besonders aber in ihrer Verschiedenheit an den Polen und in der Aquatornähe, außer Acht gelassen haben, deren verschiedener Einfluss gewiss bey den meisten Mischungs- und Entmischungs-Processen von größser und tieferer Bedeutung ist, als Mancher ahnen mag. Fast noch mehr gilt dieses von den elektrischen und galvanischen Versuchen, die, von dieser Seite betrachtet, ein ganz neues Feld der Untersuchung, wo die verschiedene Pendellänge den Weg weist, darbieten! — Das Röthen des Phosphors an der Lichtseite (S. 114) sah Rec. auch unter Wasser vor sich gehen, und besitzt noch zur Zeit ohngefähr ein halbes Pfund so veränderten Phosphor. Das Merkwürdigste dabey ist wohl, dass die ganze Veränderung vom Inneren des Phosphors aus beginnt. Das interessante, genau beschriebene Phänomen des Leuchtens fauler Kartoffeln (welches bekanntlich auch bey Tormetilwurzeln gesehen wurde), vorzüglich die hellglänzenden Punkte, verdiente eine genaue (gewiss lohnende) Prüfung. Erwartet hätten wir hier noch *Spallanzani's* u. a. Beobachtungen und Versuche über das Leuchten der Johanniswürmer und ähnlicher Insecten. Zu S. 143 §. 144 bemerken wir, dass nach *Homburg* der mit Phosphor digerirte Weingeist, in Wasser gespritzt, gleich dem Phosphoräther leuchte. — Zu S. 147: *Kästner* (a. a. O.) sah einen weissen Pyrophor, der wahrscheinlich metallisirtes Kalk, vielleicht auch selbst metallische Thonerde enthielt. Rec. ist dessen Darstellung zu wiederholten Malen gelungen. — Bey den *Ritter'schen* Hornsilberversuchen vermischen wir ungern eine der vorzüglichsten Beobachtungen desselben Physikers, die, in Rücksicht auf die Natur des Lichtes und des Wassers, vielleicht unter allen neueren hieher gehö-

renden Erfahrungen die wichtigste ist; nämlich dass unter und hinter dem violetten Strahl neben starker Reduction zugleich geringe Oxydation, und unter und neben dem Roth des Spectrums zugleich neben starker Oxydation geringe Reduction = Hydrogenation eintritt, wohin auch *Bucholzens* Bemerkung gehört, dass sich Hornsilber (wie Silberoxyd) nie vollkommen durchs Licht reduciren lasse, sondern stets neues unterliegendes Oxyd erzeugt werde. — Rec. bringt zur Winterszeit (bey seinen physikalischen Vorlesungen) das Quecksilber ohne Schwierigkeit, durch öfteres Eintauchen in rectificirten Schwefelnaphtha, zum Gefrieren, selbst im Frühherbst 1806 gelang es ihm. — Die schönsten und vollständigsten galvanischen Reductionen des (fast durchsichtig gewordenen) Bleyes, Silbers, Goldes u. s. w., sah und beschrieb, so viel Rec. sich erinnert, zuerst *Ritter*. — Das S. 207 berührte blaue Eisenoxyd ist vielleicht ein Hydrat? Unter den galvanischen Experimenten hätten wohl *Jägers* Versuche, *Ritters* Rufs dendriten, dessen Beobachtung der Periodicität der Säule nebst *Ermann's* Gegenbemerkungen, und dessen neuere Versuche über die Beschaffenheit der Leiter, mit *Ritter's* Einwürfen, so wie *v. Arnims* Versuch über die Kiesel Feuchtigkeit eine kurze Erwähnung verdient. — Rec. erhielt, nach *Scheele's* Methode (vgl. S. 273) über der Weingeistlampe, aus 6 Unzen ilmenauer Braunstein und Vitriolöl 10—12 Mafs recht gutes Sauerstoffgas, und bemerkte dabey gleichzeitig das gegen das Ende der Operation eintretende Entwickeln eines grauen Rauchs, der vielleicht etwas verflüchtigtes Eisöl war. S. 269. §. 277 vermischen wir *Lampadius* Versuch über die Oxydation des Bleyes im Sauerstoffgase. Das Salpetergas (S. 303) kann man auch ziemlich rein aus dem geglühten Salpeter, durch Vermischung mit Säuren, in reichlicher Menge entbinden. S. 313, oder statt dessen 314, fehlt die Nachweisung der unmittelbaren Erzeugung der Kohlensäure durch Verbrennen der Kohle im Sauerstoffgase, oder durch Verbrennung vegetabilischer Stoffe, z. B. des Weingeistes unter einer mit Kalkwasser gesperrten Glocke. — Das schwere kohlige Wasserstoffgas ist nach neueren Beobachtungen eine Auflösung des empyrischen Öls in Hydrogen; das sogenannte gasförmige Kohlenoxyd (S. 338) hingegen das wahre Kohlenwasserstoffgas. Das Phosphorwasserstoffgas ist im nicht gesättigten Zustande nur durch fremde Flamme entzündlich, verbreitet übrigens einen Faulstichgeruch, der dem gesättigten Gase an Stärke wenig nachsteht. — S. 350 vermischen wir die hinreichend bestätigte Erfahrung, dass entflammte Körper im salzsauren Gase mit grüner Farbe yerlöschen, und dass der Campher (wie das Eis) in diesem Gase schmilzt, jedoch ohne weitere Veränderungen zu erfahren. Um das hyperoxydirtsalzsaure Kali darzustellen (vgl. S. 359), vermischt Rec. die wässrige gesättigte Lauge mit gelöstem salpetersaurem Silber, so lange als sich noch ein Niederschlag von Hornsilber erzeugt, der, durch Filtriren



geschieden, eine klare Lauge zurückläßt, die durch Erkaltung und vorhergehendes gelindes Erwärmen leichts krystallisirt. — Wenn der Vf. in der Vorrede bemerkt, daß er bey den Experimenten jedesmal die Beobachter genannt habe, und daß, wo kein Name angeführt, die Versuche ihm zugehörten: so müssen wir hinzufügen, daß dieses hin und wieder vergessen wurde, z. B. S. 100—103 u. S. 218. §. 228. Druck und Papier sind gut, die Druckfehler meistens angeführt, nur einige sind dem sorgfältigen Corrector entgangen; z. B. in der Vorrede S. VIII. Z. 4 v. u. statt Westrums l. *Westrumb*; S. 171 Z. 11 v. u. statt Menge l. *Mennig*. Wir wünschen dem Werke die verdiente Aufmerksamkeit, und dem würdigen Vf. die nöthige Musse zur baldigen Beendigung desselben. K. H.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Repertorium der chemischen Litteratur von 494 vor Christi Geburt bis 1806 in chronologischer Ordnung aufgestellt von den Verfassern der systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder in und außer Europa. I Bd. 1 Abth., welche die Lit. v. 494 v. Chr. G. bis 1750 enthält. 1806. VIII u. 302 S. 2 Abth., welche die Lit. v. 1751—1782 enth. 1808. VI u. 562 S. Nebst einem vollständigen Nominal- und Sach-Register. 8. (3 Thlr.)*

Schon im Jahr 1787 suchte Hr. Prof. Fuchs in Jena dem dringenden Bedürfnisse eines Repertoriums der chemischen Litteratur durch seinen *Versuch einer Übersicht der chemischen Litteratur*. Altenburg. 8. abzuhelfen; in vorliegendem Repertorium bestrebt er sich, durch größere Vollständigkeit den Forderungen des Publicums an den Vf. eines solches Werkes mehr zu entsprechen: ein Verlangen, welches zwar in Vergleich mit der früheren Arbeit sichtbar ausgesprochen ist, dennoch aber viel zu wünschen übrig läßt. So lange als man glaubt, alles gethan zu haben, um die Erwartungen des Chemikers zu befriedigen, wenn man einen chronologisch geordneten Bücher-catalog entwirft, der auch durch eingestreute biographische Notizen nicht aufhört, trocken und höchst dürftig zu seyn; so lange man nicht, im Besitz tüchtiger Excerpte, auch diejenigen Beobachtungen, Erfahrungen und Folgerungen eines Buches oder einer einzelnen Abhandlung auführt, die zufällig der Titel nicht nennt, und so lange man die Mühe scheut, dem Repertorium selbst eine wissenschaftliche Form zu geben: so lange kann und wird nichts Vollendetes der Art hervorgehen. Aber auch selbst in der sehr be-

schränkten Abfassungsweise, welche die (oder vielmehr der) Vf. wählten, hätte sich etwas Tüchtigeres leisten lassen, wenn man, außer den in der Vorrede angeführten Quellen, *Gmelin's Geschichte der Chemie, Reuß's Repertor. Commentationum, A. N. Scherer's Grundzüge und Nachträge, Schröder's Neue alchem. Bibliothek. 1774, Weidenfeld de secret. Adept. und Maquer's chym. Worterb. Ausg. von Leonhardi*, ordentlich benutzt hätte. Nur einige wenige Bemerkungen mögen dazu dienen, diese Klage zu rechtfertigen. — *Demokrit* wurde zuerst durch *Ostanes* (den Meder, der nicht mit dem zu Alexanders Zeiten lebenden Philosophen *Ostanes*, auch nicht mit dem Ägyptier gleiches Namens, der 430 Jahre n. Ch. G. lebte, zu verwechseln ist) unterrichtet. — *Synesius* war zu Cyrene, der Hauptstadt in der Provinz Cyrene in Libyen, geboren, studirte zu Alexandrien und wurde Bischof zu Ptolomais im J. 410. — *Geber* war, nach anderen, zu Tasso in Chorasän, einer persischen Provinz, oder, einer anderen Tradition zufolge, zu Haran in Mesopotamien geb. und lebte 830 n. Ch. G. — Hier hätte auch wohl noch *Rhasis* oder *Rases*, ein berühmter arabischer Arzt, der 920 n. Ch. G. lebte, erwähnt werden können. — *Aristoteles* der Araber lebte um das Jahr 1050 n. Ch. G. — *Marienus* wahrscheinlich 1100; er ward zu Alexandrien gebildet, und einer seiner Schüler war *Kalid*. — Mit *Rog. Baco* gleichzeitig lebte *Vincent. de Beauvais*, ein Dominikaner, der die erste Geschichte der Alchemie schrieb. — *Isaak Holland* ist zwar älter als *Basil. Valent.*, lebte aber doch wahrscheinlich ums Jahr 1408. — Bey *Arnold v. Villa nova* vermissen wir den Zeitgenossen desselben: *P. Tolstan*, der ein Destillirgefäß eigener Art erfand; so wie auch 1607 *P. Amelung*, einen lebhaften Vertheidiger der Chemie, und 1641 *Benj. Mussaphia*, der über die Goldtinctur geschrieben hat. — *Cyr. Philalethe* ist sehr wahrscheinlich der angenommene Name des *Thom. v. Vagan*. — *Jac. Harprecht* soll nicht ein Schwede gewesen, sondern in Tübingen geboren seyn; erging zuerst nach Kopenhagen, dann nach Schweden und Holland, wo er sein Werk: *Lucerna salis* drucken ließ. — Eines der besseren Werke des Philalethe gab *J. H. Faust*, ein Arzt zu Frankfurt, 1704 heraus. — 1671 fehlt *D. Attemont*. Bey *P. Shaw* (S. 336) ist hinzuzufügen: *Chymical lect. etc. 1734. 8. und New method of chymistry. Lond. 1727. 8. Wilson's Compleat course of chymistry* ist nochmals 1746. 8. aufgelegt. *Sanac's Nouveau cours de chymie etc.* erschien 1723 u. 1736. 12.

K. H.

## KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. Quedlinburg, b. Ernst: *J. G. Kögel's gründliche Anweisung zum Seifensieden. Mit einem Anhang über die Verfertigung der Talglichter und die Reinigung des Rübböls. Zweyte, größtentheils umgearbeitete und verm. Aufl. 1806. 142 S. 8. (12 Gr.)* Der Vf. behandelt diesen Gegenstand mehr chemisch, was auch allerdings sehr zweckmäßig ist, nachdem man sich von der Wahrheit hinlänglich überzeugt hat, daß vorzüglich dieß Geschäft mancherley Vortheils aus der Chemie zu erwarten habe. Obgleich, was die Anordnung der im Binnange aufgeführten Substanzen betrifft, wo wir die Säuren und

Kalken noch unter den Salzen finden, verschiedenes zu erinnern wäre: so kann dieß doch denjenigen nicht stören, der über das Seifengedergeschäft eine kurze aber gründliche Auskunft zu haben wünscht. Die Reinigung des Rübböls zum Brennen ist die *Thenardsche*, mit Schwefelsäure, wovon der Rec. aus mehrmaliger eigener Erfahrung weiß, daß der Unterschied in Ansehung des nicht gereinigten Öls nicht groß ist; auch hellt sich das Öl nicht leicht ab und das Licht verlöscht leicht. Dieß ist dem Rec. bey dem Gebrauch eines solchen Öls zum Nachtlicht oft geschehen. x + y.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 S E P T E M B E R, 1808.

## K I R C H E N G E S C H I C H T E

HANNOVER, b. Hahn: *Universalgeschichte der christlichen Kirche*, von Dr. Karl Friedrich Staudlin, Consistorialrath und Prof. der Theologie zu Göttingen. 1806. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. bestimmte diese Buch zunächst zum Gebrauche für seine Vorlesungen, deren Zwecke mußte er es einrichten. Seiner eigenen Erklärung nach enthält es mehr den Text zu einer Universal-Kirchengeschichte nach seiner Idee, als die Ausführung, und wenn es nicht ein Lehrbuch hätte seyn sollen, so würde er weniger aufgenommen haben; als er gethan hat. Der Vf. scheint hienach selbst den Fehler seiner Arbeit zu fühlen. Nämlich so viel wir sehen, ist die Arbeit des Vfs. keine eigentliche Universalgeschichte. In einer solchen muß Alles in große Massen zusammengestellt seyn, was sonst zerstreut und unterbrochen ist, und diese Massen müssen sich dem Blicke in reinen und sichern Umrissen darbieten. Zwar wollen wir dem Vf. nicht ganz das Verdienst absprechen, so etwas geleistet zu haben; manche Parthieen sind wirklich nach diesen Forderungen gearbeitet und nicht mislungen; aber im Ganzen hat dem Vf. das Bestreben, recht viele Materialien zusammen zu häufen, Schaden gethan; andere Parthieen vereinigen zuviel Detail in sich, als daß sie sich leicht als ein Ganzes überschauen lassen könnten. Nimmt man nur freylich auf die Bestimmung des Buches, als akademisches Lehrbuch, Rücksicht, so muß man diesen Reichtum an Materialien billigen. Aber auch von dieser Seite findet man sich nicht ganz befriedigt. Indem die Materialien durch die universalhistorische Tendenz zu sehr zusammengedrängt sind, verlieren sie an Präcision, und machen keinen reinen Eindruck auf das Gedächtnis. Uns scheint eben die doppelte Bestimmung des Buches unverträglich, und darin finden wir den Grundfehler desselben. Universalhistorische Darstellung verträgt sich nicht mit Anhäufung von Materialien, und die Bestimmung eines Lehrbuchs fordert die letztere, und will die erstere nicht. Unserer Meinung nach muß ein historisches Lehrbuch hauptsächlich an Gehalten des Gedächtnisses abgemessen seyn; es muß viel Materialien mit Chronologie und Citaten in Aeth fallen; diese Materialien müssen allerdings geordnet seyn, aber ja nicht in einander verschmelzen und zusammengearbeitet. Die Verbindung zu einem Ganzen und Continuum muß den Vorlesungen überlassen

bleiben. Wer ein geschichtliches Lehrbuch schreibt, in welchem es bloß auf Überblicke, Ansichten, Ideen u. s. w. angelegt ist, der zeigt, daß er gar keinen historischen Sinn und keine akademische Methode hat, und thut ganz auf den Nutzen eines Compendiums Verzicht; denn die Zuhörer sind dann in Ansehung der Materialien, bloß und allem an den Mund des Lehrers gewiesen, und werden Vieles falsch und verkehrt auffassen. Unser Vf. irrt weniger, da er beides bezweckte, Reichtum und Einfachheit, allein er irrt doch! Seine Zuhörer werden nun Manches in anderer Verbindung erblicken in seinen Vorlesungen, als im Lehrbuch, und sollte es nur so seyn, daß Zwischenlieder ergänzt, Lücken ausgefüllt, und Ausführungen im Einzelnen gegeben werden müßten! — Möchte man doch in der Geschichte immer mehr auf das Geschichtliche zurückkommen, und einsehen, daß das eigentliche historische Wissen nur in der Kenntniß der einzelnen Facten, und was so oft so sehr zu unterscheiden ist, der Relationen davon besteht, und daß das andere, die Verblindung und Benützung derselben, immer schwankend und subjectiv ist, und jedem guten Kopfe selbst überlassen bleiben muß!

Wenn alle die Kräfte, die sich in wiederholenden Bearbeitungen und Zusammenstellen bekannten Dinge abnutzen, auf kritisch gearbeitete Quellenauszüge werden: so hörte die Geschichte auf, ein Werk der Willkür zu seyn, und erhielte objectiven Charakter, der ihr gezieht nicht mit neueren Historikern gelingt, ergriffen, sich in die wahre objective der Geschichte a priori zu versetzen, mer, sobald er auf etwas Objectives ungültiges geht, sich an die Facten und Relationen müssen. Ein geschichtliches Werk, d. h. Quellen-Mosaik gearbeitet, wäre Geschichte selbst, und ein würdiges Er Nachwelt. Eine solche Arbeit wird nun wohl so lange ein frommer Wunsch bleiben, bis Akademien und dergleichen Anstalten ihre gewöhnlich verpluterten Kräfte auf solche Unternehmungen richten; einzelnen Gelehrten lassen jetzt Zeit und Verhältnisse nicht die nötige Mülhe und Hülfsmittel. Aber im Kleinen sollte man doch längst etwas Ähnliches geleistet haben. Die historischen Compendien sollten nichts als ein Aggregat von einzelnen Facten, Citaten und Originalstellen seyn, gleichsam das Gerippe, welchem Fleisch und Blut zu geben, allenfalls

Sache des mündlichen Vortrags seyn möchte, das aber eigentlich allein für uns aufbehalten ist. Den lebendigen athmenden Körper der Geschichte kennt kein Mensch, wir suchen ihn nur durch allerley künstliche, aber größtentheils müßliche Operationen wiederherzustellen; jeder auf seine Weise! — Bisweilen hat der Vf. unseren Forderungen sich einigermaßen angenähert. Die Häretiker der ersten Periode sind classificirt, so daß sie sich dem Gedächtnisse gut einprägen, und also wenigstens von dieser

hat schlechterdings nichts aufgenommen von dem Zustand der Welt vor Jesu Auftritt, und nichts von Jesu Lehre, oder doch sehr Unzulängliches. Wie konnte freylich die Kirchengeschichte dem Vf. als ein Ganzes erscheinen, da er den Anfang wegließ. Nehmt von der schönsten Gestalt den Kopf, und ihr habt doch nur eine Verstümmelung. Es kann den Vf. nicht entschuldigen, was er anführt, daß in kirchenhistorischen Vorlesungen zu dergleichen Erörterungen kein Platz sey, und daß sie durch exegetische und andere Vorlesungen ersetzt würden. So hätte er doch für seine Leser das thun müssen, was für seine Zuhörer unnöthig war. Allein auch für diese war es nöthig. Jene anderen Vorlesungen müssen allerdings die Materialien in die Hände liefern, aber die Resultate müssen in der Kirchengeschichte gegeben werden, und können nirgends schicklicher gegeben werden, da man eigentlich das N. T. gar nicht ohne die Kirchengeschichte versteht, so wenig als diese ohne jenes. Und schwer ist es gar nicht, die Resultate des N. T. aufzufassen in kirchenhistorischer Verbindung, wenn man nur die Aufrichtigkeit und Geistesfreyheit hat, zu bekennen, daß das Christenthum sich eben so sehr von unserem heutigen unterscheiden, als es sich wahrscheinlich von Jesu Religion unterschied. Hätte so der Vf. die Kirchengeschichte in Beziehung auf das N. T. angesehen: so würde er auch die Geschichte des Chillasinus, besonders dessen Verdrängung und Verfeinerung, nicht so gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Er würde dann auch das hierarchische Princip im Christenthum erkannt, und die kirchliche Hierarchie in ihrer wahren Bedeutung, als eine nothwendige Entwicklung aus diesem Princip, dargestellt haben. Eben so tadelnswerth ist die Weglassung der Schilderung der vorchristlichen Welt. Kann man das Christenthum wohl irgend verstehen, ohne den Gegensatz des Juden- und Heidenthums? Und ein anstößiges, unerklärliches Räthsel bleibt die religiöse Ausbreitung der christlichen Religion, wenn man nicht die damalige Lage und Stimmung der Welt kennt. Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Welt darzustellen, gehört doch gewiss in die Universalgeschichte desselben. Wenn die Kirchengeschichte nicht den Zweck haben soll, das Christenthum in historischer Entstehung und Entwicklung zu zeigen, und so den Blick über dasselbe zu erheben, welchen hatte denn? Die Reformation ist vielleicht nicht mehr mit der vorhergehenden Zeit verknüpft, und im Gegensatz zu derselben zu betrachten, als das Christenthum.

Was den Standpunkt des Vfs. betrifft, so muß man es rühmen, daß er, ohne schwärmerisch verfahren zu seyn, in Allem, was in der Kirchengeschichte vorkommt, als in eben so viele Evolutionen der Heiligen, sehr viel Sinn zeigt für die mancherley Formen, in welchen sich die Religion darstellt, und daß er den polemischen Standpunkt, den die meisten anderen Kirchenhistoriker haben, verlassen hat. Das Mönchsalben ist ihm z. B. „eine von den reli-

größen Lebensformen, welche sich in der Geschichte des Christenthums nothwendig entwickeln mußten, und welche zuweilen ganz an ihrer Stelle waren“ (S. 97). Sehr gerecht spricht er von dem Katholicismus des Mittelalters, „wie schätzbar es sey, daß damals die Religion als eine große öffentliche Angelegenheit behandelt wurde, und überall Einfluß hatte, und daß eine öffentliche Sittenzucht vorhanden war (S. 224); eben so vom Mysticismus. Mit Bedauern redet er von der Auflösung der Religion in neueren Zeiten. Und so hoffen wir, daß auch bey anderen forschenden vernünftigen Theologen eine allgemeine Achtung alles Religiösen und eine objective Ansicht des Christenthums Eingang finden möge, so wie schon eine Überschätzung aller Auswüchse der Religion in schwärmerischen verschrobenen Köpfen zum Vorschein gekommen ist. Erst von jenem Standpunkte aus ist eine Darstellung der Kirchengeschichte in ihrer wahren welthistorischen und menschlichen Beziehung möglich.

Dieses Lehrbuch ist übrigens mit ausgewählter Literatur reichlich ausgestattet. Nur wundern wir uns und müssen es rügen, daß die Ausgaben der Kirchenschriftsteller und die Specification ihrer Schriften vergessen sind. Nach unserm Begriffe gehört dies nothwendig in ein kirchenhistorisches Compendium. Denn soll denn der Lehrer Büchertitel dictiren? Wir halten dafür, daß eben, um dergleichen Zeitverderb zu vermeiden, man den Lehrlingen Compendien in die Hände giebt. Die angehängten chronologischen Tafeln sind sehr reich und gut geordnet.

Und so hoffen wir, daß dieses Lehrbuch sehr viel Nutzen stiften wird, und wünschen, daß der Vf. uns noch mehr dergleichen kirchenhistorische Arbeiten schenken möge. Unsere Zeit bedarf Männer für dieses Fach, die mit philosophischem Sinn und historischer Kenntniß gleich ausgerüstet sind; eben so wenig in den Schwall der Materialien bewuslos versunken, als in leeres Formelwesen verstrickt und von idealistischem Dunst umnebelt. —

### KLEINE SCHRIFTEN.

**LITERATURBESICHTIGT.** *Freyburg im Breisgau, b. Rosset: Grundlinien zur Geschichte der Albertinischen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau, womit der Prorector (Ecker) und das akademische Consistorium die von Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu Baden, Karl Friedrich, unserm gütigsten Herrn, auf den 15 April 1806 angeordnete feyerliche Übernahme des Breisgau und der Ortenau den hier studirenden Akademikern ankündigt.* (Von Dr. Ecker, Prof. der Medicin.) 1806. 18 S. 4. Seitdem die Universität unter der badischen Regierung und unter der Leitung eines thätigen Curators sich befindet, fängt es an, auf ihr laut an werden. Die Lehrer scheinen unter sich, und die Universität mit den anderen in Wettstreit getreten zu seyn, woraus sich bey den großen Hülfsmitteln, die sie schon besitzt, und die ihr täglich durch die Gewogenheit ihres Fürsten und dessen Regierung zufließen, und bey der glücklichen Wahl von Lehrern, die sich auch schon in der vorigen Periode rühmlich ausgezeichnet haben, vieles für die Cultur der Wissenschaften erwarten läßt. Um das Publicum in den Stand zu setzen, diese Hoffnungen selbst zu erkennen, führen wir die seitdem auf dieser Universität erschienenen Gelegenheitschriften an, wodurch es zuerst mit der ganzen, durch viele Zufälle merkwürdigen Geschichte dieser hohen Schule bekannt wird.

*Albrecht VI.* Erzherzog von Österreich, Herr vom Sundgau, Elßas, Breisgau, dem Schwarzwald und von Schwäbisch-Osterreich, faßte im Jahr 1454 den Entschluß, hier eine Universität zu stiften. Am 24. Aug. 1456 wurde die Stiftungsurkunde ausgefertigt, worin Albrecht der Universität die Patronatsrechte über mehrere reiche Pfarren und Pfründen, oder sogenannte Kirchenlehen im Elßas, in der Schweiz, im Breisgau, und vorzüglich in Schwäbisch-Osterreich, übertrug. Es wurden zwey Curatoren ernannt, und dem einen 70 rh. Gulden, als erstem Rector, von einem vertriebenen Zehnten aus der Stadt Villingen ausgeworfen. 1460, nach Erbauung der Stadt durch die Herzoge von Zähringen. 332. Jahr, wurden, nach einem feyerlichen Gottesdienste, im Geleite aller Stellen der Stadt und des Landes, die neuen Professoren in einem feyerlichen Zuge durch die Stadt geführt, und die Vorlesungen von dem Pedell angekündigt. Die ersten Lehrer kamen von Heidelberg, Wien und Erfurt, waren zu jener Zeit berühmte Namen, und stiegen zu den höchsten Würden empor, wurden Bischöfe, Räte, Kanzler. Unter den ersten Schülern befanden sich: der berühmte freymüthige Domprediger Gailer v. Kaisersberg, Johannes a Lapide, der 1463 in P. promovirte, einige Jahre darauf in der Sorbonne die erste Buchdruckerey in ganz Frankreich errichten half, und in der Folge Beförderer der Universität Tübingen wurde; zwey Fürsten aus königlichem Geblüde und Pfalzgrafen ein Graf von Hohen-

zollern, Marggraf Karl, Margg. Christoph von Baden, und eine Menge Domherren mehrerer Hochstifter, zahlreiche Grafen und Edle aus Deutschland, Burgund, der Schweiz, Frankreich, Polen, die zum Theil selbst Rectoren wurden. — Das 16te Jahrhundert war das glänzendste der hohen Schule. Der Stiftungsfond, die Capitalien und Stipendien mehrten sich, und die berühmtesten Restauratoren der Wissenschaften lehrten daselbst. Der große deutsche Rechtslehrer Zasius, von Constanz gebürtig, die Italiäner Besatio und de Citadini, Mynsinger, dem in der Folge, als Kanzler des Herzogs von Braunschweig, die Universität Helmstädt ihr Dafeyn verdankte, Derrer, Streit, Friedrich Martini, Georgius Amalius lehrten unter den damaligen Juristen; Eckius, Fabri, Lorrichius, Henner, Kanzler der Universität Löwen (diese und die pariser Universität sind Schwestern der Freyburger), Cascan, Neubeck, nachher Fürstbischof zu Wien, Hünlin, Wimpfeling, Erasmus von Rotterdam waren Mitglieder der theologischen Facultät; Schenkhus, Moceius, G. Pictorius, Bernhard Schiller zeichneten sich in der Medicin aus; unter den Artisten sind bekannt: Glaveanus, Hartungus, Freigius, Baurer, Konrad von Hereshach, Locher, als Philomusus juvenis, G. Reischius, Orasmus Germaniae genannt. Mehrere Professoren wurden Fürstbischöfe, viele Weihbischöfe, andere Kanzler, andere kamen ans Kammergericht nach Speyer u. s. w., und eine Menge Fürsten werden aufgezählt, die da studirt haben; unter ihnen auch der berühmte deutsche Held Sebastian Schertlin von Burtenbach. Die Universität wurde auf das Concilium zu Pisa und Trient eingeladen, sie hatte auf den Provincial-Synoden den Rang unmittelbar nach den Maltheser- und Deutsch-Ordens-Rittern; wegen der Pest mußte sie 4mal nach Städten in Schwaben, nach Villingen, Mengen und Radolfszell, auswandern; die Reformation brach herein, es gab Parteyen, Hartungus und Schreckenfuchius starben im Kirchenhann; Luther betrieb sich auf das Urtheil der Universität. Eine Menge Stipendien für arme Studierende wurden in dieser Zeit gegründet; und obschon die Schweden von diesen Fonds ein Drittheil einzogen, obschon in den folgenden Jahrhunderten der feindlichen Erpreßungen kein Ende war: so betrug dieser Fonds doch noch immer beynahe 30000 fl., und hat außerdem an den so berühmten Divisionschulden nur an Capitalien 137000 fl. zu fordern.

So lange bestand der Ruhm der Albertina; aber 1620 wurden die Jesuiten mit Gewalt in die Akademie eingeführt, und damit was es um die Universität geschehen. Wenige zeichneten sich noch aus, z. B. Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken. Endlich verheerte der 30jährige Krieg alle ihre Besitzungen; ihre Fruchtkästen, Pfarr- und Meier-Höfe im Breisgau und in Schwaben wurden geplündert und niedergebrannt, und im Nipweg-

ger Frieden wurde Freyburg gar an Frankreich abgetreten. Die Jesuiten benutzten den bewilligten freyen Abzug der Universität nicht, sondern suchten sogar sie in eine französische zu verwandeln, aber es wurde hienieden, und sie nach Konstanz am Bodensee verlegt. Freyburg sank dadurch von 1200 Bürgern auf die Hälfte herunter. (Die Franzosen blieben gegen 14 Jahre im Besitze der Stadt, und erhoben sie zur Festung.) 1698 kehrte die Universität zurück, aber im sp. nischen Successionskriege wurde die zurückgegebene Stadt 1713 wieder von den Franzosen erobert, wovon die Universität wieder auf zwey Jahre nach Konstanz flüchten mußte. Nach dem rastlosen Frieden suchten die Landstände der gesunkenen Universität wieder aufzuhelfen, und erhoben für sie ein Sechstheil Wein-Ohngeld mehr, wodurch mehrere neue Professoren angestellt wurden. 1744 wurde die Festung von den Franzosen geschleift.

Im Jahr 1773 wurden die Jesuiten vertrieben, und von da begann wieder eine neue Epoche für die Universität. Die Bibliothek wurde vermehrt, sie bereicherte sich auch durch die unter Joseph aufgehobenen Klöster; die Akademie erhielt die weitläufigen Jesuitengebäude, richtete ein chemisches Laboratorium ein, legte den vortheilichen am Flusse gelegenen großen botanischen Garten an, erbaute zwey Gartenhäuser, das neue anatomische Theater, und verschaffte ihm, besonders durch die Thätigkeit des Prof. Gebhard, der nur jubiliert als würdiger Veteran in Wien lebt, eine beträchtliche Sammlung von Präparaten, und gründete in dem auf 24 Betten fundirten Hospital ein medicinisch-chirurgisches Klinikum. Wem ist es unbekannt, daß in dieser Zeit die liberalste Aufklärung des katholischen Deutschlands von Freyburg ausgegangen ist, ja daß sie die einzige Universität damals unter den katholischen gewesen, welche Aufsehen gemacht hat? Jacobi, obgleich Protestant, ist schon mehrere mal Rector gewesen. Aber Joseph ist gestorben, und 1793 brach der Revolutionskrieg aus, 15000 fl. jährliche Einnahme im Elend von zwey zuvor den Jesuiten gehörigen Probsteien, deren Einkünfte Ludwig XV der Universität, durch die Verwendung Marien Theresiens, mittelst in ganz Frankreich angeschlagener Patente, auf ewig zusicherte, vorzüglich weil die Universität sie selbst verwaltete, und sie daher als ein Privateigenthum angesehen und geachtet werden mußten, und die Pfarrey Eufenheim gingen verloren. Diese Lücke wurde jedoch einigermaßen ersetzt durch die Gefälle des Dominikanerklosters zu Freyburg, das der Kaiser Franz der Universität schenkte, und durch wiederholte Schenkungen von 12000 fl. durch die schwäbisch-österreichischen Landstände, durch eine Erbschaft von einem Professor, Namens De Benedictis. Auch sprachen die Franzosen die Universität von Requisitionen in den Jahren 1796 b. 1799 frey.

In der neuesten Zeit hat sie sich durch Freymüthigkeit gegen die geistliche Despotie in *Wichels* philosophischer Streitsache und in dem geschmähten Responsum über die geschwornen Priester Frankreichs, nach dessen Grundätzen doch in der Folge der Papst das Concordat mit Frankreich abgeschlossen, und durch viele berühmte Lehrer und Zöglinge ausgezeichnet. Es werden nur die Abgegangenen und Gestorbenen genannt. *Rieger, Patzek, Jellenz, Fölisch, von Guarin, von Mederer*, der oberste Feldarzt aller kaiserlichen Armeen, *Dannenmayer* und der letzte Fürst von *St. Blasen, Gebhard, Staravauig* waren Freyburger Professoren. Der kais. Gesandte zu Regensburg Freyherr von *Fahrenberg*, der k. k. geh. Rath von *Fechtig*, die k. k. Hoff. von *Neisinger* und von *Steinherr*, der geh. Rath, Leibarzt und Protomedicus *Rehmann* zu Donaueschingen, der Hoff. Leibarzt und Präsident der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens *Menzler* u. m. a. berühmte Männer sind Schüler der Albertina. — Ein treffliches Gedicht von *Jacobi* ist noch bey der Übernahme erschienen.

Es ist nun neuerlich wieder von demselben, für das Wohl der Univ. so äußerst thätigen Lehrer und zeitigen Prorector, ein Programm *Freyburg*, b. Rosset: *Albertinae Magni Ducatus Zähringo-Badenfis Universitatis Literar. Friburgensis h. s. Prorector D. J. Alex. Echer, Prof. publ. ord., a consillis aulicis, de rebus medicis Referens et plurimum sociis. tit. sodalis initia lectionum publ. ad 2 Nov. 1807 indicit. Praemissur brevis enarratio eorum quas anno elapso Academiae laeta et felicia acciderunt.* 10 S. 4. erschienen, welches die Fortsetzung der Geschichte der Universität ist. Ihre neuesten, anfangs bedenklichen, dann aber glücklich gewendeten Fata werden erzählt. Die Universität war 350 Jahre unter der ilden Regierung des Hauses Oesterreich, welches sich ihrer väterlich annahm, und sie

bey den vielfältigen Unglücksfällen unterstützte; im Jüngsten Frieden verlor sie das Haus Oesterreich; lange gehörte sie niemanden an, endlich wurde sie unter den Herzog von Modena und dessen Präsidenten Hn. v. Greifenegg gezwungen, die bekanntlich so wenig um die Univ. als jener um das Land sich bekümmerten; im preßburger Frieden traf sie wieder ein glückliches Loos, sie kam unter den nachmaligen Großherzog von Baden, dessen Vorfahren, den Herzogen von Zähringen, das Land einst gehörte, und dieser wurde nun ihr größter Beschützer und Beförderer. Anfangs sollte sie zwar der älteren und so eben ganz neu organisirten Universität Heidelberg weichen, und aufgehoben werden; allein Verwendungen von Seiten des Fürsten Primas und des französischen Gouverneurs Clark für sie, Androhungen von Seiten Würtembergs, die in diesem Lande befindlichen Gefälle einzuziehen, wofür die Universität aufgehoben würde, gaben ihr einige Hoffnung. Endlich bestimmte die gute Idee, welche bey der badischen Regierung für die Universität entstand, als sie dieselbe, besonders durch den Freyherrn von *Drais*, bad. Präsid. des Breisgaus, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und die gute Ordnung und Bese unter den Mitgliedern der Universität den liberalen Beförderer der Wissenschaften, den Großherzog von Baden *Karl Friedrich*, die Universität nicht nur zu erhalten, sondern sie auch, wie es aus den großen Donationen, die er ihr überläßt, hervorgeht, auf den höchsten Flor zu bringen.

Das Rectorat, welches seit 1796 der deutsche Held *Karl* begleitete, nahm der Großherzog an, der Kanzler des Maltheiser-Ordens, *J. v. Itner*, jetzt Gesandter in der Schweiz, ein gelehrter, thätiger, besonders für die Ältern und für die Naturwissenschaften enthusiastischer Mann wurde Curator, dem akademischen Senate wurde die Verwaltung der Einkünfte der Güter und Foundationen aus einer weisen Politik gelaufen, die katholische theologische Facultät wurde sammt ihren Fonds von Heidelberg nach Freyburg überetzt, 7000 fl., welche die breisgauischen Klöster jährlich in die Kasse *ad pios usus* schossen, wurden der Universität vermachet, und ihr erlaubt, so viele Kloßergüter ohne Bezahlung zu erwerben, als zu dieser jährlichen Einnahme erforderlich sind, und obendrein noch für 80000 fl. gegen Bezahlung anzukaufen (bereits sind für 240000 fl. gekauft, wofür nicht viel mehr als 33000 fl. bezahlt werden durften). Die Bibliotheken aller breisgauischen Klöster, und durch die Bemühungen des Curators auch die Buchdruckerey und des Naturalienabinet des reichen Klosters *St. Blasien* auf dem Schwarzwalde wurden der Universität geschenkt, so daß sich diese Bibliothek mit den meisten der anderen Universitäten messen kann, und sie würde vielleicht noch um die Hälfte reicher seyn, wenn nicht die nutzlose Eitelkeit, alle Ausgaben eines Werks sollten sie auch ein Dutzend seyn, zu besitzen, worin mit Bedenken nicht einmal Göttingen einen Stolz setzt, noch daselbst bestehend, das Anschaffen der wahrhaft nöthigen Bücher verhindert. Die physikalische und astronomische Instrumentensammlung des Klosters *Salemweiler am Bodensee*, die über 6000 fl. werth ist, wurde den badischen Prinzen für ungefähr 8000 abgekauft, die anatomische Sammlung besonders durch die Thätigkeit des jetzigen Lehrers zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und schon vorher das Locale erweitert; neue Lehrstühle wurden errichtet und mit neuen Lehrern besetzt, und die Thätigkeit der Lehrer durch Beförderungen und Ehrenstellen angefordert. Gegenwärtig hat die Universität 22 ordentliche, 4 außerordentliche Professoren, 6 Theologen, 6 Juristen, 6 Mediciner und 2 Assistenten, als Lehrer der Hebammen und als Hospitalarzt, 8 Philosophen. Es werden 85 Collegien gelesen, die Bibliothek wird täglich, 2mal aber in der Woche das Lesezimmer für Studierende geöffnet. Die Universität besitzt außer den genannten Anstalten und den zoologischen und mineralogischen Kabinetten noch einen chirurgischen und geburtsbüllischen Apparat, und der Prof. *Schmiderer* eine beträchtliche Sammlung von Eingeweide-Würmern und — Steinen. Nach diesen Auspicien läßt sich mit Zuversicht hoffen, daß eine bisher wenig bekannte Universität, bald in den Rang der übrigen trete, wofür alle ihre Glieder die Thätigkeit behalten, welche sie jetzt besetzt, und wenn sie dem Beyspiel derer, die schon so rühmlich voranzugehen Gelegenheit hatten, in der Mittheilung ihrer Kenntnisse mit gleichem Eifer folgen, und dadurch die dem Fürsten und dem Publicum schuldige Rechnung von ihrer Thätigkeit ablegen. Das bis jetzt erschienene dritte Programm, enthaltend *Hannonis Peripias* von *D. Hug, Prof. P. ord. lingg. Oe. St. literar. et antiquitum*, werden wir in der Folge dem Publicum anzeigen. O.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Die letzten Briefe des Jacopo Ortis*. Nach dem Italienischen herausgegeben von Heinrich Luden. 1807. 350 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts*, von Heinrich Luden, Professor in Jena. 1808. XVI u. 296 S. 8.

[ Von zwey Recensenten. ]

Vermöge der Übereinstimmung in der Idee des Ganzen wie in einzelnen Zügen, ist man anzunehmen berechtigt, daß Werthers Leiden dem Vf. von No. 1 zum Vorbilde dienten; dabey ist aber die Verschiedenheit charakteristisch genug, um in der Nachbildung mehr als bloße Nachahmung zu entdecken. Das Unterscheidende liegt theils in der Richtung der Kräfte, theils in den äußeren Umständen, theils, und zwar vornehmlich, in der Art, wie der an sich gleiche Geist sich kund giebt und darstellt. Eigenthümlich ist im *Ortis* zunächst die enthusiastische Theilnahme am Schicksale seines unglücklichen Vaterlandes, des Freystaates von Venedig; er ist selbst ein Opfer der schmachtvollen Revolutionirung geworden, empfindet aber mehr als sein eigenes Unglück den Untergang der Republik. — Sein Verhältnis zu Theresen ist gleich vom Anfang an so verzweifelnd, wie es erst späterhin zwischen Werther und Lotte wird; Theresen bekennt ihm unverholen, sie sey unglücklich, sie könne ihren Bräutigam nicht lieben; dieser wird als ein kalter, liebloser Alltagsmensch geschildert; die Mutter, die sich der Verbindung widersetzt, lebt von der Familie getrennt, und den Vater beunruhigt der Gedanke, daß seine Tochter sich seinem Willen mit schmerzlicher Ergebung aufopfert. Die Art und Weise nun, wie *Ortis* in diesen beiden Hauptmomenten seines Lebens sich selbst darstellt, möchte man mehr unmittelbar als unmittelbar poetisch nennen. Selten sind seine Worte der nächste reinste Ausdruck der Bewegungen seines Inneren; zumeist giebt er diese reflectirt wieder, sey es in Betrachtungen, in rhetorischen Ergüssen, oder in umständlichen Schilderungen. Vieles mit Wenigem anzudeuten, das Unsprechliche anzuregen, uns mit einem einzigen Worte mitten in die verborgensten Gefühle seines Inneren zu versetzen, das wir wie einheimisch darin wohnen, und sein Leben gleichsam mit ihm leben —

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

dieses vermag er nie, oder se kommt es unstreitig, daß unsere Tnem Schicksale nur mäßig ist. Da in die Breite, und zwar nicht so, sie, ihrem Gange ununterbrochen freiwillig verweilte (wie es etwa in der caccio der Fall ist); sie wird vielmehr beschäftigt, und das Werk erscheint vollständiges, durch sich selbst redend die Überlegung muß ihr zu und das Einzelne streng verknüpft eindruck erst zusammenfassen. ] scheint mehr interessant als schön, als poetisch zu seyn. In dem 1 herrscht eine gewisse Schärfe und man vermißt jene Anmuth, die Schroffe des Stoffes mildern sollte tzenswertheite sind wohl die politisch auch historischen Werth haben mög Urfschrift nicht bekannt, können wir daß die Nachbildung derselben, wir Verfasser nicht anders erwarten läßt Leben ist.

Historisch im eigentlichen Sinne des Worts, ist in No. 2 nur der erste Aufsatz, welcher die Überschrift hat: *Venedig. Entstehung, Blüthe, Verfall*. „Unter den Handschriften“, sagt Hr. Luden in der Vorrede S. VII f., „die mir in den schauervollen Tagen Jena's zerstört wurden, befand sich eine, dem Umfange nach, fast vollendete Geschichte der Revolution und des Untergangs der Republik Venedig, die Oftern 1807 erscheinen sollte. Zu dieser hatte ich eine Einleitung geschrieben, um den Leser an die Entstehung und Verfassung der Republik zu erinnern, und ihm diese so weit zu vergegenwärtigen, als zum Verständniß der Geschichte notwendig schien. Diese Einleitung hatte sich so ziemlich erhalten; das Fehlende konnte wenigstens einigermaßen aus dem Gedächtnisse ersetzt werden, so daß keine bedeutende Lücke übrig blieb. Da die Geschichte schwerlich von mir jemals wieder bearbeitet werden wird, so habe ich die Einleitung diesen Aufsätzen vorausgeschickt.“ Schade nur, daß dieser Aufsatz nicht mehr historische Fülle enthält, und der Vf. zu frühe von der fast gar zu kurzen Geschichte zur Schilderung der späteren Verfassung der Republik Venedig übergegangen ist! Freylich für den ursprünglichen Zweck war genug gesagt, aber was an sich, bloß Einleitung war, konnte wohl von dem kenntnißreichen Vf.

Z z z



sehr leicht zu einem selbstständigen Ganzen, zu einem wahrhaft interessanten Umriss der Geschichte Venedigs umgebildet werden. Italiens und Spaniens Geschichten — wie sind sie nicht gegenwärtig vernachlässigt unter uns Deutschen! Welche Lorbeeren liefsen sich hier nicht brechen von einigen jungen Männern unter uns, in denen Historiker von Geschmack und philosophischem Geiste aufblühen! Möchte Hr. L. den einmal betretenen Weg in das schöne italische Land auch fernerhin fortsetzen! —

Wir dürfen wir vielleicht den Vorwurf von der Eitelkeit, welche ja Italier der Mediceer unter den Thaten hat. Die Gluth für den Ruhm, welche jetzt viele unserer wunderfame Weise erglänzt, derselben, der die gefährliche Bestanden, zu Spaniens Geringgelungene Darstellung hoch, aber auch große Opfer verleiht Opfer, sagen wir! denn mit mußte die Eiskraft des Nordes Fleiß und deutsche Gründlichkeit. — Die 4. nächstfolgenden Betrachtungen, wozu der Vf. eine Übersetzung der „*ultima lettera*“ einlasst wurde. „Sie sind, sagt VI, Kinder des Augenblicks, die in ihnen herrscht, aber Form; sie machen keine Anlehnung mich freuen, wenn sie von Männern nicht ungern gelesen werden. enthalten eine Vergleichung Werthers mit Otis.“ Der zweite mit der Aufschrift: *Freiheitsfium*, ist voll Klarheit, Kraft und Wärme. Auch ist in diesem, so wie in allen übrigen philosophischen Aufsätzen des Vfs., der Styl weit fließender, natürlicher, lebendiger, als in dem oben erwähnten historischen, wahrscheinlich deshalb, weil derselbe im Bezug auf diesen sich zu ängstlich, wiewohl nicht so sklavisch, wie einige andere, an ein an sich herrliches Vorbild zu halten pflegt. — Wenn es übrigens in diesem Aufsätze S. 155 heißt: „Ein vollkommen rechtlicher Zustand innerhalb eines Staats wird nicht dadurch bewirkt, wie man zu behaupten pflegt, daß ein jeder seine Freyheit beschränkt, damit auch die anderen die übrige beschränken sollen; das hiesse sich auf die Negative setzen, und in das Leben den Tod bringen; sondern dadurch, daß ein jeder in dem Versuche, wozu ihn seine Natur treibt, Allen seine Kraft kühnbar zu machen, und über sie zu herrschen, gehemmt, und von Allen und Jedem gezwungen wird, sich zu beschränken — so scheint Hr. L. in jene Negative mehr zu legen, als ihre Urheber ursprünglich davor gelegt haben. — Was der Vf. im dritten dieser Aufsätze, „*Ruhm und Geschichte*“, zum Lobe der Historie, im Auge haltend, wie es scheint, einen der noch lebenden, sagt, hat Rec. aufs Neue zu gleichem Zweck, die Herabwürdigung dieses Sektenen hingerissen, mit

welchem, dem viel Erfahrenen, er auch die Überzeugung theilt, daß, in Beziehung auf historische Kunst, das Thun dem Gerede davon weit vorzuziehen sey. Nach S. 196 scheint der Vf. sich gar zu sehr vor dem Gedanken zu entsetzen, daß eine Zeit der Gottheit näher sey, als die andere, und daß die früheren Geschlechter den späteren vorarbeiten. — Aber warum, hat ja schon Lessing gefragt, könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? — Der zunächst folgende Aufsatz: *über historisches Richten*, ist ein Fragment. „Er war, sagt der Vf. S. VI &, noch einmal so groß; durch eine äußere Veranlassung aber wurde ich bewogen, als der Druck schon angefangen war, vieles herauszuschneiden. Man wird verzeihen, daß ich mich genöthigt sah, diese einzelnen Bemerkungen, also mitzutheilen.“ — Rec bedauert recht sehr, daß der Aufsatz nicht in seiner ganzen Ausdehnung gegeben werden konnte; denn so wie er vor uns liegt, ist er, wie es scheint, nichts anderes, als eine Ausführung jenes bekannten, aber nur halbwarren Grundsatzes: *Alles was ist, ist gut*. — Wohl muß man, um die Frucht zu erkennen, die Pflanze betrachten, aus der sie entsprossen, und den Boden, auf dem die Pflanze gewurzelt, und die Umgebungen, unter deren Einfluß sie gestanden hat. Aber ist es nicht eine Lebenskraft, ein göttlicher Geist, welcher alle diese Pflanzen durchströmt, mit anderen Worten, ein und ebendasselbe sittliche Gefühl, welches sich in jeder Menschenkraft regt? In dieser Hinsicht finden wir es grundfalsch, wenn man behauptet, daß sich die Älten, besonders die Griechen, nicht über die Bürgerlichkeit zur wahren Sittlichkeit erhoben haben. Und dann, was im Leben erlaubt ist, warum sollte es nicht in der Geschichte, diesem Abbilde des Menschenlebens, erlaubt seyn? Das Zutrauen des Menschen zum Menschen, beruht es nicht in unzähligen Fällen auf dem Eindruck, welchen die Art und Weise, wie ein Mensch seine Gesinnungen durch Handlungen erprobt, auf menschliche Gemüther macht? Und war nicht jenes Zutrauen, welches der gefeyerte Alexander seinem Arzte schenkte, eine herrliche Urkunde seines eigenen hohen Werthes? Und jenes göttliche, welches nach unserem Vf. in Caesar war, ist es denn je auf Erden erblickt worden? Die Historie selbst richtet gar nicht, aber die Thaten, welche sie erzählt, üben strenges Gericht. — Endlich der sechste und letzte Aufsatz handelt von dem Vortrage der Universalgeschichte. Es war derselbe ursprünglich ein, keinesweges für den Buchhandel bestimmtes, Einladungsblatt an die Zuhörer des Vfs., welches hier bloß deshalb mitgetheilt werde, weil ein Dritter einzelne, unzusammenhängende Sätze desselben entstellte, und aus ihrem Kreise gezogen habe. — Es sollte dieses Blatt den Studierenden kund thun, in welchem Geiste der Vf. ihnen die Geschichte vortragen wolle. Diesem Zwecke entsprach es.

vollkommen. Eben deshalb aber enthielt es auch bloß Andeutungen, von denen Hr. L. selbst sagt, daß er sie hier nur schwach, unbestimmt und vieldeutig habe aussprechen können. Nur die Ausführung selbst konnte daher ihm und anderen das, was er, laut diesem Zeugnisse, mit philosophischem Sinne anstrebte, ganz klar und deutlich malen. a. φ.

BERLIN, b. Frölich: *Kleine Schriften von Christian Schreiber*. Erster Band. 1808. 247 S. 8. (20 Gr.)

Eine Sammlung interessanter, größtentheils angenehmer und leicht unterrichtender Aufsätze, über Musik, Dichtkunst, Mythologie, untermischt mit Gedichten und Erzählungen. In den *rhapsodischen Gedanken über ältere und neuere Musik* findet der Vf. den Unterschied beider Gattungen hauptsächlich darin, daß die alte Musik bloß Begleitung des Gedichtes, und mithin, wie dieses, fröhlich, und heiter gewesen, dahingegen in der neueren Zeit die Musik sich losgerissen von der Poesie, als eine für sich bestehende Kunst zeige, welche mehr aus den inneren Tiefen des Gemüths hervorgehe, als die äußere Natur ergreife und darstelle. Die Antithese des Antiken und Modernen, als eines Realen und Idealen, welche der Behauptung des Vfs. zum Grunde liegt, hat allerdings viel Blendendes, und giebt oft mit blitzschneller Erleuchtung Aufklärungen über manche dunkle Stelle des Alterthums: allein die scharfe Sonderung des antiken und modernen Charakters, zu welcher sich die Kritiker im Allgemeinen berechtigt glauben, wagt nur zu oft die Vorstellungen über das Wesen des Alterthums, seiner Kunst und seines Charakters, und bringt zugleich die seltsamsten Meinungen über Ideal, Objectivität und ähnliche Dinge hervor, welche mit sich selbst noch mehr in Widerspruch stehen, als mit den Meinungen, gegen welche sie streiten, und mit den Kunstwerken, welche sie verwerfen. War die alten griechischen Dichter aus ihren Ueberbleibseln, aus ihrem Wiederhall und Nachklang in der römischen Lyrik, aus den Systemen der alten Philosophen, — welche die Dichter — und nicht allein Euripides — gern aus ihren Gedichten sprechen ließen, kennt, dem kann auch ihre Mystik und ihre Sentimentalität nicht unbekannt seyn. Beides findet sich in ihnen, nur nicht so vorlaut und am unrechten Ort sich eindringend, wie bey den Modernen, wo der Dichter, wie ein über sorglichen Pädagog, lieber zu viel als zu wenig zu thun sich bemüht. So wenig Bestimmtes wit auch von der Beschaffenheit der alten Musik wissen, so lassen doch eben die Beschreibungen von dem gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gemüth der Zuhörer gemacht haben, so, gerade jenes Ergreifen der inneren Natur von ihr vermuthen, welches der Vf. ihr abspricht. Umgekehrt dürfte vielleicht die neuere Musik diese ursprüngliche Subjectivität verlassen haben, und in ihren Darstellungen objectiv geworden seyn, nicht allein im Mißbrauch durch Malerey äußerer Gegenstände, sondern durch Bildung für sich stehender, harmonisch-rhythmischer Kunstwerke, deren Basis die Erfindung

des doppelten Contrapunctes war. Worüber die Musik — abgesehen vom Gesang — in ihrer subjectiven Natur erscheint, da ist sie Abbild der inneren Welt in der Zeit, wie die Malerey Abbild der äußeren Welt im Raume ist. Sie ist ein Tongemälde der Empfindung, aber nur der reinen Empfindung, nicht: dessen, was in ihr dem Begriff oder der Reflexion angehört, sie malt die Trauer, nicht ihre Veranlassung, das Glück und die Qual der Liebe, nicht die Liebe selbst. In so fern hat der sicher blickende Richter vollkommen Recht, daß Instrumentalmusik nichts Unmoralisches darstellen könne, und des Vfs. Einwendungen dagegen verschwinden. Denn giebt es eine mehr vollendete Läuterung der Leidenschaften, als sie bloß in ihrer reinen Form darzustellen, wie es eben die Musik thut? Daher kommt auch die, von Hr. S. ebenfalls erwähnte, Unbestimmtheit in der Wirkung der Musik, weil nämlich — wo sie es auf Empfindung anlegt — die Form der Leidenschaft allein gegeben wird, zu welcher die aufgeregte Phantasie den Inhalt selbst schafft.

Die Abhandlung: *Über* hält zwar nichts Neues, und stand bey weitem nicht; ihr Zweck, den sie wahrscheinlich in einer Zeitschrift von Gelehrsamkeit den noch ser mit einigen archäologischen Gegenständen auf eine leichte. An diese Abhandlung schlossen sich die: *Gedanken über den griechischen Chor, u desselben auf unsere Bühne*, bei Schillers *Braut von Messina* ein Meisterwerk moderner tragischen Chor, und einer kurzen *Wijschen Gründe für dessen Wi* Hr. S.: *ist der alte griechische Form und Darstellung für un* Er antwortet hierauf: Nein, seine erste und eigentliche, Bedeutung verloren, der St vertrage sich nicht mehr in poetischen Götterleben, unser poetischer Glaube, alles keine bestreudende Erscheinung in unserer Kritik, daß sie nicht allein kurz nach einander die widersprechendsten Sätze als Normen ihrer Urtheile aufstellt, sondern auch zu gleicher Zeit das in den Himmel erhebt, was sie, unter veränderter Zufälligkeit der Erscheinung, erkennt und verwirft. Nicht lange ist es, als man vom Gefühl des Wesentlichen in der Kunst durchdrungen, die Unabhängigkeit eines Kunstwerks von den Zufälligkeiten der Zeit in dem vornehmer klingenden Satz ausdrückte, ein Kunstwerk sey außer der Zeit; daß man die Selbstständigkeit oder Unabhängigkeit desselben von der Eigenthümlichkeit eines Vfs., unter dem Namen Objectivität, mit unerbittlicher Strenge forderte, und seine mögliche Beziehung auf irgend ein räumliches

oder zeitliches Verhältniß des Autors als Absichtlichkeit, Subjectivität und unreines Interesse laut tadelte: jetzt soll das Kunstwerk nicht von einem in jeder Zeit und unter jedem Volk einheimischen Geiste empfangen, und der Natur seines Empfängnisses gemäß dargestellt, es soll vielmehr in den Geist der gegenwärtigen Zeit und in das Bedürfniß eines Volks hineingedacht werden; ja man singt an den Dichter zu rühmen, der seine Helden in fremde Länder setzt, unbekümmert ob es am Ismenos oder Ganges anders zugehe, als an der Saale oder Plessse. So verwirft unsere Kritik auf der einen Seite

darstellung der Götterwelt, weil sie diese sie erhebt aber Märchen sindleinswelt, doch wohl n? Der Vorwurf einer soluch Hn. S. in Ansehung alten Chor. In dem Bes muß die Allgemeinheit isgesetzt werden, wie bey der Darstellungsfähigkeit, Zufälligkeiten seiner aufse, und in der Welt leben tkunst ihm eröffnet, sonst nstören es zu seyn, sobald rechselte. Ist also der alte

Chor nur für sich gerechtfertigt: so wird er sich vor dem kunstsüchtigen Publicum erhalten, es mag dieses aus alten Heiden oder aus neuen Christen, Türken oder Juden bestehen. Schiller liefs sich ohne Zweifel von der anerkannten Trefflichkeit und Würde des Chors verleiten, ihn der Tragödie wesentlich und anentbehrlich zu nennen. Er ist es auch allerdings, aber nicht der Tragödie überhaupt, sondern einer gewissen Gattung der Tragödie, welche wir die antike nennen, weil in ihrer Gestalt die tragische Muse zuerst erschien. Sie zur einzigen zulässigen Gattung machen zu wollen, wäre dieselbe Pedanterey, als sie durch den Vorwurf einer blofs gelehrten Arbeit von ihrem Platze, welchen sie mit Ehren erfüllt, zu vertreiben. Dieser Gattung der Tragödie ist die Stetigkeit des Chors auf dem Theater, so wie die strenge Einheit des Ortes und der Zeit — welche eben durch den Chor erhalten wird — wesentlich. Damit wird

aber nicht verneinet, daß in der modernen Tragödie, in welcher der alte Chor gleichsam bis zur Unsichtbarkeit in der allgemeinen Harmonie herausgearbeitet ist, ein neuer Chor als Person auftreten könne (wie es eigentlich der Fall bey dem Schillerischen Chor in der Braut von Messina ist); dieser aber ist nicht der alte Chor, gehört der alten Tragödie nicht an, und bindet sich folglich auch nicht an die Gesetze desselben. Auf einen solchen modernen tragischen Chor lassen sich die Sätze, nach welchen Hr. S. den Chor auf der modernen Bühne eingeführt wünscht, zum Theil recht gut anwenden, zum Theil lassen sie sich durch diesen Begriff des modernen Chors berichtigen. Selbst das Zusammensprechen des Chors, welches Hr. S. nicht thöulich findet, hat nicht so viel absolute Schwierigkeit, als er darin findet. Wo der Chor blofs Zwischenredner ist, spricht nur der Chorführer, die lyrischen Stellen werden vollkommen vernehmbar, wenn ein Theil der Chorsprecher blofs vocallirt, während nur einige volltönende Stimmen deutlich articuliren. Dafs Ernst und Eifer den Chor beseelen, ist freylich unerlässliche Bedingung des Gelingens.

Interessant ist der Aufsatz über den poetischen Krieg auf Wartburg, desgleichen die Erzählung: die Reise nach dem Liebenstein, oder das Erzählungsspiel. Weniger bedeutend sind die mythologischen Aufsätze, deren mehrere aus ägyptischer, griechischer und nordischer Mythologie sich hier finden. Den Schluß des Buches machen zwey musikalische Dramatis: Zeus und Semel, und Kbmala, freynach Ossian bearbeitet. Beide haben nicht allein das Verdienst einer leichten und schönen Versification, welche den Gedichten des Hn. S. bekanntlich eigen ist, im hohem Grade; sie zeichnen sich auch durch Würde und Anmuth vor den mehresten für die Musik bestimmten Poesieen sehr vorthellhaft aus. Auch die einzelnen kleineren Aufsätze in diesem Bändchen, z. B. Phantasie und Wirklichkeit; über die Oper; Aphorismen; über die Unterhaltung in gebildeten Claffen, enthalten manche wahre und feine Bemerkung, und geben der Sammlung eine Mannichfaltigkeit, welche sie jeder Classe von Lesern auf das vorthellhafteste empfehlen wird. D. c. A.

#### KURZE ANZEIGEN.

JOHANNESCHRIFTEN. Paris, b. Dabray, Caspelle u. Renaud: Les Soirées d'Hiver, ouvrage amusant et instructif, dédié à la jeunesse. Par G. B. Depping. 1807. Tome premier. 180 S. Tome second. 178 S. kl. 8. (21 Gr.) Nach einer in der Vorrede geäußerten Beobachtung des Vfs. lesen die Kinder lieber historische als allegorische Schriften, lieber Reisebeschreibungen als Feenmärchen. Allgemein geltend ist diese Bemerkung nicht. Alles hängt dabey von dem Grade der Bildung der Subjecte, und noch mehr vom Stoffe und Vortrage ab. Neugierigen und achtlosen Kindern ist alles genießbar, was ihnen ihrer Fähigkeit angemessene Ideen zuführt, wobey sie die schon erworbenen Begriffe anwenden können. Mathematische Köpfe finden die symbolischen Einkleidungen zu spielend; poetische Geister ergötzen sich nicht an der trockenen Herrechnung einer Reihe gemeiner Thatfachen. Jedem das Seine. Im Soliden dulde man keine Täuschung; aber der fröhlichen Phantasie lasse man auch ihre leichtesten Vorstellungen. Der Vf. erzählt und dialogirt nicht übel. Er führt einen Herrn von Valmont ein, der, nachdem er in frü-

heren Jahren einen großen Theil von Europa besacht und die Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen beobachtet hat, sich in Paris niederläßt, fünf Kinder zeugt, und mit diesen im Winter Abendgespräche hält. Er unterredet sich mit ihnen über das Schrittschuhlaufen und Schlittenfahren in Holland, Pommern und Rußland, über die Begebenheiten Peters des Großen, über das Boxen der Engländer, das Wettrennen der Seiden, über die Fußreisen, den Fang der Eidervögel, die Gamsenjagd, den Bärenfang, über eine Menge verschiedener Sitten und Gebräuche, besonders außereuropäischer Nationen, und was sonst die Verwandtschaft des Gesprächsstoffes herbey führt. Die Kinder werden angenehm unterhalten, und ihnen nur wahres, oder was für wahr gilt, gesagt. Dafs, bey Gelegenheit der Sächsen, zugleich viele wissenschaftliche Worte und Redensarten vorkommen, verfehlt sich von selbst; und in so fern wäre das Buch jungen Leuten, die das Französische studiren, mit Recht zu empfehlen, da es ihnen sowohl eine lehrreiche, als ergötzende Unterhaltung gewähren muß. Drl.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) GÖTTINGEN, b. Roewer: *De Platonici systematis fundamento Commentatio*, Professoris philosophiae extraordinarii in Academia Georgia Augusta muneris ritè adeundi gratia conscripta auctore Jo. Frid. Herbart. 1805. 63 S. gr. 8. (8 Gr.)
- 2) BERLIN, b. Unger: *Ad Frid. Ludov. Heindorfium, Virum Celeberrimum, Epistola critica*. In qua disputatur de locis quibusdam Timaei Platonici, quos vel explanabat vel emendabat Aug. Ferd. Lindau. 1803. 44 S. 8.
- 3) ERLANGEN, b. Gredy u. Breuning: *Plato de Philosophia, vel (sive) Dialogus, qui inscribitur Ἐρασταις sive Amatores*. In usum praelectionum ac scholarum graece et latine cum animadversionibus criticis et exegeticis, atque Commentatione de ingenio philosophiae Platonicae, edidit D. Joann. Jos. Stutzmann. 1806. II u. 85 S. 8. (10 Gr.)
- 4) LEIPZIG, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis*. In usum scholarum. 1805. 48 S. 8. (5 Gr.)
- 5) WÜRZBURG, b. Stahel: *Πλάτωνος Φαίδων ἢ περὶ ψυχῆς. Plato's Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele*. Zum Gebrauche für Schulen. 1807. 165 S. 8. (10 Gr.)

Unter diesen, ihres geringen Umfanges wegen verbundenen, sonst ungleichen Schriften macht No. 1 durch den Namen des Vfs. die Leser, und durch die Anmaßung, womit sie auftritt, die Kritik aufmerksam. Der Titel verheißt viel: eine solche Schrift muß nicht dem geringen Umfange nach, sondern nach der Fülle und Wichtigkeit des Inhalts beurtheilt werden; dieses mag die sonst unverhältnißmäßige Länge unserer Darstellung entschuldigen. Diese war uns um so nothwendiger, je eher wir sonst des Vfs. Ideen entstellen zu haben glauben mußten. Denn auch so noch fürchten wir, daß Mißverständnisse sich möchten eingeschlichen haben; so wenig können wir Manches reimen mit der Achtung, welche wir sonst für den Vf. haben. Gleich der Anfang (S. 3), es gäbe zweyerley philosophische Systeme, „*alterum eorum, quae proficiuntur ab ipsa, quae nobis videtur, rerum natura, alterum ex illis oriundum, quum philosophi, perspectis sententiarum jam prolatarum difficultatibus, ut angustiis exire liceat, nova excogitant*,“ ist uns darum unklar, weil wir geglaubt haben, auch die letzteren, obgleich auf kritischem Wege entstanden, gingen denn doch aus *ab ipsa*,

J. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

quae nobis (nämlich dem Gründer des Systems) *videtur, rerum natura*. Daß indess zu dieser letzteren Gattung Platon gehöre, dieses, sagt er, „*commentariolo isto elaboraturum me profiterer*“ — nämlich unter anderen Umständen. Wir wußten Anfangs nicht, was unter dem so verächtlich benannten *commentariolo isto* zu verstehen sey, und das *elaboraturum* brachte uns darauf, es sey eine noch auszuarbeitende Schrift des Hn. H.; endlich merkten wir, daß es auf gegenwärtige gehe. Wie überflüssig uns nun auch diese Auseinandersetzung, welche versprochen wird, nebst dem darüber Gefagten erscheint, daß man die modernen Begriffe, die Wissenschaftslehre oder den Schelling nicht auf die platonische Philosophie anwenden müsse (S. 4—6): um so interessanter war uns S. 7 die Bemerkung, daß es Hn. H's. Freude und fast Trost sey, im Platon einen zu finden, von welchem er sich „*in maximis minime alienum*“ nennen dürfe; das Größte nämlich seyen die ethischen Grundsätze; im theoretischen hingegen, besonders in der Ideenlehre, gehe er so weit vom Platon ab, daß sie gar nicht zu vergleichen seyen („*ut omnis tollatur comparatio*“ S. 8): indess glaubte er doch des Mannes wahre Meinung gefunden zu haben, wenn er nicht die allgemeine menschliche Schwachheit besorgte. Diese wahre Meinung lese S. 8, wer das Auge an der geschmackvollen Abwechslung von Uncialbuchstaben, Curfschrift und gewöhnlichen Lettern ergötzen will. Nachdem er nun der platonischen *ratio*, wie er diese Philosophie zu nennen beliebt, ihren Platz unter den übrigen Lehrsätzen der Alten („*reliqua veterum placita*“) angewiesen, soll deliberirt werden, „*quanam ratione uti velimus relictis nobis a Platone tot voluminibus*“ (S. 9); eine Deliberation, welche ungefähr denselben Gegenstand mit der *schleiermacher'schen* Einleitung hat, auf welche sie auch hinzublicken scheint; auf dem *herbart'schen* Wege kommt man aber viel leichter zum Ziel; man braucht nur zu beobachten, was einem gar nicht entgehen kann, wenn man zwey oder auch nur ein gesundes Auge hat, nämlich die Personen, „*quas colloqui facit*,“ die Anlässe zu den Gesprächen, und den einzelnen („*singulare propositum*“; oder soll es so viel seyn als *primarium*?) Zweck des Gespräches; und zu dem Allen bedarf es nur mäßiger Achtsamkeit (S. 10), so daß hier alle diejenigen, welche zu unachtsam für *Schleiermacher's* vielfach verschlungene Pfade sind, eine breite Bahn finden, worauf sie sich herumtummeln können. Wie leicht ihnen Hr. H. die Arbeit mache, zeigt er S. 10—14

Aaaa

an dem *Timaios*; hier werde ja selbst von seinem Hauptgegenstande, der *ýévedis*, gesagt, man könne von ihm nichts Gewisses, nur Annehmbares aussagen; was also hiervon, also auch von der Seele, von der Materie u. s. w., vorkomme, gebe Platon, wie auch Parmenides gethan, für nichts als Meinung aus. Hr. H. erlaube uns die Frage, ob Platon auch Meinungen gehabt habe, welche mit seinem Wissen in offenbarem Widerspruche gestanden, oder ob jene

en mußten.  
dem plato-  
bi nicht auf  
issen auf die  
e, welche in  
erden. Auch  
der symboli-  
sch Meinung  
(*qua talis*) ad  
vidiv spectat:

ἀλλ' ἔτι αὖ

Wir bitten,  
sie enthalten

den Hauptaccent; davon abgesehen jedoch, möchten wir wegen der kleinen Parenthese noch eine kleine Frage thun, was nämlich die Seele *qua talis* sey, und ob es nach platonischem Systeme, nämlich wie es Hr. H. sieht (*qualem videt* S. 4), auch eine Seele ohne *ýévedis* gebe. Wenn wir nicht missverstehen, so muß entweder der Satz: die Seele *qua talis* sey eine *ὄνοια*, schwinden, oder die ganze Psychologie im *Timaios*, welcher die Seele *qua talis* entstehen läßt (S. 34 C. ff.), müßte auch wiederum nur eine Meinung seyn; ist aber dieses eine Meinung, so ist ja eben dadurch auch die Seele *qua talis* in das Gebiet der Meinung gesetzt, und wir müssen wieder eingestehen, sie sey keine *ὄνοια*, während wir eben dem Geständnisse entgegen wollten. Hier ist also entweder bey Hn. H., oder bey uns, ein offenes Mißverständnis, welches uns jedoch von weiterer Nachforschung in der Schrift nicht abhalten soll. Denn wichtig ist doch, was wir S. 14 erfahren, mit dem *Phädon* sey es auch nichts: ob denn wohl der an der Pforte des Todes stehende Sokrates den trauernden Freunden das Allerheiligste der Philosophie wardt aufgethan haben? Allerdings ein sehr gründliches Argument. Denn daß Platon, gleich einigen modernen Schwärmern, deswegen einen Sterbenden, wie diese wohl sonst weisagen sollen, so hier über die unsonstliche Welt Aufschluß geben lassen sollte, weil er den Tod für einen Übergang zum wahren Erkennen und Anschauen des Seyenden und die Philosophie selbst für eine Vorbereitung und ein Studium des Todes halte, das wird wohl erstlich niemand glauben, und wollte es einer aus platonischen Stellen beweisen, so würde Hr. H. leichtlich zeigen können, auch dieses gehöre unter die Meinungen des Platon, inwiefern nämlich der Tod und alles auf ihn Bezügliche als eine Folge der *ýévedis*, gar kein Gegenstand des Wissens seyn könne. Vorzüglich schön aber spricht Hr. H. S. 17 über den *Phädon*:

man bewundere doch die Tiefe des *Raisonnements*, womit er die wahre Einheit dieses Gesprächs in dem Tadel des *Lyfias* und seiner „*scriptumcula*“ scharfsinnig aufgefunden hat, und das so einfach, daß jeder glaubt, er könne es nachmachen, während der spitzfindige deutsche Übersetzer sich mit jener „*conjectura difficili atque lubrica*“ (S. 10) abgiebt, es sey in diesem Gespräche gar weiter nichts zu suchen: „*totus ad sales jocosque convertitur*“; seine philosophisch-poetische *πᾶν* sey bloßer Spas, und das Resultat? nun? Lappereyen, die jeder Professor jetzt viel besser weiß: „*Logica quaedam praecepta, de definiendo et partiendo*!“ Und was *Parmenides*? Ey von diesem sage er ja selbst, er sey nur ein *Exercitium*, nur „*ΓΥΜΝΑΣΙΑΣ ΕΝΕΚΑ*“ geschrieben (S. 20): so muß man den Platon bey'n Worte halten. Einige Philologen würden vielleicht dergleichen Ausdrücke für attische Kunst und Urbanität halten, welche so gerne Ernst hinter Scherz versteckt; vor diesen Leuten wollen wir uns feyerlich verwahren, daß sie uns nicht, wie sie Alles gerne umdeuteln, auch gar die *herbarische* Schrift, oder gar unsere Kritik so verdrehen. Doch, fährt der Vf. fort, um der Kürze willen wolle er nur eine Generalregel aufstellen: „*Plane abstineant. necesse est ab excerptis congerendis*!“ (S. 21.) Nachdem dieser wichtige Gedanke mit Curfschrift wohl gehoben worden, lehrt Hr. H., daß in der *Republik* und den Gesetzen der eigentliche Kern der platonischen Lehre zu suchen sey; aus dem *Theaitetos*, *Sophistes*, *Philebos* sey jene zu ergänzen. Doch jetzt zur Sache: nunmehr soll mit Platon selbst philosophirt werden. (S. 24.) Nach der schwer überstandenen Versuchung, dem Leser etliche zierlich gedruckte Stellen, an welchen der Setzer sein Möglichstes gethan hat, mitzutheilen, bemerken wir nur dieses. Hr. H. lehret nun, woran Niemand zweifeln wird, Alles komme bey'm Platon darauf an, *ýévedis* und *ὄνοια* zu unterscheiden; der Anfang des Philosophirens mit diesem Manne müsse also damit gemacht werden, „*ut aliud quiddam (quoddam) systema rejiciatur*“: dies *quiddam* nennt er mit überfeiner, fast unklarer Ironie „*Herakliti scilicet illud*“ (S. 26); und zur vollständigen Beweisführung nimmt er S. 27 eine Stelle sogar aus dem *Minos* zu Hülfe: welches uns mißtrauisch gegen Hn. H's. kritischen Sinn und Bekanntschaft mit dem platonischen Geiste machen würde, sehen wir nicht aus der ganzen Schrift, daß ihm an der Kritik hier überhaupt nichts gelegen gewesen. Wie würde er uns sonst die Emendation oder Erklärung corrupter (S. 11), ja fast desperater Stellen vorenthalten haben, z. B. des *parmenideischen* Verses S. 43, oder der Stelle des *Sophisten* S. 44, vergleiche *Schliermachers* Übers. Th. II. Bd. 2. S. 495, auf deren Erklärung in deutscher Sprache S. 58, wir uns schon freuten, als wir sie leider übergangen saßen, „weil sie ohne weitläufige Erläuterung nichts helfen würde.“ Daß er doch nicht so kargte mit seiner Weisheit: dann, würden wir sehen, wie nützlich auch aus dem Unverständlichsten glückliche Beweise

führen könne, und Rec. würde sich der Reue ganz überlassen, die er über das unglückliche Bestreben einer kritischen Lectüre jener dunklen Gespräche mit seinen im Platon bewanderten Freunden lebhaft fühlt. Jeder wird auch ferner zugeben, daß die Ideen von γένεσις und οὐσία oder εἶν und πολλὰ in Verbindung zu setzen mit der opinio und scientia (S. 29): woraus dann gefolgert wird, daß Platon „ea quae sunt quaeque nascuntur, adeoque omnem naturam“ ganz aus dem Kreise des wahren Erkennens herausnehme. Adeoque omnem naturam? Dieser Schluss dünkt uns vorschnell: die ganze γένεσις wohl, aber darum auch die ganze φύσις? Was hat denn die ethische Welt, in welcher ja auch ein Werden ist, voraus vor der physischen, in welcher ja auch Ideen sind? Oder gehört jenes, daß der platonische Welterschöpfer im Timaios die ganze Natur nach Ideen abbildet, auch unter die Meinungen? Oder sind die in der Natur abgebildeten Ideen etwa nicht erkennbar? Nein, wird man sagen, als Abbilder nicht. Richtig. Aber die Urbilder der natürlichen Dinge, ohne γένεσις genommen, was wären denn diese, wenn nicht erkennbar durch νόσις? Darauf schweigt Hr. H. Ein Beyspiel statt aller! Im Timaios heist die ganze sinnliche Welt ein alle sinnlichen Thiere umfassendes Thier; dieses ist die Natur, in wie fern sie durch Empfindung und Meinung erkennbar ist; aber eben dieses sinnliche Thier heist ja ein Abbild eines unsinnlichen Urbildes, nämlich des alle unsinnlichen Thiere umfassenden unsinnlichen Thieres. Was ist nun dieses? Doch nichts anderes, als die durch Ideen erkennbare wahre Natur der Dinge. Vielleicht meint es Hr. H. auch so; aber seine mehr eigenthümliche, als antike und platonische Darstellung könnte leicht den Verdacht erregen, er habe den Platon zu einem halben Richtianer machen wollen, da ohnehin die Tendenz, mit dieser Deduction die Naturphilosophie auf den Mund zu schlagen, ganz offenbar ist. Aber nach beseitigter Natur, „quid est istud (illud) Ens. Unum a multis segregatum. cuius scientia esse potest?“ (S. 32.) Der allgemeine Begriff: „adeoque nos hic sumus in media Logica nostra“ (S. 33); denn vom Theilen und Definiren spreche Platon „quasi de maximis rebus;“ nur sey zu bedenken, daß die Logik damals noch nicht erkundet gewesen, und die auditores (wen meint er denn?) seyen geneigt, immer die Species und Individua statt des Geschlechtes aufzuzählen. Dieses also sind die εἴδη, „quarum unusquisque verum notiones generales“ (S. 35); dieses ist das εἶδος, das εἶν, der Erkenntniß wahres Object. Also logische Wesen sind uns die Ideen; ihre metaphysische Bedeutung aber tritt nach der herbarthischen Darstellung gewaltig in den Schatten; die Schrift selbst aber hat in diesem zweyten und wichtigeren Theile (S. 51) so viele Schatten und dunkle Parthieen, indem nach der antiken Art des Herakleitos außer den abstrakten Ideen noch die intricate Schreibart dazu benutzt ist, daß wir hier nothwendig einiges Licht hineinbringen müssen. Nachdem nämlich dieses bewiesen, ruft der VI. S. 36:

oder läßt vielmehr seinen Gegner rufen: „Adeoque vetus illa atque incredibilis fama verax tandem fuisse ostenditur, Platonis ideas esse SUBSTANTIAS!“ Von dem Pathos ergriffen, stehen wir attoniti, ganz perplex; bis uns das erschallende „Istius!“ den zu lebends wachsenden Muth wieder giebt, indem wir einsehen, wie leicht sich Hr. H. nach so gestellter Wendung, den Sieg gemacht hat. Gründlich ist diese Untersuchung, aber nicht neu; und Unwahrscheinlichkeit ist es, daß durch diesen Irrthum „semper tota summi philosophi ratio miserrime est distorta.“ (S. 51.) Sondern Tennemann Syst. d. Plat. Philos. B. II, S. 78 — 153, in jener, einige Mängel abgerechnet, trefflichen Abhandlung, auf welche sich auch Schleiermacher Th. I, Bd. 2, S. 405, nur beruft, hat dieses längst so aufs Reine gebracht, daß ihm zu ignoriren oder nicht gelesen zu haben, zumal im Angesichte des kräftigsten Anklägers, der gesamten götttingischen Bibliothek, wirklich eine Rüge zu verdienen scheint; um so mehr, wenn sich Hr. H. S. 33 Anmerk. herausnimmt, den Mann nach Sätzen in dessen Geschichte der Philosophie zu beurtheilen: welche Schritt er zweymal so citirt, als bestünde sie nur aus Einem Bande, so daß er bey Anderen, wir sind nicht der Meinung, leicht in den Verdacht kommen könnte, dieselbe nicht recht gekannt zu haben; wie denn das System der platonischen Philosophie nie berücksichtigt wird, wo nicht das praeceptum de excerptis non congerendis darauf stehen soll. Und doch sind jene 7 Bedeutungen des Wortes εἶν, als so viel Beziehungen des Seylich nur einzigen Begriffes, wirklich im Platon, und wenn Hr. H. sich beklagt über die Annahme solcher Unbestimmtheit, „in his ipsis notionibus, quibus distinguenda atque definienda summa deducenda est philosophi cura!“ so finden wir dies selber klagenwerth, daß er hier eine Bestimmtheit in der Definition des Dinges fodert, von welchem er eben im Texte sagt: „Definiri nec potest nec debet.“ Wir haben also zwey gegen einander nicht consequente Versteller. Der Nattermachende fährt S. 39 in der Note fort, zu demonstrieren, wahrscheinlich habe Tennemann „des reines Seyn, quod vera competit Platonis ideis“ nicht unterschieden „ab illa minime adhibenda substantia et accidentiae notions;“ aber hätte er ihn am rechten Orte nachgelesen, so wäre ihm der Schein leicht verschwunden; indem Tennemann freylich nicht, wie Hr. H., den Begriff der Substanz als einer Trägerin der Accidentien, und im Gegensatze damit modern getrachtet hat, sondern sich näher an den Sinn des Stréites über die Substantialität der Ideen hält, ob sie nämlich ein Daseyn außer dem Verstande hätten oder nicht. Hr. H. lehret hier also vorwitzig, möchte Mancher denken: die alten Sachen seyen ihm nach neu, und daher käme auch der Enthuseasmus S. 39: „Non sunt ideas in alio quodam! Stant per se: quod ut possint, primum, ut SINT, eis concedendum!“ Zum Stehen bedarf es Freyheit, so gar als zum Denken, zuerst des Seyns. Daher auch nach so langer Zeit noch S. 41 Garus in Paraphrase ausgelacht wird, „quod quaerit, quo in loco sint! Quasi locus ideis in“



*SPATIO mundi sensibilis, locus Veritati in somniorum regione assignandus esset!*“ Wir können es nicht über uns gewinnen, Leser und Vf. mögen auch denken, was sie wollen, zu wiederholten Malen den redlichen Fleiß des Setzers im Heben des Nachdrucks anzurühmen.

Hören wir nun S. 40: „*NEC QUIDQUAM EST PRAETER ILLAS.*“ Man bringe hier nicht die Materie (Vgl. S. 13, 14): „*δόξαις*“ enim „*ἐπιστήμῃ* non turbanda.“ Aber die Materie als seyend zu setzen, widerspricht ja der *ἐπιστήμῃ*; letztere muß doch aber wissen und beurtheilen können, nicht nur was sie ist, sondern auch was sie nicht ist; der Widerspruch fällt also in ihr Urtheil, und so kann Platon eine *δόξαν*, welche die Materie als *seyend* setzte, unmöglich zugelassen haben; und daß dieses der Fall sey, meint doch Hr. H., oder haben wir die unbestimmte Sprache mißverstanden? Wie kann denn aber, nach Hn. H's. eigenem Raisonement die *δόξα* irgend ein *Seyn* von Etwas prädiciren, da es eben dadurch schon als *nichtseyend* gesetzt wird? Hätte er sich so gewendet, so könnte er wenigstens noch sagen, Platon setze die Materie als ein *οὐκ ὄν*; wie wohl wir auch dieses nicht glauben, indem consequenter Weise die *δόξα*, welche allein auf das Werden geht, von der *ὑλῇ* als einem vor dem Werden Gesetzten gar nichts ausagen kann: so daß die Annahme der Materie überhaupt nur eine mythische Fiction seyn kann. „*Nihilo melius ii,*“ fährt er fort, „*qui ideas divinae naturae junctas putant.*“ Unbestimmt zwar ist der Satz, aber wichtig und neu. Und der Beweis? Es frage sich, was Platon Gott nenne; der Name sey aus dem Munde der Menge; die Definition gebe der Philosoph. Aber ehe er eine sehr merkwürdige Stelle anführe, wolle er eine *quaestiunculam* vorausschicken. Diese wird Keiner ohne großes Nachdenken verstehen, wir sagen es ihm voraus: so uns nicht Alles trägt, will Hr. H. in dem etwas unbehülflichen Latein sagen: „Ist in der Stelle Republ. VI, das *ἀγαθόν* Gott, oder nicht? Ist jenes, so muß unter Gott auch in den anderen Schriften das *ἀγαθόν* gemeint seyn; was ist nun wahrscheinlicher, daß letzteres der Fall sey, oder daß auch Rep. VI das *ἀγαθόν* nicht Gott ist?“ Allein wir haben bemerkt und viele vor uns, daß Platon sich des göttlichen Namens gar mannichfaltig bediene; oft in dem populären Sinne, oft in einem mehr wissenschaftlichen, und ausser dem höchsten Gott hat er auch niedere. Die Fragen sind also auch so schwerlich richtig; vollends aber nach dem strengen Sinne des Lateins verhalten sie sich zu einander wie die zwey Seiten eines umgewandten Rockes. Hierauf folgt die Stelle, woraus wir sehen, daß die *ἰδὲα τοῦ ἀγαθοῦ* die Ursache sey der *ἐπιστήμῃ* und

*οὐσία*: hieraus liesse sich nun beantworten, ob die Ideen in Gott sind oder nicht; wenn nur erst die *quaestiuncula* beantwortet wäre. Der Leser, vergeblich harrend, bis es verneint werde, daß das *ἀγαθόν* Gott sey, wird offenbar genarrt, und seine Verwirrung wird noch gesteigert durch zwey Cardinalfragen aus jener Stelle: „*Quomodo aliquid possit ἐπὶ τῆς οὐσίας ὑπερέχειν πρὸς βίαν καὶ δύναμει?*“ *Cur τοῦ ἀγαθοῦ ἴστα (ca) sit vis?*“ *Haec explicare summum puto in exponenda Platonis doctrina. Mihi ad fundamentum redeundum.*“ Hr. H. hat unsere Geduld auf die höchste Probe gesetzt: wer könnte aus so zusammengewürfelten Stellen und Fragen, einem wahren hermeneutischen Probleme, den Sinn beider Männer mit exegetischer Sicherheit enträthseln? Jenes *summum* gehört also nicht zum *fundamento*, um viele andere Lehren, von der Erinnerung, von der Präexistenz der Seele u. s. w., die Hr. H. wohl für Meinungen halten wird, nicht zu nennen? Wie unterscheidet sich denn jenes *summum* vom *fundamento*? Etwa wie der Gipfel des Hauses vom Rost? Vielleicht liegt der Fehler hier nur an dem *Excerptum*. Wenigstens lesen wir die ganze Stelle Rep. VI. S. 508 ff. Steph.; so sehen wir wohl ein, wie das *ἀγαθόν*, als Idee der Ideen, als das unsinnliche Allthier des Timäos; als die höchste durch keinen Gegensatz getrübe Einheit, über der *οὐσία*, als dem für den einzelnen (*μερικὸς, μεμερικὸς*) *νοῦς* gesetzten Object der einzelnen Erkenntniß oder Wissenschaft stehen könne: denn daß es anders nicht gemeint ist, könnte eine genaue Auseinandersetzung lehren. Das *ἀγαθόν* aber, wie sein Abkömmling, die Sonne, selbst ein himmlischer Gott ist, nämlich ein geborner und sinnlicher, ist auch selber Gott, nämlich der ungeborene und unsinnliche, folglich höchste, ewige, und wird im Timäos Gott doch noch unterschieden von dem *νοῦ τῷ ζῶντι*, so geschieht dieß nur durch eine mythische Trennung der *causa exemplaris* und *instrumentalis*. Nämlich das *ἀγαθόν* ist auch das *αἰτίον* nach dem Philebos; das *αἰτίον*, der *δημιουργὸς* des Timäos, ist aber Gott; folglich ist das *ἀγαθόν* Gott. Dem *αἰτίῳ* aber ist der *νοῦς* verwandt *Phileb. p. 30. D. p. 31. A.* und nach p. 65. A ist das *ἀγαθόν* aus *κάλλος, συμμετρία* und *ἀλήθεια* (oder *νοῦς*); folglich ist auch der *νοῦς* im höchsten Sinne ein Charakter des *ἀγαθοῦ*, also auch Gottes, und nun sollten die Ideen nicht mit der göttlichen Natur verbunden seyn? Vgl. auch Tennemann Syst. Bd. III. S. 126. 134. 144. Brucker Hist. crit. philos. T. I. S. 692 ff. So sind wir leider auch hierin mit Hn. H. anderer Meinung, ohne die unfrige jedoch des Raumes wegen jetzt weiter ausführen zu können; vielleicht, daß es uns dann besser, als jetzo, ihn zu widerlegen glückte.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. Braunschweig, b. Reichardt: *Erkton*, ein Dialog des Platon, mit einer Einleitung und griechisch-deutschem Vocabularium, zum Behuf der Anfänger im Griechischen. 1804. XII u. 52 S. 8. (6 Gr.) Die Einleitung enthält eine kurze historische Erörterung dessen, was zu dem Gespräche die Veranlassung gegeben; der griechische Text ist nach den gewöhnlichen Ausgaben correct abgedruckt; das Vocabularium setzt die ersten

Anfänger voraus, welche kein griechisches Lexikon haben, das ihnen sonst dieselben; ja wegen der frühzeitig anzustellenden Übung im eigenen Aufsuchen der passenden Bedeutungen, noch bessere Dienste leisten haben würden. Übrigens ist zu bedauern, daß man die liebe Jugend noch immer durch die am wenigsten ausgebildeten (oder wohl gar durch unächte) Gespräche Platons in die Lectüre des herrlichen Philosophen einführt! M. G.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) GÖTTINGEN, b. Röwer: *De Platonicis systematis fundamento Commentatio*. Auctore Jo. Fr. Herbart etc.
  - 2) BERLIN, b. Unger: *Ad. Frid. Ludov. Heindorfium, Epistola critica*. Scripsit A. Ferd. Lindau etc.
  - 3) ERLANGEN, b. Gredy und Breuning: *Platonis Dialogus, qui inscribitur Επαροιαι sive Amatores*. Editio D. Jo. Jos. Stutzmann etc.
  - 4) LERBEIO, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratica* etc.
  - 5) WÜRZBURG, b. Stahel: *Plato's Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele* etc.
- (Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Seite 42—47 zeigt Hr. H., wie Parmenides von Platon sich unterscheide: wober der erstere als der consequenteste Lehrer des Absoluten dargestellt wird; seine Bedeutung kennen zu lernen (*ut agnoscant*), werden schliesslich an dessen Fragmente die Herren Bruno, Spinoza und Schelling verwiesen. Warum nicht auch Platon? Hatte der keines, was ist dann sein Seyn? Und hatte er eines, mußte er dann nicht von Parmenides lernen, wie man nicht aus der Einheit herausgehen dürfe? S. 47, bey dem Zweifel, ob Platon diesen Philosophen auch recht verstanden, kommt so wenig heraus, daß es hätte fehlen können; doch auch dieses nehmen wir gerne an. Das Interessanteste ist aber das Ende, wiewohl wir es nicht verstehen. Hier demonstirt nämlich Hr. H., wie er sagt, *a priori*, wie die drey Systeme, des Parmenides, Platon und Herakleitos zusammenhängen: das Resultat ist höchst überraschend. An der veränderlichen Erscheinung muß etwas beharren, während die daran haftenden Qualitäten stets wechseln; da nun nicht beide als real und Seyend gedacht werden können, so kann man nur das Eine dafür nehmen, entweder das Seyn selbst oder die Qualitäten: jenes ist des Parmenides, dieses des Platon Lehre. Daß Hr. H. das alles richtig gemeint hat, glauben wir wohl; aber die Ausdrücke lassen sich auf mannichfache Art chicaniren; z. B. da Parmenides das *Εἶναι* *verum mutabilium* als das wahre Seyn setzt, so mußte er dergleichen Seyn in der Wahrheit gedacht haben, da es viele *res mutabiles* giebt; denn Hr. H. spricht davon nicht, daß er auch die *res mutabiles* aufhob, sondern nur, daß die Qualitäten: welches wieder eine neue Chicanerie zu der vorigen ist; oder Parmenides und Platon seyen ganz einig, beide hielten das Seyende für eine Qualität, d. h. in dem auf Platon angewandten Sinne, für ein Ideelles, einen

**J. J. Z. 1808. Dritter Band.**

Begriff für die *vόγος*, und sie gingen nur in der Zahl dieses Seyenden aus einander; oder auch Platon nehme eine höchste Einheit, eine Idee aller Ideen an, welche doch, als in der alle Gegensätze aufgehoben seyen, mit der parmenideischen Einheit zusammenfalle. Doch das mögen vielleicht nur Worte seyn. Im herakleitischen Systeme aber, heisst es weiter, welches das Seyende eben in das Werden der Qualitäten setzt, hätten sich die Elemente beider vorigen Systeme durchdrungen: die *οὐσία* des Parmenides also multiplicirt mit den Ideen des Platon gäben die *γένησις* des Herakleitos. Dieses ist uns zu bunt; die Geschichte ginge hier den Krebsgang, indem Platon, bey welchem man sonst eine Durchdringung aller früheren Systeme sucht, das frühere vielseitigere nur wieder einseitig gemacht hätte; und nicht Platon also, sondern Herakleitos hätte jene Mischung von Systemen gemacht, welche etliche Altkritiker dem Platon zuschreiben. Das soll wohl nur eine Paradoxie seyn; denn hier sind wir vom geraden Gegentheil vollkommen überzeugt: die Ideen des Platon sind eine Multiplication der parmenideischen *οὐσία* und der herakleitischen *γένησις*, indem durch diese jener die Vielheit und das Werden, durch diese die Einheit und das Seyn vermittelt, und so der Gegensatz beider, zu dem lebendigen Wesen der Ideen, als einer völligen Durchdringung dieser, aufgehoben wird. Sollte man diese nicht neue Idee erst wieder beweisen müssen? Wahrlich schmerzhaft ist es, nach so vieler Mühe das Resultat des Gannens auf den Kopf stellen zu müssen; denn dieses ist Hr. H. Resultat: „*DIVIDE HERACLITI ΓΕΝΕΣΙΝ ΟΥΣΙΑΣ: PARMENIDIS: HABEBIS IDEAS PLATONIS*“; unseres aber das Widerspiel: „*Ducatur Heracleti γένεσις in οὐσίαν Parmenidis: habebis ideas Platonis*.“

Die Beylage S. 51—63 ist, was uns missfallen hat, deutsch geschrieben; was soll so ein angeflackter Lappen? Sonst ist sie interessant: wir erfahren, daß die Abhandlung vorzüglich für Hn. H's. Zuhörer ist, und „den Hauptnerven derjenigen Vorträge trifft, die er unter dem Namen: *allgemeine Einleitung in die Philosophie*, halbjährlich zu halten pflegt;“ sonst ist sie erklärend, diese Beylage, besonders für die griechischen Stellen; auch ermahnt sie zum Nachdenken über die Abhandlung. Von seinem eigenen System, von der Armseligkeit der neuesten Philosophie, von der Jünglinge Studium der Philosophie, worüber er herrlich spricht, haben wir Vergnügliches gelesen: besonders Kerngedanken, welche auf

Bbb

dem Gipfel der Schönheit auch durch die Schrift ausgezeichnet sind, und dann auch von ihr fallen gelassen werden, wie S. 62: „die Natur selbst ist es, welche mit ungezügelter Gewalt ins Denken hineinwirft, und durch ihre Schwierigkeiten und Räthsel u. f. w.“ Die Latinität ist meist lobenswerth: Ausdrücke, wie *humani ingenii greffum* S. 8, *omnibus aliis (ceteris) scriptis* S. 41, *contra experientiae fautores* S. 43, und dergleichen, oder den sonderbaren Titel, der bald so aussieht, als hätte Hr. H. die Abhandlung für einen anderen zum Antritt der Professur geschrieben, und sich durch die Genitivconstruction vorzüglich auszeichnet, wird man einem Philosophen nicht übel nehmen. — Rec. läßt sich die Mühe nicht gereuen, die Schrift nach Verdienst gelobt zu haben, und empfiehlt dem Publicum diese gehaltvollen Bogen, wenn er gleich wegen einiger bestrittenen Punkte „die kritische Schadensfreude“ (S. 63) ungern verbergen würde.

Der Vf. von No. 2 erzählt im Eingange mancherley, was sich von selbst versteht, z. B. das, wer so wenig emendirt hat, wie Hr. L., nicht auch den Text noch abdrucken lassen wird: dapp. etliche Zeilen *de Timaeo Loero*, wodurch er zeigt, daß er nichts Besseres gewußt hat. Drey Stellen desselben werden verbessert; die erste ist ähnlich schon in der lateinischen Übersetzung gefaßt: „*sic enim ex vario terrae aspectu eos circumscribimus atque definimus*; in der zweyten ist zu setzen *ὁπάρτω*; bey der dritten kommt nichts heraus. Jetzt zum göttlichen Philosophen selbst. Gleich die erste Vermuthung, *ἡ* müsse in *η* verwandelt werden, ist so offenbar falsch, daß wir weiter keine Worte damit verlieren wollen; die Stelle Tim. S. 20. E. Steph., Solon rede selber hie und da in seinen Gedichten von der Freundschaft mit Dropides, wird schief erläutert durch eine Erwähnung des Kritias in den solonischen Gedichten: wenigstens hätte doch die Erwähnung des Vaters (*πατὴρ δ' ἀκούειν*) herausgehoben werden sollen. Die drey nächsten Emendationen hat Stephanus schon; S. 28 A. ist *κατὰ δύναμιν* statt *καὶ δ.* sehr richtig; wie auch S. 33. C. *ὡς δέομενον ἀναπνοῆς*. S. 12—17 wird die Psychogonie so erläutert, wie man sie nicht erläutern muß: welche lächerlichen Vermuthungen seines Freundes, welche Unkunde verrathenden Behauptungen bringt er hier bey; wie lächerlich macht er sich über die wahren *commenta* der Platoniker, die er nicht verstand, nach der Weise vornehm thuernder Ignoranten lustig: weshalb er auch schon gezüchtigt worden ist (s. Studien von Daus und Kreuzer Bd. III. Heft 1. S. 46). Die Vermuthung S. 37 B. *κύκλος ὁρθῶς ἰὼν* für *ὁρθῶς*, läßt sich leicht widerlegen durch Menon S. 93. D. *ἐπὶ τῶν ἰππῶν ὁρθῶς ἱστῆκώς*, wie auch im *Dial. de Virtute* steht. S. 19 widerlegt Hr. L. eine Conjectur des schon erwähnten gelehrten Freundchens, mit der Bemerkung, er würde „*amici futile commentum*“ übergangen haben, wenn nicht das Wort *τροφή*, welches der Freund herauswerfen wollte, so mit *ὑπεροχῇ* vertauscht werden müßte Legg. III. p. 145. Bip., welche Verbesserung nicht nur unnöthig, sondern

auch an sich schlecht ist; *τροφή* ist aber indeß auch für jene Stelle gerechtfertigt worden. S. 43. C. ist die Vermuthung; *παθόντι* nicht übel; aber gleich darauf *λυταῖ* für *αὐται* hat schon Stephanus; *αἰνκράν* aber S. 23 „*verbis adumbrandum est*“, ist ein monstrum *lectionis*, sehr flach aber die Bemerkung von der seltenen Verwechselung des *δὲ* und *τε*. S. 24, 25 werden einige im Timaios vorkommende Dreyecke, jedoch nicht eben durch musterhafte, nur im Geringsten Fleiß verrathende Demonstration erläutert. Tim. S. 74. E. ist *καφότερα* eine schöne, auch, was selten ist, durch eine Stelle erwiesene Emendation. Mit Glossen wirft der Vf. zu sehr um sich; daß *διάφραγμα* ein solches sey (S. 32), ist probabel; aber *ἐμπόδων* S. 33 mag seine Stelle ruhig behaupten. Doch da es mancherley Richtiges und Falsches hier giebt, welches wir nicht mittheilen können, und da der Charakter des Ganzen auch so schon anschaulich ist: wollen wir nur eine Verbesserung des Timaios noch herausheben. S. 77. C. heist es von der Pflanze: *Διὸ δὲ ἡ ζῷ μὲν, ἐστὶ δὲ οὐχ ἔσπερον ζῶον, μόνιμον τὸ κατεφρίσσωμένον πέπυγε, διὰ τὴς ὕψ' αὐτοῦ κινήσεως ἐσπερῆσθαι*; wo man nur schreiben muß: *διὸ δὲ ἡ ζῷ μὲν (ἐστὶ δὲ οὐχ ἔσπερον ζῶον), μόνιμον δὲ κ. τ. λ.*, um die Stelle gebeilt zu haben; denn *δὲ* ist das oft bey Parenthesen so statt *γάρ* gebrauchte: Hr. L. hingegen macht zuerst eine selbst von ihm verworfene Änderung des *δὲ* in *τε*, „*quomvis varior haec menda*“, sodann aber die spaltshafte Conjectur *ἐστὶ δὲ οὐχ ἔσπερον* (so schreibt er immer statt *ἐσπετόν*) *ζῶον*, und dazu die, wir wissen nicht, ob mehr alberne oder anmassende Bemerkung: „*Notanda est Timaei Lexicographi incuria, qui hanc vocem non receperit, nisi forte ante eum hoc mendum jam insederat*“ (S. 35).“ Von Unkenntniß alter Philosopheme zeigt doch auch die Verwunderung: „*Quod vitam dedit plantis praeter opinionem vulgo receptam*“, *nirre convenit ei cum philosophis recentioribus, qui etiam lapides induxerunt in societatem animalium*.“ Nicht zum Timaios gehörige Verbesserungen finden sich nur etliche, wovon eine schon angezeigt worden ist; S. 36 schreibt er zu Anfang des Minos *ἄλλοι μοι ὄν ἐφάνη*, was auch Schleiermacher vermuthete; aber weder dieses, noch das in diesen Blättern 1807. No. 217 geäußerte *ἀνόμοιον*, sondern vielmehr das schon von Stephanus gefundene *ἄλλοι μοι νῦν ἐφ.*, welches auch die Leidner Handschrift hat, ist das wahre. Aus diesen Beyspielen erhellet schon, daß wenig Tiefes hier niedergelegt, sondern das Meiste nur oben abgeschöpft ist, und daß der Vf. überhaupt nicht mit der Gelehrsamkeit ausgerüstet war, welche zu einer Bearbeitung dieses schwierigen Gespräches erforderlich ist, daß er also gar das unermessliche Feld nicht kannte, welches einem würdigen Erklärer oder Wiederhersteller desselben sich eröffnen muß. Er hat einen Tropfen aus dem Ocean geschöpft, und so bliebe vorzüglich der gute Wille zu loben übrig, wenn er nur mit mehr Selbstkenntniß verbunden wäre, welches aber, ungeachtet des bescheidenen Endes („*ardorem animi saepe esse spectandum magis quam epularum apparatus*“), der Fall nicht zu seyn

scheint. Der Druck des Griechischen ist sehr fehlerhaft; die Sprache ist zwar nicht unlateinisch, aber sehr geziert und gesucht, z. B. S. 33: „*Istud ψιλὸν confodiam, oppido videlicet ostiosum*“ und dergleichen viel. Ubrigens bedauern wir das ganz vortreffliche Velin, auf welches unser Exemplar gedruckt ist.

Die Vorrede der *Stutzmann'schen* Schrift No. 3 sagt wenig mehr als der Titel, nämlich das das Buch für Lernende sey, wonach er auch die ganze Einrichtung gemacht, den Text in Capitel getheilt, und in den Erläuterungen auch Leichteres zu bemerken nicht verschmäht habe; damit aber das Verhältniß dieses Gesprächs zur ganzen Platonischen Philosophie klar werde: habe er die vorstehende Abhandlung vorausgeschickt, woraus dieses nun ganz einleuchte. Warum hat er denn aber nicht nachgewiesen, welches dieses Verhältniß sey, sondern verläßt sich nur auf den Leser, der aus Vergleichung der Abhandlung mit der platonischen Schrift das Resultat selbst ziehen werde? Doch jene Nachweisung und diese Vergleichung würden auf jeden Fall tragen; da das hier neu herausgegebene Gespräch sicherlich unächte ist, worauf schon ein Zweifel der Alten (Diog. L. IX. 37) führt, weshalb es auch am wenigsten dazu darf angewandt werden, dem Schüler daraus die erste Idee vom Platon beyzubringen: es ist aber ein eigenes Schicksal dieses Philosophen, daß gerade aus den untergeschobenen Schriften die Jugend lange ihn kennen lernen sollte, und daß gerade diese, wie der zweyte *Alkibiades*, am häufigsten herausgegeben sind. Aber wie in aller Welt gehet es zu, daß Hr. St., ungeachtet der Gelehrsamkeit, welche aus der vorgesetzten Diatribe hervorglänzt, doch keine Kunde haben konnte von jener bey einem gemeinen Schriftsteller erhaltenen Notiz alter Zweifel an der Achtheit der E-ften, wodurch er (ein Glück, daß es nicht geschehen,) ohne Zweifel vielmehr auf die Idee gekommen seyn würde, die Verschiedenheit des Werkchens von platonischer Manier und Ansicht darzulegen? Rec. ist so glücklich gewesen, auf dem Wege der historischen Forschung hinter die einzig richtige Lösung dieses psychologischen Räthfels zu kommen, und macht auf diese Lösung besonders die Buchhandlungen aufmerksam, damit sie in Zukunft wissen mögen, wie sie sich gegen Hr. St. zu benehmen haben. Wir kennen den Hn. *Stutzmann* schon als einen schamlosen Plagiarus nicht nur aus seiner „*Philosophia des Universums*“, wofür er in dieser Zeitung 1807. No. 112 gezüchtigt worden ist, sondern auch aus der Abhandlung: „*de natura et indole rerum publicarum graeciae*“, welches gestohlene Gut Göß Erziehungs-wissensch. nach den Grunds. der Gr. u. Röm. S. 42 dem rechtmässigen Herrn wieder zugestellt hat; da beide Schriften zugleich mit dieser hier erschienen sind, so war auch gleiche Schamlosigkeit hier zu vermuthen. Wir erinnerten uns sogleich, einen guten Theil der *Stutzmann'schen* Gelehrsamkeit in *Fabricii Bibliotheca Graeca* gelesen zu haben; wie S. 7, 8 die ganze Stelle: „*Primus dialogos et analyticam methodum — cum Laertia nemo dubitat*“, nebst den gelehrten Anmer-

kungen wörtlich ausgeschrieben ist aus der *R. Gr.* Vol. III, p. 69. *Harles.* und so finden sich noch eine Menge Stellen, wie S. 3 vergl. *Fabric.* p. 63. S. 5, 6 vergl. *Fabric.* p. 31. Da dieses in dem ersten Theile der Abhandlung die Hauptsachen sind: so glaubten wir das Plagiat erschöpft zu haben; als wir aber in dem zweyten Theile bisweilen *Platonis Opera* T. II, T. III und dergleichen (nach *Stephanus*), bald wieder die Zweystrücker Ausgabe, S. 10 eher gar den *Alcinous* ἐν εἰσαγωγῇ τῶν δογματικῶν Πλάτωνος (eis τὰ τοῦ Πλάτωνος δόγματα εἰσαγωγή) Lib. III, p. 63, citirt fanden; da doch die ganze Schrift nur 1 Buch von 34 Capp. hat: so fand sich bey weiterem Nachspüren, die Hauptquelle, aus welcher auch das Meiste genommen ist, was aus *Fabricius* zu seyn schien, bey *Brucker Hist. crit. philos.* T. I, p. 654, 599. *Brucker* hatte jene Parthien selbst aus *Fabricius* genommen; nur die angeführte Stelle S. 7, 8 ist wohl unmittelbar aus diesem. Die 6 ersten Seiten sind also wörtlich mit wenigen Veränderungen aus *Brucker* a. a. O.; wenig ist zusammengezogen; wenige Worte hat Hr. St. de suo zugethan. S. 10 ff. geht es vom Neuem los aus p. 670 fqq., und man sehe der Belustigung halber nach, wie *Alcinous* durch das Abirren des Auges hier zu 3 Büchern gekommen ist! So bis S. 14. S. 16 aber ist er einstülig genug, eine Stelle aus *Brucker*, um diesen eines Irrthums zu zeihen, anzuführen; sonst wird er nirgends genannt. Hier sind also wenige eigene Worte, und schlecht genug, vorgetragen; S. 18 aber kommt er wieder ins Abschreiben aus p. 680 fqq. und verharrt dabey bis zu Ende, nur Einiges hinzusetzend. Und wer weiß, woher das ist? Nur dieses können wir als sein Eigenthum verbürgen, womit er S. 21 schließt: „*Atque haec fere est summa totius philosophiae Platonicae*“, und wer wird ihm das Eigenthumsrecht dieses albernen Gedankens streitig machen wollen? Eigenthümlich ist ihm auch die vortreffliche Ausführung S. 8, 9, warum die dialogische Form die vollkommenste der philosophischen Darstellung sey, nämlich als eine Nachahmung der himmlischen Formen und Gesetze, welchen die Substanzen aller Dinge im Universum folgten: eben so, wie die Planeten und alles in der Welt nach dem Mittelpunct strebte, suchten sich auch die Disputirenden ihrem Mittelpuncte, dem Lehrer, zu nähern; wie ferner die Planeten, wie Töchter der Sonne (man sieht aus dem Latein, daß Hr. St. schreibt, wäre es aus *Brucker*, so würden sie Söhne seyn), „*in se sibi que vivendi amorem ac studium*“ nicht verlassen könnten, also in Streit geriethen, und zuletzt von der Sonne mit Aufhebung ihres eigenen Lebens verschlungen würden; eben so — doch wer kann die Anwendung nicht machen, welche so nahe liegt? Ausziehen mußten wir auf jeden Fall diesen genialischen Einfall. Die *Anmerkungen* zeichnen sich aus durch die unseres Erachtens sehr glückliche und eben so scharfsinnige Erfindung, die Gleichheit der Bedeutungen der Wörter durch das Zeichnen der mathematischen Gleichheit recht deutlich zu machen; der einzige Weg, auf welchem nicht nur die dersel-

den so nothwendige mathematische Schärfe, sondern auch eine ganz neue Methode, die Begriffsidentität zu Reconnaisance aufzuheben, in die Philologie gebracht werden kann. Wenn die Idee von einem öffentlichen Schulungsausschuss ausgeführt würde, könnte sie für die Pädagogik von Wichtigkeit werden. Übrigens wäre es uns leicht, zu zeigen, dass das Wesentliche dieser ungenutzten Anmerkungen aus dem *Supplément* oder verwandten Wörterbüchern heillos zusammengeflohen; man sehe nur nach S. 30 *φλυαγίου*, S. 31 *παρρηλική*, S. 46 *διαμάχου*: womit wir diese stehende Nachwerk der rächenden Vergeltung übergeben wollen.

r und ziemlich correcter Textes, so viel wir wissen in Pforta besorgt. Der ihnen Capitula abgetheilt: die Fischer'sche Recension u. Wäre die Heindorf'sche *psalms*, *Lyris*, *Charmides*, erschienen gewesen: so eben seyn. C. 9 ist Wolf's nische Schriften No. XVI)

No. 3 ist ein Abdruck des Phädon, bey welchem

### KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Göttingen, b. Dieterich:  
كتاب قصة العشر دورا رواه جبرائيل مع ابنه  
Historia deorum Vagabundorum et  
Magis. Azad Bacht, inderis undecim alia narratibus. In  
tuum titulum ad codicem manu scriptum Cabirensem edidit  
Göttingae Kaas. 1807. VIII u. 124 S. 8. Ein König, Azad  
Bacht, der in alter Zeit von den Grenzen Sedolschehans bis  
an das Meer herrschte, trifft bei der Jagd die schöne Tochter  
seines Vaters Asfahanah, und führt sie, ohne die Einwilligung  
ihres Vaters, in sein Harem. Dieser, darüber entrüstet, bringt  
in Verbindung mit den Großen des Reichs eine Empörung  
zu Stande. Der König flieht mit seiner geraubten Gemahlin.  
Auf der Flucht gebiert sie einen Sohn, den die Aeltern von  
den Feinden verfolgt, in der Wüste zurücklassen müssen. Der  
Anführer einer Räuberbande findet den Säugling, nimmt ihn  
mit sich, und erzieht ihn. Der vertriebene König erobert  
mit Hülfe des Königs von Persien sein Reich wieder, und sucht  
stun vergeblich den verlorenen Prinzen. Dieser, der seinen  
Pflögeter, den Räuberhauptmann, auf seinen Zügen begleitet,  
wird einst unerwartet im Gefecht mit einer Caravane gefangen  
und dem Könige geschenkt, der ihn sehr lieb gewinnt und zum  
Schatzmeister erhebt. Das unbeschränkte Vertrauen, das der  
König in ihr setzt, erregt den Neid der zehn Veneren, die  
ihm vergebens den Gemüthling zu stürzen suchen. Endlich  
führt der Zufall ihnen doch eine Gelegenheit, ihren Plan aus-  
zuführen, herbei. Im Rausche verirrt sich der Schatzmeister  
einst in die Zimmer der Königin, wo er einschlief, und in die-  
sem Zustand vom Könige gefunden wird. Trotz aller Bethö-  
rungen, nicht in irgend einer strafbaren Absicht an diesen Ort  
gekommen zu seyn, wird er doch, auf das falsche Zeugniß  
der Königin, die die zehn Veneren für sich zu gewinnen ge-  
wußt hatten, zum Tod verurtheilt. Er erzählt nun die Ge-  
schichte eines Kaufmanns, den unverkündet ein sonderbar wi-  
dergesärtlicher Geist bis zu seines Lebens Ende verfolgte, wodurch  
der König bewegt wird, die Hinrichtung noch um einen Tag

der Fischer'sche Text zum Grunde gelegt ist; doch  
ist bisweilen aus eigener Gelehrsamkeit etwas geän-  
dert, wie S. 3. *γγελλας* aus den älteren Ausgaben,  
und S. 4. Z. 12, *αρχα δ' εστι* statt *εστιν*. Man sieht,  
dass der Corrector besser, gethan hätte, Alles bey  
Alten zu lassen. Hatte er doch lieber dafür gesorgt,  
die vielen Fehler, besonders in der Accentuation, zu  
verbessern; denn so steht die Ausgabe auf gleicher  
Stufe der Correctheit mit der bekannten *Harles'schen*  
der demosthenischen Rede *de corona*. Zum Beweise  
stehen hier die auf S. 4 vorkommenden Fehler. Z.  
2 steht *πορε* nach *Θησεως*. Z. 3 ist *ειναιως*, *εσσα*.  
Z. 6 *ην*. Z. 9 *δυμοδια*. Z. 12 *ισουρις*. Z. 16 *με*  
*ταξυ* und *ακρυς*. Z. 17 *σαναταρ*. Z. 18 *τι* st. *τι*  
und *ριος* st. *ριος*. Z. 21 fehlt nach *αυδαμως* das  
Colon. Z. 22 steht *ααφιστατα*. Übrigens ist in der  
Mitte der Zeilen (man sieht es kaum), die Fischer'sche  
Capitelabtheilung bemerkt. Hätte man erst die  
Druckfehler in den Buchstaben verbessert: so wäre  
das Büchlein auf Schulen gut zu gebrauchen; denn  
die große Menge der Verstöße gegen die richtige  
Accentuation könnte dem Lehrer gerade Gelegenheit  
geben, dieselbe seinen Schülern um so mehr einzu-  
üben; ein Verdienst, woran, freylich dem Corrector  
und Verleger der Ausgabe kein Theil zuzumessen  
ist. Bb.

zu verschieben. An jedem der folgenden zehn Tage ist einer  
der Veneren geschäftig, die Hinrichtung zu befördern, und an  
jedem erzählt der Verurtheilte die Geschichte, die darauf an-  
gelegt ist, die nachtheiligen Folgen der Uebereilung zu schil-  
dern. Endlich erscheint am letzten Tage, gerade als die Hin-  
richtung wirklich vollzogen werden soll, der Räuberhaupt-  
mann, welcher den König erhebt, und durch seine Ein-  
wirkung der König überträgt, welches sein eigener Sohn sey. Ne  
wird der Prinz losgesprochen, der Räuberhauptmann belohnt,  
und die zehn Veneren müssen selbst erleiden, was sie dem Schatz-  
meister zugesacht hatten.

Diese Erzählung im Geschmack der *Tausend und Eine  
Nacht* wurde Hr. K. jetzt als Lector der orientalischen Spra-  
chen auf der Universität zu Upsala angestellt, während seines  
Aufenthalts zu Paris von seinem Lehrer im Arabischen, Mar-  
deck aus Tunis, aus einem zu Kahira geschriebenen Codex  
mitgetheilt. Da das Werkchen in einer plan und fließenden  
Schreibart abgefasst, und zugleich unterhaltend ist: so hielt  
es der Herausgeber für geschickt, als ein Lesebuch für Anfän-  
ger gebraucht zu werden. Dazu finden auch wir es allerdings  
sehr passend. Nur darf der Lehrer nicht veräumen, seine  
Schüler auf die hie und da vorkommenden Verstöße gegen die  
grammatische Richtigkeit des Ausdrucks, der sich oft der Spra-  
che des gemeinen Lebens nähert, aufmerksam zu machen. So  
steht z. B. immer *ابنت* statt *بنت*; das den Accusativ  
anweisende *ا* nach *كان* wird öfters weggelassen; *ابوها*  
steht z. 2. für *اباها*, und oft ist, wo *ابو* stehen sollte, dafür  
gesetzt. S. 124 steht sogar nach *في* der Accusativ *ابي*.  
Eine französische, möglichst treue Übersetzung, und eine  
mehr wörtlich lateinische, mit grammatischen Anmerkun-  
gen versehen, verspricht Hr. K. künftig zu liefern.

Bb.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26. SEPTEMBER, 1808.

## RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) ANTONA, b. Hammerich: *Des M. T. Cicero ausgewählte Reden*, übersetzt und erläutert von Carl Friedrich Wolff. B. 1, welcher die Reden für den Sextus Roscius aus Ameria, für die manilische Bill, gegen Lucius Sergius Catilina, und für den Dichter Aulus Licinius Archias enthält. 1805: 535 S. B. II, welcher die Reden für den Aulus Cluentius, T. A. Milo, den Quintus Ligarius und für den König Dejotarus enthält. 1807. 548 S. 8. (8 Thle. 8 gr.)
- 2) OLDENBURG, b. Schulze: *M. Tullii Ciceronis in L. Catilinam Oratio secunda*. Des M. Tullius Cicero zweite Rede wider L. Catilina übersetzt nebst beygedrucktem lateinischem Text, kritischen Anmerkungen und erläuterndem Commentar von Dr. Johann Tobias Gottlieb Holzapfel, kurfürstl. heilich. Professor der Theologie und Beredsamkeit zu Ratiseln. 1807. 164 S. 8. (12 Gr.)

**H. Wolff:** No. 1 aufgeführtes Werk gehört zu den fleißigen Arbeiten in seiner Art; doch was die Übersetzung betrifft, so können wir diese nicht für sehr vorzüglich erklären, wenn wir an den Übersetzer nicht bloß die Forderung machen, daß er im Allgemeinen den Sinn der Stelle richtig auffasse, sondern auch jedes Wort und jede Redensart mit den eigenenthümlichsten Ausdrücken in seiner Sprache vertausche, jede Wendung, so viel möglich, mit der energievollen Kürze der Kraft und dem Wohlklinge des Originals in die Übersetzung herüberlebe, während er in der Wortstellung und dem Periodenbau mit der Leichtigkeit sich bewegt, wie es seine Sprache erlaubt. Wir wollen unser Urtheil, indem wir die ersten Perioden des 1 Cap. der Rede pro Milone durchgehen, bestätigen, und alsdann einige Bemerkungen über den beygefügten Commentar hinzufügen.

In dem ganzen ersten Satze herrscht, wie bey nahe durchgehends, ein breiter Vortrag, indem theils einzelne Worte und Redensarten nicht kurz genug ausgedrückt sind, theils das, was nach dem deutschen Sprachgebrauch besser verbunden wurde, durch Zwischenfüge aus einander gerückt wird, oft mehr als es im Lateinischen geschieht, dem die periodische Diction doch eigenenthümlich ist. Hr. W. übersetzt nämlich die Worte: *Etsi vero, iudices, ne turpe sit, pro fortissimo viro dicere incipientem timere*, also: Zwar besorge ich, ihr Richter, daß es mir nicht demüthig sey, indem ich für den tapfersten Mann zu

reden anfangs, Furcht zu empfinden. Das Wort *demüthig* ist ungewöhnlich. Warum nicht lieber das *turpe* durch *schimpflich* geben, und die ganze Stelle kürzer: „Wiewohl ich, Richter, befürchte, daß es schimpflich sey, die Vertheidigung eines braven Mannes mit Schüchternheit zu beginne im Original weiter heißt: *Minimeq. A. Milo ipse magis de reipublicae se perturbetur, me ad ejus causam paratorem adferre non posse*: so schreift einem das, da weiter, und macht zusammengehöriger Worte die den gedehnt. Er übersetzt nämlich: *Milo selbst über seine eigene wenige Erhaltung beunruhigt ist, es mir nicht der Vertheidigung desselben nicht leugröße unterziehen zu können*. Aber das *minimeq. decessat*, auch im selben Orte, und fahre, in Verbindung Übersetzung etwa so fort: „und denn ziemlich, bey Vertheidigung des Staates Wohlfahrt mehr Unruhe eigene, nicht eine gleiche Seelen! Nun der Nachsatz: *tamen haec novi terret oculos, qui quocunque inciderint fori et pristinum morem judiciorum* übersetzt Hr. W.: *aber dieses ungewöhnlichen Gerichtes ungewöhnliche Gestalt erfüllt mit Schreckbildern die Augen, die, wohin sie sich senken, die alte Gewohnheit des Marktes, und die ehemalige Sitte der Gerichte umsonst auffuchen*. Indem der Übers. von dem einfachen *terret oculos* abweicht, sagt er mehr und mithin nicht das, was der Redner sagt, wie die gleich folgenden Worte beweisen. Dann warum *inciderint* durch *sich senken*, und nicht das natürlichere und richtigere, *wohin der Blick oder das Auge fällt*? Die alte Gewohnheit des Marktes scheint wieder zu wörtlich und mithin undeutsch zu seyn, und das Wort *Markt*, womit überall *forum* übersetzt wird, veranlaßt nicht weniger als römische Ideen. Richtiger etwa so: „Doch des neuen Gerichtes neue Form schreckt mein Auge, das wohin es auch fällt, des Forums alte Gebräuche, und die vorige Art Gericht zu halten vermißt.“ In dem folgenden Satze wollen wir bloß die Übersetzung der Worte erwähnen: *ut in foro et iudicio, quanquam salutaribus et necessariis praefectis septi sumus, tamen ne non timere quidem sine aliquo timore possimus*. Hr. W. giebt sie: *so daß wir auf dem Markte und vor Gerichte, obwohl von heilsamen und nothwendigen Wachen umringt, nicht einmal*



furchtlos ohne einige Furcht seyn können. Was das heißen solle, wir können nicht einmal furchtlos ohne einige Furcht seyn, versteht Niemand, der nicht das Original zur Hand nimmt. Wir würden sagen: „Dafs wir uns nicht sicher fühlen, ohne doch noch eithige Furcht zu verspüren, oder wie Schelle: können wir uns doch nicht darüber beruhigen, ohne noch immer einige Furcht zu verspüren.“ Die folgende Stelle: *quae si opposita Miloni putarem, cederem temporijudices*, u. s. w. übersetzt Hr. W. so: Wennich diese Wachen gegen Milo ausgestellt glaubte, würde ich der Zeit nachgeben. Erstlich aber ist der Zeit nachgeben ein ungewöhnlicher und unverständlicher Ausdruck;

tz auf folgende Art: „Müßte ich Milo gerichtet den Umständen wie Schelle: so ndigkeit ergeben, w. Im folgenden, *viri sapienter*, durch Besonnenheit heißen muß, geht, die Pomgrenzen unserer wir weiter fortgenug seyn für die Übersetzung ommeniar. Die n, mit Ueberge, Sprache angeht, hauptsächlich das itäten zu wissen eiläufig, wie, z. ichte der Römer e Stellen, beson, e befeitigen sind, weitläufiger zu wir nicht immer ap. 13, wo Ci.

cero den Helfershelfer des Clodius, den Sextius Clodius, das Archiv des ersteren zu öffnen auffodert, um die Welt zu überzeugen von den Plänen, die man zum Untergange des römischen Staats gemacht habe; wo er ihm spöttisch die Ruchlosigkeit Schuld giebt, dafs er seinen Verwandten unbeerdigt habe auf dem Foro liegen lassen, und dann hinzusetzt: *quam rem esse nefarie fecisti, tamen, quoniam in meo inimico expromissisti crudelitatem tuam, laudare non possum, irasci certe non debeo*. Hier verwirft zwar der Herausg. alle Verbesserungen und Erklärungen der Ausleger, und rümentlich die so annehmliche Schellische: *si non laudare possum*; aber er giebt eine andere Lesart, die völlig unlateinisch ist. Irziger Weise nämlich berichtet er das *quoniam* auf *laudare non possum* und best: *quam rem esse nefarie fecisti, tamen, quoniam, quam in meo inimico crudelitatem expromissisti, tuam laudare non possum*. Wie ist es möglich, dafs in diesem Zusammenhange *tuam* nach *quam* folgen könne? Die Stelle gehört zu denen, wann eine bloße Nach-

lässigkeit im Ausdrucke bemerken muß. Eigentlich sollte Cicero sagen: *tamen, quoniam in meo inimico expromissisti crudelitatem tuam, irasci non debeo*. Die Worte *laudare non possum* muß man daher als zur Seite gesprochen, in Parenthese sich denken; weil er aber einmal gesagt hat *laudare non possum*, so setzt er hinzu *irasci certe non debeo*, da eigentlich *certe* nicht stehen sollte. Cap. 19, wo Cicero den Grund der schnellen Abreise des Clodius nach Rom, um nämlich zum Testamente des sterbenden Cyrus noch zu erscheinen, als verdächtig aufstellt, sagt er: *quae causa cur Romam properaret? cur in noctem se conjiceret? quid adferebat causam festinationis? quod heres erat?* Hier können wir uns nicht von der Vollwichtigkeit des Grundes überzeugen, aus welchem der Herausg. sich bewogen fühlt, die Schellische Meinung, zu lesen: *quid adferebat festinationis, quod heres erat*, mit Weglassung des Fragezeichens vor *quod* und des Wortes *causam* als Glossé zu verwerfen. Hr. W. fragt nämlich sonderbarer Weise: was konnte denn der Umstand, dafs er Erbe war, bringen? Es steht ja da *quid festinationis*, als das, was veranlaßt seyn sollte, während *quod heres erat* der veranlassende Umstand ist. Allein Hr. W. hat sich einmal überredet, dafs man bey *quid adferebat* schlechterdings *emolumentis* suppliren müsse; daher er denn auch mit vielen Auslegern lesen will: *quid adferebat festinationis*. Doch, warum sollte *adferebat* nicht gebraucht werden können, ohne dafs man *emolumentis* supplirte? Construiert man denn nicht diese Verba mit *demonum* wie mit *laetitia*, mit *dolore* u. s. w.? Warum sollte man also nicht, eben so gut auch sagen können *quid festinationis adferebat, quodato?* Wie paßt auch dann nach Hr. W. Lesart die Frage, *quod heres erat*, in die Rede? — Wann in der Stelle, wo Cicero den Pompejus anredet; *erit, erit illud profecto tempus, et illucescet dies, quoniam tu salutaribus, ut spero, rebus tuis, sed fortasse motu aliquo comminutionum temporum immutatis, — fortissimè iri animi magnitudinem desideras*, der Herausg. statt *salutaribus*, *salvis* lesen will, (in wiefern *salutaris* nie so viel als *salvus* bedeute), weil es ein Verstoß sey gegen Pompejus, wenn Cicero sage: *deinen, wie ich hoffe, heilsamen Plänen*; so ist diese Bedenklichkeit offenbar zu weit getrieben, und wenn Cic. dem Pomp. auch noch mehr geschmeichelt hätte, so konnte er dennoch in diesem Zusammenhange sagen: *salutaribus, ut spero, rebus tuis*. Was aber die Hauptsache ist: wie können des Pompejus *res saluae* und zugleich *temporum motu immutatae* seyn? Die Stelle Cap. 31: *est, est profecta illa vis, neque in nostris corporibus et in nostra imbecillitate, inest quiddam quod viget et sentiat, et non inest in tam praeclearo motu naturae*, übersetzt Hr. W. so: ja es ist eine obwaltende Kraft, denn ist schon in unseren hilflosen Körpern eine wirkende und empfindende Kraft, wie sollte sie nicht in der größten Natur seyn; aber ganz gegen die Worte des Textes, über deren Sinn der Herausg. in dem Commentar sich gar nicht erklärt hat, was doch sehr nöthig war. Schelle glaubte zwar nicht, hier den Text ändern zu müssen; allein in lat-

ner Erklärung: er läßt sich nicht ohne Ungereimtheit denken, daß in unsern Körpern etwas existire u. s. w. und doch gleichwohl nichts den Art im Universum. Wie auch Exnelli die Worte verstand, befriedigt er keineswegs. Wer hier *neque* und *et* son als Verbindungspartikeln in einem Satze ansieht, fühlt immer noch Dunkelheit und Sonderbarkeit der Diction und kommt nicht aufs Reine. Man theile den Satz in zwey, und mache den letzten zum Fragsatz: *Est, est profecto illa vis, neque in nostris corp. et n. imbecillitate! Inest quiddam quod viget et sentiat, et non inest in tam praeclearo motu naturae?* so bekommt die Stelle ihr gehöriges Licht.

Wir übergehen die Rede *pro Ligario*, um noch Raum zu behalten zu einer Bemerkung über eine schwache Stelle *pro Dejot.* C. 5. die den Herausg. ebenfalls zu einem sonderbaren Irrthum verleitet hat. Cicero sagt hier vom Dejotarus: *quoniam ille modo, cum regno, cum domo, cum conjuge, cum carissima filia distractus esset, tanto scelere non modo, perfecto, sed etiam cogitata?* Diese Worte werden so übersetzt: wie hätte er mit seinem Hause, seiner Gattin, mit seinem geliebten Sohne der Zerrissung sich erwehren können, wenn er ein so großes Verbrechen, ich sage nicht vollendet, sondern nur gedacht hätte? Ohne zu erwähnen, daß es wohl ein etwas unbeholfener Ausdruck ist: der Zerrissung sich erwehren, so verband doch wohl Hr. W. mit diesen Worten keinen andern Sinn als den der Trennung des Königs von seinem Reiche u. s. w.; denn in dem Sinne es zu nehmen, wie Patrius, daß es *discerpi* bedeute, kam ihm wahrscheinlich nicht in die Gedanken. Aber wie kann *cum aliquo distractus* so viel bedeuten als *ab aliquo*? In dem Commentare wird die Stelle mit Stillischweigen übergangen. Erneßi sagt bey dem Worten *quoniam ille modo*, mit vollem Rechte: *sententia non est plena.* Man muß hier nach den Worten *quoniam ille modo*, eine Ellipse oder Apophrese annehmen, diese Worte von den folgenden durch einen Gedankenstrich trennen, und hinzudenken *ille talia facere poterat.* Vorher hieß es: *ut enim omittam, cujus tanti sceleris fuerit, hospitum necare, cujus tantae importunitatis, omnium gentium lumen extinguere, cujus etc.* und nun den Nachsatz: *quoniam ille modo?* — *distractus esset etc.* — Wir enthalten uns anderer Bemerkungen über Cap. 7, wo die Worte *quum in castellum Luccejum ventum esset*, fälschlich für ein Glossen gehalten werden, so wie über Cap. 7, wo *quid tum?* nach dem Herausg. in *quid tu* verwandelt werden sollen, und gehen zu No. 2 über.

Diese Übersetzung zeichnet sich nicht bloß durch genaue Wahl der passendsten Ausdrücke und Redensarten vor jener aus, sondern sie charakterisirt sich überhaupt durch Kunstfinn in glücklicher Nachahmung der Kürze, der Kraft, der Ironie, des Wohlklangs, mit einem Worte der Eigenthümlichkeiten ihres Originals sehr vorthellhaft. Wir setzen zur Probe hier den Anfang des 1. Cap. her.

Endlich einmal, Quiriten, haben wir den L. Catilina, der vor Verwegenheit raste, nach Hochverrath schnaubte, Untergang dem Vaterlande ruchlos bereite, euch und diese Stadt

mit Feuer und Schwerdt bedrohte, aus Rom — wie soll ich sagen? — gestossen, oder hinausgelassen oder bey seinem freywilligen Abzug mit einem Lebewohl begleitet: Portgegangen, entwichen, entronnen, hinausgestürzt ist er! Kala Unheil wird nun dieses Schicksal und Uegehör: unserer Stadt in ihren Mauern mehr bereiten! Diesen Einen Anführer des innerlichen Kriegs haben wir nun unfreidig bezeugt. Nicht mehr wird nun sein Dolch unserer Brust zu nahe kommen. Nicht auf dem Myrsfeld, nicht auf dem Forum, nicht in der Curie nicht mehr in unserer eigenen Wohnung ist er furchtbar. Aus der Stadt gedrängt ist er aus seiner furchtbaren Stellung. Öffentlich können wir nun mit unserm Feinde ohne Hinderniß einen förmlichen Krieg führen.

Indess will Rec. nicht leugnen, daß es hin und wieder einer Nachhülfe und Abänderung bedürfe, um dieser Übersetzung einen noch höheren Grad von Vollkommenheit zu geben. Der Anmerkungen sind freylich, wie der Herausg. selbst in der Vorrede gesteht, viel, und man findet viel Bekanntes neben Unbekanntem. Allein Hr. H. glaubte, daß er die Leser auch nicht übersehen dürfe, die in dem Bekannten manches für sie Interessante finden; sowie auch seine Absicht nicht zu verkennen ist, alle wichtigen Erklärungen und Kritiken seiner Vorgänger im Commentare zu umfassen, und sie mit seinen Ansichten, Beurtheilungen und Zusätzen in ein Ganzes zu verweben. Bey schwierigen Stellen, namentlich ist das Streben des Hr. H. unverkennbar, das Wahrscheinlichste auf eine genaue und möglichst gründliche Art auszumitteln, und jeder wird ihm zugeben, daß sein Commentar eine Probe von philologischer Gründlichkeit und richtiger Beurtheilung ist. Um dem V. einen Beweis unserer Aufmerksamkeit zu geben, setzen wir einige Stellen her, wo wir von seinem Urtheile abzuweichen. Cap. 3, wo sich Cicero über den zusammengelesenen Haufen des Catilina verächtlich ausdrückt: *Itaque ego illum exercitum et Gallionis legationibus et hoc delatum, quem in agro Diceno et Gallio Metellus habuit, — magnopere contemno.* Hier sucht der Herausg. in einer langen Anmerkung zu beweisen, daß man *pro Gallia leg.* (was Lambinus in einer alten Handschrift fand) aber in *prae* verwandelte, lesen müsse. Er sucht solches durch eine Stelle aus *Nep. Eum. pro dignitate et pro amicitia amplo funere cum efferré curavit*, wo man dies *pro* nicht anders als in Rücksicht übersetzen könne, zu beweisen, und meint überhaupt, daß man statt des unlat. *ratione* überall *pro* setzen müsse. Von dieser Meinung des Herausg. würde man sich schwer überzeugen können. Ihn Gegenheil behaupten wir, daß *pro* niemals so viel als der unbestimmte Ausdruck im Deutschen in Rücksicht bedeute, sondern, es stehe was es wolle, z. B. *pro viribus aliquid agere, pro dignitate laudare, pro tempore, pro suo sensu quisque loquitur, pro eo ac debuit*, überall so viel sage, als nach Maßgabe dessen, so weit dies oder jenes es nöthig macht oder erlaubt. Ja, in jener Stelle des Nepos können wir nicht einmal mit dem unbestimmten in Rücksicht dieses *pro* verwechseln, in wie fern man eher sagt, vermöge seines Ansehens, oder weil er ein angesehenener Mann war, liefs er ihn feyerlich begraben. Die andere Stelle aus d. Epam. *omnes terrarum dies*

tias accipere, solo pro patriae caritate, wo der Vf. wünscht, die Meinung des Herausg., dessen Anmerkung er citirt: häufig werde, wie in dieser Stelle, pro so gebraucht, daß es so viel heiße als im Vergleich, bewiesen zu sehen, gehört sammt jener Anmerkung, eigentlich nicht hierher. Denn pro hat allerdings, und überall diese Bedeutung, wo es nämlich offenbar für an Statt steht, aber auch nur da. — Nachdem Cicero die Armee des Cat. beschrieben, und die in Rom zurückgebliebenen Genossen, so sagt er Cap. 9: Qui si hic permanent, memento, non tam exercitum illum esse nobis, quam hos, qui exercitum deseruerunt, pertimescendos. Die Worte, qui exercitum deseruerunt, werden im Commentar wörtlich genommen, als hätten sie wirklich die Armee verlassen, und wären nach Rom zurückgekehrt; allein es ist wohl nicht nöthig anzunehmen, daß sie bey der Armee gewesen waren, wocauf die Stelle pro Mar. 37 führt: Non tam timendus est exercitus Catilinae quam isti, qui illum deseruisse dicuntur. Non enim deseruerunt, sed ab illo in speculis atque infidis relicti, in capite no cervicibus nostris resisterunt. Überdies erwähnt Cicero so eben, daß Cat. in der vergangenen Nacht mit ihnen den Plan zur Anzündung der Stadt, und zur Ermordung der Patriten entworfen. Wir glauben daher, daß Cicero diese Worte mehr Spottweise, und gleichsam des Gegensatzes wegen, hinzusetzte; weil er vorher gesagt hatte: Non tam exercitum nobis pertimescendum: In dem 9ten Cap. haben alle Ausleger geglaubt, daß in den Worten: Hi sunt ex eis colonis, quas Paepulus Sulla constituit, Paepulus ein Glossum sey, welches aus der folgenden Rede, wo es heißt, quos Sulla Paepulus dedit, in diese genommen; allein wenn man die Stelle pro Mar. 24 vergleicht, wo er die Begleiter des Catilina schildert, und hinzufügt, circumfusus colonorum Paepulorum

erewer so muß man mit Grund vermuthen, daß es hauptsächlich die Paepulorum waren, die von den Gallischen Colonisten sich durch Verschwendung Schulden zuzogen, und um sich aus ihrer verzweifeltenden Lage zu reissen, zum Catilina geschlagen hatten. Daher denn Cicero eben so nöthig fand, in der zweyten Rede des Paepulus hinzuzusetzen, wie in der anderen. In dem 9ten Cap. vergleicht er Catilinas Kräfte mit denen des Volks, um zu zeigen, welch ein ungleicher Kampf es sey: Primum gladiatori confecto et fracto consul imperatoresque vestros opponite, deinde contra illum transfugam ejectam et debilitatam manum florem totius Italiae adducite. — Item vero, fährt er fort, urbes coloniarum et municipiorum respondebunt Catilinae tumulis sylvestribus. Wenn man hier berücksichtigt hätte, daß er die Personen, welche Kritten, bereits in den vorhergehenden Worten verglichen hat, und daß in dieser Stelle von denselben nicht mehr die Rede seyn könnte: so würde man weder die Stelle zu verändern gesucht, noch eine gezwungene Erklärung versucht haben. Der Herausg. will unter urbes coloniarum die Einwohner der Städte, unter tumuli sylvestres aber die Bauern verstehen, die Catilina in den Gehirgen zusammengezogen hatte. Weit natürlicher ist es anzunehmen, daß Cicero hier die Lage des Catilina, als eines Versteckens, der keinen Ort hat, wo er sich halten und vertheidigen kann, schildert. Von unserer Seite denken wir uns die Städte der Colonien und Municipien, von der anderen Catilinas Waldhügel, wiff Cicero sagen, denn das ist der einzige Ort, wo er sich vertheidigen und hinretten kann. — Ubrigens wiederholen wir das Urtheil, das wir bereits theilweise ausgedrückt haben, daß die ganze Arbeit ein rühmlicher Beweis von Übersetzer talent, interpretatorischer Genauigkeit und Sprachkenntnissen ist. W.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Dantsig, b. Goldstamm: *Gedächtniß von Hohenberg*. Ein romantisches Gemälde. 1804. Zwey Theile, 238 u. 99 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Dieses romantische (?) Gemälde stellt recht anständige, honette, mit unter auch einige fromme Situationen aus dem menschlichen Leben dar; nicht minder Naturscenen, Personen allerley Standes, und was dem anhängt: nur scheint noch die ungeübte, versuchende Hand überall zu sehr durch, und der ganzen Composition gebricht die nothwendige Einheit. Die große Last aber, die auf dem Ganzen drückt, ist das Gemeine und Alltägliche, das fast jeder Schilderung anklebt. Statt zu sagen z. B. es war Abend, heißt es hier: „Schon hatte die hehre Königin des Tages ihr Geschäft auf der dießseitigen Halbkugel vollendet, und eilte, ihren Glanz der entgegengesetzten zuzuwenden; nur noch ein schwacher, rosenfarbener Schimmer, der Widerschein ihres untergehenden Lichtes, umfloss den Horizont. Der Schwül eines heißen Sommertages folgte eine sanfte, erfrischende Kühle. Die von der Glut des Tages niedergesunkenen Häupter der Blumen erhoben sich, und strömten ihre Wohlgerüche in die Atmosphäre aus; Schaaren von Krähen und Dohlen eilten mit lautem Gekrächz den Kirchtürmen und Dächern zu.“ Und so geht es noch eine halbe Seite fort. Statt zu sagen, als das Frühlingsjahr kam, heiratheten sie sich, gebraucht der Vf. folgenden Plunder von Worten: „Die Tage des Winters vergingen allmählich, und machten dem belebenden Frühlings Platz. Eis und Schnee zerronnen, neues Grün spriesste aus der Erde, den Bäumen zersprossen Knospen, Veilchen und Schneebäume blüheten auf. Auf den Bergen ertönten wieder

der Heerden frohes Geblöck und der Hirten muntere Gesänge. Lerchen und Nachtigallen ließen sich hören; Alles athmete neue Luft. Da verband feyerlicher Segen des Priesters die Hände der Liebenden, und weihte das heilige Bündniß ein.“ Ein Hundert Seiten weniger, und das Buch würde sich — vielleicht ohne ein romantisches Gemälde zu seyn — recht gut lesen lassen. Sp.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Schauspiele von Heinrich Zschokke*. Erster Band. 1) *Marschall von Sachsen*; 2) *Die eiserne Larve*. 1804. 236 u. 290 S. 8. (1 Thlr. 13 Gr.) Es giebt gewisse Schriften und Kunstwerke, die man nicht tadeln mag, aber sich doch auch nicht getrauet, sie zu loben. Zu dieser Classe gehören diese Schauspiele des Hn. Zsch. Sie zeigen von der einen Seite von so mancher guten Anlage, von Lebhaftigkeit des Gefühls, glücklichem Auffassen interessanter Scenen, leichter, angenehmer Darstellung einzelner Scenen, und einer guten Bekanntheit mit dem, was Zuschauer gewöhnlich zu verlangen pflegen; aber sie haben auch von der anderen Seite wieder viel Flüchtigtes, aus der Romanenwelt Entlehntes, und sind dabey, als Totalitäten genommen, so los gefügt, daß man mit seiner Aufmerksamkeit immer nur bey dem Einzelnen gehalten wird. Indessen hat doch *die eiserne Larve* in dieser Hinsicht mehr Vollkommenheit. Die Sprache ist ziemlich correct und besonnen, und man stößt nur selten auf solche schief, gerichtete Stellen, wie etwa folgende: „Armuth ist eine allmächtige Fürsprecherin. Sie führt die Tugend zum Kirchenraub, den Furchtamen in die Schlacht, den Genügamen in die fernsten Indien.“ N.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## L I T E R A T U R G E S C H I C H T E .

ALTDORF, b. Herausgeber, und in Commission b. Lechner in Nürnberg: *Georg Andreas Will's*, weil. kaiserl. Hofpalzgrafens und ältesten Professors zu Altdorf, *Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon*, oder Beschreibung aller nürnbergischen Gelehrten beiderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten und Schriften, zur Erweiterung der gelehrten Geschichtskunde und Verbesserung vieler darinnen vorgefallene Fehler aus den besten Quellen in alphabetischer Ordnung fortgesetzt von *Christian Conrad Nopitsch*, Pfarrer (n) zu Altenhann. *Fünfter Theil*, oder *erster Supplementband* von A — G. 1802. 448 S. *Sechster Theil*, oder *zweiter Supplementband* von H — M. 1805. 484 S. *Siebenter Theil*, oder *dritter Supplementband* von N — R. 1806. 340 S. *Achter Theil*, oder *vierter Supplementband* von S — Z. 1808. 512 S. 4 (6 Thlr. 3 gr.)

So hat dann Hr. Nopitsch dieses nicht nur für die specielle nürnbergische, sondern auch für die allgemeine Literaturgeschichte Deutschlands höchst nützliche Werk mit dem rühmlichsten Eifer, mit der größten Uneigennützigkeit und Aufopferung seiner Kräfte und seines Vermögens, glücklich beendigt, wozu der geringe Absatz des ersten Bandes, und die kleine Anzahl von 79 Subscribenten, wenig Hoffnung zu machen schienen, und dadurch den Ruhm Nürnbergs, als einer treuen und eifrigen Pflgerin der Wissenschaften, besonders der Literaturgeschichte, den schon vor ihm *Riederer*, *Köhler*, *Hummel*, *Roth*, vorzüglich aber *Panzer* gegründet hatten, aufs Neue bewährt. Möchte nun auch das literarische Publicum die Mühe des Hn. N., welche es, wenn es gerecht seyn will, nicht verkennen kann, belohnen, und durch häufigern Ankauf dieses Werkes ihm den grossen Kostenaufwand zu ersetzen suchen! Möchten auch bald andere Zeiten zurückkehren, welche solche literarische Unternehmungen mehr begünstigen, als sie die unfrigen bey allen ihrem Treiben und Thun zu begünstigen vermögend sind!

So viel auch *Will* gethan hatte, und wer wird nicht dankbar eingestehen, daß er sich um die nürnbergische Gelehrtengeschichte höchst verdient gemacht hat: so hatte er doch noch Vieles zu thun übrig gelassen, und nicht nur Einheimische, sondern auch Auswärtige fühlten oft, wenn sie sich Rathes bey ihm erholen wollten, daß sie an vielen Orten

von ihm nicht gehörig belehrt wurden. Ausserdem hatte sich die Zahl der Gelehrten, die theils in der ehemaligen Republik Nürnberg geboren und gebildet worden waren, und entweder in derselben, oder auch ausser derselben gelebt und gewirkt hatten, theils auch aus anderen Gegenden Deutschlands von derselben mütterlich aufgenommen waren, seit 1758, in welchem Jahre *Will* sein Werk beendigt hatte, so vermehrt, und viele vorher noch unbekannte Notizen und Nachrichten waren durch mehrere Literaturfreunde in unsern Tagen so berichtet und erweitert worden, daß jenes Werk, wenn es noch brauchbar bleiben sollte, entweder ganz umgearbeitet, oder verbessert und ergänzt werden mußte. Zu dem letzteren entschloß sich Hr. N. sowohl aus Liebe zu seinem Vaterlande, als vorzüglich zur Literaturgeschichte, welche *Will* der ältere, dessen täglicher Gesellschafter und Hausbibliothekar er sechs Jahre lang war, wie auch die bekannten Geschichtsforscher *Will* der jüngere, und *Siebenkees* durch Lehre und That in ihm aufgeregt und unterhalten hatten. Er übernahm also nicht unvorbereitet diese Arbeit, und, wer sie zu würdigen vermag, wird überall bemerken, daß er dieselbe mit Kraft, Einsicht und Liebe begonnen und vollendet habe. *Will* hatte zwar schon im Jahre 1783 angefangen mit den beiden Buchstaben A und B den fünften Theil dieses Lexikons abdrucken zu lassen, um das, was er seit 30 Jahren aufgesammelt hatte, wie auch die jüngeren nürnberg. Gelehrten, welche während dieses Zeitraums aufgetreten waren, nachzutragen, welche aber Hr. N. wegen der mancherley Veränderungen, die sie wieder von 1783 bis 1800 erlitten hatten, und, um seine Supplemente durchaus gleichförmig zu machen, und einige neue Artikel einzuschalten, nicht unverändert aufzunehmen, sondern umgearbeitet, und mit dem, was sein eigener Fleiß zusammengetragen, verschmolzen hat. Ob er auch mehrere Vorarbeiten seines Vorgängers bey den übrigen Artikeln benutzt habe, läßt sein Stillschweigen nicht vermuthen. Von dem Plane des ersten Herausgebers, die Gelehrten in alphabetischer Ordnung aufzuführen, obgleich, um den Gang der wissenschaftlichen Bildung in Nürnberg und in Deutschland überhaupt zu verfolgen, die chronologische hätte vorgezogen, und die alphabetische durch ein Register ersetzt werden können, ist er nicht abgegangen, und konnte auch der Gleichförmigkeit und Einheit beider Werke wegen nicht abgehen, ausser daß er in den biographischen Nachrichten von dem Buchstaben C an, der *Raumer's*

D d d d

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.

zung wegen, die Verheyrathungen nebst den Namen der Frauen und Kinder wegzulassen sich vorgenommen hatte. Möchte er doch diesem Vorfatze immer treu geblieben seyn, und sich durch keine öffentlichen und Privat-Wünsche haben irre machen lassen! Wie viel Raum würde er dem Werke, und wie viele kleinliche Höflichkeits- und Ehren-Bezeugungen, die er verdienten Männern vielleicht schuldig zu seyn glaubte, sich erspart haben! Aber uneingedenk seines Versprechens fällt er in den letzten Bänden wieder in diesen Fehler seines Vorgängers zurück. Zu entschuldigen würden solche Familien-Nachrichten seyn, wenn sie etwa einen Einfluß auf das literarische Leben des Mannes gehabt hätten, oder wenn von dem Vater wieder gelehrte Söhne für die Welt gebildet worden wären: doch würde man immer wünschen, daß sie in einem der Geschichtserzählung angemesseneren Tone vorgetragen, und daß sie der Einheit wegen nicht nur bey neueren, und bekannten Gelehrten, sondern auch bey älteren, wo sie aufgefunden werden konnten, gegeben worden wären. Sonst ist der Vortrag deutlich und kurz, ungeschminkt und ungefuchelt, und entfernt sich von dem *Will'schen* ungebildeteren eben so weit, als ihn die Jahre von diesem Gelehrten trennen haben. Dieses Lexikon schränkt sich übrigens nicht bloß auf Gelehrte und Künstler ein, die in der Stadt oder in dem Gebiete Nürnbergs geboren sind, und gelebt haben, zu welchem Irrthum etwa der Titel verleiten könnte, sondern es geht über die Grenzen dieser Stadt weit hinaus, und giebt auch von anderen, welche, obgleich daselbst geboren und gebildet, im Auslande gewirkt haben, und von vielen anderen, welche aus fremden Gegenden Europa's, besonders Deutschlands, von Nürnberg aufgenommen und versorgt worden sind, so vollständige, und oft auch noch ganz unbekannte Notizen, als sie nicht leicht ein anderes Literaturwerk gegeben hat. Schon die Artikel *Joach. Camerarius*, *Cochläus*, *Eobanus Hessus*, *Hans Sachs*, *Pirkheimer*, *Panzer*, zeigen dies zur Gnüge. Der Wirkungskreis solcher Männer erstreckte sich auch nicht bloß auf Deutschland, in Ansbach, Bayern, Bayreuth, Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg, Oesterreich und Sachsen, sondern auch auf andere Länder in Europa, als: Dänemark, Polen, Portugall, Preussen, Schweden und Spanien. Von ausländischen Gelehrten und Künstlern, die Nürnberg aufgenommen hat, und welche fast die Hälfte dieses Lexikons einnehmen, führt dasselbe auf viele ansbacher, anhaltische, bayerische, bayreuthische, hamburgische, böhmische, brandenburgische, breisgauische, dänische, elsassische, fränkische, fuldaische, hennbergische, hohlenloische, holsteinische, italienische, jülichische, lauenburgische, lausitzische, lüneburgische, mecklenburgische, meissnische, neuburgische, österreichische, öttingische, pomerische, preussische, sächsische, schaumburgische, schlesische, schwarzburgische, schwedische, sulzbachische, thüringische, trierische, ungarische und

würzburgische Landeskinder, die theils in nürnbergische Dienste getreten, und in denselben bis an ihren Tod geblieben, theils aber auch wieder in Dienste anderer Staaten übergegangen waren. Aus diesem Verzeichnisse kann jeder schließen, wie reichhaltig dieses Werk für Bibliotheken, wie unentbehrlich es für die allgemeine Literaturgeschichte sey. Noch einen Vorzug hätte vielleicht der Vf. seinem Werke vor dem *Will'schen* geben können, wenn er am Ende desselben in dem mit so vieler Genauigkeit ausgearbeiteten Namenregister die Innländer von den Ausländern durch ein Sternchen bezeichnet, oder, um die allgemeine Übersicht noch mehr zu befördern, die Innländer und Ausländer durch zwey Register geschieden hätte. Den biographischen Nachrichten, welche bey wichtigen Männern ausführlich, bey weniger wichtigen aber kürzer sind, folgen die Schriften derselben in chronologischer Ordnung, welche aber doch von Hn. N. nicht überall so genau, als von dem ersten Herausgeber, beobachtet worden zu seyn scheint. Mehr als 600 neue Gelehrte, Schriftsteller und Künstler verschiedener Art und verschiedenes Geschlechts, hat Hr. N. in seinen 4 Suppl. Bänden aus älteren und neueren Zeiten nachgetragen, welche *Will* entweder übergangen hatte, oder welche erst nach ihm und der Herausgabe seines Werkes gelebt hatten. Natürlich aber sind es nicht lauter *Majorum*, sondern auch *minorum*, ja sogar *minimarum gentium*, welche das auswärtige Publicum in dieser Gallerie nicht vermissen würde. Denn wer wünscht mit jedem in literarische Bekanntschaft zu kommen, welcher ein Epithalamium, eine Grabchrift, einige erbauliche Betrachtungen, eine Leichenpredigt oder eine akademische Dissertation, von welcher es sehr oft ungewiss ist, ob er sie selbst verfaßt, hat abdrucken lassen? Was thut aber nicht Liebe zum Vaterlande! Die älteren Artikel, um sie von den neueren zu unterscheiden, sind mit Sternchen bezeichnet, welche aber bisweilen die Typographen, wie bey: *Baldermann*, *Christoph Leibnitz*, *Symnacher* u. a. vorzusetzen vergessen haben. Der älteren Gelehrten, welche schon vor *Will* gelebt hatten, und die von Hn. N. sind nachgetragen worden, nicht zu gedenken, wiewohl auch einige, als: *Stroemer von Reichenbach*, *Oliverius Bock*, *Ebermayer*, *Eisenbühl*, *Georg Frölich*, *Leonh. Haller*, *Joh. Mantel* u. a. ausgezeichnet zu werden verdienen, so wird sich doch jeder Literator freuen, daß er in den Suppl. Bänden ausführliche Nachrichten von neueren Schriftstellern und ihren Werken findet, als von: *Ackermann*, *Gabler*, *Döderlein*, *Serz*, *Sattler*, *Siebenkees*, *Strobel*, *Vogel*, *Veilodter*, *Waldau*, *Wittwer*, *Bauer*, *Gatterer*, *Jäger*, *Herel*, *Hummel*, *Junge*, *Mannert*, *Joh. Tob. Mayer*, *Münch*, *Roth*, *Reizenkuffer*, *Feuerlein* und vielen anderen. Noch weit mehr leuchtet der eifrige Sammlerfleiß und die strenge Genauigkeit des Vfs. in den älteren berichtigten und ergänzten Artikeln, als in dem neueren hervor. *Will* hatte ihm so viel nachzutragen übrig gelassen, daß die vier Ergänzungs-Bände bey noch

engeren Drucke fast eben so viele Seiten zählen, als die ersten *Will'schen*. Einige Artikel sind ganz umgearbeitet, und die biographischen Nachrichten mit dem Schriftenverzeichnisse so vermehrt und vervollständigt, daß sie weit mehr geben, als selbst *Will* gegeben hatte, und also das *Will'sche* Werk erst recht brauchbar machen. Man vergleiche nur die Artikel: *Joach. Camerarius*, *Eob. Hassus*, *Hans Sachs*, *Behaim*, *Büschkenstein*, *Celtes*, *Cochläus*, *Veit Dietrich*, *Joh. Mich. Düherr*, *Albr. Dürer*, *Joh. Förster*, *Felz*, *Seb. Frank*, *Freigius*, *Joh. Funccius*, *Gatterer*, *Gentilis*, *Gifanias*, *Lorenz Hoßler*, *El. Hutter*, *Joh. Dan. Köhler*, *König von Königsthal*, *Mart. Frobenius*, *Ledermüller*, *Ludwell*, *Marperger*, *Tob. Mayer*, *v. Murr*, *Nagel*, *Obfopäus*, *Omeis*, *Andr. und Lucas Osiander*, *Panzer*, *Puumgärtner*, *Melch. Pfingging*, *Piccart*, *Willib. Pirckheimer*, *Joh. Prätorius*, *Regiomontanus*, *Riederer*, *Rittershausen*, *Rivius*, *Rosenblüt*, *Esrom Rüdiger*, *Joach. v. Sandrart*, *Schalling*, *Schatzgeyer*, *Hartm. Schadel*, *Chr. Spewil*, *Joh. Schöner*, *Joh. Heindr. Schulze*, *Chr. Gottlieb Schwarz*, *Nicol. Schwebel*, *Selnecker*, *Semler*, *Lazar. Spengler*, *Chr. Spa. Trew*, *Georg Andr. Will* und *Hieron. Wolf*. Vor Wiederholungen dessen, was schon *Will* gesagt hatte, scheint sich Hr. N. bey der Umarbeitung einiger grösserer Artikel nicht allemal ganz verwahrt zu haben, z. B. bey *Estr. Rüdiger*. Ausserdem wird selten ein alter Artikel gefunden werden, der nicht die berichtigende und ergänzende Hand erfahren hätte. Verirrungen, nicht nur des ersten Herausgebers, sondern auch anderer Literatoren, besonders *Jöchers*, auch selbst des sonst so sorgfältigen *Christ. Saxe*, sind überall verbessert, und die Verbesserungen mit glaubwürdigen Zeugnissen bestätigt worden: die Bücher-Titel, welche *Will* und vor ihm auch andere verkümmelt eingetragen hatten, sind von dem neuesten Bearbeiter, der die Bücher fast alle selbst verglichen zu haben scheint, genauer, nur nicht immer diplomatisch richtig, aufzeichnet worden: die Literatur ist bey jedem Schriftsteller von ihm vermehrt worden, ob ihm gleich bisweilen nur sehr schwache Quellen flossen, die er mehr hätte ab- als hinzuleiten sollen: manches harte Urtheil, das die Zeiten *Will's* vielleicht noch entschuldigen konnten, ist von ihm gemildert worden, z. B. über die Indifferentisten und Philippisten. Th. 2. S. 55 bey *Helwig*: wo das Format, der Druckort und das Druckjahr eines Buches von dem ersten Herausgeber vergessen war, ist alles von dem neuen so viel als möglich berichtet und ergänzt, ja oft auch der Mäcen, dem es dedicirt war, hinzugefügt worden: wo in den Biographien die Jahre der Geburt, der Beförderung und des Todes nicht angegeben waren, sind dieselben nachgetragen, und falsch angegebene Namen und Vornamen verbessert, und bey den Zusätzen zu den Schriftenverzeichnisse eines jeden Gelehrten sind auch oft unbekannte Ausgaben derselben bekannt gemacht worden. Um die alphabetische Ordnung nicht zu stören, welche *Will* gewählt hatte, die aber bey den vielen Homonymieen nicht immer die genaueste ist, wie denn z. B. bey *Baier*, erst *Joh.*

*Aus*, dann *Joh. Wilhelm*, hiernach *Joh. Jacob*, und dann wieder *Joh. David*, und zuletzt *Ferdinand Jacob* gesetzt ist, eben so auch bey *Baur*, so sah sich der neue Herausgeber genöthigt, dieselbe beizubehalten. Bisweilen scheint, wie bey *Baier*, die Genealogie dem Vf. diese alphabetwidrige Ordnung aufgedrungen zu haben. Am Ende des 4. Theils sind zu den Supplementen noch einige Zusätze und Verbesserungen mit der Zusicherung hinzugefügt worden, daß, sobald sich wieder Materialien aufgesammelt haben würden, ein neuer Supplement-Band nachfolgen, und also dieses Lexikon von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden soll. Das Ganze beschliesst ein Namenregister, und ein Gesellschafts-Namen- und Pseudonymen-Register über alle 8 Theile.

Bey dem so genauen und unermüdeten Sammlerfleisse des Vfs. läßt sich leicht vermuthen, daß anderen Literatoren sehr wenig nachzutragen, zu berichtigen und zu ergänzen übrig geblieben sey. Das Wenige, das etwa Rec. vermisst hat, oder, das er nachgeholt oder abgeändert zu sehen wünscht, will er dem Vf. zu seinen künftigen Supplementen hier mittheilen. Th. I. S. 26: *Althammer Dialogue* ist 1597 in Wittenberg herausgekommen, und dessen *Commentarii Germaniae etc.* finden sich auch in: *Hist. opus in quatuor Tomos divisum, quorum Tom. 1. Germaniae antiquae illustrationem continet*, Basil. 1574. fol. Zu den literarischen Hülfsmitteln bey diesem Schriftsteller sollte vorzüglich Saxil. *Onomast. Lit. T. III. p. 116* hinzugefügt seyn, welches Werk der Vf. überhaupt selten, und nicht sorgfältig genug benutzt hat, da es doch vor vielen anderen Hülfsmitteln das sicherste und bewährteste ist. S. 48: *Joh. Jac. Baier, Problemata medica* kennen 1717. 4. in Nürnberg, aber nicht in Altdorf 1716 heraus. S. 141: *Joach. Camerarius, Hippocomicus* — ist die Aufschrift so abzuändern: *In hoc libello haec insunt: De tractandis equis, s. ιπποκομικῶς. Conversio libelli Xenophontis de re equestri in latinum. Historiola rei numariae s. de numismatis Graecorum et Latinorum, auctore Joach. Camerario, Tubing. 1539. S. 142: Synodica. — In der Leipz. Ausg. von der *Hist. Synodi Nicenae* 1572. 4. ist zugleich mitabgedruckt: *Libellus de Chronica s. certorum temporum judicii: De sancto spiritu ex disputatione, quae adscribitur Basilio, Caesareae Episcopo. De Synodi Oecumenicae et harum temporibus expositis auctore Nicephoro*. Zu berichtigen war *Will*: *De Graecis Latinisque et Indis numerorum notis*, denn der Titel heisst: *De Graecis Latinisque num. notis, et praeterea Sarracenis s. Indis cum indicio elementorum ejus; quam Logisticam Graeci nominant, et vocabulorum artis interpretatione, et aliis quibusdam ad hanc pertinentibus* — studio Joach. Camerarii sua li. et a. mit zwey Vorreden, die erstere 1556 an D. *Joh. Ulrich Zasius*, die zweyte 1569, Leipz. an *Seb. Theodoricus Huesinus*, Mathemat. Profess. in Acad. Vnitvers. Die *Narratio de Eob. Hassa* ist auch Leipz. 1696. 8. und *de Phil. Melanch.* ortu nicht 1592, sondern 1591 in Leipzig herausgekommen. Die Ausgabe von: *Commentationcula, non esse ex eventis de confictis actionibusque hominum pronuntiandum*, Joach.*



*Cameras* i. L. p. 1579: die auch in *Gronovii Thesaur. T. VIII* zu finden ist, war ohne Zweifel die zweyte Auflage, welche nicht der Vater Joach. Cam., sondern der Sohn Ludovicus zuerst herausgegeben, und Joh. v. Crucan, damals kurf. sächs. Rathe, mit welchem er auf der Landtschule in Meissen unter Georg. Fabricius studirt hatte, 1571 d. 22 Dec. dedicirt hat. Der Vater war damals, wie der Sohn erzählt, schon kränklich, und überließ die Ausgabe dem Sohne zum Besten Ernsts Vogel in Leipzig, welcher sie, um eigen Versuch mit neuen Lettern zu machen, abdruckte. Nachgetragen zu werden verdient noch zu den Schriften Joach. Cameras: Joach. Cam. *De curia XXI summorum proßlymarum seu variarum et diversarum quaestionum de natura, moribus, servitute, ap. Commelin. 1594. 8. S. 147: Philip. Camerer. Symbola et emblemata* sind auch Francof. 1661: 4. herausgekommen. S. 158: *Celtas. De urb. Norib. origine* ist auch Hagenaes fol. 1518 mit der Aufschrift: *Norimbergae descriptio* wieder aufgelegt worden, und die Ausgabe von Tacit. *de situ et mor. Germ.* steht auch in *Ursisii Germania illustr. Historicis. Bassi. 1574. f.* Die Ode *ad Phoebum* — steht am Ende der *Art versificandi*, 4. welche dem Kurfürsten von Sachsen Friedrich zugeeignet ist, und enthält 6 sapphische Strophen. Der Titel ist aber so abzuändern: *Ode ad Apollinem, repertorem poëticæ, ut ab Ital. cum lyra ad Germanos veniat.* Die S. 159 aufgeführte *E. Ann. Senecas Biga tragoediarum cura Conr. Celis* kennt Rec. nicht, aber selbst besitzt er: *Lucii Seneci Cordubensis Hercules furans tragoedia prima incipit, Lips. MCCCCLXXXVII, 4.* welches Jahr am Ende der Dedication an den Fürsten von Anhalt zu lesen ist. Zu dem Schriften-Verzeichnisse Cochläus kann noch folgende nachgetragen werden: *Antwort auff Luthers Sendtbrief geschriben gen Augspurg an den Cardinal Erzbischoffen zu Mentz Churfürsten etc. P. A. C. MDXXX. f. k.* Diesen Brief dedicirte Cochläus von Augspurg aus am 6 Sept. 1530 dem Abt zu Cayersshaym Conrad. Das *Summarium der bayserl. Antwort* S. 178 hat Cochläus dem Abt zu Chemnitz Hilario von Dresden aus den 26 April 1531 zugeeignet. Die Aufschrift von *Vita Theodorici* S. 181 ist so umzuändern: *Vita Theodorici Regis Ostrogoth. et Ital. auctore Jo. Cochlaso cum addit. et annotat. quæ Sueo - Goth. ex Scand. expedit. et comment. illustr. op. Joh. Peringskiöld, c. f. Stockholm 1699. 4.* Ob Cochläus mit Eck und Faber die *Confutatio confess. Tetrapolitanæ* geschrieben habe, wie mit Stöden und Ehingern vor Kurzem im Neuen Lites. Anzeiger 1808. No. 10. S. 156 behauptet wurde, ist noch zu bezweifeln: s. Prolegg. ad *Formulam confutationis Confessionis Aug. lat. e Cod. Mscr. edit. a Chr. Gottfr. Müller. Lips. 1808. p. LXXXIX*, wo auch die noch bis jetzt unbekannte *Confutatio Confess. Tetrapolitanæ* abgedruckt zu finden ist. in

der Stifts-Bibliothek zu Zeitz hat Rec. auch noch einige Originalbriefe von Cochläus an den Bischof Julius Pflug aufbewahrt gesehen. S. 194: *Mart. Crusas.* Die Schrift, welche Will unter dem Titel: *Solam. Schweigero scripta gratulatio — Argent. 1582* auführt, heist eigentlich: *Hodoeporicon J. Itinerarium D. Sal. Schweigero, Sultzensis — conscriptum a Mart. Crusæ, Prof. Tubing. Lips. 1586. 8.* Von den *Annal. Suevicis* wurde *Dodecas I* und *Dodecas II.* 1595 und *Dodecas III.* 1596 zu Frankf. abgedruckt. Veit Dietrich S. 215. *Christliche Auslegung der schönsten Sprüche Johannis* ist zu Leipz. 1571. 8. wieder aufgelegt worden. Den Schriften von Mich. Dillher S. 220, sind noch beyzufügen: *Disputatio de libero arbitrio. Jen. 1642. 8. Dissert. de conscientia. Jenae 1642. 8. Tò γινώσκον τοῦ θεοῦ i. e. Notitia Dei modo non uno cum gentilibus communicata. Jen. 1641. 8. Dantellus S. 243, de pignoribus et hypothecis* ist auch Lugdun. 1575. Fol. erschienen. *Albr. Dürer* S. 255: Sein eigenhändiger Brief an Albrecht, Erzbischof von Mainz und Kurfürst von Brandenburg, vom Jahre 1523, befindet sich nicht in der Schul- sondern Stifts-Bibliothek zu Zeitz, und ist in dem Allgem. Lit. Anz. auch abgedruckt worden. In eben derselben Bibl. wird auch von Lorenz Dürnkhofer S. 261 ein Bändchen lat. und griechische Gedichte im Mspt. aufbewahrt, die er von Oelfsnitz aus im Jahre 1554 an Julius Pflug überschickte hat. *Valent. Erythraeus* S. 295, *orat. de honoribus Academicis* ist auch *Argent. 1574* und *de Elocutione Libb. tres, Argent. 1567. 12.* wieder aufgelegt worden. *Joh. Th. Freigius* S. 361, *Quaestiones Justinianæ Basil. 1578. 8.* Der Titel ist so zu berichtigen: *Quaest. Just. in Institutiones juris civilis cum analysi Logica et Politica aliquot consiliorum Zafii, und von der Schrift: ἐπιλοιμία — heist er vollständig: ἐπιλοιμία ἢ Liber Tristium temporis pestis summa et moestitia et labore scriptus.* Bey *Joh. Funckius* S. 379 ist noch einzutragen: *Werkstättiger und gründlicher Bericht, wie und was gesah die Egerliche Spaltung von der Gerechtigkeit des Glaubens sich ansehnlich im Lande Preussen erhoben, und was eigentlich von der Gerechtigkeit Christlich nach brauch der heiligen Schrift und der rechtschaffnen Lehrer alter und unsrer Zeit gehalten werden möge — durch: Joh. Funk. Königsberg in Preussen, 1553. 4.* Bey Nic. Hieron. Gundling S. 444: *Discurs über den Utrecht-Badischen Frieden* soll es wohl nach der Ausgabe Ffth. u. Leipz. 1740, 4. Utrecht-Radtschlichen Frieden heißen. Die *Historie der Gerechtigkeit* ist nicht, wie Will sagt, 1737, sondern schon 1734 in 4 Bänden 4. erschienen. Zu den Erläuterungsschriften können noch hinzugefügt werden: *Gundlings Leben und Schriften, Fft. u. Leipz. 1736, 4. Saxii Onomast. lit. T. VI. p. 25, und Schröckh's Abhandlung 2 Th. n. 38. S. 225—240.*

(Der Bestands folge.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Salzburg, b. Mayr: *Biographische Skizze von Joh. Jan. Hartenbach. Doctor der Arzneywissenschaft, u. Wundarznei, k. k. Regierungsrathe u. Protomedicus*

in Salzburg u. s. w. Entworfen vom Prof. Alois Weissenbach 1808. 39 8. 8. Diese biographische Skizze ist aus der medicinisch-chemurgischen Zeitung besonders abgedruckt.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 S E P T E M B E R , 1 8 0 8 .

## LITERATURGESCHICHTE.

**ALTDORF.** b. Herausgeber: Georg Andreas Will's etc. *Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon*, oder Beschreibung aller nürnbergischen Gelehrten beiderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten und Schriften fortgesetzt von Christian Conrad Nopitsch, u. s. w.

(Beischluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**Th. II. S. 35:** Hauffe, geb. z. Mittelweida, etwa zu Mittelweyda oder Mittelsayda, denn im Königreich Sachsen giebt es kein Mittelweida. S. 55: Moriz Heling. Die Rede *de legum dignit.* (nicht *auctoritate et utilitate*) steht nicht in der *Introduct. novae scholae Altdorf.*, sondern in dem Buche, welches in eben diesem Jahre in Nürnberg herauskam, und überschrieben ist: *Leges ac instituta scholae Altdorfinae Norimbergensium*, und hat seinen besonderen Titel; aber *Erythraei, Rectoris scholae novae in oppido Altdorf. oratio* findet sich in *Introduct.* S. 109. Casp. Hofmann, bey *Varior. Lect.* Lib. VI stehen auch: *diatribe de ichoribus* und *de usu cerebri.* El. Hutter, S. 143, *Künstlich A B C.* Buch ist nicht, wie Will sagt, in Hamburg, sondern Nürnberg 1593, 4. herausgekommen. Von der Schrift: Paul Joseph's, S. 179: *Gründlicher Beweis* 1612 (8), welche Will eingetragen hat, heisst der Titel also: *Gründlicher Bew. aus dem alten Testamente, und zum Theil aus dem jüdischen Talmud; wie dafs Christus Jesus, der Jungfrau Marie Sohn, sey der wahre verheißene Messias und Heyland der Welt, und die andere Person in der heiligen Dreyfaltigkeit.* MDCXII. 8. Georg. Major S. 348. Hier fehlen noch folgende Schriften: *Oratio de dicto: Sermo habitat in vobis, recitata a Georg. Majore in promotione nobilis et clarissimi viri, Georgii Veneti, theologiae Doctoris.* Witteb. MDL. 8. *Enarratio ep. Pauli scriptae ad Philipp. auctore G. Majore.* Witteb. 1554, 8. *Auslegung der Epistel Pauli an die Galater in 20 Predigten,* Wittenb. 1558, 8. *Von der Nothwendigkeit des Neuen Gehorsams,* Wittenb. 1562, 4. Falsch nennt Will S. 342: *Confessio fidei Justae*, denn es heisst: *Confessio de justificatione et bonis operibus,* Witteb. 1558, 4. Die deutsche Übersetzung: *Bekennniß D. Georg. Major's von dem Artikel der Justification,* ist nicht 1559, sondern 1558, 4. erschienen. Mauser oder Musurus S. 382: *Der Tract. de nuptiis* ist nicht nur in Jena 1682, sondern auch in Leipz. 1597 abgedruckt worden, wo es heisst:

S. 4. L. Z. 1808. Dritter Band.

*antea editus per Joach. Heust — nunc ab ipso autore recognitus et multis locis auctus.* Th. III. Andr. Osiander, S. 78: Die beiden Predigten, welche Will S. 101 über R. ohne Zweifel Titel heisst: *und Achabas die Worte* 129 Decembri ben worden Luc. Osiander *Scultetus Al* tion, die er *gen Scultetu* Ottinger, de *Nop. Suppl.* *De christate* *tingero, No* te. Witteb. *MDXCVI, 4* Art. *Melchior* *Theuerdenk* 1805. 7 St. 8 *cart 8. 155 H* *itz. Decades* die *Decades* gekommen d *fac orat. in fi* berg 1614, 4 *peritus S. 338* *ium familiar* *Chr. Arnolds* dem Th. Rei *seinem Test* *Hofman. p. 6* den *Rätnefisc* *Bibliothek a* *Exemplar d* *handschriftl* *wähnte, vor* *tram herrüht* *Bertramo, fu* 1795. 8. — Th. im 68 Jahre Lucas Schreck oder Schrock, C nonicus und Senior des Collegiat-Stiftes, Patricius Noribergensis, ohne Zweifel ein Bruder Joh. Friedr. Schreck, welcher seinem Bruder in diesem Lexikon beygesetzt werden kann.

E c c e

H. I. K.

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS, b. Duprat-Duverger: *Dictionnaire pour servir à l'intelligence des auteurs classiques grecs et latins; comprenant la Géographie, la Fable, l'Histoire, et les Antiquités, avec une Table chronologique et un Tableau des poids, mesures et monnoies des anciens, comparés avec les nôtres; par Math. Christophe. 1803. Tom. I. A—L. XXI u. 532 S. Tom. II. M—Z. 535 S. gr. 8. (6 Rthlr.)*

Das gegenwärtige Wörterbuch nahm Rec., der die Flüchtigkeit der Transrhenaner bey solchen Art, mit einem Land; fand sich erwarten, ge-  
Vorr. S. VI) zu- Menge Elementen-  
ehandelten Ma-  
? Sollten diese  
unnöthig ge-  
(S. III) für einen  
klassiques von  
k in Frankreich  
mmen umfasse.  
beils durch sel-  
cum so gut als  
ibliotheken be-  
fert zu werden  
ben, woraus sie  
gegenwärtigen  
ffen möchte!]:  
edrangten Aus-  
abres Verdienst  
Prof. zu Ox-  
n getreuer Aus-  
sachtet werden

England ver-  
eich thun. Er  
n bloßen Aus-  
er, dabey die  
t, und wo die-  
e l'académie des  
r reichhaltigen  
it vor der Her-  
n, der ihm zu-  
Durchsicht vor-  
einem Werke,  
tschaft selbst  
ngen zu berei-  
Gefundene zu  
u sondern, und  
llen, eine gün-  
fige Erwartung. und Rec. gesteht, daß er sie bey ge-  
nauerer Durchsicht, wenn nicht überall, doch in den  
meisten Fällen, bewährt gefunden hat. Der Vf. hat  
sehrtem Werke nicht nur die möglichste Vollständig-  
keit zu geben gesucht, sondern zeigt auch durchgäng-  
ig ein rühmliches Streben nach Gründlichkeit, wie  
man sie von seinen Landsleuten sonst wenig ge-

wohnt ist, und selbst bey deutschen Wörterbüchern  
der Art häufig vermisst. Sein Vortrag ist deutlich  
und lichtvoll, ohne in Weiterschweifigkeit auszuarten,  
und fast überall mit einer nachsichtswürdi-  
gen Genauigkeit zu Werke gegangen. Aber trotz  
aller dieser Vorzüge kann Hr. Chr. Lexikon noch  
keinesweges auf Vollkommenheit Anspruch machen;  
vielmehr bleibt bey einer künftigen Ausgabe noch  
Manches nachzutragen, manches Falsche zu be-  
richtigen, manches Schiefe und Schwankende genauer  
zu bestimmen übrig. Folgende Bemerkungen mö-  
gen dies allgemeine Urtheil bestätigen.

Das Werk umfaßt, wie der Titel sagt, *alte Geo-  
graphie, Geschichte, Mythologie und Antiquitäten*.  
Vorausgeschickt ist eine *chronologische Tafel*, worin  
die Zeitrechnung (richtiger) nach Jahren vor und  
nach Christi Geburt bestimmt wird; eine genaue Ta-  
belle über *Gewichte, Masse und Münzen* der Alten,  
mit den neuen französischen verglichen, macht den  
Beschluss. Außerdem hat er unter dem Worte *Con-  
sul* ein vollständiges und genaues Verzeichniß aller  
Consuln bis auf August eingeschaltet [warum nicht  
unter *Olympiade* eine ähnliche Zeittafel? zumal da  
er bisweilen, z. B. bey dem Historiker *Archilochus*,  
die Zeitrechnung darnach bestimmt]. Unter *Athen*  
finder man die Könige von Cecrops bis Codrus, unter  
*Archonten* die sammtlichen Archonten zu Athen,  
unter *Lacedämon* die Nachkommen des Procles und  
Eurythraes, und so bey allen merkwürdigen Län-  
dern, wie *Macedonien, Aegypten* u. s. w. die Könige  
der Reihe nach namentlich aufgeführt. Bey wich-  
tigen Städten giebt er ihre verschiedenen Namen,  
ihre Lage im Verhältniß zur alten und neuen Geo-  
graphie, ihren Stifter, ihre Merkwürdigkeiten, die  
denkwürdigsten Ereignisse, die in und bey densel-  
ben vorkamen, die Zeit ihrer Zerstörung und Wie-  
derherstellung genau an. Eben so bey den Ländern,  
wo er zugleich auch ihre Producte, die vorzüglich-  
sten Städte, Flüsse, Gebirge u. s. w. erwähnt; er  
geht auf den Ursprung der Einwohner zurück, folgt  
ihren Excursionen, und giebt eine getreue Schilder-  
ung ihrer Sitten und ihres Charakters. Eben die  
Vollständigkeit und Gründlichkeit zeigt sich im Gan-  
zen auch in dem historischen und mythologischen  
Theile. Von Personen, welche irgend eine Celebri-  
tät erlangt haben, bestimmt er die Zeit ihres Lebens,  
entweder im Allgemeinen, oder mit Angabe des Ge-  
burts- und Todes-Jahres. Häufig fehlt jedoch die-  
se Angabe, und wird durch die chronologische Ta-  
fel nicht immer ersetzt. Er schildert ihre Erziehung,  
ihre merkwürdigsten Thaten, ihre Tugenden, Feh-  
ler und Laster, und zeigt dabey ein ziemlich unpar-  
teyisches Urtheil. Sind es Schriftsteller, so werden  
auch ihre Schriften, die wichtigsten Ausgaben, bis-  
weilen auch Übersetzungen derselben angeführt. Al-  
lein hier findet sich ein wesentlicher Mangel. Alle  
angeführten Ausgaben steigen nicht über 1783 her-  
auf, und die in Deutschland herausgekommenen  
sind zwar nicht ganz übergangen, aber doch bey  
weitem zu karg angegeben. Bey vielen Artikeln

ferner fehlen die Ausgaben und Übersetzungen ganz, z. B. *Euclides*, *Eunapius*, *Euripides*, *Achilles Tatius* (bey *Longus*, *Xenophon* und *Eustathius* sind sie bemerkt), *Eutropius*, *Frontinus*, *Dictys Cretensis* (dessen Geschichte mit Recht für unächt erklärt wird), *Lucan*, *Aristophanes*, *Aristoteles*, *Arrianus*, *Artemidorus*, *Statius*. Von einigen ist bloß eine Übersetzung angegeben, z. B. *Longin*, *Herodian*, bey welchem *Politian's* lateinische, und *Mongaut's* französische Übersetzung ohne Jahrzahl angeführt sind. Bey sehr vielen Schriftstellern endlich, von denen wir bloß Fragmente übrig haben, fehlt die Nachweisung, wo diese zu finden sind. — Mehr Tadel verdient es, daß viele Männer bloß durch den Beysatz: *orateur*, *médecin*, *poète* oder *poète célèbre* u. s. f. charakterisirt sind, ohne daß nur angedeutet wird, ob sie den Griechen oder Römern zugehören, z. B. *Esop* (*orateur*), *Eubulus*, *Eudorus*, *Euthydemus*, *Diphilus* (wo *poète tragique* statt *comique* steht) u. a. Diese flüchtige Kürze kann durch die geringere Celebrität einiger dieser Männer durchaus nicht gerechtfertiget werden, am wenigsten bey einem Wörterbuche für Studierende, wo alles vermiethen werden sollte, was zum Halbwissen und zur Oberflächlichkeit führt. Überdies pflegt bey solchen weniger bekannten Namen das Lexikon am ehesten zu Rathe gezogen zu werden.

Mehrere Artikel, welche nicht fehlen sollten, hat Rec. ganz vermisst, z. B. *Maroboduus*, *Maria*, die Gemahlin des *Honorius*, an welche *Claudian* sein Gedicht richtete, *Phanias* aus *Ereos*, *Macedon* den Philosophen und Freund des *Gellius* (*Gell. XIII. 8*), so wie einen Wucherer dieses Namens, der zu dem *Senatus consultum Macedonianum* Anlaß gab. *Serenus Sammonicus*, der Arzt, ist angeführt, nicht aber dessen Sohn, der Lehrer des jüngeren *Gordianus*. Ausserdem fehlt *Psychopompos*, *Asciurgum*, die *Scythi*, *Servi*, die Städte *Scapinum*, *Sera* u. a., die Insel *Sepiusa*. Am wenigsten befriedigend ist derjenige Theil, welcher die Antiquitäten betrifft. Hier fehlen *Chor*, *Strophe*, *Antistrophe*, *Epodos*, *Komödie*, *Tragödie*, und überhaupt die Gegenstände des Theaterwesens. Von *Architektur*, von dorischen und ionischen Säulen u. s. w. findet sich nichts. Ferner vermisst man die Artikel *Epheben*, *Tirocinium*, *Bürgerrecht*, *Ritter*, *Magistratur*, *Propyläen*. Die fünf Arten der *Kampfsübungen* sind unter dem Worte *Gymnase* im Allgemeinen erwähnt; einzeln angeführt sind bloß *Lutte*, *Pugillat*, *Javelot*; *Cours* und *Saut* fehlen. Eine Beschreibung der *Lyra*, *Cithar*, *Syrinx* u. s. w. sucht man vergebens; auch *Jahr*, *Monat*, *Zeitrechnung* und die verschiedenen Bestimmungen derselben zu verschiedenen Zeiten sind nirgends anzutreffen. — Von den Hebräern sind mit Recht bloß diejenigen Männer aufgeführt, die in den Profanschriftstellern vorkommen. Aber eben aus dieser Rücksicht hätte auch aus ihrem Leben und Charakter vorzüglich das ausgehoben werden sollen, was die Profanschriftsteller von ihnen

sagen, welches hier (vgl. *Moses*) nicht geschehen ist. — Die Gründlichkeit des Vfs. documentirt sich vorzüglich dadurch, daß er fast überall auf die Quellen, d. h. auf die alten Autoren selbst verweist, und zwar nicht (nach der sonstigen Gewohnheit der Franzosen) im Allgemeinen, sondern nach Buch, Capitel und Vers, wiewohl nicht wenig allgemeine Angaben mit unter laufen. Die Citata selbst hat Rec. meist richtig befunden; jedoch sind bey der so grossen Menge von Zahlen einzelne Fehler fast unvermeidbar. So steht unter *Demodocus* *Ov. 8. 44* statt *Od. 8. 44*; unter *Glaucus* *Virg. Georg. 3. 307* statt *3. 267*; unter *Parrhasius* *Hor. 40 v. 8.* statt *Hor. Od. 4. 8. 6*; unter *Polyphème* *Odyss. 19.* statt *Odyss. 1 und 9.* oder bestimmter *1. 69 und 9. 182 ff.*; unter *Macedoine* *Quint. Curt. 34 (?)*; unter *Pompeji* *Sen. Q. Nat. 4* statt *6. 1*. Bey mehreren Artikeln fehlen gerade die Hauptstellen, z. B. bey *Haroclamum* und *Pompeji* *Plin. ep. III. 5*; bey *Moses*, wobey *Longin* und *Diodor* ohne genauere Bestimmung angegeben sind, fehlt *Justin. 36. 2*; bey *Syrinx* die classische Stelle des *Achilles Tatius* *VIII. 6*; bey *Telemus* *Odyss. 8. 509 ff.* u. s. w. Häufig fehlen die Citate ganz, seltener bey Personen, z. B. *Psyche*, und bey den meisten Kaisern, aber fast immer bey Sachen, z. B. *faisceaux* (*fastes*), *fastes*, *flamines*, *étendards*, *funeraux*, *gladiateurs*, *jeux* etc. — Ubrigens hätte für diejenigen, welche sich über diese oder jene Materie genauer unterrichten wollen, ausser den alten Classikern, füglich auch auf neuere Werke und Abhandlungen verwiesen werden können, ohne daß dadurch das Werk zu sehr ausgedehnt worden wäre.

Bey der Erklärung selbst vernachlässiget der Vf. oft die verschiedenen Zeiten, in welchen dieser oder jener Name eine andere Bedeutung, dieser oder jener Ritus eine andere Gestalt hatte; und spricht überhaupt mehr von den Sitten der Römer, als der Griechen, welche letzteren bey weitem zu flüchtig behandelt werden. So giebt er unter *Grèce* die verschiedenen Namen der Griechen an, ohne zu erwähnen, welches die älteren oder neueren sind, auch der Ursprung der Namen wird weder hier, noch durchgängig bey den einzelnen Artikeln, z. B. *Grecs*, *Græci*, *Hellènes*, angeführt. Unter *marriage* geht er auf die Hebräer und Assyrier, deren er sonst nur selten gedenkt, zurück, und beschreibt die Art und Weise, wie sie die Ehen schlossen, weitläufiger als die Sitte der Griechen. Genauer schildert er den Ritus der Römer, ohne jedoch die Art der Bewerbung oder die Formalitäten der Ehescheidung zu erwähnen. Unter *Esclaves* giebt er die dreyerley Arten der Slaven, ihre Menge, die Art ihrer Freylassung an, beweist aus ein paar (nicht genau nachgewiesenen) Stellen des *Nonius* und *Plautus*, daß sie von den Römern auf verschiedenen Theilen des Körpers [durchgängig?] bezeichnet wurden; aber die verschiedenen Arten ihrer Beschäftigungen, ihrer Bestrafung, die Folterung, wenn sie zeugen

sollten, und überhaupt ihr Verhältniß zu den freyen Bürgern ist übergangen, so wie auch immer nur von den Sklaven der Alten, oder der Römer, nie aber von den Sklaven der Griechen besonders die Rede ist. Eben dies gilt von *dieux, dieux, funeraillies* u. m. a. Einzelne Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten ließen sich mehrere anführen, wenn hier der Ort dazu wäre. So sind unter *monnaie* die *monni ferrati*, welche bey Tacitus Schwierigkeit machen, nicht erwähnt. Wenn der Vf. den *Tod (Mort)* eine Tochter der Nacht nennt, von den Lacedämonern vorzüglich verehrt: so dachte der Vf. nicht an den griechischen *Thanatos*, und die Bemerkung, daß ihn die Neuern als ein Gerippe mit Schwerdt und Sense vorstellten, möchte den studirenden Jünglingen die schöne Vorstellung der Alten vom Tode, die nicht einmal angegeben ist, wohl schwerlich in Erinnerung bringen. — Daß er übrigens die neuesten Untersuchungen, vorzüglich deutscher Gelehrten, nicht berücksichtigt hat, ist ein wesentlicher Mangel. Die Iliade und Odyssee sind ihm noch immer das Werk d'un homme qui a beaucoup voyagé u. s. w.

Um den Raum zu ersparen, steht immer der Hauptname mit ausgezeichneter Schrift voran, und Alles, was diesen Namen führt, folgt ohne Absatz, bloß durch einen kleinen Querstrich geschieden. Aber abgerechnet, daß hier oft Götter und Menschen, Männer und Frauen, Berge, Städte und Flüsse unter einerley Namen stehen, ist auch die

Ordnung, in welcher sie nach einander aufgeführt sind, ohne allen festen Charakter. Der Vf. befolgt weder die alphabetische, noch die Zeit-Ordnung, noch stellt er immer den wichtigeren voran. Ja oft wechseln Personen, Länder und Flüsse mit und unter einander, z. B. *Parthenius, fleuve de Paphlagonie etc. — Montagne d'Arcadie etc. — Favori de l'empereur Domitien etc. — Fleuve de la Sarmatie. — Compagnon d'Enée. — Auteur grec.* Warum so bunt unter einander? Warum nicht Personen und Flüsse jedes besondern?

So sehr sich endlich der Vf. Genauigkeit in Namen und Zahlen zur Pflicht gemacht hat: so finden sich doch auch dagegen hin und wieder Verstöße. So liest man hier *Gotthis* st. *Gothi*; *Marobodi* st. *Marobodai*; unter *Meleagre*, wo Anthologie etymologisch erklärt wird, *antos* st. *anthos*; *Sterfichore* st. *Stefichore*; unter *Homer Barus* st. *Barusius*; unter *Amphitheater Podrium* st. *Podium*. Seneca, der Rhetor, hieß nicht *Lucius Annuus*, wie der Philosph, sondern *Marcus Annaeus*. Bey *Albionanus* *Pedo* fehlt der Name *Pedo*, und dies veranlaßt noch überdies Doppelsinn, da der Hauptitel *Albionanus-Celsus* heißt. *Celsus* steht zweymal, unter *Cornelia* und unter *Casse*. Sind *Hermunduri* und *Hermunduri* zwey verschiedene Völker? *Psychagogos* sollte etymologisch erklärt seyn. Tadel verdient es, daß griechische Wörter immer mit lateinischen Lettern gedruckt sind.

Xp.

## KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Schnepfenthal, in der Erziehungs-Anstalt: Anweisung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder Mittagslinie, und zum leichten Auffinden der Jahreszeiten. Zunächst für alle Aufseher der Thurmuhrn bestimmt, die mit der Zeitgleichung noch nicht bekannt sind; Von J. W. Ausfeld, Lehrer der Mathematik zu Schnepfenthal. 1804. 30 S. 8. (3 Gr.). Allerdings ist zu wünschen, daß die den Geschäften der Menschen oft sehr nachtheiligen Folgen, die der bekannte ungleichförmige Gang der mechanischen öffentlichen Uhren veranlaßt, von den Policeybehörden mehr beherzigt werden möchten, als leider an den meisten Orten zu geschehen pflegt. Wenn in Städten von der ersten und mittleren Größe die öffentlichen Uhren, wie oft geschieht, wohl um ganze Viertelstunden differiren: so müssen alle Arbeiten, die mit jeder Stunde wechseln, zum großen Nachtheile des Einen und Anderen, daselbst in Unordnung kommen; und reitende Posten können keinesweges vorchriftsmäßige Zeit halten, wenn die Uhren Stationsweis merklich von einander abweichen. Hr. Ausfeld giebt nun zwar den Aufsehern der Thurmuhrn eine kurze und gründliche Anweisung, diese Uhren, mit Hülfe einer Mittagslinie, die er jeden Kasten auf eine leichte Art, und zu diesem Behuf genau genug, zu ziehen lehrt, wie auch mit Hülfe einer beweglichen Zeitgleichungstafel, nach der mittleren Zeit zu stellen, und folchergestalt alle öffentlichen Uhren eines Landes in ziemlich gleichem Gange zu erhalten. Allein nach mittlerer Zeit zu rechnen und zu zählen, ist nur den Astronomen vergönnt; andere Staatsbürger hingegen sind gehalten, Stunden und Tage nach dem scheinbaren Laufe der Sonne abzumessen, das ist, sich nach der wahren Zeit zu richten. Daher ist eine Zeitgleichungstafel den Aufsehern über die Thurmuhrn ganz überflüssig, und viele von ihnen werden sich auch gewiß nicht in den vorgeschriebenen Gebrauch derselben zu finden wissen. Wenn daher nur bey jeder öffentlichen Uhr eine Mittagslinie angebracht wird, und der Aufseher sie bey

jedem am die Mittagzeit fallenden Sonnenschein so stellt, daß sie mit der Sonne zugleich Mittag macht: so wird kein Mensch mehr über den verschiedenen Gang der öffentlichen Uhren sich zu beklagen Ursache finden. Bey lange anhaltender großer Winterung werden dann schlechte Uhren sich sehr leicht immer noch ziemlich weit von der wahren und mittleren Zeit verirren: aber in solchen Fällen darf die Correction bey dem ersten Sonnenschein nicht auf einen Tag, viel weniger auf eine Stunde, beschränkt werden, sondern man muß den gefundenen Fehler auf etliche Tage vertheilen. Auch sollte man billig in allen beträchtlichen Städten, wo ohnehin auf jedem Thurm ein Thürmer als Wächter wohnt, oder doch wohnen soll, nur eine einzige öffentliche Uhr halten. Sobald nämlich diese geschlagen hätte, müßte der Reihe nach jeder Thürmer seine Glocke eben so oft schlagen, als die wirkliche Uhr angezeigt hat. Auf eine andere Weise werden in großen Städten die Uhren stets entweder auf einmal schlagig, so, daß man nach keiner zählen kann, oder sie werden immer bald mehr, bald weniger, von einander differiren. Leipzig ist hierin längst anderen größeren Städten als Muster guter Policeyanstalten vorgegangen.

V. H.

VERSAMMELTE SCHRIFTEN. Lemgo, b. Meyer: Westphälischer Volks-Calender auf das Schaltjahr 1808. Herausgegeben von M. C. Pothmann, Prediger zu St. Johann in und vor Lemgo. 1808. 190 S. 8. (9 Gr.). — Die Tendenz dieser Volkschrift, Aufklärung und Moralität zu befördern, ist eben so lobenswerth, als gelungen der Plan zu derselben ist. Beispiele von guten und verdienstvollen Menschen, von Menschenrettung und Krankenpflege u. s. w. gehen den Beispielen von bösen Menschen, von Betrügereyen und Quacksalbereyen u. s. w. voran. Nachrichten von einzelnen guten und bösen, klugen und thörichten Gesinnungen und Handlungen, nebst einigen nützlichen Haus- und Lebens-Regeln machen den Beschluß. Kluge Auswahl und vorsichtige Darstellung leuchten allemal durch.

B.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 S E P T E M B E R, 1808.

## JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Vofs: *Familiengeschichten für Kinder.*  
Von C. W. Spieker. Erster und zweyter  
Band.

Auch unter dem Titel:

*Louise Thalheim.* Eine Bildungsgeschichte für gute  
Töchter. Erster Theil, mit 11 Kupfern. Zwey-  
ter Theil, mit 10 Kupf. 1808. XIV und VIII mit  
fortlaufend. Seitenz. 224 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Hr. Feldprediger Spieker in Dessau, welcher sich dem Publicum schon durch mehrere Aufsätze in dem *deutschen Merkur* und in der *Jugendzeitung* als einen kenntnißreichen und im Vortrage gewandten Mann bekannt gemacht hat, liefert hier eine Jugendschrift, deren beide, vor uns liegende erste Theile zunächst für junge Frauenzimmer bestimmt sind. Sehr wahr sagt er in der Vorrede zum ersten Theil S. VIII: „Leider bilden sich unsere jungen Frauenzimmer nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter, durch die Praxis zu guten Hausfrauen, sondern ihr Bestreben ist nur dahin gerichtet, wie sie die Freuden des Lebens genießen, und sich Talente zum Glänzen in der großen Welt erwerben.“ Der Vf. wünscht daher, durch diese Schrift den Sinn für die stillen häuslichen Tugenden, für eine wohlgeordnete geräuschlose Thätigkeit, für die schönen Tugenden reiner Weiblichkeit, und besonders für die Freuden der Wirthschaftlichkeit zu wecken. Das Ganze ist auf 6 Bändchen berechnet. Die folgenden beiden Bände sollen für junge Leute beiderley Geschlechts, und die zwey letzten, als Gegenstück der *Louise Thalheim*, ausschliessend für Söhne bestimmt seyn. Auf eine wirklich sehr anziehende Weise führt Hr. Sp. seine jungen Leserinnen in die kleinen Details des häuslichen Lebens ein, und kettet an den Faden einer zwar einfachen, aber darum doch nicht uninteressanten Familiengeschichte die nöthigen Belehrungen über die, zur glücklichen Führung des Hauswesens unerlässlichen, weiblichen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten an. Zur Erhöhung des Interesses sind in diese belehrenden Darstellungen wohlgelungene Beschreibungen verschiedener Familienfeste, mit eingestreuten, gutgewählten Gedichten, sehr glücklich verwebt. Wo der Vf. bey einer Preisangabe eines Hausbedarfs den Anschlag vielleicht etwas zu hoch machte, wie dieß, nach Versicherung einiger erfahrener Hausfrauen, bey der Preisangabe der Betten (S. 116) der Fall seyn soll: da wird eine wirthli-

che Hausmutter dieß sehr leicht berichtigen können. Überhaupt läßt sich für dergleichen Angaben keine allgemeine Regel festsetzen, da die Preise in ver-

schid-

Vf.

ist e

dies

den

einig

sach

gera

druc

der

etwa

Rec.

die

hatt

für

gera

sen

der

hen,

er A

Befr

der

rege

glaubt er daher den Vf. zur baldigen Fortsetzung aufmuntern zu dürfen. Auch der Verleger hat für ein gefälliges Außere möglichste Sorge getragen. Zu wünschen wäre freylich, daß die Illumination mancher Blätter der sonst niedlich gezeichneten Kupfer etwas besser ausgefallen seyn möchte. Z — d.

ST. GALLEN, b. Zollikofer: *Einfältige und deutliche Erklärung des sogenannten zürcherischen Fragstückleins*, vom seel. Hn. Decan Jacob Zähler, Pfarrer in Trogen. Umgearbeitet und diesem der größere Z. Katechismus beygefügt von Johann Jacob Zuberbühler, Pfarrer im Speicher. II u. 188 S. 8. (gebunden 28 Kr.)

Eine Erklärung des uralten, von Leo Juda verfertigten, zürcherischen Fragstückleins, das in einem großen Theile der östlichen Schweiz, nebst dem großen zürcher Katechismus, in Kirchen und Schulen sanctionirt ist, und dem Religionsunterricht zum Grunde gelegt wird, ist ein wahres Bedürfnis. Beide entsprechen zwar durchaus nicht den Fortschritten des Zeitalters in Hinsicht auf Reinheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit sittlicher Begriffe. Aber außer einer, für jenes Zeitalter außerordentlichen,

Ffff

S. A. L. Z. 1808. Dritter Band.



Freyheit von polemischen Rücksichten, ist darin die Glaubens- und Lebens-Lehre des Christenthums, nach einer grossen und festen Form ins Auge gefasst, und eben so kurz als bewundernswürdig einfach ausgedrückt. Die Idee des Reichs Gottes und seiner Verhältnisse, von der, religiös betrachtet, das Gesetz ausgeht, Christus der Mittelpunkt, Gemeinschaft der Gläubigen in Wahrheit und Liebe die Folge ist, ist darin, zwar nicht den Worten, aber der Sache nach, historisch, wie es auch seyn muss, wie durch einen glücklichen Instinct dargestellt, und in herrlicher Consequenz durchgeführt. In den neueren Katechismen, die Rec. kennt, ist weder diese Einfachheit, noch diese religiöse Consequenz anzutreffen. Die religiösen Ideen sind in diesen zu sehr durch stilkliche Begriffe unterbrochen, und jene diesen untergeordnet; es scheint bey vielen nicht, dass sie von Gläubigen für Gläubige und Unwissende, sondern vielmehr von Philosophen für räsonnirnde Zweifler, welche Reihenfolgen von Beweisgründen überschauen können, geschrieben seyen. Darum geben sie sich mit Beweisen ab, statt die Religion selbst der Anschauung des Gemüths und dem Glauben hinzustellen. Sie erscheint in ihnen nicht als die Idee, der das Leben untergeordnet ist, und die es heiligen soll, sondern als eine Dienstmagd zu häuslichem und bürgerlichem Gebrauche. Dies ist auch wahrscheinlich die Ursache, ohne gerade im deutlichen Bewusstseyn aller zu liegen, warum man sich in neueren Zeiten in der Schweiz, und besonders in Zürich, weniger über die Mängel dergenannten Katechismen, und den laut sich äussernden Wunsch ihrer Abschaffung, als über das, was an ihre Stelle gesetzt werden könnte, vereinigte. Rec. ist kein Gegner von Verbesserungen, und erkennt mit Recht gerügte Mängel an. Er ist lebhaft überzeugt, dass neben diesem religiösen noch ein sittlicher Unterricht nothwendig in Schulen eingeführt werden müsse, und dies gerade darum, weil die Idee der Religion aus dem Geiste der Zeit und des Volks, als praktisch und im Leben erscheinend, fast verschwunden ist, und bis durch neue religiöse Beseelung die Herrlichkeit der alten Formen wiederum erscheint, oder vielmehr noch vollendetere an ihre Stelle treten, diese Formen nicht nur bey vielen ohne Wirkung für den Geist und das Leben, sondern selbst ein Stein des Anstosses und der Ärgernis sind. Allein er glaubt ebenfalls, dass die Vermischung der bürgerlichen und sittlichen, mit den religiösen Bedürfnissen nichts bessert, und dass in der Anhänglichkeit des Volks an die alten Religionsbücher eine tiefe Wahrheit liegt, nämlich die: dass Positives, womit das Volk Geist und Gemüth nährt, nur durch eben so Positives in denselben liegendes verdrängt werden darf und soll. Nicht Aufklärung, sondern Religion, Nahrung des Glaubenstriebes und Bedürfniss bedarf das Volk und die Jugend in den religiösen Unterrichtsbüchern. Diese Bemerkungen musste Rec. nothwendig der Beurtheilung vorlegen, der, in Fragen und Antworten abgefasster Erklä-

rung vorausschicken, um weder gegen den Vf. ungerecht zu seyn, noch eine falsche Vorstellung von dem Werthe seiner Schrift bey'm Publicum zu erregen. Sein Buch ist eine erweiterte Ausführung des Katechismus fürs Volk, so wie er ist, ohne ihn nach neueren Vorstellungen und Begriffen zu berichtigen, und die Lücken, welche er in Hinsicht auf die speciellen Bedürfnisse des Zeitalters hat, auszufüllen. Sieht man darin auf das, was die Aufklärung in der Religion in mancherley Rücksichten mit Recht fodert, auf geläuterte Begriffe, logische Ordnung, gebildeten Ausdruck: so ist es nicht nur ein einfältiges, sondern auch ein unnützes Buch. Die Beweise sind an vielen Orten ohne Beweiskraft, weil sie selbst auf der Wahrheit dessen beruhen, was sie beweisen sollen. Die biblischen Citationen sind ohne Auswahl und Kritik zusammengetragen; die Methode ist ganz scholastisch. So wird, um nur ein Beyspiel anzuführen, das dem Rec. gerade in die Augen fällt, von Christus gehandelt: nach seiner Person, seinen Naturen, seinen Würden, seinen Ämtern und seinen Verdiensten und Wohlthaten. Von sokratischer Entwicklung ist nicht die Rede. Die Geheimnisse der Religion, z. B. das der Dreyeinigkeit u. s. w. werden ausführlich und ganz dogmatisch behandelt. — Überall erscheint mehr das System als die Bibel, die Sprache ist incorrect, verwirrt und unbestimmt, und es fehlt weit, dass der Vf. für seine Zeit leiste, was die erklärten Katechismen für die ihrige. Betrachtet man es aber als ein Buch für Gläubige, die sich auf eine positive Weise mit dem positiven Inhalt des Kirchenglaubens bekannt machen wollen: so kann man ihm seinen Werth nicht absprechen. Es hat sogar Vorzüge und viele treffliche Stellen in dieser Hinsicht. Die religiöse und sitrliche Betrachtungsweise sind in inniger Vereinigung dargestellt, so wie die Religion darin das Leben (zwar formlos und nicht überall, nicht vollständig, nicht anschaulich und lebendig genug) durchdringt. Selbst als Beweis, dass sich noch hie und da ein richtiger, wenn gleich ungebildeter, religiöser Instinkt unter den Erziehungs- und Volksschriftstellern regt, war Rec. die Erscheinung dieses Buches erfreulich. Hierunter zählt er besonders die oft missverstandene typische und symbolische Ansicht historisch religiöser Begegnisse, von der der Vf. häufig, wenn gleich nicht immer verständigen, Gebrauch macht. Nicht Religionslehrern, nicht für Schulen, aber zum Gebrauch in den Haushaltungen frommer Landleute empfiehlt daher Rec. dasselbe herzlich und aus Überzeugung. Allein ein Handbuch für Religions- und Schül-Lehrer, über die genannten Katechismen, ist dadurch keinesweges überflüssig gemacht worden. Inhaltsanzeige und Register hätten zu bequemen Gebrauch beygefügt werden sollen. Auch wäre eine historische Nachricht von der frühern, so viel Rec. aus alter Erinnerung weiss, nicht uninteressanten *Zählerischen* Bearbeitung, die er nicht bey der Hand hat, am Platz gewesen. Möchte, bis die, wie Rec. hofft, nahe, für die Religion glückliche Zeit kommt, in der religiöse Formen auf-

gestellt werden, in welchem das Überfinnliche mit dem Leben wiederum in voller Harmonie erscheint, ein Leo Judä unserer Zeit einen stülichen Volkskatechismus, eben so einfach und glücklich für die Schulen seiner Gegend entwerfen. E. M. N.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Erster Unterricht für die Jugend über Gegenstände der Natur und Kunst*. 1803. 316 S. 8. (18 Gr.)

Diese Schrift enthält eine kurze Naturlehre und Naturgeschichte, in der grössten Fafslichkeit vorgetragen. Der Vf. hat sich aller künstlichen Hypothesen, und aller Entwicklung der feineren Systeme der Meister der Kunst enthalten. Er hat mit Beurtheilung compilirt, und aus den grossen, theuren Werken von Buffon, Bonnet, Linné, Borowski, Bloch, Esper, Gütze, Geiler, Herbst, Rüfel, Schreiber, und vielen anderen nur das Gemeinnützigste gewählt. Doch hätte er auf die Richtigkeit der Sprache mehr achten, und nicht, wie S. 161, schreiben sollen: „Einen ganz eigenen und sonderbaren Genufs und (ein ganz eigenes) Vergnügen giebt vielen Menschen u. f. f.“ — Sollte das brauchbare Büchelchen eine zweyte Auflage erleben, so würde bey Erwähnung der Erdtheile S. 9, auch der fünfte Welttheil angeführt werden müssen. Unrichtig ist die Behauptung S. 31: „dass die Steine zu derjenigen Erdart gerechnet werden, wovon sie das Mehrtheil enthalten.“ Der Granit enthält ungefähr ein Drittel Kieselerde, und gehört dennoch zum Kieselgeschlechte. Noch häufiger tritt dieser Fall bey den Thongattungen ein, in denen sich oft kaum ein Viertel Thonerde findet. Das Geschlecht der Steine wird vielmehr durch das Verhalten gegen die Säuren, und durch andere Eigenschaften bestimmt. — Warum schreibt der Vf. *vest* anstatt *fest*? Weil jene veraltete Schreibart in den Canzelleyen noch üblich ist? — Die Nachlässigkeit des Correctors muss Rec. rügen, denn auf diesen noch nicht vollen zwanzig Bogen giebt es bey nahe hundert Druckfehler. Ad.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ST. GALLEN, b. Zollikofer: *Der schweizerische Briefsteller*, ein Volksbuch, aus welchem Knaben und Töchter, Schullehrer, Landleute, Landstädter und ungelehrte Bürger Briefe und Aufsätze aller Art schreiben, vernünftig denken, und viel Nützliches in der Landwirthschaft lernen können. Von Hans Heinrich Meili von Hittswil, Verfasser der Fragen eines zürcherischen Landmanns, der Zeit Präceptor in Lichtenfels, im Canton St. Gallen. 1805. XVI u. 380 S. 8. (1 fl.).

Es war ein glücklicher Gedanke des Vfs., eines emporstrebenden Schulmanns von Belesenheit und denkendem Geiste, einem in seinem Vaterlande besonders fühlbaren Volksbedürfnisse, dem Mangel an Sprachkraft und Fertigkeit in der schriftlichen Darstellung, durch vorliegende Schrift abzuhelfen. Er fasste daher die Idee eines Briefstellers in ihrem weitesten Umfange. Nicht nur als Vehikel wollten er sie

benutzen, um für Volksschulen und zum Privatgebrauche, Musterformen für alle Arten von Briefen und Aufsätzen, die im Kreise des gemeinen Lebens vorkommen, aufzustellen; sondern auch den Inhalt derselben so lehrreich als möglich machen, durch eine organische Behandlung die Bemerkungs-, Denk- und Beschreibungs-Kraft selbst entwickeln und üben, Gefinnungen wecken und bilden, und zugleich mannichfaltige, dem Landmann nützliche und nothwendige Kenntnisse verbreiten. Den Umfang des Geleisteten, und damit einen vorläufigen Massstab zur Beurtheilung fürs Publicum, mag das Inhaltsverzeichnis geben: Briefe für junge Leute, theils gewöhnlichen Inhalts, theils über das Briefschreiben — die Pocken — Nutzen und Schönheit der Berge — Schweizerische Naturschönheiten — ländliche Verrichtungen — Donner kein Zeichen des Zornes Gottes — Empfindungen bey dem Sterben eines Freundes, bey dem Anblick des ersten Todten — Fehler der Landleute — Waisenhäuser auf dem Lande, nöthig und möglich. — Ein braver Bauer — Ideal eines Landwirths — Regeln zur Höflichkeit — braver Herr und brave Frau — Nothwendigkeit der Städte — Fehler städtischer Erziehung — Vorzüge des Landlebens — Logik — Billats. — Nun folgen Aufsätze in verschiedener Form, deren Inhalt ist: kleine Chronik — Fabeln — Beschreibung des menschlichen Körpers — eines Hauses — einiger Bäume — Handwerker was sie brauchen und verfertigen — Handel — Geschichten und Auszüge — Wiederum in Briefen: Über die vorzüglichsten Theile der Landwirthschaft — dann ein vollständiger Briefsteller, dem auch Aufsätze für öffentliche Blätter, Conto, Muster und Anweisung zu Haushaltungsbüchern, Anleitung und Muster zur einfachen Buchhaltung, beygefügt sind, die das Ganze schliessen. Die reichliche Mannichfaltigkeit, das Praktische und Zweckmässige in der Wahl dieser Gegenstände, ist einleuchtend. Die Sprache im Allgemeinen ist einfach und richtig, gebildet, oft edel. Alles athmet eine männliche und feste Richtung an. Wichtige und Ernste in den Erscheinungen des Lebens; verräth Erfahrungskennntniss specieller Gesinnungen und Bedürfnisse des schweizerischen Landmannes; ist in den Haushaltungen und in den Händen vorrünftiger Schullehrer gewiss brauchbar, und verdient darum allgemeine Verbreitung. Der zu Gedanken und Ausdruck Rath suchende Landmann findet ihn fast über alle Fälle, etwa Geburt, Hochzeiten, und was damit in Verbindung steht, ausgenommen. Beide waren aus vielen Rücksichten wünschenswerth. In die / ergliederung der einzelnen Aufsätze kann Rec. nicht eingehen. Einige Bemerkungen will er nicht unterdrücken. Die Schonung, mit welcher der Vf. Fehler und irrig Meinungen behandelt, verdient besondern Beyfall; das Volk glaubt weit besser und unschuldiger an die Wahrheit, wenn es nicht zu sehr erinnert wird, dass andere irren, und man sie ihm, statt Vorurtheile zu bekämpfen, geradezu — giebt. Es verurtheilt dar-

um auch ein gewisses Mißbehagen, daß der Knabe aus der Stadt die Fehler des Landvolks, und der von dem Lande die Fehler der städtischen Erziehung beschreibt; Jeder hätte vielmehr darstellen sollen, wie er vom anderen das Gute lernt, das ihm mangelt, und wie die Verhältnisse eines Ortes die Lücken des anderen ausfüllen. Kraftvolle und weise Darstellung, Kenntniß und Benutzung seiner Verhältnisse ist weit besser, als das noch so richtige Urtheil über fremde Gebrechen. Besonders hätte Rec. Beschreibung dessen gewünscht, was jedes Kind in seines Vaters Hause lernen und werden kann. Eben so die Gefahren einer in der Schweiz sehr häufigen Gewohnheit, sie aus dem väterlichen Hause in fremde Pensionsanstalten und ihrer künftigen Berufs- und Lebens-Weise fremde Aufenthaltsörter zu senden, in denen sie zu Schwächlingen heranwachsen, und durch das Bißchen Eitelkeit, französisch zu lernen, sich zu Grunde richten. Ähnliche Gegenstände hätten den Platz, den die *logischen* Sätze jetzt einnehmen, besser ausgefüllt, weil diese das im Denken ungeübte Volk nur — verwirren. Seine Unterscheidungskraft ist zu wenig entwickelt, um sie auf die Fälle, für die sie gehören, anzuwenden, und es mißbraucht sie nur zu Spitzfindigkeiten, wenn es überhaupt Gebrauch von ihnen macht. Gesunder praktischer Sinn, anschauende Erkenntniß des Guten und Bösen, Mutterwitz mit einem Wort, der sich auf Thatkraft und Übung im Leben gründet, ist eine unendlich bessere Logik, als alle Regeln, die nur todte Abstractionen sind, und deren Gebrauch einen logischen Kopf schon voraussetzt. Rec. ist über diese Gegenstände etwas ausführlicher; weil sie an pädagogische Wahrheiten erinnern, die, nach seiner Überzeugung, noch nicht genug anerkannt und befolgt sind.

Noch bleibt Rec. die Beurtheilung des Ganzen, nach den oben angegebenen drey Hauptgesichtspunkten übrig, in so fern jeder derselben mehr oder minder erreicht ist. Er faßt es unter einige Gesichtspunkte zusammen. Die Schwierigkeit, so mannichfaltige Absichten auf einmal zu erreichen, fällt auf. Sie ist nicht möglich, aber eben darum hätte sie der Vf. gänzlich trennen, und einzeln ins Auge fassen sollen. Rec. würde das Ganze in 4 kleine Bändchen vertheilt haben, wovon das erste die reinen Sprachübungen und Beschreibungen verschiedener Gegenstände, aus denen die logischen Verhältnisse des Denkens anschaulich hervorgehen und zuletzt dargestellt werden; das zweyte einen aus den Verhältnissen von Schülern hervorgehenden, die Gegenstände ihrer Entwicklung und Bildung beschreibenden Briefwechsel; das 3te die dem Schulunterrichte nöthigen positiven Kenntniße des Ackerbaues und anderer Volksbedürfnisse; das 4te endlich die Form der Briefe und Aufsätze für den bürgerlichen Geschäftskreis, nebst den dazu nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten hätte enthalten können. Alles dieses aber nationell, schweizerisch, nach den

Bedürfnissen z. B. eines dazu speciell ins Auge gefassten Dorfes, woran sich das Allgemeine leicht knüpfen läßt. Nicht nur jeder einzelne Zweck wäre dadurch vollständiger erreicht, sondern der Vf. auch gemeinnütziger geworden, indem jeder wohlfeilere Befriedigung seines besonderen Bedürfnisses gefunden hätte. Sein Buch wäre nicht so zerstückelt geworden, besonders aber hätte er den nicht unbedeutenden Vorwurf vermieden, daß die Briefschreibenden Knaben nicht treu ihrer Welt und ihren Umgebungen bleiben. Was sie sagen, ist gut, aber nicht immer natürlich in ihrem Munde. Auch moralisches Rasonniren verwirrt den zarten Sinn der Jugend, das Gemüth ihrer heiligen Unschuld und Einfalt. Individuell hingegen aufgefaßt und durchgeführt, wie sich die innere und äußere Welt vor dem Knaben gestaltet und entfaltet, wie sein Sinn, seine regsame Kraft sich ausdehnt von der häuslichen Existenz aufs Dorf, auf die Natur, auf die Stadt, auf das Vaterland, das ihm seine Welt werden muß, müßte, wie den Jüngling ins Leben, so den Erwachsenen ins Interesse des Buchs hineinziehen. Denn es ist gewiß, nicht was einzeln lehrt und ergötzt, sondern was die Seele füllt, und ihr den Spiegel ihrer selbst, wie ein ewiges Gemälde, vorhält, nährt und bildet den Geist. Sollte endlich der Briefsteller ein wahrhaft schweizerischer musterhafter Briefsteller werden: so mußte er statt fingirter, vom Moment selbst veranlaßter und eingehauchter Originalbriefe vorzüglicher Schweizer enthalten, denen schweizerische Situationen, Verhältnisse, Sitten, Gefinnungen, Gefühle, Bestrebungen und Hindernisse, in welchen der Volksgeist lebt und sich spiegelt, aufgeprägt wären. Es ist nie genug zu beklagen, daß durch den Mangel an Schulgebrauch ähnlicher Sammlungen die Nation sich selbst nicht kennt, der Einfluß der besten Köpfe auf die Nachkommenschaft ihr entzogen wird, ihre Bedürfnisse, ihre auserlesenen Geister ihr verborgen bleiben, und die Gemeinschaft des öffentlichen Lebens, von der Engherzigkeit des selbstsüchtigen isolirten Privatinteresses (weil der Geist zu nichts Höherem gelangt) verschlungen, zu Grabe geht. Haben doch die Schweizer die unschätzbaren Jugendbriefe ihres Joh. v. Müller! Sollte aus diesen, aus den Überresten ihrer Iselin, ihrer Lavater, ihrer Gessner, oder noch besser ihrer Kleinjagg, des armen Mannes in Toggenburg u. s. w. sich nichts Vorzügliches für die Schulen in dieser Hinsicht sammeln lassen? Sie werden dann eine wahre Grundlage zur Volksbildung haben, wenn das Eigenthümliche, schweizerisch Individuelle und Große, das innere Leben dieser Männer in Jugendschriften dem Volke angehört, und sich der Geist der bürgerlichen Gemeinheit und Theilnehmung in dem Geiste der Männer der Nation eben so anschaulich und lebendig, als in den mannichfaltigsten Schattirungen, vor den Augen der Kinder des Vaterlandes entfaltet.

L. M. K.

# Monatsregister

V O M

September 1808.

## I. Verzeichniß der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

### A.

- Amerikanerin, die, oder die drei Brüder.** 2 Theile 218, 519.  
**Anekdoten und Charakterzüge aus dem menschlichen Leben** 212, 471.  
**Anton Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande** 214, 485.  
**Anweisung für Mütter, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen** 214, 483.  
**Aufruf an meine Landsleute in Bayern zum härteren Anbau des Hopfens, sammt einem Katechismus vom Hopfenbau** 216, 503.  
**Ausfeld Anweisung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder Mixagelinie, und zum leichten Auffinden der letzteren** 218, 509.

### B.

- Benkowitz die Jubelleyer der Hölle, oder Faust der Jüngere. 2te Aufl.** 212, 471.  
**Beytrag zur Geschichte des Kriegs in Preußen, Schießen und Polen in den J. 1806 und 1807. 2. 3 B.** 207, 505.  
**Blasche der technologische Jugendfreund. 4 Th.** 210, 535.  
**— des technologischen Jugendfreundes erster historischer Theil** 210, 555.  
**Boisvert Erholungen für Kinder der Freude. 1. Heft** 208, 440.  
**Briefe, vertraute, über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. 5—5 B.** 217, 505.

### C.

- Cicilia von Hohenberg. 2 Theile** 206, 583.  
**Chaptal über künstliche Erzeugung und Läuterung des Salpeters und die zweckmäßigste Art Schießpulver zu verfertigen. Aus dem Franz. von Wolff** 220, 585.  
**Christophe Dictionnaire pour servir à l'intelligence des auteurs classiques grecs et latins. T. I. II.** 222, 595.  
**Ciceronis in L. Catilinam oratio II. Uebers. von Holzapfel** 226, 577.  
**Cicero's auserlesene Reden, übers. von Wolff. 2 Bände** 226, 577.  
**Claudius Gedächtnisübungen, sowohl für den Privatunterricht der Kinder von 6 bis 12 Jahren, als auch für die unteren Classen der Bürger- und Land-Schulen** 214, 482.  
**— Gedächtnisübungen, sowohl für den Privatunterricht der Kinder von 12—14 Jahren, als auch für die oberen Classen der Bürger- und Land-Schulen** 214, 483.

### D.

- Depping les Soirées d'Hiver. T. I. II.** 225, 569.  
**Dietrich der Wintergärtner. 3te Aufl.** 226, 585.

### E.

- „Eggers über den neuen französischen Erhandel.** 229, 441.  
**Ehrhart Magazin für die technische Heilkunde.**

- öffentl. Arzneywissenschaft und medicinische Gesetzgebung** 208, 433.  
**Eisenmann Unterricht in der Moral nach den neuen philosophischen Grundsätzen und in einer sokratischen Manier vorgetragen** 214, 481.  
**Elementar-Unterricht für Mädchen** 214, 484.  
**Erzählungen, fünfzig kleine durchaus verständliche, für Kinder, welche so eben erst lesen gelernt haben** 212, 472.

### F.

- Fajardo die Republik der Gelehrten** 218, 515.  
**Familie Reizenberg, die** 218, 520.  
**Fiedler einige Gedanken über die Verbesserung unserer Dorfschulen** 210, 465.

### G.

- Gartenfreundin, die, von Amalie \*\*\*** 220, 533.  
**Gehlen Journal für die Chemie und Physik. 2—4 Band** 219, 521.  
**Göttings Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst. 1 Th.** 221, 537.  
**de Gramberg lettres sur la Westphalie** 210, 464.  
**Griessinger Geschichte und neue Theorie der Suitat** 212, 457.  
**Grundlinien zur Geschichte der Albertinischen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau** 222, 549.

### H.

- Hand- und Kunst-Buch, kleines ökonomisches** 218, 503.  
**Herbart de Platonici systematis fundamenta Commentatio.** 224, 561.  
**„Herders Ansichten des classischen Alterthums, von Danz. 2 Th.** 225, 559.  
**Historia decem Vexillorum et filii regis Azad Bacht, ed. Knös** 226, 576.  
**„Hoven Grundsätze der Heilkunde** 207, 425.

### I.

- Ideler historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten** 213, 473.

### K.

- Karrer neues Lehrbuch für Volks- besonders für Land-Schulen** 212, 471.  
**Kiesewetter Grundriß einer allgemeinen Logik nach kantischen Grundsätzen. 1 Th. 3te Aufl.** 215, 419.  
**Kögels gründliche Anweisung zum Seifenkochen. 1te Aufl.** 221, 543.  
**Kottmeier über die extemporane Redekunst** 205, 409.  
**Kruse Vorlesung bey Eröffnung des neu eingerichteten oldenburgischen Schulmeister-Seminarii** 214, 487.  
**Künstler, der ökonomische, welcher Branntwein aus Getreide, aus Weinhefen, ingl. Malz, Liqueurs, Aquavite u. s. w. vortheilhaft zu bereiten lehrt** 220, 535.

### L.

- Lassaux Annalen der Gesetzgebung Napoleons. 1 B. 1 Heft** 206, 417.  
**Lindau ad Heindorium epistola critica** 224, 561.  
**Luden die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italiänischen** 225, 555.  
**— kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts** 223, 563.

**M.**  
**Meili v. Hittman** der Schweizerische Briefsteller 229. 608.  
**Mensch**, der letzte 218. 516.  
**Metz** Handbuch der Elementar - Arithmetik 19  
 Verbindung mit der Elementar - Algebra 218. 478.  
**Müllers** geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit  
 weit weniger Aufwand als bisher ein weit vor-  
 züglicheres Bier zu brauen 216. 499.

**P.**  
**Philidors** Kritik des Immanuel, eines Buches für  
 Christen und Juden 205a. 418.  
**Plato** de Philosophia, vel Dialogus, qui inscribitur  
 τῶν ἀγάπῃ ἢ ἀματόρες, ed. Stutzmann 224. 561.  
**Platon**, Kriton, ein Dialog, mit einer Ein-  
 leitung und griechisch-deutschen Vocabularium 224. 557.  
**Platonis** Apologia Socratis. In usum scholarum 224. 561.  
**Πλάτωνος** Παιδων ἡ περὶ ψυχῆς. Plato's Phädon  
 oder von der Unsterblichkeit der Seele 224. 561.  
**Pöhlmann** praktische Anweisung, Kindern die er-  
 sten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine  
 anschauliche, den Verstand in Thätigkeit set-  
 zende und leichte Weise bezubringen. 2te  
 Aufl. 217. 513.  
 — Versuch einer praktischen Anweisung  
 für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, wel-  
 che die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und  
 Kinder auf eine zweckmäßige Art üben und  
 schärfen wollen. 7e Bändchen. 2te Aufl. 217. 511.  
**Ponce** Gemälde zur französischen Unterhaltung,  
 oder die leichteste Art, in kurzer Zeit franzö-  
 sisch sprechen zu lernen. 1 Lieferung 214. 487.  
 — Tableaux pour la Conversation françoise  
 ou la manière la plus aisée d'apprendre en peu  
 de tems à parler françois. 1 Livr. 214. 487.  
**Pothmann** westphälischer Volkscalender auf das  
 Schalejahr 1808 228. 600.

**R.**  
**Reiter** Andachtsübungen für gute katholische  
 Christen. 4te Aufl. 215. 496.  
**Repertorium** der chemischen Literatur von 494  
 v. C. G. bis 1806 in chronologischer Ordnung  
 aufgestellt 221. 545.  
**Rochlitz** kleine Romane und Erzählungen. 3 B. 218. 519.

**S.**  
**Schatter** Predigten über die Leidensgeschichte  
 Jesu. 2te Aufl. 212. 472.

**Schlez** Sittenlehre in Beyspielen. Ein Lesebuch  
 für Mädchen Schulen 207. 451.  
**Schreiber** kleine Schriften. 1. Band 223. 557.  
**Schriftproben** von Peter Hammer 209. 448.  
**Schulbuchlein** zur ersten Uebung im Lesen und  
 Denken. 1. 2. Abtheilung 216. 504.  
**Simonde** *Simondi* histoire des républiques Ita-  
 liennes du moyen âge. T. II 210. 449.  
**Spieker** Familiengeschichten für Kinder. 1r. 2r.  
 Band 229. 601.  
 — Luise Thalheim. 2 Theile 229. 601.  
**Spinola** *Inspectorum* Liguriae species novae aut  
 rariores. T. II. Fasc. 2—4 220. 529.  
**Ständlin** Universalgeschichte der christlichen  
 Kirche 222. 546.  
**Stephani** kurzer Unterricht in der gründlichsten  
 und leichtesten Methode, Kindern das Lesen  
 zu lehren. 5te Aufl. 215. 496.  
**Strala** Gemälde und Zeichnungen aus der wirk-  
 lichen Welt 208. 459.  
**Sturm** Jahrbuch der thüringischen Landwirth-  
 schaft. 1 B. 1 Heft 216. 501.

**T.**  
**Theer** vermischte landwirthschaftliche Schriften.  
 5 B. 2 Abth. Auch unter dem Titel: Land-  
 wirthschaftliche Jahresgeschichte Niedersach-  
 sens 216. 503.

**U.**  
**Ueber** den mit Unrecht verfolgten Erbadal 209. 446.  
**Unterhaltungen**, angenehme, einer Mutter mit  
 ihren Kindern in moralischen Erzählungen.  
 1 Bändchen. 210. 455.  
**Unterricht**, erster, für die Jugend über Gegen-  
 stände der Natur und Kunst 229. 603.

**W.**  
**Weissenbach** biographische Skizze von Joh. Jac.  
 Hartenkeil 227. 591.  
**Wie** kann man das verlorne oder verminderte  
 männliche Vermögen wieder erhalten oder stär-  
 ken? 3 Theil. 5te Ausg. 219. 527.  
**Wills** nürnbergisches Gelehrten - Lexicon, fort-  
 gesetzt von Nopitsch. 5—8 Theil, oder 1—4  
 Supplementband 227. 625.

**Z.**  
**Zahner's** Erklärung des sogenannten kürcherischen  
 Fragstückleins. Umgearbeitet v. Zuberbühler 220. 601.  
**Zfchoke's** Schauspiele. 1r. Band 226. 584.

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 208. 209.  
 Barth in Leipzig 205.  
 Bietling in Nürnberg 212.  
 Böhm in Leipzig 214 (2).  
 Bran in Hamburg 209.  
 Clafs in Heilbronn und Rothenburg  
 ob der Tauber 207.  
 Dankwerts in Göttingen 223 (2).  
 Darmmann in Züllichau 218.  
 Devray, Capelle und Renaud in  
 Paris 223.  
 Dieterich in Göttingen 225.  
 Duprat - Duverger in Paris 228.  
 Ernst in Quedlinburg 221. 229.  
 Erziehungsanstalt in Schnepfenthal  
 229.  
 Feind in Leipzig 214 (2).  
 Fleischer in Leipzig 219.

Frölich in Berlin 225.  
 Gabler in Jena und Leipzig 218. 221.  
 Gädiche, Gebr., in Berlin 220.  
 Gessner in Zürich 210.  
 Göbhardt in Bamberg und Würz-  
 burg 213.  
 Goldstamm in Danzig 226.  
 Gräff in Leipzig 209.  
 Gravier in Genes 220.  
 Gredy und Breuning in Erlangen 224.  
 Güntersche Buchh. in Glogau 220.  
 Hahn in Hannover 216. 222.  
 Hammer in Amsterdam u. Köln 217.  
 Hammerich in Altona 226.  
 Hartknoch in Leipzig 225.  
 Hayn in Berlin 214 (2).  
 Heinrichshofen in Magdeburg 212.  
 Heyer in Gießen u. Darmstadt 207. 216.

Klinkicht in Meissen 210.  
 Kramer in Zerbst 205.  
 La Garde in Berlin 215.  
 Langbein u. Klüger in Rudolstadt 214.  
 Lechner in Nürnberg 227.  
 Lindauer in München 216.  
 Lübecks Erben in Bayreuth 226.  
 Macklot in Karlsruhe 220. 222.  
 Maurer in Berlin 212.  
 Mayr in Salzburg 215. 227.  
 Metaler in Stuttgart 212.  
 Meyer in Breslau 208. 214.  
 Meyer in Lemgo 223.  
 Nicolovius in Königsberg 220.  
 Palm in Erlangen 216. 217.  
 Pauli in Koblenz 206.  
 Quilen in Berlin 213.  
 Raufche in Heilbronn 218.

Realschulbuchh. in Berlin 216. 219.	Schöne in Eisenberg 216.	Stettin in Ulm 208.
Reichardt in Braunschweig 224.	Schröder in Braunschweig 218.	Unger in Berlin 224.
Roset in Freyburg im Breisgau 222.	Schulze in Oldenburg 214. 226.	Vogel in Leipzig 224.
Röwer in Göttingen 224.	Schumann in Zwickau und Leipzig 218. 220.	Vö in Leipzig 229.
Ruffische Buchhandlung in Halle 210.	Seidler in Jena 221.	Wagner in Neustadt an der Orde 210.
Schiegg in Leipzig 218.	Stahel in Würzburg 224.	Wilmans in Frankfurt am Mayn 220.
Schneider in Glückstadt 216.		Zollhofer in St. Gallen 229 (2).

### III. Intelligenzblatt des September.

#### Ankündigungen.

Beyer und Mering in Erfurt Verl.	63. 519.
Comœdia divina. Mit 3 Vorreden von P. Ham-	
mer, Jean Paul und dem Herausgeber	66. 551.
Crusius in Leipzig Verl.	65. 543.
Dieterich in Göttingen Verl.	65. 544. 66. 551.
Fleckeisen in Heilmstadt Verl.	60. 496.
Fleischer in Leipzig Verl.	66. 544.
Fleischer d. J. in Leipzig Verl.	61. 501. 502.
Frommann in Jena Verl.	66. 550. 68. 563.
Gerber in Sondershausen Pränumerationsanzeige	63. 519.
Gräff in Leipzig Verl.	60. 496. 63. 517. 518.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl.	60. 496.
Helwigische Buchh. in Hannover und Pyrmont	
Verl.	64. 527.
Hammerde und Schwetschke in Halle Verl.	63. 513. 64. 526.
Herzlieb: Predigten über epistolische Texte und	
Passionsbetrachtungen. 3te Ausgabe	68. 565.
Hofmann praktische Rechtsheilkunde. 2 Bände	68. 566.
Höfnerhof vollständiges praktisches Handbuch	
der Kunstfärberey. 1 Band	68. 568.
Jacobäer in Leipzig Verl.	64. 526.
Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden. II Bd.	
No. 31—40	60. 495.
— — — — — II Bd. No. 41—46. III Bd.	
No. 1—8	68. 563.
Klügerische Buchh. in Arnstadt Verl.	60. 493. 61. 503.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl.	66. 547. 68. 567.
Paull und Comp. in Coblenz Verl.	60. 494.
Perthes in Hamburg Verl.	63. 519. 64. 527. 528.
Saalfeld recueil historique des loix fondamenta-	
les etc.	64. 528.
Steinacker in Leipzig Verl.	66. 552.
Staudel in Gotha Verl.	66. 541. 542.
Waifenhausbuchhandlung in Halle Verl.	61. 504.
Waldeck in Münster Verl.	68. 563.
Wilmans in Frankfurt am Mayn Verl.	64. 527.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Arzberger in Coburg	64. 524.
Beers in Königsberg	63. 513.
Bagge in Coburg	64. 525.
Bendike in Warchau	60. 490.
Bardleben in Königsberg	63. 515.
Baumgartner in Leipzig	64. 524.
Bennet in Leyden	68. 561.
Boetselaer in Amsterdam	68. 561.
van der Borch van Verwolds in Holland	69. 561.
Bratschneider in Schneberg	64. 524.
Briegleb in Coburg	64. 524.
v. Beck in Berlin	68. 514.
Buffing in Gouda	68. 561.
Buttmann in Berlin	63. 514.
Danz in Bayreuth	68. 514.
Delbrück in Königsberg	63. 513.
Demoussier in Toulouse	61. 500.
Dill in München	62. 512.
Driessen in Gröningen	68. 561.

van Driest in Amsterdam	68. 561.
van den Ende in Harlem	68. 561.
Erman in Berlin	63. 514.
Ersk in Halle	64. 525.
van Eys in Amsterdam	68. 561.
Eytelwein in Berlin	63. 514.
Falck in Amsterdam	68. 561.
Fischer in Berlin	63. 514.
Glaumans in Holland	68. 561.
Grüter in Schwabfischhall	64. 524.
Gruner in Coburg	64. 524.
Guldemann in Rochlitz	64. 525.
van Hall in Amsterdam	68. 561.
van Hall in Amsterdam	63. 514.
Hermstedt in Berlin	63. 514.
Hesseln in Amsterdam	68. 561.
van Heude in Utrecht	68. 561.
Hinlopen in Utrecht	68. 561.
Hodges in Holland	68. 561.
Hoffmann in Königsberg	64. 525.
Hohnbaum in Coburg	64. 524.
Hoofst in Amsterdam	68. 561.
Hafeland in Königsberg	68. 513.
v. Humboldt in Rom	63. 514.
Jacobi in München	63. 514.
Kantelaar in Utrecht	68. 561.
Korsten in Berlin	63. 514.
Koopt in Amsterdam	68. 561.
van Kooten in Frankreich	68. 561.
Krug in Königsberg	64. 525.
Kuhn in Leipzig	64. 525.
Laplace in Paris	68. 514.
Larrie in Paris	62. 512.
de Lelle in Amsterdam	
Loder in Moskau	
Moritz in Holland	
Muntinghe in Gröningen	
Naman in Holland	
Nicolovius in Königsberg	
Niebuhr in Kopenhagen	
Portman in Holland	
Reinwardt in Harderwyk	
v. Röpert in Coburg	
Roslyn in Utrecht	
Boy in Amsterdam	
Sack in Königsberg	
Schutz d. ä. in Halle	
Schutz in Königsberg	
Scuff in Halle	
Serrurier in Zwolle	
Spalding in Berlin	
v. Stein in Königsberg	
Stratens in Haag	
Sturm in Jena	
Suzern in Königsberg	
Staniawski in Warschau	
Tydemann in Leyden	
Uden in Berlin	
Vater in Halle	
Versteeg in Dortrecht	
Versteegh in Holland	
Vinkler in Holland	

68. 513.

68. 561.
63. 514.
64. 525.
68. 561.
63. 514.
68. 561.
64. 524.
64. 525.
68. 561.
63. 514.
68. 561.
64. 524.
68. 561.
63. 514.
68. 561.
63. 514.
68. 561.
63. 514.
68. 561.
62. 512.

68. 561.
63. 514.
68. 561.
64. 525.
64. 524.
64. 525.
60. 490.
68. 561.
63. 514.
64. 525.
68. 561.
68. 561.
68. 561.



Voss in Halle  
 de Vries in Amsterdam  
 Wahl in Halle  
 Walch in Jena  
 Wassenberg in Franeker  
 Wedekind in Darmstadt  
 Weiler in München  
 Werner in Freyberg  
 van Westenhoust in Holland  
 Weyh in Königsberg  
 Willens in Holland  
 Wrede in Königsberg  
 Ziefens in Holland  
 Zinssing in Cassel

### Nekrolog.

Baz in Waiblingen  
 Häberlin in Helmstädt  
 Hofmann in Erlangen  
 Koster in Magdeburg  
 Klemm in Neuhausen  
 Klinkowström in Greifswald  
 Medicus in Mannheim  
 Rumbach in Frankfurt am Mayn  
 Schröckh in Wittenberg  
 Seeger in Stuttgart  
 Spridel in Oehringen  
 Thom in Darmstadt

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Ernennung neuer Mitglieder des königl. Instituts für die Wissenschaften u. Künste 68, 561.  
 Berlin, Versammlung und Preisfragen der königl. Akademie der Wissenschaften am 4. Aug. 63, 513.  
 — — Personale dieser Akademie 63, 515.  
 Göttingen, Versammlung und Preisvertheilung der königl. Societät der Wissenschaften am 23. Jul. 68, 561.  
 Königsberg, Versammlung der königl. deutschen Gesellschaft am 3. Aug. 63, 513.  
 Leipzig, Preisfragen der jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften 61, 498.  
 Lüneburg, Ertheilung der von einer Gesellschaft von Gelehrten ausgesetzten drey Preise 68, 563.  
 Lys-Departement, jährliche Sitzung der Ackersbaugesellschaft am 3. Jul. 61, 500.  
 Petersburg, die Akademie der Wissenschaften vindicirt einem ihrer Mitglieder Burkhards Vorbefferung des Teleskops 61, 497.  
 Paris, Ankündigung der großen Preisauszeichnung am 9. Nov. 1809 63, 515.  
 — — Auszug eines Berichts an die physikalisch-mathematische Classe des Instituts über Gall 62, 505.  
 — — Auszug des Berichts über die Arbeiten der Classe für Geschichte und alte Literatur des Instituts am 1. Jul. 63, 579.  
 — — Sitzung der philotechnischen Gesellschaft am 3. Jul. 61, 500.  
 Toulouse, Sitzung der Academie des jeux Floraux, und Translation der Gebeine Godollas 61, 500.  
 Warschau, Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. May 61, 499.

### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bern, Zustand der Universität 64, 522.  
 Gera, Jubiläumsfeyer am Gymnasium 66, 545.  
 Göttingen, Geschenk an astropomischen Instrumenten 64, 512.  
 — — — königl. Decret vom 4. Juny, und Pro-motionen 64, 521.  
 Hamburg, Redeübungen im Johanneum 66, 547.  
 Lüneburg, Redectus im Johanneum 66, 518.  
 Moskau, Errichtung einer Armenschule 60, 490.

Borau, Petri's Vermächtniß an die Schule und Antrittsrede 60, 419.  
 Warschau, Eröffnung einer juristischen Schule 60, 490.  
 Zürich, Einführung der pestalozzischen Lehrart in der Schweiz 60, 490.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Afchaffenburg, Reform der Gesetzgebung ist zu erwarten 60, 491.  
 Barlows Vision der Columbus, prächtige Ausgabe zu Philadelphia 60, 492.  
 v. Bosck, die neue griechische Autorensuite unter seinen Auspicien hat glücklichen Fortgang 68, 564.  
 Buchsauction in Dresden 65, 544. 66, 552. 68, 568.  
 Bücher zum Kauf werden gesucht 60, 496. 65, 544.  
 Bücher zum Verkauf bey Fulpius in Weimar 67, 555.  
 — — — in der akadem. Buchh. zu Frankfurt an der Oder 66, 553.  
 Christen in Mayland hat eine Büste des K. Napoleons und eine Venus gearbeitet, er restaurirt und copirt Gerners Monument 64, 535.  
 Clemenius zu Frankfurt am Mayn übernimmt die Bearbeitung der marcantilischen Artikel des Universal-Handlungs-Lexicon 66, 552.  
 Code Napoleon soll in den Staaten des Fürsten Primus eingeführt werden 60, 491.  
 Cours historique et élémentaire de peinture, davon sind 62 Lieferungen erschienen. 60, 491.  
 Emmet und Mævin geben merkwürdige Documente über Island heraus 60, 491.  
 Emmrich in Meiningen Antikritik 64, 528.  
 Görwitz Druckfehleranzeigen 68, 568.  
 Götting in Jena kündigt einen chemischen Apparat an 63, 510.  
 Goldetti's in Parma Untersuchungen über die Aerolythen 90, 491.  
 Hobson und Silvestre in England bearbeiten den Zink in Platten und Fäden 61, 502.  
 Livius, c. notis var. ed. Drackenborch, wird neu herausgegeben 68, 564.  
 v. Miller, der Ertrag f. epist. imperat. ist zur Befoldung der Officianten bey dem ungarischen Museum bestimmt 60, 495.  
 — — — unternimmt die Herausgabe der Staatscorrespondenz des Cardinal Pazmani 60, 494.  
 Mineralienverkauf bey Hausmann in Braunschweig 68, 568.  
 Mævin L. Emmet.  
 Paris, Versuche mit der großen voltaischen Säule, welche die école polytechnique vom Kaiser erhalten hat 63, 516.  
 — — — Vollendung der neuen Fontaine in der Sevresstrasse 60, 490.  
 Petersburg, die phäarmonische Gesellschaft errichtet einen Pensionsfonds für Künstler - Wittwen 60, 492.  
 — — — dieselbe Gesellschaft läßt auf Haydn eine Medaille schlagen 60, 492.  
 Rußland, in, sollen Telegraphen errichtet werden 60, 492.  
 Scheffauer in Stuttgart verfertigt für die Königin von Westphalen zwey Basreliefs 64, 526.  
 Schwabe in Wormstedt Druckfehleranzeigen 63, 520.  
 Silvestre in England f. Hobson.  
 Széchényi hat dem ungarischen Museum zu Pesth kein baares Geld geschenkt 60, 495.  
 Wemer in Gießen ist aus Rom zurück gekommen 60, 494.  
 Würzburg, die protestantische Gemeinde daselbst erhält die Karthäuserkirche und einen evangelischen Pfarrer 60, 491.  
 Wittenbach in Leyden beschäftigt sich mit Plutarch und Platon 68, 561.

J E N A I S C H E  
A L L G E M E I N E  
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

1 8 0 8.

---

F Ü N F T E R J A H R G A N G.

---

V I E R T E R B A N D.

---

O C T O B E R, N O V E M B E R, D E C E M

---

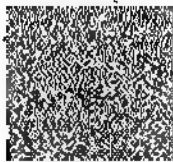
J E N A,

• in der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1808.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 O C T O B E R , 1 8 0 8 .

## T H E O L O G I E .

- 1) KOPENHAGEN, b. Brummer: *Haandbog i den ældste christelige Kirkes Dogms historie*. Ved Dr. Frederik Mønter, ordentlig Professor i Theologien ved Kiøbenhavns Universitet. Første Deel. 1801. 534 S. Iste Deel. 1804. 564 S. 8.
- 2) GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. Friedrich Mønter's *Handbuch der ältesten christlichen Dogmen-Geschichte*. Mit Zusätzen des Verfassers vermehrt, und deutsch herausgegeben von Johann Philipp Gussav Ewers. I Band. 1802. XII und 547 S. II Band. I Hälfte. 1804. VIII u. 392 S. II Band. 2 Hälfte. 1806. VI und 318 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Das Urtheil über den Werth dieser Schrift fällt bey dem Original etwas anders aus, als bey der Übersetzung. Für Dänemark war dieses Handbuch ohne Zweifel eine sehr erfreuliche Erscheinung. Der als Philolog und Geschichtsforscher schon längst rühmlich bekannte Vf. wollte zunächst seine Zuhörer mit diesem Zweige der historischen Theologie, worüber er schon seit einer Reihe von Jahren Vorlesungen gehalten hatte, sodann aber auch das größere theologische Publicum, welches Interesse für solche Untersuchungen hat, näher bekannt machen. Er hatte mit Rössler (Lehrbegriff der ältesten christl. Kirche) und Möncher (Handbuch der christl. Dogmengeschichte I u. 2 Theil) einerley Zweck, und benutzte die Schriften beider Gelehrten so, daß sein Werk, in Betreff der Ausführlichkeit, zwischen beiden die Mitte halten sollte. Die Grundlage dieses Werkes ist also eigentlich eine deutsche, und es kann sogar in einzelnen Theilen als eine freye Übertragung aus dem Deutschen in's Dänische betrachtet werden. Unter diesen Umständen könnte eine Rückübersetzung in's Deutsche eine sehr überflüssige Arbeit scheinen. Rec. stellte sich, als er die erste Anzeige davon las, vor, der Übersetzer würde besser dazugethan haben, wenn er bloß die neuen Ansichten, Zusätze und Berichtigungen des Hn. Dr. Mønter übersetzt hätte, so wie es Hr. Prof. Rosenmüller mit Marsh machte; allein bey näherer Ansicht des Werkes selbst überzeugte er sich von der Unausführbarkeit dieses Gedankens. Die Abhängigkeit des Mønter'schen Werks von den genannten deutschen Schriften ist nämlich keinesweges so groß, daß es als eine Übersetzung (dergleichen Marsh von Michaelis Einleitung lieferte) zu betrachten wäre. Es ist nur eine freye Benutzung, wobey die Form dem Vf. ganz eigenthümlich ist. Auch hat er die ihm eigenthümlichen Bemerkungen und Berichtigungen so in seine Darstellung eingewebt, daß es nicht wohl möglich war,

sie davon zu trennen, und als ein für sich bestehendes Ganzes erscheinen zu lassen. Das Bedürfnis dieses Werks ist für das deutsche Publicum freylich bey weitem nicht so groß, als für das dänische; aber deshalb möchten wir die Übersetzung desselben doch gar nicht für überflüssig erklären. Schon dadurch, daß der fachkundige und einsichtsvolle Vf. die abgehandelten Gegenstände in einer anderen Ordnung und Form dargestellt hat, und in Gesichtspuncten und Resultaten von seinen Vorgängern nicht selten abgewichen ist, wird seine Schrift auch für deutsche Leser lehrreich. Uebrigens hat auch noch die Übersetzung durch den Vf. selbst mehrere schätzbare Zusätze erhalten, so daß wir diese also zwar nicht für eine Bereicherung der Wissenschaft im Ganzen, aber doch für eine recht brauchbare und in einzelnen Theilen vorzügliche Arbeit erklären müssen.

Die Idee der Dogmen-Geschichte, von welcher der Vf. ausgeht, ist von der gewöhnlichen Ansicht nicht verschieden. Sie ist ihm die historische Darstellung der Meinungen, wodurch der theologische Lehrbegriff allmählich ausgebildet wurde; sie soll dazu dienen, um die Materie und Form der verschiedenen dogmatischen Systeme in der christlichen Kirche zu erklären. Wer eine solche Geschichte zu schreiben unternimmt, soll die Vertheidigung seines kirchlichen Systems dabey aufgeben, und seiner eigenen Überzeugung Stillschweigen auflegen. „Ich habe mich bemüht, sagt Hr. M. I B. S. 6, die Dogmengeschichte der ältesten Kirche so zu behandeln, und wünsche, daß Unparteylichkeit und, w der eigenen religiösen Untersuchungen folgen möge.

Der Vf. will eine Kultur und Bildung des den drey ersten Jahrhunderten zwar in Hinsicht der Zeit das Nicänische Concilium im Allgemeinen zur Grenze gesetzt, ohne sich jedoch ängstlich daran zu binden. Bey manchen Lehren ist er bis ins 4te Jahrhundert und darüber hinausgegangen. „Meinungen lassen sich nicht durch Jahrhunderten bestimmen, und keine Macht auf Erden ist im Stande, plötzlich neue Überzeugungen statt der alten einzuführen. Sie verschwinden eben so langsam, als sie gebildet wurden, und es ist des Geschichtschreibers Pflicht, mit historischer Treue ihren Untergang zu erzählen, so wie er ihr Entstehen erzählt hat. Noch weniger hielt ich mich an die Grenzen gebunden, die man unter dem vorgezeichnet hat, was als Orthodoxie und Heterodoxie gelten sollte. Keine Bestimmung war in jenen Zeiten zufälliger, als diese“ (S. 7 u. 8).

Hr. M. hat Idee und Plan gut ausgeführt. Er giebt die wichtigsten Punkte der Untersuchung an, ohne auf der einen Seite den Vorwurf einer unbefriedigenden Kürze zu verdienen, noch auf der anderen in den Fehler einer zu großen Weitschweifigkeit zu verfallen. Er weiß sehr gut die Hauptpunkte von den Neben-Punkten zu unterscheiden, und letztere mehr anzudeuten, als, auf Unkosten der Hauptsache, ausführlicher zu erörtern. Wir halten dies für eine vorzüglich gute Eigenschaft dieser Schrift. Eine lobenswerthe Sorgfalt zeigt sich auch bey der Auswahl der Beweisstellen aus den Kirchenvätern, wovon die wichtigsten in extenso theils im Texte selbst, theils in den Noten, bald im Original, bald in der Übersetzung mitgetheilt sind. Die minder wichtigen werden in den Noten mit der Genauigkeit, wie es dem gründlichen Historiker geziemt, nachgewiesen. In Anführung der literarischen Hülfsmittel ist der Vf. sparsamer gewesen. Doch ist auch hier das Nöthigste beygebracht.

Die Dogmen werden nach der Ordnung des dogmatischen Systems unserer Kirche abgehandelt — eine Methode, die bey mehreren Vorzügen unleugbare Mängel hat, die hier um so fühlbarer werden, da hier kein allgemeiner Überblick und keine Geschichte der Dogmatik, wie bey Mänscher, vorausgeschickt wird. Denn das in der Einleitung I, 3 ff. Gesagte kann keine Genüge leisten. Jetzt sind die Dogmen durch kein gemeinschaftliches Band umschlungen, und es giebt eben so viel isolirte Parthieen, als Haupttrubiken, sind. Dadurch ist der Pragmatismus der Geschichte verlorren gegangen.

Unter folgenden X Titeln hat Hr. M. die ganze Dogmengeschichte abgehandelt. I. Von der Wahrheit der christlichen Religion. II. Von den Erkenntnisquellen der christlichen Religion. III. Von Gott dem Vater, Sohne und h. Geiste. IV. Von den Engeln und Dämonen. V. Von der Schöpfung und Regierung der Welt. VI. Von dem Zustande des Menschen vor und nach dem Sündenfalle. VII. Von der Person und dem Geschäfte Christi. VIII. Von der Ordnung des Heils. IX. Von den Sacramenten. X. Vom Zustande der Kirche. Wollte man dem Vf. den Vorwurf machen, daß er viele wichtige Lehren, z. B. Gnade, Prädestination u. s. w. mit Stillen habe: so würde er sich darauf berufen, daß diese Lehren in der von ihm geachteten controvers geworden wären.

Man wäre mocht noch bey mehreren zu bestreiten, zumal da der Vf. in anderen Fällen die Grenze des nic. Concils zu überschreiten kein Bedenken getragen hat; und der Vorwurf einer gewissen Unvollständigkeit ist daher nicht ganz abzuwenden.

Die Trinitäts-Lehre ist I, 295—347 ausführlich und mit loblichem Fleiße dargestellt. Ungewöhnlich und nicht ganz zweckmäßig wird hier zuerst die ganze Lehre von Gottes Daseyn, Einheit, Namen und Eigenschaften abgehandelt — und zwar so, als ob dies alles nur von der ersten Person der Gottheit, deren Spiegelgeschichte hier erwartet wird, gälte. Daß die Geschichte jeder einzelnen Hypostase des göttlichen Wesens besonders abgehandelt, und dann der Beschluß in einer Abhandlung über das gegenseitige Verhält-

niss der drey Personen in der Gottheit gemacht wird, verdient allen Beyfall, weil durch eine solche Absonderung eine leichtere Übersicht des Ganzen befördert wird.

Die Lehre von der Kirche (II B. 2. Abth. S. 48.) ist eben so beyfallswürdig vorgetragen; nur gefällt es uns nicht, daß die Abhandlung durch Einschaltung der Lehre von den Sacramenten unterbrochen und gleichsam zerrissen ist. Zuerst wird der Begriff der Kirche erörtert (S. 3—7); dann folgt die Einweihung in die Kirche durch die Taufe (S. 8—78); hierauf: Vom heiligen Abendmahl (S. 79—124); und nun erst wird die Abhandlung von Bildung der Kirche, ihren Charakteren und Vorstehern fortgesetzt.

Wir begnügen uns mit dieser allgemeinen Anzeige, ohne in eine nähere Discussion der einzelnen Punkte einzugehen, worin Hr. M. von anderen Bearbeitern der Dogmengeschichte, namentlich von Mänscher, abweicht. Oft sind es nur Nebenpunkte: aber auch diese sind der Aufmerksamkeit eines gründlichen Forschers nicht unwerth, und man muß dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auch da, wo man ihn nicht bestimmen kann, seine Meinung mit tauglichen Gründen zu unterstützen gewußt hat.

Die Übersetzung läßt sich im Ganzen wie ein Original lesen, und ist in einem edlen Styl abgefaßt. Undeutsche Ausdrücke, wie *Discipel* (II B. 2. Abth. S. 19), hätten vermieden werden sollen.

—St—

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Hoseas*, von Ernst Gottfried Adolph Büchel. 1807. 108 S. 8. (6 Gr.)

Die Weissagungen des Hoseas haben in neueren Zeiten so viele Übersetzer und Erklärer erhalten, daß man zweifeln könnte, ob eine neue Dollmetschung dieses Buchs eben ein verdienstliches Unternehmen sey. Wen jedoch eine nähere Bekanntschaft mit jenen Auslegern gelehrt hat, wie wenig die große Anzahl derselben doch noch im Grunde für die richtige Erklärung eines der schwersten prophetischen Bücher des A. T. geleistet habe, ja, daß Manchem sein Bestreben, Licht in den Propheten zu bringen, so wenig gelungen sey, daß er vielmehr da dunkel machte, wo es vorher helle war: der wird eine neue Bearbeitung dieses Buchs keineswegs für überflüssig halten, in der Voraussetzung, daß, wer dem Publicum eine solche vorlege, etwas Besseres als seine Vorgänger zu geben, wenigstens den Voratz habe. Dem Vf. dieser neuen, mit philologischen und kritischen Anmerkungen begleiteten Übersetzung des Hoseas gebührt es weder an Willen, noch auch an Kraft, etwas Tüchtiges zu leisten. Er schlägt häufig da, wo ihm die vorhandenen Erklärungen kein Genüge thaten, seinen eigenen Weg ein, und in seinen Versuchen, Schwierigkeiten entweder durch Änderungen des hebräischen Textes, oder durch neue Erklärungen zu heben, kann man Scharf sinn und eine nicht gemeine Sprachkenntnis keineswegs verkennen. Ein fortgesetztes ernstliches Sprachstudium, eine vertrautere Bekanntschaft mit dem prophetischen Styl, und ein bedächtigeres Urtheil werden jedoch in der Folge dem Vf. selbst weniger geneigt zu Änderungen des Textes nach bloßen Conjecturen, und behutsamer in Verwer-

sung mancher älterer Erklärungen machen. Wir gehen zuerst einige Proben von des Vfs. *Conjectural Kritik*. Gleich im zweyten Verse des ersten Cap. gebe, meint der Vf., *וְיָרִיב וְיָנִיחַ* keinen schicklichen Sinn. Denn entweder würden durch diesen Ausdruck Kinder angezeigt, welche Gomer während ihres unkeuschen Lebens geboren habe, und da werde *וְיָנִיחַ* in einer zweifachen Bedeutung, einmal für *heirathen*, das andermal für *adoptiren* gebraucht, welche letztere Bedeutung aber unerweislich sey. Oder es seyen Kinder zu verstehen, welche Gomer nachher in der Ehe geboren habe, und in diesem Falle müsse *וְיָנִיחַ* *zeugen* bedeuten, was es nirgends anders heisse. Der Vf. liefert daher *וְיָרִיב וְיָנִיחַ*, und übersetzt nun diese Worte mit den zunächst vorhergehenden also: *Nimm ein treuloſes Weib dir. Auch meine Söhne sind mir untreu*. Das Unzusammenhängende in diesen beiden Sätzen fühlt wohl jeder. Freylich bedeutet *וְיָנִיחַ* weder *adoptiren* noch *zeugen*. Aber es ist bekannt, daß öfters im A. T. mehrere Nomina ein einziges Verbum gemeinschaftlich haben, dessen Bedeutung bloß einem einzigen Nomen zukommt, wo dann die übrigen Verba aus dem Zusammenhang zu ergänzen sind. Beyspiele findet man in *Storr's Observatt.* S. 427. fg. Ganz richtig bemerkt also *Livelejus* zu den Worten des Hoseas: *Pluribus tribuitur, quod unius proprium erat; accipimus liberi dicuntur, qui scortantem matrem acceptam, cui proprie id verbum (וְיָנִיחַ) quadrat, postea sequuti sunt, ex ea gemit.* Ubereinstimmig sind wir aber mit dem Vf., daß *וְיָנִיחַ וְיָרִיב* nicht Kinder einer Hure, sondern Unkeusche, d. i. Abgöttische, bedeute. — IV. 4 ändert Hr. B. die Worte *וְיָנִיחַ וְיָרִיב* sehr kühn und gewaltsam in *וְיָנִיחַ וְיָרִיב* um, welches er übersetzt: *mein Volk gleicht seinen Priestern*. Denselben Sinn hatten jedoch schon frühere Ausleger, ohne etwas zu ändern, in den hebräischen Worten gefunden, indem sie übersetzten: *et populus tuus ut contententes sacerdotis, d. i. ut contententes ordinis sacerdotalis*, wobey sie bemerkten, *Caph* sey hier nicht sowohl das *Caph similitudinis*, als *aequationis*, u. der Sinn: *populus tam malus est, quam sacerdotes*. Ungezwungener ist im 18 Verse desselben Cap. die Änderung des *וְיָנִיחַ* in *וְיָנִיחַ*, was der Vf. aus Vergleichung des aramäischen *כְּנָא* Schande, Entehrung, erklärt, und als Synonym von dem vorhergehenden *וְיָנִיחַ* betrachtet. Für nothwendig können wir indess auch diese Änderung nicht halten, da *וְיָנִיחַ* die Fürsten des Landes, wie Ps. XLVII, 10 *וְיָנִיחַ*, einen schicklichen Sinn giebt. V, 2 liefert der Vf. für *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* vermittelt einer Versetzung der Buchstaben, *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ*, und übersetzt: *sie breiteten es aus* (das *Netiv*, V. 1) — die *Frevler*. Für diese Conjectur kann wenigstens mit einigem Schein die Autorität der LXX und des Syrsers angeführt werden, welches auch von dem Vf. geschehen ist, der seine Vermuthung mit Gewandtheit und Scharfsinn vertheidigt. VII, 7 möchte Hr. B. anstatt *וְיָנִיחַ* entweder *וְיָנִיחַ* lesen, oder *וְיָנִיחַ* punctiren, um es, wie er sagt, in bessere Harmonie mit dem in der Bedeutung passiven *וְיָנִיחַ* (in anderen Hebräisch) zu bringen. Dann müßte aber auch das folgende *וְיָנִיחַ* vor *וְיָנִיחַ* wegsfallen. Weder Handschriften, noch die alten Übersetzungen begünstigen diese Conjectur. X, 1 will der Vf. *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* vermittelt einer anderen Abtheilung der Wörter, *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* lesen, von *וְיָנִיחַ*, arab. *وَصْبَرٌ* fruchtbar seyn, wonach er

übersetzt: *So viel Früchte bringt, so viel Altärrathen aus. Allein daß *וְיָנִיחַ* im Hebräischen je gebräuchlich gewesen sey, ist zum wenigsten höchst ungewiß, und dann ist ja *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* genau dieselbe Construction, wie das gleich darauf folgende *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ*. Auf dieselbe Weise, wie der Vf., haben schon die meisten früheren Ausleger die hebräischen Worte erklärt, ohne nöthig gefunden zu haben, etwas an denselben zu ändern. XI, 4 ändert Hr. B. die Worte *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* in *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ**

*וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* um, ist ihm, wie das arabische *وَصْبَرٌ*, das Stöhnen des zu schwer beladenen oder ermüdeten Camels; von *וְיָנִיחַ* trennt er das *ו* und giebt es dem folgenden *וְיָנִיחַ*, welches er mit *وَصْبَرٌ* gleich, das in der fünften (unrichtig sagt, *sie stimmen überein*) *Hoffnung* geben, den folgenden Vers anfangend Vers und verwandelt es in Übers. hervor: *Er stöhnte a Hoffnung*. Auch hier werde angenommen, die dem hebr. sind. — Noch wollen wir ei des Vfs. auszeichnen, bey w Messers nicht bedient. IV, *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ* übersetzt: *Ihr Weib arab. وَاِذَا verglichen wird fünften Form, vom Wein (gen, berauschen, bedeutet nicht nöthig gefunden habe das Verbum *וְיָנִיחַ* in allen end zu verlassen, wenn er die Bemerkung von Drusus erwogen hätte: *Vinum recedere dicitur, cum in vappam recessit, et accedit, ut apud Ciceronem vinum ejusmodi fugiens appellatur, et Graece ἐξορηνος*. Verdorbenes Wein ist auch *Jesaias I, 22* Bild des Sittenverderbnisses. VIII, 12 übersetzt Hr. B.: *Ich schrieb ihm viel Gesetz vor, wie eine Lüge werden sie geschätzt*, nach Vergleichung des hebr. *וְיָנִיחַ* mit dem arab. *وَصْبَرٌ* Erdichtung, Lüge.*

Sollte diese Erklärung vor der welcher *וְיָנִיחַ*, fremd, für etwas d. nommen wird, wirklich den V. 8 glaubt der Vf. *וְיָנִיחַ وְיָנִיחַ* in ein nehmen zu müssen, als in wel zunächst vorhergehenden Ver gleicht das äthiopische *ወገን* setzt: *eine Grube* (ist der Seher) in dem Hause ihres Gottes. XI, 20 ist die zweyte Hälfte des Verses von Hn. B. so ausgedrückt: *Vor seinem Brüllen werden die verstummen, die an dem Meere wohnen*; er vergleicht nämlich *וְיָנִיחַ* mit dem arabischen *وَصْبَرٌ*, aus Scham und Furcht verstummen. XIII, 3 lautet in Hn. B's. Übersetzung: *Drum werden sie der Morgenwolke, dem Frühthau gleich, der schnell entflieht, wie Spreu*. Die, unserm Gefühl nach, nicht passende Vergleichung des Thaues mit den Spreu, gründet sich auf die von dem Übers. vorgenommene Trennung der beiden Participia *וְיָנִיחַ וְיָנִיחַ*, welche man gewöhnlich *matutinus abiens*, u. i. *matutino evanescens* erklärt, was, unseres Bedünkens, für das von dem Propheten gewählte Bild des Thaues recht schicklich ist; daher denn der Athnach, welchen Hr. B. freylich nur für eine rabbinische Grille erklärt,



dürfte. — Die  
en durch Rhyth-  
i größtentheils  
htig aus. Dafs  
Abtheilung die:  
Beyfall finden  
By.

WIEN, b. Schmidt: *Jesus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer in einem ganz neuen theologischen Gewande allen Denkern zur Betrachtung aufgestellt.* Von Kajetan Geist; Präfecten an dem gräf. löwenburgischen Convict zu Wien 1803. 142 S. 8. (12 Gr.)

Mit einer lächerlichen Anmaßung wird hier allen der Vf. die Ehre hat, dessen kümmerlichen zu bemerken-würde eines größeren einigen Banden das an den Vf., und eine theologische Offenbarung, eine it, und ein vollständige, der Dogmatik noch alles, enthalten immerhin dieses thige Geistesgenüge-wundern; man läßt, mit welcher er die bt, nur aus dieser toen zu können, wie r so rüftig bearbeitet er das Urtheil für ernste Abhandlung von soll, der nicht be-Interforschungen an-

Kommt, dessen Kopf voll der verworrensten Begriffe ist, der nicht einmal deutsch zu schreiben versteht, den chen Unternehmen fassen kann. läßt sich schwer in eine allgemeine: sie ist ein philosophisch-theologischer vor dem der Vf. ausruft: „Nun inadenlehre!“ S. 102. Diejenige, zum Führer wählen wollen,

mögen durch einige Proben nach seiner Leitung lüftern gemacht werden. Die Lehre von Jesus, der im neuen theologischen Gewand hier aufgeführt werden soll, beginnt mit der neuen Wahrheit: der Mensch hat Vernunft! Im 6ten §. sind wir schon über die Lehren vom Wesen der theoretischen und praktischen Vernunft, vom Daseyn Gottes und von der Freyheit bis zum Beweise der Unsterblichkeit gelangt, und dieser ist, wie alle anderen, leicht gefunden. „Der Mensch muß zu seinem größten Verdrusse zusehen, wie er von innen und außen in der vollständigen Kenntniß und Ausübung seiner Pflichten gehindert wird; — — — er sieht sich also um eine für ihn schicklichere Existenz um, die ihm das Knochenwerk wegnimmt; ihm vollständige Kenntniß der Gottheit selbst als Triebfeder (?) und unumschränkte Erfüllung der Moralität (!) gewährt; und diese wäre nun jenseits des Grabes, sie wäre Unsterblichkeit etc.“ „Auch der empirische Endzweck der

Gottheit bey der Bestimmung des Menschen, dringt auf dessen Unsterblichkeit.“ „Die Vernunft spricht: handle so, daß Niemand, selbst die Gottheit nicht, etwas an deiner Handlungsweise mit Grunde ausstellen könne.“ Mit §. 23 beginnt die Kritik der Offenbarung, welche dreyzehn sehr systematische Fragen aufwirft. „Es ist aber Offenbarung, nach S. 44, nichts anders, als eine Aufklärung über gewisse, dem Menschen zu seiner vollständigen Beglückung zu wissen höchst notwendige Wahrheiten, welche nur Gott demselben aufseiner Vernunft (als empirisch) beybringt: was demnach geoffenbarte Wahrheit sey, wird sich von selbst herauswerfen.“ „S. 52. Es fragt sich vorderhand, ob bey den alten Juden sich eine wahre Offenbarung auffinden lasse? Der ganze Handel aber entscheidet sich wirklich zu Gunsten der Juden, wenn man ihre Bücher, die unter dem Namen der Schrift, des alten Bundes u. s. w. herumgehen, als authentisch annimmt.“ „Was, si Dñs placet, im größeren Werke bewiesen werden soll. Wie heilt die Bücher des A. T. den Messias beschrieben haben, sieht man aus §. 36, wo die Rubriken bis zu gegeben. Was von Jesus, von dem die ganze Schrift den Namen hat, gesagt wird, enthalten neun Seiten. Wer kann es auch dem Vf. verargen, daß er seinem Lieblingsgegenstand entgegensteht, der Kirche als *voumevov* und *Qai-voumevov*, welche letztere natürlich eine monarchisch-aristokratische Form haben muß.“ „S. 73. Untersucht man nun, ganz von allen Vorurtheilen frey, mit Behuß der Christianismus-Geschichte aller Jahrhunderte bis auf gegenwärtige Zeit und mit der schärfsten Kritik die sogenannte katholische Kirche, wie auch alle übrigen, so sich Christus- oder christliche Kirchen nennen, in ihren Grundsätzen aber jener offenbar widersprechen: so mag sich herauswerfen, daß nur jener alleinig, mit Ausschluß einer jeden anderen, das Prädicat Christuskirche zukomme“ und, wie sich aus einem anderen Beweise herauswirft, daß jede andere Kirche, wenn sie nicht katholisch ist, auch nicht christlich sey. Diese alleinige christ-katholische Kirche muß nun, nach S. 82, ein Gegenstand der Erfahrung seyn, in ihrem ganzen Systeme Unwandelbarkeit, bis zum Weltende hin ein Daseyn, und zu ihren religiösen Entscheidungen Unfehlbarkeitsgabe haben. Nun fragt sich natürlich, welches denn ihre Lehren seyen? und diese sind es nun, die unter den Namen Glaubenslehre, biblische Ökonomie, biblische Gnadenlehre und geoffenbarte Sittenlehre im crassesten Gewande als der Jesus von Nazareth aufgestellt werden. Die Pflichten gegen sich, den Nächsten und Gott werden eingetheilt in Liebes- (bejahende) und Gerechtigkeits- (verneinende) Pflichten. Der Vf. kennt also auch §. 71 Gerechtigkeitspflichten gegen Gott, zu denen unter anderen gerechnet wird, daß man auch nicht mit Ungläubigen (das sind aber, nach obigen Voraussetzungen, auch alle Nichtkatholischen), wenn anders eine Verführung zu besorgen wäre, Umgang pflege. S. 139. „Die Aussprüche des römischen Papstes, der Lehrer und der Vernunft selbst (wirklich?), wenn sie anders auf gesunde [n] und haltbare [n] Grundsätzen beruhen (sic), verdienen auch bey religiösen Untersuchungen und Entscheidungen wahren Beyfall.“ Doch genug! Der Himmel bewahre jede christliche, katholische und akatholische Kirche vor einem solchen Bearbeiter ihres Systems!! V. Pf.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N : O C T O B E R , 1 8 0 8 .

## JURISPRUDENZ.

- 1) LANDSUT, b. Krüll: *Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in Litem oder den Würdungsseid*, von Franz Ludw. Wirschingen, d. R. D. Mit einem Programm des Hn. Prof. Günser über die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform in Bearbeitung des in Deutschland geltenden Privatrechts. 1806. 188 S. 8. (16 Gr.)
- 2) BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Theorie des Würdungsseides*. Eine gekrönte Preisschrift. Von F. K. L. Drummer, der Philos. u. R. Dr. 1806. 86 S. 8. (9 Gr.)
- 3) JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Versuch über den Schätzungsseid*. Von Joh. Bernh. Haller, Landrichter zu Ronneburg. 1806. 79 S. 8. (9 Gr.)

Ogleich die, eine neue kritische Bearbeitung bedürftende, *Lehre vom Schätzungsseid* hier in drey beynahe gleichzeitig erschienenen Schriften, deren zwey (Num. 1 zufolge der Vorrede des Günser'schen Programms) sogar gekrönte Preisschriften sind, abgehandelt worden ist: so kann man demungeachtet nicht sagen, daß dieselbe dadurch zur Vollendung gediehen sey; vielmehr würde dieses Ziel erst durch eine vierte, die sich mit einer gründlich vergleichenden Beurtheilung der drey Abhandlungen und klaren Darstellung der hiedurch gewonnenen Resultate, ausführlicher, als hier der Ort dazu ist, beschäftigte, vollständig erreicht werden.

Der zuerst genannten jener Schriften giebt ihre Ausführlichkeit und systematische Anordnung ein Recht auf diese Stelle, wenn gleich in beiderley Rücksicht beynahe zu viel geschehen, und die Gründlichkeit oft bis zur Ermüdung weit getrieben ist. — Dem Vf. von No. 2, der in seinem gedrängteren Vortrage der strengen Regel des Systems minder sklavisch folgt, darüber jedoch auch manche Lücke bemerken läßt, gebührt vorzugsweise das Lob des eigenen, von aller vorgesetzten Meinung unabhängigen, Nachdenkens, ob wohl das sichtbare Bestreben, sich durchgehend vor seinen Vorgängern auszuzeichnen, ihn oft zu Abweichungen veranlaßt, da, wo er bey weitem richtiger jenen gefolgt seyn würde. — No. 3 endlich enthält eine klare und wohlgeordnete Darstellung der Theorie des Schätzungsseides nach den Lehrlätzen der gewöhnlichen Compendien und der gemeinen Meinung ohne Rücksicht, fast ohne Anspruch, auf neue Ansichten und

tiefere Forschern; daher zwar für den Praktiker brauchbar, doch beynahe werthlos für die Cultur der Wissenschaft.

Diese als allgemeines Urtheil über jene Schrift.

in zwiefachem Betracht die nämlich vorerst *jede Arglist*, horkum, der freylich die Ntzung der Gesetze ausmacht begründe, zeigen, außer de ganz klar die l. 15. §. 7 et 9. von dem Ersatz des durch el zugefügten Schadens die Re ad. min. tutor., wo bloß das kein Inventarium gemacht hat, dem juram. in litem Statt gegeben wird; wie denn auch das dolo desit possidere, in den meisten hieher gehörigen Stellen, nur sehr gezwungen als Äußerung des Ungehorsams dargestellt werden kann. Zudem ist, wie Hr. D. glaubt, die l. 18 pr. de dolo der Thibaut'schen Meinung keinesweges zuwider, indem das ut possit per contumaciam etc. sich auf die Eingangsworte des Gesetzes keinesweges disjunctiv, sondern bloß declarativ bezieht. — Auf gleiche Art ist aber auch das Merkmal der Herausgabe, wenn man gleich die Exhibition darunter mit begreift, dennoch zu einschränkt, indem sich dasselbe so wenig auf den durch eine heimliche oder gewalthätige Handlung gestörten Besitzstand (l. 15 cit.), als auf die Unterlassung der Inventarienerrichtung (l. 7 cit.), möchte



ject der zu bestimmenden Entschädigung in Ausdrücken bezeichnet wird, welche theils durch die ihnen an und für sich eigene Bedeutung, theils durch den Gegensatz, in welchen sie gesetzt sind, nothwendig auf etwas ganz Besonderes, von dem gewöhnlichen Entschädigungsprincip Abweichendes, schliessen lassen. Das *jurare in infinitum* in den schon erwähnten Gesetzen gehört vor Allem hieher; ausserdem aber sagt einer Seits für den Fall des Schätzungseides die *l. 8, de in lit. jur.*, es sey der Werth einer Sache *arbitrio domini* zu bestimmen: so wie anderer Seits, für den Fall der Ausschliessung des Schätzungseides, die *l. 2, C. cod.: iudex de veritate cognoscet*, welche letztere Bestimmung durch die *l. 8, l. 60 D. de iur. l. 4 C. arbitr. tut.*, vorzüglich aber, wegen der darin enthaltenen Entgegenstellung beider Fälle, die *l. 68 D. de rei vind.* ihre richtige Deutung erhält. Soviel als positiven Beweis gegen die gemeinschaftliche Behauptung jener beiden Schriftsteller. Verschiedene Gegengründe auf welche Hr. D. viel Gewicht legt, lassen sich hienach ohne Zwang gerade umgekehrt anwenden, ohne daß Rec. sich länger dabey aufzuhalten braucht.

Nach dieser ausführlicheren Prüfung des hauptsächlichsten Streitpunctes, worauf es bey der Lehre vom Schätzungseide ankommt, darf Rec. nur kürzlich noch einige Bemerkungen beyfügen. So ist es ihm aufgefallen, daß Hr. D. S. 51, dem Richter die Befugnisse abspricht, dem Kläger den Würderungseid zu versagen, da die *l. 4, §. 2, l. 5, §. 1, de in lit. jur.* so bestimmt erklären: *in arbitrio esse iudicis, deferre iusjurandum, nec no; — licuit enim, et a primo nec deferre.* — Sodann dürfte es auf Wortstreit hinauslaufen, daß nach S. 57, der Würderungseid kein Beweismittel seyn soll; das Würdungsrecht wird freylich dadurch nicht bewiesen, wohl aber der Werth der zu schätzenden Sache, denn hierüber wird doch dem Richter die zur Subsumtion des Factums unter das Rechtsprincip nöthige Überzeugung verschafft; auch läßt ja die *l. 4, §. 3 cod.*, sogar Gegenbeweis zu. — Endlich befriedigen auch die vom S. 83, 86 bemerkten Verschiedenheiten des zenonianischen und Schätzungseides den Rec. um so weniger, als gerade die einzige wahre Differenz gänzlich übersehen ist. Diese besteht nämlich, nach v. Savigny's (R. d. B. 2te Ausg. S. 448) richtiger Angabe, darin, daß ersterer sowohl über den Verlust selbst, als über dessen Werth, letzterer hingegen bloß über den Werth der geforderten Sache entscheidet. Hr. W. glaubt dagegen, daß der zenonianische Eid gar nicht als besondere Eidesart bestehe, sondern mit dem *juram. in lit.* eins, überdies aber als antiquarische Modification zu betrachten sey. Hr. M. behandelt denselben zwar ebenfalls als Gattung des Schätzungseides, doch bemerkt er, wiewohl nur beyläufig, daß darin eigentlich zwey Eide verborgen seyen; gerade diese Bemerkung aber, die in den Worten des *cap. 7. C. de his, quae vi metusue.* „*Postquam de violentia per testes et de amissis rebus per ipsius confiterit sacramentum, potuit iudex vos in aestimatione rerum amissarum, juramento adversarii declarata, condemnare.*“ so deutlich ausgedrückt wird, klärt das wahre Verhältniß der Sache auf, und rechtfertiget das zenon. Jurament, als *eigene Eidesart* zur Ausmittlung des Verlusts, womit dann der gewöhnliche Schätzungseid zur Ausmittlung des Werthes in einem Act verbunden wird. — Endlich muß Rec. noch einiger Nachlässigkeiten des Abdrucks erwähnen, die Hr. D. billig selbst hätte bemerkt machen sollen. — So steht S. 47, Z. 2: *willkürlichen st. nothwendigen*, und S. 76 ist die Note (*l. 3, de in lit. jur.*), so wie S. 78 das Wörtchen: *non*, worauf es gerade hier am entscheidendsten ankommt, ausgelassen.

Hn. Wirsching kommt, wie er S. 49 selbst versichert, der Vorwurf nicht unerwartet, daß die Wahrheit durch seinen Vortrag in einem etwas bizarren Gewande erscheine. Und gewiss hätte sich z. B. der Satz, daß „*die individuelle Subjectivität eines Individuums, abgesehen vom Objecte objectivisirt werden muß*“, der Wahrheit unbeschadet, natürlicher und klarer ausdrücken lassen, wo dann auch die vielen, zur Erläuterung beygefügt mathematischen Formeln hätten entbehrt werden können. Aber fast sollte man glauben, es ständen manche der neuern Schriftsteller in der Befürchtung, es möchte ihren Producten die Aufmerksamkeit des Publicums entgehen, wenn sie ihnen dieselbe nicht durch eine singuläre und auffallende Einkleidung zu verschaffen suchten. Ausserdem trifft Hn. W. hin und wieder der Vorwurf der Undeutlichkeit, wie dies vorzüglich S. 153, bey Erklärung der *l. 48, locati* der Fall ist. Was die hier vorkommende Frage eigentlich soll, begreift Rec. nicht. Der Grund, der von vielen gegen die Anwendbarkeit des *juram. in litem* bey Immobilien angeführt wird, weil nämlich dieselben jederzeit restituirt werden könnten, ist freylich wohl falsch, zumal eine *bona fide* geschehene Veräußerung die Naturalrestitution allerdings verhindern kann; auch bedarf die Lesart der *l. 48, cit.* keiner Änderung (nach Thibaut sind die Worte *non immobilem* unacht; Müller nennt sogar die ganze Stelle ein nicht anerkanntes Gesetz!), und doch ist die Deutung nicht schwer. Nach der *l. 3, de in lit. jur.* machen Gegenstände, deren *pretium certum* ist, wie z. B. das Geld, kein Object des *juram. in litem* aus; dies gilt auch von Immobilien, weil bey ihnen jederzeit eine *gerichtliche Taxation* vorgenommen werden kann. (Ob vielleicht Hr. D. S. 78 in den Worten: weil die Natur sie durch ihre Befestigung stets den Händen der executiven Gewalt der Justiz darbietet, das Nämliche sagen wollte, und nur jene Ausdrücke für zu gemein hielt, läßt Rec. an seinen Ort gestellt seyn.) Ubrigens bedarf es keiner Erinnerung, daß auch bey Immobilien, so wie nach dem allegirten Gesetze bey dem Gelde, in Ansehung der *Nebenobligamente*, jener Eid dennoch Statt finde.

Auch zu der Müller'schen Schrift ließe sich noch eine Reihe Berichtigungen liefern, die jedoch mehrentheils, wie z. B. der *unbedingt* zugeständene Gebrauch des Schätzungseides gegen Gastwirthe und

Führleute (S. 26. 27), in der oben bereits angezeigten Verwechslung dieses Eides mit dem gewöhnlichen Ergänzungseide ihren Grund haben. Warum indessen nach S. 24 überhaupt gegen einen Dritten, auch wenn derselbe arglistig gehandelt hätte, jener Eid nicht eintreten soll, erklärt sich selbst daraus nicht. — Endlich kann so wenig die äußerste Unrichtigkeit im Citiren der Gesetze, als die unzuweckmäßige Allegationsmethode in Ansehung der Autoren, unbenutzt bleiben.

Die in dem hinter No. 1 befindlichen Programm des Hn. Hofr. Gönner zu Landshut abgehandelte Frage enthält „1) die Behauptung, das Privatrecht im Ganzen habe in Deutschland gegenwärtig noch keine wissenschaftliche Existenz, und 2) führt sie zu den Bedingungen, unter welchen das Privatrecht zur Wissenschaft erhoben werden kann.“ — Nach einer lehrreichen Ausführung in der bekannten Gönnerschen Manier schließt dieser Aufsatz mit folgender Äußerung: „Das Resultat meiner Untersuchung besteht in dem, daß nach der bisherigen Trennungsmethode [des römischen und deutschen Rechts] eine nichtwissenschaftliche Darstellung des

gesammten Privatrechts in Deutschland nicht möglich sey. Soll ein besserer Zustand herbeigeführt, soll die Behandlung dem ächten Geiste des römisch-deutschen Privatrechts entsprechend, soll der Schatz einzelner Bemerkungen aus dem römischen Rechte der Zukunft, selbst für den Fall einer unbedingten nothwendigen und vielleicht nahen gänzlichen Reform der Civilgesetzgebung, gerettet werden: so muß man die bisherige Sonderung aufgeben, alle Gegenstände des Privatrechts in ein Ganzes vereinigen, nach einem acht wissenschaftlichen Systeme ordnen, und nicht nur im Ganzen, sondern auch in allen Theilen, vom Rationellen ausgehen, welchem dann das Gesetzliche, als Übereinstimmung, Ergänzung oder Abweichung unterstellt werden muß.“ — Rec., der im Ganzen hiemit übereinstimmt, und nur hin und wieder Stoff zu abweichenden Bemerkungen fand, beschränkt sich hier auf die einzige, daß, so viel die Aufnahme auch das *Lehrrecht* in eine Darstellung des gemeinen Privatrechts angeht, er vielmehr demjenigen beypflichtet, was Runde in der Vorrede zur 4ten Auflage seines *deutschen Privatrechts* in gerechtem Eifer hierüber sagte.

P — r.

### KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Pirna, b. Friele: *Reflexionen und Memorabilien für die Criminal-Justiz in Beziehung auf die Ätiologie der Verirrungen und Verbrechen überhaupt, so wie auf das Sinken der Cultur und Moralität unter den Menschen im Staate, in der Gesellschaft und im häuslichen Leben insbesondere; nach physischen Principien und Erfahrungen freymüthig beleuchtet*. Nebst Winken zur Verhütung der Delicte als das Ziel edler Regenten und ihrer Minister; von D. W. H. Julius Augustin Vogel, Vf. der Glückseligkeitslehre der Heilkunde u. s. w. 1804. 79 S. 8. (3 Gr.) Rec. kennt weder Hn. Vogel, noch seine Glückseligkeitslehre der Heilkunde; allein schon die paar Bogen der vorliegenden Schrift dringen ihm den Wunsch ab, daß der Vf. derselben bald in eine Lage versetzt werden möchte, wo er Gelegenheit fände, das Chaos in seinem Kopfe vorher zu ordnen, ehe er wieder als Schriftsteller vor das Publicum tritt. Die öffentliche Äußerung dieses Wunsches scheint dem Rec. um so nöthiger, weil der Vf. am Schluß dieser Schrift ein neues größeres Werk als zweyten Band seiner Glückseligkeitslehre ankündigt, „welcher den Geist der Humanität und Misanthropie im Tempel der Themis darstellen soll.“ Daß übrigens dieser Wunsch eben so sehr in Hinsicht des Publicums als des Vfs. wohlmeinend ist, dieß zu beweisen, würde schon folgende Stelle S. 3 aus dem Prolog zu den hier vorläufig mitgetheilten sieben Reflexionen hinreichen: „Mögen blöde und mißfückige Menschen, die, weil sie vorzüglich vom Egoismus beherrscht werden, und nur für sich leben, mithin keinen Sinn und kein Gefühl für Menschenwohl, Menschenwürde und für heilige Menschenrechte haben — mögen diese sowohl, wie auch blutdürstige Despoten, welche nur barbarische Gesetze der Vorwelt kennen, und unmenschliche peinliche Sentenzen, auch wohl gar Todesurtheile confirmiren, wohlverstanden! nach Form und Norm der famösen Caroline; mögen, sage ich, dergleichen schauerliche Geister — von außen mit dem Glanze der Heiligkeit illuminirt, doch aber mit sterblichen Hüllen umgeben — mit Sternen und Crucifixen verbrämt auf ihren Gewändern, aber keins von allen im Herzen (?) — mögen sie die hier mitgetheilten Ideen und Winke zum Heil der ganzen Menschheit, als *pia desideria* verschreien, — wird mich nicht kümmern u. s. w.“ Allein damit der Vf. in seiner demnächst „zu erscheinenden“ Gerechtigkeitslehre nicht über Ungerechtigkeit schreie, hält es Rec. für nöthig, noch einige Proben aus den Reflexionen selbst mitzuheilen: „Alle Verirrungen des Körpers, heißt es S. 9, worunter man die Le-

bens-, Erhaltungs-, Seelen- und Geschlechts-Actionen oder Functionen versteht, können ziemlich unordentlich werden, und das Leben des Menschen zerstören, ohne daß das Leben des menschlichen Körpers zerrüttet wäre, wie dieß der Fall bey Wahnsinnigen von verschiedener Gattung ist, indem dergleichen Unglückliche in Beziehung auf ihre festen und flüssigen Körpertheile zwar natürlich schon organisiert seyn können, mithin (?) nur tierisch vegetiren, aber nicht als vernünftige Geschöpfe existiren, sobald jene Functionen, welche in den edlen Theilen des Körpers, als in den Eingeweiden, des Hirns, der Brust und des Unterleibes vor sich gehen, und welche *per consensum* genau mit einander verbunden sind — corrumpt worden, welches auf verschiedene Art und Weise und unter mancherley schrecklichen Umständen in den Verhältnissen des Lebens leider zu geschehen pflegt. Die Unordnungen des Geistes sind demnach (?) immer (?) Folgen der Unordnungen des Körpers. Wenn alles bey unserer Maschine im gehörigen Gleichgewichte ist, wenn alle Gefäße gehörig wirken, und die nöthigen Flüssigkeiten regelmäßig abgefordert werden, mit einem Worte, wenn jeder Theil unseres Körpers das leistet, was ihm die Natur zu leisten anwies, dann ist auch die Seele gesund, dann wühlt und that der Mensch das Gute, ist weise und tugendhaft, mithin glücklich und froh u. s. w.“ In diesem Tone geht ununterbrochen fort, ja der folgende Unsinns wird eher noch argter als der vorhergehende, so daß man bey der dritten Reflexion, die das Motto führt: *fat justitia, pereat mundus*, schon nicht mehr zweifelhaft bleibt, an welcher Krankheit der Vf., welcher der kranken Menschheit seine Hülfe heutzutage, nach seiner eigenen, so grob gesponnenen materialistischen Theorie selbst leide: „Bey einem großen Theile der Menschen ist ein verdorbener Magen die Quelle ihrer Krankheiten, unter welchen der Wahnsinn (*vesania*) und dessen Gattungen: der Tiefsinn oder die Schwermuth (*melancholia*), die Tollheit, Raserey (*mania*), sodann die Befessenheit (*daemonia sive amentia*) die Hauptrollen spielen; daher der Magen, dieß Centrum der natürlichen Existenz, dieß Triebwerk des Strebens und Wirkens, auch alle Laster, alle üblen Gewohnheiten und bösen Handlungen hervorbringt. Warum helfen die Bemühungen der Moralisten so wenig? Darum, weil diese Herrn die Menschen für gesund halten und mit ihnen als mit Gefunden sprechen, da sie doch krank, folglich den Ärzten anzuvertrauen sind u. s. w. Alle Verbrecher (S. 25) sollte man, anstatt sie zu strafen, ins Lazareth bringen, und so lange heilen lassen, bis sie gute Menschen und nützliche Bürger wurden.“ *Oheum satis est!* L. C.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 O C T O B E R, 1808.

## J U R I S P R U D E N Z.

### Fransösisch - Westphälisches Recht.

- 1) HANNOVER, b. Hahn: *Handbuch für Friedensrichter und andere bey diesem Gerichte angestellte Personen.* Vom Dr. Vezin. 1808. 145 S. 8. (9 Gr.)
- 2) CASSEL, in der königl. Buchdruckerey: *Handbuch für die Friedensrichter des Königreichs Westphalen,* in zwanglosen Heften, von Ehrhart Leith, ehemallgem Friedensrichter im Canton Stromberg, Bezirk von Simmern, Departement von Rhein und Mosel etc. 1 Heft. 1808. 191 S. 8. (16 Gr.)
- 3) HALLE, b. Kümmler: *Das Notariat in Frankreich.* Zur vorläufigen Belehrung für Westphälische Notarien. 1808. 30 S. 8. (4 Gr.)

Da die Friedensgerichte, welche ursprünglich ein englisches Institut sind, durch achtzehnjährige Erfahrung, als eine der weissen und glückbringendsten Einrichtungen in Frankreich, wodurch nach einer mühsigen Berechnung zwey Drittel der sonst entstehenden Prozesse verhindert werden, mit Recht anerkannt sind: so war die Einführung derselben in dem Königreich Westphalen, welches ganz, wo nicht auf französischen, doch auf italienischen Fuß organisiert worden ist, leicht vorzusehen. Es wäre ebenfalls vorzusehen, daß sich mehrere Schriftsteller bemühen würden, diejenigen mit dieser neuen Einrichtung bekannt zu machen, welche das Loos, dieses Amt zu bekleiden, treffen würde; und lediglich aus diesem Gesichtspuncte sind die No. 1 u. 2 angezeigten Schriften zu betrachten.

No. 1 enthält einen gediegenen Auszug aus *Levasseur's Manuel des justices de paix*, und ist um desto mehr zu empfehlen, als ausserdem noch ein vortreffliches Werk *de la Compétence des Justices de paix* 1805, und die auf diese Materie sich beziehenden Gesetze überall gewissenhaft verglichen sind, weshalb auch der Vf., ob gleich sein Werk kaum halb so groß, als jenes *Manuel* ist, mit Recht behaupten kann, daß es vollständiger sey. Rec. hat es mit dem größten Vergnügen durchgesehen, und mannichfaltige Belehrung daraus geschöpft; er glaubt es um so eher den neuen westphälischen Friedensrichtern empfehlen zu können, als diese Einrichtung, welche doch auf die Rechtsverwaltung den entschiedensten, und wohlthätigsten Einfluß hat, in der alten Verfassung der Länder, woraus das neue Königreich zusammengesetzt ist, nichts findet, das ihr gleichgestellt werden könnte. Da der Vf. das Werkchen früher vollende-

te, als das 15 Gesetzbulletin Westphalens, welches die gerichtliche Organisation enthält, erschien: so war es nothwendige Folge, daß manche Abweichungen der westphälischen Constitution der Friedensgerichte nicht, sogleich in den Text, sondern nur hinten als Anhang aufgenommen werden konnten, in welchen man auch die neueste Taxordnung für die Friedensgerichte, gegeben im Lager vor preussisch Eylau am 16 Februar 1807, findet, welche jedoch nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen seyn kann, da sie für Westphalen durchaus unpassend ist. Das Werk selbst zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste beschäftigt sich mit den Befugnissen des Friedensrichters in bürgerlichen Sachen; und zerfällt in drey Hauptstücke: 1) von der streitigen Gerichtsbarkeit des Friedensrichters; 2) von den Vergleichsverfahren; 3) von den übrigen Obliegenheiten desselben, nachdem voran einige Bemerkungen über die Ernennung des Friedensrichters, die Ausübung und Dauer der Amtsverrichtungen, die Besoldungen des zum Friedensgericht gehörigen Personals, und über die Unvereinbarkeit dieser Stellen mit anderen öffentlichen Ämtern, vorausgeschickt sind. Der zweyte handelt von den Amtsverrichtungen des Friedensrichters in Criminal- und Policey-Sachen, und theilt sich in zwey Hauptstücke, von denen das erste sich mit den Amtsverrichtungen des Friedensrichters in Ansehung der richterlichen Policey, und das zweyte mit der Verfassung des Policey-Gerichtshofs beschäftigt. Der Styl des Vfs. ist rein, und zeugt von einem lobenswerthen Bestreben nach Kürze; die einzelnen Sätze sind klar und lichtvoll aufgestellt: doch mögt es dem Rec. erlaubt seyn, auf einige Behauptungen des Vfs. aufmerksam zu machen, (von denen er freylich nicht weiß, ob sie ihm selbst, oder *Levasseur*, den Rec. nicht gleich vergleichen kann, zu Schulden kommen,) weshalb er mit ihm rechten möchte. So findet er z. B. §. 20 den Satz aufgestellt, daß der Richter nicht gerade im Hauptort des Cantons zu wohnen brauche, da es genug sey, wenn er nur seine Wohnung im Canton habe, was doch nur per absurdum Statt finden könnte, da er einmal dazu ausdrücklich verpflichtet ist, und dann der Cantons-Hauptort deshalb gewählt ist, damit der Weg den Cantonspflichtigen gleich bequem sey, auch der Maire des Hauptorts die Bulletins und Adjuncta erhält, die er dem Friedensrichter zustellen soll, und sich überdies die bewaffnete Policeymacht hier befindet, die dem Friedensrichter jeden Augenblick unentbehrlich seyn kann. Eben so irrig ist die Behauptung im §. 23, daß die Greffiers alle drey Monate die Sammlung der während der Zeit erschienenen Gesetze erhal-



ten, da doch dieses dem Art. 1 des Code Napoléon und dem *Arrêté du Gouvernement* v. 25. Thermid. XII. völlig zuwider ist, auch jedes Gesetzbuch in schon am Tage seiner Ankunft in das dazubestimmte Register vom Greffier eingetragen werden muß. So würde auch Rec. im §. 5 den Irrthum *Levasseurs* wenigstens mit einem Worte bemerkt haben, da der *Suppléant* des Friedensrichters auf eben die Art, wie der Friedensrichter selbst, beeidigt werden muß, um gültige richterliche Handlungen vornehmen zu können.

No. 2 ist dagegen in einem äußerst weitgeschweiften Style voll Declamationen (S. 96) und unnützer Digressionen (z. B. S. 160 über *Luthers* zu errichtendes Denkmal), der bisweilen in das Platte fällt, abgefaßt, obgleich die darin vorgetragenen Sachen, weil sich der Vf. so sehr ins Detail einläßt, äußerst belehrend und besonders für die neuen Friedensrichter zweckmäßig bearbeitet sind. Doch läßt sich nicht leugnen, daß auch dieses Werk noch etwas zu früh erschienen ist, um die Befugnisse der Friedensrichter in Westphalen gehörig darstellen zu können, da weder die westphälische Processordnung, noch das peinliche Gesetzbuch, worin ein großer Theil derselben bestimmt werden muß, bis jetzt erschienen sind. Aus diesem Grunde versichert auch der Vf. bewogen zu seyn, das Handbuch in zwanglose Hefte abgetheilt zu haben, von denen in jedem Jahre 12 erscheinen sollen, welche gewiß an einer stattlichen Bibliothek anschwellen können, wenn der Vf. in seiner beliebten Manier fortfährt. Die Vorrede enthält eigentlich einen Tadel des No. 1 angezeigten Werkehens, wobey es Rec. besonders aufhebt. *H. Vezin* delfaß, weil er die Taxordnung vom 16 Februar 1807 mitgeliefert, getadelt zu finden, da doch der Vf. die S. 170 ebenfalls mittheilt. Dann folgt die allgemeine Rubrik dieses Hefts: *Allgemeine theoretische und praktische Bemerkungen über die Organisation der Friedensgerichte, über ihre Verrichtungen, über ihre Emolumente und über die erforderlichen Eigenschaften eines Friedensrichters*. I Abschnitt. *Von der Organisation der F. G.* Dieser enthält die Zahl und die Namen der Departements; Bezirke, Cantone und der Friedensrichter selbst aus dem westphälischen Moniteur, wobey nur das zu wünschen wäre, daß der Vf. die häufig corrupten Namen verbessert haben möchte. II Abschn. *Von den Verrichtungen der Friedensgerichte*. III Abschn. *Von den Emolumenten der Friedensgerichte*, woraus man mit Entsetzen die erniedrigende Aufführung einiger französischer Friedensrichter kennen lernt, welche mit ihren Greffiers, und selbst mit ihren Huissiers geheime Verträge abschlossen, vermöge welcher diese ihnen einen bestimmten Antheil an ihren Gebühren überlassen mußten. IV Abschnitt. *Über die erforderlichen Eigenschaften eines Friedensrichters*. Incomparibel mit seinem Amte sind: das Amt eines Departements- oder Districts-Raths, eines Maire's, Adjunct oder Municipalraths (doch kann in Frankreich ein Maire einer Gemeinde unter 5000 Seelen Suppléant des Friedensgerichts seyn), eines Präfects oder Unterpräfects, eines Notarius, Generalinnehmers, Forst-, Post- und Zollbeamten, eines Tribunal- und Hof-Richters (nämlich der *Cours criminelles* und *Cours d'appel*), endlich das Amt eines vom Staate besoldeten Volkslehrers. Immer-

forter ein Mann von gesetztem Alter, denn das dreissigste Jahr ist nicht absolut nothwendig, seyn, und dabey die nöthigen Kenntnisse der lateinischen, französischen und deutschen Sprache besitzen. — Hierauf folgt eine neue Rubrik: *Von den Verrichtungen der Friedensrichter als Richter in Civilstreitigkeiten*. I Abschnitt. *Von der Competenz der Friedensrichter*. Der Friedensrichter erkennt, ohne daß von seinem Urtheile appellirt werden kann, über alle persönlichen und beweglichen Forderungen; deren Werth 20 Thlr. nicht übersteigt; mit der Appellation bis zum Werth von 40 Thlr. Er erkennt ebenfalls ohne Appellation bis zum Werth von 20 Thlr., und mit Appellation, die Forderung belaufe sich so hoch wie sie wolle, über *damnum injuria datum*, die Spoliensachen und possessoriischen Klagen, über Reparaturen, welche die Miether und Pächter tragen müssen, über unbestrittene Entschädigung, die der Pächter und Mierhsmann wegen entbehrten Genusses fodert, über den Arbeitslohn und Liedlohn, und überhaupt über die Erfüllung der wechselseitigen Verpflichtungen der Herren und ihrer Dienstboten; endlich über Verbal- und Real-Injurien. II Abschn. *Von den Verrichtungen der Friedensrichter als Richter in Civilstreitigkeiten, von der Vorladung an bis zu Endurtheilen*. Hierin handelt der Vf. von den Vorladungen, wobey wir aber eine Angabe des wichtigen Unterschiedes von *citation par exploit* und *citation par cédula* vermissen, von den Gerichtssitzungen und den Verwerfungsgründen eines Friedensrichters. Der hierauf folgende *Anhang* enthält Formulare zu den beschriebenen Gerichtshandlungen, und nach einem *Nachtrage*, welcher eine Abänderung der Cantonsverfassung enthält, macht den Beschluss ein *angenehmes Dessert*, das der Vf. den Herren Friedensrichtern Westphalens zum Schluss des ersten Hefts aufstischen kann. Dieses enthält das königl. Decret vom 2 Jun. 1808, welches die drey Classen der Friedensrichterbefoldungen von 1200, 1000 und 800 Franken bestimmt, und die Sporteltaxe vom 16 Febr. 1807, zur Vergleichung mitgetheilt.

No. 3 enthält nichts weiter, als eine bisweilen nachlässige Übersetzung des Gesetzes vom 25 Ventose XI, die Einrichtung des Notariatswesens betreffend; und vom 2 Nivose XII von den Notarienkammern, die den westphälischen Notarien bis jetzt nicht zur Richtschnur dienen kann, da sie, bis auf die bevorstehende Organisation des Notariatswesens im königreich, in ihren vorigen Geschäften provisorisch bestätigt sind, und bis dahin die alte übliche Form des Instrumentens beybehalten müssen.

- 1) HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Verordnungen des Napoleonischen Gesetzbuches über die Führung der Geburts-, Heiraths- und Sterbe-Register, für Prediger und Geistliche im königreich Westphalen*, von D. C. Venturini. 1808. 47 S. 8. (4 Gr.)
- 2) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Von der Führung der Register des Civilstandes und von dem rechten Verhalten bey Trauungen nach den Verordnungen des Gesetzbuches Napoleon (Napoleons)*, von J. C. F. Witting, Pastor an der St. Magnikirche zu Braunschweig. 1808. 84 S. 8. (6 Gr.)
- 3) HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Tabellarische Darstellung alles dessen, was die Beamten des Civilstandes im*

*Königreiche Westphalen in Ansehung der Acte des Civilstandes zu beobachten haben, von Theodor Wilhelm Heinrich Bank, Prediger und Civilstandsbeamter zu Wolsdorf und Runstedt im Okerdepartement. 1808. 5 Bog. in Fol. (8 Gr.)*

4) CASSEL, in der Waisenhausbuchdruckerey: *Anweisung für Prediger zur Führung der Register des Civilstandes.* Mit den dazu gehörigen Verordnungen, Gesetzstellen und Formularen. Zweyte Auflage. 1808. 36 S. 8. (6 Gr.)

5) Ebendasselbst: *Vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes in ihren sämtlichen Verordnungen.* 1808. 112 S. 8. (8 Gr.)

Um diejenigen Perioden des menschlichen Lebens, welche auf die privatrechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger einen unmittelbaren und wesentlichen Bezug haben, auf eine glaubwürdigere und sicherere Art, als durch die ehemals üblichen Kirchenbücher, zu beurkunden, hat man in Frankreich vorläufig schon die Einrichtung getroffen, daß bey allen solchen Vorgängen gewisse besonders dazu beauftragte öffentliche Beamte (*officiers de l'état civil*) zugezogen werden müssen, denen das Gesetz sehr genaue und bündige Vorschriften ihres Verhaltens bey jeder sich darbietenden Veranlassung ertheilt hat. Auch im Königreiche Westphalen gilt nunmehr diese Einrichtung, nachdem nicht nur das Gesetzbuch Napoleons durch den 45 Artikel der Constitution als bürgerliches Gesetzbuch für dieses Königreich aufgenommen, sondern auch durch verschiedene königl. Verordnungen noch nähere Bestimmungen darüber gegeben sind. Das königl. Decret vom 22 Januar 1808 (Gesetzbulletin No. 12) überträgt den Predigern des Königreichs Westphalen die Verrichtung der Beamten des Civilstandes in Rücksicht sämtlicher Unterthanen katholischer, reformirter und lutherischer Religion, und das Decret vom 31 März (Gesetzbulletin No. 28) beauftragt damit in Rücksicht der Juden die Maire's und deren Adjuncten. Für eine sehr große Classe der Staatsdiener war es daher von der äußersten Wichtigkeit, genau davon unterrichtet zu seyn, worin die Obliegenheiten eines Beamten des Civilstandes bestehen, und wie ein solcher sich zu verhalten habe, um seiner ihm so streng und unter Androhung bedeutender Strafen (*Code Napoléon art. 50. 53. 54*) gebotenen Pflicht ein vollständiges Genüge zu leisten. Diesem Zweck durchaus entsprechend ist nun zwar die vortreffliche *Instruction* des Justizministers *Siméon, pour la rédaction des Actes, et pour la tenue des registres de l'état civil*; aber einmal war vor deren Erscheinung eine Unterweisung für die jetzigen Civilstandsbeamten nothwendig; und dann ist gerade der Instruction erste Vorschrift, daß die Prediger (an welche sie zunächst gerichtet ist) damit anfangen sollten, sich mit den Verfügungen, welche das Gesetzbuch Napoleons in Beziehung auf ihr neues Amt enthält, ganz vertraut zu machen, wobey man aber nicht voraussetzen kann, daß jeder solcher Beamte sich das Gesetzbuch selbst anschaffen werde, da sogar die officiële Uebersetzung desselben noch nicht einmal zu haben ist. Eine solche Unterweisung beabsichtigen nun die oben zusammengestellten Schriften; zu deren Beurtheilung jetzt Rec. schreiten will.

No. 1 ist noch vor der obengedachten Instruction erschienen, und enthält einen sorgfältigen mit Anmerkungen und Formularen bereicherten Auszug aus den bisher einschlagenden Titeln des Gesetzbuchs Napoleons. In die Formulare haben sich jedoch einige Unbestimmtheiten eingeschlichen, deren Berichtigung sehr zu wünschen wäre. So sieht man aus dem S. 16 Entworfenen nicht, ob die Effecten, welche bey dem Fändling gefunden, dem Civilbeamten vorgezeigt worden, und ob das Protocoll auch dem Finder, was doch unumgänglich nöthig ist, vorgelesen worden ist. So erwähnt auch das S. 31 mitgetheilte Trauungsformular gar nichts von der erfolgten Vorlesung.

No. 2 war fast beendet, als die Instruction erschien, weshalb der Vf. in einer Nachschrift Nachträge aus derselben liefert. Rec. vermifste jedoch in derselben die Bestimmung der Instruction, daß nicht vier, sondern nur ein Register, außer dem für die Aufgebote, zu halten ist, und daß, wenn die Geburt erst nach dreyn Tagen angezeigt wurde, der Beamte des Civilstandes sich zunächst an den königl. Procurator zu wenden hat. Die Anordnung des Werks ist höchst unbequem, wie aus folgender Darstellung erhellen wird. Den Anfang machen allgemeine Fragen bey diesen Urkunden, welche sich in vorläufige und in Fragen bey der Urkunde selbst theilen, und den Beschluß macht ein Formular. Aber dieses möchte noch hingehen, wenn nicht das Ganze theils unvollständig, denn es ist von Adoptions- und Ehescheidungs-Urkunden gar nichts gesagt, theils unrichtig wäre. So z. B. S. 19, daß der Bevollmächtigte 21 Jahr alt seyn müsse, und daß die Documente *unterschieden* werden sollen, da doch nur ein bloßer Handzug vorgeschrieben ist; S. 32, daß die Ehe durch das Ministerium (*ministère public*) angefochten werden könne, da doch *ministère public* nur das *officium* der königlichen Procuratoren andeutet; S. 34, daß das Aufgebot an dem Wohnorte der Vormünder und Curatoren geschehen müsse; daß nach S. 51 auch Töchter vom 25—30 Jahr das ehrerbietige Gesuch dreymal wiederholen sollen; daß nach S. 54 die Gütergemeinschaft nur durch einen Ehevertrag eingeführt werden könne; daß nach S. 58, 59, 67 bey ehelichen Kindern die Einwilligung der Vormünder, und bey unehelichen die des Familienraths erfordert werde; daß nach S. 63 der Einsprechende erklären müsse, an dem Orte der Abschließung der Ehe wohnen zu wollen, da er doch nur hier ein *forum* auserwählen soll, wo ihm alle auf die Opposition sich beziehenden Zustellungen geschehen können; S. 69, daß die christliche Einsegnung der Ehe zu erwähnen sey; daß nach S. 84 die eidliche Versicherung der 4 Zeugen als hinreichend angenommen wird, da doch auch die der Ehegatten hinzukommen muß, wie dem Vf. auch schon sonst vorgeworfen ist. So irrt der Vf. auch sehr, wenn er S. 35 meint, es müßten vor der Verheirathung 6 Monate nach dem gesetzlichen Alter verfloßen seyn, sonst könnte die Ehe unter gewissen Umständen angegriffen werden; denn der Art. 185 des *Code Napoléon* sagt ganz etwas anderes.

No. 3 ist eine der verdienstlichsten Arbeiten über diesen Gegenstand, welche sich durch treffende kurze, logische Anordnung der Materien in Tabellenform,

und durch eine außerordentliche Deutlichkeit auszeichnet, und bey diesen anerkannten Verdiensten die Genugthuung erhalten hat, den Beamten des Civilstandes vom Justizminister eigends empfohlen zu seyn. Diese Schrift erschien nach erfolgter Instruction, so daß auf dieselbe überall Rücksicht genommen werden konnte; Formulare sind ihr nicht beygefügt, weil der Vf. mit Recht glaubte, durch die genaue und deutliche Angabe dessen, was die Urkunden enthalten müssen, sie überflüssig gemacht zu haben. Die erste Tafel enthält *allgemeine Regeln für den Geburtsact (die Geburtsacte, denn das masc. giebt hier einen anderen Sinn), Vorschriften für besondere Fälle, und einen Anhang über die Anerkennungsurkunde für ein natürliches Kind.* II Tafel: *Eheverköndigungen oder Aufgebote.* Mit Neugier hat Rec. diese Tafel durchgesehen, um die Meinung des Vfs. über die schwierigen Art. 166 und 167 des *Code Napoléon* kennen zu lernen, aber leider gefunden, daß sie nicht die richtige ist. Alle Schwierigkeit entspringt hiebey aus dem Wort *domicile*. Einmal bedeutet dieses Wort den Ort, wo jemand seine Hauptniederlassung (*établissement*) hat, und dann, jedoch nur in Hinsicht auf die Ehe, den Ort, wo jemand zuletzt 6 Monate aufgehalten hat. (Art. 74. *Ce domicile, quant au mariage, s'établira par six mois d'habitation continue* [im Art. 167 *de résidence*] *dans la même commune*). Jetzt sagt Art. 166 und 167, das Aufgebot solle an dem Ort geschehen, wo jeder der beiden Contrahenten sein *domicile* (nämlich *établissement*, Hauptniederlassung) habe. Ist jedoch dieses *domicile* nur durch 6 Monate *résidence* begründet: so soll das Aufgebot außerdem bey der Municipalität des letzten *domicile* (es mag nun durch *résidence*, oder durch *établissement* begründet seyn) geschehen. Der wirkliche Abschluß der Ehe hingegen kann ausschließlich in dem *domicile de résidence* geschehen. Hiemit stimmt auch der vortreffliche, leider zu früh verstorbene *Portalis* in dem *Exposé des motifs* (*Code civil*, chez Garnery T. I. p. 101) überein, wenn er sagt: *Un domicile de six mois suffit pour autoriser la célébration du mariage dans le lieu où l'un des contractans a acquis ce domicile. Mais il faut alors que les publications soient faites, non-seulement dans le lieu du domicile abrégé des six mois, mais encore à la municipalité du dernier domicile.* — Aus dieser kurzen Darstellung wird sich ergeben, in wiefern die Worte des Vfs.: A) an welchen Orten aufzubieten. 1) Überhaupt an den Orten, wo jeder der Verlobten zuletzt 6 Monate gewohnt hat. 2) Hat jemand 6 Monate oder darüber sich an einem Orte bloß aufgehalten, dann auch an seinem letzten Wohnorte, d. h. an dem, wo er seine Hauptniederlassung hat“ — berichtigt werden müssen. Auch hätte Rec. gewünscht, daß der Vf. hiebey in einer Anmerkung die Frage, in wiefern Eheverlöbniße noch gelten, (sie gelten nur in Betreff dessen, was Art. 1142 und 1152 verordnet hat) berührt haben möchte, weil er aus Erfahrung weiß, daß sich die Prediger hierin noch gar nicht finden können. III Tafel: *Heirathen.* IV Tafel: A) *Sterbefälle.* B) *Vorschriften und Bemerkungen, welche die Acte des Civilstandes überhaupt betreffen.*

No. 4 und 5, deren Vf. Hr. D. Pfeiffer, Substitut des Generalprocureurs bey dem Appellationsgerichtshof in Cassel, dem wir schon mehrere gelehrte Werke

verdanken, seyn soll, sind gewissermaßen idemisch. Gleich nach der Erscheinung des königl. Decrets vom 22 Jan. 1808 trat die erste Ausgabe, und bald darauf die zweyte No. 4 erwähnte an das Licht. *Delius* in Halberstadt druckte überdies die erste noch einmal nach, als die zweyte, in vielen Stücken verbesserte, längst erschienen war. Da durch die obengedachte königl. Verordnung den Predigern nur die Führung der Register des Civilstandes, ohne besondere Erwähnung der übrigen Geschäfte eines Beamten des Civilstandes, übertragen waren: so beschränkte sich No. 4 auch nur hierauf. Durch die nachherige officielle Instruction ward aber jener Auftrag auf den ganzen Geschäftskreis eines Beamten des Civilstandes ausgedehnt, und hiedurch ein neuer vollständiger Unterricht, der alle Verrichtungen desselben umfasste, nothwendig. In Frankreich erschienen zu diesem Zwecke ein Werkchen von *Charvillat*, unter dem Titel: *Guide de l'officier de l'état civil* Paris, 1806. 12, welches alle Obliegenheiten der Beamten des Civilstandes genau aufzählt und erläutert. Dies durch Übersetzung auch für das Königreich Westphalen brauchbar zu machen, war Anfangs die Absicht des Vfs.: doch bald überzeugte er sich, daß eine solche Übersetzung wieder so vieler Erläuterungen und Zusätze bedürfen werde, daß er statt dessen eine eigene Unterweisung schreiben könne. Diese nun enthält die gegenwärtige Schrift, welche No. 5 angezeigt ist, deren einzelne Sätze mit den Quellen, woraus sie geschöpft wurden, belegt sind, und wobey der Vf. die Absicht hatte, nicht daß der Leser sie vergleiche, sondern daß keine der von ihm aufgestellten Regeln als einseltige und willkührliche Ansicht des Vfs. erscheine. Dieses letzte Werkchen ist nun unstreitig das beste und brauchbarste, was je über diese Materie geschrieben ist; jede Seite desselben zeugt von einer gründlichen Kenntniß des französischen Rechts, von einer sorgfältigen Zusammenstellung aller hieher einschlagenden Gesetzstellen, und von einer genauen Benutzung der vorzüglichsten Schriftsteller, deren Bücher jedoch häufig nur zu abgekürzt (z. B. *Jurisprudence*, wo ein Unkundiger nicht leicht errathen wird, ob hier *Bovox Jurisprudence du Code Napoléon*, welche hier citirt wird, oder *Sirey Jurisprudence de la cour de cassation* angeführt wird) angezeigt sind. Der Besitz desselben macht alle übrigen über diese Materie abgefaßten Bücher überflüssig. Die Anordnung des Werks ist folgende: I Cap. *Von den Verrichtungen des Beamten des Civilstandes bey der Abschließung und Trennung der Ehen.* II Cap. *Von der Führung der Register des Civilstandes.* Anhang. Dieser enthält die königl. Verordnung vom 22 Jan. 1808, einen Auszug aus dem Circularschreiben des Justizministers an die Präsidenten der Tribunale vom 25 Jan. 1808 (westphäl. Moniteur No. 17), einen Auszug aus dem königl. Decret vom 31 März, wodurch die Maires zu Beamten des Civilstandes in Rücksicht der Juden bestellt werden, die Übersetzung des zweyten Titels des ersten Buchs des Gesetzbuchs Napoleons, ferner des sechsten Capitels des fünften Titels desselben Buchs, ferner eine Übersetzung einzelner Beweisstellen aus anderen Theilen dieses Gesetzbuchs, und endlich die nöthigen Formulare.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 O C T O B E R, 1808.

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

- 1) PARIS, in der kaiserlichen Druckerey: *Esprit du Code Napoléon tiré de la Discussion, ou Conférence historique, analytique et raisonnée du Projet de Code civil, des Observations des Tribunaux, des Procès-verbaux du Conseil d'état, des Observations du Tribunal, des Exposés de motifs, des Rapports et Discours etc. etc. par J. G. Locré, Secrétaire général du Conseil d'état, Membre de la Légion d'honneur. Tom. I. 1805. XVI u. 471 S. Tom. II. 1806. 536 S. Tom. III. 1807. 580 S. Tom. IV. 1807. 549 S. Tom. V. 1807. 652 S. 8. (Tom. I. 1805. XVI u. 720 S. Tom. II. 1805. 410 S. Tom. III. 1806. 400 S. Tom. IV. 1806. 478 S. 4.)*
- 2) GIESSEN, b. Tsché u. Müller: *Geist des Gesetzbuches Napoleons aus der Verhandlung geschöpft von J. G. Locré, Generalsecretär des Staatsraths, Mitglieder der Ehrenlegion. Mit Rücksicht auf die neueren gesetzlichen Verfügungen verdeutscht vom Hofr. Ernst Müller und D. Franz Stichel. (Auch unter dem Titel: Geist der Civilgesetzgebung Frankreichs, ein ganz aus den Quellen geschöpfter erklärender Commentar von J. G. Locré. Erster Band.) Erstes Heft. Verdeutscht von Dr. Franz Stichel. 1808. XII u. 215 S. 8. (1 Thlr.)*

Nicht bey jeder Gesetzgebung ist das Studium gleich schwierig und das Bedürfnis commentirender Erläuterungen gleich groß. Fassung und Sprache der Gesetzbücher abgerechnet, hängt dieses ganz besonders von ihrem mehr oder weniger vollständigen Inhalte geschriebener Entscheidungen in allgemeinen Grundsätzen und im Detail ab. Das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten z. B. bietet für die Exegese und praktische Anwendung keine sehr großen Schwierigkeiten dar; seine Fassung ist ausführlich, es ist auf sich selbst beschränkt, und ist selbst in das Detail der Rechtslehren überall so tief eingegangen, daß Fälle, worauf sich keine Entscheidung eines darin gegebenen Textes anwenden ließe, ziemlich selten sind. Aber einen ganz anderen Geist athmet der in concisem Styl abgefaßte *Code Napoléon*. Die Vff. desselben haben der Ansicht gehuldigt, es lasse sich das Wirken der Zeit nicht einketten, dem Laufe der Ereignisse nicht entgegenarbeiten, nicht im Voraus betrachten und berechnen, was die Erfahrung allein enthüllen könne; die ununterbrochene Thätigkeit der Menschen führe in ihren nach den Umständen verschiedenartigen Wirkungen.

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

jeden Augenblick neue Verkettungen der Dinge, neue Thatfachen, neue Resultate herbey. Sie haben an den Gesetzbüchern der gebildeteren Völker eine häßliche Vorsicht, welche die einzelnen Fälle vervielfältigt, und aus der Vernunft eine Kunst zu machen scheine, energisch gerügt. Sie haben es für eine unabweichliche Nothwendigkeit geachtet, tausenderley Dinge und unerwartete Rechtsfragen dem richterlichen Ermessen und der Untersuchung sachkundiger Männer nach den Aussprüchen der Vernunft und der natürlichen Billigkeit anheimgestellt zu lassen. Und eben in so fern hat auch das Gesetz vom 30 Ventose J. XII, nach der Erklärung der besten Gewährsmänner, *Bigot-Préameneu, Malleville, Treilhard, Locré*, der Vff. der *Pandectes françaises* und aller anderen, die Richterbehörden an das römische Recht als eine reichhaltige Quelle verwiesen; sie sollen es, die auf Eigenthümlichkeiten der Verfassung, der Sitten und des Geistes der römischen Nation beruhenden Sanctionen abgerechnet, als geschriebene Vernunft prüfen und ehren, überall, wo das neue Civilgesetzbuch geschwiegen hat. Hienach ist nun zu einem gründlichen Studium der französischen Civilgesetzgebung insonders auch das der römischen, und zwar nach mannichfaltigeren Gesichtspunkten, als bisher, unentbehrlich, und zur Erläuterung jener sowohl als dieser bedarf derjenige, welcher das französische Civilrecht erlernen will, eigener Lehrbücher und Commentare.

Hn. *Locré's* Plan ist auf die Entwicklung des Geistes des französischen Civilgesetzbuches für sich betrachtet, ohne, wie es scheint, sonderlich genaue Notiz von dem römischen Rechte zu nehmen, gerichtet; und man ersieht aus dem Eingange seines Werkes, daß er sich zu dieser Bearbeitung vor den meisten anderen französischen Schriftstellern berufen glaubt. Es fehlt zwar keinem, welcher den Geist des französischen Civilrechts studiren oder darüber commentiren will, an reichhaltigen Quellen: da der Entwurf, die Bemerkungen der Tribunale, die *Protocolle* des Staatsraths, die Untersuchungen des Tribunats und die von den Rednern der Regierung in den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers vorgetragenen Beweggründe der Gesetze, sämmtlich durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Aber eine eigenthümliche Schwierigkeit hiebey liegt, nach Hn. L's. umständlicher Ausführung, darin, alle diese Theile der Verhandlung in eine systematische Verbindung zu bringen, und aus denselben, insonderheit aus den voluminösen und ihrer Natur nach ordnungslosen *Protocolle* des Staatsraths, welche unfreitig und nach der erklärten Meinung des

Staatsraths selbst die allerwichtigsten Schätze enthalten, die wahren Folgerungen der Gesetze nach den Zwecken ihrer Vf., von den falschen Behauptungen abgefondert und gereinigt, vollständig auszuhoben. Und gerade in Ansehung dieser Aufgabe verspricht uns der Vf., daß er sie mit eigenem Glücke lösen werde, indem er einst von Amtswegen verbunden gewesen, die Verhandlung im Staatsrathe zu fassen und zu ordnen, indem er durch seine Erinnerungen, durch handschriftliche Materialien und andere Beyträge unterstützt, vorzügliche Aufklärung geben könne, überhaupt endlich weit weniger in der Eigenschaft eines Schriftstellers, als in der Eigenschaft eines Zeugen schreibe, der Alles gesehen, Alles gehört, Alles beobachtet habe. Es war demnach zu erwarten, daß dieses Werk besonderes Aufsehen in Deutschland erregen würde. Es befindet sich bereits in den Bibliotheken aller, welche sich dem Studium des französischen Civilrechts gewidmet haben, oder dies zu thun gesonnen sind. Die größte Auszeichnung aber ist ihm neuerlich dadurch zu Theil geworden, daß der Fürst Primas in ihm einen Commentar gefunden zu haben erklärt, welcher den reinen Geist der französischen Civilgesetze am vollkommensten entwickle, und darum in seinen Staaten mit den französischen Civilgesetzen zugleich recipirt werden solle. Ein solches Interpretationsbuch verdient eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit der kritischen Blätter, um daraus den Geist der französischen Rechtsphilosophie, positiven Gesetzgebung und Doctrin in ihrer Achtheit und Vollständigkeit allgemein zu verbreiten, und zu prüfen, in wie ferne es unserer Seits zu wünschens sey, daß wir unsere bisherigen Gesetze mit den französischen vertauschen. Noch haben wir keine solche Beurtheilung dieses Werkes in deutschen Blättern erhalten.

Vorerst giebt der Vf. eine *Einleitung in das Werk selbst*. Diese enthält, nebst einer Deduction über die aus allbekannten Gründen einleuchtenden Vortheile guter Commentare, eine Darstellung des Werthes der vorhandenen Quellen für das französische Civilrecht, der Schwierigkeit ihrer Bearbeitung, und die Bearbeitungsmethode des Vfs., auf welche letztere Rec. weiter unten zurückkommen wird. — Hierauf folgt eine *Einleitung in den Code Napoléon*. Hierin handelt der Vf. I) von der Natur der Gesetze, welche das Civilrecht bilden, ihrem Gegenstande oder Zwecke, und ihrem Inhalte; II) von der Geschichte der Verfassung des Civilgesetzbuches, und III) von dem Geiste, worin das Civilgesetzbuch verfaßt worden ist, seinem Plane und seinen Wirkungen.

Der Ite Theil zerfällt in XIX Capitel. Die Capitel V, VI, VII, VIII u. IX werden unseren deutschen Juristen jetzt etwas auffallend vorkommen. Der Vf. will darin beweisen, daß die Römer nur einen unvollkommenen, und unrichtigen Begriff vom natürlichen Rechte des Menschen aufgestellt, und die wahren Eigenthümlichkeiten des Völkerrechts so wenig als das Unterscheidungsmerkmal des Civilrechts aufgefaßt hätten. Man begreift aber leicht, wie der Vf. hierzu gekommen ist. Er hat nämlich die Begriffe der Römer von *ius naturae* und *gentium* so erklärt, wie man sie

noch vor 30 Jahren fast in allen deutschen Lehrbüchern erklärt fand. Unter uns ist man nun schon längst über eine bessere Exegese, und über die Tadellosigkeit jener Vorstellungen der Römer im Reinen. In den Cap. XI, XII u. XIII deducirt der Vf. die Nothwendigkeit, den positiven und den natürlichen Gesetzen neben einander verbindende, jedoch nicht gleiche, Kraft einzuräumen, jenen nämlich eine vorzügliche, und diesen, so ferne sie nicht durch die Sanction des politischen Gesetzgebers ebenfalls in positives Recht übergegangen seyen, nur eine subsidiäre. Aus dieser zwar unakuten Vorstellung der positiven Legislation in ihrem Wesen und Umfange keinesweges construiren. Dem Rechtsphilosophen wird dieses unmöglich bleiben, so lange er sich von der schlimmen Vorstellung nicht losreißen kann, die sich der Vf. von einem *Natur-Rechte* macht, „welches *als ein sehr einfaches Recht* desto *unzulänglicher* geworden sey, je mehr sich das menschliche Geschlecht nach und nach vervielfältigt habe, und durch die Entdeckung der Künste, durch die Fortschritte der Bildung die Wechselwirkungen und Vortheile unter den Menschen mannichfaltiger und verwickelter geworden seyen.“ Eine ganz andere, sehr einfache Ansicht dieser Sache findet sich in *Montesquieu's esprit des loix*, liv. I, chap. 2. 3. Diese hält Rec. für die allein wahre; sie befriedigt alle hieby denkbaren Schwierigkeiten, und befriedigt Jeden, welcher die kurze Darstellung des großen Genies zu fassen und zu durchdenken fähig ist.

Der II Theil enthält in den Capiteln XX bis XXXII die Geschichte der Verfassung des Civilgesetzbuches. Er ist für das politisch-juristische Studium der Gesetzgebungen wichtig, und die darin gegebenen Nachrichten von dem verschiedenartigen Werthe des römischen Rechtes, wie auch der allgemeinen und particulären Gewohnheiten in Frankreich, bis zur Epoche der neuen Civilgesetzgebung, führen ziemlich leicht auf den wahren Sinn des 7 Artikels des Gesetzes vom 30 Ventose, Jahr XII, über welchen man noch immer nicht recht einig ist.

Der III Theil enthält die Capitel XXXIII, XXXIV und XXXV. Er ist gleichfalls keines Auszuges fähig. Eben in dem letzteren Capitel wird von den Wirkungen des Civilgesetzbuches auf die früheren Gesetze gehandelt, worüber sich die Recension dereinst beym Schlusse des Ganzen verbreiten wird.

Hierauf schreitet der Vf. zur Darstellung des Geistes des Civilgesetzbuches selbst. Seine Bearbeitungsmethode ist, daß er zuerst den allgemeinen Geist des Gesetzes, sodann die einzelnen Verfügungen erklärt; die Grundansichten eines jeden Titels, einer jeden Titelabtheilung und eines jeden Artikels niederlegt; jeden Artikel in seiner ursprünglichen Fassung darstellt, und die dagegen gemachten Einwendungen, vorgeschlagenen Verbesserungen und die Beweggründe, wonach die einen verworfen, die anderen angenommen worden, vorträgt. Die Texte der Verhandlung behält er theils in ihrer ursprünglichen Form bey, theils nicht; und leitet im letzteren Falle aus dem Geiste und dem Wesentlichen der Texte allgemeine Grundsätze und einzelne Verfügungen ab. Übrigens

befolgt er die gesetzliche Eintheilung der Rechtslehren durchaus, jedoch mit Zusätzen eigener wissenschaftlicher Unterabtheilungen.

Hiebey kann die Kritik zweyerley Fehler, deren sich der Vf. bisher schuldig gemacht hat, nicht ungerügt lassen: 1) Dafs er zu viele, gänzlich unbedeutende, sich von selbst verstehende Sachen eingewebt, und wohl gar wichtigere darüber vergessen hat. — Von vielen äusserst auffallenden Beyspie len nur eins: Nach angegebenen Zwecke des Art. 5 fügt er hinzu: „Um dem natürlichen Ideengange zu folgen, wonach man erst dem Richter zeigen mufs, was er thun soll, bevor man ihn lehrt, was er nicht thun darf, wurde dieser Artikel, welcher in dem Entwurfe der Gesetzgebungssection der vierte war, in der Folge nach dem vorhergehenden Artikel gesetzt;“ wichtiger wäre es doch gewesen, bey der aus den Vorträgen von Portalis und Faure genommenen Erläuterung dieses Artikels, die ohnehin von letzterem Redner bemerkt *occasio legis* aus den ehemaligen anmasslichen *arrêts de reglemens* vieler französischer Gerichtshöfe an- und auszuführen. Dann 2) ist es ein Fehler, dafs der Vf. alle Berichte, Gutachten, Vorschläge, Erklärungen, gar zu weitläufig auszieht, und nicht selten ganze Blätter mit Excerpten füllt, welche er füglich in zehn oder funfzehn Zellen hätte zusammenziehen können. Alles, dies macht einen wüthigen Effect, und verträgt sich mit einer wissenschaftlichen Darstellung nicht.

Indessen sind die Verdienste, welche sich der Vf. durch dieses Werk erworben hat, unverkennbar. Ist es freylich bis jetzt nicht mehr als Compilation: so fehlt es doch darin im Allgemeinen weder an Vollständigkeit noch an logischer Ordnung. Überhaupt aber kann man erst im Verfolge des Werkes bey dem *Sachen- und besonders Obligationen-Rechts* vom Vf. erwarten und fordern, dafs er die etwanigen Lücken der Debatten durch Selbsträsonnement ausfülle, und der Doctrin diejenigen Erläuterungen nicht verlege, welche sie nicht nur in den Darstellungen der Beweggründe, sondern auch in den reichhaltigen Protocollen des Staatsrathes vergebens sucht. Rec. will hier nur auf einen Artikel aufmerksam machen, welcher aus einer sehr grossen Menge anderer Beyspiele als ein besonders wichtiges ausgehoben zu werden verdient. Nichtigkeit des Contractes wird nach Art. 1110 durch Irrthum nur dann bewirkt, wenn derselbe die Substanz der Sache betrifft... Was ist nun Substanz, und wann betrifft ein Irrthum die Substanz der Sache? Beide Fragen sind von unberechenbarem Einflusse auf die Lehre von Contracten; aber diese Schwierigkeiten sind in den *Exposés de motifs, rapports, discours* u. s. w. kaum berührt, und die Protocolle des Staatsraths geben hierüber eben so wenig Auskunft. *Maleville* findet sich dabey in nicht geringer Verlegenheit; mit Bedauern, dafs das Gesetz nur gar zu allgemeine Entscheidungen gebe, verweist er hier, wie gewöhnlich, auf *Pothier*, der ihm jedoch, seinem eigenen Geständnisse nach, keinesweges Genüge leistet, und noch so weit zurück war, dafs er nicht einmal die *L. 45 D. de contrah. emt.* befriedigend zu erklären wufste. Mit dem Art. 1683 hat es eine eben so merkwürdige Bewandniss. Und an hundert anderen Beyspielen der Art fehlt es nicht. Dabey wird der Vf. Gele-

genheit haben und genöthiget seyn, durch seine eigenthümlichen Ansichten allen Zweifeln ein Ende zu machen, und sich schriftstellerische Lorbeeren zu sammeln. Dennoch erwartete Rec., schon in den vom Vf. gelieferten oben angezeigten Theilen über manche interessante Punkte belehrt zu werden, worüber er in anderen Werken vergebens nachgesucht hatte. Die Ansicht des Art. 1 überzeugt uns, dafs das „*la loi est exécutoire en vertu de la promulgation*“ von dem „*la loi sera exécutée du moment où la promulgation en pourra être connue*“ verschieden ist. Worin aber liegt die Verschiedenheit? Dies erklärt der Vf. bey seiner Darstellung der neuen Art, die Gesetze bekannt zu machen, sehr richtig dahin, dafs der erstere Ausdruck die *Befugnis*, sich nach einem verkündigten Gesetze zu richten, ohne Schuldigkeit hiezu, der letztere hingegen diese *Schuldigkeit*, oder, was eben so viel ist, die *Vollzugsfähigkeit des Gesetzes* bezeichnet. Die neue Art der Bekanntmachung eines Gesetzes ist eine eigenthümliche treffliche Erfindung der neuen französischen Legislation, und verdient in jedem Staate nachgeahmt zu werden. . . . Ob sich der Art. 4 rechtfertigen lasse? ist eine für jede Gesetzgebung äusserst wichtige Frage. Die von den französischen Gesetzgebern dafür angegebenen Gründe hat *Locré* ausgezogen. „Die Gewalt, auch wo das Gesetz schweigt, zu sprechen, gehöre zum Wesen des Richteramts. Ohne diese Gewalt des Richteramts würde jeder Rechtsgang jeden Augenblick unterbrochen, indem, bey der nothwendigen Einfachheit einer Gesetzgebung und der Unmöglichkeit, alle Streitfragen im Voraus gesetzlich zu entscheiden, nur wenige Fälle eine Entscheidung nach einem bestimmten Texte zuliesen. Wenn der Gesetzgeber auf einen Bericht des Richters über einen gesetzlich unentschiedenen Streitfall entschied: so wäre seine Verfügung im Grunde ein Urtheil, welches denn eine offenbare Vermischung der gesetzgebenden Gewalt mit der richterlichen seyn, und eine Erneuerung der unglücklichen Rescriptengesetzgebung zur Folge haben würde. Die Anwendung der allgemeinen Billigkeit und der nach den Umständen sich ändernden Gerechtigkeit könne nie dem Gesetzgeber, sondern nur dem Richter zustehen. In peinlichen Fällen freylich sey es anders, weil diese auf gewisse Handlungen beschränkt seyn, und folglich der Gegenstand einer Vorausbestimmung werden könnten, deren die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nicht fähig wären.“ — Rec. ist überzeugt, dafs die Sanction des Art. 4 vollkommen gerecht ist, und von jeder künftigen Gesetzgebung aufgenommen werden mufs. Aber ihre philosophische Begründung kann aus *Locré's* Auszügen keineswegs hervorgehen. *Justinian* befahl es den Richtern nachdrücklich, in den Fällen des Art. 4 nicht selbst zu sprechen, sondern an den Kaiser zu berichten, und das *prenssische Landrecht* folgte der Meinung *Justinians* ehemals auch, neuerer Zeit aber nicht mehr. An einer gründlichen Untersuchung über diese allgemeine heilsame oder verderbliche Rechtsmaxime fehlt es noch, und durch das *Locré'sche* *Räsonnement* darüber werden Zweifel und Streitigkeiten über ihre Gerechtigkeit nicht beendigt, sondern geradezu endlos gemacht. Der wahre Grund des



Rechtes und der Pflicht des Richters, eine unvollständige Gesetzgebung im Sinne des Art. 4 zu suppliren, kann nicht in dem Charakter der Gesetzgebung, *nur über die Zukunft* zu verfügen, und eben so wenig in dem Charakter des Richteramts, *über die Vergangenheit* ausschließlich entscheiden zu müssen, gesucht werden. Hievon kann eine philosophische Untersuchung ohne *petitio principii* nicht ausgehen, weil diese Trennung selbst durchaus nichts anders als eine factische willkürliche Einrichtung ist. Übrigens zweifelt Rec. sehr, ob die deutsche Criminaljurisprudenz in dieser Hinsicht wirklich einen Unterschied zwischen der peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung in den Graden der Schwierigkeit vollkommen passender und gerechter Vorausbestimmungen nach *Locré's* Auszüge annehmen möchte. Man prüfe dagegen folgende Ansicht: Mit dem Daseyn der Staatsgesellschaft sind ihre zeitigen Zustände, Bedürfnisse und Zwecke gegeben und vorhanden; es ist mithin auch das gegeben und vorhanden, was denselben entspricht, das heißt, das Zweckmäßige, das Rechte, welchem sich der Bürger durch seine Theilnahme an der Staatsgesellschaft nothwendig unterwirft. Und dieses Zweckmäßige ist es, was der Gesetzgeber und der Richter in Betreff der Privatfreitigkeiten, jeder nach seiner eigenthümlichen Art, auszusprechen haben. Es ist das Gesetz und ist früher vorhanden als jeder Streitfall. Dafs der Gesetzgeber ausdrückliche Normen aufstelle, ist zum Daseyn des Rechtes an sich durchaus nicht nöthig, sondern nur in sofern rathlich, oder auch, wenn man will, nothwendig, als zu befürchten ist, dafs der gemeine Richtergeist die so sehr vielen Grade jenes Zweckmäßigen nicht genau genug kenne und zu würdigen wisse. Hiernach kann nun jeder Richter, auch, wo der Gesetzgeber geschwiegen hat, dem Genius der Gesetzgebung gemäß, sprechen, und er *mufs* denn sofort auch sprechen, überall, wo eine kluge Einrichtung, um die Geschäfte nicht unnöthigerweise zu vervielfältigen, die Ausübung dieses Vermögens dem Richter, der ohnehin die Thatumstände zwischen den streitenden Theilen untersucht, nicht genommen und auf eine andere Person, die wieder von Neuem mit der Cognition schon cognoscirter Thatfachen belästigt werden müßte, übertragen hat. Auf diese Weise erscheint der Recurs des Richters an den mit anderen Verhältnissen beschäftigten Gesetzgeber als etwas Unnöthiges und als ein Widerspruch mit der Niedersetzung und Organisation des Richteramtes und des davon getrennten Gesetzgeberamtes. Es ist freylich möglicherweise, ja häufig der Fall, dafs der Richter aus individueller Unkunde oder Verstandeschwäche in seinen Entscheidungen gesetzlich unentschiedener Fälle irret; aber diese individuelle Unvollkommenheit, vor welcher es leider selbst in gesetzlich entschiedenen Fällen keine Sicherheit giebt, macht die Thesis, dafs das Richteramt unter den obenangeführten Umständen sprechen kann und *mufs*, nicht zweifelhaft; sie legt nur dem Staate die Pflicht auf, seiner Seits, soviel möglich, dieses zu befürchtende Übel in concreto zu verhüten oder unschädlich zu machen. Und dieses sucht und erreicht der Staat durch die Anordnung mehrerer Instanzen. Was gegen eine mit den unterrichtlichen Urtheilen

unzufriedene Parthey von dem höchsten, aus den erleuchtetsten Rechtskundigen im Staate bestehenden, Gerichtshofe als jenes Zweckmäßige anerkannt und ausgesprochen worden ist, dieß ist nothwendigerweise als das wahre Recht *präsumtiv*, und, weil wir unvollkommene Menschen nicht über diese Präsumtion hinaus können, *peremptorisch* anzunehmen. Den Grund, warum die Criminaljustiz keine eigentliche Strafe dictiren kann, wo sie das positive Gesetz nicht voraus angeordnet hatte, übergeht Rec. mit Stillschweigen, in der Überzeugung, dafs eine Deduction hierüber für das deutsche juristische Publicum, welches *Feuerbachs*, v. *Almendingens* u. A. Schriften studirt hat, überflüssig ist, für Hn. *Locré* aber, der die Strafe im Cap. XVIII seiner Einleitung als *vindicta publica* charakterisirt, viel zu weitläufig werden müßte. — Besonders begierig war Rec., die Gründe des Art. 14 von *Locré* zu erfahren. Wirklich findet sich auch hiebey eine eigene Ausführung desselben ohne irgend ein Allegat. Der Vf. sucht diesen Artikel damit zu rechtfertigen, weil 1) Erkenntnisse ausländischer Richter in Frankreich nicht vollzugsfähig wären, (so wie 2) auch Erkenntnisse französischer Richterbehörden im Auslande nicht vollzogen würden, mithin 3) die Verfügung nur gegen einen in Frankreich begüterten fremden Schuldner Wirkung hätte; endlich 4) der Fremde sich gar nicht über diese Verfügung beklagen dürfte, da er im Voraus davon benachrichtigt wäre, und ihm freystünde, gar nicht mit einem Franzosen zu contrahiren. Diese vier Gründe sind aber von der Art, dafs man unmöglich glauben kann, die französischen Gesetzgeber seyen durch dieselben zur Adoption des Art. 14 wirklich bewogen worden. . . Der Art. 11 kann oder *mufs* vielmehr, wie er wörtlich niedergelegt ist, dahin verstanden werden, dafs der Fremde, wenn er als solcher in Frankreich Civilrechtsgenossen will, vorerst Fälle beweisen müsse, in welchen seine Nation bereits jene Civilrechte Franzosen verliehen hätte. An einen solchen Beweis hat man vor der neuen französischen Gesetzgebung nicht gedacht; man begnügte sich vielmehr damit, wenn nur nicht die andere Nation Mitgliedern der unsrigen dergleichen Rechte erweislich *verlangt* hatte. Ob nun die neue französische Civilgesetzgebung wirklich jene Härte habe sanctioniren wollen oder nicht, davon sagt Hr. *Locré* keine Sylbe; ungeachtet diese Frage dem Franzosen so leicht als dem Deutschen einfallen mußte — doch unsere deutschen Recensenten haben ja auch bisher nicht hieran gedacht!

Dies sind die Bemerkungen, welche Rec. dem fleissigen Vf. über die von demselben bis jetzt gelieferten Theile des Werkes machen zu müssen glaubte. Es bleibt nun noch die Frage übrig: ob es wohl rathlich wäre, das französische Personenrecht überhaupt auf deutschen Boden zu verpflanzen? Die Antwort ist leicht. Da das französische Personenrecht wirklich bedeutende Vorzüge vor unserm Gemische aus römischen und deutschen Gesetzen und Gebräuchen hat: so könnte es in einer neuen Gesetzgebung für die Staaten des Rheinbundes allerdings unseren Verhältnissen angepaßt werden; wobey sich jedoch von selbst versteht, dafs vor allem Dingen die verschiedenen Religionsysteme in Beziehung auf Staat und Gesetzgebung gehörig modificirt, und mit der Zusammensetzung und Organisation der öffentlichen Gewalten die nothwendigen Abänderungen getroffen würden. Sonst würden traurige Widersprüche entstehen.

Die unter No. 2 aufgeführte Übersetzung des Hn. D. *Stieckel* (jetzt Justizraths und Professors an der von dem Fürsten Primas errichteten Rechtsschule zu Wetzlar) erstreckt sich dormalen nur bis zum Ende des Einleitungstitels. Hr. St. hat mit genauer Sach- und Sprach-Kenntniß seine Urschrift übertragen. Die Übersetzung ist getreu, fließend und rein, ohne die gewöhnlichen Fehler der Puristen. Sie sticht sehr zu ihrem Vortheil gegen alle jene durch französische Rechtsbücher veranlaßten Übersetzungen ab, welche wir vom linken Rheinufer erhalten haben. Übrigens läßt die in der Vorrede befindliche Proclamation des Vfs. dagegen, dafs man etwa alle Behauptungen *Locré's*, besonders in diesem ersten Hefte, für die seinigen halte, in ihm einen mit der deutschen Literatur vertrauten Rechtsgelehrten vermuthen, und verrath mehr Talent und Kennniß, als es zur Übersetzung dieses, für Viele wohl nicht leichten Werkes von *Locré* bedarf.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 O C T O B E R , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

BERLIN, b. Quien: *Versuch eines systematischen Entwurfs der gesammten Medicin.* Vom Hofrath C. Schöns, Dr. der Medicin und Chirurgie. Erster Theil. Generelle Therapie. 1806. XXII u. 283 S. 8. (1 Thlr.)

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der medicinischen Literatur des 19 Jahrhunderts hatte keinen anderen Zweck, als den, das Publicum die Erregungstheorie ruminiren zu lassen. Wir sind nicht unbillig gegen diese Bemühungen; wir erkennen es, daß diese Theorie zu reellen Fortschritten der Heilkunst Veranlassung gegeben hat, und daß Mancher, der jetzt mit Verachtung auf sie herabblickt, nicht auf seinem gegenwärtigen Standpunct gelangt seyn würde, wenn nicht die Erregungstheorie auch auf ihn erregend eingewirkt hätte; wir sprechen also jenem Wetterleuchten, die neue Lehre durch vervielfältigte Darstellungen zu verbreiten, keinesweges alles Verdienst ab. Allein wir halten auch dafür, daß die Periode der unbedingten Rumination nun beendet seyn muß; und daß da, wo diese, wie in der vor uns liegenden Schrift geschieht, von Neuem beginnen soll, ohne zu einer höheren Stufe der Assimilation gefeigert zu werden, nur Crudität, Ekel u. s. w. entsteht: doppelt beschwerlich ist es vollends, zu beobachten, wie nun gar diese Rumination ein Symptom schon vorhandener Crudität und Apathie der reproductiven Thätigkeit ist, und dies ist in dem angezeigten Entwurfe der gesammten Medicin in hohem Grade der Fall. Es fehlt dem Vf. so gänzlich an Klarheit der Begriffe, daß er mit schriftstellerischen Arbeiten sich durchaus nicht hätte befassen sollen; und so wie er darin unseren ganzen Beyfall erhält, daß er es „nicht gewagt hat, so kühn zu seyn, das Wesen der Erregbarkeit zu erklären.“ so würde er noch mehr Ansprüche auf unsere Dankbarkeit haben machen können, wenn er das Wagstück, einen systematischen Entwurf der Medicin zu hefern, unterlassen hätte. Er erklärt in der Vorrede, er habe bey Übersicht der naturphilosophischen Systeme der Medicin es für *nothwendig* gehalten, ein Handbuch der Medicin nach Grundätzen der Erregungstheorie zu entwerfen, und „die einzelnen bearbeiteten und zerstreuten Zweige der Erregungstheorie zu sammeln und zu ordnen,“ da, so weit er die deutsche Literatur kenne, noch Niemand die Mühe über sich genommen habe, auf diese Weise das darzustellen, „was Erfahrung und Vernunft mit Mühe für die Heilkunst schafften.“ Also hält der Vf. wirklich die Erregungstheorie für eine

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

solche Quintessenz der medicinischen Erfahrung? und Vernunft?? Und also kennt er nicht die Reihe von Schriften, die vor der seinigen die medicinischen Disciplinen im Zusammenhange nach dem Grundsatzen? Sol den Geist daß er k gleichen fehlt es i ne allen bisher an und zugl gebilligt worden, in seinem Handbuche vergessen sey.“ Kaum ist es begreiflich, wie ein verständiger Mensch von einer dürftigen Skizze der Erregungstheorie nach dem ganz gewöhnlichen Schlage diese behaupten könne. Doch bald darauf versöhnt uns der Vf. wieder durch ein offenes Geständniß: er bekennt nämlich, daß nach seiner Ansicht „das Wort, Erregbarkeit, zwar keinesweges mehr erklärt, als Lebenskraft, daß er aber jenes besser dazu geeignet findet, ein System darauf zu bauen.“ Also ein System, auf ein Wort gebaut, ist unseres Vfs. Sache. So wenig dringt er in den Sinn der Erregungstheorie ein, daß er die Idee gar nicht abndet, die ihr zum Grundeliegt! Und dies bewährt er denn auch in der Schrift selbst hinlänglich.

Daß der Titel dieses ersten Theils eine generelle Therapie ankündigt, daß aber dieser Theil in den vier ersten Abschnitten eine allgemeine Physiologie, Pathologie, Materia medica und Makrobiotik, und erst im fünften Abschnitte die allgemeine Therapie enthält, gehört zu den Kleinigkeiten, die unser Systematiker nicht beachtet.

Wir heben einige originelle Ansichten aus diesem Werke aus, welche das Ganze charakterisiren, und zwar zuvörderst Einiges aus der Physiologie. — Die flüssigen Theile besitzen, nach S. 9, deshalb keine Erregbarkeit, weil sie von den festen Theilen aus den Nahrungstoffen bereitet werden. — Die äußeren Sinne werden (S. 14) definiert als eine besondere Reizfähigkeit verschiedener Organe gegen äußere, einwirkende Reize. — Nach S. 16 machen Ohren, Gehörgang und Gehörnerve die Gehörorgane aus, und diese werden durch jede schwingende Bewegung der Luft, welche durch einen Schall erzeugt ist, afficirt.

Auch in der Psychologie zieht die Originalität des Vfs. unsere Bewunderung auf sich. Nach ihm giebt es (S. 17) zwey Fähigkeiten der Seele: 1) Erkenntnißvermögen = Verstand; 2) inneren Willen = Vernunft. — Die Leidenschaft wird (S. 19) de-

finirt als ein heftiger Trieb der Natur, den die Seele oft nicht unterdrücken kann. Der höchste Grad der Leidenschaft wird Affect genannt. — Der Stolz ist (nach S. 20) zweyfacher Art: 1) wenn sich der Stolz unter Niederen befindet: so wirkt er reiz erhöhend; 2) befindet er sich aber in Gesellschaft von Personen, die über ihm stehen, und ihn nicht achten: so wirkt der Stolz reizvermindernd.

Wir haben schon fast zu lange bey diesem Pro-

doch, zur hier aufgepathologisierten. Es ologischen indem: 1) rer Entste d den Ver vor Verle pathologi sellen Arzt endlich 5) der ganzen h das Stu diese nicht genau cha-

rakterisiren, sondern auch den wahren von dem scheinbaren Zustande genau unterscheiden, und weiß auch der Name der Krankheit darnach gegeben wird (S. 48).

Hb.

**MANNROB**, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Über den Einfluss der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper.* Eine den 4 Jun. 1802 von der medicin. Fac. zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Von *Wilh. Friedr. Baur*, der Gef. der phys. Wiss. u. f. w. Mitgließe. 1804. VI u. 173 S. 8. (14 Gr.)

Diese Preisschrift besteht aus drey Abschnitten. In dem ersten wird der Einfluss der Wärme auf den lebendigen Körper, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere in Rücksicht auf die einzelnen Systeme von Theilen und auf die einzelnen Verrichtungen des Körpers historisch auseinandergesetzt; der zweyte Abschnitt ist physiologisch, und erklärt den Einfluss der Wärme auf den lebenden Körper, je nachdem sie entweder vermittelt der atmosphärischen Luft oder mittelst anderer Materien, vorzüglich des Wassers in Bädern, auf denselben einwirkt; der dritte Abschnitt endlich zieht aus dem Vorhergegangenen Resultate für Pathogenie und Therapie, indem die Einwirkung der Wärme auf Erzeugung und auf Heilung der Krankheiten kurz erläutert wird. Der 1ste Abschnitt, worin der Vf. den Einfluss der Wärme auf die Sensibilität, Iritabilität, Selbstbewegung, Respiration, Temperatur des Körpers, Verdauung, Secretionen, Generation entwickelt, sollte die Thatfachen enthalten, woraus der Vf. in der Folge die, in der Preisfrage aufgegebenen, physiologischen und pathologischen Fragen zu beantworten, in den Stand gesetzt würde; und man muß ihm, das Zeugniß geben, daß er den größten Fleiß auf die Sammlung einer großen Menge von Thatfachen, aus den Schriftstellern aller Zeitalter und selbst

der alten Griechen (was jetzt immer seltener wird) und auf die Ordnung derselben nach seinem Zwecke verwendet hat. Freylich mischt sich bereits in diesen historischen Theil Erklärung ein, und die Stellung der Gegenstände ist schon so genommen, daß sie des Vfs. theoretische Ansicht verräth. Allein es ist nicht wohl möglich, diesen scheinbaren Fehler zu vermeiden, ohne in den anderen zu verfallen, das Chaos von Thatfachen ohne Ordnung aufzustellen. Die beiden letzten Abschnitte sind daher verhältnismäßig weit kürzer ausgefallen, und mehr als eine gedrängte Zusammenstellung der Meinungen des Vfs. über die Wirkung der Wärme auf den lebendigen Körper anzusehen.

Was den Standpunct anlangt, den der Vf. sich wählte, um seinen Gegenstand zu beleuchten: so ist dieß der chemische und vitale in Verbindung mit einander. Rec. muß gestehen, daß ihm diese Ansicht der Dinge zu einer praktisch nützlichen Bearbeitung der Wirksamkeit aller äußeren Einflüsse auf den lebenden Körper der sicherste zu seyn scheint, da die neueren naturphilosophischen Ansichten mehr geeignet sind, die neue Vorstellungsart, als die Natur zu erläutern. Freylich stoßen wir bey jener Ansicht auf Klippen, die uns die Unvollkommenheit unserer gegenwärtigen Kenntnisse deutlich zeigen, aber indem wir diese kennen, lernen wir zugleich, wo wir noch weiter zu arbeiten haben, indeß eine Ansicht, die man für unumstößlich gewiß führend hält, uns so leicht durch Glaukome täuscht. So sehr wir auch in dieser Schrift auf dergleichen Klippen gestoßen sind: so müssen wir doch bekennen, daß der Vf. mit vorzüglichem Scharfsinn gewisse Thatfachen zur Erklärung gewisser Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Organismus benutzt hat, welche Aufmerksamkeit verdienen, und Winke zu weiteren Untersuchungen enthalten. Am dürftigsten ist der dritte Abschnitt ausgefallen, wo der Vf. den, nach der hippokratischen Schule, in den verschiedenen Jahreszeiten herrschenden Krankheitscharakter schildert, und in Beziehung auf die in jeder Zeit findende Temperatur der Atmosphäre kurz erklärt, so wie die Wirkungen der anderen, mit Wärme und Kälte der Luft verbundenen Eigenschaften derselben, als ihrer Feuchtigkeit und Trockenheit, Elasticität u. l. w. kürzlich aniebt.

Die Hauptgrundsätze, worauf der Vf. seine Erklärungen der Wirksamkeit der Wärme und Kälte auf den lebenden Körper baset, sind vorzüglich folgende: die Wärme wirkt erregend und chemisch auf denselben; diese doppelte Wirksamkeit findet immer in Verbindung Statt. Die reizende äußert sich am stärksten in dem Bildungsgeschäft: aber noch wichtiger sey ihr Einfluss auf die empfindende Kraft, und vielleicht stammen die meisten anderen Wirkungen der Wärme von diesem letzteren Einflusse her. Die freundliche Wirkung der Wärme auf die Nerven scheint anzuzeigen, daß sie, wie Licht und Electricität, etwas Homogenes mit der Lebenskraft habe. Die chemische Wirksamkeit der Wärme sey verschieden, je nachdem man die der inneren, inwohnenden, oder die der äußeren Wärme der Luft betrachte. Die erste erhalte die festen und flüssigen Theile in Ausdeh-

nung, ertheile einigen Bestandtheilen derselben die Dampfform, sie vermittele die Verbindungen und Trennungen der Materien mit und durch einander und unterstütze, wahrscheinlich unterstützt durch andere Kräfte, das Spiel der Verwandtschaften, auf eine bestimmte, den Zwecken (des Organismus) angemessene Weise; sie sey daher Bedingung des Lebens. — Die äussere Wärme wirke chemisch und direct auf die Oberfläche, also auf Athemholen und Perspiration; Wärme dehne 1) die äussere Luft aus, und zwar 2) dehne sie die beiden Bestandtheile der Luft in verschiedenen Verhältnissen aus, weniger das Sauerstoffgas; 3) sie nehme mehr fremdartige Bestandtheile in der Luft auf. In warmer Luft gehe daher die Combustion der brennbaren Stoffe auf der Oberfläche des Körpers und in den Lungen langsamer und schwächer vor sich, es bleibe mehr Excrement zurück; das Blut nehme weniger Sauerstoff auf; daher Verminderung der inneren Wärmezeugung und der Oxydation; Anhäufung des Hydrogen: kalte Luft bewirke das Gegentheil. Die Folgen davon bestehen darin, 1) dass das Fleisch in der Kälte derber werde; 2) dass das Wachsthum in der Wärme sich vermehre, weil dazu combustible Stoffe gehören, welche durch die Kälte weggeführt und zu Wasser verbrannt werden; 3) dass in der Kälte die Begierde nach combustibler Nahrung, Fleisch, grösser ist; 4) dass sich Schleim und Fett in der Kälte vermehrt, in der Wärme aber die Ausdünstung, die Galle u. s. w. Da warme Luft übrigens auch fremdartige Bestandtheile auflöst: so werden auch in derselben gewisse Stoffe in Gasform aus dem Körper in sie übertreten.

Sehr vieles Gewicht legt der Vf. auf die Entdeckung von *Lavoisier* und *Seguin*, dass der Mensch beim Athmen in kalter Luft weit mehr Sauerstoff verschluckt als in der Wärme, nämlich bey 26 Gr. R. in einer Stunde 1210 Kubikzoll und bey 12 Gr. R. 1344. Er schliesst daraus, dass in der Hitze der Umtausch des Sauer- und Brenn-Stoffs geringer sey, und die innere Reizkraft des Blutes so vermindert werde; in der Kälte hingegen das Fleisch durch den Sauerstoff fester, derber, und die innere Wärmezeugung vermehrt werde.

Über einige Erscheinungen hat der Vf. neue und eigene Ansichten aufgestellt, z. B. über das Wechselverhältniss des Athemholens und der Circulation: er meint, die Schnelligkeit des Pulses zeige dasselbe unrichtig an; nach den Versuchen der Engländer, *Blayden* u. s. w. ward das Athemholen in einer grossen Hitze nicht gleichmässig mit dem Pulschlage beschleunigt, sondern es trat erst bey 260 Gr. Wärme Angst und Beklemmung ein; in der Kälte hingegen respiriren wir tiefer, freyer und seltener; dies rühre daher, weil in der grossen Hitze der phlogistische Process gehindert werde, sehr heisse Luft also erstickend wirke; Kälte hingegen die Contractilität der Lungen vermehre. — Die Erscheinung, dass bey einer sehr hohen Temperatur der Luft, wie in *Blaydens* Versuche, die innere Wärme kaum oder nicht viel vermehrt werde, erklärt er so: die innere Wärme nehme in der That etwas zu; aber dass dies nicht in einem höheren Grade geschehe, komme daher,

dass 1) der Körper ein schlechter Wärmeleiter sey; 2) dass dies auch mit den Kleidern der Fall sey, daher sich zwischen der Haut und den Kleidern immer eine kühlere Luftschicht befinde; 3) weil der Schweiß: viele Wärme binde, daher auch Schweiß die Hitze erleichtert; und 4) erhalte vielleicht das Blut selbst, wenn viel Säfte durch Schweiß abgehen, eine grössere Fähigkeit, Wärme zu binden. — Den Scheintod durch Wärme und Kälte erklärt er so: der Sauerstoff diene dem Nervensysteme dazu, der Nervenkraft einen Gegensatz zu geben, um durch ihre Reaction gegen den Widerstand sich zu äussern; dieser werde zu gross bey heftiger Kälte, so dass die Nervenkraft erliege; Scheintod von zu grosser Hitze aber erfolge durch zu grosse Entziehung dieses Widerstandes.

In manchen Erklärungen scheint freylich ein Widerspruch zu liegen; z. B. der Vf. gesteht zu, dass die innere Wärme bey grosser Hitze etwas steige, und hat gleichwohl vorher behauptet, dass die Wärme durch Störung des phlogistischen Processes die innere Wärmezeugung vermindere. Ferner leitet er erst S. 48 die Wirkung der Kälte auf den Tonus von ihrer Wirksamkeit auf die Elasticität der Theile her, und schreibt dem Zellgewebe bloss Elasticität zu; gleichwohl bezieht er sich in der Folge auf die reizende Wirkung der Kälte, um das Stocken des Monatsflusses durch Erkältung der Füße, oder die Stillung der Blutflüsse durch kalte Umschläge zu erklären; hier wäre eine eindringendere Untersuchung zu wünschen gewesen, da diese Thatfachen noch nach keiner Ansicht befriedigend erklärt worden sind. Eben so wenig hat der Vf. bey der Wärme die reizende und chemische Wirksamkeit derselben, die nach ihm immer verbunden Statt finden sollen, und eben so wenig ihre erschlaffende Wirksamkeit gehörig beachtet und erläutert. Doch es wird noch mancher unbefangener Untersuchung bedürfen, ehe wir die Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Organismus vollständig einsehen lernen. Dem Vf. gebührt wenigstens für den Fleiss, den er auf seine Arbeit wendete, unser Dank.

N. W.

*ERRATUM*, b. Keyser: *Sieg über die Hypochondrie, oder gerinnfähliche Anweisung das Uebel der Hypochondrie zu erkennen und gründlich zu heilen.* Nebst vorausgeschickter Erläuterung der Begriffe Leben — Gesundheit — Krankheit — Tod. Von K. Wenzel. Mit einer Vorr. herausgegeben von D. Lud. Vogel. 1805. X u. 216 S. 8. (12 Gr.)

Obleicht der Vf. für ein nichtärztliches Publicum schreibt; so hoffen wir doch, dass auch Ärzte von dem Lesen seines Buchs nicht unbefriedigt. — manche auch wohl belehrt — zurückkehren werden. Freylich wird manchem der Styl des Vfs. zu blühend scheinen; mancher wird aufirgend eine, scheinbare oder wirkliche Paradoxie treffen, oder an manchem zu harten, obgleich öfters sehr zu seiner Zeit gebrauchten, Ausdrucke (dergleichen, ausser den von uns anzudeutenden, S. 22, 27, 34, 63, 71, 81, 89, 117, 125 u. f. 164, 198, 201, 202 u. f. 208. u. f. vorkommen) Anstoss nehmen; aber das Ganze verdient gewiss Lob.

*I. Theil: 1. Abschnitt: Über Leben — Tod — Gesund-*

*heit und Krankheit im Allgemeinen.* Eine, von dem Herausg. in seiner *Gesundheitszeitung* bereits als Probe des Ganzen mitgetheilte, dichterische Darstellung unseres inneren Gefühls vom Leben. Sehr nachdrücklich über das Unstatthafte des Principis, daß das Leben nur ein erzwungener, und hingegen der Tod der natürliche Zustand sey (weiter unten kommt der Vf. nochmals darauf zurück). Allgemeines Leben der ganzen Natur, und dessen wohlthätiger Einfluß auf unser Herz. Wie unser Geist unter allen Aufserungen immer derselbe bleibt, und alle verschiedenartigen Erscheinungen derselben die ewige Einheit seines Wesens nicht zu trüben noch zu unterbrechen vermögen: also auch mit der Natur, die ja nichts ist, als der Widerschein und das Echo unseres eigenen Geistes (S. 37). Magnetismus, Elektrizität, Licht, sind gleichsam verschiedene Seiten der Einen und untheilbaren Naturkraft, die nie anfang und nie enden wird (S. 38), und ihre Quellen sind die Weltkörper (S. 43). Die Sonne, der Quell des Lebens unseres Universums: der Metalle (S. 48 wieder ein — fast möchten wir sagen etwas manierirtes — Detail der Eindrücke, die dem sich aufdrängen, welcher zum erstenmale einen Schacht befährt — die Aufserung S. 50, daß, und warum die edleren Metalle und die Edelsteine vorzüglich den Regionen um und unter dem Äquator eigen seyn, mögen die Mineralogen würdigen); der Pflanzen; der verschiedenen Thierclassen von den Polypen an bis zu den Säugethieren (die Ähnlichkeit der Schmetterlinge vorzüglich mit den Schmetterlingsblumen S. 55 u. f. möchten die Botaniker so, wie sie der Vf. vorträgt, nicht zugestehen. Die Stelle S. 61: „die Säugethiere sind, wie es scheint, deshalb so ausgezeichnet unvernünftig“ u. f. w. gesteht Rec. nicht begreifen zu können — wenn es nicht etwa gar Ironie seyn soll!); endlich des Menschen! Vereinigung der beiden Formen der organischen Natur in demselben, der Pflanze und des Thiers, des Nerven- und Muskel-Systems, vermittelt des uneigentlich sogenannten Systems der Reproduction des Bluts. Gesundheit, vollkommene Harmonie aller Kräfte und Organe; und folglich Krankheit — gereizte Wirkfamkeit des Muskelsystems zum Schaden des Nervensystems, oder erhöhte Thätigkeit des letzteren zum Nachtheil des ersteren; oder mit anderen Worten, Muskel- (äthenische) u. Nerven- (asthenische) Krankheiten. Tod, als Proceß der Verjüngung u. Wiedergeburt in der ganzen Natur.

2 *Abschn. Theorie der Hypochondrie.* Nothwendigkeit, nicht bey den äußeren Erscheinungen derselben stehen zu bleiben, sondern die inneren Ursachen davon aufzuspüren. Dahin gehören: Gesundheitszustand der Ältern; Einfluß der Gestirne auf das eben ans Licht tretende Kind (S. 102 eine derbe Zurechtweisung derer, die in dieser Behauptung Mysticismus und paracelsischen Unsinn wittern; so weißt auch S. 124 der Vf., die Physiologie werde, wenn sie dereinst ihrer Vollendung näher seyn wird, unumstößlich darzuthun vermögen, welchem Thiere oder welcher Pflanze der äußeren Natur dieses oder jenes Organ des menschlichen Leibes entspreche!) Schaden von Vernachlässigung der Kinder, sowohl bey Krankheiten, als bey ihrer Pflege überhaupt; zu frühzeitige Erweckung des Geschlechtstriebes, auch durch unvorsichtige Warnung

vor verborgenen Sünden, (wobey auch der neueren Pädagogen nicht gespart wird, S. 105); in dumpfen Rausch versetzende Getränke, mehr Bier oder schlechter Brantwein, als Wein; Uebermaß von, zumal schwer verdaulichen, Speisen; sitzende Lebensart; erzwungenes Studiren (sehr launig beschrieben!). Ihr Auszeichnendes sind die Beschwerden des Unterleibes, mit Zeichen des gestörten oder geschwächten Verdauungsgeäfts verbunden. Hier S. 114 eine — fast hyperpoetische — Beschreibung des Kreislaufes des Bluts; dann von den Fehlern der Absonderung der Galle, und beyläufig von der Ursache der Absonderungen überhaupt, der specifischen Reizbarkeit der verschiedenen Absonderungsorgane, wodurch (S. 124) das Blut „eine wahrhafte Verwandlung und Transubstantiation erleidet, was auch der gemeine Verstand dawider einwenden mag, dem auch überhaupt bey Gegenständen der Art keine Stimme gebührt.“ — Ursachen des gestörten Umlaufs des Bluts im Unterleibe: Mangel desselben an seinen flüchtigsten Theilen, und Enge und Verflechtung der Unterleibsgefäße u. f. w.

II *Theil. Behandlung der Hypochondrie.* Zuerst über die Wirkungsart der Arzneymittel, nach welcher einige die Thätigkeit des Muskel-, andere das Wirkungsvermögen des Nervensystems erhöhen (sehr ernsthaft über den irrigen Begriff eines Reizmittels nach Brown, besonders des Opiums, und die daraus entspringenden nachtheiligen Folgen). Da die Nervenkrankheiten sich in südliche (aus zu schwüler [schneller?] oder überflüssiger körperlicher Erhitzung) und nördliche (aus Mangel innerlicher Wärme) theilen: so erhellet, daß die Hypochondrie unter die Nervenkrankheiten gehöre, welche dem Nordpole mehr oder weniger sich nähern. Daher die Anwendung stickstoffhaltiger Mittel, die dann, zumal in Fällen, wo mit der Energie des Muskelsystems auch die Kraft der Nerven in höheren Graden des Übels gelitten hat, mit wasserstoffhaltigen Arzneykörpern verbunden werden müssen, bis man, wenn die Harmonie beider Systeme einigermaßen wiederhergestellt ist, zu anhaltenderen Reizen übergehen kann, womit durchaus der Schluss gemacht werden muß. Unzweckmäßigkeit der sauerstoffhaltigen Mittel; der Klystiere gegen die sogenannten und geträumten Infarctus (hier wieder eine fast allzulebhaftige Digression auf die kämpfliche Methode S. 161 u. ff., die aber gewiß eine ernsthafte Beherzigung verdient); der sogenannten auflösenden und gelind abführenden Salze und ähnlicher die Energie des Darmkanals immer mehr und mehr herabstimmender Mittel. Dann die Empfehlung bekannter ärztlicher oder diätetischer Mittel.

Hr. Vogel macht in der Vorrede noch besonders auf die Schwächung der männlichen Kraft als Quelle der Hypochondrie aufmerksam, und empfiehlt kräftige Biere, wie das englische, als das oft einzige Rettungsmittel, aber nur in ganz kleinen Dosen; so wenig als möglich mit Kochsalz versetzte, aber desto kräftiger, besonders mit frischer Butter, geschmolzene Speisen, auch Warmbier, und bey vieler Geistesarbeit dann u. wann ein wenig stärkende Speise. Sey es auch nur ein Bissen gutes Brod mit einem Schlückchen Bier, Wein, ächtem Arrak, oder Schweizer-Kirschgeist. Ka.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 O C T O B E R , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

HAMBURG, b. Schmidt: *Hamburgisches Magazin für die Geburtshülfe*. Herausgegeben von Dr. J. J. Gumprecht und Dr. J. H. Wigand. Erstes Stück. 1807. 192 S. 8. (20 Gr.)

Da das *Storcksche Archiv* jetzt fast eingegangen ist, so war der Gedanke, ein ähnliches Unternehmen zu beginnen, nicht übel. Auch paßt die nördlichere Lage Hamburgs sehr gut zum Vereinigungspuncte der Geburtshelfer Niedersachsens und seiner Umgebungen, wovon Manche unstreitig schätzbare Beiträge werden liefern können. Wir zweifeln daher keineswegs an der Nützlichkeit und dem guten Fortgange des Unternehmens, obgleich wir frey gestehen müssen, daß das vorliegende Stück unseren Erwartungen nicht ganz entsprochen hat. Es scheinen hier, um das Heft zu füllen, manche zu triviale Dinge Eingang gefunden zu haben. Sogar von der Vorrede gilt dies, und es ist eine schneidende Behauptung, daß es am Ende des 18 Jahrhunderts noch so ganz schlimm mit der Geburtshülfe soh gestanden haben, wie es unter den Rubriken *Erfindungsfucht, Entbindungsfucht, Orthodoxie und Nichtgehörigkeit der Natur* zu allgemein behauptet wird. Was No. 1 über die Eigenschaften eines guten Compendiums für die Geburtshülfe gesagt wird, ist eben so trivial. Die Regeln für die Recensenten gehören gar nicht hieher, und sind aus einer anderen Schrift bekannt. Die von Wigand angegebenen Zeichen der Schwangerschaft in den ersten zwey bis drey Monaten sind theils schon bekannt, theils möchten sie schwer, oder gar nicht aufzufinden seyn, z. B. die erhöhte Temperatur der Schaamlippen und des Mutterhalbes; wie verschieden ist diese nicht erstlich bey Subjecten von verschiedenem Temperament, wie leicht trägt den Untersuchenden selbst das immer sehr relative Gefühl von Wärme und Kälte! Es möchte in der That bey weitem nicht immer an dem untersuchenden Finger liegen (wie Hr. W. meint), wenn der Schwangerschaftszustand in den ersten Monaten ausgesprochen bleibt. Die Cautelen für den Geburtshelfer als Prognostiker von Gumprecht sind höchstens einem Anfänger fremd, und gehören unserer Meinung nach nicht in ein Magazin dieser Art. Wichtig und einer unbefangenen Beherzigung werth ist Wigands Aufsatz über Verbesserung der Fruchtlagen durch äußerliche Behandlung. Rec. hat mehrmals durch ähnliche Handgriffe, als die hier angerathenen, grossen Vortheil erhalten, und wünscht, der Vf. möge zur Ausführung seines ersten Vorsatzes, weitläufiger über diesen Gegenstand sich zu verbreiten, Mulae

J A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

genug finden. Auch eine neue Geburtszange beschreibt Hr. Wigand, welche wohl hätte mögen beschrieben bleiben. Einen rühmlichen Beweis von des Vfs. Streben nach Vollkommenheit giebt der Wunsch zur Beantwortung mancher von ihm selbst aufgeworfener Fragen in Hinsicht seiner bekannten und geschätzten Abhandlung über die Nachgeburtsszögerungen. No. 8 giebt Gumprecht Nachricht von zwey Geburten einer und derselben Frau zur Warnung für voreilige Prognostiker. Rec. gesteht, daß ihm darin manches zweifelhaft vorkommt, so z. B. die zuversichtliche Behauptung, daß bey der Frau nach einem Falle vom Tische in früher Kindheit beide Schenkelköpfe ihre Pfannen zur Hälfte verlassen, und sich seitwärts nach hinten eine neue Höhle gebildet habe. Wie ist dies mit so untrüglicher Gewissheit an einer lebenden Person zu erforschen? Ferner der Queerdurchmesser des Beckeneinganges habe ungefähr 3 $\frac{1}{2}$ ", alle übrigen nicht eine Linie mehr als 3" gehabt. Der Vf. brachte mit der Zange ein lebendes Kind, nicht von der Grösse und Schwere eines gewöhnlichen neugeborenen, zur Welt. Hier hätten doch nothwendig Gewicht und Maas genauer angegeben werden sollen! Nach zwey Jahren gebar dieselbe Frau ausserordentlich leicht lebende Zwillinge, keiner derselben wog 7 Pfund (wie viel denn? und wie groß waren die Köpfe? das wäre doch sehr wünschenswerth zu erfahren!) Übrigens ist es gar nichts seltenes, daß eine bey der ersten Geburt mit der Zange gemarterte Frau das nächste Mal über alle Erwartung leicht gebiert. Nichts Bemerkungen über das Kindbettfieber sind der einzige fremde Beitrag in diesem Stücke des Magazins. Die zwey Krankengeschichten sind weitläufig genug erzählt, mit vielen Recepten gespickt. Die Behandlung ist aber nicht gehörig motivirt, und Rec. behauptet dreist, daß die Kunst dadurch nichts gewonnen habe. Die Geschichte einer glücklichen Verwechselung von Heilmitteln bey einem zarten Kinde von Gumprecht, gleicht einem Wunder. Ein Kind, welches von der blatterkranken Mutter sehr schwächlich geboren, bald auch von Blattern befallen, u. wegen einer späterhin entstandenen Kolik am ganzen Unterleibe ringsum aus Versehen mit einem Blasenpflaster bedeckt wurde, genas dennoch sehr bald, obgleich der Vf. die ganze rohe Haut mit Bleysalbe bedeckte; ein Verfahren, welches Rec. nie nachzuahmen rathen würde. Interessant sind noch die Bruchstücke von Wigand über Behandlung der Neugeborenen und einige ihnen eigenthümliche Krankheiten. Rec. schließt mit dem Wunsche, daß die Herausgeber möglichst dafür sorgen mögen, daß nur Aufsätze von ächt wissenschaftlichem oder praktischem Gehalte in Zukunft aufgenommen werden.



enthält, vorzüglich der Bekanntmachung werth gefunden.

A. H.

ROSTOCK, b. Stiller: *Über die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter, und über eine höchst merkwürdige Harnblasenschwangerschaft insbesondere.* Von D. W. Josephi, Prof. der Anatomie u. s. w. 1803. 233 S. 8. (20 Gr.)

Zu den seltenen Abnormitäten, welche von Zeit zu Zeit im Schwangerschaftszustande bemerkt worden sind, gehören unstreitig diejenigen Fälle, in welchen die Frucht nicht von der Gebärmutter aufgenommen, und durch dieselbe entwickelt worden war, sondern wo ein anderes Organ, oder die Höhle des Unterleibes, die Stelle des Fruchthalters vertreten, und ein abnormer Ernährungs-Proceß die Frucht bis zu einem gewissen Alter ausgebildet hatte. Die Sprache der Schule nennt solche Schwangerschaften widernatürliche, sonst falsche Schwangerschaften, ein Ausdruck, der, wie S. 27 richtig bemerkt wird, die Sache nicht deutlich und unterscheidend bezeichnet. Man kann die widernatürliche Schwangerschaft in die ursprüngliche, — wenn die Frucht entweder am Eyerstocke, oder in der Muttertrompete, sitzen bleibt, oder sogleich vom Eyerstocke in die Bauchhöhle fällt; — und in die zufällige — wenn die Frucht wirklich schon entweder in der Gebärmutter, oder einer Muttertrompete, oder an einem Eyerstocke ihren Sitz gehabt, aber in der Folge diesen ursprünglichen Aufenthalt verlassen hat, und dann von einer Cavität aufgenommen worden ist, eintheilen. Im letzteren Falle wird alsdann die Frucht entweder von der Bauchhöhle, oder von der Mutterscheide, oder von der Harnblase aufgenommen. Der vom Vf. hier durch den Druck bekannt gemachte, allerdings sehr merkwürdige Fall war eine Harnblasenschwangerschaft. Eine widernatürliche Schwangerschaft anderer Art hatte derselbe bereits vor 19 Jahren in Göttingen an einer Hündin beobachtet, und in einer eigenen Abhandlung: *de conceptione abdominali*, beschrieben. In den zwey ersten Abschnitten der vor uns liegenden Schrift hat der Vf. eine kurze Skizze der Begattung, Empfängniß und Schwangerschaft, und eine weitläufige Beschreibung der verschiedenen Arten der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter, nebst den diagnostischen Kennzeichen derselben gegeben, welche sich durch Fleiß, Belesenheit und praktische Erfahrungen rühmlichst auszeichnen. Der dritte Abschnitt enthält die Geschichte, Beurtheilung und Operation einer funfzehnjährigen Schwangerschaft, bey welcher das Kind in der Harnblase lag. Die Kranke, eine damals gesunde und starke Person, war im Febr. 1788 zum zweyten Male schwanger geworden, hatte aber ihre Reinigung bis zur 17ten Schwangerschaftswoche regelmäßig gehabt, dann bis zur 64ten Woche verloren, (in welcher Zeit sich einige Male wehenartige Empfindungen, auch deutliche Bewegungen des Kindes, doch nur in der rechten Seite, geäußert hatten; ) und von dieser Zeit an, wenig auch unregelmäßig, doch lebenslang gehabt. Neun Jahre befand sich die Kranke erträglich, und bemerkte, außer öfteren Kolikschmerzen, der Empfindung eines Druckes auf die Harnblase, und einer fühlbaren, harten und lästigen Geschwulst, besonders in der rechten Seite, weiter keine Zufälle. Im Jahre 1797 fingen die Lei-

den in der Harnröhre an, nachdem sich Frost und starke Kolikschmerzen, die sich nachher in Kreuzschmerzen und Wehen verwandelten, eingestellt hatten. Mit diesen Zufällen waren auch die ersten Ausserungen der Harnstrenge verbunden gewesen, welche der Kranken, unter den fürchterlichsten Krämpfen im Unterleibe, kaum 5 Minuten Ruhe ließen, und sie zwingen, beynahe alle Augenblicke, unter den heftigsten Schmerzen kleine Portionen eines eiterigen, mit dicker Gallerte vermischten, Urins zu lassen. Drey Jahre darauf gingen der Kranken die ersten Steine, dann, und besonders auf die medicinische und chirurgische Behandlung des Dr. Niemann, ein Theil der Röhrknochen, ein beträchtlicher Theil des Hirnschädels, und des Unterkiefers durch die Urinblase ab, wobey jedoch die Leiden der Kranken, trotz des Abganges dieser fremden Körper, von Tage zu Tage zunahmen. Daher wurde sie am 11 März 1802 zu dem Vf. nach Rostock gebracht, und von demselben, nach genauer Prüfung des vorhergegangenen und des gegenwärtigen Zustandes, am 9 April, in Gegenwart mehrerer Ärzte und Wundärzte, durch die *sectio alta* operirt. Vermittelt dieser Operation brachte der Vf. allmählich 112 Stücke von allen weichen Theilen entblößte Knochen; ferner einige Knorpel, dergleichen einen Theil des Hirnschädels und der Gesichtsknochen, die noch durch ihre weichen Theile unter einander verbunden waren, endlich auch die ganz schwarzblauen Gedärme heraus. Außerdem lagen noch drey grose Steine in der Harnblase; und bey einer genauen Untersuchung der inneren Oberfläche derselben fand der Vf. dieselbe rauh, dick, uneben, schwammicht, und an der rechten und oberen Seite derselben, da, wo der Kopf gesteckt hatte, eine Öffnung, durch welche die Gedärme geführt werden konnten. Nach völlig gereinigter Harnblase wurde ein zweckmäßiger Verband angelegt. Am 11 April Morgens um 8 Uhr starb die Operirte; welche nach den vorgenommenen gewaltsamen Destructionen, Verwachsungen und Trennungen in den organischen Theilen des Eyerstocks, der Muttertrompete und der Harnblase durchaus rettungslos verloren war, obwohl die vom Vf. angewandten Mittel — *Glauber Salz, Cremor Tartari, Mandel-Öl, Ricinus-Öl* u. s. w. — nicht geeignet waren, den, durch das vorhergegangene Leiden, und durch die langwierige und schmerzhaftige Operation entstandenen, und vorhandenen, hohen Schwachegrad zu entfernen. Die, auch bey dieser, wie fast bey allen Operationen an und in den Organen des Unterleibes, eingetretene Leibesverstopfung scheint dem Vf., wie so vielen Operateurs, ein vorzüglich gefährlicher, und daher bald zu beseitigender Zufall gewesen zu seyn, da sich die ganze Heilmethode mit Klystieren und Abführungsmitteln beschäuft hat. Rec. hält diese Leibesverstopfung für ein Symptom der Schwäche, welches nicht durch Salze und Abführungen, wohl aber durch solche Mittel gehoben werden kann und muß, welche auf die Vermehrung der Erregung des Gesamst-Organismus wirken, womit zugleich die äußere Anwendung zweckdienlicher Reizmittel verbunden wird. Übrigens zeugt die Operation von den großen Kenntnissen und der besonderen Geschicklichkeit des Vfs.; so wie die Leichenöffnung und Epicrisis schöne Beweise eines ächten, praktischen Scharfsinnes enthält.

A. H.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, b. Unger: *Deutschland und Preussen oder das Interesse Deutschlands am preussischen Staate*. Von einem Nicht-Preussen. 1806. VI und 114 S. 8.
- 2) GERMANIEN: *So endete Preussen*. 1807. 87 S. 8. (8 Gr.)
- 3) BERLIN, b. Ohmigke d. j.: *An Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm III nach dem Frieden zu Tilsit*. 1807. 48 S. 8.
- 4) Ohne Druckort: *Der preussische Staat von seiner ersten Entstehung bis auf jetzige Zeiten in Fragmenten*. Herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. 1807. 310 S. 8.
- 5) REGENSBURG, b. Zeitmayr: *Preussens Monarchie vor dem Ausbruche des Kriegs und nach dem Schlusse des Friedens*. Ein historisch-statistischer Umriss. Erstes Bändchen. Preussen vor dem Ausbruche des Kriegs. Mit einer Karte der preussischen Monarchie bis an die Weichsel. 1807. VIII und 118 S. 8.
- 6) Ohne Druckort: *Preussens Steigen und Sinken und Verlust dieser Monarchie an die Königreiche Sachsen, Westphalen und Holland, an das Herzogthum Warschau und an Russland, in historisch-statistischer Hinsicht*. 1807. VI u. 96 S. 8.
- 7) BERLIN: *Historisch-statistische Darstellung der preussischen Monarchie vor und nach dem am 9ten Julius 1807 zu Tilsit abgeschlossenen Frieden*. Mit einer Karte. 1807. 42 S. 8. (12 Gr.)
- 8) BERLIN, b. Braunes: *Mein Vaterland Preussen nach seinem Entstehen und Aufblühen oder Entwicklungsgeschichte der preussischen Monarchie; mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ereignisse der Zeit*. Mit einer Karte. 1807. IV und 88 S. 8. Nebst einer Tabelle. (18 Gr.)
- 9) Ebendasselbst: *Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage von No. 8; auch unter dem Titel: Die hohenzollerischen Regenten auf dem preussischen Thron*. Ein historisches Handbuch für Freunde des Vaterlandes. 1808. IV und 198 S. 8. Nebst einer Karte. (1 Rthlr.)
- 10) LITZIG, b. Herzog: *Statistische Übersicht der preussischen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich 1806 und nach dem Friedensschlusse zu Tilsit den 9ten Juli 1807*. Nach den vorzüglichsten H.

Hilfsmitteln bearbeitet von Carl Dilling. Mit 2 Karten. 12 S. Queer-Folio. Ohne Jahrzahl.

- 11) Ohne Druckort: *Preussens Länderverlust und Länderbestand nach dem Frieden zu Tilsit vom 9ten Julius 1807*. 56 S. 8. Nebst einer Tabelle.
- 12) NORDDEUTSCHLAND: *Umständliche Erörterung der Fragen: Was wird Preussen, nach der Natur des Bedürfnisses von Europa zu urtheilen, in Zukunft seyn? und wie kann Deutschland überhaupt wieder unabhängig, mächtig und blühender werden, als es je war?* 1808. 80 S. 8. (10 Gr.)

Der Fall der preussischen Monarchie, auf welche Viele die Rettung der Freyheit Europens berechnet und vorher gesagt hatten, gab zu einer Menge Flugschriften Anlaß, verschiedenes Inhalts. In einigen wird bloß der Verlust berechnet, welchen die Monarchie durch den tilsiter Frieden erlitt; Andere dringen in die Ursachen ein, welche diesen Verlust herbeigeführt haben sollen, und wühlen dabey, oft mit weniger Schonung, in den Wunden, theils um sie zu heilen, theils — was nicht zu loben — um den Schmerz desto fühlbarer zu machen; noch Andere beschäftigen sich damit, Blicke in Preussens Zukunft zu wagen, und vorzuschlagen, wie sich die Regierung benehmen müsse, daß die Wunden vernarben. Ehe wir von dem Inhalte dieser Schriften Rechenschaft geben, ist nothwendig, der Schrift unter No. 1 besonders zu gedenken. Diese erschien bald nach Errichtung des rheinischen Bundes, und scheint nicht ohne höhere Veranlassung geschrieben zu seyn. Sie drückt so ganz die hohe Idee und die gewisse Hoffnung aus, die man damals von der Stärke der preussischen Monarchie hatte. Die Tendenz dieser Schrift war offenbar keine andere, als alle jene Staaten, die nicht zur rheinischen Conföderation gehörten, unter Preussens Fahnen zu sammeln, oder vielmehr alle disponiblen Staatskräfte des nördlichen Deutschlands dem preussischen Staate einzuverleiben. Zuvörderst wirft der Vf. einige Blicke auf den großen Unterschied, welcher in Hinsicht der Sitten, Geistes-Cultur u. s. w. zwischen dem nördlichen und südlichen katholischen Deutschland Statt finde. Im südlichen Deutschland prädominire offenbar der Körper über den Geist, im nördlichen protestantischen der Geist über den Körper. Dort reizte die Güte des Landes, der Reichtum an Producten, des Überflusses an Lebensmitteln aller Art zum Luxus und zur Schwelgerey; hier zwinge ein strenges Klima, ein weniger ergiebiger Boden

zu Fleiß, Mäßigkeit und Nüchternheit. Dort verzehre ein Einwohner mehr als zwey in Norddeutschland, und Wien allein consumire vielleicht mehr Fleisch und Geflügel als die ganze Mark Brandenburg mit ihrer Königsstadt. Dort herrsche Finsterniß, Aberglaube, Unempfindlichkeit für das Gute, Unbehüllichkeit des Geistes; hier Licht, eine vernünftige und praktische Religion, Sinn für das Bessere, und hohe Fertigkeit und Bildung des Geistes. Dort schwingen noch die Priester ihren Scepter, nähren noch den Zunftgeist, dessen Mittelpunkt der Vatican sey, wachen über jeden neuen Gedanken, verderben durch einen ganz verkehrten Schulunterricht die künftige Generation im Keime, und können sich noch immer nicht von der Wahrheit überzeugen, daß Cultur der Bürger die sicherste Stütze der Regierung sey. Hier seyen Priester ein sehr achtungswerther Stand, seyen, was sie sollen, Lehrer der Religion und Tugenden, voll von Interesse für ihren Staat, der das Gute schätze, hier seyen Schulen, wenn auch noch nicht vollkommen, doch unausgesetzt im Fortschreiten zum Bessern begriffen, hier herrsche keine geheime Policey, und stelle sich zwischen Regenten und Unterthanen, hier unterdrücke man nicht die Geister, um über die Körper zu herrschen, sondern sey überzeugt, daß eine gute Regierung nichts von gebildeten Unterthanen zu befürchten habe. Dort lebe man fast immer in der vielleicht ganz vergeblichen Besorgniß einer Empörung, und klage die Staatsdiener öfters des Verraths an; hier scheine sogar der Gedanke an eine Empörung unmöglich, und Verrath sey bey dem Patriotismus der Norddeutschen nicht denkbar. Dort spreche und schreibe man die Muttersprache so elend, daß man glauben sollte, sie sey nicht die Muttersprache jener Völker. Hier habe man sich längst bemüht, der Muttersprache die Vollendung zu geben, der sie fähig sey. Dichter, Philosophen und eine große Zahl Grammatiker haben sich die größten Verdienste um Reinheit und Eleganz derselben erworben, und gewiß der gemeine Soldat zu Breslau, Berlin und Dresden spreche besser, als viele österreichische Generale. Dieses alles will jedoch der Vf. nicht vom protestantischen Schwaben und von Franken, sondern vorzüglich von Bayern, dem katholischen Schwaben und den österreichischen Ländern gesagt haben. Rec. muß auf diesen harten Ausfall erwiedern, daß man in deutschen katholischen Ländern so ziemlich hierüber, besonders über die Gewalt des Vaticans, gelächelt und gemeint hat, der Vf. kenne diese Länder etwa nur aus Nicolai's berühmter Reisebeschreibung. Diese Katholiken bitten ihn, selbst zu ihnen zu kommen und zu sehen, ob das Gemälde dem Original gleiche. Wir aber können den Wunsch nicht bergen, daß man, besonders in unseren verhängnißvollen Tagen, doch nicht die Gemüther noch mehr erbittern, sondern dahin arbeiten möchte, sie zu nähern, sie zu erinnern, daß sie alle germanischen Ursprungs seyen. Nie that das wohl mehr Noth, als gerade jetzt. Wir gehen in die Geschichte zurück, und finden, daß gerade die-

se geßichtlich unterhaltene Sonderung alle die Schmach über Deutschland gebracht hat, welche wir erdulden. Übrigens mußten wir ungern jene ganze Stelle ausheben. Sie ist die Basis der ganzen Schrift. Aus diesem so ganz durch Katholicismus verdorbenen stolzen Süden, der den protestantischen Norden nur als einen geduldeten Ketzler, nicht als eingebornen Bruder betrachtet, ist, nach des Vfs. Sage, der treffliche Stamm der Germanen ganz untergegangen. Nur an den Ufern der Elbe, Oder und Weser blühe er noch in ungeschwächter Kraft, in Einheit der Sprache, der Sitten, des Charakters, der Cultur und Aufklärung, in Einheit der politischen Bande und deutschen Sinnes; und auch die Völker an den Ufern des Mayns, des Neckars und der Lahn seyen seinem Geiste verwandt. Die Hauptverbindung dieser Germanen bestehe im Protestantismus, denn nur der Protestant sehe auf den Nutzen seines Staats und die Bewachung der Religionsfreiheit, der Katholik hingegen habe nur die Ausbreitung seines Glaubens, die Vertilgung der Ketzler, die Aufrechthaltung des heiligen Stuhls im Auge. Da nun der Protestantismus von diesem stolzen Süden, besonders durch den wieder aufgelebten Jesuiten-Orden, bedroht sey: so müsse er einen festen Stützpunkt haben, an den er sich fest und sicher anlehnen könne. Dieser Punkt sey Preußen, ein rein deutscher Staat. Bis jetzt habe im Norden Deutschlands noch ein fremdes Interesse die politische Einheit gestört: aber durch die glückliche Besitznahme von Hannover sey nun auch dieses verbannt, und der deutsche Norden stehe nun als ein gerändetes und besetztes Ganzes in Sprache, Charakter, Cultur und politischer Tendenz da. Bey Preußen finde sich alles beysammen, was einen Staat zum Beschützer von Deutschland und Protestantismus qualificire. Preußen sey der geborne Beschützer des nordischen Deutschlands, und habe Kraft genug, die etwaigen Angriffe von Rußland und Frankreich zu vereiteln. Aber alle norddeutschen Staaten müssen sich an dasselbe anschließen. Preussisches Interesse müsse das Interesse aller dieser Staaten, auch von Sachsen und Hessen seyn. Und diese Staaten haben überall nicht zu fürchten, daß sie unterjocht oder der Monarchie einverleibt würden. Mit Hannover sey das freylich der Fall gewesen, aber natürlich und nothwendig. Das Wohl der Hannoveraner selbst habe diese Einverleibung gefordert, und brittisches Interesse sey mit norddeutschem nicht vereinbarlich. Dann werde aber auch die deutsche Nation in voller Kraft und Einheit im Norden da stehen, und keine Macht vermögen, diesen starken Staat umzuwerfen. Deutschland werde seine Einheit und den Protestantismus im Norden erhalten. Warum sagte der Vf. nicht offener, Preußen müsse der Souverän des Nordens seyn, um Deutschlands Selbstständigkeit zu sichern! Der Erfolg ist bekannt. Die großen Hoffnungen wurden in einem Tage vernichtet. Und nun erschien ein Heer inländischer Schriftsteller, die mit unbarmherziger Härte alle wirklichen oder vermeint-

lichen Gebrechen des Staats, alle wirklichen oder geglaubten Fehltritte des Cabinets und Ministeriums, die ganze Nichtigkeit dieser für unüberwindlich gehaltenen Armee dem Publicum in vielen Bänden vorlegten. Welch' ein Contrast! Als Deutschlands Verfassung gesprengt wurde, da erschien kaum hie und da eine vernemliche Stimme, die schonend von den Ursachen dieses Falles sprach. Bey dem großen Unglück, das die österreichische Monarchie traf, gaben inländische Schriftsteller den Hof, die Großen und die Regierung der Verachtung nicht Preis. Man war gerührt vom Unglück, und schloß sich nun um so inniger an die Regierung. Wie ganz anders im preussischen Staate! Hier hatte man bisher nichts als Vollkommenheit gesehen, jetzt fand man nichts als Mängel; man griff Regierung und Militär, alle Stände und viele einzelne Personen an. Die Nachkommen werden Mühe haben zu glauben, daß hier von demselben alten preussischen Staate die Rede sey, der vielen als Muster gegeben wurde und war. Da jetzt so viele unter dem Namen preussischer Patrioten nichts als Mängel sahen: so werden unsere Enkel in Versuchung gerathen, zu zweifeln, am alten Patriotismus, der bey aller Pressfreyheit so lange schwieg, oder aber zu glauben, daß diese Pressfreyheit nicht für das Innere galt. Und was ewig merkwürdig, alle diese Schriften wurden im Preussischen verschlungen; und wenn es nicht zu wilden Ausbrüchen kam, so ist dies mehr der französischen Policy, als dem guten Willen, zuzuschreiben. Jetzt hätte man denken sollen, der so oft versetzte und so tief herabgesetzte Stolz werde sich für alle erlittene Schmach rächen und Theil nehmen an diesen Lästerungen. Aber es freut, sagen zu können, daß der preussische Staat niemals — die Zeiten von 1786 — 1795 ausgenommen — mehr Theilnahme im südlichen Deutschland fand, als jetzt. Keine einzige Stimme liefs sich zu Verunglimpfungen gegen einen Staat herab, dessen Politik man den Umsturz der deutschen Verfassung zuschrieb. Mit Unwillen wurden jene Pamphlets weggeworfen. Man trauerte über das Unglück, wie über eigenes, und wenn diese Stimmen nicht lauter wurden, so lag es in der Zeit, die Schweigen gebot.

No. 2 ist ein elendes aus Zeitungen zusammen gestoppeltes Gewäsch. Aus diesen werden kurz, aber nicht belehrend, die Begebenheiten von der Expedition nach Holland bis zum tiliter Friedensschlusse erzählt. Das große Unglück der Monarchie wird dem schwankenden Charakter des Königs, der Mischellichkeit des Cabinets, der persönlichen Freundschaft Alexanders, dem Einmischen der Königin in die öffentlichen Angelegenheiten, hauptsächlich aber dem Minister von Hardenberg, der Tonnen Goldes von England erhalten haben soll, u. s. w. zugeschrieben. Am Ende werden die Artikel des tiliter Friedens angehängt, und Flächeninhalt und Volksmenge der verlorenen Provinzen meist nach Krug beygefügt. Am Schlusse meint der Vf.: „noch kann Preussen wieder gedeihen, wenn es gleich

nicht größer werden kann, denn dazu hat Napoleon eine zu starke Ungürtung gemacht; aber der König kann sein Land wieder friedlich und glücklich beherrschen, den besseren Neigungen seines Herzens folgen, und die Königin kann wieder in den ruhigen glücklichen Kreis ihrer Häuslichkeit eintreten.“

Der Vf. von No. 3 hat die Absicht, den König auf die unzähligen, ungekannten und ungenützt schlummernden Kräfte in den noch übrigen Provinzen aufmerksam zu machen, die, durch des Königs Stimme nunmehr ins Daseyn gerufen, an innerer Stärke ersetzt werden, was an Glanz und Macht von aussen gebreche. Dahin rechnet der Vf. die Aufhebung der Gutspflichtigkeit, der Erbunterthänigkeit und des drückenden Frohnsystems, ferner die Vertheilung der Domänen - Ritter- und anderer großer Landgüter unter mehrere Besitzer. Der Erbadel, oder vielmehr die Vorrechte des Adels, seine Patrimonial- und lehnherrlichen Gerechtsame, seine ausschließenden Ansprüche auf Rittergüter, auf die höchsten Staatsämter, auf die ersten Hof- Militär- und Civil- Stellen, seine Freyheit von Abgaben sollen aufgehoben werden. Der Eitelkeit, dem Stolz und der Kurzsichtigkeit des Adels sey allein, meint der Vf., das Unglück des Staats zuzuschreiben. Das verwickelte preussische Steuerfytem sey drückend gewesen durch die vielen Erheber, Controleurs u. s. w., so wie durch die Besteuerung der ersten Lebensbedürfnisse. Nur Steuern von liegenden Gründen und Gewerben, allenfalls auch von Gegenständen des Luxus, müßten künftig erhoben werden. Diese mit den Domänial- und Regalien - Gefällen, würden genügen, das Erforderliche leicht aufzubringen und selbst einen Schatz für Nothfälle zu sammeln. Der König müsse die übergroße Menge von Civildienern abschaffen, und die vorzüglichsten Köpfe wählen, die sich gerade nur im Mittelstande befänden. Die Kenntnisse eines Einzigen reichen nicht hin, die zahllosen Leiden, die neuen Wunden und die alten Gebrechen zu heilen. Der König solle daher in allen Provinzen Commissionen aus allen Ständen niederetzen, aus allen verschiedenartigen Völkern müsse eine Nation — Preussen gemacht werden. Man bedürfte nur einer kleinen Armee für Ruhe und Ordnung im Innern; zur Vertheidigung gegen unsere Feinde müsse das ganze Volk sechten. Kein Fremder soll in der Armee aufgenommen werden. Wir zweifeln, daß durch die Erfüllung dieser Vorschläge alle Wunden des Staats geheilt werden. Sie sind zu tief, ihre Heilung hängt nicht bloß vom inneren guten Willen ab. Aber das Zeugniß müssen wir dem Vf. geben, daß er es gut mit dem Lande meint, und seine Schrift von jenen Invectiven frey ist, denen wir oben gedachten.

In No. 4 wird nach einer kurzen sehr oberflächlichen Darstellung des Wachstums der preussischen Monarchie, worin durchaus nichts Neues gesagt, viel Wahres und hieher Gehöriges aber übergangen ist, der Verfall mehr der Verschlechterung des Militärs, als sonstigen inneren Fehlern zugeschrieben. Die

erste Abhandlung hat die Überschrift Kriegszucht. Hier wird die allmähliche Bildung des preussischen Heeres richtig beschrieben, und gezeigt, wie sehr dasselbe unter den beiden jüngsten Königen von der Höhe herabgesunken sey, welche es unter Friedrich II. hatte. Die Hauptschuld giebt der Vf. dem Befördern der Günstlinge oder der Begünstigten von Günstlingen zu höheren Chargen und der Vernachlässigung verdienstlicher Veteranen, vorzüglich aber dem klügerseynwollen, der oberflächlichen Vielwisserey jüngerer Officiere, und der eingerissenen gänzlichen Insubordination. Der Vf. ist ein großer Freund des Ancienneté-Systems, und schreibt der Vernachlässigung oder Verletzung desselben das Unglück der Verschlechterung der Armee zu. Die jungen Officiere sollten alles lernen, sollten insgesamt zu großen Generalen gebildet werden, aber die Unterrichts-Anstalten waren schlecht. Man hörte und lernte viel, aber alles nur oberflächlich. „Über dem System, ein ganzes Heer großer Generale bilden zu wollen, verlor die Armee beynah ihren ganzen kraftvollen Charakter.“ In der zweyten und dritten Abhandlung handelt der Vf. von der preussischen Politik seit dem dreißigjährigen Kriege, und theilt Bemerkungen über den Verfall der preuss. Monarchie unter Friedrich Wilhelm II und III mit. Es wäre wohl ein sehr lehrreiches Werk, mit philosophischem Geiste die Politik des preussischen Hofes sowohl gegen Deutschland als auswärtige Staaten zu verfolgen, und den Antheil zu zeigen, welchen dessen politische Grundsätze an der Entstehung, Vergrößerung und dem Falle der preussischen Monarchie gehabt haben. Hiezu gehört aber ein tiefer Kenner der Geschichte Deutschlands sowohl, als auch der geheimen Geschichte des preussischen Kabinetts. Der Vf. gehört nicht zu dieser Classe. Er zeigt bloß, welche Parthie Preussen in verschiedenen Zeiten ergriff — um sich zu vergrößern. Nur von der Politik seit der ersten Coalition bis auf die neuesten Zeiten ist derselbe etwas ausführlicher. Er tadelt, daß Preussen jemals Parthie gegen Frankreich genommen hat, wünscht, daß es gleich nach den Tagen von Ulm sich mit Frankreich gegen Österreich verbunden, und dadurch mit Böhmen, Mähren u. s. w. bereichert haben möchte. Er eifert gegen den Krieg im J. 1806. Er erblickt noch immer in Österreich den alten natürlichen und beständigen Feind Preussens, und meint, daß selbst gänzliche Dependenz von Frankreich besser gewesen wäre, als sich mit Österreich zu verfehen. Aber das Unglück Preussens kam nicht bloß von diesen letzten Tagen, und die Lage zwischen Österreich und Preussen hat sich ganz verändert. Der Grund des Falles liegt tiefer, er war schon lang bereitet. Wenn Preussen nicht früher durch seine Politik alles Vertrauen der Mindermächtigen verloren hätte: so würde es wahrscheinlich noch stehen an der Spitze derjenigen, die bis zur zweyten Theilung Polens und bis zum basler Frieden in ihm den Protector der

Unabhängigkeit der europäischen Republik verehrten. Seine schwankende und zweydeutige Politik, die zuletzt allen Nachbarn und Freunden gefährlich wurde oder doch schien, vollendete, was die eigen-nützige Politik angefangen hatte. Auf diesen Abschnitt folgen Bemerkungen über den Krieg von 1806, über die Schlacht bey Jena, über den Rückzug der Armee und den Feldzug in Schlessien. Der Vf. beschreibt hier die kriegerischen Vorfälle bis gegen das Ende von 1806, rügt zwar die Fehler preussischer Feldherrn, und die Übergabe so mancher Festung mit gerechtem Unwillen, ohne jedoch mit jener unbarmherzigen Strenge über sie herzufallen, welche die meisten Schriften der Art charakterisirt. Dem Beschluß machen Bemerkungen über den Feldzug in Polen und den nicht ratificirten Waffenstillstand.

Im ersten Abschnitt von No. 5 giebt der Vf. eine kurze Geschichte des Anwachs der preussischen Monarchie und ihrer vorzüglichsten politischen Beziehungen zu den übrigen europäischen Staaten, das erstere ganz nach *Krug* und *Hassel*, oft mit ihren eigenen Worten, das letztere sehr oberflächlich. Im zweyten Abschnitt wird von den inneren Kräften der Monarchie beym Anfange des Kriegs in 8 Capiteln gehandelt. Man findet hier freylich nichts Neues; doch ist alles nach *Krug* und anderen preussischen Statistikern gut geordnet und gut geschrieben, und für diejenigen, welche noch keine Kenntniß vom preussischen Staat haben, ist das Werkchen sehr brauchbar. Am Schluß werden noch einige Bemerkungen hinzugefügt, nämlich, daß Preussen unklug handelte, sich in einen Krieg mit Frankreich einzulassen. Ob und wie es ihn nach der rheinischen Conföderation, nach dem potsdamer und wiener Tractat früh oder spät hätte vermeiden können, darüber sagt der Vf. kein Wort. Das zweyte Bändchen ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Die kleine Karte ist ganz unbrauchbar.

In No. 6 wird erzählt, wie der preussische Staat nach und nach zu der Größe gekommen, die er bey dem Ausbruche des Kriegs hatte, alles mit wenigen Abweichungen nach *Hassel*. Nur der Flächeninhalt, nicht die Volksmenge, wird hier angegeben. Der Verlust (ohne Hannover, Anspach, Cleve und Neuchatel) wird auf 2565 □ Meilen, der jetzige Bestand auf 2719 □ M. (nach allen Nachrichten viel zu gering) angegeben. Im zweyten Abschnitt beschreibt der Vf. kurz die abgetretenen Länder (größtentheils nach *Krug*) in der Ordnung der Zeit, wenn sie an Preussen gekommen. Im 3. Abschn. wird gezeigt, wem die verlorenen Provinzen zu Theil wurden. Da zur Zeit, als der Vf. dieses schrieb, noch nicht bekannt war, aus welchen Ländern das Königreich Westphalen bestehen werde: so ist verzeßlich, daß er Münster und Erfurt als Bestandtheile anführt.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 O C T O B E R, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Beschluß der Rezension  
der

neuesten Schriften über Preussen.

In No. 7 wird unter I eine historische Ansicht des Steigens der Monarchie von 1688 bis 1804 nach GröÙe und Bevölkerung gegeben. Der Vf. nimmt für 1688, 2034 □ Meilen und 1½ Mill. Civil-Einwohner, für 1804 aber 5563 □ M. und 9,752,000 Civil-Einwohner an, weicht also von *Hassel* in Rücksicht des Flächeninhalts ab, wo er *Krug* am nächsten kommt, in Ansehung der Volksmenge aber nähert er sich mehr *Hassel*'s. Mit dem Militär werden wenigstens 10 Millionen Menschen (ohne Hannover gewiß zu viel) angenommen. In II wird eine Total-Übersicht des Staats im J. 1804 gegeben. Hier wird der Flächeninhalt im Allgemeinen nur auf 5466 □ M. angegeben, ohne einen Grund dieser Abweichung anzuführen. Fehlen Cleve, Anspach und Neufchatel: so hätten dagegen die kurbraunschweigischen Staaten in Anschlag gebracht werden sollen. Hierauf werden in tabellarischer Form Wohnungen, Volksmenge, Viehstand, Cultur des Bodens und Natur-Producte, Kunst-Producte, Handel, Einkünfte und Militär größtentheils nach *Krug* oder auch nach *Hassel* aufgezählt; aber es ist nichts vollständiges, besonders da die 1802 erworbenen Provinzen meistens fehlen. Unter III findet man eine Hauptübersicht der Volksmenge in den verlorenen und behaltenen Provinzen. Die Volksmenge der Monarchie, worunter auch noch das später abgetretene Neu-Schlesien steht, wird auf 4,993,377 vom Civil und 172,000 vom Militär angegeben. Der Verlust beträgt 4,420,633 Seelen vom Civil und 879,38 vom Militär, jedoch ohne Anspach, Cleve, Neufchatel und Hannover. In IV und V wird dieses alles genauer auseinander gesetzt, und man findet in der Kürze mehrere zum Theil neue Angaben, besonders in Rücksicht der Staats-Einkünfte. Schade, daß die Quellen nicht genannt sind. Die kleine Karte enthält nur einen allgemeinen Umriss.

Bey No. 8 liegt die am Ende beygefügte Acquisitions-Tabelle der preussischen Monarchie in *Hassel*'s Manier zum Grunde, von welchem der Vf. nur wenig abweicht. Mit Einschluß Hannovers wird der Flächeninhalt der Monarchie auf 6047 □ M. berechnet. Der Verlust (ohne Hannover u. s. w.) wird nur auf 2561 □ M. mit 4,334,305 Seelen, der jetzige Be-

stand auf 2007 □ M. mit 5,043,564 Seelen angegeben. Im Werkchen selbst werden die Angaben besonders erläutert, und der Vf. hat von den Erwerbungen in 1802 alles zusammen getragen, was man bis hieher von diesen Landen wußte. Schade, daß die Quellen nicht bemerkt sind.

In der zweyten Auflage No. 9 ist die Geschichte des letzten Kriegs sehr weikläufig, jedoch bloß nach Zeitungen, oft selbst ohne Benutzung der französischen Bülletins auseinander gesetzt. Beym Verluste ist nun auch die Abtretung von Neu-Schlesien richtig angegeben. Philosophische *Raisonnements* findet man fast gar nicht. Die Karte enthält nur einen allgemeinen Umriss.

No. 10 ist ein oft wörtlicher Abdruck von *Hassel*'s bekanntem statistischem Abrisse. Alle statistischen Angaben sind bloß nach ihm, wie auch der Vf. selbst گفته; nur sind die Varianten weggelassen. Der ganze Verlust ohne Hannover kommt so auf 2600 □ M. und 4,207,950 Seelen mit 18,541,000 Thalern Einkünfte. Dem Könige bleiben, mit Neu-Schlesien, das bekanntlich auch noch abgetreten wurde, 2047 □ M., 3,286,050 Einwohner und 18,904,000 Thaler Einkünfte. Die beiden letzten Summen sind offenbar zu hoch, und wie viel muß hievon noch in der jetzigen Lage Preussens abgezogen werden! Am Schlusse findet man eine allgemeine kurze Übersicht. Der Verlust der Provinzen zwischen der Elbe und dem Rhein, sagt der Vf., sey am wichtigsten u. schmerzlichsten, die polnischen Provinzen könne Preussen leicht vergessen, es habe noch niemals den geringsten Nutzen davon gezogen. In den gebliebenen Provinzen finde man fast alle Erzeugnisse der verlorenen Provinzen theils weniger, theils mehr vor. Übrigens sey in mehreren Provinzen noch Raum genug für thätige Menschen, welche an sich zu ziehen Preussens erster Grundsatz seyn müsse. Ein leidiger Trost! Die beygefügteten Karten vom preussischen Staate im J. 1806 und 1807 sind bloß allgemeine Umrisse.

Nach der Einleitung zu No. 11 sollte man hier eine Vorschrift erwarten, wie der Staat zu retten sey, was mit vielem Pomp angekündigt wird; aber der Leser findet unter I den tilfiter Frieden, unter II die bekannte Convention wegen Räumung der preussischen Staaten vom 12 Julius, unter III eine Tabelle von Preussens Länder-Verlust und unter IV vom nunmehrigen Bestande, wo GröÙe, Bevölkerung, Zahl der Städte, Flecken, Dörfer und Summen der Einkünfte angegeben werden. Der Verlust wird nur auf 2483 Quadrat Meilen, 4,091,380 Men-



schen und 17,170000 Thlr. Einkünfte, der nunmehrige Bestand hingegen auf 3007 □ M., 5,319927 Seelen und 19,100000 Thlr. Einkünfte gesetzt. Unter V werden diese Angaben bey den einzelnen Provinzen näher auseinandergesetzt, und mehrere statistische Nachrichten mitgetheilt. Dafs die letzten Angaben viel zu hoch seyen, bedarf keiner Erinnerung. Zum Schlusse eine Recapitulation, wo es denn am Ende heifst: „Man kann behaupten, dafs Preussen im Besitze einer üppigen Productenfülle aus allen Reichen der Natur, im Besitze seiner cultivirtesten Provinzen geblieben ist, dafs Umfang und Gehalt der thätigen und denkenden Kräfte in diesen am vorzüglichsten ist, dafs wir von der sorgfältigen Pflege, von dem nützlichen Gebrauche derselben das Erwachen eines neuen schönen Morgens mit Gewissheit erwarten dürfen.“ Wer so über das große Unglück, das die preussische Monarchie traf, trösten kann, hat keinen Beruf, über diese öffentliche Angelegenheit zu sprechen. Der Vf. droht mit einer Fortsetzung, die uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist.

Was man vom Vf. von No. 12 zu erwarten berechtigt sey, lehrt der Titel; aber nach der Einleitung will derselbe untersuchen, ob die berühmte preussische Macht sich ihre Übel selbst zugezogen, oder ob sie selbige anderen Mächten, Privaten und Begebenheiten zuzuschreiben habe. Der Vf. meint, so viel Rec. aus dem Geschwätz entziffern kann, in der Lage, wo Preussen vom Feinde besetzt sey, müsse der Regierung daran gelegen seyn, bey dem Volke die Überzeugung zu gewinnen, dafs das Cabinet durchaus niemals gefehlt habe. Diefs sey auch um so nothwendiger, als ein britischer Parlaments-Redner gesagt habe: „Preussen hat Fehler begangen.“ Solche Reden, von einem Briten im Parlament gesagt, würden vom Volke geglaubt. Daher will nun der Vf. Preussens Benehmen rechtfertigen. Aber das preussische Cabinet hätte in der That keinen erbärmlicheren Verteidiger finden können, als diesen in den gemeinsten Dingen so unwissenden Scribler. Alles ist so durch einander geworfen, dafs man nicht weifs, was der Vf. haben will. Nach den Übersichten hatte Preussen vollkommen Recht, den basler Frieden zu schliefen, die Demarcationslinie zu errichten, die Franzosen nach Hannover zu lassen, ohngeachtet im bekannten preussischen Manifeste selbst gesagt wird, dafs es hierin Unrecht hatte; es hatte Recht, sich nicht an die Coalition von 1805 anzuschließen, Hannover zu nehmen, kurz alles das zu thun, was es wirklich gethan hat. Es hat auch seine volle Richtigkeit, dafs ein geschickter Diplomatiker für alle diese Facta viele Gründe finden kann. Allein diese suche man hier nicht. Das ganze Geschwätz läuft darauf hinaus: das weise preussische Ministerium hat alle die Unfälle, die Europa seit Ende 1794 traf, vorausgesehen, und hienach klug alle seine Schritte berechnet. Es hat überall und laut zum Frieden mit Frankreich gerathen, aber man hat seine Stimme nicht gehört. Nun mögen

sich also auch alle europäischen Mächte ihr Unglück selbst zuschreiben, warum haben sie die Weisheit blofs angestaut, nicht ihre Rathschläge befolgt? Auch dafs Preussen im J. 1806 den Krieg ankündigte, dazu hatte es volles Recht. Und nun es unglücklich geworden ist, mufs allen Mächten, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, der Pforte, Deutschland und allen übrigen daran gelegen seyn, dafs Preussen nicht nur zu seiner vorigen Gröfse wieder gelange, sondern auch noch viel mächtiger werde. Sollten ihm nicht alle verlorenen Provinzen zurückgegeben werden können: so mufs man anderswo (natürlich auf Kosten der Nachbarn) Äquivalente suchen. Und warum denn das alles? Etwa damit in Verbindung mit Oesterreich eine Mittelmacht zwischendem Süden und Norden bestehe, und mächtig die Berührung hindere? Ach nein! Und warum denn? — Damit wir wohlfeile Colonial - Waaren kaufen. Wer das nun fassen kann, der mufs ein großer Politiker seyn. Dafs der Vf. sich durchaus nicht über Deutschlands künftige Unabhängigkeit herausgelassen hat, darüber freut sich Rec., weil er, nach dem Übrigen zu urtheilen, nichts als baaren Unsinn würde haben lesen müssen. Wir haben übrigens für nöthig erachtet, von dieser letzten Schrift etwas umständlicher zu sprechen, damit niemand sich durch den vielversprechenden Titel verleiten lasse, eine so elende Piece zu kaufen. S. i.

#### S. T A T I S T I K.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Darstellung der preussischen Monarchie in ihrem Entstehen, Wachsthum und Verluste, nach Gröfse und Volksmenge*, nebst einigen Bemerkungen über die Ursachen ihres Falles und Übersichten der Gröfse und Volksmenge der Königreiche Sachsen und Westphalen. — Entworfen von H. D. in G. und weiter ausgeführt und herausgegeben von P. A. Winkopp. 1807. 103 S. 8.

Hr. K. D. hatte für die Zeitschrift: *Der rheinische Bund*, einen Aufsatz über den allmählichen Zuwachs an Ländern eingesandt, welche das Haus Preussen seit dem 12 Jahrhundert bis auf unsere Tage gemacht hat. Jede neue Erwerbung wird nach ihrer Gröfse, durch Quadrat-Meilen bezeichnet, der Hauptsumme beygefügt; und so ergiebt sich dann das Fact, dafs der Staat von 108 Quadrat-Meilen, welche das Burggrafthum Nürnberg enthält, unter dem jetzigen Könige zu 6181 Quadrat-Meilen sich ausgedehnt habe, um mit einem Schlage unter die Hälfte zurück zu sinken. Die Übersicht ist nirgends mit ähnlicher Genauigkeit im Detail aufgestellt, und hat schon hiedurch viel Empfehlendes; diefs fühlte Hr. Winkopp, zugleich aber auch, dafs der Aufsatz für seine Zeitschrift nicht geeignet sey. Er giebt ihn daher als eigenes Buch heraus, mit beygefügter Entwicklung der Hauptursachen, welche den schnellen Fall der Monarchie bewirkten. Diefes findet er hauptsächlich in der Abweichung von Friedrichs II Systeme, nicht als eigene Macht erster Gröfse glänzen zu wollen,

sondern bloß an der Spitze aller mindermächtigen Staaten als Beschützer vorzüglich der Verfassung von Deutschland seine wichtige Rolle zu spielen. So wie man von diesem Plane abwich, in den Rang der ersten Mächte eintrat, selbst verschlingen half, was man hätte vertheidigen sollen, war der Grundstein zu Preussens nahem Verderben gelegt. Mit Sachkenntnis und gedrängtem richtigem Raisonement führt der Vf. das aufgenommene Thema durch, und findet nothwendig Beyfall; selbst bey Männern, welche von einem abweichenden Gesichtspunkte ausgehen, da so sehr viel Wahres in den Sätzen seiner Darstellung liegt, und er ihnen bey aller Kürze Leben und Kraft zu geben weifs. Aber nach des Rec. Überzeugung irrt Hr. W. in dem Hauptsatze. Auch Friedrich strebte nach einer der höchsten Stufen unter den Staaten Europas, und beynahe darf man sagen, alle Mittel waren ihm gleich, wenn sie nur zu dem Anfangs dunkel, in der Folge aber immer lebhafter vor seinen Augen schwebenden Zwecke führten. Den Zweifler kann die einzige Thatfache zur Erkenntnis bringen, dafs er seinem Nachfolger eine Armee von 200,000 Mann mit dem reichen Schatze zum Erbe hinterliess. Ein Staat zweyter Gröfse stellt nie so zahlreiche Truppen bleibend auf die Beine; am wenigsten ein im Ganzen nicht wohlhabender Staat, bey welchem ein hoher Grad der Kunst die Stelle der natürlichen Kraft ersetzen mufs. Friedrich hatte in dem ersten schlesischen Kriege das Experiment gemacht, dafs man durch Truppen. Länder gewinnt: die vermehrte Armee sollte also, aufser der Achtung unter den Völkern Europas; seinen Nachfolgern hinreichende Erwerbungen bringen, um dem Staate durch innere Gediegenheit die Rolle für spätere Jahrhunderte zu sichern, welche sein erhabenes Genie ihm während seiner Regierungszeit zu verschaffen gewußt hatte. Um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und sich auf denselben zu erhalten, waren Überanstrengungen unumgänglich nothwendig. Man mufste geborner Preusse seyn, um die Last des damals in anderen Ländern weit milderer Aushebens der Truppen, die für den Bürger lästige Art der Erhaltung, und mehr als alles übrige das in die Freyheit des Menschen so tief eingreifende Mauth- und Accise-System nicht unerträglich zu finden; und niemand wird es dem Vf. zugestehen, wenn er S. 23 nach preussischen Schriftstellern von dem lebhaften Handel spricht: dieser war in seiner Fülle bey dem angenommenen Systeme wahre Unmöglichkeit. Ganz anders würden wir Friedrich kennen gelernt haben, wäre er der Regent eines natürlich grofsen Staats, z. B. von Österreich, gewesen. Seine Geisteskraft hätte dann Spielraum gehabt, weniger auf Vergrößerungen, als auf die Erhöhung der inneren Kraft, auf den Wohlstand der Unterthanen sich zu verbreiten, das Glück derselben durch unerzwungene Beförderung ihrer Nahrungszweige zu erhöhen. Wir würden wahrscheinlich den guten und weisen Regenten noch mehr verehren, als wir jetzt in ihm den grofsen Regenten erkennen. Aber in seiner

Lage mufste für den unternehmenden Geist der erste Gedanke immer Vergrößerung seyn. Von welcher Seite und wie sie herbeygeführt wurde, dafs ganz so ziemlich gleich. Er bekennt sich in seinen historischen Werken laut zu dem Grundsatz der alltäglichen Politik: „wenn Fürsten zu einem Bruche kommen wollen, so lassen sie sich durch den noch fehlenden Stoff zum Manifeste nicht abhalten. Sie fassen ihren Entschluß, beginnen den Krieg, und überlassen einem arbeitsamen Gelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen.“ Nach diesem Grundsatz handelte er, griff 1740 Österreich an, nicht um seine Ansprüche auf einige Fürstenthümer geltend zu machen, wie der Vf. S. 14 glaubt, sondern nach seinem eigenen Gekändnis, um die schöne Gelegenheit zur Eroberung wenigstens von Niederschlesien nicht aus den Händen zu lassen; für diesen Preis bot er der Maria Theresia seine Allianz an. Er machte den Vertheidiger deutscher Fürsten gegen den Unternehmungsgest K. Josephs II., und dafs ist es vorzüglich, was unser Vf. als Meisterstück wahrer Politik und gemäßigter Denkungsart hervorhebt: aber Friedrich handelte auch hier nur für sich; er fühlte zu lebhaft den Vortheil, jeder Vergrößerungsabsicht des Hauses Österreich zu widerstreben, und zugleich als Schützer der Verfassung an der Spitze einer mächtigen Parthey zu stehen, um nicht mit Aufopferungen seine Rolle zu übernehmen. Kam er hingegen selbst in Collisionen mit den Fürsten des Reichs, dann wurde bald ein anderer Ton angestimmt. Sachsens Besitznahme während des 7jährigen Kriegs hatte die Convenienz, gewiss aber nicht die Gründe des Rechts auf seiner Seite. Friedrich kann sich sogar nicht enthalten, von anderen Fürsten in einem sehr wegwerfenden Tone zu sprechen, „wenn sie es nur von weitem versuchten, seinem Übergewichte in den Weg treten zu wollen. Mecklenburg wollte einst das Recrutiren in seinem Lande und das Ausheben in einem Bezirke desselben nicht gestatten. Dafs das Recht auf Seiten des Herzogs war, wird jeder fühlen, welcher die Verhältnisse näher kennt. Aber man lese in des Königs hist. Schriften Th. III, Cap. 2 Friedrichs Äußerungen: „Sogar der Herzog von Mecklenburg nahm es sich heraus, dem Könige Kränkungen zuzufügen — Er verschaffte sich selbst Gerechtigkeit; einige mecklenburgische Soldaten wurden aufgehoben, und einige Beamte, die sich der Werbung widersetzt hatten, in Verhaft genommen u. s. w.“ Wenn aber Hr. W. versichert, dafs Friedrich II. sich klug, ungleich klüger als seine Nachfolger, benahm, und den letzteren Satz eingreifend durchführt: so wird er wohl so ziemlich das ganze Publicum auf seiner Seite haben. Man fühlt zu innig, wie wehe sich Preussen selbst that, als es durch seinen Frieden 1795 in der That die bisherige Verbindung des deutschen Reichs praktisch aufhob, ein Vorwurf, den selbst Frankreich gemacht hat, dafs es durch denselben das südliche Deutschland der Übermacht Preis gab, ohne zu bedenken, dafs bald die Reihe auch an das nördliche und an Preussen selbst kommen mufste.

te. Im ersten Taumel fühlten wir Nordländer nur die Segnungen des Friedens hinter der Neutralitäts-Linie; der größere Haufe pries den Friedensgeber laut, und der bedenklichere Mann durfte mit seinen Zweifeln kaum hervortreten. Aber bald fand man schon das Macherlohn bey den Kosten des Cordons zu hoch, und Mißmuth verbreitete sich, als es immer deutlicher und deutlicher wurde, daß Preussen bey eigener Entschädigung jeden seiner Mitgenossen aufzuopfern, sich habe bereitwillig finden lassen. Man erblickte das blinde Haschen nach jedem noch so kleinen Gewinn, und alles Zutrauen war verloren, ehe man sich die Möglichkeit des so nahen und plötzlichen Sturzes dachte. Preussen beschloß seine Vergrößerungs-Carriere durch einen kleinen, aber in der That das ganze übrige Benehmen in Miniatur darstellenden Zug. Anspach hatte es verloren; das bayreuther Unterland war von dem Oberlande durch ein Stück von Bamberg, und ein paar nürnbergische Ämter getrennt. Um den Zusammenhang herzustellen, besetzt es ohne weiters die Ämter. Dies wäre so arg noch nicht; Deutschland ist an kleine, von der Convenienz erzeugte Gewaltthätigkeiten gewöhnt. Aber man wollte einen Rechtsgrund zur Befestigung vorweisen, und holte diesen von einem *Deserteur* her, der von Nürnberg nach Bayreuth, in der Folge aber in den alten Dienst zurück gegangen war. Diese Frevelthat mußte an der ganzen Stadt durch Wegnahme ihrer Besitzungen gerächt werden; genau nach dem französischen Verpflegungsfusse der Truppen in Deutschland, hatte man an das Militär die vorgeschriebene Quantität und Qualität von Wein u. s. w. täglich zu liefern. Der Magistrat hielt den ganzen Vorgang für einen Mißverständnis, und wendete sich klagend an den König, welcher statt der Antwort seinem Generale den Adlerorden zur Belohnung schickte. So viel Rec. weiß, dauerte das Unwesen, bis das Vordringen der Franzosen ihm ein Ende machte. Die ganze Verhandlung

über diesen gehässigen Gegenstand erschien in den öffentlichen Zeitungen, hat aber wegen des holperichen Kanzleystils den Eindruck nicht auf das Publicum gemacht, welchen sie der Natur der Sache nach erregen mußte. Auch Hr. W. übergeht diesen Zug, mit welchem Preussen Abschied von Deutschlands Angelegenheiten nahm, legt aber desto kräftiger das Schädliche des Benehmens bey den wichtigern Ereignissen unseres Vaterlandes, und bey Polens Theilung, an das Herz, ohne in den spottenden oder schimpfenden Ton einzustimmen, welcher sich, unschicklich genug, jetzt von vielen Seiten gegen das unglückliche Preussen erhebt. Eine sehr schätzbare Zugabe hat der Vf. durch die angehängten Tabellen dem kleinen Buche beygefügt, aus welchen nicht bloß Preussens ehemalige und jetzige Grösse, sondern auch die Vertheilung der abgerissenen Stücke genau angegeben wird. Überdies stehen die Königreiche Preussen und Sachsen nach den gegenwärtigen Verhältnissen neben einander; und von dem Königreich Westphalen sind alle einzelnen Bestandtheile mit Beyfügung ihrer Grösse und Volksmenge angegeben. Für das Letztere bringt er 683 Q. Meil. und 1,901,150 Seelen heraus, eine Summe, welche mit der wirklichen Zählung im J. 1807 sehr nahe zutrifft, denn diese giebt 1,912,303 Seelen. Dessenungeachtet liegen in der Berechnung der einzelnen Theile manche Fehler; es ist ausgelassen Corvey, Schmalkalden, Ravensberg; Hildesheim, Halberstadt, Paderborn sind zu niedrig angesetzt, andere dagegen zu hoch. Wiederholt man die Zählung mit mehrerer Mufse: so finden sich wohlge- wiss 2 Millionen Seelen. Wenn Preussen in seiner höchsten Grösse hier 6181 Q. M. mit 10,500,000 Menschen zugetheilt werden, und der Leser diese Summe nach allen anderweitigen Berechnungen übertrieben finden sollte: so vergesse er nicht, daß das Kurfürstenthum Hannover als preussischer Bestandtheil mit eingerechnet ist.

Vd. Hg.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Bamberg, b. Reindl: *Vor-schriften von M. H. Dorn*, Schreibmeister bey dem königl. Lycaum (Lyceum) in Bamberg. 1807. 3 Bogen. gr. 4. (14 Gr.) An den Gründen zu einer regelmässigen Currentschrift, welche die erste Vorschrift darbieten, ist durchaus nichts auszufetzen, man müßte denn etwa die Lage einiger Buchstaben zu schief finden. Alle unterwärts gezogenen Buchstaben sind desto schwieriger mit einander zu verbinden, je schief sie liegen. Auch die Muster einiger Geschäftshandschriften, die auf dem dritten Blatte gegeben werden, sind, bis auf einige Kleinigkeiten, zur Nachbildung zu empfehlen. Zu diesen Kleinigkeiten gehört, daß Hr. D. abgerundete g, k, y zu Anfange der Sylben gebraucht, die bloß ihren Platz am Ende derselben haben dürfen, und daß er einige der großen Buchstaben, z. B. M und W, aus mehr als einem Zuge entstehen läßt. Das in dem Worte *Regel* gebrauchte R kann zu leicht mit dem T verwechselt werden, als daß es die Geschäftsschrift, die in allen ihren Zügen zunächst unzweydeutig seyn muß, aufnehmen dürfte. — Die liegende Kanzleyschrift hat etwas dem Charakter der Kanzleyschrift Widersprechendes, und hat Rec. am wenigsten gefallen. Daß Hr. D. die Fracturschrift nicht vernachlässigt hat, ist zu loben. Die lateinische, französische und englische Schrift zeichnet sich vor vielen ähnlichen Musterchriften gar sehr zu ihrem Vortheil aus. Der Stich, von Hn. Vogel in Nürnberg besorgt, ist sehr accurat und nett.

Lz.

*Eisenach*, b. Wittekind: *Beschreibung der vorzüglichsten Gärten in und bey Eisenach und ihrer schönen Gegend, nebst einem Verzeichnisse schönblühender perennirender Gewächse der Zierpflanzen im herzogl. Carthausgarten zu Eisenach*, von F. G. Dietrich. Zweyte verm. u. verb. Auflage. 1808. 143 S. 8. (8 Gr.) Beschreibungen solcher schönen Gegenden, wie die Umgebungen von Eisenach, wo mit der lieblichen Natur Fleiß und Kunst sich paaren, müssen jedem Freunde der Natur willkommen seyn. Hr. D. theilt in dieser kleinen Schrift, deren erste Ausgabe bekanntlich ihre Entfaltung einer Abhandlung desselben über die Gärten in Eisenach im 6. Bande seines ökonomischen botanischen Garten-Journals verdankt, und besonders abgedruckt ward, eine kurze Übersicht der vorzüglichsten Gartenanlagen und Merkwürdigkeiten in dem Bezirke von Eisenach mit, für welche ihm jeder Eisenacher, aber auch jeder Fremde, der diese Schweizergegend besucht, und dem sie zum Wegweiser dienen kann, danken wird. Jedoch beschränkt sich der Vf. in dieser zweyten ganz umgearbeiteten Ausgabe nicht bloß auf die Beschreibung der Gärten in Eisenach und ihrer schönen Gegend, sondern er liefert auch noch ein Verzeichniß vorzüglicher Zierpflanzen in den dortigen herz. Gärten, die seiner Aufsicht anvertraut sind, und giebt zugleich Winke, die weniger bekannten Arten derselben zweckmässig zu erziehen und zu vermehren, so daß diese Schrift, welche mit einer Titelvignette, nämlich der Ruine von Meufstein geziert und mit einem Register versehen ist, jetzt zwey Abtheilungen enthält. — sch —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 O C T O B E R , 1808.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

- 1) *Königsberg*, in der Hartung'schen Hof- und akademischen Buchdruckerey: *Kriegsartikel für die Unter-Officiere und gemeinen Soldaten* (der königl. preussischen Armee.) Den 3ten August 1808. 38 S. 4.
- 2) Ebendasselbst: *Verordnung wegen der Militär-Strafen*. 16 S. 4.
- 3) Ebendasselbst: *Verordnung wegen Bestrafung der Officiere*. 15 S. 4.
- 4) Ebendasselbst: *Reglement über die Besetzung der Stellen der Port-epée-Fähnrichs und über die Wahl zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und Artillerie*. 1 Bogen 4.

Bey der Wiederherstellung der preussischen Armee ist das Gesetz allgemeiner Verpflichtung zur Vertheilung des Staats, worauf sich eigentlich schon die bisherige preussische Canton-Verfassung stützte, von allen einschränkenden Bedingungen befreit worden, welche bis zur französischen Revolution so sehr im Geiste der Zeit waren, daß, trotz derselben, der preussische Staat derjenige war, welcher in ganz Europa die Verpflichtung zum Soldatenstande am weitesten ausdehnte. Die jetzige Aufhebung aller ehemaligen Einschränkungen, *aus eignem freyem Willen der Regierung*, und in der Überzeugung, daß es so dem Geiste und den Bedürfnissen des Volkes angemessen sey, beweist, daß nicht alle Früchte der französischen Revolution verloren gegangen sind, und daß wir mitten unter Niederlagen und Umsturz doch wirklich fortfahren.

Dem Gesetz der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienst stehen zwey andere, für die innere Verfassung einer Armee sehr wesentliche Gesetze zur Seite, die als die nothwendigen Stützen desselben zu betrachten sind: solcher *Strafmittel sich zu bedienen, die mit der Cultur und den Sitten des ganzen Volks im gehörigen Verhältniß stehen*, und dann, *vollkommene Gleichheit der Ansprüche auf Beförderungen*. Diese beiden Gesetze, die von Seiten der preussischen Regierung dem bis jetzt bloß angekündigten Gesetz der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienst mit Recht vorausgeschickt werden, sind es, die wir hier in No. 2 und 4 vor uns haben, und welchen entsprechend die Kriegsartikel (No. 1) ausgearbeitet sind. Daher wird es für alle, die mit dem preussischen Staate in der Folge in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung stehen werden, vielleicht für alle Deutschen interessant seyn, diese Verordnungen ihrem Geiste nach kennen zu lernen.

telbarer Verbindung stehen werden, vielleicht für alle Deutschen interessant seyn, diese Verordnungen ihrem Geiste nach kennen zu lernen.

Durch die Verordnung No. 2 sind alle körperlichen Strafen abgeschafft, und Arrest, als allgemeines Strafmittel, an ihre Stelle gesetzt. Wenn man bisher ziemlich allgemein geglaubt hat, daß die militärische Zucht bey deutschen Armeen nicht anders, als durch widrige und erniedrigende körperliche Züchtigungen, erhalten werden könne: so ist das ein Vorurtheil, dessen wir uns, als Deutsche, schämen sollten. Rec. ist zwar überzeugt, daß der Franzos durch Formen mehr zu leiten ist, als der selbstständigere Deutsche, der mehr auf die Sache geht und im gemeinen Leben durch Mißtrauen und Tadelsucht dasselbe Princip zu erkennen giebt, das ihn anderswo in die tiefsten Untersuchungen der Philosophie führt; aber so lange man den Deutschen moralisch nicht absolut unter den Franzosen stellen kann: so lange muß es auch für ihn edlere Strafmittel geben, als die des bloßen sinnlichen Schmerzes. *Einsamkeit, Mangel an Tageslicht*, sind Entbehrungen, die die Seele mehr treffen, als den Körper, und selbst der *Mangel anderer Nahrung als Wasser und Brod, der Mangel einer Ruhestätte*, sind dem moralischen Menschen noch näher verwandt, als die Züchtigung mit Ruthenstreichen. Dieser vier Mittel aber hat sich der preussische Gesetzgeber bedient, um daraus drey verschiedene Grade des Arrestes zu bilden. Einsamkeit — Einsamkeit bey Wasser und Brod — und endlich auch noch ohne Tageslicht und Ruhestätte.

Wahrscheinlich in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand der Armee, der ihm keine zu schnelle Wechsel zu erlauben schien, hat der Gesetzgeber eine der körperlichen Strafen fähige Classe von Soldaten zugestanden; indessen kann Niemand ohne gerichtlichen Urtheilspruch darein versetzt werden, und auch für diese Classe ist das widrige Gassenlaufen abgeschafft. Rec. glaubt, diese Einschränkung der Reform schade dem wohlthätigen Geiste des Ganzen, ohne zu seyn, wofür man sie zu halten scheint, — ein zweckmäßiger Zusatz von Strenge für die ganz rohen Gemüther; denn da die strengeren Strafmittel *beiden Classen gemein sind*, so bleibt kein Grund, warum sie sich in den gelindern unterscheiden sollen. Doch ist mit Gewißheit zu erwarten, daß diese Classe bald von selbst aufhören werde, weswegen auch die Möglichkeit gelassen ist, durch Besserung wieder aus derselben hervorzutreten.

Die Festungsstrafe ist in zwey Grade getheilt.

Beym ersten Grade machen die dazu Verurtheilten eine besondere Abtheilung der Regiments - Garnison - Compagnie aus, und müssen unter ihrer Aufsicht arbeiten. Nach vollendeter Strafzeit treten sie in ihre Corps zurück. Der zweyte Grad ist die gewöhnliche Festungsstrafe, ohne Rücktritt in die Armee. Als Todesstrafen sind für Dienstverbrechen: das Todtschießen und der Strang, für die übrigen die im Preussischen üblichen beybehalten. Ein sehr humaner Geist zeigt sich in Bestimmung der Straferkenntnisse. Der Commandeur des Regiments oder Bataillons kann nur auf drey Tage mit schwerem Arrest, ein Officier nur mit Anzeige an den Conr Tage mit mittlerem, und ohne drey Tage mit gelindem Arrest bestraft, um den unbedingten militärischen Fälle, wo er entscheidend ist, fest. Officier, dessen Macht zu bestrafen in allen gewöhnlichen Fällen, für die Macht gegeben, den auf der Seite des Gehorsam versagt. Bey der Ueche einem so außerordentlichen Fall wird ausgemacht, ob militärische Gründe sein Verfahren nothwendig gemacht haben oder nicht, und im letzten Falle folgt eine sehr strenge Bestrafung des Officiers. Nicht bloß hier, sondern überhaupt in den Kriegsartikeln, zeigt sich das Bestreben durch eine vermehrte Strenge bey außerordentlichen Verbrechen sich die Freyheit zu verschaffen, bey kleineren Vergehen gelinder zu seyn; ein Verfahren, bey dem sich die französische Armee von jeher gut befunden hat. Daher heist es Art. 16: Ein Soldat, der vor dem Feinde zuerst die Flucht ergreift, kann ohne Umstände todt geschossen werden, und gleiche Strafe trifft ihn, wenn solches nicht gleich auf frischer That geschehen seyn sollte. — Die Desertion ist bey dem ersten Male im Frieden mit 1jähriger, im Kriege mit 6jähriger Festungsstrafe belegt; der Stifter eines Desertions - Complottes von 3 und mehreren Menschen ist im Frieden mit 10jähriger Festungs-, im Kriege mit Todes - Strafe belegt. Um den oberen Behörden ein Mittel zu geben, den Geist der Disciplin in den Regimentern immer unter den Augen zu behalten, sollen jährlich von den Regimentern genaue Strafregister eingesendet werden.

„Einen Anspruch auf Officierstellen.“ — heist es in No. 4 — „sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Als Vorzug des Standes, der bisher Statt gefunden, hört bey dem Militär ganz auf, und Jeder, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte.“

Um diesem Grundsatz, der eben so sehr den wahren Bedürfnissen einer Armee, als den natürlichen Rechten jedes ihrer Glieder gemäß ist, vollkommen zu entsprechen, ist die militärische Beför-

derung auf folgende Ordnung festgestellt, die dem Rec. mit vorzüglicher Einsicht getroffen zu seyn scheint. Wer im Frieden Officier werden will, muß in einer doppelten Prüfung vor einer in der Hauptstadt der Armee - Corps niedergesetzten Commission bestehen. Der ersten Prüfung muß er sich unterwerfen um Portepée - Fahndrich zu werden, deren ein jedes Regiment so viele hat, als es Compagnien zählt, und aus denen im Frieden die Officiere gewählt werden. Die Gegenstände dieser ersten Prüfung übersteigen nicht den Wirkungskreis einer ganz gewöhnlichen städtischen (sogenannten lateinischen) Schule. Sie sind: Rechnen, Schreiben, Anfangsgründe der Geometrie, Elementar - Geographie, allgemeine Weltgeschichte, vaterländische Geschichte und ein wenig Planzeichnung. Die Letztere kann jeder junge Mensch von selbst in kurzer Zeit ohne Schwierigkeit erlernen, wie Rec. aus Erfahrung weiß. — Die übrigen Bedingungen sind ein Alter von 17 Jahren, eine Dienstzeit als Gemeiner von 3 Monaten und eine tadellose Aufführung. Wird eine Officiersstelle eröffnet, so wählen die Lientenants 3 aus den Portepée - Fahndrichen, die über folgende Gegenstände geprüft werden: Fertigkeit im schriftlichen Aufsätzen; Übersetzung des Kreuzschwens ins Deutsche; reine Mathematik bis zu den Gleichungen vom zweyten Grade; ebene Geometrie und Trigonometrie; Anfangsgründe der Feld- und Permanenten - Befestigung; richtiges Zeichnen der Situations - Karten und Pläne, ohne große Schönheit; Ausflecken einer Verschanzung, Anstellung und Berechnung der Arbeiter und Arbeiten von Verschanzungen; Aufnahme eines kleinen Bezirks; erweiterte Geographie und Statistik; Welt- und vaterländische Geschichte. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß Jemand diese Kenntnisse gerade so von der Schule mitbrächte: so ist doch nicht zu leugnen, daß, wer nur durch eine ganz gewöhnliche Schulbildung den Grund dazu gelegt hat, in einem Jahr oder zweyen das hier vorgeschriebene Ziel größtentheils ohne Lehrer wird erreichen können. Haben die 3 gewählten bestanden: so wählen die Hauptleute aus ihnen einen, der dann vom Commandeur und den Stabs - Officieren, nöthigenfalls mit einem vornehmenden Gutachten, dem Könige vorgeschlagen wird. Im Kriege kann jeder Gemeine wegen einer ausgezeichneten That unmittelbar zum Officier gewählt werden. — Die in No. 3 enthaltenen Bestimmungen sind weniger wichtig, und bezwecken bloß ein gegenseitiges gutes Betragen zwischen niederen und höheren Officieren und eine wechselseitige Aufsicht der niederen auf einander.

Rec. wünscht, daß der edle und männliche Geist, welcher in allen diesen Verordnungen herrscht, durch eine verständige Ausführung ungeschwächt auf die Armee selbst übergehe, und sich schnell mit dem Enthusiasmus verbinden möge, der, aus der neuen Entstehungsart der Armee wie ein neugebornes zartes Kind hervorgehen wird, einer sorgsamten Pflege bedürftig.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN U. LEIPZIG: *Über Preussens Verwaltung seiner ehemaligen polnischen Provinzen.* Ein Versuch zur Darstellung der Gründe, die ihren Abfall vom Mutterlande veranlassten. 1808. 76 S. 8. (12 Gr.)

Die Insurrection, welche in den ehemaligen polnischen Provinzen des Königreichs Preussen sogleich nach den ersten Unfällen der preussischen Armee ausbrach, und welche, so viel man aus den sehr unvollständigen Nachrichten, die wir bis jetzt über dieselbe erhalten haben, sehen kann, sehr ausgebreitet gewesen seyn muß, giebt einen sehr lehrreichen Beweis ab, daß es äußerst schwer ist, ein Volk durch vernünftige, höchst wohlthätige Einrichtungen zu gewinnen, wenn es Gründe zu haben glaubt oder wirklich hat, um gegen die zu seyn, von denen diese 1 — Denn kein Unbefangener sach unser Vf. so wenig, als Bewohner des jetzigen Herznet es, daß diese Provinze Regierung ganz unendlich gewonnen haben, daß von der Regierung mit grossem Aufwande und wahrer väterlicher Fürsorge, sehr vortreffliche und für den Wohlstand und die Cultur des Landes höchst folgenreiche Einrichtungen getroffen worden sind. Und doch waren die Einwohner fast durchgehends der Regierung abhold, und so viel man weiß, dieser Regierung ungleich mehr abhold, als die Bewohner der an Rußland und Oesterreich gekommenen Provinzen ihren neuen Herren, ungeachtet man doch gewiss hier nicht mit so vieler Fürsorge gegen die Neuerworbenen zu Werke ging. Die mehrere Schonung nationaler Eigenthümlichkeiten und die größere Gleichheit, welche zwischen dem Verfahren des neuen Personales und zwischen diesem Personale selbst mit dem alten Statt fand, hat unstreitig dazu viel beygetragen. Doch scheint die Geschichte unserer Tage und das Beyspiel vieler anderer Provinzen, mit welchen in unseren Tagen Veränderungen aller Art vorgenommen sind, zu zeigen, daß diese Schonung wenigstens nicht allenthalben nothwendig ist, und daß das Fügen oder Nichtfügen unter ein neues Regiment von manchen anderen Ursachen abhängt, deren Auseinandersetzung hierher nicht gehört. Auffallend ist es jedoch, daß die Aufhebung der Vorrechte, welche einzelne Stände und Classen von Bürgern genossen, und welche für die übrigen Unterthanen höchst drückend sind, deren Aufhebung mithin der großen Mehrzahl höchst willkommen seyn mußte, beynabe immer die meiste Unzufriedenheit erregt, und gewöhnlich die vorzüglichste Ursache ist, wenn die Unzufriedenheit zur Explosion kommt. So stark ist die Macht der Gewohnheit!

Der Vf. findet den Grund der Insurrection der Polen theils in der Vertilgung ihrer Nationalität, welche die theilenden Mächte bewirken wollten, theils in dem Benehmen des preussischen Gouvernements. Das erste will er nicht auseinandersetzen, glaubt

auch, daß dieses nicht bloß auf Polen, sondern auf jedes Volk passe, das einen fremden Herrscher bekomme, und dem dieser nicht entweder eine nicht gehabte Nationalität ertheile, oder diejenige zu erhalten suche, die es besaß. — Zum Theil wahr, doch haben darin große Verschiedenheiten und Abstufungen Statt.

Unter den speciellen Veranlassungen, die Preussen gab, führt der Vf. zuerst das zweydeutige Benehmen Preussens vor der Theilung von 1793 an. — Die Religion gab eine zweyte Veranlassung. Doch nur in so fern, als die Priester dieses benutzten; das Volk selbst würde darauf eben nicht gesehen haben. Mehr wirkte die Verschiedenheit in den Sitten und in der Sprache. Die erste wurde besonders sichtbar darin, daß man das ernste, ordnungsmäßige Betragen der neuen Beamten, und die regelmäßige Behandlung der Geschäfte, welche von der leichtfertigen, willkürlichen Behandlung in den vorigen Zeiten sehr abwich, gar nicht zu schätzen wußte. Doppelt empfindlich ward aber dieses durch die Entfernung aller Eingebornen aus den öffentlichen Ämtern, ohne Unterschied, ob sie solche lange bekleidet hatten, oder nicht, und ob sie bloß der Ehre und des Ansehens halber, oder der Befoldungen wegen dienten. Mit vollem Recht nennt der Vf. eine Mafsregel dieser Art zu grausam und zu unrechtlich, als daß sie nicht überall von nachtheiligen Folgen seyn sollte. Es liegt darin ohne Härte, die, man mag den Buchstaben noch so sehr Gewalt anthun, nie weginterpretirt werden kann. Diese Härte traf in Polen das Civile und Militär. Die Geistlichen blieben; aber mit ihren Gütern ging eine große Veränderung vor. Sie wurden unter öffentliche Verwaltung gezogen, und die Geistlichen erhielten eine Competenz. Das Ganze sahe einer Plasmacherey zu ähnlich, als daß man sich eine andere Absicht dabey hätte denken können. Auch den Starosten nahm man ihre sogenannten weltlichen Beneficia, welche in ansehnlichen Gütern und Einkünften bestanden. Diese Mafsregel wurde um so ärgerlicher, weil diese Güter nicht zur Verminderung der Abgaben eingezogen, sondern einzelnen Personen — würdigen und unwürdigen — zu Geschenken gegeben wurden. Sehr einsichtsvoll urtheilt der Vf. über dergleichen Schenkungen, die selten etwas taugen. — Diese mannichfaltigen Schritte wurden aber noch verderblicher durch unzeitige Humanität auf einer anderen Seite. Auch hierüber urtheilt der Vf. sehr richtig. Das Resultat ist: daß eine Regierung vorsichtig und schonend seyn muß bey Entwurfung von Gesetzen und bey Ergreifung von Mafsregeln, aber durchaus fest und streng bey Handhabung derselben. Gerügt wird in dieser Hinsicht das Benehmen gegen die Insurgenten von 1794, besonders daß man ihnen große Geldstrafen auflegte. Denn wahr ist es, daß es Verbrechen giebt, die entweder verziehen oder mit Blut bestraft werden müssen. Zu allem diesem mußte freylich der den Polen el-



gene Geist, ihr Streben nach Veränderung, die Selbstsucht und der Partygeist in der Nation hinzukommen, um das Feuer zu entzünden. Man kann noch hinzufügen, daß die unruhige Lage Europa's seit bald 20 Jahren, die Unsicherheit, in welcher die Existenz aller Staaten sich befand, und die Eingebungen der ausgewanderten Großen, welche im Auslande dienten, und die, wer weiß was für Versprechungen und Aufmunterungen erhielten, die Hoffnung und den Haß der Unterdrückten vor dem Erschlagen bewahrten. Der Erfolg ist glücklich gewesen; man ist jedoch öffentlich über den ganzen Zustand und über die eigentlichen Wünsche der Nation zu wenig unterrichtet, und die Nation ist auch noch nicht genug sich selbst überlassen, um mit Gewißheit beurtheilen zu können, in wie fern sie es einseht, daß die Verhältnisse, in welche sie getreten, musterhaft sind.

Eben so gerecht ist der Vf. gegen Preussens Verdienste um diese Provinzen. Das erste ist eine in jeder Hinsicht verbesserte Justizpflege. Bessere Gesetze, die alten waren höchst ungewiss, ein besserer Proceß- und Geschäfts-Gang, ein besseres, rechtlicheres Personale. Ruhmvoll ist es für die Justizbedienten, daß, wie der Vf. sagt, in den Zeiten, wo das etablierte polnische Gouvernement alles anwandte, um das Volk gegen die alte und für die neue Sache zu entflammen, und wo Parallelen zwischen der preussischen und polnischen Justizpflege gezogen wurden, dennoch kein Zweifel gegen die Integrität der preussischen Richter geäußert ist. Eine zweyte Wohlthat war die Berichtigung des Hypothekenwesens. Sehr gut ist dieses Verdienst, welches dem preussischen Staat eigen ist, auseinandergelegt. Daß der Wucher dennoch auch hier Gelegenheit gefunden hat übermächtig zu erndten, ist ein Übel, gegen welches wohl jede Gesetzgebung zu schwach seyn dürfte. — Verdienstlich ist ferner die Sorge für die Erhaltung des Vermögens der Minderjährigen, welches vorher dem Raube preis gegeben war. Manches geschah für den öffentlichen Unterricht, und zu noch mehrerem ward der Grund gelegt. Groß und vielfältig waren die Verbesserungen des Bodens. Sümpfe und Brüche wurden ausgetrocknet, Flüsse schiffbar gemacht, Kolonien angelegt, Städte verbessert, und doppelt vortheilhaft war alles dieses, weil dadurch große Summen bares Geldes in Umlauf kamen. Vorher dachte niemand an so etwas, konnte auch nicht daran denken, weil es an einem öffentlichen Fonds fehlte. Kein Pole konnte alles dieses verkennen; allein

man leugnete das Verdienstliche, weil man behauptete, alles geschehe nur um die Einkünfte zu vermehren. Richtig wird diese gemeine Ansicht, durch Vorurtheil und Partygeist erzeugt, gewürdigt. — Die Kolonisten wirkten durch Lehre und Beyspiel wohlthätig auf den Ackerbau der Polen, besonders dadurch, daß sie Ackerbau und Viehzucht, vorher zwey ganz getrennte Beschäftigungen, in Verbindung brachten. Die Viehzucht, vorher nicht sehr bedeutend, weil man Vieh im Überflusse aus den russischen Provinzen bekam, glaubt der Vf., habe sich in den Zeiten des preussischen Besitzes um das Sechsfache, der Getreidegewinn um das Doppelte vermehrt. — Die Sitten wurden verfeinert, vorzüglich mehr Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit verbreitet, wofür man vorher gar kein Gefühl hatte. Die Leibeigenschaft, sonst in Polen in ihrer vollen Härte zu Hause, ward sehr gemildert. Man ging dabey jedoch sehr bedächtig zu Werke, schien mehr durch Lehre und Beyspiel als durch Gefeze wirken zu wollen. Eine Mäßigung, welche so lobenswerth sie in ihren Ursachen war, vielleicht hier mehr geschadet als genutzt hat. Auf den Domänen entfernte man die Juden, die schädlichen Beförderer der Völlerey der Bauern, aus den Krügen. Auch dieses mißfiel vielen Edelleuten — obwohl die Besseren dem Beyspiel folgten — weil sie die Völlerey der Unterthanen als eine der Hauptquellen ihrer Einnahmen betrachteten. Nicht in besondere Rechnung bringt der Vf. die Verdienste, welche Preussen hat, durch Anlegung und Verbesserung von Posten, Wegen, Feuer-Societäten, Leihhäuser und viele andere Stücke der Landes-Policey, wovon man in Polen nichts wußte, und aus allem diesem zieht er das Resultat: daß bey der Occupation und bey der Administration der ehemaligen preussisch-polnischen Provinzen das Interesse einzelner Individuen auf eine gewiss sehr schmerzliche Art gefährdet, daß aber das Beste des Ganzen auffallend dadurch befördert worden, und daß der Grund der Insurrection nicht in einem allgemeinen Widerwillen der ganzen Nation gegen das preussische Gouvernement, sondern in der gereizten Empfindlichkeit Einzelner und in dem Einflusse zu suchen sey, den sie auf den großen Haufen gehabt. Möge fortdauernde Ruhe dem unglücklichen Lande, das so lange ein Schauplatz der erbärmlichsten Factionen gewesen ist, zu Theil werden, damit der gute Saame, welcher ausgestreuet worden ist, unter einer festen und weisen Regierung gedeihen könne!

PN.

## F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Hartknoch: *Joh. Gottfried v. Herders Aufsichten des classischen Alterthums*. Nach dessen Ideen geordnete Auszüge aus seinen Schriften, mit Zusätzen aus dessen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen und einem Register von Dr. J. T. L. Denz. Zweyte Abtheilung. 1806. 476 8. 3. (1 Thlr. 12 Gr.) 8. Recens. der ersten Abtheilung. 1806. No. 67. Nachdem die dritte Abtheilung erschienen seyn wird, kann der Rec. der ersten Abtheilung die jetzt noch nicht zu bestimmenden Verdienste des Herausg. um dieses Werk würdigen.

Berlin, b. Gädike: *Nachträge zu meinem Buche über das Alter und untrügliche Mittel alt zu werden*; von Joh. Sam. Schröter, Superint. u. Oberpfarrer zu Buttstädt u. s. w. 1ste Lief. 1807. IV u. 123 8. 8. (16 Gr.) 8. Rec. des Buches selbst 1805. No. 36.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*. Ausgearbeitet von J. G. Meusel. 8ter Bd. 1808. 384 8. 8. (3 Thlr.) 8. Rec. der 4. ersten Bde. 1804. No. 234.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1808.

## G E S C H I C H T E.

FRANKFURT u. Leipzig, b. Nicolai: *Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807. Dedicé aux Prussiens par un ancien compatriote. Nouvelle édition. 1808, 215 S. 8.*

Unsere Anzeige dieser Schrift kommt, wenn Anzeigen dieser Art nur das bezwecken sollen, die Kenntniß von dem Daseyn eines Buches zu verbreiten, und die Aufmerksamkeit des Publicums wege zu machen, zu spät; denn es ist gewiß bereits in den Händen aller, die für neuere Geschichte, und Politik sich irgend interessieren. Kein Werk ist erschienen, welches über Preussens Fall so viel Aufschluß gäbe. Wenn man es nicht längst wüßte; so würde man das Buch gleichwohl nicht lesen können, ohne sogleich zu fühlen, daß es von einem Manne herrühre, der in dem geheimsten Rathe selbst Sitz und Stimme und das von lange her hatte. Immerhin wird es daher für spätere Geschichtschreiber seinen Werth behalten, wenn die elenden Brochuren, womit wir überschwemmt worden, welche für die Tabagien verdorbener Handwerker und Börsen, für die politischen Saufgelage in Dörfern und Städten, und zur Tödtung der lästigen Langeweile des vornehmen Pöbels geschrieben sind, längst vergessen seyn werden. Ein Werth würde diesem Werke immer bleiben, selbst dann, wenn es noch parteyischer wäre, als es ist, wenn es noch bestimmter die Richtung hatte, die zu vertheidigen, welche in dem geheimsten Rathe des Königs saßen, und wenn noch mehr das Ganze darauf anging, zu beweisen, daß alles so habe kommen müssen, wie es gekommen. Alle Quellen, woraus wir für den Gang der öffentlichen Begebenheiten schöpfen, in so fern sie von Personen herrühren, welche die Hand selbst im Spiel hatten — von Urkunden ist nicht die Rede — sind nie ganz ungetrübt, jeder, der seine Memoiren schreibt, oder die Memoiren derer, mit denen er lebte und die Geschäfte betrieb, oder die Ursachen und Folgen der Begebenheiten, an denen er Theil nahm, entwickelt, muß immer parteyisch seyn, und er muß es um so mehr seyn, je mehr er in den Geschäften nicht ein Ball des Zufalls war, sondern wußte, was und warum er es wollte. Es ist die Sache späterer Zeit, späterer Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, diese verschiedenen Ansichten und Ansichten solcher mit den Geschäften vertrauter Männer

mit den Urkunden und den Thatfachen zu vergleichen und abzuwägen, und so bildet sich ein motivirtes Urtheil, es bildet sich das, was man das Urtheil der Nachwelt nennt. Als einen Beytrag, um zu diesem Zweck zu gelangen, müssen diese Memoiren angesehen werden, wenn man auch gar nicht von der einseitigen Ansicht sich abwenden läßt, und zugleich gar wohl fühlt, warum der Vf. keinesweges alles gab, was er wußte, warum er über manches mit leichem Fuße hinwegleitete. Es ist nur die Stimme einer Partey, aber diese hat einen nicht ungeschickten Sachwalter gefunden; der Entwurf, die Composition, die Ausführung des Werks sind mit vielem Verstande, mit nicht geringer Kunst gemacht. Über manches werden bessere Nachrichten verbreitet, in einigen wird der Vf. die Unbefangenen und Unterrichteten gewinnen, ganz zu seiner Ansicht hartnäcklich wird er schwerlich jemanden. Wir wünschten, daß andere, die an den Geschäften Theil hatten, auch ihre Darstellung geben möchten; uns Übrigen bleibt das Vergleichen und Prüfen überlassen. Der Fall des preussischen Staats ist ein so großes Phänomen, das auf alle durch deutsche Sitten und Sprache Verbundenen einen so unberechenbaren Einfluß hat, daß man denen, die über den Gang der Begebenheiten reden, und die im Stande waren, beide zu kennen, mit der angelegentlichsten Aufmerksamkeit zuhört.

Bis S. 63 spricht der Vf. vom Inneren Zustande der preussischen Monarchie. Dieser Abriss ist ganz kurz; weitläufig darüber zu seyn gehörte nicht zum Zweck. Das Künftliche ist bemerkbar, über Mängel wird leicht hinweggeschritten; doch enthält auch dieser Abschnitt einiges, was weniger bekannt war. Friedrich der Große hinterließ einen Schatz von 72,000,000 preuss., sein Nachfolger dagegen 28,000,000 Schulden; Friedrich Wilhelm III. abe

Ambruche des Kriegs einiges bereits; der erste Rüstungen erpart, einen jährlichen Überschuss, und die Schulden ganz getilgt. Die erste Zahl stimmt mit was man sonst annahm; doch muß daß der Vf. besser unterrichtet war. Sentenzen in diesem Abschnitte hat an men, was über die Composition des dessen Geschäftsgang vorkommt. D desselben zu dem General-Directorio nistern war bekannt genug, und der sen der zwischen diesen beiden Behörden in den späteren Zeit fast immer erbi

ward, war dem größeren Publico selbst nicht unbekannt geblieben. Es war zu Aller Kunde gekommen, wie das Amt der Schreiber im Kabinet Friedrichs des Gr. unter den folgenden Regenten zum höchsten Ministerium umgewandelt ward, und wie nunmehr die geheimen Kabinetts-Räthe über die Minister herrschten, und die letzteren immer mehr nur Bureau-Chefs wurden. Aber der Einfluß des königlichen Freundes, des Hn. v. K., oder wenigstens die Instruction, die ihm der König am Tage seiner Thronbesteigung gegeben, und die Manipulation der Geschäfte in diesem höchsten, geheimen Rathe war weniger bekannt. Bey dem hohen Pflichtgefühle des Königs, bey seiner Achtung für Recht, der Strenge gegen sich selbst, möchte auch in ruhigen Zeiten die alte Form, welche von hochverehrter Hand bestimmet, minder nachtheilig geworden seyn. Andere Zeiten aber führen andere Menschen herbey; und diese bedürfen unter andern auch anderer Formen. Doch es ist so schwer das Alte zu ändern. Das Genie, das jene Formen geschaffen hatte, hatte sie zu seinem Gebrauch gebildet; daß sie unter anderen Händen ganz etwas anderes werden mußten, war begreiflich; es war aber auch vielleicht ein nicht viel geringeres Talent, auf jeden Fall ein großer Charakter dazu erforderlich, die Formen zu zerbrechen, und andere und bessere zu schaffen. Es war, so viel man vernommen, zuweilen die Rede von der Creation eines Kabinetts- oder Principal-Ministers, aber um dies durchzusetzen, hätten die nächsten Umgebungen des Hauptes gewonnen, und der höchste Wille selbst damit einstimmen müssen; man weiß, was sich dagegen setzte. Unser Vf. sucht die Kabinetts-Einrichtung zu rechtfertigen, indem er sagt: die Glieder desselben seyen ja wirkliche Minister gewesen, nur hätten sie den Namen nicht gehabt, das Ganze sey ein bloßer Wortstreit. Die Sache ist wahr, ja mehr als diese, die Kabinetts-Räthe waren allein die Minister, und die Minister waren es nicht. Daß aber den Gliedern des Kabinetts der Titel fehlte, war schon ein Übel, doch würde auch mit dem Titel der Sache nicht haben abgeholfen werden können. Die beiden Kabinetts-Räthe, welche die wichtigsten, die inneren und auswärtigen Geschäfte leiteten, waren bürgerlicher Abkunft, die Minister waren von Adel, aus den angesehensten Familien des Landes, sie sollten repräsentiren und imponiren, aber jeder wußte, wie diese jenen dem Wesen nach untergeordnet waren. Konnte dabey Ordnung bestehen? An Streit zwischen beiden Theilen fehlte es nicht, und dieser Streit mußte höchst verderblich werden. Es klingt selbst, wenn man immer hört, der Adel habe Preusse zu Grunde gerichtet, da die beiden ersten Stellen in unadelichen Händen waren, und da eben damals und mit dadurch eine Reibung zwischen Adel und Nichtadel erwuchs, die bereits lange vor der schrecklichen Katastrophe bestand. Es haben preussische Schriftsteller zu seiner Zeit so ziemlich als Blinde von der Farbe von der hannöverschen Se-

cretarien-Regierung geschrieben: aber in Hannover referirten die Secretäre den Ministern, und dies war in der Regel; in Preussen referirten gleichsam die Minister den Secretären, und dies war es nicht. Auch haben wir gelesen, daß mit den preussischen Kabinettsräthen die Staats-Secretäre in den neuen im westlichen Europa gegründeten Reichen sind verglichen worden. Allein wie kann man dies, wenn man einigermaßen nur mit dem Gange der Geschäfte und den Formen dieser Reiche vertraut ist? Hier ist nur ein Staatssecretär; und dieser hat den Rang der Minister, oder er ist es wirklich, doch ist dies noch das wenigste. Der Regent hat einen Staatsrath, darin haben alle Minister Sitz und Stimme, der Regent präsidiert, vernimmt in wichtigen Angelegenheiten seine Minister und Staatsräthe, ganz unabhängig von seinem Staatssecretär. In Preussen war dies, der hergebrachte Form nach, nie der Fall. Es ist aber ganz etwas anderes, wenn der Regent den Rath seiner Minister und Räthe in der Versammlung vernimmt, und wenn ein einzelner Minister beym Könige um eine Audienz bittet, in den Angelegenheiten seines Departements mit ihm spricht; und das Resultat davon abhängt, wie nachmals die Sache im Kabinet, wohin der Minister keinen Zutritt hat, verhandelt wird. So viel uns bewußt, war weiland nur in Oesterreich eine ähnliche, jedoch wesentlich verschiedene Einrichtung. Zu Wien war auch ein Kabinet, das über die Minister hinausging, und die Einführung des Conferenz-Ministerii, wo der Kaiser präsidierte, welche ein trefflicher Prinz einleitete, gedieh nicht. Aber wesentlich verschieden war doch die Einrichtung von der zu Berlin. Denn in Wien war ein Kabinetts-Minister aus gräflichem Geschlecht, er war der Form und der Sache nach immer der Principal-Minister, und wenn es eben nun nicht besser ging, so war nur die Wahl nicht auf den rechten gefallen, aber die Form war offenbar besser.

Wir sind weit entfernt, auf eine Form zu viel geben zu wollen; allein es ist auch nicht gleichgültig, welche zur Betreibung der Geschäfte gewählt werde, und es giebt Formen, die, indem sie gleichsam einen perpetuirlichen inneren Krieg veranlassen, wenn anders nicht Eine allmächtige Hand alle in Schranken hält, nimmer zu rechtfertigen sind. Am aller fühlbarsten mußten die schlimmen Folgen sich in Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zeigen, da der Minister dieser freyen Zutritt zum Könige hatte, das Kabinet aber auch, und alle drey Theile oft gar verschiedener Meinung waren. Läßt sich nicht daraus schon das Schwanken erklären? Bey den fehlerhaftesten Formen vermögen freylich außerordentliche Menschen Außerordentliches zu leisten, aber ein solcher Mann ist — ein Geschenk der Götter. Zuweilen hat man sein Auge auf einen Fürsten geworfen, der durch Geburt und Ansehen imponiren konnte; aber seine politische Schächternheit, sein Alter, machten ihn zum Zweck untüchtig, auch entsprachen Andere, auf die man hoffnungsvoll hinsah, dem Zweck nicht.

Die schwierige Lage entwickelt unser Vf. nachher bis S. 100, und erwähnt die Verhältnisse Preussens bis zur dritten Coalition: „*Deux causes expliquent la fortune de la Prusse, la supériorité morale de son gouvernement et sa position géographique. Deux causes en devaient être l'écueil, un homme de génie sur quelque trône voisin et dans ses rapports géographiques un bouleversement essentiel.*“ Hierüber wird in der Folge commentirt, höchst belehrend oft, höchst unterrichtend, aber wie immer, auch nicht stets überzeugend. Freylich lautet Preussens Lage nach unserem Autor ganz anders, als die, welche Preussens Fährdricke, — Journalisten, und das berliner Theater-Publicum in spätern und noch weit schwierigeren Zeiten annahmen. Schrecklich aber ist zu sagen, daß solche Menschen, die einen so engen Gesichtskreis hatten, früh wie spät, Einfluß auf die öffentliche Meinung gewannen, und noch schrecklicher, daß man sie nicht zu zügeln vermochte. Wir haben immer dafür gehalten, es müsse der Bildung einer falschen öffentlichen Meinung durch die Regierungen so vorgebaut werden, daß sie die besseren Schriftsteller für sich gewinne. Aber diese besseren, politischen Schriftsteller sind nicht unterstützt worden.

Es ist nicht möglich, dem Vf. in Allem zu folgen, wir müßten ein Buch schreiben, und es ist unnütz, einen Auszug zu geben, da Jedermann dasselbe gelesen hat. Wir beschränken uns deshalb auf Etniges. Ist es wahr, daß Preussen auf der höchsten Stufe des Ansehens und der Ehre stand, als Friedrich der Große starb? Der bayerische Successions-Krieg, die Verbindungen der beiden Kaiserhöfe, die Pläne, die sie auf Bayern und sonst hatten, sind sie unbekannt? Der Löwe stand auf, er schüttelte seine Mähne, ein Rest hoher persönlicher Achtung, welche die talentvolle Regentin des Nordens, welche der südliche jüngere Nachbar vor so verdientem Alter hatten, leisteten wohl mehr, als der Fürstenbund; die Projekte wurden aufgehoben, nicht aufgehoben. So kam Friedrich Wilhelm II zur Regierung, die Lage war schwierig, die Regierung ward schlecht, und immer schlechter, und nur eine Hand wie die, welche die Treibhauspflanze künstlich erzogen, konnte sie auch fern erhalten. Die Fehler dieser Regierung werden dreist geschildert. Ist aber das Urtheil über den Gr. Herzberg auch nur gerecht, hat sich nichts Fremdartiges eingemischt? Des hochzeiten Mannes hochzeiten Benehmen kann Niemand vertheidigen; daß er dadurch geschadet, wer kann es leugnen? Aber ihn als einen Don-Quixotte darzustellen, wie hier geschieht, wer möchte da nicht zum Unwillen gereizt werden? Giebt es keine Nachwelt für die, welche ihm folgten? Als Herzberg das Heft übernahm, war Preussen ohne alle Verbindungen, die Kaiserhöfe dagegen in Allianz. Die Expedition nach Holland führte zur Verbindung mit England; Türken und Schweden und Polen gegen Rußland oder Österreich zu unterstützen, war sein Plan, er wollte nicht, Polen zerreißen; für Danzig und Thorn, das er be-

gehrte, sollte Polen Galisien haben, Österreich auf Kosten der Türken entschädigt werden. Wer hat die Dreistigkeit, diesen den Plan eines Thoren zu nennen? Es war der einzige, der aus höchstverdrätslicher Lage zu retten vermochte. Waren denn die Kräfte zu ungleich? Herzberg sagt, daß er nicht frey habe handeln können, daß man im Innern ihm die Hand gelähmt habe. Alles scheiterte, Preussen zog gegen Frankreich, Polen ward getheilt, Herzberg gestürzt, das Vertrauen zu Preussen wankte immer mehr, und was man von der Hand Catharinens von Polen erhielt, war, wir müssen es annehmen, daß es das preussische Kabinet selbst fühlte, eine Erniedrigung, kein Glück zu nennen. Im Krieg gegen Frankreich und Polen büßte der militärische Ruhm der Preussen die jungfräuliche Ehre ein. Freylich folgte nun auch der Friede von Basel, dem der Vf. mit Recht Böses nachsagt; doch ließe er sich noch entschuldigen, wenn man an die Selbstsucht und die Fehler der Coalition denkt. Niemand von den Allirten, als allein Spanien, Niemand war von kleintlichen Nebenrückichten frey. Freylich folgte nun Eins aus dem Anderen; aber das erste Glied der Kette anders eingehakt, wäre auch alles anders gekommen. Konnte aber das, was dem baseler Frieden folgte, die Stände des nördlichen Deutschlands mit dem Vertrauen beseelen, das etwa im siebenjährigen Kriege geherrscht hatte? Wer auch jenen Frieden aus jenen Gründen allenfalls vertheidigen möchte, wer könnte aber das, was bis zum Ausbruch des zweyten Coalitions-Kriegs erfolgte, zu vertheidigen übernehmen?

Die Art, wie Kaiser Paul drohend den Beytritt zur zweyten Coalition foderte, mochte die Ablehnung eines so hochmüthigen Antrags allenfalls auch entschuldigen. Aber gab es später keinen geschickteren Moment, der Coalition beyzutreten, und das Vertrauen der Mächte wieder zu gewinnen? Unser Vf. sagt mit Recht: Frankreich zu vernichten, war Preussens Interesse gar nicht; dies ist wahr, aber davon war man auch weit entfernt. Und wären die Allirten so vereint geblieben, und so glücklich, was würde dann aus Preussen geworden seyn? — Wer konnte es erwarten, sagt unser Vf. ferner, daß, als die Thorheiten des Directoriums und das Glück der Allirten Frankreich so sehr gedemüthigt hatten, daß eben damals ein Schiffein glücklich über die Wogen durch die Flotte, der Feinde, Cäsarn und sein Glück unverfehrt nach Frejus tragen würde? Freylich wußte dies Niemand, aber bevor Er an die Spitze kam, waren auch schon die Begebenheiten bey Zürich vorgefallen, und die Engländer im Holland eingeschiffet. Wenn geholfen werden sollte, mußte die Hülfe früher kommen.

Indess, scheint es uns, giebt es noch eine andere Rechtfertigung. Die Finanzen waren erschöpft; wie wenig von einer Coalition zu hoffen sey, war leider aus früheren Beyspielen bekannt, wenn man nicht auf ausgezeichnete Individuen rechnen konnte;

endlich aber fast damals in Rußland Paul auf dem Thron, der gar wandelbaren Gefinnungen ergeben war. So ward die Schlacht von Marengo denn gewonnen, der Friede von Lüneville und Amiens erfolgte. — Als der Streit nach dem letzten Friedensschluß bald darauf zwischen Frankreich und England wieder ausbrach, wollte das erstere Hannover besetzen. Früher war Preussen der nordischen Coa-

land, nicht aber der späteren russischen Convention beygetreten. Gefahr der französischen Nachbarn; es ward von Preussen nicht ohne rankreich einstimmen werde, (und kannt gewesen) England angetragsche Truppen Hannover besetzen, französischen Occupation entziehen. Bedingung, daß Preussen die volle etwa nach der Convention vom J. n würde. Für Preussen wäre dies für Frankreich, selbst für England d gewesen. Der Vorschlag ward zu en. Unser Vf. sagt, aus brittischem inen präjudicirten Seerechten nicht ein sey wie ihm wolle, gewiss war nicht allein der Grund, sondern

das gewiss eine Ursache mit, daß der König von Großbritannien, vollends als Kurfürst von Hannover, kein Vertrauen zum berliner Cabinet mehr hatte; und nach allem, was vorgefallen war, wie konnte er es haben? Sobald die Franzosen Hannover besetzt hatten, waren der Discussionen zwischen Frankreich und Preussen unendliche, doch wurden sie noch nicht mit Bitterkeit geführt, Napoleon wußte, daß und wie der König über ihn urtheile.

Von S. 100 bis zu Ende wird von dem dritten Coalitionskrieg, von dem Betragen Preussens während desselben, von seinem später erfolgten eigenen Krieg und Unglück gesprochen. Zuerst wird bemerkt, wie die verbundenen Mächte dies Mal gar nicht Preussen zum Beytritt gegen Frankreich angingen, dann wie Rußland, durch ein Corps, Preussen dazu zwingen, und, da das letztere Ernst zeigte, dazu bereden wollte. Doch der König war aus Überzeugung für die Neutralität. Aber Russen sollten in Pommern landen, und Hannover den Franzosen abnehmen, und Preussen hatte diesen früher versprochen zu verhindern, daß kein Feind Frankreichs Hannover besetzen solle; und auf dies Versprechen hin hatte Napoleon die Zahl seiner Truppen daselbst vermindert. Jetzt war man von neuem in der Klemme, und ein Krieg mit Rußland, oder eine Entehrung zu wählen, als gleichsam recht unverhofft und glücklich Bernadotte durch die preußisch-fränkischen Besitzungen zog. Dies ward nun bekanntlich benutzt und gegen Frankreich declarirt, man sey hiedurch nun zu nichts weiterem verbunden. Höchst interessant ist, wie der König früher erklären wollte, daß er in seinen fränkischen Besitzungen, wie in

den früheren Kriegen gestanden; — und wie kaum, ohne in größere Uebel zu verfallen, zu vermeiden war, den kriegenden Theilen den Durchzug verweigern wolle, und wie das Cabinet seine entgegengesetzte Meinung durchsetzte, um nicht eine Schwäche zu gestehen, von der man jedoch auf allen Dächern sprach. Der Kaiser von Rußland kam nach Berlin, und am 3 Nov. 1805 ward, durch den Tractat zu Potsdam, der König den Allirten zugesellt. Nun endlich, nach langem Zaudern, kommt die entscheidende Stunde. Es wurden billige Bedingungen zum allgemeinen Frieden zwischen Österreich, Rußland und Preussen verabredet; aber man war übereingekommen, daß der Graf Haugwitz erst diese Bedingungen Napoleon vorlegen sollte, und wenn er sie verwürfe, daß alsdann erst der König zum Krieg verbunden seyn sollte. Gleichwohl war die Niederlage der Österreicher bey Ulm, das Vordringen der Franzosen auf Wien bekannt genug; jetzt schien der Moment zu seyn, sogleich zu handeln. Hier heisst es nun, die preussische Armee habe erst von der Weichsel zurück gemust; nach dem Urtheil der Kenner habe sie vor dem 15 December nicht gegen Frankreich agiren können. Ist dies aber gewiss? Es ist ohne Zweifel einer der wichtigsten, zu erweisenden Punkte. Die Schlacht von Austerlitz erfolgte den 1 Dec.; nach dieser Schlacht war freylich an nichts weiter zu denken. Aber noch einmal, ist es gewiss, daß die Preussen nicht vor dem 15ten agiren konnten? Was wir damals gesehen, was wir vernommen haben, schien dagegen zu sprechen; aber die officielle Entscheidung müssen wir anderen überlassen. — Haugwitz zu Wien ließ den Friedensvorschlag nach jener Schlacht ruhen, und kam mit einem Vertrag zwischen Frankreich und Preussen zurück. Cleve und Neuchâtel sollten an Frankreich; Anspach an Bayern abgetreten werden, jedoch sollte das letztere Preussen zum besseren Arrondissement für Bayreuth einen Strich mit 20000 Menschen abtreten, und Frankreich den Preussen Hannover geben. Der Vf. ist ein großer Verehrer dieses Vertrags; aber war denn die Weiser eine so feste Grenze, während das südliche Deutschland französischen Allirten hingegeben war? Freylich mehr Land und Leute wurden erworben; aber man bedachte denn auch nicht, daß man in einen Krieg mit England kommen und der Handel zur See nebst 400 Schiffen, wie geschah, verloren seyn würden. Zwar meint der Vf., das würde mit jenem Tractate allein noch nicht erfolgt seyn; aber wir bezweifeln es. In Berlin ward der Vertrag nur mit Modificationen angenommen, der Moment war verflücht. Napoleon ward beleidigt, er gebot, und man gehorchte; aber Bayern ward von den abzutretenden 20000 Menschen frey gesprochen, und Preussen sollte die Häfen der Nordsee den Engländern verschließen. So führte Zaudern zu neuem Uebel.

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 O C T O B E R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

FRANKFURT U. LEIPZIG, b. Nicolai: *Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Schweden blockirte auch die preussischen Häfen der Ostsee, und Rußland verbot Rache an ihm in Pommern zu nehmen. So weit war man denn mit allem Zaudern und Laviren gekommen! Aber Napoleon schritt fort, als wäre kein Preussen mehr, er verachtete es, der rheinische Bund ward erklärt, Preussen quälte sich vergebens ab, einen nordischen zu Stande zu bringen, und nun kam die Nachricht, daß Frankreich bey dem Frieden mit England Hannover auch wohl gar an Georg III wieder abtreten könne; dazu das Geschrey der Officiere und des Volks nach Krieg: so brach er aus, ohne alle weitere vorläufige Verbindung, der schreckliche Kampf. S. 159 u. ff. heist es unter andern: *Le roi n'avoit pas été patient, pacifique par indifférence. L'honneur chez lui étoit délicat, ombrageux même. Il avoit sacrifié beaucoup au charme de la gloire, si le devoir n'avoit pas été plus à ses yeux. Tout son regne n'avoit été qu'une suite de victoires remportées sur lui-même. Méconnu, pour avoir préféré son peuple à des considérations séduisantes, sa récompense n'étoit plus que dans son cœur. Pour sauver cette dernière consolation, sa propre estime, il falloit qu'au besoin il se retrouvât conséquent, et qu'après avoir repoussé la guerre, pour ne la faire qu'un défenseur de son peuple, il ne la craignît pas quand son peuple étoit menacé. La disproportion des moyens étoit immense, mais en eux-mêmes les siens étoient beaux. Se laisser dépeupler à la tête de deux cent mille hommes, sans essayer du moins ce que pourroit l'héroïsme, il n'étoit pas de calcul qui colorât ce deshonneur.* Späterhin kommen die merkwürdigen Worte vor: *et si, de l'autre côté, l'enthousiasme de la nation, le cri des cours, l'amertume des écrivains, la désolation de l'armée n'étoient devenues pour le roi une tyrannie insupportable. L'opinion étoit enfin une puissance. — Le roi étoit absolu. — Mais on s'effraya de l'idée des choses, qui pouvoient être vraies un jour, si la nation se croyoit enfin avilie, et qu'au lieu des reproches vagues, balancés, qu'on avoit fait long-temps au gouvernement, un mépris fondé sur des faits et sur des faits graves, devenoit le sentiment général.*

So war man denn zum Krieg gekommen, zum Krieg gezwungen, zum Krieg ohne alle weitere Hilfe, zu einem Krieg, der allein unternommen, was auch die Energumen sagten, nothwendig zum Verderben ausschlagen mußte, und so hatte denn  
J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

freylich alles kommen müssen, wenn man zugiebt, daß alles Vorhergehende so und nicht anders seyn konnte. Dieß ist es aber, wovon wir uns nicht überzeugt halten, und wir zweifeln, daß irgend jemand, der nicht zum voraus bereits Partey ist, durch diese Schrift davon ganz überzeugt werde. Es ist und bleibt ein entsetzliches Schauspiel, aber mit Nocker zu reden: Wer kann für einen Anderen Charakter haben? —

Die letzten Bogen beschäftigen sich damit, die Begebenheiten bis zum Frieden zu Tilsit mit wenig Worten anzuführen, die Ursachen zu entwickeln. Dieß alles geschieht auf eine einleuchtende, befriedigende Weise; jeder wird im Ganzen damit einverstanden seyn. Nach den ersten gewaltigen Schlägen sandte der König Lucchesini und Zastrow an Napoleon, sie fanden eine bessere Aufnahme, als sie erwarteten, der Friede ward entworfen. *Les conditions étoient dures, mais comparées à la paix de Tilsit, elles étoient une fortune.* Von Südpreußen ward darin gar nicht die Rede, und Magdeburg und die Altmark blieben dem Könige, 25 Millionen sollten als Kriegs-Contribution bezahlt werden. Friedrich Wilhelm unterzeichnete mit schwerem Herzen. Aber in der Zeit liefen die Nachrichten ein, wie ganze Corps und die bedeutendsten Festungen auf den Klang einer feindlichen Trompete fielen, jetzt wurde vom Kaiser der bekannte Waffenstillstand zu Charlottenburg, unter dem 16 Nov., in Vorschlag gebracht, von den preussischen Abgeordneten unterzeichnet, aber vom Könige verworfen; denn wie hätte er auch die Neutralität gegen die Russen in Ostpreußen behaupten können? Der preussischen, mit den Russen vereinten Armee wird der wohlverdiente Ruhm gezollt. Friede zu Tilsit. S.

MÜNCHEN, auf Kosten der königl. Akad. der Wissenschaften: *Sammlung römischer Denkmäler in Bayern.* Herausgegeben von der königl. Akademie der Wissenschaften in München. Erstes Heft. 40 S. Zweytes Heft. 26 S. 1808. gr. 4. (Zum ersten Hefte gehören 7, und zum zweyten 16 Tafeln in Folio mit lithographischen Abdrücken der vorzüglichsten gemachten Entdeckungen.)

Die erneuerte königl. Akad. der Wissensch. zu München eröffnet ihre Laufbahn auf eine sehr würdige und zweckmäßige Art durch kräftige Unterstützung der Bemühungen zur näheren und zuverlässigern Kenntniß des ehemaligen Zustandes von Bayern. Auch die ältere Akademie hatte auf diesen Punct vorzügliche Rücksicht genommen, und es finden sich in ihren Commentarien mehrere hieher gehörige sehr schätzbare Aufsätze. Doch schienen sie größ-



rentheils das Einseitige zu haben; daß man gewisse Sätze von dem Ursprunge der Nation, von der Lage der bey den Römern vorkommenden Städte u. s. w. ohne weitere Untersuchung als erwiesen voraussetzte, nur über einzelne Gegenstände abweichende Muthmassungen wagte, und mehr durch Raisonement als durch forschenden Blick auf die vor Augen liegenden Denkmale die Lage der Orte zu bestimmen suchte. Durch Hn. Prof. Mannerts *Bojaria* erlitt das ganze Gebäude, folglich auch das angenommene System von der Stelle, wo einst sich römische Städte befanden, eine Erschütterung. Er glaubte aus dem Zusammenhange der Strassen erweisen zu können, daß es nie zwey *Campodanum*, sondern nur eins, die Stadt Kempten, gab; daß man die wichtige Station *Pons Oeni* unmöglich in der Gegend von Alt-Oetting, sondern in der Nähe von Rosenheim suchen dürfe u. s. w. Nothwendig mußten diese Neuerungen, welche alles seit Generationen als Wahrheit Angenommene zu vernichten droheten, lebhaften Widerspruch von allen denen finden, welche in den ehemaligen Ideen aufgewachsen waren. Er erhob sich schnell von mehreren Seiten, und zum Theile mit einer Heftigkeit, welche sehr natürlich ist, wenn Männer nicht nur für die Vertheidigung ihrer individuellen Überzeugungen kämpfen, sondern auch die Ehre einer Akademie compromittirt glauben. Die Folgen bringen gewöhnlich dem Publicum Vorthail; denn wenn die erste Hitze sich gelegt hat, fängt man an, auf einen Theil seiner Überzeugungen Mißtrauen zu setzen, und das Neue kaltblütiger zu untersuchen; reiner Wahrheit tritt dann als Resultat hervor. Jetzt schon zeigt sich die Wahrheit dieses Satzes. *M.*s. Schrift hatte den Stoff zur Untersuchung der Denkmale und Strassen an Ort und Stelle gegeben; mit ungewöhnlichem Eifer wird sie fast in allen Gegenden Bayerns betrieben, und die vorliegenden beiden Hefte sind die ersten Früchte dieser von der Akademie geleiteten Bemühungen. Sie beweisen, daß Hr. *M.* zwar im Allgemeinen, aber nicht in ihren einzelnen Wendungen die Richtung der Strassen getroffen hatte; daß der *Pons Oeni* in der von ihm bezeichneten Gegend, aber nicht auf dem angegebenen Punkte lag u. s. w.

Diese Aufklärungen verdankt das Publicum vorzüglich den Bemühungen des geheimen Referendärs Hn. v. *Stichaner*. Er vereinigt alle die Eigenschaften in sich, ohne welche ein ähnliches Unternehmen nie gedeihen kann: warmen Eifer für die Sache, unparteyischen Untersuchungsgeist unterstützt durch vielfache Kenntnisse, entfernt von Hypothesensucht, und von dem Hange zur Mikrologie, welcher so gerne Gelehrte in einem Lieblingsfache zu beschleichen weiß, daß sie sehr merkwürdig finden, was für die übrige Welt unbedeutende Sache ist. Alle diese Vorzüge, selbst ein beträchtlicher Aufwand von Geld, würden unterdessen bey einem bloß seinen eigenen Kräften überlassenen Manne nichts als Bruchstücke von Entdeckungen hervorbringen; allgemeines Wirken ist nur einem Staatsmanne möglich, welcher hinlänglichen Einfluß hat, um seinen Bemühungen die Unterstützung vieler anderer durch ganz Bayern zerstreuter sachkundiger Untersucher beyzufügen, und dadurch eine allgemei-

ne, durch eigene wiederholte Forschung berichtete Übersicht hervorzubringen. Mit solchen Mitteln ausgerüstet konnte Hr. v. *St.* viel leisten, und in diesen beiden ersten von ihm bearbeiteten Hefen den Anfang von den Resultaten seiner Anstrengungen der Akademie vorlegen. Das erste Heft verbreitet sich über den Zustand der bisherigen Kenntnisse von den Denkmalen Bojariens, über die unvollständigen Untersuchungen der vielen vorhandenen römischen Denkmale, über die entgegenstehenden Schwierigkeiten und über Hn. *M.*s. Behauptungen, von welchen oben gesprochen wurde. Es wird gezeigt, daß die Strasse von Salzburg nach *Pons Oeni* ihre Richtung nicht südlich vom Chiemsee, wie *M.* glaubt, sondern auf der Nordseite hielt, und daß *Bedaium*, der wichtigste Ort dieser Strasse, seine Lage in der Nähe von Secon-baym Dorfe Bidenhart hatte. Wobey jedoch Rec. vermuthet, daß die gegebenen Zahlen der Entfernungen, den vorhandenen Denkmalen unbeschadet, ein näheres Hinrücken nach dem Chiemsee bey Seebruck erfordern. Von *Pons Oeni* wird hier nur im Allgemeinen, ausführlich aber im zweyten Hefte gesprochen, wo die Lage dieser ehemaligen Stadt und Festung durch die vorhandenen Denkmale sichere Bestimmung erhält, und die interessantesten Theile der Denkmale selbst eine Beschreibung erhalten, welche unsere Theilnahme erregt.

Eine Stunde Wegs nördlich vom Flecken Rosenheim liegt an dem westlichen Ufer des Inns das Dorf *Langen-Pfunzen*, und ihm gegenüber auf der Ostseite das Dorf *Pfunzen*; im Mittelalter hieß es *Pontona*; es ist die Stelle von dem *Pons Oeni* der Römer. Noch sind zwar die Rudera der Gebäude selbst nicht aufgefunden, aber die Meilensteine in den umliegenden Gegenden, die Spuren der hieher leitenden alten Strassen, und die vielfachen in der Nähe ausgegrabenen Alterthümer erlauben keinen Zweifel gegen die Annahme, daß die Stadt an der Stelle des heutigen Dorfes, oder wenigstens ganz in der Nähe lag. Die ausgegrabenen Alterthümer bestehen theils aus Urnen, Schalen, Lampen, Münzen vom *Marc. Aurel.*, *Diocletian*, *Constantius*; und aus geschmolzenen Glasstücken, welchen eiserne Nägel u. s. w. innig einverleibt sind: zum Beweise, daß ein hier stehendes Gebäude durch Feuer vernichtet wurde, welches zwar das Glas, aber nicht die Metalle zum Schmelzen brachte. Vor allem aber zieht das Auge des Beobachters das ungeheure Magazin von Töpferarbeit an sich, welches bey dem nahe gelegenen Westerdorf nur einen Schah tief unter der Erde entdeckt wurde, bis auf 5 Schuh Tiefe sich erstreckt, und den ganzen Flächenraum eines Morgen oder Tagwerk Landes ausfüllt; es ruht auf einem Boden von vier-eckigen gebrannten Steinen. Gefäße von der mannichfaltigsten Art hegen hier so dicht auf- und so gedrängt an einander, daß die meisten unter der drückenden Last längst zerbrochen sind, die übrigen aber nur durch äußerste Vorsicht unbeschädigt, oder so, daß die Trümmer sich wieder in ein Ganzes fügen, hervorgeholt werden können. Man kommt in Versuchung, die unermessliche Sammlung nicht für ein Magazin, sondern für die Fabrik zu erklären, wo diese Vasen für das

Bedürfnis ganzes Länder bereitet wurden; um desto mehr, da man Gefässe von der nämlichen Structur und Ausfertigung nicht nur an der Nordseite der Donau, sondern auch bey den neuen Entdeckungen in Frankreich und bey dem Bade zu Woodchester in England einzeln vorgefunden hat, und weil thönerne Röhren mit thönernen Zapfen und Untersätzen häufig in dem nämlichen Magazine zum Vorschein kommen, welche vielleicht zur Leitung des Feuers in den Brennöfen angewendet wurden. Der Schluss scheint auferst natürlich, dass der feine Thon der Gegend besonders brauchbar für diese Arbeiten gehalten, und zu einer öffentlichen Anstalt benutzt wurde. Doch steht dieser sehr wahrscheinlichen Vermuthung eine bedeutende Schwierigkeit entgegen. Die römischen Töpfer hatten den Ehrgeiz, jedem von ihnen verfertigten Gefässe ihren Namen aufzudrücken; und hier findet sich dieser Namen eine solche Menge, dass durch die genaue Abzeichnung derselben die ganze 13te u. 14te Foliantafel des zweyten Heftes angefüllt ist, ob man gleich nur einen kleinen Theil der Gefässe aus dem Boden hervorgeholt hat. Es bleibt also keine andere Wahl übrig, als anzunehmen, dass entweder bey der grossen Fabrik sehr viele Meister angestellt waren, oder dass man die Vasen aus vielen Gegenden hieher in das allgemeine Magazin lieferte.

Sie sind sämmtlich aus feiner Töpfererde verfertigt, sehr hart gebrannt, roth im Anbruche, und grösstentheils auf der Aussen Seite mit einem glänzenden, rothen Firnisse überzogen. Überdies zeigt diese Aussen Seite geschmackvolle Verzierungen, ungefähr so, wie wir sie jetzt an den Einfassungen der Papiertapeten in unsern Zimmern haben; und dann noch die mannichfaltigsten Figuren von allen Göttheiten, mythischen Vorstellungen, Opferceremonien, Menschen, Thieren und Vögeln aller Art. Die Figuren wurden einzeln dem Thone eingedruckt; selbst die Matrizen, durch welche der Abdruck geschah, finden sich in dem Magazine, und bestätigen die Vermuthung, dass hier die Stelle der Fabrik selbst war. Die Namen der Töpfer etc. erhielten ihr Daseyn nicht mit einem Abdrucke im Ganzen, sondern durch die Stempel der einzelnen Buchstaben; denn die nämlichen Namen erscheinen auf den Vasen auf verschiedene Art abgedruckt, z. B. der Töpfer SECUNDIVS findet sich auch so: SECANDINAZ. Sehr richtig bemerkt Hr. v. Stieglitz: „dieser geringe Umstand ist nicht unwichtig, wenn man bedenkt, wie nahe die Römer der Kunst waren, welcher wir die wohlthätigsten Folgen für das menschliche Geschlecht zueignen, und dass es nur eines Schritts bedurfte, um von der Töpferarbeit zur Buchdruckerey überzugehen.“

Unentbehrlich für die Beschreibung sind die mit lobenswürdiger Sparsamkeit beygefüigten Abdrücke der Figuren. Sie enthalten, ausser den hieher gehörigen Strassen der Pentingerischen Tafel, den Festungen der *Notitia Imperii*, und den aufgefundenen Meilensteinen, eine sehr schön und richtig gezeichnete Situationskarte der umliegenden Gegend; ferner die unbeschädigt hervorgeholten Urnen, Vasen, Schalen, Lampen, und dann eine Menge einzelner Bruchstücke, theils mit schwarzem Abdrucke, theils

in ihrer natürlichen rothen Farbe. Die Auswahl wurde nicht nach blosser Liebhaberey, sondern mit strenger Auswahl dessen gemacht, was zum Beweise des Vortrags dienen kann. Folglich erblickt der Leser die Abbildungen von den verschiedenen Arten der angebrachten Verzierungen, die Gottheiten, und die übrigen Figuren, getreu der Natur nachgezeichnet, ohne alle Verschönerungen, welche in den französischen Prachtwerken, und in dem „*Account of Roman Antiquities discovered at Woodchester, Lond. 1797*“ so häufig trügen. Ausser der Treue empfehlen sich diese Zeichnungen auch durch ihre Wohlfeilheit, da sie nicht von Kupferplatten abgedruckt, sondern in der Steinschrift ausgefertigt sind, welche zu München einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erreicht hat. — Neue Ausbeute bringen ohne Zweifel die noch immer an Ort und Stelle fortgesetzten Untersuchungen. Die nächsten Hefte werden sich mit der Hauptstrasse beschäftigen, welche von *Pons Oeni* theils nach Augsburg, theils mit gerader Durchschneidung des Landes westlich nach Kempten lief. Häufig zeigt sich nach beiden Endpuncten hin die Richtung der alten Strasse, und römische Denkmale begleiten sie überall in der langen Strecke. Auch in den übrigen Gegenden Bayerns häufen sich die gemachten Entdeckungen mit jedem Tage, und gewinnen an Zusammenhang: so dass wir innerhalb weniger Jahre einem, ohne Hypothesenfucht, ohne leere Stützung auf erzwungene Namensähnlichkeiten, vollendeten Ganzen entgegen sehen dürfen, wie es kaum ein anderes Land aufzuweisen haben wird. Der Dank des Publicums erwartet den reinen, von allem Privatinteresse entfernten, Eifer des Hn. v. St., und die ihr Ehrenmitglied mit voller Theilnahme unterstützende königliche Akademie der Wissenschaften. Vd. Hg.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Betrachtung der physiologischen und psychologischen Gegenstände.* Von F. H. d. r. R. fen. Kr. v. Stransky v. Stranka v. Greiffenfeld, Dr. der Philosophie und Medicin. I Th. 1803. 207 S. 8. (1 Thlr.)

Der Hr. Ritter bewahrt sich in der Vorrede vor allem Leblosen, vor den Gespenstern der Einbildung, oder des leeren Gedankens, und vor zusammengelinkten Beobachtungen. Er will mit den Leichen nichts zuschaffen haben, sondern leben und leben lassen; doch auf das Todte aufmerksam machen, einige Hindernisse aufräumen, die den alten Weg lebendiger Wissenschaft unzugänglich machen, und allenfalls ein oder das andere Material zum Bessern liefern. Dabey hat er in warmem Eifer für das Gute zugleich auf den vorliegenden Werke noch zwey andere Schriften: *Principien der gesamten Philosophie, und Kritik der neuesten Philosophie*, nebst dem zweyten und dritten Theil über *Pflanzen- und Thier-Physiologie und Gegenstände der Psychologie* (wie in einem Athemzug) angekündigt. Wir wollen sehen. — Zuerst vindicirt die Einleitung den Alten den Besitz und Genuss des tiefsten Einklangs in der Wissenschaft. Dies ist in der Art, wie der Vf. meint, dass sich nämlich die Alten um Zeugung wissenschaftlicher Principien bekümmert haben, ganz unnötig; auch möchte so ein doppelstinniger Begriff von dem Ab-

ten, der sich bemüht, den kräftigen Sina und Verstand derselben mit sogenannten Principien der Wissenschaft auszustatten, sehr neu seyn, wie denn in diesen Tagen viel Unklares und Lappisches über die Alten umherschläuft. Dafs man gefondert hat, und das Lebendige zerlegt, ist wahr: hier soll's in einander gefügt werden. Daher zuerst die Bemühung vom inneren Grund der Erscheinungen zu zeigen, dafs er auch ein unsterblicher sey, denn über das Letzte sey gar viel Streit gewesen; durch das Waffenglück des Hn. Ritters soll er aber beseitigt werden, und zwar vermittelt der *Ableitung* des *Niedern* aus dem *Höheren*. Der Kampf beginnt so: Entweder (S. 7) hat d. materielle Welt, als solche, ihren Ursprung aus sich selbst genommen; oder danket sie diesen einem *Anderen*. Da nun der Hr. Ritter, getreu jener einbilderischen Natur so vieler irrender Edelleute aus seiner Zunft, die materielle Welt eben (was man so nennt) als materiell ansieht: so ist er natürlich der Kämpfende für die *andere* Parthey, und behauptet standhaft, d. h. das ganze Buch hindurch, das Niedrige stamme aus Höherem, das Zeitliche aus dem Ewigen; das psychische Centrum beherrsche die körperliche Peripherie; — also innerlich lauter Seele, äusserlich lauter Leib. Hier hält dann der Hr. R. seine Waffenwache, und die Seele ist da ganz gleich jenem Kastellan in der Schenke, den der scharfsinnige, edle Don Quixotte von La Mancha gar besonders geehrend über seine niedrige Zeitlichkeit erhoben hat, so dafs er sich mit der äusseren Lumpenwelt nur aus der barmherzigen Regung abgiebt, um ihren natürlichen Gebrechlichkeiten abzuhehlen, und darum allein das Wirthschild ausgehängt hat. Aus dieser hohen psychischen Burg führt nun der Hr. R., eingeweiht und waffenfähig, alles Niedere verklärt hervor, und schwingt sich in frischer Begeisterung zum Höchsten auf, zum ewigen immanenten und absoluten Centrum aller Peripherie; die Weihe der Ritterschaft hat ihn leicht über das kleine Hinderniss hinweggebracht, dafs vom Centrum aus die Peripherie wieder als das Höchste erscheint, und auf keine Weise dulden will, dafs das Centrelle etwas Besseres und Höheres sey, denn sie selbst. — Und wird denn die kindische Abgeschmacktheit und Thorheit der Menschen niemals aufhören, den lebendigen Gott in ihre Feder- u. Windmühlen-Gefechte von Gegensätzen und wechselseitigen Einflüssen zu ziehen, ihn zu construiren, und überhaupt so zu thun, als ob gar kein Gott sey, vor dem sie, der unnützen Worte wegen, Rechenschaft zu geben hätten? Der Unbefangene weifs wohl, was von solchen Emanationslehren zu halten sey, versteht also auch leichtlich den Standpunct des Mannes, der hier alten Worten nachbetet, zu würdigen — aber selbst von diesem Standpunct aus ist die historische Betrachtung so herumschweifend, dafs man z. B. S. 14 bey Aufzählung der psychischen Physiologen Pythagoras, Platon, Aristoteles, die Neuplatoniker, Paracelsus, Rob. Flud und van Helmont alle unter dieser einen Rubrik findet. Auch wieder etwas Ähnliches mit jenes Ritters Ansicht, welcher die Gegenstände so herzlich verwechselte. So gründlich philosophisch und kritisch historisch geht es dann weiter in der Einleitung fort.

Der in diesem ersten Theile erglänzenden Beleuchtungen sind drey: 1) *Von den materiellen Ursprüngen*. Von der Genesis des Universums habe alle Philosophie

begonnen, wobey denn das Chaos unvermeidlich gewesen. Da nun das Niedere aus dem Höheren stammt, so ist allerdings jenes Chaos das Höhere. Wenn nur der Hr. R., der so viel gesehen, uns Etwas vom tiefen Gefühle des Göttlichen in solchem Chaos, wie dieselben den frühesten Philosophen Statt gefunden, hätte mittheilen wollen oder können. Auch hievon abgesehen — möchte die historische Ansicht, wo es S. 26 heisst: „Das göttlich-weibliche und männlich-zweigende Princip der *Chaldäer* in dem *Bel* und *Mohadda* lehrten die *Agypter* in den heiligen Namen von *Phtor* und *Neitha*, gleiche Weisheit herrschte unter den *Hebräern* in ihren geheimen Schulen, und wurde zu gleicher Zeit von *Indien* aus durch ganz *Arabien* und *Agypten* gelehrt“, ein für allemal das weitere Reden über ein solches Product abschneiden, wenn wir nicht Hoffnung hätten, doch hier und da einen guten Gedanken zu finden. Wie denn wirklich in den Äußerungen über die einzelnen Elemente einiges nicht Verwerfliche ist. Doch wie dieselben wieder im Zusammenhang betrachtet werden sollen, zeigt sich sogleich die schiefste Beurtheilung des tiefen Wesens der Chemie, welches weder wissenschaftlich, noch historisch richtig aufgefaßt ist. Es herrscht vielmehr ein solcher Wirrwarr der Vorstellungen von Feuer, Elektricität, Wärme, Licht, Wasser, Erde, Magnetismus, Metallität, Luft und allem, was lebt und lebt, dafs es in der That eine kurze Unterhaltung gewähren kann, die Anstrengungen zu betrachten, womit auf so mannichfaltige Dinge die Beleuchtung geworfen werden soll. —

2) *Von der sogenannten unorganischen Welt*. Wenn die Lehre von den Elementen richtig ist, so giebt's dreyerley Welten: Feuer-, Wasser- und Erden-Welten. Die Luft ist gemeinsames Leben, ist die Iris und der Hermes zwischen allen. Diefes wird nun aus der Natur des Ternarius weiter durchgeführt, wobey denn der Hr. R. wirklich einigemal richtig in die Sonnen- und Sternen-Welt blickt, aber sehr verblendet wieder heraus. Dabey kommt die Frage: „ob sich unser Planet im Sonnensysteme gebildet hat, oder ob früher oder später als jenes? ... Wir suchten im ganzen Aufsatz umsonst nach der Bedeutung der Aufschrift. Nicht eine Abhandlung von dem geheimnißreichen, lebensschwangeren Geist des Unorganischen! obgleich sehr viel und mitunter wacker von der Bildungsgeschichte der Erde gesprochen wird, jedoch auch wieder so unweltkörperliche Vorstellungen von den Weltkörpern, dafs sie nothwendig auch gewachsen seyn müßten. — 3) *Einleitende Ideen in die höhere Physik des Organismus*. Hier lernen wir dann, dafs sich die Organismen zum Mineralreiche wie die zweyte Dignität zur ersten, wie das Quadrat zur Wurzel verhalten, und das Mineralreich also kraft des Gebots jenes Inneren, Centralen, Höheren u. s. w. mit sich selbst multiplicirt das herrliche organische Leben auf Erden erzeuge. Wir rathen d. Hn. Ritter künftig, da er denn doch einige gute Gedanken hat, dieselben einzeln und fragmentarisch niederzuschreiben, und wenn er allzuheftig davon getrieben wird, sie auch mitzutheilen, doch nicht weiter von Wissenschaft und allem, was aus einem Gufe ist, zu reden. Doch unser Rath wird so wenig fruchten, wie die Verbrennung der fatalen Ritterbücher nach dem ersten Auszug des Helden von Mancha. K. J. W.

M A T H E M A T I K.

GOtha, b. Becker: *Tabulae speciales aberrationis et nutationis in ascensionem rectam et in declinationem, ad supputandas stellarum fixarum positiones sive apparentes, sive veras, una cum insigniorum CCCCXCIV stellarum zodiacalium Catalogo novo, in specula astronomica Ernestina, ad initium anni MDCCC constructo, cum aliis tabulis eo spectantibus.* Auctore Francisco Lib. Bar. de Zach. Vol. I. 1806. 208 S. Einleitung u. CLVI S. Tafeln. Vol. II. 1807. 508 S. gr. 8. (20 Thlr.)

Der zweyte Theil dieses wichtigen Werkes wurde schon vor mehreren Jahren gedruckt, und der erste, der bald nachfolgen sollte, durch vielfältige wichtige Geschäfte des berühmten Vfs. aufgehalten, erst im Jahre 1806; indessen ward der zweyte 1807, noch vervollständigt, und auch nicht eher ausgegeben. Beide Theile machen ein vollständiges, den Astronomen unentbehrliches Ganzes aus, das sich durch seinen Inhalt eben so sehr auszeichnet, als durch die äussere Eleganz des Papiers und des Drucks. Der Dedication an den Herzog von Marlborough und den früheren Äusserungen des Hn. v. Zach zufolge sind diese Tafeln auf Kosten dieses Beschützers der Astronomie gedruckt.

Die Vorrede enthält die Geschichte ähnlicher früherer Tafeln, worauf eine sehr lehrreiche Einleitung folgt, die uns den hauptsächlichsten Stoff zu unserer Anzeige darbieten wird. Unsere Leser sind es schon gewohnt, von Hn. v. Z. nur Werke zu erhalten, die die Gegenstände, womit sie sich beschäftigen, völlig erschöpfen; auch hier wird so leicht Niemand etwas hiehergehöriges vergebens suchen, und sehr oft wird er mehr finden, als er hoffen konnte. Rec. glaubt auch seinerseits etwas zur Erfüllung der Zwecke, die Hn. v. Z. zur Ausarbeitung dieses vortrefflichen Werks bestimmten, beytragen zu können, wenn er einer summarischen Anzeige seines Inhalts einige Bemerkungen hinzuffügt, die ihm bey dem aufmerksamen Durchlesen aufstieffen.

Der Vf. fängt, wie billig, mit der Präcession und Abnahme der Schiefe der Ekliptik an; einer historischen Darstellung der hiehergehörigen Bemühungen alter und neuer Geometer folgen S. 18 die Resultate der sehr eleganten Eulerschen Theorie, und S. 21 die der von Lagrange in den *Mém. de l'Acad. de Berlin* 1782 gegebenen, vom Vf. nach der neuen Bestimmung der Präcession modificirt; den weit bequemerem Näherungsfor-

meln, welche Laplace in den Pariser *Mémoires* 1798 gab, hat Hr. v. Z. auch die neuere Präcession zum Grunde gelegt, und wir erhalten sie hier in dieser veränderten Gestalt. Der Vf. bestimmte die Constante der jährlichen Präcession =  $50''.054$ , und nahm nach Laplace die Verdrückung des Äquators auf der Ekliptik =  $0''.18506$ , und der Ekliptik auf dem Äquator  $0''.20174$ ; Bestimmungen, auf die wir nachher zurückkommen werden, und die den S. 26 gegebenen, die Präcession u. s. w. von 300 Jahr vor bis 2000 Jahr nach Christi Geburt, enthaltenen Tafeln zum Grunde liegen. Die Säcularänderung der Breite eines Fixsterns finden wir hiernach Laplace =  $52''.6318$  Sin. (Long. \* +  $8^\circ 53' 13''$ ), die der Länge ausser dem constanten Theile =  $52''.6318$  Cos. (Long. \* +  $8^\circ 53' 13''$ ) tang. lat. \* angegeben, und den S. 29—32 befindlichen 4 Tafeln, die zur Erleichterung dieser Rechnungen dienen, zum Grunde gelegt. Die Construction dieser Tafeln hat etwas Eigenthümliches, wodurch man ganz ohne Rechnung und ohne einen Logarithmen aufzuschlagen, zum Resultate gelangen kann. Um nämlich die Multiplication mit der Tangente der Breite zu vermeiden, setzt Hr. v. Z. tang. lat. \* =  $10 \cos. \alpha$ , oder wenn tang. lat. \* > 10. =  $100 \cos. \beta$ ; dadurch verwandelt sich der obige Ausdruck nach einer leichten Transfor-

tion in  $263''.159 \cos. (\text{long.} * + 8^\circ 53' 13'' + \alpha)$   
+  $263''.159 \cos. (\text{long.} * + 8^\circ 53' 13'' - \alpha)$   
oder in  $263''.159 \cos. (\text{long.} * + 8^\circ 53' 13'' + \beta)$   
+  $263''.159 \cos. (\text{long.} * + 8^\circ 53' 13'' - \beta)$

Nun enthält die erste Tafel, deren Argument die Breite ist, den Winkel  $\alpha$ , und die 4te die Producte  $263''.159$  in den Cosinus jedes Winkels von 0 bis  $360^\circ$  multiplicirt; man nimmt aus ihr die den Argumenten long. \* +  $8^\circ 53' 13'' \pm \alpha$  correspondirenden Zahlen, deren Summe =  $52''.6318 \cos. (\text{long.} * + 8^\circ 53' 13'') \text{ tang. lat.} *$ , oder der gesuchten Säcularveränderung der Länge gleich ist. Die zweyte Tafel enthält den Winkel  $\beta$ , die dritte die Werthe von  $52''.6318$  Sin. (long. \* +  $8^\circ 53' 13''$ ). Diese Art von Tafeln ist, so viel Rec. weiss, neu, und hat allerdings das Bequeme, dass man, selbst ohne Logarithmentafeln bey der Hand zu haben, die Rechnung führen kann; indess scheint es dem Rec. doch, dass man in manchen Fällen mittelst der Logarithmen, die ein jeder Astronom doch immer bey sich liegen hat, vielleicht noch schneller rechnet. Unleugbare Vorzüge hat diese Einrichtung vor den Tafeln mit doppelten Eingängen, die in sehr wenigen Fällen eigentlich brauchbar sind, und setzen grosse Bequemlichkeit, noch seltener aber die gewünschte Schärfe

gewähren. Von den Veränderungen der Länge und Breite geht der Vf. zu den der AR und Decl. über, und führt die von *Laplace* in der *Mécanique Céleste* II S. 310 hiezu gegebenen Ausdrücke an. Indefs hat sich hier ein Irrthum eingeschlichen, indem bey den Variationen der AR sowohl als der Decl. das von der Abnahme der Schiefe der Ekliptik abhängende Glied wegbleiben muß. *Laplace* bezieht das dortige  $\delta\theta$  nur auf die periodischen Ungleichheiten, und die Ausdrücke, die er dort giebt, enthalten die Reduction auf den scheinbaren, nicht den mittleren Ort eines Sternes. Die Änderung der Schiefe kann auch deshalb keinen Einfluß auf die Variationen der geraden Aufsteigung und Abweichung haben, weil diese auf den in dieser Hinsicht unbeweglichen Erdäquator bezogen werden. Rec. erwähnt noch, daß die in den Formeln S. 36 vorkommende Präcession nicht die ganze, sondern die Lunisolar-Praec. seyn muß. Die Veränderungen der Präcession in den zukünftigen und verfloßenen Jahrhunderten giebt die Tafel S. 37 sehr bequem; wir schreiben aus ihr nur die Zahlen für 1800 ab:

$$\text{Praecessio universa} = 50'', 06568$$

$$\text{— Lunisolaris} = 50'', 25075$$

$$\text{— in AR.} = 45'', 89315 + 20'', 00996 \sin. \text{AR. tang. Decl.}$$

$$\text{— Decl.} = 20'', 00996 \cos. \text{AR.}$$

S. 41 erwähnt Hr. v. Z. der von der Sonne herrührenden Ungleichheit der Präcession, oder der Solarnutation, und giebt S. 42 die *Maskelyne'sche* Tafel, aus welcher man für jeden Tag des Jahres einen Decimalbruch nimmt, der, in die jährliche Präcession multiplicirt, die Reduction mit Einschluss der Solarnutation geben soll. Rec. kennt zwar die Gründe nicht, nach welchen *Maskelyne* diese Tafel construirte, begreift aber wohl, daß man unter dieser Form nicht alle Glieder der Ungleichheit darstellen kann, daß sie also nur als eine Näherung brauchbar ist. Dann geht der Vf. zur Herleitung der Präcession selbst über, wozu er Vergleichen seiner eigenen Rectascensionen und der *Berry'schen* Declinationen mit den Sternverzeichnissen von *Mayer* und *Bradley* benutzte. Dieser Gegenstand ist vortreflich abgehandelt, und Rec. ist überzeugt, daß sich bey den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln nichts Besseres über diese wichtige Materie ausarbeiten läßt. Vier verschiedene Wege führten Hn. v. Z. zu äußerst wenig verschiedenen Resultaten, aus welchen wir oben das Mittel  $50'', 054$  schon angeführt haben. Die Vergleichung der Declinationen von *Mayer* und *Bradley* gab im Mittel  $50'', 0405$ , die der Rectascensionen  $50'', 0675$ , wovon Rec. die letztere Bestimmung vorziehen würde, wenn sie einander nicht so nahe lägen, daß man ohne Bedenken das Mittel nehmen kann; *Delambre* fand  $50'', 10$ , *Piazzi*  $50'', 11$ . Sonderbar ist es, daß in den Differenzen zwischen den älteren Katalogen und dem v. *Zach'schen* eine gewisse Regelmäßigkeit herrscht, die darauf hindeuten scheint, daß die Präcession nicht an allen Theilen des Himmels gleich ist, oder daß vielleicht eine eigene Bewegung des Sonnensystems ihren Ef-

fect an der einen Stelle zu vermehren, an der anderen zu vermindern scheint. Als die im zweyten Theile befindlichen Aberrationstafeln unter der Presse waren, hatte Hr. v. Z. diese Bestimmung der Präcession noch nicht vorgenommen, weshalb er die jährlichen Variationen nach *Wollaston* etwas zu groß annahm, und hier eine Verminderung von  $\frac{1}{11}$  verlangt. S. 60 ist eine nach diesen Werthen der Präcession berechnete Tafel für die jährliche Veränderung der Rectascension und Declination, der der schon oben erwähnte Kunstgriff zum Grunde liegt, und aus welcher man also das Gesuchte ohne trigonometrische Rechnung nimmt.

Auch bey Erfindung der eigenen Bewegungen der Sterne zieht Hr. v. Z. die *Bradley'schen* und *Mayer'schen* Observationen den älteren, freylich eine längere Zwischenzeit, aber eine verhältnißlich noch größere Unsicherheit gebenden, mit Recht vor. Zwey Tafeln S. 64 u. 65 enthalten die eigenen Bewegungen von 36 Sternen, sowohl in AR. als Decl., nebst allen zu ihrer Herleitung gebrauchten Elementen, so wie sie aus *Bradley's* und *Maskelyne's* Beobachtungen folgen. Eine dritte S. 66 vergleicht *Mayer's* Declinationen mit *Piazzi's*, und eine 4te stellt alle diese Resultate mit den von *Maskelyne* neuerlich gefundenen zusammen. Die Bewegungen in Rectascension sind unter einander in schöner Harmonie; nur hat *Maskelyne* die positiven sämmtlich etwas geringer, die negativen etwas größer, welches die natürliche Folge einer etwas verschiedenen angenommenen Präcession ist, und gar keinen Einfluß hat, wenn man nur nicht v. Z.'s Präcession mit *Maskelyne's* eigener Bewegung, oder umgekehrt, zusammenbringt; bey *Sirius* hat sich ein unrichtiges Zeichen durch einen Druckfehler eingeschlichen. Etwas minder gut ist die Harmonie der Bewegungen in Declination; allein die Zweifel, die übrig bleiben, sind, wenn man die vom Hn. v. Z. selbst angezeigten Druckfehler verbessert, nicht von großem Belange. Der häufige Gebrauch des Polarsterns zu astronomischen und geographischen Zwecken veranlaßte Hn. v. Z. seine eigene Bewegung in Declination sorgfältig zu untersuchen, und deshalb die *Flamsteed'schen* Beobachtungen dieses Sterns mit den neueren zu vergleichen; die lange Zwischenzeit von 100 Jahren gab desto gegründete Hoffnung eines sicheren Resultats, da die Fehler, die man den *Flamsteed'schen* Beobachtungen vorwerfen kann, sich deshalb fast aufgehoben haben müssen, weil der Stern sehr oft über und unter dem Pole beobachtet wurde. Im Mittel fand sich für 1690 die Declination  $87^{\circ} 38' 19'', 03$ , und da Hr. v. Z. aus eigenen Beobachtungen für 1790  $88^{\circ} 11' 10'', 232$  gefunden hatte: so ergiebt sich daraus die jährliche eigene Bewegung  $= + 0'', 03156$ , oder so gering, daß sich darüber mit Sicherheit nichts festsetzen läßt, indem eine 100jährige Veränderung der Declination von  $3''$  selbst durch die *Flamsteed'schen* Beobachtungen nicht entschieden werden kann. Die Berechnung der Declination des Polarsterns aus seiner Länge und Breite, die hier vor-

kommt, könnte man auch mit den gewöhnlichen Logarithmentafeln von 7 Decimalstellen führen. Macht man nämlich die Tangente eines Hülfswinkels  $\mu = \text{Cos. } 1 \text{ tang. } \lambda$ , so hat man  $\text{tang. AR.} = \text{Cotang. } 1 \text{ Sin. } (\mu - \epsilon)$  und  $\text{Cotang. } p = \text{Sin. AR. Cotang. Sin. } \mu$ .

( $\mu - \epsilon$ ), wobey die Buchstaben die Bedeutung S. 75 haben. Eine Tafel, die die mittlern geraden Aufsteigungen und Abweichungen des Polarsterns für jedes Jahr von 1790 bis 1820 angiebt, ist von vielfältigem Nutzen für die Astronomen. S. 77. *De Aberratione Lucis.* Hr. v. Zach begnügt sich nicht damit, die Constante der Aberration ohne weitere Untersuchung anzunehmen; er berechnet sie selbst aus den *Bradleyschen* Beobachtungen  $= 20'', 282$ , sehr nahe mit der von *Delambre* aus den Finsternissen des ersten Jupiterstrabanten gefundenen ( $20'', 255$ ) übereinstimmend; seinen Tafeln legt er indess dieses letztere, auf einem sicheren Wege gefundene Resultat zum Grunde. Die Aberrationstafeln selbst sind durch einen, dem schon mehrerwähnten ähnlichen Kunstgriff so eingerichtet, daß man ohne trigonometrische Rechnung sowohl die Aberration in AR. als in Decl. finden kann. Freylich erhält die Formel für AR. dadurch 4 Glieder, die für Decl. 6, statt daß man nach der gewöhnlichen Methode nur 2 und 4 zu berechnen braucht; indess kann dieses den Tafeln keinesweges zum Vorwurfe gereichen, da die gewöhnlichen auch beygefügt sind, also Jeder das, was ihm am bequemsten scheint, wählen kann; sie sind übrigena zur Bequemlichkeit der Rechnung sämmtlich additiv eingerichtet. S. 103, eine Vorschrift, auf eine sehr leichte Weise die von der elliptischen Bewegung der Erde herrührende Correction der Aberration zu berechnen; sie ist bekanntlich constant, und man findet sie aus den speciellen Tafeln für jeden Stern leicht, wenn man mit der Länge des Sonnenperigeums in sie eingeht, und von der correspondirenden Zahl  $\frac{1}{25}$  nimmt. Dann eine Anweisung und eine Tafel, die tägliche Aberration zu berechnen. Am bequemsten ist es unstreitig, die Aberration eines Fixsterns aus einer für ihn speciel berechneten Tafel zu nehmen; indess kann man nicht für alle Fixsterne solche Tafeln haben, weshalb Hr. v. Z. hier Ausdrücke für die, einer Änderung in der Rectascension und Declination zugehörigen Änderungen der Aberration giebt, und die von *Camerer* berechneten Tafeln beybringt. Man kann, wenn keine große Genauigkeit erforderlich ist, die für einen Fixstern berechnete Aberration vermöge dieser Tafeln auf einen anderen in seiner Nähe stehenden reduciren, oder mit ihrer Hilfe beurtheilen, ob man die für den einen berechnete, ohnemercklichen Irrthum, für den anderen anwenden kann; es ergiebt sich aus ihnen u. a. die allgemeine Folgerung, daß die speciellen Tafeln für die Zodiacalsterne, ohne Gefahr  $\frac{1}{2}''$  zu irren, 60 Jahre vor, oder nach der Epoche, für welche sie berechnet wurden, angewendet werden können. — S. 85. Z. 25,

mufs — Cos. obl. Eclipt. Sin. AR. \* Cosin. Long.  $\odot$  gelesen, auch Z. 24 das Zeichen des ersten Gliedes in — verwandelt werden.

S. 115—143. *De Nutatione axis terrestis:* Die Axen der Ellipse bestimmte Hr. v. Z. nach dem in seinen neuesten Sonnentafeln angenommenen Werthe der Masse des Mondes  $= 9'', 648$  und  $7'', 1822$ . Den Nutationstafeln liegen die oben erwähnten Hülfswinkel zum Grunde; die Formel für AR. besteht also aus 5 Gliedern, die durch Hinzufügung von Constanten sämmtlich additiv gemacht sind. S. 119 ist von der Solarnutation die Rede; und die Formeln für die daraus entspringenden Correctionen der AR. und Declination sind aus den von *Euler* bestimmten Werthen dieser Nutation entwickelt. Indess sind die Endausdrücke durch Druckfehler sehr entstellt, und müssen gelesen werden:

$$\delta \text{ AR.} = (-0'', 4468 \text{ Sin. } 2 \text{ Long. } \odot \text{ Sin. AR.} - 0'', 6022 \text{ Cos. } 2 \text{ Long. } \odot \text{ Cos. AR.}) \text{ tang. Declin.}$$

$$\delta \text{ D} = -1'', 0292 \text{ Sin. } 2 \text{ Long. } \odot - 0'', 4468 \text{ Sin. } 2 \text{ Long. } \odot \text{ Cos. AR.} + 0'', 6022 \text{ Cos. } 2 \text{ Long. } \odot \text{ Sin. AR.}$$

Nach *Laplace* (*Méc. Célest.* 5 Buch, 13 Satz) sind die Constanten  $0'', 3982$ ,  $0'', 434$  und  $0'', 9173$ . Man kann von der Solarnutation leicht Rechnung tragen, wenn man aus den für die Lunarnutation entworfenen Tafeln, mit dem Arguments  $2 \text{ Long. } \odot$  die entsprechenden Zahlen nimmt, und sie dann durch  $16,074$  dividirt, oder mit  $0,06221$  multiplicirt. Eine ähnliche Untersuchung, wie für die Aberration, ist hier über die kleinen Veränderungen in den Sternörtern entsprechenden Variationen der Nutation geführt, und durch zwey Tafeln erläutert, aus welchen folgt, daß man sich der Nutationstafeln für die Zodiacalsterne 60 Jahre lang bedienen kann, ohne Gefahr in AR. mehr als  $0'', 2$ , und in Declin. noch weniger zu irren. Am Ende erklärt sich Hr. v. Z. noch gegen die Meinung eines neueren Astronomen, der den wahren Ort des Mondknotens statt des mittlern, bey der Berechnung der Nutation gebrauchte.

S. 144—158. *De stellarum invariantium positionibus mediis et apparentibus:* Vorzüglich ist zu genauen Beobachtungen eine feste unveränderliche Lage der Instrumente erforderlich; Hr. v. Z. stellt mit Recht die seeberger Sternwarte in dieser Hinsicht als ein Muster auf. Es war immer ein Gegenstand seiner Bemühungen, die geraden Aufsteigungen der Zodiacalsterne, die deshalb häufiger gebraucht werden, weil der Mond sie bedeckt, oder weil die Planeten ihnen oft nahe kommen, mit der größten Genauigkeit festzusetzen. Die Unterstützung, die seine, hierauf verwandte Sorgfalt durch das vornehmliche *Ramsdensche* Passageninstrument, und durch den außerordentlich regelmäßigen Gang der *Arnold'schen*, mit einem Stosswerke und Zapfenlöchern von Edelfeinen versehenen Uhr erhielt, lassen schon im Voraus den Grad von Genauigkeit beurtheilen, den man von dem von *Zach'schen* Sternverzeichnisse erwarten kann. Die Methoden, das Passageninstrument zu richten und von seinen Fehlern Rechnung zu



wagen, werden hier umständlich auseinander gesetzt, und mit Beyspielen erläutert; gewöhnlich gebrauchte Herr v. Z. zu diesem Zwecke, die Culminationen sehr hoher und niedriger Sterne, welche er den Durchgängen der Circumpolarsterne über und unter dem Pole; in vielen Fällen mit Recht vorzuziehen scheint. Eine S. 136 angegebene Methode, die sich durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, bedarf einer kleinen Verbesserung, indem die Nutation für Sterne von gleicher Rectascension, und gleichen, aber entgegengesetzten Declinationen, nicht gleich ist. Man kann also den mittleren Unterschied der AR. eines solchen Sternepaars nicht für den wahren annehmen, sondern muß noch eine Correction wegen der Nutation hinzufügen. Die Übereinstimmung des Beyspiels S. 137 mit dieser irrigen Voraussetzung liegt in einem Rechnungsfehler, indem die Nutation für  $\alpha$  Leonis nicht  $-0,459$ , sondern  $-0,295$  seyn muß. Nach diesen Vorbereitungen handelt Hr. von Zach.

S. 158 — 163. *De fixarum catalogo.* Der Maskelyne'sche Katalog der 36 Fundamentalsterne, den dieser berühmte Astronom zuerst 1770 bekannt machte; dann 1790, und endlich 1802 verbesserte, liegt dem von Zachischen Verzeichnisse zum Grunde. Bekannt ist den Astronomen, daß diese letzte Verbesserung in der Addition von  $3,8$  zu der Ascension des  $\alpha$  Aquilae, von welcher der ganze Katalog abhing, bestand, und daß mehrere Astronomen, durch die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlaßt, sich bemühten, durch eigene Untersuchungen die darüber entstandenen Zweifel zu heben. Durch diese vereinten Bemühungen wurden die absoluten Ascensionen der Hauptsterne mit einer Sicherheit bekannt, die selbst die unbescheidensten Wünsche befriedigen mußte. Zwar liegt dem v. Zachischen Verzeichnisse dieser neueste Maskelyne'sche Katalog nicht zum Grunde, indem die Beobachtungen und Rechnungen sämmtlich vor 1802 beendet waren; allein die Beobachtungsmethode, nach welcher immer so viele von den Fundamentalsternen verglichen wurden, als nur irgend möglich war, gab ein leichtes Mittel an die Hand, den Irrthum des älteren Katalogs zu verbessern. Der mittlere Unterschied der Kataloge von 1790 und 1802, ist (wenn man diesem die von Piazzi und Bürg sehr harmonisch bestimmte Position des  $\alpha$  Aquilae zum Grunde legt)  $+0,12753$  in Zeit oder  $+4,137$  in Bogentheilen, und diese Correction erfordert daher auch das v. Zachische Verzeichniß. Zur genaueren Bestimmung der Declinationen der Fixsterne hat die seeberger Sternwarte kein Instrument, weshalb Hr. v. Zach sein Verzeichniß auf die Rectascensionen beschränken, und die Declinationen anderen, besser dazu ausgerüsteten Astronomen überlassen mußte. Indess

hatten auf der männheimer Sternwarte Barry und Henry die Declinationen der Flamsteedschen Zodiacalsterne, mittelst des dortigen 8 fußigen Birdchen Mauerquadranten und des Siffonschen Zenithsectors beobachtet, und Hr. v. Zach mitgetheilt, der sie seinen Ascensionen beyfügt. Sehr lobenswerth ist die Anzeige der zur Reduction der beobachteten Zenithdistanzen gebrauchten Elemente; man wird dadurch in den Stand gesetzt, etwanige Fehler in der angenommenen Breite der Sternwarte  $49^{\circ}29'13''$ , und der gebrauchten Bradleyschen Refraction, noch in der Folge zu verbessern, zumal da Barry selbst vermutet, daß die Breite wohl  $4-5''$  zu klein angegeben seyn könnte. Von einer S. 163 — 184 vorkommenden Beschreibung und Gebrauchsanweisung verschiedener in diesem Bande enthaltener Tafeln, werden wir bey Gelegenheit der Tafeln selbst etwas erwähnen.

S. 184 — 203. *De luminis aberratione, qua stellarum inerrantium loci afficiuntur.* Euler, de la Caille und de la Lande nannten die aus den Tafeln berechneten Orte der Planeten mittlere; Hr. v. Z. nennt sie passender wahre, und nachdem die Aberration dabey angebracht ist, scheinbare. Bekannt ist die von Lambert zur Berechnung der Aberration der Planeten und Kometen gegebene Tafel, durch deren Hülfe man das Gesuchte durch eine simple Addition von zwey Zahlen erhält; sie ist hier (S. 187) neu berechnet. Die Formel für die Aberration S. 191 hätte Rec. hier bewiesen zu sehen gewünscht; sie scheint ihm, eben so wie die S. 192 folgenden Formeln, durch den Setzer sehr entstellt zu seyn. Die allgemeinen Tafeln S. 193 und 196 sind, wenn man die scheinbare Bewegung eines Planeten, und seine Entfernung nicht kennt, ohne Zweifel die bequemsten Hülfsmittel, seine Aberration zu berechnen; indess bleibt diese Rechnung noch immer mühsam, und sie kann in mehreren Fällen die Näherungsformeln, die Hr. v. Z. S. 207 beybringt, sehr willkommen machen. Was S. 203 gegen die von Maskelyne und Dufejour vorgeschlagene Art, von der Aberration eines Planeten dadurch Rechnung zu tragen, daß man seinen Ort nicht für die Zeit, für welche man ihn zu wissen verlangt, sondern für den Augenblick berechnet, in welchem das Licht, was er uns zuschickt, von ihm ausging, eingewandt ist, hält Rec. nicht für richtig. Der Ort der Sonne wird ja für dasselbe Moment berechnet, wodurch man den, dieser Zeit zugehörigen, wahren Ort des Planeten erhält, der in aller Schärfe dem gesuchten scheinbaren gleich seyn muß. Indess setzt diese Methode die Kenntniß der Entfernung des Planeten von der Erde voraus, die nicht immer ohne mühsame Rechnung zu erhalten ist.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

#### NEUE AUFLAGEN.

Paderborn, b. Wesener: *Der Kinderfreund.* Ein Lesebuch für Bürger- und Land-Schulen. Von Friedr. Eberh. v. Rochow. Nebst einem Anhang über das Gemeinnützige aus der Naturkunde und eine Anleitung in der Religions- und Pflanzschule. Herausgegeben von Peter Anton Clement. Vierte veränd. u. mit einer Gesundheitslehre verm. Aufl. 1808. VIII u. 248 S. 8. (8 Gr.)

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Kurzgefaßte französische Sprachlehre für Anfänger.* Herausgegeben von A. J. Hecker, königl. preuß. Ober-Consistorial- und Ober-Schul-Rath und Director der sämtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin. Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1808. 166 S. 8. (5 Gr.)

# JENNAISCHER ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DE N. 13 OCTOBER, 1808.

## MATHEMATIK.

Görna, b. Becker: *Tabulae speciales observationis et notationis in ascensionem rectam et in declinationem etc.* Auctore Franc. Lib. Bar. de Zach etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Seite 203 — 208. *De Parallaxi et Diametro planetarum.* Die bekannten Vorschriften, die jedoch hier der Vollständigkeit halber nicht fehlen durften. In dem Täfelchen für die Parallaxe der Ceres, Pallas und Juno haben sich einige Irrthümer eingeschlichen, die Rec., jedoch ohne Rücksicht auf die Neigung der Bahnen und die Excentricität der Erdbahn, so verbessern würde:

	Elong. Sign.	in Aphel.	in Dist. med.	in Perihel.
Ceres.	o	2 <sup>h</sup> . 183	2 <sup>h</sup> . 309	2 <sup>h</sup> . 450
	VI	4.385	4.922	5.061
Pallas.	o	1.937	2.309	2.617
	VI	3.356	4.922	7.993
Juno.	o	2.002	2.373	2.522
	VI	3.707	6.219	8.418

Die Tafeln selbst eröffnet der Maskelynesche Katalog der Rectascension der 36 Fundamentalkörner, mit den beygefügten Differenten der Kataloge für 1790 und 1770; dann Tafeln für Nutation und Aberration dieser Sterne in Zeit. S. XIII die mittleren Maskelyneschen Declinationen derselben Sterne, mit ihren Differenzen von dem Verzeichnisse für 1790, und von ihren, vom Hn. Prof. Bärz nach seinen neuen Refractionstafeln corrigirten Orten. Rec. hat diese in vielfacher Rücksicht sehr interessante Zusammenstellung, die es beweiset, daß beyden Declinationen noch viel zu wünschen übrig bleibt, sehr gefeßen; Tafeln für Aberration und Nutation in Decl. machen dieses Verzeichnisse verständlich. Sehr angenehm werden den Astronomen die S. XXXII gegebenen, für 1790, 1800, 1810 und 1820 berechneten Tafeln der Aberration und Nutation des Polsterns Jeyn. S. XXIV — XXIX ein Auszug aus dem größten Piazzi'schen Verzeichnisse, das Sternengruppe enthält, deren AR. fast gleich ist, und deren einer etwa eben so weit nördlich vom Äquator steht, als der andere südlich; den Zweck dieses Verzeichnisses haben wir schon oben erwähnt. 48 Seiten von XXXII an, nimmt ein sehr wichtiger Theil dieses Werks, der v. Zach'sche Zodiacalkatalog ein, — die Frucht eines eifernen Fleißes und einer rastlosen, durch vortreffliche Hülfsmittel unterstützten Thätig-

keit, die gewiß unsere spätem Nachkommen noch oft mit Dank benutzen werden! — Das Verzeichnisse hat 1830 Sterne, die sämmtlich mit der prästeten Ge-

genau der Beobachtungen bekannt machen möchte, auf welche sich jede Ascension gründet; dadurch würde man in den Stand gesetzt werden, selbst in der Folge die Sicherheit zu beurtheilen, die man jeder Bestimmung beymessen darf. Von S. LXXVII

dem das zweyte Glied 805,778 statt 791,887 gelesen werden muß. 3 Register über die in diesem Bande vorkommenden Sachen und Tafeln erleichtern seinen Gebrauch. Der 2 Theil enthält die speciellen Tafeln für die Aberration und Nutation von 494 Zodiacalsternen; eine kostbare Sammlung, die die Astronomen täglich mit Dank gebrauchen! Da diese Tafeln früher berechnet wurden, als der Vf. seine Untersuchungen über die absoluten Quantitäten der Nutation und Aberration beendet hatte: so liegen ihnen noch die älteren Angaben zum Grunde; man kann sie indess leicht auf die neueren reduciren, wenn man zu den Aberrationen  $\frac{1}{6}$  und zu den Nutationen

den Bandes zweyte Abtheilung. Mit 11 Abbildungen. Fortgesetzt von Carl Dilthey, Lehrer am Gymnasio in Nordhausen. Säugethiere.

Auch unter folgendem Titel: *Möglichst vollständige Naturgeschichte für Bürger- und Land-Schulen. Säugethiere.* 1ten Bandes 2te Abth. Mit 11 Abbildungen. 1806. 11 Bogen mit fortlaufender Seitenzahl. 8. (Mit schwarzen Kupfern 10 Gr., mit illuminirten 20 Gr.)

Schon im ersten Theile des vorhergehenden *Kinderfreunds* hatte der Vf. die Naturgeschichte einiger merkwürdiger Thiere mitgetheilt. Allein im zweyten Theile vertauschte er diesen Abschnitt mit dem Briefwechsel über naturhistorische Gegenstände, weil ihm vom jetzigen Verleger die Fortsetzung der gegenwärtigen Naturgeschichte übertragen wurde; wovon die 1 Abth. des 1ten Bandes bey dem seitdem verstorbenen Verleger Müller in Erfurt erschienen war. Wenn man ehemals in den besten Stadt- und Land-Schulen den Unterricht in der Naturgeschichte für überflüssig hielt: so hält man sie nun selbst in den geringeren Landschulen für nothwendig. Eine Menge Schriften über Naturgeschichte sind auch seitdem zu diesem Endzweck erschienen. Aber die wenigsten eignen sich für Bürger- und Land-Schulen, weil sie bald zu viel, bald zu wenig enthalten. Soll eine solche Naturgeschichte zweckmäßig seyn: so muß sie hauptsächlich anzeigen, worin dieses oder jenes Thier dem Menschen nützt oder schadet, welche Vortheile es uns bringt, welchen Nachtheil u. s. w. Aber zu wissen, ob der Zahn eines gewissen Thieres  $1\frac{1}{2}$  Zoll, oder 2 Zoll lang sey, das gehört für den eigentlichen Naturforscher, nicht für den Bürger und Landmann. Nach diesem Plane, der selbst von seinem Vorgänger, dem Herausgeber der ersten Abtheilung dieser Schrift, nicht befolgt war, arbeitete der jetzige Herausgeber, Hr. Dilthey, seine 2te Abtheilung aus. Er befolgt die Linnéische Ordnung bey, gab den wesentlichen Charakter jeder Ordnung und jeder Gattung kürzlich an, und bey den Arten der Thiere erzählt er in einem angenehmen Styl bloß das Merkwürdigste und Interessanteste ihrer Eigenschaften, Lebensart u. dgl., wobey man manche nicht allgemein bekannte Nachrichten über die Thiere erfährt, die der Vf. aus vielen der besten Reisebeschreibungen nach und nach gesammelt hat. So wird diese Schrift, außer dem mündlichen Unterricht und den Erläuterungen, die der Lehrer Gelegenheit hat dabey zu ertheilen, zugleich auch ein angenehmes nützlichcs Lesebuch für die Jugend. Die schwarzen Kupfer, die 11 Arten Thiere vorstellen, sind zwar nur Holzschnitte, aber doch deutlich.

### JUGENDSCHRIFTEN.

**ERFURT.** b. Keyser: *Der überflüssige Kinderfreund* bestimmt für solche Kinder, die schon gut lesen können, an eigenem Lesen Vergnügen finden, und gern etwas Nützlichcs lesen wollen. Herausgegeben von Carl Dilthey. 2ter Theil. 1806. VI und 173. S. 8. (9 Gr.)

Unter den vielen bisher erschienenen Jugendschriften zeichnet sich die vorstehende vorzüglich aus. Herablassender, populärer Ton, um Kindern verständlich zu seyn, wohlgewählte und nicht mit allzulanggedehnter ermüdender Moral durchwebte Aufsätze, Mannichfeldigkeit, sind die Eigenschaften derselben. Dieser 2te Band hat 3 Abschnitte. Der 1ste enthält Dialogen; der 2te Erzählungen; der 3te Sitten und Gebrauche fremder Nationen; dieser und der vorhergehende sind zum Theil aus Reisebeschreibungen entlehnt; der 4te Kärle und Anguste Briefwechsel über naturhistorische Gegenstände; der 5te Gedichte von Ehrhart in Nordhausen, die der Jugend aber unter allen übrigen Aufsätzen gerade am wenigsten Interesse geben dürften, da auch Kenner den Ehrhart'schen Gedichten keinen Geschmack abgewinnen können. — Wir verbinden mit dieser Schrift, deren Fortsetzung wir sehr wünschen, noch eine andere unseres Vfa., nämlich:

**ERFURT.** b. Keyser: *Kurze doch hinreichende Naturgeschichte für Bürger- und Land-Schulen.* Er-

**ERFURT.** b. Wüchkind: *Die kleinen Freunde der Pflanzenkunde.* Von Adolf Friedrich Höpfer. Dritter Theil. 1806. VIII u. 244 S. 8. (12 Gr.)

Die fortdauernde Nachfrage, die den Vf. in den Stand setzte, auch noch diesen dritten Theil zu lie-

Fern, hätte für ihn billig ein starker Bewegungsgrund seyn müssen, das Werkchen durch eine zweckmäßiger Modification des Plans, und durch eine fleissigere Ausarbeitung mehr zu vervollkommen: aber er hat sich an alle Erinnerungen seiner Recensenten nicht gekehrt, sondern ist bey seiner Manier geblieben. Seine Gesprächsform ist daher noch immer die durch unsere gemeinen Katechismen gebildete; seine Wahl der Sachen ist nicht durch das Bedürfnis der Kinder, sondern von dem Zufalle, der ihm eben diese oder jene Collectaneen in die Hände warf, bestimmt; in der Ausführung hat er weder einen Plan vor Augen gehabt, noch irgend einige Mühe angewandt, nur das für Kinder Interessante, und dieses immer ganz richtig zu sagen.

Der Pflanzen, wovon dieses Mal gehandelt wird, sind sieben und achtzigerley. Die meisten sind einheimische; mehrere darunter aber doch auch ausländische; und Kindern gewis sehr gleichgültige, als der Kenschbaum, die Gleditschie, der Salamanderbaum, u. dgl. m. Die angegebene Benennung eines jeden ist nur die gemeine deutsche; die botanische ist verschwiegen, ob der Vf. gleich für Kinder der gebildeten Stände geschrieben hat, die die botanische Benennung gewis eben so oft hören werden, als die gemeine. In der Beschreibung der Pflanzen werden zwar gemeinlich einige Kennzeichen aus der botanischen Charakteristik aufgeführt; da es aber selten die bestimmte unterscheidenden sind: so würden sie das Kind, wenn es auch davon Gebrauch machen könnte, doch nie sicher leiten. Von den Pflanzen selbst ist bisweilen Etwas über ihren Bau, öfter Etwas über ihren Nutzen gesagt: Unvollständigkeit bezeichnet aber den Vortrag überall.

Zum Beweise unseres Urtheils mag Folgendes dienen. S. 168 — 169, der *Wunderbaum*. Anstatt die Charakteristik davon zu geben, begnügt sich der Vf. damit, zu sagen, daß ihn die Kinder kennen; und nennt dann gleich das Vaterland, und erklärt den Namen desselben — es ist wirklich ein wunderbarer Baum, weil man nicht weiß, ob man ihn zu den Kräutern oder Bäumen rechnen soll. — Nun von einigem Gebrauch des Samens und des Marks; dann wieder ein paar Worte zur Erklärung des Namens; und damit ist der Vortrag zu Ende. S. 220 fragt der Vater: „Was ist denn ein Zwiebelgewächs?“ das Kind antwortet: „Ein solches, welches eine saftige, weiche Wurzel hat.“ Der Vater lästet dabey, als ob das Kind es getroffen hätte. Entstehen daraus aber nicht unrichtige Begriffe, bey den Kindern? Die Bolle der Zwiebel, die der Vf. hier meint, ist ja die Wurzel nicht; und wenn sie es auch wäre; wie soll das Kind bey so einer Bestimmung die Zwiebel von der Rübe unterscheiden? S. 20 sagt das Kind, ohne zurecht gewiesen zu werden, „die Pappelwurzeln geben oft den Stoff zu der Erzeugung der Osteokolle.“ S. 62: Die Stachelpalme hat am Rande mit einem Stachel versehene Blätter. S. 237 giebt der Vf. die Benutzung der Lupine an; übergeht aber die vorzüglichste, nämlich:

die zur grünen Dängung, S. 237 bemerkt er, vom den Linsen, daß sie den Pferden tödtlich seyn sollen; woran sie doch so unschuldig sind.

ERLANGEN, b. Palm: *Fibel für Kinder vom edler Erziehung*, nebst einer genauen Beschreibung meiner Methode für Mütter, welche sich die Freude verschaffen wollen, ihre Kinder selbst in kurzer Zeit lesen zu lehren. Von D. Heinrich Stephani, Consistorialrath und Hofprediger zu Castell. Mit drey Kupfern. Die Beschreibung 67, die Fibel 64 S. 8. (Velinpap. 1 Thlr. Druckpap. 16 Gr., ohne Kupfer 6 Gr.)

Im J. 1802 gab Hr. St. eine kleine Fibel, oder ein sogenanntes *Elementarwerk zum Lesenerlernen* heraus, welches auf einen ganz allgemeinen Gebrauch berechnet war, und, so viel wir wissen, eine 3te Auflage erlebt hat. Diesem Werkchen folgte 1803 ein *kurzer Unterricht, Kindern das Lesen zu lehren*, als eine Anweisung zum Gebrauch jener Fibel, wovon wir ebenfalls eine zweyte Auflage vor uns liegen haben. Im vorigen Jahre erscheint nun dieselbe Fibel mit unbedeutenden Abänderungen abermals, und ist jetzt ausschliessend für Kinder *edler* — soll wahrscheinlich heißen adlicher oder vornehmer — Erziehung bestimmt. Rec. gesteht, daß er es nicht einzusehen vermag, wodurch bey einer so höchst unwesentlichen Veränderung in der Form sowohl, als im Inhalte, diese Fibel eine so ansehnliche Standeserhöhung erlangt hat. Denn warum sollten die hinzugekommenen Gedichte, die schon in hundert anderen Fibern und Lesebüchern für Kinder abgedruckt stehen, nicht auch von Kindern *unedler* (d. h. bürgerlicher) Erziehung gelesen werden können? Unter den, in der avancirten Fibel weggelassenen, Stücken befinden sich auch die Gebete für Kinder, etwa weil vornehmer Leute Kinder nicht nöthig haben zu beten? Vielleicht aber glaubte sich der Vf. zu jenem stolzen Titel berechtiget, weil er dieses wiedergeborene Töchterlein mit drey stattlichen Kupfern ausgeschmückt hat, „die ihr eben sowohl zur Zierde, als zur Empfehlung dienen sollen“ (S. 63). Durch das eine dieser Kupfer will der Vf. vorzüglich zum Mutterherzen sprechen (S. 66), und die beiden anderen sollen durch ihre schönen Formen den ästhetischen Sinn der Kinder wecken und nähren, und durch die Erklärung der *zart sinnigen* Mutter das moralische Gefühl beleben (S. 63). Aber Rec. war nicht wenig erstaunt, hier die Kunst zu finden, „die das Schöne für stitliche Bildung bearbeitet“, da der Vf. in dem vorerwähnten kurzen Unterrichte u. s. w. S. 39 ausdrücklich gesagt hatte: „Kindern durch *vorgezeigte* Bilder den Unterricht ergötzlicher machen wollen, heißt sie an Zerstreuung gewöhnen, und sie von der, in der ersten Jugend so nöthigen *Angewöhnung an anhaltende und ununterbrochene* (?) Thätigkeit abhalten. Eben deswegen haben wir uns gehütet, unsere Fibel mit Bildern zu *verunziern*.“ — Was also eine Fibel *verunziert*, soll eben derselben Fibel zur *Zierde* gereichen! Zwar meing

Wohltrageben  
und die zu ei-  
hrzstimmers be-  
t wieder von  
ern vorzeigen,  
rierungen be-

g seitler Lese-  
it dem oben  
übereinstimmt  
f so von Her-

zen gram, daß er es bisser vorzüglich vermieden  
habe  
Und  
eine  
Sie 6  
völlig  
Sie n  
opfer  
den  
der  
ren  
durch  
zwanzig Schritte  
seiner Methode zu machen.  
4: „Hier biete ich Ihnen  
einfach und leicht ist, daß  
in Einer einzigen Stunde  
können, sondern bey der  
n nicht mehr Zeit aufzu-  
y bis drey Tage (S. 21 wer-  
chen daraus), um Ihre Kin-  
hün und fertig lesen zu leh-  
nen Gegenden Deutschlands  
rsuche (?) an Kindern alt-  
als daß der Erfinder die-  
ser Methode noch befürchten dürfte, jener Versiche-  
rung wegen der Prahlerey beargwohnt zu werden.“  
Und nun folgt von S. 5—12 eine Apologie seiner  
Methode, die mit der selbstgerühmten Bescheiden-  
heit des Vfs. in einem sehr interessanten Contraste  
steht. Allerdings ist die *Stephanische* Lesemethode  
einfacher, leichter und natürlicher, als die unseelige  
Buchstabirmethode, welche in unseren Schulen  
immer noch herrschend ist; aber dennoch ist sie sehr  
unvollkommen, steht nicht selten mit sich selbst im  
Widerspruch, und hat in wissenschaftlicher Hinsicht  
lange nicht den hohen Werth, den die *Olivier'sche*  
Methode hat, die, trotz des vielen Geschreibes dar-  
über, lange nicht so gekannt und geschätzt ist, als  
sie es ihrem inneren Gehalte nach verdient. Daß Hr.  
St. selbst diese Methode nicht kennt, zeigt eine Aufse-  
rung S. 18: „In wie fern der würdige *Olivier* in seiner  
gleichzeitig mit der Meinigen bekannt gemachten Me-  
thode den Buchstaben (sollte wohl heißen Consonant-  
lauten als Namen ihrer Zeichen) ein scharfes e nachfol-  
gen, und sie sche, me, be u. f. w. nennen läßt, verfehlt er  
die Angabe der wahren Laute, und geräth damit in

das Gebiet der Buchstabirmethode.“ Durch welche  
Stelle des *Olivier'schen* Elementarbuches mag doch der  
Vf. wohl diese grundlose Behauptung belegen wol-  
len? Ubrigens ist es auch unrichtig, daß *Olivier* sel-  
ne Methode zu derselben Zeit bekannt gemacht ha-  
be, als Hr. St. mit der seinigen hervortrat. Jener  
trat mit der Bekanntmachung derselben, durch öf-  
fentliche Versuche und durch seine erste Schrift schon  
im Jahre 1800, Hr. *Stephani* hingegen mit seiner Fi-  
bel 1802, und mit seinem eigentlichen Unterrichte  
erst 1803 auf.

Es ist sehr löblich und wohlgerathen, daß sich  
Hr. St. wegen des Unterrichts der Kinder im Lesen  
an die Mütter gewandt hat, denn wer kann ein hö-  
heres Interesse für die Geistesentwicklung der Kin-  
der haben, und wer wird den Unterricht mehr mit  
Liebe und Eifer, also auch mit einem glücklicheren  
Erfolge betreiben, als die Mütter? Wenn die harte  
Schulzucht eines strengen Ortil dem Frohsinn der  
Kinder ertödtet: so wird ihn die liebevolle Behand-  
lung der Mutter wecken und beleben. Wenn jener  
den ihm lästigen Elementarunterricht mit Unlust und  
Widerwillen betreibt: so wird ihn diese mit Lust  
und wohlwollendem Herzen betreiben. Möchten nur  
die Mütter überall recht viel Sinn für die Freuden  
haben, die mit der Beförderung der geistigen Ent-  
wicklung ihrer Kinder verbunden sind! Rec. zweifelt  
aber doch recht sehr, daß sich die Mütter, auch  
bey dem besten Willen, werden aus den, von Hr. St.  
beschriebenen Operationen der Sprachorgane verneh-  
men, und den richtigen Ton der Summen, Stillsan-  
te und Saufelaute treffen können. Wenn sie nicht  
schon die reinen Elemente der Mitlaute kennen: so  
werden sie augenblicklich in die alte Methode zu-  
rückfallen. — Warum der Vf. auf dem Titel des  
Buches *edle* Erziehung, und in der Anweisung immer  
*alle* Mütter schreibt, kann Rec. nicht begreifen. S.  
13. Z. 15 muß auf für auf, und S. 21. Z. 10 lang  
für lange stehen. Eben so sind in der Anweisung die  
Nummern 6 bis 12 (von S. 49 bis 56) falsch, und pas-  
sen nicht auf die in der Fibel angegebenen Erläute-  
rungen. Unter den acht einfachen Grundlauten der  
Fibel, S. 13, muß statt des zweyten o und a, ge und  
ae, und über das, auf 53 befindliche Stück nicht is,  
sondern 37 stehen.

L. Th.

## KURZE ANZEIGEN.

JUGENDGERÄTHE. Berlin, b. Dieterici n. Leipzig, b.  
Supprian: *Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens*, Für den  
häuslichen und Schulunterricht bearbeitet von *Karl Hahn*,  
Rect. d. Garnisonsschule zu Berlin. *Erstes Bändchen*, zweyte  
vermehrte Aufl. 1804. XXXVI u. 248 S. *Zweytes Bändchen*  
(in Comm. Leipzig, b. Köhler) 1804. VI u. 180 S. 8. Da das  
erste Bändchen, welches in einigen Schulen als Lesebuch ein-  
geführt ward, nach einem Jahre neu aufgelegt werden mußte,  
so hat der Vf. wenig geändert. Es fängt mit einer wohldurch-  
dachten Abhandlung über Verstandesübungen an. Hr. H. be-  
müht sich, diese so nützlichen Übungen in eine Art von System  
zu bringen. Wenigstens muß man seine Arbeit als einen gu-  
ten Beytrag dazu ansehen. In kurzen und meistens sehr anzie-  
henden Erzählungen werden Verstandes- und Vernunft-Be-

griffe erklärt, eine Anzahl meist in Reimen verfaßter Bilder  
und Charaden und angenehme, vielleicht etwas zu schwache,  
geraine Aufsätze als Stoff zu Memorirübungen geliefert. Der  
zweyte Theil ist schon auf Kinder von höherer Bildung be-  
rechnet, und enthält Erzählungen, freudlich und scherzhaft  
— und freundlich und ernsthaft vorgetragten; meistens sehr  
scharfsinnige Worterklärungen unnerwandter und anderer  
wichtiger Begriffe, wie: eitel, eingebildet, stolz, aufge-  
hen, hochmüthig u. f. w. Zuweilen werden auch den proble-  
schen Erzählungen einige Reime eingebracht, die zwar nicht  
immer auf poetischen Werth Anspruch machen, aber sich doch  
durch die Absicht, das Nachdenken der Kinder zu wecken,  
als nicht unzweckmäßig rechtfertigen. Wir können daher die-  
se Schrift empfehlen.

Z—d.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1808.

## ERDBESCHREIBUNG.

MÜCHEN, b. Fleischmann: *Die neuesten Briefe aus der Schweiz in das vöterliche Haus nach Ludwigsburg; nebst einem Gemälde des Bergsturzes am Rigi und Laurerzer-See.* 1807. 1 Bändchen. 218 S. mit 2 Kpfn. II Bändchen. 480 S. mit 7 Kpf. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

**E**bel und Normann haben zwar in geographisch-statistischer Hinsicht die grössten Verdienste um die Schweiz; allein da sich ihre Nachrichten noch aus den Zeiten vor der Revolution und der neuen Regierungsveränderung herschreiben, und seit 10 Jahren so wesentliche Veränderungen vorgefallen sind: so sind die vorliegenden Briefe, die uns die Beschreibung besonders des Kantons Appenzell in den allerneuesten Zeiten darstellen, sehr angenehm, zumal da sie ausser dem reichhaltigen Inhalt auch ein geistlicher Vortrag empfiehlt.

In Lindau, wohin unser Reisender zuerst kam, redete ihn ein Appenzeller an; aber keiner verstand den anderen, weil der geschwinde Accent der appenzeller Mundart etwas so Auffallendes und Eigenes hat, das für einen Deutschen, der an den reinen niederländischen oder meissnischen Dialekt gewöhnt ist, schlechterdings nichts Verständliches hat. Hier giebt der Vf. für Reisende den sonderbar scheinenden Rath, in der Bibelsprache und langsam zu reden, weil unter den reformirten Appenzellern noch häufig die löbliche Sitte herrscht, an den Sonntagen mit ihren Familien die Bibel zu lesen, und ihnen also diese Ausdrücke bekannt sind. Aus dem Städtchen Rheineck machte der Vf. eine Lustfahrt nach Roschach, einer zum Kanton St. Gallen gehörigen kleinen niedlichen Stadt. Hier ist der grösste Kornhandel des ganzen Landes, da das meiste Getreide, welches aus Deutschland in die Schweiz kommt, hier ausgeladen und verkauft wird; auch die Geschäfte, die hier mit allen Arten von Leinwand gemacht werden, sind von grosser Wichtigkeit. Im Rheinthale, wo das Städtchen Rheineck liegt, wächst ein sehr guter feuriger Wein, der gemeiniglich schon im ersten Jahre in dem Kanton Appenzell und St. Gallen ausgeführt wird, weil man wegen des überall eintretenden Wassers die Keller nicht tief genug graben, und also den Wein nicht gut aufbewahren kann. Ausserdem ist dieses Thal reich an Obst, wovon man sehr vieles dörrt und ins Ausland verkauft, aber noch mehr zu dem hier sehr

J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

beliebten Getränke, dem Cyder, benutzt. — Obgleich der Weinbau die Hauptbeschäftigung des thätigen Rheinthalers ist: so sucht man doch auch Manufactur- und Fabrik-Arbeiten, in Städten und Rheineck nützlichliche Geschäfte mit Seiden und Baumwollen. Rheinthale, ein kleines, günstigstes Ländchen, 2 Stunden breit ist, zählt 22006 Menschen. Gemeinde des Rheinthal.

Religionslehre Zwingli's bey der Reformation angenommen, und der bekannte Karlstadt war ihr zweyter reformirter Prediger. Die Schicksale dieses Mannes, welche hier zur Ergänzung und Berichtigung einer Stelle aus Plank's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, erzählt werden, sind interessant. —

Das dringende Bedürfnis eines besseren Schulunterrichts fängt man auch in der Schweiz an seit einiger Zeit so dringend zu fühlen, dass man, besonders in den reformirten Kantonen zu Chur, Aargau, Zürich, St. Gallen u. ff., mit vielen Kosten eigene Kantonschulen errichtet und andere Verbesserungen im Schulfache gemacht hat. Vornämlich hat sich Pestalozzi durch seine neue Methode so berühmt gemacht, dass selbst Kaiser und Könige Abgeordnete zu ihm nach Yverdün (im Kanton Waadt) sendeten, die seine Methode studiren sollten, um in ihren Ländern ähnliche Institute errichten zu lassen.

Gais hat eine überaus romantische Lage, und ist unfreilich der höchste Ort im appenzeller Lande, aber die Gegend ist etwas kahl. Die Einwohner dieser Stadt sind sehr fleissig, und befinden sich bey ihrem beträchtlichen Musselgewerbe in einem blühenden Wohlstande. Schon ihre grossen geschmackvollen Wohnungen, die angenehm ins Auge fallende Bauart ihrer hölzernen Giebelhäuser, der schöne geräumige Gemeindeplatz an der Kirche, am Pfarr- und Wirths-Hause, wo überall Reinlichkeit und Ordnung sichtbar ist: alles nimmt für diesen Ort ein. Daher kommen auch jährlich viele Fremde hither, die im reinen Genusse der Bergluft ihre Gesundheit wieder zu erlangen suchen. — Der Kanton Appenzell ist rings umher von dem Kanton St. Gallen eingeschlossen, und über alle umliegenden Landschaften beträchtlich erhaben. Diese Landschaft ist vielleicht eine der bevölkerksten in ganz Europa. Denn ungeachtet sie ungefähr nur 10 — 11 Stunden Länge und 6 Stunden Breite hat: so rechnet man ihre Be-



völkerung doch auf 51,600 Seelen, welches sehr viel ist, wenn man bedenkt, daß dieses Land seiner Lage nach zur Landescultur zu uneben, zu rauh, und an mehreren Orten oft ganz unzugänglich ist. Man darf nur einen Weg von wenigen Stunden zurückzulegen haben, so ist man nicht im Stande, eine Viertelstunde zu durchwandern, ohne nicht fürchterliche Bergspalten oder Tiefen, selbst mit Lebensgefahr, passiren zu müssen. — Schade ist, daß Appenzell fast keinen anderen Nahrungszweig als die Mussellin- und allenfalls etwas Leinwand-Weberey kennt, um sich bey einem zu befürchtenden Handelsstillstand vor mancher Gefahr zu sichern, und auf zweckmäßige Mittel zu denken, der Armuth und Brodlosigkeit durch andere Beschäftigungszweige vorzubeugen. Ihre vortrefflichen Alpenweiden bieten so erwünschte Gelegenheit dar, auch große Schafheerden zu ernähren, und diese würden ihnen Wolle im Überflusse darbieten, und Manufacturen der festesten Art die festeste Basis gewähren. Das rohe Product sollte man zu vervielfältigen und in möglichster Veredlung im Lande selbst zu erzeugen suchen, es auch nicht gleich von der Schur ins Ausland gehen, und höchstens nur als Garn ausführen lassen. — Der reformirte Theil des Kantons Appenzell hat viele angesehenen Handelshäuser, und mehrere dergleichen Kaufleute halten bekanntlich in Frankreich, Italien, Rußland u. ff. ihre eigenen Comtoirs, und treiben die ausgebreitetsten Geschäfte; aber in dem kathol. Theile findet man weder ein Handelshaus, noch einen Webermeister; hier lebt man lieber im Schoos der Ruhe, und bringt seine Tage bey einfacher Lebensart unter seinen Geissen und Kühen zu.

Trogen, der Hauptort und Sitz der Regierung von Auser-Roden, ist zugleich ein wichtiger Handelsplatz mit Leinwand, Baumwoll- und Mussellin-Tüchern u. s. w. — Die Namen der beiden Hälften des Kantons *Auser-Roden* und *Inner-Roden*, kommt her von *Rotten*, *Haufen*, *cohortes*, weil in alten Zeiten die Gemeinden sich in gewisse Compagnieen oder *Rotten* vereinigten und zu Felde zogen. *Auser-Roden* bewohnen die Reformirten, *Inner-Roden* die Katholiken. Bis zu Ende des 16 Jahrh. lebten beide Religionsverwandte unter einander vermischt, aber im J. 1597 fand man es der inneren Ruhe wegen für zuträglicher, sich um der Religion willen zu theilen. — Ehedem hatte dieser und alle anderen Kantons das Recht Kriege anzukündigen, Frieden zu schließen und Bündnisse mit anderen Mächten einzugehen, aber seit dem J. 1803 kann, vermöge der Vermittlungsacte des damaligen ersten Consuls der französischen Republik, kein einzelner Kanton weder mit einem anderen Kanton, noch mit einer fremden Macht in Verbindung treten, als nach den Bundesvorschriften der helvetischen Republik. Bey mancherley angenehmen Seiten, die eine demokratische Regierungs-Verfassung hat, ist dieses ein großer Nachtheil, daß hier kein Eifer weder für öffentliche Schulen, noch für Zucht- und Arbeits-Häuser, Hospitäler u. s. w. keimet, und daß auch die

Policeyanstalten sehr mangelhaft sind. Aber lobenswerth ist der Eifer, den die Regierung von Auser-Roden seit mehreren Jahren bey Anlegung neuer und fahrbarer Strassen bewies.

Der Ackerbau wird hier fast gar nicht betrieben. In der Gemeinde Appenzell giebt die Regierung jedem Armen ein Stück Gemeindeboden, das er lebenslang mit seiner Familie zum Anbau von allerhand Sommerfrüchten benutzt. Der Erdäpfelbau nimmt in diesem Kanton immer mehr zu. Die Obstcultur ist in einigen Gemeinden beträchtlich, aber zum Weinbau ist diese gebirgige Gegend zu rauh und kalt. Der wahre Stolz eines appenzeller Landmanns ist eine fette Alpenweide, auf welcher eine Herde Kühe und Geissen den Sommer hindurch Nahrung und Obdach findet. Inner-Roden ernährt im Sommer gegen 15,000 Stück Vieh aller Art auf seinen Fluren, wovon ungefähr 5—6000 Kühe in den hohen Alpen weiden. Ein weniger beträchtliches aber in den hiesigen Gegenden sehr geschätztes Naturproduct ist der Honig. Schade, daß man diese Liebhaberey noch nicht mit Einsicht zu behandeln versteht.

Die Kinder wachsen hier oft ohne Unterricht und Erziehung auf, und erreichen wohl das 18 und 20 Jahr, und wollen zum ersten Nachtmals-Unterrichte gehen, ohne daß sie nur die Buchstaben kennen gelernt haben. — Auffallend ist es, wenn man hier von den Kanzeln bekannt machen hört, daß eine Anzahl von Kühen, Kälbern u. ff. verauctionirt werden soll, daß Dem und Jenem wegen eines Verbrechens, Wein und Most zu trinken, verboten sey, und daß jeder Wirth im Lande ihm denselben eine bestimmte Zeit lang nicht reichen dürfe. Aber vielleicht ist eben dieses die Ursache, warum der Vf. diese Kirche so volkreich fand. In der Liturgie scheint man noch sehr weit zurück zu seyn, daher gereicht es der gegenwärtigen Regierung und mehreren einsichtsvollen Geistlichen des Landes sehr zur Ehre, daß man sich seit einiger Zeit eifrig bemüht, Verbesserungen in Kirchen und Schulen vorzunehmen.

Die Klosterbibliothek der ehemaligen Abtey St. Gallen ist sehr interessant wegen ihrer schätzbaren Handschriften, und kann wegen ihrer Seltenheiten in Absicht auf Literatur, Numismatik und das Mineralreich, die erste und vorzüglichste Bibliothek der Schweiz genannt werden. Bey der Flucht des Abts waren die kostbarsten Bücher und Manuscripte, die schönsten Steine und Conchylien, das prächtige Münzkabinett und andere Seltenheiten in 230 grossen Kisten nach Tyrol transportirt worden, kamen aber auf Requisition der Regierung bald wieder hier an.

In Rücksicht des Handels ist die Stadt St. Gallen gleichsam der Stapelplatz für die französischen Kaufleute, die hier viele Geschäfte machen. — Obgleich das Schulwesen in diesem Kanton noch auf keiner hohen Stufe steht: so bemüht man sich doch von Jahr zu Jahr, es immer mehr zu verbessern und zu vergrößern. In der Stadt St. Gallen blüht seit einiger Zeit ein akademisches Gymnasium, wo aber nur diejen-

gen Jünglinge ihre Studien beendigen können, die sich der Theologie gewidmet haben. Um den Landschulen aufzuhelfen, bildete die Regierung einen Erziehungsrath, der den Zustand der niedern Schulen untersucht, und sie zu verbessern bemüht ist. Die Procedur hiebey ist hier sehr gut detaillirt. Freylich hemmt die immer mehr zunehmende Irreligiosität unter den Erwachsenen die guten Fortschritte; indessen wird wirklich ein guter Saame in die Seelen der jetzigen Jugend gelegt, so kann man wenigstens in Zukunft durch diese Bemühungen bessere Menschen erwarten.

Wichtig sind im zweyten Bändchen die Bemerkungen über Kirchen- und Schul-Wesen. — Appenzell Auser-Roden, das, nach den allernuesten Berichten über diesen Kanton, ungefähr 38538 Seelen zählt, und nur 20 Pfarrstellen von reformirter Seite zu besetzen hat, leidet Mangel an jungen Predigern, und ein Jahr ins andere gerechnet, findet man jährlich nicht über 2 Studirende, die sich dem geistlichen Stande widmen, weil Eltern, die nur einigcs Vermögen besitzen, ihre Kinder entweder das Baumwollgewerbe lehren, oder sie zur Handlung bestimmen, wo sie mehr Gewinn vor sich sehen, als bey mehrentheils gering dotirten Pfarrstellen, ob sich gleich der Gehalt der Prediger seit der Revolution um vieles verbessert hat. — Was den Schulunterricht betrifft, so befinden sich in diesem Kanton nicht einmal gute Dorfschulen, vielweniger Lyceen oder Gymnasien, und nur sehr selten schicken Eltern ihre Kinder auf fremde Schulen. Zum Glück giebt es hie und da einige Prediger, die jungen Leuten den nöthigen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ertheilen, bis sie im Stande sind, die Akademie zu beziehen. Gemeinlich wählen sie die Universitätsstadt Basel, selten Zürich, und noch seltener eine ausländische deutsche Akademie. In Basel kann man in einem Jahre, oder wenn's seyn muß noch früher, seinen *Cursum theologicum* beendigen, sich examiniren und ordiniren lassen, und schon als *Studioſus Theologiae* die schönsten Ausichten auf eine Pfarrstelle haben; man kann daraus schließen, wie kenntnißreich die mehresten Prediger dort seyn müssen.

Die Ursache, warum die Landschulen so schlecht sind, liegt ohnstreitig darin, weil die Vorsteher jeder Gemeinde ihren Schulmeister selbst setzen, und zwar ohne vorhergegangene Prüfung, und ohne den Rath ihrer Prediger, oder anderer sachkundiger Männer darüber anzuhören; doch giebt es zum Glück hier Ausnahmen, und seit der Revolution, da der Kanton Appenzell zu St. Gallen geschlagen, und mit andern umliegenden Gegenden unter dem Namen Kanton Sautis vereinigt worden ist, wird dieser Sache von Seiten der Regierung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als vorher. Schon im J. 1800 erschien auf Befehl des Erziehungsraths zu St. Gallen eine gedruckte Anleitung für Landschullehrer des Kantons Sautis, wodurch sie zur nützlichen und zweckmäßigen Führung ihres Amtes ermuntert

werden, und in welcher in gedrängter Kürze dem Schulmeister der ganze Umfang seiner Pflichten vorgelegt, und die Methode gezeigt wird, wie er es anzufangen habe, wenn er in seinem Wirkungskreise Gutes stiften wolle; zugleich wurde aber auch für seinen Unterhalt und nöthigen Gehalt gesorgt, daſs er mit Freuden sein Amt verwalten solle. Zwar kam alles Gute, was man auf diese Art zu bewirken gesucht hatte, wieder in Verfall, als im J. 1803 durch die Vermittelungsacte des damaligen französischen Oberconsuls, der Kanton Appenzell fast gänzlich in seine alte Verfassung eingesetzt wurde; — aber einige einsichtsvolle Männer wendeten sich mit Vorstellungen an die Regierung, und so wurden denn alle von Neuem eingerissene Mißbräuche wieder abgeschafft, und das Schulwesen nach und nach möglichst verbessert. Die Armenanstalten sind lobenswerth, so wie denn überhaupt kein Staat in Europa, England ausgenommen, mehr zur Linderung des menschlichen Elends beyträgt, als die schweizerische Eidgenossenschaft. Ein Beyspiel der neuesten Zeiten kann dieses beweisen. Als der Handelsstand von Ulm für die durch den Krieg im J. 1805 verunglückten Einwohner Schwabens eine Collecte veranstaltete: gab die Schweiz, die sich theils von der Revolution noch nicht ganz erholt, theils durch die Handelsperre nach Frankreich und Italien so sehr viel verloren hat, am meisten, und sogar mehr, als das reiche England. Zwar sind hier keine Hospitäler, Waisenhäuser oder ähnliche Asyle für Unglückliche und Arme; aber jede Gemeinde ist verpflichtet, für ihre Armen zu sorgen, und dieses thut man durch einen eigenen Armenpfleger, der das Allmosen vor den Kirchthüren einsammelt und davon Hülfbedürftige unterstützt, auch für Kleidung und Schulgeld sorgt. Besonders sorgt der reformirte Appenzeller sehr thätig für seine Armen.

Das traurige Gemälde, das uns der Vf. von der verminderten Moralität und Religiosität der Appenzeller macht, brachte den Rec. auf den Gedanken: daſs nicht bloß die Revolution daran Schuld sey, sondern daſs der Anfang schon vor dieser Zeit, und zwar in den Gebräuchen gesucht werden müsse; daſs aber die Revolution die Immoralität schneller entwickelt habe, kann nicht geleugnet werden.

Außer Gefang und Tanz, welches die beiden Lieblingsvergnügungen dieses Bergvolks sind, beschäftigen sich Jünglinge auch gern mit Steinfossen, und Mancher hat es durch Übung nach und nach so weit gebracht, daſs er Steine von 150 bis 180 und mehr Pfund, mit leichter Mühe in die Höhe heben und weit von sich werfen kann. Das Thalerschießen, ein sehr einfaches Spiel, findet hier auch viel Beyfall, und besteht darin, daſs man eine kleine Vertiefung in die Erde macht, und in einer Entfernung von 8 bis 10 Schritten einen Thaler hineinzuwerfen sucht; wer seinen Zweck erreicht, erhält den dazu angesetzten Preis. Sitzende Spiele lieben die Appenzeller nicht, und theatralische sind im ganzen Kanton verboten.

Der VI. schließt seine interessanten Briefe mit einem Anhang, worin er zwey geschätzte Schriftsteller gleiches Gegenstandes, als der seinige ist, auf eine anständige Weise zurechte weist. Sein längerer Aufenthalt in der Schweiz und seine desigen Bekanntschaften mögen ihn ohnstreitig in Stand gesetzt haben, von diesem Lande die richtigste Ansicht zu verschaffen, so wie es ihm nicht an Talent fehlt, das Gesammelte und reiflich Erwogene eben so schön als deutlich vorzutragen.

2. Dn.

## KURZE ANZEIGEN.

**Jugendunterricht.** Magdeburg, b. Hefenland und in Commission der Leichschen Buchhandlung zu Brandenburg: *Lehr- und Lese-Buch für Volksschulen.* 1803. X u. 206 S. u.

ohne die Inhaltsanzeige. (6 Gr.) Außer: von der deutschen Sprache, Ausdruck in verschiedenen Lehren das Buch aus vier Hauptthesen und Nachdenkens in der Geschichte, Pflichten, einem Aberglauben, von Zahn und der Gesundheit, von Naturgeschichte und dem Thieren. II. Belehrungen und Ausbildung und sinnliche Vermögen der Seele genannt. Bequemer wäre vermögen. III. Sittenlehre. IV. Von den Uebeln der Schöpfung, in so fern hervorgehoben. Alles ist zu wünschen, daß sich Buches bedienen mögen, von Lehringen eine Menge lesen. Ubrigens schreibt der emuthlich die Regel unberührt der Rechtschreibung, alsdann seine Kraft oder

sein Recht verliert, wenn ein Uebellaut entsteht, wie durch den Zusammenstoß von zwey harten Buchstaben geschieht. Eben so schreibt er *sammeln* für *sammeln*, *überflüssig* für *überflüssig* u. s. w. Auch scheint er die volle Aussprache des *ja*, die zum Theil im Magdeburgischen herrscht, und mehr wie *ja* lautet, dadurch in Schutz zu nehmen, daß er den Umlaut auf das *a* setzt, und also schreibt: *Baume*, *Glaubige*, *betauben*, *Saugstier* u. s. w. Schwerlich möchte dies von Sprachkennern gebilliget werden, wenn es auch hin und wieder Nachahmer finden sollte.

Frankfurt a. M., im Verl. b. Simon: *Joh. Christoph Pflaum's*, gewes. Lehr. am Gymn. zu Heidelberg, *Vorbereitung zum Unterricht in der Religion*, nach Anleitung der Fragen an Kinder. Dritte vermehrte Auflage. 1803. 190 S. 8. (8 Gr.) Die Sätze, welche die Antworten zu den bekannten Zürcher Fragen enthalten, sind hier in einen zusammenhängenden Text gebracht, welcher ganz unverändert nach der vorigen Ausgabe, welche 1795 erschien, wieder abgedruckt ist. Außer mehreren einzelnen Stellen hätte besonders der Abschnitt: Begriff eines guten Menschen S. 120 ff. manche Verbesserung nach geläuterten Moralideen bedurft. Ohne Zweifel würde das Publicum gewonnen haben, wenn, statt dieser unveränderten Auflage, die, wie Rec. erfahren hat, von einem anderen Gelehrten bereits vollendete Umarbeitung dieser Schrift hätte erscheinen können.

Z—d.

Berlin, b. Sander: *Kurzer Entwurf der christlichen Religionslehre für die Jugend.* Von E. F. W. Koser, Pred. zu Betscho und Wildenhagen. 1803. 52 S. 8. (3 Gr.) Die ganze Religions- und Sittenlehre auf so wenige Seiten zu bringen, wäre im Fall des glücklichen Gelingens freylich ein noch nicht vorhandenes Kunststück. Indessen kann man, wenn man wegläßt, was man will, wohl auch die ganze Weltgeschichte im Nothfall auf einige Seiten bringen. Wenigstens mußte jedes überflüssige Wort vermieden, nur das Wichtigere her-

ausgehoben, und alles in gute Ordnung gestellt seyn. Daß aber Hr. K. bey seinem sichtbar guten Willen darauf nicht eben große Rücksicht genommen hat, lehrt der Augenschein. Das Ganze besteht außer einer Einleitung, worin die Geschichte Jesu abgehandelt wird, in kurzen Sätzen, die gar nicht immer in einander eingreifen und nicht, wie Theile eines Hauses, auf einander gebaut sind. 1) Von Gott und seinen Absichten mit uns Menschen, 2) von unserem rechtmäßigen Verhalten, unsere Bestimmung zu erreichen, oder von unsern Pflichten. Der letzte Theil zerfällt wie gewöhnlich wieder in die Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen Andere. Ungern vermisset man überall genaue Begriffserklärungen, worauf es doch bey einem so kurzen Unterrichte vorzüglich ankommt, z. B. „Liebe zu Gott (S. 26) begreift nicht sowohl einzelne Handlungen als vielmehr die ganze Beschaffenheit des Gemüths.“ Weis nun Jemand, was Gott lieben heißt? Oder: „Ehrfurcht gegen Gott muß sich besonders bey jeder Neigung zum Bösen zeigen.“ Nicht auch bey dem Bestreben Gutes zu thun? Auch ist die Sprache nicht allemal rein genug, z. B. S. 24 vor dem Sterben dürfen wir uns gar nicht fürchten.

L. M. H.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Gießen, b. Krieger: *Abhandlung von der vortheilhaften Grubung, der guten Fassung, und dem rechten Gebrauche der festen (festen) Brunnen, um rein und gesundes Wasser zu bekommen.* Von Franz Ludwig von Canerin, Inro kaiserl. russischen Majestät Collegienrath u. s. w. als Aufl. 1804. VI u. 64 S. 8. (4 Gr.) Ich habe sagt der VI., wie ich wenigstens glaube, schon lange wahrgenommen, daß die Brunnen nicht mit der Vorsicht gegraben, gefasst und gebraucht werden, die man anwenden muß, wenn man u. s. w. Kann man hieraus etwas anderes schließen, als daß der VI. selbst ungewiß sey, ob er diese Bemerkung gemacht habe oder nicht? Sein Werkchen zerfällt in 4 Cap., deren erstes, von dem Begriff (griffe) und der Beschaffenheit des Wassers handelt. In diesem Cap. heißt es: das Wasser ist in seinem natürlichen Zustande unelastisch. Hätte der VI., ehe er dieses schrieb, Zimmermann über die Elasticität des Wassers, Bellogradi della Riforma etc., Spallanzani, Nollet, Muschenbroek und andere Schriftsteller, oder Gelehrte und andere physikalische Wörterbücher nachgesehen: so würde er dergleichen nicht behaupten. Die Versuche des Oberfalschinspector Abich sollten dem VI. als Bergmann doch wohl bekannt seyn. Außer dem Angeführten wird in diesem Cap. noch sehr viel Unrichtiges vom Wasser gesagt. Das 2te Cap. handelt von der Untersuchung des Wassers. Der VI. spricht hier sehr umständlich über Gar Nichts, denn erspricht von Versuchen mit dem Wasser, die man anstellen mußte, um seinen Gehalt zu erfahren, welche Versuche aber, und wie will er übergehen, da er sie schon in einem anderen Werke angeführt habe. Das 3te Cap. giebt Anweisung, Quellen in der Erde zu entdecken, Brunnen zu graben, sie zu fassen und zu überbauen, und endlich das 4te Cap. handelt vom rechten Gebrauche der Brunnen. — Rec. kann nicht begreifen, wie von dieser Brochüre eine zweyte Auflage hat nöthig werden können, noch weniger aber, wie der Name Canerin auf dem Titel gekommen ist. Denn daß ein so fehlerhaftes, unwichtiges und höchst unbedeutendes Product von dem VI. so wichtiger und interessanter bergmännischen Schriften herrühre, kann Rec. nicht glauben. Eine Menge der größten Schreibfehler in so wenigen Bogen sind noch überdies dem Leser sehr lästig.

G.

Druckfehler. In No. 224. S. 363. Z. 3. v. u. l. *unmöglich* st. *erflich*; S. 364. Z. 7. v. o. muß nach *abgiebt* ein Semikolon statt des Commas stehen. In No. 225. S. 369. Z. 2. v. u. l. *Mehrheit* st. *Wahrheit*; S. 370. Z. 2. v. o. muß nach *Begriff* ein Comma stehen; S. 374. Z. 24. v. o. l. *sequens* st. *sequi*; S. 376. Z. 12. v. o. l. *fehlt* st. *fehlt*.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Weifs: *Jucunde*. Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen. Von Ludwig Theoboul Kofegarten. Neue verbesserte Ausgabe. 1808. 190 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Das Erscheinen dieser neuen Ausgabe von der *Jucunde* zeigt hinlänglich, welche Aufmerksamkeit und welchen Beyfall ein grosser Theil des Publicums diesem poetischen Werke, das sich jetzt in noch verschönerter Gestalt ihm darbietet, gleich vom Anfange an geschenkt hat. Und sehen wir auf die mancherley Vorzüge, die diese idyllische Darstellung schmücken, auf den Geist, der sie belebt, auf das Gemüthvolle, das sie durchwärmt, auf das Einfache, Edle, Unschuldige, Zarte, das daraus hervorherricht: so ist es wohl begreiflich, wie einige Leser die *Jucunde* sogar mit einer Vorliebe betrachten können. Es wird der Seele wohl, im Drange einer verborgenen Sehnsucht, die nach einem vollkommnern, glücklichern Zustande, nach Vereinigung der höchsten Unschuld mit dem reinsten Lebensgenusse, nach Verbindung von Geist und Natur strebt, sich unter glücklich lebende, zufriedene Menschen zu versetzen, die, gleich weit entfernt von der anfänglichen Rohheit eines thierisch-sinnlichen Zustandes, und von den Fehlern und Schwächen einer höheren Sinnen- und Geistes-Cultur im Angesichte des Himmels und im Schoosse der Natur geistig- und sinnlich-froh zugleich gemächliche, heitere Tage verleben, und gleichsam wie beseelte Pflanzen, die nicht von der ersten Quelle des Lebens abgewichen sind, ungehört dem Lichte entgegen blühen. Je schwächer das Bild von dem ewig verborgenen Paradiese in den meisten Gemüthern dämmert: desto vergnügter ergreifen sie auch schon alle entfernteren Schilderungen und Abbildungen eines solchen Zustandes; und je weiter sie vom Urbilde des Lebens mit ihren erkünstelten Bedürfnissen und Verhältnissen sich verirrt und-verloren haben: desto leichter lassen sie sich durch idyllische Darstellungen und Dichtungen anlocken und zufrieden stellen. Daraus folgt denn aber auch, daß ihr Beyfall, bey dem geschwächten Gefühle für das Natürliche, keinesweges für die Wahrheit und den Werth eines idyllischen Kunstproducts entscheidend seyn kann, und der Vf. hat, unseres Erachtens, nur halb Recht, wenn er in der Einleitung gradezu in Beziehung auf diese ländliche Dichtung sagt:

Euren Gerichtshof nur, holdselige Frauen, erkenn' ich:  
Frauen richten gerecht über die Lieb' und das Lied.

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

Man kann zugeben, daß alles, was gebildete Leserinnen in einem solchen Gedichte schön finden, der Sache, dem Inhalte, aber deshalb gerade nicht immer der Form und der Darstellung nach schön und zugleich wahr sey. Und auch selbst nach dieser materiellen Ansicht möchte ihnen schwerlich das Missfällige ganz entgehen, das sich hier in der *Jucunde* nur zu sichtbar neben das Gute stellt. Wollen sie solche vollends als ein Ganzes betrachten und genießen: so müßten sie vieles im Lesen bey Seite stellen und geflissentlich übersehen, wenn das Gute ihnen unverleidet zu Theil werden soll. Ja es möchte ihnen schwer werden, den Grundton immer ungestört zu verfolgen, da bey der Zartheit und Unschuld und herrschenden Gutmüthigkeit sich so Vieles einmischet, was mit diesen Eigenschaften nach dem Gefühle der Einheit nicht bestehen kann. Dahin rechnen wir vorzüglich das Städtische, das Moderne, das Gelehrte, und selbst das Gemeine, das neben zu grosser Feinheit um so schlimmere Wirkung thut. Durch die zarten Mädchenseelen hören wir oft den Pastor sprechen, dem die Mittheilung eines schönen Gedankens oder einer gelehrten Meinung zu sehr am Herzen lag, als daß er sie bis zu einer anderen Zeit hätte versparen können. Durch das Geistreiche, durch das Gebildete, wie es hier ist, geht oft die wahre Naivetät verloren, die sich nachher durch derbe Ausdrücke und gemeine Redensarten nicht wieder einholen läßt. Neben der Würde und der Erhabenheit, zu der sich der Dichter durch den Pfarrer von Medow gern aufschwingt, kann die Beschreibung von kleinen und kleinlichen Dingen kein Genüge thun. Und sehen wir auf den Zusammenhang der größern Parthieen: so vermiffen wir auch hier einen reinen, gediegenen, auf das Ganze berechneten Fortgang. In genauer Beziehung stehen nur die erste, zweyte und fünfte Ekloge, wo Jucunde und Thecla sich einander besuchen, von ihren Hoffnungen und Wünschen reden, und zuletzt durch die Ankunft des Bruders und Liebhabers in ihrer Erwartung und Ahnung angenehm überrascht werden. Dazwischen mag die Uferpredigt in der dritten Ekloge wegen ihrer Neuheit noch mit Ehren ihren Platz einnehmen; aber was in der vierten erzählt wird, ist völlig müßig und überflüssig, und verzettelt sich noch dazu in so vielerley kleine Anstöße, daß es auch an sich für die Phantasie kein zusammenhängendes Bild giebt. Ueberhaupt hat das Werk im Anfange ein weit reizenderes Ansehen, als es nachher gewinnt, und es würde ganz ins Unbedeu-

tende und ins Kleinliche sich verlieren, wenn es durch den Schlufs nicht wieder etwas gehoben und hergestellt würde. Im Plan der kleinen idyllischen Geschichte ist vorzüglich der Einfall zu loben, das Jucunde den Freund ihrer Freundin, den diese zum Bräutigam für sie bestimmt hat, schon früher auf einer einsamen Insel sehen und lieben mußte. Doch streift dieser Auftritt selbst mit dem plötzlichen Verlieben ans Romanhafte, und steht mit den übrigen Motiven und zu der Einfachheit und Ruhe des Ganzen in keinem gehörig abgewogenen Verhältnisse. Mit der *Luise* von *Voss* hat das Werk, sowohl in Absicht des einfach-edeln Tons, als des vorkommenden Familienkreises, allerdings grofse Ähnlichkeit. Ein Landprediger, seine Tochter und ein Fräulein treten in beiden auf, und statt der sorglichen Hausmutter in der *Luise* sehen wir hier ein kleines munteres Mädchen, das durch kindliche Naivetät und Klugheit nebenbey angenehm unterhält. Auf den ersten Anblick erscheinen die Personen sogar geistreicher, und manchem vielleicht willkommener als dort; aber sie bewähren sich nicht in der Folge, und erhalten keine festen Züge; keine rechte Persönlichkeit und gediegene Einheit. Die Ehrwürdigkeit des Pastors verliert sehr durch die Scherze, die er sich in Unterthänigkeit von dem Fräulein gefallen läßt. Den Liebhaber der Jucunde lernen wir fast gar nicht kennen, und obgleich die Schwester ihm ein großes Lob von Unschuld, Zartgefühl und Bescheidenheit beylegt, so bleiben wir deshalb doch noch in Zweifel, weil selbst die Schwester ihn seit zwey Feldzügen, denen er beygewohnt hat, und seit seiner Reise nach Paris, London und Kopenhagen, während welcher Zeit seine idyllische Natur gewifs grofse Gefahr laufen konnte, nicht zu Gesichte bekam. Er erscheint hier nur wie eine Figur in einem Romane, die bestimmt ist, zuletzt einen Knoten zu schürzen. — Bey dem allen bleibt des Guten in dieser Dichtung noch viel, und die gedachten Vorzüge beweisen auf den Geist des Lesers gewifs mehr Anreizung und Kraft, als die gerügten Fehler, die ein ungünstiges Licht auf sie werfen. Von beiden nun einige Beyspiele und Proben. Zu dem Reizenden und Anmuthigen rechnen wir besonders die Zusammenkunft der Mädchen Abends spät auf dem Hünenhügel; und seelenvoll und zartgedacht dünkt uns dabey mancher einzelne Zug, wie z. B. dieser von dem eingeschlafenen und aufgeweckten Kinde:

den roßgen Mund ihr  
Deckend mit glühendem Kuß, gelang es mit Noth ihr, dem  
Schlummer

Sie zu entreißen. Es schlug das Kind die trunkenen Augen  
Träumend zum Himmel empor, erblickte die glänzenden Sterne,  
Schauerte laß, und bog sich zurück zum Busen der Pathin.

Eben so die Stelle vom Erwachen, da am anderen  
Morgen Jucunde geputzt vor ihr steht:

Leise regte den Mund und die Wimper das Mägdlein. Mit einmal  
Schlug sie die Augen auf, die blauenglänzenden, Schimmernd  
Sah sie stehn die Schwester. „Jucunde, liebe Jucunde“,  
Rief sich ermunternd. „du siehst ja so weiß und so schön wie  
ein Engel.“

Sage, was hast du? was giebt es? doch ich besinne mich; Sonntag-  
Mittes ja heut, und vielleicht schon Zeit in die Kirche zu gehen.“

Eben diese Zartheit bemerken wir auch bey sinnlichen Bezeichnungen und Beschreibungen:

Siehe, da trat wie die Frühe so frisch, wie der röthliche Morgen  
Blühend, zur Thüre herein sein erstgeborenes Mägdlein.  
Blumen, so eben entblüht, von den Tropfen noch blinkend  
der Frühe,

Brachte die fromme Tochter dem blumenliebenden Vater.  
Ein wohlgefalliges Lächeln gewinnt die Naivetät,  
wo sie mit einem Anstrich von antikem Ernst und  
redseliger Treuherzigkeit verbunden ist. Z. B. in  
der Stelle, wo der Pfarrer seine Tochter am Morgen  
geputzt erblickt, und er sie noch zu einer kleinen  
Vermahnung heranwinkt:

„Köstlich bist du geschmückt mit güldnen Ketten und Spangen,  
Mit vielfarbiger Seid' und glänzender Locken Geringel.  
Nicht verdamm' ich es, Kind, den Leib zu zieren, den Gott schuf.  
Aber entsinnst du dich auch, was der heilige Petrus im Ersten  
Seiner Brief' uns schreibt, zu Anfang des dritten Capitels? —  
Lächelnd erwiderte drauf die kindlich gesinnete Jungfrau;  
Nicht entsinn' ich mich, Vater, was uns der heilige Petrus  
Schreibt im Ersten der Brief' zu Anfang des dritten Capitels.  
Sey so gut und sag' es, damit auch die Tochter es wisse.“

Eben so ländlich-schön und herzlich klingtes, wenn  
nachher die Leute verwundernd sprechen: *Wo mag  
Pfarrers Jucund' hingehn allein in der Frühe des Sonntags?*  
und andere, die sie nicht kennen, fragen:  
*wer ist doch diese, die schön wie die Engel, und wie  
die Bräute geschmückt, die staubige Straß' daher  
kommt?* worauf der kundige Nachbar antwortet:  
*Und kennt ihr Pfarrers Jucunden nicht, die so gut und  
lieb ist, und freundlich gegen die Armsten im Volk,  
und nicht hoffärtig im mindesten!* — Etwas Imponirendes hat die Scene der Uferpredigt, das Gewimmel  
von Menschen in dem Thal und das nahe Wogen  
des Meeres. Aber erhebender als die Predigt  
selbst, die nur Dinge nennt und aufzählt, und in dem  
Gedanken nicht weiter kommt, dünkt uns der Lob-  
gesang, worin aber statt der Distichen fortgehende  
Hexameter vielleicht noch bessere Wirkung thun würden,  
indem sie dem aushallenden Lobe und der  
langen Anreihung von Wohlthaten mehr entsprechen.  
Alsdann bliebe es also forttonend:

Lob', o Seele! den Herrn, und du, mein Inn'res, verkünd' Ihn!  
Lobe den Herrn und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Sinnreich ist am Ende dieser idyllischen Erzählung  
das allnähliche Annähern der Liebenden in drey Mo-  
mente gefaßt, und ein gleiches Fortschreiten zum  
Ziele, während das Fräulein beym Vater die Ver-  
bindung einleitet, durch das Umherwandeln um die  
Burgtrümmer in den Worten wie in der Erscheinung  
vergegenwärtiget, so dafs das Besprochene gleichsam  
in Bildern immer hervortritt und sichtbar vor-  
überschwebt, bis Bild und Gedanke sich zu Einer  
Wirklichkeit vereinigen, und die Personen in der  
Schlußscene zur engeren Verwandtschaft und Freund-  
schaft sich förmlich verbinden. Der größte Fehler  
in dieser Dichtung ist die Fremdartigkeit der Theile,  
die sich hier überall beygemischt finden. Dahin ge-  
hört ohne Zweifel die Vorlesung über die Liebe,  
womit Thecla ihre Freundin aus dem Plato bey ih-  
rem Besuch unterhält, nicht der Idee nach, welche  
darin besteht, ein stillliebendes Mädchen ihre Em-  
pfindung in einem heidnischen Buche, das sie un-

willig von sich wegwirft, wieder finden zu lassen, wohl aber den Worten und der Ausführung nach, weil die Übersetzung einen zu gelehrten Anstrich hat, und in dieser Gestalt ohnmöglich den Mädchen zu Herzen dringen konnte. Es ist darin beständig von Wahnsinn die Rede, das wohl zehnmal wiederkehrt, und zuletzt dem Ohre ganz unendlich wird, und Worte wie Manie, Mantik und Oionistik mußten den Mädchen vollends unverständlich seyn. Der Vf. scheint dabey grossen Werth darauf zu legen, die klügere Thecla mit der Kenntniß der griechischen Sprache ausgerüstet zu haben, was aber in dieser ländlichen Dichtung sehr gut zu entbehren, und als ein guter Rath für gebildete Frauenzimmer wohl auf ein andermal paßlicher war. Auch manche andere Dinge und Ausdrücke, wie der binsenbewachsene *Bassin*, die geschliffene Linse, des Sturmwindes *Päan*, im Lobliede die Sterne *Sirias*, *Rigel* und *Yed*, *Azimech*, *Antar*, *Arktur*, und Redensarten wie: *unter dem Herzen der Mutter das schlafende Pünctchen*, und *schlüpfen den flüssigen Stahl des unendlichen Aethers*, erinnern zu sehr an Kenntniß und Gelehrsamkeit, und sind selbst vom Pfarrer zu Medow zur Unzeit angebracht. — Eine Rücksicht auf städtische Sitten, wie das hier vorkommende Haar, *nicht von des Weizens Blüthe (!) bestäubt*, ist völlig unidyllisch, weil die ländliche Einfalt sich darum nicht kümmert, und solche negative Bezeichnungen im reinen Naturgenusse nur störend werden. Auf der anderen Seite stoßen wir dagegen auf manches, das von Bildung überhaupt nur zu weit entfernt liegt, und in seiner Grobsinnlichkeit Unschuld und Naivetät schlecht bezeichnet, z. B. wenn es bey dem Abendbrode der Schnitter heisst: *Es meide die heimer um die Erquickung des Tranks und der Speise Labung den Andern*; oder wenn von ihnen am Morgen gesagt wird: *Auch wachend dehnten sie noch wolüstig auf hartem Pfähle die Glieder*; oder wenn die kleine Thecla des alten Historienbuchs erwähnt, das von *Throns* getränkt sey. Eben so kann die ganze Beschreibung von der Fischerstube, wo man an den Balken stößt, und die Wand an den Kleidern abfärbt, mit allen Umständen des dort gehaltenen Mahls keine idyllische Lieblichkeit gewinnen. Es ist eitles Wortgepränge oder Empfindeley, wenn man Dingen Annehmlichkeiten ansinnen will, die sie doch selbst nach der Beschreibung nicht haben; schon genug, wenn man die gute Seite auffasst, die der Gegenstand erlaubt, und lieber des Beengenden gar nicht erwähnt. Wein in der Beschränkung wohl ist, der weis auch nichts von den engen Schranken, und erzählt nichts davon. — Eben so laufen auch einige bildliche Redensarten mitunter, die in der Prosa schon ans Gemeine streifen, und selbst in der Idylle keineswegs für naive Sprache gelten können, z. B. wenn das Fräulein von der lästigen Gesellschaft erzählt, die sie bald fortwünschte:

Sahen sie nach der Uhr mich schaun und der sinkenden Sonne  
dann endlich merkten sie Unrath.  
und wenn Jucunde nachher sagt: was mir die Brust  
belastet, ist bey Lichte besahm — wenig; ferner:

*Alles aufs Reine zu bringen* = sag ihr am Herzen. Wenn in der Predigt gesagt wird: schauet nicht auf den *blühenden Kios*, der euch nährt: so trifft dies weder ganz den biblischen Ton, noch die Einfalt einer ländlichen Vorstellungsart. Auch solche Bemerkungen, wie: der *melodische Küster*, als dem die *Sonn'* und die *Psalmen ausgetrocknet den Schlund*, liefs sich die Labung belieben; und daneben der Pastor auf dem *krachenden Lehnstuhl*, der noch vor Andacht nicht essen kann und wortkarg dastzt — geben der Phantasie wenig erfreuliche Bilder. Bestrebt sich aber der Vf., geradezu scherzhaft zu seyn, dann mißlingt es ihm vollends. Dahin gehört besonders das Betragen des Fräuleins gegen den ehrwürdigen Pfarrer, wenn sie z. B. ihn heirathen will, und ausruft:

Kund und zu wissen demnach sey jedermänniglich hiemit,  
Dass ich, Thecla von Thurn, Herrn Fürchtegott Leber-  
recht Flemming,

Medows ehrwürdigen Pfarrer, zum Ehegemahl mir erkiele.  
Habt ihr dagegen was einzuwenden, so sprecht, da es Zeit ist.

Was die Sprache und die Verse betrifft, so herrscht zwar im Ganzen viel Anmuth und ansprechende Lieblichkeit darin, und mitunter auch Kraft und Würde; aber überall finden sich Abweichungen vom gewöhnlichen Gebrauch und von den Regeln der besseren Metrik. So lesen wir mit verändertem Artikel: *die Tropfe*, *das Kühl*, *lauschendes Still*, *Provincialismen*, wie: rings von *sticken* Bergen umfarrt; und in den Hexametern ist nicht nur die gehörige Abwechslung bey den Abschnitten und Einschnitten, sondern neben einer Menge Trochäen, die statt Spondeen dienen, auch die gehörige Würdigung der langen Sylben häufig verabsäumt, so dass man an eine Vergleichung mit Vossischen Versen gar nicht denken kann. Der *ehrwürdige* Pfarrer verliert gewöhnlich in der ersten Sylbe seinen Ernst und sein Gewicht, und muß sich leichtfüßig in den Gang der flüssigen Daktylen fügen; nur einmal widerfährt ihm, mit dem nachgeahnten Du, sein Recht:

Jetzt erschienenst auch du, ehrwürdiger Pfarrer von Medow.  
Gleich Anfangs im dritten Verse ist ein Sinnwort zur kurzen Sylbe gemacht: Ganz gewiss von Thecla von Thurn! Gieb her denn, *gib* eilig. Nur mit Zwang bringt man in dem Lobliede den Daktyl mit *alle* heraus: Deinē Sünde vergiebt er und heilt *alle* deine Gebrechen. Wogegen man wieder in einem andern Verse, der mit: *die du* anfängt, Mühe hat, einen Nachdruck auf *die* zu legen. Am häufigsten aber muß man, um die Füße eines Hexameters herauszubringen, kurze Sylben zu langen ausdehnen.

Welcher ist schön, vornehm, und | ein Liebhaber der  
Mädchen.

Docher erwähnt | sich und | sprach die geflügelten Worte.  
Zuweilen wird der Übelstand noch dadurch vermehrt, dass gerade neben zu grosser Hemmung das Anhalten leichter Sylben gefodert wird, wie z. B. in diesem Verse:

Nichts Unzeitigs; so pflegt auch in des Scherzes Umhüllung.  
Wenig ist auch für die Gliederung der Verse und eine geschmeidige Fügung gefodert. Wie fällt z. B. dieser aus einander.



Hoch von Wuchs | und schön von Gestalt; | und herr-  
lich zu schauen.

In der neuen Ausgabe, wo man überall die nachbessernde Hand des Wertheimstellers gewahrt wird, finden wir manchem Uebelstand abgeholfen, auch manchen Zug in der Erzählung bestimmter angegeben, durch Zusätze verdeutlicht oder mit dem Folgenden in nähere Beziehung gebracht; doch erstrecken sich diese Verbesserungen nur auf das Einzelne, und das Ganze bleibt ungeändert in seinem vorigen Gange. Zu den Worten, womit das Gedicht beginnt: *Freundlicher Bote, woher?* ist durch den kleinen Zusatz: *Also das blühende Kind* — deutlicher, als zuvor, die kleine Thieda als die Sprecherin bezeichnet. Wir erblicken jetzt Jucunden bey den Bohnen, und wissen nachher bey der Sorge für die Schnitter ihr Geschäft im Garten, wo sie vorher nur unter Blumen spazieren gingen. Die Mädchen werden sichtbar mit Kränzen umwunden, und die Scene der zurückkehrenden Schnitter gewinnt dadurch an Leben. Vorher sprühten Rosen herein zum offenen Fenster, jetzt milder und schöner: *Magische Schimmer verklärten des Vaters Antlitz*. Der Übelklang in der Wiederholung desselben Wortes: entluden den Wagen des Vorraths, nahmen des köstlichen Vorraths — verschwindet jetzt durch den Gebrauch eines anderen Ausdrucks. Und so ist überhaupt manches gefeilt, geebnet und verbessert. Besonders hat der Dichter mehr Fleiß auf Vers und Metrum gewandt, manche Sperrungen in angrenzenden Vocalen verschlungen, manche Trochäen durch Spondeen ersetzt, und andere Sylben mehr nach Gewicht und Nachdruck gewürdigt. Für *pfllegt auch* steht jetzt *pfllegt auch*; für: Drauf antwortete ihr — Ihr antwortete drauf; für *Wangen glühten* — *Wangen erglühten*. Richtiger heißt es jetzt für: Gab ihr vorzeitig den Tod — den Tod vorzeitig; anstatt *Hölte fröhlockend* — *Hölte sie emsig*; und dergl. mehr. Auch in Abschnitt und Endung ist das Eintönige öfterer vermieden, z. B.: brachten aus Träum' und Rade | gewaltig bauschende Kränze; jetzt: brachten gewaltige Kränze, geflochten aus Träum' und Rade, wo freylich der männliche Abschnitt *Kränze* durch eine unzeitige Abkürzung nur erzwungen ist. Besser gelingt die Fügung des Einschnitts und der Zusammenkettung in der Änderung des Verses: Flimmen zu sehen die Leuchtung | schon zu vernehmen des Donners, der im folgenden nicht mehr so auseinander fällt: Flimmen die Leuchtung zu sehn, fernher schon zu hören des Donners. Doch sind dergleichen Fehler noch in Menge ungeändert geblieben, und man stößt auch noch auf viele verletzte Spondeen, wie: *Dünste der Nacht, gleich entkörpern Seelen*; und alle anderen Nachlässigkeiten von der gerügten Art. Beym Genuße eines solchen Gedichts ist einem jeden Leser Gutmüthigkeit und Leichtsinns zur Nachsicht mit dergleichen Fehlern und Schwachheiten, als hier namentlich aufgeführt sind, recht wohl zu gönnen; aber bey der Prüfung eines Werks in Rücklicht auf Kunst und vollendete Schönheit dürfen sie nicht übersehen und verschwiegen, noch die Vorwürfe eines Liebhabers,

als ob man damit das Gute nur verdunkelte, gefürchtet werden. Das Lob des Gelungenen kann nur dann erst Glauben und Werth erhalten, wenn auch in der Beleuchtung des Misrathenen der Kampf mit den entgegenstrebenden Schwierigkeiten deutlicher und auffallender an das Licht gestellt wird. T. Z.

BERLIN, b. Voss: *Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes*. Eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen von Ludwig Theobald Kosegarten. 1804. 255 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jeder wird, gleich dem Rec., sich freuen, auch in diesem Gedichte wieder zu finden, was in *Kosegartens* Werken überall uns anzieht, den kindlich-religiösen Sinn, die vertraute Bekanntschaft mit der Natur und die Freude an ihr, und die fromme Anhänglichkeit an das Vaterland und die Freunde. Aber, was Rec. bey der Lefung der anderen poetischen (und historischen) Schriften von K. klar geworden, davon ist er auch durch diese *Inselfahrt* aufs Neue überzeugt worden: der talentvolle Mann ist mehr noch Redner als Dichter. Nicht immer klingen die Töne, wie die Poesie es will, unmittelbar aus der Tiefe der anschauenden Seele; oft merkt man ihnen an, daß sie durch das Medium des reflectirenden Verstandes hindurchgegangen sind, was sie aus poetischen zu declamatorischen macht, und dem Ganzen bald durch Gelahrtheit bald durch Pretiosität u. s. w. an seiner Objectivität schadet, und ihm zuviel Subjectives und Manierirtes giebt. Nur diese Stellen zum Beyspiel. S. 21:

Aber es lechzt das Gemüth nach den uranfänglichen Wassern, Deren erschwellende Fluth im Schlaf, im Rausch, im Entzücken Nur an die Seele kosend tritt, in deren *Abyssus* Einft zu versinken und gar zu zerrinnen, der Besseren Trost ist. S. 35. In das Asyl idyllischer Ruh und bukolischer Einsalt. S. 104. — Ein Emblemeyssischer Ruh und edenischer Unschuld. S. 208. Nacht! Vertraute des Herzens, Auslegerin dunkler Orakel, *Mytagogin*, Prophetin, Theurgin, Hierophantin. S. 231. Zündet die Kugeln an, die rings um das ruhende Centrum Tanzen dädalischen Tanz u. s. w.

Auch das Metrum hat der Vf. nicht immer so in seiner Gewalt, wie den oratorischen Rhythmus, und es kommen (in der Zueignung) Jamben vor, wie diese: Schimmernd von Anmuth und Holdseligkeit Ländlicher Einsalt, sinnvoller Natur,

und in dem Gedicht Hexameter, wie folgende. S. 25: Abergreifstest dich fühlend diesmal und beklommner. Hörer S. 95. Plötzlich das stürmende Meer erstarrt in der Höhe des Orkans.

S. 100. Hier ein Quarz, ein Porphyr dort, und dort ein Granitblock S. 148. Ein Auszug ist dies aus der alten goldenen Legende u. s. m.

Aus Werken, welche solche Achtung für ihre Urheber einflößen, wünscht man Flecken dieser Art vertilgt, und nur darum hat Rec. derselben erwähnt. Er bemerkt zuletzt noch, mit dem Angenehmen am liebsten schließend, daß da, wo Rede und Poesie in Eins zusammenfallen, der Vf. gewöhnlich am meisten dichterisch ist, wie z. B. die Rede des Pfarrers (2 Ekl.) betweilt; aus welcher hier nur diese Stelle stehen mag:

Freunde! das Leben des Alls ist ein tausendzünftig Gespräch nur. Was nur liebet, das spricht, die Sprache urkundet das Leben. Alles spricht mit allem. Das Bienlein spricht mit den Blumen, Mit dem Geröhrcht der säuselnde West, mit der Lerche das Frühlingsroth.

Am vertraulichsten sprechen zum Menschen die Stimmen des Alls.

GL.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1808.

## S T A T I S T I K.

LANDSHUT, b. Thomann: *Statistik als Wissenschaft*, bearbeitet von Dr. Wilhelm Butte, ord. Prof. der staatswirthschaftlichen Section in Landshut, Erste Lieferung. 1808. XXXII u. 336 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese erste Lieferung enthält nur die Einleitung nebst einigen vorläufigen Untersuchungen; wird der Vf. die noch übrigen zu behandelnden Gegenstände in derselben weitläufigen Manier bearbeiten, wie dies zum Theil hier geschehen ist: so möchte wohl kaum die zweyte Lieferung, mit der das Werk geschlossen seyn soll, dazu hinreichen. Überhaupt gesteht Rec., daß seine Erwartungen durch diese erste Lieferung nicht vollkommen befriedigt worden sind. Vorzüglich war es Mangel an Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, eine mit philosophischen Kunstausdrücken überhäufte Sprache in Materien, welche sich doch eben so gut, wo nicht noch klarer und deutlicher, in der gewöhnlichen allgemein verständlichen Sprache vortragen lassen, und eine häufig ermüdende Weitschweifigkeit, welche bey Rec. nach dem Durchlesen dieser Schrift einen sehr unangenehmen Eindruck zurückließ. Eben so wenig kann Rec. mit den meisten Behauptungen des Vfs, sobald er Schläfer verläßt, einverstanden seyn. Rec. gesteht offenherzig, in der 9 Bogen starken Schlozerischen *Theorie der Statistik* ungleich mehr Belehrung und Geistesnahrung gefunden zu haben, als in dieser weitläufigen Schrift. Unser Vf. holt sehr weit aus. Zuerst von dem All, welches Ganze der Größe und Ganze der Totalität entfaltet. Dieser letzteren giebt es 3 einzig mögliche Arten, Organismus, System und Gesellschaft. Der letzteren oder der in Zweckgemeinschaft zur Totalität gediehenen Mehrheit von (dadurch zu Mitgliedern erhobenen) Individuen gehört der Staat an. Der generelle Zweck jeder Gesellschaft ist Wohl der Allheit; dabey kann aber eine jede sehr wohl noch specielle Zwecke haben. So kommt endlich S. 36 unser Vf. auf den Staat und den Staatszweck zu reden. Es werden hier die vorzüglichsten Meinungen darüber geprüft. Der Vf. unterscheidet zwey Parteyen, diejenigen, welche den Staat für eine Art von Gesellschaft erklären und ihm einen Zweck beylegen; sie heißen ihm Altgläubige, und die entgegengesetzte Partey der Neugläubigen, welche die gesellschaftliche Natur des Staats und damit auch zugleich die Existenz eines bestimmten

Staatszwecke leugnen. Nach einer ziemlich weitläufig gerathenen Widerlegung der letzteren (S. 38 — 62) geht der Vf. zur Prüfung der von den Altgläubigen verschiednen angegebenen Staatszwecke über. Da ihm keiner von den bisher genannten genügt: so erklärt er mit Ari Selbstständigkeit für den Staatszweck durch Negation alles fremden Einflusses — negative Seite, U und das Setzen eines Zustandes der in sich Geschlossenen, in welcher Entwicklung desselben aus sich in Freiheit (Handeln nach Einsicht und gut besteht. Ihre beiden Factoren sind ihre Copula Cultur. Über die vor der Selbstständigkeit bey den verfi wird hier beyläufig, wie Rec. dünnetes mit eingemischt. Unser Vf. lich S. 101 selbst einen Einwurf, d zu machen geneigt ist. Es sey nämlich leugbar, daß der Staat Selbstständig se, und daß er nie aufhören könne, nach ihr zu ringen, doch sey sie nicht sowohl selbst Staatszweck, als vielmehr Vorbereitung des sonst wahren Zwecks. Auch Rec. gehört zu denen, welche zwar des Staats — unser Vf. protestirt malen dagegen, daß man diesem dem der Unabhängigkeit verwechselte eine nothwendige Bedingung jeder keit der in die Staatsverbindung gesellschaft halten, sich aber unmöglich gen können, daß Selbstständigkeit allein den Staatszweck ausmache. Dem Rec. erscheint Selbstständigkeit als ein bloß formaler Zweck, der das Treiben und die Thätigkeit der Regierung vollkommen unbestimmt und schwankend läßt. Was man auch immer als Staatszweck annehmen will — Rec. bekennt sich zu denen, welche allgemeines Wohl als solchen erkennen, überzeugt, daß sich die meisten Meinungen anderer, wenn gleich den Worten nach verschieden, doch hierin endlich werden vereinigen lassen — nie werden wir uns überzeugen können, daß ein so rein formales Princip, als das der Selbstständigkeit, als Staatszweck angenommen werden könne.

Nachdem der Vf. den Staatszweck bestimmt hat, giebt er uns folgende Definition vom Staate: eine ewige Gesellschaft Vollbürtiger, die sich für den Gewinn des Zustandes der möglichsten Selbstständigkeit

keit öffentlich zu Macht und Recht (in diesen stillschweigend und nothwendig zu deren Copula — Cultur) bekennen. Rec., der in der Bestimmung des Staatszwecks von unserem Vf. abweicht, sieht nicht ein, warum sich derselbe nicht mit der einfachen gewöhnlichen Definition begnügen will: Der Staat ist eine unabhängige Gesellschaft, welche sich unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte zur Erreichung eines gleichfalls gemeinschaftlichen Zwecks vereinigt hat. Eben so wenig genügt dem Rec. der Beweis des Vfs., daß nur allein Vollbürtige als Mitglieder des Staats anzusehen seyen. Sind sie gleich hauptsächlich Glieder des Staats: so sind sie darum doch nicht die einzigen; unmöglich wird man zugeben können, daß alle nicht Vollbürtigen außer dem Staate leben. So weit gehen die Vorbegriffe über Wis-

nicht. S. 123 fängt endlich über das Alter der Er sucht hier zuerst die über das junge Alter die entgegengesetzte Meinung zu rechtfertigen. Beide die uralten Materialien der wissenschaftlichen Form. em Vf. vollkommen überliefert wird hier als das welchem das Streben sicht-

bar wird, die statistischen Materien in eine mehr wissenschaftliche Form zu ordnen. Nach ihm brachte *Conring* zuerst die Statistik auf das Katheder; *Achenwall* und vorzüglich *Schlözer's* unsterbliches Verdienst erhoben sie zu dem Range einer Wissenschaft, den sie heut zu Tage so ehrenvoll behauptet.

Der 2te Abschnitt von S. 137 an handelt von der Benennung, Rechtschreibung und dem Begriffe der Statistik. Unser Vf. übersetzt Statistik durch Staats - Zustands - Wissenschaft. Das treffliche von *Schlözer* empfohlene Wort *Staatenkunde* verwirft er, weil ihm alle zusammengesetzten Worte, bey denen die Ineinsbildung nicht vollendet ist, mißfallen, und weil er in diesem Worte zugleich alle Beziehung auf den Begriff des Zustandes vermisst. Dann folgt von S. 162—187 eine versuchte Beantwortung von *Schlözer* aufgeworfenen Fragen über den die Bedeutung und die Rechtschreibung des Staats. Ob diese weitläufige Untersuchung, am Ende höchstens nur ein Wahrscheinlichkeit giebt, hier eingerückt zu werden verläßt Rec. dahin gestellt seyn. In dem 2

Cap. des 2ten Abschnitts sucht der Vf. den Begriff der Statistik zu fixiren und neu zu definiren. Die vorzüglichsten bisher gegebenen Definitionen theilt er mit Angabe ihrer unterscheidenden Charaktere in 4 Classen. Einmal die, zu der sich *Achenwall* und *Schlözer* bekennen, welche als *punctum saliens* Staatsmerkwürdigkeiten, Staatsverfassung und Staatszustand hat. Die zweyte Classe, an deren Spitze *Mannert* und *Peuchet* stehen, wählt dazu Staatskräfte. Die dritte, zu welcher allein *Niemann* von unserem Vf. gezählt wird, nennt nur das Statistik, was Re-

geln der Staatenkunde sind, also die sogenannte Theorie der Statistik. Die vierte endlich, zu welcher der einzige *Sinclair* gehört, verbindet einen unter uns Deutschen gänzlich neuen Begriff mit Statistik; er versteht darunter Untersuchungen eines Landes zur Erforschung der Summe des unter seinen Einwohnern verbreiteten Lebensgenusses und der Mittel zur künftigen Erhöhung desselben. So wenig Rec. mit den 3 zuletzt angegebenen Definitionen zufrieden ist, welche ihm sämmtlich zu eng erscheinen: eben so wenig kann er jedoch in den Tadel einstimmen, welchen der Vf. auch gegen die erste *achenwallisch-schlözerische* Definition: Statistik ist la-begriff der ächten Staatsmerkwürdigkeiten, äußert. Er behauptet, diese Definition sey nur Description, d. h. sie gebe zwar das zu Ermessende, nicht aber, wie eine Definition solle, zugleich den Maßstab an. *Schlözer* selbst sagt jedoch sehr deutlich, was er unter Staatsmerkwürdigkeiten verstanden wissen will — alles dasjenige, was Einfluss auf das Wohl des Staats, auf den Staatszweck hat. Des Staatszwecks will aber unser Vf. in der Definition nothwendig Erwähnung gethan wissen. Wie derselbe jedoch deshalb die ganze Definition verwerfen mag, sieht Rec. wahrhaftig nicht ein. Man braucht ja nur die von *Schlözer* selbst gegebene Erklärung des Worts Staatsmerkwürdigkeiten mit in die Definition aufzunehmen, und unser Vf. hat alles, was er will — Erwähnung des Staatszwecks. Doch hören wir seine eigene Definition: Wissenschaftliche Darstellung derjenigen Daten, aus welchen das Wirkliche der Realisation des Staatszwecks gegebener Staaten, in einem als Jetztzeit fixirten Momente, gründlich erkannt wird, ist Statistik. Rec. gesteht offenherzig, daß er in dieser Definition nichts anders finden kann, als die *Schlözerische*, nur in etwas unverständliche Worte gekleidet; denn was sind die Data, aus welchen das Wirkliche der Realisation des Staatszwecks gegebener Staaten gründlich erkannt wird, anders, als die *Schlözerischen* Staatsmerkwürdigkeiten, d. h. alles dasjenige, was auf die Erreichung des Staatszwecks, auf das allgemeine Wohl Einfluss hat? Die weitläufige Rechtfertigung der Behauptung, daß die Statistik es nur mit dem als Jetztzeit fixirten Momente zu thun habe, wird gewiss jeder Sachkundige dem Vf. gern schenken, obgleich derselbe in der strengen Trennung des Geschichtlichen von der Statistik uns zu weit zu gehen scheint. Rec. weiß sehr wohl, daß der geschichtliche Standpunct bey dem Vortrage der Statistik immer der untergeordnete seyn und bleiben muß; zugleich weiß er aber auch aus eigener Erfahrung, daß der Vortrag der Statistik in vielen Stücken sehr mangelhaft, trocken und unverständlich bleiben muß, wenn man alle und jedes geschichtlichen Notizen aus demselben verbannen will. Rec. überzeugt sich immer mehr, daß das zu ängstliche Streben, genau verwandte empirische Wissenschaften trennen zu wollen, nothwendig zu einem allgemeinen Überblick und die Einsicht in den Zusammenhang derselben sehr erschwerenden Ein-

seitigkeit führen muß. — Zuletzt sucht noch unser Vf. in einer eigenen Deduction, sowohl die innere und äußere Möglichkeit, als auch die innere und äußere Nothwendigkeit der Statistik, als einer eigenen Wissenschaft, zu begründen. Rec. hat diesen ganzen letzten Abschnitt mit Vergnügen gelesen, welcher ihm überhaupt unter die am besten gerathenen Theile des Buchs zu gehören scheint. Was der Vf. gegen die, in den neueren Zeiten so viel Lärm machenden, Nützlichkeitsapostel sagt, hat vorzüglich unseren vollen Beyfall. Eben so unterschreibt Rec. alles dasjenige, was hier über den Nutzen und die Nothwendigkeit des statistischen Studiums bemerkt wird.

A. L.

### SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) BERLIN, b. Maurer: *Blüthen des Lebens* von Hartwig Hundt. Erste Sammlung. 1807. 224 S. 8. (18 Gr.)
- 2) DUISBURG und ESSEN, b. Bädecker u. Comp.: *Poetische Spaziergänge* (auch unter dem Titel: *Wanderungen durch Duisburgs Fluren*) von J. H. C. Nonne, Candid. d. Theol. 1808. 124 S. 8. (12 Gr.)
- 3) MEININGEN, b. Hanisch: *Gedichte* von Georg Carl Friedrich Emmrich, Hofkaplan in Meiningen. 1807. 167 S. 8. (18 Gr.)

Diese Dichter, die sich alle drey ihrer Nachbarschaft nicht zu schämen haben, so sehr auch ihre Gesangesweisen von einander abweichen, gehören zu denen, welche die Natur mit Talent für Poesie, aber mit keinem vorzüglichen, ausgestattet hat, und die eigentlich mehr Empfänglichkeit dafür, als wahre Schöpfungskraft oder Genie besitzen.

Der erste, der sich durch eine gewisse Zartheit, und durch heiteren Leichtsinns den Lesern gefällig und angenehm macht, hat Tändeleien und Liebes-scenen zu seiner gemüthlichen Ergötzung erwählt, und läßt seine Phantasie, zuweilen mit zu dreister Berührung, gern um sinnliche Reize schweben. Hölty und Anakreon sind seine Geistesverwandten, und die Vorbilder seines Strebens. Dem letzteren besonders sucht er unverhehlt nachzufröhen, und seine Liederchen sind ohngefähr folgender Art:

#### Treffen mit Eros.

Mit Eros war ich einmal  
In einem schweren Treffen.  
Ich siegte schon, doch schalkhaft.  
Entfloh der holde Kleine  
In Mina's vollen Busen.  
Das war ihm eine Feltung.  
Da war es wohl kein Wunder,  
Dafs er mein Herz besiegte.

Diese Blüten der Poesie findet man um vier kleine Erzählungen gestreut, wovon die erste: *die Perücke*, dem Rec. am meisten gefallen hat. Das unerhebliche Geschichtchen ist ohne Umschweif mit Klarheit in ziemlich sprechenden Scenen und Zügen recht artig vor die Augen gestellt, und, da sich Alles bey guter Laune so leicht fügt, so behält man dabey immer eine heitere Miene. Die beiden folgenden Erzählungen holen zu weit aus, und verlieren sich in

Kleinigkeiten oder umständliche Vorbereitungen; die letzte: *der Ring*, läßt in ihrer geringen Verwickelung zu bald das Ende errathen.

Der Vf. von No. 2 liefert in leichten Jamben mit männlichem Ausgang, und in einer würdevollen, und zugleich anmuthigen Sprache eine Beschreibung der Gegend um Duisburg, die bey denen, welche die Gegend kennen, angenehme Erinnerungen wecken, und bey andern, welche sie zu sehen wünschen, schöne Erwartungen erregen muß. Ein Unbekannter genießt an diesen Schilderungen vorzüglich nur die idyllische Friedfertigkeit und den genügsamen, kindlichen Sinn, mit welchem sie vorgetragen sind. Der gefühlvolle Vf. würde seinen Landschaften mehr inneres Leben verliehen, und das unmittelbare Interesse des menschlichen Herzens darüber verbreitet haben, wenn er durch einzelne Vorfälle und Auftritte das Örtliche zugleich in etwas Geschichtliches verwandelt hätte. Wenigstens hätte er den Spaziergang, der sich in Einem fort durch die ganze Gegend erstreckt, nach verschiedenen Tages- und Jahres- Zeiten in mehrere Abschnitte einteilen, und dadurch dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit, und dem Einzelnen mehr sinnliche Wahrheit geben sollen. So muß man sich oft mit den allgemeinen Bedingungen des Verstandes: *wenn* und *wann* es Winter ist, wenn der Abend kommt — dann ist es hier so — begnügen, und dadurch den Genuß der Gegenwart unterbrechen. In seiner lieblichen Sprache ahmt er *Krummachers* kindliche Anmuth nach.

Der Vf. von No. 3 betrachtet das Leben von seiner ernststen und melancholischen Seite, strömt Klagen aus über die Vergänglichkeit und die mancherley Leiden desselben, und bewaffnet den Menschen gegen die Macht des Schicksals mit moralischen Sätzen und religiösen Trostgründen. Schon die Überschriften seiner Gedichte, wie z. B. *an den Glauben*; *Elegie eines verführten Mädchens*; *der Blutmensch Collet d'Herbois in der Todesstunde*; *getäuschter Liebes-Schmerz*; *der Wittwe Sehnsucht nach dem Tode*; *an Gott*; *an die Natur* u. s. w., bezeugen die Lieblingsbeschäftigung seines Geistes. Daher auch seine Poesie, voll männlicher Kraft und priesterlicher Hoheit, in das Gebiet der Rednerkunst hinüberschweift, und mehr an den Verstand als an die Phantasie gerichtet ist. Statt einen Gegenstand in unmittelbarer Wechselwirkung mit anderen Dingen erscheinen zu lassen, wodurch sich aus der Fülle des Lebens schon von selbst ein Kreis, ein Bild der Welt, abrundet, liebt er, ein Ding nach seinen einzelnen Eigenschaften (wie in Reden und Abhandlungen) zu beschreiben, wobey das thätige Gegengewicht fehlt. Daraus entspringt, wie immer, eine sich selbst überlassene Weit-schweifigkeit, und der fühlbare Mangel an einer inneren Nothwendigkeit und äussern Begrenzung. Wo ist z. B. das Ende, wenn er anfängt, die Prädicate der handelnden Natur herzuzunennen? — Wenn der Dichter die Ewigkeit nicht in dem einzelnen Dinge findet: so wird er sie auch durch keine Ausdehnung und Zahl erfliegen.

Merkwürdig ist es, daß diese drey Dichter alle Etwas von Hölty haben. Der erste erinnert unter anderen in folgenden Versen an ihn:

Bald wehn vielleicht die Abendwinde.  
Auf unser frühbemooftes Grab  
Von jener stillen Kirchhofsinde  
Die schönsten Blumen uns herab.

Der Zweyte ist seiner in diesen Worten eingedenk:

Begeistert ruf ich dann voll Hochgefühl:  
O wunderschön ist unsers Gottes Welt,  
Und werth, darauf ein froher Mensch zu seyn.

Und der Dritte sagt ohne Hehl:

Und der Todtengräber gräbt ein Grab.

Das ist aber das Zeichen und das Werk guter Dichter, daß sie, wenn sie schon todt sind, noch empfänglichen Gemüthern eine Sprache leihen. T. Z.

NÜRNBERG u. LEIPZIG, b. Campe: *Methodik des Clavier- und Pianoforte-Spiels*, von Friedrich Guthmann. 1805. 51 S. gr. 4. (16 Gr.)

„Daß bey der Erlernung jeder Kunst und Wissenschaft sehr viel auf die Methode ankomme, daß diese die Fortschritte hemmen und befördern, erleichtern und erschweren könne — ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Jeder Sprachkenner weiß, daß eine gute Grammatik immer noch einen guten Lehrer nothwendig macht, der sie nach einer guten Methode recht zu nutzen, und ihr Geist und Leben einzuhauchen versteht. Eben so bey dem Clavier- oder Pianoforte-Spiel, und überhaupt in der ganzen praktischen Musik. Die Anweisungen, Clavier- und Pianoforte-Schulen sind als bloße Grammatiken zu betrachten, welche die Kunst nach ihren Regeln Punct für Punct systematisch abhandeln. Ihr richtiger Gebrauch bleibt den Lehrern und Spielern überlassen. Der Lehrer kann mit seinen Schülern die Gegenstände nicht in der Ordnung und in dem Zusammenhange nehmen, wie sie die Clavierchule vorträgt. Er nimmt bald von diesem bald von jenem Etwas, je nachdem es seinem Schüler nöthig ist; er sucht es den Bedürfnissen und Fähigkeiten desselben anzupassen etc. Die Clavierchule giebt uns die Regeln, die Methode lehrt sie uns anwenden.“

Schon aus diesen Wahrheiten, mit deren Vortrage der Vf. die Einleitung seines Werkes beginnt, geht hervor, daß ein Werk über die Lehrart eines so allgemein beliebten Instruments, dessen Erlernung noch überdies als ein Gegenstand der guten Erziehung und Bildung der Jugend, besonders der Jugend des schönen Geschlechts, betrachtet wird, eine im Fache der musikalischen Literatur sehr willkommene Erscheinung sey, weil die Erfahrung lehrt, daß unter der großen Menge derjenigen, die sich mit dem Unterrichte auf diesem Instrumente beschäftigen, die größere Hälfte derselben einer Unterstützung dieser Art bedarf. Es ist daher bey der unter den praktischen Tonkünstlern so sehr eingerissenen Vernachlässigung aller, den praktischen Kunstfleiß unterstützenden, Lectüre sehr zu wünschen, daß dieses Werk von denjenigen, für die es zunächst bestimmt ist, fleißig gelesen, und von den in denselben enthaltenen Winken Gebrauch gemacht werden möge.

Der Vf. hat seine Methodik in 24 Abschnitten vorgetragen, von welchen der erste die Einleitung enthält. Der zweyte Abschnitt handelt von den allgemeinen Erfordernissen eines guten Clavierspiels; der dritte von dem Stufengange des Unterrichts, und der vierte von den Vorübungen. Im fünften Abschnitte verbreitet sich der Vf. über die Erlernung der Noten; im sechsten, über die Wahl der Übungsstücke, und in dem siebenten, über das Einstudiren der Stücke. Der achte Abschnitt hat die Erlernung des Tactes, der neunte die Applicatur, und der zehnte den Vortrag zum Gegenstande. Das *prima vista* Spielen, die Passagenübung, die Eintheilung der Unterrichtsstunden u. s. w. füllen die übrigen Abschnitte aus.

Weder an der Wahl der in diesem Werke abgehandelten Gegenstände, noch an der Art ihrer Behandlung, verkennt man die Hand eines geschickten praktischen Tonkünstlers, der nicht allein gewohnt ist, über seine Kunst zu denken, sondern der auch in Hinsicht auf den Unterricht in derselben viel Erfahrung gesammelt hat.

— o —

#### KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Weiss: *Die Jungfrau von Nikomedia*. Eine Sage aus der kirchlichen Vorzeit. Von Ludwig Theobald Kosegarten. 1808. 61 S. 12. (12 Gr.) Diese Legende, die die standhafte Frömmigkeit einer Jungfrau schildert, ist in Ton und Behandlung durchaus rein gehalten. Der Dichter läßt die Sache selbst ohne gesuchte Verzierung und fremdartige Zuthat in ihrer wunderbaren Gestalt erscheinen und wirken, und wie ein gläubiges Gemüth sie aufzufassen pflegt, so stellt er sie auch dar. Dies ist einem künstlerischen Verfahren, wobey man die Natur eines Dinges den Zweck selbst bestimmen und erzielen läßt, völlig gemäß, und muß mit einer persönlichen Zuneigung für solche in der Poesie fast zur Mode gewordenen Wunderdichtungen und andächtelnde Spielereyen nicht verwechselt werden. Juliane, die Tochter eines Proconsuls von Nikomedien, schon in ihrem achten Jahre durch die Erscheinung eines Engels im Traum vom Heidenthum zum Christenthum bekehrt, und von einer Hirtin getauft, strebt zweyer Kränze, von Lilien und von Rosen, die sie bey dem Erwachen in ihrem Haar frisch blühend findet, und welche nie verwelken, wovon der eine der unbescholtenen Jungfrauschafft (*Magdheit*) und der andere der blutigen Vermählung (Erlösung durch den Tod) gewidmet ist, dadurch würdig zu werden, daß sie gegen alle Macht der Erde, Ehre und Glanz, und gegen alle Marter und Pein

ihrem höheren Geliebten unverbrüchliche Treue beweist, und ihrem Vorsatze und ihrem Schwure gemäß keine irdische Verbindung, auch nicht mit dem Angeesehensten des Reichs, eingeht, bis sie selbst vor dem Angesichte des ganzen Volks als eine Verächterin der vaterländischen Götter zum Tode geführt, und mit dem Schwerde hingerichtet wird. Und der diese Strafe über sie verhängen muß, ist ihr edelgesinnter Frey, der mit dem Amte eines Oberrichters ihre Hand zu gewinnen hoffte, und nun den bittersten Schmerz sich bereitet hat. Schön und herrlich, wie an Gestalt, so an Sinn und Betragen, zeigt die Jungfrau sich überall, und gewinnt unsere sanfte Theilnahme.

Als der Morgen nun den Ost gelichtet,  
Sah schon wieder auf der Richttribune  
Heliodorus, der auf Skorpionen,  
Nicht auf weichem Flaum die Nacht verwachtet.  
Juliane hiefs er eiligst bringen.  
Eiligst hergeführt ward Juliane. —  
Majestätisch stand und voll der Hoheit,  
Welche leih die Schönheit sammt der Unschuld,  
Juliane vor der Richttribune u. s. w.

Diese Verse zeigen zugleich, wie lieblich und anmuthig der Dichter erzählt, und wie er durch die Wahl fortgehender Trochäen den Ernst und die Trauer so schön gemildert hat.

T. Z.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1808.

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Sajou: *Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparée*, par C. Duméril, Prof. d'Anat. et de Physiol. à l'Ecole de Médecine de Paris etc. 1807 u. 8. 92 S. 8.

Wäre uns der Vf. nicht schon lange als einer der vorzüglichsten denkenden Physiologen in Frankreich bekannt: so müßte man ihn allein an diesen, im Nationalinstitut vorgelesenen, Abhandlungen als solchen erkennen. Er ist nicht ein Thieranatom, wie die meisten deutschen und französischen Gelehrten, die sich vergleichende Anatomen nennen; er weiß, daß das nicht vergleichen heißt, wenn man ein Thier nach dem anderen anatomirt, oder wenn man auch die Organe heraushebt, welche mehreren Familien gemein sind, sondern daß man die Analogieen der Organe, ihren Geist, kurz das, was wir anatomische Bedeutung nennen, angeben müsse, wenn man den Namen eines vergleichenden Anatomen verdienen will.

Ungeachtet wir die erste Abhandlung über den Geruch der Fische (gel. im Aug. 1807) für misslungen halten, vorzüglich weil den Franzosen das Wesen des Geruchsinns noch nicht aufgeschlossen ist: so finden wir in ihr dennoch überall die scharfsinnigsten Beziehungen, welche der Vf. für seine Meinung, daß die Nase den Fischen nicht zum Riechen sondern zum Schmecken diene, zusammenstellt. Obwohl die Fische das Riechnervenpaar besitzen, und es das erste Paar in ihnen, wie in anderen Thieren ist: so glaubt der Vf. dennoch aus dem Bau der Geschmackswerkzeuge und aus dem Verhältniß der riech- und schmeckbaren Stoffe zum Wasser, in dem die Fische leben, Gründe zu der Annahme zu finden, daß diese Nerven nicht dem Geruche, sondern dem Geschmacke bestimmt seyen. Die Fische haben zwar alle Zungennerven, außer dem *Hypoglossus magnus*, welches Hr. D. noch insbesondere bestätigt hat; aber ihre Zunge ist im Grunde nichts als ein unbeholfener Knochen mit einer warzenlosen Haut überzogen, und gewöhnlich mit Zähnen oder anderen knorpelichten Spitzen besetzt, welches eben nicht für die Geschmacksempfindung spricht. Da nun doch der Geschmack den Thieren unentbehrlich sey, so müsse dessen Organ anderswo — in der Nase — gesucht werden. Diese Voraussetzung des Vfs. scheint uns nicht gegründet zu seyn. Denn daß die Fische ihren Frass nicht beschmecken, beweist ihr schnelles Schlucken, ohne die kleineren Fische

J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

zu zerreißen, ebenso daß man sie auch mit Papier u. s. w. an der Angel fangen kann. Ein Thier aber, das mit solcher Schnelligkeit ein anderes hascht, und so schnell, ohne es zu zerbeißen, hinunterwürgt, kann unmöglich sich des Geschmacksinns bedienen wollen oder müssen. Auch ist der *Hypoglossus* doch im Ganzen nur ein Bewegungsnerv.

Einen anderen Grund für seine Meinung führt der Vf. aus der Natur der Riechstoffe an, daß ihr Wesen nämlich in der Luftigkeit bestehe, dagegen das der Geschmacksstoffe in der Flüssigkeit; so daß man sagen könnte, dieselben Stoffe würden im Wasser geschmeckt, welche in der Luft gerochen würden, da ohnehin die Riechtheile des Körpers entweder im Wasser in die Höhe steigen, also verloren gehen, oder sich mit dem Wasser verbinden, also wie Geschmacksstoffe wirken müßten. Dafür wird auch noch angeführt, daß die Wallfische gar keine Riechnerven haben, daß die Nasenhöhle der Fische nur vorne geöffnet sey. Der zweyte Beweis fällt dadurch, daß man erkennt, daß das Riechen nicht von einem mechanischen Anstoßen der Riechstoffe auf die Riechhaut entstehe, sondern von ihrer elektrischen Spannung. Sie mögen daher im Wasser verdünnt oder nicht, so wird doch die Elektricität des Wassers dadurch geändert, und dieses ist es, was die Fische riechen. Wir sind daher gerade der umgekehrten Meinung, nämlich daß die Fische allerdings Geruch, aber keinen oder nur höchst wenig Geschmack haben.

Die 2 Abhandl. ist über den Mechanismus des Athemholens bey den Fischen (gel. im Aug. 1807). Der Vf. zeigt, daß dieser Mechanismus ganz gleich sey dem in einigen Amphibien, und daß eben darum auch der Sitz und die Function des Riechorgans bey den Fischen ganz anders seyn müsse, als bey den anderen Thieren. Über das letzte haben wir uns schon erklärt, und bleiben auch bey unserer Meinung, ungeachtet der Respirationsweg bey den Fischen nicht durch die Nase geht; für das erste aber ist das, was *Broussonet* und *Schneider* darüber zusammenggetragen haben, so geistvoll verglichen, und selbst mit so vielen vortreflichen Beziehungen und Untersuchungen vermehrt, daß wir es werth halten, es durchzugehen, und unsere Beobachtungen und Meinungen damit zu verbinden. Der Vf. führt für die gleiche Respirationsart zuerst an die sich metamorphosirenden Amphibien, welche das Wasser auch in das Maul nehmen, und es durch eine oder mehrere Kiemenöffnungen herausdrücken sollen, daher die Kaulquappen der un-

R



beschwanzten Frösche mit dem *Synbranchus* des *Bloch*, wegen der einen Kiemenöffnung, die der *Molche* aber, der *Proteus*, die *Siren* und die anderen beschwanzten Frösche, mehr mit den Haien, besonders *Schneiders Ciliaris*, dessen Kieme zum Theil herabhängt, wegen mehrerer Öffnungen übereinkommen. Hiebey haben wir allerley zu bemerken und zu fragen. Nach dem Vf., der 3 Jahre Kaulquappen bey sich ernährt hat, sollen die der Frösche keine äusseren Kiemen haben; allein wir haben an allen, an vielen Hunderten sie äusserlich gefunden, auch bildet sie Rüssel so ab. Ob wirklich ein Kiemenloch vorhanden, und von dem Vf. selbst beobachtet worden ist, wünschten wir zu wissen. Wir haben nichts dergleichen gesehen, aber freylich auch nicht absichtlich gesucht; auch ist das Loch, welches Rüssel erst, nachdem die Kiemen verschwunden waren, und obendrein nur an der linken Seite, deren Fuß zuerst hervorzukommen pflegt, beobachtet hat, und worauf sich der Vf. wohl stützt, seiner Function nach sehr problematisch. Dagegen fanden wir, daß die Kaulquappen, auch die kleinsten, sobald sie nur von den Eiern frey sind, also während sie die Kiemen tragen, und lange ehe die Füße hervorsprossen, an die Oberfläche des Wassers kommen, Luft schlucken, sie in der Bauchhöhle einige Zeit aufbewahren, und dann wieder als eine sehr deutliche Blase durch das Maul von sich geben. Um dieses zu beobachten, muß man die Thierchen in ein Glas mit Wasser bringen, und des Nachts mit dem Lichte das Glas von der Seite desselben, an die sie sich hängen, betrachten. Ohne Zweifel ist dieses ein wahres Athmen, und die Luft kommt in die Lungen, welche sich in das Abdomen erstrecken; das Wasser könnte auch nur von aussen die Kiemen benetzen, doch gestehen wir gerne, hierin Zweifel zu haben. Unser Wunsch ist es ferner, daß die Franzosen, besonders *Lacépède* und *Lamarck* in dem Schaffen naturhistorischer Namen mehr die Linné'schen Regeln beobachten, und uns keine so hart klingenden und ungrammatikalischen Namen aufdringen möchten, wie sie bisher gethan haben. So kommt hier der Name *Unibranchaperture Lacép.* vor, der Schauer erregt. Auch ist nicht einzusehen, warum man unter *Mya* etc. nicht das Thier selbst verstehen, und daher *Myarius* sagen soll. Es ist ja doch die Schale mit das Thier, so gut als der Knochen zum Leib gehört. Endlich nehmen die Franzosen gar keine Rücksicht auf die Namenscollisionen. Warum behalten sie den Namen *Proteus* bey, da wir schon ein *Infusorium* haben, das so heisst? So ist es mit *Triton*, *Phalangium*, *Hydrargyrum* (ein Fisch bey *Lacép.*), *Caiman* und vielen anderen. Wo soll es mit der Naturgeschichte auf diesem Wege hinkommen!

Der Vf. geht nun zu den vollkommenen Fröschen über. Da ihnen die Rippen fehlen, so muß ihre Respiration natürlich durch andere Mittel erhalten werden. *Herholdt* und *Rüfen* haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, *Cuvier* und *Duméril* haben es bestätigt und der letzte berichtet, daß ihr

Athmen ein wahres Schlucken, vermittelt durch die Muskeln der Kinnladen und durch das elastische Zungenbein, sey. Nach Hn. D. ist keine Klappe in den Nasenlöchern, sondern die hinteren Zungenspitzen schliessen sie bey Luftschlucken in den Fröschen; in den Salamandern aber sind zu diesem Behufe zwey Höckerchen im Maule. Daß keine Klappe da ist, ist gewiß, aber es scheint uns, daß die Frösche die Nasenlöcher durch Verengern schliessen können; daß aber die Salamander keine Zunge haben, ist eine falsche Behauptung des Vf., sie ist allerdings da, u. zwar sogar hinten ausgerandet, was ein Grund mehr ist, die Molche zu den Fröschen zu rechnen. — Wenn man diesen Thieren das Maul aufperrt, so sterben sie, weil sie nicht mehr Luft schlucken können. Die Schildkröten sind in demselben Falle wie die Frösche, weil ihre Rippen unbeweglich sind (bekanntlich nennen die Franzosen diese Thiere *Chelonians*, *Batrachians*, welche Namen *Brogniart* aus den Alten eingeführt hat. Die Deutschen machen es auch schon nach; als wenn unsere Benennungen Schildkröten, Frösche, Schlangen, Eidechsen weniger deutsch klingen, als *Chelonier*, *Batrachier* u. s. w.). Diese nämliche Respirationsart findet sich bey den Fischen, ausser daß sie das zu respirirende Wasser durch das Maul einziehen, und wie durch einen Schluckungsact wieder durch die Kiemen heraustreiben. Hr. D. beschreibt dieses sehr klar, und geht selbst die Verschiedenheiten der Fische in dieser Hinsicht durch, was von einer Menge Beobachtungen und von einem großen Beobachtungsgeiste zeugt. Was er aber von dem Einathmen der *Rochen* durch Löcher hinter den Augen (die er durch ein Versehen *Narinas* nennt), weil die Thiere mit dem Maule auf dem Boden liegen, sagt, glauben wir bezweifeln zu dürfen. *Monro* spricht zwar von diesen Löchern; aber dennoch sind sie im Streite, wahrscheinlich nur Schleimlöcher, und wenn sie auch da wären, so könnten so kleine Löcher unmöglich die großen Kiemen mit zehn sehr weiten Öffnungen versorgen. *Monro* will überhaupt viel gesehen haben, was gar nicht existirt, sogar die äusseren Ohrlöcher bey den Rochen. Der Hauptfehler an *Monro's* theurem Werke mit den schlechten unbeholfenen Kupfern ist, daß das Meiste nicht wahr ist, und sein Hauptvorzug ist, daß es *Camper* und *Schneider* verbessert haben. Rec., der die *Rochen* lebendig in der See untersucht hat, hält sich überzeugt, daß sie das Wasser durch das Maul einnehmen, woran sie gar nicht durch den Meeresboden verhindert werden, denn dieser ist nicht so unruhig, daß Sand und Schlamm in das Maul mit dem Wasser kommen könnte.

Der Mechanismus des Athmens bey der *Lamprete* und dem *Gastrobranchus*, welche sich mit dem Maule ansaugen, und daher durch dieses das Wasser nicht einziehen können, scheint hier naturgemäss aus einander gesetzt zu seyn; aber dennoch bleibt Zweifel übrig. Das Wasser gehe nämlich durch das Spritzloch ein, und durch Schluckung in den Kiemenraum. Diese Kiemenhöhle ist sehr erweitert bey Schlamm-

fischen, um Wasser in Vorrath einnehmen zu können, z. B. bey *Lophius*; *Silurus* u. s. w., auch bey den sich versteckenden *Ammodytes*, *Cottus* u. s. w. Fische, welche einige Zeit im Trocknen leben können, haben noch eine Nebekieme. *Dum.* nennt 5 dieser Fische, worunter der Aal nicht ist.

Die dritte Abhandlung ist über die Eintheilung der *Batrachier* (Frösche) in zwey natürliche Familien (geles. im 7 Sept. 1807). In seiner *Zoologie analytique*, übersetzt von *Froiep*, und in seinem *Traité élémentaire d'histoire nat.*, übersetzt Erfurt bey Hennings 1806, ist diese Eintheilung schon getroffen; aber hier sind die Unterscheidungszeichen und die Ubereinstimmungen im Einzelnen durchgeführt. Die *Salamander* und *Sivenen* sind unter dem Namen geschwänzte Frösche (*Batrachiens urodeles*) mit diesen (*Bat. anoures*) in eine Abtheilung, aber in zwey Familien gebracht, wofür zuerst *Brogniart* gesprochen, was aber von D. mehr im Einzelnen bewiesen worden ist, und was wir für vollkommen gelungen halten, auch wenn man die gewählten Charaktere als Eintheilungsprincip nicht zugiebt. Hr. D. macht den Anfang mit einer Musterung der Linnéischen Charaktere der Amphibien, und zeigt, daß sie nicht zureichen; dann giebt er die Ähnlichkeiten der beiden Familien und ihre Unähnlichkeiten an, und zwar in dem ganzen Habitus, in der Haut, dem Verhältnisse der Gliedmassen, der Gegenwart des Schwanzes, der Zunge, dem Paukenfell, dem After, der Art der Befruchtung, den Eyern und endlich in der Form und Organisation der Kaulquappen, was alles wahr und mit Sachkenntnis zusammengestellt ist. Wir machen nur über einiges unsere Bemerkungen. Mit Recht erhebt Hr. D. die neuere Methode in der Naturgeschichte, die das Anatomische wie das Äußere berücksichtigt, über die ältere, und da es doch vorzüglich *Cuvier* ist, welcher den ersten Anstoß nicht nur gegeben, sondern auch am meisten Facta, und zwar sie zuerst als ein Ganzes geliefert hat, so werden wir ihm nie würdig dafür danken können. Möchten nur auch die Deutschen dieses einsehen, und darin die Franzosen, nicht aber in ihren äußeren Formeln nachahmen! Ein armeliges Zusammenklauben, ein Handlangerwesen ohne Plan, ein sinnloses Gerüst ohne abgemessenen Platz zum Gebäude droht die deutsche Naturgeschichte zu werden, wenn der bereits eingerissene Ton fort-dauert oder gar allgemein wird. *Blumenbach* ist allgemein von den Naturforschern geachtet, eben weil er das Handlangerwesen hasst, und kein Arten-fanger ist; aber dennoch hat er es bey allen seinen Bemühungen nicht dahin bringen können, die Deutschen von ihrem mikrologischen Wühlen weg-, und zur freyen, umfassenden, ideenvollen Naturbehandlung zu wenden.

Wir erkennen auch den Werth der vergleichenden Anatomie und selbst der Physiologie an für die Eintheilung der Thiere, halten uns aber überzeugt, daß die einzelnen Theile nur das leitende, ganze anatomische Systeme aber nur das constitutive Princip der Naturgeschichte werden können, so wie die

einzelne chemische Analyse zu keiner Eintheilung außer der Chemie taugt. Die Anatomie lehrt uns, die Thiere in ihren durchgreifenden, also ganz natürlichen Verwandtschaften zusammen zu stellen; aber wenn der Naturforscher einmal damit in Ordnung ist: so darf er keine einzelnen anatomischen Kennzeichen mehr angeben, sondern es liegt ihm nun ob, die ganzen Systeme und die äußeren Kennzeichen aufzusuchen, auf welche er vorzüglich durch die inneren geleitet wird, und dann wird das Thiersystem ein Vollendetes seyn, wenn die einzelnen anatomischen und physiologischen, und selbst die chemischen, nur Bekräftigungen der Systematik sind; ja es können die anatomischen Theile, wenn sie nicht als ganze Systeme aufgefaßt werden, nicht einmal durchgreifende Charaktere werden, da nicht einmal die Eintheilung in gewirbelte und ungewirbelte Thiere, welche in der neuesten Zeit so viel Aufsehen und Beyfall erregt hat, Stich hält, wie es selbst der Vf. in der *Lamprete* und in dem *Gastrobranchus* gefunden, und auch sogar die Leber nicht den Schnecken eigenthümlich ist: wenigstens hat sie *Rec.* bestimmt in *Lernaea branchialis* sehr entwickelt angetroffen, welche doch niemand zu den Schnecken rechnen wird. Hr. D. hat die Amphibien zuerst durch strenge Merkmale abgefordert, nämlich als *gewirbelte Thiere mit Lungen, kaltem Blute, ohne Haare, Federn und Zitzen*. Das Blut könnte wegbleiben. Die Zitzen betreffend, so ist es zwar in der Idee richtig, daß alle Säugthiere Zitzen haben müssen, und der *Ornithorhynchus* wird davon keine Ausnahme machen: aber wirklich lassen sie sich doch bey den männlichen Wallthieren nicht aufzeigen; es könnte daher hier noch einen anderen Charakter leiden, etwa noch „ohne horizontale Schwanzflosse.“ In der beschwänzten Familie ist die Charakteristik der Zunge „*Lingua ossæ, integra, immobilis, undique gulæ infixa*“ unrichtig, auch sind die Eyer-schalen unserer Eidechsen allerdings häutig, nicht kalkartig.

Die vierte Abhandlung enthält *Betrachtungen über die Verhältnisse der Structur zwischen den Knochen und Muskeln des Stammes aller Thiere* (gelesen im Febr. 1808), und theilt sich in 3 Momente: 1) Ubereinstimmung des Gebrauchs, der Formen und der Bewegung aller Wirbel; 2) von dem Kopfe, betrachtet als ein Wirbelbein, von seinen Muskeln und seinen Bewegungen; 3) von den Rippen und Beckenknochen, als Verlängerungen der Quererfortsätze der Wirbel betrachtet; alle drey sind meisterhaft und ideenvoll behandelt. Der Vf. fängt bey dem ersten Erscheinen eines Rückgrats an in der *Lamprete* und dem *Gastrobranchus*, wo es noch nicht in Wirbel abgetheilt ist, steigt durch die *Rochen* und *Haien*, die übrigen Fische, *Salamander*, *Schlangen*, *Frösche*, *Schildkröten*, *Eidechsen* zu den *Vögeln* und *Säugthieren*, wobey er das allmähliche Hervortreten der Wirbelfortsätze, die Lage derselben und die übrigen Verhältnisse der Wirbelsäulen zu einander zwar sehr kurz aber bestimmt angiebt. Von dem Kopfe zeigt er, daß das Hinterhauptloch dem Wirbelka-

mal entspreche, und sein Anfang sey, daß der Keilbeinfortsatz den Körpern der Wirbel, der Hinterhauptshöcker den Stachelnfortsätzen, die Zitzenfortsätze den Querfortsätzen, die Gelenknöpfe den Gelenkflächen der Wirbel entsprechen. Dieses wird nachgewiesen durch die Thierclassen, und endlich besonders durch die correspondirenden Muskeln, welche den Kopf und das Rückgrat bewegen. Durch diese Arbeit ist ein weites und für die Physiologie sehr fruchtbringendes Feld geöffnet. Hr. D. schließt sich dadurch an *Okens* Bearbeitung an, der zu zeigen gesucht hat, daß der Kopf aus drey Wirbeln und noch aus der Repetition der vier Extremitäten nebst der Brust und des Bauches bestehe. In der Nachweisung der Correspondenz einiger Muskeln hat sich Hr. D. versehen, so wie auch die Beckenknochen nicht bloße Wirbelquerfortsätze bedeuten,

sondern andere viel höher entwickelte Knochen, welche Bedeutung wir aber hier nicht angeben können, weil sie ohne Beweis nicht geglaubt wird, und dieser in die Entwicklung des Wesens der Geschlechtstheile und des ganzen Skelets, mithin in das Skelet aller Thierordnungen eingreift. Einen Wink dazu hat schon *Vicq-d'Azyr* gegeben, wo er das *Os ilii* mit der *Scapula* vergleicht, aber er ist dabey stehen geblieben. Merkwürdig bleibt es doch, daß dieser große Anatom dennoch die Correspondenz der Muskeln der oberen und unteren Extremitäten grösstentheils nicht getroffen hat. Möge diese Parallelisirung den neueren Physiologen besser gelingen, damit einmal die noch Widerstrebenden klar davon überzeugt oder wenigstens überwiesen werden, daß die Natur aus einem einzigen Organe alle gemacht habe. On.

### KURZE ANZEIGEN.

**NATURGESCHICHTE.** *Erlangen*, b. Palm: *Bibliothek für Luftgärtner und Blumenfreunde oder Deutschlands neuere Literatur der schönen Gartenkunst*. 1806. XII u. 168 S. 8. (14 Gr.) Der Zweck des Vfs. war, bey dem grossen Zuwachs, welchen die botanische und gärtnerische Literatur seither erhalten hat, dem Gartenfreunde hinreichende Data zu verschaffen, mittelst deren er sich über den Inhalt solcher Bücher vorläufig belehren könne. Zu dem Ende hat er die angeführten Bücher nach den Namen ihrer Verfasser alphabetisch geordnet, um zugleich das Auffuchen derselben zu erleichtern; für diejenigen aber, welche nur einzelne Zweige der Luftgärtnercy interessieren, und sich von der Zahl der hierüber vorhandenen Schriften unterrichten wollen, eine methodische Übersicht geliefert. Das ausserwesentliche der Büchertitel z. B. die Titulaturen hat er weggelassen; für diejenigen aber, welche die Vfs. der angezeigten Bücher genau kennen lernen wollen, ist durch ein (S. 150. fig.) beygefügtes Namenregister derselben gefordert. Auf das Bucherverzeichniß folgt ein Anhang einiger die Luft- und Blumen-Gärtnercy betreffender Aufsätze, welche in verschiedenen Journalen und Büchern zerstreut und meist von trefflichen Gelehrten gefertigt sind.

Die oben angegebene Absicht des Vfs. ist glücklich erreicht; allein auf Vollständigkeit der Sammlung selbst kann er keinen Anspruch machen. Die Obstplantzukunft, welche Nutzen und Vergnügen zugleich verschafft, und daher mit Recht zur ästhetischen Pflanzkunst gehört, hätte allerdings mehr berücksichtigt und ausführlich behandelt werden sollen. Die Schriften eines *Christ*, *Diel*, *Kraft*, *Manger*, *Sickler* u. a. m. sollten durchaus nicht fehlen. Ferner schöne Grasplätze sind eine wahre Zierde der Natur- oder sogenannten englischen Gärten. Daher sollten in diesem Bucherverzeichniß auch verschiedene Schriften, welche vom Wiesenbaue handeln und die hiezu tauglichen Futterpflanzen kennen lehren, angezeigt seyn, z. B. die Schriften von *Schreber*, *Riem*, *Maucke* u. a. m. Hr. Prof. *Weber* hat in Rücksicht auf die Anzeige der in die Gartenkunst einschlagenden Schriften viel mehr geleistet, und sich noch überdies dadurch verdient gemacht, daß er den Werth und die Brauchbarkeit der Bücher durch beygefügte Zeichen angegeben hat. Wer sich also *Webers Handbuch der ökonomischen Literatur* (Berlin b. Frölich. 1803.) angeschafft hat, der kann diese *Bibliothek* sehr wohl entbehren. H — ch.

*Breslau*, b. Hamberger: *Versuch eines Entwurfs zur Beschreibung eines Eisenhütten-Works*. 1804. S. 4. (16 Gr.) Der Vfs. dieses sehr zweckmäßigen Werkchens, sagt in der Vorrede: es sey die Einrichtung getroffen, daß die Subalternen und Zöglinge der schlesischen Hüttenämter von Zeit zu Zeit schriftliche Aufsätze und Beschreibungen von den mancherley Gegenständen des Hüttenwesens ausarbeiten und einreichen müssen. Die Unvollständigkeit verschiedener dieser Aufsätze habe ihn zu diesem Entwurfe veranlaßt, um angehenden oder solchen Hüttenleuten, welche die Beschreibung eines Hütten-

werkes zu verfertigen genöthigt, aber zu sehr mit anderen Geschäften überhäuft wären, einen Leitfaden zu geben, dem sie bey ihrer Arbeit folgen könnten. — Von einem solchen Leitfaden ist man Gründlichkeit, Genauigkeit und systematische Ordnung der zu beschreibenden Gegenstände zu erwarten berechtigt, und so unbedeutend manchem die Beschreibung eines Hüttenwerkes auch wohl scheinen möchte, so viele Schwierigkeiten führt sie mit sich, da sie eine sehr viel umfassende Kenntniß voraussetzt. — Von gewöhnlichen oberflächlichen Beschreibungen ist hier nicht die Rede, sondern nur von solchen, die plan- und ordnungsmässig bearbeitet sind. Alles, was man nun von dem Schema einer solchen Beschreibung erwarten darf, wird man gewiss in diesem Werkchen finden. Der Vfs. geht systematisch von einem Gegenstande zum anderen über, und zeigt sich überall als einen mit Sachkenntniß ausgerüsteten Mann. Rec. empfiehlt daher allen Hüttenleuten, die ihr Fach mehr als mechanisch treiben, diese Schrift angelegentlich, mit der Versicherung, daß sie dieselbe mit dem besten Nutzen auch als Leitfaden bey Beschäftigungen, jährlichen Beräthungen der Werke, Hütten u. s. w. gebrauchen werden.

**SCHÖNE KÜNSTE.** *Breslau*, b. Korn: *Die Kunst zu zeichnen*, für Lehrer und Lernende, von C. Bach, mit Kpfn. Auch unter dem Titel:  *Nouvelles Etudes de Dessin par Charles Bach*. Ohne Jahrzahl. 7 S. Text und 12 in schwarzer Kreide-Manier sauber gearbeiteten Kupfertafeln, nebst einem auf eben solche Weißgearbeiteten Titelblatt. Querfolio. (3 Thlr. 12 Gr.) Die 12 zu Vorlegeblättern für Anfänger im Zeichnen bestimmten Kupfer enthalten Augen, Ohren, Gesichter und ganze Köpfe, wie auch einige Hände und Füße, alles in einer leichten malerischen Manier vom Vfs. gezeichnet und von *Sander* gestochen. Es fehlt denselben nicht an Gefälligkeit, Zartem in Gestalt und Ausdruck, wohl aber an strenger Richtigkeit des Umrisses. Im Text behauptet Hr. Bach, und zwar mit Recht, daß es nachtheilig sey, die Anfänger nach Vorbildern zeichnen zu lassen, welche Gegenstände nach einem gegen die natürliche Gröfse beträchtlich verkleinerten Mafsstabe darstellen. Er empfiehlt ferner dem Lehrer, die Versuche der Anfänger im Zeichnen nicht sogleich selbst zu corrigiren, sondern er soll ihnen bloß die begangenen Fehler bemerklich machen, damit sie selbst trachten, solche zu verbessern. Diese Unterrichts-Methode ist ohne Zweifel sehr gut, und hat sich überall, wo man sie anwendet, bewährt erwiesen. Weniger dürfte hingegen von Hn. Bachs Vorschlag zu erwarten seyn, „dem Anfänger allemal, wenn er eine Zeichnung vollendet hat, das Vorbild sowohl als seine Copie wegzunehmen, und ihn denselben Gegenstand nun noch einmal aus dem Gedächtniß zeichnen zu lassen. Die Geduld junger Leute, die kein vorzügliches Talent zur Kunst besitzen, möchte dadurch auf eine viel zu harte Probe gestellt werden.“

Wenn dieses 1. Heft den Beyfall des Publicums erhält, so werden demselben andere nachfolgen. — y — H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 O C T O B E R, 1808.

P A D A G O G I K.

BERLIN, b. Weifs: *Belisar. Über den Unterricht der Blinden.* Von August Zeune, Doctor der WW., Director der königl. Blindenanstalt u. s. w. Mit Kupfern. 1808. VIII u. 168 S. 8. (Druckp. 1 Thlr. 4 Gr., Holl. 1 Thlr. 12 gr.)

Hr. Zeune, Director der ersten öffentlichen Blindenanstalt in Deutschland, liefert in dieser Schrift theils eigene Beobachtungen, (ein würdiges Seitenstück zu von Baczko's bekanntem Werke;) theils verschiedene Aufsätze, welche Ausländer über Blinde und den Unterricht derselben geschrieben haben. Er meint §. VI: „Es könne dieß Büchlein als eine Sammlung mehrerer Aufsätze über Blinde in mehreren Sprachen (gleichsam wie eine Blinden-Chrestomathie) zum Sprachunterrichte dienen, da die beiden nächsten, neueren, deutsch-römischen Sprachen, Engländisch und Französisch, (jenes näher dem Deutschen, dieses mehr mit dem Lateinischen verwandt,) darin vorkommen.“ Wir wollen über Worte nicht rechten, sonst würden wir gegen die *Blinden-Chrestomathie* Manches zu erinnern haben. — Den Anfang macht *Lettre sur les aveugles de Diderot*. Hr. Z. hat ihn mit *Anmerkungen* begleitet, und Rec. sieht sich genöthiget, über diese Anmerkungen wieder Anmerkungen zu machen. Mit Emsigkeit suchte er nach, was Hr. Z. über die Frage sage: Wie würde ein Denkender, von Geburt Blinder und Tauber, von der Seele denken? Und wider alles Vermuthen sah er ganz und gar keine Bemerkung darüber. *Diderot* behauptet, er würde sie in seinen Fingerspitzen finden. Uns dünkt, die Seele wird nie ein eigentliches Object des Denkens, ja überhaupt gar nicht Object für den Taubblindgeborenen werden. — Wenn *Diderot* schreibt S. 23: „*Comme de toutes les démonstrations extérieures qui réveillent en nous la commisération et les idées de la douleur, les aveugles ne sont affectés que par la plainte je les soupçonne en général d'inhumanité. Quelle différence y a-t-il pour un aveugle entre un homme qui urine, et un homme qui sans se plaindre verse son sang?*“ so widerspricht ihm Hr. Z. S. 123 mit Recht: er fand in seinen Erfahrungen das Gegentheil. Sonderbar aber wahr bleibt es, daß das Gehör viel mehr als das Gesicht beyträgt, Theilnahme zu erwecken und zu verstärken. *Rousseau* (*Collection complete des oeuvres de St. J. Rousseau. Tom. XVI. p. 218 et 219—220. Aux Deux-Ponts, chez Sansons 1782. 8*) ist eben derselben Meinung: „*Les*

*couleurs sont la parure des êtres inanimés; toute matière est colorée; mais les sons annoncent le mouvement, la voix annonce un être sensible; il n'y a que des corps animés qui chantent. — On voit par-là que la Peinture est plus près de la nature, et que la Musique tient plus à l'art humain. On sent aussi que l'une intéresse plus que l'autre, précisément parce qu'elle rapproche plus l'homme de l'homme et nous donne toujours quelque idée de nos semblables. La Peinture est souvent morte et inanimée: elle vous peut transporter au fond d'un désert; mais si-tôt que des signes vocaux frappent votre oreille, ils vous annoncent un être semblable à vous; ils sent, pour ainsi dire, les organes de l'ame; et s'ils vous peignent aussi la solitude, ils vous disent que vous n'y êtes pas seul. Les oiseaux sifflent, l'homme seul chante; et l'on ne peut entendre ni chant, ni symphonie, sans se dire à l'instant: un autre être sensible est ici.*“ Der Sinn des Gesichts bringt mehr eine Nüchternheit, der Sinn des Gehörs mehr eine Ahnung in uns; und wenn man bedenkt, daß jedes Dunkel mehr die Einbildungskraft erregt, als die Helle, da selbst Apelles und Raphael nicht so lebhaft malen, als der innere Maler in uns: so müßten die Blinden im Ganzen weit mehr zum Mitleiden geneigt seyn, als die Sehenden. Ein Blindgeborener, sonst ganz roher, Knabe weinte bitterlich, als Hr. Z. ihm *Bürgers Lied vom braven Manne* vorlas. Ohne Widerspruch ist *Diderot's* Behauptung vollkommen *à la François, c'est à dire en bon français*, das ist auf gut Deutsch gesagt: Wie der Hahn über die Kohlen! — Der Seufzer eines Thieres, das ausgekostene Geschrey seines leidenden Körpers, zieht alle ihm ähnlichen herbey, welche, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winfelnden stehen, und ihm gerne helfen möchten. Auch bey den Menschen erregt der nur den Augen dargestellte Schmerz eher Schrecken und Grausen, als zärtliche Mitempfindung: alle, die den von *Juan de Valdes* gemalten halbtothen Menschen ansahen, welchen die Würmer zerfressen, hielten die Nase sich zu, ohne Mitleiden zu zeigen; so bald aber ein Ton des Leidenden unser Ohr trifft, verlieren wir die Fassung, und eilen ihm zu: es überwältigt uns, es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist es, weil der Ton das Gemälde zum lebendigen Wesen erhebt, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurück bringt und auf Einen Punct vereint? Oder giebt es, wie *Herder* (*zerstreute Blätter I, S. 133 ff.*) glaubt, noch eine tiefere organische Ursache? Genug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt bey dem Menschen den Grund

seines größern Mitgeföhls durch Stimme und Sprache. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir minder Antheil, weil es ein unvollkommneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisirt. — Rec. achtet sich verpflichtet, ein offenherziges, und mit seiner Überzeugung völlig übereinstimmendes Bekenntniß nicht mit Stillschweigen zu übergehen. S. 129-130 schreibt Hr. Z.: „Diderot erwähnt nicht des so oft angeführten Farbentastens, wovon Hr. Kiefewetter und Hr. Nicolai selbst Beyspiele gesehen haben wollen. Ich glaube, man kann diese so oft behauptete und bestrittene Sache bejahen und verneinen, wie man will. Einen mechanischen Unterschied der Oberfläche durch Farben kann man nicht ganz leugnen; so fühlt sich schwarz, weil es mehr beyrn Färben gebrannt wird, härter an. Aber ob der eigentliche optische Unterschied getastet werden könne, bezweifle ich. Man stelle den Versuch so an: man nehme Porcellantäfelchen von allen Farben, vorzüglich von den drey Hauptfarben (Regenbogenfarben), Roth, Gelb, Blau, und lasse nun tasten. Hawy, bey seiner großen Erfahrung, hat noch kein einziges Beyspiel gehabt, wo ein Blinder Farben hätte unterscheiden können, und mir bey meiner kleinen sind schon vier Beyspiele vorgekommen, wo Blinde in dem Ruf standen, Farben unterscheiden zu können, und es nicht konnten; ja selbst von meiner Anstalt ist erzählt worden, die Blinden lernten darin Farben tasten. Wunderglaube der Sehenden und Eitelkeit der Blinden hat zu diesem Gerücht beygetragen.“ Leibnitz erzählt (Leibnitziana Th. 6. S. 325): „Der verstorbene Longueil sagte mir, er habe in Mastricht einen Blinden gesehen, der die Farben durch das Anrühren erkannt hätte. Ich weiß nicht, ob er es ganz allgemein konnte. Er fand, daß das Weiße und das Schwarze rauher sey, als das Rothe.“ Lessing schreibt (Collectanea zur Literatur. B. 2, S. 356): „Manche haben sich den Mangel des Gesichtes durch andere Sinne zu ersetzen gewußt; wie Joh. Vermaasen, der die Farben durchs Gefühl unterscheiden konnte.“ Auch von unserem berühmten Blinden, Ludwig von Baczko, wird es fast allgemein versichert, daß er diese Geschicklichkeit besitze. Dessen ungeachtet muß Rec. es bezweifeln. Vor mehreren Jahren sah er einen sehr bekannten, noch lebenden Blinden, er hatte Porcellantäfelchen von allen Farben, und fühlte die Farben mit einer wunderbaren Fertigkeit, worüber Jeder erstaunte. Als man es genau untersuchte, kannte er die Figuren der Porcellantäfelchen, aber nicht die Farben. Gewöhnlich ist es — Charlatanerie. — Dem Diderotischen Briefe, welcher ungleich mehr verspricht als er leistet, folgt *An account by Chesselden aus den Philosophical transactions, Vol. XXXV, London. 1729. Numb. 402. for the months of April, May and Juny, 1728.* Hr. Z. hat nur eine kleine geographische Note hinzugefügt, und doch hätte ihm folgende Stelle die schönste Gelegenheit gegeben, zur Kindheit zurück zu steigen, und über die Entwicklung der Seelenkräfte, immer mit besonderer Beziehung auf seinen Gegenstand, viel Vortreffliches zu sagen: „When he first saw, he was so far from making any judgment about distances, that he

thought all objects whatever touched his eyes, (as he expressed it) as what he felt did his skin; and thought no objects so agreeable as those which were smooth and regular, tho' he could form no judgment of their shape, or guess what it was in any object that was pleasing to him. He knew not the shape of any thing; nor any one thing from another, however different in shape or magnitude; but upon being told what things were, whose form he before knew from feeling, he would carefully observe, that he might know them again; but having to many objects to learn at once, he forgot many of them, and (as he said) at first he learned to know and again forgot a thousand things in a day. One particular only, tho' it may appear trifling, I will relate: having often forgot which was the cat and which the dog, he was ashamed to ask; but catching the cat, which he knew by feeling, he was observed to look at her steadfastly and then setting her down said: So puss! I shall know you another time.“ (S. 136—137.) — *An account by Grant, aus The tattler, Volume II. London, 1774. No. 55. Tuesday, August 16, 1709,* ist ebenfalls nur mit einer unbedeutenden geographischen Note versehen. — Das Interessanteste sind unstreitig Hn. Zeune's eigene Beobachtungen (148—168), worin man einen tiefen Blick und hohen Beobachtungsgeist mit Freuden bemerkt. Es trägt ganz das ernste, methodisch zugeschnittene Gewand der deutschen Philosophie, welche ausländischen Flitterputz nicht achtet, was Hr. Z. S. 125 und S. 153—154 gegen das Lesen der Blinden erinnert. Er bemerkt dabey nicht bloß den Zeitverlust, sondern vorzüglich den Raumverlust: „Eine nach Hawy's Art gedruckte Bibel würde gewiß ein ziemliches Zimmer ganz und gar ausfüllen; denn die Lettern sind groß, der Zwischenraum der Zeilen breit, und nur eine Seite kann bedruckt werden, wozu noch kommt, daß diese Blindenbücher nicht vom Buchbinder geschlagen werden können, weil sonst das Erhabene der Buchstaben vernichtet würde. Hiezu kommen die bedeutenden Kosten einer solchen erhabenen Schrift, wofür Hawy die Ausgabe auf zwölfhundert Thaler anschlug. Nun würde freylich dieser beträchtliche Aufwand erspart, wenn nach den Gedanken unseres geschickten technischen Scheidekünstlers, des Hn. Professors Towrie, die gewöhnlichen Lettern angewendet würden, und nur unter die Druckschwärze etwas Klebriges gemengt würde, so daß man nach dem Drucke eines Bogens seinen Staub aufsträute (aufstreute), wodurch auch eine Erhabenheit entstünde (entstände). Indessen bleibt doch der Weg des mündlichen Vortrags bey Blinden ungleich schneller und eindringender, und es möchte hier wohl das Statt finden, was Platon in seinem Phädras (Vol. X, S. 380 Bip.) von der Schrift überhaupt selbst für Sehende sagt, daß durch die Buchstaben zwar äußere, aber nicht innere Erinnerung geweckt, und statt Weisheit Vielwifferey erzeugt werde.“ Das Lesen mit den Fingern fällt selbst denen, die am geübtesten darin sind, z. B. dem blind gewordenen Fournier, der mit Hawy herum reiste, so beschwerlich, und geht so langsam von Stat-

ten, daß ihm selten ein Blinder Geschmack abgewinnen wird. Geschähe es, so wäre er ungemein zu bedauern, da der Bücher für ihn so wenige sind, und seine Bibliothek in hundert Jahren höchstens auf zehn Bände anwachsen könnte. Auch bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß z. B. Hr. *Baczko* der Geschichtskundige nie geworden wäre, welcher er wirklich ist, wenn er auf die Weise die Geschichte studirt hätte. Von den pariser erhabenen Noten urtheilt Hr. Z. dasselbe, was er von den erhabenen Buchstaben sagte (S. 163—164): sie fordern Zeit, Raum, Geld. Rec. setzt noch hinzu: sie haben wenig Nutzen. Da die Blinden die Noten mit den Fingern lesen, so geht es natürlich sehr langsam her, ehe sie ein neues Stück lernen, wenn sie sich nicht durch das Gehör helfen. — Bey den Instituten für Blinde scheint man es oft vergessen zu haben, daß sie bloß zum Nutzen dieser unglücklichen Menschen, und nicht zur Schau dienen; denn man treibt darin gern zur Belustigung der Zuschauer — unnütze Tändeleien. Auch hier muß man, wie bey allen übrigen Anstalten, von dem Grundsatz ausgehen, solche nicht zur Schau und Ergötzung neugieriger Gaffer zu stiften, sondern lediglich zu dem reellen Zwecke, dem Staate nützliche tugendhafte Bürger zu erziehen. Man lehre demnach den Blinden, nebst der Moral und Religion, hauptsächlich eine Arbeit, mit der er sich sein Brod, wo nicht ganz, doch zum Theil, erwerben möge. Zeiget er Lust, Talent und Genie zu einigen Nebendingen, die seinen Geist, sein Gemüth oder sein Herz auf eine angenehme Art beschäftigen: so wird es nicht schwer fallen, diesen Hang auf eine zweckmäßige Art zu befriedigen. Am besten geschieht es wohl dadurch, daß man ihn in seinem Gange nicht stört. Nach diesem Plane gründete der menschenfreundliche Einwohner *Liverpool's*, dessen Hr. Z. S. 167 erwähnt, die daselbst noch blühende Blindenanstalt. Die Arbeiten, welche sie darin lernen, bestehen in der Verfertigung von Körben, Peitschen, Stricken u. s. f. Einige lernen Musik, doch nur Kirchenmusik, vorzüglich Orgelspielen und Singen. Man will die Blinden zu nützlichen Bürgern bilden; aus der Ursache läßt man sie mit Bedacht keine Instrumente lernen, die sie zum Herumziehen auf der Straßse, in Gasthöfen und Tanzsälen verleiten könnten! Wir geben Hr. Z. zu erwägen, ob er dieß nicht durch die Flöte (S. 163) veranlasse; billigen es hingegen sehr, daß er die Blinden Fischernetze und Geldbeutel machen läßt. Überhaupt hat Hr. Z. die verschiedenen Standpunkte bey dem Zwecke des Blindenunterrichts, sowohl zu allgemeiner als zu nur mechanischer Bildung, mehrentheils richtig aufgefaßt; doch das Schwierigste hat er außer Acht gelassen: ihnen richtige Sprachbegriffe bezubringen. Die Blinden verstehen unsere Sprache kaum halb, und verknüpfen mit vielen Wörtern eine ganz andere Bedeutung, z. B. mit *Anschauung*, *Einbildung*, *Dar-* und *Vorstellung*, *Licht* und *Schatten*, das *Bildliche*, *Untastbare*; und eine Menge davon abstrahirter Wörter gewähren ihnen keinen deutlichen Begriff. Es lohnt sich der

Mühe, über alle diese Gegenstände ihnen, so viel als möglich, einen Aufschluß zu geben.

Rec. wünscht dieser reichhaltigen Schrift des Hn. Z., dessen wahre Talente er von ganzem Herzen schätzt, um so mehr recht viele Leser und noch mehr Käufer, je löblicher die Absicht derselben ist. Der Vf. schreibt nämlich S. VI: „da der für unser ganzes Deutschland so verderbliche Krieg auch die Hülfsmittel meiner durch des edlen Friedrich Wilhelms Großmuth gegründeten Anstalt versiegen machte, so will ich den Ertrag dieses Werkchens zur Erhaltung dieser Anstalt selbst verwenden, und man wird nun den Titel *Belisar* desto passender finden.“ Wir rufen jedem, der sehen und lesen kann, zum Besten der armen Mitmenschen, die weder sehen noch lesen können, das unter der Vignette auf dem Titelblatte befindliche Motto zu: *Dona obolum Belisario!* Die Vignette ist von Hn. Leopold sauber gestochen, sie stellt den *Belisar* mit einem Knaben in der gewöhnlichen Stellung vor. Die beygefügtten Kupferstiche sind *Saunderson's* Rechenmaschine schraffirt, und eine Erdkarte geätzt, mit roth bezeichneter Topographie zur Erläuterung von des Vfs. S. 159 beschriebenen Blinden-Globus. Der Druck ist correct, und das Äußere macht der neuen Verlagshandlung, welche mit diesem Werke, als einem ihrer ersten debütiert, Ehre. Ad.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Vorlesungen über die wichtigsten weiblichen Pflichten für edle Töchter und Mütter.* Ein Versuch von M. Christ. Friedr. Benj. Vischer, Diakonus in Ludwigsburg. 1807. 207 S. kl. 8. (16 Gr.)

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, daß die Angelegenheiten der weiblichen Erziehung und Bildung, mehr als sonst, nach ihrem wichtigen Einflusse in das Wohlergehen des Staats und der Familien gehörig gewürdigt, und in den Schriften des Tages, von Zeit zu Zeit, zur Sprache gebracht werden. *Brandes*, *Hippel*, *Jean Paul*, *Pockels*, eine *Caroline Rudolphi* u. a. haben sich, unter den Deutschen, von dieser Seite bedeutende Verdienste erworben. Besonders sind mehrere deutsche Schriftsteller bemüht gewesen, das weibliche Geschlecht auf seinen ausgezeichneten, eigenthümlichen Beruf aufmerksam zu machen, und dasselbe über Alles, was zu einer verständigen, sitzlichen, religiösen und häuslichen Bildung desselben erforderlich ist, zu belehren. *Campe*, *Ehrenberg*, *Ewald*, *Marxoll*, eine *Sophie la Roche*, *Schwarz*, *Wedag* u. a. haben dieß, in mannichfaltiger Form und Einkleidung, mit Glück gethan. Hr. V. versucht etwas Ähnliches, und er bestimmt diese Vorlesungen, laut der Vorrede, „für Leserinnen aus den gebildeten, oder wenigstens nicht ganz ungebildeten Classen des Mittelstandes.“ Den letzteren besonders kann denn auch diese Schrift, die sich über weibliche Bestimmung, über die Pflichten der Tochter, der Gattin, der Hausfrau, der Mutter verbreitet, und eine gesunde Moral in einer nicht unangenehmen Sprache enthält, nützlich seyn.



## KLEINE SCHRIFTEN.

ΠΑΔΑΘΟΙΚ. 1) *Wien: Versuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdezeichen der Taubstummen.* Eine Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Taubstummen. Von J. M. Weinberger. 49 S. 8.

2) Ebendasselbst: *Der Taubstumme und dessen Brauchbarkeit zu bürgerlichen Handwerken und anderen Gewerben.* Eine Einladungsschrift — von J. M. Weinberger. 28 S. 4.

Eine zweckmäßig eingerichtete Mimik ist bey den Taubstummen zur Vervielfältigung ihrer Realkenntnisse und anschaulichen Vorstellungen höchst notwendig; aber sie kann sich leider nie über Gegenstände höherer Abstractionen ausdehnen. Hr. W.'s kleine Schrift (No. 1) enthält viele treffende Bemerkungen, und erweckt ein günstiges Vorurtheil von den Talenten des Vfs. Doch trifft man in ihr auch beträchtliche Irrthümer und grundlose Sätze. Zu diesen rechnet Rec. die Behauptung, daß man in den ältesten und neuesten Schriften bey den vorgeschlagenen und befolgten Lehrmethoden nicht von Beobachtungen über die natürliche Denkart der Taubstummen ausgegangen sey. Hat denn Hr. W., der sonst so viel Belesenheit zeigt, nie etwas von *Arneumann's kleinen Beobachtungen über Taubstumme* (Berl. 1799, gr. 8.), *Arnoldi's praktischer Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren* (Gießen 1777, 8.), *Heinike's Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache* (Hamb. 1778, 8.), *Senfe's Anleitung zum Sprachunterrichte taubstummer Personen* (Leipz. 1793, 8.), und *Thornton's Preisschrift über Schriftsprache in den Transact. of the American philosophic. Society, Vol. III. p. 312.* gehört? — Am Ende dieser Schrift spricht der Vf. von der Wichtigkeit und dem Nutzen der Tonsprache bey dem Unterrichte der Taubstummen. Ohne Zweifel ist die Art des Unterrichtes der Taubstummen, da man sie sprechen lehrt, sehr viel vortheilhafter, als die Geberdensprache oder die bloße Schriftsprache. Jene ist zu unvollkommen, um alle Verbindungszeichen der Gedanken auszudrücken, und ein Lehrer derselben wird sich zur Beschleunigung und Ausdehnung seines Unterrichtes immer der Schriftsprache und des Gedankenwechsels durch diese bedienen müssen. Die Zusammenreihung von Buchstaben, ohne Bezug auf einen vorzustellenden Schall oder auf die ihn hervorbringende Bewegung, ist schwer zu fassen, wird leicht vergessen, weil sie unmöglich in bloßer Vorstellung wiederholt werden, und folglich der Taubstumme sich nicht beständig in Gedanken darin üben kann. Er soll geschriebene Buchstaben und Wörter mit dem Gedächtnisse fassen, dieselben ihm einprägen, sie aufbewahren, bey sichtbarer Vorstellung der Dinge oder Handlungen einzeln wieder aus dem Gedächtnisse holen, und sie zu Papiere bringen, ohne daß sein Gedächtnis eine zum Grunde liegende Scala dazu erhielt. — Gewiß das muß einem solchen Unglücklichen ungemein beschwerlich seyn. Der Unterricht im Sprechen, im Bilden von Tönen und Worten gehört also höchst wesentlich zur Cultur der Taubstummen, und macht davon den wichtigsten Bestandtheil aus, um ihren Organen eben auf die Weise beyzukommen, bey der es noch einzig möglich ist, ihnen reine Sprachbegriffe bezubringen, und ihnen dadurch den Weg zu bahnen zu dem, was das Wesen von der eigentlichen Cultur ihrer Humanität ausmacht. *Kann*, an dem man mit Recht den tiefen Blick und die Gabe, bey jeder Sache den richtigsten Gesichtspunct zu wählen, bewundert, trifft auch hier vollkommen den rechten Punct, in dem er in der *Anthropologie* S. 55. 2. Aufl. sagt: „Der Sinn des Sehens muß bey dem Taubgeborenen aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bey seiner Beleh- rung abgelockt hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln desselben verwandeln.“ — Zu diesem Unterrichte ist *Le Mécanisme de la Parole, suivi de la description d'une Machine parlante et enrichie de XXVII Planches par Mr. de Kempelen* (Wien, 1791. 8.) und *Kempelen's Mechanismus der menschlichen Sprache nebst der Beschreibung seiner sprechenden Maschine* (Wien, 1791. 8.) ein vortreffliches Werk. Es schränkt sich jedoch nicht bloß auf eine Verbesserung des Unterrichtes der Taubstummen ein, sondern erläutert auch einiges in der Phylologie. Bis zur Evidenz bewe-

ist es, daß *Epea's* Zeichen mit den Händen, von denen er behauptete, daß sie aus der Natur der Dinge geschöpft wären, viel zu willkürlich und bisweilen zu gefucht sind; daß die Luftröhre nicht die Luft, sondern umgekehrt, die Luft die Luftröhre in Vibration bringt u. s. f. Es verdient ganz das Lob, welches Hr. W. ihm ertheilt.

Die Notizen, welche Hr. W. über die Entstehung der Taubstummen-Institute in No. 2 mittheilt, sind weder neu noch richtig: sie finden sich schon in *Ammann's redendem Tauben*, übersetzt von *Ventzky* (Brenzla u. Leipz. 1747. 8.) in der Vorrede des Übersetzers S. 15—20, in *Ahlmann's Beschreibung des Taubstummen-Instituts in Berlin*, 2te Aufl. S. 3 und 26—28 (Berlin, 1804. 8.), in *Niemeyer's Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts*, 5te Aufl. S. 455—456. (Halle, 1805. gr. 8.), vorzüglich in der, *Raphel's Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren* (Leipz. 1801. 8.) beygefügten *Literatur zu einer Geschichte des Taubstummenunterrichts*, S. 1—34 u. s. f. — Es ist keinem Lehrer der Taubstummen zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den Schriften seines Faches besitzt, denn nur aus sehr wenigen wird er etwas lernen; aus vielen wird er Sachen erfahren, die noch in keines anderen Menschen Kopf gekommen sind; wie z. B. einst der tieferleuchtete *Heinike* zu Leipzig seine Taubstummen mit Vocalen und Consonanten *jüttete*, denn er erklärte öffentlich in 6 Schriften, daß er dem fehlenden Sinne des Gehöres den *Geschmackssinn* substituirt, und wie Einer seiner Nachfolger, welcher meinte, daß die Geruch- und Gehör-Nerven zusammenhängen, den hörselosen Zöglingen die Buchstaben zu riechen gab. Verzeihbar ist also jedem dieser Mangel; aber dann muß er sich auch nicht stellen, als ob er einen Überfluß an Belesenheit hätte. — Ganz falschlich schreibt Hr. W. die Erfindung der Kunst, die Taubstummen zu unterrichten, den Spaniern zu; der Aufsatz in der *neuen berlinischen Monatsschrift* December-Stück 1800, No. 6: *Erster Lehrer der Taubstummen: ein Mürker*, kann ihm seinen Irrthum zeigen. Übrigens scheint es uns weniger darauf anzukommen, wer eine Sache erfand, als wer sie zur Vollkommenheit brachte; denn der erste Keim eines Systems ist doch nicht gleich das System; das erste Element eines Gedankens ist ja nicht gleich der Gedanke. Ob *Joach. Pasch* (geb. 1527, gest. als Inspector zu Wulferhausen an der Doffe 1578) und *Pet. Ponce* (spanischer Benedictiner-Mönch, gest. 1584) den Unterricht der Taubstummen nur gleichsam gewagt, eine Lehr-Methode nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, bloß mit Bildern sich begnügt, und ihre Taubstummen erzogen haben, ohne daß es ihnen eingefallen ist, über das Wesen der Erziehung nachzudenken; oder ob die Didaktik von den Neuern in ihrem Zusammenhange gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden ist: — das alles ist doch nicht eins wie das andere. Warum wollen wir denn in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System sehen, und nur dem alle Ehre weihen, der die erste Idee faßte? Die erste Idee fassen heißt oft nichts; sie auffassen, richtig bestimmen, ausbilden, oft alles. — Daß die Taubstummen in Spanien zu *Geistlichen und Soldaten* gebildet worden sind, wie Hr. W. nachzählt, — *credat Judaeus Apella!* Wie haben sie denn alle jene die Ohrenbeichte und als diese das Commando-Wort vernommen? — Es ist eine gewöhnliche Krankheit der Menschen, Wunder zu glauben und zu verkünden, die gar nicht möglich sind; aber ein Schriftsteller unserer Zeit sollte daran nicht laboriren. — Endlich hat Hr. W. sehr Unrecht, wenn er behauptet, daß man in den Werken, welche über die Taubstummen im Druck erschienen sind, Eins der wichtigsten Fragen unberührt gelassen habe: *Wie wird der Taubstumme für das bürgerliche Leben brauchbar gemacht? Wie sichert man ihm vor Armuth, und wie bringt man selbst das mittelwüßige Talent des Taubstummen dahin, daß er sich selbst sein Brod verdienen kann?* Ausser den in vielen Schriften hierüber ertheilten Winken lieferte Hr. *Cäsar* in der *Monatsschrift für Deutsche* 1800 S. 241—288 eine ganze Abhandlung, welche auch *Raphel's* oben erwähnter Schrift S. V—XXXI vorgedruckt ist.

Ad.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Euripidis Tragoediae ad fidem MSS. emendatae et brevibus notis emendationum potissimum rationes reddentibus instructae. In usum studiosae juventutis. Edidit Richardus Porsonus A. M. graec. literarum apud Cantabrigienfes Professor. Tom. I. Hecuba. Orestes. Phoenissae. Medea. Editio in Germania altera correctior et auctior indicibusque locupletissimis instructa. 1807. LXVI und 571 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)*

**P**orson fing bekanntlich im J. 1797 an, die Tragödien des Euripides herauszugeben; zuerst die Hekuba zu London, dann 1798 den Orest, und in den folgenden Jahren die Phönissen, die Medea und die Hekuba zum zweyten Male. Sehr gut berechnet, bey den für uns enormen Preisen englischer Bücher, war die Speculation des Leipziger Buchhändlers, die vier genannten Tragödien nach einem correcten Abdruck in einem Bande um billigen Preis zu liefern; und da die Beforgung der Sache einem gelehrten Philologen übertragen wurde, der das Buch mit Registern bereicherte, wie sich deren nur an wenig Büchern finden: so wurde, wie wir hören, ein großer Theil der ersten Ausgabe von 1802 noch in England selbst abgesetzt. Vermöge einer Parlamentsacte nämlich kann jedes in England erschienene, und auswärts nachgedruckte Buch wieder eingeführt werden, wenn es über einen Bogen Zusätze erhalten hat. — Daher wurde bald die vor uns liegende *Editio in Germania altera* nothwendig. — Indess hatte sich in England das Gerücht verbreitet, Hr. Prof. Hermann habe die Ausgabe in Deutschland besorgt, welcher deshalb in dem *Critical Review* 1805 einen lateinischen Brief drucken ließ, worin er sich gegen diesen Verdacht zu verwahren sucht. — So nennt sich denn uns in der zweyten Edition als Herausgeber Hr. Prof. Schäfer in Leipzig, und beschenkt die Noten mit kleinen, aber gehaltreichen Zusätzen. Unterzeichnet sind sie zwar nur mit S, aber am Ende des Buchs, S. 569, vor einem Briefe kommt der volle Name zum Vorschein.

So viel zur Literärgeschichte dieses Buches, unstreitig eines der merkwürdigsten, das seit mehreren Jahren im Gebiet der Philologie erschienen ist.

Porsons Arbeiten sind lange genug in den Händen unserer Philologen, daß man endlich ein bestimmtes Urtheil, parteylos, wie es uns geziemt,

**S. A. L. Z.** 1808. *Vierter Band.*

selbst bey einem Manne, der gegen die Deutschen eingenommen scheint — über ihr Wesen, über den Gewinn, den sie der Wissenschaft versprechen, so wie über die Richtung erwarten darf, die durch ihre Einwirkung das kritische Studium der griechischen Sprache nehmen kann. — Ganz unabhängig davon scheint eine andere Frage: welchen Vortheil Euripides aus dieser Bearbeitung ziehe. — Denn dieser dient zum Theil nur als das Gefäß, worin uns goldene Früchte, durch langen Fleiß und große Sorgfalt gezeitiget, dargeboten werden. Diese aber bestehen unabhängig in ihrem eigenthümlichen Werth, wenn es auch am Ende klar werden sollte, daß die Bearbeitung des sehr verdorbenen Tragikers hier weder kritisch, noch exegetisch vollendet sey.

Daß dem englischen Herausgeber ein eigenthümliches Ziel vorschwebte, welches von dem, das Andere verfolgen, verschieden sey, sieht man aus manchen Äußerungen, dann zumal, wenn er versichert, seine Ansichten und Belehrungen seyen nur für Jünglinge, die denn auch häufig angeredet werden, weil er Ältere seinem Unterricht schon entwachsen glaubt. Z. B. *Ad Med. not. p. 338.* In Porson hat sich nach diesen Äußerungen ein Ideal seiner Wissenschaft erzeugt, dem ältere Mitarbeiter dieses Faches sich nicht accommodiren, für welches er aber das aufblühende Geschlecht emporbilden möchte. — Sehen wir auf den gegenwärtigen Zustand der Philologie, besonders in England, um die Widersacher zu finden, gegen die er ankämpft: so befindet sich dort, bey der allgemeinen und stets wachsenden Verkörperung der Nation, auch ein Vergehen der philologischen Studien in Seichtigkeit auf der einen Seite, und auf der anderen in — Sachkrämerey. Denn so möchten wir das hauptsächlich in Deutschland entsprungene Bestreben derer nennen, die unbekannt mit dem, was an den Alten eigentlich bilde und zu bewundern sey, voll Staunen und Ärgerniß, wenn Jemand z. B. einen Dialog des Plato für ein Meisterwerk erklärt, und dennoch behauptet, daß er kaum fünf gesunde Ideen enthalte — in ihrer Beschränkung das Alterthum als eine Fundgrube betrachten, aus der man mancherley — *quod utile, quod non* — hervorgraben und aufschichten könne, und die, verdorben für gründliche Erforschung des Organs griechischer Bildung — der Sprache — von dem englischen Eifer, nur Sachen zu erjagen, getrieben werden. — Sollte aber auch P. in England darauf Verzicht thun, die Erwachsenen zu belehren: in Deutschland sind

T

Begriff von *Modus*, daß wir nicht begreifen, warum *Porson* nicht nach dem bekannten Kanon ἔχει schrieb, da zumal in solchen Fällen die Verwechselungen so gar häufig sind. Auch in diesem Buch stieß Rec. auf eine sehr auffallende: Orest. 644 ff. richtig ἀπέδοτο δ' — ἄπως οὐ τὴν σὴν ἀπολάβοις ξυνάρον, wo P., da das Griechische im Texte steht, wahrscheinlich nicht das Gegenheil ἀπολάβοις aus einigen Handschriften und Ausg. aufnehmen würde. — Es heißt von der Hekabe: V. 53: περὶ γὰρ ἡδ' ὑπὲρ σκηνὴν πόδα Ἀγαμέμνονος. Was soll doch hier ὑπὲρ σκηνὴν Ἀγαμέμνονος *ultra tentorium Ag.*, da sie ja wohl aus dem Zelt des Agamemnon, ihres Herrn, kommen muß, wie der Chor τὰς δεσποσύνας σκηνὰς προλιποῦσ' V. 101. und wie es aus dem Verlauf des Stücks noch andere Lesart ὑπὸ σκηνῆς ist freydeßto mehr aber die Verbesserung in *Kingius*, dem *Porson* in der ersten. — Oft genug finden sich beide. — Orest. V. 665 καὶ μὴν περῶσα μὲν — 'Hδ' ist ebenfalls in den Codd. ἦτο und ἄπο zu wählen. Wer *Porson* ὑπὲρ aufnehmen! — Der

Sinn unserer Stelle ist: sie bewegt ihren Fuß vom Zelt des Agamemnon (im Hintergrunde) hier (auf die vordere Bühne, wo der Geist des Sohnes stand und sprach). Die Bedeutung des ἔδε, ἦδε, τόδε, ἡδε, ist häufig genug. S. V. 1043. Orest. 342 καὶ μὴν βασιλεὺς ἔδε δὴ στείχει, wo fast alle Handschriften die Glosse des Erklärers ὡς selbst gegen das Metrum im Texte haben; und sonst häufig. — Es ist, das alles zusammen genommen, wohl auch klar, wie die angeführte Parallelstelle Orest. 665 zu ordnen und zu verstehen sey. —

Hecub. 60, 61. ἄγετ', ὦ παῖδες, τὴν γραῦν πρὸ δόμου, ἄγετ' ὁρθεύσαι νῦν ὁμόδουλον, Τρωάδες, ὑμῖν, πρόσθε δ' ἄνασσαν.

Da mit dem zweyten ἄγετ' ein neuer Satz angeht, so kann nach unserem Erachten der Artikel vor ὁμόδουλον nicht ohne Solöcismus fehlen; zumal da aus den verschiedenen Lesarten durch eine leichte Combination die wahre ἄγετ' ὁρθεύσαι τὴν ὁμόδουλον gefunden werden kann. —

V. 62. λάβετε φέρετε, πέμπετ' αἰρετέ μου δέμας γεραιᾶς χειρὸς προσλαζόμεναι.

*Porson* hat mit Unrecht die Meinung angenommen, daß in diesem Chorgefange kein rein anapästisches System sey (bloß die Hexameter schlagen aus): daher sind die wahren Lesarten *varietas lectt.* geblieben, und den genannten Worten fehlt es ganz an Rhythmus. Zuvörderst tilge man δέμας mit Aug. 2 und Mosq. 4 als ein Glossen zu μου, und vertausche γεραιᾶς mit der kurzen Form γραιᾶς, die auch sonst von γεραιᾶς verdrängt wurde: z. B. V. 278. καὶ τῆςδε γραιᾶς, προσπιτνῶν, παρηίδος, wo Ald. τῆςδε γεραιᾶς zusammen mit einem Anapäst liefert, und *Aeschyl.* Agam. 803 (ed. Schütz. prior.) γραιᾶς ἐρείκῃς θυμὸν, was man freylich nicht mit dem seltsamen Herausgeber durch *Græjæ ericæ acervum* (sic! ein Haufen griechi-

sches Reisholz —) übersetzen darf (*Comment. in Aeschyl.* S. 189.) Zwar will man behaupten, γεραιᾶς habe ai kurz und nach P's. Meinung ad *Phoeniss.* V. 1301 gefellt sich noch brüderlich δειλαιᾶς dazu; aber die ganze Sache ist so unerhört in dem Gebiet griechischer Prosodie, daß es noch ganz anderer Beweise bedarf, wenn wir sie glauben sollen. — Demnach ordnen sich die Verse nach einer Umsetzung, um die Cäsur zu gewinnen:

Φερετέ λάβετε μου, πέμπετ' αἰρετέ γραιᾶς χειρὸς προσλαζόμεναι

V. 71 — 77 findet sich auch nach P's. Ausgabe folgende Verbindung: ἀποπέμπομαι ἔννυχον ὄψιν — ἂν ἴδον φοβερὰν ὄψιν, wo das zweyte ὄψιν so offenbar als Glossen und die Verbindung so elend erscheint, daß wir uns gar nicht hineinfinden, wie dergleichen von *Porson* ertragen werden konnte. — Nimmt man nach Ausstossung des ὄψιν aus der Aldina γάρ auf, so ist der Verbindung und dem Rhythmus geholfen:

ἴδον, φοβερὰν γάρ ἔμαθον ἰδάν.

V. 88 Κασάνδραν mit Einem σ wird von *Porson* und anderen geschrieben (auch von *Schäfer Melett.* p. 1); doch ist nach *Eustathius* p. 219. ed. Basf. ausdrücklich Zeugniß Κασάνδραν, Ἀλικαρνασσός und ähnlich die ältere Form, die auch den Tragikern zukommt. — V. 90. ἴδον — σπασθεῖσαν ἀνάγκη Οἰκτρῶς. — Fehlt ἀνάγκη, so ist klar, wie σπασθεῖσαν ἀνοίκτρως bey dem Concurs der Sylben an — an vermischt werden, auch wohl, wie sich ἀνάγκη einschoben konnte. Der Rhythmus erfordert nothwendig zu lesen, wie auch in der Note angegeben wird.

σφαγομένην, ἀπ' ἐμῶν γονάτων σπασθεῖσαν ἀνοίκτρως.

καὶ τόδε δειμὰ μοι. ἦλθ' ὑπὲρ ἄκρας τύμβου κορυφᾶς φάντασμι' Ἀχιλῆως.

Doch ist so die Interpunction noch nicht berichtigt. Steht nach moi eine grössere, daß mit ἦλθ' ein neuer Satz angeht: so verlangt die griechische Rede γάρ: ἦλθε γάρ ὑπὲρ ἄκρας. Zwar mangelt auch anderwärts in ähnlicher Fügung diese Partikel; doch gewöhnlich aus Schuld nachlässiger Bearbeiter, oder gar, weil man die Stelle durch Conjectur verdarb, wie *Porson* Orest. V. 1266. — Man unterscheide daher:

καὶ τόδε δειμὰ μοι ἦλθ' ὑπὲρ ἄκρας τύμβου κορυφᾶς, φάντασμι' Ἀχιλῆως

daß φάντασμι' Ἀχιλῆως als Appos. zu τόδε δειμὰ tritt. — V. 98.

ἀπ' ἐμᾶς οὖν, ἀπ' ἐμᾶς τόδε παιδὸς πέμψατε δαίμονες, κατεύω.

Der erste Vers hat wegen mangelnder Cäsur in der Mitte einen zerstörten Rhythmus: daß er von P. nicht angefochten wurde, wundert uns nach den obigen Bemerkungen über seine Metrik keineswegs, zumal da von ihm selbst ein ähnlicher ἀμουςος zur Aufnahme vorgeschlagen wird ad *Orest.* 342: Μενέλαος, πολλῇ δ' ἄβροσύνῃ. — Rec. schreibt in der Hekabe mit einer leichten Umsetzung:

ἀπ' ἐμᾶς, ἀπ' ἐμᾶς οὖν τόδε παιδὸς etc.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Euripidis Tragoediae* etc. Edidit Richardus Porsonus etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vers 103 schreibt Porson: *In anapaestis neque nunquam neque semper Dorica dialecto utuntur Tragici. Uti igitur in communi forma MSS. consentiunt, communem formam retinui; ubi codex unus aut alter Dorismum habet, Dorismum restituui.* Wie können hier in einer so schwankenden Sache, wo die Handschriften nur der Willkühr folgen, diese von P. als Richtschnur aufgestellt werden, der anderwärts (*ad Orest.* 64) in einem Falle über das *ν ἐφελικτικόν*, wo ebenfalls a priorische Bestimmung nöthig ist, den Freund der Handschriften mit dem kräftigen Ausspruch nicht unbillig zurückwies: *ineptus esset, quicunque ad Mss. in tali causa provocaret, cum nulla sit eorum auctoritas.* — Es gehört nur eine ganz gewöhnliche Bestimmung über den Gebrauch des Dorismus in den Chorgefängen hinzu, um zu der Bemerkung getrieben zu werden: wo die Anapästien sich zum Chorgefang erheben, oder in das System desselben als Theile verflochten werden, müssen sie das dorische *α* annehmen, hingegen ihr *η* behalten, wenn sie bloß im Verlauf des Dialogs oder ohne lyrische Bedeutsamkeit auftreten. — Nun beginnen von V. 100 — 220 anapästische Systeme, die sich, ehe das Ganze in ein Fragment zertrümmert wurde, von V. 156 an in Strophen und Gegenstrophen entsprachen, so daß kein Zweifel seyn kann, der Dorismus müsse in dem ganzen Gefange hergestellt werden. V. 207. τὸ δ' ἀξιώμα, καὶ κακῶς λέγῃς, τὸ σὸν πείσει. λέγῃς ist nach Hug. Grotius Verbesserung statt λέγη aufgenommen; doch die dabey aufgestellte Regel: *cum personam circumlocutione significant Graeci, quam citissime ad ipsam personam revertuntur* — paßt nicht auf vorliegenden Fall, wo doch τὸ ἀξίωμα τὸ σὸν unmöglich als Umschreibung von σὺ angenommen werden kann. — So ist auch die Lesart πείσει der anderen πείσει weit vorzuziehen, womit die des Gellius νικά dem Tempus nach übereinstimmt. — Eben so wenig durfte V. 337 τολμᾶν statt τολμᾷ emendirt werden. Wer wird doch verbinden ὡς κακὸν τολμᾶν ἢ μὴ χρῆ, was am Ende nichts anderes heist, als: wie übel ist es übles zu erdulden. — Da die Construction et was leidet, so schlagen wir vor:

αἱ αἱ τὸ δοῦλον ὡς κακὸν πεφικέναι,  
τολμᾷ δ' ἢ μὴ χρῆ τῇ βίᾳ νικωμένον.

- J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

δὲ (p. 2) häufig causal so viel als γάρ, so daß der zweyte Vers den Grund des ersten enthält. — Hingegen ist V. 429 ὡ τῆς ἀώρου θύγατερ ἀθλίας τύχης richtig ἀθλία geschrieben; nicht aber, weil *valde invenustum est duplex epitheton, ἀώρου ἀθλίας (addere sine copula eidem substantivo additum)*, sondern, was bekannt ist, weil diese Zusammenfügung nur der lyrischen Poesie erlaubt war: So die Hauptstelle bey Äschyl. Pers. 881. ὁ γεραιὸς πανταρχὴς ἀνάνης ἀμαχος βασιλεὺς. — 471 lesen wir zu unserem nicht kleinen Erstaunen καλλιδιφροί Ἀθηναίαι, und werden belehrt: *pro καλλιδιφρου* (wo — ου durch den Accent des Verses lang gezogen wird, also tadellos ist) *scripsi ionice καλλιδιφροιο, ut hiatus vitarem.* — Fürs erste halten wir es für sehr bedenklich, die wahren Ionismen in den Tragikern, wie εἰσοιχνεῦσι Äschyl. Prometh. V. 122, ἀελίοιο Orest. 812 und ähnliche durch Conjecturen zu vermehren; zumal da ihrer sehr wenige sind. Denn Endungen der Dativen auf — σι und — σιν, die Optative auf — οιατο, die Formen ἐμεθεν, σέθεν, ἐθεν u. a. gehören dem Attiker so gut wie dem Ionier, und diejenigen haben es zu verantworten, die sie mit fertiger Faust überall aus den Attikern ausgestrichen haben, wo sie von den MSS. geboten wurden. Auch widerstreitet die Änderung einer sehr weitgreifenden Bemerkung von Hn. Hermann zum Orpheus, daß man nicht elidirt, wo man andere Formen hat, nicht ἤλυθ' setzt, da ἤλθεν zu Gebote steht, nicht Πηληιάδα Ἀχιλλῆος, wie uns neulich fast wäre angemuthet worden, da wir Πηληιάδων haben. — V. 763. ποῖ, τῶν τότ' ὄντων χωρίσας τέκνων μόνον. Es ist sonderbar, wie in allen Editionen die Interpunction nach ποῖ bleiben und die natürliche Verbindung ποῖ χωρίσας hemmen durfte. —

V. 767. ΑΓΑΜ. Θνήσκει δὲ πρὸς τοῦ, καὶ τίνος πότμου τυχῶν;

ΕΚΑΒ. τίνος πρὸς ἄλλου; Θρήξιν νιν ὤλεσε ξένος. Die gewöhnliche Lesart τίνος γ' ὑπ' ἄλλου würde wohl schwerlich entstanden seyn, wenn τίνος πρὸς ἄλλου, eine Conjectur, die wahre wäre. — Dient die Partikel γε, was keinen Zweifel leidet, überall bloß das Wort, oder die Wendung zu verstärken, so gut wie *quidem*, dann ist auch ihre Bedeutsamkeit an dieser Stelle klar: *durch wen starb er?* Hek. Durch wen wohl anders u. s. w. Wir finden also Porsons Tadel *istud γε nihil ad sensum aut elegantiam confert* eben so ungegründet, wie die Änderung in τίνος πρὸς ἄλλου *quod et melius quaestioni respondet* — unnütz. Warum doch überall auf solche Regelge-



Krüppel machen in der That einen wunderfamen Tanz, da sie zumal nach verschiedenen Seiten ausschlagen. — Sodann, was soll doch nun

ἐλίσσετε νῦν βλέφαρα  
κόραισι, δίδοτε διὰ βοστρύχων πάντα —

was soll das heißen? „Dreht nun die Augenlieder den Pupillen, gebet überall durch die Locken —?“ Wie konnte P. den Scholiasten unbemerkt lassen, der κόραισι δίδοτε in Verbindung und πάντα auführt? — Die beiden correspondirenden Reihen aber, die nun hervorgehen

τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν —  
κόραισι δίδοτε πάντα —

kündigen zwey Trimeter an, in denen wegen ihrer Verflechtung in den lyrischen Gesang, die Auflösungen und dazu gehörigen Reihen gleich sind, und

### Strophisches System.

ΗΛ. Μυκίνιδες ὦ φίλοι.

τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν Ἀργείων ἔδος

ΧΟ. Τίνα θροεῖς βοᾶν; πότνια παραμένει  
γὰρ ἐτι σοὶ τὸδ' ἐν Δαναϊδῶν πόλει.

ΗΛ. Στήθ' αἱ μὲν ὑμῶν τήνδ' ἀμαζήρη τρίβον  
αἱ δ' ἐνθάδ' ἄλλον οἶμον, ἐς Φρουρὰν δόμων.

ΧΟ. Τί δέ με τόδε χρέος ἀπύεις;  
ἔνεπε μοὶ φίλα.

ΗΛ. Φόβος ἔχει με μὴ τις ἐπὶ δώμασι.  
σταθεῖς ἐπὶ Φοίνιου αἵμα  
πήματα πῆμασιν ἐξεύρη.

ΗΜΙΧ. α. Χωρεῖτ' ἐπειγώμεσθ' ἐγὼ μὲν οὖν τρίβον  
τήνδ' ἐκφυλάξω, τὴν πρὸς ἡλίου βολάς.

ΗΜΙΧ. β. Καὶ μὴν ἐγὼ τήνδ', ἥ πρὸς ἑσπέραν, φέρει.

ΗΛ. Δοχμία νῦν κόρας διάφερ' ὁμμάτων  
ἐκείθεν ἐνθάδ', εἴτ' ἐπ' ἄλλην σκοπιάν.

ΧΟ. Ἐχομεν ὡς θροεῖς.

Was den Sinn des oben berichtigten Verses anlangt, so bedenke man, daß der Chor in Trauer, also mit überhängenden Haaren aufgetreten war. — Demnach heißen die Worte κόραισι δίδοτε πάντα βοστρύχων διὰ nichts anders, als: „beimüht euch durch die überhängenden Locken alles zu sehn.“

III. *Phoenissae*. V. 51 u. 60 sind nach *Valckenaers* Urtheil vertilgt. — Das Verfahren bleibt immer willkürlich, einen Vers, der verdächtig wird, sofort aus dem Texte zu verweisen, und muß um so mehr gerügt werden, da große Kritiker das böse Beyspiel geben. Ist er unverständlich, ermattet, oder wiederholt sich an ihm die Kede: so hat man den Obelus, der ihn so lange bezeichnen kann, bis Conjectur oder Handschrift ihm zu Hülfe kommen. — Der Grundsatz, von dem man ausgeht, und der von *Brunck ad Phoen.* 57 deutlich ausgesprochen wird: *Castigatis ingenis et limbo iudicii lectoribus placituram rationem nostram confidimus*; verrückt den ganzen Standpunkt der Kritik, und bringt diese Männer dem Unwesen nah, wodurch nach ähnlicher Voraussetzung, — in

gleich seyn müssen. — Die Schlüsse Ἀργείων ἔδος und βοστρύχων διὰ geben sich von selbst. — Der Gang des Gesanges ist von vorn herein folgender:

Emblema { duo. jamb. trim. El. —

Stroph. a { Electr. . . . . Antistr. a { Electr.  
                  { Chor. . . . .                    { Chor.

Anhang. { Electr. duo jamb. trim. - Anh. { Electr. duo jamb. trim.

Stroph. b { Chor. . . . . Antistr. b { Chor.  
                  { Electr. . . . .                    { Electr.

Anhang { Semich. a, duo jamb. . . . . Anh. { Sem. a, duo jamb.  
                  { Semich. b, un. jamb. . . . .                    { Sem. b, un. jamb.

Um diese Harmonie zu gewinnen, braucht es nur einer kleinen Umsicht in der *Variet. Lectt.* und am Ende einer etwas geänderten Folge der Personen, die durch den inneren Gang des Gesanges selbst dargeboten wird. — Man schreibe:

### Antistrophisches System.

ΗΛ. Ἐλίσσετε νῦν βλέφαρα,

κοραῖσι δίδοτε πάντα βοστρύχων διὰ.

ΧΟ. Ὅδε τις ἔρχεται; τίς ὃδ' ἄρ' ἐν τρίβῳ  
ἀμφιπολεῖ μέλαθρον ἀγρότας ἀνὴρ;

ΗΛ. Ἀπωλύμεσθ' ἄρ, ὦ φίλοι, κεκυρμένους  
θῆρας. Ξιφῆρεις αὐτίκ' ἐχθροῖς εἰ φανεί.

ΧΟ. Ἀφοβος ἔχε· κενὸς, ὦ φίλα,  
στίβας ὃν οὐ δοκεῖς.

ΗΛ. Τί δέ τὸ σὸν βέβαιον ἐτι μοι μένει;  
δὸς ἀγγελίαν ἀγαθάν μοι  
εἰ τὰδ' ἔρημα τὰ πρόσθ' αὐλᾶς.

ΗΜΙΧ. α. Καλῶς τὰ γ' ἐνθένδ', ἀλλὰ τὰπὶ σοῦ σκόπει  
ὡς οὔτις ἡμῖν Δαναϊδῶν πελάζεται.

ΗΜΙΧ. β. Εἰς ταυτὸν ἤκεις· καὶ γὰρ οὐδὲ τῇδ' ὄχλος.

ΗΛ. Φέρε νυν ἐν πύλαισιν ἀκοὴν βάλω.  
τί μέλλεθ', οἱ κατ' οἶκον, ὡς ἡσυχίᾳ  
σφάγια φοινίσαι.

*usum elegantiorum hominum*: — die Alten gar kläglich gemißhandelt werden.

V. 84 ist *Valckenaers* unnöthige Conjectur βροτῶν ft. βροτόν aufgenommen. — V. 90. 1. 3: *Diversos modos jungit Euripides, quoniam ad tempora diversa spectant*: — wohl mehr, weil μὴ auf den ersten Vers nur als Fragpartikel, auf den zweyten als Negation wirkt. — V. 277: Ἀπαντα καὶ πολυμοῖσι mit *Valckenaer* ft. γὰρ πολυμοῖσι ohne Grund. Τολμῶντες sind nicht gerade die Tapfern, sondern überhaupt die etwas wagen. Dann erscheint alles furchtbar, ὅταν δι' ἐχθρᾶς ποδὺς ἀμείβηται χθονός. — V. 582: Κεῖς σκύλα γράψει; Ohne Grund wurde *Valckenaers* Änderung κεῖς ft. καὶ aufgenommen; über σκύλα γράψει, was auffiel; s. *Wunderlich ad Tibull.* p. 105. — V. 384: Οἶμοι τῶν ἐμῶν ἐγὼ κακῶν. Hier ist zuerst statt ἐγὼ ein τλήμων vorgeschlagen, und wenn das noch nicht hinreicht, der soll aus *Hel.* 1243: Οἱ γὰρ ἐμῶν τλήμων κακῶν lesen, wo also das unschuldige ἐγὼ wie von einer schlechten Policy erst zum Thronhinasgejagt, und dann zur Hinterthür wie-



der hereingelassen wird. — Und warum? „*Valde je-juna est ista repetitio pronominis*“ heisset es. — Οἱ μοι ἐγὼ κακῶν sagt der Chor im Hippol. 591 von fremden Leiden. — Warum nicht Polyneikes οἱ μοι ἐγὼ τῶν ἐμῶν κακῶν von seinen eigenen? — V. 512 die Conjectur πλὴν ὀνόμασιν ist für uns ein Räthsel, da wir zumal nicht einsehen, was in der gewöhnlichen Lesart πλὴν ὀνομάσαι zu bessern sey. Denn das ὀνόμασιν und ὀνομάσαι, wie angemerkt wird, leicht verwechselt werden, oder das ὄνομα, λόγος [μῦθος ist übergangen Aesch. Prom. vinct. am Ende] dem ἐργῷ bey den Tragikern [wir denken, wohl nicht bey den griechischen Tragikern allein, sondern in allen Büchern einer jeden Sprache, wo dazu Gelegenheit ist,] entgegenstehen, kannieselbst doch wohl nicht anfechten. — Fehlte es Porson an Stoff, nach Valckenaer Noten zu schreiben, daß er zu kritischen Spielen seine Zuflucht nahm? — V. 1165—68. Diese Verse sind alle durch δέ, δέ, τε, δέ, δέ verbunden; doch auch bey Porson so, daß nicht alles zusammenhängt, was zusammen gehört. — Da in den Handschriften einige Verschiedenheit herrscht, so ist es schon darum erlaubt, die Partikeln dem Gange der Rede gemäß zu ordnen. Wir verbinden darum:

ἤχῃς δ' ὅπως ἤκουσαν, οὔτις ἀργὸς ἦν,  
πολλοὶ τ' ἐπιπτον κρατὰς αἱματούμενοι  
ἡμῶν δ' ἐς οὐδ' αἶδες ἂν πρό τειχέων  
πυκνοὺς κυβιστητήρας ἐκνενευκότας  
Ξηρὰν τ' ἔδευον γαίαν αἵματος πνοαῖς  
ὁ δ' Ἀρκὰς κ. τ. λ. —

Auch V. 1250 muß statt τε aus Ald. u. Mss. δέ in der Bedeutung von γάρ aufgenommen werden. V. 1255.

ἐπὶ τοῖςδε δ' ἐσπείσαντο κἂν μεταίχμιοις  
ὄρκους ξυνῆψαν. Rec. scheint die Lesart ἐπὶ τοῖςδε nicht ächt. Zuerst ist der Concurs des doppelten δέ in τοῖςδε δέ mehr der Prosa als dem poetischen Styl eigen, und zum wenigsten verdächtig, wo er in einem Tragiker sich zeigt. Sodann scheint zu Anfange des Verses ein Anapäst, der aus zwey Worten besteht (ἐπὶ τοῖςδε), im Euripides so wenig wie in einem anderen Tragiker, erträglich. Wie man ihn in Soph. Electr. zu Anfange τὸδε γὰρ παλαιὸν Ἄργος vertilgt hat, scheint es auch hier geschehen zu müssen. Wir lesen:

τούτοις δ' ἐσπείσαντο u. f.

Ein Erklärer, der die Construction deutlich machen wollte, schrieb ἐπὶ bey, und kam das in die Reihe, so mußte τούτοις δέ wohl in τοῖςδε δέ zusammen schwinden. V. 1277. 8. Die Verse haben zwey Verbesserungen erfahren, um sie gegen Valckenaer zu behaupten. Vielleicht bedürfen sie zu ihrer Her- und Sicherstellung noch einer dritten:

ὡς ὁ κίνδυνος μέγας  
καπαθλα δεινὰ δακρύοις γενήσεται u. f. w.  
δακρύοις st. δακρύα σοι. Wahrscheinlich fand sich die doppelte Form δακρύοις und δακρυσιν vor, aus deren Vermischung die Vulgata ihren Ursprung nahm. —

III. Medea. V. 84—87:

τίς δ' — ἄρτι γινώσκεις τόδε,  
ὡς πᾶς τις αὐτὸν τοῦ πέλας μᾶλλον φιλεῖ,  
οἱ μὲν δίκαιος, οἱ δὲ καὶ κέρδους χάριν,  
εἰ τοῖςδε γ' εὐνῆς οὐκ οὐ στέργει πατρί;

So der Pädagog vom Jason. Porson bemerkt, nach Aufzählung einiger Gedanken von anderen darüber, bloß dieses: *mihi videtur* (nämlich im V. 86) *sententiam prioris versus quodammodo mollire voluisse Euripides*. Mit dieser nichts sagenden Bemerkung werden diese Verse sich selbst überlassen, die in der That nicht zerrütteter seyn können. Zwar läßt sich nichts verbessern, da, nach des Scholiasten Bericht, die Schauspieler schon daran verzweifeln, und den 84sten so sprachen: τίς δ' οὐχὶ θυγῶν τοῦτο γινώσκει σαφῶς; also die beiden nächsten, die er als unächt bezeichnet, ausliesen: doch wer mit dem Anscheine von Einsicht, wie Porson thut, über dergleichen hingeht, macht den Lesern Rauch vor. — V. 170 θέμις εὐκταίαν. Bey Vertheidigung dieser Lesart gegen Ruhnkensius darf ein neuer Herausgeber Hufschke's treffliche Bemerkung *Analect. crit.* p. 133 nicht übersehen. — 218 ff. οἶδα γὰρ πολλοὺς βροτῶν σεμνοὺς γεγῶτας, τοὺς μὲν ὀμμάτων ἄπο, τοὺς δ' ἐν θυραίοις. — Nach Ennius Übersetzung in Cicer. Epp. VII. 6: *Nam multū suam rem bene gessere et pœpiciam patriæ procul*, vermuthen wir — τοὺς μὲν οὖν ὀμῶν ἄπο statt des nichts nutzigen ὀμμάτων. — Die seltenere Art des Gegensatzes τοὺς μὲν οὖν — τοὺς δέ mag Gelegenheit gegeben haben, die Stelle zu verderben. V. 298. ἄλλης ἀργίας. Porson schlägt αὐτῆς vor, oder ἄλλης πλεοναστικῶς zu nehmen. Was heisst das? — ἄλλος muß zuweilen durch *præterea* übersetzt werden. — V. 317. Zu verbinden ist nicht εἰσω φρενῶν ὀρρωδία μοι, wie die Interp. angiebt; sondern εἰσω φρενῶν μή τι βουλευσῆς als starker Gegensatz von λέγεις μάθ' ἄν. — 585. Warum wurde ἐν γὰρ ἐκτενέϊ σ' ἔπος mit dem erzwungenen Sinn: *pro argumento ita te prosternam, ut quasi mortuus jaceas* — aufgenommen, da sich unter der Var. Lect. das einfachere ἐν γὰρ ἂν κτενέϊ σ' ἔπος vorfindet? — V. 610. Auch hier Interpunction, welche die natürliche Verbindung: λαβεῖν τι προσωφελήμα χρημάτων ἐμῶν vernichtet. — V. 908. Statt τῷ χρόνῳ wird συν χρόνῳ vorgeschlagen; was auch nur dient, die unnöthigen Conjecturen zu vermehren. — V. 1127 wünschen wir ἡκισμένην aufgenommen und mit κλύουσα verbunden. —

Noch ließen sich manche Klagen erheben über die Interpunction, die nur an wenig Stellen verändert, also durchweg schlecht geblieben ist, über nicht gehörige Benutzung mancher Hülfsmittel, z. B. der Scholiasten, und über unvollständige Aufführung guter Lesarten. Um aber ein für das griechische Sprachstudium selbst so wichtiges Werk mit glücklichen Worten zu entlassen, so wünschen wir, daß es allgemein, auch von Jünglingen, gelesen und beherrzigt werde, auf daß ihr Geist sich an dem Anschauen so trefflicher Forschungen über griechische Rede erhebe. Dann wird die Idee der wahren Philologie immer mehr Eingang finden, und ihr segensreicher Einfluß, entgegenwirkend dem Hereinbruch endloser Verflachung, sich stets wohlthätiger verbreiten.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 O C T O B E R , 1808.

## LATEINISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Didot: *Dicuil liber de Mensura orbis terrae ex duobus codd. Mss. Bibliothecae Imperialis nunc primum in lucem editus a Car. Athan. Walckenaer.* 1807. 77 S. 8. (1 Fr. 10 cent.)

Da, wie die Vorrede nach Morelli (*Bibliotheca manuscr. Gr. et Lat. Tom. I. pag. 371 — 385*) zeigt, schon seit *Beatus Rhenanus* mehrere Gelehrte, besonders *Salmasius*, *Harduinus*, *du Cange*, Abschriften dieses Büchleins gehabt und benutzt haben; und da der VI., *Dicuil*, ein schottischer oder irländischer Mönch des neunten Jahrhunderts ist (*scrips. 825 p. Chr.*): so wird man eben nicht gespannt, Neues und Wichtiges hier zu erwarten. Auch enthält das Buch in der That hauptsächlich nur Excerpte aus *Solinus* und *Plinius*, aus *Isidorus Etymologieen*, aus *Priscians lateinischer Überetzung des Periegeten Dionysius*, aus der Kosmographie, die wir gewöhnlich einem *Aethicus Ister* zuschreiben, aus *Servius*, *Commentar zum Virgil* und einigen Anderen, und könnte in dieser Hinsicht kritischen Werth haben, wenn nicht die *Codices*, in denen es uns erhalten ist, von höchst unwissenden und sorglosen Abschreibern geschrieben wären. Allein, besonders der erste Theil des Werkes, enthält außerdem Nachrichten, die ihm eigenthümlich sind, und die wir sonst nirgends finden, nämlich von den Messungen der römischen Provinzen, die *Theodosius der Große* im 15 Jahre seiner Regierung, 393 J. nach Chr., anstellen ließ, S. 3, und die vielleicht bey der so genannten *Peutingerischen Tafel* zum Grunde liegen; dann einige Reisenachrichten über Ägypten von dem Bruder *Fidelis* (denn so ist S. 17 statt *fidelis frater* zu lesen, *Fidelis* ist Name); ferner Reisenachrichten ungenannter Kleriker von den Inseln nordwärts über Schottland und Irland. S. 29 und 30, die auch *Dicuil* zum Theil selbst besucht hatte, S. 28; und endlich folgende Notiz aus Deutschland S. 37: „*Sed idem Julius* (nämlich *Solinus*) *nuntiando de Germania insulisque ejus, unum de Elephantibus mentiens, falso loquitur dicens, Elephantem nunquam jacere: dum ille sicut Bos certissime jacet, ut populi communiter regni Francorum Elephantem, in tempore imperatoris Karoli, viderunt.*“ Am wichtigsten darunter ist, was *Dicuil* aus den *Missis Theodosii* abgeschrieben hat, woraus wir besonders auszeichnen, daß er oder jene *Missi* die ganze Nordseite der Erde vom westlichen Ocean bis zum serischen Meer in Osten zu Europa zu rechnen, und das Gebirge

*Taurus* zur Grenze Europa's und Asiens anzunehmen scheinen, S. 7, 8, 9; dann daß ihm (wie in einem Theil der Kosmographie des *Aethicus Ister*) das Mittelmeer das *tyrrhenische Meer* heisst, S. 43: „*Ispra* (die vorher genannte Ausdehnung von 470 Millien) *est juxta Syriam latitudo maris Tyrrheni, cujus* (so steht in den Mss.; nicht *cui*) *longitudo ab insulis Gadibus usque ad Syriam extenditur;*“ und daß der Theil Asiens, dessen Südgrenze das kretische und Karpathische Meer ist, im Norden das *ägäische Meer* zur Grenze hat, S. 7, so daß also das schwarze Meer noch unter diesem Namen mit begriffen gewesen zu seyn scheint. — Der Bruder *Fidelis* hatte von Palästina aus eine Seereise nach Ägypten gemacht, hatte dort die sieben Scheuren des heil. Joseph gefunden, welche dieser für die sieben unfruchtbaren Jahre erbauet (wahrscheinlich kleine Pyramiden), und will dann auf dem Nil in das rothe Meer gefegelt seyn, „*quamquam in libris alicujus auctoris fluminis Nili partem in Rubrum mare exire nequaquam legimus*“ S. 17. — Die schottischen Kleriker meinten *Thule* erreicht zu haben, wo am längsten Tage die Sonne zwar unsichtbar, es aber doch durchaus nicht dunkel werde, S. 29; „*sed quicquid homo operari voluerit, vel pediculos de camisia abstrahere, tanquam in praesentia solis potest: et, si in altitudine montium ejus fuissent, forsitan nunquam sol absconderetur ab illis.*“ — *Idcirco mentientes falluntur, qui circum eam concretum fore mare scripserunt, et qui a vernali aequinoctio usque ad autumnale continuum diem sine nocte, atque ab autumnali, versa vice, usque ad vernale aequinoctium assiduam quidem noctem, dum illi navigantes in naturali tempore magni frigoris* (nämlich im Februar) *eam intrabant, ac manentes in ipsa dies noctesque semper praeter solstitii tempus alternatim habebant: sed navigatione unius diei ex illa ad boream congelatum mare invenerunt.*“ Andere der kleinen Inseln nördlich seyn unbewohnt, seit 100 Jahren hätten sich Eremiten dort niedergelassen, nunmehr aber seyen sie wieder verlassen, „*causa latronum Normanorum, plenae innumerabilibus ovibus, ac diversis generibus multis nimis marinarum avium.* Nunquam eas insulas in libris auctorum memoratas invenimus.“

Schon diese Angaben zeigen, daß das Büchlein gedruckt zu werden verdiente, und daß wir es also dem Hn. *Walckenaer* Dank haben müssen, daß er es abschrieb und den Druck besorgte. Warum er aber mit diesem Abdruck so geeilt ist, und uns nicht gleich den *Commentar* mitgegeben hat, den er bey einer künftigen Ausgabe nachliefern will, sehen wir nicht

ab, da die Schrift doch nicht von der Wichtigkeit ist, daß man nach mehreren Ausgaben davon verlangen sollte; und nach den Proben von Kritik und Erklärung, die Hr. W. hier giebt, kann man sich von dem Commentar wahrlich nichts Großes versprechen. — Hr. W. erklärt selbst, daß die beiden par. Mss. in denen diese Schrift sich findet, sehr fehlerhaft geschrieben seyen: dennoch sey er nur hin und wieder, wo die Lesart derselben durchaus keinen Sinn gegeben, von den Mss. abgewichen, und habe selbst die barbarische Orthographie beybehalten, da diese vielleicht zum Theil vom Autor selbst herrühre, einige Indices aber beygefügt, in denen er die richtigere Orthographie gegeben und einige Grammaticalia erklärt habe. Die wenigen Änderungen nun, welche Hr. W. gemacht hat, sind fast alle unrichtig. S. 2: „*Sermones quidem praedictorum Missorum, quibus nimis vitiose scripti sunt, quantum potero corrigere curabo.*“ In beiden Mss. steht *minus vitiose*, wie es nothwendig heißen muß: er stelle die Schrift der Commissarien des Theodosius *contra temporum nationem* vorauf, weil sie *weniger fehlerhaft* geschrieben sey, als die *exemplaria* des Plinius, die *nimis a scriptoribus ultimorum temporum dissipata praecidi* (Morelli l. 6. p. 372 hat *pervidi*). — Warum auf derselben Seite *crassabor* absichtlich geändert ist statt *crassabo*, wird nicht angeführt; und nach dem Index zu urtheilen, hat Hr. W. das Wort gar nicht verstanden, das zu bedeuten scheint: roh, ohne genauere Bestimmung oder Untersuchung hinschreiben. — S. 13 soll man statt: *qui (sc. poetae) in heroicis carminibus raro pedes alienos ab illis posuerunt*, lesen *non alienos*, und bey *ab illis* ergänzen *versibus amphimachris (sic!)* Theodosii *missorum*; da die Worte deutlich heißen: Die Dichter gebrauchen in heroischen Gedichten selten Füße, die der Natur dieser Gedichte entgegen sind. — S. 23 haben die *Cod. subditus*; Hr. W. läßt drucken *suppositus*, und verweist auf die *Grammaticalia*; wo aber nichts zu finden. — Die barbarische Orthographie wird also berichtigt: *Africa Cirinaia — Cirenaitica; Trogodite — Troglodite; Cithopolis — Scithopolis; Tucidides — Thucydides; Lampachus — Lampsaehenus; Onericretus — Onesicretus*. *Heracleos Telas* dagegen bleibt ohne Berichtigung und ohne Erklärung S. 3 u. S. 64, wofür zu schreiben *Heracleos Stelas* oder *Ἡρακλεως στήλας*. — Und was hinten erklärt wird, ist höchst armselig: *coartatur pro coarctatur, Volscum pro Volscorum*; oder gehört gar zu den *Grammaticaliis (sic! S. 77)*: „*ut, si quis notatu dignam aperiat sententiam, nos eam moneat*“ S. 74; „*a kl. (kalendis) februarii usque kl. (kalendis) augusti*“ S. 29; oder erklärt offenbar verschriebene Worte: „*Populissima. Barbarismus pro populo frequentissima*“ ist bloß verschrieben für *populissima*. — S. 73. *Aeronne nomen venti cujusdam levis, ut favonii, zephyri. Nota. Nullibi reperitur hoc verbum. Corruptum sane fuit; quippe cum eo metrum laborat.* Die Verse, in denen vom Atlas die Rede, heißen so:

*Frigus in excelsis est; fervor solis in imis:  
Et medium spatium fovet Aeronne serenus.*

Daß das Metrum nicht laborirt, sieht jeder; daß aber gelesen werden müsse:

*Frigus in excelsis, est fervor solis in imis;  
Et medium spatium fovet aer omne serenus.*

sieht ein jeder eben so leicht. — Mithin bliebe Hr. W. noch das Verdienst der Genauigkeit bey der Abschrift und dem Abdruck; er selbst rühmt seine *mihiam fidem*, seine *sedulitatem et curam*, und daß er 3—4mal den Druck des Buches nach dem par. Mss. No. 4806 revidirt habe. Aber auch diese Genauigkeit ist nicht zuverlässig. Rec., der beide Handschriften zu vergleichen Gelegenheit gehabt, giebt davon nur einige Beyspiele: S. 6. *Huistia*: in den Mss. ist *Huistia*, d. i. *Vistula*, Weichsel. — S. 14 *a luna nova*; im lamonianischen Codex ist *a luna nova*. — S. 21 *alii a Scith. mont.*; in den Mss. *alii volunt a Sc. mont.* — bey *altitudo ubi vadossimum est*, hätte aus *Cod. Lam.* die Variante: *magnitudo ubi vadossimus* wenigstens angeführt werden sollen. — S. 30: nach *assiduo* fehlt *vento*. — S. 36 steht in *cod. Lam.*, nicht *placere Deam*, sondern *Deamē* (verschrieben statt *Dianae*). — S. 41 steht ohne Sinn: *Quidem in orientali oceano Aeg. insulas esse non legimus, sicut nec in mari Caspio.* — *Paucas insulas etc.*, statt: *Quoniam in orientali oceano Aegypti insulas esse non legimus, sicut nec in mari Caspio: paucas insulas parvas Tyrreni maris, quas multi narrare praeterierunt, hic equidem nuntiare congrue disposuit Isidorus.* — S. 52. *Quia disputari de primo versu tertii illorum*; (der Bücher der Aeneis) und dazu S. 74: *disputari pro disputatur, vel de is disputari videtur*. In der Handschrift steht aber klar: *Quia disputans de primo versu tertii illorum haec tractat dicens.* — S. 56: *Sublimem nimis in hoc versu*; in den Mss. ist *sublimem nimis fieri in hoc versu edocuit, dicens*; die unterkrichenen Worte fehlen. — Die Absätze sind oft falsch, z. B. S. 7 ist die angeführte Breite *Daciens* und *Alaniens* nicht *juxta Plinium*; sondern vor *juxta* muß ein Punct gesetzt werden. Nach diesen Proben darf man nun nicht erwarten, daß Stellen, deren Wiederherstellung schwieriger, hier geheilet worden seyen, z. B. S. 3; *Hispania Lusitania, cum Asturica et Galletia finitur ab oriente Noecantrum quae est ad mare oceanum in directa regione ab occasu afflata. A septentrione oceano, A meridie flumine Ana.* Klar ist, daß vor *ab occasu* interpungirt werden muß; *Noecantrum* ist ein verdorbener Name, höchst wahrscheinlich die Stadt, welche Strabon, Plinius, Mela *Noëga*, Ptolemäus aber *Noëga Ucesia* nennen, und die gerade auf der Grenze der Asturer und Kantabrer lag, nah an der Küste. *Ab occasu afflata* steht in den Mss. gar nicht, sondern *ab occasu Afflatacum*, und in *cod. Lam.* *Afflatucum*; auch hier möchte Rec. Verschreibung von Abbraviaturen vermuthen *saltu cart. (d. i. cartaginensi)*. — Wenn aber Hr. W. sagt, er habe keine Kosten gescheut, *ut quam emendatissima evaderet editio nostra*, und unter *emendatissima* die äufere Eleganz des Drucks versteht: so ist ihm hier sein Wunsch erfüllt worden, wie es sich von Didots Pressen erwarten läßt.

G. G. B.

ROSTOCK und LEIPZIG, b. Stiller: *Erleichterte lateinische Grammatik für Anfänger*, von M. Georg Ludwig Otto Plagemann, Rector der lateinischen Stadtschule zu Rostock. I Theil. 1808. XVI u. 280 S. II Th. 1808. (eigentlich 1794) 203 S. 8. (1 Thlr.)

Der zweyte Theil oder die erleichterte *Syntaxis* erschien schon vor einer beträchtlichen Reihe von Jahren, und erhielt bey dem Abdrucke des ersten Theiles nur einen neuen Titel. Wir halten daher eine neue Beurtheilung desselben für überflüssig, und begnügen uns mit der Anzeige des ersten Theils. Der Zweck des Vfs. ging dahin, eine leichte, deutliche, kurzgefaßte und für ihre Absicht dennoch ausreichende Anweisung für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache zu schreiben. Er that nach seiner eigenen Versicherung, was er konnte, *amove suscepti negotii*, und ist offenherzig genug, zu gestehen, was er selbst nicht deutlich zu ergünden vermochte. Neu aufgefundene Materialien soll man hier nicht suchen, wiewohl es auch hin und wieder an neuen Ansichten nicht fehlt; aber das Beste aus den besten Grammatiken, auf die beste und vollständigste Art zusammengefaßt, verspricht er zu liefern. Die Beschreibung des redseligen Alten in allen seinen Aufseerungen fodert auch uns zur Bescheidenheit auf; gleichwohl dürfen wir uns um des Publicums willen dadurch nicht hindern lassen, die lautere Wahrheit zu sagen. Wir fragen daher, wie der Vf. bey dem mehrmals wiederholten Geständniß: „Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht und nichts herausgebracht“, sich befugt halten durfte, überhaupt eine Grammatik, geschweige eine erleichterte Grammatik für Anfänger, zu schreiben, deren Vorzug in Verdeutlichung und Vereinfachung des Vorgetragenen bestehen sollte? Hatte ihn seine 34jährige Erfahrung nicht belehrt, daß in Sprachen das Nachdenken allein nichts hilft, sondern noch das aufmerksame Studium aller darin und darüber geschriebenen Werke hinzukommen muß, ehe man sich vermaßen darf, über etwas zu schreiben und abzuurtheilen? wie er unter anderen bey dem *Verbo* that, mit dem er, seines langen Nachdenkens ungeachtet, nie hat zurecht kommen können. Kein Wunder daher, wenn das Buch bey manchem Guten noch von unrichtigen Ansichten wimmelt; wenn eigentlich nur das Leichte leichter gemacht, das Schwere aber gröfstentheils unerörtet geblieben ist, wiewohl man im Vorberichte ein Quodlibet von Materialien aus einer rasonnirenden Grammatik findet. Zur Verdeutlichung gehört auch ein richtiger Ausdruck: diesen vermissen wir sogleich im Anfange, wo es heist: „Die lateinische Grammatik ist der *Inbegriff*, die lateinische Sprache nach Regeln zu sprechen und zu schreiben.“ Zu einer gefunden Methode gehört es ferner, daß kein Kunstausdruck, welchen man nicht aus einem vorbereitenden Unterrichte als bekannt voraussetzen kann, früher gebraucht werde, als er erläutert ist. Wie soll nun ein Anfänger die Anmerkung zu den *Nominibus adjectivis* verstehen:

„Die Participia gehören eigentlich offenbar, dem Gebrauche, aber nicht ihrer Species nach, mit zu den Adjectivis“, wenn erst im folgenden §. erklärt wird, was unter diesem grammatischen Kunstworte zu verstehen sey? Überhaupt gehört die philosophische Erklärung der Redetheile so wenig, als alles andere, was eigentlich der Gegenstand einer allgemeinen Sprachlehre ist, in eine Specialgrammatik, es sey denn in der Muttersprache, welche billig vor allen anderen Sprachen grammatisch erlernt werden soll. Ist aber das allen Sprachen Gemeinsame in der Muttersprache gezeigt, worin es am leichtesten begriffen wird: wozu bedarf es dann noch einer Wiederholung desselben in allen Grammatiken fremder Sprachen? Dergleichen Specialgrammatiken sollen uns nicht sagen, was eine Sprache zu bezeichnen hat, sondern wie die zu lehrende Sprache das zu bezeichnen pflegt, was die allgemeine Sprachlehre zu bezeichnen fodert. Leider beginnen aber fast alle Specialgrammatiken mit einer solchen allgemeinen überflüssigen Einleitung, welche dann ohne das Studium einer allgemeinen Sprachlehre immer nur schief und äußerst unbefriedigend ausfällt. So macht es auch unser Vf., der, alles seines Nachdenkens ungeachtet, nichts Besseres zu geben vermochte. Wenn der gutherzige Vf. meint, daß unter seinen Definitionen fast keine einzige sey, die nicht durch ihre neuen Bestimmungen erhalten hätte, und wenn er hofft, daß diese neuen Bestimmungen auch richtig seyen: so geben wir ihm zu bedenken, ob das Sprichwort: *Hodie mihi, cras tibi*, einen Beweis abgeben könne, daß Adverbia auch bey Pronominibus stehen. Alle verwirren sich durch Beybehaltung der von älteren Grammatikern festgesetzten Redetheile, ohne zu ahnen, daß uns durch die Haupttheile eines Satzes, *Subject*, *Attribut* und *Affertion*, die drey Hauptredetheile, ohne welche keine Sprache denkbar ist, das *Substantivum*, *Adjectivum* und *Verbum*, so wie durch die 4 Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität die *Numeralia*, die *Pronomina* mit den Artikeln, die *Praepositiones* sammt den *Conjunctionen*, und die *Adverbia* nebst den *Interjectionen* als minder nothwendige, und zum Theil durch Flexionen zu ersetzende Nebenredetheile gegeben sind. Man wirft sonderbar genug das *Substantivum* und *Adjectivum*, welchem man auch noch die *Numeralia* unterordnet, in Eine Classe zusammen, weil sie bey den Grammatikern den gemeinschaftlichen Namen *Nomen* führen, während die unbedeutenderen Präpositionen u. Conjunctionen zwey Plätze unter den Redetheilen einnehmen, und man denkt nicht daran, daß, wer den Namen *Nomen* erfand, nur drey Gattungen von Redetheilen durch *Nomen*, *Verbum* und *Partikel* bezeichnete. Noch sonderbarer führt man das *Participium* als einen besondern Redetheil auf, während man den Infinitivus, bloß weil er fälschlich ein *Modus Verbi* genannt wird, sammt allen *Gerundis* und *Supinis* dem *Verbo* unterordnet. Wie wenig dergleichen Grammatiken S. 11 über (denn Grammatiker kann man sie nicht nennen) einen Be-

griff von den Redetheilen haben, welches gleichwohl in der Lehre vom Style zur Vertauschung verschieden gewandter Ausdrücke so nothwendig ist, zeigt sich meistens auch darin, daß sie von manchen Wörtern gar nicht einmal zu sagen wissen, zu welcher Classe sie gehören; besonders mischen sie unter die Präpositionen und Conjunctionen unbezweifelte Adverbia. Wir können den Vf. nicht von gleichen Vergehungen frey sprechen, finden aber seine Lieblingsidee, das Capitel von der Analogie und Anomalie, lesenswerth, und glauben, daß es von Nutzen seyn würde, wenn er seine vielen darüber gesammelten Materialien *ex professo* behandelte. Denn die leider! noch zu selten beachtete Analogie ist ohne Zweifel bey Sprachen, selbst bey der damit im Widerspruch stehenden Anomalie, die Basis aller Gründlichkeit, wenn sie gleich nicht immer Gewissheit zu geben vermag. Auffallend waren uns einige Äußerungen des Vfs. über lateinische Rechtschreibung und Aussprache. Er steht in dem Wahne, als sprächen wir jetzt das Lateinische nach falschen Accenten aus, und als wäre bey den Römern Accent und Quantität nicht sehr verschieden gewesen. Der Vf. muß den Quintilian nicht gelesen, wenigstens nicht studirt haben, wie die Legion derer, welche jetzt ihre Stimme über die Aussprache des Griechischen nach Accenten erheben, und nicht wissen, was eigentlich *προσῳδία*, *producere* und *corripere*, ist. Wenig Dichterstudium verräth der Vf., wenn er das römische Jod nicht vom griechischen *ῖωτα* zu unterscheiden weiß, und geradezu behauptet, die Römer hatten (auch in der Aussprache) kein Jod. Das römische V, meint er, sey an die Stelle des Byta der Griechen getreten, und *etiam* sey aus *et-jam* zusammenge setzt. Consonanten, welche man im Anfang der Wörter beyfammen findet, sollen auch in der Mitte der Wörter ungetrennt bleiben, wie die ganz grundlose, alte Regel lautet. Er schreibt daher z. B. *a-ptus*, ohne auf die Bildung des Wortes aus der Stammsylbe *ap* und der Ableitungssylbe *tus* einige Rücksicht zu nehmen. In diesem ersten Theile ist auch manches nachgeholt, was in dem zweyten früher geschrieben hätte stehen sollen. Dahin rechnen wir den Gebrauch der Präpositionen, die Capitel von den nöthigsten grammatischen Figuren und vom

römischen Kalender. Im Anbange handelt der Vf. die lateinische Profodie oder Verskunst ab, und zum Schlusse fügt er noch unmaßgebliche Vorschläge hinzu, wie die sogenannten *versus memoriales* am zweckmäßigsten zu gebrauchen sind. VI—VII.

RONNEBURG und LEIPZIG, b. Schumann: *Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch* nach den besten größern Werken, besonders nach Scheller, Bauer und Nemnich, ausgearbeitet und mit vielen tausend Wörtern vermehrt von Johann Gottfried Haas, Conrector der Schule zu Schneeberg. Zweyte, abermals mit mehrern tausend Wörtern vervollständigte, wohlfeile und zum Gebrauche für Schulen bestimmte Ausgabe. 1808. *Erster Theil*. Lateinisch-deutsch. VIII und 668 S. *Zweyter Theil*. Deutsch-lateinisch. 612 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Diese Auflage unterscheidet sich von der ersten durch Verbesserungen einzelner Fehler und durch abermalige Vermehrung der aufgeführten Wörter; die Einrichtung ist im Ganzen dieselbe. In wiefern ein solches Wörterbuch, welches das Format eines Handwörterbuches hat, aber seiner Einrichtung nach sich eher zu einem Taschenwörterbuche qualificirt, zum Gebrauche für Schulen bestimmt zu werden verdienet, muß der Gebrauch entscheiden; und er scheint, daß so bald eine neue Ausgabe nöthig geworden ist, bereits entschieden zu haben. Der Vf. setzt den Zweck des Buches in Vollständigkeit, daß Niemand, von dem Anfänger in beiden Sprachen an bis zu dem Gelehrtesten in denselben, darin nach einem Worte vergebens suche. Er nimmt daher alles auf, was nur lateinisch klingt, und begnügt sich, um Raum für diese Vollständigkeit zu gewinnen, mit einer unvollständigen Erklärung und Verdeutlichung der aufgenommenen Wörter; gleichwohl haben wir noch mehrere Wörter und Termini, wie *restitutio*, *modalitas cet.* vergebens gesucht. Druck- oder Schreibfehler sind uns nicht vorgekommen, und der Druck ist deutlich und fein. Dem compendiosen Drucke ist es zuzuschreiben, daß bey aller Vermehrung des Buches die Seitenzahl gleichwohl etwas geringer ausgefallen ist. F—G.

### KURZE ANZEIGEN.

LATEINISCHE LITERATUR. Züllichau, b. Darnmann: *Handbuch der Materialien zu deutschen und lateinischen Abhandlungen aus der classischen Philologie und einigen ihrer Hauptwissenschaften für geübte Jünglinge in Gelehrtenschulen*. Nebst genauerer Auseinandersetzung der nöthigsten Ideen zur Erleichterung des Selbstdenkens. Von M. Karl Heinrich Sintenis, emeritirtem Director des Zittauer Gymnasiums. 1808. XXVIII u. 435 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Es bedarf nur einer kurzen Anzeige, um den Werth dieses Handbuches zu bestimmen. Das Ganze ist, bis auf wenige Ausarbeitungen, nichts weiter, als eine bloße Compilation; dem Vf. ist nur die Auswahl und Anordnung der Materialien eigen. Der Vorzug vor ähnlichen Hülfsbüchern besteht darin, daß alle darin aufgenommenen Abhandlungen die classische Philologie und einige ihrer Hauptwissenschaften betreffen. Die Hauptwissenschaften, aus welchen der Vf. seine Aufgaben gewählt hat, sind die bürgerliche und philosophische Geschichte der Griechen und Römer, ihre Alterthümer und Mythologie. Auf diese Weise zerfällt das Buch in 5 Abtheilungen, deren jede sich in 2 Ab-

schnitte theilt, von welchen der erste der griechischen, der 2te der römischen Literatur gewidmet ist. Zu Anfang einer jeden Abtheilung ist immer eine Abhandlung als allgemeine Einleitung vorausgeschickt: die übrigen Abhandlungen schränken sich bloß auf die wichtigsten Gegenstände ein, und sind nach der Verschiedenheit der excerptirten Hülfsmittel theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache geschrieben. Wir zweifeln keinesweges an dem Nutzen praktischer Anleitungen zum Selbstdenken bey eigenen Aufsätzen und Ausarbeitungen für Jünglinge: wir sind ebenfalls überzeugt, daß der kritische Untersuchungs- und Prüfungs-Geist der Jünglinge durch philologische Aufgaben am leichtesten geweckt und geübt, und zugleich nützlich und angenehm beschäftigt werde. Allein wir hätten gewünscht, daß der Vf. mehr Selbstständigkeit bewiesen, und die zusammengetragenen Materialien mehr skizzirt hätte. Ausführlich abgeschriebene oder aus verschiedenen Büchern mühsam zusammengestoppelte Abhandlungen können zwar den Lehrern bey ihrem Unterrichte eine große Erleichterung, aber den Jünglingen selbst nur wenig Nutzen gewahren. F—G.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 O C T O B E R, 1808.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Braunes: *Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesamten deutschen Sprachunterrichts.* (Zweyter Titel: *Sprachlehre der Deutschen.*) Von Th. Heinicus, Prof. am berlinischen Gymnasium. 1807. XXXVI u. 412 S. 8. (rithlt. 4 Gr.)

Dies ist der erste Theil eines Werks, welches in 4 Bänden die deutsche Sprache nach ihrem philosophischen und empirischen Theile, die Rhetorik, Poetik und Declamatorik, so wie die Geschichte unserer Sprachliteratur abhandeln soll; ein 5ter Theil wird eine Sammlung von Aufgaben und Dispositionen zu schriftlichen Arbeiten enthalten. Da von der grossen Zahl deutscher Grammatiken, welche vorzüglich in den letzten 5 Jahren erschienen sind, die meisten kurze Lehrbücher sind, und die grösseren sich die Popularität zum Hauptziele vorgesetzt haben: so erregte die Ankündigung dieses Werks in dem Rec. die angenehme Erwartung, daß wir jetzt einem Werke von grösserer Vollendung entgegensehen dürften. Diese Hoffnung ist zwar eitel gewesen; indeß verdient doch dieser erste Theil, mit welchem die Grammatik der deutschen Sprache bereits geschlossen ist, eine rühmliche Erwähnung. Der Vf. hat mit vielem Fleisse benutzt, was über den Geist der deutschen Sprache in vollständigen Werken und einzelnen Abhandlungen zerstreut war, und vieles wörtlich in sein Buch aufgenommen, wodurch dasselbe bedeutende Vorzüge vor mancher andern Grammatik erhalten hat. Dieser Geist des Vfs., Alles, was zur Vervollkommenung der Muttersprache geschrieben wird, zu sammeln, sorgfältig zu prüfen und das Beste zu behalten, ist eine Aufmunterung für den Rec., dies schätzbare Buch nicht bloß dem Freunde der Muttersprache zum Ankauf und sorgfältigen Gebrauche zu empfehlen, sondern auch dem fleissigen Vf. über einen und den andern Punkt seine abweichenden Ansichten mitzuthellen, und überhaupt denselben durch einige Anmerkungen auf Manches aufmerksam zu machen, was dem Rec. anders seyn zu müssen scheint. Wenn dieser Anmerkungen viele werden sollten: so möge der Vf. darin einen Beweis erkennen, daß Rec. das Buch beym Durchlesen lieb gewonnen hat, und es daher dem Buche schuldig zu seyn glaubt, hier weitläufiger zu seyn, als er bey schlechten, oder auch mittelmässigen Büchern zu seyn pflegt.

Die Orthographie ist freylich mehr für den mündlichen *J. A. L. Z.* 1808. *Vierter Band.*

lichen, als für den schriftlichen Unterricht geeignet; wenn sie aber einmal zum Gegenstande schriftlicher Belehrung gemacht wird: so muß sie erschöpfend und so abgehandelt werden, daß sie den Lehrling auch in Ermangelung eines mündlichen Unterrichts möglichst sicher leite. Olivier hätte hier zu einem sichereren Leitsterne dienen können. Der Vf. hat nur negativ angegeben, daß z. B. *a* nicht wie *ä* oder *o*, *ä* nicht wie *ek* ausgesprochen werden solle; wie nun aber jene Vocale eigentlich gesprochen werden müssen, wird nicht angegeben. Daß das *ä* fast wie *e* lauten solle in: *vächen, Bäche*, ist aber hier bemerkt werden und im Conjunctive des Imperfecti verba, in deren Stamme ein *i* sich befindet, dem *e* in der A den Sätzen: *er gebe es mir (d es mir (mihi daturus esset), wir ä wie e* gesprochen. Dieser *i* *ä* in das höhere *e* wird hier nicht willkürlich angenommen; die Verständlichkeit der Sprache fürs Ohr fodert ihn, und die Schriftsprache bezeugt die Wirklichkeit dieses Übergangs noch hin und wieder dadurch, daß sie in den Conjunctiv ein *ä* statt *e* aufnimmt, z. B. *stahl, stöhle, schalt, schölte, rann, rönne, galt, gölte, empfahl, empföhle, sogar ä statt ä*, z. B. *half, hülfe*. Dem *e* legt der Vf. einen dreyfachen Laut bey: 1), sagt er, ist es lang, 2) ähnlich dem *ä*, 3) wird es verschluckt. In diesen Worten liegt wenig Genauigkeit. Das *e* hat eine Länge und Kürze als Quantität, und eine Höhe und Tiefe als Qualität der Aussprache. In dem angeführten Worte gewesen ist das *e* der ersten Sylbe keinesweges lang, sondern kurz, aber es ist hoch; in der zweyten Sylbe ist es tief und lang; in der dritten tief und kurz. Von *i* und *u* ist bloß Länge und Kürze angegeben; allein auch diese Vocale haben Höhe und Tiefe: so ist *i* in dem Artikel *die* hoch, in dem Verbe *dienen* tief, und in beiden lang; *u* in *zu*, *da* hoch, in *Zunder*, *Wunder* tief. Ein feines Ohr unterscheidet die Höhe und Tiefe genau, und wird sehr beleidiget, wenn dieselben im Sprechen nicht gehörig gehalten werden. Bey den Consonanten lehrt der Vf., daß *b* und *d* am Ende hart, wie *p* und *t*, lauten, also *Lop, grop, Tot, Bat*, (das *Bad*). Zu dieser falschen Lehre hat sich der Vf. wohl durch Adeltung verleiten lassen; daß ihr ja Niemand folge! *Pf* soll lauten wie *Pz*, also Psychologie!! *G* am Ende wie *k*? Also wäre zwischen: *ersank*, und: *er sang*, kein Unterschied? Nein! wir müssen alle Lehrer dringend ermahnen, doch ja



bey ihrem Unterrichte streng auf die genaue Unterscheidung der verwandten Consonanten zu halten, und die Aussprache ihrer Schüler nicht durch dergleichen unrichtige, aus der fehlerhaften Aussprache Obersachsens hergenommene Lehren zu verderben. Die Musterkarte schlechter, oder vielmehr schlecht ausgesprochener Wörter konnte füglich wegleiben, und an deren Stelle etwas Besseres gesetzt werden; das Richtige richtig gelehrt macht eine Anführung des Fehlerhaften wenigstens überflüssig; auf jeden Fall gehört die Aufführung solcher Provincialismen nur in ein populäres, nicht in ein wissenschaftliches Werk. — Der Zusammensetzung der

er Vf., liege keine feste Regel vor, sagt *Landmann* und *Landmann*. *Amtsverwalter*, *Hauswart* und folgende Regel nicht durchgreifend: der erste Theil der Zusammensetzung bloß classificirt: so nimmt er einen Besitz: so wird er *Stadtkämmerer* die *Kammer*; aber *Stadtkämmerer* muß man entweder von *Kämmerern* überkreuzten Arten von *Kämmerern* nach der *Schiffcapitän* kann ein *Schiffcapitän* ist über der wirklichen. Alle Composita sollten in einen bloßen Titel bezeichnete aber ein wirkliches Amt be-

zeichnen, mit s geschrieben werden; daher ist es in dem meisten Fällen unrichtig, wenn man *Amtsrath* statt *Amtrath* sagt. Indessen absurdum tollissimum. Die Regel muß immer als Leistern aufgestellt werden, wenn auch Unkunde schon stark der Regel entgegen gewirkt hat. — Zu den sprachwidrig gebildeten Wörtern wird S. 48 auch das Wort *Vervollkommenung*, als den Wohlthut beleidigend, gerechnet. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob *Vervollkommenung* lieblicher laute, als *Vervollkommenung*, müssen aber das letzte als das richtige so lange in Schatz nehmen, als wir *Verschlimmerung*, *Verkleinerung*, *Vergrößerung*, und nicht *Verschlimmung*, *Verkleinung*, *Vergrößerung* schreiben. S. 55. *Redetheile*. Der Vf. ordnet die Redetheile nach der Form des Urtheils, wodurch ein grober Verstoß gegen die Logik entstanden ist. Erst werden

*Subj.*, *Prädikat*, *Copula* am wird, was unter s aufgeführt und für s aber nur unter den *Theile*; der Vf. mußte *und Conjunction* mit in gen, der Logik zum herausheben und mit *und Prädikats* coor-

renn man den frän-

griffe eines Hauses zu bestimmen, welche Art von Baumaterialien zum königl. Schlosse in Berlin gewählt worden sind. Dieses Beispiel giebt den Gesichtspunct, aus welchem die Anordnung der Redetheile aufgefasset werden muß, sehr genau an. Was man aus dem Begriffe eines Hauses für die Baumaterialien überhaupt schließen kann, das und nicht mehr kann man aus dem Begriffe oder der Form des Urtheils für die Redetheile schließen. Die Redetheile einer bestimmten Sprache sind etwas Gegebenes; dieses Gegebene muß in der Sprache aufgesucht, und nach den Regeln der Logik eingetheilt werden, und wenn die Eintheilung einmal richtig gemacht worden ist, so muß alles Schwanke zwischen einer größeren oder kleineren Zahl von Redetheilen für immer aufhören. Wie wenig eine Eintheilung der Redetheile nach den drey Theilen des Urtheils oder Satzes gelingen konnte, hätte dem Vf. einleuchten müssen, als er die Theile aufzählte, welche ausschließlich unter dem Subjecte und dem Prädicate liegen sollen. Unter das Prädicat setzt er bloß das Adjectiv und das Adverb. Allein es braucht kaum bemerkt zu werden, wie häufig auch das Substantiv Prädicat des Satzes ist. Ferner gehört das Adjectiv eben so gut dem Subjecte als dem Prädicate an. Zum Subjecte und dessen Bezeichnung sollen gehören: 1) das Substantiv, 2) der Artikel, 3) das Pronomen, 4) die Präposition, 5) das Zahlwort. Allein wie steht es nun um folgende Sätze? *Oft ist nicht immer*; *weiss ist nicht schwarz*; *leben ist besser als sterben* u. a. Von den neun Redetheilen, die der Vf. aufzählt, muß Rec. wenigstens das Pronomen wegstreichen, welches eben so wenig, als das *Nomen proprium*, einen besondern Redetheil constituiren kann. Eine andere, begründete Abtheilung der Wörterclassen der deutschen Sprache wird Rec. zu seiner Zeit dem Publicum vorlegen, daher er dieselbe jetzt zurückhält. — Im Decliniren folgt der Vf. Adelungen, und meint, daß bey Verminderung der Declinationschema sich nur die Annahmen häufen. Nicht, doch! wenn man alle Wörter unter drey Declinationschema bringt: so giebt es der Ausnahmen sehr wenige; eigentlich und ursprünglich hat die deutsche Sprache nur zwey Schema; das dritte ist dadurch nach und nach entstanden, daß nicht jeder Schreiber decliniren konnte, daher falsch deutete, Nachahmer fand, und sonach ein Asterschema schuf. Die meisten Wörter dieses Schemas werden selbst von Adelung als zweifelhaft in ihrer Declination angegeben, und sollten daher von dem Grammatiker ihrem Schema wieder zugewiesen werden. Die fremden Wörter *Professor* u. s. w. sind in ihrer deutschen Declination wahre Ungeheuer; denn welcher rein deutsche Mund wird je aus *Professor* in der Mehrzahl *Professoren* bilden? Diese Ausländer müssen daher, sollen sie als eingebürgert in unserer Sprache erscheinen, sich nach deutscher Sitte bequemen, und aus einem *Professor* muß ein *Professer*, und aus *Professoren* müssen die *Professer*, wie der *Feldmesser*, die *Feldmesser*, gebildet werden. Wenn diese Fremdlinge ihre harte-

rische Beugung mit einer acht deutschen vertauschen, und wenn die deutschen Wörter von zweifelhafter Declination einer der zwey Declinationen, die allein in der deutschen Sprache begründet sind, zugewiesen werden: so werden wenig Wörter der dritten, oder nach Adeling, der 6ten Declination übrig bleiben, die, durch einen langen Mißbrauch geheiligt, als Ausnahmen aufgeführt werden müssen. Nur dann, wenn die Grammatiker auf die zwey ächten Declinationen der deutschen Sprache zurückgekommen seyn werden, kann die Erlernung der Declinationen dem Lehrlinge von Nutzen seyn; jetzt stehen die 8 Declinationen nur zur Parade in den Grammatiken. Denn wenn der Schüler auch alle 8 Schemata mühsam erlernt hat: so weiß er doch noch nicht, ob er decliniren soll „des Bär“ oder „des Bären.“ Es fehlt bey 8 Declinationen durchaus an einem sicher leitenden Princip, wie der Vf. selbst dadurch bekräftigt, daß er decliniren lehrt: *der Knabe, des Knaben.* Bey den griechischen Eigennamen verbietet der Vf. die Endung *es* wegzuworfen, *os* aber, und in den lateinischen *us* und *ius.* sollen weggeworfen werden dürfen. Wir haben den Grund dieser sonderbaren Lehre nie errathen können; Adeling behauptete zwar, es wäre wesentlich, *os* zufällig, allein das war eine leere Meinung. Das Pronomen wird herkömmlich als Stellvertreter des Substantivs aufgeführt und dabey gesagt, daß dasselbe erst durch die erhöhte Cultur erzeugt worden sey. Diese gewöhnliche Ansicht ist gewiß unrichtig; nach des Rec. Dafürhalten gehört das Pronomen der Kindheit der Sprache an, welches mit dem Erwachen des Persönlichkeitsgefühls, also recht früh, entstehen mußte. Auch läßt sich der frühere Ursprung wohl historisch nachweisen; wenigstens sind in den morgenländischen Sprachen die *suffixa*, gewiss ein uralter Sprachtheil, aus dem persönlichen Pronomen entstanden, folglich ist dieses noch eher gewesen, als jene. Man möchte daher wohl thun, wenn man den Namen Stellvertreter wieder aufgäbe, auch die Benennung *pronomen* antiquirte, und diese Wörterklasse *persönliche Substantiva* nannte. — Um den Schüler im Gebrauch des *Seyn* und *Haben* bey den *verbis neutris* sicher zu stellen, wird eine 26 Seiten lange Tabelle von Verben eingeschaltet, und bey jedem Verbe bemerkt, ob dasselbe mit *Haben* oder mit *Seyn* zu conjugiren sey. Durch solche Tabellen scheint die Grammatik in das Gebiet des Wörterbuchs überzuschießen. Die Grammatik muß Alles auf Regeln zurückführen. Wir wünschten daher, der Vf. hätte sich diese lange Tabelle durch eine feste Regel zu ersparen gesucht, um so mehr, da die Tabelle, trotz ihrer Länge, dennoch nicht gegen Fehler schützt. In der Tabelle heist es z. B. *Fallen*, *Wachsen* mit *Seyn*. Der Schüler wird also, auch, wenn von der *Dauer* des Fallens und Wachsens die Rede ist, das Verb mit *Seyn* conjugiren, und folglich durch die Grammatik selbst zu Fehlern verleitet werden. — Den fälschlich sogenannten *unregelmäßigen* Verben hätte der Vf. mehr das Wort reden

sollen; durch das verderbliche Bemühen des Grammatiker und der anderen Schriftsteller, die subjective Verbform zu verdrängen; wird die deutsche Sprache eines ihrer schönsten Vorzüge beraubt. Was noch zu retten ist, muß ja der Grammatiker zu retten suchen, daher z. B. nicht sagen, daß der Sprachgebrauch über die Regelmäßigkeit des Verbs *braten* noch nicht entschieden habe, vielmehr bestimmt erklären, daß und warum es fehlerhaft sey, *bratets* statt *brist*, oder *brist* statt *bratets* zu gebrauchen. Die Form *kömmst*, *kömmst* gehört nicht bloß dem gemeinen Leben an; sie ist die allein richtige, und *kommt*, *kommt* durchaus fehlerhaft. — Doch wir enden hier mit unsern Bemerkungen über ein Buch, das, wenn gleich noch nicht vollendet, doch einen ehrenvollen Platz unter den Grammatiken der deutschen Sprache einnimmt, und dem verdienten Vf. die Achtung sichern wird, die ihm für das rastlose Bemühen, das Studium der deutschen Sprache zu fördern, gebührt. ft.

BERLIN, b. Ohmigte d. ä.: *Neue deutsche Sprachlehre, oder fassliche Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache, auch für Ausländer.* Von M. Friedrich Rambach, Mitglied des Senats der königl. Akadem. der Künste, königl. Professor und Director des Friedrichs-Gymnasiums u. s. w. 1802. 12. Bogen 8. (9 Gr.)

Wenn man die große Anzahl der neueren deutschen Sprachlehren bedenkt, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren: Entweder müssen unsere bisherigen Sprachlehren sehr fehlerhaft, oder es muß sehr leicht seyn, allerley Verbesserungen anzubringen, und seine Vorgänger zu übertreffen. Man möchte also dieses kleine Buch mit einem günstigen Vorurtheil annehmen, zumal da es auch den Ausländern eine erleichterte Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache verspricht. Allein bey näherer Beurtheilung wird sich zeigen, daß beide Gedanken große Einschränkung erhalten müssen. Der erste scheint zwar durch den kurzen Vorbericht bekräftigt zu werden, denn darin eignet sich der Vf. eine Verbesserung der Declinationen schon wirklich zu, und eine zweyte verspricht er aufs künftige. Er sagt, er habe die seit Gottscheds Zeit unabänderliche Zahl von acht Declinationen vermindert, und werde auch künftig die Conjugationen Zahl vermindern. Allein wenn man die Zahl der Haupt-Regeln vermindert, hingegen die Zahl der Ausnahmen vermehrt, kann man sich nicht mit Grunde rühmen, daß man dem Gedächtnis eine Hilfe verschafft habe. Dies ist hier offenbar der Fall. Wenn also nur scheinbare, aber unerweisliche Fehler der Vorgänger bemerkt und vernieden werden: so sind auch die Verbesserungen nur scheinbare. Hier ist der Beweis. Im §. 41 werden die Wörter weiblichen Geschlechts ohne alle Ausnahme für indeclinabel erklärt. Wenn das richtig wäre: so hätte der Vf. einen großen Fehler seiner Vorgänger verhehrt. Allein er hat offenbar nur einige Wörter überdacht, die in der einzelnen Zahl unverändert bleiben und keine Mehr-

zahl zulassen, z. B. die Gäste, Liebe, Treue u. s. w. Aber wir haben ja viele andere Wörter weiblichen Geschlechtes, die eine Mehrzahl oder einen Plural haben, und ihn nicht auf einerley Art bilden. Bey einigen kömmt bloß der Umlaut hinzu, z. B. die Mütter, die Töchter u. s. w.; bey anderen wird ein *e* angehängt, z. B. die Hindernisse, Betrübnisse u. s. w.; bey anderen wird *en* angehängt; oder wenn sie sich auf einen Lautbuchstaben endigen, ein bloßes *n*, z. B. die Birnen, Pflaumen, Blumen u. s. w., oder es wird auch zugleich mit dem angehängten *e* der Umlaut hinzugefügt, z. B. die Wände, die Nüsse u. s. w. Die angeführte Regel müßte also auf den Singularis eingeschränkt werden, oder vielmehr, man muß die Declinationen nicht nach dem Geschlechte der Wörter bestimmen. Eben so kann man die Behauptung §. 44 weder für richtig, noch für eine Verbesserung erklären: *der Dativ des Singularis ist durchaus dem Nominativ gleich*. Jeder gute Deutsche sagt doch wohl mit Luthern: *an dem Tage, nach dem Bilde, in dem Felde, Walde u. s. w.*, nicht: *an dem Tag u. s. w.* Aber, sagt Hr. R., dieß angehängte *e* ist nur ein Wohllaut *s*. Es sey also, so werden wir eine neue *declinationem euphonicam* machen müssen. Dadurch wäre aber dennoch die angeführte Regel noch nicht allgemein berichtigt. Wir haben ja auch Wörter, worin der Dativ eben wie der Genitiv, die Bildungs-Sylbe *en* bekommt, z. B. dem Fürsten, Prinzen, Grafen u. s. w. Will Hr. R. etwa Bockmann und andere in Schutz nehmen, welche immer schreiben: *dem Fürst Georg u. s. w.*, als wenn das Wort Fürst im Singular indeclinabel wäre? Dieser Gebrauch rührt aber vermuthlich aus einem bloßen Mißverstände her. Wenn man ehemals einen Eigennamen mit einem Namen der Würde zusammensetzte: so unterdrückte man das Zeichen des Endfalls bey dem Standes-Namen, und brachte es nur bey dem Eigen-Namen an. Man schrieb also *dem Fürst Georgen*. Mit der Zeit erklärten einige Sprachlehrer die Eigennamen für indeclinabel, oder hielten es wenigstens für unschicklich, denselben die Endfalls-Sylben anzuhängen. Man fing also an, einen grammatischen Fehler zu vermeiden, aber den anderen zu übersehen. Was sollen nun Ausländer von unserer Sprache denken, wenn sie solche ungewisse und unsichere Regeln lesen, die doch ohne Einschränkung vorgetragen werden? Von dem *e* des Dativs hat Heynatz in seinem neunten Briefe über die deutsche Sprache ausführlich gehandelt. Doch der Vf. scheint von den Bemühungen seiner Vorgänger, die zum Theil viele Jahre auf die Ausbildung der deutschen Sprache, und auf die

Berichtigung der Sprach-Gesetze verwendet haben, keine gehörige Kenntniß gehabt zu haben. Man muß nothwendig auf diese Gedanken gerathen, wenn man die oben angeführten Worte des Vorberichts anliest, worin der seit Gottscheds Zeiten unabänderlichen Zahl von 8 Declinationen gedacht wird. Gottsched selbst nahm fünf Declinationen an, seine Nachfolger aber haben diese Anzahl bald vermindert, bald vermehrt. Bodmer nahm nur 2 Declinationen an, machte aber so viele Ausnahmen, daß dennoch 9 Declinationen, die Heynatz annahm, zusammengezählt werden konnten. Fulda bestimmte 6, Adelung 8, Mäzke aber nur 3 Declinationen. Wie soll man also den Ausspruch des Vfs. rechtfertigen? Wenn auch Bodmers Grundsätze der deutschen Sprache (Zürich 1768); weil er ein Schweizer war, ganz übersehen wären: so war es doch unrecht, von Heynatz, Fulda und Mäzke ganz zu schweigen. Wenn die Adelung'sche vierte Declination hier die adjectivische genannt wird: so wird man von der vorgeblichen Erleichterung der Erlernung der deutschen Sprache eben so denken, als von Basadow, der nur 3 Redetheile annehmen wollte.

Aus allem erhellet, daß dieß Buch noch eine sorgfältige Überarbeitung verdient, wenn es ein brauchbares Schulbuch werden soll. Alsdann wären auch einige Behauptungen entweder wegzulassen, oder bestimmter vorzutragen, z. B. daß die Schriftsteller Gesetzgeber der Sprache wären. Sie können den Sprachgebrauch nicht nach Belieben ändern, daher sind so viele Vorschläge in der Rechtschreibung und Wortverbindung ohne Erfolg geblieben. So wollen manche Neuere die trennbaren Partikeln *ab*, *an* u. s. w. nicht leiden; aber kein Mensch sagt ihnen zu gefallen: *du abbezahlst mich*, oder *du anklagst mich* u. s. w. Auch die Vorstellung von den Haupt-Mundarten der deutschen Sprache, im 7 §. des Vorberichts, verdient berichtigt zu werden.

Übrigens leugnet Hr. R. die verschiedene Declination der Hauptwörter nach ihrer verschiedenen Bedeutung, und schreibt daher *Worte*, aber nicht *Wörter*. Gesezt, man wollte ihm dieses zugestehen, und den Unterschied der *Wörter* im grammatischen Sinn, und der *Worte* in oratorischer Verbindung fahren lassen: so wäre noch ein anderer Vorschlag des Rec., diese verschiedene Declination durch einen grammatischen Unterschied zu rechtfertigen. Nämlich man könnte einen *Pluralem collectivum* in *Worte*, *Lande*, *Bünde* u. s. w. annehmen, hingegen einen *Pluralem distributivum* in *Wörter*, *Länder*, *Bänder* u. s. w.

Gz.

## N E U E A U F L A G E N.

Altona, b. Hammerich: *Thomas Bugge*, Justizraths und Professors der Mathematik und Astronomie an der Universität in Kopenhagen u. s. w., *gründliche und vollständige theoretisch-praktische Anleitung zum Feldmessen oder zur praktischen Geometrie*. Aus dem Dänischen übersetzt von Ludolph Hermann Tobiasen, D. der Philosophie und Mitgliede der physikalischen Gesellschaft in Göttingen. Nebst einer Vorrede des Hn. Prof. J. G. Büsch in Hamburg, u. 2 Abtheilungen des Übersetzers

über das geometrische Vertheilen der Felder u. Höhenmessung durchs Barometer. Neue verbeß. u. vermehrte Aufl. M. 17 K. 1807. XLII u. 390 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Leipzig, b. Gräff: *Praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks der Gedanken*, zum Gebrauch für Schulen. Von M. J. C. Vollbeding, Frühprediger und Rector in Straßburg in der Uckermark u. s. w. 3te verm. u. verbeß. Aufl. 1809. 366 S. 8. (16 Gr.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1808.

## AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

GOTHA, b. Steudel u. Keil: *English Library*. Authors in verse. Vol. I, containing the first part of *Milton's Paradise Lost*. 1805. 332 S. Vol. II, containing the second part of *Milton's Paradise Lost* and *Paradise regained*. 1805. 211 S. Vol. III, containing the *Seasons* by Thomson. 1806. 268 S. Vol. IV, containing the *Poems of Oliver Goldsmith and Cunningham*. 1807. 267 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Auch unter den Titeln: *Paradise Lost*, a poem in twelve books, written by John Milton. Vol. I-II — *The Seasons*, written by James Thomson. — *The Poems of Oliver Goldsmith and Cunningham*.

Was Rec. bey der Anzeige der im obigen Verlage erschienenen englischen Prosaisker zu äußern für nothwendig hielt (1805. No. 177), gilt in einem noch höheren Grade von den jetzt gelieferten älteren Dichtern, die durchaus einer kritischen und exegetischen Beleuchtung bedürft hätten, wenn dem Abdrucke derselben bleibender Werth hätte zu Theil werden sollen. Wer kennt nicht die Schwierigkeiten, die man bey der Lectüre des *verlorenen Paradieses* zu überwinden hat, wenn man ganz in den Sinn des Dichters eindringen, und zu seinem hohen Schwunge sich erhebend, die ganze Fülle seines Geistes fassen und sich aneignen will? — Schwierigkeiten, durch die selbst Engländer vom ersten Range in der Literatur sich bewogen fanden, jenes Gedicht kritisch und exegetisch zu bearbeiten. So hielt es selbst Bentley nicht für überflüssig, eine Ausgabe desselben mit seinen Anmerkungen im J. 1732 zu veranstalten, in welchen er Verbesserungen vorschlug, die im folgenden Jahre von Dr. Pearce in einer Übersicht des Textes abgewogen und mit neuen Bemerkungen beglänzt wurden. Im J. 1734 lieferten die beiden Richardson, Vater und Sohn, erklärende Anmerkungen; von welchem allem man das Vornehmste und Wichtigste in der zu London 1761 erschienenen Ausgabe, welche Thomas Newton besorgte, beysammen findet. Wie leicht wäre es gewesen, diese Vorarbeiten zu benutzen; und es zu thun, hätte unerlässliche Pflicht seyn sollen.

Einer noch größern Aufmerksamkeit der Kritik bedürften Thomson's *Jahreszeiten*, von denen der Winter, der Sommer und der Frühling in dieser Folge erst einzeln in den Jahren 1726, 1728 und 1729, und dann mit dem Herbste vereint 1730 ans Licht traten. Darauf wurden sie wieder im J. 1738 abgedruckt, 3. A. L. Z. 1808. *Vierter Band*.

und machten den ersten Theil von Thomson's sämtlichen Gedichten aus. Diese Ausgabe stimmt zwar beynahe mit der ersten überein, war aber doch von dem Dichter mit einigen Zusätzen bereichert worden. Bedeutender sind womit Thomson's letzte Jahre vor seinem Tode, stattet hat, welche nun den Abdrücken unverändert werden sollen. Die dero sie wurde auf die und so gleichfalls mit der nach Deutschland verpflanzt. Auch in vorliegender Ausgabe finden sich befremdende Spuren davon, so heisst es, um nur ein Beyspiel aufzustellen, im Frühling V. 65 fgg.:

— then with victorious hand,  
Disdaining little delicacies, seiz'd  
The plow, and greatly independent scov'd  
All the vile stores, corruption can bestow.

statt dass in den übrigen Ausgaben, die Rec. verglichen, und deren verschiedene Lesarten er gesammelt hat, so wie selbst in der von Patrick Murdoch 1787 besorgten steht:

— then with unwearied hand  
Disdaining little delicacies, seiz'd  
The plow, and greatly independent liv'd.

Nur in einigen Ausgaben findet sich *descending* statt *unwearied*. — Woher rühren nun jene Abweichungen, und wesswegen sind sie der gewöhnlichen Lesart vorgezogen worden? Hierüber hätte doch Aufschluss gegeben werden müssen.

Man sieht, dass, der Nothwendigkeit erklärender Anmerkungen nicht zu erwähnen, für Kritik sich hier ein nicht kleines Feld darbietet. Oder sollen wir die ausgezeichneten Schriftsteller späterer Zeiten nicht der Aufmerksamkeit werth halten, die wir denen des Alterthums schenken? Mag es seyn, dass manche so denken, besonders da bey den öffentlichen Lehranstalten die neuere Literatur und Sprachkunde meistens noch in den Händen der elendesten Sprachmeister gelassen wird. Rec. kann diesem Vorurtheil nicht beypflichten, und wünscht herzlich, dass Deutschland bald mit einer, auch durch ihr Ausseres sich auszeichnenden Ausgabe der vorzüglichsten englischen Schriftsteller beschenkt werden möge: denn der obigen fehlt es noch an Allem, was sie einer unbeschränkten Empfehlung werth machen könnte, indem selbst die Richtigkeit der Interpunction auf das Unverzeihlichste vernachlässigt worden ist.

Rw.

Z

OLDENBURG, D. Schulze: *The polite Preceptor, or a Collection of entertaining and instructive Essays, selected from the best English writers, and arranged in the most natural order; with a view to inspire into the minds of youth the love of virtue, and the principles of true taste and just reasoning.* Vol. I. 1808. XI u. 305 S. 8. (20 Gr.)

Nach der fünften Auflage, London 1795, abgedruckt. Es ist eine Sammlung moralischer Abhandlungen, aus den weiland berühmten englischen *Wopspectator*, *Tatler*, *Guardian*, *Ad-* der hier oft *Ramler* gedruckt steht), und aus *Chatterfield's* Briefen entnommene Herausgeber, Hr. S. eger), wünscht und hofft, dieser wohl dem Freunde als dem Lehr- Sprache willkommen seyn. Nicht scheinlich keinem von beiden. Der englischen Sprache kennt jene Vollständigkeit, wenn er auch darin des Durchlesens gewand- fischen Jüngling aber, auf den es h abgesehen ist, bedauern wir, wenn wir uns ihn, unter der Aufsicht eines urtheil- losen Lehrers, diese zum Theil recht sehr langweiligen und matten Betrachtungen aborgelnd denken. *Addison*, *Steele* und *Johnson* waren vortreffliche Köpfe, und schrieben für ihre Zeit erbaulich und angenehm. Schriftsteller jeder Zeit und jeder Nation aber waren sie keinesweges. Dafs ihre Landsleute ihrer noch gern in Ehren und dankbar erwähnen, geschieht aus gerechtem Nationalvorurtheil; gelesen werden sie wenig, ausser von Leuten, die nur Altes lesen, und was wohlfeil zu haben ist. Ist nicht der fromme, herzliche Gellert unseren jungen Leuten schon aus den Händen gesunken? Sie finden ihn trocken, kraftlos, wohl gar abgeschmackt. Und doch ist seine Moral reiner, seine Religiosität wärmer, sein Wahrheitsinn menschlicher, sein Vortrag verständlicher, als bey seinen Vorgängern in England. Niemand liest mehr den *wordischen Aufseher* und dergleichen Schriften aus jenem Zeitalter. Die Menschen der damaligen Periode liefsen sich gern erbauen, und salteten schon bey dem Worte Tugend die Hände. Die heutige Welt will, für Verstand und Herz, starke Vernunftgründe, heftige Rührung. Zweifelsucht und hohe Dichtungen haben der Erbauung das leichte Spiel verderbt.

Auf diese Gedanken, die er hier nicht weiter verfolgen darf, ist Rec. bey der Durchblätterung der vorliegenden Sammlung, fast wider seinen Willen, gerathen. Er rächt sich für sein Gähnen durch Mittheilung einer Probe, die er vor anderen dazu auswählt, weil das Langweilige bald kommt, da man sonst das sehnsuchtsvolle Vergnügen hat, auf ganzen Bogen damit hingehalten zu werden. Sie steht S. 213. und ist aus dem vormals hoch gepriesenen *Guardian* (von *Addison* und *Steele*) entlehnt. „Über den Stolz. Keine Leidenschaft beschleicht das Herz unvermerkt, keine verummt sich vielfacher, als der Stolz. Wenn irgend eine Leidenschaft, irgend

ein Lafter mir durchaus fremd ist: so ist es der Stolz; obgleich vielleicht diese Meinung von mir selbst gewissermaßen eben aus dieser verderbten Quelle her- rührt. Entzückt hat mich immer der Spruch aus der heiligen Schrift: Stolz ziemt dem Menschen nicht (*Pride was not made for man*). Der Mensch, wie er dormalen ist, bietet auch nicht Eine Seite dar, die nicht alle geheimen Samenkörner des Stolzes in uns zu ersticken; die nicht vielmehr, die Seele in die tiefste Demuth, in die im Katechismus sogenannte Selbstvernichtung zu versenken, hinreicht. Der Stolz ziemt dem Menschen nicht, da er 1) ein sündhaf- tes, 2) ein unwissendes, 3) ein elendes Wesen ist. Weder in seinem Verstande, noch in seinem Wil- len, noch in seiner gegenwärtigen Lage ist etwas, wodurch ein Nachdenkender zum Stolz oder zur Eitelkeit verleitet werden könnte. Aber gerade diese drey Ursachen, warum er nicht stolz seyn sollte, machen ihn dazu. Wäre er nicht ein sündhaftes Ge- schöpf: so würde er einer Leidenschaft nicht unter- liegen, die aus der Verderbtheit seiner Natur ent- springt; wäre er nicht ein unwissendes Geschöpf: so würde er sehen, dafs er auf nichts stolz seyn kann; und wäre nicht die ganze Gattung elend: so hätte er nicht die jämmerlichen Gegenstände der Verglei- chung vor Augen, die seine Leidenschaft veranlas- sen, und machen, dafs ein Mensch sich über den andern erhebt. Der Weise wird seine Herrlichkeit gelassen dahin verschoben sehen, wo er wirklich ver- herrlicht; wo sein Verstand erleuchtet, sein Wille gebessert, seine Glückseligkeit gesichert; in anderen Worten, wo er weder sündhaft, noch unwissend, noch elend seyn wird.“

Nicht weiter. Dergleichen Geschwätz hat *Lich- tenberg* mit dem von ihm erfundenen Worte *Candi- datenprose*, charakterisirt. Zum Behuf der jungen Leute in Deutschland, die Englisch lernen wollen, sollte man solche, für englische Knaben gemachte Sammlungen entweder gar nicht, oder mit sorgfäl- tiger Auswahl, abdrucken lassen. So wie man sie jetzt, ist es kein Wunder, wenn sie *Maculatur* werden. Bey dieser wird es übrigens nicht die Mühe lohnen, noch von den auf jeder Seite vorkommenden Druckfeh- lern zu reden.

Oh.

NÜRNBERG u. LEIPZIG, b. Campe: *The Complete English Letter-Writer on the most common Occasions in Life, oder Übungen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, mit untergelegter Phraseologie und mit Hinweisungen auf die Abweichungen der deutschen Sprache von der eng- lischen.* Von D. Johann Christian Fick, Lectur der englischen Sprache auf der Friedrich-Alex- anders Universität zu Erlangen. 1806. 250 S. 8. (18 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Anhang zur praktischen englischen Sprachlehre für Deutsche beiderley Ge- schlechts.* Nach der in *Meidingers* französischer Grammatik befolgten Methode, und nach *Sherridan's* und *Walkers* Grundsätzen der reinen Aus- sprache bearbeitet.)

Dieses Werk besteht aus einer Sammlung sehr zweckmäßig gewählter Briefe zum Übersetzen ins Englische. Da sie aus einem mehrmals in London aufgelegten Briefsteller, betitelt: *The Complete Letter-writer, containing familiar letters on the most common Occasions of Life. Also a Variety of elegant Letters for the Direction and Embellishment of Style etc.* entlehnt worden sind: so bedarf es kaum der Bemerkung, daß man die, dem deutschen Text untergelegten Wörter und Redensarten überall passend findet. Ausser der genau bemerkten Abweichung der englischen Wortfügung von der deutschen sind auch hie und da Fingerzeige auf die vorzüglichsten Sprachregeln beygebracht worden, so daß dieses Werk allen denen empfohlen zu werden verdient, die sich in der Abfassung geschmackvoller englischer Briefe über die mannichfaltigsten Gegenstände einige Fertigkeit verschaffen wollen.

Rw.

- 1) GRÄTZ, b. Ferstl: *Neues französisch-deutsches Taschenwörterbuch*. Vorzüglich für jene (diejenigen) bearbeitet, welche die französische Sprache nach der Meidingerschen Grammatik, verbessert von J. B. Lugino, Lehrer der französischen Sprache, erlernen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage, bereichert mit einer Sammlung französischer Synonymen. 1808. 503 S. kl. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 2) Ebendaf.: *Neues deutsch-französisches Taschenwörterbuch*. Vorzüglich für jene u. s. w. Zweyte Auflage u. s. w. 1808. 463 u. 71 S. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 3) Ebendaf.: *Recueil de synonymes François*. Sammlung französischer Synonymen aus den besten Werken über diesen Gegenstand. Von einem Liebhaber der französischen Literatur. 1808. 71 S. (10 Gr.)

Zur Verlängerung des Titels mag es der Verleger bequém gefunden haben, die bekannten Namen Meidinger und Lugino in solchem Verein zu erwähnen; oder er hat durch sie sein Lexikon verkäuflicher machen, und der bey ihm ans Licht getretenen Lugino-Meidingerschen Grammatik durch das Wörterbuch mehr Bekanntschaft verschaffen wollen. Diese Speculation ist wohl nicht glücklich ausgedacht. Denn mancher, der gerade ein kleines Wörterbuch haben muß, und das Ferstliche zu Gesicht bekommt, wird es lieber nicht kaufen, wenn er nicht eben auch mit jener Grammatik im Bunde steht. Es ist übrigens keine Gefahr dabey. Das Wörterbuch besteht für sich; man findet keine Hinweisungen auf irgend ein anderes Buch darin. Es ist, wie mehrere dergleichen Hilfsbücher in unseren Zeiten zu seyn pflegen, ein Abdruck aus den bereits vorhandenen. Die Vocabeln sind in ihren verschiedenen Bedeutungen angegeben, und ganz und gar keine Phrasologie beygefügt. Daß keine auffallenden Unrichtigkeiten vorkommen, davor kann man, nach so unzählich vielen lexikographischen Behandlungen der franz. Sprache, ziemlich sicher seyn. Eben so natürlich ist es, daß mancher Ausdruck, unter dem

Zwange der Kürze, schielend und irreführend ausfallen müsse. Einige Unfügigkeiten dieser Art will Rec. angeben. *Chartrier* wird durch *Urkundenarchivbewahrer* erklärt. Ein langes Wort, welches man sprachgemäßer durch *Archivar* ausdrücken würde, wenn dieses nicht einen fachkundigen Aufseher, jenes aber nur einen treuen Mann zu bedeuten schiene, der auf die Behältnisse und Schlüssel des Archivs Acht hätte. Und doch ist es keines von beiden, sondern eigentlich das *Archiv* selbst, und zwar ein Klosterarchiv. *Richelet* erklärt es lateinisch durch *Tabularium*, und französisch durch: *Trésor, lieu où l'on garde les chartres d'une Abaye, d'un Couvent, d'une seigneurie*. Er fügt freylich hinzu: *Dans les Couvents, il y a un Religieux Chartrier*. Die erste Bedeutung aber ist die vornehmste, und das Wort gleich mit dem bey *Dufresne* vorkommenden *chartularium*, von ihm durch *scrinium*, *χαρταφυλακίον*, erklärt; zu deutsch also: *Urkundenschrank*, *Briefhalter*. — *Jacobin*, hier zu deutsch: *Revolutionsmann*. Das bedarf für den Unkundigen eine weitläufige Erörterung, der Kundige weiß, was er unter *Jakobiner* zu verstehen hat. *Jacobite* fehlt ganz; obgleich die *Jakobiten* in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts einen ungleich breiteren Raum, als die *Jakobiner*, einnehmen. *Mépriser* hätte unter *Mépris*, nicht unter *Méprise* (Mißgriff) stehen sollen. Den Beschluss des *französisch-deutschen* Wörterbuchs macht ein nützlich angebrachtes Verzeichniß der unregelmäßigen französischen Zeitwörter.

Von dem *deutsch-französischen* Wörterbuche gilt im Ganzen dasselbe. Es scheint, daß die zweyte Auflage ist, seit Erscheinung der ersten nicht revidirt zu seyn. Man findet keinen *rheinischen Bund*, keinen *Fürst-Primas* u. s. w. darin. Auch hier ist eine Tabelle der unregelmäßigen deutschen Zeitwörter angehängt, welches nicht ganz vollständig ist. Dingen z. B. fehlt. — Zu allerletzt folgt die, auch besonders unverändert abgedruckte *Sammlung französischer Synonymen*, die, sowohl in Ansehung des Vorraths, als der Erläuterung, viele Mängel hat. *Artisan* heisst auf deutsch: *Handwerker*, nicht *Arbeitsmann*. Was heisst: „*On regrette* einen oder etwas, der oder das nicht ist?“ Der Druck ist correct. Cch.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE,

- 1) NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Gemeinnütziges Lexikon für Leser aller Classen, besonders für Unstudirte u. s. w.* Von J. F. Roth, Diakon zu Nürnberg. Zweyter Band. M—Z. Dritte verm. und verbesserte Auflage. 1806. 614 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Seeger: *Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre*. In zwey Bänden. Zweyten Bandes erste Abtheil. I—Q. 1806. 338 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir beziehen uns bey diesen beiden Fortsetzungen auf das Urtheil, welches wir bey Anzeige der ersten Theile in diesen Blättern No. 69. Jahrg. 1807 gefällt haben. Alles, was wir dort zu loben und zu tadeln fanden, finden wir hier wieder. Es mag frey-



tlich seine Schwierigkeiten haben, einem Wörterbuche für Leser aller Classen seine bestimmte Gränzlinie zu ziehen, allein ohne diese Linie ist durchaus nicht an Vollendung zu denken. Für Leser aller Classen sollte billig gar kein Buch geschrieben werden, weil es in der Natur der Sache liegt, daß ein solches Buch ein Unding ist, d. h. daß es für keinen Leser passen kann, weil es für Alle passen soll. Ausstellungen über Mißverhältniß zwischen den einzelnen Artikeln zu einander, über unnöthige Verdoppelung vieler Artikel, über mangelhafte Erklärungen, über tadelnswerthe Auslassungen u. s. w. ließen sich allerdings auch bey diesen Fortsetzungen in nicht geringer Zahl machen: allein wollte Rec. dergleichen zum Frommen der Vff. machen, so würde er diese Wörterbücher von einem Ende bis zum anderen durchnehmen müssen, welches die Grenzen einer Recension weit überschreiten möchte.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Systematische Encyclopädie der stylistischen Wissenschaften*. Ein Lehrbuch der deutschen Sprache nach ihrem ganzen Umfange und in ihrer gegenwärtigen Gestalt von Karl Heinrich Ludwig Pöltz. 1805. 276 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf. dieses Lehrbuchs ist durch sein Elementarbuch, seine allgemeine Sprachkunde u. s. w. als eifriger Beförderer der deutschen Literatur hinlänglich bekannt. Da er aber in allen diesen Schriften

einen und denselben Gegenstand, nur für ein verschiedenes Publicum, behandelt: so haben wir es hier nicht sowohl mit der Sache, als vielmehr mit der Form zu thun. Vorliegendes Lehrbuch soll zur Grundlage der halbjährigen akademischen Vorlesungen des Vfs. dienen. Er setzt darin mit Recht einen Cursus der empirischen Grammatik und der praktischen Stylübung voraus, und behandelt daher das Studium der deutschen Sprache mehr wissenschaftlich. Den Anfang macht eine Einleitung, welche des Vfs. eigenthümliche Ansicht der für die Ästhetik gegenwärtig nöthigen Gestalt enthält, die aber mit den hier behandelten stylistischen Wissenschaften nicht in nothwendiger Verbindung steht. Hierauf folgen Grammatik, Theorie des prosaischen Styls, Poetik und Rhetorik; letztere hätte sich aber wohl schicklicher an die Theorie des Styls anschließen lassen. Jedem Abschnitte sind die wichtigsten Schriften der neueren Literatur angehängt. — Wir billigen die ebenmäßige Behandlung der einzelnen Theile dieses Lehrbuchs, und wissen keines, das zu akademischen Vorlesungen über deutsche Sprache besser geeignet wäre; aber wir dürfen auch glauben, daß unsere Universitäten einen großen Theil desselben, besonders den empirischen Gebrauch der Redetheile, für ihre höheren Zwecke entbehrllich finden möchten, da unsere gelehrten Schulen für diesen Theil des Unterrichts durch alle Sprachclassen hindurch gesorgt haben. nx.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE. Berlin, b. Matzdorf: *Kleine deutsche Sprachlehre für die ersten Anfänger*. Von A. Hartung, Prof. an der Militär-Akademie u. s. w. 1807. 22 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. ist aus seiner größeren Sprachlehre schon als Grammatiker rühmlich bekannt, und sein Name wird daher dieser kleinen Grammatik, die gewissermaßen ein Auszug aus jener ist, schon zur Empfehlung gereichen. Wenn wir erklären, daß wir diese kleine Grammatik für ihren Zweck sehr brauchbar finden: so wird es der Vf. um so weniger übel aufnehmen, wenn wir einige Bemerkungen hinzufügen. Zuvörderst ist es sehr zurücksetzend, wenn eine deutsche Grammatik mit einem undeutschen Titel ins Publicum eintritt. Eine *kleine deutsche Sprachlehre* ist ein Titel, der der Grammatik Moh'n spricht. Denn was ist nun klein, die Lehre, oder die Sprache? und eben so: was ist deutsch, die Sprache, oder die Lehre? Der Vf. tadelt selbst, mit Recht, den Ausdruck „*feldene Strumpfmanufaktur*“, allein jenes ist um kein Haar besser. In der Grammatik selbst wird das sogenannte stumme e durch ö bezeichnet, welches zu einer falschen Aussprache verleitet; die Aussprache muß zwischen e und ä schweben, darf aber durchaus kein kurzes dumpfes ä werden. G soll am Ende wie k tönen, also Gefang wie Gefank ausgesprochen werden. Wie ist es doch möglich, eine Aussprache, vor welcher jede Grammatik warnen sollte, durch eine Grammatik sogar zu autorisiren. Auch ist es unrichtig, daß pf im Hochdeutschen wie das milde f ausgesprochen werde; der Oberfache mag so sprechen, allein diesem gebührt auch wohl gerade am wenigsten ein Stimmrecht, wenn von Aussprache die Rede ist, ihm, der d mit t, b mit p, eu mit ei u. s. w. stets verwechselt. Von ihm hätte daher auch der Vf. die Unrichtigkeit nicht entnehmen sollen, daß f vor t und p wie sch ausgesprochen werde. Der Redetheile sind nicht weniger als 11 aufgeführt; man findet unter denselben die *Interjection*, *zweyerley Adverbe*, um der anderen nicht zu gedenken. Wenn auch eine logische Begründung nicht in eine so kleine Grammatik gehörte: so war es doch Sache des Vfs., vor der Aufstellung der Redetheile, die Logik zu befragen, ob jeder aufgeführte Redetheil vor ihrem Tribunal bestehen könnte.

Wie kann je die *Interjection* ein Redetheil werden, da sie in ein ganz fremdes Gebiet gehört? und nun vollends zwey *Adverbe*, also einen Untertheil zu einem Obertheil erheben? Bey der Declination werden 6 Casus aufgeführt, obgleich die deutsche Sprache dem Körper nach deren nicht so viele, dem Geiste nach aber weit mehrere hat. Den Ablativ erklärt der Vf. durch Ausgehungsfall, weil derselbe das Verhältniß bezeichne, von welchem die Prädicate ausgehen. Diese Erklärung kommt sehr ins Gedränge, wann Präpositionen, wie *zu*, *nach* u. s. w. mit dem Ablative verbunden werden, in welchem Falle an kein Ausgehen des Prädicats zu denken ist. Schwerlich würde der Vf. 6 Casus aufgestellt haben, wenn er nicht die lateinische Grammatik vor Augen gehabt hätte. Die gewöhnlichen 8 Declinationen sind hier um 2 vermindert worden, und bey der vierten wird die neue Bemerkung gemacht, daß der Genitiv sich auf *en* endige, wenn das Hauptwort etwas *lebendiges*, auf *ens* und *er* aber, wenn es etwas *lebloses* bezeichne, z. B. der Fürst, des Fürsten, der Fels, des Felsens. Der Genitiv *ens* ist der deutschen Sprache ganz fremd, und wo er vorzukommen scheint, da liegt ein veralteter Nominativ auf *en* zum Grunde, z. B. des Friedens, des Namens u. s. w. von den Nominativen der Frieden, der Namen. Der Genitiv Felsens kommt her von dem Nom. der Felsen. Fels hat im Genit. Felses. Die zusammengesetzte Declination ist zu mangelhaft abgehandelt worden. Das Imperfectum wird *beziehende Gegenwart* genannt, eine Benennung, welche den Charakter dieser Form nur zur Hälfte bezeichnet, nicht zu gedenken, daß der Ausdruck *beziehende Gegenwart* unrichtig, und mit den *blasenden Instrumenten* ungefähr von Einem Gehalte ist. Man behalte doch lieber die lateinischen Benennungen bey, als daß man dieselben durch fehlerhafte deutsche ersetzt; jene haben den Vortheil, daß sie als *Nomina propria* dem Lehrlinge erscheinen, diese verwirren ihn. Ueberhaupt aber hätte der Gebrauch der Zeitformen gehörig erklärt werden, auch die 5 Modi auf 3 reducirt werden sollen. Da das Buch einen so kleinen Zuschnitt hat: so hätten alle Beispiele weggelassen, auch die Capitel mehr zusammengezogen werden können. ß.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 OCTOBER, 1808.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Mohammedis filii Chavandshahi, vulgo Mirchondi, historia Samanidarum, persica*. E codice bibliothecae Göttingensis nunc primum edidit, interpretatione latina, annotationibus historicis et indicibus illustravit *Friedericus Wilken*, Philos. D. et Hist. in acad. Heidelberg. P. P. O. 1808. 222 S. 4. (1 Thlr. 18 Gr.)

Hr. Prof. *Wilken*, Vf. der in Leipzig 1805 herausgekommenen und mit Beyfall aufgenommenen persischen Grammatik, macht den Liebhabern der persischen Literatur ein neues sehr angenehmes Geschenk durch diese Herausgabe des *Mirchond*. Bekanntlich hat *Mirchond* ein großes historisches Werk, das von Erschaffung der Welt bis aufs J. 1471 fortgeht, mit sorgfältiger Benutzung aller ihm bekannten Vorarbeiten, verfaßt, wovon die göttingische Universitätsbibliothek eine Abschrift besitzt. Aus dieser Handschrift excerpirte Hr. *Wilken*, während seines Aufenthaltes in Göttingen, unter anderen die Geschichte der Samaniden, welche er jetzt mit einer lateinischen Übersetzung, historischen Anmerkungen und Registern herausgibt. Was die Geschichte selbst betrifft, so ist sie ziemlich ausführlich in Erzählung der Eroberungen und kriegerischen Unternehmungen der samanidischen Fürsten, besonders der letzten Regenten aus dieser Dynastie; über die Anstalten aber, welche diese, nach dem Zeugniß aller orientalischen Geschichtschreiber, die Wissenschaften und die Handlung thätig befördernden Prinzen zur Verbreitung jener, oder zur Aufnahme dieser in ihrem Reiche gemacht haben, so wie über die ganze innere Verwaltung ihrer Staaten, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen. Höchstens rühmt sie in allgemeinen Ausdrücken diesen oder jenen Regenten als einen gelehrten oder humanen Fürsten, der sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben gewußt habe, und nach seinem Tode allgemein bedauert worden sey, ohne sich weiter darauf einzulassen, welche nützliche Einrichtungen er zum Besten seines Volks gemacht habe. Die Übersetzung des Hn. *W.* ist treu und fließend, und bewährt ihn als einen gelehrten Kenner der persischen Sprache und Literatur. Dem Werke sind zuvörderst historische Anmerkungen hinzugefügt, in welchen besonders *Abulfeda*, *Abulfarag* und *de Sacy's* Auszüge aus dem *Tarich Semini* benutzt werden. Wichtiger und reichhaltiger würden noch ohne Zweifel diese Bemerkungen geworden seyn, wenn der Vf. bey der

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

Herausgabe dieses Werks den reichen Schatz von orientalischen Büchern und Handschriften in der göttingischen Bibliothek hätte benutzen können. Auf diese folgen ein historisches und ein geographisches Register. Das letzte hat durch Auszüge aus *Ebn-Haukals* Geographie vorzüglichen Werth erhalten.

NÜRNBERG U. ALTDORF, b. Monath u. Kufsler: *Litteras patentes Imperatoris Sinarum Kang-hi, Sinice et Latine*, cum interpretatione R. P. *Ignatii Kogleri* S. I. Pekini Math. Trib. Praef. Mandarini Sec. ordinis, Adsefforis Sup. Trib. Rituum et Anist. Miss. Sinens. et Japon. — ex archetyp. Sin. edidit notitias Sin. add. *Christ. Theophil. de Murr*, c. tab. aenea variisque characteribus lig. incis. 1802. 58 S. 4. (10 Gr.)

Bey dem neuen Eifer, welcher für chinesische Literatur erwacht ist, wird auch eine verspätete Anzeige dieser Schrift nicht unwillkommen seyn, zumal da Rec. nunmehr über das Original selbst aus Autopsie urtheilen kann.

Die Jesuiten, welche in China das Evangelium verbreiteten, hatten den Neubekehrten erlaubt, die im ganzen Reiche allgemein eingeführten, und von allen Religionsparteyen beybehaltenen Gebräuche, zum Andenken der Verstorbenen, und zur Ehre des Philosophen *Confucius*, beyzubehalten. Auch bedienten sie sich in ihren Vorträgen und Religionsbüchern der chinesischen Benennungen *Tien* (*Coelum*) und *Shang-ti* (*augustus imperator*) für das höchste Wesen. Der gute Fortgang der jesuitischen Missionen in China hatte schon lange den Neid und Haß der Dominicaner erregt, und sie nahmen nun Gelegenheit, jene bey dem römischen Stuhl zu verklagen, indem sie behaupteten, daß sie den Neophyten heidnische Ceremonien zuließen, und die Wörter *Tien* und *Shang-ti* den materiellen Himmel bedeuteten. So grundlos nun auch diese Beschuldigungen waren, so machten sie doch in Europa, wo man die Sache nicht genau wissen konnte, großes Aufsehen. *Morales*, ein Dominicaner, der i. J. 1645 nach Rom kam, erhielt vom P. Innocenz X ein Decret wider die Erlaubniß, welche die Jesuiten gaben; *Martin Martini* S. I. aber, welcher ein Jahr später von diesen an den Papst gesendet wurde, und die Sache von der rechten Seite vorzustellen wußte, brachte es dahin, daß die Congregation *de Propag. fide* die Ceremonien der Chinesen billigte, indem sie dieselben für das, was sie wirklich nur waren, nämlich für bloße Civilgebräuche ansah. Alexander VII bestätigte darauf im J. 1656 den Ausspruch der Congregation zum Vortheil

der Jesuiten, und so ruhte der Streit eine lange Zeit hindurch. Maigrot, Mitglied der Sorbonne, der erst Vicarius apostolicus der Provinz Fö kién war, und hernach Bischof von Conom wurde, gab im Jahre 1698 in China selbst eine Verordnung heraus, welche beide Streitfragen, den Jesuiten zuwider, entschied. Diese wurde darauf 1696 dem Papste mit der Bitte vorgelegt, die Sache auf einmal zu beendigen. Der Papst setzte auch wirklich eine Untersuchung der Streitigkeiten nieder, und bey dieser nun Alles gegen sie als ein Decret des Papsts die Ceremonieen die

wurde in Europa erst 1708 bekannt gemacht, zu Nanking aber schon 1707, in einem Mandate des Cardinals Tournon, Erzbischofs von Antiochia angekündigt. Der Papst hatte diesen, als Patriarchen von Indien und Legatus a Latere, nach China an den Kaiser Kang - hi abgesendet, um mündlich mit ihm über die Angelegenheiten der chinesischen Missionen zu berathen. Die Bischöfe von Ma - kao und Ascalon nebst 41 anderen Jesuiten appellirten aber wegen dieses Mandats, und schickten, mit Bewilligung des Kaisers, die PP. Barros und Beauvolier nach Rom, um dieselbst ihre Sache lücklicher Weise aber litten diese

den ihr Grab in den Wellen, es noch lange fort, indem bald die Chinesen in Rom verworfen, wurden, bis ihn endlich Benedict XIV endigte, und dieselben in einer Bulle vom Jahre 1742 öffentlich verdammt. — Auf diesen Streit nun bezieht sich auch der offene mandshuisch - chinesisch - lateinische Brief des Kaisers Kang - hi, den Hr. v. M. gegenwärtig chinesisch und lateinisch, nebst der Interlinear - Übersetzung des P. I. Koegler, herausgegeben hat.

Rec. besitzt ebenfalls ein Exemplar des zu Peking gedruckten Originals, welches unter die zu Canton ankommenden Europäer vertheilt wurde. Es ist auf einen grossen Bogen chinesisches Baumwollen-Papier mit zinnoberrother Farbe gedruckt, und mit einem anderthalb Zoll breiten Rand, der mit Drachen und anderen mystischen Figuren, als Reichswappen, ausgefüllt ist. Die Charaktere sind sehr sauber gearbeitet; zur Linken steht der mandshuische Text in 12 Columnen, in der Mitte die chinesische Übersetzung in 13 Col., welche Hr. v. M. sehr genau hat nachstechen lassen, und zur Rechten die lateinische in 13 Zeilen, nebst der Unterschrift von 16 Missionarien, größtentheils Jesuiten; diese lautet folgendermassen:

Nos Itoury, Voamtachoa, Tchaoticham, Aulac Quintien et ejusmodi ubi libri conficiuntur; locorum Mandarini, obediétes reverenter Imperatoris mandato, ad omnes qui ex Europa appulerunt, scribimus.

Anno Kam - hi 45 (1706) P. P. Ant. Barros et Ant. Beauvolier: anno Kam - hi 47 (1708) P. P. Josef. Provana et Raymondus de Arzo de mandato Imperatoris in Europam missi sunt. Multis ab hinc annis non modo nullum responsum venit, unde verum

a falso discerni non potest, sed etiam confusi rumores afferuntur. Idcirco Missiois rursus tradita est epistola deferenda, quam veresimile est pervenisse. Certe quidem cum homines a nobis missi reverterentur, et negotia omnino clara fuerint, tunc adhuc fides poterit. At nisi homines a nobis missi revertantur, deest verum fundamentum: et etiam si quaecunque epistolae vel nuntia venerint, omnino credi non potest. Et veriti ne litterae penetrare non possint, has scribimus: his verso Europaei adjiciatur: omnia a se mendantur: Proregis Cantonensis sigillo muniatur: non autem claudantur: plurimaeque Exemplaria omnibus recte advectis Europaeis distribuuntur, quae ipsi secum asportent. Datum An: Kam - hi 55 (1710) 9<sup>a</sup> Lunae die 17<sup>a</sup> (Octob. 31).

De Mandato Imperatoris subscripsimus.

Hier folgen nun die oben erwähnten Unterschriften der 16 Missionäre. Was aber die Interlinear-Übersetzung anbetrifft: so ist sie mehr eine Erklärung jedes einzelnen Charakters, als eine genaue Übertragung des Sinnes, und würde für die Anfänger in der Sprache ziemlich brauchbar seyn, wenn die chinesischen Worte richtiger und nach einer bestimmten Schreibart ausgedrückt, und ihnen die Accente beygesetzt wären. Dem Ganzen hat Hr. v. M. noch einige unbedeutende Anmerkungen beygefügt, die sich hauptsächlich auf die unterschriebenen Namen beziehen.

Hierauf folgt ein Status Missionis Sinensis Jesuitarum ab a. 1766 ad a. 1800, der manche recht hübsche Notizen, aus Briefen der Missionarien an den Vf., enthält. Diesem schließt sich ein Catalogus libror. math., physic. et philosophicarum, sinice script. et editorum a Miss. Soc. Jesu, an, der aber sehr unvollständig ist, und nicht einmal alles, in Europa bekannte, enthält. So fehlt z. B. Typus eclipsis solis anno Chr. 1669 Imper.

Kam - hi VIII, die primo Lunae IV i. e. d. 29<sup>mo</sup> Aprilis ad Meridianum Pekinensem; nec non imago adumbrata diversorum digitorum in singulis Imper. Sin. provinciis observatorum. Auct. P. Ferd. Verbiest S. S. in Regia Pekinensi Astronomiae praefecto, welcher zu Peking Chinesisch - Mandshuisch erschien. Auch von Adam Schall fehlen mehrere bekannte Werke. Überhaupt scheint Hr. v. M. die Quelle, aus der er diesen Katalog geschöpft hat, absichtlich zu verheimlichen, um sich das Ansehen eines grossen chinesischen Literators zu geben; sie ist der Catalogus Patrum Societatis Jesu, qui post obitum S. Franc. Xaverii usque ad An. 1681 in Imper. Sinar. fidem propagarunt 1686, 410. denn das Wenige, was er aus Fourmonts Grammatica Sinica hinzugefügt hat, ist ebenfalls nicht neu, und unbedeutend. — S.

37 irrt der Vf., wenn er glaubt, das 18 Jahr der Kang - hi sey 1674, dieser Kaiser bestieg den Thron 1662, es ist also 1680. — S. 40. Ob das Buch De Pictura, welches im Catal. Patr. Soc. Jesu S. 15 unter den Schriften des P. Sambiasi aufgeführt wird, die Hoä - rä (Responso de Pictura) sey, die sich auf der pariser Bibliothek befindet, ist gar nicht ausgemacht.

S. 41 geht ein neuer Abschnitt, betitelt Notitiae Sinicae, an, der allerley enthält; was auf die Fortschritte

der chinesischen Literatur in Europa Bezug hat, aber leider von Unrichtigkeiten wimmelt, von denen Rec. nur die vornehmsten bemerken will. S. 42 sagt Hr. v. M. in der Anmerkung c) *Quatuor enim sunt libri* (Sou chow) qui vulgo Confucii libri adpellantur, constituuntque simul quintum librum τὸν Ou-king s. quinque libro-

rum sacrorum. Dieß ist aber ganz falsch, die U-king (im Deutschen pflegt man nicht Ou-king zu schreiben)

sind das Yè-king, Shü-king, Shiking, Li-ki und Tshun-thien, aber nie werden die vier Bücher des Confucius dazu gerechnet. — S. 46 verwechselt er das

bekannte Wörterbuch Hái-pien mit dem Kang-hi-tien, da doch jenes, welches fast ein bloßer Katalog aller chinesischen Charaktere ist, unter der Regierung des Kaisers Hông-vü († 1398) von Tshing-gin gesammelt wurde, dieses hingegen, welches ein wirkliches kritisches und sehr weitläufiges Lexikon ist, auf

Befehl des Kaisers Kang-hy, von der Akademie Hân-ku verfaßt und im J. 1717 herausgegeben wurde. Es besteht auch nicht, wie Hr. v. M. glaubt, aus 121 Bänden, sondern nur aus 40. — S. 48 wird *Joseph de Guignes* unverdienter Weise von dem Vf. als ein großer Kenner der mantschischen Sprache ausgegeben. Zwar hatte dieser vortreffliche Gelehrte sehr gründliche Kenntnisse in mehreren orientalischen Sprachen, vorzüglich im Chinesischen, aber mit der Sprache der Man-tshu hat er sich nie beschäftigt, auch wurde sie erst in seinem späten Alter durch *Amiot* und *Langlès* in Europa bekannt. Unter seinen Schriften sind vergessen *Le Chou-king* 1772, 4to und *Memoire sur l'origine des Huns*, Paris 1748, 8to. u. m. a. — S. 49. Die von *Titsringh* mitgebrachte japanische Encyclopädie, deren *Hager* erwähnt, führt den Titel *Sân-tshai-tu* und nicht wie Hr. v. M. meint

*Xáng-pin-hi-chun*; dieß ist die Aufschrift eines Theeküßes (!!!). — S. 53. Die beiden Charaktere *Tshung-ting* (nicht *Tshung-ki*) bedeuten *duplici commentario instructum*, und nicht *duplex collectio*. Der Vf. des auf derselben Seite angeführten botanischen Werks *Pên-gào-khâng-mô* ist *Lî-shi-tshing*, diesen scheint Hr. v. M. nicht einmal zu kennen. Den Beschluss des Ganzen macht eine Notiz dieses Werks und eine Vergleichung der chinesischen vierfüßigen Thiere mit dem *Linne*, wozu eine Holzplatte mit den ziemlich gut gravirten Charakteren derselben gehört. — Mit ruhiger Selbstgenügsamkeit blickt der Vf. nochmals sein Werkchen an, und schließt mit dem Horazischen *si quid novisti rectius istis etc.*, welches vielen gehaltenen Schriften zur Brustwehr dienen muß, da immer dem Leser, auf eine humane Art, die Erlaubnis ertheilt wird, mehr zu wissen, als der Vf. weiß. Überhaupt sollte doch niemand Beyträge zur chinesischen Literatur liefern wollen, dem wenig Hülfsmittel mehr zu Gebote stehen, als *Fourmont* und *Bayer*, wie Hr. v. M. selbst S. 54 gesagt.

C. I. P.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Chrestomathia Syriaca maximam partem e codicibus manuscriptorum collecta*. Edidit *Gustavus Knös*. 1807. VI S. Vorrede und 119 S. Text. 8. (1 Thlr.)

Dafs Hr. Knös sich entschloß, nach *Michaelis*, *Kirsch*, *Grimm*, *Tychsen*, noch eine syrische Chrestomathie herauszugeben, war an sich wohl nicht überflüssig, da es den Liebhabern der syrischen Sprache doch immer erwünscht seyn muß, mehrere Handbücher zu haben, die sie zu ihrer Übung gebrauchen können. Allein nach solchen Vorgängern hätte man billig mehr von dem Herausgeber fordern und erwarten können. Schon der Titel enthält eine Unrichtigkeit, indem nur der geringste Theil dieser Chrestomathie aus Handschriften genommen ist. Die 4 ersten Stücke sind aus *Assemani's orientalischer Bibliothek*, das 5te aus *Barhebraei Chronicon* entlehnt, das 7te, welches Hr. Kanzleyrath *Tychsen* in Rostock dem Herausgeber mitgetheilt hat, steht schon abgedruckt in dem *Breviario feriali Syriaco SS. Ephrem et Jacob Syrorum, Romae 1787. 8. pag. 2 sqq.* Es sind also nur die übrigen drey Stücke, No. VI, VIII u. IX, ungedruckt. Nächstdem ist der Abdruck an vielen Stellen fehlerhaft, wodurch besonders Jünglinge, welche die Sprache erlernen wollen, und für die das Buch eigentlich bestimmt ist, leicht irre geleitet werden können. In dem ersten halben Bogen hat Rec. folgende Druckfehler angemerkt: S. 4 Z. 12.  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . S. 5 Z. 2:  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . S. 7 Z. 9:  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 2, v. u.  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . S. 8 Z. 13:  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 16:  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Noch fehlerhafter ist das 7 Stück abgedruckt. Z. B. S. 55. Z. 6 steht  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ , und  $\text{ܕܢܝܢ}$  für  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 8:  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 9:  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$  und ebendaf.  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 10:  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 12:  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$  und ebendaf.  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$ . Z. 13:  $\text{ܕܢܝܢ}$  statt  $\text{ܕܢܝܢ}$  u. s. w.

Endlich wird der Gebrauch dieser Chrestomathie für Anfänger noch sehr dadurch erschwert, dafs derselben kein Wörterbuch beygefügt ist. Die grösseren syrischen Lexica sind selten in den Händen der Anfänger. Zwar verspricht der Herausgeber noch eine Übersetzung der *particularum ineditarum* mit kritischen und philologischen Anmerkungen, und ein *Glossarium* sowohl über diese als über die *Michaelis'sche* Chrestomathie nachzuliefern: aber es wäre, nach Rec. Meinung, besser gewesen, wenn ein genaues, sich bloß über diese Chrestomathie erstreckendes *Glossarium* sogleich dem Werke beygefügt worden wäre. Die in demselben enthaltenen Stücke sind folgende: I. *Fata Nestorianismi in Persia*. II. *Thomae Margensis in historia monastica scribenda consilium*. III. *Eliae Episcopi Mucanensis memorabilia*. IV. *Sabarjesu Damasceni scholarum in Persia reformatio*. V. *Imperium Arabicum sub primis Chaliphis propagatum*. E. *Barhebraei chronico*. VI.

*Martyrum Homeritarum historia. Ecod. Paris. VII. Specimen Gazophylacii seu ritualis syr. Ms. VIII. Jacobicusdam carmen de Alexandro M. metro Jacobitico conscriptum. Ecod. Paris. IX. Isaiæ presbyteri carmen in Tamerlanum, metro Ephraemitico conscriptum. Ecod. Paris.* Die beiden letzten, und bey weitem vorzüglichsten Stücke dieser Sammlung verdankt der Herausgeber dem Hn. Sylvestre de Sacy in Paris.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOtha, b. Perthes: *Briefe über die bürgerliche Selbstständigkeit der Weiber.* Herausgegeben von L. W. Weissenborn. 1806. 216 S. 8. (18 Gr.)

„Diese Briefe sind zunächst darauf berechnet, das weibliche Geschlecht über seine Ansprüche auf bürgerliche Selbstständigkeit zu unterrichten, und demselben die Mittel anzuzeigen, durch welche es nach und nach aus der ungerechten Dienstbarkeit heraus zu kommen vermöge. — Auch mein eigenes Geschlecht wünschte ich für die Überzeugung zu gewinnen: daß der Zutritt der Weiber zu der Betreibung der bürgerlichen Geschäfte nicht nur rechtmäßig, sondern auch nützlich sey, und wenn ich mein Geschlecht recht kenne, so dürfte es immer noch leichter durch den letzteren Grund bewogen werden, als durch den ersteren, den Weibern die Handhabung bürgerlicher Geschäfte zu gestatten.“ Also erklärt sich Hr. W. in der Vorrede über den Zweck seiner Schrift. Er ist ein bescheldener Mann, der „seinen schwachen Kräften“ selbst nicht zutrauet, daß sie im Stande seyn werden, „die halsstarrigen Herren der Schöpfung von der Nichtigkeit ihrer Ansprüche auf die Alleinherrschaft in den bürgerlichen Verhältnissen zu überzeugen, und sie zu der Entfagung dieser Ansprüche zu bewegen!“ Und in der That ist Rec. — es thut ihm Leid, es sagen zu müssen! — gleichfalls der Meinung, daß durch ihn und sein Buch „der alte Proceß“ wohl nicht entschieden worden ist; und doch kann Hr. W. ihm glauben, daß er, wiewohl er ein Mann ist, bey dem Lesen der Schrift nicht an sein Geschlecht gedacht, sondern lediglich an die vorgebrachten Gründe. Diese Gründe aber sind so bekannt und trivial, daß keiner etwas aus dem Buche lernen wird; denn der Hauptgrund, welchen Hr. W. für seine Clientinnen vorbringt, ist der, daß die Weiber eben sowohl vernünftige Wesen seyen, als die Männer, mithin u. s. w.

Nebenbey enthält die Schrift einen kleinen Roman; aber die Anlage desselben ist so schlecht, als die Ausführung; und schwerlich wird Hr. W. den Lesern durch die Entschuldigung genug thun, daß es ihm nur um Mittheilung seiner Ideen zu thun gewesen sey, und er deswegen die Form weniger beachtet habe. Er hätte sie einfach heraus sagen sollen ohne Roman; wollte er aber diesen nicht aufopfern, so hätte er auch die Darstellung für wesentlich halten sollen. — Es sind 4 Personen, die hier auftreten; 2 junge Männer und 2 junge Damen: Hr. Robert kommt nur einmal. Der eine Mann, Eduard, und das eine Mädchen, Emma, sind ein Paar Wesen, so tugendhaft, als die Kantisch-Fichtische Moral nur seyn kann. Sie sind es, welche die Sache der Weiber führen, und diesen alle Rechte der Männer vindiciren, darum weil das Recht ist; sie sind bereit, Alles dafür zu opfern und zu thun, unbekümmert, ob

es nützlich oder schädlich ist: wie kann man darauf sehen, wenn von Pflicht und Tugend geredet wird! Nebenbey sind sie sterblich in einander verliebt, aber aus purer Tugend lassen sie sich nichts gegen einander merken; und wenn Eduard endlich den Schritt thut, von seiner Liebe zu reden, da geschieht es mit einer Tugend und mit der Beredsamkeit des Marquis Posa, daß man seine Freude darüber hat. Aber es ist auch natürlich, also zu einem Mädchen zu reden, dessen drittes Wort Grundsätze ist, und Pflicht und Wahrheit. Welch' eine Rigoristin diese Emma sey, mag man daraus beurtheilen, daß sie sich, im Fall jemand mit bloßem Schwert einen anderen verfolgte, der sich in ihr Haus geflüchtet hätte, mit Fichte in die Thüre stellt, und dem Wüthenden, der sie fragt, wo der Flüchtling geblieben sey? — keck herausklärt: sie werde es ihm nicht sagen; sie wisse es, aber er müsse sich durch ihre Ermordung den Weg zu ihm bahnen. — Der andere junge Mann, Wilhelm, ist Doctor beider Rechte, und dazu da, jenem Eduard das Widerspiel zu halten. Ihm geht nichts über einen trocknen Spas; aber er ist nachgiebig gegen Eduards Weisheit, wiewohl er ungebessert bleibt. Denn er will seiner Braut, Henriette, dem anderen Mädchen, gar das nicht gestatten, was Eduard und Emma wollen. Die Henriette ist ein gutes Kind, aber Emma weiß ihr so lange zuzusetzen, bis sie auch ganz der Meinung ist, daß Alles unter Männern und Weibern gemeinschaftlich seyn sollte, diese sollen curiren, plaidiren, predigen, Schuhe machen u. s. w., jene in die Küche gehen. Eduard und Wilhelm schicken sich im Anfange einige Briefe. Dem letzteren aber wird das Ding bald zu langweilig; er bricht daher mit einer scherzhaften Ermahnung ab, daß Eduard doch kein Narr seyn solle, so lange mit der Liebeserklärung an Emma zurückzuhalten. Dann treten die beiden Mädchen auf, und jene verschwinden ganz. Die Hauptbriefstellerin ist Emma, die mit Eduard ein Erziehungs-Institut errichtet, und nun von ihren Zöglingen Bericht erstattet. Diese werden nun dahin gebildet, daß Weiber und Männer einander näher kommen. Henriette findet alles sehr lehrreich, was Emma sagt, und wiewohl sie „viel über Pestalozzi gehört und noch mehr gelesen hat:“ so hat sie doch aus einigen unbedeutenden Äußerungen Emma's „mehr von ihm erfahren, als durch alles, was vorher Andere über ihn gesagt und geschrieben hatten.“ Das Ende ist die Heirath zwischen Eduard und Emma. Hr. Robert giebt dazu seine Einwilligung, nachdem er durch die Zöglinge ihres Instituts erfahren hat, daß ein jeder seine eigenen Begriffe von Glückseligkeit habe, und daß man ihn dabey lassen müsse.

Im Ubrigen ist Hn. W. die Angelegenheit der Weiber „zu wichtig, als daß er je aufhören könnte, sich damit zu beschäftigen; und er ist geneigt, die ferneren Resultate seines Nachdenkens entweder als Fortsetzung dieser Briefe oder etwa in einer Zeitschrift dem Publicum mitzutheilen, wenn dieses es der Mühe werth findet, von ihm noch etwas über den Gegenstand zu hören, den er mit reiner Liebe und der innigsten Überzeugung ergriffen hat.“ Ket A.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 O C T O B E R, 1808.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Ernst Heinrich Ahlemann's*, ehemaligen Feld- und Garnison - Predigers zu Berlin, und nachherigen Stadtpredigers an der Hauptkirche zu St. Marien in Frankfurt an der Oder, *geistliche Reden*. Ausgewählt und nebst einer kurzen Biographie des Vfs. herausgegeben von *Wilhelm Traugott Krug*, ordentl. Prof. der Philos. zu Königsberg. 1803. XX u. 380 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Eine verständige Wahl der Hauptsätze und eine gewisse Herzlichkeit in der Ausführung derselben kann man diesen Predigten nicht absprechen. Auch ist das Bestreben des Vfs., unabhängig von äußerer Autorität, wahre Religion und Sittlichkeit in den Gemüthern seiner Zuhörer zu befördern, nicht zu verkennen. Aber um sich den hohen Grad von Verehrung und Ansehen zu erklären, in dem der Verstorbene, nach der Versicherung seines Freundes, bey Allen, die seine Vorträge hörten, stand, muß man sich nothwendig die Lebenswürdigkeit seines persönlichen Charakters und das Einnehmende seiner äußeren Beredsamkeit hinzudenken, wodurch er — ebenfalls nach dem Zeugniß des Herausgebers — sich ganz vorzüglich auszeichnete. Denn seinen Predigten selbst fehlt sehr viel, um sie über das Mittelmäßige zu erheben. Zuerst vermißt man in ihnen nur zu häufig die so nöthigen logischen Vollkommenheiten eines zusammenhängenden Vortrags, Consequenz, Gründlichkeit und natürliche Ordnung der Gedanken. Der Vf. führt oft das gar nicht aus, was er im Thema ankündigt, beschäftigt sich so lange mit Nebengedanken, und selbst mit heterogenen, nicht zur Sache gehörigen Reflexionen, daß er darüber den Hauptgedanken beynahe ganz aus dem Gesicht verliert. So z. B. in der dritten Predigt, die das Thema abhandeln soll: „*Wie der wahre Christ selbst im Tode noch ein Menschenfreund ist und seyn kann?*“ 1) soll diese Frage beantwortet, und 2) das Gesagte durch das Beyspiel Jesu erläutert und bestätigt werden. Der Unzweckmäßigkeit in der Haupteintheilung nicht zu gedenken, so ist auch die Beantwortung der Frage selbst so wenig befriedigend, daß derselben kaum einige Zeilen gewidmet sind. Desto weitläufiger sind die ganz fremdartigen Betrachtungen, die der Vf. anstellt. Er fängt damit an, daß er über die falschen, unbilligen Urtheile klagt, die gute Menschen in der Welt zu erdulden haben. Hierauf

untersucht er die Quellen, aus denen diese Urtheile entspringen, zeigt, daß sie theils von dem Stolz, theils von der mangelhaften Erkenntniß der Beurtheilenden herrühren, daß aber auch die Verkannten oft selbst daran Schuld sind, wenn sie nicht so geschätzt werden, wie sie es verdienen. Hieran leitet er die Ermunterung ab, daß man behutsam in der Beurtheilung Anderer seyn müsse. Da aber diess — fährt er dann fort — so lange das Leben dauert, selten der Fall ist: so muß der gute Mensch um so mehr in seinem Tode zeigen, daß man sich in ihm geirrt habe. Ehe er aber diesen Satz ausspricht, streut er wieder eine ziemlich lange Bemerkung darüber ein, daß nicht jeder Rechschaffene einen ruhigen Tod sterbe, so wie nicht jeder Bösewicht unter vielen Leiden des Körpers und Qualen der Seele seinen Geist aufgeben u. s. w. Wer hätte diess alles bey der Ankündigung des Themas erwartet? Eben diese Abschwefung von der Hauptsache, dieser ungeordnete Ideengang, diese oberflächliche Behandlung des Wichtigeren ist auch in den meisten übrigen Reden bemerkbar. Hiezu kommt zweytens, daß dem Vf. das, was den Adel und die Würde einer geistlichen Rede ausmacht, fast gänzlich fehlt. Zu dem erhabeneren Styl und Ton, zu dem der Kanzelredner sich erheben soll, und der gar wohl mit einer edeln Simplicität vereinigt werden kann, scheint der Verstorbene gar keine Fähigkeit gehabt zu haben. Seine Sprache ist mehr ruhig philosophirend, als durch eine kraftvolle Darstellung erwärmend. Selbst seine Gebete sind größtentheils matt, und nichts weniger als ästhetisch zweckmäßig; und es muß also durchaus mehr in seinem Äußeren gelegen haben, wenn er auf seine Zuhörer lebhaftere Eindrücke machte. Um so deutlicher erhellet aus seinem Beyspiel, wie wichtig für einen Prediger sittliche Würde des Charakters und ein guter äußerer Vortrag sind, da diese Eigenschaften, selbst ohne besondere Rednertalente, schon allein sehr viel ausrichten, und also in Verbindung mit einer eindringenden Beredsamkeit um so wohlthätigere und heilsamere Wirkungen hervorbringen müssen.

D. K. N.

LEIPZIG, b. Barth: *Handbuch für Landprediger und Schullehrer bey den sogenannten Kinderlehren in den Kirchen, besonders in den Filialkirchen, enthaltend kurze Religionsvorträge für erwachsene Schulkinder mit Liederversen und catechetischen Wiederholungen*. Erster Th. 1808. 192 S. 8. (12 Gr.)

Bb

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*



Diese Schrift, die nach dem Ideal der Gottesverehrung der leipziger Freyschule entworfen zu seyn scheint, entspricht ganz ihrem Zwecke. Die Vorträge sind faßlich, einleuchtend, gefällig und herzlich. Die Liederverse sind wohl gewählt, und zum größten Theil aus den vortrefflichen christlichen Religionsgefangen für die Freyschule in Leipzig entlehnt. Die Gebete sind kräftig, die Katechisationen zweckmäßig, und der ganze Vortrag ist möglichst kurz eingerichtet — ein nothwendiges Erfoderniß einer solchen religiösen Übung, wenn sie die Aufmerksamkeit der Jugend und des Landvolks nicht ermüden soll. Der Vf. hat dabey nicht nur die Absicht, zu belehren, religiöse Gefühle zu wecken und zu beleben, und überhaupt ächte Religiosität zu befördern, sondern auch vorzüglich die Jugend auf die Kanzelvorträge des Predigers vorzubereiten und dafür empfänglicher zu machen, weil er überzeugt ist, daß die meisten Zuhörer die Predigten nicht gehörig benutzen, oft auch nicht einmal recht verstehen (so faßlich sie auch übrigens seyn mögen) oder die nöthige Aufmerksamkeit ihnen widmen, weil sie nicht von Jugend auf dazu geleitet sind. Und wer wollte ihm hier nicht beystimmen, da es außerdem beynahe unerklärbar ist, warum die Zuhörer, auch sogar die Gebildeten, gemeinlich so wenig aus der Predigt behalten, und oft nicht einmal sagen können, wovon eigentlich gepredigt worden ist, vielweniger daß sie sich über die Ausführung der abgehandelten Sache erklären und verbreiten sollten. Es war daher eine sehr gute Übung unserer christlichen Vorfahren, die ihre Kinder nach der Kirche zu fragen pflegten, was sie aus der Predigt gelernt hätten, und sie ermunterten, darauf aufmerksam zu seyn; und die Schullehrer selbst mußten die Jugend dazu anhalten, und mit ihnen, wie man zu sagen pflegte, die Predigt repetiren. Diese gute Sitte ist, wie viele andere, zu unseren Zeiten größtentheils aufgehoben worden. — Daher aber auch der wenige Nutzen öffentlicher Vorträge für unsere Zuhörer. Übungen von der Art, als in dieser Schrift enthalten sind, müssen also dem guten Geiste des Zeitalters sehr willkommen seyn, und die Hoffnung in ihm wecken und beleben, daß, wenn diese Übungen nach und nach allgemein und anhaltend fortgesetzt werden, die jungen Christen nicht nur verständiger und an religiösen Kenntnissen reicher, sondern auch mit den öffentlichen Vorträgen überhaupt vertrauter werden, und sich dadurch in Stand gesetzt sehen, mehr, als bisher gewöhnlich war, daraus zu profitiren, und also für religiöse Tugend und Sittlichkeit besser erzogen und gebildet werden. Die Vorträge handeln von dem hohen Werth der christlichen Religion; vom Frühlinge, als einem lehrreichen Bilde der Jugend; von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken; von den Empfindungen und Gesinnungen, welche die Erkenntniß in uns hervorbringen muß (soll); von dem Aberglauben; von der Tugend der Arbeitsamkeit; von der Sorge für die Gesundheit; vom Gebet und den großen und segensreichen Wirkungen eines Gott wohlgefälligen Gebets. Die katechetische

Wiederholung dieser Vorträge ist bloß eine in Fragen und Antworten abgefaßte geschickte Zergliederung der vorgetragenen Sachen, und der Vf. konnte und wollte sich hier nicht in sokratische Erklärungen einlassen, die den Faden nur zu oft zu weit ausspinnen, und mehr zum Denkenlernen, als öffentliche Erbauung zu befördern, geeignet sind. Rec. würde zu solchen sokratischen Katechisationen in der Kirche nie rathe, wo man bloß Belehrung und Erbauung sucht. Sie gehören in die Schulen, müssen aber auch da ihr Maß und Ziel haben, damit nicht, bey dem ewigen Erklären und Zersplittern der Begriffe, der Verstand mehr zum Grübeln als zum Denken und praktischen Wirken geleitet, und an reellen Kenntnissen vielleicht leer gelassen werde. Doch ist zu wünschen, daß geschickte Lehrer die entworfenen Fragen nach Beschaffenheit der Umstände verändern, und so die Kinder und Erwachsenen auch zu einigem freyem Nachdenken und zu einer möglichst gründlichen Vorstellung der Sache mit anleiten. Überdies würde das Mechanische der Fragen und Antworten den Zuhörern selbst widrig seyn, und etwas Verabredetes verrathen. Doch dürfen die Nebenfragen nicht ausschweifend seyn, und der Faden muß so bald als möglich wieder angeknüpft werden. Über den Gebrauch dieser Vorträge hat sich der Vf. hinlänglich und befriedigend erklärt, und Rec. wünschte, daß der Raum die trefflichen Bemerkungen aufzunehmen erlaubte. Doch wünschten wir auch darüber ein Wort zu lesen, wie auch Prediger von diesen Vorträgen und Katechisationen Gebrauch machen könnten. Sollen sie dieselben ablesen! Wie erniedrigend für sie! Und würde das die Gemeinde auch gerne sehen? Und wie bequem würden sich dann die Herren ihre Arbeit nicht machen? Wiewohl es tausendmal besser wäre, wenn der Prediger eine fremde gute Predigt, als eine eigene schlechte ablasse. Vielleicht sollen sie für Prediger nur ein Wink und Fingerzeig seyn, wie sie etwa die Sache anzugreifen hätten, und ihnen wenigstens einigen Stoff und einige Form zu ihren Arbeiten liefern. Dies wünscht Rec. und ersucht den Vf., diese sehr nützliche Arbeit mit Liebe fortzusetzen, und glaubt ihm in voraus den Dank aller derer, die davon Gebrauch machen, versichern zu dürfen. Es sind vielleicht Kleinigkeiten, wenn wir bemerken, daß hie und da die Religion mit der christlichen verwechselt ist, daß die jugendlichen Freuden zu schön geschildert sind, u. auf die dabey, selbst in den Herzen der Jugend, bisweilen aufsteigenden Zweifel, besonders aus ihrer großen, obgleich für sie wohlthätigen, Einschränkung zu wenig gerechnet ist, und daß in einem Gebete der Ausdruck vorkommt: *wir Kinder*. Kann sich der Lehrer auch unter die Kinder mit zählen? φ.

RINTELN, b. Steuber: *Menschenleben und Schicksal, Tod und Unsterblichkeit*. Zwölf Predigten nebst zwey Anhängen und einer Friedenspredigt. Von *J. W. Wolfarth*, Doct. d. Theol. u. der Philos., erstem Professor der Theologie wie der Geschichte, Consistorialrath und Superintendent d. Grafschaft Schaumburg. 1808. 208 S. kl. 8.

Diese Predigten sind ein Nachtrag der vom Vf. schon

im J. 1785 u. 1787 herausgegebenen Predigten über die Bestimmung des Menschen zum ewigen Leben, und die Aussichten in die unsichtbare Welt. Die hohe Wichtigkeit dieser schon so oft behandelten Gegenstände veranlaßt zu größern Forderungen an religiöse Vorträge über sie, und läßt erwarten, hier manche neue, erhebende Ansichten derselben, manche tiefer geschöpfte Bemerkungen aus der religiösen Betrachtung des Menschenlebens zu finden. Diese Erwartung findet man zwar durch obige Predigten nicht ganz befriedigt: allein sie werden demangeachtet, wie wir ihnen auch wünschen, dankbare Leser finden, die Erbauung und Rührung aus ihnen schöpfen. Das allgemeine Interesse der auf dem Titel bezeichneten Gegenstände wird viele auf sie aufmerksam machen, und die bilderreiche, warme Sprache, die vorzüglich beabsichtigte Rührung des Gefühls werden sie Vielen empfehlen. Die Zahl dieser Vorträge läßt sogleich urtheilen, daß sie nicht ein zusammenhängendes Ganzes bilden sollen, in welchem das Wichtigste über jene Materie in einiger Vollständigkeit behandelt wäre. Der Vf. hat also nur zwölf gehaltenen Predigten, die in einiger Verwandtschaft des Inhalts standen, unter obigem Titel zusammengefaßt. Wir theilen ihre Hauptsätze und einige kritische Bemerkungen mit. I. *Das Menschenleben auf der Erde, gleich einem schnellen Gedanken.* Nach Psalm 90, V. 9, 10. II. *Das Menschenleben auf Erden ist gleich einem Morgenrausch.* Nach Psalm 90, V. 3—6. III. *Der Frühling in der Natur, ein Bild des Menschenlebens.* Nach Psalm 103, V. 15. IV. *Der Herbst in der Natur, ein Bild des Alters im Menschenleben.* Nach 1 Petr. 1, V. 24. Wir wundern uns, daß es dem Vf. nicht sehr mißlich erschien, Vergleichen, von denen auch die ausgesuchtesten hinken, zumal so speciell wie die beiden ersten, in ganzen Predigten durchzuführen. Zur Verdeutlichung und Belebung des Vortrags, und zur Erhöhung der Rührung, mag eine flüchtige Vergleichung als Bild ihre Wirkung erreichen. Wird aber die Vergleichung so weit ausgesponnen, daß die einzelnen Züge des Bildes aufgeführt und praktische Folgerungen aus ihnen gezogen werden: dann tritt das Hinkende gar vielfach und stark vor das Auge. Überdies scheinen uns die Vergleichen in den beiden ersten Predigten unglücklich gewählt, und nöthigen den Vf. zu einer künstelnden Behandlung. Wie kann man so unbedingt ohne Einseitigkeit und Übertreibung darthun wollen, das Leben gleiche in seiner schnellen Flüchtigkeit und in seinem großen entscheidenden Gewichte einem schnellen Gedanken? Wie kann man das, was einen Augenblick des Lebens ausfüllt, zum Vergleichungspunct für das Leben selbst machen? Wie wird das Leben, anstatt es in seinem bedeutenden Gewichte darzustellen, herabgewürdigt, wenn man es mit einem Gedanken vergleicht, deren es im Leben so viele Millionen höchst unbedeutende giebt? V. *Eine weise Berechnung der unmerklich schnell entflohenen Vergangenheit mit der unabsehblich scheinenden Zukunft.* Nach 1 Chron. 30, 15. VI. *Zeiten im Menschenleben, wo wir fühlen, wie viel die Religion uns werth ist.* Joh. 6, V. 66—68. VII. *Die Weisheit des Christen, unabänderliche Unannehmlichkeiten gelassen zu ertragen.* Im ersten Theile soll gezeigt werden: daß

sie pflichtmäßig und unentbehrlich sey; allein es wird nur bewiesen, daß eine ungeduldige Ertragung jener Unannehmlichkeiten thöricht, gefährlich und strafbar sey. VIII. *Das irdische Leben des Weisen und Edeln schon als ein Theil seiner himmlischen Unsterblichkeit.* 2 Cor. 5, 4—9. Wir erwarteten hier vergeblich eine höhere Ansicht des Gegenstandes, der im Hauptsatze richtiger bezeichnet seyn sollte. Die Ausführung enthält das Gemeine. *Künftige Unsterblichkeit des Geistes, und sterbliche Irrthümer, Vorurtheile, Übereilungen, Verirrungen u. s. w.,* sind unbequeme Ausdrücke. IX. *Das gefühlvolle Andenken an unsere vollendeten edeln Freunde ist ein sehr wirksames Mittel zu unserer größern Vollendung.* Ebr. 13, 7. X. *Je weiter vom Tode, desto dringender ist die Ermunterung zu einem weisen, edeln, gemeinnützigen Leben.* Matth. 24, 42, 44, 47. Es ist sehr schwer, die sonderbare Verbindung dieser beiden Sätze einzusehen; sonst glaubte man aus dem Gedanken an die Nähe des Todes eine solche Ermunterung ziehen zu können. Eigentlich sind wohl beide Arten der Ermunterung ein dürftiger Behelf der Kanzelmoral. Weniger noch begreift man den Inhalt des ersten Theils: *je weiter wir uns vom Tode entfernt halten, desto näher sind wir ihm vielleicht; am wenigsten wie die Ausführung dreymal den Satz auführen kann: je weiter du dich vom Tode glaubst, desto näher stehst du ihm.* So sollte man ja verlangen, daß die Menschen sich dem Tode recht nahe dächten (was weder der Moralität noch dem Weltbesten zuträglich seyn würde); dann siele aber obige Ermunterung, und mit ihr der ganze Inhalt dieser Predigt hinweg. Der homiletische Fehler, aus speciellen Fällen allgemeine unbedingte Sätze zu ziehen, findet sich in diesen Predigten häufig. S. 156: „Gottes Hand drückt das Siegel auf deine Gruft, bis es die Stimme des Richters am Weltgerichte eröffnet, und allen versammelten Geschlechtern kund macht: du hast lange genug gelebt; denn du hast wohl gelebt,“ ist eine sehr sinnliche Vorstellung. XI. *Das furchtbare, traurige, und rührende Denkmal des Todes eines Lasterhaften, eines spät Gebesserten und eines Frommen.* Luc. 23, 39—43. XII. *Die sanfte Tröstung am Grabe der Unfrigen: Sie kommen nicht wieder zu uns; aber wir kommen zu ihnen.* 2 Sam. 12, 22, 23. — Die beiden Anhänge enthalten: *Jesu Abschied von der Erde.* Ein Passions-Oratorium, als Text zu einer Kirchenmusik für eine etwanige Composition, und *Inschriften auf Särge und Grabmäler.* v. Pf.

FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: Predigten an vaterländischen Festen gehalten, von Maximilian Friedrich Scheibler, evang. luth. Pred. zu Montjoie. Zum Besten eines Unglücklichen, der durch den Krieg gelitten hat. 1807. 110 S. 8.

Erwartungsvoll nahm Rec. diese, schon durch ihre Überschrift anziehenden Predigten in die Hand, und muß, nach wiederholter Lesung derselben, eingestehen, daß seine Erwartungen nicht unbefriedigt geblieben sind. Dieß Bändchen enthält vier Predigten. 1. *Am Geburtstage Napoleons I.* über 1 Timoth. 2, 1—5. *Von dem Werth der Fürbitte christlicher Unterthanen für ihre Regenten.* 2. *Nach dem Siege bey Friedland,* über Ps. CXVIII, 15, 16. *Wie unsere*

Freude über den letzten großen Sieg unseres Regenten beschaffen seyn müsse, wenn sie eine würdige Freude seyn soll. 3. Am Dankfeste wegen des tilfiter Friedens, über Pf. XLVI, 9—12. Wozu das stille Nachdenken über die wieder eingetretene Ruhe uns ermuntern soll. 4. Bey der ersten Feyer des auf den ersten Sonntag im September festgesetzten allgemeinen Bußtags, Jesaias I, 13—17. Was sollen öffentliche christliche Bußtage seyn? — Was die Behandlung des in vielfacher Hinsicht wichtigen Stoffes selbst betrifft, so hat dabey der Vf. die Würde des Gegenstandes, über den er sprach, eben so weislich berücksichtigt, als die Würde des Orts, an dem er sprach. Alles gewinnt bey ihm eine religiöse Ansicht, überall gehen die feinsten moralischen Reflexionen hervor; und wenn er dabey auch die Gelegenheit, von der er redet, nie aus dem Gesicht verliert, so hält er sich doch immer in einer gewissen Entfernung davon, um die durch sie erweckten ächt christlichen Empfindungen desto freyer aussprechen und mittheilen zu können. Da der Ton dieser Predigten nicht sowohl panegyrisch als didaktisch ist: so haben sie freylich nicht den Schwung, den sie nehmen könnten, und den der Vf. ihnen zu geben fähig war; aber ein warmes und erwärmendes Gefühl für alles Wahre, Große und Gute, eine reine Humanität und vorurtheilsfreye Würdigung alles Irrdischen wehet uns in denselben an, und theilt sich uns durch die reine, edle, ächt rednerische Sprache und logische Ordnung, in der alles vorgetragen wird, nur schneller mit.

Unvermeidlich waren, bey der Ähnlichkeit des Stoffs, in der zweyten und dritten Predigt Wiederholungen, wie S. 48, 49, desgleichen 72, 73 und anderwärts vorkommen. In der Eintheilung der zweyten Predigt: „Unsere Freude über den letzten großen Sieg ist eine würdige, wenn sie 1) durch Theilnehmung an den Schicksalen der Besiegten gemässigt, 2) durch Dankbarkeit gegen Gott geheiligt, 3) mit Vertrauen auf ihn verknüpft, 4) durch Wohlthätigkeit gegen unsere Mitbürger sich äussernd, 5) zum ehrenvollen Sieg über uns selbst anfeuernd, und 6) zur muthigen Bekämpfung der inneren Feinde unserer bürgerlichen Wohlfahrt ermunternd ist, stünde wohl 1 füglich nach 3. Wahrscheinlich aber vergegenwärtigte dem Vf. sein menschliches Gefühl die leidende Menschheit zuerst. In der vierten Predigt konnte nach *Zollikofer* und *Reinhard*, die eben diesen Stoff trefflich behandelt, nichts Neues gesagt werden. Was S. 86 ff. von der Erwartung eines allgemeinen, ewigen Friedens gesagt wird, ist zwar herzlich gut gemeint; aber wenn wir die Geschichte der Welt und den Geist unseres Zeitalters befragen, doch wohl nur ein süßer, menschenfreundlicher Traum.

HANNOVER, b. Hahn: *Betrachtungen für Confirmanden zur Vorbereitung auf die Confirmation*, von G. C. Breiger. 1805. 237 S. 8. (8 Gr.)

Die Schrift des Vfs. kann in den Händen solcher Confirmanden, die einen guten Unterricht genossen haben, theils zur Wiederholung des erhaltenen Religionsunterrichts, theils zur Erbauung und Belebung

eines guten Sinnes sehr wohl dienen; obgleich zur letzteren Absicht hie und da mehr Wärme, mehr eindringende Sprache, mehr Einfachheit, mehr Leben und Geist zu wünschen wäre. Die Materialien sind zweckmässig gewählt, und für solche Confirmanden, die sich nicht durch einen bis jetzt noch ungewöhnlichen und seltenen Grad von Bildung auszeichnen, wird man nicht leicht einen beherzigungswerthen Gegenstand vermissen. Die Einleitung handelt von dem Begriff, Ursprung, Zweck und Nutzen der Confirmation. Hierauf wird die Frage beantwortet: wie muß man sich auf die Confirmation vorbereiten? Diese Abhandlung giebt reichen Stoff zum Nachdenken. Dann folgen drey Reden an Confirmanden einige Tage vor der Confirmation. Die erste stellt den Confirmationstag als den *Scheidepunkt der Kindheit und der Jugend* vor; allein die angegebenen Gründe stehen in zu geringer Beziehung auf die höhere Angelegenheit dieses Tages. Vor allen hätte wohl die Ursache angeführt zu werden verdient, daß von diesem Zeitpunkt an mehr eigene Verantwortlichkeit auf den Confirmanden liege. In der zweyten Rede sagt der Vf. S. 47: „eure Eltern und Lehrer lehrten euch (bisher) nicht bloß was ihr glauben und thun solltet, sondern sie suchten euch auch die Gründe vorzulegen, warum ihr es glauben und thun müßtet, damit ihr diese Gründe selbst prüfen und zur eigenen, festen Überzeugung gelangen könntet. Dies alles war für eure Kinderjahre nöthig; aber dies alles ist nun in gewissem Sinne beendigt. So scheint es Rec. nicht. Kinder sind noch am wenigsten fähig, jene Gründe zu fassen u. s. w. Erst die reifere Jugend von der Confirmationszeit an ist zu dem Gesagten geschickt. In der dritten Rede S. 59 ff. (über die Wichtigkeit des Confirmationstages, als des Tages, an dem man sein Religionsbekenntniß ablegt) ist für Confirmanden, auf die das Ganze berechnet ist, die Fülle der Gedanken unsehlbar zu groß, und der Mangel an kraftvoller Simplicität um so bemerkbarer, je mehr dieselbe gerade hier erforderlich war. In der darauf folgenden Abhandlung wird mit Erwägung der dabey obwaltenden Schwierigkeiten gezeigt, „in wiefern man ein Glaubensgelübde auf sein ganzes Leben mit gutem Gewissen ablegen könne.“ Allein wenn der Prediger ein wahrhaft aufgeklärter und ächt religiöser Mann ist: so wird er seine Confirmanden auf gar nichts Schwieriges verpflichten. Der 7—10te Abschnitt enthält eine sehr zweckmässige Anleitung zur stillen Selbstprüfung; und der 11 und 12te fromme, in Gebet übergehende Betrachtungen am Morgen des Confirmationstages und bey der Feyer des Gedächtnisses Jesu. Neue, originelle Ideen würde man in diesen Betrachtungen vergeblich suchen; auch werden sich die, welche in religiöser Hinsicht auf *Schellings* oder *Feslers* Standpunkt stehen, durch den prosaischen Vortrag des Vfs. nicht befriedigt finden; aber darum kann ihm das Verdienst, das er sich um eine gewisse Classe von jungen Menschen, wie man sie grösstentheils in sogenannten gebildeten Familien findet, erworben hat, gewiß nicht abgesprochen werden.

D. K. N.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 OCTOBER, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM U. KÖLLN, b. Hammer: *D'Alembert à Frédéric II sur le démembrement de la Pologne. Prédiction accomplie d'un contemporain témoin oculaire des deux premiers gouvernemens Saxons en Pologne. 1808. XLII u. 184 S. kl. 8. (1 Thlr.)* Mit einer zur Seite stehenden deutschen Übersetzung.

Hr. D. Karl Fischer zu Jena ist Herausg. der vorliegenden Schrift, welche seiner Angabe zufolge von einem Unbekannten, wahrscheinlich einem Franzosen, herrührt, dem Vf. mehrerer anderer handschriftlichen Aufsätze über Polen zur Zeit der ersten Theilung (die sich gleichfalls in den Händen des Herausgebers befinden), welcher sich 40 Jahre lang in Polen aufhielt, und seinen Landsmann *d'Alembert* wegen eines Friedrich II über die erste Theilung von Polen abgestatteten Glückwunsches rechtfertigen wollte. Der Titel der Schrift scheint Rec. sehr unpassend gewählt, indem man dadurch verleitet wird, etwas ganz anderes zu erwarten, als man wirklich findet. Die Prophezeiungen, auf welche hier angepielt wird, sind eine große Nebensache, und betreffen einige im J. 1776, der Zeit, wo wahrscheinlich der Vf. schrieb, gewagte Vermuthungen über das künftige Schicksal von Polen, welche schon damals sehr wahrscheinlich erscheinen mußten. Ein ungleich passenderer Titel wäre wohl: *Bemerkungen über den Zustand Polens bey seiner ersten Theilung, deren Vortheile und Nachtheile*. Diesem Aufsatze hat der Herausg. einen Auszug aus der Correspondenz Friedrichs II und *d'Alemberts* vorausgeschickt, zugleich auch als Anhang eine Untersuchung über den wahrscheinlichen Vf. des Aufsatzes nebst einer Anzeige der übrigen, von ihm herrührenden, Polen betreffenden Schriften hinzugefügt. Der Aufsatz selbst, auf den es hier allein ankommt, bewährt den Vf. als einen Mann, der mit vieler Kenntniß des Inneren des Landes warme Anhänglichkeit an den Thron, vorzüglich an den letzten unglücklichen König, Stanislaus Poniatowsky, verband. Jedoch beweist auch er, wie leicht eine einseitige Ansicht zu unrichtigen Urtheilen verleite. Das Gemälde, welches der Vf. von dem Zustand Polens bey seiner ersten Theilung entwirft, ist leider nur in allen seinen Zügen zu wahr! Die zahlreichste Classe der Nation, die Bauern in der drückendsten Knechtschaft, tyrannisiert von der hohen Geistlichkeit und dem ho-

J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

hen Adel, den eigentlichen Regenten des Landes, die zahlreiche Classe des niederen Adels roh und bereit zu allem, wozu die Großen ihn zu brauchen für gut fanden, das Militär schwach und gänzlich desorganisiert, die Verwaltung der Gerechtigkeit verkäuflich, der Bürgerstand nur dem Namen nach vorhanden, dagegen aber desto mehr Juden, wechselseitig die Unterdrückten und die Unterdrücker — ein solcher Staat, aus solchen Bestandtheilen bestehend, konnte freylich, zumal seitdem das königliche Ansehen zu einem bloßen Schatten herabgesunken war, der Anarchie unmöglich entgehen. Der Vf., durchdrungen von diesem Gefühle, tritt daher kühn als Vertheidiger der Theilung von Polen auf, sowohl in Beziehung auf die Nation selbst, welche dabey, wie er meint, unstreitig gewann, als auch, weil diese Theilung durch das politische System der nordischen Höfe sich sehr gut entschuldigen lasse. Mit Recht sucht der Vf. in der unklugen Eifersucht des Adels auf das königliche Ansehen, in der Begierde, dasselbe auf jede nur erfindliche Weise zu schwächen, den Grund der Anarchie und des nachmaligen Falles von Polen. Diese Eifersucht war es, welche den Verfall der Finanzen und der Armee herbeyführte, indem man sich leider in Polen selbst mit der Hoffnung schmeichelte, die Eifersucht der benachbarten Mächte auf einander werde es nicht zulassen, daß eine derselben einen Theil von Polen an sich risse. Als Stanislaus Poniatowski den Thron bestieg, war die Anarchie in Polen schon sehr weit gediehen; Rußland vorzüglich hatte sich schon seit längerer Zeit einen mächtigen Einfluß auf das Reich zu verschaffen gewußt, und nur die Theilung und Schwächung von Polen konnte nach unserem Vf. die übrigen benachbarten Mächte gegen die Gefahren sichern, welche ein in Anarchie und bürgerliche Unruhen versunkener Staat fürchten ließe; die Erhaltung des politischen Gleichgewichts schien dies Opfer von ihnen zu fordern. Jedoch gesteht unser Vf., daß, von einer anderen Seite betrachtet, das Betheiligen der theilenden Mächte höchst ungerecht erscheinen könne, daß diese Mächte allerdings Polen eine solche Verfassung hätten geben können, durch welche ohne eine Theilung doch der Zweck wäre erreicht worden, das Gleichgewicht zu erhalten und Polen als eine nützliche Scheidewand zwischen ihnen selbst zu gebrauchen. Er sucht dagegen die theilenden Mächte dadurch zu entschuldigen, daß nun einmal ein solches offenes legales Betragen dem Zeitgeiste nicht mehr angemessen sey, daß vielmehr allenthal-

Cc

den die Selbstsucht den Sieg über die Billigkeit davon trage. Er hält es für einen großen politischen Fehler der theilenden Mächte, daß diese nicht gleich Anfangs ganz Polen zertheilten, und so auf ein Mal jeden Zunder der Zwietracht vernichteten, der nachher noch zu wiederholten Malen Polen zum Schauplatze der blutigsten Gräuelt hat. So viel Scheinbares dieß Raisonement des Vfs. auch auf den ersten Blick haben mag; so wenig kann doch

reinstimmen. Er hält Polen nicht nur mörderische Handlung, sondern sie selbst aus dem achtet, wenn man ja regensetzen will, dem irren Hofe wenig Ehre und dienen, das Gleichviel mehr diese Theilwüthlichen Stöße verachtung einer großen ein etwas Unerhörtes Europas, mußte nothwendig, und so die Basis, rechtliche Gleichheit. Eben so nichtig der Vf. von dem eigentlichen, und von der Vernunft Staaten, die Flamme, welche beständig, indem man von der aber erwarten können. ilkommen ungegründet constitution von 1794, Leisheit und der Treue eine Constitution, welchergeburt der polnischen, als eine fremde ution verhasste Cultur, ite, vorzüglich Preuss-

sen, zu geben bemüht waren.

Die deutsche Übersetzung des Herausgebers, welche dem französischen Texte zur Seite steht, ist, so weit sie Rec. verglichen hat, vollkommen treu, dabey zugleich gefällig und ohne alle Härte. Da, wo der Herausg. französisch schreibt, wird sein Styl zuweilen rauh und der deutsche Ursprung bemerkbar.

A. L.

BERLIN, b. Maurer: *Von dem Einflusse des bedenklichen Verhältnisses zwischen Patronen und Predigern in ihre gegenseitige Stimmung und in die Moralität des großen Haufens auf Pfarrstellen adlichen Patronats*. Allen würdigen Patronen und Predigern zugeeignet. 1806. X. und 138, S. 8. (12. Gr.)

Ein kleines Buch; aber über ein, nicht kleines, Übel geschrieben. Wer kann den moralischen Schaden berechnen, welcher leider durch eine oft vorkommende Antipathie zwischen Landpredigern und ihren Patronen, in Landgemeinden, schon gestiftet

worden ist! Ein alter ehrwürdiger Mann, der schon sich seine Grabstätte bezeichnet zu haben versichert, und dem man es anmerkt, daß ihm Moralität und Religion am Herzen liegen, spricht hier aus langer Beobachtung, unparteyisch und wahr in drey Abschnitten. Den erste handelt von dem Verhältnisse zwischen Patronen und Predigern überhaupt; der zweyte zeigt die vielen Collisionen in diesem Verhältnisse; der dritte die üblen Folgen, die daraus für das gemeine Beste entstehen. Das öftere Verlangen der Patronen, der von ihnen versorgte Prediger soll nun nicht bloß dankbar, sondern ihnen ganz unterwürfig seyn; die Unmöglichkeit, den, welcher einmal neben ihnen am Orte unwiderruflich Platz genommen hat, seines Dienstes wieder zu entsetzen, wenn er späterhin mißfällt; die Achtung, welche der Patron den durch den Staat geschützten Gerechtsamen des Pfarrers widerfahren lassen muß; der leicht mögliche Neid, wenn die Gemeinde dem Pfarrer mehr Vertrauen und Liebe schenkt, als dem Patron; die entstehende Furcht vor dem Einsichten des Pfarrers, wenn etwa der Patron gegen einen seiner Unterthanen die Grenzen der Billigkeit überschreitet; die Nachbarschaft der Ritterguts- und Pfarr-Ländereyen; die Aufhetzung von Personen, die sich bey dem einen oder dem anderen beliebt machen wollen; das veränderte Betragen des vorher bittenden Candidaten und des nun sein Amt mit Würde verwaltenden Religionslehrers; die Unklugheit und das schlechte Betragen mancher Prediger selbst; die oft vorkommende Unwissenheit und Religionspöterey der Patronen, wohl gar verbunden mit öffentlichen Lastern — diese und noch andere Dinge rechnet der würdige Vf. zu den mannichfaltigen Collisionen. Freylich wenn Patron und Prediger das sind, was sie seyn sollen; wenn sie, die einander schon wegen des Umgangs auf dem einsamen Dorfe werth seyn müssen, sich in ihren Bemühungen unterstützen und in die Hände arbeiten: — Himmel, welche Summe des Guten kann da in einer Gemeinde bewirkt werden! Wer denkt hier nicht an den edlen Rochow auf Reckahn? Am Schlusse des Buches finden sich Vorsichtsregeln für den Prediger, deren Beobachtung jedem zu empfehlen ist. Die Sprache ist herzlich und eindringend; nur zuweilen voll von Wiederholungen. Wenn aber der Vf. S. 124 die Frage aufwirft: wie Manner, welche die großen Lehren der Moral und Religion von Amtswegen unaufhörlich überdenken, die Wirkung davon doch so wenig an sich selbst spüren, und oft so tief fallen können: so weist er dieses Problem nicht anders zu erklären, als durch den Ausspruch: „gleich wie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkennen, hat Gott auch sie dahin gegeben.“ An dieser Antwort hat wenigstens die Pſychologie keinen Antheil. Weiß denn der Vf. nicht, daß immer dem Verstande vorsehwebende und beständig wiederkehrende Vorstellungen zuletzt nicht den tiefen Eindruck machen, den sie ausserdem machten? Ein scharfes Instrument, oft gebraucht, wird zuletzt stumpf. Aber gerade so

ist es mit Ideen, die man oft behandelt, woran aber das Herz kein lebhaftes Interesse genommen hat. So sah z. B. Rec. oft gelehrte Schölmänner, welche alle Tage ihren Cicero lasen, und recht gut ihren Schülern erklärten, und doch selbst schlecht lateinisch schrieben. Hiezu kommt, dafs der Prediger, welcher oft beten, ermahnen, und so viele andere kirchliche Handlungen verrichten mufs, ohne in der gehörigen Stimmung des Herzens zu seyn, gerade am meisten Gelegenheit hat, diese Dinge mechanisch, wenigstens ohne inneres Interesse zu behandeln, dabey kalt zu bleiben und blofs mit dem Verstande thätig zu seyn, während dafs das Herz daran keinen Theil nimmt.

Das soll zwar weit entfernt seyn, den gewissenlosen Prediger zu entschuldigen; aber es kann doch dazu dienen, ein Phänomen gewissermaßen zu erklären, woran schon Mancher Anstofs genommen hat.

L. M. H.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Männichfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte*, zur Unterhaltung für Liebhaber, besonders zur Erläuterung des Grundrisses zum Vortrage der vaterländischen Erdbeschreibung und Geschichte in Franken. Von J. K. Bundschuh. Erstes Heft. 1807. 194 S. Zweytes Heft. 1808, 188 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.).

Diese Schrift ist eigentlich zur Erläuterung des Grundrisses bestimmt, welchen der Vf. im J. 1806 über die Erdbeschreibung und Geschichte in Franken herausgegeben hatte. der aber, als bloßer Leitfaden, nicht mit derjenigen Ausführlichkeit behandelt werden konnte, welche in den Lehrstunden nur bey dem mündlichen Vortrag zu berücksichtigen ist. Da die hier vorkommenden Abhandlungen wenig Neues enthalten, sondern grösstentheils als Auszüge aus anderen historischen Werken zu betrachten sind: so wird es genug seyn, unseren Lesern nur die Rubriken anzuzeigen, worin Hr. B. seinen Grundriss zu erläutern gedenkt.

I Heft. 1) *Klodwig, der Franken-König*. 2) *Kilian, der Apostel der Franken*. In der Domkirche zu Würzburg wird noch das Evangelienbuch aufbewahrt, dessen sich Kilian bedient haben soll. In welcher Hinsicht es für den Alterthumsforscher merkwürdig sey, hätte Hr. B. billig bemerken sollen. 3) *Winfried, nachmals Bonifacius*. 4) *Die Grafen von Franken, nach ihren zwey Hauptlinien, die fränkisch-babenbergische und fränkisch-heffische*. Die bekannte Fehde, und nachherigen Schicksale dieser Herren werden hier kürzlich erzählt; auch gedenkt Hr. B. des angeblichen Betrugs, den Erzbischof Hatto von Mainz an Graf Adelberten begangen, und ihn dadurch in die Hände des Königs geliefert haben soll. Diese Angabe ist aber in *Wenk's heff. Landesgeschichte* Th. II S. 620 aus guten Gründen für eine Mönchsfabel erklärt worden. 5) *Konrad I., König der Deutschen*; in Rücksicht seiner Herkunft und Besitzungen in Franken. 6) *Über den nürnberg'schen Elef.* 7) *Mu-*

*Der eines Fehdebriefes und die Antwort darauf*; vom Ritter Ulrich von Birkenbach zu Tannenberg an die Stadt Rothenburg vom J. 1411. 8) *Die Hofnarren wie sie auftraten, nebst einigen Proben ihres Witzes*. 9) *Über Turniere und Scharfrennen*. 10) *Altfränkische Sprachsitte*. 11) *Über den Ertrag von wilden Bienen*. 12) *Über den Bau der Kirschen in Franken*. 13) *Bischof Eginhard zu Würzburg, ein wahrer Menschenfreund*. 14) *Andreas Bodenstein, Karlstadt genannt*. Er war Decan der theologischen Facultät zu Wittenberg, aus dessen Hand Luther 1512 den theologischen Doctorhut erhielt. 15) *Eine merkwürdige Wallfahrt aus Franken zum heil. Grabe zu Jerusalem vor den Kreuzzügen*. 16) *Die 12 Artikel, welche 1524 von der aufrührerischen Bauerschaft aufgestellt wurden*. 17) *Von der fränkischen Familie der Küchenmeister und ihren Wohnsitzen*. 18) *Wie der Oberrath zu Würzburg 1391 die Policey handhabte*. 19) *Versuch einer Geschichte der Auslagen und Abgaben im Fürstenthume Würzburg, nach 6 verschiedenen Zeitabschnitten*. Dieser Aufsatz, der den grössten Theil dieses Heftes ausmacht, hat für den Statistiker ein vorzügliches Interesse, auf dessen Dank der Vf. mit Recht Anspruch machen kann. Er ist in 6 Zeitabschnitte abgetheilt, als: 1) vom Ursprunge des Frankenbundes (244) bis auf die Einführung des Christenthums; 2) vom 8ten Jahrhundert bis 1147; 3) vom Anfange der Kreuzzüge in Franken bis zu Einführung des römischen Rechts, oder von 1147 bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts; 4) vom Anfange des 15ten Jahrh. bis 1648; 5) vom westphälischen Frieden 1648 bis zum neuesten Reichsdeputations-Recess von 1803; und 6) von der bayerischen Besitznahme 1803 bis auf die vermöge des preßburger Friedens vom 26 Dec. 1805, erfolgte Übergabe an Sr. königl. Hoheit, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich.

II Heft. 1) *Leben und Thaten D. Gregorius Heimburgs*, eines grossen fränkischen Rechtsgelehrten und Staatsmannes, der im 15ten Jahrh. lebte. 2) *Über die Ehe; Vorstellung verschiedener Völker über Enthaltung von derselben und ewige Jungfrauschaft; über Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit und manche deshalb in Franken abgewaltete heftige Streitigkeiten*. 3) *Einige ostfränkische Heirathsgebräuche und Heirathsmaximen*. 4) *Das Kleeblatt dreier schändlicher Weiber, die ungemein viel Unglück in das Land brachten, Amalberg, Brunnhild und Fredegunde*. 5) *Über den Kalender der alten Deutschen und die durch Karl den Grossen vorgenommene Verbesserung desselben*. 6) *Philipp Adam Ulrich, Professor zu Würzburg; grosser Wohltäter seiner Zeitgenossen und der Nachkommenschaft durch Einführung des Klee- und Kartoffel-Baues*. Er lebte zu Anfang des 18ten Jahrh. und vertauschte sein juristisches Lehramt gegen die Landwirthschaft, die er durch die Einführung des Klee- und Kartoffel-Baues in Franken ungemein verbaßerte. 7) *Christoph Winkler von Kronach und Conrad Schauer von Wallenfels, ausgezeichnete Beförderer der Industrie im Bambergischen*. Sie errichteten auf eigene Kosten eine Steinfabrik, und verfertigten eine



Menge von Schleiffsteinen, Wetzschaaen, Barbier-, Terpentin-, Flinten-Steinen und andere Stein-Fabricate, die bisher vom Auslande bezogen wurden. 8) Nicht bloß der Adel, sondern auch die Gemeinen legten sich auf die einträgliche Handthierung, vom Stegreife, d. h. vom Straßenraube, zu leben. 9) Steife Anhänglichkeit der Einwohner Ostfrankens an ihre alten heidnischen Gebräuche u. s. w. 10) Vom Bau des Grüns oder Merretigs in Franken; eine ökonomische Abhandlung, worin die Regeln bemerkt werden, die bey dem Anbau dieser Wurzel zu beobachten sind. Von einem Morgen Märretig kann man mehrere 100 fl. Ertrag rechnen. 11) Wie man schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts über Mönche und Klöster dachte. Eine etwas fabelhafte Erzählung aus Friesens würzburg. Chronik. Die vom K. Lothar II belagerte Stadt Limpurg war, von allen Lebensmitteln entblößt, und weil die darin befindlichen Mönche ihre Vorräthe an Getränke, Wein u. s. w., nicht

öffnen wollten: so gab ein edler Knecht den Rath, man sollte einen feisten Mönch nach dem anderen abthun und essen, denn es sey besser, die Mönche alle, als den Flecken zu verlieren. 12) Über die Ausdrücke, Niederwerfen und Schnapphahn. Unter ersterem verstand man Verwundung und Todtschläge, der letztere aber bezeichnete einen Straßenräuber. 13) Über die ältere und neuere Kleidung des Landvolks im schweinfurter Gau. 14) Würzburgische Verordnung über Einlieferung einer gewissen Anzahl von Spazenköpfen. 15) Über die Eintheilung Ostfrankens in Gaue; die Ursachen, warum diese Ländereinteilung aufhörte, und über den Umfang des Radenzgaues. Ein Auszug aus Gündersdo's Preisschrift: *de causis praecipuis interitus pagor. in Germania praesertim ad Rhenum* (1778) in Act. Theodor. Palat. T. IV, — und aus v. Schultes historischen Schriften und Urkundensammlung zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Geographie des mittleren Alters. 1798. A. S.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** Leipzig, b. Gräff: *Gedanken über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhaften Friedens, als bisher möglich gewesen.* Von einem Staatsmanne. 1808. 32 S. 8. (6 Gr.) Etwas Ueberflüssigeres hätte nicht leicht geschehen können, als diese Gedanken eines 70jährigen Staatsmannes, welche schon in einer der vielen Zeitschriften, wenn Rec. nicht irret, in den Intelligenzblättern der neuen Feuerbrände, zu lesen gewesen sind, noch einmal besonders abzu drucken. Alle Plane und Ideen zu einer Verbindung der Staaten, wie sie der Vf. will, und alle die Vorschläge, welche zur Begründung eines ewigen, oder eines dauerhaften Friedens von gutmüthigen Seelen vielfach erfunden sind, laufen so ganz gegen die menschliche Natur und gegen das Wesen und die Tendenz unabhängiger Staaten und ihrer Vorsteher, daß auch sehr geistreiche Männer, welche sich mit der Entwicklung solcher Ideen beschäftigt haben, ins Triviale verfallen sind, und den denkenden Leser sehr wenig befriedigt haben. Das Gefühl des Zwecklosen, des Unnützen, ist bey jedem verständigen Leser so stark, daß, wenn dieser Gegenstand nicht bloß poetisch, sondern als etwas Ernsthaftes und Ausführbares behandelt wird, jedes andere Gefühl dadurch ganz und gar unterdrückt, oder am Entstehen gehindert wird. Das Gefühl ist in Zeiten, wo der ganze Staatenbund von Europa, durch das Bestreben, alles Gleichgewicht auf ewige Zeiten zu vernichten, in Bewegung gebracht und in Zerrüttung gestürzt worden ist, noch lebhafter. Denn wie ist auch nur gedenkbar, daß die Macht, welche so vieles versucht, gewagt und ausgeführt hat, um durch Übergewicht einen ewigen Frieden zu begründen, den das Gleichgewicht nicht zu geben vermochte, jetzt, wo sie beynahe am Ziel ihres Strebens seyn dürfte, zurückkehren, und sich unter ein Joch fügen sollte, welches ihr die Früchte ihrer Siege entziehen würde! Wer einmal so weit aus der Reihe der Übrigen hervorgetreten ist, von dem ist zu viel verlangt, freywillig wieder zurückzutreten, und wer befehlen kann, wird nicht gehorchen wollen. Die Vorschläge des Vfs. sind überdies von einer solchen Art, daß sie schwerlich hinreichend seyn dürften, nur einige Dorfgemeinden, deren Interesse collidirte, und welchen es an einem kraftvollen Oberrn fehlte, auch nur ein Jahr in Ordnung und Ruhe zu erhalten. Sie gehen kürzlich dahin: sämtliche Staaten sollen sich einander nach Verhältniß der Macht eines jeden — welche in Rücksicht der zu haltenden Truppen und Kriegsschiffe fest zu bestimmen ist — eine gewisse Anzahl Stimmen — z. B. Frankreich 16, Oesterreich 10, Rußland 17, England (die größte Zahl) 19, sämtlichen Staaten 97 — zugestehen. Bey vorkommenden Streitigkeiten zwischen zwey Staaten, welche zu einem Kriege führen könnten, solle die Streitfache allen Bundesstaaten,

durch und mittelst eines Cancellariats, ausführlich vorgelegt werden, und ein jeder Souverän soll dann über die Differenz seine Meinung und Stimme abgeben. Nach geendigter Abstimmung sollen alle Staaten auf die Seite desjenigen Staats, dessen Sache durch die Mehrheit der Stimmen für die bessere erkannt worden ist, zutreten, und im Fall, daß es zu einem Kriege kommen sollte, ihm mit hinlänglicher Macht beyzustehen verbunden seyn. Diese Idee ist mit einer Ernsthaftigkeit ausgeführt, als wenn sie morgen realisiert werden sollte. Sogar die Schreibmaterialien und das Briefporto sind nicht vergessen. Mehr darüber zu sagen würde überflüssig seyn. Ewiger Friede muß in den Plan der Weltordnung nicht gehören, muß der Menschheit nicht wohlthätig seyn: — dieser Gedanke muß den Menschenfreund, welcher an der Auffindung eines Mittels zur Erreichung dieses Zweckes verzweifelt, trösten, denn auch von dem alles beherrschenden Übergewicht eines Staats läßt sich schwerlich auf die Länge die Erfüllung dieses Wunsches hoffen. Ist doch auch das Übergewicht ein Werk hinfalliger Menschen und wandelnder Kräfte!

P. N.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Leipzig u. Breslau, b. Buchheister: *Geschenk für die Jugend, enthaltend praktische Anweisung zum Illuminiren aller Gegenstände, desgleichen zur Selbstbeleuchtung und Mischung der Farben, durch schwarze und illuminierte Kupfer erläutert, nebst einer Farbentabelle.* Ohne Jahrszahl. Langl. Quart. (20 Gr.) Aus 8 erbärmlichen, zum Theil schlecht illuminierten Kupfern und 12 Seiten eben so unbrauchbaren Texts besteht das ganze Büchlein, und ist also ein völlig werthloses Geschenk, womit die liebe Jugend besser wäre versorgt geblieben.

— y — H.

**Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: Albrecht Ahlberg und seine Freunde, oder: auch die Liebe führt wunderbar.** Eine Geschichte aus dem wirklichen Leben. 1804. 283 S. 8. (18 Gr.) Ein Roman, der, wie wohl die meisten unter den jetzt curirenden, sich aus der Lectüre anderer Romane gebildet hat. Die Geschichte nimmt gleich einen so bekannten Anfang, daß man ungewiß ist, ob man eine alte Geschichte noch einmal, oder eine neue zum erstenmale liest; und das Ganze ist so gut auf den gemeinen Schlag von Lesern und Leserinnen berechnet, daß man fast nicht anders kann, als sich einen solchen Leser als Vf. zu denken. Doch will Rec. hiemit keineswegs in Abrede stellen, daß nicht einige Züge aus dem wirklichen Leben in den Gang der Begebenheiten verflochten seyn mögen. Der Ton der Erzählung ist ganz einfältig, ohne prunkendes Geschwätz; und dies ist etwas, das Lob verdient.

Qm.

# Monatsregister

V O M

O c t o b e r 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

### A.

- Alemann's** geistliche Reden. Herausgegeben von *Krug* 254, 193.  
**Albrecht Ahlberg** und seine Freunde, oder: auch die Liebe führt wunderbar 255, 208.  
**d'Alembert à Frédéric II** sur le demembrement de la Pologne 255, 201.  
**An Se. königl. Maj. Friedrich Wilhelm III** nach dem Frieden zu Tilsit 236, 49.  
**Anweisung für Prediger zur Führung der Register des Civilstandes.** 2te Aufl. 232, 21.

### B.

- Bach** die Kunst zu zeichnen 248, 136.  
 — — *Nouvelles études de dessin* 246, 136.  
**Bank** tabellarische Darstellung alles dessen, was die Beamten des Civilstandes im Königreiche Westphalen in Ansehung der Acte des Civilstandes zu beobachten haben 232, 20.  
**Baur** über den Einfluß der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper 234, 55.  
**Bibliothek für Lustgärtner und Blumenfreunde** oder Deutschlands neuere Literatur der schönen Gartenkunst 246, 155.  
**Breiger** Betrachtungen für Confirmanden zur Vorbereitung auf die Confirmation 254, 199.  
**Briefe**, die neuesten, aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigshurg. 1. 2 Bändchen 243, 105.  
**Bugge** gründliche und vollständige theoretisch-praktische Anleitung zum Feldmessen oder zur praktischen Geometrie. Aus dem Dänischen übersetzt von *Tobiesen*. Neue Aufl. 261, 175.  
**Bundschuh** Mannichfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte. 1. 2 Hefte 256, 205.  
**Butte** Statistik als Wissenschaft. 1. Liefer. 245, 121.

### C.

- Cancerin** Abhandlung von der vortheilhafsten Grabung, der guten Fassung und dem rechten Gebrauche der süßen Brunnen, um reines und gesundes Wasser zu bekommen 243, 112.

### D.

- Darstellung** der preussischen Monarchie in ihrem Entstehen, Wachsthum und Verluste nach Größe und Volksmenge. Entworfen von *K. D.* in *G.*, herausgegeben von *Winkopp* 257, 60.  
 — — historisch-statistische, der preussischen Monarchie vor und nach dem am 9. Jul. 1807 zu Tilsit abgeschlossenen Frieden 256, 49.  
**Dicauli** liber de mensura orbis terrae, nunc primum ed. a *Walckenaer* 250, 161.  
**Dietrich** Beschreibung der vorzüglichen Gärten in und bey Eifenach und ihrer schönen Gegend. 2te Aufl. 257, 64.  
**Dilling** Statistische Uebersicht der preussischen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich

- 1806 und nach dem Friedensschlusse zu Tilsit den 9. Jul. 1807 236, 49.  
**Dilthey** der thüringische Kinderfreund. 2r Theil 242, 99.  
**Dorn** Vorschriften 237, 63.  
**Duméril** Theorie des Würdungsseides 251, 9.  
**Duméril** Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparée 246, 129.

### E.

- Emmrich** Gedichte 245, 123.  
**Erörterung**, umständliche, der Fragen: was wird Preussen in Zukunft seyn? und wie kann Deutschland überhaupt wieder unabhängig, mächtig u. blühender werden, als es je war? 256, 54.  
**Euripidis** Tragoediae, ed. *Porsonus*. Tom. I. Ed. in Germania altera 248, 145.

### F.

- Fick** Anhang zur praktischen englischen Sprachlehre für Deutsche beiderley Geschlechts 252, 130.  
 — — the complete English Letter-Writer on the most common Occasions in Life, oder Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische 252, 130.

### G.

- Gedanken** über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher möglich gewesen ist 255, 207.  
**Geist** Jesus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer in einem ganz neuen theologischen Gewande allen Denkern zur Betrachtung aufgestellt 230, 7.  
**Geschen** für die Jugend, enthaltend praktische Anweisung zum Illuminiren aller Gegenstände 255, 208.  
**Guckmann** Methodik des Clavier- und Pianoforte-Spiels 245, 127.

### H.

- Haas** vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. 2te Ausgabe. 1. 2 Theil 250, 168.  
**Hahn** Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens. 1. Bdchen. 2te Aufl. 2. Bdchen. 242, 103.  
**Handbuch** für Landprediger und Schullehrer bey den sogenannten Kinderlehren in den Kirchen. 1. Theil 254, 194.  
**Handwörterbuth**, deutsches, für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre. 2 Bände 1. Abth. 252, 182.  
**Hartung** kleine deutsche Sprachlehre für die ersten Anfänger 252, 183.  
**Hecker** kurzgefaßte französische Sprachlehre für Anfänger. 5te Aufl. 241, 96.  
**Heinsius** Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts. 1. Th. Auch unter dem Titel: Sprachlehre der Deutschen. 1. Th. 251, 169.  
**Herders** Ansichten des classischen Alterthums, von *Danz.* 2te Abth. 258, 71.  
**Höpfner** die kleinen Freunde der Pflanzenkunde. 2r. Theil 242, 100.

Hofess von Böckel  
Hundt Blüten des Lebens. 1 Sammlung 250, 4.  
245, 125.

I.

Jörg Versuch und Beyträge geburtshülfflichen In-  
halts 253, 46.  
Josephi über die Schwangerschaft auferhalb der  
Gebärmutter, und über eine höchst merkwür-  
dige Harnblasenschwangerschaft insbesondere 255, 47.

K.

Kaïs Chrestomathie Syriaca, maximam partem e  
codd. ms. collecta 255, 190.  
Kofegarten die Infelfahrt oder Aloysius und  
Agnes 244, 120.  
— — — die Jungfrau von Nikomedia 245, 127.  
— — — Jucunde. Neue Ausgabe 244, 115.  
Kofer kurzer Entwurf der christlichen Religions-  
lehre 245, 111.  
Kriegsartikel für die Unterofficiere und gemeinen  
Soldaten 238, 65.

L.

Lehr- und Lese-Buch für Volksschulen 245, 112.  
Leih Handbuch für die Friedensrichter des Kö-  
nigreichs Westphalen. 1 Heft 232, 17.  
Library, English. Authors in Verse. 1—4 Vol. 252, 177.  
Litterae patentes Imperatoris Sinarum Rang-hi  
Sinica et Latine, c. interpretatione Koegleri,  
ed. de Murr 253, 126.  
Locré Esprit du code Napoléon tiré de la Dis-  
cussion, ou Conférence historique et analytique  
et raisonnée du Projet de Code civil, etc.  
T. I—V. 233, 25.  
— — — Geist des Gesetzbuches Napoleons aus  
der Verhandlung geschöpft. Verdeutscht von  
Müller und Stickei. 1 Heft 253, 25.

M.

Magazin, hamburgisches, für die Geburtshülfe.  
Herausgegeben von Gumprecht und Wigand.  
1 Stück 235, 41.  
Matériaux pour servir à l'histoire des années  
1805, 1806, 1807. Nouv. éd. 239, 73.  
Mein Vaterland Preußen nach seinem Entstehen  
und Aufblühen, oder Entwicklungsgeschichte  
der preussischen Monarchie 256, 49.  
— — — ste Aufl. 256, 49.  
Meusel Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 ver-  
storbenen deutschen Schriftsteller. 3 Band 258, 72.  
Milton Paradise Lost. 1. 2 Vol. 252, 177.  
Mohammedis filii Chavendischahi, vulgo Mir-  
chondi historia Samanitarum, persice. Ed. Wil-  
ken 253, 185.  
Müller Versuch über den Schätzungseid 251, 9.  
Munter Haandbog i den ældste christelige Kir-  
kes Dogme historie. 1. 2 Deel 230, 1.  
— — — Handbuch der ältesten christl. Dogmen-  
geschichte. Deutsch herausgegeben von Ewers.  
1. 2 B. 250, 1.

N.

Naturgeschichte, kurze doch hinreichende, für  
Bürger- und Land-Schulen. Fortgesetzt von  
Dilthey. 1 Bdes. 2 Abtheilung 242, 99.  
— — — möglichst vollständige, für Bür-  
ger- und Land-Schulen. Säugethiere. 1 Bdes.  
2 Abtheilung 242, 100.  
Nouve poetische Spätierrgänge 245, 125.  
— — Wanderungen durch Duisburgs Fluren 245, 125.  
Notariat, das, in Frankreich 252, 17.

O.

Ostfander Annalen der Entbindungslehreanstalt auf  
der Universität zu Göttingen vom J. 1800. I B.  
1. 2 St. II B. 1. 2 St. 256, 45.

P.

Pflaum Vorbereitung zum Unterrichte in der Re-  
ligion. 5te Aufl. 243, 111.  
Poems, the, of Goldsmith and Canningham 252, 177.  
Pflugmann erleichterte lateinische Grammatik für  
Anfänger. 1. 2 Theil 250, 166.  
Pölitz systematische Encyclopädie der stylistischen  
Wissenschaften 252, 183.  
Preceptor, the polite, or a Collection of enter-  
taining and instructive Essays, selected from  
the best English writers. Vol. 1. 252, 179.  
Preussens Länderverlust und Länderbestand nach  
dem Frieden zu Tilsit vom 9 Jul. 1807 236, 50.  
Preussens Monarchie vor dem Ausbruche des  
Kriegs und nach dem Schlusse des Friedens.  
1 Bächen. 256, 49.  
— — — Steigen und Sinken und Verlust dieser  
Monarchie an die Königreiche Sachsen, West-  
phalen und Holland, an das Herzogthum War-  
schau und an Rußland 256, 49.

R.

Rambach neue deutsche Sprachlehre, oder falsche  
Anweisung zur Erlernung der deutschen  
Sprache, auch für Ausländer 251, 174.  
Recueil de Synonymes françois 252, 181.  
Regenten, die hohenzollernischen, auf dem preuß-  
ischen Throne 256, 49.  
Reglement über die Besetzung der Stellen der  
Port - épée - Fähndriche und über die Wahl  
zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und  
Artillerie 238, 65.  
v. Rechow der Kinderfreund. Herausgegeben von  
Clemens. 4te Aufl. 241, 95.  
Reih gemeinnütziges Lexicon für Leser aller Claf-  
sen. 2r Band. 3te Aufl. 252, 182.

S.

Sammlung französischer Synonymen aus den be-  
sten Werken über diesen Gegenstand 252, 181.  
— — — römischer Denkmäler in Bayern. Her-  
ausgegeben von der königl. Akademie der Wis-  
sensschaften in München. 1. 2 Heft 240, 12.  
Scheibler Predigten an vaterländischen Fasten ge-  
halten 254, 198.  
Schöne Versuch eines systematischen Entwurfs  
der gesammten Medicin. 1 Th. 254, 53.  
Schröter Nachträge zu meinem Buche über das  
Alter und untrügerische Mittel alt zu werden 238, 72.  
Sintenis Handbuch der Materialien zu deutschen  
und lateinischen Abhandlungen 250, 167.  
So endete Preußen 256, 49.  
Staat, der preussische, von seiner ersten Ent-  
stehung bis auf jetzige Zeiten 256, 49.  
Stephani Fibel für Kinder von edler Erziehung 242, 102.  
Stranisky v. Stranks v. Greiffenfels Beleuchtun-  
gen physiologischer und psychologischer Ge-  
genstände. 1 Th. 240, 36.

T.

Taschenwörterbuch, neues französisch - deutsches  
und deutsch - französisches. 2te Aufl. 252, 182.  
Teutschland und Preußen oder das Interesse  
Teutschlands am preussischen Staate 256, 49.  
Thomson the Seasons 252, 177.

U.

Ueber Preussens Verwaltung seiner ehemaligen  
polnischen Provinzen 238, 69.  
Unterrweisung, vollständige, der Beamten des  
Civillandes in ihren sammtlichen Verrichtun-  
gen 252, 21.

V.

Venturini Verordnungen des napoleonischen Ge-  
setzbuches über die Führung der Geburts-  
Heiraths- und Sterbe-Register 252, 24.

<b>Verordnung wegen Befrafung der Officiere</b>	238. 65.	<b>Weissenborn Briefe über die bürgerliche Selbst-</b>	
— — — wegen der Militär-Strafen	238. 65.	<b>ständigkeit der Weiber</b>	238. 1943
<b>Versuch eines Entwurfs zur Beschreibung eines</b>		<b>Wessel Sieg über die Hypochondrie oder gemein-</b>	
<b>Eisenhütten-Werks</b>	246. 156.	<b>safeliche Anweisung das Uebel der Hypochon-</b>	
<b>Vezin Handbuch für Friedensrichter und andere</b>		<b>die zu erkennen und gründlich zu heilen.</b>	
<b>bey diesem Gericht angestellte Personen</b>	239. 17.	<b>Herausgeg. von Vogel</b>	234. 381
<b>Vischer Vorlesungen über die wichtigsten weiblichen</b>		<b>Wirsching Versuch einer neuen Theorie über</b>	
<b>Pflichten für edle Töchter und Mütter</b>	247. 142.	<b>das Juramentum in Litem oder den Würde-</b>	
<b>Vogel Reflexionen und Memorabilien für die Crimi-</b>		<b>rungeleid</b>	231. 98
<b>naljustiz</b>	251. 15.	<b>Witting von der Führung der Register des Civil-</b>	
<b>Vollbeding praktisches Lehrbuch zur Bildung ei-</b>		<b>landes und von dem rechten Verhalten bey</b>	
<b>nes richtigen mündlichen und schriftlichen Aus-</b>		<b>Träunungen nach den Verordnungen des Ge-</b>	
<b>drucks der Gedanken. 3te Aufl.</b>	251. 176.	<b>setzbuches Napoleon</b>	233. 26
<b>Von dem Einflusse des bedenklichen Verhältnif-</b>		<b>Wolfrath Menschenleben und Schicksal. Tod</b>	
<b>ses zwischen Patronen und Predigern in ihrer</b>		<b>und Unsterblichkeit. 12 Predigten</b>	254. 196
<b>gegenseitigen Stimmung.</b>	255. 203.		
<b>W.</b>			
<b>Weinberger der Taubstumme und dessen Brauch-</b>		<b>Z.</b>	
<b>barmachung zu bürgerlichen Handwerken und</b>		<b>de Zuck Tabulae speciales aberrationis et nutatio-</b>	
<b>anderen Gewerben</b>	247. 143.	<b>nis in ascensionem rectam et in declinationem.</b>	
— — — Versuch über eine allgemeine an-		<b>Vol. I. II.</b>	241. 89
<b>wendbare Mimik in Beziehung auf die metho-</b>		<b>Zeane Belisar. Ueber den Unterricht der Blinden</b>	247. 137.
<b>dischen Geberdezeichen der Taubstummen</b>	247. 143.		

## H. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden:

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<b>Akademische Buchh., neue, in Mar-</b>	<b>Hahn in Hannover</b>	232. 254.	<b>Quien in Berlin</b>	234.
<b>burg</b>	<b>Hamburger in Breslau</b>	246.	<b>Realschulbuchhandlung in Berlin</b>	241.
<b>Anonyme Verleger</b>	<b>Hammer in Amsterdam u. Kölln</b>	255.	<b>Reindl in Bamberg</b>	237.
<b>247 (2).</b>	<b>Hammerich in Altona</b>	251.	<b>Sajou in Paris</b>	246.
<b>Bädeker und Comp. in Duisburg und</b>	<b>Hanisch in Meinungen</b>	245.	<b>Sander in Berlin</b>	243.
<b>Essen</b>	<b>Hartknoch in Leipzig</b>	238.	<b>Schmidt in Hamburg</b>	235.
<b>Barth in Leipzig</b>	<b>Hartung'sche Hof- u. akadem. Buch-</b>		<b>Schmidt in Wien</b>	230.
<b>Becker in Gotha</b>	<b>druckerey in Königsberg</b>	238 (4).	<b>Schumann in Ronneburg und Leip-</b>	
<b>Braunes in Berlin</b>	<b>Herzog in Leipzig</b>	256.	<b>zig</b>	250.
<b>Brummer in Kopenhagen</b>	<b>Hessenland in Magdeburg</b>	243.	<b>— — — in Zwickau u. Leipzig</b>	256.
<b>Buchheister in Leipzig u. Breslau</b>	<b>Hinrichs in Leipzig</b>	252.	<b>Seeger in Leipzig</b>	252.
<b>Campe in Nürnberg und Leipzig</b>	<b>Kaiserliche Druckerey in Paris</b>	235.	<b>Simon in Frankfurt am Mayn</b>	243.
<b>245. 252.</b>	<b>Keyser in Esfurt</b>	234. 242 (2).	<b>Steinkopf in Stuttgart</b>	247.
<b>Darmstadt in Züllichau</b>	<b>Klüger in Rudolstadt</b>	255.	<b>Steuber in Rinteln</b>	254.
<b>Didot in Paris</b>	<b>Köhler in Leipzig</b>	242.	<b>Steudel und Keil in Gotha</b>	252.
<b>Dieterich in Göttingen</b>	<b>Königl. Buchdruckerey in Cassel</b>	232.	<b>Stiller in Rostock</b>	235. 250.
<b>Dieterici in Berlin</b>	<b>Korn in Breslau</b>	246.	<b>Supprian in Leipzig</b>	242.
<b>Eichenberg in Frankfurt a. M.</b>	<b>Krieger in Gießen</b>	243.	<b>Tafsché und Müller in Gießen</b>	233.
<b>Ferßl in Grätz</b>	<b>Krüll in Landshut</b>	231.	<b>Tauchnitz in Leipzig</b>	235.
<b>Fleckeisen in Helmstädt</b>	<b>Kümmel in Halle</b>	231.	<b>Thomann in Landshut</b>	245.
<b>Fleischer d. J. in Leipzig</b>	<b>Leitch'sche Buchh. in Brandenburg</b>	243.	<b>Unger in Berlin</b>	236.
<b>Fleischmann in München</b>	<b>Matzdorf in Berlin</b>	252.	<b>Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen</b>	230. 253.
<b>Frieße in Pirna</b>	<b>Maurer in Berlin</b>	245. 255.	<b>Vieweg in Braunschweig</b>	232.
<b>Frölich in Berlin</b>	<b>Mohr u. Zimmer in Heidelberg</b>	237.	<b>Voss in Berlin</b>	244.
<b>Gabler in Jena und Leipzig</b>	<b>Monath u. Kufser in Nürnberg u. Altdorf</b>	253.	<b>Weiss in Berlin</b>	234. 245. 247.
<b>Gädicke in Berlin</b>	<b>Nicolsi in Frankfurt u. Leipzig</b>	252.	<b>Wesener in Paderborn</b>	241.
<b>Göbbels u. Unzer in Königsberg</b>	<b>Oehmigke d. Aelt. in Berlin</b>	251.	<b>Wittekind in Eisenach</b>	237. 242.
<b>Göbhardt in Bamberg und Würzburg</b>	<b>Oehmigke d. J. in Berlin</b>	236.	<b>Waisenhausbuchdruckerey in Cassel</b>	232 (2).
<b>231. 240.</b>	<b>Palm in Erlangen</b>	242. 246.	<b>Zeitmayr in Regensburg</b>	236.
<b>Gräff in Leipzig</b>	<b>Perthes in Gotha</b>	253.		
<b>Grattauer in Nürnberg</b>				

## III. Intelligenzblatt des October.

### Ankündigungen.

<b>Akademische Buchh. in Frankfurt a. d. O. Verl.</b>	70. 583.	<b>Göbhardt in Bamberg und Würzburg Verl.</b>	72. 597.
<b>Brückkopf und Härtel in Leipzig neue Musikalien</b>	72. 647.	<b>Gräff in Leipzig Verl.</b>	72. 600.
<b>Bureau der Ausländer in London Verl.</b>	72. 597.	<b>Hemmerde und Schwetschke zu Halle Verl.</b>	70. 587.
<b>Frölich in Berlin Verl.</b>	73. 606.	<b>Hartknoch in Dresden und Leipzig Verl.</b>	73. 608.
<b>Frommann in Jena Verl.</b>	70. 583.		74. 615.
<b>Gabler in Jena und Leipzig Verl.</b>	73. 643.	<b>Hirsch in Berlin, an Mathematiker</b>	74. 614.
<b>Gädicke, Gebr., in Berlin Verl.</b>	69. 575.	<b>Heyer in Darmstadt und Gießen Verl.</b>	73. 617.
	73. 606.	<b>Hermann in Frankfurt am Mayn Verl.</b>	72. 645.
		<b>Knick in Erfurt Verl.</b>	76. 629.
		<b>Köhler in Leipzig Verl.</b>	73. 608.

König in Straßburg Verl. 71. 591.  
 Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl. 70. 583.  
 Kühn in Posen und Leipzig Verl. 72. 597. 598. 599.  
 Leske in Darmstadt Verl. 72. 647.  
 Macklot in Carlsruhe Verl. 74. 645.  
 Mälinckrodt, Gebr., in Dortmund Verl. 78. 646.  
 Müller in Bremen Penumerationsanzeige 75. 605.  
 — — — — — Verl. 75. 619.  
 Martini in Leipzig Verl. 76. 629.  
 Meyerische Buchh. in Lemgo Verl. 76. 631.  
 Nicolovius in Königsberg Verl. 76. 627.  
 Oehmigke d. Aelt. in Berl. Verl. 73. 604.  
 Palm in Erlangen Verl. 74. 616.  
 Perthes in Hamburg Verl. 78. 648.  
 Realchulbuchh. in Berlin Verl. 73. 603.  
 Reinhardt-Predigt am Reformationsfeste 1807. 76. 630.  
 — — — — — 76. 645.

Stettinische Buchh. in Ulm Verl. 72. 599.  
 Tournellen Sohn in Cassel Verl. 73. 603.  
 Treuttel u. Würtz in Straßburg u. Paris Verl. 73. 603.  
 Vofs in Dessau und Leipzig Verl. 71. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 73. 607. 74. 611. 613. 75. 618. 619.  
 Waldeck in Münster Verl. 69. 573. 71. 592. 73. 606.  
 Waltherische Kunst- u. Buchh. in Erlangen Verl. 76. 630.  
 Waltherische Hofbuchh. in Dresden Verl. 70. 584.  
 Weiss in Berlin Verl. 73. 604.  
 Winkopp, der rheinische Bund, ins Franz. überf. 72. 595.  
 Winkler Bischof von Toledo 76. 619.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Brehm in Leipzig 72. 593.  
 Bucher in Marburg 72. 594.  
 Burdach in Leipzig 72. 593.  
 Gärtner in Hanau 77. 633.  
 Hahn in Glochau 72. 594.  
 Heisen in Yacha 72. 593.  
 Josephi in Rostock 72. 593.  
 Kopp in Hanau 77. 633.  
 Krug in Königsberg 72. 595.  
 Leonhard in Hanau 77. 633.  
 Loder in Moskau 72. 593.  
 Mayer in Offenbach 77. 633.  
 Schott in Leipzig 72. 593.  
 Sebold in München 72. 593.  
 Weiss in Leipzig 72. 593.

#### Nekrolog.

Krebs in Breslau 72. 594.  
 Neven in Paris 72. 594.  
 Renazzi in Rom 72. 594.  
 v. Siemers zu Bauernhof bey Riga 72. 594.  
 Thomas in Stralund 72. 594.

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amiens, Preisfragen der Akademie 72. 595.  
 Garonne-Departement, Ober-, Sitzung der Société d'agriculture et de commerce am 16 Aug. 77. 633.  
 Hanau, Stiftung der wetteranischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde 77. 633.  
 Jena, öffentliche Sitzung der mineralogischen Gesellschaft am 4 Sept. 72. 595.  
 München, Sitzungen der physikalisch-mathematischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften am 23 Jun. und 13 Aug. 76. 626.  
 Nürnberg, Stiftungsfeyer der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie 72. 596.  
 Padua, Preisaufgaben der Akademie der Wissenschaften und Künste 77. 634.

#### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bern, Bericht über die Agriculturanstalten zu Hofwyl auf dem Landtage der Schweiz 76. 625.

Coblenz, Programme des Cours qui seront donnés pendant l'année 1808 — 1809 70. 579.  
 — — — Promotionen 70. 579.  
 Gießen, Lectionsverzeichniß für das Winterhalbjahr 78. 644.  
 Helmstädt, Promotion 73. 601.  
 Hofwyl, Bericht über Fellenbergs Agriculturanstalten auf dem Landtage der Schweiz, und sonstige Auszeichnung derselben 76. 625.  
 Jena, Lectionskatalog für das Winterhalbjahr 69. 569.  
 — — — Promotionen und Proömium zum Lectionskatalog 70. 577.  
 Marburg, Promotion 73. 601.  
 — — — Lectionsverzeichniß für das Winterhalbjahr 74. 609.  
 Paris, Preisvertheilung in den 4 Lyceen, und Specialschulen 76. 625.  
 Rinteln, Promotion, Prorektoratswechsel und Deputation an den König von Westphalen 73. 601.  
 Weimar, Errichtung einer Classis selecta und Einführung eines neuen Lehrers 70. 578.  
 Wetzlar, Anzeige der Vorlesungen auf der Rechtsschule für das Wintersemester 78. 642.  
 Würzburg, Promotionen 73. 602.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bekanntmachung der herz. S. Landes - Policey zu Weimar, Clements und Brönners Gesuch betr. 77. 640.  
 Beylage zur Recension der Kiefewetterfchen Logik in der Jen. A. L. Z. No. 216 75. 622.  
 Bonaparte, Lucian, in Rom entdeckt ein altes Landhaus 73. 602.  
 Bücherauction in Frankfurt am Mayn 75. 620.  
 — — — in Gießen wird aufgeschoben 77. 635.  
 — — — in Hannover 73. 608.  
 — — — in Offenbach 76. 632.  
 — — — in Weimar 76. 632.  
 Bücher zum Verkauf bey der akademischen Buchhandlung in Jena 77. 636.  
 Canova in Rom findet das Grabmal der Servilier 69. 576.  
 Chaptal Chimie appliquée wird ins Holländische übersetzt 73. 602.  
 Curaudeau zu Paris erfindet ein Zimmererkältungsmittel 73. 604.  
 v. Deyn Erklärung 72. 596.  
 Encycloplédie méthodique par ordre de matieres 76. 632.  
 ist die 72. Lieferung erschienen 77. 635.  
 Expedition der Jen. A. L. Z. an die Abonnenten 72. 600.  
 Esprit de Rivarol verdient Aufmerksamkeit 73. 602.  
 Geoffroy zu Paris wird nach Portugal geschickt 77. 634.  
 Keil in Kölln, Anzeige eines unverfälschten und fehlerhaften Nachdrucks der ersten Ausgaben der Daniels'schen Uebersetzung des Gesetzbuchs Napoleons 77. 637.  
 Lettres de H. S. John Lord Viscomte de Bolingbroke enthalten kostbare Materialien 75. 605.  
 Mémoires pour servir à la vie de M. de Penthièvre von Porraire sind anziehend 73. 603.  
 Maynz, der erste Grundstein zum ersten Gebäude wird auf dem Guttenbergsplatze gelegt 77. 636.  
 Ostfriesland, die Geschäftsmänner werden angewiesen, sich auf die holländische Sprache zu legen 70. 582.  
 Paris, das Museum der Naturgeschichte will den Prof. Fabricius ein Denkmal errichten 77. 635.  
 Rom, Kunst- u. Alterthums - Nachrichten aus einem Briefe 73. 632.  
 Salemann in Montpellier Nachricht für Botaniker und Entomologen 71. 532.  
 Tableau historique et pittoresque de Paris depuis les Gaulois jusqu'à nos jours ist interessant 73. 605.  
 Zimmermann in Hamburg Druckfehleranzeigen 78. 643.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER, 1808.

## THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Weygand: *Reine Auffassung des Urchristenthums in den paulinischen Briefen*. Ein Seitenstück zur biblischen Theologie des neuen Testaments. 1805. VI u. 370 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. überzeugte sich bey seinem Studium des N. T., wie sehr es bey der Untersuchung über das ursprüngliche Christenthum nöthig sey, die Lehre Jesu selbst, so wie er sie, nach dem Berichte der Evangelisten, vortrug, von dem, was späterhin die Apokel lehrten; zu unterscheiden; und dies bewog ihn, vorzüglich die paulinischen Briefe, in eine genauere Untersuchung zu ziehen, um die Vorstellungen dieses Apostels und ihre Verschiedenheit von der Lehre des Messias aufzufinden. Mit Übergehung des Briefes an die Hebräer (weil er diesen nicht für paulinisch annehmen kann) sucht er die Lehren Pauli aus dessen 13 Briefen auszubeugen, und in ein zusammenhängendes Lehrgebäude zu ordnen. Er sieht dabey von allen kirchlichen Systemen weg, prüft nicht, in wie fern Paulus mit denselben übereinstimmen dürfte, sondern will nur finden und ausheben, was derselbe lehrte. Dies rein, ohne alle spätere Art der Vorstellung und Bestimmung, ohne alle Beymischung aus philosophischen Systemen und kirchlichen Bekenntnissen aufzufassen, ist sein vorzüglichstes Bestreben.

Gegen diese Grundsätze des Vfs. wird kein Unbefangener etwas einzuwenden haben. Die Vorstellungsarten der einzelnen neutestamentlichen Schriftsteller müssen von einander unterschieden, und jeder muß aus sich selbst erklärt werden. Aber wie nun der Vf. dieses von ihm aufgeführte paulinische Lehrgebäude, das S. 7 „nach seinem Bestreben auf dasjenige geht, welches Paulus für die ersten Christen brauchte“, eine „*reine Auffassung des Urchristenthums*“ nennen konnte, sieht Rec. nicht ein. Dieser Titel berechtigt uns, mehr in diesem Buche zu suchen, als wir darin finden. Den, welchen Meyer für seine mit dieser verwandte Schrift wählte: „*Entwicklung des paulinischen Lehrbegriffs*“, müssen wir für paßender erklären. Eine nähere Betrachtung der einzelnen Theile dieses Gebäudes wird den Leser in den Stand setzen, auch hierüber zu urtheilen.

Das Ganze ist in 3 Hauptstücke vertheilt: I) Das vormessianische Zeitalter. II) Das Menschengeschlecht unter der Herrschaft des Messias auf Erden. III. Übergang der Christen zum himmlischen Reiche des Messias.

J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

und Gottes. Diese Hauptstücke zerfallen wieder in Abschnitte, und diese in §§., welchen Buchstaben beygesetzt sind, unter denen die Beweise aufgeführt stehen. Diese Anordnung der Materialien wäre an sich gut; aber unter der Hand des Vfs., der nur selten das rechte Ziel zu treffen weis, und sich gar oft auf Erörterungen einläßt, die kein Mensch vermissen würde, — sind daraus Wiederholungen entstanden, welche, mit Inbegriff der berührten Auswüchse, diese Schrift zu einer Lectüre machen, die nichts weniger als angenehm ist. Dazu trägt denn auch die etwas steife, mitunter gesuchte, und undeutliche Schreibart des Vfs. das Ihrige bey. — Abschnitt I. *Die vormessianischen Menschen unter der Herrschaft der Sünde und des Todes*. §. 1. „Die Sünde fand sich schon bey den ersten Menschen a). Der Stammvater des Menschengeschlechts sündigte, und durch ihn kam die Sünde auf seine Nachkommen: diese alle sind durch ihn Sünder geworden b). Das über den Stammvater ausgesprochene Urtheil des Todes ging nicht nur an ihm in Erfüllung, sondern auch an seinen sündigenden Nachkommen. Er brachte den Tod in die Welt c). So lange die Menschen ihrem Stammvater ähnlich sind, bleiben sie im Zustande der Unvollkommenheit und der Vergänglichkeit d).“ Wusste das der Vf. nicht kürzer und bestimmter auszudrücken? Aber sollte das alles in der That Pauli Lehre seyn? Ist es gar reines Urchristenthum? — Was wir unter a—d dafür lesen, dürfte nicht selten verkehrt seyn. Eine Probe aus a). „Man sagt, P. wolle, wenn er die Sünde auf Adam zurückführt... nur erläutern, und was aus der Erzählung des A. T. für seinen Zweck gefolgert werden könne, benutzen... Darf man denn nicht sagen, daß diejenigen Sätze, welche zur überzeugenden Einsicht der Hauptsätze eines Systems gebraucht werden, nicht da stünden, um zu lehren (nun ja! Gesetzt, z. B. ein Strom läuft den Berg hinauf), wohl gar sagen, daß sie der Schriftsteller selbst nicht annähme? (!)... Alles, was man (dagegen) sagen hört, ist das Angeführte!“ [Alles? der Vf. muß nicht sorgfältig genug in den vorhandenen Schriften nachgesehen haben!] P. stellt Tod und Leben, Sünde und Heiligkeit u. s. w. einander entgegen [weil er daran glaubte!] „Nun wusste und glaubte er, daß Adams Sünde den Tod auf die Erde gebracht habe; warum sollte ihm das nicht für sein Evangelium wichtig seyn, [wer bezweifelt das?] da eben von diesem [dem leiblichen?] Tode der Messias, durch den die Menschen erst wieder zu leben anfangen, errettet hat?“

D d



Wie darf man sich also wundern, daß man bey ihm, der nicht gern etwas übergeht, welches seiner Christologie zur Erläuterung und vollständigeren Einsicht dienen kann [gut!], auch der Entstehung der Sünde und des Todes in einigen Stellen seiner Briefe gedacht [gedacht findet], da die Wohlthaten des Messias darauf hinzielen, die Menschen von diesen [welchen?] Übeln zu befreyen, und sie zur Tugend und Unsterblichkeit zu führen.“ Der Vf. spricht so viel gegen, wie für sich, und berührt Dinge, wovon die Rede gar nicht ist. — Proben aus b). „Wir sind alle durch den Einen Sünder geworden. Durch Zurechnung der Schuld des Vaters? Oder durch physische Fortpflanzung desselben? Oder heisst: *die Sünde kam durch Adam in die Welt* nur so viel: ersündigte zuerst? Das alles (?) bleibt unentschieden. Das letzte scheint bey nahe in der ersten Stelle (Röm. V, 12) zu liegen, welche deswegen auch Adams Söhne sterben läßt, weil sie — sündigten.“ Diefes reicht wohl zum Beweise vollkommen hin, wie wenig der Vf. in den rechten Sinn der Stelle Röm. V, 12 ff. eindrang. Die Folgen davon sind bedeutend. Es soll zwar weiterhin nachgeholfen werden, indem es heisst: „da Sünde und Tod bey Adams Nachkommen, so wie bey ihm, in Verbindung stehen, so dachte man sich, daß auch die Sünde durch seinen Ungehorsam über das Menschengeschlecht gekommen sey“ — aber damit wird nichts gewonnen. — Proben aus c). „Weil der Tod von allem, was dem Menschen widerfährt, das Auffallendste ist, vergaß man [wer?] alle unglücklichen Wirkungen der Sünde über dem Tode (!) und belegte alles durch Adam gewirkte Elend mit seinem (dem) Namen (Tod). . . Er, der sündige (?) Körper, ist dem Tode unterworfen, daher bey Paulus *ὅµια τοῦ θανάτου* Röm. VII, 24 das nämliche ist, als das *ὅµια τῆς ἀμαρτίας* [Ursache = Wirkung] und den Körper andeutet, der deswegen, weil die Sünde in ihm wohnt, dem Tode und dem Elende [werden wir Elend, nach dem obigen, nicht austreiben müssen?] unterworfen ist.“ Röm. V, 14: „um dieses einzigen Sündigenden willen mußten so viele sterben.“ [Wie paßt das zur Erklärung des Vfs. von V. 12?] 15: „Weil er sündigte [wir erwarteten: weil sie! sündigten]: so erging ein Straftheil, das sich auf alle (viele) erstreckte“ u. s. w. Nach 1 Kor. XV, 22 (nicht 26) soll durch Jesu Verdienst „die völlige Verbannung des Todes“ erfolgen. Unter c) wird auch noch 1 Kor. XV, 45, 47 erklärt, und dann gesagt: „Diese letzten Stellen zeigen wenigstens, wie geläufig es dem Apostel ist, nach Judensprache (!) den Messias dem ersten Menschen, welchen die Genesis nennt, entgegen zu setzen. Man konnte leicht in der Vorstellung verwechseln, daß Adam zuerst wegen einer Gesetzübertretung der Tod angekündigt wurde, und daß er ihn in die Welt gebracht habe. Wenigstens verhinderte jenes P. nicht, zu sagen: der Tod drang zu allen Menschen hin, weil sie alle sündigten. Röm. V, 12. Und weil auch vor dem mos. Gesetze die Sünde in der Welt war: so war auch der Tod eben so [woraufgeht diese Vergleichung?] von Adam h. s. auf Mose. verbreitet.“

Man sieht also, daß man [wer? — der Vf.?] den Tod eben so schwankend, sowohl in Ansehung des Begriffes, den man damit verband, als auch in Ansehung des Sprachgebrauches von Adam herleitete.“ Ja wohl ist alles schwankend und überladen! — Unter d) hören wir nur wenig, aber desto bemerkenswerthere Dinge! 1 Kor. XV, 49, 50: „für den Zustand der Unvergänglichkeit ist nicht das gegenwärtige Hinfällige und Vergängliche.“ Ein Mann, der das sagte, hätte glauben sollen, die Menschen wären ohne Adams Fall *unsterblich* gewesen? S. 2. „Wir sehen also, daß Paulus die Bürger des Messiasreiches, so viel vollkommener sie auch schon hier durch die Grundätze dieses Staates geworden sind, doch noch ihrem irdischen Stammvater ähnlich und im Stande der Unvollkommenheit und Vergänglichkeit bleiben [als Körper-Wesen einen Körper haben!] läßt.“ — Wir gehen zu §. 2 über. „Seit Adams Übertretung herrschte die Sünde über das Menschengeschlecht. Der Mensch trägt in seinem Inneren das Sittengesetz [bey der Annahme dieser gesetzgebenden Vernunft, die jede Vergehung bestraft, soll P. geglaubt haben: die Sünde sey durch Adam in die Welt gekommen? vgl. §. 1, I und giebt ihm seinen Beyfall, und doch gehorchte er jener Beherrscherin. Der Tod stets im Gefolge der Sünde herrschte auch [Doch nicht über die kleinen Kinder — weil sie — nicht gesündigt haben!] Beide braucht [nämlich im vormessianischen Zeitalter u. s. w.] der Teufel zum Unglück der Menschen. [Nach dem obigen versteht entweder P. unter Tod alles durch Adam gewirkte Elend = Unglück, oder er vergaß dieses über dem Tode, und denkt dabey bloß an den *teiblichen* Tod. Allein was mochte sich in dem Falle wohl P. Röm. VII, 24 wünschen?] Von ihm kommt das sündliche Verderben der Menschen mit seinen Folgen, der verdorbene Zustand der Menschheit vor dem Messias, und noch jetzt [so wird beständig das Zeitalter vor und unter dem Messias durch einander geworfen] aufser dem Messias [wie undeutlich und unbestimmt!]. So bestand denn vor dem Messias ein Reich des Teufels, ein Reich der Finsterniß, und es bleibt noch bey denen Menschen, welche aufser dem Messias leben.“ Das §. 1 Gesagte suchte der Vf. auf 6 gedruckten Seiten zu begründen; hier zur Begründung §. 2 hat er gar 8 Seiten nöthig! Wir heben nur einiges aus. Nach Röm. V, 12, soll die Sünde durch den Tod herrschen; es heisst aber *dieselbst*: der Tod kam *διὰ τῆς ἀμαρτίας* in die Welt. S. 20: „Allerdings war die Sünde in der Periode von Adam bis Mose in der Welt, V. 13. Allein es findet sich (weil das positive Gesetz noch nicht vorhanden war) keine *ausdrückliche und angekündigte* Zurechnung der Sünde.“ Das Eingeklammerte sollte nicht eingeklammert seyn, und die groß gedruckten Worte sind ein bloßer erklärender Zusatz des Vfs. Paulus sagt V. 13: *Dem schon vor der Promulgation des mosaischen Gesetzes war die Sünde vorhanden, allein sie wird nicht imputirt, wo kein promulgirtes Gesetz ist.* — Diefes würde im offenkundigen Widerspruche mit V. 12 stehen, wenn *dieselbst* gesagt werde: die Menschen seyen mit dem

Tode bestraft worden, weil sie gesündigt hätten. Vor dem promulg. Gesetze fand ja keine Imputation Statt! S. 21: „Sie wird aber doch zugerechnet; sonst hätte der Tod (V. 14) ihre Folge nicht seyn dürfen. [Wir fragen: wessen Sünde?] Nur, will der Apostel sagen, findet sich nichts Ausgezeichnetes [? Was ist das?] hierüber, so wie über die nach Mose von den Israeliten begangenen Sünden. (?)“ — Die Stelle selbst: „Alle — beherrschte“ steht hier ganz überflüssig. Zu S. 23 bemerken wir, daß *ἀντ* Ephef. II, 2, nicht uneigentlich, sondern eigentlich, entweder für *Luft* oder *Finsterniß*, genommen werden müsse. Zu S. 24 f. Die Juden nahmen an, daß der Satan die ersten Menschen verführt habe; 2 Kor. XI, 3, mag sich darauf beziehen; ob aber davon P. überzeugt war? dies ist eine andere Frage. Vrgl. Röm. VII. etc. S. 26 muß 2 Theff. 2, 9 statt 19, und L. h. statt k gelesen werden. — §. 3: „Die über alle Menschen verbreitete, und sie beherrschende Sünde künfertsich in bösen Begierden, welche gegen ein dem Menschen eigenes Gesetz der Vernunft; das Gesetz Gottes, streiten. [Hier sollte Lit. m. stehen.] Die Sünde hat mit ihren bösen Neigungen ihren Sitz im Körper [Lit. n statt m], bereitet dem Menschen Elend; und bleibt ihm mit ihren unglücklichen Folgen eigen, so lange er den irdischen Körper behält. [Die Folgen der Sünde sollten nicht länger fort dauern?!] Ungeachtet der Herrschaft der Sünde giebt es Menschen, welche Rechtschaffenheit ausüben, bey vielen aber kömmt es zu roher Sinnlichkeit.“ [Bedeutende Stücke der paulinischen Christologie! Aber wie? wenn nun nicht der Mensch, sondern das gute und böse Princip — am Guten oder Bösen Schuld wäre? S. Röm. VII. VIII. 1 Kor. XV, 10. 2 Kor. XII, 9—11 u. f. w.] S. 30: „Glücklich werden wir nicht seyn, völliges Leben wird uns nicht zu Theil werden, bis das Leben Jesu Christi sich in dem sterblichen Leibe zeigt, d. h. bis wir einen vollkommenen Körper erhalten.“ Sollte das 2 Kor. IV, 11, coll. 1 Kor. XV, 50 gesagt werden? In dem Falle würde es V. 12 heißen: ihr habt diesen vollkommeneren Körper, wir Apostel nicht!! S. 31: „Die Menschen vor dem Messias waren im Ganzen genommen, äußerst lasterhaft.“ — Wir fragen: lasterhafter, wie jetzt?! — §. 4: „Diejenigen, welche sich im Reiche der Finsterniß befinden, sind, ob sie gleich Gott aus der Natur erkennen, unwissend und verblendet in Ansehung der Religion (die ihnen Röm. II, 14, 15 ins Herz geschrieben war?). So bisher die Heiden. Sie entfernten sich durch Trugreligion von aller Wahrheit in der Erkenntniß Gottes (?), und sanken, indem sie Geschöpfe an die Stelle des Schöpfers setzten, zu dem entehrendsten Götzendienste herab. Dieser hinderte nicht nur die Verehrung Gottes [hier muß u stehen], sondern riss auch zu den abscheulichsten Lasteren hin [v statt u]. So weit kam es mit Menschen, welche sich gelehrter Einsichten und der Weisheit rühmen, deren Weisheit aber nie zu wahrer Religions-Einsicht und zu guten Gemüthungen führen konnte [w statt v].“ Die armen Hei-

den! Zurückweisungen scheint der Vf. nicht zu lieben, daher wird uns unter r) das nochmals zu Gemüthe geführt, was wir schon S. 24 f. hörten. S. 34 trifft der Vf. auf die Seite derer, welche unter *ἀδμία* Röm. 1, 18 die *Abgötterey* verstehen, weil Paulus, als er diese Worte dictirte, schon die Vorstellung, welche er V. 21 f. so deutlich vorlegt, vor Augen schwebte, und er V. 24 f. die Gräuelt des Lasters unter den Heiden erst aus der Götzverehrung hervorgehen läßt. Allein *καταβα* V. 18 dürfte in jedem Falle hinreichen. Die Meinung des Apostels scheint zu seyn: die Heiden seyen bey aller Erkenntniß der wahren Religion Götzendiener und immoralische Menschen. — Unter v (nicht u) sucht der Vf. seine Leser in der Sprache der alten Welt zu unterrichten. Wir nennen dies: das Alterthum dacht so über diesen oder jenen Punct. —

Folge hiervon ist, daß sie alle anderen Menschen außer sich, weil sie das jüdische Gesetz nicht beobachteten, von der Gnade Gottes ausschloßen; sich selbst aber, weil sie eine andere Vorschrift nicht annehmen, für alle geistige Religion unempfänglich machen, und in einem steten Geiste der sklavischen Furcht vor Gott verbleiben.“ Das alles gehörte in die Anmerkungen zur Erläuterung. Der Vf. bringt in einen §! Wer das weiter oben gehörte wieder vergessen hat, der kann §. 6 noch einmal hören. „Das sittliche Übel, heißt es unter anderen, konnte bey den Juden einen noch höheren Grad erreichen, weil sie stolz auf ihr väterliches Gesetz sich über die Heiden erhoben, und dadurch zum Haß gegen sie vermocht wurden.“ Der Vf. sucht das auf 11 Seiten zu begründen! Man kann sich daher leicht vorstellen, wie viele Wiederholungen und Auswüchse hier vorkommen müssen. Um den Leser in den Stand zu setzen, den 1 Abschnitt vollkommen zu beurtheilen: so mag noch der 7te und letzte §. hier stehen: „Allen, welche so die Wahrheit der Religion verkannten und ihr ungehorsam waren, allen, welche so den verdorbenen Leidenschaften folgten und in Sünden und Bosheit lebten, steht Gottes Strafe bevor. Bey der zweyten Ankunft des Messias [war dann im vornehm. Zeitalter der Messias schon da gewesen?] wird sie vorzüglich ausbrechen. Sie trifft den Juden nicht minder als den Heiden; diesen, wenn er lasterhaft lebte, auch ohne daß er Inhaber des mos. Gesetzes war; jenen, wenn er Sünde ausübte, nach der Norm dieses Gesetzes.“ S. 62 steht Joh. 3, 7 statt 17. S. 63 zu Röm. II, 9. 10. 1, 16 heißt es: „die Ausleger sagen uns nichts (?) über das auffallende *παῖρον*...“ Wir schlagen das *Handbuch zur Erm. des N. T.* auf; hier steht: „Vornehmlich über die Juden, welche die Vorschriften zur Tugend u. f. w. in der geoffenbarten Religion haben und sie nicht erst durch Nachdenken aus der Betrachtung der Natur schöpfen müssen.“ u. f. w. Rosenmüller: „Sicut

*Judaean in privilegiis praeposuerat Apost. I, 16; sic et eundem praeposit in poenis: id enim exigit ratio, ut qui*  
*estur, si beneficio non respon-*  
*och f. Moris, Herzog u. f. w.*  
 Worte an die ausdrückliche  
 n und die vielen Warnungen  
 und d. Proph., welche die  
 r bezweifeln ließen. — Das  
 S. 64 würde Niemand ver-  
 geblieben wäre. — *Abschn.*  
*Verheissungen Gottes in der*  
 über die Grenzen einer Re-  
 wollen wir nummehr nur  
 e ausheben. S. 88. Röm. VIII,  
 er Geist des Messias etc.: so ist  
 h die Sünde (*δι' ἁμαρτ.*); der  
 Tugend (*διὰ δικαιοσύνης*). —  
 . Person und Bestimmung des  
 VIII, 8. „Gott sandte seinen  
 eibe der Sünde“ für *ἕν ἁμαρτ.*  
 ist zu wörtlich und undeutlich.  
 ft von „Weibsbörner“ f. Gal.  
 η *ἐν δόξῃ* 1 Tim. III, 16 „unter-  
 einungen ist er (Jesus) in den  
 n worden.“ S. 113 wird Jesus  
 annt. Wie konnte das der Vf.,  
 Hebräer nicht für einen pauli-  
 enn diese Benennung kommt  
 2 vor. Mehrmals hat der Vf.  
 B. S. 67. 119. 126 u. f. w. S. 126  
 II, 6—8 kann P. von einem nie-

drigen menschlichen Zustande, im Gegenetze der  
 Gröfse, die sich hernach offenbarte; reden, nicht die  
 vorherging.“ Nein, V. 6 fällt zwar gewissermassen mit  
 V. 9 ff. in eins zusammen, aber gleichwohl ist das,  
 was hier der Vf. sagt; ganz und gar nicht treffend. Es  
 heifst: *ὅς ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων... ἐκείνωσεν*  
*ἑαυτὸν... διὸ καὶ ὁ θεὸς αὐτὸν ὑπερῴωσεν.* Hier ist  
 doch gewiss von einer vorhergehenden Gröfse die Rede.  
 Wie sähe es auch ohne diese Annahme mit der gan-  
 zen Vergleichung aus? Dergleichen Bemerkungen,  
 deren nicht wenige vorkommen, hätte der Vf. zu sei-  
 ner Ehre unterdrücken sollen. Aber es scheint, er  
 kann nicht wohl etwas zurückbehalten. — *Abschn. 2.*  
*Errettung und Veredlung durch den Messias.* S. 136.  
*Abschn. 3. Aufnahme zur errettenden Gnade durch den*  
*Glauben.* S. 181—233! Nach S. V der Vorrede ist der  
 Vf. sehr begierig, ein Urtheil besonders darüber zu ver-  
 nehmen, was er über die *errettende Gnade* und den  
*Opfertod* Jesus gesagt habe, welchen Begriff er mit den  
 Worten *σωτηρία* und *δικαιοσύνη ἐκ πίστεως* verbindet  
 u. f. w. Allein wir haben hier gar wenig Neues, wohl  
 aber manches Schielende gefunden, so, das wir nicht  
 wissen, ob Mangel an Belesenheit, oder Mangel an  
 Scharfsinn und Beurtheilungskraft an jener Aufode-  
 rung Schuld sey. Was kann aber auch über die mei-  
 sten dieser Punkte noch Neues gesagt werden? S. 198.  
 Es ist bey Röm. VI, 3—11 und 1 Joh. V, 8 (187) dem  
 Vf. „merkwürdig, das, da er seiner Gemeinde; die  
 er durch sein Blut gereinigt hatte, Vergebung der Sün-

den erworben hat, es seine Absicht war, das sie, die  
 Gereinigten, sich nun auch rein und unbefleckt erhal-  
 ten sollte.“ — Was doch dem Vf. nicht alles merkwür-  
 dig ist! S. 225. „Hier (bey der *δικαιοσύνη ἐκ πίστεως*)  
 wird immer ein großes Glück (!) gemeint, zu wel-  
 chem man durch die Annahme des Christenthums und  
 die treue Befolgung seiner Grundsätze, welche man  
 sich ganz zu eigen gemacht hat, (?) gelangt. Wem  
 diese Pflanz (?) eigen ist, (wer sie besitzt), der ist zu  
 dem wahren Mitte (Mittel) der Gottgefälligkeit ge-  
 kommen, er befindet sich auf dem Wege, der da-  
 hin führt (er ist im Hafen — er ist auf dem Wege  
 zu dem Hafen!) und das ist doch nichts anderes,  
 als er hat die wahre Religion, die *δικαιοσύνη θεοῦ*,  
 eine Anweisung, welche Gott selbst giebt, damit man  
 daraus lerne, wie man sein Wohlgefallen zu erlan-  
 gen habe.“ Nach dem Vf. sind also bey P. *σωτηρία*,  
*χάρις τ. θεοῦ*, *δικαιοσύνη ἐκ πίστεως*, *πίστις*, *δι-*  
*καιόσύνη θεοῦ* Synonyma!!! Diese Proben werden  
 wohl zur Bestätigung unseres Urtheils hinreichend  
 seyn? — S. 178 und 189. vgl. S. 186 beschenkt uns  
 auch der Vf., nach seinem Auslegergefühl, mit ei-  
 ner neuen Erklärung von Gal. III, 20. 28. „Es ist  
 Ein Gott, der zu seinem Volke und zu seiner Gnade  
 Juden und Heiden aufnimmt.“ Röm. 3, 30. „Ge-  
 wiss ist er nicht nur der Juden Gott.“ V. 29. „Alle  
 sollen Eins werden, durch die Religion in Eine Ver-  
 bindung treten. Gal. 3, 28. Mose sollte die Men-  
 schen nicht zu diesem Vereinbringen; aber Gott blieb  
 doch immer Einer. V. 20. S. 189. „Es kömmt nicht  
 in Betracht, ob Jemand Jude oder Heide ist (?) —  
 als Christen seyd ihr alle *εἷς*, wie ein Mann, d. i.  
 ihr machet Eines, ein Ganzes aus. Gal. 3, 28. Mose  
 war freylich nicht *μεσότης* eines solchen *ἑνὸς* gewe-  
 sen, seiner Vermittlung nach blieben Juden und Hei-  
 den noch getrennt, obgleich Gott *εἷς* ist, der Eine  
 Gott aller Menschen. V. 20. vgl. Eph. 3, 6.“ Auf  
 diese Deutung, die wir wohl nicht erst in ihrer gro-  
 ssen Blöße darzustellen nöthig haben, scheint der Vf.  
 besonders durch V. 28 gekommen zu seyn. Doch der  
 Apollon soll und mufs ja aus sich selbst erklärt wer-  
 den! Die Stellen, in welchen nun z. E. *εἷς* vor-  
 kommt, darf man daher nur sammeln, neben ein-  
 ander stellen u. f. w.: so ist alles gerechtfertigt! —  
*Abschn. 4. Heiligung der Gläubigen.* Abth. 1. *Gröf-*  
*serte Gesinnung der Gläubigen.* Abth. 2. *Vorschriften*  
*der christlichen Sittenlehre für die durch den Messias Ge-*  
*retteten und Begnadigten.* Hauptst. 3 geht von §. 37  
 bis 48 ohne weiter in Abschnitte zu zerfallen. —  
 Doch genug! — Aus allem geht nach unserem Ur-  
 theile hervor: das der Vf. auf seine Schrift nicht nur  
 vielen Fleifs, sondern sogar eine Über-Anstrengung  
 verwandte, weil derjenige, welcher ein solches Werk  
 unternimmt, blofs seinem Schriftsteller angehören  
 mufs, ohne sich von fremden Vorstellungsarten, Be-  
 stimmungen und Autoritäten leiten zu lassen, und  
 der Vf. in mancher Rücksicht nicht unabhängig genug  
 ist, — kurz, weil er sich an eine Arbeit wagte, die,  
 ohne das er es vielleicht selbst fühlte, seine Kräfte  
 überstieg.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ  
IN FRANKREICH.

C o d e d e C o m m e r c e .

PARIS, b. d. Gebr. Clament: *Code de commerce*, Collationné sur les registres du conseil d'état, par M. Raynal, chef du bureau des procès-verbaux. Edition des archives du droit français. 1807. 183 S. Text und 146 S. Register, gr. 8.

(Fortsetzung der in No. 198 abgebrochenen Recension.)

Die bisherigen Gegenstände dieser Recension waren: Geschichte, Plan und Umfang, Quellen des *Code de Commerce*; der Recensent aber, welcher diese Gegenstände bearbeitet hat, mag bey seiner geringen Kenntniß von dem Praktischen der Handlung nicht wagen, weiter fortzufahren, da es nunmehr vorzüglich noch darauf ankommen wird, eine bescheidene Kritik des Inhalts des C. d. C. zu versuchen. Es folgen demnach nunmehr von einem anderen, auch der Handlungswissenschaft kundigen Rechtsgelehrten

*Einzelne Bemerkungen über den Inhalt des Code de Commerce.*

Der erste Titel des ersten Buchs ist nicht so geblieben, wie er im Project war, indem mehrere Definitionen weggefallen, und die Definition von Handelsgeschäften in das vierte Buch über die Handelstribunale gewiesen ist. Er hat ein Verdienst vor den früheren französischen Gesetzen voraus, die zu wenig mit den Minorennen und den Frauenzimmern, die Handlung treiben, sich beschäftigten. — Der zweyte Titel schreibt die von den Kaufleuten zu haltenden Bücher vor. Auch dieser Titel ist sehr reformirt. Das Project legte den Kaufleuten in Hinsicht der Bücher unerzwungliche Lasten auf. Sie sind um vieles vermindert. Die Haltung eines Journals für alle seine Ausgaben und Einnahmen und eines Copiebuchs, der Abschluß einer jährlichen Bilanz und Buchung derselben ist dem Kaufmanne zu einer unerlässlichen Pflicht gemacht. Wenn man weiß, daß bey den schlecht denkenden Menschen unter den Kaufleuten in der ganzen handelnden Welt Bankerotte als *Modi acquirendi* behandelt, und daß auch selbst in denjenigen Staaten, wo die Concursgesetze dem Falliten ordentliche Bücher abfordern, solche in vielen Concursfällen kurz vor dem Fallissement *pro forma* geschrieben werden: so begreift man, wie das gerichtliche Paragraphiren der Bücher eine Nothwendigkeit ge-

worden. Die einfachste Operation hätte uns die geschnitten, einen seidenen Faden durch die Bücher zu ziehen, und ihn auf eine Weise vorn und hinten in den Büchern mit Gerichtssiegeln zu versiegeln, daß Betrügereyen unmöglich würden. Die Aufmachung einer jährlichen Bilanz ist bey Handelsoperationen nach fremden Welttheilen fast unmöglich. Indefs so weit sie geschehen kann, muß sie geschehen. Der Abschluß derselben ist eine der weisesten Vorschriften, die gegeben werden können. *De nicht schrift, de nicht blift*, sagt eins der wahrsten Sprichwörter, und unter zehn Falliten findet man fast bey keinem einzigen Bilancen der letzten Jahre; und doch würden dieselben einen mächtigen Damm gegen den Strom der Verschwendung und gegen die Gefahren gewagter Unternehmungen abgegeben haben. Dem Rec. ist nur ein einziger Fallit bekannt geworden, der mit der größten Regelmäßigkeit jährlich seine Bücher abgeschlossen hatte, und der durch das immer wiederkehrende Resultat: „30,000 Fr. *meer uitgegeven als ingenomen*“ sich nicht abhalten liefs, auf dem Wege fortzuwandern, welcher am Ende auf die hohe Schule der Besserung, ins Zuchthaus, führte. — Der dritte Titel von den Handelsgesellschaften erkennt deren drey, nämlich: die Gesellschaft unter einem gemeinschaftlichen Namen, die Gesellschaft, wobey nicht alle Interessenten an Besorgung der Handelsgeschäfte Theil nehmen, und die anonymische Gesellschaft. Es ist sehr hart für die Freyheit rechtlicher Speculation, daß bey der ersten Societät die Firma Namen der wirklichen Theilnehmer enthalten muß, und daß man nicht mehr mit den Namen seiner Vorgänger sich Kunden gewinnen darf, daß die Reputation einer Firma ersterben soll mit dem Stifter derselben. Aber die enorme Betrügerey, die mit der Adoption alter oder berühmter Namenschilder getrieben ist, rechtfertiget den Kaiser. Die zweyte Section des dritten Titels handelt von der Abmachung der Contestationen zwischen Handelsgesellschaften, und es wird für das Wesen der Handlung unendlich wohlthätig, daß dieselben in erster Instanz durch Schiedsrichter abzumachen sind. Es steht indess eine Appellation frey von dem Laudo. — Nach dem vierten Titel ist die unter Eheleuten vor oder während der Ehe vorgenommene Separation der Güter zur Publicität zu bringen. Die Fristen der Opposition für die Creditoren sind zu kurz berechnet, daß das Ausland nur den Nutzen davon haben kann, daß in dem Augenblick des Concurses keine Colluktion Platz

E c

greift. Gerechter für das Ausland wäre es gewesen, die Fristen zu verlängern oder dem Beykommenden zu injungiren, durch seine Bücher oder anderweitig zu beweisen, daß er keine auswärtigen Creditoren oder ihren Consens habe, so wie nach der hamburgischen Fallitenordnung kein Answäriger von der Masse eines Falliten präcludirt wird, der in den Büchern des Falliten als Creditor aufgeführt steht. — Der fünfte Titel über Börsen, Wechselagenten und Mäkler enthält Dispositionen, die größtentheils mit

d, welche in anderen reiben, aber (was das trifft) leider! nicht beruht auf dem Grundsatz des Handelsnig zu geniren und mit ch: so wird es im Nord seyn, daß auch No- lecuranzmäkler bey der urriren sollen. — Det- stimmungen über die die zum Theil in dem, ohne, wie bey dem n der Güter, in bloße- seyn. Der zweyte Ab- von Commissionären für sport. Der vorste Ar- brieft bloß einen Con-

tract bildet zwischen dem Commissionair und dem Fuhrmann. Diese Disposition wird hoffentlich nicht die Folge haben, daß dem Eigenthümer der Waaren, der die Fracht bezahlt, kein Klagerecht gegen den Fuhrmann in Fällen, wo diese convenable ist, zusteht, da Spediteure und Commissionäre eigentlich nur *ex mandato* des Eigenthümers handeln. In dem dritten Abschnitt über die Fuhrleute heissen wir dem 108ten Artikel, daß der Empfang der Waaren und die Bezahlung der Fracht jede Klage gegen den Fuhrmann erloscht, für präjudicirlich, da oft die Diebstähle der Fuhrleute mit solcher Geschicklichkeit gemacht werden, daß keine äußere Spur der Verletzung vorhanden ist, und da sie die gestohlenen Sachen durch andere von gleicher Schwere ersetzen, so daß das Gewicht auskommt, und da die Emballirung vieler Waaren von der Art ist, daß sie nicht anders als durch Einschraubung in Pressen oder auf eine andere schwierige Weise wiederholt werden kann. Wenn man nun in dergleichen Fällen nach geschehener Auspackung auf dem Wege des Fuhrmanns Spuren findet, daß er in Wirthshäusern Sachen, wie die gestohlenen, verkauft hat, soll man ihn da nicht in Anspruch nehmen können? Man scheint sich zur Bejahung der Frage auf den Art. 108 berufen zu können, der von Präscription der Klagen gegen Fuhrleute und Commissionäre handelt, und *les cas de fraude et d'infidélité* ausnimmt. — Der sechste Titel handelt von der Erweisung eines Handels (der in der Regel schriftliche Spuren haben muß), zu welchem nur nach dem jedesmaligen Gutdünken der Richter Zeugenbeweis zugelassen wird. — Der achte Titel beschäftigt sich mit den gezogenen Wechseln, und den Sola- Wechseln. Kein Papier wird

als ein gesetzlicher Wechsel erster Art angesehen, wenn es nicht von einem Orte auf einen anderen gezogen ist. Das Gesetz erlaubt kein Bianco-Indossement. Ein Wechsel muß wegen Nichtbezahlung den Tag nach dem Verfall unfehlbar protestirt werden. Es sind alle Respittage abgeschafft. Die Gründe, welche der Berichtserstatter in dem gesetzgebenden Corps dafür anführt, genügen uns nicht, und die Ausführung des Gesetzes wird in denjenigen Orten, wo die Zahlung nicht baar geschieht, sondern durch Abschreibung in einer Bank, wie z. B. in Hamburg, unmöglich, da man erst den folgenden Tag erfährt, ob die verfallene Wechselfchuld abgeschrieben ist oder nicht; sodann ist die Vorschrift, den Protest durch zwey oder drey Personen machen zu lassen, auch zu kostspielig oder umständlich für die Handlung. Eine geschworene Person ist, so wie in Hamburg, genug für die bloße Formalität des Protestes. In England, wo auch mehrere Personen erfordert werden, unterschreiben die Zeugen den Protest, ohne von dem Act selbst directe Wissenschaft zu haben. Es ist bey dem Wechselgesetz gar keine Rücksicht auf den Abgang und die Ankunft der Personen genommen.

Das zweyte Buch handelt von der Schifffahrt. Es endigt gleich anfänglich den alten Federkrieg, ob Schiffe für Mobilien oder Immobilien zu halten sind, indem es sie zur ersten Classe zählt, jedoch sie für namhaft gemachte Schulden verhypothecirt erklärt. Der Rec. vermisst ungern unter diesen privilegierten Summen diejenigen Vorschüsse auf Havereygelder, welche so oft Ladungsdeputirte ertheilen, und die sie vor der Aufmachung der Dispathe durch die Schulden der Ladung gedeckt glauben, und diemach aufgemachter Dispathe sich dennoch zur Last des Schiffes ergeben. Macht ein Schiff außerhalb Landes Haverey mit einer reichen Ladung: so werden gewöhnlich die Eigenthümer der Ladung durch ihre Repräsentanten die Geschäftsmänner der gemeinschaftlichen Angelegenheit. Sie werden für diejenige Summe, welche sie dem Schiffe zur Last glauben, sich durch Bodmerey zu decken suchen. Die Rheder oder Capitäne suchen diese Summe aber immer möglichst geringe zu stipuliren. Schiffe versenken und werden oft verkauft, ehe eine Haverey definitiv regulirt ist. Es hätte eine gesetzliche Gewisheit begründet werden müssen, daß derjenige, der privilegierte Havereyforderungen bezahlt, das Privilegium der Cedenten behalte. — In dem vierten Titel heisst es, daß der Capitän bey dem Einlaufen und Auslaufen des Schiffes am Bord seyn muß. Der Rec. hatte auch die gesetzliche Disposition in dem Code gewünscht, daß, während das Schiff seine Ladung am Bord hat, wenigstens zwey Drittheile der Mannschaft, und der Steuermann in Abwesenheit des Capitäns am Bord seyn müsse. — In dem Abschnitt über das Engagement und die Löhnung der Matrosen finden wir es hart, daß die Matrosen, die auf Cabotagereisen, in dem Lande des Schiffes nicht anders entlassen werden können, als mit Reisekosten, bis zum Ort ihres Engagements. Ein Matrose muß in

jedem Seehafen seines Landes zu Hause seyn. In Dänemark heist es richtiger: der Matrose darf nicht abgedankt werden, als in des Königs Landen. Der Staat bey uns erleichtert die Landreisen der Seeleute und läst sie nicht dem Rheder zur Last. Dagegen findet der Rec. das französische Gesetz gerechter, als manches andere, in der Bestimmung, daß die während der Reise erkrankten Matrosen auf Kosten des Schiffes curirt werden müssen, und nicht bloß, wenn sie durch einen dem Schiffe erzeugten Dienst erkranken. — In dem sechsten Titel von Certepartien ist der so häufige Fall nicht berührt, wo Schiffe Stückgüterreisen machen. Es sollen in allen Fällen Certepartien existiren; aber in dergleichen Fällen können keine existiren. Das Connoissement ist in dergleichen Fällen die Certepartie. — Es ist in dem jetzigen Seerecht bey der Verderbtheit der Menschen ein schwieriger Punct, zu bestimmen, wem man den Diebstahl von Waaren beymessen soll, der vor der Verschiffung, während der Verschiffung, und nach der Verschiffung, ehe sie aus einander gemacht werden, geschehen seyn kann. Der Code scheint bey der Lehre von dem Connoissement auf dieses Ubel der Zeit keine hinreichende Rücksicht genommen zu haben. Rec. findet dagegen in der Bestimmung des Art. 297 ein sehr weises Gesetz, daß der Beweis der Navigabilität für den Ablader gegen das Besichtigungscertificat am Abgangshafen zuzulassen sey, nur muß dieses *vice versa* seyn. Es finden nur zu oft auf beiden Seiten Collusionen Statt. So ist jetzt ein Process vor dem König von Dänemark pendent über einen Fall, in welchem der Correspondent eines hamburgischen Schiffes in Havannah nicht Lust hatte eine Ladung Zucker an Bord eines in Hamburg, zum Behuf dieser Ladung an einen Dänen verfrachteten Schiffes zu verladen, um nicht seinem Handelsfreunde mehrere Effecten anzuvertrauen, als dieser bereits in Händen hatte. Er ließ daher das Schiff von Kunstverständigen für unnavigabel erklären, und das Gericht, von welchem er der gewöhnliche Präses war, liberirte ihn von der Certepartie. Der hamburgische Capitän erhielt dagegen das Certificat seines spanischen Zimmermanns, daß das Schiff vollkommen navigabel gewesen. Er versammelte ferner, ehe er von Havannah abging, alle protestantischen, derzeit in Havannah anwesenden dänischen, amerikanischen und hamburgischen Capitäne, sie untersuchten das Schiff, und ertheilten dem hamburgischen Capitän ein Certificat über die Navigabilität des Schiffes. Es kam hierauf in einer schnellen Reise directe auf Hamburg zurück und zwar mit Ballast, welcher viel schwerer über See zu schaffen ist, als eine Ladung. Es wurde sogleich von den hamburgischen Kunstverständigen untersucht, und für vollkommen navigabel erklärt, die auch aus der Natur der Sache erhärten, daß das Schiff in Havannah müsse vollkommen navigabel gewesen seyn. Die übrigen Capitäne und Kaufleute, die mit der Hebe (so hieß das Schiff) in Havannah gewesen waren, kamen auch nach und ich zurück, und wurden *in perpetuum rei memoriam* gehört. Der Rheder klagte seine Fautfracht ein,

und bat mit seinen Beweisen der Navigabilität admittirt zu werden. Seine Bittewurde in der untern Instanz abgelehnt, weil man sich unrichtiger Weise durch das römische Recht gefesselt erachtete. — Die Zeit von 14 Tagen, für welche die Fracht ein Privilegium hat, ist zu kurz. In großen Seehäfen, und fast überall, cassiren Schiffsmakler die Frachten ein, und sind vorzüglich bey Stückgüterladungen, in Rücksicht auf Zoll und andere Nebenkosten, nicht im Stande, bey gehäuften Geschäften, die Frachtrechnung immer in 14 Tagen aufzumachen. Sechs Wochen zum wenigsten müßte die Fracht- und Haverrey-Foderung privilegiert seyn. — Bey dem Abschnitt von den Bodmereyen ist der wichtige Unterschied, ob durch Verwendung des Bodmereygeldes der ursprüngliche Werth der verbodmeten Sache *vermehrt*, oder ob er dadurch nur *wieder hergestellt* worden sey, wodurch in diese verwickelte Materie so viele Einfachheit gebracht werden kann, den *Beneke* in seinem System des Affecuranzrechtes so schön auseinander gesetzt hat, nicht gehörig gemacht. — Nach dem Art. 347 ist die Affecuranz auf eingebildeten Gewinn und auf die zu verdienende Fracht verboten. Ferner ist in dem 353 Art. die Baratterey des Capitäns von dem Risiko des Versicherers im Allgemeinen ausgenommen. Diese Verfügungen sind in Widerspruch mit der Gesetzgebung vieler anderer Länder, und ink der von *Beneke* vorgeschlagenen Modification müßte die Versicherung auf den eingebildeten Nutzen allenthalben erlaubt seyn, nämlich, daß der Versicherer dem Versicherten bey Verunglückung seiner Waare denjenigen Gewinn bis zum Belauf der versicherten Summe ersetze, den er bey glücklicher Ankunft derselben gehabt haben würde. — In dem 364 Art. des zweyten Buches ist eine offenbare Wiederholung desjenigen, was viel kürzer im 351 Art. gesagt war. — Daß eine gesetzliche Präsumption vorhanden seyn soll, wenn der Calcul von einer Stunde auf 1½ Lieues ergiebt, daß die Nachricht von der Ankunft oder dem Schiffbruch an dem Ort der Versicherung hätte seyn können, ist sehr gefährlich. Hätte hier nicht Rücksicht auf das In- und Ausland, auf die Jahreszeiten, auf die größere und geringere Distanz u. s. w. genommen werden sollen? — Jede Caution der Wiederklage halber ist bekanntlich eine sehr dem Mißbrauch unterworfenen Sache. Diese Erfahrung aller Länder hätte die Verfügung des 384ten Artikels restringiren sollen, daß nämlich im Abandonnementfällen der Affecurateur jedesmal zum Gegenbeweis zugelassen, und auf seine Admittirung dazu zwar die Bezahlung der versicherten Summe nicht zu suspendiren ist; der Versicherte aber dagegen Caution zu stellen hat, die erit in 4 Jahren erlischt. Diese Verfügung scheint einer Modification zu bedürfen.

Das dritte Buch handelt von den Falliten und Bankerottiers. Ein Kaufmann, der seine Zahlung suspendirt, ist Fallit. Er hat dies anzuzeigen. Auf seine Anzeige oder auf die Notorität der Thatsache wird sogleich von Obrigkeit wegen bey ihm versiegelt, und dann wird er unter Arrest gesetzt. Es



werden von dem Gerichte auf 14 Tage, höchstens einen Monat, 2 Agenten ernannt, welche unter Oberaufsicht eines Commissär's den Zustand der Bücher nachsehen, und die nöthigen Administrationsgeschäfte betreiben. Sie suchen eine Bilanz aufzumachen, oder die schon aufgemachte zu verificiren, und auf ihren Bericht wird der Fallit entweder in Freyheit gesetzt oder nicht. Sobald aus den Büchern oder anderweitig durch sie eine gehörige Anzahl der Gläubiger ausgemittelt ist: so werden diese zur Wahl von provisorischen *Curatoribus bonorum* (von *Syndicis*) aufgefordert, die sie vorschlagen und das Gericht wählt. Nach ihrer Anstellung wird inventirt, alles eingehende Geld wird in eine öffentliche Casse gebracht, woselbst es Zinsen trägt, oder befindet sich unter 2 Schlössern in Privatverwahrung. Von den Curatoren und einem Commissär müssen die Passiva der Masse in einem bestimmten Termin liquidirt und verificirt werden. Wenn die Forderungen der Gläubiger für richtig anerkannt sind, und der Fallit keine *Falsa* begangen oder sonst schwer in *Culpa* ist: so wird unter gerichtlicher Vermittelung ein Accord zwischen ihm und den Gläubigern, worüber die Mehrheit von  $\frac{2}{3}$  der Gläubiger unter Approbation des Gerichtes entscheidet, tentirt. Kommt kein Accord zu Stande: so wählt die Mehrheit der Creditoren Definitiv-Curatoren und einen Cassirer. Diese Curatoren haben dann alles Fernere zur definitiven Liquidirung der Masse und deren Vertheilung zu besorgen. Dem Falliten steht ein relatives *Beneficium competentiae* zu. Die Hypothekarien werden aus den Hypotheken, und diejenigen, welche handhabende Pfänder besitzen, aus denselben, so weit sie zureichen, befriedigt. Die Ehefrauen nehmen dasjenige, welches sie erweislich in die Ehe gebracht, oder in der Ehe durch Erbschaft u. s. w. acquirirt haben, zurück, wenn keine Gütergemeinschaft vorhanden ist. Die Frau kann keine Klage anstellen gegen die Masse, um Vortheile geltend zu machen, die ihr zu Gunsten im Ehecontract festgesetzt sind; dagegen aber auch nicht die Masse auf Emolumente, die der Mann zu Folge desselben von dem Vermögen der Frau zu genießen hat.

Die Distribution der Activmasse geschieht partiell, so oft beträchtliche Fonds in der Masse sind. Die Gläubiger haben das Recht, nach Vorladung der Falliten sich zu jeder Zeit gerichtlich autorisiren zu lassen, sich über Ausstände der Masse zu vergleichen. Die gerichtliche Güterabtretung hebt das Nachmahnsrecht nicht auf, sondern tilgt nur die Erlaubniss, den Schuldner persönlich arretiren lassen zu dürfen. Betrüger, Fremde, Vormünder und Depositarien können nicht *bonis cediren*. Unbezahlte Güter, die noch nicht bey dem Falliten oder seinem Commissär, der beauftragt war, sie zu verkaufen, angelangt sind, können vindicirt werden, es wäre denn, daß sie ohne betrügliche Absichten auf die eingefandten Documente verkauft wären. Ein Fallit wird für einen einfachen Banquerottirer gehalten, wenn er außerordentlichen Aufwand gemacht, oder große Summen zu bloß gewagten Unternehmungen verbraucht hat, wenn es erhellt, daß, ungeachtet

sein Passiv-Vermögen 50 p. C. sein Activ-Vermögen bersteigt, er große Summen angeliehen hat; wenn er Wechsel unterzeichnet, die sein Activ-Vermögen 3mal übersteigen; diejenigen, welche unordentlich Buch gehalten haben, sind ferner einfache Bankerottirer, und es kann Gefängnißstrafe von einem Monat bis zu 2 Jahren gegen sie erkannt werden. Betrügliche Bankerottirer sind diejenigen, die falsche Ausgaben oder Verluste angeben, die Effecten untergeschlagen haben, die falsche Handelsgeschäfte gemacht, die Bücher verheimlicht und falsche Bücher gemacht, die Deposita veruntreuet haben. Diese und ihre Theilnehmer sollen von dem Fiscal gerichtlich verfolgt und nach dem Criminal-Codex bestraft werden. Die Theilnehmer sind überdies zu dem Ersatz des Doppelten verbunden. Falliten und einfache Bankerottirer, die erweislich alles bezahlt haben, können wieder in den vorigen Stand gesetzt werden. Kein gewesener Kaufmann, dernicht wieder in den vorigen Stand gesetzt ist, kann die Börse besuchen. Dieses ist der Hauptinhalt.

Ein ungeheurer Mißbrauch, aus welchem in den mehresten seehandelnden Staaten Bankerotte in Erwerbarten übergegangen sind, würde durch die französische Fallitenordnung beschränkt, wenn sie im Allgemeinen Gesetz würde. Viele von denjenigen, die in den letzten Jahren in Seestädten Bankerott machten, verschrieben sich von allen Orten der Welt Waaren. Sobald sie die Connoissemente in Händen hatten, deckten sie ihre Verwandten, ihre Mitbürger damit, und verkauften die übrigen, um Gelder zu einem neuen Etablissement zurücklegen zu können. In England, Holland, Hamburg, bey den Obergerichten in Holstein und Schleswig war keine Rettung gegen den Verkauf der Connoissemente. Auch der *Code de Commerce* erlaubt die in gutem Glauben geschehende Veräußerung der Connoissumenten-Frachtbriefe und Facturen. Wenn man aber bedenkt, daß eigentlich diese Papiere keine Gegenstände des gewöhnlichen Handels ausmachen: so sollte ihre Veräußerung nicht anders erlaubt seyn, als wenn der Inhaber seinem Käufer beweisen könnte, daß er durch Remeßen oder anderweitig die Waaren bezahlt, oder die dafür gezogenen Tratten eingelöst habe. In Rücksicht auf die ganze Disposition der französischen Falliten-Ordnung ist die erlaubte Veräußerung der Connoissemente in Frankreich weniger schädlich, als in anderen Ländern, wo kein solches Gesetz ist. Den Handel der Connoissemente vertheidigt man aus der Nothwendigkeit der unbedingten Freyheit, die im Handel Statt finden muß, und weil junge Kaufleute und andere ohne große Fonds bey Havererfällen und dergleichen oft bloß deshalb würden falliren müssen, wenn sie ihre Connoissemente nicht verkaufen dürften. So lange indeß Connoissemente veräußerbar sind, wird der Unfug der Deckung unmöglich gehemmt werden können. Man hat in denjenigen Seehandelsländern, worin der *Code* mit Modificationen wird eingeführt werden, auf keinen Punct aufmerksam zu seyn, als auf die Lehre von der Verkäuflichkeit der Connoissemente.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 N O V E M B E R , 1 8 0 8 .

## LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Beschluss der Recension  
des

Code de Commerce.

Übrigens scheitern alle Falliten - Ordnungen, worin Abkürzung der Massenregulirung bezielet wird, an zwey Klippen, das die Verschleppung der Liquidation streitiger Forderungen, oder Beytreibung von Ausständen, worüber Contestationen entstehen, den Zweck vereiteln. So sind in Hamburg, wo auch eine vortreffliche Falliten - Ordnung ist, viele große Fallissements von 1799 unbeeidigt. Die erste Klippe scheint durch strenge Anwendung des Code vermieden werden zu können. Die zweyte wird es dann werden, wenn alle Nationen der Erde den Code annehmen. — Allein so lange es noch solche Justizgreuel in England und anderen Ländern giebt, wie weiland die Verschleppung der Proceffe bey dem Kammergerichte und Reichshofrath, so lange wird man dieser Klippe nicht entgehen.

Das vierte Buch beschäftigt sich mit der Handelsjurisdiction, und zwar im ersten Titel mit der Organisation der Handelstribunale, nach welchem nur Kaufleute zu Mitgliedern des Tribunals von Kaufleuten gewählt werden können und gratis zu fungiren haben. Indess ernennt die Regierung einen Secretär bey jedem Tribunal, und sind nur Advocaten mit einer speciellen Vollmacht vor dem Tribunal zulässig. In dem zweyten Titel ist die Competenz der Handelstribunale entwickelt, welche nicht bloß über Streitigkeiten zwischen Kaufleuten, sondern über alle Handelsfachen auch zwischen Nichtkaufleuten zu entscheiden haben. Der dritte Titel bezieht sich auf die Form der Procedur vor den Handelsgerichten. Es sind in demselben sehr zweckmäßige Verfügungen getroffen, um Verschleppungen und Chikanen vorzubeugen. Die Frist von einem Auspruch eines Handelstribunals zu appelliren ist auf drey Monate bestimmt. Die Appellation hat selten suspensive Wirkung, und kann nur in Betreff von Summen, die über 1000 Franken sich belaufen, interponirt werden.

So groß die Wohlthat seyn wird, welche der Code de Commerce über Frankreich und diejenigen Länder verbreiten muß, die ihn annehmen: so sind doch diejenigen Staaten, welche es vorziehen, sich ihm mit Modificationen zuzueignen, aufmerksam auf

J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

die ungeheuren Kostenlasten zu machen, mit welchen die Registrations - und andere von ihm festgesetzte Gebühren den Handel bebürden. Es sind in den Bemerkungen über das Project des Code auffallende Beyspiele von der Größe der Kostensummen angeführt, und vieles, welches in dem Project vorgeschrieben war, ist deshalb unterdrückt. Aber nach der Procedur, die das Gesetz sanctionirt, sind die Kosten gleichwohl immer noch zu groß.

Rec. schließt diese Bemerkungen mit der innigsten Überzeugung, kein Zeitalter und kein Land habe einen Code de Commerce aufzuweisen, der mit dem neuen französischen in Parallele gestellt werden könnte. Er wird auf immer in dem Tempel der Gesetzgebung verehrt werden; und wenn auch das von Napoleon proclamirte, durch Eroberungen ausgebreitete und weiter zu befestigende Pacificationsystem durch Zufälle künftiger Zeiten wieder zerrissen werden sollte: so sichert dem großen Kaiser seine Gesetzgebung bey den aufgeklärtesten Menschen allen Zeiten und aller Völker einen Ruhm, der unvergänglich seyn wird.

J. A.

### Übersetzungen des Code de Commerce.

- 1) HAMBURG, b. Campe: *Französisches Handels-Gesetzbuch*. Nach der officiellen Ausgabe des Code de commerce übersetzt. Mit zur Seite stehendem Originaltext, den wichtigsten darin berührten Gesetzstellen und einer nach den Reden der Staatsräthe über diesen Gegenstand bearbeiteten Einleitung versehen. 1808. 63 S. Einleitung, 319 S. Text. 8.
- 2) LEIPZIG, b. Fleischer d. jünger.: *Das Handels-Gesetzbuch des französischen Reichs*. Nach der officiellen Ausgabe übersetzt. 1808. 275 S. Text und 8 S. Register. 8. (1 Rthlr.)
- 3) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Handels-Gesetzbuch*. Nebst einem alphabetisch geordneten Wort- und Sach-Register. Nach der officiellen Ausgabe übersetzt von K. L. M. Müller. 1808. 8. (16 Gr.)
- 4) DESSAU u. LEIPZIG, b. Vofs: *Napoleons I., Kaisers der Franzosen u. s. w., Handelsgesetzbuch*. Nach der französischen Originalausgabe verdeutsch, mit einer Einleitung und einigen erklärenden Anmerkungen auch einem erklärenden vollständigen Sachregister, herausgegeben von D. Christian Daniel Erhard, königl. sächsischem Oberhofgerichtsassessor u. s. w. Mit kö-

Ff

nigl. kaiserlichem Privilegium. 1808. XL S. Einleitung. 161 S. Text, u. 45 S. Register. 8. (20 Gr.)

- 5) KÄLLIN, b. Keil: *Handlungsgesetzbuch*. Nach der officiellen Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von Daniels, Substituten des kaiserlichen General-Procureurs bey dem Cassations-Hofe zu Paris. 1808. 146 S. Text, u. 43 S. Register. 8.
- 6) COBLENZ, b. Pauli u. Comp.: *Handlungs-Gesetzbuch*. Nach der einzig officiellen Original-Ausgabe aus der kaiserl. Druckerey, übersetzt von Fr. Laffautx, ordentl. Professor an der hohen Schule der Rechte in Coblenz. 1808. 198 S. in gr. 8. (18 Gr.)
- 7) Ebendaf.: *Neue französische Wechsel-Ordnung, ausgezogen aus dem Handlungs-Codex*. 1808. 24 S. in gr. 8. (2 Gr.)

Unter den deutschen Übersetzungen gehen wir im Allgemeinen denjenigen den Vorzug, welche den französischen Text zur Seite haben, weil man in jedem Falle, wo man wichtigen Rath aus dem Gesetzbuche zu schöpfen hat, die Richtigkeit der Übersetzung leichter selbst oder durch andere auszumitteln Gelegenheit hat. Eine Undeutlichkeit haben die mehresten dieser Übersetzungen, die zu den lächerlichsten Confusionen führen würde, wenn man sie buchstäblich ausführte. Die Kaufmannsbrieife werden bekanntlich auf den Comptoirs gefalzt, und sodann in Bündel zusammengefnürt und weggelegt. Diefes schreibt auch das französische Gesetz vor: *Le commercant est tenu de mettre en liasse les lettres qu'il reçoit*. Diese Worte haben fast alle Übersetzer incorrect übersetzt. Nun würde aber derjenige Kaufmann, welcher alle Briefe einheften lassen würde, eben so handeln, wie derjenige, der ein Concert zu veranstalten hatte, und dem man sagte: er müsse ja die Noten von allen Stimmen zusammen haben. Wie das Concert anheben sollte, präsentirte er den Tonkünstlern, die ihre Stimmen foderten, ein dickes Buch in Maroquin, worin alle Stimmen gebunden waren. Um sie ja alle zusammen zu haben, hatte er es vorgezogen, sie zusammenbinden zu lassen. Eben so groß, wie die Verlegenheit, welche hierüber entstehen müßte, würde die Noth seyn, wenn ein junger Kaufmann, der seine Briefe eingeklebt hätte, einige davon zu *further proofs* nach Prisen-gerichten, andere nach Affecuranzgerichten schicken sollte, und jahrelang Chikanen darüber zu gewärtigen haben würde, dafs am Rande einzelne Wörter oder Zahlen abgerissen wären.

Die Übersetzung No. 1, welche in einer grossen Handelsstadt verlegt und vermuthlich auch veranstaltet ist, hat den Vorzug, dafs die einmal bekannten technischen Ausdrücke im Seerecht, Wechselrecht u. s. w. gebraucht sind, die in den übrigen Übersetzungen durch Umschreibung und neue Verdeutschung ausgedrückt sind. Sie ist fließend geschrieben und fast durchgängig getreu; doch sind einzelne Ausdrücke unrichtig übersetzt. Z. B. Art. 2. *Acte d'autorisation* durch Vollmacht Art. 112. *Pilotsage, tonnage et larmenage*

durch Lootsgeld aller Art Art. 621. *An scrutin individuel* durch Unfrage.

No. 2 ist nicht so getreu und nicht genug revidirt. Z. B. Art. 72 ist *fret ou nolis* Land- und See-Fracht übersetzt, obgleich der Vf. weiter unten zu erkennen giebt, dafs er den Sinn der Worte kennt. Art. 76. *Constater le cours* ist nicht richtig durch „den Cours bescheinigen“ übersetzt, es heifst vielmehr den Cours festsetzen. Art. 80. *Constater le cours du fret ou nolis* heifst daher auch nicht „Attestate über den Cours der Fracht- und Lade-Kosten zu ertheilen.“ Art. 197. *Le privilège sera purgé* ist gänzlich sinnentstellend durch „das Privilegium ist zu sichern“ übersetzt; es heifst vielmehr im Contexte „wird vom Privilegio befreit.“ Art. 204. *La première mise à prix* (der erste Einsatz) durch „das erste Gebot.“ Art. 217. *Les navires équipés en guerre* (zum Krieg ausgerüstete Schiffe) „Schiffe, die in Kriegszeiten ausgerüstet werden. Das Buch von dem Fallissement ist dagegen sehr gut übersetzt, und da der Text zur Seite ist, so kann man sich leicht orientiren.

No. 3. Die Übersetzung von Hn. Müller ist, im Ganzen genommen, nicht ungezwungen genug, und enthält einige in Deutschland unbekannte Wörter. Z. B. Art. 320. *Le fret acquis* „das erworbene Fret“ statt „die verdiente Fracht.“ An anderen Stellen ist sie nicht getreu genug. Art. 565 ist *la cession judiciaire* durch „gewöhnliche Cession“ übersetzt. Art. 575. *Personnes comptables*, „Personen die auf Rechnung sitzen,“ wäre deutlicher durch „Personen die Rechnung abzulegen haben,“ gesagt. Art. 583. *Tiré au domicile du failli* (so gezogen, dafs der Ziehler bey dem Falliten domiciliert ist), ist unrichtig durch „auf den Wohnort des Falliten gezogen,“ übersetzt. Auf einen Ort oder auf eine Person ziehen, heifst: *tirer sur un lieu — sur une personne*. Vergl. Art. 110 und 111. Art. 357. *Dol ou fraude*, ist vorsätzlicher Betrug. Art. 358. *Ni dol ni fraude*, ist „wenn kein Betrug Statt findet,“ übersetzt.

No. 4 gehört zu den gelungensten Übersetzungen. Der Vf. bemüht sich, überall deutsche Ausdrücke zu wählen, mit Hintansetzung der technischen. Warum kann es aber nicht Rheder statt Schiffseigner, Fracht statt Frachtgeld, eben so gut im Gesetz als in der kaufmännischen Welt heifsen? Einige Incorrectheiten und Unrichtigkeiten sind dem Verf. gleichfalls entchlüpft. So übersetzt er: Art. 231 *dettes civiles* durch „bürgerliche Ansprüche.“ Art. 503. *Contradictoirement* durch „mündliches Verfahren.“ Art. 286. *L'acte de Francisation* (Naturalisationspatent des Schiffes) durch „Bürgerbrief.“ Art. 369 sind die Worte: *en cas d'arrêt d'une puissance étrangère* gar nicht übersetzt. Einen nicht unbedeutenden Vorzug hat diese Übersetzung, wovon bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, auch durch eine, vorzüglich aus den Reden der Staatsräthe gezogene Einleitung über den Geist und die Eigenheiten des C. d. C.; die erklärenden Anmerkungen, deren der Titel gedenkt, sind dagegen ohne Bedeutung.

No. 5 liefert eine Arbeit, die sich in Treue vor-

zöglich dadurch auszeichnet, daß sie sich so viel als möglich an die Worte und Wortfügungen des Textes hält, ohne jedoch dadurch der Regel nach unverständlich oder sehr undeutsch zu werden. Hr. Daniels lebt in Paris, konnte also über den Sinn der Ausdrücke in den Gesetzen bey den Quellen selbst sich Raths erholen. Doch ist er nicht frey von Fehlern. Art. 409 übersetzt er: „l'exercice d'action d'avarie“ durch „die Anlegung der Havarierechnung.“ Art. 204. „La première mise à prix.“ durch „das erste Gebot,“ welches doch offenbar der erste Einsatz heißen muß. Zuweilen umschreibt er, wo er es nicht nöthig hat. Z. B. Art. 273: *Les noms du frêteur et de l'affrèteur* (die Namen des Ver- und Befrachters) durch „die Namen des Rheders und des Befrachters, des Miethers und Vermiethers.“

No. 6 trägt die Spuren der Flüchtigkeit, ist in Worten und Wortfügungen oft mehr französisch als deutsch, und bricht bey jedem Buche in der Zahlenfolge der Artikel ab. Dagegen ist diese Übersetzung, außer einem Sachregister, theils mit Noten, theils mit einem besonderen Anhang ausgestattet worden. In jenen findet man die einschlägigen Artikel des C. N. und des C. d. P. c., desgleichen einige auf den Text sich beziehende Gutachten des Staatsraths und Worterklärungen. In diesem trifft man folgende vier Stücke an: Reglementarisches Gesetz vom 25 Sept. 1807 — den Titel des C. d. P. c. von dem Verfahren vor den Handlungserichten — das Gesetz vom 14 Apr. 1798 über den Personal-Arrest in Handlungsfachen — das Gesetz vom 3 Sept. 1807 über den Zinsfuß in Handlungsfachen.

No. 7 ist von No. 6 nur dadurch unterschieden, daß darin nicht der ganze C. d. C., sondern nur der vom Wechselrechte handelnde Theil enthalten ist, und zwar unter einem besonderen Titel.

Die Verleger dieser Übersetzungen haben zugleich auch französische Abdrücke des *Code de Commerce* besorgt, so daß man den französischen mit dem deutschen Texte, aber jeden von beiden auch einzeln, bekommen kann. Lächerlich ist es, wenn Hr. Hinrichs seinen französischen Text mit folgendem Titel versehen hat: „*Code de commerce — Edition conforme*“ — (ohne zu sagen, womit die Ausgabe conform ist.) J. A. et — k —

### Schriften zur Erläuterung des

#### Code de Commerce.

- 1) PARIS, b. Gignet u. Michaud: *Code de Commerce, d'après l'édition originale et officielle, précédé des discours de MM. les conseillers d'état. On y a joint le titre XXV du Code de procédure civile, sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce, et rapporté tous les articles du Code Napoléon et du Code de procédure civile auxquels la loi renvoie; avec les notes et formules, par M. Legras, Avocat au conseil d'état, et l'un des rédacteurs et réviseurs du Code de commerce; suivi de la loi sur le taux de l'inté-*

rêt de l'argent. MDCCCVII. CXXX. 210 und 155 S. gr. 8.

- 2) Ebend.: *Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce, suivant les dispositions du titre XXV du Code de procédure civile, et formules de plusieurs actes à faire pour l'instruction des procès, par M. Legras, avocat au conseil d'état, et l'un des rédacteurs et réviseurs du Code de commerce. MDCCCVII. XII u. 155 S. gr. 8.*

No. 1 enthält zuerst auf CXXX Seiten die Reden, womit der C. d. C. im gesetzgebenden Corps von den Staatsrathen motivirt ward, und welche bekanntlich eins der vorzüglichsten Hilfsmittel zur Erklärung des C. d. C. abgeben. Darauf folgt von S. 1—144 der Text des Codex, nebst dem, wegen seines Vollstreckungstermins gegebenen Gesetze vom 15 September 1807. Unter dem Texte findet man die Stellen des C. N. und des C. d. P. c. mit Notenschrift abgedruckt, worauf der C. d. C. verweist. Die Einrichtung der Artikelfolge ist die ältere, nach welcher mit jedem Buche eine frische Zahlenreihe anfängt; und eben diese ältere Folge ist auch bey den vorangehenden Reden der Staatsräthe zum Grunde gelegt. Von S. 145—194 ein sehr vollständiger Realindex über den Text des Codex. S. 195—210 das Gesetz über den Zinsfuß vom 13 Sept. 1807, nebst der vom Staatsrath Jaubert im gesetzgebenden Corps darüber gehaltenen Rede, und einem Rubrikenverzeichniß des C. d. C. Hieran schließt sich sodann unter einer neuen Seitenzahl von S. 1—XII und S. 1—155 der Commentar des Hn. Legras über den in genauer Verbindung mit dem C. d. C. stehenden 25 Titel des C. d. P. c. — Das Hauptwerk ist nicht zu empfehlen, weil es nicht nach der in der officiellen Ausgabe neu angenommenen, ununterbrochen fortlaufenden Titelfolge eingerichtet ist. Wer eine französische Ausgabe des C. d. C., (so wie auch des C. N. und des C. d. P. c.) in Begleitung der nöthigen officiellen Hilfsmittel zur Erklärung zu haben wünscht, der wird sich in mehrerem Betrachte bey der Didot'schen weit besser stehen, als bey der vorliegenden. Dagegen ist das mit angehängte Werk über das Verfahren in Handelsstreitigkeiten, wo der um die Redaction und Revision des C. d. C. so sehr verdiente Legras sämmtliche Artikel des C. N., und vorzüglich des C. d. P. c., welche sich auf das Handelsrecht und auf den Handelsproceß beziehen (wohin namentlich der ganze 25 Titel des C. d. P. c. gehört), auf das reichlichste commentirt und sie mit Formulen erläutert. Der Form nach gehört dieser Commentar in die Literatur des C. d. P. c., weil die Materie von dem Verfahren in Handelsfachen, ob sie gleich zuerst im Entwurfe des C. d. C. ihren Platz bekommen hatte, dennoch hinterher bey der Discussion von da weg und in den C. d. P. c. versetzt ward. Der Sache nach aber gehört er in die Literatur des C. d. C. Es ist dieses der Commentar, von welchem bereits oben in der Recension bemerkt ward, daß er nicht ohne Einfluß auf die Discussion des C. d. C. geblieben sey.

No. 2 ist der eben gerühmte Commentar des Hn. *Légras*, der unter diesem eigenen Titel auch besonders verkauft wird, und den man, bey der weniger Brauchbarkeit der Ausgabe des *C. d. C.*, wozu er bey No. 1 einen Anhang macht, sich freuen muß, besonders kaufen zu können. —k—

PARIS, b. Crapart, Caille, Ravier u. Hacquart: *Dictionnaire du Code civil, ou le texte du Code civil rangé par ordre alphabétique, et son usage rendu beaucoup plus facile, par une Concordance de tous les mots, sur lesquels chacun peut avoir besoin de consulter le Code; avec une table des dates des Sanctions et Promulgations de chacun des titres dudit Code; ouvrage utile aux Officiers publics, et indispensable à tout père de famille.* Par A. G. Daubanton, Ex-Juge etc. 1806. 479 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Wir haben den Titel dieses Werks deshalb ganz mitgetheilt, weil er selbst am deutlichsten anzeigt, was man in demselben zu suchen und zu finden hat, und zu welchem Zweck es abgefaßt worden ist. Das Ganze ist ein Mittelding zwischen einem Realindex und einer Concordanz, indem man wechselseitig Auszüge aus dem Gesetzbuch, und *in extenso* mit kleinerer Schrift abgedruckte vollständige Artikel in alphabetischer Form aufgestellt findet; nur ein einzigesmal findet man ein *Arrêté du gouvernement du 20 Prairial an XI* benutzt, welches nähere Bestimmungen über die Dispensationen bey der Ehe festsetzt. (S. 140.) Wie wenig bedacht der Vf. auf die Vollkommenheit seines Buchs gewesen ist, wird besonders da sichtbar, wo er von den *Dispensés de la tutelle* spricht, und den 427ten Artikel des *Code civil* mittheilt, worin es heist: *Sont dispensés de la tutelle les membres des autorités établies par les titres 2, 3 et 4 de l'acte constitutionnel.* — *Tous citoyens exerçant une fonction publique u. s. w.*, und wo er mit Rücksicht auf die Umschmelzung dieses Artikels bey der künftigen neuen Bearbeitung des Gesetzbuchs unter dem Namen *Code Napoléon*, aber ohne

Rücksicht darauf, daß die Constitution durch das organische Senatusconsult vom 28 *Floréal an XII* in diesem Puncte modificirt worden, nur als Bemerkung und Schlußfolge aus der letzteren oben angeführten Disposition des Artikels hinzufügt: *Conséquemment, sont aussi dispensés de la tutelle tous les grands officiers de l'empire, institués par le sénatus-consulte organique du 28 Floréal an 12.* Und doch behauptet der Vf. in der Vorrede, daß *à l'aide de ce dictionnaire, il n'est aucune question de droit civil dont on ne puisse avoir par soi-même, et sur le champ, la solution exacte, puisqu'il comprend tous les mots, sous lesquels chacun peut avoir besoin de consulter le Code (ist unwahr!), puisqu'il donne à la minute toutes les concordances de tous les articles du Code civil de l'un à l'autre.* (Rec. hat diese Concordanzen nicht immer so vollständig gefunden, daß er den versprochenen Nutzen davon gehabt hätte.) Und doch hat derselbe Vf. ein ähnliches *Dictionnaire* über den *Code de procédure civile*, und den *Code de Commerce* herausgegeben! Rec. kann auf keine Weise ein so äußerst dürftiges und entbehrliches Werk anpreisen, als das vorliegende; er erlaubt sich aber einen Wunsch, der gewiß auch der aller Deutschen ist, welche die französische Legislation studiren wollen, nämlich, daß es doch einem Deutschen gefallen möchte, ein kritisches Wörterbuch des *Code Napoléon* zu liefern, worin besonders die juristischen Kunstwörter, und manche andere in unserer Sprache nur mit einer Bedeutung verfehene, bey den Franzosen aber wohl unterschiedene Wörter erklärt würden. Dieser Wunsch drängt sich dem Rec. um so mehr auf, als er sieht, wie gewissenlos in dieser Hinsicht die Vff. der deutschen Übersetzungen (keine ausgenommen!) verfahren sind. Gute Materialien würden außer dem Wörterbuch der französischen Akademie das leider unvollendete *Catholicon de la langue Française*, und ein älteres Werkchen *Ferrère dictionnaire du droit*, so wie auch *Merlin repertoire de jurisprudence* liefern.

J. J.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Vermehrung der schwedischen Mortalitätstafel mit neuen, zum Behuf verschiedener Rechnungen erforderlichen Columnen, die alle auf die Wargentinische Tafel gegründet sind, von F. A. Muhlert.* 1806. 12 S. u. 2 Tab. 4. (6 Gr.) Die schwedische Mortalitätstafel von Wargentin ist bekanntlich allen bisher verfertigten vorzuziehen, wegen der großen Genauigkeit, womit die Data dazu aufgenommen sind. Sie empfiehlt sich auch bey der Anwendung auf die Berechnung von Leibrenten und ähnlichen Instituten durch die größere Sicherheit der Berechnung, die sich auf die hier offenbar geringere Sterblichkeit gründet, statt dessen die Sterblichkeit nach den aus mehreren Ländern zusammengesetzten Data auf der Süßmilchischen Tafel viel größer ist. Es war daher eine sehr verdienstliche Arbeit des Vfs., der Wargentinischen Tafel einige Hülfscolumnen hinzuzufügen, wodurch man den Werth von Leibrenten und anderen Instituten, wo die Lebensdauer der theilnehmenden Interessenten in Betrachtung gezogen werden muß, ungleich leichter auf die Sterblichkeit nach jener Tafel berechnen kann. Die Einrichtung und Anordnung derselben nach dem verschiedenen Zinsfuß von 3, 4 und 5 pC. ist diesem Zweck vollkommen angemessen; auch verdient es Beyfall, daß der Vf. in Ansehung der Formeln dieser

Rechnungen auf *Tetens* Einleitung zu Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften verweist. Überhaupt aber wird der Sachverständige auch durch Vergleichung der Resultate dieser Columnen und derer, welche sich auf die gewöhnlich nach der Süßmilchischen Tafel berechneten gründen, die Bemerkung bestätigt finden, daß es schlechterdings nothwendig sey, dergleichen Berechnungen für jedes Land von beträchtlichem Umfange auf heimische Erfahrungen zu gründen. Befast ein Staat Länder, die in dieser Rücksicht merklich von einander verschieden sind: so mögen sie freylich in eins gezogen werden, weil die Theile immer als ein Ganzes verbunden sind, und der eine des anderen Mängel mit tragen muß, wie er dessen Vortheile mit genießt. Aber warum Schweden z. B. Leibrenten nach der weit größeren Sterblichkeit von Hamburg berechnen sollte, weil etwa aus den Sterbelisten von Hamburg vorzüglich genaue und bequeme Tabellen verfertigt wären, dazu laßt sich schwerlich ein anderer Grund angeben als Unkunde und Unachtsamkeit. Es muß daher ein sonderbares Mißgeschick über diesen Theil der politischen Rechnungskunde gewaltet haben, indem das, sonst allerdings vorzügliche, *Süßmilchische* Werk fast ohne weitere Untersuchung allgemein angewandt ward.

R.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 NOVEMBER, 1808.

## M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Feind: *Neueste Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Pocken und der Lustseuche*, von Dr. Schaufus, praktischem Arzt zu Greitz im Voigtlande. 1805. 160 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, daß den Geschichtsforschern das Vaterland der Pocken und der Lustseuche bis jetzt immer ein Nebelland geblieben, das bey vermeinter Annäherung immer wieder verschwunden sey. Obgleich er nun glaubt, einige sichere Anzeigen von Land entdeckt zu haben, so besorgen wir doch, er möge sich in ähnlicher Täuschung befinden, wie zuweilen Reisende in den afrikanischen Sandwüsten, welche, von Durst erschöpft, mit Gewissheit einen Wasserspiegel vor sich zu sehen glauben, endlich aber wahrnehmen, daß es nur Sandwellen vom Winde gebildet, durch den Lichtreflex wogendem Wasser ähnlich, sind.

Zuerst von den Pocken, welche allen Nachrichten zufolge sich zuerst unter der habessinischen Armee im Elephantenkriege gezeigt, und diese zu Grunde gerichtet haben. Die Ansteckung geschah wahrscheinlich durch die baumwollenen Waaren, welche ihnen durch Plünderung der Caravanen, die Arabiens und Indiens Producte nach Dajidda führten, in die Hände fielen. Da man nun in der Mythologie der Hindus Mariatale als Schutzgöttin der Pocken aufgestellt findet, welcher noch jetzt Feste veranstaltet werden: so könne man als unauflösbar annehmen, daß in Indien die Pocken seit lange einheimisch gewesen seyen. Auch scheint es ganz natürlich, daß die Reste jener habessinischen Armee die Krankheit ins Vaterland mitbrachten, von wo aus sich die Ansteckung weiter fortpflanzen konnte. . . . Dies alles ist eben so möglich, als daß die nicht gereinigte Wäsche des Studenten, der von Upsala nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach eben überstandenen Blattern, reiste, dort die Krankheit allgemein verbreitete.

Daß aber Indien das wahre Vaterland dieser Krankheit sey, erhelle aus Sonnerats Nachrichten, nach welchen die Pocken gewöhnlich vom Februar bis in den April epidemisch daselbst herrschen, und mit dem Eintritt der Landwinde verschwinden. Eine Beobachtung, die bis jetzt in keinem anderen Lande gemacht sey, indem sie immer nur als Seuche, durch Ansteckung fortgepflanzt, erscheine.

Über das Vaterland der grossen Pocken [*la grande*

G. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

*peverole*]. Auch hier ist Sonnerat des Vfs. Gewährsmann, welcher behauptet: „daß die Lustseuche von jeher in Indien zu Hause gewesen sey u. s. w.“ [Da der Raum nicht gestattet, die Beweismittel hier ganz zu wiederholen: so verweisen wir den Leser auf den ersten Theil von dessen *Voyage aux Indes et à la Chine*.] Ein anderer Beweis wird aus den Gebräuchen der verschiedenen Casten hergeholt, nämlich in der Art, wie die Höheren das Getränk in den Mund zu gießen verpflichtet sind, ohne das Gefäß mit den Lippen zu berühren; und in der Schuldigkeit der Paria's, die Hand vor den Mund zu halten, wenn ein Hindu höherer Caste mit ihnen redet. Daß diese Gebräuche aber ganz andere Gründe haben, ist keinem Kenner der indischen Geschichte fremd; wäre diese Deductionsart statthaft, so wäre es vielleicht so schwer nicht, aus den Vorschriften des jüdischen Ceremoniels eben so gut zu beweisen, daß die venerische Krankheit dieser Nation immer eigen gewesen sey. Es ist kaum zu begreifen, wie der Vf. auf diese Abwege gerathen konnte, da er doch genaue Kenntniß der übrigen Gesetze und Gesinnungen des verjährten Abscheues der verschiedenen Casten gegen die letzte darlegt, aus welchen ganz klar hervorgeht, daß sie nicht festgestellt seyn konnten, um der Ansteckung der, wie er selbst sagt, durchaus allgemein verbreiteten Lustseuche auszuweichen. Da sie demnach in allen Casten herrschte, zugegeben, daß sie in der der Paria's noch gemeiner war: so müßte ja, wenn der Hauch ansteckend seyn sollte, die Sitte, die Hand beym Reden vor den Mund zu halten, ebenfalls in allen geübt werden seyn. Und sollte eine so große Volksmenge den Charakter einer so allgemeinen Krankheit in so langer Zeit nicht genauer haben kennen lernen, um gewiss zu wissen, daß das Wassers schöpfen aus dem nämlichen Brunnen, oder das Reichen der Hand einem in den Abgrund Gefallenen die Krankheit nicht mittheilen könne? . . . Die Geschichte des Menschen zeigt uns nur zu häufig, wie solche chimärische Casteneintheilung nach und nach entsteht, und durch Verjährung geheiligt wird. . . . Noch viel barocker ist es, wenn der Mythos des Lingam zum Beweis für die einmal festgestellte Meinung herbeigezogen, und die ganze kindisch orientalische, höchst abgeschmackte Mähre in extenso dem Leser aufgetischt wird. Mag hier tiefeingehüllte Weisheit, religiöse Mysterien, von Tiefdenkern installiert, finden, wer da wolle, uns dünken alle indischen Mythen von Chiwen und Wischnu, Chamadguini und Bruma ab-

Gg



geschmackter noch, als das Märchen von meiner Mutter Gans; und es scheint uns gewiß zu seyn, daß damit hier gar nichts erwiesen ist. . . Der Gebrauch, das Getränk in den Mund zu gießen, ist übrigens bey mehreren Völkern seit undenklichen Zeiten, und gewiß aus anderen Gründen, wenn wir nicht irren, in Japan oder Cochinchina eingeführt.

Auf die erwiesene Annahme, die aber nichts weniger als erwiesen ist, wird nun die Fortpflanzung nach Europa durch die Auswanderung des Volks, welches, nach Timurs Feldzügen in Indien, diesen Welttheil überschwemmte, gegründet. Dieses Volk waren die Zigeuner, die sich zuerst gegen das Jahr 1417 in der Moldau, Ungarn u. s. w., im folgenden in Deutschland, zehn Jahre später in Frankreich unter dem Namen Cygani zeigten; sie brachten die venetrische Krankheit aus ihrem Vaterlande in diese Länder mit, welche aber längere Zeit, bey ihrer isolirten Lebensart, nur ihrem Stamme eigen blieb, bis sie in der Folge in einige Gemeinschaft mit den letzten Volksclassen traten: aus vielen anderen Ursachen dauerte es in der damaligen Zeit, bey Seltenheit der Ärzte u. s. w., länger, ehe diese Krankheit zu allgemeiner Kunde kam; auch deswegen, weil Schriftsteller so selten waren. . . Eben so hypothetisch wird nun angenommen, die Zigeuner hätten auch das Heilverfahren gegen die Krankheit aus Indien mitgebracht, und die angestockten Europäer hätten sich ganz natürlich deshalb an sie gewendet; dies beweise die Ähnlichkeit der damaligen Heilmethode mit der in Indien, denn beide hätten in Tisänen und Abführungen bestanden. — Lieber Himmel! wie vielen Krankheiten wurde nicht vor 30 Jahren noch, vorzüglich in Frankreich, einzig diese bequeme Curart entgegengesetzt!! — Brückte der Vf. nur ein einziges, aber gültiges, Zeugniß bey, nach welchem es bestätigt würde, daß unter dieser nomadischen Horde die Seuche wirklich geherrscht habe, oder noch allgemein sey: so hätte er doch einen Grund gehabt, worauf er seine Behauptung stützen könnte, die aber jetzt zu dem ganz willkürlichen verwiesen werden muß. Wäre diese Krankheit allgemein unter den Zigeunern gewesen: so hätte sie wohl, bey der Auswanderung aus einem sehr heißen Klima und der ganzen Lebensart, selbst im härtesten Winter in einem so ganz entgegengesetzten kalten Klima, unter freyem Himmel in der Zeit den ganzen Stamm aufreiben müssen, da es bekannt ist, daß nichts nachtheiliger auf sie wirkt. Geleugnet wird übrigens nicht, daß sie zugleich auch aus Amerika nach Europa eingeführt werden können, da sie die Spanier dort allgemein verbreitet fanden: sie könne sich ja in dem einen Welttheile eben so gut entwickelt haben, als im andern. Wäre das aber auch nicht: so liesse sich leicht darthun, wie sie aus Indien dorthin gebracht worden sey, da ja Amerika von Asien aus bevölkert wurde.

Der ganze übrige, bey weitem größte Theil dieser Abhandlung liefert Excerpte aus allen Reisebeschreibungen über die Südeinseln, mit einigen Reflexionen des Vfs. Man sieht es der Breite jener

(sie füllen fast 100 Seiten) zu deutlich an, daß sie zu Füllung der Bogen dienen sollten. Bey der Vergleichung der entgegengesetzten Meinungen, nämlich der von Cook und Wallis, nach welcher die Krankheit von den Europäern auf die Inseln der Südsee gebracht wurde, und der von Bougainville, den beiden Forsters, Samwell und Rollin, nach welchen sie dort vor der Ankunft der Europäer existirte, entscheidet sich der Vf. für die letzten; sein Resultat geht dahin, daß die Seuche höchstwahrscheinlich schon lange vor der Ankunft des Capit. Cook unter den Eingeborenen der Sandwichinseln geherrscht habe, und schließt mit der Vermuthung, daß, da diese, so wie ein großer Theil der Übrigen, von den Malayen wahrscheinlich bevölkert worden seyen, die Krankheit auch hieher aus Indien einwanderte, weil der Malayen Vaterland die großen Inseln im indischen Meere sind.

Nach dieser gegebenen Übersicht glauben wir, der Leser werde ohne Zweifel auf unsere Seite treten; wenn wir dafür halten müssen, daß die „sicheren Anzeigen“ von Land, die in der Vorrede angekündigt werden, ebenfalls nur ein Nebelland zur Schau legen.

2 p; 2 T; E et i.

STUTTGART, b. Erhard: *Fragmente über einige Ansteckungstoffe, vorzüglich über diese — der Pocken, nebst der Geschichte über die (der) in den badischen (badenschen) Landen verbreitete (n) Vaccination*, von D. J. C. Flachsland, kurfürstl. badischem (badenschem) Hofrath, Mitglied der Sanitäts - Commission, und Regierungs - Medicinal - Referent u. s. w. 1804. 114 S. 8. (10 Gr.)

Wenn Hr. Flachsland in der Vorrede erklärt, er habe durchaus keine Rücksicht auf literarische Notizen genommen; wenn er seine Erklärungen als gewagt ankündigt: so hat er dadurch sich selbst einen schweren Vorwurf zubereitet, welcher ihn denn auch noch um desto mehr belasten wird, je mehr die Abhandlung selbst jene vorangeschickten Auserzungen bestätigt. Denn bey einem Gegenstande, welcher, ungeachtet seiner Wichtigkeit und seines Interesses, doch noch bis auf den heutigen Tag in so tiefem Dunkel vergraben liegt, wie die Lehre von den Ansteckungstoffen, sollte sich niemand an einen Erklärungsversuch wagen, der sich nicht bewußt wäre, daß er den reichsten Schatz von empirischen und wissenschaftlichen Kenntnissen mit ruhiger, bedächtlicher Hand dem aufzuführenden Gebäude zum Grunde legen könne. Ohne auf sichere und beständige Thatsachen gestützt zu seyn, bleibt jeder Versuch, eine Naturerscheinung zu erklären, leerer Hypothese: und wie will nun ein Schriftsteller im Saute seyn, das Wahre von dem Falschen der Erfahrungen zu achten, und eine feste Grundlage zu legen, wenn er, wie unser Vf., alles von der Hand weist, was vor ihm über diesen Gegenstand öffentlich zur Sprache gebracht ist? Ist es nicht beynah, als habe er sich vorgesetzt, einmal einen naturhistorischen Roman zu schreiben? — Sodann muß es befremden, daß der Vf. seinen Gesichtspunct nur auf einige An-

steckungstoffe, und zwar eigentlich nur auf die der Pocken beschränkt. Es ist nicht einzusehen, wie es möglich seyn könne, über die Natur und Wirkungsart der Ansteckungstoffe verborgene Wahrheiten zu erforschen, wenn man sich dabey nicht alle bekannten Stoffe dieser Art in ihren Erscheinungen vor Augen nimmt. Unzulässige Axiome werden eine unausbleibliche Folge einer solchen Einseitigkeit seyn. Selbst über einzelne Ansteckungstoffe möchte sich schwerlich etwas Zusammenhängendes und Zureichendes erforschen lassen, wenn nicht im Allgemeinen die Natur und Wirkungsart der Ansteckungstoffe dabey zu Rathe gezogen werden.

Zu diesen Vorwürfen ist man schon berechtigt, ehe man noch zu der Abhandlung selbst schreitet, welche dann auf nicht mehr, als 48 Seiten, den so wichtigen und reichhaltigen Gegenstand erörtern soll. Hier findet man aber keine Veranlassung zur Unzufriedenheit. Die sehr dürftig benutzten empirischen Wahrnehmungen sind mit großer Einseitigkeit aufgefaßt, ohne Ordnung hingestellt, und als den Schlüssel dazu bietet der Vf. ein lockeres Gemisch von längst bekannten Vorstellungen und neuen Hypothesen dar, alles sehr willkürlich angenommen, und in einer wahrhaft fragmentarischen Form. Beweise zu den aufgestellten Sätzen vermisst man ganz. Ja, es offenbart sich an mehreren Stellen deutlich genug, daß der Vf. mit seinen Vorstellungen für sich selbst noch nicht einmal im Klaren gewesen ist.

Hier nun einige Proben aus dem Buche, über dessen Werth alsdann unsere Leser selbst urtheilen werden. — S. 10 wird gesagt, daß die Schweisse der an petechial- und sonst vorzüglich nervösen Fiebern krank Liegenden der Luft ein Uebermaß von Stickstoff mittheilen, und bey mehr zutretender Wärme und überhäuftem Wasserstoff ein feines thierisches ammoniakalisches enthalten; und so werde dann durch eben diese Luft gerade dieselbe Krankheit wiederum anderen mitgetheilt. — S. 12 wird gesagt, daß, nach geschehener Heilung, dieselben Miasmen dem nämlichen Subjecte dieselbe Krankheit, wiewohl selten zu der nämlichen Stärke, hervorbringen können. S. 13 aber wird dagegen wieder behauptet, daß durch *heftig reizende* Miasmen hervorgebrachte Krankheiten das Individuum nur einmal befallen können, weil die Reizempfänglichkeit für diese specifischen Stoffe auf immer vertilgt sey; welches letztere in der Folge, mit demselben Grunde, noch öfter wiederholt wird. — Nach S. 15 sollen aus der stärkeren oder minderen Reizung des Organismus durch die Ausschlagsstoffe die verschiedenen Arten der Ausschläge zu erklären seyn. — S. 20 wird behauptet, daß erst durch den Aufenthalt im (organischen) Körper der Ausschlagsstoff zu einem wahren werde, indem ihm dadurch ein eigener reizender, animalisierter, gleichsam zeugender, producirender u. s. w. Stoff mitgetheilt werde. — Die Miasmen hält der Vf. durchgehends für zusammengeferzte Stoffe, und er scheint das Ammoniak bey allen für einen Hauptbestandtheil zu halten. — Über-

die Entstehung des Pockenstoffes redet der Vf. S. 25: so: „Unter dem Zusammentreffen verschiedener Ursachen und vermischter Erzeugungen thierischer Stoffe unter sich entstand auch ganz gewiss der erste Blatternstoff, der eines Theils bey seiner Flüchtigkeit dennoch in einem veränderten dichten Schleime sich fixirte, so daß er wegen der immer weiter und

henden Verbreitung einblieb, und der gänzlich

Die Schutzkraft der weniger als das Blut und in heller Lymphe ist) wird. S. 47 folgender Stoff gar von außen ird wegen des äußeren der in dem Rande tiefen der dannher eintreten in den keines Überung u. s. w. dann unter-

liegenden lymphatischen Organen die allgemeine Erregung und die Folge noch gelinder — und wirkt er so nach der erklärten Voraussetzung, so muß auch die Empfänglichkeit für den natürlichen Blatternreiz dennoch dadurch für immer aufgehoben seyn.“ — Doch genug der Proben! Wir bezweifeln, daß der Vf. viele Leser finden werde, welche diese Abhandlung zufriedener, als wir, aus der Hand legen. —

Der Beytrag zu der Geschichte der Schutzblattern läuft von S. 51 bis zu Ende fort, und enthält, unter vielen alltäglichen, auch manche interessante Nachrichten, welche jedoch fast alle bloß empirisch aufgestellt, und sehr kurz erzählt sind. Es bestätigte sich hier unter anderen aufs Neue, daß die Kuhpocken kein Sicherungsmittel gegen das Scharlachfieber sind. Bey Geimpften, die am Keichhusten krank lagen, bildete sich die Vaccine vollkommen, und es wurde davon mit dem glücklichsten Erfolge weiter geimpft: hieraus scheint abermals die contagiöse Natur des Keichhustens zweifelhaft zu werden. —

Endlich müssen wir den Vf. noch ersuchen, bey etwanigen künftigen literarischen Arbeiten mehr Fleiß auf seinen, jetzt äußerst schleppenden, langweiligen Styl zu verwenden, und besonders die so mühsam zu lesenden, unverständlich gedehnten Perioden ohne alle scharfe Einschnitte zu vermeiden. Auch wird er wohl thun, sich der Spielerey zu enthalten, welche er mit den ihm sehr werthen Diminutiven treibt, z. B. *Schäppchen*, *Membranchen der Röhren*, *das Häutchen* und sein *Kläppchen*, *Impfgückchen* u. s. w.; anderer groben Härten und Unrichtigkeiten nicht zu gedenken, z. B. *vergelegenshäftet* (veranlaßt), *bey verderbt sich machender Ernährung*, ein  $\frac{1}{2}$  jähriges Mädchen *sängte* (sog) u. dgl. m.

Lyon, b. Reymann, und PARIS b. Perisse; *Mémoires sur les fièvres pestilentielles et insidieuses du Levant, avec un aperçu physique et médical du pays; par Pagnet, médecin de l'armée d'Egypte. 1802. Mit 1 Kupfer. 266 S. gr. 8. (2 Kthlr.)*

Der Expedition der Franzosen nach Ägypten verdankt die Medicin viel Gutes und Belehrendes, sowohl in historischer als in praktischer Hinsicht. Auch ist nicht zu leugnen, daß sich bey dieser Expedition, sey es durch ein glückliches Zusammentreffen, oder durch eine weisse Auswahl von Seiten der Regierung, eine Anzahl der vorzüglichsten und unermüdetsten Ärzte und Beobachter Frankreichs vereinigten, um die Resultate ihrer Beobachtungen und Erfahrungen gehaltreicher, als es wohl bey ähnlichen Veranlassungen der Fall war, dem Publicum vorzulegen. *Desgenettes's*, *Larrey's*, und einiger Anderer sehr verdienstliche Arbeiten dieser Art sind bekannt. An sie schließt sich mit gleichem Verdienst und gleicher anziehender Reichhaltigkeit des Inhalts der Vf. der vorliegenden Abhandlungen, *Pugnet*, an. Er folgte der ägyptischen Armee mehrere Jahre auf allen Zügen nach den verschiedenen Theilen dieses Landes, besonders nach Oberägypten oder *Sayd*, wo er lange verweilte, so wie nach Syrien, Palästina u. s. w., war mit bey der durch Pest und Waffen-Ünglück mörderischen Belagerung von Acre, so wie in den von dem Feind und von der Pest gleich bedrängten Citadellen von Alexandrien, Damiette u. s. w., und bewies hier — wie die vorliegenden Abhandlungen unverkennbar zeigen — durchaus einen ausgezeichneten und enthusiastischen Eifer für seine so beschwerlichen und überall Verpestung und Tod drohenden Dienstgeschäfte, und zugleich eine eben so unermüdlche als zweckmäßige Thätigkeit. Jede der sechs Abhandlungen, aus denen das Buch besteht, schrieb er sogleich an Ort und Stelle nieder, wo er seine Beobachtungen anstellte, so daß die eine zu Gheneh, eine andere zu Cairo, eine dritte auf dem Berg Carmel u. s. w., zum Theil unter den misslichsten und gefährlichsten Umständen, entworfen ist; wodurch der Vf. zugleich das Unvollständige mehrerer seiner Beobachtungen und Bemerkungen, besonders literarischer Art, bey dem Mangel an allen Hilfsmitteln, entschuldigt. Man wird ihm diesen Mangel an gelehrtem Aufputz seiner Arbeiten (der jedoch in der zweyten, mit vielen Citaten geschmückten Abhandlung, die am meisten die Feile nach des Vfs. Zurückkunft nach Frankreich erhalten zu haben scheint, nicht sichtbar ist,) gerne nachsehen, wenn der innere Gehalt seiner Beobachtungen befriedigt. Und dies wird ohne Zweifel bey den meisten Lesern um so mehr der Fall seyn, da der Vf. seine Wahrnehmungen mit Bestimmtheit ohne alle selbstgefällige Prunkfucht und in einem körnigen und doch angenehmen Vortrag wiederzugeben weis. — Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit einer allgemeinen Darstellung des physischen, moralischen, und medicinischen Zustandes *Sayd's* oder Oberägyptens und seiner Einwohner. Wenn gleich denen, die mit *Bruce's*, *Demon's*, und mehrerer anderer Reisenden, so wie mit den in den französischen Memoiren des ägyptischen Nationalinstituts mitgetheilten Details bekannt sind, Vieles in der vorliegenden Skizze nicht neu noch auszeichnungswerth vorkommen wird: so findet man doch hier auch nicht we-

nig Interessantes, neu und originell Aufgefaßtes, und (was in jenen Nachrichten bekanntlich nicht immer der Fall ist,) sehr viel wahr und treu Beobachtetes, so daß diese Abhandlung als ein vorzüglicher Beitrag zur Topo- und Demographie Oberägyptens zu betrachten ist. Erst eine geographische Skizze von *Sayd*; seine Gebirge und sein in den Höhen sehr trockener und kalkiger, in der Tiefe am Nil hin, schlammiger und fruchtbarer Boden; Lauf des Nils, seine Überschwemmungen; Beschaffenheit seines Wassers, das der Vf., wenn es nur seinen Schlamm abgesetzt hat, gar nicht für so ungesund hält, als die meisten Reiseschreiber, ob es gleich gewöhnlich im Herbst einen chronischen, flechtenartigen Hautausschlag (der näher beschrieben wird) hervorbringt. Klima des Landes, welches gesünder ist, als das von Niederägypten, so wie auch die Sommerhitze, wenn sie gleich öfters bis zu 37° (im Sante sogar bis zu 54°) steigt, im Ganzen doch weniger drückend ist, als in dem offenern und dürrern Niederägypten. Endemische Krankheiten: Der *Habbe-nil*, d. i. eben der vorerwähnte Ausschlag; die Pest; der *Dem-d-mowia* (von welchen beiden in folgenden Abhandlungen besonders die Rede ist); der *Demaouia*, eine Hirnentzündung vom Sonnenstich mit beharrlich verbundener Leberentzündung, welche oft schon in den ersten 30 — 36 Stunden in tödtliche Gangrän übergehen; die Ruhr; die wässrige Augenentzündung (deren Beschreibung von *Desgenettes* viel besser gegeben ist); die Kinderblattern, die hier sehr mörderisch sind; dennoch wird die Impfung sehr verabscheut. Bevölkerung von *Sayd*; der Vf. schätzt sie auf 730000 Menschen, also nach Verhältniß des Flächenraums sehr gering. Unter den Gebornen übersteige die Zahl der Mädchen die der Knaben um ein Viertel. — Physische Verschiedenheit der Ägyptier von den Kopten (den Ureinwohnern des Landes, die als ein sehr schöner und kräftiger Schlag von Menschen beschreiben werden), Türken und Arabern. Sitten und Lebensart der Oberägyptier. Ihre Speisen und Getränke; Hausarzneymittel etc. Ein sehr reichhaltiger und interessanter Abschnitt, dem wir nicht in sein Detail folgen können, da er selbst sehr gedrängt bearbeitet ist. — Heilkunde und Heilungsmethoden der Eingebornen. Häufiger Gebrauch des Aderlassens, Schröpfens, und des brennenden Eisens. Ungewöhnlichkeit der Klystiere. Das Abortiren ist sehr häufig und wenig gefährlich etc. — Die zweyte bis fünfte Abhandlung haben bloß die Pest; so wie sie der Vf. in Ägypten, namentlich in Cairo, Damiette, und Rosette, darin auch in Syrien beobachtete, und an einer großen Menge von Soldaten behandelte, zum Gegenstand; und enthalten eine Menge der interessantesten und treffendsten Bemerkungen über ihre Entstehung, ihren Gang, ihren verschiedenen Charakter, die Ursachen ihrer endemischen Natur in Ägypten und Klein-Asien, die Erscheinungen bey den Leichenöffnungen, und ihre Behandlungsart. — Die letzte Abhandlung giebt eine lehrreiche Beschreibung der endemischen Krankheit *Dem-el-mowia*, welche ein höchst bössartiges Wechselfieber, aber nicht (nach *Prosper Alpin*) eine Typhomanie sey. Abh.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 NOVEMBER, 1808.

## M E D I C I N.

BERLIN, b. Gädicke: *Der freymüthige Heilkünstler*. Ein Buch für Regenten und Ärzte. Von *Edvard Löbel*, Dr. der Medicin und Chirurgie u. s. w. I Theil. 1803. X u. 185 S. II Th. 1806. VIII u. 172 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Was der Vf. in der geharnischten Vorrede zum ersten Theil seines Werks als mögliche oder vielmehr als vorausgehörte Stimme der Kritik angiebt, könnte leicht, aufser einigen ohne Grund von ihm geäbneten Vorwürfen, eine Hindeutung auf die Seite enthalten, wo er schwächer ist, als er scheinen möchte; und wo wir ihn stärker wünschen, als wir ihn gefunden haben. Da eine Freymüthigkeit der anderen werth ist: so gestehen wir, daß er in seinem Werke hier zu wenig, dort zu viel gesagt, selten aber die Erwartung ganz befriediget hat, welche der Titel des Buches erweckte. Löblich ist allerdings der Enthusiasmus, mit welchem er dem delischen Gotte huldigt, und ihm sein ganzes Leben hindurch getreu zu seyn verspricht. Allein auch der *Minerva medica* gebührt ihr Opfer, und diese sollte ihr kein praktischer Arzt, am wenigsten einer, der zugleich der Welt durch Schriften nützen will, versagen. Denn von ihr kommt dem Heilkünstler Verstand und Beobachtungsgestalt, wie vom Apoll Begeisterung und Muth. — Ob der *freymüthige Heilkünstler* unter dem begünstigenden Einflusse beider Gottheiten, oder unter dem der einen mehr als der anderen das Licht der Welt erblickte? — diese Frage mag eine kritische Beleuchtung der in ihm enthaltenen Abhandlungen beantworten.

II) *Über die Wahl der Leibärzte*. Aufser anderen Obliegenheiten, die der Leibarztstand vorzugsweise mit sich führt, soll der erste Arzt des Regenten auch die Chirurgie theoretisch kennen, und im Fall der Noth selbst auszuüben verstehen. Wir halten dies für einen sehr wichtigen Punkt bey Bestimmung der Qualificationen eines Arztes, der, wenn es ihm an aller chirurgischen Kunstfertigkeit gebricht, nicht selten, wie ein Halbblinder an der Krücke, schwanken wird. Wenn aber S. 12 von ihm verlangt wird, daß er den gesunden Fürsten zuweilen selbst bey Nacht beobachte, seinen Athem belausche, ob er ruhig von Statten gehe, oder ob er ängstlich, bekümmert und pflegend sey; daß er die Hautperipherie untersuche, ob sie mit Schweiss bedeckt, oder bloß normal feucht sey: so glauben wir, daß diese Maßregel wohl etwas zu weit getrieben sey, und

bey der Ausführung mangeln möchte. Auch eines weisen Fürsten, Nichtantwortens aus Ulfremden Sprache, inlen, daß seine Ehre, so lange erkannten Arzt mal (wie der Vf. S. I III) *Über das Berath* Nichtärzte sollten, nach aus nie bey solchen Btig, für das Resultat de an theilhabenden Ärzte Die in derselben Abhan Zubereitung der Arznei ist in wichtigen Fällen minder bedeutenden w haften und geschickten seyn, und ihm beym I V) *Von den Zeichen der*

die *Aqua Toffana* — diesen von manchen Großen der Erde so sehr gefürchteten Würgengel — gesagt wird, veranlaßt uns, bevor wir des Vfs. Wunsch, daß ein talentvoller Arzt deswegen auf eine Entdeckungsreise nach Neapel gesandt werden möge, zweckmäßig finden, als eine Hauptbedenklichkeit bey dieser Untersuchung; die Frage in Anregung zu bringen: ob überhaupt ein solches Giftwasser existire. Die Versicherungen vieler, sonst allen Glauben verdienender Reisenden scheinen uns bey dem gänzlichen Stillschweigen der in jener Königsstadt jetzt waltenden Medicinalbehörden nichts weniger als unverdächtig. S. 47. Als Gegenmittel bey arsenikalischen Vergiftungen dürfte, aufser frühzeitig gegebenen Brechmitteln und reichlichen Gaben Milch (der Vf. will am liebsten die von Ziegen), der innere Gebrauch milder Ole und Seifen nicht zu vernachlässigen seyn. — S. 57 fehlen die Nachweisungen zu den im Text angedeuteten Datis. — Die Ausführung des S. 56—61 gemachten Vorschlags, an den Körpern der zum Tode verurtheilten Verbrecher Giftversuche, besonders mit der *Aqua Toffana*, anzustellen, wird die Philosophie des Rechts nie gut heißen. Der Verbrecher bleibt bis zum letzten Hauche seines Lebens Mensch, und behält als solcher, wiewohl er der menschlichen Gesellschaft moralisch abgestorben ist, immer noch gegründete Ansprüche, daß nicht andere an ihm den Charakter der Menschheit entehren, indem sie sein physisches Wesen als Mittel zu ihren Nebenzwecken herabwürdigen. Er gehört als Opfer allein dem Arme der

Hh

Gerechtigkeit an, der Heilkunst aber kommt es zu, sich ihm nur schmerzenlindernd, nicht qualenbringend, zu nahen. Selbst nach dem fatalen Augenblick des Hintrittes möchte ein solcher experimentirender *auto da — medicina* kaum mit den Gründen der davon zu hoffenden Aufklärung problematischer Fragen zu entschuldigen, vielweniger zu rechtfertigen.

der Medicinal-S. 69 geschildert  
Stolz den Vor-  
Tadel. Dafs es  
häufig gefunden  
de hereindrün-  
zu unterwerfen,  
zu streng und  
in der That die  
wiffer medicin-  
ben. In wohl-  
darf indess so  
e eines Einzigen  
liche Theil der  
schriftlich, und  
verhandelt. XI.  
a. Feder geführt  
ien Gegner nen-

nen? Dies wäre eines freymüthigen Heilkünstlers würdiger. — Der von mehreren medicinischen Schriftstellern jetzt häufig gebrauchte, und auch von dem Vf. nicht verschmähte Ausdruck *Iatrist* scheint uns verwerflich, weil *Iatrist* sich nach griechischen Sprachbegriffen zum *Iatros* ungefähr wie Sophist zum *σοφισ*, oder wie bey uns Musicant zum Musiker verhält. — Die Abhandlungen XII) *Über Quacksalberey und wie dieß Übel auszurotten sey*, und XIII) *Dürfen Regimentsärzte und alle Unterärzte des Militärs die medicinische Technik ausüben?* — sind loblich ausgeführt, und verdienen gelesen zu werden. XIV) *Über die Nothwendigkeit, Getreidemagazine in Staaten anzulegen*. Wer sucht in einem Aufsatze, wie hier der Titel verspricht, und der nichts, als was unmittelbar *προς ἀσπίτον* gehört, enthalten sollte, Stellen wie folgende: „Plato, Spinoza, dachten so [als schaffend, zerstörend und wiedererzeugend] die Natur, und der grofse Schelling hat neuerlich erst wieder dieses Licht des vortrefflichen im reinsten Geiste der Menschheit aufgesoun (!)“ „So weit unser Wissen sich erstreckt, wissen wir alles, was da ist, und im Spiegel der Anschauung spricht es sich so aus, wie es unser Ich construirt hat; allein zu erhaben u. s.“ — Nach einem darauffolgenden Geständnisse, dafs es unterm Monde viele nicht zu enträthselnde Erscheinungen in der Pflanzen- und Thier-Welt gebe, wohin auch der Instinct gewisser Thiere gehöre, im Sommer durch Einsammlung ihrer Nahrungsmittel für die Zukunft zu sorgen, heifst es von dem Hamster und der Ameise: „diese beiden organischen Thiere (giebt es auch andere?), welche vom dunkeln, bewußtlosen Triebe, von aussen durch die Spontanität erzeugt, sich unseren Beobachtungen darbieten, wollen wir manchen Staaten zur Nachahmung aufstellen.“ XV) *Über die Wohnorte der Menschen und über das Schädliche der*

*Fabriken, Manufacturen und Kirchhöfe in Städten.* — Bey Anlegung von Fabriken und Manufacturen, die einen Abflufs in einen nahen Strom erfordern, ist es wohl nicht genug, dafs diese außerhalb der Städte liegen; sie müssen auch unterhalb des Stroms sich befinden, der durch diese Städte fließt. — Das Verbrennen der Leichname bey den Griechen und Römern erstreckte sich nicht auf alle, sondern nur auf Tödtete aus vornehmen oder reichen Häusern.

Im zweyten Theil ist die *Erscheinung der Hygiea* nach dem Celsus (?) nicht ohne prosodischen und poetischen Werth; doch fehlt es ihr im 6 und 7 Vers v. E. an Correctheit. I) *Welcher Heilkünstler soll sich dem Studium der alten Ärzte hingeben?* Der Vf. will das Studium der medicinischen Classiker ausschließlich für akademische Lehrer bestimmen. Wir denken, dafs die eigentliche Bestimmung dieser Frage von verschiedenen, theils äusseren, theils inneren Verhältnissen der Zeit und der Person abhänge, und das Forschen in den Schriften der alten Ärzte jedem Neueren zu empfehlen sey, der ausgerüstet mit den dazu erforderlichen Fähigkeiten, begünstigt mit Mufse, woran es bey einem guten Zeithaushalt nicht leicht fehlt, und im Besitz eigener Erfahrung, den classischen Boden der alten medicinischen Literatur zu betreten würdig ist, über welchen der Geist der reinsten Beobachtung, und scharfsinnigsten Unterscheidung im reichsten Mafse waltet, und dem Eingeweihten lehrreich erscheint. — In den S. 7 angezogenen, griechischen Stellen kommt mehr als einmal *στυγνόν* statt *σφύγμον* vor. — II) *Über den Trödelhandel und Verkauf alter und neuer Kleidungsstücke, in wiefern er den Bewohnern (der Kleidungsstücke?) —) schädlich werden kann*. Ein jeder Sterbefall, der nach einer ansteckenden Krankheit erfolgte, soll vom Arzt gehörigen Orts angezeigt, der verdächtige Nachlass des Verstorbenen verbrannt, die hiedurch beeinträchtigten Erben aber aus einer Assurance-Casse entschädigt werden, deren Fonds aus Beyträgen bey Tauf-, Heiraths- und Rangerhöhungsfällen zusammen zu bringen wäre. Diesen soll der Staat garantiren, dem es gleichfalls obläge, einen einzigen beeidigten und privilegierten Trödelhändler anzustellen. — Die Ausführung dieses Vorschlags würde sicherlich den Staat vor manchen, im Finstern schleichenden, und oft kaum zu entlarvenden Übeln verwahren. Wie beherzigenswerth uns indess gedachter Rath auch scheint, so können wir es doch nicht billigen, wenn der Vf. den Faden der Untersuchung gleich Anfangs an das Weltall und den Einflufs der Gestirne knüpft, und sich von dort auf den sublunaren — Trödelhandel herunterläßt; ein Fehler, der um so widriger auf den Leser wirkt, als ähnliche hochfliegende Eingänge in den übrigen Abhandlungen nicht selten wiederkehren. — An verschiedenartigen Belesenheit aber ist in einigen Aufsätzen so wenig Mangel, dafs man über die angeführten Stellen anderer Schriftsteller wohl gar hin und wieder den anführenden Autor selbst vergessen, und ihm die weitere Ausdehnung fremder Gedanken gern erlassen möchte. Dies gilt vorzüglich von denen Abhandlungen, deren wir nicht erwähnt

haben, weil sie uns *charitatem consumere nitae* zu seyn schienen.  
N. A. A.

LEIPZIG, b. Reinike: *Hygiene für Frauen und Kinder; oder warum sehen wir so viele kränkliche Frauen und so schwächliche Kinder, und wie ist dem Uebel der Zeit abzuhelfen?* Ein Buch für Ärzte. Von L. Loebel, Dr. d. Med. und Chirurgie u. s. w. 1804. 12 Bog. gr. 8. (21 Gr.)

Der Vf. dieses Jugendversuches zeigt keine sehr genaue Bekanntschaft mit seinem Gegenstande, und sucht, um Eindruck zu machen, alles zu übertriben. Damit aber hat man nie etwas Gutes ausgerichtet. Nur die Wahrheit siegt. — Der erste Abschnitt ist überschrieben: „*Warum sehen wir so viele kränkliche Frauen?*“ Wenn der Vf. alles das erweisen sollte, wessen er das schöne Geschlecht beschuldigt: so möchte er wohl in große Verlegenheit gerathen. „Man höre nur das einzige Schreckliche, dessen er die weibliche Jugend beschuldigt: „*Wem ist es wohl unbekannt, daß junge Mädchen wöchentlich in großen Städten einige Mal zusammen kommen, und daßelbst durch erkünstelte Geschlechterruthen ihre heimlichen Lüfte zu befriedigen suchen?*“ Der Vf. müßte ein besonderes Glück oder Unglück gehabt haben, wenn er völlig davon überzeugt seyn könnte, daß das wahr sey, was er schreibt: „daß dieses Laster seit einigen Jahren schrecklich unter den Damen um sich gegriffen habe, und unter den gemeinen Dirnen wüthe.“ 2. Abschnitt. „*Der Tanz.*“ Der Vf. ist im Ganzen nicht gegen das Tanzen. Menuetten sollen den Organismus nicht so angreifen; aber die Walzer und englischen Tänze sollen reizentziehend und zerstörend auf alle Systeme wirken; „diese Arten von Tänzen sollten aus unseren Tanzsälen verbannt werden, und die schöne Welt sollte vielmehr darauf sinnen, daß man solche ausrottete, und keine aus Frankreich und England aufnähme.“ Die Menuet ist aber doch auch aus Frankreich; folglich wird die schöne Welt wohl Spanisch oder Kosakisch tanzen müssen. 3. Abschnitt. „*Die Kleidungsstücke.*“ „Vor 50 und mehreren Jahren zwang man die Brüste in einen Panzer u. s. w.“ so fängt dieses Capitel an. Der Vf. muß nicht wissen, daß es erst fünfzehn Jahre sind, daß in Deutschland zwey Preisschriften über die Schädlichkeit der Schnürbrüste herauskamen. Es ist also noch lange nicht 50 Jahre, daß man diese Mode ablegte. Und in wiefern dieses Kleidungsstück schädlich war, werden die Ärzte aus jenen Preisschriften bereits besser wissen, als sie es hier erfahren. 4. Abschnitt. „*Die Romane.*“ Ein in aller Zucht erzogenes Mädchen müsse durchaus keine schlüpfrigen Romane lesen, wo auf jeder Seite von Lieben und Geliebtwerden die Rede sey; keine mit sittenlosen Scenen, wie im *Erasmus Schleicher Vossen's Louise*, werde ihm besser bekommen. 5. Abschnitt. „*Das viele Sitzen wirkt asthenisch auf den weiblichen Organismus.*“ „Die Theile werden durch das lange Sitzen mechanisch gerieben und geschwächt, daher ein großer Andrang in den kleinen Gefäßen, auch häufiger Andrang in den Geburtstheilen.“ — Es giebt freylich auch ein metaphori-

sches Reiben; denn über dem vielen Sitzen bey Romanen wird das Herz wund gerieben; dies muß wohl der Gegensatz von diesem mechanischen Reiben entgegen- gesetzt Theile seyn: 6. A. „*Über das Verheirathen.*“ Eine gesunde Ehe müsse eine glückliche, freye, aus beiderseitiger Zuneigung geschlossene seyn. „Frei, heißt es, muß der Mensch lieben, wenn er dem Ausbruche der totalen Natur individuell als Glied derselben folgen will.“ Das Gleichniß S. 3r. „wenn wir nicht durch *Mannichfaltigkeit* der Speisen unser Zungen- und Gaumen-Gefühl zu erquickern suchen, so würde das Einerley in uns Abscheu oder Ekel erwecken“, paßt schlecht zu dem Raths eines sparsamen Genusses der ehelichen physischen Liebe. — Das Gleichniß würde ja gerade zu dem fleißigen Wechsel in dem Gegenstande der Liebe auffodern. — Durch zu häufigen Genuß entsteht nach dem Vf. eine erstaunliche Reizentziehung, worauf alsdann „die normale Energie des gesamten Systems, aber auch die des individuellen Organs fehlt.“ 7. A. „*Die Schwangerschaft.*“ Von dieser weiß der Vf. wenig mit der Erfahrung Übereinstimmendes zu sagen. „Nehmen wir an, daß nicht nur durch die Entziehung der Reize durch das Kind die Mutter in einen positiven Zustand des Uebelbefindens versetzt wird, sondern daß diese mechanische Einwirkung, die das Kind durch sich selbst setzt, eine Schwächung entsteht, daß der Uterus ausgedehnt werde, dadurch die Harnblase, die Därme, und durch die Fortpflanzung des Drucks die Respirationsorgane sogar mechanisch gedrückt, und eine ungewöhnliche Verschiebung der edlen Theile, die unmittelbar zum Leben erforderlich sind, geschehen: so kann unmöglich geleugnet werden, daß die Schwangerschaft eine Krankheits-Erscheinung selbst bey relativ gesunden Frauen seyn muß.“ Allerdings kann es geleugnet, und das Gegentheil durch tägliche Erfahrung erwiesen werden. Befinden sich nicht viele Frauenspersonen während einer Schwangerschaft weit gesünder und munterer, als außer derselben, und können nicht viele von Anfang bis zu Ende, ungeachtet des Drucks und der Verschiebung in ihrem Leibe, die schwersten Haus- und Feld- Arbeiten mit der größten Munterkeit verrichten? Weit besser wäre es gewesen, wenn uns der Vf. das Räthsel gelöst hätte, wie hochschwangere Frauen, selbst aus den vornehmsten Ständen, bey vollkommenem Wohlbefinden ihrer selbst und ihrer Leibesfruchte anhaltende Anstrengungen und Strapazen aushalten können. 8. A. „*Von dem Beyschlaf bey Schwangeren.*“ S. 50 heißt es: „Wem ist es unbekannt, daß vor einigen Jahren in Frankreich eine Weilmutter lebte, die sich bloß vom Abtreiben der Kinder nährte, sowohl bey Verheiratheten, als Unverheiratheten.“ Rec. muß gestehen, daß er davon nie etwas gehört oder gelesen hat, seit der Geschichte der pariser Hebamme Constantine, die aber schon vor mehr als 100 Jahren detswegen gekennt wurde. Die Folgen vom Beyschlaf in der Schwangerschaft vergleicht er mit den Folgen von dem zur Gewohnheit gewordenen Arsenikverschlucken und Bleygenießen. 9. „*Von der Geburt.*“ Von den Hebammen, sagt der Vf.: „Ihre Begriffe sind dunkel, wie die Nacht u. s. w. und er begreife nicht, wie es komme, daß



nich bis jetzt grosse Geburtshelfer nicht gegen den Mißbrauch gestemmt haben, Weiber in einem halben bis ganzen Jahr in der Hebammenkunst zu unterrichten, und das man nicht auf Akademien das Gesetz habe ergehen lassen, keine Hebammen unter 2—3 Jahren zu absolviren, und dann noch öffentlich eine Prüfung mit ihnen vorzunehmen.“ — Das wäre gewiss das sicherste Mittel, gar keine unterrichteten Hebammen mehr zu haben. Frauen, denen es sauer ankommt, ein halbes Jahr von ihrem Hauswesen abwesend zu seyn, und Gemeinden, denen es hart fällt, eine Frau so lange unterrichten und beköstigen zu lassen, würden nach einem solchen Befehl alle Lust zum Lernen und Unterrichten lassen verlieren. Und Rec. hat das öffentliche Examen von Hebammen angehört, die nur ein halbes Jahr unterrichtet waren, und in Wahrheit mehr Vernünftiges vom Geburtsgeschäft wußten, als aus der gegenwärtigen Schrift hervorleuchtet. 10. „*Die Behandlung der Kindbetterin.*“ Wenn man zur Lösung der Nachgeburt die Hand oder gar Stahl-Instrumente einführe: so müsse *mechanisch* eine gewaltige Losreißung geschehen, worauf Blutung und Krebs der Gebärmutter folge. Warum gebe man nicht lieber reizende Einreibungen von aussen, und innerliche Reizmittel, wie *Tinct. Opii*, und lau reizende Injectionen? — Er behaupte und wolle es streng beweisen, das die Unterdrückung der Lochien positiv, der Atrophie im Uterus wegen, nicht erfolgen könne. Nachher aber beweist er, das die Unterdrückung wirklich aus Schwäche geschehe. 11. „*Über das Säugen.*“ Italien und Frankreich, melar der Vf., müsse allerdings gesündere Menschen hervorbringen, als Grönland. — Ohne Zweifel, weil die Kälte schwächt. Und doch ist gewiss das Register von Krankheiten, die man in Italien und Frankreich kennt, grösser als das in Grönland. — Unsere mehresten Frauen dürfe man durchaus nicht stillen lassen, wenn man nicht Hektik und das Kindbettfieber hervorbringen wolle. 12. „*Das Einwickeln der Kinder.*“ „Wenn wir, sagt der Vf., eine enge Weste anziehen, so *gapfen* wir ängstlich nach Luft; und unsere Organe sind bey weitem nicht so zart und fein, als die der Kinder.“ Man könne daher denken, wie es einem eingewickelten Kind seyn müsse. Ein wollenes Strumpfzeug, *Flecy hojiery*, (*Flécy etc.*) soll man ihnen in den ersten Wochen anlegen, und dann es erst in ein Hemd hüllen. — Das Strumpfzeug aber ist nichts besseres, als die bekannten gestrickten wollenen Wickelbinden. 13. „*Das Wiegen.*“ Das Wiegen wirke auf den ganzen Organismus ausserordentlich schwächend. — Man kann es also als ein Naturwunder ansehen, das aus diesen *gewiegten* deutschen Voraltern noch so starke Kriegsmänner wurden, welche Harnische trugen, von denen unsere nicht gewiegten jungen Herrn wohl noch mehr *gapfen* und beklommen würden, als von einer engen Dimidiweste. 13. „*Reinlichkeit.*“ Es ist dem Vf. wahrscheinlich, das neben unverdaulichen Speisen der Schmutz unrein gehaltener Kinder, *welcher mechanisch die Drüsen schwäche*, und sodann auf den gan-

zen Organismus schwächend wirke, das arfliche Moment der Skropheln sey. — Da bleibt es denn doch eine grosse Merkwürdigkeit, das die schmutzigen Zigeuner und Hottentotten nicht allesammt skrophulös sind. 14. „*Etwas über die Zeit des Badens.*“ Des Abends sey es besser als des Morgens, weil sich der Kinderorganismus des Abends im Zustand der indirecten Schwäche befinde. 15. „*Über die Nahrungsmittel bey Kindern.*“ Fleischbrühen, süßer Wein mit Wasser, und Sago mit Fleischbrühen gekocht, seyen dem Verdauungssystem eines Kindes von einem Jahr angemessener, als Gries, Gräupchen und Mehlsuppen mit Milch gekocht. — Und doch sieht man Kinder bey letzteren stark und wohlgenährt werden. — Das man bey den Kindern gewisse bestimmte Zeiten zum Reichen der Speisen beobachte, sey widersinnig; — denn der individuelle Organismus strebt in jedem Moment sich zu vervollkommen. — Und doch sehen wir Menschen und besonders junge Hausthiere nur bey dieser Ordnung wohl gedeihen. 16. „*Über die sogenannten schlafmachenden Mittel bey Kindern.*“ Ein gewaltiger Eifer gegen medicinische Collegia, welche Pfscher privilegiren, und rechtliche Arzte verdrängen; „wie das einen jungen Mann von Genie und Talent ärgern müsse, der mit Aufopferung seines väterlichen Vermögens und seines Körpers bloß aus Liebe zur Kunst auf Akademien, wie Jena, Göttingen, Halle, Bamberg und Landshut, wo die vortrefflichsten Denker und gelehrtesten Arzte, als Lehrer der Medicin, in ihrem ganzen Umfang lehren, diese Wissenschaft studirt habe, und nun riskire, von einer Facultät oder einem medicinischen Collegio schikanirt oder von einer solchen *Examinir fabrik* gar abgewiesen zu werden, in der sich Männer befinden, die oft 10 Jahre noch in der Doctrin der Medicin weit dem geprüft werdenden Subjecte nachsehen.“ — 17. „*Von den Wärtern und Kindermuhmen.*“ Das unsittliche und höchst nachtheilige Verfahren dieser Personen, Kinder durch Reiben an den Schaamtheilen in Ruhe zu bringen, habe er oft beobachtet, und mache daher jeden Arzt hierauf aufmerksam. Eine solche Dirne sollte man gleich verabschieden, und in öffentlichen Blättern jede Mutter vor ihrem Dienst warnen. 18. „*Etwas über das Brechen und Purgiren der Kinder.*“ *Wichmann* habe Unrecht, das Geitern, trübe Augen, Durchfall etc. nicht von d. Zahnarbeit der Kinder entstehe; und es sey sonderbar, das er das Schmerzhaftes bey dieser Naturscheinung leugne. Ein einziger Weisheitszahn werfe ja oft den stärksten Menschen bey seinem Hervorbrechen nieder; und das langweilige Streiten von *Wichmann* und seinen Gegnern, ob das Hervorbrechen der Schneid-, Spitz- oder Backen-Zähne gefährlicher sey, könne er mit wenigen Worten tröstig und einleuchtend erklären. — Alles komme nämlich hier auf die Beschaffenheit des individuellen Organismus, des Kindes an. Wenn das Kind von den Haus- und Leibärzten vorher wacker purgirt und geschwächt worden sey, so könne man positiv versichert seyn, das der Zahnprocess gefahrlos von Statten gehen werde. — Zuletzt noch einmal in heftiger Eifer gegen Regierungen, Professoren, Arzte, u. s. w.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 N O V E M B E R , 1 8 0 8 .

## PHILOSOPHIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Reden an die deutsche Nation* durch Johann Gottlieb Fichte. 1808. 490 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Voll großer Erwartung nahm Rec. diese Reden in die Hand. Er wurde zuerst zu noch größerer gespannt, dann seltsam getäuscht, darauf von entgegengesetzten Gefühlen, von Freude und Trauer, von Furcht und Hoffnung, von Schmerz und Unwillen abwechselnd ergriffen, endlich von hoher Achtung für den Redner wunderbar durchdrungen, wiewohl das Ganze keinen reinen, klaren Eindruck in ihm hinterlassen hat. Die Reden nämlich sind auf eine eigene Art gemischt aus Wahrheit und Irrthum, Einseitigkeit und Übersicht, Gründlichkeit und Unkunde, philosophischer Grübeleiy und praktischem Sinn, Consequenz und Widerspruch; die Kraft, mit welcher sie ausgesprochen werden, entartet hin und wieder in leere Declamation; der hohe Ernst, der ihnen eigenthümlich ist, geht nicht selten über in bittere Satyre, aber durch die Einförmigkeit, mit welcher diese Satyre sowohl hier ausgesprochen ist, als in anderen Schriften Fichte's, erregt sie ein Lachen, das den Abscheu, welchen sie erregen sollte, zerstört; die Billigkeit, mit welcher hier über das Thun und Treiben der Menschen geurtheilt wird, thut wohl: sie möchte sich schwerlich in einer anderen Schrift dieses Vfs. also finden, wiewohl auch hier der verbissene (oft gerechte) Ingrim gegen die Naturphilosophen zuweilen gewaltsam durchbricht; durchweg aber erhebt die Freymüthigkeit, mit welcher hier Wahrheiten gesagt werden, die Wenige auszusprechen wagen möchten, der Muth, mit welchem der Vf. die Folgen ruhig zu erwarten scheint, und es erfreuet zu bemerken, wie der Gegenstand des Vfs. ganzes Gemüth füllt. Um dieses allgemeine Urtheil zu bewähren, scheint nöthig, daß Rec. von dem Buche einen vollständigen Bericht erstatte. Dazu mahnt noch manches: die Zeit, in welcher diese Reden gehalten sind und erschienen, eine Zeit, die für Deutschland, für Europa, für die Welt einzig ist, und schwerlich verglichen werden kann mit irgend einer anderen aus den verfloßenen Jahrhunderten: die Überschrift, an eine alte Nation, die lange ehewürdig dagestanden, wenn nicht in hohem Glanz, doch in eigenthümlicher Kraft, die aber jetzt, wenn nicht völlig untergegangen, doch entartet und herabgesunken ist zu einer Ohnmacht, die

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

sich jede Forderung ihres Besiegers gefallen lassen müßte, und daher genöthiget ist, als Großmuth zu preisen, was in den Tagen der Vergangenheit Keiner gegen sie gewagt hätte; ihr Zweck, der auf nichts Geringeres geht, als diese Nation vom gänzlichen Untergange zu erretten, sie aufzuregen zu einem neuen Leben, und durch sie und in ihr die Menschheit; die Art, mit welcher dieser Zweck erstrebt wird; der Urheber dieser Reden, von welchem Deutschland solange gewohnt war, nur etwas Tiefgedachtes und Eigenthümliches zu erhalten; endlich kommt hinzu, daß bey dem dermaligen Zustande unserer Literatur der größere Theil des Publicums die Bekanntschaft mit einem neuen Buche erst durch das Medium gelehrter Blätter zu machen pflegt: ein Vorschlag aber, von dessen Befolgung ein Mann, wie Fichte, das Heil der Menschheit, und sogar die Fortdauer der Menschheit abhängig macht, muß so viel als möglich zu Jedermanns Kunde gebracht werden, damit ein Jeder dafür thue, als nach seiner Einsicht dafür geschehen muß, und als er, nach seiner Kraft dafür thun kann. Also ruft Fichte seinen Zuhörern, „als Stellvertretern der Nation“, und sonach durch sie der ganzen Nation zu: „Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seyd, wie heute: in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es auch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, laßt ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren, oder als ein wunderlickes Ungethüm an euch vorübergehen: so wird kein Mensch mehrauf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Gehet nur nicht diesesmal von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben u. s. w. — Diese Reden beschwören euch, Jünglinge, ohne Säumen zu thun, worauf sie dringen, jeder als ob das Heil von ihm allein abhinge; — sie beschwören euch, Alte, zu fördern, oder wenn ihr dazu zu stumpf seyd, nicht zu hindern; — euch, Geschäftsmänner, beschwören sie, die ihr dem abgezogenen Denker, bisher so feind warët; — euch, Gelehrte, Denker, Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seyd; — Fürsten Deutschlands, euch beschwören sie, die ihr Völker beherrscht, treu, bildsam, des Glücks würdig; — euch, Deutsche insgesammt, beschwören sie, und mit ihnen vereinigen sich, euch zu beschwören, eure Vorfahren, eure Ahnen aus der grau-

en Vorzeit, die sich der römischen Weltherrschaft entgegenstimmten, sowie die späteren, die da fielen im heiligen Kampf für Religions- und Gewissens-Freyheit, und die ungeborenen Nachkommen; — das Ausland selbst beschwört euch, und alle Zeitalter, alle Weisheit und Güte, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; ja die Vorsehung selbst beschwört euch, ihre Ehre und ihr Daseyn zu retten!“ — Wer fühlt sich nicht bewegt, und wünscht zu wissen, wovon die Rede ist? Wir wollen davon Bericht erstatten, und in diesen Bericht hin und wieder unsere Bemerkungen einflechten. Etwas Umständlichkeit ist hieby nothwendig.

In der kurzen Vorrede schon sagt Hr. Fichte und wiederholt nachher mehrmals: diese Reden seyen eine „Fortsetzung der Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.“ Rec. glaubt, diese Anführung sey nicht unwichtig. Denn in den Grundzügen d. g. Z. leitet Hr. F. bekanntlich aus der Grundidee des Erdenlebens 5 Weltalter ab, in deren 3tem das (damals) gegenwärtige Geschlecht stehen sollte. Wenn nun die Idee des Erdenlebens wahr ist, und die 5 Epochen desselben als richtige Folgerungen aus ihr fließen: so ist offenbar nothwendig, daß die Menschheit diese 5 Epochen durchlaufen muß, und wer ein Geschlecht in der 3ten Periode sieht, der kann nicht zweifeln, daß ein folgendes in die 4te und in die 5te eintreten werde. Die Periode der Versöhnung und Heiligung kann eben so wenig in der Freyheit der Menschen stehen, d. h. in einer solchen reellen Freyheit, vermöge welcher das Eintreten in diese Perioden von den Menschen auch unterlassen werden könnte, als die Periode der vollendeten Sünde durch menschliche Freyheit herbeygeführt war. Es scheint uns nothwendig, daß derjenige, welcher es in die Macht eines bestimmten Geschlechts stellt, ob die Menschheit gerettet werden solle, und wer daher an dieses Geschlecht die Forderung macht, diese Rettung zu übernehmen. — es scheint uns nothwendig, daß ein solcher jene Idee vom Erdenleben der Menschheit, und die daraus abgeleiteten 5 Epochen geradezu aufgiebt. Hr. F. nun macht diese Forderung in diesen Reden an uns; er schreibt sonach uns die Kraft zu, daß wir seiner Aufforderung zu folgen vermögen, oder auch nicht; er scheint sonach ganz die Idee aufzugeben, die dort aufgestellt wurde; wenigstens scheint er von einem ganz anderen Punkte auszugehen, und mithin diese Reden mit Unrecht eine Fortsetzung jener Grundzüge zu nennen. Und dies möchte das Richtige seyn. Jene Grundzüge müßten wohl, wenigstens der Absicht nach, vom Standpunkte der Philosophie entworfen seyn; in diesen Reden aber kommt Hr. F. nicht über die Moral hinaus: Wir wollen gern zugestehen, daß in den gegebenen Verhältnissen das letzte Vorzug und Lob verdiene; wir wollen selbst nicht leugnen, daß diese Reden an irgend einem Punkte jener Vorlesun-

gen angeknüpft seyn mögen: aber in demselben Geiste scheinen sie uns nicht. — Nachdem Hr. F. darauf, weil „ein leerer Raum auszufüllen war“ (wir glauben gelesen zu haben, daß die erste Rede Fichte's nicht die Censur passirt sey, entweder ganz oder zum Theil, darauf scheint sich dieses zu beziehen), einige Stellen mitgetheilt hat aus einer Abhandlung über Macchiavelli, die vorher in der zu Königsberg erschienenen Vesta vom Freyherrn von Schrötter gestanden hat, und eine andere aus der Vorrede zu einigen ungedruckt gebliebenen Gesprächen über Vaterlandsliebe und ihr Gegentheil, beginnt er in der ersten Rede damit, daß die Zeit mit uns Riesenschritte gehe (ein Ausdruck, der wohl nicht gut gewählt ist, da die Zeit doch wohl nirgends ist, als in uns), daß seit den 3 Jahren, welche seit jener Deutung der damals laufenden Zeit verfloßen sind, die Selbstsucht, als der Charakter damaliger Zeit, irgendwo ganz vollendet, durch ihre vollständige Entwicklung selbst vernichtet, und somit jener Zeitabschnitt irgendwo vollkommen abgelaufen sey und beschloßen. Man möchte glauben, das sey nun eben kein Unglück, daß das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit abgelaufen sey, und daß „die Selbstsucht ihr Selbst und dessen Selbstständigkeit verloren habe“; vielmehr möchte man sich freuen, daß sie „zugleich verloren hat das Vermögen, einzugreifen in den Zeitfluß, und den Inhalt desselben zu bestimmen.“ Aber wir wollen billig seyn. Was Hr. F. von der Selbstsucht sagt, das versteht er von einem Zeitgeschlecht, von einem Volke, welches durch seine Selbstsucht sein Selbst und dessen Selbstständigkeit verloren hat. Hätte er dieses geradezu gesagt, und nicht mit dem irgendwo Verstecken gespielt: so hätte die Rede jene seltsame Wendung nicht erhalten. — Etwas fährt der Redner fort, was seine Selbstständigkeit verloren hat, kann sich nur erheben aus dem Zustande, in welchem ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrig ist, unter der Bedingung, daß ihm eine neue Weltaufgange, mit deren Erschaffung es einen neuen, ihm eigenen Abschnitt in der Zeit begönne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfülle; welche neue Welt jedoch der Gewalt, der jenes unterworfen ist, unbekannt bleiben müßte. Nun hat er, seines Orts, dafür, daß es eine solche Welt gebe, und es sey der Zweck dieser Reden, das Daseyn und den wahren Eigenthümer derselben nachzuweisen. Hieby ist klar, daß, wenn ein Geschlecht sein eigenes Selbst verloren hat, alsdann dieses Volk gewiß nicht der Eigenthümer dieser neuen Welt seyn könne; also klar, daß, wenn z. B. die Deutschen gemeint wären, die Deutschen gewiß nicht Eigenthümer dieser neuen Welt seyn könnten. Und wenn auch diese Welt außer ihnen existirte, und sie sollte ihnen nur aufgehen: so könnten sie ihr Selbst nicht verloren haben; ja sie könnten dieses eben so wenig, wenn wir auch Rücksicht darauf nehmen wollten, daß sogleich gesagt wird: „diese Reden sollten die Mittel zur Erzeugung dieser Welt angehen, gleichsam als ob sie noch nicht da wäre, wie doch

Hr. F., seines Orts, dafür hält. In jedem Fall wird dem Geschlechte, welches sein Selbst verloren haben soll, noch ein höheres Selbst beygelegt, das nicht verloren ist; mithin den Deutschen, falls sie gemeint wären, ein unverdorbenes Selbst untergeschoben, wenn ihnen angemuthet wird, das sie sich aus einem verdorbenen Zustand erheben sollen. Man mag daher annehmen, das von der Selbstsucht die Rede sey, oder das gesprochen werde von einem Geschlechte oder Volk: in jedem Fall ist es nur das Schlechte, welches untergegangen und vernichtet ist, das Gute aber, welches die Kraft hat, ein ganz neues, d. h. ein mit jenem Schlechten unverbundenes, und ganz von ihm unabhängiges Leben anzufangen, ist geblieben. Und wer muß sich nicht darüber freuen! Aber wen kann es freuen, das Hr. Fichte, er, der vormals so scharf, so bestimmt und schneidend gesprochen, jetzt so schwankend und zweydeutig spricht, lediglich durch das doppelte Bestreben, diese Reden mit den mehrgenannten Vorlesungen in eine Verbindung zu bringen, die nicht Statt findet, und dann durch rhetorische Wendungen die Sache den Zuhörern tiefer einzureden! — Ehe der Redner seine Aufgabe zu lösen unternimmt, macht er einige Bedingungen, unter welchen ihm dieses nur möglich sey: er rede zu Deutschen und für Deutsche schlechtweg, ohne alle Unterscheidung, als zu einer Einheit, in welcher jedes Glied das Schicksal eines anderen Gliedes für sein eigenes Schicksal halte (bey Hr. F., dem wahrhaftig deutschen Manne, hören wir dies gerne; andere Preussen, die, nachdem sie sich lange genug von uns losgerissen hatten, jetzt, im Unglück, auch versuchen, sich den Deutschen etwas plump anzubiedern, haben uns Schmerz und Unwillen erregt!); er rechne auf Zuhörer, die nicht ganz verloren seyen im Schmerz über ihren Verlust, sondern sich erheben hätten zur Besinnung: denn kein Gott werde ihnen helfen, wenn sie sich selbst nicht helfen; endlich auf Zuhörer, die den Muth hätten, das Übel ins Auge zu fassen, und dasselbe ruhig, kalt, und frey zu durchdringen. Darauf, weil die Vernichtung der Selbstsucht unsere eigentliche Gegenwart und der Fortschritt der Zeit sey, von welcher die Rede ausgehen müsse, soll zuerst gezeigt werden: wie und warum eine solche Vernichtung der Selbstsucht aus ihrer höchsten Entwicklung nothwendig erfolge. Die Selbstsucht sey entwickelt, wird behauptet, wenn sie sich nicht nur der Regierten, sondern auch der Regierenden bemächtige, so das sie nach aussen alle Vorsicht vernachlässigen, nur ihre träge Ruhe wollend, im Inneren aber schlaff und ohne Würde die Zügel der Regierung halten. Dann gehe das gemeine Wesen zu Grunde; aus Furcht vor dem Fremden, sondere Alles sich ab; „bis späterhin auch die Regierenden genöthigt werden, durch Unterwerfung und Folgsamkeit gegen fremde Pläne ihre Fortdauer zu erkaufen, und so nun auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernen, dieselben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So ge-

schieht es, das die Selbstsucht durch ihre höchste Entwicklung vernichtet, und denen, die gutwillig keinen anderen Zweck, denn sich selbst, sich setzen wollten, durch fremde Gewalt ein solcher anderer Zweck aufgedrungen wird.“ Eine also zur Abhängigkeit gesunkene Nation könne sich nicht wieder durch die bisher gebrauchten Mittel zu Leben und Selbstständigkeit erheben. Bisher aber sey die Theilnahme am Ganzen geknüpft gewesen an die Theilnahme des Einzelnen an sich selbst durch die Bande der Furcht und Hoffnung für seine eigenen Angelegenheiten aus dem Schicksale des Ganzen in einem künftigen oder dem gegenwärtigen Leben. Diese Bande seyen zerrissen; Furcht und Hoffnung seyen für uns nichts mehr. Über sie hinaus aber liege der geistige Antrieb der sittlichen Billigung und Missbilligung; dieser Antrieb müsse (und das sey das einzige Rettungsmittel) also erregt werden, das der Anblick eines unwürdigen und ehrlosen Daseyns unserer Selbst und unserer Stamms-Genossen uns unerträglich werde; dazu bedürfe es einer völligen Umbildung; mithin, „ist es eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens, welches Hr. F. als das einzige Mittel die deutsche Nation im Daseyn zu erhalten, in Vorschlag bringt.“ Die bisherige Erziehung sey traurig gewesen u. elend: man erkenne dies an ihrer Frucht, die reif und abgefallen daliege; sie sey keine Kunst gewesen, denn sie habe ihr Gelingen abhängig gemacht von einem Talente; welches ihr im Zögling hätte gegeben werden müssen; sie sey nur Wenigem zu Theil geworden. Die neue solle durchgreifen in den Kern des Lebens, solle Kunst und also unfehlbar seyn, solle Alle umfassen, und nicht Volksondern eine wahre deutsche National-Erziehung seyn. — Der Schluss der Rede ist, in ästhetischer Rücksicht, vortrefflich.

Da nun diese neue Erziehung hervorgehen solle aus der Zeit und der deutschen National-Eigenthümlichkeit (die also, wie man sieht, und wie nothwendig war, noch als daseyend vorausgesetzt wird), und wieder eingreifen in die Zeit und die National-Eigenthümlichkeit: so müsse sie mit diesen, und diese mit ihr zusammengehalten und beide in ihrer Durchdringung dargestellt werden. Das Wesen der neuen Erziehung wird daher zuerst geschildert in der zweyten und dritten Rede. — Die neue Erziehung müsse einmal unfehlbar seyn. Es sey der erste Irrthum der bisherigen, das sie einen freyen Willen des Zöglings, d. h. einen Willen, der unentschieden schwankte zwischen Gutem und Bösem, anerkannt habe. Der Wille sey ja die Grundwurzel des Menschen: könne er nicht gebildet werden, so könne der Mensch überhaupt nicht gebildet werden. Daher bestehe die neue Erziehung darin, das sie die Freyheit des Willens gänzlich vernichte, und dagegen strenge Nothwendigkeit der Entschlüssen hervorbringe. Rec. braucht nicht zu erinnern, denn jeder sieht es, das so etwas nicht mehr Entschlüssen genannt werden könnte; eben so weiß ein jeder, das die alte Erziehung, im Allgemeinen,

ein Seyn angestrebt habe, welches fest und bleibend wäre; sie hat das Schwanken des Willens gewiß aufzuheben und den Zögling also zu machen gesucht, daß er nur das Gute sollte wollen können, und ihr geschieht viel zu viel, wenn man sie beschuldigt, sie habe das Religiöse oder Moralische nur durch Predigen und Ermahnen an den Zögling zu bringen unternommen. Nein, sie unternahm wohl mehr; sie suchte den Zögling zu gestalten, sein Wesen zu formen, seinen Charakter also zu machen, daß er allezeit wäre, der er seyn sollte; aber sie war bescheiden genug zu gestehen, daß ihr dieses Bestreben nicht immer gelinge, wahrscheinlich weil sie darüber Erfahrungen gemacht hatte. Für unfehlbar hielt sie sich daher nicht. An die neue Art sind nun freylich die Forderungen leicht zu machen: es wird nur darauf ankommen, sie zu erfüllen, und darum wäre alles Streiten dagegen eitel. So viel ist indess gewiß, daß, wenn die Erziehung bilden soll, ihr der zu bildende Stoff gegeben werden muß. Dieser Stoff aber ist nicht ein todter, sondern ein lebendiger, sich selbst bewegender. So gewiß das Individuum Individualität hat, so gewiß ist es einzig, und daher scheint die Meinung einiger Erzieher, daß jeder Zögling eine eigenthümliche Behandlungsart verlange, so ganz unrecht nicht, und eben so wenig die Forderung, daß das Wesen des Zöglings bildungsfähig seyn müsse, wenn er Bildung erhalten solle. Daher möchte Vielen die Unfehlbarkeit der neuen Erziehung seltsam dünken; aber man werde nur nicht bange; ein paar Seiten weiter wird eingelenkt: „Ohne Ausnahme muß diese Erziehungskunst ihren Zweck sicher erreichen, oder, *wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens wissen, daß sie ihn nicht erreicht hat*, und daß somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist.“ Zu der Einsicht hatte es die alte Erziehung denn doch auch gebracht! — Weil man zweytens nur wollen kann, was man liebt: so müsse die neue Erziehung an die Stelle der alten Selbstliebe die Liebe zum Guten setzen schlechtweg als solchen; eine solche Liebe aber sey Wohlgefallen; sie müsse also ein so inniges Wohlgefallen am Guten zum Seyn des Zöglings machen, daß er dadurch getrieben werde, dieses Gute in seinem Leben darzustellen. Dazu aber sey nöthig, daß der Zögling Bilder des Zustandes, den er liebt und darstellen will, selbstthätig in sich zu erzeugen vermöge. Daher müsse die neue Erziehung die Selbstthätigkeit des Zöglings also anreizen, daß sie an dem Gegenstande offenbar werde, und ihm nebst diesem gefalle. Dies ist Bildung des Erkenntnisvermögens; der Zögling lernt, und gern. Die Erkenntnis wird aber nicht beabsichtigt, nur die freye Geistesthätigkeit wird beabsichtigt, und jene wird, obgleich ein wesentlicher Bestandtheil der Bildung, gelegentlich miterworben. Dieses wird ausgeführt, und mit dem, was die alte Erziehung gewollt haben soll, verglichen; aber wir möchten wissen, woher Hr. F. wohl seinen Begriff von der alten Erziehung bekommen haben mag, wenn wir gleich nicht leugnen, daß manches vor-

treffliche Wort gegen die alte Erziehung gesagt werde, die wir keineswegs zu vertheidigen gemeint sind, und die auch schwerlich als Eine Erziehung so wenig vertheidigt als verurtheilt werden kann. — Diese Weise der geistigen Bildung nun sey die unmittelbare Vorbereitung der sittlichen; die Wurzel der Unsitlichkeit werde von der neuen Erziehung ganz ausgerottet, indem sie den sinnlichen Genuß, den die alte zuerst ausbildete, niemals Antrieb werden läßt: die Bildung zum reinen Wollen werde das erste, und darüber komme dann die Selbstsucht nimmer auf. Um dies möglich zu machen, müsse der Zögling von dem Gemeinen gänzlich abgefordert, und nur die geistige Entwicklung an ihn gebracht werden. Dennoch gebe dies etwa nur die Form eines sittlichen Willens, welche noch nicht der sittliche Wille selbst sey (also eine Form ohne Inhalt), der doch hervorgebracht werden solle. Aber wie kann die Erziehung (wie Hr. F. spricht, oder vielmehr der Erzieher, da jene ja ein Begriff ist) jemals wissen, daß ihr dieses gelungen sey? Dafür werden nun zwar allerley Mittel angegeben, aber Mittel, aus welchen, nach des Rec. Meinung, keine Gewißheit hervorgeht. Die Zöglinge nämlich sollen, in ihrer Abgesondertheit, ein gemeines Wesen für sich bilden. Darin soll nun die größte Ordnung herrschen. Sie werden, selbst durch Strafen zu vielen Unterlassungen angehalten und gezwungen. Aber weil daraus noch immer nicht folgt, daß das zu Unterlassende aus Liebe zum Guten, und nicht etwa aus Furcht vor der Strafe unterbleibt: so sollen sie auch Manches thun, z. B. „die hier zum Ideale (?) veredelten Arbeiten des Ackerbaues.“ Dabey sollen sie nicht gezwungen werden, und diejenigen Zöglinge, welche nun hier Liebe und Eifer beweisen, und Freude an den Mühen, können entlassen werden, denn sie sind vollendet. Aber, fragen wir, wie steht es um diejenigen, welche diese Liebe und Freude etwa nicht zeigen? Hr. F. schweigt von ihnen, und das war unstreitig leichter, als den Beweis zu führen, dessen Führung ihm doch oblag, daß nämlich Alle ohne Ausnahme und unfehlbar diese Liebe und Freude zeigen würden. — Aber durch die Bildung zur reinen Sittlichkeit vermittelt der geistigen Entwicklung sey der Zögling nur vollendet für die Welt, keinesweges an und für sich selbst; denn er sey nicht bloß Mitglied dieses Lebens, sondern auch einer höheren übersinnlichen Weltordnung. Daher sey es das letzte Geschäft der Erziehung, den Zögling zur wahren Religion (nicht zu der falschen, der Dienerin der Selbstsucht, die in der alten Erziehung herrschte) zu erziehen. Dadurch erst werde die Erziehung die Kunst, den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden. Wir müssen übergehen, was über diesen Punct gesagt wird. Es hängt zu genau zusammen mit dem Wesen der Fichte'schen Philosophie, auf welches wir uns hier keinesweges einlassen können, u. ist an und für sich zu sehr Stückwerk, als daß es mit Wenigem verständlich gemacht werden könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1808.

## PHILOSOPHIE.

BERLIN. in der Realschulbuchhandlung: *Reden an die deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Über Welt, Gott und Seyn wird hierauf gesprochen. Daher ist zu erwarten, daß Hr. F. bey diesem Puncte sich nicht verläugnen, sondern die neuesten Philosophen beyläufig etwas züchtigen werde; und das unterbleibt denn auch allerdings nicht. Indess ist er schonender als gewöhnlich, und das hat seinen guten Grund. Denn er hegt die Hoffnung und spricht sie aus, daß die neue Erziehung zugleich eine wahre Erziehung für die deutsche (d. h. Fichte'sche) Philosophie, die bisher leider nur hat predigen können, und leider nur tauben Ohren, seyn werde, so wie diese Philosophie auch nur die neue Erziehung leiten könne. Wegen dieser Hoffnung oder Überzeugung, daß die Zeit kommen werde, in welcher diese Philosophie verstanden und mit Freuden angenommen werden wird, fodert Hr. F. denn auch, nicht unnäth, das Zeitalter auf, nur ja nicht zu verzagen! Folgende Ausrufung mag hier stehen: „Bisher wurde die Menschheit, was sie eben wurde und werden konnte; mit diesem Werden durch das Ohngefähr ist es vorbey; denn da, wo sie sich am allerwichtigsten entwickelt hat, ist sie zu Nichts worden. Soll sie nicht bleiben in diesem Nichts, so muß sie von nun an zu allem, was sie noch weiter werden soll, sich selbst machen.“ Ob das philosophisch seyn mag oder religiös? Im Übrigen ist Hr. F. der Meinung, daß in Absicht der Zeit dieses Sichselbst-machens, diese Zeit eben jetzt sey, und daß demalen das Geschlecht in der wahren Mitte seines Lebens auf der Erde stehe; in Absicht des Raums aber, daß es zu allernächst den Deutschen anzumuthen sey, die neue Zeit zu beginnen.

Nach dieser Schilderung des Rettungsmittels, der neuen Erziehung im Allgemeinen, kommt Hr. Fichte in der vierten Rede auf das Zweyte, welches geschehen sollte, auf die deutsche Nationaleigenthümlichkeit. Es soll daher die Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft dargestellt werden. Diese Hauptverschiedenheit wird nun darinn gesetzt, daß die Deutschen in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammvolks blieben, die übrigen Völker aber ausgewanderten, und daß jene die ursprüngliche Sprache

des Stammvolks behielten und für diese eine fremde Sprache annahm nach ihrer Weise umgestalteten. Hr. F. selbst wenig Gewicht, und nichts dagegen erinnert zu werden dürfte als Factum unbezweifelt se hält diese Veränderung der Sprache bedeutend, daß er darauf einen Gegensatz zwischen den Deutschen Völkern germanischer Abkunft gr glaubt; „denn die Menschen werden der Sprache gebildet, als die Sprachen.“ Um die Folgen dieser V zeigen, wird eine Abhandlung über Sprache überhaupt eingeschaltet, zu wichtig, und die Folgerungen, aus herleitet, sind zu wesentlich, etwas darüber sagen müßten.

Richtig ist die Behauptung gewiss, daß die Sprache überhaupt nichts willkührliches sey, und daß jeder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen nach einem festen Gesetze zu diesem und keinem anderen Laute werde. Aber Spielerey ist es, zu sagen, daß nicht eigentlich der Mensch rede, sondern in ihm die menschliche Natur. Denn ist der Mensch verschieden von der menschlichen Natur, und ist diese noch irgendwo anders als im Menschen? Nein; der Mensch also redet, aber er redet nicht nach Willkühr oder Ohngefähr, sondern nach Gesetz und Regel, weil sein Wesen weder Willkühr noch Ohngefähr ist. Diese einzige nothwendige Menschensprache, die darum nirgends gesprochen wird; weil sie überall gesprochen wird, zerschlägt sich dann gewiss nach einem strengen Gesetz in Volkssprachen. Aber der Grund zu diesen liegt gewiss nicht da, wo Hr. Fichte ihn sucht, im Himmelsstreich und in anderen äußeren Einwirkungen auf die Sprachwerkzeuge. Wir haben uns gewundert, bey Hr. Fichte diese gewöhnliche und gemeine Ansicht zu finden; nein, er liegt eben da, wo der Grund der Zeitalter und Individuen liegt; und jene äußeren Einwirkungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, sind nichts als die äußeren Bedingungen, unter welchen das ewige Gesetz eintritt in die Wirklichkeit. Die folgenden Bemerkungen, daß der Anfang aller menschlichen Sprache Bezeichnung der Gegenstände sinnlicher Wahrnehmung sey, und daß, wenn ein Volk sich zur Erfassung des Über sinnlichen erhebt, alsdann eine sinnbildliche Sprache entstehe, übergehen wir, und geben zu, daß die sinnbildliche



Bezeichnung des Überflüssigen sich jedesmal nach der Stufe der Entwicklung des sinnlichen Erkenntnisvermögens dieses Volks richten werde, und daß sie deswegen in verschiedenen Sprachen sehr verschieden seyn könne. Aber unmöglich können wir eingehen in Hn. Fichte's Meinung über ein Volk, welches nicht in steter ununterbrochener Fortbildung seiner eigenthümlichen Sprache bleibt, sondern seine ur-

nde an-  
r Spra-  
ne Fol-  
es über-  
r frem-  
ichung  
zwerder  
Ausbil-  
h nicht  
ien. Sie  
Bedeut-  
ber nur  
len Bil-  
zeil der  
ie Spra-  
innbild-  
diesel-  
chkeit?)  
rbilden

mögen (also müssen doch die Menschen die Sprache fortbilden können!): so bleibt doch jener Bestandtheil die Scheidewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache, als einer Naturkraft, aus dem Leben — ohne Ausnahme sich bricht. Eine solche Sprache kann den Schein des Lebens haben, aber in ihrer Wurzel ist sie todt.“ Diese scheint uns eine seltsame Ansicht, seltsam die Trennung zwischen dem Menschen und der Sprache. Ist es doch, als wenn das Volk, welches aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen auswandert, und in einem anderen Lande zu einer anderen Sprache kommt, zugleich aufhört aus Menschen zu bestehen, ohne Denken und Empfinden! Wenn das aber nicht der Fall ist, wenn das Wesen der Menschlichkeit in ihnen bleibt und in ihnen lebt, und wenn die Sprache nichts anderes ist, als das Durchbrechen dieses Wesens von Einem zum Anderen, oder wenn die Menschen sich nicht in sich abschließen müssen, sondern sich mittheilen können: so muß ja wohl die Sprache, die sie reden, lebendig seyn, und Leben erregen. So gewiß sie nicht schweigen, sondern fortreden und sich verständlich machen jeden Augenblick: so gewiß bleibt ihre Sprache ununterbrochen lebendig, wiewohl die alte Sprache, die sie bisher redeten, oder die neue, die allmählich an sie kommt, als eine für sich bestehende, und außer den Menschen gedachte Sammlung von Wörtern, eine Veränderung erleidet. Und das ist der Fehler, daß Hr. F. die Sprache so ansieht. Es mag seyn, daß den vorhandenen Wörtern, die ein solches Volk, nicht auf einmal, sondern im Verlauf der Zeit, annimmt, eine Bedeutung beygelegt wird, die sie früher nicht hatten; aber dafür wird

sich, wie der Sinn, so auch die äußere Gestalt der Wörter ändern; und gesetzt, das geschähe nicht: tödtet das die Sprache der Menschen? Nein, sondern nur die alte Sprache erlischt, die vorher, ehe dieses Volk einwanderte, im Munde der Menschen war, und jetzt daraus verschwindet; und sie erlischt gerade insofern, als sie daraus verschwindet, nicht aber insofern sie übergeht in die Rede der Eingewanderten. Nur demjenigen, welcher außer diesem Volke steht, kann daher die Bezeichnung willkürlich scheinen, nicht aber dem Volke selbst, in dessen Sprachwerkzeugen sich gewiß der Begriff derselben Nothwendigkeit zum Worte bildet, mit welcher dieses bey ihren Stammverwandten geschieht, die in den ursprünglichen Wohnsitzen geblieben sind. Überhaupt ist es nicht die Sprache, die, weil sie beschränkt ist, den Geist beschränkt, sondern umgekehrt erzeugt der beschränkte Geist eine beschränkte Sprache. Wenn dieses wahr ist, und wie wir nicht zweifeln, einleuchten muß: so können wir den unterscheidenden Grundzug des Deutschen vor den anderen Völkern germanischer Abkunft, nicht mit Hn. Fichte in die Sprache legen, sondern müssen dafür halten, daß die Verschiedenheit ihrer Sprache nur die Verschiedenheit des Geistes beweise, und daß der Grund davon viel tiefer liege. So tief wir auch den Werth unserer alten vor trefflichen Sprache fühlen, und so gerne wir es hören, wenn ihre Herrlichkeit gepriesen und ihr Vorzug vor den Sprachen anderer Völker dargethan wird: so können wir doch nicht einsehen, daß sie sich zu diesen verhalte, wie das Leben zum Tode, und daß mithin gar keine Vergleichung Statt finden könne. Daher scheinen uns denn auch mehrere von den folgenden Behauptungen Hn. Fichte's wegzufallen, z. B. „daß der Deutsche, wenn er wolle, den Ausländer immerfort übersehen, und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst, verstehen, und ihn nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen könne, welches dem Ausländer nicht möglich.“ Der Deutsche mag allerdings wissen, und besser als der Ausländer, welche Bedeutung das von diesem gebrauchte alte lateinische Wort ursprünglich hatte: aber, was er (der Ausländer) damit sagen will, das weiß unstreitig der Redende am besten. Ja, man möchte glauben, daß es dem Ausländer eher möglich sey den Deutschen zu verstehen, als umgekehrt, gerade darum, weil in der Entwicklung der deutschen ursprünglichen Sprache Gesetzmäßigkeit waldet, während bey der Bildung der ausländischen die Willkühr geherrscht zu haben scheint. Im Ubrigen giebt Hr. F. mehrere Folgen dieses Unterschieds in der Sprache an. 1) Beym Volke der lebendigen Sprache greife die Geistesbildung ein. ins Leben; bey dem Gegentheile geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich. 2) Dort sey es mit alter Geistesbildung reicher Ernst, hier sey sie ein genialisches (?) Spiel; hier nur Geist, dort Geist und Gemüth. 3) Dort redlicher Fleiß und Mühe, hier ein Sich gehen lassen im Geleite seiner glücklichen Natur (?). 4) Dort ist das

Volk bildsam, und die Bildner wollen auf dasselbe wirken, hier scheiden sich die gebildeten Stände vom Volke, und achten dasselbe nur als Werkzeug ihrer Pläne. Wer hätte denken sollen, daß Hr. F., der seit langer Zeit den Deutschen nur den Text zu lesen pflegte, und sie, wegen ihrer Unwissenheit, Ungründlichkeit, ihres Unernstes, so tief zu verachten schien, daß er sich nicht einmal so weit mit ihnen gemein machen wollte, um ihnen den Text zu lesen, jemals so viele herrliche Eigenschaften an ihnen rühmen würde! Man sieht, wie viel die Umgebungen vermögen, und wie gütig der Mensch ist, wenn er eine Vergleichung durchsetzen will!

In der *fünften* Rede werden die angegebenen Folgen weiter entwickelt. Wir dürfen uns nicht länger dabey aufhalten; aber es ist eigen, zu bemerken, mit welcher Einseitigkeit und Keckheit zugleich dieses geschieht. Den Deutschen wird eigentlich nur Ein Volk, dessen Name jedoch nicht vorkommt, entgegengesetzt, und von diesem Volke behauptet; was meistens gesagt zu werden pflegt: es habe keine Philosophie, keine Dichtung u. s. w. Hr. Fichte zeigt, warum das nicht der Fall seyn könne, und dehnt seine Behauptung über alle nichtdeutschen Völker germanischer Abkunft aus. Ja zuweilen ließe sich wohl behaupten, der Anblick Berlins habe Sätze erzeugt, die streng philosophisch abgeleitet seyn sollen. Das Resultat ist endlich folgendes: Der ausländisch gewordene Theil der frischen (germanischen) Nation habe durch Annahme der Sprache des Alterthums eine viel größere Verwandtschaft zu diesem erhalten. (Wer, der einen Begriff hat von dem Leben der alterthümlichen Menschheit, und nicht bey dem Aufseren der Sprache stehen bleibt, mag das behaupten!) Daher werde denn auch das Studium des classischen Alterthums bey ihnen beginnen; aber ohne eigenthümliches Leben; durch sie werden dann die Bilder der alten Welt, schon in die neue Form gestaltet, zu dem Urstamm (den Deutschen) gekommen seyn, und hier erfasset werden in der Tiefe als Bestandtheile eines Lebens; dann werde das Mutterland zurückwirken, nachdem es vom Auslande einen Wink und eine Anreizung bekommen. Welche Armpflichtigkeit! Hr. F. wußte, daß das Studium des classischen Alterthums nicht in Deutschland begann, und das sollte erklärt werden, und das führte auf die ganze Meinung. Aber wenn der Grund nicht tiefer lag als in der Sprache: so, dächten wir, ließen sich noch wohl manche andere Gründe anführen, warum es nicht in Deutschland beginnen konnte. Und weiß Hr. F. denn nicht, daß Deutschland, sobald nur in Italien der Anfang gemacht war, weder hinter Frankreich noch hinter irgend einem anderen Lande zurückblieb? Wie ging denn das zu, da doch die Franzosen, wegen ihrer Sprache, wohl dem Alterthum verwandter waren, als die Deutschen?

In der *sechsten* Rede sollen nun die deutschen Grundzüge in der Geschichte dargelegt, es soll aus

der Geschichte bewiesen werden, daß der Fortgang der Bildung bisher immer folgender gewesen: Anregung vom Auslande, Vollbringung durch Deutsche, Rückwirkung auf das Ausland. Aber viele Beweise werden nicht gegeben; die kirchliche Reformation dient statt aller. Die Einsicht, durch welche sie hervorgebracht worden, habe früher im Auslande Statt gefunden, aber nur Lachen erregt (wir wünschten, dies wäre nicht bloß gesagt!); der Ernst eines deutschen Mannes, um seine und seiner Mitmenschen Seligkeit besorgt, habe sich an das Volk gewandt, und die Sache sey durchgesetzt. Das Ausland sey dadurch genöthigt, auf die Befestigung seiner alten Lehre zu denken. Dadurch sey wiederum im Auslande freyes Nachdenken erregt, aber die Philosophie sey nur in Deutschland vollendet („welches man sich jedoch begnügen müsse, nur zu sagen“). Nun sey die Idee eines vollendeten Staats im Auslande angeregt, aber ohne Wirkung: natürlich; denn der vollendete Staat setze die gehörige Erziehung voraus. Es sey daher an Deutschland, die Idee zu realisiren; wolle es aber dieses, so müsse es zuvor die gehörige Erziehung wollen und realisiren. Mit Vergnügen liest man die trefflichen Worte über den deutschen Luther; gern die Bemerkungen; daß in Deutschland bisher alle Bildung vom Volk ausgegangen. Von ganzem Herzen stimmen wir ein in den Wunsch, daß, um den deutschen Geist wieder zu heben, eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus dem sogenannten Mittelalter durch einen Mann von Gelehrsamkeit und philosophischem Sinne, geschrieben würde, die da National-Buch werden könnte, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Werthes hervorbrächten.

Die *siebente* Rede beginnt mit dem Einwurfe, daß, wenn diese deutsche Eigenthümlichkeit sey, dormalen in Deutschland wenig Deutsches zu finden seyn möchte. Darauf wird geantwortet: von der Anregung bis zur Schöpfung werde Zeit erfordert. In solchen Zeiträumen müsse das Urvolk mit den Ausländern verfloßen scheinen. In einem solchen Zeitraum aber ständen wir dormalen, und daher die viele Ausländerey in Deutschland. Um den Gegensatz zwischen Deutschheit und Ausländerey, sie mag sich nun außer Deutschland oder in Deutschland befinden, noch tiefer aufzufassen, wird die ausländische und deutsche Philosophie mit einander verglichen, bey welcher Gelegenheit die Naturphilosophen erfahren werden, daß ihre Philosophie pure Ausländerey sey; dann die Staatskunst, und dabey wird den Staatskünstlern trefflich gezeigt, daß ihre Staatsmaschine höchst vollendet seyn würde, wenn ihr nur nicht Eins fehlte; nämlich der Geist, der sie in Bewegung setzen könnte; ferner die Ansicht der Geschichte, endlich die des Lebens. „Und so trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unter-

scheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freyheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechts glaube, oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegentheil von diesem Allen Statt finde. Alle, die selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue lieben, oder das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen, oder die Freyheit wenigstens ahnden, sie nicht hassen, sondern lieben — sind ursprüngliche Menschen, sie sind, als Volk, ein Urvolk, das Volk schlechweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein Zweytes zu seyn und Abgestammtes, — sind ein Anhang zum Leben, ein Nachhall einer schon verstummten Stimme, sie sind, als Volk, außerhalb des Urvolks und für dasselbe Fremde und Ausländer. Was an Geistigkeit und Freyheit der Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung derselben will, das, wo es auch geboren sey, und welche Sprache es auch rede, ist unseres Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns thun. Was an Stillstand, Rückgang und Cirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sey, und welche Sprache es auch rede, ist undeutsch und fremd für uns.“ Wir fragen nur: wo bleibt denn nun die Theorie von der Sprache und die Grundverschiedenheit, die in ihr liegen sollte? Der Naturphilosophie aber, dieser „abgestorbenen aller Philosophien, die in den Schatten von den Schatten der Schatten hängen geblieben ist“, überlassen wir, was ihr hier gesagt wird, zu beantworten, und nachzulesen, wie und wodurch „die deutsche Philosophie“ ihr entgegengesetzt wird. Da dies hier nur bey Gelegenheit geschieht, so geht es uns nichts an.

Die achte Rede, in welcher, um den Beweis zu vollenden, daß die Deutschen die neue Zeit beginnen, und folglich die neue Erziehung einführen müssen, die Frage aufgeworfen und beantwortet wird: was ein Volk sey und was Vaterlandsliebe? ist höchst vortrefflich, und verdient allgemeine Beherzigung. Die Gedanken sind — ein paar Ausdrücke abgerechnet — mit großer Klarheit ausgesprochen, schön, mit Kraft und Feuer. Wie Vielen ist nicht die Vaterlandsliebe bloß jene Angewöhnung des Thieres an den Boden, wo es gräset, an die Hütte, wo es Schutz findet! Hier aber wird ihnen gezeigt — was freylich dem Denkenden keine neue Wahrheit ist — daß der edle Mensch die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auf dieser Erde wollen und erstreben und ersehnen müsse, daß er aber diese Fortdauer nur gründen könne auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeiten desselben, ohne Eimischung eines Fremden; denn diese Eigenthümlichkeit sey die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges lege.

Die neunte Rede geht einen Schritt weiter. Das Deutsche müsse gerettet werden; die Nationalangelegenheit der Deutschen habe ihren bisherigen Sitz am Ruder des Staats — dessen Verschiedenheit vom Vaterlande die vorige Rede gezeigt hat — verloren; ihr müsse, damit sie nicht ausgetilgt werde, ein Zufluchtsort bereitet werden in den Bürgern. Bey diesen sey sie noch nicht; wäre sie bey ihnen, so stünden die Sachen nicht so, wie sie stehen. Sie müsse sonach zu ihnen gebracht, „die Mehrheit der Bürger müsse zu dem vaterländischen Sinn erzogen werden, und, damit man der Mehrheit sicher sey, müsse diese Erziehung an der Allheit versucht werden. (Also die Erziehung soll an Allen versucht werden, damit man der Mehrheit gewiß sey? Wie wird es da mit der Unfehlbarkeit der Erziehung, von welcher die zweyte Rede ja so viel zu sagen wußte? Ist die schon, vor allem Versuche vorher, aufgeben?) Weil nun diese Erziehung, deren Zweck und Sinn noch einmal ausgesprochen wird, zur Stunde ausgeübt und ins Leben eingeführt werden soll, so wird gefragt: an welchen Punkt in der Wirklichkeit die Ausführung sich anknüpfen solle? und zur Antwort gegeben: „an den von *Johann Heinrich Pestalozzi* erfundenen, vorgeschlagenen, und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsplan soll sie sich anschließen.“ Diese Antwort wird dann in dieser und der folgenden zehnten Rede gerechtfertigt, und der *Pestalozzi'sche* Erziehungsplan geprüft und erweitert. Mit inzigem Vergnügen liest man, was über den Erfinder dieser Erziehungsmethode gesagt wird: in ihm habe sich, wie in Luthern, das wahrhaftig deutsche Gemüth offenbaret, und herrlich offenbaret. Hr. F. hält den Grundbegriff *Pestalozzi's* für durchaus geeignet, die neue Nationalerziehung zu begründen. Er hat freylich noch nichts von der wirklichen Ausübung gesehen und sehen wollen; aber er meint, durch einen richtigen Begriff von der wahren Absicht *Pestalozzi's* ergebe sich der Begriff vom Erfolge ohne alles Probiren von selbst. Ob dem so sey, lassen wir unentschieden; so viel aber wissen wir aus der Geschichte der Erziehung, daß mehrere Männer, sich ihres redlichen Willens bewußt und festhängend an ihrer Idee, voraussehend die Zöglinge, wie sie ihr gemäß seyn sollten, mit unerschütterlicher Gewissheit geglaubt haben an den Erfolg ihrer Bemühungen, so lange bis die wirkliche Ausübung sie vom Gegentheil überzeugte. In Absicht der Form wolle *Pestalozzi*, statt des bisherigen Herumtappens, eine festere und sichere Kunst; in Ansehung des Inhalts aber sey es die freye Geistesbätigkeit des Zöglings, die sie anrege, sein Denken, in welchem späterhin die Welt seiner Liebe ihm aufgehen solle, gerade so, wie Hr. F. es in der zweyten und dritten Rede verlangt.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 N O V E M B E R , 1 8 0 8 .

## P H I L O S O P H I E .

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Reden an die deutsche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte* u. f. w.

*Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Die gesammten Mißgriffe des Pestalozzi'schen Unterrichtsplans leitet Hr. F. aus der Einen Quelle her, daß der dürftige Zweck, auf welchen zunächst hingearbeitet wurde (nämlich den vernachlässigten Kindern aus dem Volke nothdürftige Hülfe zu leisten), und das zu einem weit höheren Zwecke führende Mittel, in Vermengung und Widerstreit mit einander gerathen. Wenn man jenen ersten Zweck vergesse, so erhalte man einen völlig mit sich übereinstimmenden Begriff. Aus dieser Quelle werden einige Irrthümer Pestalozzi's erklärt, z. B. sein Überschätzen des Lesens und Schreibens, seine Ansicht der Sprache. Gegen die häusliche Erziehung, welche P. in seinem Buche für Mütter will, erklärt sich Hr. F. natürlich durchaus; eben so gegen den ganzen Inhalt des Buches. Die wahre Grundlage des Unterrichts wäre ein ABC der Empfindung. „Wie das Kind anfängt, Sprachtöne zu vernehmen, und selbst nothdürftig zu bilden, müßte es geleitet werden, sich vollkommen deutlich zu machen, ob es hungere oder schläfrig sey, ob es die mit dem oder dem Ausdrucke bezeichnete ihm gegenwärtige Empfindung sehe oder höre u. f. f.“ Ein solches ABC der Empfindung, meint Hr. F., habe Pestalozzi wirklich angestrebt, nur sey ihm sein Streben nicht klar geworden. Nach dieser Grundlage sey alsdann zur Entwicklung des erkennenden Subjects selbst das ABC der Anschauung vollkommen zweckmäßig, und wenn zur Ausbildung der körperlichen Fertigkeit noch ein ABC des körperlichen Könnens, der Kunst, hinzukäme: so wäre mit der Ausführung dieses Plans der erste Haupttheil der neuen Nationalerziehung vollendet. Aber dieser ganze erste Theil sey nur Mittel und Vorübung zu dem zweyten wesentlichen der bürgerlichen und religiösen Erziehung, über welche schon in der zweyten und dritten Rede im Allgemeinen gesprochen wurde: „Eine bestimmte Anweisung zur Kunst dieser Erziehung zu geben, ist die Sache derselben Philosophie, welche eine deutsche Nationalerziehung überhaupt in Vorschlag bringt; und diese Philosophie wird, wenn nur erst das Bedürfnis einer solchen Anweisung durch vollendete Ausübung des ersten Theils eintritt, nicht säumen,“

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

„dieselbe zu liefern.“ Mit vortrefflichen Bemerkungen über die Entwicklung „derjenigen Liebe, welche den Menschen an den Menschen bindet, und alle Einzelne zu einer einzigen Vernunftgemeine der gleichen Gesinnung verbindet“, über welchen Gegenstand Pestalozzi in den *Ansichten, Erfahrungen und Mitteln zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise* (Leipzig 1807) zwar mit Begeisterung, aber nicht mit nöthiger Klarheit gesprochen; ferner mit Bemerkungen über die Einrichtung solcher Nationalerziehungs-Institute u. f. w. wird die Rede geschlossen.

In ästhetischer Hinsicht würde der *elften* Rede großes Lob ertheilt werden können; ihr Inhalt aber zeigt, wie leicht der Mensch im Anschauen einer Idee die Verhältnisse des Lebens übersieht, und die Ausführung von Entwürfen für leicht hält, die diesen Verhältnissen widerstreiten. Es wird die Frage aufgeworfen: wem die Ausführung der neuen Nationalerziehung übertragen, wer an die Spitze gestellt werden soll? und darauf wird geantwortet: der Staat, weil, wie früher gezeigt wurde, die Vaterlandsliebe den Staat begeistern, und die treibende Kraft seyn muß in allen seinen Beschlüssen. Es wird daher dem Staate vorgerechnet, daß er dabey nicht verlieren, und daß seine Wirthschaft dabey recht wohl gedeihen könne; dann wird ihm gezeigt, daß ihm gar nichts anderes zu thun übrig bleibe, daß er durchaus das Nichtsthun erwählen, oder die Erziehung ergreifen müsse. „Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen; selbst Gericht und Urtheilspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen. Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde.“ — Wie? also ist der Zustand der Dinge? Was berechtigt da zu der letzteren Erwartung? Wenn wir uns keine Verfassung geben, keine Gesetze, wenn wir keine Bündnisse schließen, und über unsere Kräfte verfügen dürfen; bilden wir da noch einen Staat? Wo mag Hr. F. den Staat wohl suchen, an wen seine Rede richten? Kann ihn, den Scharfsichtigen, die Puppe also täuschen, daß er nicht bemerken sollte, sie sey aus Wachs gebildet? Setzt nicht — die Vortrefflichkeit des Plans angenommen — die Ausfüh-

L I

rung Freyheit voraus und Unabhängigkeit? An die Erziehung hat man nicht gedacht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil keine da war; aber würde man nicht an sie denken, sobald sie anfangen sich zu zeigen, und das Häusliche zum Nationalen würde? Wer daran zweifelt, der muß wenig die Geschichte der Jahrtausende studirt, und aus ihr und aus der Natur des Staats das Streben der Staaten gegen einander begriffen haben. Und wenn wir annehmen wollten, unsere Staaten seyen noch da, aber so schwach und abhängig, wie Hr. F. sie schildert — kann man von dem, welchem das Wasser bis an die Kehle geht, und der fürchten muß, in diesem Moment verschlungen zu werden oder im nächsten, erwarten und verlangen, daß er das Wohl seiner Kinder berathen soll? Im Gewoge der Fluthen kämpft er nur, um das Leben einen Augenblick länger zu fristen. Erst muß das Leben gesichert seyn, ehe nach der Würde des Lebens gestrebt werden kann; so liegt es in der Natur, die kein Entwurf eines freybildenden Geistes zu ändern vermag. — Im Ubrigen hat es uns sehr gewundert, daß Hr. F. lehrt: in der Voraussetzung, daß die Menschen ungeneigt wären, ihre Kinder von sich zu trennen (welches für nothwendig erklärt wird) und herzugeben für eine solche Erziehung, „*habe der Staat, als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten, und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, das vollkommene Recht, die letzteren*“ (die Unmündigen also, aber aus dem Zusammenhange ist klar, daß die Ältern gemeint sind, die sich nicht von ihren Kindern, der neuen Erziehung wegen, trennen wollen) *zu ihrem Heile zu zwingen.* Wir haben viele seltsame Äußerungen Hn. Fichte's übergangen; aber daß Hr. F., der Lehrer des Rechts, einen solchen gefährlichen Satz prediget, das können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Woher hätte denn der Staat dieses Recht? wer hat es ihm eingeräumt? Der Staat ist ein Begriff; es können nur gemeint seyn die Regierenden, und zum Überflusse werden hier auch noch die Staatsmänner genannt. Woher haben denn diese Regierenden das Recht, die Regierten zu zwingen zu dem, was sie für gut und nothwendig und für das Heil der letzteren halten? Wohin sollte das führen? In dem hier vorgelegten Falle möchte dieses Recht zum wirklich Guten führen; aber wird das immer der Fall seyn? Können sie sich nicht irren, und im Irrthum gerade das Böse und Verderbliche für gut und heilsam halten? Wir möchten des Verfassers oben angeführte Worte gebrauchen: macht die Regierenden gut wie Gott, könnt ihr ihnen auch göttlichen Verstand einsetzen? Das Recht aber welches sie in dem einen Fall haben, müssen sie stets haben. Und wenn deutsche Staatsmänner es haben sollen, so begreifen wir nicht, warum es dem fremden Eroberer weniger zukommen sollte, dem wir uns unterworfen haben. Die Vergleichung dieses Rechts mit dem Rechte des Zwangs zu Kriegsdiensten paßt ganz und gar nicht. Dieses Recht folgt nothwendig aus dem Begriff des Staats, und so gewiß der Bürger

im Staate leben will, so gewiß muß er diesem das Recht zuschreiben, seine Bürger insgesamt zu seiner Erhaltung zu gebrauchen, wenn er, der einzelne Bürger, gleich selbst gern eine Ausnahme machen möchte; keineswegs folgt aber das Recht des Zwangs zur Erziehung aus diesem Begriffe. In einem bestimmten Staate kann es, durch Übereinkunft der Bürger, Statt finden: aber es findet nicht Statt im Allgemeinen und ohne diese Übereinkunft; und der Fichtesche Satz ist eben so falsch als gefährlich. — Wenn übrigens der Staat nicht eingehen will in den Plan: so hofft Hr. F. auf reiche Gutsbesitzer, auf die Städte u. s. w. Nach jenem geht an diese seine Ermahnung, doch ja die Ausführung nicht zu verschieben. Da indess, wenn auch nicht alle Hoffnung getäuscht würde, diese Ausführung Zeit erfordern muß: so wird in der zwölften Rede gesprochen über „*die Mittel, uns bis zur Erreichung unseres Hauptzwecks aufrecht zu erhalten,*“ und das war in Reden zu erwarten, deren „*allgemeiner Zweck es ist, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zer schlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüber zu leiten.*“ Diese zwölfte und die folgenden Reden haben uns ganz vorzüglich gefallen, und uns, wenn wir auch nicht jedem Punct beystimmten, mit Freude und Bewunderung erfüllt. Möchten doch recht Viele, denen der Name Vaterland noch nicht ganz zum leeren Schall geworden ist, die noch etwas fühlen, wenn von Deutschland geredet wird, von Freyheit, Unabhängigkeit, Recht und Gesetz, diese Reden lesen und beherzigen, und möchten doch die herrlichen Worte Eindruck machen auf Geist und Gemüth! — Und welches Mittel wird uns hier an gerathen, um uns aufrecht zu erhalten? Nur eins, „*Wir müssen zur Stelle werden, was wir ohnedies seyn sollten, Deutsche,*“ und nun wird beschrieben, wie wir seyn sollten. Wir sind der Meinung, daß dies der eigentliche Punct ist, worauf es ankommt. Wenn aber dieses geschähe, wenn wir Deutsche würden, eingedenk unseres Stamms, würdig unserer Vorfahren, freyer Enkel nicht unwerth; wenn wir würden, wie Hr. F. uns will: so wäre uns geholfen. Wir halten dafür, daß wir so seyn müßten, um einen solchen Vorschlag, als Hr. F. uns macht, ausführen zu können; aber wir halten auch dafür, daß alsdann die Ausführung wenigstens zum Theil überflüssig seyn würde. Die Absonderung der Kinder von uns wäre nicht nöthig; unsere Nähe würde sie nicht vergiften, und ein jeder Vater würde für sich seinem Sohne geben, was Noth ist für Vaterland und Freyheit, wenn gleich nicht stets auf Pestalozzische Weise. In der That; wie ließe sich eine solche vollkommene Absonderung auch nur denken! Die Zöglinge sollen ja doch einmal entlassen werden aus der Anstalt; sie mögen geformt seyn und gemacht, wie sie wollen, Sinnenwesen bleiben sie, und bedürfen Mancherley. Wenn nun außer ihrer Anstalt Alles heym Alten bliebe; wenn z. B. die Wurzel Alles Übels in der bürgerlichen Gesellschaft, das Privateigenthum mit dem ungeheuren Heer seiner Folgen

bliebe, wie es ist: was könnte aus diesen also erzogenen Menschen werden? Der Unterschied der Stände hätte in der Erziehungsanstalt aufgehört, alle wären gleich: hier würde er nur desto schneidender seyn. Es ist wahr, die Griechen, auf welche sich Hr. F. beruft, bildeten auch den Knaben zum Bürger durch die Erziehung. Aber ging die Staatsorganisation aus von der Erziehung, oder hatte die Erziehung ihren Ursprung in der Staatsorganisation? Wir denken das letztere, wiewohl sie dann zurückwirkte. Der Gesetzgeber wandte sich an seine Zeitgenossen, und brachte diese zu Entschluß und That, dann erfolgte die Erziehung von selbst; der umgekehrte Weg scheint uns unmöglich. Also sind Wir es, die sich ändern müssen, die werden müssen, was unsere Kinder seyn sollen. Machen wir uns dazu nicht: so werden wir wahrlich auch unsere Kinder nicht dazu machen, und wenn sie Deutsche werden, so werden wir nicht Schuld daran seyn. — Auf eine vortreffliche Weise wird denen geantwortet, deren es unter uns leider! so viele giebt, die da meinen, „wir würden auch ohne politische Selbstständigkeit doch unsere Sprache, unsere Literatur behalten, in diesen immer eine Nation bleiben, und damit über alles andere uns leichtlich trösten können.“ Ach, ihr Blinden, worauf baut ihr denn eure Meinung! Ist nicht schon ein Theil von Deutschland unserer Sprache fast abgestorben? wird nicht einem anderen sogar die holländische aufgedrängt? Und bemühen sich nicht unter uns schon viele, die fremde Sprache lieber zu stümpern, als die vaterländische zu reden und zu schreiben? Möchte man doch beherzigen, was Hr. F. sagt, wahr und ergreifend! Und möchten doch Alle, die durch Furcht und Angst ergriffen, das Lautwerden deutscher Stimmen an die Deutschen entweder nicht wagen oder zu unterdrücken suchen, lesen und erwägen, was Hr. F. sagt, und mit ihm auf jede Gefahrlagen und thun, was ihnen Noth scheint.

Die dreyzehnte Rede war bey dem Censor durch Zufall verloren gegangen; Hr. F. hatte keine Abschrift. Was er giebt, führt die Überschrift: Inhaltsanzeige der 13 Rede. Aber diese Inhaltsanzeige ist, wenn nicht länger, doch wenigstens eben so lang als eine der übrigen Reden. In der Form weicht sie von diesen ab; sie ist bey weitem mit weniger Kunst geschrieben: aber die Reichhaltigkeit, die Lebendigkeit, die Wärme, die Klarheit, hat nicht dabey verloren. Die angefangenen Betrachtungen werden fortgesetzt: über das politische Gleichgewicht von Europa, dessen Gedanken jedoch Hr. F. nicht aus der Geschichte entlehnt zu haben scheint; über eine neue Universalmonarchie u. s. w. Das, was über und gegen jene heilloßen Schriftsteller gesagt wird, welche durch Anklagen des eigenen Vaterlandes, durch Schmähungen auf Einrichtungen, Stände und Personen, ohne Schaam vor Menschen, ohne Scheu vor Gott, sich einen unseligen Ruf, oder einen segnenlosen Gewinn zu erwerben gesucht haben, ist schon zum Theil durch andere Blätter bekannter geworden. Sie selbst, diese Menschen, die vielleicht dem Vaterlande mehr geschadet haben, als irgend

ein anderes Ereigniß, sind zuverlässig unverbessert, denn sie haben eben so wenig Gemüth gezeigt, als Geist. Daher wünschen wir, daß das von Hn. F. vorgeschlagene Mittel, welches Rec. schon längst angewendet hat, allgemein in Ausübung gebracht werde, daß sich nämlich Alle entschließen möchten, keine Schmähschriften mehr zu lesen; alsdann wird zuverlässig ihr Druck unterbleiben.

Kräftig, warnend, drohend, ermahnend, beschließt die vierzehnte Rede, aus welcher wir schon im Anfange einige Proben mitgetheilt haben, das Ganze nicht ohne Feyerlichkeit. Wir aber glauben, die Leser in den Stand gesetzt zu haben, zu beurtheilen, was in diesen Reden, und wie es vorgetragen ist. Wir hoffen, daß Hr. F. auf diejenigen, zu welchen er zunächst sprach, so vielen Eindruck gemacht, sie so weit überzeugt haben wird, daß sie einen Versuch machen, das Vorgeschlagene in Ausübung zu bringen. Dabey wird Er gewiß durch Rath und That behülfflich seyn, folglich Gelegenheit haben, Erfahrungen zu machen. Wenn diese auch seine Ansicht und Überzeugung nicht ändern: so werden sie doch für dieselbe von wesentlichem Nutzen seyn. Zu beklagen wäre er, wenn gar nichts geschähe; denn es ist allein diese Hoffnung, wesswegen er noch leben mag — welches uns freylich nicht sehr philosophisch scheint. Wir geben den Glauben an die Menschheit nicht auf, und an die Fortentwicklung der Cultur, es geschehe, was da wolle. So lange Menschen sind, ist nicht Alles verloren; und so lange wir selbst, nicht einmal Alles für Deutschland.

PIK.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Seeger: *Handbuch der niedern und höhern Reitkunst von Seyfert von Tennecker*. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1805. VI u. 501 S. 8. (2 Rthlr.).

Auch unter dem besondern Titel: *Handbuch der niedern Reitkunst etc.* Erster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

In 986 §§. übergiebt Hr. v. T. dem Publicum die erste Abtheilung seines Werkes, dessen Durchlesung: aber wegen der so äußerst ermüdenden Weitläufigkeit und Unordnung sehr geduldige Leser verlangt. Da der Vf., wie er in seiner Vorrede sagt, sich Leser denkt, die entweder Cavallerie-Officiere, oder solche Männer von Metier sind, welchen es sowohl an praktischer Festigkeit, als auch an Gabe des deutlichen Unterrichts fehlt, die also nicht ganz unkundig in der Sache selbst seyn können: so wäre wohl eine so übertriebene Weitläufigkeit nicht nöthig gewesen —; und hätte der Vf. auch geglaubt, daß er ohne genaue Auseinandersetzung nicht verständlich oder nützlich genug seyn könnte: so hätte er doch wenigstens jedem Capitel einen kurzen Auszug vorausschicken sollen; woraus der Leser das Resultat hätte übersehen können.

Gleich zuerst vermißt Rec. die Anweisung, wie der Lehrer sich gegen den Lernenden, vermöge seines Temperaments, körperlicher Kräfte, Alters, und



der Zeit, binnen welcher erlernen will und kann, zu verhalten habe: eine sehr nothwendige Lehre für einen, der unterrichten will. Der Vf. hat zwar hie und da einige Wörter darüber fallen lassen, aber im Ganzen nichts Bestimmtes gesagt. Sodann hätte eine Anweisung vorausgehen sollen, auf was für Weise, und durch welche Mittel ein Lehrenwollender sich zu einem geschickten, nützlichen Lehrer bilden könne. Denn daß dieses ein ganz eigenes Studium ist, das nicht bloß in der Theorie, sondern in praktischen Beweisen liege, und nicht durch Bücherlesen allein geschehen könne, wird Jeder, der mit Nachdenken unterrichtet hat, wissen. — Übrigens hat der Vf. im Ganzen nichts Neues gesagt. Seine ganze Lehre wird auf verschiedenen Manegen Deutschlands schon längst vorgetragen, nur mit dem Unterschied, daß es ihm an vielen Orten an richtigem Beweis seiner Meinung fehlt. Hier nur Einiges zum Beweis.

Von der Wirkung des äußern und innern Zügels sagt der Vf. §. 468: Bey der Cavallerie und den meisten Reitern, die zwar mit den Regeln der Reitkunst bekannt sind, nicht aber ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Führung der Faust anwenden können, muß der auswändige Zügel nicht nur die Wendung ausführen, sondern sie auch bestimmen u. s. w. Hier muß, sagt der Vf., eine andere Zeichenlehre zum Grunde liegen als die gewöhnliche, nach welcher wir dem Pferde die zu wendende Seite durch ein Gefühl auf derselben Lade, vermittelt der Zügel, beybringen; ersagt ferner: „der Druck des linken Zügels am Halse, indem wir bey der Wendung rechts auch die Faust rechts führen, zeigt ihm diese Wendung an, bestimmt das Thier hiezu, wirkt also als der inwendige Zügel, und der Eindruck, welchen sodann derselbe Zügel auf die Lade vermittelt des Mundstückes hervorbringt, führt die Wendung aus.“ Weiter weist der Vf., wie er hinzusetzt, sich dies nicht zu erklären, und hat eigentlich hier noch gar nichts erklärt. — Rec. ist ganz entgegengesetzter Meinung. Denn da das Thier, nach den in der Natur festgesetzten Grundsätzen, durch Schmerz und Gewohnheit geleitet wird, die Wendung bey dem Pferde aber dadurch entsteht, daß man ihm auf der Lade der Seite, wohin man wenden will, durch den Anzug des Zügels einen Schmerz hervorbringe, welchem es auszuweichen, den Kopf und Körper dahin biegt, und so die Wendung hervorgebracht wird: so kann nach diesen Grundsätzen der Druck und Anzug des äußeren Zügels nur das Entgegengesetzte hervorbringen; aber Gewohnheit, wodurch man alles bewirken, und auch das Thier lehren kann, bringt hier dieses, für den Reiter sehr unmerklich hervor. Ein jedes junges Pferd wird, sowohl bey Cavallerie als auch von anderen Personen, sobald man es zäumt, nicht mit bloßer Stange, sondern zugleich mit einer Unterlegdrense geritten, und bey der Wendung die Drense anfänglich mehr gebraucht als die Stange; indem nun die Drense bey der Wendung rechts mit der rechten Faust angezogen wird, schiebt der Reiter aus alter Gewohnheit mit der linken Hand nach der rechten Seite zu, wodurch der Druck des linken Zügels an den Hals und das Mundstück auf

die Lade hervorgebracht wird. Eben so auch bey der Wendung links, wo die Drense mehr verkürzt wird, und bey dem Herunterziehen der Hand der rechte Zügel wieder den nämlichen Druck hervorbringt. Auf diese Art wird das Thier durch die öftere Wiederholung gewöhnt, sich so, auch zuletzt ohne die Drense, zumal wenn die Schenkel mit zu Hülfe genommen werden, durch den Druck des äußeren Zügels wenden zu lassen. In dem Abschnitte über die Haltung unseres Körpers zu Pferde und den Schluss klagt der Vf. sehr, daß, so in die Augen springend auch der Vorzug der Campagne-Reiterey vor der Schulreiterey für jeden sey, man doch diesen Vorzug noch nicht einsehen wolle; schmähst auf diejenigen, welche gedankenlos ihren Unterricht auf Schulpferden ertheilen, und beschwert sich, daß, da er hierüber seine Meinung öffentlich gesagt, man ihn darüber sogar gerichtlich belangt habe. Rec. verwundert sich hierüber gar nicht. Denn die Art, wie der Vf. bey solchen Fällen, wo er das Recht für sich zu haben glaubt, verfährt, wo er oft so unbedingt und unüberlegt auf alles, was nicht seiner Meinung ist, schmähst, muß ihm am Ende in solche Lagen bringen; und im Ganzen zeigt sich hiedurch nur gar zu sehr, daß er den wahren Nutzen der Schulreiterey noch gar nicht kennt, so wie das Publicum durch die Länge der Zeit überzeugt worden ist, daß der Vf. über viele Sachen leichter etwas schreiben, als sie ausführen kann. —

Was den Unterricht selbst betrifft, so sagt der Vf. §. 625 bey dem Reiten im Schritt, daß bey jeder Vernachlässigung einer Regel der Scholar sogleich durch Zurechtweisung wieder in die vernachlässigte Position, Haltung im Gleichgewichte u. s. w. zurückversetzt werden müßte, wobey es ohnaußgesetzt zu sprechen giebt. Auch hier ist Rec. anderer Meinung. Er glaubt, es sey besser, wenn man von dem angehenden Reiter, der vom Anfang wenig Fassung und Besinnung, aus Furcht u. s. w. hat, anfänglich (nachdem ihm aber vorher alles auf dem Pferde erklärt worden) nur 2 oder 3 Hauptsachen verlangt, damit er nicht confus wird, da alles zu merken ihm auf einmal unmöglich ist, und da viele Reden und Corrigiren des Lehrers nur mehr verwirrt. Man gehe erst die Hauptregeln durch, suche die auf, welche ihm am schwersten werden, corrigire nach diesen zuerst, und so wie der Lehrling eine gefast hat, fahre man in jeder Stunde fort, von ihm mehrere Regeln und deren Ausübung zu verlangen: so wird er gewiss mit mehr Lust und Schnelligkeit lernen. Auf diese Weise wird es dann auch sehr gut möglich, mehrere Scholaren in einer Stunde mit Nutzen zu unterrichten.

Endlich würde der Vf. wohlgethan haben, wenn er alles zum Unterrichte nicht Hiehergehörige, als Geschichtchen, Anspielungen und Sticheleyen auf andere Lehrer u. dgl., die hier von keinem Nutzen sind, weggelassen hätte. Solches macht dem Leser, der unterrichtet seyn will, und der so genug mit der überflüssigen Weitläufigkeit dieses Werks zu kämpfen hat, verdrüsslich, und bringt auf den Gedanken, daß dem Vf. mehr an der Bogenzahl, als an dem Nutzen seines Werks gelegen habe.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 N O V E M B E R , 1808.

## P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Erziehungswissenschaft*, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staates praktisch dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pötker*, ord. Prof. des Natur- und Völkerrechts auf der Universität Wittenberg. Zwey Theile. 1806. I Th. XVI u. 336 S. II Th. XII u. 434 S.; nebst 8 Beylagen. gr. 8. (3 Thlr.)

Ogleich auch diese Schrift eines bekannten Polygraphen unverkennbare Spuren von Flüchtigkeit an sich trägt, und ihren wichtigen Gegenstand nichts weniger als befriedigend abhandelt: so erkennt man doch bald den denkenden Kopf, der mit ruhigem, vorurtheilsfreyem Blick auf dem Gebiete der Pädagogik umherschaut, und durch Beobachtung und Nachdenken das Wahre vom Täuschenden zu sondern sucht. In vielen Stellen zeigt der Vf. ein für die Bildung des aufblühenden Menschengeschlechts erwärmtes Herz, einen edlen, männlichen Sinn, der durch Erziehung und Unterricht aus dem Sturm der Zeit einen besseren Tag der Zukunft zu bereiten sucht. Der Erzieher und Lehrer wird also hier manche vortreffliche Winke und manche lehrreiche Bemerkungen finden; er wird sich nicht selten mit warmer Liebe für die Grösse seines Berufs durchdrungen fühlen. Aber eine gründliche und vollständige Darlegung des ganzen Umfangs seiner Wissenschaft, ein tiefes Eindringen in die einzelnen Theile derselben, eine vertraute Bekanntschaft mit allen bedeutenderen Erscheinungen der letzteren Zeit, neue originelle Ansichten und befriedigende Aufschlüsse über streitige Punkte: alles dies darf der Leser nicht suchen. Und doch berechtigen ihn Titel und Vorrede zu solchen Erwartungen; denn der Vf. versichert in der Vorrede zum ersten Theil S. VII, daß er schon im J. 1794 in Leipzig Vorlesungen über die Pädagogik gehalten, und seit dieser Zeit das Bedeutendere im Gebiete der Lehr- und Erziehungs-Kunst mit Prüfung verglichen und studirt habe. Würde man dann aber wohl nach den neueren Erziehungslehren eines *Wagener*, *Schwarz*, *Herbart* und *Tillich*, nach einer prüfenden Angabe alles dessen, was *Pestalozzi* begonnen und ausgeführt, nach allen den Fortschritten, welche besonders die Methodik des Unterrichts in den neueren Zeiten gemacht hat, vergebens suchen müssen? Würde man dann wohl in der beygebrachten Literatur so manches wichtige und interessante Werk vermissen?

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

Die Vorrede giebt den Gesichtspunct an, aus welchem der Vf. diese Schrift beurtheilt wissen will. Da durch die große Erschütterung, die Kant durch den Umsturz der bis dahin herrschenden Metaphysik im Gebiete der Philosophie bewirkte, auch die Pädagogik, in Hinsicht auf ihre systematische Darstellung, eine neue Gestalt erhielt, und diese erst nach einer tieferen Begründung der praktischen Philosophie zu dem Range einer philosophischen Wissenschaft erhoben wurde: so suchte der Vf. ein festbegründetes pädagogisches System aufzustellen, und dies auf Principien zu bauen, die unmittelbar aus der praktischen Philosophie abgeleitet sind. Dieses sollte nun nicht im Geiste und in der Terminologie eines herrschenden philosophischen Systems, sondern in einer unbefangenen Neutralität gegen alle herrschenden Schulsysteme, bey einem eigenen ruhigen Forschen und Prüfen geschehen. Dennoch aber haben wir überall den Geist und Sinn der kritischen Philosophie vernommen, und eben nicht gefunden, daß sich des Vfs. forschender Geist frey und fessellos bewege. Wir erkennen dankbar die großen Verdienste, die sich Kant durch die Aufstellung eines reinen und sicheren Moralprincips, und durch die Aufklärung der sittlichen Natur des Menschen um die Erziehungswissenschaft erworben hat: aber soll er denn den Schlussstein an ein Gebäude gelegt haben, das durch die vereinten Bemühungen und durch das fortgesetzte Studium so vieler achtungswerther Männer täglich an Schönheit und Festigkeit, an innerer und äußerer Ordnung gewinnt? Zugabe, daß ein festbegründetes, von allen Seiten genau begrenztes System der Pädagogik möglich sey — wogegen doch wohl manche bedeutende Zweifel erhoben werden möchten: — so ist es doch jetzt noch viel zu früh, an den Aufbau eines solchen Systems zu denken. Erscheinen nicht auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik fast mit jedem Jahre neue Lehr- und Erziehungs-Methoden, deren richtige Würdigung zum Theil erst nach Decennien möglich ist? Giebt es nicht in allen Theilen jener Wissenschaften Lücken, die erst durch längere Erfahrungen und fortgesetztes Studium ausgefüllt werden müssen? Überdies sind wir ja auch mit der Erforschung unserer eigenen Natur noch gar nicht auf Reine gekommen, und die Wechselwirkung, in welcher der Geist und Körper des Menschen unter einander stehen, ist uns noch überall ein Räthsel. Auch fehlt es uns noch ganz an einer pragmatischen Geschichte des Erziehungswesens. In so fern also diese

Mm

**Pölitische Pädagogik** das Kantische Princip der höchsten Sittlichkeit zum Grunde gelegt, und dasselbe allenthalben durchzuführen gesucht hat, und in sofern sie ein wohlgeordneter Inbegriff [zusammengehöriger Wahrheiten und Erfahrungen] ist, mag sie eine Erziehungswissenschaft heißen: aber der Name eines festbegründeten, mit Einheit und Consequenz durchgeführten Systems ist zu anmaßend für sie.

Die Literatur über den wissenschaftlichen Anbau der Pädagogik überhaupt und der einzelnen Theile insbesondere, ist nicht so gründlich und vollständig, als man nach der Aufserung des Vfs. erwarten sollte. Nicht selten vermisst man Hauptwerke. Auch wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Vf. den wichtigeren Werken ein kurzes Urtheil hinzugefügt, oder, nach dem Beyspiele des Niemeyerschen Handbuchs, das Vorzügliche durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben hätte. Zwar versichert er S. VIII, daß er sie in seinen Vorlesungen ausführlich erläutere: aber schrieb er denn dieses Werk bloß für seine Zuhörer? —

Die Erziehung des jungen Menschen umschleift nach der Angabe des Vfs. „den ganzen Inbegriff von *absichtlichen* Anregungen und Anstalten, durch welche derselbe vorbereitet, geübt und fortgeführt wird bis zur selbstthätigen Realisirung des Zweckes der Sittlichkeit.“ Die Einseitigkeit dieser Erklärung muß der Vf. selbst gefühlt haben, indem er S. 8 die Pädagogik als eine wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze und Regeln definirt, „nach welchen der junge Weltankömmling in den Jahren der moralischen Unmündigkeit zum Menschen und Bürger erzogen werden soll, verbunden mit der Angabe der wesentlichen Anstalten und Übungen, durch welche das Erziehungsgeschäft im Staate zur Vollendung erhoben wird.“ *Erziehungskunst*, meint der Vf., sey nicht so richtig, als die Ausdrücke Erziehungswissenschaft und Erziehungskunde, weil man leicht schielende und schwankende Begriffe damit verbinden könnte. Hat man aber nicht schon längst die praktische Pädagogik, oder die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, welche ein Erzieher besitzen muß, Erziehungskunst genannt, und sie dadurch aufs bestimmteste von der Theorie der Erziehungsgesetze oder Erziehungswissenschaft unterschieden? In der §. 6 angegebenen Literatur der Pädagogik vermisst Rec. ungern: *Vergerius* Schul- und Erziehungs-Schriften; *Vergilius de liberorum educatione*; *Luthers* treuerzige Vermahnung u. s. w., oder die, freylich sehr mangelhafte, Schrift von *Gedike*: *Luthers Pädagogik*; *Bacon de Verulamio de augmentis scientiarum*, worin er seine Zeitgenossen zur Verbreitung einer höheren Cultur, durch die Verbesserung des Unterrichts, dringend auffodert und dazu manche vortreffliche Vorschläge thut; ferner *Ratich nova didactica*, die er den, zur Wahl des Kaisers Marthias zu Frankfurt, im J. 1612, versammelten Reichsständen vorlegte; des berühmten *Amos Comenius opera didactica*, die er 1627 herauszugeben anfang, und wozin er sich der Reformation der öffentlichen Erzie-

hung und des Schulunterrichts mit dem feurigsten Enthusiasmus annahm; und endlich die 1635 zu Antwerpen von einem Jesuiten herausgegebene *Ratio atque institutio studiorum*. Und verdienen denn ein *Malanthon*, *Erasmus* und *Reuchlin* keiner ehrenvollen Erwähnung? der bey *Niemeyer*, im zweyten Theil seiner *Grundsätze* (§. 199), angeführten Schriftsteller nicht zu gedenken. — Unter den besseren neueren Schriften fehlen: *Grivels* neues Lehrgebäude der Erziehung; *Layritz* Betrachtungen über eine verständige Kinderzucht; *Iselins* Grundriss der pädagogischen Kenntnisse; *Briefe* über die Erziehungskunst, die 1786 zu Gera heranskamen; *Lehmus* Versuch über die Erziehung des Menschen; *Coste's* neue Versuche über die Erziehung; v. *Hefs* Schriften über das Schulwesen und die Erziehungswissenschaften; das *Pädagogische Handbuch* für Schulmänner und Privaterzieher, wovon 1790 zu Halle der erste Theil erschien; *Heilbronn's* praktisches Erziehungs-Handbuch; *Degen's* Vorträge über Gegenstände der Erziehung und Bildung; *Schwarz* Briefe, das Erziehungs- und Prediger-Geschäft betreffend; *Wolken's* kurze Erziehungslehre; *Brauns* Gedanken über die Erziehung; *Weissenstein's* Fragmente zur Erziehung und zum Unterricht; *Ehlers's*, von *Hefs*, *Stuven's*, *Gedike's*, *Lieberkühn's* Sammlungen von Schul- und Erziehungs-Schriften. Bey der Literaturgeschichte fehlen: *Ludovici Historia scholarum*; *Ruhkopf's* Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesens in Deutschland, und die kleineren Schriften von *Burckhardt*, *Schöttgen* und *Köhler* u. s. w. Der Schriften der Ausländer, und namentlich der Engländer *Knox*, *Parsons*, *Williams*, *Graham* und *Cawte*, der Franzosen *Verdier*, *Lozembrun*, *Ballerfeld*, *Chalotais*, *Caillieres* und *Mad. Genlis*, und einzelner trefflicher Abhandlungen in verschiedenen Journalen nicht zu gedenken. Zu den Schriften, welche sich mit dem Begriff und Zweck der Erziehung beschäftigen, kann man noch hinzufügen: *Niethammer's* Aufsatz über Pädagogik als praktische Wissenschaft und die große Schwierigkeit der genauen Bestimmung ihres eigenthümlichen Gebiets — im *philos. Journal* 3ten Bandes 4tes Heft. Von dem, was *Fichte* in mehreren seiner Schriften über diesen Gegenstand Scharfsinniges sagt, findet man nicht die geringste Erwähnung. Unter den Zeitschriften, welche das Erziehungswesen betreffen, fehlen: *Resewitz* Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öff. Erziehung; die *Charakteristik* der Erziehungsschriftsteller Deutschlands; *Wiedeburg's* philologisch-pädagogisches Magazin; die neuesten *Erziehungsbegebenheiten*; die *Kinderbibliothek* für Eltern und Erzieher; das *Magazin* für die Erziehung und Schulen in den preuß. Staaten; *Schütz* pädagogischer und liter. Briefwechsel; *Gedikens* Annalen; *Schönemann's* Journal für Studenten und Schüler der oberen Classen; die *Dessauische* Jugendzeitung; *Nürnbergische* Kinderzeitung; das *Niedersächsische* Wochenblatt für Kinder; *Weissen's* leipziger Wochenblatt für Kinder und dessen Kinderfreund;

*pragmatische Geschichte* der vornehmsten Gymnasien und Schulen in Deutschland. — Wir würden die Grenzen, welche uns der Zweck dieses Instituts angebt, zur Ungebühr übertreten, wenn wir alle Lücken, welche sich in der Literatur der einzelnen Theile dieses Werks finden, mit derselben Vollständigkeit ausfüllen wollten, und begnügen uns zur Ersparung des Raums nur die wichtigsten der fehlenden Schriften anzudeuten.

Der *erste* Theil enthält die *theoretische* Pädagogik und umfaßt die physische, intellectuelle, ästhetische, moralische und religiöse Erziehung, woran sich noch die Lehre von der Disciplin und die Erziehung zum Bürger anschliesst, „weil nur dadurch das Geschäft der Erziehung selbst vollendet, und die Beförderung der subjectiven Bildung und Reife mit der objectiven Brauchbarkeit des Zöglings ins Gleichgewicht gebracht wird“ S. 36. Vor jedem dieser Hauptabschnitte geht immer erst eine philosophische Erörterung des Gegenstandes voraus, woran man den strengen Kantianer nicht verkennen kann. Die *physische* Erziehung (S. 36—57) enthält nichts weiter, als was man schon in allen früheren Erziehungslehren, und zwar in den meisten vollständiger und praktischer findet. S. 43 fehlen *Fourcroy's* Briefe über die physische Erziehung der Kinder, *Verdier sur la perfectibilité de l'homme*, und die *Anweisung* wie man Kinder von ihrer Geburtsstunde an bis zum männbaren Alter erziehen soll; damit sie gesund bleiben und groß und stark werden. Leipz. 1784. — S. 51 hätte noch das älteste Werk über die *Onanie*, das im 17ten Jahrh. in England herauskam, und im J. 1763 nach der 15ten Ausgabe ins Deutsche übersetzt wurde; ferner *Beckers* Verhütung und Heilung der Onanie, und eine Schrift, die fast alle anderen über diesen Gegenstand entbehrlich macht, *Schummel* über Kinderzucht und Selbstbefleckung — angeführt werden sollen. — In dem Abschnitt von der *intellectuellen* Erziehung (S. 57—134), die als „der Inbegriff aller der Anstalten und Übungen, wodurch die Entwicklung des Vorstellungsvermögens bis zur selbstständigen Erkenntniß der Wahrheit befördert wird“ definit worden ist, handelt der Vf. von der Cultur des Vorstellungsvermögens, des Anschauungsvermögens, des Verstandes, der Urtheilskraft, der Vernunft, der Phantasie, des Gedächtnisses, des Witzes und des Scharffsinns. Als Grundgesetz aller Entwicklung der verschiedenen geistigen Kräfte giebt Hr. P. S. 60 an: „die Beförderung der gleichmässigen Ausbildung aller geistigen Vermögen zur Hervorbringung eines bestimmten Gleichgewichts ihrer Wirkksamkeit, in dem Zeitalter der sittlichen Reife des zu erziehenden Individuums.“ Sollte aber nicht, zum Nachtheil der übrigen Geisteskräfte, auf die Cultur der Vernunft ein zu großer Aufwand von Zeit und Mühe verwendet werden? Ubrigens enthält der ganze Abschnitt recht viel Gutes, obgleich wenig Neues und Eigenthümliches. Mehr Interesse würde derselbe, so wie das ganze Werk, für den praktischen Erzieher haben, wenn der Vf. solche

Beyspiele und praktische Winke, die dem *Niemeyer'schen* Handbuche einen so entschiedenen Werth geben, mit in seinen Vortrag verwebt hätte. Und war man nicht dem Titel nach berechtigt, dergleichen in diesem Werke zu erwarten? Was helfen dem angehenden Erzieher und Lehrer solche allgemeine Regeln, als: der Lehrer muß Sorge tragen, daß speculative Köpfe nicht ganz fürs wirkliche Leben verloren, und praktische dagegen nicht bloß oberflächliche Menschen werden I, 133; man übe das von der Natur vernachlässigte Gedächtniß unablässig S. 114; der Erzieher gebe dem lebhaften und starken Gefühle die wohlthätigste Richtung S. 150; man wecke und nähre überhaupt den Sinn für die Erhabenheit, GröÙe und Schönheit der Natur S. 155; der Erzieher gewöhne den Zögling daran, sich stets im Zustande der Besonnenheit zu erhalten S. 221, u. a., wenn er nicht weiß, wie und wodurch er jene Forderungen befriedigen soll? Der §. 33: Über die *Ideale des Menschen und deren Berücksichtigung in der Erziehung*, würde unstreitig viel reichhaltiger geworden seyn, wenn der Vf. den Aufsatz *Niemeyer's* über die *Erziehung für die wirkliche und ideale Welt*, im dritten Bande seiner Grundsätze, hätte benutzen können. Doch würde er auch in einem Aufsatze von *Villaume: ob und inwiefern bey der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menschen seiner Brauchbarkeit aufzuopfern* (Revis. W. III. 435), viel Durchdachtes gefunden haben. S. 98 tritt Rec., durch seine vielfache Erfahrung belehrt, ganz der Meinung des Hn. P. bey: „Bis zu dem Zeitpuncte der höheren Reife des Jünglings werden gewiß alle Schauspiele nachtheilig wirken, und wäre es auch nur dadurch, daß sie der Seele eine Masse von Bildern zuführen, die sie noch nicht gehörig verarbeiten kann, und die nicht selten ein dumpfes Brüten der Phantasie zur Folge haben.“ Ubrigens findet man in *Blankenburg's* Zusätzen zu *Sulzer's* Theorie u. f. w. unter dem Artikel: *Theater*, ein langes Verzeichniß aller der Schriften, die über die Beantwortung der Frage: *dürfen Kinder das Schauspiel besuchen?* gewechselt worden sind. — Unter den Bilderbüchern, die sich vor allen anderen vorthellhaft auszeichnen, hätten wohl noch *Basedow's* Elementarwerk, *Hirschmann's* Tempel der Natur, *Großmann's* historisch-technol. Schauplatz, *Löhr's* Familie Thalberg, das *historische Bilderbuch* für die Jugend, das *geograph. naturhist. Bilderbuch*, das *neue Bilderbuch* für die Jugend, die *Seidel'schen* Bilderbücher und der *Schauplatz der Natur und der Künste*, angeführt werden sollen. Auch erwartete Rec. bey dem Abschnitt: *von der Cultur des Verstandes*, eine Anzeige der vorzüglichsten Schriften, welche Erweckung des Nachdenkens und Übung des Verstandes zum Gegenstand haben. Welche treffliche Werke besitzen wir nicht gerade in diesem Theile der Pädagogik! — So lange sich auch der Vf. bey der Cultur des Gedächtnisses verweilt, so ist Rec. doch dadurch nicht befriedigt worden. Auch fehlen in der beygebrachten Literatur: *Klüber's* Compendium der Mnemonik; *Arzt's*

Theorie der Mnemonik; Kästner's Überf. und Erklärung der drey wichtigsten Stellen bey den Alten von der Gedächtniskunst; Gräfe's Untersuchung über das Gedächtnis im vierten Bande seines N. katechetisch. Journals.

Durch die *ästhetische* Erziehung (S. 136—190) soll die Entwicklung des Gefühlsvermögens überhaupt, und insbesondere die Ausbildung des dem Menschen inwohnenden Sinns fürs Schöne, so wie die Reife seines Geschmacks befördert werden. Sehr richtig bemerkt der Vf., daß die ästhetische Erziehung nicht eher isolirt behandelt werden konnte, als bis durch die Resultate der neueren Philosophie das Gefühlsvermögen selbst als ein von dem Vorstellungs- und Begehrungs-Vermögen verschiedenes, ursprüngliches und gleichmäsig wirkendes Vermögen dargestellt, und die alte Eintheilung des geistigen Menschen in Verstand und Willen dadurch berichtigt und verändert wurde. Der Vf. hat diesen Abschnitt mit besonderer Sorgfalt bearbeitet, und wir haben nicht gefunden, daß er irgend einen wesentlichen Punct der Bildung des Gefühlsvermögens unberührt gelassen hätte. Er fand freylich schon durch Schiller, Niemeyer, Heydenreich und Fehse sehr gut vorgearbeitet. Darin aber kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, daß man das Kind *frühzeitig* mit dem *vielfachen* Elende, und mit der Noth der Welt bekannt machen soll, S. 179. Man wird dadurch bey den Kindern das Gefühl des Mitleids eher abstimpfen als schärfen, und gefühlvolle Kinder entweder um den frühen Genuß der Kindheit bringen, oder sie zu einer weinerlichen Empfindeley gewöhnen. Heilsamer wird der Anblick fremder Leiden auf das Gemüth des Jünglings wirken; doch muß auch ernicht zu oft durch die Noth der Welt erschüttert werden, wenn er nicht den Sinn für dieselbe verlieren soll. In der beygebrachten Literatur vermiffen wir: *Muratori* über die Einbildungskraft, mit Zusätzen von *Richarz*; *Maass* über die Einbildungskraft; *Heydenreich* über Empfindung und Phantasie, im fünften und sechsten Bande von *Cäsars* Denkwürdigkeiten; *Königs* Lehrbuch des guten Geschmacks für Jünglinge und Mädchen, und *Schütz* Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und des Geschmacks.

Nicht so befriedigt fanden wir uns durch die Abhandlung von der *moralischen* Erziehung (S. 191—261), „wodurch die Entwicklung des Begehrungsvermögens bis zur Unterordnung aller isolirten Zwecke des Menschen unter den Zweck der Sittlichkeit befördert werden soll.“ Bey einer grossen Unvollständigkeit fehlt ihr ganz jene vertraute Bekanntheit mit der Kinderwelt, welche dem Ganzen eine mehr praktische Tendenz und eine erhöhetere Brauchbarkeit gegeben haben würde. Doch war es uns erfreulich zu bemerken, daß der Vf. überall dem herrschenden Geiste der Zeit, der Schlawheit und Sittenlosigkeit entgegen zu arbeiten, und das heranreifende Menschengeschlecht für eine bessere Zukunft zu erziehen sucht. Der kalte Egoismus hätte die Tugenden der alten Freyheits- und Vaterlands-Lie-

be getödtet, und den Sinn für das Grose und Allgemeine untergraben. Bey dem Hafchen und Jagen nach Sinnengenuss, und nach den Gütern der Welt dachten wir nur an den vorbeystiegenden Augenblick des Lebens, und vergaßen darüber das Heil und Glück der kommenden Tage. Wir standen in Gefahr, die ersten und heiligsten Güter der Menschheit zu verlieren. Durch schmerzhaft, tieferschütternde Erfahrungen sind wir aufgeschreckt worden aus unserer Gedankenlosigkeit und Trägheit; und wollen wir nicht begraben werden unter den Trümmern einer stürmischen Zeit: so muß ein neuer und besserer Geist unter uns einheimisch werden. Und da ist es dann für uns Lehrer und Erzieher, denen das Wohl der Zukunft in die Hände gegeben und ans Herz gelegt ist, heilige Pflicht, dem Charakter der Jugend Selbstständigkeit und Muth zu geben, und sie mit dem Geist reiner Sittlichkeit zu beleben, damit sie zum Gefühl ihrer Würde gelange, und Recht und Freyheit männlich schütze. —

Die *religiöse* Erziehung (S. 263—274) soll nach des Vfs. etwas weiterschweiger Definition „das jugendliche Gemüth mit den richtigen Begriffen über religiöse Gegenstände bekannt machen, das religiöse Gefühl zweckmäsig bilden, und in dem Zöglinge eine Handelsweise begründen, welche der geläuterten Religionserkenntnis völlig angemessen ist.“ Vorher (S. 184—190) hatte der Vf. schon vom *religiösen* Gefühl gehandelt, und im zweyten Theil (S. 426—434) kommt noch die Methodik des Religionsunterrichts besonders vor. Wiederholungen waren bey dieser Trennung zusammengehöriger Materien kaum zu vermeiden. Wie trefflich hätte der Vf. den, durch Ausweichung solcher Wiederholungen gewonnenen Raum benutzen können, um dem Lehrer über die verschiedenen Stufenfolgen des Religionsunterrichts und über die Gesetze einer guten Lehrart bey demselben, ferner über den zweckmässigen Gebrauch der Bibel und über das Besuchen der christlichen Religionsversammlungen von Seiten der Jugend, lehrreiche Winke zu geben! Auch durfte man wohl mit Recht erwarten, einige Auskunft über die Vorschläge zu finden, welche *Salzmann*, *Niemeyer*, *Schwarz*, *Pestalozzi* und *Niederer* zur Erweckung und Beförderung der Religiosität gethan haben. S. 267 sagt der Vf.: „Es wird nicht befremden, daß in diesem Abschnitte die Anwendung der Erziehung zum Christenthume, als der trefflichsten unter allen positiven Religionen, nicht näher aus einander gesetzt wird. Die Pädagogik, wie sie hier im inneren systematischen Zusammenhange versucht worden ist, ist eine bloß philosophische Wissenschaft, eben so wie die philosophische Religionslehre, oder die sogenannte natürliche Religion.“ Allein schon dadurch, daß der Vf. die Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke des Staates *praktisch* darstellen wollte, hörte sie auf, eine bloß philosophische Wissenschaft zu seyn, und wurde auf dem Gebiete der Empirie aufgebaut.

(Die Fortsetzung folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1808.

## P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Erziehungswissenschaft*, von Karl Heinr. Ludw. Pölitx u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Ganze erhielt nun eine durchaus praktische Tendenz, und so durfte die Erziehung zum Christenthum nicht fehlen. Denn wachsen nicht unsere Kinder im Christenthum auf? Werden sie nicht von den ersten Jahren an durch die gottesdienstlichen Versammlungen und durch die religiösen Feste der Christen, durch die Taufe und Einsegnung ihrer Geschwister u. dergl. auf die Grundsätze und Symbolik dieser positiven Religion hingeleitet? Und ist es denn nicht auch nothwendig, der aufblühenden Jugend in der Religion Jesu eine feste und sichere Stütze zu geben, auf welche sie sich sofort unter allen Stürmen des Lebens lehnen könne? Kann ihnen ein schwankendes Ahnen des Ewigen, ein ätherisches Ergreifen des Übersinnlichen den festen inneren Glauben einer geoffenbarten Religion ersetzen? Dafs jede Weckung des religiösen Gefühls auch eine Beziehung zum Christenthum hin erhalten, und jeder Religionsunterricht sich auf die Lehren des Christenthums gründen müsse, hat der Vf. selbst gefühlt: denn er will, dafs durch die Darstellung des Lebens Jesu auf das unverdorbene Gemüth des Kindes kräftig gewirkt werde; er spricht von dem Lesen eines guten Bibelauszugs und von einer summarischen Darlegung der Religionsgeschichte. Rec. freute sich, hier (I. 269) ein treffliches Wort gegen die mythischen Verirrungen unseres Zeitalters zu finden. — In der angegebenen Literatur vermifste Rec.: *Heckers* Gedanken über die zweckmässige Einrichtung eines Lehrbuchs zum Religionsunterricht für die Jugend; *Schwarz* Religiosität, was sie seyn soll, und wodurch sie befördert wird; *Scherwinzky* über den zu frühen Religionsunterricht; *Bauers* Gespräche eines Lehrers mit seinen erwachsenen Eleven über die Wahrheiten der christlichen Religion; *Wagenitz* Moral in Beyspielen; *Loffius* Gumal und Lina. Bey der Religionsgeschichte fehlen die Werke von *Lenz*, *Liebner*, *Fröbinger*, *Horn*, *Heerwagen*, *Gockel*; bey den Lehrbüchern der Religion, die von *Cramer*, *Joachim*, *Forster*, *Wagnitz*, *Otterbein*, *Pfeiffer*, *Cludius*, *Besecke*, *Junker*, *Velthusen*, *Fabricius*, *Reichard*, *Ewald*, *Glatz*, *Langs* Erklärungen über den grossen Katechismus und *Beyers* Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über Luthers Katechismus; bey der Moral die Werke von *Campe*,  
**S. A. L. Z. 1808. Viertes Band.**

*Keil*, *Plato*, *Käster*, *Ramann*, *Vogler*, *Ernesti*, *Resewitz*, *Meinecke*, *Sintenis*, *Herrmann*, *Holzschuher* und *Kirsch*. — Der Lehre von der Disciplin oder von der moralischen Heilkunde, die in unseren bisherigen Lehrbüchern der Pädagogik immer in dem Cap. von der moralischen Erziehung abgehandelt wurde, hat der Vf. einen eigenen Abschnitt gewidmet (275 — 306). Allein Rec. kann diese Absonderung nicht billigen. Denn abgesehen davon, dafs Wiederholungen und Zurückweisungen unvermeidlich sind, so ist sie auch ganz gegen den systematischen Zusammenhang der Pädagogik, den doch der Vf. so gern begründen möchte. Weifs man, wie das Gute hervorgebracht und das Böse verhütet wird: so weifs man auch, wie dem letzteren entgegenge wirkt, und jenem die Herrschaft verschafft werden kann. Handelt man von der Erweckung der Tugenden des Gehorsams, des Fleisses, der Ehrliche, der Dankbarkeit u. s. w.: so wird man von selbst auf die entgegenstehenden Fehler und Laster geführt, und indem man die guten Triebe und Neigungen stärkt und erhöht, schwächt und mindert man auch die bösen. Die Lehre von der Belohnung und Bestrafung steht auch nothwendig unter den allgemeinen Grundsätzen der sittlichen Erziehung, und sie ist so wesentlich mit derselben verbunden, dafs überall Lücken entstehen müssen, wenn man sie herausnimmt und für sich abhandelt. Da sich der Vf. S. 278 beklagt, dafs es uns immer noch an einer, mit umschliessendem Geiste geschriebenen und aus rein sittlichen Principien abgeleiteten Theorie der Disciplin fehle: so konnte Rec. mit Recht erwarten, diesem Bedürfnisse hier, wenigstens zum Theil, abgeholfen zu finden. Aber gerade dieser Abschnitt hat uns, wegen seiner Oberflächlichkeit, am wenigsten befriedigt. Die Disciplin wird in die *negative* und *positive* getheilt. Die *negative* besteht darin, dafs der Erzieher, bey der sorgfältigen Beobachtung der Art und Weise, wie sich die Kräfte seines Zögling an kündigt, jede Entfernung derselben von ihrer naturgemässen Entwicklung und Ausbildung zu verhüten sucht, während dafs die *positive* Disciplin diejenigen Kräfte, welche sich bereits von ihrer naturgemässen Entwicklung entfernt haben, wieder auf den rechten Weg zurückführt. Von der *ersten* erfahren wir fast gar nichts, aus dem natürlichen Grunde, weil sie schon früherhin bey der Lehre von der moralischen Erziehung theilweise vorgekommen war; und auch die *letzte* ist so dürftig abgehandelt worden, dafs von den Heilmitteln der Untu-



genden des Eigensinns, des Trotzes, des Geitzes, der Selbst- und Zankfucht, des Stozes u. s. w. nichts gesagt wird. Es soll nach der Lehre des Vfs. auch eine Disciplin der Phantasie, des Verstandes, des Gefühlsvermögens u. s. w. geben; hätte der Vf. dieselben hier aufstellen wollen, so würde er nothwendigerweise alles Vorhergehende haben wiederholen müssen, und darum mag er sie auch hier wohlweislich mit Stillschweigen übergangen haben. — Eben so wenig wie dieser Abschnitt hat uns der letzte des ersten Theils befriedigt. Er hat die Überschrift: *die Erziehung zum Bürger*, und umfaßt auch die Bildung und Erziehung des weiblichen Geschlechts. Wie unvollständig die dabey angebrachte Literatur sey, sieht man bey einer nur flüchtigen Vergleichung derselben, mit dem Verzeichniß der Schriften, die Erziehung der Töchter betreffend, welches Hr. Petri in seiner *neuen Damenbibliothek* aufgestellt hat.

Die erste Hälfte des zweyten Theils — welcher die *praktische* Pädagogik umfaßt und wieder in den *politischen* und in den *didaktischen* Theil zerfällt — ist mit sichtbar grösserer Sorgfalt geschrieben. Man bemerkt bald, daß Hr. P. hier recht eigentlich zu Hause ist, und von Allem mit Sachkenntniß Auskunft zu geben weis. Das hier aufgeführte Gebäude ist nach einem guten Plane angelegt, und nur in den einzelnen Theilen desselben würden vielleicht andere Baumeister eine Abänderung wünschen. Möchten es nur die Grossen der Erde, denen das Wohl der Völker anvertraut ist, mit Überzeugung erkennen, daß das wahre Heil des Staats nur durch eine höhere Cultur seiner Mitbürger erreichbar ist, und daß derselbe also einen grossen Theil seines Vermögens zur Beförderung der Aufklärung und Menschenbildung anwenden müsse! Aber das Fach der Menschenbildung hält noch nicht gleichen Schritt mit ihrer deßfalls steigenden Kraft, ob es gleich seinem Wachsthum nicht an grossem äusseren Scheine fehlt. — Die meisten Vorschläge des Vfs. möchten auch deßhalb schwerlich ausgeführt werden, weil sie einen zu grossen Kostenaufwand erfordern. Der Vf. verlangt, daß das Erziehungswesen im Staate in einem inneren und nothwendigen Zusammenhange zu einer bestimmten Einheit verbunden werde. Deßhalb muß es von allen übrigen Theilen der Staatsverwaltung getrennt und die Oberaufsicht darüber einem eigenen Departement anvertraut werden. Mit diesem *Oberschulcollegium* sollen gewisse *Schulinspectoren* in Verbindung stehen, welche sämtliche Schulen des Landes bereisen und besuchen, und über deren Zustand Bericht abstaten müssen. Über 200 Dorfschaften, mit Einschluss der in diesem landschaftlichen Bezirke gelegenen Bürgerschulen und Lyceen, wird ein Inspector gesetzt, der jede Schule wenigstens einmal in jedem Jahre besuchen muß. Die Wahl und Anstellung der Lehrer steht keinem Patron und keiner Gemeinde, sondern einzig dem Oberschulcollegium zu. (Sehr heilsam!) Auf jedem Dorfe muß eine *Landschule*, in

jeder Stadt von 2—3000 Einwohnern eine *Bürgerschule*, und ausserdem noch für die Söhne des höheren und gebildeteren Bürgerstandes eine *Realschule* errichtet werden. Auf 100000 Einwohner werden höchstens 4—5 gelehrte Schulen (Gymnasien oder Lyceen), und auf eine Provinz von 2—3000000 eine *Universität* gerechnet. Mit den Land- und Bürgerschulen werden *Industrieschulen*, und in grösseren Städten, wo besonders ein lebhafter Handelsverkehr Statt findet, mit den Realschulen *Handelschulen* und andere *technologische* Institute verbunden. Ausserdem sollten in jedem kleineren Staate eine, in grösseren Staaten aber nothwendig mehrere *ökonomische Schulen* für künftige Gutsbesitzer, Beamte, Landprediger und Ökonomen angelegt werden, womit nach Befchaffenheit der Umstände auch *Forst- und Berg-Akademien* verbunden werden können. In Haupt- und Residenz-Städten müssen auch *Kunstschulen*, und in grösseren Staaten *Akademien der Künste und Wissenschaften* errichtet werden. Eben so sollen *Soldaten- und Juden-Schulen*, und Institute für *Waisen, Taubstumme und Blinde* angelegt werden. Was nun die Anstalten für die Bildung des weiblichen Geschlechts betrifft, so besuchen die Töchter des Landmanns und des Bürgers in den kleinen Städten mit den Knaben dieselbe Schule, und werden entweder mit diesen zugleich, oder, wo es möglich ist, getrennt unterrichtet. Für die Töchter aus den höheren Ständen aber müssen eigene Schulen vorhanden seyn. Alle Privat-Erziehungsinstitute, sowohl für Knaben als für Mädchen, ja selbst die häusliche Erziehung, stehen unter der Leitung und Aufsicht des Staats. — Damit nun für alle diese verschiedenen Lehr- und Bildungs-Anstalten geschickte und würdige Lehrer gebildet werden, muß der Staat *Seminarien* für Lehrer in Land- und Bürger-Schulen, ein anderes für die Lehrer in den Realschulen, ein drittes für künftige Hauslehrer und ein viertes für Lehrer in Gymnasien und Lyceen anlegen. — Dies ist der Plan des Vfs. zur inneren Organisation des Schul- und Erziehungswesens in einem Staate, den er aber nicht in dem hier aufgestellten Zusammenhange, sondern ziemlich unordentlich und verworren ausgeführt hat. Es sey uns erlaubt, demselben einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wir würden dem Inspector über die gelehrten Schulen nicht auch die Aufsicht über die *Landschulen* übergeben, weil die gelehrten Männer nur zu oft mit der Lage, der Cultur und den Bedürfnissen des Landmanns unbekannt sind, und durch diese Unkunde zu falschen und ungerechten Massregeln verleitet werden. So fand es z. B. Sack problematisch: ob das *Lesenlernen* nicht für den ärmeren Theil des Landvolks entbehrlich sey? Dagegen setzte Teller bey seinen Vorschlägen zur Verbesserung der Landschulen bey'm gemeinen Manne wieder einen zu hohen Grad von Bildung voraus. Auch würde Rec. einem Inspector nie mehr als 100 Schulen zur Aufsicht anvertrauen. Es ist nicht gesagt, ob auch die

Industrie-, Handlungs- und Landwirthschafts-Schulen unter der Leitung eines solchen Schulinspectors stehen sollen. Wie wenig versteht aber oft der Gelehrte von solchen Dingen! — S. 24 entscheidet der Vf. die Frage: ob der Staat das Recht habe, auch die häusliche Erziehung in strenge Aufsicht zu nehmen, bejahend. Rec. ist eben dieser Meinung. Kann es denn dem Staate, der das ganze Erziehungswesen zu einem inneren Zusammenhange verbinden, und dadurch die Menschheit zu einem großen Zwecke hinleiten soll, der einen Jeden — auch den Schwachen und Unmündigen — in dem unge störten Gebrauch seiner persönlichen Rechte schützen, und das heilige Gut der Sittlichkeit in ihm möglichst bewahren soll — kann es ihm gleichgültig seyn, wenn seine künftigen Mitbürger in Unwissenheit und Aberglauben aufwachsen? wenn sie von unvernünftigen Altern grausam und hart behandelt werden? wenn sie durch das sträfliche Byspiel ihrer Erzeuger zu allen Lasten angeführt werden, und jeder Keim des Guten in ihnen gewaltsam zertreten wird? Wer soll die Kinder im Besitze ihrer unveräußerlichen Menschenrechte gegen die Grausamkeit und den Unverstand entarteter Altern schützen, wenn es der Staat nicht thut, für den es, als Repräsentanten des allgemeinen Willens, Pflicht ist, den Menschen nicht verwildern zu lassen? Sehr wahr und treffend sagt *Stephani* in seinem *System der öffentlichen Erziehung*: „Kinder bleiben ein heiliges Familiengut, aber unter der Aufsicht und Garantie des Staats.“ — Durch welche Mittel soll nun aber der Staat mit Kraft und Erfolg eingreifen in das häusliche Erziehungswesen? Die Schwierigkeiten, welche sich bey der Beantwortung dieser Frage aufdrängen, mögen wohl manche Pädagogen zur Bestreitung einer solchen Staatsaufsicht vermocht haben. Auch unser Vf. übergeht die Beantwortung dieser Frage mit Stillschweigen; denn was er anführt, paßt nur auf die Familien, welche sich Hauslehrer halten. Am besten hat unser Erachtens der Prediger *Meyer*, in den beiden ersten Hefen von *Guths-Muths Bibliothek* Jahrg. 1808, diesen Gegenstand bearbeitet. — Mit demselben Rechte verlangt der Vf. S. 92 u. f., daß der Staat auch die größeren Institute für Privaterziehung, oder die sogenannten Pensionsanstalten in seine Aufsicht nehme, und den Geist der Erziehung und des Unterrichts in denselben leite. Wer wüßte es nicht, wie selten die Unternehmer solcher Institute von einem reinen Eifer für die Erziehung geleitet werden; wie wenig Einsicht, Erfahrung und Übung sie und ihre Gehülfen oft zu diesem so wichtigen Geschäfte mitbringen; wie sie gewöhnlich nur *ad panem lucrandum* ein Werk unternehmen, das sie sich möglichst bequem machen, und dann im mechanischen Schlendrian forttreiben! Sollte hier der Staat nicht mit Ernst und Strenge ins Mittel treten dürfen? Wo er aber sieht, daß reine Liebe und Begeisterung für die Veredlung der Menschheit einen ehrwürdigen Kreis achtungswerther Männer vereinigt, da darf

er durch Vorschriften und Gesetze, durch Tabellen und Lectionsplane den Geist des Ganzen nicht bestimmen wollen. Er würde dadurch nur die freye Thätigkeit des Geistes hindern; denn der Buchstabe tödtet, der Geist nur macht lebendig. Würden sich *Salzmann's* und *Pestalozzi's* Institute so herrlich erhoben haben, wenn sich der Staat in Lehr- und Erziehungs-Art hätte mischen wollen? Aus einem ähnlichen Geiste waren die verschiedenen Anstalten des Hn. von *Türk*, *Tillich's* Institut zu Dessau, und der *Carol. Rudolphi* Pensionsanstalt zu Heidelberg entstanden. Einer besonders strengen Aufsicht bedürfen aber die weiblichen Pensionsanstalten, deren Vorsteherinnen in der Regel abgelebte Gouvernanten, verarmte Wittwen, alte Jungfrauen u. dergl. sind, und selten aus reinen und edeln Absichten bey ihren Unternehmungen geleitet werden. — S. 26 dringt Hr. P. mit Nachdruck auf die Verbesserung der bürgerlichen Existenz des Schulmanns. Aber leider ist das wohl das Einzige, worin sich unser, durch ein vielfaches Interesse getheiltes Vaterland fast überall gleich bleibt, nämlich in dem möglichst geringen Aufwand auf Schulen und in der kärglichen Besoldung der Lehrer. — Was S. 28 von einer allgemeinen Schulsteuer gesagt wird, zu welcher jeder Hausvater ohne Ausnahme, auch derjenige, der keine Kinder hat, beytragen soll, möchte wohl vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn. — Da, wo der Vf. von den Vorzügen der öffentlichen Erziehung vor der Privaterziehung spricht (S. 101 ff.), sagt er: „Unter der Voraussetzung, daß die Privaterziehung der öffentlichen, bis zum 5 oder 6 Jahre, vorausgehen müsse, hat von diesem Lebensalter an — besonders für die Erziehung des männlichen Geschlechts — die öffentliche Erziehung wesentliche Vorzüge vor der Privaterziehung.“ Was der Vf. zur Unterstützung dieser Behauptung anführt, hat Rec. doch nicht von der Wohlthätigkeit derselben überzeugen können. Alle Gesundheit der Seele geht mit dem Sinn für Häuslichkeit verloren, und dieser Sinn ist es eben, welcher der Privaterziehung einen so entschiedenen Werth giebt. Wie viele und mancherley Lagen giebt es nicht im häuslichen Leben, durch welche die Empfindungen theilnehmender Liebe geweckt, der Ausbruch wilder Leidenschaften gehindert, und der Sinn für stille Glückseligkeit und für ein geräuschloses Wirken befördert und genährt wird! Stößt man das unmündige Kind zu früh hinaus in die Fremde, und giebt es den Einwirkungen einer kalten, wohl gar feindseligen Umgebung preis, wie viel zarte und edle Triebe werden da im ersten Aufkeimen erstickt? Was wird ihm in der stürmischen Welt die mütterliche Liebe und die väterliche Sorge ersetzen? Also nicht eher, als bis der Knabe eine gewisse Reife erlangt hat, etwa im 12–14ten Jahre, werde er der öffentlichen Erziehung übergeben. Wenn auch in vielen Familien ein schlechter, für die sittliche Entwicklung des Kindes gefährlicher Geist herrscht: so ist doch dies nicht so allgemein, daß über die häus-

nliche Erziehung im Ganzen der Stab gebrochen werden müßte. Welche höchst traurige Aussicht würde sich für das ganze Menschengeschlecht eröffnen, wenn der Staat sich aller Kinder vom 5ten Jahre an bemächtigen müßte! Am glücklichsten sind die Altern, welche ihre Kinder in eine gute öffentliche Lehranstalt schicken, und dabey die Erziehung derselben im traulichen Familienkreise fortsetzen können. — Alles, was Hr. P. S. 66—86 über die Pflichten und Verhältnisse des Hauslehrers sagt, ist fast ganz aus Niemeyer's Grundsätzen der Erziehung entlehnt. Der Vf. dankt auch dem würdigen Manne für die treffliche Vorarbeit. Aber warum die Ideen eines Buches wiedergeben, das gewiss in den Händen jedes Erziehers ist? — Sobald auf jeder Universität ein gut eingerichtetes pädagogisches Seminarium besteht — und dies ist doch fast durchgängig der Fall — so sind besondere Seminarien für künftige Hauslehrer nicht so nothwendig. — Was S. 107—123 über die *Landschulen*, und S. 132—143 über die *Bürger-schulen* gesagt ist, hat unseren ganzen Beyfall. Durch einen so zweckmäßigen Unterricht wird der gemeine Mann gewiss einer höheren Cultur und einer vernünftigen Aufklärung entgegengeführt. Über die Industrieschulen aber haben wir von Erhard und Lachmann schon etwas Gehaltvolleres, als hier geliefert ist. Ein sehr brauchbarer Aufsatz über diesen Gegenstand befindet sich im 12ten Stück des *Braunschw. Journ.* v. J. 1788, und eine bis zum J. 1794 sehr vollständige Literatur über Land- und Industrieschulen steht im 61sten Theil von Krünitz *Encyklopädie*. Sie ist auch einzeln daraus abgedruckt. — Für die Nützlichkeit und Wohlthätigkeit großer ökonomischer Schulen sprechen die beiden trefflichen Institute von Thaer und Fellenberg überzeugend genug. Dafs aber von den sonntäglichen Belehrungen der erwachsenen Landjugend über die Verbesserung der Landwirthschaft durch die Prediger und Schullehrer viel zu erwarten sey, muß Rec. recht sehr bezweifeln. Denn in der Regel verstehen beide von der praktischen Landwirthschaft nicht so viel als der Landmann, und haben sich auch wegen der Vorbereitungsstudien zu ihren Ämtern früherhin nicht damit beschäftigen können. Zwar verlangt der Vf., dafs die künftigen Landprediger ihre ökonomische Bildung in einem grossen landwirthschaftlichen Institut, das unter der Autorität des Staats steht, erhalten sollen: allein, um mehrerer anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, woher soll der Prediger, der wahrlich jeden Augenblick sorgsam benu-

tzen muß, wenn er sich auf eine würdige Art zu seinem Amte vorbereiten will, die Zeit nehmen, um sich drey Jahre lang (denn diese werden doch mindestens zu einem *vollständigen* Unterricht über alle Theile der Landwirthschaft, wo die Theorie *durchgehends* mit der Praxis verbunden werden soll — S. 168 —, erfordert) einem solchen Studium ausschliessend zu widmen? — Bey dem Abschnitt von den *Kunstschulen* (S. 180—189), die der Vf. in besondere Institute 1) für die zeichnenden und bildenden Künste, 2) für die schöne Gartenkunst, 3) für die mimischen Künste, und 4) für die Tonkunst abtheilt, wünscht er auch noch eine Anstalt, wo die *Beredsamkeit* im höheren Umfange geübt werde. Wenn aber diese Kunst, die bey den Alten auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit stand, bey uns gelitten soll: so müßte ein ganz anderer Geist in unsere gerichtlichen Verhandlungen und in die ganze Staatsverwaltung eingeführt, und das, was jetzt in ungeheuren Actenhäufen durch die Feder entschieden wird, von der Rednerbühne herab verhandelt werden. Jetzt ist die Kanzel der einzige Ort, wo diese edle Kunst einen Zufluchtsort gefunden hat. Die Einrichtung einer Schule für die zeichnenden und bildenden Künste würde nach dem Plane des Vfs. einen sehr grossen Kostenaufwand verlangen. — Bey den *Handlungsschulen* (S. 174—179) sind die Gegenstände des Unterrichts so vielfach, dafs man von einem Jüngling, der nicht mit ausserordentlichen Talenten begabt ist, bey Beendigung seiner Studien kaum die ersten Anfangsgründe der erlernten Wissenschaften verlangen kann. Eben so übertrieben sind die Forderungen, welche der Vf. an den Ökonomen, Künstler u. s. w. macht. Rec. hat gegen ein solches encyklopädisches Vielwissen einen gewaltigen *horror*, und ihm fällt dabey immer der Ausruf eines unserer grössten Philologen beym Anblick eines solchen buntschäckigen Lectionsplans ein: *da fehlt ja nichts als die Vieharzneykunst!* Wie beherzigenswerth ist hier das goldene *Ne quid nimis!* Der Vf. bemerkt ja selbst S. 344 sehr richtig: „*Gründlichkeit* ist jeder Halbwisserey und jedem oberflächlichen Lernen vorzuziehen. *Non multa, sed multum!*“ Was (S. 198—223) über die *Realschulen* gesagt wird, ist sehr gut und anwendbar; die *Töchter-schulen* aber werden sehr kurz und oberflächlich (S. 189—197) abgefertigt, und dennoch sind sie in einem gut organisirten Schulwesen von der höchsten Wichtigkeit.

Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Kleine Geschichten für Kinder von 6—10 Jahren, die gern etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.* 1ster Th. 3te durchaus verbesserte Aufl. 1805. VIII u. 198 S. 2ter Th. 260 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Unter den vielen Jugendschriften, die durch Rec. Hände gegangen sind, können nur wenige diesen kleinen Geschichten den Vorzug streitig machen. Bey aller Leichtverständlichkeit fällt der Ton nie zum Unedeln her-

ab, sondern behauptet vielmehr immer eine anständige Würde, die unwillkürlich anzieht, wenn man sich in die Seele des Kindes denkt. Auch versichert der Vf., dafs sich alle hier gegebenen Geschichten wirklich zugetragen haben, welches auch nicht unwahrscheinlich ist, da sich das Meiste in Familienscenen herumdreht, wo alles dieses leicht vorgefallen konnte.

Rp.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 N O V E M B E R , 1808.

## P A D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Erziehungswissenschaft*, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staates praktisch dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pöhlitz u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wie mangelhaft auch der Abschnitt von den *Gelehrten-schulen* (Gymnasien oder Lyceen) sey, wird man sehr leicht aus einer Vergleichung mit dem einfachen, was *Niemeyer* und *Gedike* über denselben Gegenstand gesagt haben. Eben so würden wir hoffentlich vom Vf. über die *Universitäten* etwas Durchdachteres erhalten haben, wenn er die neuerdings erschienenen Schriften von *Schleiermacher*, *Villers*, *Tittmann*, *Beck* und *Meiners* hätte benutzen können. Er behauptet, Deutschland habe zu viel Universitäten, und mehrere derselben könnten sehr zweckmäßig in andere Institute verwandelt werden. Dabey könnte man von dem doppelten Grundsatz ausgehen: entweder eine Universität, die 10 Jahre hindurch in Hinsicht auf ihre Frequenz unter 200 Studierende gefallen ist, verdient aufgehoben zu werden, oder für eine Provinz von 2 bis 3 Millionen Bewohnern bleibt nur eine Universität stehen. Diese Universitäten müssen dem Zeitgeiste und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften gemäß, verjüngt und neu organisiert werden. Anstatt des bisherigen zumtümlichen Facultätswesens werden folgende wissenschaftliche Sectionen eingeführt: die *philosophische* Section mit 8 ordentlichen Professoren; die *cameralistische* mit 3; die *philologische* mit 10; die *historische* mit 6; die *mathematische* und *physikalische* mit 7; die *medizinische* mit 7; die *juristische* mit 9; die *theologische* mit 4; und endlich die *artistische* mit 6 ordentlichen Professoren. (Zu der letzteren Section gehören auch der *Bereiter*, und der *Fecht- und Tanz-Meister*.) Ausser diesem, aus 60 Personen bestehenden Collegium werden noch mehrere außerordentliche Professoren und Privatdocenten angestellt. Die ersteren bekommen die Hälfte, die letzteren das Drittheil von dem Gehalte eines ordentlichen Professors. Nur nach einer strengen Prüfung und nach wiederholten Beweisen einer guten Lehrfähigkeit kann Jemand Privatdocent werden. Dieser avancirt zum außerordentlichen Professor, wenn er wenigstens zwey Jahre mit Beyfall gelesen, und sich durch ein gründlich geschriebenes Buch als Schriftsteller bekannt gemacht hat. Öffentliche Disputationen

fallen ganz weg, und das zeitraubende Programm-schreiben wird sehr eingeschränkt. Jeder geprüfte Lehrer muß das Recht haben zu lesen, was er will, und auf praktische Übungen und Prüfungen über das vorgetragene Pensum ganz besonderen Fleiß wenden. Wer von den Privatdocenten und außerordentlichen Professoren zwey Jahre hindurch keine Zuhörer bey der obersten Erziehungsbehörde belegen kann, wird von der Universität auf eine andere, seinen Kenntnissen angemessene Stelle versetzt. Jeder Student bezahlt jährlich an eine dazu ernannte Commission ein gewisses Quantum, das unter alle Docenten gleichmäßig vertheilt wird. Wenigstens vier Jahre lang muß der Student auf der Universität bleiben, und darf nur nach diesem Quadrennium eine auswärtige Universität besuchen. Nächst den oben angeführten Lehrstellen muß die Universität noch haben: Predigercollegia; ein Klinikum; ein Hebammeninstitut; ein anatomisches Theater; einen botanischen Garten; ein Observatorium; eine Naturaliensammlung und Apparat zur Experimentalphysik; ein Seminarium für Lehrer in Realschulen und Lyceen; einen technologischen Apparat und Modelle; ein Grundstück zum praktischen Unterricht in der Ökonomie; ein chemisches Laboratorium; Reitbahn; Tanzsaal; Fechtboden; abgesteckte Bäder und eine vollständige, jährlich beträchtlich zu vermehrende Bibliothek. Ubrigens hat die Universität ihre eigene Gerichtsbarkeit und Policey. Der Prorektor wechselt jährlich, und wird entweder von der Regierung oder durch die Wahl der Collegen ernannt. — Gern verweilen wir noch einige Augenblicke bey den verschiedenen Seminarien, deren innere Organisation im Ganzen vortrefflich und überall anwendbar ist (nur dafs auch hier wieder zu viel gelehrt wird): aber wir haben uns schon zu lange bey den vorigen Abschnitten aufgehalten.

So sehr wir nun auch im Ganzen durch den politischen Theil der Erziehungswissenschaft befriedigt wurden: so wenig konnte uns der didaktische Theil (S. 318—434) derselben ein Genüge leisten. Denn alles ist hier mit oberflächlicher Kürze abgefertigt, und zeigt, dafs der Vf. in seinen Gegenstand nie tief eingedrungen ist. Fast bey allen Abschnitten beschränkt er sich blofs auf einige allgemeine Regeln, und führt dann eine lange Reihe von Büchertiteln an, die eine eben so mangelhafte als ungründliche Kenntniß der Literatur in diesem Fache verrathen. S. 323 tadelt der Vf. mit Recht, dafs *Heusinger* in dem Aufsatz: *Über Erziehung und Unterricht*, ein

so scharfe Grenzlinie zwischen dem Lehrer und Erzieher gezogen hat; denn beide müssen nie von einander getrennt werden, und der Unterricht, der nicht zugleich erziehend ist, hat in unseren Augen gar keinen Werth. Niemand hat noch diese schöne Vereinigung glücklicher und überraschender dargestellt, als Pestalozzi. — S. 331 sagt Hr. P.: die katechetische Lehrform sollte nicht bloß auf moralische und religiöse Begriffe, sondern auch bey dem Unterricht in der Naturgeschichte, Geographie, Grammatik u. s. w. angewandt werden. Rec. weiß es recht gut, daß die katechetische Methode, mit Einsicht und Gewandtheit gebraucht, den Geist weckt, die Urtheilskraft schärft, und die Aufmerksamkeit wach-

n, wo es  
Begriffe,  
auf Berei-  
S. 349 be-  
e; fertigt  
führt zu

und Bürger-Schulen zu weit getrieben ist; sie ist für die höhere, umschließendere Menschenbildung durchaus unanwendbar, besonders da ihrem Stifter alle eigentlichen gelehrten Kenntnisse abgehen; sie kann keineswegs als eine allgemeine Methode gelten, da ihre Anwendung auf alle Gegenstände, wo man mit der bloßen Anschauung nicht ausreicht, unversucht geblieben ist. Pestalozzi besitzt mehr Wärme des Herzens, als Klarheit der Begriffe (?); und daher sind seine pädagogischen Schriften nicht ohne Verworrenheit. Auch fehlt ihnen Zusammenhang, Ründung, Bestimmtheit des Ausdrucks und umschließende Umsicht. Wir halten es für überflüssig, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren, da der Vf. durch diese Äußerungen hinlänglich bewiesen hat, wie vertraut und befreundet er mit dem Geist der Pestalozzischen Lehrmethode sey. Unter den angeführten Büchern über diese Methode fehlen die Schriften von Herbart, Zeller, Witte, Ström, Trapp und der Prospect des pestalozzischen Instituts zu München-Buchsee, in Verbindung mit der Erziehungsanlage zu Hofwyl. — Was Hr. P. über die Lesemethode Oliviers sagt, zeigt deutlich, daß er sich nicht die Mühe genommen habe, dessen Elementarwerk zu lesen. Es ist überhaupt nicht so leicht, über diese Methode abzusprechen, weil sie ein langes und gründliches Studium voraussetzt. Von Campens, Geddens und Pöhlmanns Lesemethoden erfahren wir nichts. Was aber Hr. P. über Stephani's Leselehrart sagt, ist aus dessen System der öffentlichen Erziehung genommen. — Die hebräische Sprache will der Vf. S. 369 ganz von den öffentlichen Lectionen des Unterrichts auf Gymnasien ausgeschlossen wissen, weil sie als eine unvollkommene Sprache ein sehr geringes Interesse gewähre. „Künftige Prediger mögen sie in Privatstunden lernen“ — wahrscheinlich um mit noch größerer Kälte und Geringschätzung gegen eine Sprache erfüllt zu werden, welche für die früheste Geschichte der Menschheit

so ehrwürdige Documente aufzuweisen und uns so manche köstliche Blüten und Früchte des Orients aufbewahrt hat, ohne welche auch unsere Religions-Urkunden nicht gründlich und zuverlässig erklärt werden können. — S. 391 verlangt Hr. P., man solle den Knaben nicht bloß mit grammatischen Regeln martern, sondern ihm in die Welt des Alterthums selbst führen. Diese Welt aber zu erfassen und zu begreifen, ist nur der Lohn eines langen und gründlichen Studiums der Alten, und den Knaben über das Mühsame der Grammatik zu früh hinwegheben und ihm eine Welt eröffnen wollen, für die er noch keinen Sinn hat, heißt den unmündigen Icarus mit wachsenden Flügeln der Sonne entgegenführen. Darum will ja Jean Paul, daß man die alten Classiker eigentlich erst auf der Universität lesen soll. Auf jeden Fall aber muß der Jüngling erst dann in die alte classische Welt geführt werden, wenn ihm die Grundsätze der Grammatik ganz sicher und gewiß geworden sind. — Die acht angehängten Beylagen, welche Lectionspläne für Land- und Bürger-Schulen, für Realschulen und für Gymnasien (einer nach Vertheilung der Lehrgegenstände zu denselben Stunden in allen Classen, und ein zweyter für sechs Lehrer, von denen jeder bestimmte Sciences durch alle Classen des Instituts vorträgt), ferner eine Tabelle über das ganze Schuljahr, und eine monatliche Censur-Tabelle enthalten, sind gut und brauchbar.

Der Styl, der im Ganzen leicht und fließend, hin und wieder auch edel und kraftvoll ist, trägt, wie die ganze Schrift, häufige Spuren von Flüchtigkeit. Wir haben uns viele Beweise dieser Behauptung gesammelt, und nur der Raum hindert uns, sie hier vorzulegen. Manche Perioden haben wir wegen der verworrenen Construction gar nicht verstanden; z. B. I. S. 191 und 208; II. 329. Überhaupt wenn der Vf. seine Kräfte nicht durch ein zu vielseitiges Studium zersplitterte, und dafür seinen Fleiß auf einen Gegenstand ganz besonders concentrirte: so hätten wir gewiß von ihm etwas Ausgezeichnetes zu erwarten, und sein literarischer Ruhm würde dabey mehr gewinnen, als wenn er mit jeder Messe immer neue Producte seines Fleißes zu Markte bringt. Er bemerkt ja selbst sehr richtig, II. S. 71: „Der Gelehrte, der nicht Charlatan, sondern gründlich gebildet ist, kann nicht Polyhistor seyn.“ — L. Th.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Manuel du Muséum Français*, contenant une description analytique et raisonnée, avec une gravure au trait, de chaque tableau, tous classes par Ecoles, et par Oeuvres de grands maîtres. 8. (Seit 1802—1808 sind von diesem Werk nach und nach 10 Lieferungen erschienen, welche zusammen 67½ Francs kosten.)

Künstler und Liebhaber der Kunst, wer in Paris

anwesend ist sowohl als Auswärtige, haben alle gleich viel Ursache mit dem vorliegenden Werk zufrieden zu seyn: der Künstler, weil er in demselben, obgleich nur leicht und skizzenhaft entworfen, eine Menge schöner Erfindungen berühmter Maler antrifft, die er sich bekannt machen, studiren und unter einander vergleichen kann. Liebhaber der Kunst erhalten nicht nur eine vollständigere Übersicht der Werke großer Meister, sondern sie werden auch von den wesentlichsten Eigenschaften derselben aus den beygefügten Urtheilen unterrichtet. Für diejenigen, die sich wirklich in Paris befinden, muß es eben so angenehm als nützlich seyn, das *Museum Français* mit diesem Werk in der Hand zu sehen, und an demselben einen wirklich guten und verständig urtheilenden Ausleger zu haben. Auswärtige endlich erhalten hiedurch umständliche Kunde von den im *Museum français* aufbewahrten Schätzen.

In jeder der 10 Lieferungen sind die Werke eines oder nach Beschaffenheit auch mehrerer berühmter Meister zusammengestellt, welches eine bequeme, den allgemeinen Überblick ihrer Kunsttalente sehr erleichternde Einrichtung ist. — Die erste Lieferung enthält Umrisse nach 19 Gemälden von *Nic. Poussin*, worunter das Bildniß des Künstlers und 3 Landschaften sind. Die zweyte Lieferung 16 Stücke nach *Domenichino*, worunter 3 Landschaften nebst noch ein paar anderen Bildern, welche ebenfalls zum Fach der Landschaften können gerechnet werden: ferner 4 Stücke nach *Leonello Spada*. Lieferung No. 3. 48 Stücke nach *Rubens*, verschiedener Art. Lieferung No. 4. 39 Bilder nach *Rafaël*. Die 5te Lieferung 34 Tafeln nach Gemälden von *le Brun*, worunter sich dessen Bildniß befindet. Sechste Lieferung, 8 Tafeln nach *Adrian van Ostade*, 13 nach *Gerhard Dowo* und 28 theils historische Darstellungen, theils Bildnisse nach *Ant. Vandyk*. Die siebente Lieferung ist mit 29 Landschaften nach *Vernet* angefüllt. Lieferung No. 8 mit 24 Stücken nach *Titian*, historische Darstellungen und Bildnisse. Lieferung No. 9 hat 17 Kupfer nach Gemälden des *Paul Veronese*, worunter nur ein Porträt befindlich. Die 10te Lieferung endlich zeigt 25 Tafeln nach Gemälden des *E. le Sueur*, welche alle, eins ausgenommen, das Leben des heil. Bruno darstellen.

Wenn man den hiezu gehörigen Text vom rechten Standpunct unbefangen betrachtet: so erscheint auch Er allerdings verdienstlich; allein man muß gefast seyn, einige den französischen Kunsttrichtern gewöhnlich anklebende Vorurtheile zu übersehen. So wird z. B. in der ersten Lieferung von *Nic. Poussin*, dem wir in Deutschland Ehre anzuthun glauben, wenn wir ihn unter die Maler vom zweyten oder dritten Range rechnen, geradezu behauptet: „derselbe habe in Hinsicht auf das Ganze seiner Gemälde alle anderen Künstler übertroffen.“ In der 4ten Lieferung ist beyläufig dem wackeren *Pietro Perugino* eine frohliche profaische Manier Schuld gegeben, u. s. w. Im Gegentheil fehlt es aber auch nicht an manchen feinen Bemerkungen, an Urtheilen, welche Einkleiche

verrathen; die Forderungen, welche im Allgemeinen an das Kunstwerk geschehen, sind selten ganz ungegründet, allein zuweilen über die Gebühr gesteigert und an Splitterrichterey grenzend. — y — H.

LEMGO, b. Meyer: *Deutsches Künstlerlexikon oder Verzeichniß der jetztlebenden deutschen Künstler*. Verfertigt von *Joh. Georg Meusel*, königl. preuss. Hofrath u. s. w. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. Erster Band. 1808. 588 S. 8. (1 Thlr.)

Die großen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Vf. eines Werks, wie das anzudeutende Künstlerlexikon ist, zu bekämpfen hat, erwerben demselben billig ein milderer Urtheil und mehrere Nachsicht, als bey irgend einem anderen literarischen Unternehmen sonst geschehen dürfte. Denn erstlich ist die Grenze, wo der Künstler aufhört und der bloße Handwerker anfängt, sehr schwer abzustecken, und zweytens wird es nie möglich seyn, zur Vollständigkeit zu gelangen, weil selbst während der zum Druck erforderlichen Zeit manche von den aufgezeichneten Künstlern gestorben seyn, und manche, welche der Aufzeichnung werth gewesen wären, sich unterdessen erst bekannt gemacht haben werden; überdies kann der Vf. es nicht vermeiden, sich unzuverlässiger Hülfsmittel, z. B. Zeitungsnachrichten, zu bedienen, woraus aber der Nachtheil entspringt, daß zuweilen nur mittelmäßige Verdienste verschwenderisch mit Lobsprüchen überschüttet werden, anderen aber nach Verhältniß zu wenig Ehre geschieht, noch anderen ist in diesem Lexikon ein Platz eingeräumt worden, welche auf den Namen eines Künstlers keine gegründeten Ansprüche haben. Ungeachtet dieser Mängel, die uns von dem Unternehmen selbst unzertrennlich scheinen, erkennen wir gerne die Brauchbarkeit des Werks im Ganzen, den Fleiß und die Mühe an, welche Hr. Hofr. Meusel sich um die Sache der deutschen Kunst gegeben, und wünschen, es möchte ein jeder, der es vermag oder Gelegenheit hat, zur Berichtigung und Vervollständigung beytragen. Hier ist weder ein schicklicher Ort noch Raum für beträchtliche Zusätze. Rec. will indeffen doch, um seinen guten Willen zu beweisen, einiges anmerken, was er sich bey dem Durchlesen aufgezeichnet hat.

Der S. 96 angeführte *Bittner* ist wohl kaum ein anderer als der vor etwa 3 Jahren als kurhessischer Hofmaler zu Cassel verstorbene Prof. *Böttner*, welcher in seinen früheren Jahren und besonders in Italien geschichtliche Gegenstände mit Glück dargestellt, nachher aber war er meistens mit Bildnißmalen beschäftigt. *Friedrich Bury* aus Hanau, von dem S. 126 geredet wird, lebt seit mehreren Jahren nicht mehr in Dresden, sondern in Berlin. — *Demiani* oder *Dimiani*, ein geschickter Mignaturmaler in Dresden, ist an seinem Orte aufzuzeichnen vergessen worden; eben so vermisst man auch den im Fach landschaftlicher Darstellungen mit Öl- und Wasserfarben üblichst bekannten Hn. *Bellermann*, Kaufmann in Erfurt. — Dem Wenigen, was S. 398 vom



dem Landschaftsmaler *Grafs* gesagt wird, wäre fürs Erste noch beyzufügen, daß derselbe in Jena studirt, sich nachher einige Zeit in der Schweiz aufgehalten, wo er im vertraulichen Umgange mit dem bekannten zürcher Maler *Hefs* bedeutende Fortschritte in der Kunst gemacht, dann nach Italien gegangen und vornehmlich Sicilien durchreiset. — Der S. 356 angeführte Zeichner, Namens *Hartmann*, ist wohl nur eine Person mit dem sich in Dresden aufhaltenden Stuttgarter Maler *Ferdinand Hartmann*, dessen S. 354 bereits Erwähnung geschehen. — *Conrad Horny*, von welchem S. 421 geredet wird, war zu Höchst, unter Frankfurt a. M., geboren, nicht eigentlich ein Kupferstecher, sondern erst Porzellanmaler, später arbeitete er vornehmlich mit Aquarell-

farben, und verfertigte auch Ölgemälde; nur nebenher hat er sich mit Radiren beschäftigt. Man kann diesen Künstler auch unter die Schriftsteller zählen, denn die im Programm zur J. A. L. Zeitung 1807 eingerückten Bemerkungen über den Landschaftsmaler *P. Brill* sind aus seinen Papieren ausgezogen. *Horny* starb zu Ende des Jahres 1807. — Der geschickte Hofebenist zu Jena heisst nicht, wie S. 433 nach der Zeitung f. d. E. W. gemeldet wird, *Secke*, sondern *Keck*. — Noch findet man den *Joh. Kölla* (denn so schrieb er sich, nicht *Koella*) zu Stüfa am zürcher See S. 490 als lebend angeführt, dader selbe doch schon vor mehr als 30 Jahren verstorben ist

— y — H.

## KURZE ANZEIGEN.

**LATEINISCHE SPRACHKUNDE.** 1) *Erfurt*, b. Keyser: *Lectio- nes Latinae, veterum gentium historiam continentes*. In usum juventutis Latinae linguae studiosae edidit notisue philologiae e Broderi Grammatica maj. exornavit *Georgius Philippus Schuppius*, Gymnasii Hersfeldensis Collaborator. Pars prima Historiam ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. complectens. 1805. 160 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaf.: *Tabulae synchronisticae ex historia veterum gentium*. Edidit *Georg. Phil. Schuppius*. Periodus prima. Ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. 1805. 12 Bog. 4. (8 Gr.)

Die Idee, nach welcher Hr. Sch. die *Lect. lat.* gearbeitet hat, die lateinischen Lectionen zugleich zur Wiederholung der Geschichte zu benutzen, ist lobenswerth; die Methode, nach welcher er Geschichte lehrt, daß er nämlich erst bloß mit wenigen Worten und chronologischen Bestimmungen die Hauptbegebenheiten aus der Geschichte eines Volkes heraushebt, dann sie im Zusammenhange entwickelt, hat sich auch dem Rec. bewährt; und der lateinische Ausdruck des Vfs. ist einfach und klar, und zeigt von vieler Belesenheit und einer besonders fleißigen Übung im Lateinischschreiben. Daher wir das Buch durchaus empfehlen würden, wenn wir es nicht für noch nützlicher hielten, mit dem Schüler die lateinischen Historiker selbst zu lesen, wodurch der Zweck des Vfs., den Unterricht im Lateinischen mit dem Unterrichte in der Geschichte in Verbindung zu setzen, noch vollkommener erreicht werden möchte. Denn wie gut auch Hn. Sch's. lateinischer Styl ist; doch muß sich auch der vollendetste Latinist unserer Zeit bescheiden, nicht wie ein Römer der besseren Periode zu schreiben. Sicherer lernt man das ächte Latein aus *Cornelius*, *Livius*, *Sallust*; und der Gewinn für Geschmacksbildung ist doch auch in Anschlag zu bringen. Denn, wie schon die Seitenzahl des Buches erwarten läßt, es ist nur Compendium: Neigung aber für Geschichte, Geist und Gefühl überhaupt wird am lebhaftesten aufgeregt durch lebendige Entwicklung und Darstellung des Einzelnen. Daher, wenn eine allgemeine Ansicht der Geschichte gegeben ist, es für das Studium der Geschichte gewinnvoller seyn möchte, die wichtigen an sich großen und interessanten Begebenheiten und Charaktere ins Einzelne hinein zu verfolgen, und vollständiger ausgebildet darzustellen, als Alles, und nur in kurzen Andeutungen, zu umfassen.

Die Tabellen scheinen uns weniger ihrem Zweck zu entsprechen: sie enthalten auf einer Seite zu wenig, und geben also gerade das nicht, was man von Tabellen erwartet, Übersicht. Z. B. die 13 Tab. enthält einen Zeitraum von 20 Jahren 543 vor Chr. bis 514, und in der breiten Columnne *Graeci* Reht weiter nichts als: *Anacreon*, *Hippias*; die Columnne *Macedones* ist ganz leer; und unter *Romani* nur: *Tarquinius Superbus regnum invadit*. — Die Tabellen aber, so wie

die *Lectioes latinae*, zeugen von einer sehr genauen Geschichtskennntniß; und wenn auch Rec. über manche Angabe in der ältesten asiatischen Geschichte anders denkt, so beweist doch alles Belesenheit und Urtheil, und wir dürfen hienach glauben, daß Hr. *Schuppius* als Lehrer vielen Nutzen stifte.

V. S. A.

**AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.** *Göttingen*, in Comm. b. Dieterich: *Grundriss der französischen Sprache, verbunden mit praktischen Übungen zum Übersetzen ins Französische über alle Regeln dieser Sprache*. Von St. D—s, Ph. Dr., Lehrer dieser Sprache auf der Universität zu Göttingen. 1808. 155 S. 8. (9 Gr.) Hr. St. D—s (*Dubois*), Ph. Dr., muß sehr jung und des Publicums unkundig seyn, wenn er glaubt, daß er ihm „seiner guten Absicht wegen manchen Fehler übersehen werde.“ So gutartig ist das Publicum nicht, und wird obendrein in seiner Lieblosigkeit durch die bösen Recensenten bestärkt. Der gegenwärtige will ihm indeß das Leben nicht sauer machen, sondern ohne Umschweife gestehen, daß sich sein Grundriß nicht recensiren läßt, weil alles auf den Kopf gestellt, weder Anfang noch Ende, weder Ordnung noch Deutlichkeit darin ist. Der Vf. scheint selbst zu fürchten, daß, außer ihm, wenige sein Buch werden lesen wollen. „Mancher Lehrer, sagt er, wird diesen Grundriß nicht als Leitfaden annehmen, weil er vielleicht durch seine Unwissenheit in Verlegenheit gerathen könnte, indem bloß angezeigt ist, was man wissen muß, und der Lehrer folglich die nöthigen Kenntniße haben muß, um es zu erklären, welches leider der Fall nicht immer ist.“ Es war doch auch nicht edel vom Hn. D., die armen unwissenden Lehrer nicht erst besser zu unterrichten. Denn Manchem wird wunderlich werden, wenn er S. 11 den Imperativ so erklärt lieft: „Nichts ist gemeiner im gesellschaftlichen Leben, als der Ton (!) zu befehlen, zu bitten, zu ermahnen, zu ermuntern, hienzu der Imperativ.“ Oder S. 15: „Durch die zwey ersten Personen versteht man eigentlich nur Menschen, aber durch die dritte Person versteht man alles, wovon man redet, Menschen oder Thiere oder Sachen.“ Also wird der Marder in der Fabel nun nicht mehr zu der erhaschten Taube sagen: *Ich will dich fressen*, sondern: *Er will sie fressen*.

Cch.

**DEUTSCHE SPRACHKUNDE.** *Berlin*: *Redetheile der deutschen Sprache für unsere Schulklassen*. 1 Blatt. Fol. (2 Gr.) Eine nützliche Wandzierung unterer Schulclassen! Wenn der Schüler mit dem Inhalte dieser Tabelle bekannt ist: so hat er schon einen guten Grund in der deutschen Grammatik gelegt; eines Mehreren, als dieser Bogen enthält, bedarf es für den Anfänger nicht. Da nun eine einzige Tafel für den Gebrauch einer ganzen Schulklasse hinreicht, und diese nur 2 Gr. kostet: so wird sich das Blatt schon verkaufen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 N O V E M B E R , 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Staatslehre für denkende Geschäftsmänner, Cameralisten und gebildete Leser*, dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz, ord. Prof. des Natur- und Völker-Rechts und Director des akademischen Seminariums auf der Universität Wittenberg. 1808. I Theil. VIII u. 312 S. II Theil. X u. 418 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Die Staatslehre in ihrem ganzen Umfange abzuhandeln, ein Lehrbuch der Politik nach allen ihren Zweigen zu liefern, war die Absicht des Vfs. bey diesem Werke. Was er selbst von sich in der Vorrede bemerkt, seine lange Bekanntschaft mit Kantischen Ideen möge auch wohl in seiner Darstellungsart sich zeigen, fand Rec. beym Durchlesen des Werks sehr häufig auffallend bestätigt. Wir gestehen, daß uns diese Behandlungsart des Gegenstandes aus einem philosophischen Gesichtspuncte, nicht eben als die zweckmäßigste erscheint. Ungleich glücklicher würde nach unserer Überzeugung der Vf. gewählt haben, zumal da er für Geschäftsmänner und gebildete Leser überhaupt, also nicht ausschließlich für Gelehrte von Profession schreiben wollte, wenn er sein Thema hauptsächlich aus dem historischen Standpuncte untersucht hätte. Die praktische Brauchbarkeit des Buchs würde dadurch unstreitig sehr gewonnen haben. Das ganze Werk zerfällt in 2 Theile, von welchen der erste den reinen, der zweyte den angewandten Theil der Staatslehre enthält. Der erste, welcher am meisten dem Vf. Eigenthümliches enthält, verdient deshalb auch hier eine genauere Anzeige. Gleich in der Einleitung stellt der Vf. als Ideal einer philosophischen Rechtslehre den Satz auf: befördere das vollendete Gleichgewicht zwischen dem äußeren freyen Wirkungskreise aller mit dir zur Gesellschaft vereinigten Wesen. Diesem Ideale sucht der Staat die Menschen anzubilden. Es ist eine Rechtsgesellschaft, wo das Gleichgewicht zwischen der Freyheit aller unter der Bedingung des Zwangs hervorgebracht und erhalten wird. Nach dieser Definition des Staats zerfällt die ganze Staatslehre bey dem Vf. in 2 Theile, in den reinen, welcher die vernunftmäßige Begründung der rechtlichen Form des Staats nach seinen inneren und äußeren Verhältnissen entwickelt oder das Staatsrecht, und in den angewandten, welcher die, in der rechtlichen Form des Staats enthaltenen Bedingungen seines organischen Lebens nach allen einzelnen Theilen seiner Verwaltung darstellt, oder die Politik. Der Vf. erklärt übrigens selbst diese beiden Abtheilungen als synonym mit den gewöhnlichen Be-

nennungen, Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungs-Lehre.

Nach dieser Einleitung folgt die reine Staatslehre selbst. Der Vf. theilt sie in 3 Hauptabschnitte: 1) in die Lehre von der rechtlichen Organisation der Form des Staats — oder wie das Recht im Staate zur Herrschaft gelangen soll; 2) in die Lehre von der rechtlichen Organisation des Zwangs im Staate, — oder wie das Recht im Staate seine Herrschaft durch den Zwang behaupten soll; und da mehrere Staaten neben einander existiren, 3) in die Lehre von dem rechtlichen Nebeneinanderseyn mehrerer Staaten und die Bestimmung der Art und Weise des rechtlich organisirten Zwangs zwischen Staaten und Staaten. Was den ersten Theil betrifft, so umfaßt dieser a) die Darstellung der Urverträge, auf welchen der Staat als Rechtsgesellschaft beruhe. Wir finden hier die ganze weitläufige Lehre von den verschiedenen Urverträgen, dem Vereinigungs-, Verfassungs- und Unterwerfungs-Verträge, welche, obgleich schon so oft und bündig widerlegt, dennoch in den Köpfen einiger Theoretiker nicht aussterben zu wollen scheint; noch einmal von neuem vorgetragen. Rec., der trotz dem, was hier gegen die Gegner der Urverträge gesagt ist, ihre Nothwendigkeit noch immer nicht einsehen, der es noch weniger begreift, was diese ganze Darstellung in einem praktisch seyn sollenden Werke, das für gebildete Geschäftsmänner und nicht allein für grübelnde Theoretiker geschrieben ist, nutzen soll, erinnert hier nur an das, was er schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern (No. 190 — 92) gegen diese ganze Theorie bemerkt hat. Es verdient doch gewiss beherzigt zu werden, wie leicht mit dieser Theorie Mißbrauch getrieben werden kann, wie die Geschichte unserer Tage gezeigt hat! — Auf diese Theorie der Grundverträge stützt sich bey unserem Vf. b) die Lehre von der höchsten Gewalt im Staate und die Realisirung des Staatszwecks durch dieselbe. Er läßt die höchste Gewalt aus dem allgemeinen Willen in Hinsicht auf den Zweck und die Form des Staats entstehen, und theilt sie in die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Das Personale, welchem diese beiden Zweige der höchsten Gewalt anvertraut sind, soll von einander getrennt, und jedes in seinem Wirkungskreise unabhängig seyn. Die Gesetzgebung übt das Volk durch seine Repräsentanten, und unter ihnen gilt der Beschluß der Mehrheit. — Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der allgemeine Wille, welcher sich durch die Repräsentanten aussprechen soll, durch das ganze repräsentative System so gut als gar nicht mit Gewissheit ausgemittelt werden kann. Der völlige Mangel

eines gesetzgebenden Rathes, meint der Vf., führe zum Despotismus und zur Tyranny. Freylich wo keine kräftige öffentliche Meinung vorhanden ist, durch welche aber auch erst die repräsentativen Corps etwas mehr als bloße Formen werden können! Dänemarks Beyspiel ist hier die beste Widerlegung. Die executive Macht, welche der Regent repräsentirt, soll von der legislativen streng getrennt werden, wo nicht, so regiere Willkühr statt des Rechts. Beide Gewalten sollen aber dennoch von einander wechselseitig abhängig seyn, dadurch daß dem Regenten die Initiative der Gesetze, dem gesetzgebenden Corps aber die Controlle der executiven Macht zustehe, und zwischen beiden soll fortwährend völlige Übereinstimmung herrschen. Die richterliche Gewalt sieht der Vf. mit Recht für einen Zweig der executiven Macht an. Man sieht, der Vf. hatte bey seiner ganzen Darstellung die englische Staatsverfassung vor Augen; wie aber noch jetzt ein politischer Schriftsteller nach der großen Lection, welche die französische Revolution allen Staatskünstlern gab, welche das Heil eines Staats von einer schulgerecht verfaßten Constitution erwarteten, behaupten kann, daß, wenn die Constitution des Staats überhaupt die Realisirung des Staatszwecks beabsichtige, die Staatsform nothwendig ein System der Repräsentation seyn müsse, wie unser Vf. es thut, ist Rec. wahrhaftig unbegreiflich. Wenn der Regent, wie hier jedoch ausdrücklich behauptet wird, unwiderstehlich seyn soll: so ist es wenigstens schwer einzusehen, wie alsdann durch den bloßen constitutionellen Mechanismus noch eine Abhängigkeit der executiven Macht von dem gesetzgebenden Corps bestehen kann. Noch schwerer wird die Forderung einer beständigen Übereinstimmung zwischen dem Regenten und dem gesetzgebenden Corps zu realisiren seyn. Unmöglich kann Rec. das von dem Vf. aufgestellte Gleichgewicht der Macht im Staate als die einzig mögliche Garantie der Fortdauer der Constitution ansehen. Wo nicht besondere Umstände hinzukommen, wird diese Theilung der Gewalten vielmehr der Zunder ewiger Zwietracht werden, und entweder den Staat in Anarchie stürzen, oder, wo die executive Macht stark genug ist, den Weg zur unbefchränkten Willkühr bahnen. Was einmal die Gesetzgebung und ihre rechtliche Form im Staate anbetrifft, so wird, als ihr höchstes Princip, Freyheit durch das Gesetz gegeben, und alle Gesetze im Allgemeinen in Grundgesetze und abgeleitete Gesetze eingetheilt. Die ersten dürfen nur die Urrechte der Menschen enthalten, die anderen haben ihren Namen daher, daß jede rechtliche Bestimmung im Staate auf eines dieser Grundgesetze zurückgeführt werden können. Fünf organische oder Grund-Gesetze zählt hier unser Vf. auf: 1) persönliche Freyheit, 2) persönliche Gleichheit vor dem Gesetze, 3) persönliche Sicherheit, guten Namen und Sicherheit des rechtmäßigen Eigenthums, 4) Freyheit des Gewissens und Publicität, und endlich 5) das Gesetz der Heiligkeit der Verträge. Die öffentliche Gesetzgebung zerfällt in so viele Zweige, als es Hauptgattungen von öffentlichen rechtlichen Verhältnissen der Staatsbürger zu dem Staate

und unter sich giebt, nämlich in die Civilgesetzgebung, in die Justiz- und Criminal-Gesetzgebung, in die Policy-, Finanz- und Militär-Gesetzgebung. Nur 3 dieser angegebenen Zweige werden in dem ersten Theile behandelt, indem die Finanz- und Policy-Gesetzgebung in dem zweyten oder angewandten Theile, als Grundlagen der Staatsverwaltung, behandelt werden sollen. Der Vf. spricht zuerst von der Civilgesetzgebung, welche theils die Verhältnisse der Staatsbürger unter sich nach ihren ursprünglichen, persönlichen und durch Eigenthum und Verträge erworbenen Rechten, theils die Eintheilung der Staatsbürger nach ihrem Antheile an der Realisirung des Staatszwecks bestimmt. — Der Vf. gesteht zwar den Bürgern das Recht zu, den Staat zu verlassen, jedoch nicht eigenmächtig und nicht im Stillen; auch soll der Staat das Recht haben, diejenigen durch Zwang in seiner Mitte zu behalten, die nur deshalb auswandern wollen, um sich einer übernommenen Verbindlichkeit zu entziehen, und diejenigen zu strafen, welche Inländer zum Auswandern verführen. Eine allerdings sehr leicht zu mißbrauchende Einschränkung! Ein schlimmes Zeichen der Zeit bleibt es immer, daß gerade in unseren Tagen so viele strenge Verordnungen gegen Auswanderungen nöthig geworden sind; und dennoch zeigt ja die Erfahrung klar, daß, wenn einmal finanzieller und militärischer Druck bis zu einer gewissen Höhe gestiegen sind, der Staat sich nicht, wie Schläger sagt, wie ein Stall verschließen läßt. Endlich spricht der Vf. noch von der rechtlichen Form der einzelnen Gesellschaften im Staate, vorzüglich von der Kirche u. deren Verhältnisse zum Staate, worin ihm Rec. vollkommen beystimmt.

Darauf wird von der rechtlichen Form der executiven Gewalt im Staate gehandelt. Diese Untersuchung beginnt mit der Bestimmung des Begriffs der Souveränität. Der allgemeine Wille ist, nach dem Vf., der souveräne Wille; dem Regenten, als Organ desselben, kommt also die executive Souveränität zu. Sie ist beschränkt durch die Constitution, durch die Realisirung des Staatszwecks; in Betreff der anzuwendenden Mittel dagegen: ist der Regent völlig unbefchränkt. Wo die Souveränität dem Regenten nicht ausschließlich überlassen, sondern unter mehrere Gewalten vertheilt ist, da kann der Staat nie als organisches Ganzes existiren. So z. B. ist die Souveränität der rheinischen Bundesfürsten nach aussen hin beschränkt. Dann folgt eine ausführliche Aufzählung der Hoheitsrechte. Sonderbar genug rechnet darunter auch der Vf. das Recht der Gesetzgebung im engeren Sinne — *poteestas rectoria* — das doch vorher eine strenge Scheidung der gesetzgebenden und executiven Gewalt verlangte. Freylich aber werden diejenigen, welche auf dieser Scheidung streng bestehen, immer in Gefahr kommen, in consequent zu werden, indem sie doch unmöglich dem Regenten alle Befugnisse Gesetze zu geben — nenne man sie immerhin Decrete oder *arrêts*, der Name thut hier nichts zur Sache — abzurechnen können. Dem Regenten kommt außer der Souveränität auch noch Majestät zu. Diese beruht darauf, daß die höchste Macht des Staates durch die Person des Re-

genten repräsentirt wird. Rec. kann den Unterschied nicht einsehen, den nach dieser Definition der Vf. dennoch zwischen Souveränität und Majestät annimmt. Das Beyspiel von England; wo dem Regenten zwar die Majestät, dem dirigirenden Minister aber die executive Souveränität eigentlich zukomme, scheint Rec. sehr unpassend gewählt zu seyn. Denn will man nur auf factische Umstände Rücksicht nehmen: so möchte sich die Behauptung des Vfs. wohl nicht allein von England rechtfertigen lassen. Hier kommt es nur auf das rechtlich Bestimmte an, und danach ist ja doch der Minister nur das Organ des Monarchen. In den folgenden Abschnitten sind die Pflichten des Regenten und der Unterthanen behandelt. Bey den letzteren ist vorzüglich auf die Frage Rücksicht genommen: ob und in welchen Fällen dem Volke das Recht zustehe, sich dem Regenten zu widersetzen, ihn zu zwingen. Dieses Recht soll dann dem Volke zustehen, wenn der Regent den Unterwerfungsvertrag von seiner Seite bricht, die Constitution vernichtet; — man sieht leicht, wie unbestimmt und leicht zu missbrauchen dergleichen Ausserungen sind. Die verschiedenen Stände, welche darauf unseren Vf. beschäftigen, sind hier, wie es uns scheint, ziemlich unpassend in die höheren und niederen Stände abgetheilt, je nachdem die Bürger ein Staatsamt bekleiden oder nicht. Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen die Sitte, ein bestimmtes Alter als nothwendig für den Eintritt in den Staatsdienst festzusetzen, da doch wahrhaftig nur in höchst seltenen Fällen das Alter ein sicherer Mafstab der Würdigkeit zum öffentlichen Dienste abgeben wird, es müßte denn der unter einer ganzen Nation bey der Jugend allgemein herrschend gewordene Leichtsinne eine solche Verordnung nothwendig machen, so wie dies in Frankreich geschehen ist. Bey der Ansetzung der Staatsdiener will der Vf. nur bey den höchsten Stellen dem Regenten vollkommen freye Wahl lassen; alle anderen sollen von den Behörden und Collegien selbst durch Wahl besetzt werden. Der Vf. scheint übersehen zu haben, wie sehr eine solche Einrichtung den Nepotismus und den Kastengeist begünstigen würde. Eben so wenig kann Rec. in die Forderung mit einstimmen, dem nicht durch einen Rechtspruch entlassenen Staatsdiener müsse sein bisheriger voller Gehalt als Pension gelassen werden. Obgleich auch wir das Entlassen ohne allen Gehalt für höchst gefährlich halten: so glauben wir doch, daß durch eine klug gewählte Mittelstrafe diese Gefahr eben so gut vermieden werden kann. Dem, was endlich noch der Vf. von dem nothwendigen fortschreitenden Reformen im Staate sagt, stimmt Rec. vollkommen bey.

Die Lehre von der rechtlichen Organisation des Zwangs im Staate füllt den 2ten Hauptabschnitt des Buches aus. Sie begreift die rechtl. Form der Gerechtigkeitspflege und die Erhaltung und Befestigung der öffentlichen Sicherheit im Staate überhaupt. Wie sich erwarten läßt, verlangt der Vf. vollkommene Unabhängigkeit des Rechtspruches von dem Regenten, ob sich gleich dagegen Manches nicht ohne Grund einwenden läßt. Den Unterschied zwischen Verbre-

chen und Vergehen stellt unser Vf. so, daß er alle strafbaren Handlungen, welche die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt verletzen, Vergehen, diejenigen aber, welche die öffentliche Sicherheit und die ursprünglichen und erworbenen Rechte der Staatsbürger beleidigen, Verbrechen nennt. Die ersteren gehören der Policy, die anderen der Staatsgesetzgebung an. Er folgt darin, wie er selbst gesteht, vorzüglich *Tittmann* in dessen Grundlinien der Strafrechtswissenschaft. Rec. gesteht, daß ihm diese Eintheilung keinesweges alle Schwierigkeiten zu heben scheint. So ist das Vergehen an Schildwachen, welches der Vf. selbst als Beyspiel eines Policyvergehens anführt, von der Art, daß es nach dem Gefühle des Rec. als Verletzung der Sicherheit eben so gut zu den Verbrechen gerechnet werden könnte. Fährdet der Diebstahl nicht eben so oft, wo nicht noch öfter, unmittelbar den Wohlstand, als die Sicherheit? Die Verbrechen selbst zerfallen hier in öffentliche und Privatverbrechen. — Das Duell, welches hier zu den Verbrechen gerechnet ist, möchte Rec. jedoch lieber zu den Policyvergehen zählen. Als Zweck der Strafe nimmt der Vf. an: Wiederherstellung des verletzten Gleichgewichts in der äußeren Sphäre des Rechts und Ahndung der geschehenen Verletzung desselben. Gegen ewige Infamie und Landesverweisung erklärt sich der Vf. durchaus, obgleich doch wohl letztere in manchen Fällen sich noch möchte vertheidigen lassen. — Zu der Lehre von der rechtl. Organisation des Zwangs im Staate gehört zweytens noch rechtl. Form des Militärstandes im Staate. Manche gute Vorschläge, welche hier gegeben werden, glaubt Rec. übergehen zu dürfen, da sie schon anderweitig bekannt und geprüft sind. Nicht viel mehr Stoff zu Bemerkungen giebt der 3te Hauptabschnitt dieses ersten Bandes, welcher die Lehre von dem rechtl. Nebeneinanderseyn mehrerer Staaten und die Art und Weise des rechtl. organisirten Zwanges behandelt, der nach vorhergegangener Rechtsverletzung zwischen Staaten und Staaten eintreten darf. Als Basis des ganzen Völkerrechts ist nach unserer Überzeugung das Princip der Selbstständigkeit anzunehmen. Daraus läßt sich das ganze Völkerrecht ohne Mühe deduciren. Auch unser Vf. nimmt zwar dies Princip als eine der Grundlagen desselben an, stellt ihm aber noch mehrere andere Sätze an die Seite, welche doch nach unserer Überzeugung schon durch das Princip der Selbstständigkeit gegeben sind, und nur unter Voraussetzung desselben näher bestimmt werden können. Auch hier nimmt unser Vf. vollkommen überflüssig einen stillschweigenden Grundvertrag an, nach welchem die einzelnen Staaten neben einander existiren, und welcher die 4 Bedingungen ihres Nebeneinanderbestehens, Selbstständigkeit, gegenseitige Gleichheit, sicheren Besitz des Territoriums und Heilighaltung der geschlossenen Verträge enthalte. Die Staats- oder Völker-Verträge theilt unser Vf. in *pacta transitoria* und *foedera*. Rec. hält diese Eintheilung für unzulänglich, und nimmt keinen Anstand, der von Hn. *Dresch* in seiner gekrönten Preisschrift über die Dauer der Völkerverträge aufgestellten Eintheilung den Vorzug zu geben, in Verträge, welche das Eigenthum, die Sicherheit und den Wohlstand betreffen. Überhaupt ist dieser ganze Abschnitt ziemlich flüchtig

und dürftig gearbeitet, und enthält nichts weiter als einen Auszug aus den gewöhnlichen völkerrechtlichen Compendien.

Der zweyte Theil des ganzen Werks enthält die angewandte Staatslehre oder die Staatsverwaltungslehre. Unter diesem Namen begreift der Vf. die Nationalökonomie, die Staatswirthschaft und die Policywissenschaft. In der Behandlung der ersteren folgt der Vf. nach seinem eigenen Geständnisse vorzüglich *Adam Smith*, jedoch mit Benutzung der neuesten Berichtigungen und Verbesserungen eines *Jakob Lüder, Sartorius, Soden, Hufeland, Hart, Weber* u. s. w. Hin und wieder hat der Vf. selbst neue Verbesserungen versucht. Die Ordnung der Haupttheile der Nationalökonomie ist im Ganzen dieselbe, wie bey *Adam Smith*: 1) über die Entstehung, Erhaltung und Vermehrung des Nationalreichthums; 2) über die Vertheilung desselben über die Consumtion. Darauf folgt eine Kritik der beiden anderen wichtigsten Systeme der Nationalökonomie, des mercantilischen u. physiokratischen. Rec. begnügt sich mit dieser kurzen Anzeige, da die Darstellungsart des Vfs. wenig Eigentümliches hat. Als Hilfswissenschaften der Nationalökonomie führt der Vf. die sogenannten Cameralwissenschaften an, unter welchem Namen er die Landwirthschafts-, Gewerbs- und Handelskunde versteht. Den 2ten Hauptabschnitt dieses 2ten Theils füllt die Staatswirthschaft aus. Es hat uns gefreut, daß der Vf. die Ausdrücke Nationalökonomie und Staatswirthschaft nicht gleichbedeutend gebraucht, sondern sie einander vielmehr, wie es seyn sollte, geradezu entgegengesetzt hat. Möchte doch sein Beyspiel allgemein befolgt werden, damit doch endlich einmal das ekelhafte Schwanken in der Bedeutung des Worts Staatswirthschaft aufhört! Wie der Name schon angiebt, ist sie die Wirthschaft des Staats, der Regierung, welche mit der der Nation ganz und gar nichts unmittelbar zu thun hat. Sehr richtig definiert sie unser Vf. als die Wissenschaft, welche die Bedingungen enthalte, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gebildet und angewandt werden muß, und theilt sie in zwey Theile, in die Staatswirthschaft im engern Sinne, welche die allgemeinen Grundsätze bestimmt, nach welchen die höchste Gewalt Einfluß auf die Leitung der National-Industrie haben kann und darf, und in die Finanzwissenschaft, welche die Grundsätze für die Erhebung, Vertheilung und Anwendung der Staatseinkünfte festsetzt. In Beziehung auf die Staatswissenschaft im engern Sinne, prüft und modificirt der Vf. den Grundsatz der *Smith'schen* Lehre, der Staat sey zu gar keinem positiven Einfluß auf die Nationalwirthschaft berechtigt. Der Vf. folgt in dieser Untersuchung vorzüglich *Sartorius*. — Die Vortheile des Zunftwesens scheint der Vf. doch etwas zu hoch anzuschlagen, obgleich Rec. mit ihm darin vollkommen übereinstimmt, daß bey der Aufhebung des Zunftwesens mit großer Behutsamkeit verfahren werden müsse. Die Finanzwissenschaft behandelt der Vf. unter den beiden Hauptgesichtspunkten der Staatsausgaben und der Staatseinnahmen. Die letztern werden nach den drey gewöhnlichen Rubriken der Domänen, Regalien und Steuern be-

handelt. Der Vf. erklärt sich geradezu für die Zerschlagung der Domänen; nach unserer Meinung hätten jedoch wenigstens die erheblichen Gegengründe, welche zumal jetzt bey dem so sehr gesunkenen Credite der meisten Fürsten ein neues Gewicht erhalten, nicht gänzlich übergangen werden sollen. Die Steuern theilt unser Vf. in Steuern auf liegende Gründe, in die Gewerbs- und in die Consumtions-Steuern. Auffallend war es Rec., der praktischen Eintheilung in directe und indirecte Steuern gar nicht einmal erwähnt zu finden. In einem eigenen Paragraphen wird von den Finanzoperationen gehandelt, wohin vorzüglich Staatsschulden gerechnet werden. Der Vf. rath, sie wo möglich, im Lande zu machen, um die Interessen im Lande zu behalten; indessen möchte es doch wohl allein von den Umständen abhängen, in wiefern es vortheilhafter sey, ein großes Capital auf ein Mal der Circulation zu entziehen, oder nach und nach minder beträchtliche Summen ins Ausland zu schicken. Auch die Behauptung, daß Staatsschulden in jedem Falle ein Nationalübel seyen, läßt sich doch wohl nicht so unbedingt aufstellen, indem diese vielmehr von den Zwecken abhängt, zu welchen die aufgeliene Summen verwandt werden. Was der Vf. über die Publicität im Finanzwesen bemerkt, verdient alle Beherzigung, je mehr in den neuen Zeiten mancher Staat sich genöthig gesehen hat, über diesen Theil seiner Verwaltung den Schleier des Geheimnisses zu verbreiten.

Die Policywissenschaft füllt endlich den 3ten und letzten Hauptabschnitt des 2ten Bandes aus. Sie begreift nach unserem Vf. die Grundsätze, nach welchen theils die öffentliche Sicherheit und Ordnung im Staate vor möglicher Verletzung bewahrt, und die geschehene Verletzung sogleich erkannt, theils die Cultur der Staatsbürger nach ihrem ganzen Umfange begründet, befördert, erhalten und erhöht wird. Man sieht, der Vf. nimmt die Eintheilung in Sicherheits- und Wohlfahrts-Policy, welche letztere er Culturpolicy nennt, an. Rec. hat dagegen einzuwenden, daß ihm diese Eintheilung nichts weniger als scharf trennend erscheint, indem Sicherheit und Wohlfahrt, wie ihm dünkt, sich wohl einander subordiniren, aber nicht coordiniren lassen. Laut und kräftig äußert sich der Vf. gegen geheime Policy, welche höchstens unter einem verderbten Volke in großen Städten sich vertheidigen läßt, deren Nutzen aber auch dort immer sehr problematisch bleibt, indem dadurch nur zu leicht bey der Nation Mißtrauen gegen die Regierung geweckt und der Nationalcharakter verschlimmert wird. Vollkommen geben wir dem Vf. unseren Beyfall, wenn er einen genau bestimmten Policycodex verlangt, ein höchst nöthiges Requisit, um die Gefahr der Willkühr der Policygewalt zu vermindern. Den zweyten Hauptabschnitt der Policy macht bey unserem Vf. die Culturpolicy aus. Sie begreift die Bevölkerungs-, Industrie-, Sitten-, Religions-, Aufklärungs- und Erziehungs-Policy. Auch hier ist viel Gutes und Zweckmäßiges, obgleich, soviel Rec. bemerkt hat, wenig neues gesagt.

Ein Hauptverdienst des ganzen Werks, von dem man übrigens, keine neuen wissenschaftlichen Resultate erwarten darf, besteht in einer reichhaltigen Literatur, welche bey den einzelnen Rubriken angeführt ist. Möchte nur der Vf. bey allen angeführten Werken zugleich in wenig Worten eine kurze Kritik derselben geben haben.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 N O V E M B E R, 1808.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

- 1) WIEN. b. Wappler u. Beck: *Nöthige Anfangsgründe der Rechenkunst, zum Gebrauch der Infanterie- und Cavallerie-Officiere der k. k. österreichischen Armee.* Vom Freyherrn von Unterberger. E. M. L. 1807. 152 S. 8. (18 Gr.)
- 2) Ebendaf.: *Nöthige Anfangsgründe der Planimetrie.* Von Ebendemselben. 1807. Mit V. Kupfertafeln. 177 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 3) Ebendaf.: *Kurzer Unterricht vom Aufnehmen mit dem Meßtische.* Von Ebendemselben. 1807. Mit VI Kupfertafeln. 133 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)
- 4) Ebendaf.: *Abhandlung über die Feldbefestigungskunst.* Von Ebendemselben. 1807. Mit VIII Kupfertafeln. 113 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 5) Ebendaf.: *Abhandlung über die beständige Befestigungskunst und nöthige Begriffe von dem Angriff und der Vertheidigung der Festungen.* Von Ebendemselben. 1807. Mit XIII Kupfertafeln. 212 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)
- 6) Ebendaf.: *Nöthige Kenntnisse von dem Geschütz und dessen Gebrauch.* Von Ebendemselben. 1807. Mit III Kupfertafeln. 144 S. 8. (1 Rthlr.)
- 7) Ebendaf.: *Wesentliche Kenntnisse der Infanterie- und Cavallerie-Feuergewehre.* Von Ebendemselben. 1807. 79 S. 8. (8 Gr.)

Der verdienstvolle Vf. liefert durch diese Arbeit einen, bis auf die Taktik und Strategie, vollständigen Cursus der Kriegswissenschaften, insofern sie für jeden Officier der Infanterie und Cavallerie brauchbar und unentbehrlich sind. Er giebt daher hier in No. 1, 2 u. 3, nur einen Auszug aus seinem früher erschienenen, größern Lehrbuche der Mathematik: so daß in No. 1 die Grundsätze der Arithmetik angegeben, und demnach im I Abschn. von den Zahlen; im II Abschn. von den algebraischen Größen; im III Abschn. von den Bruchzahlen und Größen; im IV Abschn. von den Potenzen und ihren Wurzeln; und im V Abschnitt von den Verhältnissen gehandelt wird. Befremdet hat es Rec., der Decimal-Brüche gar nicht erwähnt zu finden, da sie doch zu dem Verstehen jeder mathematischen Berechnung durchaus nöthwendig sind, auch das neuere französische Maaß und Gewicht auf dem Decimalsystem beruht.

No. 2 enthält die Lehren der Planimetrie, auf denen das Aufnehmen mit und ohne Instrumente beruht.

S. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

Im I Abschnitt wird von den Winkeln und Dreyecken; im IIten aber von den Linien gehandelt. Die Ausmessung der Linien durch Schritte, S. 23, ist nicht befriedigend; man vermist das Verhältniß der Schritte, so wie das bey dem Abgalooppiren der Linien zu beobachtende Verfahren. Parallel-Linien werden S. 47 bloß auf dem Papiere, nicht aber auf dem Felde zu ziehen gezeiget, das doch bey dem Abstecken der Feldschanzen unentbehrlich ist. Von den Linien gehet der Vf. im fünften Hauptstück zu den Dreyecken und zu den übrigen Vielecken über, und lehret die Construction derselben. Im III Abschnitt wendet er sich zu den Flächen, kommt aber im ersten Hauptstück wieder auf die Ähnlichkeit der Dreyecke zurück, von der er im zweyten zu der Gleichheit derselben und den Parallelogrammen übergeht, deren Berechnung, so wie die der Kreisflächen, gelehret, und damit dieser Theil beschloßen wird.

No. 3 beschäftigt sich mit dem Aufnehmen zum Kriegsgebrauch, und zwar ganz besonders vermittelt des Meßtisches, der zu diesem Behuf, so wie überhaupt, die richtigsten Resultate giebt. Man muß jedoch ein Pferdehaar, nicht aber eine Darmseile in die Diopter ziehen; die letztere ist zu stark, und gewährt bey weitem keine so scharfe Visirlinie, als erstere. Bis zum 23 §. findet man die Bestimmung verschiedener Punkte; dann wird das Vermessen krummer Linien, z. B. der Ufer eines Flusses, eines durch einen Wald gehenden Weges, gezeiget, und endlich die Auftragung der Gebäude, Dörfer und Städte, gelehrt. Um die Bergzeichnung nach ihrer verschiedenen Steile besser übersehen zu können, rath der Vf., die Gebirge aus Sand oder feiner Erde zu modelliren; Rec. bediente sich immer des feinen Thones zu diesem Behuf, aus dem sich die Abstufungen und verschiedenen Wendungen der Berge sehr gut zum Nachzeichnen formen lassen. — Zuletzt folgen gute Bemerkungen über das Aufnehmen ganzer Gegenden. Bey dem kaiserl. österr. reichlichen Generalstaabe hat man zweyerley Maaßstäbe hiezu angenommen, den größern zu 1000 Schritt oder 400 Klaftern auf 1 Wiener Zoll, und den kleinern zu 2000 Schritt oder 800 Klaftern auf 1 Zoll. Einige praktische Vorschriften zu dem Aufnehmen nach dem Augenmaaß, machen den Beschluß; sie sind aber zu kurz, um das Bedürfnis des Ungewöhnlichen zu befriedigen, dem Rec. in dieser Absicht vorzüglich den Gebrauch der Bouffole empfohlen würde.

No. 4 giebt eine gedrängte Anleitung zu dem Bau



der Feldschanzen, erklärt daher zuvörderst die dabey vorkommenden Kunstwörter, und geht alsdann zu der Anordnung der Verschanzungen selbst, in Absicht ihrer Größe und des Terrains über. Rec. vermißt hier die Anwendung kleiner zugespitzter Pfähle, dem Feinde die Annäherung an den Graben zu erschweren. Die Brückenschanzen wie Horn- oder Kron-Werke mit Bastionen anzulegen, würde Rec. nicht anrathen, ihre Tracirung sowohl als ihr wirklicher Bau erfordern mehr Mühe und Zeit, als die der bloßen Zangenwerke, die sich überhaupt mehr zu jeder Art Feldschanzen eignen, als jene. Die Beschreibung der hölzernen Blockhäuser, S. 86, ist nicht deutlich genug, um ihre Verfertigung darnach anordnen zu können, die ohnedieß ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Nur selten wird jedoch der Infanterie-Officier in den Fall kommen können, einen solchen Bau anordnen zu müssen, wo er sich aus *Müllers* und *Scharnhorsts* Werken genauer unterrichten kann! Die Beschreibung der Überschwemmungen sowohl, als der Fladderminen zu Verstärkung der Verschanzungen ist zweckmäßigs und genügend; so auch die eigentliche Ausführung des Baues, mit der sich das Werk schließt.

No. 5 giebt eine allgemeine Übersicht der Kriegsbaukunst, und handelt daher zuerst von dem Nutzen der Festungen, wobey mit Recht folgende Hauptgrundsätze aufgestellt werden: 1) „dass man sich auf allen Seiten, auf welchen sich der Feind in der Entfernung der Schussweite zeigen kann, dergestalt zu decken suche, dass demselben die Einsicht in das Innere der Werke benommen werde, und dass die Bedeckung selbst so eingerichtet sey, dass man das eigene Geschütz und Schiefs-Gewehr ungehindert brauchen könne; 2) dass man dem angreifenden Feind die Annäherung zu den Werken so beschwerlich und gefährlich zu machen suche, als es nur immer möglich ist; und dass man ihm alle Hindernisse in den Weg lege, um mit den Vertheidigern nicht handgemein werden zu können.“

Der Vf. zeigt hierauf in einer kurzen Geschichte der Befestigungskunst ihre allmählichen Fortschritte, von den frühesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Allein, diese Geschichte giebt bloß die wirklichen Erscheinungen an, ohne ihrer Beweggründe und Veranlassungen zu erwähnen, wie z. B. die Belagerung von Wien 1525 die Nothwendigkeit des bedeckten Weges bewies u. s. w. Ausführlicher wird *Haubaus* System beschrieben, von dem der Vf. zu den, von den französischen Kriegsbaumeistern daran gemachten Verbesserungen übergeht, wobey die verschiedenen Vorschläge dazu durchgegangen, und in Hinsicht ihres Nutzens geprüft werden. Rec. vermißt auch hier, wie in fast allen Fortificationswerken, eine Erwähnung der *Montalembertschen* Vorschläge, die doch auf so richtigen Grundsätzen beruhen, und bey einigen Einschränkungen in Hinsicht des Mauerwerks, gewiss die beste und dauerndste Vertheidigung gegen die so sehr vermehrte Wurfgeschütze gewähren. Der Vf. scheint hier seine Leser nicht völlig

unterrichten zu wollen; er sagt S. 68: „Die Franzosen nicht allein, sondern auch Deutsche, haben in den neueren Zeiten an der Befestigungskunst so vieles verbessert, dass sie mit der dormaligen Festigkeit des Angriffs wieder in ein gewisses Gleichgewicht gekommen ist. Es würde aber zu weitläufig, und der Hauptabsicht zuwider seyn, alles, was hierin geschehen ist, anzuführen.“ —

Von der Verstärkung der Festungen durch Gegenminen wird S. 68 ff. eine historische Übersicht gegeben, jedoch ohne der neuen in Frankreich angestellten Versuche zu erwähnen, durch welche bey verstärkter Ladung die Entbehrlichkeit der Minenverdämmung erwiesen ward, und die man in *Hoyers Milit. Magazin* beschrieben findet. Die Beschreibung der Überschwemmungen, zu Vertheidigung der Festungen angewandt, macht den Schluss dieses Abschnittes, von dem sich der Vf. zu dem *Angriff und der Vertheidigung der Festungen* wendet. Hier werden die dabey vorkommenden Arbeiten erklärt; in Hinsicht des Batteriebaues aber wird auf das von dem Vf. herausgegebene Werk über die Geschützkunst verwiesen. Zur guten Vertheidigung einer Festung werden hier 6 nothwendige Bedingungen festgesetzt: 1) „dass die Werke in möglichst gutem Stande und von solcher Beschaffenheit sind, dass man bey gehöriger Wachsamkeit weder einer heimlichen, noch öffentlichen und gewaltsamen Überrumpelung und Bestürmung ausgesetzt ist; 2) muss die äußere Gegend der Festung wenigstens keinen wesentlichen Nachtheil bringen; 3) muss die Festung mit hinlänglicher Besatzung versehen seyn; 4) muss sie das erforderliche Geschütz, Pulver, Munition, Lebensmittel, Medicamente, und alle übrigen dahin gehörigen Nothwendigkeiten auf die Zeit, als sie von allernähesten Hülfe abgeschnitten ist, in sich haben; 5) müssen alle diese Bedürfnisse, so viel als möglich, gegen das feindliche Feuer sicher untergebracht, und gegen das Verderben geschützt werden; 6) endlich soll der Commandant ein Mann von Einsicht und Entschlossenheit seyn; die Ingenieure und Artilleristen Geschicklichkeit und Thätigkeit in ihrem Fache, und überhaupt die ganze Besatzung Muth besitzen.“

Die zu dem Approvisionnement einer Festung nöthigen Dinge werden dem Namen, aber nicht der Menge nach aufgeführt. Hier hätten nothwendig die Grundsätze, nach denen die Menge jeder besonderen Gattung im Verhältniß der Größe und Wichtigkeit der Festung bestimmt wird, aufgeführt werden sollen. Es ist ein Verlust für den Staat, wenn die Festungen zu stark versorgt werden; weil bey ihrer endlich doch erfolgenden Uebergabe diese Vorräthe verloren gehen; eine zu kärgliche Anschaffung hingegen zieht nothwendig den früheren Verlust der Festung nach sich. Die Vorsichtsmaßregeln, welche der Commandant während der Belagerung zu beobachten hat, sowohl als die Vertheidigung der Festung selbst sind von S. 166 an gut und für die Absicht des Werks hinreichend aus einander gesetzt. Unter den Vertheidigungsmitteln vermissen wir jedoch die Ge-

*tra-Approchen*, wo die Belagerten mit der flüchtigen Sappe auf den Flanken der Attaquen vorgehen, und einige leichte Batterien etabliren, um die Bojeaux und die zweyte Parallele zu entfiliren. Dies scheint Rec. ein ganz vorzügliches Mittel, den Fortgang der Sappe zu hemmen, und so einige Tage zu gewinnen.

Alles, was nun hier über den Angriff und die Vertheidigung der Festung gesagt worden, nimmt der Vf. S. 195 zusammen, um daraus die Grundsätze herzuleiten, nach welchen Festungen in Ansehung ihrer mehreren oder weniger Haltbarkeit gegen den dermalen üblichen Angriff zu beurtheilen sind. Sie bestehen in folgenden: 1) „Grenzfestungen müssen immer einen Hauptzugang des Landes decken, und von dem Feinde nicht leicht umgangen werden können. Hinter ihnen liegen die grösseren Hauptfestungen, am besten da, wo Flüsse oder Hauptstraßen zusammen kommen; 2) Die Grenzfestungen dürfen nicht zu groß seyn; die Hauptfestungen hingegen müssen Raum genug haben, um die Kriegsbedürfnisse für die Armee darin aufhäufen zu können; 3) Bergfestungen haben gewöhnlich mehr Nachtheile als Vortheile; 4) Festungen in sumpfigen Gegenden sind zwar beschwerlich anzugreifen; aber auch leichter einzuschließen. Ein wesentlicher Nachtheil ist die gewöhnlich da herrschende ungesunde Luft. 5) Eine, an einem Flusse liegende Festung muß allezeit eine gut besetzte Brücke haben; 6) Seehäfen müssen mit guten Strandbatterien versehen seyn, um ein feindliches Bombardement zu verhindern. Hiebey muß Rec. bemerken, daß sie dies nie im Stande sind, wenn sie nicht, wie die von Montalembert in Frankreich angelegten, mehrere Etagen von Geschütz über einander haben, um den feindlichen Schiffen eine gleiche Anzahl Kanonen entgegenzusetzen zu können, und wenn sich nicht Ofen zu glühenden Kugeln auf ihnen befinden, welche gegen jene die meiste Wirkung thun. 7) Ein detaschirtes Fort muß entweder eine völlig gesicherte Communication mit der Hauptfestung haben, oder es muß sich allein einige Zeit halten können; 8) Ein verschanztes Lager unter den Kanonen einer Festung gewährt sehr wesentliche Vortheile; 9) Bey keiner Festung darf sich innerhalb der Weite eines Kanonenschusses ein gedeckter Ort, oder auch eine dominirende Anhöhe befinden; 10) je mehr unangreifbare Seiten eine Festung hat, desto vortheilhafter ist sie; 11) Vorliegende geschlossene Außenwerke vermehren die Stärke einer Festung ungemein; 12) Dies ist auch der Fall, wenn zwey neben einander liegende Fronten einen sehr flachen Bogen, und fast eine gerade Linie bilden; 13) Große und weit vorspringende Raveline mit Reduits sind vorzüglich vortheilhaft; und erschweren den feindlichen Angriff auf das Bastion; 14) Die Contregarden müssen das Bollwerk nur in sofern decken, daß man noch über sie hinwegschießen kann; und der Graben vor der Contregard muß von dem neben liegenden Ravelin nicht allzu schiefl bestrichen werden; 15) Die Horn- und Kron-Werke müssen geräumige Bastione haben,

und dürfen inwendig nicht mit Häusern verbaut seyn; 16) Alle detaschirten Werke müssen eine sichere Communication haben; 17) Die Gräben müssen breit und tief genug, auch überall gehörig flankirt seyn; 18) Niedere Tenailen vor der Curtine sind sehr vortheilhaft; 19) Die Mauerverkleidung muß hoch genug, jedoch von den Glacis völlig gedeckt seyn; 20) Die Hauptflanken müssen lang genug und casemattirt seyn; 21) Die Wallgänge müssen die gehörige Breite und bequeme Auffahrten haben; 22) Die dem Enfiliren ausgesetzten langen Linien müssen mit Traversen versehen seyn; 23) Pallisaden in bedeckten Wegen und Lünetten in den Waffenplätzen sind durchaus unentbehrlich; 24) Die Communicationen nach den Außenwerken müssen nach Eroberung des bedeckten Weges immer noch sicher und brauchbar bleiben; 25) Überall, wo es das Terrain erlaubt, müssen Contreminen angelegt werden; 26) Ist bey einer Festung die Seite des Angriffs schon durch die Lage bestimmt; so müssen die Bastione inwendig gute, gemauerte Abschnitte haben; 27) gute Casematten verlängern die Vertheidigung außerordentlich.“

No. 6 giebt die Erfindung des Schießpulvers unrichtig an; es war zu Anfang des 14. Jahrhunderts bloß den Mauren in Spanien und vielleicht früher noch den Seracenen und Chinesen bekannt. Nach einer kurzen historischen Übersicht der Artillerie geht der Vf. S. 12 zu dem bey der österreichischen Armee eingeführten Geschütz über, das aus 24, 18, 12, 6, 3 und 1 pfündigen Kanonen; 10 und 7 pfündigen Haubitzen, und 100, 60, 30 und 10 pfündigen Mörsern besteht; wo die Belagerungskanonen 23 bis 25 Kaliber, die Feldstücke aber allgemein 16 Kaliber lang sind. S. 29 von dem Cavalleriegeschütz, wo der Vf. der österreichischen Einrichtung — bey der die Artilleristen auf dem gepolsterten Munitionskasten sitzen — vor der reitenden Artillerie den Vorzug giebt. Es dürfte ihm jedoch schwer fallen, zu beweisen, daß jenes Geschütz eine eben so schnelle Bewegung gewähre, als die letztere, wo im Nothfall die Reitpferde der Artilleristen mit angespannt werden können, wenn in der Action die Zugpferde erschossen werden. Für die siebenpfündigen Haubitzen werden bey der österreichischen Artillerie 40, 32, 24 und 16 löthige Pulverladungen mitgeführt, um sie nach Verhältniß der Wurfweiten anwenden zu können. Bey dem Feldgeschütz hat man für die 12pfündigen Kanonen: 12 einpfündige, oder 28 12löthige, oder 60 6löthige, oder 114 3löthige Karteschkugeln; für die Sechspfunder 28 6löthige, oder 60 3löthige, und für die Feldhaubitzen 57 6löthige Kugeln in blechern Büchsen. Unter den Kunitfeuern vermißt Rec. die bey der englischen und sächsischen Artillerie eingeführten Brandbomben, welches gewöhnliche Bomben sind, die oben neben dem gewöhnlichen Brandloche noch 3 oder 4 etwas größere Löcher haben, um dem hineingefüllten Brandzeug mehr Ausgang zu verschaffen. Sehr gut und zweckmäßig handelt S. 62 folg. von der Wirkung und dem Gebrauch des Geschützes, wo

wo zugleich die Schußweiten der österreichischen Kanonen und Haubitzen mit angeführt werden. S. 86 deutet der Vf. schon auf die Entbehrlichkeit der Bataillonskanonen, indem er sagt: „Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß es in manchen Fällen vortheilhaft ist, wenn jedes Bataillon sein Geschütz mit sich führt, damit es den Feind bey jeder Gelegenheit sogleich mit Kanonenschüssen begrüßen kann. Es ist aber auch nicht weniger wahr, daß das mit dem Bataillon marschirende Geschütz, sonderlich wenn es von schwerem Kaliber ist, demselben im Marsch oft sehr hinderlich wird, und in coupirten Gegenden oder in steilen Gebirgen gar nicht nachkommen kann. Giebt man ferner den Bataillonen viel Liniengeschütz: so wird damit zwar die ganze Fronte eines Treffens stark besetzt, es kann aber wegen seiner großen Vertheilung eigentlich keinem Punct eine vorzügliche und oft erforderliche Stärke geben, ja es macht sogar bey mehreren Bataillonen wegen der unvortheilhaften Lage des Terrains vor demselben nicht einmal eine gute Wirkung, oder steht ganz unnütz, wenn nämlich die Bataillone, wie öfters geschieht, nicht ins Feuer kommen, und dieses Geschütz könnte, wäre es nicht an die Bataillone gleichsam gebunden, anderwärts oft großen Nutzen schaffen. Aus allem diesem ist zu schließen, daß es in den meisten Fällen am vortheilhaftesten sey, den Bataillonen so wenig und so leichtes Liniengeschütz zu geben, als es nur immer die Umstände erlauben.“ — Bekanntlich sind auch bey den Mächten des Rheinbundes, nach dem Beyspiel der Franzosen, die eigentlich sogenannten Bataillonsstücke abgeschafft, und die Kanonen von kleinerem Kaliber, wie das Positionsgeschütz, in Battereien vereinigt worden. Der Grundsatz: „die Battereien immer aus Geschütz von gleichem Kaliber zusammen zu setzen“, ist dahin zu modificiren, daß Kanonenbattereien immer ein paar Feldhaubitzen, und Haubitzbattereien ein paar schwere 4- oder 6-Pfünder bey sich haben müssen, um bey jenen die Vortheile der Wurfgeschütze, bey diesen aber die des genauen und kräftigen Schusses auf große Entfernungen nicht entbehren zu dürfen.

Die Anwendung der Geschütze bey Belagerungen, mit Einschluss des Batteriebaues, ist dem Endzweck nach hinreichend erklärt. Mit Recht giebt der Vf. der schrägen Richtung der Demontirbattereien gegen die auf die feindliche Fronte senkrechte Stellung den Vorzug, weil man dadurch nicht auf einen Punct eingeschränkt wird, von dem Feinde nicht so leicht beschossen werden kann, und zugleich die schrä-

gen Schüsse gegen die Merlons der Festungsbatterien mehr Wirkung thun. Zum Schluss werden einige Begriffe von der Bahn der geschossenen Kugeln gegeben.

No. 7 liefert endlich der Vf. eine Übersicht der Einrichtung so wie des Gebrauches des kleinen Gewehrs; der er eine summarische Geschichte der nach und nach gemachten Verbesserungen desselben vorhergehen läßt. Die österreichischen Infanteriegewehre schießen eine 1½löthige Bleykugel mit 2½ Quent. Pulver; sie haben ein trichterförmiges Zündloch und einen cylindrischen Ladestock. Die 3 Ringe, welche den Lauf im Schaft fest halten, so wie die Zündpfanne sind von Messing; der Lauf ist 42, und das Bajonet 18 Zoll lang; der Lauf des Dragoner-Karabiners hingegen hat 32, und der des Husaren-Karabiners nur 18 Zoll Länge. Die Jägerbüchsen haben einen 25½ Zoll langen Lauf mit 7 Zügen, und schießen 11löthige Kugeln. Den Wunsch des Vf., daß man sich, anstatt der Doppelhaken, 4löthiger gezogener Büchsen bedienen möge, sahe Rec. in Sachsen realisirt, wo ihm dergleichen Wallbüchsen vorgezeigt wurden.

Das dritte Hauptstück beschäftigt sich mit dem Gebrauche des Feuergewehrs selbst, und giebt darüber sehr zweckmäßige Vorschriften. Bey dem Schießen mit dem gezogenen Rohre auf sich bewegende Gegenstände würde Rec., anstatt des *Vorhaltens*, allezeit das *Fortziehen* im Zielen anrathen, das bey einiger Übung weit zuverlässiger ist, als jenes. Überhaupt wird nur das häufige Schießen im Flug und Lauf, besonders nach Schwalben — wegen ihres sehr unstäten Fluges — im Stande seyn, einen guten und sicheren Schützen zu bilden. Um mit der Pistole zu treffen, rath der Vf. das *Temposchießen* an, so daß man über die Fläche des Schlosses längs dem Laufe hin zielt, letzteren aber im Moment des Schusses herauswärts dreht. Sowohl im Stehen als Reiten fand Rec. es vortheilhaft, mit senkrecht gehaltener Pistole Linie zu nehmen, dann die Mündung zum Schuss herabsinken zu lassen, und in dem Augenblicke, wo man das Ziel über die Fläche des Laufs erblickt, Feuer zu geben.

Einige gute Vorschriften in Absicht der Conseruation des Feuergewehrs beschließen diese Abhandlung, die sich im Styl vortheilhaft gegen die anderen auszeichnet, und weniger österreichische Provincialismen enthält, als besonders No. 4 u. No. 5, wo man sie sehr häufig findet, wie *versindig*, es *handelt sich von*, der *Gattern* anstatt das *Gatter*, die *Brünne*, die *Thörs*, die *Achsen* anstatt die *Arte*. S. 179.

N. M. M.

## F O R T S E T Z U N G E N.

Prag, b. Haase: *Theoretisch-praktisches Rechenbuch für Lehrende und Lernende*. Von S. Gunz, Lehrer der Mathematik und des kaufmännischen Rechensaches an der israelitischen deutschen Hauptschule zu Prag. 1808. 3te Aufl. 1ster Th. 330 S. 2ter Th. VIII u. 416 S. 3ter Th. Auch noch unter dem besonderen Titel: *Praktischer Unterricht in Berechnung ausländischer Waaren*,

oder: *Waarencalculaturen über Waaren aus Holland, Hamburg, England, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Dänemark und Rußland*. Nebst einem Anhang über Decimalbrüche, zur bessern Verständlichkeit des Nelkenbrechers oder ähnlicher Schriften überhaupt, und deren vortheilhaften Anwendung bey obbenannten kaufmännischen Berechnungen. XIV u. 346 S. 8.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 N O V E M B E R, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Die Drangsale des Perfiles und der Sigismunda*. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Eine nordische Geschichte. Übersetzt von Franz Theremin. Erster Theil. 1808. 474 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist uns ein sehr angenehmes Geschäft, den Freunden der schönen Literatur diese Verdeutschung eines so herrlichen Dichterwerkes, wie das letzte des großen Cervantes ist, anzuzeigen. Sie ist im Ganzen wohl gelungen, und überall läßt sich das rühmliche Bestreben erkennen, die Urschrift mit der gewissenhaftesten Treue, dem besondern Geiste wie der Form nach, in allen Eigenthümlichkeiten wieder zu geben. Erreicht auch dieses Bestreben nicht immer das Ziel, und vermißt man öfters, zumal in der ersten Hälfte der Übersetzung, jene glückliche Gewandtheit, die immer den entsprechendsten Ausdruck treffend, die hervorstechendsten Züge wie die feinsten Schattirungen mit anmuthsvoller Leichtigkeit nachzubilden weiß: so bleibt dennoch Hn. Theremin das Verdienst, daß er zuerst, und zwar zumeist mit Glück, dieses Meisterwerk in unsere Sprache zu übertragen versucht hat. Ob das schwierige Unternehmen der Mühe werth war, kann nur von solchen gefragt werden, die Hn. Bousterweks Urtheil über diesen Roman ihre Beykimmung geben. In seiner *Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit*, sagt dieser Kritiker: „Die Idee eines solchen Romans war keiner neuen Ausführung werth. Cervantes wollte am Ende seiner glorreichen Laufbahn noch den Heliodor nachahmen. Das Interesse der Situationen hat er auch hier behauptet; aber das Ganze ist doch nicht viel mehr, als eine romantische Reisebeschreibung u. s. w.“ Armer Cervantes! Doch du magst dich trösten mit dem großen Dante, dessen göttliche Komödie ja auch nichts weiter ist, als „eine poetisch-theologische Reisebeschreibung!“ — Es bedarf wahrlich keiner besondern Offenbarung, um inne zu werden, wie der Perfiles des Verfassers des Don-Quixote vollkommen würdig ist, und wie aus diesem letzten seiner Werke der große Sinn des Dichters gleich herrlich und allmächtig hervorleuchtet. Auch hier zeigt sich jene göttliche Schöpfungskraft, die weder ins Allgemeine zerfließend, noch am Besondern fest haftend, sondern beides in ununterscheidbarer Einheit verbindend, wahres Leben hervorbringt. Alle die verschiedenen Gestalten, in

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

welchen sich in dieser umfassenden Dichtung die Liebe offenbart, sind eben so viele Sinnbilder ihres Wesens, das im Perfiles und in der Sigismunda in der reinsten Lauterkeit erscheint; um dieses Liebespaar drehen sie sich gleichsam wie um die Sonne die Planeten in mannichfaltigen Abständen. Schon eine flüchtige Vergleichung mit dem Romane des Heliodorus: *Theagenes und Charikleia* lehrt, wie unendlich tief diese Geschichte unter dem Werke des Cervantes steht, und wie man dieses nur sehr uneigentlich eine Nachahmung von jener nennen kann.

Wir wollen nun, ins Einzelne gehend, die Fehler und Mängel anführen, welche uns bey der vergleichenden Lectüre besonders aufgefallen sind. S. 1: *Es ertönte oben an der Öffnung* — stärker und genauer: Es erscholl am engen Schlude. S. 3 steht *Mundart* (Dialekt) unrichtig für Sprache. — S. 6: *Der ermüdete Jüngling*, und S. 7: *der ermattete Körper*, zu schwach für: Der ermattete (*fatigado*, nicht *causado*), und der hinsinkende (*descaecimientos del cuerpo*). S. 18: „So wähle ich ein Mittel unter vielen, woran meine Einbildung arbeitet, welches zwar mit größser Gefahr meines Lebens verbunden seyn könnte, aber um desto kürzerer und sicherer seyn wird.“ Dieser Satz ist ungelenk, und giebt den Sinn nicht ganz richtig wieder; besser so: Unter vielen Mitteln eins, das, wenn es auch mein Leben am meisten aufs Spiel setzt, doch das sicherste und kürzeste bleibt. — S. 21: *Merkwürdigkeiten*, bestimmter: wissenswerthe Umstände (*curiosidades*). S. 23 fehlt: Schoffen zahllose Pfeile in die Luft. — S. 27: *Leiden* zu allgemein für harte Trübsale (*rigurosas trances*), verwirrt Klänge — undeutsch für: verworrene Klänge. S. 31: *Er sah deutlich, es sey Cloelia* — für: daß es Cloelia war. S. 36: *Da keine Pfeile mehr vorrätbig, aber noch Hände und Dolche vorrätbig waren*. Aus ängstlicher Treue schleppend, für: Da es nur an Pfeilen, aber nicht an Händen und Dolchen gebrach. — S. 37: *Legten Feuer an einen nahegelegenen Wald, als einem Besitzthume*, für — als ein Besitzthum. S. 60: *Um mich ihr schmeichelhaft und verliebt zu beweisen* — für: Um mich ihr schmeichelnd (zärtlich) u. s. w. — S. 72: *So werdet ihr wohl thun, ihn für den Dienst, welchen er uns leistete, durch den, ihn in unsere Gesellschaft aufzunehmen, zu belohnen*. — Sehr schleppend und undeutsch für: Ihn für den geleisteten Dienst dadurch zu belohnen, daß u. s. w. — S. 73: *Sie war in seiner Herrschaft gewesen* — für: Gewalt (*poder*). S. 105: *Ohne Kummer*, — wohl besser — ohne Störung. S. 106: *Und zeigte dort deutlich ihre*

Rr

Schönheit. — Das deutlich zu abstract für: vor aller Augen. — S. 106: *Ich stieg auf die Bühne, indem ich glaubte, ich stiege zu meinem Himmel hinauf, und bog die Knie vor ihr, so dafs ich durch meine Stellung fast Anbetung kund gab.* — Steif für: Ich stieg auf die Bühne, während, ich steige zu meinem Himmel hinan, und bog die Knie vor ihr, dafs ich fast sie anzu-beten schien. — S. 118: *Ein kraftvoller lebhafter Jüngling* — zu allgemein für: Ein feuriger, muth-voller Jüngling. S. 123: *Die unter Irrthümern nach dem wahrhaften Glauben haschen (que audan mendi-gando la Fé verdadera entre opiniones);* bestimmter und genauer: Die aus allerley Meinungen den wahrhaften Glauben sich zusammenbetteln. — S. 200: *Die ich begegnete* — für denen. — S. 211: *auf dreyszig Schritten* — Schritte. S. 214: *auf welche nicht mehr als Ein Schuss zu thun erlaubt war* — für: Einen Schuss. S. 216: *dafs ihr wiederkehrt, ihn zu besuchen* — zu wörtlich für: dafs ihr ihn wiederum besuchet. S. 224 *die gebildetste und reichste Einbildungskraft* — genauer: die feinste und umfassendste (*la mas sutil y dilatada*). — S. 242 *er wufste, dafs er* — wäre und verlassen habe — für: war und hatte. S. 277 *dieser Gelbschnabel* — *lindo* heifst so viel als *süfser Herr*. S. 289 *der, wie wir erfahren haben, folgendermassen lautete* — *uno, que se dice, decia de esta manera*. Dieses Wortspiel liesse sich etwa so wiedergeben: der, wie verlautet, folgendermassen lautete. — S. 302 *sehr erregt war* — zu allgemein, denn es fehlt hier der Begriff der Freude, der in *alborozado* liegt. S. 316 *die Dame, wenn man ihr bey einem solchen Alter diesen Namen geben kann* — zu wörtlich übersetzt, und dadurch ganz unverständlich; es mufs heissen: *die Schöne u. s. w.* S. 395 *pfücket eine so schlimme Frucht von diesen Bäu-men* — besser: Säubert diese Bäume von u. s. w. (*Despojad*) — S. 401 *vollständige Wolken Wassers* — für: gauze. *Was hätte man von mir jetzt fordern können, was ich nicht als Freudengeschenk, bey dem Glücke sie zu finden, gegeben hätte* — schleppend für: das ich nicht vor Freuden über das glücklich wiedergefundene Kleinod gegeben hätte. S. 412 *sie sollte sie blos antreiben, gleich als wäre dies das beste Mittel, sie zu retten, nach dem Ufer zu eilen, wo sie im Hafen eine Schaluppe, bereit sie aufzunehmen, finden würde* — gleichfalls sehr schleppend für: als wäre dies das beste Rettungsmittel, nach dem Ufer zu eilen, wo sie im Hafen eine Schaluppe zu ihrem Empfang bereit finden würde. S. 449 *lieber sterbe ich mit Ehre, als entehrt zu leben* — undeutlich für: lieber will ich ehrenvoll sterben, als entehrt leben. — In dem ersten Sonette ist der überdies sehr gekünstelte Vers:

Vor Scyllen noch Charybden hat es Scheu.

auch darum nicht zu billigen, weil die Negation auf eine unstatthafte Weise ausgelassen ist. Übrigens sind die drey Sonette noch so ziemlich ausgefallen. — Wir wünschen, dafs der zweyte Theil bald erscheinen möge, dem hoffentlich, da die Überschriften

der Capitel weggelassen worden, ein Inhaltsverzeichnis wird beygefügt werden. Ha. Ha.

BERLIN, b. Schüppel: *Rosaura*. Von Friedrich Heinrich Botke. 1807. 307 S. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dem Titel nach erwartet man einen Roman; statt dessen finden sich aber sechs Erzählungen, welche Rosaura, der verewigten Freundin des Vfs., in einer kurzen versificirten Zueignung gewidmet werden. Es ist recht sehr zu zweifeln, dafs der Verklärten „des früh verwaisten Freundes Saitenklang zu ihrer Insel *Freud* hinübertönen“ werde, denn es ist in dieser Sammlung des Erfreulichen aufserordentlich wenig. Nur eins befindet sich in dem ganzen Buche, das gelobt zu werden verdient; nämlich: das Lied, *die Jugend*. Die erste Erzählung: *Mein Grossoheim und seine Erzählungen*, ist noch die beste, aber doch auch nur mittelmässig, und verspricht Anfangs mehr als sie leistet. Von dem Humor des Grossoheims, der über die Massen gepriesen wird, kommt nichts zum Vorschein, und alles, was er vorbringt, ist nur muntere Laune, die überdies unter der Redseligkeit des Vfs., welche gar kein Ziel kennt, und sich vornehmlich in recht umständlichen und mit sauberen u. zierlichen Worten herausgeputzten Schilderungen gefällt, viel von ihrer Munterkeit einbüsst. In der dritten Geschichte: *Franz von Lauenstein oder der blinde Vormund*, lagert sich vollends die Geschwätzigkeit recht gemächlich hin; an dem Stoffe, den sie vor sich hat, ist es ihr noch nicht genug, sie zieht den lieben Leser mit hinein, und spricht nun mit diesem herüber und hinüber, und zwar, wie sie vermeint, in einem recht launigen Tone. In der That, der Leser, der sich an dieser Laune ergötzt, mufs recht genügsam und gutmüthig seyn. Auch die Geschichte selbst wird mit Scherz heimgesucht; so werden z. B. ihrem Helden ein halb Dutzend Vornamen beygelegt, und bald nennt ihn der Autor bey diesem bald bey jenem, wie nämlich der jedesmaligen Lage der Name Peter oder Alexander angemessen ist. Als Einfall läst man sich diesen Spafs schon gefallen, aber, förmlich ausgeführt, mufs er langweilig werden. So unglücklich ist der Vf. auch darin, dafs er durch eingeflochtene Reminiscenzen recht absichtlich an wahrhaft launige Schriftsteller erinnert, wie an *Diderot, Le Sage* u. s. w. Indessen liesse sich diese breite Redseligkeit und unlustige Laune noch übersehen, wenn die Darstellung wenigstens so viel wahres Leben hätte, dafs man sich für die Charaktere und Begebenheiten interessieren könnte. — Dies ist aber leider auch nicht der Fall; beide lassen so völlig gleichgültig, dafs man sich gewissermassen wundert, wie ein solcher Aufwand von gewählten Worten, eigenen Situationen u. s. w., ganz und gar keine Wirkung hervorbringen könne. Am fühlbarsten ist der gänzliche Mangel an innerem Leben, an poetischem Darstellungsvermögen in den beiden Rittersgeschichten: *Graf Montgomery* — und *Männerbescheidenheit und Weibergrüfte*. Hier wird man kaum ir-

gend eins von den strotzend romantischen Bestandtheilen vermissen, aber weiter findet man auch nichts. Die Schaubühne ist reichlich decorirt, aber es streifen gestaltlose Scherzen über das Theater, und man ist herzlich froh, wenn der Spuk der *Ombres Chinoises* ein Ende hat. Mit der vorletzten Erzählung: *Gautier*, verhält sich nicht viel besser; hier werden vornehmlich Angriffe auf das Herz gemacht; aber das Herz bleibt ungerührt bey diesen Allgemeintheilen, die sich für Ideale einfacher Biederkeit ausgeben. Die letzte Geschichte: *der Gewissensfall*, scheint auf Thatfachen zu beruhen. Sie giebt ein Beyspiel von der empörenden Tyranney, welcher die lettischen Leibeigenen ausgesetzt sind. Der Vf. hat sie schon einmal der Lesewelt mitgetheilt, und wiederholt sie hier, weil sie, wie er versichert, Beyfall gefunden hat. Wen mag sich wohl an solchen Barbareyen ergötzen? Ha. Ha.

LEIPZIG, b. Gleditsch; *Neue Erholungen*, herausgegeben von W. G. Becker. Erstes Bändchen. 1808. 198 S. 8. (brochirt in farbigem Umschlag 1 Rthlr.)

Es ist bekannt, welche Verdienste sich Hr. B. sowohl durch sein Taschenbuch als durch seine Erholungen schon seit vielen Jahren um die Unterhaltung des gebildeten Publicums erworben hat. Da die letzteren jetzt auf 48 Bändchen angewachsen sind: so glaubt er mit einem neuen Titel und zugleich in einem schöneren Gewande diese neue Folge von Jahrgängen eröffnen zu müssen, um die hinzukommenden Liebhaber nicht durch die große Anzahl der Bänder vom Ankauf abzuschrecken. Die innere Einrichtung bleibt unverändert, d. h. man findet hier größtentheils kleine Erzählungen, auch wohl Proben von Übersetzungen nebst einigen größeren und kleineren Gedichten. In Absicht des Werthes würde es eben so leicht seyn, sie zu tadeln, als zu loben, je nachdem man sich selbst einen Standpunct festsetzt, von wo aus man sie betrachtet. Geht man vom höchsten Begriffe der Poesie aus, welche die Welt und das ganze menschliche Leben nach seiner unendlichen Mannichfaltigkeit und wunderbaren Schönheit bis in die unergründliche Tiefe in Anspruch nimmt: so kann man sich mit den *Erholungen* nicht befreunden, weil sich hier die Welt und das Leben gewöhnlich nur in flachen Abdrücken und leichten Umrissen zeigt. Allein — schwerlich hat der Herausgeber hiebey jemals an die höchsten Zwecke der Poesie gedacht, und es wäre sogar thöricht, bey einer Quartalschrift dieser Art daran zu denken, da sie für einen so gemischten Haufen von Lesern und nur zur Erholung bestimmt ist. Wo sollten auch gleich so viele vortreffliche Sachen, und wo — die vielen Leser dazu herkommen? Für diejenigen, deren Blicke nicht sehr weit reichen, und die nicht gern ihre ganze Kraft daran setzen — also für die große Lesewelt — sind solche bloß äußerlichen Zeichnungen und Abbildungen naher Gegenstände, Scenen aus dem Familienleben, Heirathsgeschichten, häus-

liche Cabalen und Unglücksfälle zur bequemen Unterhaltung gerade recht, und das Publicum muß dem Herausgeber sogar danken, daß er zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse immerfort so getreulich Sorge trägt. Eine andere Rücksicht aber dient vorzüglich zur Empfehlung der *Erholungen*, nämlich die Sicherheit, hier nichts Verhängliches oder Verderbliches zu finden. Wenn Leser und Leserinnen in den einsamen Stunden zur Lectüre greifen, werden sie häufig in der Unterhaltung mit einem Buche betrogen, weil die meisten Romanenschreiber nur darauf ausgehen, ihnen durch den Reiz der Sinnlichkeit eine Theilnahme abzulocken, die ihnen selbst verderblich ist; auch das Abgeschmackte, völlig Geistlose und Pöbelhafte hält sich oft versteckt darin, und erfüllt sie nachher mit Abscheu oder mit der Langleweile. Für diesen Fall ist es gut, wenn ein gebildeter Mann, der Geschmack mit Rechtschaffenheit verbindet, sich ihnen zum Vormunde aufwirft, und ihnen fortwährend eine Auswahl von Erzählungen und Unterhaltungen vorlegt, die sie zur Ausfüllung ihrer Muße, zur Zerstreuung oder angenehmen Geistesbeschäftigung jederzeit ohne Gefahr gebrauchen können. Aus einem solchen und keinem anderen Gesichtspuncte muß man unseres Bedünkens *Becker's Erholungen* betrachten, wenn man ihnen nicht Unrecht thun will. Freylich kommt zuweilen auch etwas darin vor, das zugleich auf ein wissenschaftliches oder gelehrtes Interesse abzweckt; allein gerade dies, wenn man es auch das Bessere nennen will, scheint uns hier am unrechten Orte zu stehen, weil es dem gewöhnlichen Leser wenig frommt, und anderen in solcher Umgebung nicht genug bekannt wird. Dahin rechnen wir z. B. die einzelnen Gefänge aus dem *rasenden Roland* von Bürde, so löblich auch übrigens solche Mittheilungen sind. Auch in diesen *neuen Erholungen* findet sich wieder ein Gesang davon. Was die Übersetzung selbst betrifft, so kann man nur sagen, daß *Bürde*, der anfangs im rhythmischen Takte der Verse ungewiss hin und her schwankte, sich sehr gebessert hat, und daß seine regellosen Octaverime sich jetzt wenigstens mit Leichtigkeit lesen lassen. Ein Hauptlieferant zu dieser Quartalschrift ist *Kretschmann*, der auch hier durch seine Erzählung: *die Hausmittel*, auf seine launige, bürgerlich-kräftige Weise die Leser angenehm unterhält; nur sollte er im Gebrauch fremder Ausdrücke, zum Vortheil der Unkundigen, für welche hier z. B. der schöne Einfall mit dem Anachronismus im Jungferntitel ganz verloren geht, ein wenig sparsamer seyn. *Amalie Berg*, ebenfalls eine fleißige Erzählerin, theilt in *Weiber - Leichtsin und Männer - Schwäche* eine warnende Geschichte mit, an der uns der leichte und anmuthige Ton und die Klarheit in der Darstellung gesellschaftlicher Scenen, aber nicht der Ausgang gefällt, welcher als Folge von Leichtsin und Schwäche zu schrecklich ist, und gegen das Gelinde und Gewöhnliche des Ubrigen zu sehr absteht. Die *Mythen* vom Prof. *Kanngießer*, die kleinen Fabeln ähnlich sehen, stellen zwar bloß und da



ein menschliches Verhältniß im Bilde treffend dar, sind aber im Ganzen zu leer und nicht scharfsinnig genug in der Erfindung. Unter den Gedichten haben wir keines gefunden, das sich auszeichnete: auch das grössere von *Luis Brachmann: Helena* ist zu geschichtlich, in der Zusammenstellung und Farbengebung nicht sparsam und zart genug behandelt, und nicht gehörig zu einzelnen Momenten zusammengehalten.

T. Z.

**CÖLLN, b. Rommerskirchen: Gedichte von Joh. Jos. Pfeiffer. 1808. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)**

Ein grosses Gefallen an poetischer Lectüre, und ein vorherrschender Formtrieb, der sich im Leben auch wohl durch grosse Ordnungsliebe ausdrückt, und welcher macht, daß Jemand ein vorzügliches Vergnügen daran findet, Verse zu schreiben, haben schon manchen mit der Einbildung betrogen, ein Dichter zu seyn, und, wenn die Verse einen hohen Grade von Wohlklang erreichen, auch das Publicum in diesen falschen Glauben gesetzt. Da diese äusserer Fertigkeit im Dichten immer mehr zunimmt, und es nach den Werken grosser Dichter auch nicht an entlehnten Gedanken dazu fehlt: so kann man nicht streng genug die Regel befolgen, bey allen poetischen Producten durchaus auf den inneren Gehalt zu sehen, und zu fragen, ob sich ein eigenthümlicher, schöpferischer Geist darin regt. Fehlt dieser: so mögen die Verse noch so schön seyn, es bleibt doch eine eitle Vermacherey, die nur dem Privatvergnügen und der heimischen Liebhaberey überlassen werden muß. Hr. Pf. gehört auch in diese Classe. Er schreibt manche hübsche Stenzen, doch sind seine Verse nicht durchaus so schön, daß sie gleich jeden Leser mit dem Anscheine einer vorzüglichen Dichtungsgabe täuschen sollten. Vielmehr ist noch vieles an ihnen auszusetzen und zu berichtigen, z. B. *Sperrungen* wie: ich habe es, ich wufste es, so sagte er, und Nachlässigkeiten dieser Art:

Stets darbt das Herz, wo es sich nicht genügt,  
Es darbt auch bey sicherem Überflusse,  
Sein Mangel macht ihn ihm zum Überdruße.

**Auch auf falsche Würdigung und Aussprache der Sylben stößt man, wie:**

Sie merkte es, und lernte in die Ketten  
Mich schnell, die ich vorher mit *Mercür* wand.

Dabey ist der Vf. von einer unendlichen Redseligkeit, so daß, wenn ja noch eine poetische Einzelheit sich zeigt, sie ganz von Worten und Redensarten, die mitunter sehr prosaisch ausfallen, überschwemmt wird. In Erzählungen und Schilderungen, wie sie hier besonders von sehr ansehnlicher Länge vorkommen, schadet eine solche Überfülle am meisten, weil sie das, was durch einzelne Züge klar und anschaulich werden könnte, durch zu viele Farben verwischt oder vermengt. Auch hat der Vf., dessen Natur vorzüglich zur Leichtigkeit und zum Scherzhaften hinstrebt, sich durch die langen Stenzen zu schwere Fesseln angelegt, in welchen er bey dem Gewichte der forttönenden Reime sich nicht, wie er wünscht, mit Anmuth, und nach dem Bedürfnisse einer fließenden Erzählung mit abgebrochenen Wendungen zu bewegen versteht. Freylich unterstützt ihn auch der dichterische Freysinn, der dazu gehört, nicht genug, und er ist bey einer blossen Anwendung von Munterkeit, die aber noch lange nicht den ganzen Geist durchdringt, mit sich selbst im Irrthume, wenn er bey Gelegenheit einer mythologischen Dichtung sagt: „doch ich hätte wohl nie das, was ich suchte, gefunden, hatte mich die Natur, und ihres *Lucians* Laune nicht beym Forschen geführt, und mir zum Funde geholfen,“ wobey man zugleich bemerken muß, daß dies die poetischen Worte von *drey Hexametern* sind. — In Ablicht des Inhalts liebt der Vf. vorzüglich, von Göttern und Nymphen zu singen, und von ihren lustigen Streichen zu erzählen, wobey ihn eben die langen Verse so niederdrücken. Auch liefert er mit grosser Anspruchslosigkeit eine Menge Denksprüche, Lehren und Sinngedichte, die alle nur klein und gering sind. Nur eine Bemerkung haben wir gefunden, die durch die materielle Zusammenstellung ihrer Theile sich auszeichnet, und welche wir daher zum Lobe des Vfs. als das Beste des ganzen Buchs hiehersetzen:

*Alter und Geschlecht im Contrast.*

Kindheit des Weibes, du zeigst mir ganz das Alter des Mannes;  
Kindheit des Mannes, du gleichst gänzlich dem Alter des Weibs.  
Sittsam, bedächtig erlaubt das Mädchen sich Lehren der Weisheit,  
Von dem Sessel herab giebt sie auch so der Papa.  
Stürmend raset durchs Haus der noch unbändige Knabe;  
Also poltert durchs Haus Großmama, tobend, wie er.

T. Z.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**SCHÖNZ KUNSTZ. 1) Wien, b. Degen: Selico. Eine Oper in zwey Aufzügen nach einer Novelle des Ritters von Saint-Florian. Von J. Hummel. 1805. 84 S. 8. (4 Gr.)**

2) Ebendaf., b. Ebendem.: *Die Neger*. Eine Oper in zwey Aufzügen. Von G. F. Treitschke. Für das k. k. privilegierte Theater an der Wien. 1804. 84 S. 8. (4 Gr.)

3) Ebendaf., b. Ebendem.: *Mitgefühl*. Ein Liederspiel in einem Aufzuge. Von G. F. Treitschke. 1804. 38 S. 8. (4 Gr.)

4) Ebendaf., b. Ebendem.: *Gefänge aus dem Singspiele: die Verwechslungen*. Nach dem Französischen von Lumbrecht, Musik von Nicolo. 1804. 23 S. 8. (2 Gr.)

No. 1 — 3 enthalten gute Lehren und lehrreiche Exempel für Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Fürsten und Staatsdiener u. s. w., und der menschenfreundliche Sinn, in dem sie geschrieben, erweckt Liebe und Achtung für ihre Vff. Darum wünschte Rec. noch mehr Gutes von ihnen zu

gen zu dürfen, als dies: daß sie viel mehr werth sind, als alle Theile des Donauweibchens. Sie befriedigen nicht den höheren Kunstsin, aber sie beleidigen auch nicht den guten Geschmack und das Zartgefühl: sie beweisen nicht viel für die productive Selbstkraft ihrer Vff., aber für die Fertigkeit derselben, Gegebenes und von andern erfundenes mit befonnenem Fleisse zu behandeln, und sie haben ihre Wirkung auf der Bühne gehabt.

No. 4 enthält Gefänge, wie sie in Stückchen dieser Art zu seyn pflegen, z. B.:

Beschlossen ist's! Wir wollen's sol  
Der Bräutigam drischt leeres Stroh.  
Gegen ihn stehn wir nun im Bunde.  
Es schlägt für ihn die Trennungstunde.  
Er-trolle sich. Such' sein Glück anderswo.

GL

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 N O V E M B E R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

BERLIN, h. Mylius: *Spittler's Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten*. Zweyter unveränderter Abdruck. Mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von Georg Sartorius. 1807. I Theil. 360 S. II Theil. 688 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Erst in unseren Tagen erhält dieses vorzüglichste, von so vieler Belesenheit und noch mehr von so vielem Scharffinn zeugende Werk des berühmten Vfs. den ungetheilten Beyfall, welcher ihm schon bey seiner Erscheinung gebührte. Er konnte ihm damals in dem vollen verdienten Maße nicht werden. Tausend theils entwickelte, theils nur mit wenig Worten bezeichnete aber tief greifende Ideen waren neu, unerwartet; manche schienen zu gewagt, mitunter auch wohl ein Halchen nach dem Auffallenden zu verrathen. Zu allen Zeiten und in allen Fächern des höheren Wissens trifft sich nothwendig, daß die größere Zahl, selbst von wirklichen Gelehrten im strengen Verstande, zwar mit den gangbaren Ideen und Kenntnissen hinlänglich vertraut, und schon dadurch äußerst brauchbar ist, die Wissenschaft selbst aber selten um einige Schritte vorwärts bringt. Jede neue von dem alltäglichen Gange abweichende Ansicht erscheint ihnen bey dem ersten überraschenden Anblicke in dem Grade mehr paradox, je weiter sie von der gewöhnlichen abweicht; sie kämpfen dagegen an, erklären diesen und jenen Satz für unhaltbar, ohne die Gründe ihres Urtheils zu entwickeln; oder noch häufiger, sie schlüpfen mit Leichtigkeit über das Allumfassende, über die Hauptmomente weg, welche den hohen Werth, so wie den Unwerth eines solchen Buchs aussprechen, und halten sich an das Einzelne der allgemein anerkannten Thatfachen, wo sie zuverlässig Stoff zum Tadel und zum Belege ihres eigenen überlegenen Wissens finden. Denn der Mann von höherem Geiste und umfassendem Blicke giebt sich ganz der Hauptmasse seines Gegenstandes hin; lange steht er in dem Labyrinth der einzelnen sich widersprechenden Angaben, und weiß es selbst noch nicht, welcher Faden ihn aus demselben leiten wird, darf sich auch keinen eigenen Faden knüpfen (denn dieser führt den Forscher fast immer auf den Irrweg der Hypothesen). Doch nach Anstrengungen öffnet sich seinem ungeübten Auge der richtige Ausgang, und voll von den Überzeugungen, die wenigstens für ihn zur indivi-

duellen Klarheit gekommen sind, entwickelt er nun für den Zeitgenossen den einzelnen ihm gekommenen treffenden Gedanken, oder die zu einem Ganzen verbundene Reihe derselben. Dieses Ganze hat sich seiner Seele bemächtigt, nur dieses sucht er lichtvoll und eingreifend niederzulegen; die Nebenideen schweben seiner Seele für diesen Augenblick im Halbdunkel vor. Er muß sie ebenfalls angeben, und giebt sie zuweilen mangelhaft, zuweilen irrig an, in fester Überzeugung, durch das nächste beste taktfeste Compendium die Zahlen berichtigen, die kleinen Flecken verwischen zu können. Er verwischt sie nur unvollkommen auch bey wiederholten Durchlesen; immer liegt das Bild des Ganzen vor Augen, und manche von den Fehlern des Details entschlüpfen dem anderwärts hingeworfenen Geiste.

Dies ist nun auch der Fall bey Hn. Sp. vorliegendem Werke. Mit getheiltem Beyfalle sprach man von dem Ganzen, und aus dem Einzelnen suchte man sorgfältig die kleinen so leicht zu berichtigenden Verirrungen hervor. Aber wenn nur ein Buch bey seiner Erscheinung durch vorläufige Machtsprüche nicht zu Boden gedrückt wird, ohne in die Hände des größeren Publicums zu kommen: so behauptet es zuverlässig seine Vorrechte, und arbeitet sich aus der Überfluthung von mittelmäßigen Schriften hervor. Bald fanden sich Männer, welche dem Denker nachzudenken wußten; selbst die Tadler wurden allmählich mit vielen Ideen vertrauter, adoptirten sie in aller Stille, und in den Compendien der Staatengeschichte finden sich gegenwärtig Spittlers Sätze mit eingewebt, oft ziemlich abstechend gegen den übrigen Vortrag, und ohne alle Bezeichnung der Quelle, aus welcher der neue Überfluß geholt wurde. Man darf wohl behaupten, daß in unseren Tagen die meisten Ideen des Vfs. herrschend sind, und daß das Urtheil über die weit hervorragenden Vorzüge, so wie über das, was weniger in den gefassten Plan zu passen scheint, Stimme des Publicums ist.

Die Vorzüge liegen hauptsächlich in der glücklichen Gabe, sich zu concentriren, aus der Masse von Begebenheiten nur die herauszuheben, welche auf die allgemeine Verkettung, auf das Wachsen und Sinken des Staats unmittelbaren Einfluß hatten; ferner in vielen kurz hingeworfenen Gedanken, welche sämmtlich den Denker bezeichnen, zum Theil durch ihre treffende Wahrheit so sehr in die Augen springen, daß der Leser glaubt, sie selbst gehabt zu

haben, zum Theil auf weiteres Denken hinführen, zum Theil auch im prophetischen Geiste niedergeschrieben sind, durchgängig Menschenkenntniß verathen, und den Satz praktisch bewähren, daß Geschichte die große Lehrerin der Menschheit sey; und dann durch die Ausführung des Voratzes, vorzügliche Rücksicht auf die Verfassung jedes Staats zu nehmen, gegenseitig aus den Begebenheiten die Abänderungen derselben, und aus den Abänderungen die Triebfedern zu neuen Begebenheiten zu zeigen; kurz auf die innere Ausbildung der Staaten ungleich mehrere Rücksicht zu nehmen, als man vor ihm genommen hatte. Dieser letztere, am meisten bedeutende Vorzug, welchen Hr. Sp. seinem Buche gegeben hat, foderte keine höhere Geistesanstrengung als das Hinwerfen der einzelnen, möglichst kurz ausgedrückten Gedanken; aber er erforderte eine ausgedehnte Belesenheit in den Original-Schriftstellern der einzelnen Nationen, in den Urkunden und anderen Quellen, deren Gebrauch dem Gelehrten möglich wird. Eben hiedurch konnte aber der Vf. seinem Werke noch einen neuen Vorzug durch die Bezeichnung der einzelnen, zur weiteren Nachsicht erforderlichen Schriftsteller geben. Literarnotizen finden sich in allen neuern Handbüchern, aber Notizen, welche nicht helfen, sondern den Wissbegierigen zur Verzeiflung bringen. Hundert Büchertitel überblicken seine Augen, lesen kann er unmöglich alles, und zur nöthigen Auswahl fehlt die Angabe des Wichtigen und Minderwichtigen. Hier hingegen schließt sich an jeden Titel das kurzbezeichnete Urtheil über den Werth und Unwerth, die Vorzüge und Mängel des angegebenen Buchs. Nun erst erkennt der Leser dankbar das Wohlthätige der Belehrung, und bewundert die ausgebreitete Belesenheit des Mannes, der sie zu geben wußte. Die Beweise, daß Rec. richtig urtheile, lassen sich hier unmöglich anders, als durch die Hinweisung auf das Buch selbst liefern; denn wie wollte man über das zweckmäßige gedrungene Ausheben der Begebenheiten, über die Entwicklung der Verfassungen, über die Bezeichnung der Hülfsmittel, Beyspiele geben, da sie sich durch das ganze Buch verbreiten? Selbst die einzelnen Urtheile verlieren von ihrer Kraft, wenn sie aus der Verbindung, in welcher sie wirken, gezogen werden; doch da nur von diesen ausgehobene Beyspiele möglich sind; so mögen einige wenige von dem Geiste zeigen, der in vielen anderen herrscht. S. 154: Das Urtheil über die französischen Geschichtsschreiber. „Wo bey einem Volke öffentliche Freyheit fehlt, wo antiquarisch-publicistische Untersuchungen leicht zum Verbrechen gemacht werden können, kann auch keine gute, wahre Geschichte des Landes zum Vorschein kommen.“ Die schöne Zusammenstellung der Ursachen, durch welche im Mittelalter das königliche Ansehen in Frankreich sich aus seiner ursprünglichen Schwäche allmählich empor hob, ist zum Abschreiben zu lang; der Leser findet sie S. 174. — Jeder Kenner unterschreibt wohl folgendes Urtheil über Hume, S. 302. „Man kann in

H's. Geschichte leicht auf einen Theil stoßen, wo man sichere Forschung, gute Anordnung der Haupttheile und gewandten, abwechselnden Erzählungston vermisst; aber man kann keinen größeren Abschnitt desselben lesen, ohne viel zu lernen, und manche schöne Spur des tiefen Denkers zu entdecken. Die Krone des Ganzen ist unstreitig die Geschichte des Hauses Stuart. Robertson mag in seinem Werke von Seiten des historischen Styls Vorzüge vor Hume haben, und Gibbon mag malerischer, vielleicht auch in seiner Art gelehrter seyn als Hume; aber keiner von beiden ist ihm an GröÙe des Geistes, Tiefe der Wahrnehmungen und geübter historischer Abstractionsgabe gleich.“ — Bündig zusammengestellt findet Rec. T. II. S. 322 ff. das Bild der ursprünglichen ungarischen ganz aus der deutschen des Mittelalters erwachsenen Verfassung. Und treffend ist wohl auch die Bemerkung S. 618: „Wo groÙe Kraft des Jünglings und schlechte Erziehung zusammenstößt, da entsteht leicht ein Held, wie Karl XII (in Schweden) war.“

Ein in jeder Hinsicht vollkommenes Werk von so großem Umfange wird wohl nie einem Manne gelingen; auch in dem gegenwärtigen findet sich Manches, was selbst der Verehrer von des Vfs. Verdiensten anders wünschen möchte. Hieher rechnet Rec. nicht die kleinen Nachlässigkeiten, welche der neue Herausgeber ohnehin berichtigt hat, und einige andere mit geringer Mühe hätte berichtigen können, z. B. die unvollständigen Büchertitel S. 28 *Cronica del S. Rey D. Fernando III etc.* und S. 180 *Bulaci hist. univers. Paris. etc.*; oder Schreibfehler S. 47: „Wenn (wann) er die Regierung werde antreten können? Wenn den Königsnamen führen dürfen? waren ein paar sehr streitige Fragen“ u. s. w. — Auch einzelne Behauptungen, welche viele Leser keinesweges unterschreiben werden, finden wir nicht unedelhaft; es sind die individuellen Überzeugungen, welche jeder Forscher berechnigt ist als erkannte Wahrheit dem Publicum hinzugeben. Z. B. S. 100: Spaniens unpolitische Theilnahme am englisch-französischen Kriege 1779 — 1783. War je eine neuere Theilnahme Spaniens an den Kriegen der Mächte Europas politisch, so war es gewiß diese. Nur unter den damaligen Umständen durfte es den Kampf gegen England wagen, durfte hoffen, seiner Seemacht einem neuen Umschwung zu geben, und ehemals verlorne Besitzungen wieder zu gewinnen. Es hat auch dieses einzige Mal gewonnen, und wenn nicht noch mehr gewonnen wurde, so trug nicht fehlerhafte Politik, sondern die schlechte Ausführung der gewählten Maßregeln die Schuld. Dies fühlte Hr. Sp. so innig als jeder seiner Leser; seine Behauptung zielt auf die Gefahren hin, welcher Spaniens amerikanische Besitzungen für die Zukunft ausgesetzt wurden, wenn in Nordamerika ein unabhängiger mächtiger Staat sich bildete. Aber der leicht mögliche Verlust von Florida kam in keine Betrachtung gegen die für die Monarchie zu erringenden Vortheile, und bis die mexikanischen Bef-

tzungen ernstlich von der Landseite her zu fürchten haben, vergehen zuverlässig Jahrhunderte; es giebt dann nicht weiter einen nordamerikan. Freystaat, und Mexico hat durch den Wechsel der Zeiten in der noch entfernten Periode anderweitige Umänderungen erlitten. Doch, wie gesagt, jeder Forscher bleibt in dem unstreitigen Rechte, den Gedanken seiner Überzeugung niederzuschreiben; und unsere Leser sehen, wie viele Worte dem Rec. die Bestreitung Eines niedergeschriebenen Wortes kostete. — Aber weniger gleichgültig dünkt es uns, wenn streitige Thatsachen mit der Mine der Zuverlässigkeit ausgesprochen werden; wenn z. B. S. 11 als zuverlässiges Factum angegeben ist: „Das übrige Europa erhielt von Spanien aus die Kenntniss des Schießpulvers.“ Oder Th. II, S. 343 Johann Hunyad ohne ein Zeichen des Zweifels als natürlicher Sohn des K. Siegmund dasteht; oder die ganze ungarische Geschichte in der Periode österreichischer Regenten zu einseitig nach dem Sinne des ungar. Adels vorge tragen ist. Dieser Gegenstand leidet hier keine nähere Erörterung.

Die vorzüglichste Einwendung, welche Rec. zu machen hat, betrifft den Plan des Werks. Ein Compendium wollte der Vf. schreiben, und die äußerste Zusammendrängung der Begebenheiten, die bloße Anzeige von Regentennamen, welche zwar ein Bedürfnis für den Zusammenhang der Chronologie werden, in der Geschichte selbst aber keinen Platz behaupten, beweisen, daß er es schrieb, und zweckmäßig schrieb. Nur zuweilen verursacht das Zusammendrängen der Namen einige Dunkelheit, wie bey den Königen Portugals aus der zweyten Periode bis auf Johanna II. Er suchte seinem Vorlesebuche eine Ausstattung zuzuthellen, welche vor ihm kein anderes hatte, nämlich eine nähere Hinweisung auf die innere Verwaltung der Staaten, und vorzüglich auf die allmählichen Umwandlungen der Constitution. Wer wird ihm nicht für den Gedanken, so wie für die herrliche Ausführung desselben, herzlich danken? Aber anstatt diese Umänderungen zu bezeichnen, und die Ausführung dem mündlichen Vortrage des Lehrers zu überlassen, entwickelt er gewöhnlich selbst, fügt sein Raisonement bey, und giebt zuweilen die veranlassenden Ursachen mit einer Ausführlichkeit an, welche gegen das Gedrängte von Hauptbegebenheiten auffallend absteht, und die ganze Idee eines Compendiums vernichtet. So findet sich S. 62 die bekannte Hofkabale, bey welcher Anton Perez eine Hauptrolle spielte, mit ihren Nebenumständen erzählt. — Der Vf. mußte mehr ausführen als hinduten, er mußte sein eigenes Urtheil durch die entwickelten Gründe motiviren und einleuchtend machen, weil gerade hierüber wenig oder nichts vorgearbeitet war, und der Leser ohne diese nähere Darstellung unmöglich die Ideen des Vfs. verfolgen, oder ihre Richtigkeit beurtheilen konnte. Rec. fühlt das ganze Gewicht dieses Einwurfs, er ist überzeugt, daß Hr. Sp. so schreiben mußte, wie er schrieb, und bekennt dankbar,

durch seine Auseinandersetzungen vieles gelernt zu haben, durch seine Ideen zu mancher neuen Ansicht gekommen zu seyn. Doch hebt alles dieses Anerkennen das Urtheil nicht auf, daß das Ganze eine heterogene Zusammenstellung sey; daß es tausendfachen Nutzen gewähre, dem Lehrer bey seinem Vortrage, dem Zuhörer bey dem Nachlesen, als Vorlesebuch aber, seiner gegenwärtigen Gestalt nach, um so weniger gebraucht werden dürfe, da es durch die Hinzufügungen für die neuesten Zeiten eine von den Grundzügen des Hn. Sp. weit entfernte Umwandlung erlitten hat.

Hr. Sartorius, welchem wir die Fortsetzung des Werks bis auf die Ereignisse unserer Tage verdanken, hat sich ganz in die Ideenreihen und in den Vortrag seines Vorgängers einzuschmiegen bestrebt. Auch er deutet auf Thatsachen nur hin, und liefert Raisonement über die Verbindung und den Gang der Begebenheiten. Aber es ist schwer, nach fremden Plan und nach fremder Denkungsgabe zu schreiben. Daher traten hier zuweilen an die Stelle von Spittlers tiefen Gedanken, welche zu weiterem Nachdenken zwingen, ausführliche Betrachtungen. Man ist an Hn. Sp's. gedängten, kräftigen, obgleich nicht ganz reinen Styl gewöhnt; an Hn. Sart. findet man den Nacheiferer dieses Styls, aber eben hiedurch statt des Tiefgreifenden zuweilen Dunkelheit, oder wohl auch einen schiefen Gedanken, und statt der Kraft im Ausdrucke einige Schwulst. Ein paar Beyspiele machen vielleicht das gefüllte Urtheil einleuchtend. S. 352 spricht Hr. Sart. von der Aufmerksamkeit, welche gewisse Plane im J. 1804 bewirkten, mit dem Ausdrucke: „Wunder erregende Aufsätze erschienen in den officiellen und anderen Blättern.“ Rec. weiß von keinen Wundern, die erregt wurden; die Coalition (welche doch auch als kein Wunder gelten kann) kam erst ein Jahr später zum Vorschein; es ist bloß einer von den überladenen Ausdrücken. Für schief erklärt ja wohl Hr. Sart. selbst den Gedanken S. 105: „Wenn man über die Beantwortung der Frage: ob man trauern oder sich freuen sollte, einigermaßen ungewiss war: so entschied das wiederkehrende Glück, die Erhebung Bonaparte's, die Frage sogleich, und die lange verschobene Kriegserklärung gegen Portugal konnte endlich nicht länger verweigert werden u. s. w.“ Über die von Spanien nothwendig zu nehmenden Mafsregeln konnte das wiederkehrende Glück der Franzosen wohl entscheiden, aber nicht über die Ungewissheit, ob man trauern oder sich freuen sollte. — Offenbar sind dergleichen Abweichungen von der geraden Linie einzig durch den Eifer, sich an seinen Vorgänger zu schließen, und Sätze auffallend vorzutragen, entstanden; denn in seinem natürlichen Style ist Hr. Sart. ungleich ungezwungener, und bey weitem die meisten Stellen seiner Fortsetzung bezeugen den wirklichen gründlichen Geschichtskenner und den denkenden Mann. Nirgends hat Rec. die Übersicht der neuesten englischen Geschichte so lichtvoll und richtig gefunden, als in diesem Werke. Sie läuft von S.

454—494, überschreitet also bey weitem die Grenzen eines Compendiums, selbst wenn man das höhere Interesse der neuesten Ereignisse mit in die Rechnung zieht: aber sie wird ein vortreffliches Hülfsmittel zum Nachlesen. Der Unbefangene wird die meisten Urtheile des Vfs. willig unterschreiben. Rec. bedauert, daß er so manche gelungene Stelle hier so wenig, als die wohlgerathenen Hauptmomente der neuen Schweizergeschichte, ausheben darf. Vd. Hg.

DRESDEN, b. Walther: *Table Chronologique de l'Histoire universelle, depuis le commencement de l'année 1700, jusqu'à la paix générale de l'année 1802; par l'Abbé Mann, Chanoine de l'Eglise de N. D. à Courtray etc.* 1803. 432 S. 4. (1 Thlr. 14 Gr.)

In jed  
Staate b  
vornehm  
seyn. I  
schreibe  
scheint,  
könnte  
den. A  
es uns n  
ne Annalen mit Zuverlässigkeit zusammensetzen. Da aber solcher besonderer Chroniken noch nicht genug vorhanden sind: so giebt es für diejenigen, welche die chronologische Geschichte eines gewissen Zeitraums zum Gegenstande ihres Fleißes wählen, meistens keine anderen Quellen, als Zeitungsnachrichten. Hat eine solche chronologische Darstellung ein ganzes Jahrhundert, oder einen anderen großen Zeitraum zum Zwecke: so finden sich auch wohl ordentliche Geschichtsbücher, die bey derselben zu Rathe gezogen werden können. Diefes ist bey dem gegenwärtigen Werke der Fall. Über kein Jahrhundert der Weltgeschichte ist so viel und so viel Gutes als über das 18te geschrieben worden. Nach der Behauptung des Vfs. haben wir noch kein Buch, welches die Geschichte des ganzen Jahrhunderts umfaßt. Es fehlt uns jedoch in Deutschland nicht an Büchern, die sich mit den Begebenheiten des ganzen verfloffenen Jahrhunderts beschäftigen, wenn sie auch den Forderungen, die man in Ansehung der Vollständigkeit und der Darstellung an sie machen könnte, noch nicht Genüge leisten. Der Vf. bestimmt sein Werk zu einer Vorarbeit einer solchen Geschich-

te, zur Auffoderung an einen kenntnißvollen Mann, eine vollständigere und genauere Übersicht dieser Art zu verfertigen. Durch den Krieg einer zahlreichen Büchersammlung, die er zu dieser Absicht gesammelt hatte, beraubt, giebt er bescheiden dieses Werk für einen unvollkommenen Versuch aus. Aber sein Werk ist nichts weniger, als ein unvollkommener Versuch. Es enthält vielmehr einen großen Reichtum von politischen und anderen Begebenheiten, der neben den bekannten Weltkriegen von Bülch noch sehr brauchbar ist. Man findet in demselben eine genaue Anzeige von der Regierungsfolge der Regenten, von den merkwürdigsten Religionshandeln, von den Veränderungen, die Kitterorden, Universitäten, Akademien und andere wissenschaftliche Anstalten erfahren haben, von dem Tode der berühmtesten Gelehrten, von außerordentlichen Naturbegebenheiten. Die kriegerischen Ereignisse werden bey jedem Jahre besonders erzählt. Die letzten Jahre sind mit vorzüglicher, doch nicht erschöpfender, Umständlichkeit abgehandelt, und die chronologische Darstellung der Revolutionsgeschichte beweist es überzeugend, daß der Vf. einen eben so aufmerksamen als nahen Beobachter abzugeben Gelegenheit hatte. Selten ist ein deutscher Name unrichtig geschrieben. Die wissenschaftlichen Ereignisse sind ziemlich fleißig angegeben, und von den Gelehrten hätte vielleicht mehr als einer wegbreien können; aber die Erfindungen, an welchen das 18te Jahrhundert doch so reich ist, sind viel zu sparsam angezeigt. Es fehlt unter anderen des D. Jeners Einführung der Kuhpocken-Einimpfung, und der Galvanismus. Ein Anhang enthält eine recht gut gearbeitete synchronistische Übersicht der Veränderungen, welche der französische Revolutionskrieg in den europäischen Staaten hervorgebracht hat. Auf diese folgt ein tabellarisches Verzeichniß des Verlustes an Land und Einwohnern, welchen das deutsche Reich durch den Frieden zu Lüneville erlitten. Er ist aus bekannten deutschen Schriften entlehnt. Eben dieses gilt von der allgemeinen Darstellung der Veränderungen, die sich in den deutschen Staaten ereignet haben. Für die Ausländer mögen solche Nachrichten noch einigen Werth haben; für uns Deutsche werden sie aber durch neuere und zuverlässigere Angaben entbehrlich gemacht.

lg.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

TOURNEFORSKREFTEN. Halle, b. Gebauer: *Ernst Birkenhays Gespräche mit seinen Kindern. Nebst Gustavs Briefen über seine Reise nach Teplitz.* 1807. 319 S. 8. (18 Gr.) Diese Gespräche betreffen lauter Gegenstände aus der Naturgeschichte, und hauptsächlich solche, „welche unsere Jugend auf ihren Spaziergängen und in Haushaltungen fast beständig bemerkt, und deren genaue Kenntniß in vieler Hinsicht sehr nützlich und nothwendig ist, von welchen sie aber oft nicht viel mehr weiß, als von den Bewohnern der Südseeinseln.“ Der Vf., der doch in Leipzig lebt, wo die so berühmte Freyschule ist, denkt sich ohne Zweifel unsere Jugend gar zu unwissend. Ist sie aber wirklich so unwissend, so wird er mit seinem Buche wenig unter ihr ausrichten: denn er versteht nichts weniger, als einer solchen Unwissenheit zu Hülfe zu kommen. Es kommt ja hiebey nicht darauf an, wie und da etwas Brauchbares und Wissenswertes zu sagen, bald an dem einen, bald an dem andern Orte eine nützliche Bemerkung zu machen u. f.; sondern

Alles muß unter sich in Verbindung stehen, und nach einem Grundsatze und einem Plane gearbeitet seyn. Zu wasz. B. soll §. 35 das Recept zum Möhrenbrey? Zu was die häufig vorkommenden botanischen Beschreibungen, die ohne Vorkenntnisse in die Lust geschrieben sind? Auch hätte der Vf. auf den Ausdruck mehr Fleiß und Sorgfalt verwenden sollen. So heißt es gleich §. 3: „Gewürze sind solche Mittel, welche die Thätigkeit der Nerven befördern, Reizmittel, und für die Gesundheit nervenschwacher Personen sehr wohlthatig; sie ersetzen bey Menschen, welche eine sitzende Lebensart führen, den Mangel an Bewegung, und bewirken so die dadurch entstandene schlechte Verdauung.“ So S. 82 von der gemeinen Rheinweide: „die schlanken zarten Zweige dienen zu Korben und guten Zahnsstochern, wenn man die Holzfäsern herauspocht.“ Aus den Briefen über Teplitz ist nicht viel zu lernen, außer eben, daß Gustav ein guter Bierkenner seyn mußte.

P. S. S.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 N O V E M B E R, 1808.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

OLDENBURG, b. Schulze: *Praktische Anweisung zur deutschen Sprache für geborne Deutsche*, insonderheit für Ungelehrte, zum Gebrauch in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht und zum Nachschlagen eingerichtet und mit vielen Beyspielen zur eigenen Übung versehen, von C. Kruse, herz. hollst. oldenb. Conf. Rath. Zweyte (,) vermehrte und verbesserte Auflage. 1807. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, daß er bey dieser neuen Auflage zu wesentlichen Veränderungen in Ansehung des Inhalts keinen Anlaß gefunden, jedoch in vielen Abschnitten einiges verbessert habe; das erste sey ihm um so lieber, da man das Buch hin und wieder in Schulen gebrauchte. Von Vermehrung wird nichts gesagt, und es scheint daher, daß diese neue Auflage mit der alten ohne große Ungemächlichkeit in Schulen wird gebraucht werden können. Rec. rechnet es der neuen Auflage eines Schulbuches immer zum Lobe an, wenn die Verbesserungen so besonnen angebracht werden, daß die erste Ausgabe des Buchs ihre Brauchbarkeit für die Schule nicht verliert, und muß daher Hn. K's. Verfahren um so mehr zur Nachahmung empfehlen, da selbst berühmte Schulmänner sich so oft in dieser Hinsicht an den Schulen versündigt.

Was den inneren Gehalt dieser Anweisung anbelangt, so beziehen wir uns auf die Beurtheilungen der ersten Auflage, wollen jedoch dem Wunsche des Vfs. genügen, und seiner Prüfung und Benutzung einige Bemerkungen anheim stellen. Es werden für das Substantiv 4 Declinationen aufgestellt, und zwar vier besondere für den Singular, und wieder vier besondere für den Plural. Untersucht man den Grund dieser Vierzahl: so wird man bald inne, daß sich der Vf. aus der Grammatik in das Lexikon verirrt, und das Gegebene zum Principe der 4 Scheme gemacht hat. Wie der Plural der deutschen Substantive laute, erfährt man in den meisten Fällen nur aus dem Wörterbuche, folglich können die Endungen des Plurals insofern keinen Grund zu einem Declinationsscheme hergeben, denn die Declination muß sich auf eine Regel gründen. Unterwirft man aber den deutschen Plural der Regel: so giebt es für denselben nur eine einzige Declination, denn den Nominativ, als das Gegebene, weggenommen, gehen alle deutschen Substantive nach ein und derselben Regel. Wollte man die Verschiedenheit des No-

minativs als Declinationsgrund aufstellen: so würde die lateinische Grammatik, statt der herkömmlichen 5 Declinationen, deren über 20 auführen müssen. Bey dem Singular ist wieder darin gefehlt, daß der Genitiv zum Bestimmungsgrunde der Declination gemacht worden ist; gerade dieser Casus muß selbst erst von aussenher bestimmt werden, und dieß geschieht durch den Plural, der daher mit dem Singular ein nicht zu trennendes Ganzes ausmacht. Da der Vf. einmal keine feste Declinationstheorie zum Grunde gelegt hat: so ist es sehr natürlich, daß er in Verlegenheit geräth, wenn er ein zweifelhaftes Wort unter eine der vier Declinationen mit Anführung des Grundes stellen soll. Es heist dann wohl „richtiger“, aber worin das „richtiger“ liege, erfährt man nicht. Daher kann man auch mit dem Vf. nicht rechten, wenn er das ein und andere als unrichtig bezeichnet. So würden wir den Plural *Hamden* als unrichtig verwerfen, allein der Vf. erklärt diese Form für richtig, und verwirft den Plural *Hamde*. Daß in einer deutschen Grammatik auch die 5 Declinationen der lateinischen Sprache aufgeführt werden, muß freylich befremden; vielleicht möchte eine Anleitung, den Fremdlingen ein deutsches Gewand anzuziehen, für die deutsche Sprache erspriesslicher gewesen seyn. Zuvörderst sollte man den Körper der lateinischen Wörter mit dem ächt deutscher vergleichen, dann würde man finden, daß viele ohne Abkürzen auf deutsche Weise declinirt werden können, z. B. Carmen, Pronomen u. s. w., wie das Wort Namen; selbst die Wörter auf *us* können keine Schwierigkeit haben, wenn wir sie an das deutsche, und nicht an unser lateinisches Ohr halten. Erstlich haben wir viele ächt deutsche Wörter in *us*, nach welchen die Fremdlinge gebeugt werden können; sodann vertragen viele eine Beugung in *en*, z. B. der Katechismen (der Katechismus wird freylich nie dem deutschen Ohre deutsch werden), das Evangelien u. s. w.; endlich läßt sich die Sylbe *us* von vielen ohne Ersatz wegwerfen, z. B. der Chirurg. Kurz! eine besondere Theorie, wie die Fremdlinge am besten der deutschen Sprache eingebürgert werden können, gehört in eine deutsche Grammatik, nicht die lateinische Declination. — S. 88 wird gelehrt zu sagen: zu Heinrichs größtem Vergnügen, und doch: mit Dero gütigen Erlaubniß, weil Dero statt Ihrer stehe. Dieser Grund ist nicht haltbar; alle Genitive, auch der obige Heinrichs, lassen sich in ein Besitzpronomen verwandeln, folglich könnte man die Beugung des Pronominalsatzes auf jeden Genitivsatz übertragen. — Der sonst so scharf



sehende Vf. ist auch noch der verderblichen Meinung, daß sich von den beiden Classen der deutschen Verformen die sogenannte irreguläre Form immer mehr der regulären nähere, und daß die letzte fast allemal der ersten vorzuziehen sey. Da die Schrittsteller längst angefangen haben, *schmelzte* von *schmolz*, *bratete* von *briet* u. s. w. zu unterscheiden: so wird hoffentlich das Vorurtheil von Ausmäzung irregulärer Verbe bald zu Grabe gehen, und man wird die betretene Bahn weiter verfolgen, und *buk* von *backte*, *muhl* von *wahlte* u. s. w. unterscheiden, und so unserer Sprache einen ihrer wesentlichsten Vorzüge sichern. Da die ganze, von dem Vf. aufgestellte Tabelle der irregulären Verbe auf der Voraussetzung der Annäherung des irregulären zum Regulären beruht: so muß sie, danach beurtheilt und bey dem Gebrauche berichtigt werden. S. 138 bedauert der Vf., daß die über *Seyn* und *Haben* von ihm aufgestellte Regel nicht ohne Ausnahme sey, weil man auch sage; *ein verdienster Mann*, obgleich das Perfect nicht heißen *er ist verdient*, sondern *er hat verdient*. Die Grammatiker, und so auch unser Vf., ergründen die Sache nicht, wenn sie solche Wörter für Participle erklären. Schon die Bedeutung dieser Wörter weist auf eine eigenthümliche Bildungsquelle hin. Verfassener, verdienster, verruchter, bekannter, geschwornen u. s. w. sind keine Participle, wohl aber zum Theil aus Participen gebildet. Ein *verfassener* Mann ist nicht ein solcher, der durch Flüssigkeiten getödtet worden ist, sondern dem die Gewohnheit, geistige Getränke in Übermaß zu sich zu nehmen, zur andern Natur geworden ist; es wird daher das Particip *geessen* durch die Sylbe *ver* zu einem zwar nahe verwandten, jedoch verschiedenen Begriffe modificirt. Eben so ist *verdient* in „*ein verdienster Mann*“ keinesweges das Particip von dem Verbe *verdienen*, sondern ein aus dem Particip *gedient*, wie *veressen* aus *geessen*, durch die Partikel *ver* zu einem neuen Begriffe neugeschaffenes Wort. Mögen die Grammatiker den gewiesenen Weg der Wortforschung weiter verfolgen! So sehr sich übrigens der Vf. bemüht hat, die Verbindung der Subjectivverbe mit *haben* und *seyn* aufs Reine zu bringen: so ist es ihm doch nicht ganz gelungen. Die Regel S. 139 §. 6 ist zwar richtig angegeben; allein in der strengen Anwendung wird gefehlt, und zwar vorzüglich dadurch, daß der Vf. zu sehr darauf bedacht ist, jedem Verbe ein Hülfsverb ausschließlichs beizulegen, da doch die meisten beide Hülfsverbe zu sich nehmen können. Wenn es den Rec. nicht zu weit führte: so würde er bey einem großen Theile der aufgestellten und mit einem einzigen Hülfsverbe versehenen Verbe die Anwendbarkeit auch des zweyten Hülfswortes zeigen. So heißt es: *Schiffen mit seyn*. Also sollte man sagen: Wie lange *sind* Sie geschifft, ehe Sie den Ort Ihrer Bestimmung erreicht haben?! Unter den als unrichtig geschrieben und gesprochen verworfenen Wörtern steht auch *Bürgermeister*, statt dessen man schreiben soll *Bürgermeister*. Beides ist wohl unrichtig; der Mann, der so heißt, trägt wohl seinen Namen nicht von dem Meistertume über die Bürger, sondern von der Aufsicht

über die Burg; er war sonst Burgvogt oder Burgmeister, daher man wohl am richtigsten *Burgmeister* schreibt und spricht. Auch verwirft der Vf. *worum*; ist denn aber dieses Wort nicht ganz analog gebildet mit *woran*, *worin* u. a.? und ist es denn einerley, ob ich sage; *warum* fragst du mich? oder: *worum* fragst du mich? Wir möchten daher der Form *worum* das Wort reden, und das *warum* auf den Ursachsbegriff beschränken. Auch das Wort *weilläufig* möchte nicht so geradezu zu verwerfen seyn. Zu-vörderst ist es einmal durch einen langen Gebrauch geheiligt, auch durch einen, figurlichen Begriff von *weilläufig*, dem nur der erste und eigentliche Begriff anhängt, unterschieden worden. Sodann ist das Wort gewiß nicht ohne Analogie; wir sagen *tristig*, *tüchtig*, *stetig* u. s. w. und nicht *treffig*, *taugig*, *stehig*. — Bey den Präpositionen wird gelehrt: *Ein Mittel für das Fieber*; *das hilft für Zahnschmerzen*. Diese Abweichung hätte begründet werden sollen, um so mehr, da sie den angenommenen Unterschied zwischen *Für*, *Vor* und *Gegen* in völlige Verwirrung bringt. S. 221. *Es sticht mich im Fusse*. Wenn die wirkende Ursache innerlich ist: so muß der Dativ stehen; also: *es sticht mir im Fusse*, *es brennt mir in den Eingeweiden*.

In der Vorrede beschuldigt der Vf. den M. *Vollbeding*, daß derselbe eine von ihm im J. 1800 über *Mir* und *Mich* herausgegebene kleine Schrift mit Vortsetzung des Namens *Vollbeding* ganz wörtlich habe abdrucken lassen. Dies wäre allerdings ein arges Plagiat. Nun will Rec. zwar keinesweges die Vertheidigung des Hn. *Vollbeding* übernehmen, muß jedoch bemerken, daß dieser bereits in den ersten 60er Jahren eine kleine Schrift über *Mir* und *Mich* bey Fleckeisen in Helmstädt hat drucken lassen. Es wäre also doch möglich, daß diesmal dem Hn. V. durch die Beschuldigung des Hn. *Krusse* zu nahe getreten würde. Zwey Schriften über einen und denselben Gegenstand, zumal von so beschränktem Umfange, können sich leicht sehr ähnlich sehen, ohne daß aus einer solchen Ähnlichkeit auf einen literarischen Diebstahl geschlossen werden darf. R.

#### SCHÖNE KÜNSTE

- 1) BRESLAU u. LEIPZIG, b. Buchheister: *Poetische Versuche* von *Luise von Fink*. Ohne Jahrsahl. 128 S. 8. (16 Gr.)
- 2) SALZBURG, in der Mayr'schen Buchhandlung und Buchdruckerey: *Gedichte* von *L. L. Pfef.* 1804. 239 S. 8. Broschirt. (20 Gr.)
- 3) WIEN, b. Degen: *Sammlung deutscher Dichter*. Auch unter dem specielleren Titel: *Gedichte* von *Carl Streckfuss*. 1804. 174 S. 8. Broschirt. (1 Rthlr.)
- 4) LEIPZIG, in der Stageschen Buchhandlung: *Gedichte* von *G. A. Neuhofer*, Adjunct an der evangelischen Pfarrkirche zum heil. Geist in Augsburg. 1804. Erstes Bändchen. VIII und 183 S. Zweyt. Bändch. VIII u. 184 S. 8. (1 Thlr. 10 gr.)
- 5) STRAUBING, b. Reitmayr: *Vermischte Gedichte* von *Joseph Martin Will*. 1803. Erstes Bändchen. 231 S. Zweytes Bändch. 300 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

6) GIESSEN, in Commission b. Hoyer: *Gedichte von Christian Carl August Algeier*. Erste Sammlung. 1806. 76 S. 8.

7) HALLE, b. Trampens Erben: *Der Falke*. Ein Gedicht in acht Gefängen. 1805. 182 S. 8. (Brotschirt. 16 Gr.)

Mit Liebe hat die Verfasserin von No. 1 (die sich unter der Dedication an den König und die Königin von Preussen *Charlotte* unterschreibt) ihre Versuche gegeben: mit Liebe wollen sie aufgenommen seyn, Zahlreiche und sehr achtungswerthe Freunde und Freundinnen haben die öffentliche Bekanntmachung dieser Gefänge befördert, und werden, so oft sie dieselben lesen, der edlen Sängerin mit inniger Theilnahme gedenken. Die weiche Form *Höftyscher* Weisen sagt dem weichen Gemüthe der Vfn. mehr zu, als die fest bestimmte, antike Odenform. Doch auch diese Bemerkung bittet Rec. als eine solche anzusehen, die seiner Feder entschlüpft ist; denn er kann über die Ergüsse eines solchen Herzens nicht kritisirend schreiben.

Nach der Vorrede zu No. 2, in welcher der Vf. klagt, daß gedrückt und armen Lebensfreuden sey, erwartete Rec. Töne sanfter, Traurigkeit zu hören. Aber der Schmerz des Vfs. zeigt sich in seiner Schrift nicht häufig als ein Schmerz in Liebe, sondern mehr als Schmerz in Bitterkeit. Den größten Theil der Schrift füllen xenienartige Hexameter und Pentameter, denen unter anderen mehr metrische Correctheit zu wünschen wäre. Der letzte Theil des Buchs (*Elegien und vermischte Gedichte*), welchen Liebe zu Freunden und seinem neuen Regenten — Großherzog Ferdinand — dem Vf. eingegeben, hat gelungenere Stellen, und recht sehr zu beherzigen ist für Viele, was S. 70 über Bau's Gedichte gesagt wird:

„Setz nach der Schnur nicht den Stein, setzt nach dem Steine die Schnur.“

Dieses kann nicht auf den Vf. von No. 3 angewendet werden. Hr. *Streckfuß* ist einer von den neuern Dichtern, die uns lieb und werth seyn müssen. Er eifert den *Tick*, *Novalis*, *Schlegeln* u. s. w. nach, ohne bloßer Nachahmer zu seyn, und ohne anstößigen Schulzwang. In ihm ist eigene Kraft und Geist, und innerliche Liebe zu dem überirdischen und tiefe Sehnsucht nach der himmlischen „Amanda.“ Seine Sprache ist edel und einfach: seine Weisen richtig gemessen und fast immer passend. Nur der Sonetten Zahl ist etwas groß, jedoch sind sie mehr, als leeres Geklingel, und die „Sehnsucht“ S. 21, spricht sich in dem Dreyklangs-Reim etwas gekünstelt aus. Selten finden sich Hexameter, wie dieser:

„Wohl mir der Göttlichen Huld hat die Gabe verliehen“ S. 120, und sehr selten Reime, wie Frieden, gebieten, Müden S. 59.

Nur ein kleines, gar nicht auf- und ausgefuchtes Gedicht stehe hier zum Zeugniß, daß dieser Dichter werth ist, gelesen zu werden. S. 46:

*Liebe und Hoffnung.*

Lieb' und Hoffnung! wie oft habt ihr mich grausam betrogen,  
Lieb' und Hoffnung, und doch habt ihr mich öfter beglückt!  
Ewig will ich Euch Göttlichen trauen, will lieben und hoffen.  
Und so sink' ich einst lachend hinab in die Gruft.

Denn die *Hoffnung* verspricht noch süße Liebe mir jenseits.

Und die Liebe, so drückt weinend die Augen mir zu.

Statt „weinend“ lese der Rec. in dem letzten Verse doch lieber „hoffend“ d. i. ewige Wiedervereinigung hoffend, eine Lesart, die der Geist des ganzen Gedichtes und insonderheit die Harmonie der beiden letzten Verse zu fördern scheint.

Der Vf. von No. 4 ist seinem Publicum schon längst bekannt, sowohl durch Gedichte, theils einzeln, theils in verschiedenen Zeitschriften gedruckt, als auch durch seine *Klio und Esters* oder Taschenbuch für Geschichte und Unterhaltung (Augsburg b. Rottwagen). Bescheiden überläßt er den Lorbeer „höheren Sängern“, und will für sich als Lohn „Gefühl für Freundschaft und Natur.“ Und dieser Lohn ist ihm geworden. Natur und Menschenleben geben ihm den Stoff zu seiner Darstellung, und sein vorzüglichstes S. et auf Deutschland und auf Correctheit. Reim. Ua ist sein Muster. telbaren Bekannten und Freunden, bald Unterhaltung und Aufforderung zur Freude, bald Trost und Beruhigung finden. Der erste Theil enthält, außer Gedichten vermischten Inhalts, die Probe einer metrischen Übersetzung des Hiob, welche selbst *Augusti* und *de Wette*, die uns mit einer neuen Verdeutschung des alten Testaments erfreuen wollen, nicht unbeachtet lassen werden. Im zweyten Theil finden wir zuerst Irenien oder Friedensgefänge, im Nachgefühl der Leiden des Krieges, die auch den Vf. schmerzlich trafen, gefungen, sodann Erzählungen, Romanzen und Balladen, deren mehrere nach *Gaufrés charmes de l'enfance et les plaisirs de l'amour maternel* frey und brav bearbeitet sind, ferner 3 Cantaten und zuletzt Logogryphen, Charaden und Räthsel.

In der Vorrede zu No. 5 sagt ein Freund des Vfs. (*Berno Michel*, damals Erzieher des Hn. v. *Fraunberg*) denen, welche die Dichtkunst, als ganz unnütz, versachten, auf eine deutliche und belehrende Weise die Wahrheit, und nennt am Schlufs seinen Freund einen „Sänger der Tugend.“ Mit Recht. Denn der Tugend und Religiosität, dem Geiste der Wahrheit und Wissenschaft, der Liebe für das deutsche Vaterland, insonderheit für Bayern, sind diese Lieder geweiht. Der Vf. ist noch ein junger Mann, der durch Fleiß und Übung seine Versifikation noch leichter, und seine Sprache reiner von Provincialismen machen kann. Ehre seinem guten Willen!

Hr. *Algeier* beweist durch No. 6, daß er viele, besonders deutsche, Dichter gelesen hat, und die Reminiscenzen aus seiner Lectüre treten in seiner Sammlung bald dunkler, bald klarer hervor. Am häufigsten scheint er durch äußere Veranlassungen bestimmt worden zu seyn, seine Empfindungen in Versen auszudrücken, und kann in der That, als Gelegenheitsdichter, einem freundlichen Kreise, der in seinen Forderungen billig ist, recht wohl gefallen. Sein Verlangen, die Gunst der Muse und ihrer Freunde zu gewinnen, ist unverkennbar. Eine 2 Samml. haben wir noch nicht gesehen.

Den Stoff zu dem *Falken*, No. 7, hat der Dichter aus

dem neunten Bande der *Bibliothek der Romane* genommen. Seine Bearbeitung sollte kein eigentliches Heldengedicht werden, sondern zwischen diesem und der einfachen Erzählung die Mitte halten. Es wäre unbillig, in der Beurtheilung des Werks eines so anspruchlosen Mannes den *Oberton* zum Maßstab zu nehmen; aber bezeugen müssen wir dem Vf., daß er dem Sänger des *Oberton* mit Glück nachgestrebt hat, und daß er, bey seinem unverkennbaren Talent und besonnenen Fleiße Achtung und Aufmunterung verdient. Ja! er folge ferner „dem lieblichen Winke der Mufen.“ GL.

1) *Er: Virginia. Tragödie in 5 Acten. Soden. Mit Musik des Chors vom Himmels. 1805. XXIV u. 133 S.*

2) *b. Vieweg: Eolius oder das romantische Drama in 5 Aufzügen. Englisch. des Castle Spots für die deutsche Bühne bearbeitet. 1804. 211 S. 8. (18 Gr.)*

Die Geschichte der Virginia ist von dem Franzosen *Capistran* (den der Vf. einen kalten genialen Reimer nennt), von dem Spanier *Don August. de Mont. y Lugando*, und dem Italiener *Alfieri* bearbeitet worden. Der Vf. der deutschen Virginia kennt indess die spanische und italiänische Bearbeitung nur nach einzelnen Stellen und durch Auszüge. *Lessing* hat, nach des Vfs. Überzeugung, seiner Emilia Galotti diese Geschichte zum Grunde gelegt, und seinen Prinzen nach Appian, Emilian nach Virginia, Odoardo Galotti nach Virginius, Marinelli nach Clodius, und Appian nach Iclius copirt. Rec. will nicht bezweifeln, daß die Geschichte der Römerin unsern *Lessing* auf entfernter Weise zu dem Gedanken an Emilia Galotti veranlaßt habe; aber davon kann er sich nicht überzeugen, daß der Vf. der Emilia mit Absicht und klarem Bewußtseyn diesen römischen Stoff zu bearbeiten sich vorgesetzt; denn *Lessing* wußte zu gut, daß er, nach der Individualität seines Geistes, in eigenen Productionen nur zu moderner Darstellung gestimmt sey, als daß er ein Sujet streng römischer oder griechischer Art, das denn doch auch, wie ihm wohl bekannt war, die entsprechende Form haben wollte, zur Materie seiner Bearbeitung gewählt hätte. Selbst *Philotas* ist zwar dem Namen nach Griechisch: aber dem Wesen nach nichts weniger, als

dies. Nein: *Lessing* hat in seiner Emilia keine Virginia geben wollen; aber unter der Voraussetzung, daß es gewollt, ist die für ihn nachtheilige Entgegenstellung seiner und der römischen Charaktere in der Vorrede des Vfs., gerecht und treffend.

Tragisch ist, nach dem Vf., „das, was mittelst einer schmerzlichen Berührung Eine (einfache) erhebende, die Seele veredelnde Empfindung rein menschlich ausdrückt, also diese Empfindung auch im menschlichen Gemüthe aufregt.“ Die Tragödie ist daher „ein dramatisches Gedicht, das diese Empfindung, als ein in sich vollendetes, freyes, selbstständiges Ganzes, scenisch darstellt,“ und mithin drey Bestandtheile haben muß: 1) die schmerzliche Berührung, die Leiden des Helden, die Fruchtlosigkeit seines Kampfes; 2) die erhebende Empfindung, die nicht bloß Gefühl der Theilnahme allein, sondern das lebendige Gefühl ist, daß wir selbst erhabner, größer seyn würden, wenn wir dem Helden folgten oder folgen könnten; 3) das Aussprechen einer einfachen, einzigen Empfindung, „weil nur dieses Concentriren aller Strahlen auf Einen Brennpunct die elektrische Flamme entzünden kann, jenen Grad von erhebendem Mitgefühl hervorzubringen vermag, welchen wir tragischen Effect nennen.“ Nach des Vfs. Ansichten von Tragödie haben wir deren wenige. *Hamlet*, *Ariadne* und der *Cid* von *Corneille*, *Athalie* von *Racine*, *Don Carlos*, *Fiesco* u. s. w. sind keine Tragödien: *Goethe* hat nur eine *Iphigenia* geschrieben: *Schiller* einen *Oedipus* nur versprochen. Rec. begnügt sich, diejenigen, welche die Virginia noch nicht gelesen, auf die Ideen des Vfs. aufmerksam zu machen, und bemerkt bloß, daß der Vf., seinem Begriff von Tragödie gemäß, und in seiner bekannten Manier gearbeitet hat. Virginia wird als Lectüre und auf der Bühne einem großen Theil des Publicums gefallen; aber der Ausdruck „*Zickfraz*“ für mütterliche Erzieherin, wie Rec. hofft und wünscht, kein Glück machen.

Im Burggespenst No. 2 geht es, wie billig, sehr fürchterlich und doch ganz natürlich zu. Der Bösewicht *Osmond* empfängt zuletzt seinen verdienten Lohn: *Reginald*, für todt gehalten, erscheint wieder lebendig, und legt die Hand seiner Tochter *Angela* in die seines und ihres Befreyers *Percy*. GL.

## KURZE ANZEIGEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** *Wien*, b. Degen: *Neuere Gedichte von Joseph Franz Ratschky. 1805. VIII und 145 S. 8. (20 Gr.)* (Auch unter dem Titel: *Sammlung deutscher Dichter. 1805.*) *Ratschky's* Gedichte haben in ihrer Art ungleiches Verth. Sie sind gleich der unterhaltenden Rede eines gebildeten und zugleich in gelehrten Sachen erfahrenen Weltmannes, der seinen Kreis bald durch Ernst, bald durch Scherz anzuziehen weiß, und zum Stoff seiner Unterhaltung immer nur interessirende Materien wählt. Vermissest du Tiefe in diesen Gedichten, so findest du doch viel Verstand in ihnen: sind sie nicht reich an Ideen im erhabenen Sinne des Worts, so sind sie doch auch nicht ohne Witz, und wenn sie keinen Anspruch machen können auf den Namen von Poëten in der höheren Bedeutung, so gebührt ihnen doch das Lob wohllautender, fließender und größtentheils correcter Versification, und sie können, wo nicht immer mit, doch gewislich gleich nach den Gedichten der Freunde des *Viss.*, *Alzinger* und *Blumauer*, genannt werden. Dem Inhalt nach sind diese

Gedichte bald persönlich oder örtlich, individuell, Schilderungen des Gemüths- und Gesundheits-Zustandes des Vfs., des *Caribodes* u. s. w., bald allgemeiner, z. B. *Loblieder auf das Landleben* u. d. gl., bald Ergüsse eines patriotisch-österreichischen Herzens. Manches ist dem Französischen, Englischen, Lateinischen glücklich nachgebildet: vieles epigrammatisch und ganz oder zum Theil gelemisch. In den gehernischen Gedichten sind indess die Waffen nicht immer scharf genug (wie in *Bürger's* *Weibern von Weinsberg* im modernsten Geschmacke hexametrisirt u. s. w. und den Noten dazu), zuweilen sogar Federn statt Degen, z. B. in dem „*Bruchstück einer poetischen Controverse gegen die neuesten Aesthetiker*“, wo es unter andern S. 179 heißt:

„Durch *Markts* haben Muth Erschüttert, senkt sich schon der Grund, worauf er (der *Reicher*) stuhl der neuesten Aesthetiker“ ruht.“

Einiges, namentlich der Prolog zu *Schiller's* *Jungfrau von Orléans*, ist ganz verfehlt, man mag es ironisch nehmen oder nicht. GL.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1808.

## M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. d. Vf. und in Comm. d. Braunes: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1810, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Mit Genehmigung der königl. Akad. der Wiss. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronomen und Mitglied der Akademie. 1807. 268 S. 8. nebst einer Kupfertafel.

Dieses Jahr liefert nur zwey Finsternisse, beide an der Sonne und in unseren Gegenden unsichtbar; eine Bedeckung des Jupiter, eine der Venus, drey des Aldebaran und 8 Bedeckungen kleinerer Sterne: es ist also in dieser Hinsicht nicht sehr reich. Die Abhandlungen werden durch die Preisschrift des Hn. Inspector Bessel in Lillenthal: *Untersuchung der wahren elliptischen Bewegung des Kometen von 1769* (S. 88—124) eröffnet. Eine historische Auseinandersetzung der früheren Beirathungen, die Umlaufzeiten der Kometen aus einer Erscheinung zu bestimmen, beschäftigt sich umständlicher mit dem Kometen von 1769, und liefert uns eine Beurtheilung der bekannten von *Euler* und *Lexell* dieserhalb unternommenen Arbeit. Die Ursachen, weshalb diese Geometer so unbefriedigende Resultate erhielten, liegen sowohl in der Theorie als in den zum Grunde gelegten Beobachtungen und den Rechnungen selbst: — die von *Euler* gewählte Methode war nicht geeignet, die Bahn eines Kometen genau zu bestimmen; von den Beobachtungen war die erste eine bloße Schätzung, und der Rechnung kann man es vorwerfen, daß die Orte des Kometen, auf die man sie gründete, nicht von Aberration befreit wurden. Auch hätte die Bahnbestimmung nicht auf einzelne Beobachtungen, sondern auf die ganze vorhandene Reihe gebaut werden müssen, und *Lexell* hätte so lange rechnen müssen, bis er die Ausrufung: „es sey fast unmöglich, einen so langen Calcul ohne einige Fehler zu führen,“ wenigstens auf seine Rechnung nicht mehr hätte anwenden können. Ein Calcul, von dessen Richtigkeit man sich nicht völlig überzeugt hat, hat wenig oder gar keinen Werth, und kann oft nachtheilige Folgen haben; aber wie die petersburger Astronomen eine Rechnung bekannt machen konnten, von deren Unrichtigkeit sie einen so auffallenden Beweis durch die Vergleichung der Beobachtung vom 3 Sept. erhielten, begreift man nicht. Ein verdientes belohnung. *J. A. L. Z.* 1808. *Vierter Band.*

res Zeugniß erhält eine Arbeit, welche *Asclepi* über diesen Kometen unternahm, und deren Resultate in *Hn. v. Zachs Mon. Corresp.* Sept. 1800 angeführt sind. Obgleich Hr. Bessel die Dissertation selbst erhalten konnte: so urtheilt ihm bekannt gewordenen Resultat den größten Fleiß auf diese Rechnung und nur deshalb einen minder erhalten habe, weil ihm die beste neueste Zeit, vollkommnere Sonnen bestimmte Orte der verglichenen Die Arbeit des Hn. Bessel selbst zerfällt In dem ersten handelt er von der reduction der Beobachtungen. Ein war es, daß die der neuen Rechnung zu legenden Data neu reducirt, den Fehlern gereinigt werden schlechten Bestimmungen der Kl auf sie sich gründen, ehemals b konnten also nur ganz im Original achtungen benutzt werden, welche große Menge von allen damals men angestellter Observationen ausschloß, und nur die von *Maskelyne* und *Messier*, die auch wegen der besseren Instrumente und der bekannten Geschicklichkeit dieser Astronomen größeres Vertrauen verdienen, zur Concurrenz zuließ. Die Sterne, die weder im *Piazzi'schen* Kataloge noch in der *Histoire Céleste* vorkamen, bestimmte Hr. B. selbst, vermöge des leeren Kreises eines 7 f. Teleskops, und giebt uns hier ein Verzeichniß davon. Allein außer den Reductionen der Sterne auf den Tag der Beobachtung, erforderten die Beobachtungen selbst noch eine Correction, die von der Strahlenbrechung herrührt, und, wie es scheint, bisher selten oder nie angewandt wurde; der Vf. giebt hier Vorschriften, diese Correction zu berechnen, und zeigt, wie unvollständig die von *Lalande* und Anderen gegebenen Formeln waren; eine Tafel erleichtert den Gebrauch der *Besselschen* Formeln, die aber (vergl. *Mon. Corr.* 1801) durch einige Druckfehler entstellt sind. Dann folgt eine tabellarische Darstellung der Reduction der Beobachtungen, deren Anzahl über 250 geht, und die sämmtlich mit der größten Scrupulosität benutzt sind; oft weicht *Bessels* Reduction von der *Messier'schen* gegen 3' ab, wodurch die Nothwendigkeit jener bewiesen wird. — Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der Vergleichung und Auswahl der Beobachtungen. Das beste Mittel, den Werth von Beobachtungen zu erkennen, ist eine Vergleichung U u

derselben unter einander, und diese kann am besten durch die Hülfe einer vorläufig bestimmten, der Wahrheit schon sehr nahe kommenden Theorie geschehen. Der Vf. benutzt also zu diesem Zweck die *Asclepische Bahn*, aus welcher er jeden Durchgang des Kometen durchs Fernrohr *einzel*n berechnet, um dadurch die Harmonie oder Disharmonie der verschiedenen an einem Tage angestellten *Observationen* beurtheilen zu können. Sonderbar ist es, daß gerade die 4 ersten *Messierschen* *Observationen* sehr mangelhaft ausgefallen sind, und doch wird dieses durch die angeführte Vergleichung mit völliger Evidenz dargethan. — Von der im dritten Abschnitt enthaltenen Entwicklung einiger zu der Berechnung der elliptischen Bahn eines Kometen vorzüglich brauchbarer Methoden, können wir hier nur anführen, daß die erste, dort angegebene, auf eine außerordentlich leichte Weise zum Ziele führt, aber voraussetzt, daß die Unterschiede einer vorläufig bestimmten Bahn von der zu suchenden wahren, durch  $h + i + k m^2$  ausgedrückt werden können, wobey  $h, i, k$  beständige Größen und  $m$  die von einem bestimmten Tage an gerechneten Zwischenzeiten bedeuten. Diese Bedingung, die immer Statt findet, wenn die Dauer der Erscheinung nicht sehr groß ist, und wenn die vorläufige Bahn der wahren schon sehr nahe kommt, erfüllte dieser Komet nicht, weshalb der Vf. eine andere allgemein anwendbare, aber nicht so leichte Methode vorschlägt. Schon *Euler* wandte ein ähnliches Verfahren an, was aber auf weit längeren Wegen zu viel weniger sicheren Resultaten führte, und deshalb sowohl von *Euler* selbst, als von allen anderen Geometern, späterhin nicht mehr gebraucht wurde. Etwas Eigenthümliches bey der *Besselschen* Methode ist es, daß man dadurch die Bahn unmittelbar aus den beobachteten Rectascensionen und Declinationen bestimmt, ohne diese erst auf Längen und Breiten reduciren zu dürfen. — Der vierte Abschnitt, die Berechnung der Bahn, wird durch die Formirung von 37 Orten des Kometen, deren jeder das Mittel aus mehreren Beobachtungen ist, eröffnet; eine Tafel stellt diese Orte, bey welchen nur die guten, vom 21 Aug. bis 1 Dec. gehenden Beobachtungen benutzt wurden, dar. Aus einer Vergleichung dieser Tafel mit der *Asclepischen* Bahn folgt, daß sich diese noch stark von der Wahrheit entfernt, indem eine Regelmäßigkeit in dem Gange der Fehler existirt, deren Aufhebung das einzige Kennzeichen sich gut anschließender Elemente ist. Dann folgen die *Besselschen* Elemente selbst, welche dem Kometen eine Umlaufszeit von 2090 Jahren geben, und sämtliche Beobachtungen so gut als möglich darstellen. Indes ist diese Umlaufszeit, trotz der dabey angewandten außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, noch ziemlich unsicher, weshalb Hr. *Bessel* die Grenzen entwickelt, innerhalb welcher die dabey Statt findende Ungewissheit liegen muß; er nimmt an, daß die Bahn am Anfange, in der Mitte und am Ende der Erscheinung, sowohl in Rectascension als Declination 5" fehlen

könne, und setzt voraus, daß diese Fehler auf die nachtheiligste Weise, die möglich ist, conspiriren; — so findet er die Grenzen der Excentricität  $= 0.99936265$  und  $0.99912537$ , und die der Umlaufszeit  $= 1692$  und  $2673$  Jahr. Rec. glaubt aus der Übereinstimmung der Elemente mit den Beobachtungen schließen zu dürfen, daß die Fehler der Bahn schwerlich 5" übersteigen, und daß die Grenzen in der Wirklichkeit noch näher bey einander liegen; man kann nämlich 6 Fehler von gleicher Größe auf 42 verschiedene Arten versetzen, also 42 gegen 1 wetten, daß der ungünstigste Fall, für welchen *Bessel* die Grenzen entwickelte und entwickeln mußte, in der Natur nicht Statt findet, und daß folglich der Schluss, den er aus seiner Rechnung zieht, es gebe Kometen, die in sehr langen, sich über 1600 Jahr hinaus erstreckenden, Perioden um die Sonne laufen, nicht zu gewagt ist. Man hat nun schon von einigen Kometen die Perioden aus Einer Erscheinung auf eine feinere Weise, als es wohl schon vorher geschah, zu bestimmen gesucht: hauptsächlich gehört hieher der große Komet, der im September des vorigen Jahres erschien, und für welchen *Bessels* Rechnungen eine Umlaufszeit von 1953 Jahren geben; der Komet von 1805, der nach Hn. Dr. *Gauss* eine äußerst kurze Periode hat, und der von 1770, über welchen uns *Burckhardt* und *Laplace* neuerlich in der *Mécanique Céleste* aufgeklärt haben. Merkwürdig ist es aber, daß man noch bey keinem Kometen mit Sicherheit eine hyperbolische Bahn gefunden hat. S. 125—136. Über die geographische Länge von Havanna von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Das auf verschiedenen Wegen bestärkte Endresultat  $= 5^{\circ}38'51''.5$  westlich von Paris, scheint viel Vertrauen zu verdienen, indem es auf manche unverwerfliche Beobachtung gegründet und sehr gut discutirt ist. S. 136—140. Tafel, um die außer dem Meridian beobachtete Höhe des Polarsterns zu Berlin, auf die Meridianhöhe zu reduciren, von Hn. *Bode* — geht bis zu dem Stundenwinkel von  $36'$ , und ist bis auf Zehntel-Seconds genau berechnet. S. 140—142. Sichtbare Lichtveränderungen des *Algol* in den Jahren 1808 bis 1810 incl., vom Hn. Prof. *Wurm* in Blaubeuern. S. 143—153. Fortsetzung des im vorigen Bande des Jahrbuchs abgebrochenen vergleichenden Verzeichnisses der Helligkeit der Fixsterne, aus einem von *Herschel* der londoner Societät vorgelesenen *Mémoire*. S. 154—162. Über die wahre geogr. Länge des in Peru gemessenen Breitengrades, von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Das Resultat ist  $5^{\circ}24'20''$  westlich von Paris, oder  $81^{\circ}5'0''$ , statt der bisher angenommenen aber schlecht begründeten  $80^{\circ}15'$ . S. 162—167. Zwey Tafeln zur Berechnung der jährl. Veränderung der geraden Aufsteigung und Abweichung der Fixsterne, von Hn. *Bode*. Diese Tafeln sind auf die gewöhnliche Art, allein nach den neueren Angaben berechnet, die erste ist jedoch etwas fehlerhaft, indem die ihr zum Grunde liegende Constante eben so wohl  $20''.024$  hätte seyn müssen, als bey der zweyten. Was die von *Burckhardt* in der *Conn. des Tems XII* gegebene Vorschrift, bey

den jährl. Variationen die Abnahme der Schiefe der Ekliptik in Rechnung zu bringen, betrifft: so ist Rec. der Meinung, daß sie falsch ist; er würde daher nicht das hier gegebene Beyspiel nach dieser Vorschrift verbessert haben. S. 167—169. *Beitrag zu den Methoden, eine Reihe Mondsdistanzen für die geographischen Längen in Rechnung zu nehmen*, von Hn. Jabbo Oltmanns. Ein Vorschlag, nicht für jede Distanz die Reduction direct zu berechnen, sondern sie durch eine Interpolation aus 3 berechneten Correctionen zu finden — also vorzüglich auf eine zahlreiche Reihe von Beobachtungen anwendbar. S. 170—175. *Astronomische Beobachtungen auf der kaisert. Prager Sternwarte*, angestellt von Hn. David und Büttner. Wie gewöhnlich Finsternisse, Sternbedeckungen und einige Oppositionen. S. 176—183. *Erläuterung der Methode, durch Hülfe beobachteter Azimuthe, Erhöhungswinkel und relativer Erhöhung irdischer Gegenstände, die geographische Position derselben zu bestimmen. Nebst einigen zur Berechnung barometrischer Höhemessungen dienlichen Hülftafeln* von Hn. Jabbo Oltmanns. Der Vf. setzt hier aus einander, wie er solche Beobachtungen berechnet hat; unter den angehängten Tafeln hat eine, die die täglichen Variationen des Barometers unter den Wendekreisen enthält, den Rec. vorzüglich interessirt. S. 184—186. *Über das Troughton'sche röhrenförmige Pendul*, von Hn. W. Schnitter in Aachen. Ein kleiner Aufsatz, der sein Entstehen vielleicht einer Undeutlichkeit im *Astron. Jahrbuche* für 1808 S. 249 zu verdanken hat; Troughton's Angaben der Dimensionen sind sehr richtig berechnet, nur liegt die Schuld offenbar nicht an diesem Künstler, wenn hier zwey Ausdehnungen von Stahl und eine von Messing unterwärts gerechnet werden; statt daß alle drey von Stahl seyn sollten. Die beiden Röhren von Messing haben zusammen genommen eine Länge von 65,1 engl. Zollen, die Dräthe von Stahl u. s. w. 105,0 Zoll; nun geben Hn. Troughton's Versuche die Ausdehnung beider Metalle für 60° des (Fahrenh.) Thermometers = 0,000640 und 0,0003966, also wird das Pendel niederwärts ausgedehnt 0,041643 Zoll und aufwärts 0,041664 Zoll, wo also beide Wirkungen sich bis auf eine Kleinigkeit von gar keiner Bedeutung aufheben. Rec. gesteht, daß er eine etwanige Incongruenz lieber in der Undeutlichkeit eines Ausdrucks oder in einem Druckfehler, und nicht, wie es hier geschehen ist, in einem Irrthum von Troughton's Seite gesucht haben würde. S. 186—188. *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten* vom Hn. van Beeck Calhoun in Utrecht. Ein Register vom Gange einer in Amsterdam von einem Hn. Knebel verfertigten Pendeluhr; die Bestimmung der Meridiantdifferenz zwischen Utrecht und Amsterdam vermittelt einer Reihe von Pulversignalen u. s. w. — S. 188—190. *Einige astronomische Beobachtungen auf der Insel Leon* von Canelas. S. 190—194. *Astronomische Beobachtungen im Jahr 1806 auf der kaisert. Sternwarte in Wien* angestellt vom Hn. Dr. Triesnecker. S. 194—201. *Entdeckung und Beobachtung eines vierten neuen Pla-*

*neten zwischen Mars und Jupiter*, vom Hn. Dr. Olbers in Bremen. Diesesmal war die Entdeckung der Vesta kein bloßer Zufall, sondern die Folge eines zur Durchmusterung eines Theils des Himmels vom Hn. Dr. Olbers entworfenen und ausgeführten Plans. Wenn ein Astronom verdient, am Sternenhimmel Entdeckungen zu machen: so ist es gewiß der vor treffliche Olbers, der der Wissenschaft mit unermüdlichem Eifer und rastloser Thätigkeit seine Muse opfert. Die Vesta kommt den älteren Planeten, in Absicht der Bestimmungsstücke ihrer Bahn, am nächsten; Neigung und Excentricität sind klein, und selten verläßt sie die Grenzen des alten Thierkreises; desto sonderbarer ist es, daß auch dieser Planet in keinem älteren Verzeichnisse, und selbst in der *Histoire Céleste* nicht aufzufinden ist. S. 201—208. *Beobachtung und Berechnung der Bahn des Kometen von 1806. Beobachtungen der Vesta, Juno u. s. w.* von Hn. Bessel in Lilienthal. Sehr ungünstiges Wetter erlaubte den lilienthaler Astronomen nur 2mal, den Kometen vor seiner Verschwindung unter dem südlichen Horizonte zu sehen; indess reichten diese Beobachtungen in Verbindung mit einer früheren in Marseille hin, die Elemente zu bestimmen, und die Wiedererscheinung vorherzusagen, von welcher eine berechnete Ephemeride seines Laufs die näheren Umstände angebt. Der Komet ging zwischen den Südpolen des Aequators und der Ekliptik durch, und war in der Länge recht-, in der geraden Aufsteigung aber rückläufig; am südlichen Himmel muß er in einem sehr lebhaften Glanze erschienen seyn. Nach seiner Rückkehr von der Sonne beobachtete Bessel den Kometen 3mal, und berechnete aus seinen eigenen und den Marseiller Beobachtungen die folgenden verbesserten Elemente seiner Bahn, die allen Beobachtungen Genüge leisten. Durchgangszeit durch die Sonnennähe 1806 Decl. 28,91829 Paris; Länge des  $\Omega$  322° 18' 37",5; Perihel 94° 4' 30"; Neigung 35° 4' 5"; Log. des kleinsten Abstandes von der Sonne 0,034198; Bewegung — rückläufig. Bemerkenswerth sind Bessels Observationen der Juno, die in diesem Jahre wegen ihrer außerordentlichen Lichtschwäche von keinem anderen Astronomen gesehen wurde; sie schlossen die Zeit der Opposition ein, und Dr. Gauss hat sie benutzt, die Elemente dieses Planeten darnach zu verbessern, S. 209. *Messung der scheinbaren Größe der Vesta* vom Hn. Justizrath Schröter zu Lilienthal. Mit demselben Teleskope, mit welchem Ceres, Pallas und Juno gemessen wurden, fand sich der scheinbare Durchmesser der Vesta am 26 Apr. = 0",488; der Planet war einem Fixsterne sehr ähnlich, und sein Durchmesser war geringer, als der des 4ten Saturnstrabanten zu erscheinen pflegt. S. 210—214. *Beobachtung der Vesta und Berechnung ihrer Bahn* vom Hn. Dr. Gauss in Braunschweig. Schon am 20 April, als die Beobachtungen 10 Tage umfaßten, berechnete Dr. Gauss die ersten Elemente der Vesta, die noch zu Anfang des May nicht merklich vom Himmel abwichen; schon mehrmals hat man dieselbe, sobald nach der Entdeckung eines Planeten glücklich



ausgeführten Rechnungen, als einen Beweis der heutigen Vervollkommnung der Astronomie angeführt, und gewiss, man hätte keinen besseren auffinden können! es concurriren dabey so viele Elemente, die erst jetzt eine große Vollendung erreichten, Sonnentafeln, Sternverzeichnisse, die Beobachtungen selbst, und — die feine Theorie des trefflichen Gauss. S. 214 — 215. *Beobachtungen der Vesta auf der kön. Sternwarte in Berlin* vom Hn. Prof. Bode. Eine Reihe von Observationen am Mauerquadranten vom 13 April bis 11 May, und einige am Kreismikrometer, denen aber Hr. B. selbst nicht vielen Werth beylegt. S. 216 — 221. *Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen* vom Hn. Oberprediger Fritsch in Quedlinburg. Vieles über die geographische Länge von Quedlinburg, die Hr. Fritsch sich, vielleicht ein wenig zu sehr, bestrebt, aus allen Beobachtungen harmonirend heraus zu bringen; so z. B. vergleicht er seine Observation des Mercuri Durchganges nur mit solchen auswärtigen, die seine — übrigens der Wahrheit vielleicht nahe — Annahme bestätigen, und vernachlässigt die weit zahlreichern, die ihr entgegen sind: die „guten Gründe,“ die ihn dazu bewogen, führt er nicht an, sie würden schwerlich auch viel Glück machen. Ein solches Verfahren ist der astronomischen Unparteylichkeit gerade entgegen, und verdient — keine Nachahmung. Hätte Hr. F. — von der Richtigkeit seiner angenommenen Länge überzeugt — den Unterschied in der Unsicherheit seiner Beobachtung, oder in anderen sehr natürlichen Ursachen gesucht: so würde ihn gewiss Niemand wegen eines Irrthums, der so verzeihlich ist, getadelt haben. Den Durchmesser der Vesta findet Hr. F. =  $4\frac{1}{2}$ “; Schröter fand nur 0,488, und uns scheint diese Angabe mehr Vertrauen zu verdienen. S. 221 — 223. *Über ein Mercurial-Pendul* von Hn. Thomas Blaker aus London. Ein Glas, welches die Linse des Pendels ausmacht, wird mit so vielem Quecksilber gefüllt, als erforderlich ist, den Gang der Uhr genau regelmässig zu machen; man hat also den Vortheil, die Compensation selbst berichtigen zu können. Eine nähere Prüfung verdient die Bemerkung, daß eine astronomische Uhr am richtigsten gehe, wenn ihr Pendel 2,8 Zoll vibriert. S. 224 — 228. *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten v. Hn. de la Lande in Paris* (gest. 4 April 1807). Pigott fand 1795 die Periode der Lichtveränderung des Sterns 5r Grösse im Sobieskyschen Schilde, zwischen 61,5 und 62,7 Tagen; er verschwindet zuweilen fast ganz. Einen Irrthum, den Rec. aus dem französischen Original der *Histoire de l'Astronomie* des Hn. de la Lande verbessern kann, läßt er doch nicht unberührt; Piazzi fand nämlich nicht die jährliche Parallaxe der Wega = 0,875, sondern er sagt nur, die Parallaxe in Declination betrage 0,875 der totalen. Calandrelli und Conti in Rom fanden mit einem 6füßigen Sector 5“, mit einer Regelmässigkeit, die diesem Resultate einiges Gewicht zu geben scheint; Rec. gesteht indess, daß ihm eine so große Parallaxe nicht einleuchten will. Piazzi hat die Schiefe der Ekliptik untersucht, und im Winter 7“ weniger

gefunden als im Sommer. Er hält sich überzeugt, daß dieser Unterschied nicht von einer Ungewissheit in den Refractionen herrührt, sondern schreibt ihn lieber einer Verschiedenheit in der Brechbarkeit des Sonnen- und Fixsternen-Lichtes zu — eine Meinung, der Rec. durchaus seinen Beyfall versagen muß, indem Versuche mit einem Prisma lehren, daß die Brechbarkeit aller Arten des Lichts durchaus gleich ist. Die Ursache, weshalb alle Astronomen die Winterschiefe größer finden, als die im Sommer, sucht Laplace in der Aufhängung des Thermometers im Beobachtungszimmer, statt daß es eigentlich im Freyen, gegen Norden aufgehängt werden muß. Ubrigens ist die Differenz nicht nach allen Astronomen gleich groß, und Delambre findet nur 4“. S. 228 — 231. *Beobachtung über die Klimata und Atmosphäre des Saturns*, vom Hn. Dr. Herschel. Der Vf. bemerkte Veränderungen in der Farbe der Polargegenden des  $\S$ , und schreibt dieselben einer Veränderung der Lufttemperatur auf diesem Planeten zu, indem die weisse Farbe der Polargegenden immer zunahm, wenn sie von der Sonne schwächer erleuchtet wurden. S. 231 — 239. *Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte in Berlin* von Hn. Bode. Ausser einer Anzahl beobachteter Culminationen der Planeten, Trabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen u. s. w., auch Nachrichten von dem 2füßigen Troughton'schen Kreise der Sternwarte. Eine Reihe gemessener Meridianhöhen des Polarsterns gab die Polhöhe von Berlin  $52^{\circ}31'23''$ , und Meridianhöhen hoch culminirender Sterne  $52^{\circ}31'25''$ . Bey einer ungekehrten Lage der Axe des Instruments, gab eine andere Reihe von Beobachtungen ein etwas hievon verschiedenes Resultat, das aber Hr. Bode nicht anführt, und wovon er ein anderes Mal Rechenschaft abzulegen verspricht. Ein dem Kreise zugestossener Unfall, das Zerbrechen der Wasserwaage, verhinderte die völlige Aufklärung der noch auf der berliner Polhöhe ruhenden Zweifel; im Jahrbuche für 1806 führt Hr. Bode noch viele Beobachtungen an, die sie =  $52^{\circ}31'45''$  geben. Mira war den 12 Januar 1806 im Auffucher nicht sichtbar, den 22ten war dieser Stern kaum zu erkennen, allein im  $3\frac{1}{2}$ füßigen Dollond erschien er als ein Stern achter Grösse; den 7ten und 18ten Sept., so wie den 9ten und 18ten Octob. war keine Spur davon zu bemerken. S. 239 — 242. *Heliocentrischer und geocentrischer Lauf der Pallas und Juno für 1808*. S. 243 — 244. *Über bemerkte Unterschiede in den scheinbaren Grössen einiger Sterne*, vom Hn. Dr. Koch in Danzig. Bey dem Bombardement wurden die Instrumente der in den äussern Festungswerken belegenen Sternwarte abgenommen, und in die Stadt in Verwahrung gebracht; Hr. D. Koch konnte also nichts Astronomisches liefern ausser diesen Bemerkungen. Der Stern  $2\psi\delta$  z. E. wird von Bayer und Hevel in die 6te, von Flamsteed, Bradley und Mayer in die 4te, von Zanotti und Piazzi in die 7te Classe gesetzt; Hr. Dr. Koch fand ihn in einem Zeitraume von 6 Monaten, unverändert von der sechsten Grösse.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 N O V E M B E R , 1 8 0 8 .

## M A T H E M A T I K .

BERLIN, b. d. Vf., und in Commission b. Brauneq:  
*Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1810,*  
nebst einer Sammlung der neuesten in die astrono-  
mischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlung-  
en, Beobachtungen und Nachrichten. Von J.  
E. Bode u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 244—246: *Astronomische Beobachtungen in Spa-  
nien*, von Hn. Olmanns mitgetheilt. Die Breite von  
Madrid fand ChaiX mit einem Repetitionskreise aus  
544 Beobachtungen  $= 40^{\circ} 24' 57''$ . 8. für die Mitte des  
Platz a major. Mittagsunterschied zwischen Cartha-  
gena und Paris, im Mittel aus 3 Beobachtungen  
 $13^{\circ} 30' 1''$ ; Valencia von Paris  $11^{\circ} 2' 2''$  westlich in Zeit.  
S. 247—248. *Physisch-astronomische Bemerkungen*  
vom Hn. Hofr. Huth in Frankfurt an der Oder. Bey  
der Mondsfinsterniß den 4 Januar 1806 verschwanden  
die verfinsterten Theile des Mondes nicht ganz,  
und die helleren Flecken blieben fortdauernd sichtbar,  
— eine Erscheinung, die man schon oft bemerkt hat.  
Auch Hr. Huth hat am 18ten Januar 1806 die Nacht-  
seite der Venus (vergl. *Jahrbuch* 1809) gesehen;  
am 26 May sah er, daß die nördliche Hälfte flacher  
gekrümmt war als die südliche, und wirft hier die  
Frage auf, ob eine wirkliche Abplattung die Ur-  
sache dieser Erscheinung sey? Rec. ist nicht dieser  
Meinung, denn wenn beide Halbkugeln gleichför-  
mig gestaltet sind, müssen sie auch immer gleich er-  
scheinen, die Venus mag sich uns projectiren, wie sie  
will. S. 249—252. *Beitrag zu den geographischen*  
*Längenbestimmungen* von Hn. Olmanns. Hauptfäch-  
lich die Länge von Callao, aus dem Merkurs-Durch-  
gänge den 8 Nov. 1802  $= 5^{\circ} 18' 15'' 6''$  westlich von  
Paris; Reval aus einer Sternbedeckung  $1^{\circ} 29' 43''$ ;  
München  $37^{\circ} 0' 4''$ ; Hamburg  $30^{\circ} 28' 7''$ ; Dorpat  
 $1^{\circ} 37' 24'' 5''$ . S. 252—255. *Vorschlag einer Methode*  
*zur Auflösung einer astronomischen Aufgabe*. Vom Hn.  
Grafen von Platen zu Hallermund. Eigentlich nichts  
anderes, als die schon von Rothmann und Tycho ge-  
brauchte Prosthaphäresis, die aber seit Einführung der  
Logarithmen billiger Weise außer Gebrauch gekom-  
men ist. Eine Nachschrift des Hn. Olmanns beschäf-  
tigt sich nur mit dem Beyspiele, das Hr. Graf von  
Platen anführt, ohne den Geist der Methode selbst  
aus einander zu setzen. S. 255—257. *Vorschlag ei-  
ner Methode, die Horizontal-Refraction durch die geo-  
graphische Länge zu bestimmen*, von Hn. Jakob Ol-  
manns. J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

manns. Man soll Distanzen zwischen dem Monde und  
der Sonne messen, wenn das eine dieser Gestirne  
sehr tief, das andere beträchtlich höher steht;  
die aus astronomischen Tafeln und der bekann-  
ten geographischen Länge des Orts berechnete  
Distanz, mit der gemessenen verglichen, giebt dann  
eine Correction der angenommenen Strahlenbre-  
chung. Rec. ist überzeugt, daß diese Methode nie  
befriedigende Resultate geben wird, indem sehr vie-  
le Elemente unrechtmäßigerweise dabey als fehler-  
frey vorausgesetzt werden müssen. Die Bestimmung  
der Strahlenbrechung können reisende Beobachter,  
denen sie Hr. O. vorschlägt, passender den Astron-  
omen auf wohl eingerichteten Sternwarten überlassen,  
die viel bessere und sichrere Mittel besitzen, um zum  
Zwecke zu gelangen; oder wenn sie sich ja damit  
beschäftigen wollen, so werden sie besser thun, sich  
mit einem guten, die absoluten Höhen angebenden  
Instrumente zu versehen, als eine Methode zu wäh-  
len, die bey allem anzuwendenden Fleisse noch au-  
ßer den Grenzen der Unsicherheit der Refraction  
liegende Zweifel übrig lassen wird. S. 257—259.  
*Zusatz zu der Abhandlung über die beste Gestalt der*  
*Objectivspiegel*, vom Hn. Prof. Fischer in Berlin. Hr.  
F. verbessert hier einen schon in No. 187 des vori-  
gen Jahrgangs dieser Zeitung erwähnten Irrthum,  
wegen des Vorzugs sphärischer Spiegel vor parab-  
olischen. Rec. glaubt hier noch ein Mißverständniß  
zu bemerken, denn ein Gestirn entfernt sich von  
der Axe des Spiegels immer gleich schnell, man mag  
eine starke, eine schwache oder auch gar keine Ver-  
größerung ins Teleskop schrauben; von der schein-  
baren Bewegung im Sehelfelde des Fernrohrs war  
nicht die Rede. Das Wort Brennlinie ist allerdings  
etwas unrichtig gewählt. Von S. 260—268 noch  
*verschiedene kürzere astronomische Nachrichten und Be-  
obachtungen*. Hr. von Humboldt übergab der kön.  
Akademie der Wissenschaften ein Manuscript, wel-  
ches die astronomische und geodätische Bestimmung von  
290 Puncten in Amerika enthält, wovon etwa 230 auf  
eigene, und die übrigen auf Beobachtungen der Hn.  
Velasquez und Caldas gegründet sind, sämmtlich  
von Olmanns mit ausdauerndem Fleisse berechnet  
und discutirt; Hr. Prof. Harding zeigt einige fehlen-  
de Sterne an u. s. w.

LL. AL.

## S C H Ö N E K Ü N S T E .

LEIPZIG, b. Hoffmeister u. Kühnel: Generalbass-  
Schule von J. G. Albrechtsberger, Kapellmeister  
am Dom zu St. Stephan in Wien. Neue  
Xx

vom Verfasser vermehrte Auflage. 23 S. Querfolio. (1 Rthlr.)

Unter den vielen im verwichenen Jahrhunderte herausgekommenen Anleitungen zum Generalbasse, lassen zwar insbesondere Türks Generalbass-Schule, und der zweyte Theil des Bachischen Versuches über die wahre Art das Klavier zu spielen, als Lehrbücher darüber, weder in Hinsicht auf Ausführlichkeit, noch in Rücksicht auf Gründlichkeit sowohl des theoretischen, als auch des praktischen Theils desselben, wenig zu wünschen übrig. Dennoch wird dieses Werk besonders solchen Generalbass-Schülern willkommen seyn, die geneigt sind, mehr mittelst praktischer Übung, als vermittelt der Beyhülfe einer zergliederten Theorie accompagniren zu lernen, und die insbesondere, wie es gemeinlich bey Dilettanten der Fall ist, die Absicht nicht haben, mit der Erlernung des Generalbasses zugleich die harmonischen Elementarkenntnisse der Setzkunst zu begründen.

Der Vf., der dem musikalischen Publicum schon als ein guter Tonsetzer im ernsthaften und fugenartigen Style, und zugleich durch eine gründliche Anleitung zur Composition, bekannt ist, hat sich in seinem Werke, wie auch aus der im Titel angezeigten Seitenzahl schon von selbst hervorgehet, eines äußerst gedrängten Vortrags bedient. Das Werk ist in zwey Abtheilungen getheilt, von welchen die erste theils einige zum Vortrage des Generalbasses nöthige Vorkenntnisse, theils kurze Übungsexempel über einzelne Accorde enthält. Im ersten §. wird von den gebräuchlichen Ziffern, oder, wie man sich gewöhnlicher ausdrückt, von den Intervallen gehandelt, die bey der Bezeichnung des Generalbasses durch Ziffern vorgestellt werden. Der zweyte § hat erstlich die Eintheilung der Intervallen in consonirende und dissonirende zum Gegenstande. Ungeachtet der beabsichtigten Kürze des theoretischen Lehrvortrages, vermisst Rec. sehr ungern die allgemein angenommene Eintheilung der Consonanzen in vollkommene und unvollkommene, und zwar nicht bloß wegen ihrer wesentlichen Verschiedenheit, sondern hauptsächlich desswegen, weil jene bey dem Wechsel der Accorde, oder in Ansehung ihrer Fortschreitungen, auch bey dem Vortrage des Generalbasses solchen Einschränkungen unterworfen sind, die bey diesen nicht Statt finden. Nächst der Eintheilung der Intervallen handelt dieser §. zugleich von dem vollkommenen und unvollkommenen Accorde. Beide beschreibt der Vf. auf eine ihm eigenthümliche Art folgendergestalt: „Wenn drey Consonanzen über einen Grundton genommen werden: so heist ein solcher Accord vollkommen oder unvollkommen. Der vollkommene Accord über jeden Grundton ist nur  $\frac{4}{3}$  oder mit seinen zwey Veränderungen  $\frac{3}{2}$  oder  $\frac{2}{3}$ . Der unvollkommene Accord ist  $\frac{5}{3}$  oder mit seinen zwey Veränderungen  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{4}{5}$ .“

Die Quarte, so mag in Begleitung der Sechste oder Quinte vorkommen, rechnet der Vf. ohne Un-

terschied unter die Dissonanzen. Des Griffes, den man den Sextquarten-Accord nennt, hat er S. 2 gar nicht gedacht, obgleich demselben S. 3 unter den von ihm sogenannten falschen Accorden ein besonderes Übungsexempel gewidmet ist. Diesen, gewöhnlich nur bey einer Gattung der Quinten gebräuchlichen technischen Ausdruck falsch, braucht der Vf. auch bey den Accorden, statt des gewöhnlichen Ausdruckes *dissonirend*. So sagt er z. B.: „Falsche Accorde sind alle drey Secund-, Quart-, Septimen- und die zwey Nonenaccorde.“ — Ubrigens ist diese Stelle selbst dem schon mit der Harmonie bekannten Leser undentlich, weil vorher nicht angezeigt worden ist, aus welchen Intervallen jede Art und Gattung dieser genannten Accorde bestehet. Man weis daher nicht gleich, ob der Vf. z. B. unter seinen drey Secunden- und Septimen-Accorden die Accorde  $\frac{4}{3}$ ,  $\frac{5}{3}$ ,  $\frac{6}{3}$  und  $\frac{7}{3}$ ,  $\frac{7}{4}$ ,  $\frac{7}{5}$  verstehe, oder ob er, wie eigentlich seine Meinung ist, die drey gewöhnlichen Gattungen des Secundenaccordes mit der Quarte und Sexte, die sich durch die kleine, große und übermäßige Secunde unterscheiden, und die Septimenaccorde mit der großen, kleinen und verminderten Septime, verstanden wissen will.

Im dritten §. verläßt der Vf. die gewöhnliche Methoda des Generalbass-Unterrichtes, nach welcher man den Schüler, der nunmehr die Intervallen hat kennen gelernt, mit jedem Accorde insbesondere, und mit den Intervallen, aus welchen er bestehet, bekannt macht. Mit gänzlicher Übergehung dieser speciellen Kenntniss der Accorde zeigt er dem Schüler bloß, was er nächst den über der Grundstimme durch Ziffern angezeigten Intervallen noch für andere Intervallen zu greifen habe, wenn der Accord nur mit einer oder mit zwey Ziffern bezeichnet wird. Ein Beyspiel dieser Verfahrensart mag folgendes seyn. „Zu allen Secunden (heist es S. 4) gehört eine Quarte und eine Sexte. Wenn aber eine Quinte über der Secunde geschrieben stehet: so muß man die Quinte oder die Secunde selbst im vierstimmigen Satze verdoppeln.“ Nach dieser Lehrart braucht zwar der Vf. der seltener vorkommenden Accorde mit der Secunde, nämlich  $\frac{5}{3}$  und  $\frac{4}{3}$  nicht zu gedenken, weil sie mit den Zahlen aller Intervallen, aus welchen sie bestehen, bezeichnet werden müssen. Nur hätte bey dieser Gelegenheit, da einmal über den Griff der gewöhnlichen Secundenaccorde eine allgemeine Regel gegeben wurde, nicht übergangen werden sollen, daß der aus großer Secunde, übermäßiger Quarte und großer Sexte bestehende Secundenaccord sehr oft, vermittelt der Zahl 4, welcher ein Erhöhungszeichen beygefügt ist, angezeigt zu werden pflegt. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß sich die Theoristen in verschiedenen Fällen, wo von der Secunde die Rede ist, bestimmter ausdrückten, um den Anfängern nicht Veranlassung zu einem Irrthume zu geben. Alle Lehrer der Harmonie stimmen über den Unterschied der Secunde und None völlig überein. Das Intervall, welches aus zwey neben-

einander liegenden Stufen der Tonleiter besteht, es werde übrigens als zweyte oder neunte Stufe vom Grundtone entfernt gebraucht, wird bald eine None, bald eine Secunde genannt, je nachdem entweder das obere oder das untere Ende dieses Intervalls als Dissonanz aufgeführt wird. Liegt das obere Ende dieses Intervalls vorher, und geht nach dem sogenannten Anschlage eine Stufe abwärts zur Auflösung: so pflegt man das Intervall eine None zu nennen; liegt hingegen das untere Ende vorher, und tritt nach dem Anschlage eine Stufe abwärts: so wird das Intervall zum Unterschiede der vorhergehenden Behandlungsart eine Secunde genannt. Bey der None dissonirt demnach das obere Ende dieses Intervalls gegen den Grundton; bey der Secunde dissonirt der Grundton gegen die zunächst darüber liegende Stufe. Es ist daher unrichtig, wenn der Vf. im 4ten §., in welchem von der Verdoppelung der Intervallen gehandelt wird, sagt: „Von den Dissonanzen können verdoppelt werden: 1) die groſſe Secunde bey dem  $\frac{7}{4}$  Accorde.“ — — Bey dem  $\frac{7}{4}$  Accorde ist die Dissonanz in der Grundstimme enthalten; wenn daher die zweyte Stufe dieser dissonirenden Grundstimme verdoppelt wird: so verdoppelt man ja in diesem Falle keine eigentliche Dissonanz, sondern es wird bloß das consonirende Ende des dissonirenden Intervalles, so wie bey dem Septimenaccorde mit ausgelassener Quinte, der Grundton der Septime, als das consonirende Ende derselben, verdoppelt. Eben so unrichtig ist die fast allgemein gebräuchliche Benennung und Bezeichnung dieses Intervalls als einer Secunde, wenn der wesentliche Septimenaccord auf dem nachfolgenden Grundtone der Tonart aufgehalten wird. Die mehresten Tonsetzer nennen die eine in dieser Aufhaltung enthaltene Dissonanz eine Secunde, und bezeichnen den Accord, der eigentlich aus None, Septime und Quarte besteht, mit  $\frac{7}{4}$ . Dieses thut auch der Vf., denn er sagt S. 6: „Wenn sich aber die groſſe Septime in die Octave hinauf resolvirt, oder frey angeschlagen vorkommt: so muß man jederzeit die reine Quarte und groſſe Secunde dazu nehmen.“ Aus demjenigen, was oben über den allgemein angenommenen Unterschied zwischen None und Secunde bemerkt worden ist, geht deutlich genug hervor, daß dieser Satz keine Secunde, sondern eine None enthalte, weil die Dissonanz in einer der Oberstimmen befindlich ist, und der Bass bey der Auflösung derselben auf seiner Stufe liegen bleibt.

Ob sich gleich der in der Harmonie schon Geübtere über dergleichen Nachlässigkeiten des Ausdrucks und der Benennung ohne Anstoß hinwegsetzt: so verhält es sich dennoch ganz anders bey einem Anfänger, welcher, wie Rec. aus Erfahrung weiß, gar leicht dadurch veranlaßt wird, an den allgemein angenommenen Kennzeichen der None und Secunde irre zu werden.

Der 5te §. hat die Überschrift: *Von den sechs gefühllichen Gängen*. Der Vf. versteht darunter solche

Folgen von Accorden, bey welchen, um fehlerhafte Fortschreitungen zweyer vollkommenen Consonanzen zu vermeiden, entweder die Gegenbewegung ergriffen, oder in einem von zwey auf einander folgenden Accorden ein Intervall ausgelassen, und statt dessen ein anderes verdoppelt werden muß. Hr. A. hat die Fälle, bey welchen es nothwendig ist, eines dieser Hülfsmittel anzuwenden, zusammengedrängt, in sechs verschiedene Classen getheilt, und gezeigt, auf welche Art man die fehlerhaften Fortschreitungen am besten vermeiden könne.

Die zweyte Abtheilung des Werks ist vorzüglich dem praktischen Theile des Generalbasses gewidmet. Der Vf. hat die Übungsexempel über die verschiedenen Arten der Accorde nicht allein völlig zweckmäßig eingerichtet, sondern sie auch mit zwar kurzen, aber guten Bemerkungen, die beste Lage der Accorde, die hie und da nöthige Verdoppelung der Intervallen zur Erhaltung melodischer Mittelstimmen u. s. w. betreffend, beygefügt; so wie überhaupt alles, was in dem ganzen Werke unmittelbaren Bezug auf den praktischen Theil des Unterrichts hat, unverkennbare Vorzüge vor dem theoretischen Theile desselben behauptet.

Es ist schon oben beyläufig bemerkt worden, daß der Vf. die Methode gewählt hat, statt der speciellen Kenntniß der Accorde und der Intervallen, aus welchen jeder derselben besteht, bloß zu zeigen, was zu jeder Ziffer einer bezifferten Grundstimme noch für andere Ziffern oder Intervallen genommen werden müssen, um jeden Griff 4stimmig zu machen. Sey es auch, daß vermittelt dieser Methode die Erlernung der Generalbassbegleitung vereinfacht werden könne: so kann Rec. derselben schon aus dem Grunde seinen Beyfall nicht vollkommen ertheilen, weil vermittelt derselben bloße Empiristen gebildet werden, die, weder ihre Generalbassgriffe mit den durchgehends gebräuchlichen Namen derselben bezeichnen können, noch von dem erlernten Generalbasse den Nutzen haben, Schriften über Gegenstände der Harmonie zu verstehen, ohne einen Theil des Studiums des Generalbasses, nämlich die Kenntniß der Accorde und der Intervallen, aus welchen sie bestehen, von neuem zu beginnen.

Ungeachtet der angezeigten kleinen Mängel dieses Werks, welche die Kritik bey einer sich von dem Gewöhnlichen unterscheidenden Methode um so weniger übergehen durfte, behauptet es dennoch, auch bey seiner gedrängten Kürze, manche Vorzüge vor vielen anderen Schriften über den Generalbass. — o —

LIEPZIG, b. Fleischer d. J.: *Neue praktische Singerschule für Kinder*, nach einer leichten Lehrart bearbeitet, und als Beytrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Ältern und Erzieher herausgegeben, von M. Karl Gottlieb Hering, Conrector und Organist zu Olshatz. Erstes Bändchen. 1807. XVI S. Einl. und Elementar-Unterricht und 46 S. Lektionen. 4. (20 Gr.)

Der Vf., dem Publicum schon durch andere für

den musikalischen Unterricht der Jugend bestimmte Werke vortheilhaft bekannt, macht mit diesem Bändchen den Anfang zu einer Singschule für Kinder, womit er sich ohne Zweifel den Dank vieler Altern und Erzieher verdienen wird. Weil erst nach der Vollendung des Werkes die Kritik über den wahren Werth desselben entscheiden kann: so begnügt sich Rec. einstweilen den Inhalt dieses ersten Theils anzuzeigen, und über verschiedene Gegenstände desselben einige Bemerkungen beyzufügen.

In der Zuschrift an Altern und Erzieher hat sich der Vf. über den Zweck seines Unternehmens, über den Nutzen des frühzeitigen Unterrichts der Jugend im Gesange, und über einige bey den Singübungen nöthige und die Gesundheit der kleinen Sänger betreffende Vorichtsregeln verbreitet. Sodann handelt er von seiner gewählten Methode, über welche er sich folgendergestalt erklärt: „Ich fange mit einem einzigen Tone an, und dazu schien mir das eingestrichene g am angemessensten zu seyn. Dieser Ton wird in den ersten beiden Lectionen auf verschiedene Art vorgetragen. Dabey lernt der kleine Sänger sowohl nach dem G-Schlüssel den Stammtong auf der zweyten Linie, als auch den Zeitwerth der Noten, ganze, halbe und Viertel-Noten, praktisch kennen. In der dritten Lection gefellt sich noch ein Ton hinzu, und mit diesen beiden Tönen werden nun verschiedene Übungen ange stellt, die bald den Accent, bald die Eintheilung der Noten beabsichtigen. So vermehren sich dann die hinzukommenden Töne. Die Stimme der kleinen Sänger erweitert sich nach und nach; die Noten werden so allmählich erlernt; die Kenntniß der Ertheilung der verschiedenen Noten wird wiederholt, und so lernen unsere Kinder, wenn wir sie nur nicht zu sehr übereilen wollen, sicher nach Noten singen. Haben die kleinen Sänger nur die Übungen mit vier Tönen in den ersten fünf Lectionen ganz inne: so werden sie diese vier Töne nach den folgenden Lectionen leicht auf die übrigen Tonfolgen anwenden lernen.“ Dafs diese Methode für Kinder sehr zweckmäfsig, und dem Fassungsvermögen derselben angemessen sey, bedarf keines weitläufigen Beweises.

Den Lectionen gehet von der IXten bis XVIten Seite ein kurzer Elementar-Unterricht voraus. Da, wo in demselben die vollständige diatonische Tonleiter dargestellt, und hernach von der Octave und von der Verschiedenheit der Schlüssel gehandelt wird, möchte sich wohl eine für die kleinen Schüler nachtheilige Lücke finden. Hätte der Vf. seine Schüler darauf aufmerksam gemacht, dafs er ihnen als Leh-

rer alle in den Lectionen enthaltenen Tonfolgen, der Natur seiner Stimme zufolge, in einer tieferen Form oder in einer tieferen Region der Töne vorsingen mufs, als sie ein Kind oder ein Frauenzimmer singt; oder hätte er überhaupt bemerkt, dafs jede erwachsene Mannsperson eine solche Tonreihe gleichsam nach einem gröfseren oder tieferen Mafsstabe ausüben mufs: so würde es ihm sehr leicht geworden seyn, seine Schüler von der Nothwendigkeit derjenigen gröfseren Tonreihe, die man die vollständige diatonische Tonleiter nennt, auf eine sinnliche Art zu überzeugen, und ihnen zugleich begreiflich zu machen, warum man sich verschiedener Schlüssel bedient. Aus dieser Ansicht der Sache würde übrdies von selbst hervorgegangen seyn, dafs die verschiedenen Octaven dieser Tonleiter weiter nichts sind, als eine Wiederholung der sieben verschiedenen Töne in einer höheren oder tieferen Form.

Die Einrichtung der Lectionen wird man leicht von selbst aus der vorhin eingerückten Stelle der Zuschrift des Vfs. beurtheilen können. — Gleich bey den ersten Lectionen hätte der Vf. bemerken sollen, ob bey den Singübungen das Solfeggiren vermittelt der Aussprache eines einzigen dazu schicklichen Vocals, oder vermittelt der Aussprache derjenigen Buchstaben geschehen soll, mit welchen man die Noten zu benennen pflegt. Beynahe läfst die Einrichtung der Lectionen vermuthen, dafs der Vf. den letzten Fall beabsichtigt habe, der aber, theils bey etwas lebhafter Bewegung der Töne, theils und insbesondere bey dem Gebrauche solcher Tonarten, die mehrere Kreuze zur Vorzeichnung haben, manchen Nachtheil für die Schüler herbeyführen würde.

Es ist bey diesem Werke, in welchem eine für Kinder so passende Methode gewählt worden ist, zu bedauern, dafs der Vf. zwey der wichtigsten Gegenstände des Unterrichts im Gesange unberührt gelassen hat, nämlich die Übungen in dem *Portamento di voce*, und die Anzeige, wann und wo der angehende Sänger am schicklichsten Athem schöpfen mufs. Wahrscheinlich war dem Vf. bey der Ausarbeitung dieses Bändchens noch keine von den vorhandenen beiden Übersetzungen der Singschule des Conservatoriums zu Paris zu Gesicht gekommen; sonst würde ihn dieses Werk, welches seine Vorzüge hauptsächlich durch den genauen Unterricht in den so eben angezeigten Stücken behauptet, gewifs auf die Wichtigkeit dieser Gegenstände aufmerksam gemacht, und ihn veranlafst haben, auch in seiner Singschule davon Gebrauch zu machen.

— o —

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Köthen, in der Aueschen Buchh.: *Die Emiffarien einer neuen Propaganda, oder das genialische Incognito.* Aus den Papieren eines Reisenden von E. A. Seidel. 1804. Zwey Bändchen. 302 und 280 S. 8. (2 Thlr.) Wenn auch nicht Alles in dem Buche, wie die Zueignung an Eulalia von Hn. S. sagt, einen tiefen hohen Sinn hat; wenn auch die Gedichte der Vorzeit nicht immer in einem hohen geheimen Sinne hier stehen: so hat doch Vieles einen guten Sinn, und

die beygenommenen Gedichte der Vorzeit finden sich nicht immer an unrechter Stelle. Wir würden der Erzählung einen eignen Reiz entnehmen, wenn wir das Incognito aufdecken, und viel von dessen Genialität reden wollten. Wir begnügen uns, das Buch als ein gutes Ausfüllungsmittel müfsiger Stunden hiemit anzuzeigen, und es denen zu empfehlen, die lesen können, mögen, wollen oder müssen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 N O V E M B E R , 1808.

## P H I S I K.

BRESLAU, b. Barth d. j.: *Grundriss der Naturlehre zum Gebrauch für (bey) Vorlesungen*, von C. A. Jungnitz, Mitglied des königl. preuss. Schulinstituts u. s. w. zu Breslau. Zweyten Theils zweyte Abtheilung. 1806. 218 S. 8. Mit einer Kupfertafel.

Diese zweyte Abtheilung eines schon im Jahrgange 1805. No. III von uns beurtheilten Werkes enthält den 3, 4 und 5 Abschnitt nebst einem Anhang. Im dritten Abschn. lehrt Hr. J. die Grundzüge der Hydrostatik und Hydraulik. Im vierten trägt er die Anfangsgründe der Aerometrie sowohl, als die ersten Lehren von dem Schalle und Gehör vor, welche beide letzteren jedoch in einem besonderen Abschnitte ihren Platz hätten finden sollen, da sie sich nicht allein auf die Luft, sondern auf alle elastischen Körper beziehen. Im fünften ist die Physik des Lichts, ingleichen die Grundlage der optischen Wissenschaften, und endlich im Anhang die Erklärung der astronomischen Strahlenbrechung, des Regenbogens, der Höfe um Sonne und Mond, wie auch der Nebensonnen und Nebenmonden und des Nordlichts enthalten.

Wir müssen dem Vf. auch jetzt wieder das ihm gebührende Lob ertheilen, daß er die genannten Lehren größtentheils fasslich vorgetragen, die mathematischen Beweise derselben hinlänglich scharf geführt, und sich auch dadurch um seine Auditoren verdient gemacht hat, daß er am Ende fast eines jeden ausgeführten Satzes auf die praktische Anwendung desselben hinweist. Allein eben so wenig dürfen wir unbemerkt lassen, daß er auch in dieser Abtheilung zu eilfertig gearbeitet, und manche Hypothese ohne hinlängliche Prüfung aufgestellt hat.

Gleich zu Anfange des dritten Abschnitts, S. 157, heisst es: „Die Theile eines flüssigen Körpers haben eine sphärische Figur, besondere Glätte, und grobse relative Geschwindigkeit. Der Grund davon liegt in der Gleichförmigkeit der Kräfte und gleichförmigen Vertheilung derselben nach allen Richtungen.“ Wenn man aber auch gleich dem Vf. darüber, daß er der längst verrufenen Corpuscularphilosophie noch anzuhängen scheint, keinen Vorwurf machen darf: so läßt sich doch mit Recht fodern, daß er bey diesem Satze hätte bedenken sollen, wie wenig die Körper an und für sich flüssig oder fest sind, sondern es bloß durch die dazu erforderliche hohe oder niedrige Temperatur und stärkere oder schwächere Anziehung ihrer Theile werden. Wäre aber die runde Figur und Glätte wirklich eine besondere Eigenschaft der Theile flüssiger Wesen, und wären folglich die Theilchen der festen Materien nicht rund und nicht glatt: so müßten die Theilchen des Quecksilbers oder des Goldes ihre Figur verändern und ihre Glätte verlieren, wenn jene in strenger Kälte feste Massen bilden, diese aber im Schmelztiegel wie Wasser zerfließen. Vielleicht versteht jedoch der Vf. unter den Theilen der flüssigen Körper bloß die Tropfen derselben, da er die Gleichförmigkeit der Kräfte und ihre nach allen Richtungen gleiche Vertheilung als den Grund gedachter sphärischer Figur und Glätte und *großter relativer Geschwindigkeit* (?) aniebt. Allein in diesem Falle würde doch seine Erklärung nicht auf die flüssigen Körper überhaupt, sondern bloß auf die tropfbarflüssigen passen, nicht zu gedenken, daß er auch gegen den in der Naturlehre einmal eingeführten Sprachgebrauch gar sehr verstossen haben würde, wenn er die Tropfen in dem Sinne, welcher hiebey obwalten soll, Theile hätte nennen wollen, da jeder Tropfen selbst ein Körper ist. S. 167 steht: „Hieher,“ nämlich zu den Wirkungen der Haarröhrchen, „gehört auch das Emporsteigen der Säfte in den Wurzeln und Stämmen bey Pflanzen und Bäumen, der Übergang der Flüssigkeiten aus weiten Gefäßen in engere bey organischen Körpern u. s. w.“ Aber ein abgestorbener Baum grünt ja nicht wieder, wenn man ihn gleich in Wasser setzt, und in einem getödteten Thiere circuliren ja die Flüssigkeiten nicht mehr, wenn man gleich seine Gedärme mit flüssigen Nahrungsmitteln füllt. Also ist es in den Vegetabilien wohl nur die durch Licht und Wärme bewirkte peristaltische Bewegung der Spiralgefäße, welche den Saft von der Wurzel bis zum Gipfel treibt, und in den Thieren ist es wohl nur die durch Lebenskraft bewirkte oscillirende Bewegung der festen Theile, vermöge welcher die flüssigen in ihnen circuliren. Auch möchte das Wasser wohl in keinem leblosen Haarröhrchen, so fein dieses auch immer wäre, die Höhe eines hohen Baums erreichen, und an einem Dochte steigt ja das Öl ebenfalls nicht stubenhoch. Aus der in a. St. geschildert unternehmen Trennung der organischen Körper von den Pflanzen und Bäumen, sollte man überdies fast schliessen, daß der Vf. die vegetabilischen Körper nicht zu den organisirten zähle, und daß wir ihn daher eines neuen Irrthums zeihen müßten, wenn wir die Schlussfolge als gegründet annehmen wollten. S. 174 — 175. „Der

Yy

J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.



Druck eines flüssigen Körpers ist in großen Tiefen sehr beträchtlich, und polygonartige Körper, z. B. vierseitige Flaschen, werden schon in mäßigen Tiefen zerquetscht, oder der Korkstopfen hineingetrieben.“ Hier hätte hinzugesetzt werden sollen, daß dergleichen flachseitige Flaschen bloß dann in der Tiefe des Wassers zerdrückt werden können, wenn sie entweder gänzlich leer sind, oder doch nur Luft enthalten. Denn mit Wasser gefüllte Flaschen halten in der größten Tiefe des Meeres den Druck gewiss aus; ohne zu zerplatzen, so flachseitig sie auch seyn mögen. S. 175. „Wäre das Fluidum auch nur wenig elastisch: so würde ein harter Körper in der Tiefe nicht mehr im Gleichgewicht mit ihm stehen, sondern nach der Höhe getrieben werden.“ Wasser ist aber doch auch ein Fluidum und, wie nicht nur die Abich-Zimmermannischen Versuche beweisen, sondern auch das bekannte Lattenschiesßen oder Stollenwerfen der Knaben längst schon hinlänglich zu erkennen gegeben hat, allerdings beträchtlich elastisch, ungeachtet harte Körper, die nahe unter seiner Oberfläche mit ihm im Gleichgewicht stehen, dasselbe auch noch behalten, wenn man sie in die Tiefe hinabstößt, vorausgesetzt nämlich, daß indessen die Temperatur des Wassers sowohl, als des festen Körpers, dieselbe bleibt. Nach der bisher gangbaren Vorstellung von der Wirkung des Drucks elastischer Flüssigkeiten sollen zwar freylich die unteren Schichten derselben von dem Drucke der oberen mehr als diese zusammengepreßt seyn. Allein man muß nur bedenken, daß durch den Druck der oberen Schichten nicht allein die Dichte der unteren, sondern in eben demselben Verhältnisse auch die Elasticität oder Spannung derselben verstärkt wird. Vermöge dieser stärkeren Spannung aber wirken die unteren gegen die oberen wieder eben so stark aufwärts, als diese vermöge ihres Druckes abwärts wirken, und auf diese Weise werden die oberen von der durch den Druck verstärkten Spannung der unteren eben so sehr aufwärts zusammen gepreßt, als die unteren von dem Drucke der oberen verdichtet werden. Also ist Wasser in der Tiefe freylich nicht dichter, als an seiner Oberfläche, weil die Wirkung des Drucks aller elastischen Flüssigkeiten, die durch den Druck nicht erschaffen, ihrer ganzen Tiefe oder Höhe nach durchaus gleich groß, wiewohl in jedem einzelnen Falle, für sich betrachtet, immer desto größer ist, je mehr Masse diese Flüssigkeiten im Ganzen genommen haben, und je mehr sie einem bestimmten Drucke, ohne zu erschaffen, nachgeben. Gas ist zwar allerdings in der Höhe lockerer, als in der Tiefe: allein diese Auflockerung wird nicht von der in der Höhe verminderten Anzahl seiner Schichten, die man alle von gleichem Gewichtesetzt, sondern von ganz anderen Ursachen bewirkt, welche sich an diesem Orte nicht erörtern lassen, wiewohl wir dieselben weiter unten kürzlich berühren werden. S. 177 wird jenes bekannte Verlußt gedacht, in welchem die mit einem vollen Wassergefäß, worin ein bleyerner Körper an einem Faden hängt, ins

Gleichgewicht gesetzte Waage einen Rückschlag zeigt, so lange der bleyerne Körper nach Abbrennung des Fadens im Wasser niederfällt. Hiebey sagt nun Hr. S: „Die Dünste der Atmosphäre gehören mit zu ihrem Gewichte; während dem Fallen derselben als Regen, Schnee oder Hagel muß das Gewicht der Atmosphäre vermindert werden. Anwendung hiervon auf die Barometerveränderungen.“ Diese Anwendung jener Thatfache machte man wohl ehemals, als man in den Kenntnissen der in der Atmosphäre sich ereignenden chemischen Prozesse noch gar zu weit zurück war, jetzt aber sollte man sie gänzlich vermeiden. Einen solchen Druck, wie hier die Waage von dem daran hängenden Wassergefäß und bleyernen Körper leidet, zeigt nämlich das Barometer ganz und gar nicht, sondern giebt bloß die verschiedene Elasticität oder Spannung desjenigen Theils der Atmosphäre zu erkennen, in welchem es hängt oder steht. Aber diese Spannung muß man nicht mit dem Drucke, der sich nur auf Masse oder Gewicht gründet, verwechseln, ob es leider gleich unbedachtsamer Weise schon oft geschehen ist. S. 237. „Nach dem Mariottischen Gesetz, und gemäß der Erfahrung, sind die unteren Luftschichten dichter und absolut elastischer, als die höheren; und es laßt sich zeigen, daß, wenn die Höhen in arithmetischer Reihe zunehmen, die correspondirenden Dichten oder absoluten Elasticitäten dieser Schichten in geometrischer Reihe abnehmen müssen. Das Mariottische Gesetz kann indeß nicht durchaus in allen Höhen richtig seyn, da sonst die Atmosphäre unbegrenzt seyn würde.“ Allerdings muß man dieses gute Gesetz gewisser Unrichtigkeiten beschuldigen, so lange man fortfährt, es nicht in seiner ganzen Kraft anzuwenden, sondern, wie bisher geschehen, nur zur Hälfte derselben in die Atmosphäre wirken zu lassen. Wie bekannt, gebietet dasselbe nicht bloß eine dem Drucke von oben gemäße Verdichtung der unteren Schichten, sondern auch eine dieser Verdichtung gemäße stärkere Spannung derselben. Will man daher nur bedenken, daß diese unteren Schichten, vermöge ihrer stärkeren, durch den bloßen Druck erhaltenen Spannung, wieder gegen die oberen zurückwirken, folglich diese gleichfalls und zwar aufwärts verdichten: so wird man, wie in dem *Lucifer* gezeigt worden ist, mittelst einer kurzen Analysis leicht finden, daß die bloß durch Druck oder Gewicht bewirkte Verdichtung der Atmosphäre nach dem, in voller Strenge genommenen, Mariottischen Gesetz ihrer ganzen Höhe nach durchaus gleich viel beträgt, und allenthalben im Verhältnisse der Hälfte des ganzen atmosphärischen Druckes steht. Andere analytische Betrachtungen des Gravitationsgesetzes und der nach allen Richtungen gleichen Expansionsvermögen eines jeden Lufttheils geben dann, in Verbindung mit der Größe und runden Figur der Erde, nicht nur die aufwärts fortchreitende Auflockerung der Luft gesetzlich an, sondern zeigen auch, im Gemeinschaft mit gedachtem Mariottischen Gesetz, die zum Höhenmessen mit Barometern erforderlichen Regeln rich-

ger, als die bisher in dieser Sache angestellten Betrachtungen, die sich nur auf die Anwendung der Hälfte des oft genannten Gesetzes gründen. Dieses bleibt also dennoch in jeder Höhe, wo Luft zu finden ist, vollkommen richtig, die Atmosphäre mag irgendwo abbrechen oder unbegrenzt seyn. Für unsere sinnlichen Empfindungen bricht sie freylich in einer Höhe von etwa 10 oder 12 Meilen ab: ob sie aber dort gänzlich zu verschwinden beginnt, oder sich nur bis ins Unendliche auflockert, wissen wir nicht. S. 242. „Veränderungen der Atmosphäre, die am Barometer, Thermometer, Hygrometer und Manometer wahrgenommen werden, müssen auch die Geschwindigkeit des“ durch die Luft fortgepflanzten „Schalles verändern.“ Da aber das Hygrometer nur den Feuchtigkeitswechsel der Luft anzeigt, Feuchtigkeit hingegen keinesweges auf die Geschwindigkeit, sondern bloß auf die Stärke des Luftschalles ihren Einfluß äußert, wie nicht nur aus der von *Newton* darüber aufgestellten Theorie, sondern auch aus den von *Cassini*, *Moraldi* und *de la Caille* sehr sorgfältig angestellten Versuchen erhellt: so hätte hier wohl das Hygrometer nicht, sondern dafür etwa der Windmesser mit genannt werden sollen. S. 244. „Da das Wasser, wenn schon nur wenig, elastisch ist: so leitet auch dieses den Schall fort.“ In dieser Stelle scheint also der Vf. seiner vorhin geäußerten Meinung selbst zu widersprechen. Denn da, wie er oben sagt, ein auch nur wenig elastisches Fluidum einen in dessen oberen Schichten befindlichen harten Körper, der mit ihm einerley eigenthümliches Gewicht besitzt, in seiner Tiefe nicht leidet, sondern ihn wieder in die Höhe treibt, beym Wasser aber dieses bekanntlich nie geschieht, so lange die Temperatur dieselbe bleibt: so ist nach dieser vorhergehenden Behauptung das Wasser nicht wenig, sondern gar nicht elastisch. Gut wäre es jedoch gewesen, wenn der Vf. hiebey zugleich gesagt hätte, was man dabey denken soll, wenn er schreibt: ein Körper ist wenig, oder viel, oder vollkommen, oder gar nicht elastisch. Meint er, ein Körper sey wenig elastisch, wenn er sich von einem sehr starken Drucke oder überhaupt von einer sehr großen comprimirenden Kraft nur sehr wenig zusammendrücken läßt: so ist allerdings das Wasser nur wenig elastisch. Meint er aber, ein Körper sey wenig elastisch, wenn er von jeder comprimirenden Kraft merklich erschläßt, folglich nach Beseitigung derselben sich bey weitem nicht wieder gänzlich in seinen vorigen Raum ausdehnt: so ist das Wasser keinesweges wenig, sondern gemein stark elastisch, wie dieses die Abicht-Zimmermannischen Versuche zur Genüge beweisen. Auch mag es den Schall wirklich eben nicht schwach leiten, da ihn die Fischer in ihm sehr gut hören, obgleich diese Leitung in ihm nicht wie in der Luft, sondern wie in festen elastischen Körpern vollbracht werden kann. S. 244—245. „Versuche hierüber“ über die nach dem Verhältnisse des Quadrats der Entfernung von dem schallenden Körper fortschreitende Schwächung; dass durch die Luft fortgepflanzten

Schalles, „können aus subjectiven Gründen nichts entscheiden, und wegen der nicht vollkommen elastischen Luft, wegen der Reibung und Gegenwirkung der Lufttheilchen, geht immer Bewegung verloren.“ Was Hr. *J.* unter einem vollkommen elastischen Körper verstehe, weiß man, wie gesagt, nicht. Vollkommen elastisch ist aber ein Körper doch wohl, wenn er sich, nachdem man eine bestimmte Kraft viel oder wenig zusammengepresst hat, und nun gänzlich nachläßt, bey unveränderter Temperatur wieder ganz genau in seinen vorigen Raum ausdehnt, auch wenn er jahrelang comprimirt erhalten worden ist. Nun weiß man aber durch Versuche, daß eine mehrere Jahre lang zusammengepresst erhaltene Luft sich bey eben der Temperatur, bey welcher sie comprimirt ward, wieder völlig in ihren vorigen Raum, nach Öffnung des Hahns, expandirt. Michin muß man sie dennoch wohl zu den vollkommen elastischen Materien zählen; und so dürfte die Schwächung des durch sie fortschreitenden Schalles, insofern diese Schwächung dem Verhältnisse des Quadrats der Entfernung von dem schallenden Körper nicht entspricht, nur von den ihn durchkreuzenden oder entgegenwehenden Winden, ingleichen von der in der atmosphärischen Luft enthaltenen Feuchtigkeit herrühren. Gegenwirkung der Lufttheilchen, wenn etwa der Wind hiemit nicht gemeint ist, kann zur Zerstörung der Schallwellen nichts beytragen, da diese Gegenwirkung schon an jeder Stelle zu deren Erzeugung verbraucht wird. Was aber die Friction betrifft, welche die Lufttheilchen der fortschreitenden Schallwellen an einander äußern sollen: so dürften sich gegen diese gleichfalls mancherley erhebliche Einwendungen machen lassen, deren hier zu erwähnen jedoch das Maß einer Recension nicht gestattet. S. 264—265: „Da das Licht 8 Minuten 7,5 Sec. bedarf, um von der Sonne auf die Erde zu gelangen: so legt es in jeder Secunde 42000 Meilen zurück, und würde in dieser Zeit fast gmal um die Erde herum laufen. Daber nimmt man mit Grund an, daß ein entferntes Licht in dem Moment gesehen werden kann, in dem es entsteht. Daber ist die Sonne schon unter dem Horizonte, wenn sie unterzugehen scheint, und steht schon über dem Morgenhorizonte, wenn sie aufzugehen scheint; überhaupt sehen wir schon darum die beweglichen Sterne nie an ihrem wahren Orte. So kann es Fixsterne geben, aus deren unermeßlicher Ferne ihr Licht auf der Erde noch nicht angelangt ist.“ Hier hat Hr. *J.*, vermuthlich aus Übereilung und um nur sehr verschiedene Sachen in einem Athem zu sagen, Wahrheit mit Irrthum vermengt. Er weiß nämlich sehr wohl, daß die Sonne kein Wandelfern ist, und daß daher ihr voreilender scheinbarer Aufgang, so wie ihr verspäteter scheinbarer Untergang, nicht von der endlichen Geschwindigkeit ihres Lichts, sondern lediglich von der astronomischen Strahlenbrechung herrührt. Aber er hätte auch bey dem entfernten Lichte, welches man gleich bey dessen Entstehung sehen kann, nicht vergessen sollen, hinzuzusetzen,

dafs dieses nur von einem irdischen Lichte, und nicht von einem himmlischen zu verstehen sey, folglich nicht von einem Lichte überhaupt genommen. S. 275. „Die Refraction *a perpendicularo* findet also alsdann Statt, wenn die störende Kraft des heterogenen Mittels der Geschwindigkeit des Lichts entgegen wirkt; und umgekehrt, wenn die Erfahrung eine Brechung vom Einfallslothe zeigt, so finden gegenwirkende Kräfte des Mittels gegen das Licht Statt, die aber zu schwach sind, dessen Geschwindigkeit ganz aufzuheben. Dies ist der Fall bey dem Übergange des Lichts aus Wasser, Glas u. s. w. in die Luft.“ Ferner S. 276. „Die Brechung *ad perpendicularum* findet also dann Statt, wenn die störenden Kräfte des heterogenen Mittels mit der Geschwindigkeit des Lichts zusammen stimmen, und umgekehrt, wenn der Refraktionswinkel kleiner, als der Incidenzwinkel ist, so finden zwischen dem Lichte und dem Mittel anziehende Kräfte Statt.“ Nach dieser Lehre wirkt also die Luft mit ihrer störenden Kraft dem Lichte entgegen, wenn dieses aus Wasser, oder Glas u. s. w. in sie übergeht, weil da die Brechung *a perpendicularo* geschieht. Gehet hingegen das Licht aus der obern verdünnten Luft in die untere verdichtete über: so stimmt ihre störende Kraft mit der Geschwindigkeit des Lichts zusammen, das heist, es finden nun zwischen Luft und Licht anziehende Kräfte Statt, weil in diesem Falle die Brechung *ad perpendicularum* erfolgt. Allein warum benimmt sich denn die Luft mit ihrer störenden Kraft gegen das Licht so sonderbar, nämlich bald freundschaftlich, bald feindselig? Wäre es denn nicht genug, wenn, wie andere berühmte Naturforscher lehren, ein stärker brechendes Mittel, blofs vermöge seiner stärkern Anziehungskraft, einen aus ihm in ein minder brechendes Mittel fahrenden Strahl eben so sehr an sich zurück zu halten strebte, als er bey dem Übergange aus dem minder brechenden, dessen Attractionskraft geringer ist, in das mehr brechende angezogen wird, wodurch er doch bey dem Übergange aus diesem in jenes nothwendig eben so sehr von dem Einfallslothe abgelenkt werden mufs, als er bey dem Übergange aus jenem in dieses gegen dasselbe gelenkt wird? S. 282. „Es ist hier“ (bey Erwähnung der einfachen Farben des Lichts) „die Frage nicht, was für Mischungen aus drey Grundfarben“ (vermuthlich Pigmenten oder Tincturen) „entstehen; sondern wie vielerley Farben im Sonnenlichte, der Erfahrung gemäfs, enthalten sind, und ob die sieben prismatischen Farben in noch einfachere zerlegt werden können, welches keinesweges der Fall ist.“ Aber mit dem Gelben, Orange gelben, Hochblauen und Indigblauen ist es der Fall doch. Hr. J. darf nur einen kleinen Theil des gelben oder blauen Strahls durch eine enge Öffnung einer grossen weissen Tafel fahren lassen, und ihn hinter derselben, mittelst eines zweyten guten Eckfäulenglases, aufs Neue mit gehöriger Vorsicht

nach eben dem Sinne brechen, nach welchem er ihn durch das erste Prisma gebrochen hat, um klar zu sehen, dafs jener an der zweyten oder hintersten weissen Tafel ein zweytes, in den rothen, gelben und grünen Theil, dieser aber ein zweytes, in den grünen, blauen und violetten Theil, zerlegtes Farbenbild giebt. Auch darf er nur mit zwey Prismen zwey farbenlose Strahlen zerlegen, und in den grünen Theil des einen Farbenbildes den rothen des anderen, oder in den violetten des einen den grünen des anderen leiten, um deutlich wahrzunehmen, dafs die Stelle der beiden eriteren vollkommen gelb, die Stelle der beiden letzteren hingegen gesättigt hochblau erscheint. Oder er darf auch nur in gehöriger Entfernung einen dünnen Stift quer vor das Farbenbild eines einzigen Eckfäulenglases halten, um sich zu überzeugen, dafs der Schatten des gedachten Stifts in der gelben Stelle nach der Gegend des rothen Theils hin, mit einem gesättigt grünen, nach der Gegend des grünen Theils aber mit einem lebhaft rothen Saume glänzt, in der hochblauen hingegen nach der Seite des violetten Theils hin mit einer gesättigt grünen, und nach der Seite des grünen Theils mit einer gesättigt violetten Leiste besetzt ist; nur mufs man zu diesem Versuche die Öffnung im Fensterladen, aus bekannten Ursachen, sehr klein, höchstens 0,1 im Durchmesser, das Zimmer aber recht finster machen, und auch die weisse Tafel etwas weit hinter dem Prisma aufstellen. Einfach sind also nur drey Farben des Lichts, nämlich die rothe, die grüne, und die violette; denn diese lassen sich weder weiter zerlegen noch aus anderen zusammensetzen. S. 295 bemüht sich der Vf., jenen Farbenwechsel des bekannten Schielertaffets, in welchem die Werfte oder der Aufzug z. B. roth, der Einschufs oder Eintrag hingegen blau oder grün gefärbt ist, ingleichen S. 297 die besondere Röthe an Sonne und Mond am Horizonte, auf eine sehr gekünstelte Weise aus derjenigen Zerlegung des Lichts zu erklären, welche innerhalb sehr dünner durchsichtiger Lamellen Statt findet. Allein jener Farbenwechsel am Schielertaffet und anderen dergleichen schielenden Körpern, kommt ja blofs daher, dafs die Falten oder einzelnen Stücke derselben, wegen ihrer verschiedenen Lage gegen das Auge, uns bald nur den Einschufs, bald nur die Werfte, oder bald nur die sämmtlichen sehr kleinen Stellen der einen gefärbten Art, bald nur die der anderen Art, sehen lassen: so, wie die besondere Röthe der durch Dampf oder Höhenrauch scheinenden beiden grossen Himmelslichter auch wohl nur eben so entsteht, wie die besondere Röthe derselben, die sie uns, durch Dampfgläser betrachtet, blofs deswegen zeigen, weil solche Gläser, wie der Dampf und Höhenrauch, das violette und grüne Licht weit mehr, als das rothe, zu zerstören oder zu schwächen vermögend sind, und also hauptsächlich nur das rothe durchgehen lassen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 N O V E M B E R, 1808.

## C H E M I E.

**BERLIN, b. Maurer: Chemisches Laboratorium. Oder Anweisung zur chemischen Analyse der Naturkörper. Nebst Darstellung der nöthigsten Reagentien. Von Dr. Joh. Fr. John etc. Mit einer Vorrede von Dr. M. H. Klaproth etc. Mit 2 Kupfern. 1808. XII u. 522 S. 8. (Druckpap. 2 Rthlr.)**

Der Vf., welcher sich bereits durch verschiedene genaue chemische Untersuchungen, als ein talentvoller Schüler des großen Analytikers, der vorliegende Schrift mit einer empfehlenden Vorrede begleitete, angekündigt hat, versucht es, unter dem Titel eines chemischen Laboratoriums, eine, auf wenige Bogen sich beschränkende Anleitung zur Anstellung analytischer Versuche zu liefern; indem er seine eigenen Erfahrungen, die er zu befestigen und zu berichtigen besonders durch die Erlaubnisse K's. Gelegenheit, erhielt, „denselben bey seinen Arbeiten zu unterstützen,“ mit den Methoden der berühmtesten Chemisten vereint. Indem Hr. K. die Leser darauf aufmerksam macht, dass das Werk seines Schülers sich bloß auf Erfahrungen gründe, eifert er zugleich gegen die bloß theoretischen Chemisten, so wie gegen diejenigen, welche durch oberflächlich angestellte Versuche geleitet, glänzende Hypothesen hervorgehen lassen, die, der experimentellen Bestätigung vergeblich harrend, den Satz bekrunden, dass zu einem guten Chemisten nicht bloß Scharfsinn, sondern vorzüglich auch Experimentirtalent gehöre! — Die Erwartung, welche Hr. K's. Vorrede erregt, und die durch den Umstand noch erhöht wird, dass — indem Hr. K. die in dem Buche vorhandenen Anleitungen zur Analyse gut heißt — sich hier Vorschriften zur chemischen Untersuchung vorfinden, welche gleichsam aus den Händen des großen Analytikers selbst hervorgingen, wird keineswegs getäuscht; und wenn wir auch in nachfolgenden Bemerkungen hin und wieder einige Unvollständigkeiten rügen: so benehmen diese dem Werke selbst doch so wenig an seiner praktischen Brauchbarkeit, dass wir es mit gutem Gewissen allen Anfängern der chemischen Experimentirkunst empfehlen können, um so mehr, da außer Göttinger Experimentirkunst (durch welche Hr. J's. Schrift indess nicht überflüssig wurde,) noch kein Werk der Art existirt. Denn es wird wohl keinem mit seiner Literatur bekannten Chemisten einfallen, hier an Kunkel's Laboratorium, oder an die Compendien der Experimental-Chemie, oder end-

lich selbst an Vauquelin's zur Zerlegung der Fossilien zur Analyse organischen, da L's., V's. und zehne Zweige der chem. auch verschiedener neuer Erfindungen bedürfen. — Hr. K. Hauptabtheilungen. In dem Laboratorium und der nöthigen Anweisung zweyten findet man die Anwendung der Reagentien beschäftigt sich mit der 1. und 2. und 3. Abschnitt sind in passende Unterabtheilungen würde dem Zwecke noch wenn der Vf. statt der zu historischen Vorerinnerungen zur Analyse der festen Substanzen einverleihen derholungen bereits abgehandelte nöthigste Literatur beyzutheilen. Denn wohl läßt sich der Experimentator gehörige Nachrichten aber nicht in dem Maße der Literatur der einzelnen Theile. — Hr. J. empfiehlt mauerte Reibbleytiegel (sich eines solchen Ofens nach Bouillon Lagrange's den ganz herauszuschlagen) Atmen-Löcher einbohren, so, zur bequemen Stellung der Tiegelunterlage, noch ein Theil des Bodens bleibt, und geniesst dadurch den Vortheil einer bequemen Arbeit, und selbst eines besseren Luftzugs. — Die längliche Wölbung der Retorten fand Rec. stets besser, als wie die runde, vorzüglich bey Destillationen über freyem Feuer. Um eine Blase (etwa zur Füllung mit Knallluft) leicht und schnell mit Wasserstoffgas zu füllen, bedient sich Rec. eines Glases, dessen Mündung aus einer offenen zinnernen Röhre besteht, die luftdicht eingeschraubt und vorne dünner wird; er füllt das Glas, so weit wie nöthig, mit Zink oder Eisenspäne und verdünnter Schwefelsäure, schraubt schnell die Mündung auf, und bringt diese, unter Schürze, sammt dem anderen Theil des Glases, unter die Brücke der pneum. Waage, so dass das Gas unmittelbar das überliegende Wasser durchsteigend in die Mündung der luftleeren Blase tritt. — Da, wo Hr. J. von der Aufbewahrung der chemischen Präparate handelt, wä-

Z z

ren vielleicht einige Vorsichtsregeln nicht am unrechten Orte gewesen; z. B. den Phosphor in Wasser enthaltenden Flaschen aufzuheben, die in Blechkapseln stehend, an Orten aufbehalten werden, wo die Temperatur nicht zu hoch, aber auch nicht so niedrig ist, daß das Wasser gefriert. — Bey Angabe der Arten von Schmelziegeln vermiffen wir diejenigen von Reisbley, und die von Speckstein; auch würden wir in diesem Abschnitte eine wenigstens namentliche Aufführung des Manometers, und besonders der galvanischen Säule, erwartet haben, da die letztere gegenwärtig jedem Chemisten immer mehr unentbehrlich wird, und ihr Gebrauch selbst bey der vorläufigen Prüfung der Fossilien eintritt,

wo man sich bey Mischungen, bey der Angabe, die auf die Verunreinigung und Salz-Säure sehr leicht, da der Vf. angras-Säure zu krystallinisch gemäfs, das geschwefelte Leber und weniger vortheilhaftes Schwefeleisen einft concentrirte, big grofse Menge saures Kupfer zu erhalten verfloffen, ohne alle Gasentw. Temperatur, das rigens beständig erseht des metallisch saure. — Aufser ganesoxyde, entzürzte begossen, wohl auch die Anstellung der Kork-

säure, und weiterhin bey dem Königswasser die Angabe seiner Bestandtheile (nach der Mischung) bemerkt werden können, um so mehr, da das Buch vorzüglich Anfängern gewidmet ist; und aus demselben Grunde hätte der Vf. consequenterweise auch die bekanntesten Salzverbindungen, der Salpeter-, Salz-, Phosphor-, Arsenik-, Essig-Säure nebst den übrigen angeben sollen, da er bey der Schwefelsäure des vitriol, Weinstein, des Bittersalzes u. s. w. gedenkt, oder er hätte diese aufzuführen unterlassen müssen. — Nach Bucholz bedient man sich ohne alle Gefahr zur Entbindung der reinen Essigsäure am vortheilhaftesten des Bleyzuckers, wenn man nicht unterlässt, das Destillat mit Schwefelwasserstoff zu schütteln. — Proust's Vermuthung des Stickstoffgehalts in der Essigsäure hat Trommsdorff bekanntlich zu widerlegen gesucht. — Hr. J. sah in der von dem verewigten Lowitz gedoppelt angefertigten Sammlung von Krystallmodellen (aus schwarzem Wachse) 8 versch. edene Krystallisationen der Weinsäure; Rec. besitzt deren selbst 2, die von den gewöhnli-

chen bedeutend abweichen. — Die Klee säure (deren relativer Flüchtigkeit nirgends erwähnt wird) aus dem theuren Klee saize zu scheiden, möchte wohl Niemanden einfallen, und füglich hätte das Verfahren kurz in einer Note berührt werden können; statt des jetzt so theuren Zuckers würde Rec. Runkelrübensaft zu jenem Zwecke vorschlagen. — Da der Vf. die Gewinnungsart der Bernsteinsäure umständlich angiebt: so wäre auch wohl eine kurze Notiz über das neuerlich von Vogel beobachtete sonderbare Product hier nicht überflüssig gewesen. — S. 58 sagt der Vf.: „Tröpfelt man wenige Tropfen davon (von der Galläpfelinctur) in eine eisenhaltige Flüssigkeit, so wird das Eisen nach Verschiedenheit des Quantum und der dabey Statt findenden Verbindungen mit anderen Substanzen (wir setzen hier hinzu: besonders nach Mafsgabe seines Sauerstoffgehalts) mehr oder weniger violett (öfters vollkommen purpurfarben) oder blaulich-schwarz gefärbt.“ Es wäre wohl der Mühe werth, den Zustand der Schwefelsäure nach der Niederschlagung des Eisens genau zu untersuchen, um so mehr, da freye abgesetzte Säuren den schwarzblauen Niederschlag mit Zerkörung seiner Farbe sogleich zerfetzen. — Unter den Säuren würden wir hier noch die Boraxsäure und Flusssäure aufgeführt haben. S. 62 hätte wohl bey der Erwähnung des Glases der Kiesel Feuchtigkeit mit ein paar Worten gedacht werden können, und S. 65 würde statt „das Ammonium oxydirt“ richtiger stehen: das Ammonium befördert die Oxydation des Kupfers u. s. w. — Zu den Erden zählt der Vf. mit Klaproth, nach der alten Eintheilung, den Kalk, Baryt und Strontian. Zur Darstellung des Ätzbaryts giebt er Fourcroy's kostspieliges Verfahren an, Witherit in Salpetersäure aufzulösen (wozu wir verdünnte Säure anzuwenden rathen), und den erhaltenen salpetersauren Baryt auszuglühen. Wird hiebey nicht anhaltende Hitze gegeben: so erhält man leicht eine (merkwürdige) Verbindung des Baryts mit Salpetergas-Basis von grauer Farbe und starker Causticität. Will man sich des Witherits bedienen: so kann man wenigstens die theure Salpetersäure sparen, wenn man ihn nach Bucholz mit Kohle ausglüht (wobey das von Pelletier und Bucholz bemerkte eigentliche Kohlenwasserstoffgas entweicht). Rec. stellt sowohl seinen Ätzbaryt als auch die übrigen Barytsalze aus dem Schwerspath dar, den er theils blofs mit Kohle behandelt, theils durch Wechselfersetzung mit salzsaurem Kalk oder Kochsalz und kohlte (bey glühendem Flusse) in salzsauren Baryt verwandelt, der mit kohlensaurem Kali gefällt, einen durch gelinde Glühen des Tiegels ätzend werdenden kohlensauren Baryt darstellt, und versichert Hr. J., bey reinlicher Arbeit einen sehr reinen (Schwefel- und Säure-freien) Ätzbaryt erhalten zu haben. — Zu S. 74 bemerken wir, daß Chenevix einft mündlich gegen den Rec. behauptete, noch kein reines (Eisen- und Schwefel-freies) Kupfer unter Händen gehabt zu haben, und in der That möchte Rec. selbst die absolute Reinheit des metallisch gefällten Kupfers

in Anspruch nehmen. — Sonderbar ist es, daß der Vf. nur bey dem Quecksilber und Kupfer vollständige Methoden zur Darstellung reiner Metalle angiebt, dieß hingegen bey dem Eisen, Zinn, Zink u. s. w. unterläßt. Das letztere der namhaft gemachten Metalle möchte sich wohl, nach vorangegangener Behandlung mit Schwefelleber, durch Destillation mit Kohle am reinsten darstellen lassen. — Zur Gewinnung eines möglichst reinen blausauren Kali extrahirt Hr. J. das Berlinerblau auf die bekannte Weise mit Kalilauge, fällt die erhaltene blausaure Kalilösung mit diluirter Schwefelsäure, sondert das schwefelsaure Kali durch KrySTALLISATION ab, fällt die Flüssigkeit mit essigsaurem Baryt, nimmt das zurückbleibende essigsaure Kali mit Alkohol weg, und befördert den zuletzt erhaltenen Rückstand nach vorangegangener wässriger Lösung, zur KrySTALLISATION, und erhält strohgelbe, also noch eisenhaltige KrySTALLe. Da sich durch dieses umständliche und genaue Verfahren (so wie durch gasförmige Entbindung der Blausäure und nachfolgende Absorption durch Kalilauge) dennoch kein reines eisenfreyes blausaures Kali darstellen läßt: so sollte man fast glauben, daß die Blausäure ohne Eisen als Blausäure nicht existirt. — Rec. verfertiget sich sein kohlen-saures Kali durch Verbrennen des rohen Weinstein in Papierduten (nach Hagens Vorschrift) oder bey grösseren Quantitäten in eisernen Kesseln, und erhält stets ein sehr reines kohlen-saures Kali, wenn er die mit Kohlenpulver gekochte Lauge nach dem Filtriren eine Nacht hindurch stehen läßt, um das, aus der etwa bey dem Verbrennen des Weinstein in geringen Quantitäten entstandenen Schwefelleber, durch Oxydation hervorgegangene schwefelsaure Kali durch KrySTALLISATION zu scheiden; hierauf dickt man die Lauge ein, und digerirt den trocknen alkalischen Rückstand mit Alkohol, um theils das beygemischte Alkali, theils die etwa vorhandene Schwefelleber hinwegzunehmen. Auch kann man die stark eingedickte Lauge geradezu mit Alkohol mischen, wo sich durch Entziehung des Wassers und der im Weingeist auflöselichen Theile das kohlen-saure Kali absondert, wiewohl mit einigem Verluste. Das auf die eine oder andere Weise geschiedene kohlen-saure Kali wird dann nochmals in Wasser gelöst, und zur freywilligen KrySTALLISATION leicht bedeckt in den Keller gestellt. Nur krySTALLISIRTES kohlen-saure Kali darf als zum chemischen Gebrauche tüchtig angesehen werden. — Zur Entwicklung des kohlen-sauren Gases wählt man zweckmässiger kohlen-saures Magnesia und verdünnte Schwefelsäure, weil bey Anwendung des Kalks der entstehende schwerlösliche Gyps den vollständigen Angriff alles Kalkes hindert und die ganze Arbeit erschwert. — Zu S. 101 würden wir hinzufügen; daß das kohlen-saure Kali in dem Masse schwerlöslicher wird, als wie sein Gehalt an kohlen-säure wächst. — Um die krySTALLISIRTE schwefelsaure Bittererde schnell von salzsaurer Bittererde zu reinigen, darf man sie nur mit Alkohol digeriren. — S. 109 hätte wohl der ammonium-

haltige Alaun erwähnt werden können, da dieser nicht selten im Handel vorkommt, und bey gewissen Versuchen der Ammoniumgehalt den Anfänger leicht irre führen kann. — Wenn S. 122 angerathen wird, den käuflichen Eisenvitriol durch Auflösen und KrySTALLISIREN zum chemischen Gebrauche zu reinigen: so erlauben wir uns, die Reinheit eines solchen Vitriols zu bezweifeln, und möchten wenigstens (um das Kupfer auszuschneiden) dem, der das obige Verfahren befolgt, anrathen, seinen Vitriol vor der KrySTALLISATION mit metallischem Eisen zu kochen. — S. 125 heisst es, der Ätsublimat werde von ätzenden und kohlen-sauren Alkalien orangefarben gefärbt; dieß thut aber nur das Kalkwasser, die Ätzalkalien fällen ihn gelb, die kohlen-sauren (fixen) braun. Zum galv. chemischen Gebrauche ist auch selbst das aus Glasretorten destillirte Wasser noch nicht rein genug, wie dieses die neueren Salzsäure- und Natron-Productions- (oder vielmehr Eductionen-) Versuche gezeigt haben; ja selbst die früheren Versuche über die scheinbare Verwandlung des Wassers in Erde machten darauf aufmerksam, daß bey jeder Destillation etwas Kiesel-erde ausgeschieden, mithin Alkali des Glases aufgelöst, und durch die Gewalt der Dämpfe herüber geführt werde. Ubrigens zersetzt das Wasser auch die Auflösung des Bernsteins in concentr. Schwefelsäure. — S. 141 bey der Rectification des Weingeistes über salzf. Kalk bemerkt der Vf., daß der für sich destillirte Weingeist bey dem Verbrennen keine Kohle absetze, hingegen sowohl der Äther, als wie auch der über salzf. Kalk abgezogene, was vielleicht einen geringen Äthergehalt dieses Weingeistes verräth, womit v. Rath's Beobachtung (Trommsdorff's Journ. IX. B. 1 St.) zu vergleichen ist. Sievers behauptete bekanntlich vor mehreren Jahren, daß unter gewissen Umständen aller Weingeist mit Ruß brenne. — Ungern vermissen wir eine Notiz über Lampadius flüssigen Schwefel und einige ähnliche Producte, so wie auch die Bemerkung, daß ausgeglühte Kohle den Luftzustand umgebender Medien so schnell aufhebe, indem sie dieselben absorbirt, und weiterhin, daß das wirksamste von allen Reagentien für freye Säure die frisch bereitete Lösung des Chamäleon in abgekochtem destillirtem Wasser sey. — Ein Freund theilte dem Rec. einst die Bemerkung mit, daß auch die aufs Beste gewaschenen Schwefelblumen dennoch wieder Sauerstoff absorbiren, und nach und nach säuerlich werden; es wäre interessant zu erfahren, ob diese Beobachtung sich bestätigte. — S. 155 bey der Anwendung des Schwefels bemerken wir, daß nach Kastner's Beobachtung (s. dessen Beyträge II, 73), die Rec. bey der Wiederholung sich bestätigen sah, der reine Schwefel für sich Metalle aus ihren (wasserhaltigen) Auflösungen zu fällen vermöge, und auch hierin dem Phosphor ähnele. — Dem S. 157 angegebenen Verfahren, die Schwefelkalkerde auf nassem Wege zu bereiten, muß Rec. seinen Beyfall versagen, da das hienach erhaltene Product stets Schwefelwasserstoff (in zufällig quantitativer verschie-



denen Verhältnissen) und mehr oder weniger durch Oxydation des Schwefels entstandenen Gyps enthält. Sicherer und einfacher ist die bey vorlichtiger Arbeit stets gleiches Product liefernde Bereitung auf trockenem Wege. — Zum geschwefelten Ammonium gebrannten caratischen Marmor anzuwenden, hält Rec. für überflüssig, da die fixen Beymischungen des gewöhnlichen gebrannten Kalks dem Destillate nicht schaden können. Ubrigens scheint der Vf. auch zu irren, wenn er annimmt, daß das durch den Ätzkalk aus dem Salmiak entbundene Ammonium zuvor den Schwefel auflöse, dann das Wasser zerlegt werde, den aufgelösten Schwefel theils saure, theils hydrogenire, und so das bek. Prod. hervorgehen lasse. Die Erfahrung lehrt, daß Ätzammonium für sich den Schwefel nicht angreift, mithin in jenem Falle nur in Verbindung mit Hydrogen; es tritt hier also — wie in vielen ähnlichen Fällen — disponirende Verwandtschaft als Vermittlerin auf. Nämlich, das Ammonium disponirt den Schwefel, das Wasser zu zersetzen, und nachdem dieses geschehen, ist erst von Verbindung des Schwefels mit Ammonium die Rede, und das Destillat ist eine Mischung von Schwefelwasserstoff im Maximo des Schwefelgehalts mit Ammonium. — Neben den vegetabilischen Pigmenten, die als Reagens dienen, würden wir noch für schweflichte Säure die Tinctur der frischen Rosenblumenblätter angeführt, und bey der Curcumaetinctur bemerkt haben, daß sie nach *Bacholz* durch Uransalze, nach *Kastner* durch essigsaures Kupfer, nach *Müller* und *Trommsdorf* vorzüglich merkwürth durch Boraxsäure und mehrere andere Stoffe, wie von Alkalien verändert werde. Wir würden statt der Curcumaetinctur die Rhabarbertinctur empfehlen, ohnerachtet auch diese nicht ganz sicher ist. — Gutheissen können wir es nicht, wenn der achtungswürdige Vf. im dritten Abschn. hin und wieder in den Tongeistloser Schwätzer fällt, z. B. wenn er die allgemeine Einleitung zu diesem Abschnitte mit der veralteten nichts sagenden Formel beginnt: „Schon ein flüchtiger Blick, den wir auf unseren Erdkörper werfen, zeigt uns, daß alles (?) aus Körpern zusammengesetzt sey.“ Wenn es ferner heisst: der Hauptzweck der Chemie ist, die Urstoffe oder Elemente aufzufinden, und aus ihnen neue Körper zu beleben: so ist das letztere derjenigen Natursicht gemäß, welcher der Vf. — laut häufiger Bekenntnisse, die aus seiner Schrift hervorblicken — huldigt, unwahr; denn Pflanzen und Thiere weifs der Chemist nur zu zerstören, wenn er ihre Beschaffenheit zu erforschen strebt, hingegen um aus chemischen Elementen neue belebte Gebilde hervorgehen zu lassen, fehlt ihm leider nur das geistige Band; *Encheiridion naturae* nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst, und weifs nicht wie. — Bey der Eintheilung der Fossilien erinnert Hr. J., daß es sehr schwer sey, die Inflammabilien zu bestimmen, und trennt, wie gewöhnlich, die Metalle von denselben, zählt ihnen

aber den so höchst schwer verbrennlichen *Demant* bey, ohnerachtet ihn *Werner* neuerlich mit Recht — seine außerordentliche Cohärenz berücksichtigend — wieder den Erd- und Stein-Arten beygeellt hat. Jüngst versuchte es *Kastner* (Annalen der min. Soc. zu Jena III) den Mineralogen eine Classificationsweise vorzuschlagen, die *Werners* und *Kastners* Eintheilungsprincip so zu vereinen strebt, daß die Natur dadurch keinen Zwang erleidet. Ubrigens wäre es wohl der Mühe werth, einmal *Delametherie's* Versuche über die Verbrennungsfähigkeit der Kieselorde auf die Probe zu nehmen. — Bey den physischen Kennzeichen der Fossilien vermissen wir die hygroskopische Beschaffenheit derselben. — „S. 184 heisst es: In den Säuren löst sie (die Zirkonerde) sich auf, und bildet damit Salze,“ wir würden hinzufügen „von einem schrumpfenden Geschmacke;“ um so mehr, da der Vf. des Geschmacks der Salze bey anderen Erden gedenkt. — Kleine Quantitäten von Kieselorde würden sich vielleicht ausmitteln lassen, wenn man (S. 185) statt der Salzsäure Flusssäure anwendete, den Brey in metallenen Gefässen (Platintiegel) bis zur Verflüchtigung der aufgelösten Kieselorde erhitzte, und nach dem Erkalten durch Wägen den Verlust an Kieselorde bestimmte. Bey der Kieselordauflösung in fixe Alkalien, können wir nicht umhin, aufs Neue die Frage in Anregung zu bringen, ob denn hiebey kein Verlust an Kieselorde Statt finde, oder ob dieser bloß die Alkalien trifft? *Schmidt's* (in Gießen) bekannte Beobachtungen über das beym Zusammenschmelzen der Glasingredientien entweichende Stickgas, sind wenigstens, so viel Rec. weifs, noch von keinem genügend widerlegt. Für die Analyse sowohl, als wie für die Wissenschaft überhaupt, würde die entscheidende Beantwortung von Wichtigkeit seyn. — Unbedingt genau scheint das S. 201 angegebene Verfahren, den Gehalt an Kohlenensäure zu bestimmen, doch nicht zu seyn; denn einmal reißt jede durch Säuren entbundene Kohlenensäure — auch bey dem langsamsten Eintropfeln — etwas Wasserdampf, und etwas von der zur Entwicklung angewendeten Säure mit sich fort, welches ihr verschiedener Geruch bezeugt, und zweytens bleibt auch nach vollkommen beendetem Aufbrausen stets etwas Kohlenensäure in der Flüssigkeit gelöst, und selbst auch als Gas im Gefässe. — Mit Hn. J. den Bernstein für das Harz eines unbekannten Baumes anzusehen, scheint den Rec. unter allen Hypothesen über die Entstehung des Bernsteins eine der unwahrscheinlichsten, und erst so lange, bis Versuche und weitere geognostische Beobachtungen hierüber etwas Bestimmtes ausmachen, noch am meisten der *Hermaphroditen* Vermuthung zugethan, daß der Bernstein oxydirtes Bergel ist, welches noch besondere Modificationen erlitten zu haben scheint.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1808.

## C H E M I E.

BERLIN. b. Maurer: *Chemisches Laboratorium.*  
Von Joh. Friedr. Gahn u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Seite 245 suchten wir vergeblich eine Notiz über *Westrumb's* Stinkharz, so wie über *Schaub's* Methode (dessen *Handbuch der Chemie* I.), den Schwefelwasserstoffgehalt der Mineralwässer zu bestimmen. — Rec. glaubt, dass wir über die Natur des Demants näheren Aufschluss erhalten würden, wenn ein *Klaproth* Gelegenheit erhielt, hinreichende Mengen ächten Demantstaubes, unter möglichst starkem Druck von aussen, und bey heftiger Glühtemperatur mit fixen Alkalien, so wie auch mit dem glühenden Dampfe der Flußsäure zu behandeln. Vielleicht könnte man solchen Versuchen geradezu entgegenkommen, wenn man es, nach der Weise längst vergangener Alchemisten, einmal versuchte, das Eisen für sich zu verglasen. — Bey mehreren Metallen hat der Vf. vergessen, ihre Verbindungsfähigkeiten mit fixen Alkalien und alkalischen Erden zu berühren; z. B. bey dem Eisen, Titan, Mangan, Kobalt, Quecksilber, Bley (wo bloß der fixen Alkalien gedacht wird), Silber und Golde. — Wenn der Vf. über die Seltenheit des Wolframs klagt: so scheint es ihm nicht bekannt zu seyn, dass der Wolfram im sächsischen und böhmischen Erzgebirge auf Halden liegend in großer Menge angetroffen wird. Ein Freund des Rec. erhielt 1805 im Sommer über  $\frac{1}{2}$  Ct., wovon er ihm einige Pfunde mittheilte. — Bey der Behauptung, das Zinn sey unter allen das leichtflüchtigste Metall, übersah Hr. J. das Quecksilber. — Das mit aufgeführte Niccolan ist neuerlich (was der Vf. jedoch bey der Abfassung seiner Schrift nicht wissen konnte) durch *Hisinger* und *Murray* als ein Gemisch von Kobalt und Nickel erkannt worden. — Nach *Trommsdorff* wird das in Ätzkali aufgelöste Zinn leicht durch Kupfer metallisch gefällt. — *Bucholz* hat das Molybdänmetall zuerst möglichst regulinisch, von 8,600 specifischem Gewichte dargestellt, und uns über die verschiedenen Oxydationszustände gehörig belehrt. — Rec. hat Gelegenheit, das angebliche von Hr. J. im Graubraunsteinerz als flüchtige Säure entdeckte Metall näher zu prüfen, indem er seit dem Winter 1804—1805 ein ähnliches Destillat besitzt, wie Hr. J. zufällig erhielt, und wird damit Hn. J.'s Versuche wiederholen, und wo möglich zu erweitern suchen. Möge Hr. J. sich indeß dadurch nicht hin-  
S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

dern lassen, seine Entdeckungen über diese Substanz fortzusetzen! Die Flüssigkeit, welche Rec. dazumal erhielt, war anfänglich sehr wenig gefärbt, und wurde erst nach zwey Jahren so vollkommen roth, wie sie zur Zeit noch ist, indem sie zugleich nach und nach ein violettes Pulver fallen ließ. Von einigen Pharmaceuten erfuhr Rec., dass bey der Verfertigung des hyperoxydirten salzsauren Kali öfters dergleichen bemerkt werde; es scheint also in mehreren Braunksteinarten jener Stoff verbreitet zu seyn. Sehr genügend hat der Vf. die sich selbst gesetzte, in der Wirklichkeit nicht vorkommende Aufgabe gelöst, ein Gemisch aller bekannten Metalle zu zerlegen; und treffend ist die Bemerkung, dass die verschiedenen näheren Bestandtheile der Pflanzen (und der Animalien), welche in den meisten Eigenschaften unter einander gleich sind, dennoch so mannichfaltige Abweichungen von einander darbieten, dass man oft in die Verlegenheit gesetzt wird, die Anzahl derselben bey jeder Analyse neuer Pflanzen zu vermehren; wodurch die Untersuchung derselben sehr erschwert wird. Dieser Kampf mit stets neuen Individualitäten, den der Analyt bey der chem. Untersuchung der Organismen zu bestehen hat, sollte diesen sowohl als wie den Physiologen endlich auf die Erkenntnis des Wesens der Organismen, und ihr Verhältniss zur anorganischen Natur geführt haben; Winke, die neuerlich *Kästner* in seinem *Grundriss* und *Beyträgen* der Chemie zu benutzen versuchte, und worauf späterhin der Rec. des *Grundrisses* in unserer A. L. Z. 1808. No. 45 aufmerksam machte. — Bey den entfernten Bestandtheilen der Vegetabilien fehlt der Baryt, der in der Asche einiger Gräser vorkommt; so wie wir unter denen, als problematisch aufgezählten Stoffen den Keimstoff, das besondere Satzmehl der Alant- und Senega-Wurzel, den Kautschuk ähnlichen Stoff des Sandarakharzes, den besonderen Extractivstoff des Kaffee, die thierisch vegetabilische Substanz der Hülsenfrüchte, die Chinarindensäure u. e. a. vermissen. — Rec. erhielt vor einigen Jahren von *Lampadius* einige Proben des in seiner (in Thüringen gewesenen) Zuckerfiederey fabricirten Runkelrübenzuckers, die der Mittelforte des indischen raffinirten Zuckers an Güte gleich kamen, und L. versicherte, dass die Fabrication desselben sehr vortheilhaft sey, (wogegen Hr. J. protestirt), wenn man, wie es sich von selbst versteht, Brauntweimbrennerey und Viehzucht damit verbindet. — Rec. kann Hn. J. darin nicht beystimmen, das Pigment mit dem Extractivstoff für identisch zu halten; es ist

Aaa

in der Regel sehr wesentlich davon unterschieden und läßt sich öfters ganz für sich darstellen. Dafs Extractivstoff gebeizte Zeuge färbe, beweist so wenig für jene Identität, als wenn man etwas ähnliches von dem ebenfalls färbenden empyreumatischen Öle und ähnlichen Substanzen behaupten wollte. — Ungern fanden wir von dem Vf. die charakteristische Beschaffenheit des Kampfers übersehen; in salzsau-rem Gase und auf rauchender Salpetersäure flüchtig zu werden. — Bey dem krySTALLINISCHEN narkotischen Stoffe des Opiums (der sogenannten Opiumsäure) fehlen *Sertürner's* Versuche; Hn. J. ist die Ausscheidung desselben nicht gelungen. — Die Äpfelsäure (die *Bouillon-Lagrange*, wiewohl ohne hinreichende Gründe, für eine unreine Essigsäure hält) läßt sich, ohne zu gähren, Jahre hindurch aufbewahren, wenn sie stark genug eingedickt ist. Reine Benzoessäure ist nach *Gieses* Beobachtung geruchlos; bey der Ausscheidung dieser Säure aus dem Benzoesharze, muß der Handgriff nicht übersehen werden, das gepulverte Harz zuvor mit dem Natron und etwas Wasser zusammen zu reiben, und dann während nachfolgendem Auskochen fleißig umzurühren, um das Zusammenfließen des Harzes zu verhindern. Da indess nach dieser Methode das ausgekochte Harz zum weiteren Gebrauche untauglich wird: so möchte Rec. vorschlagen, die zerstückelte Benzoë zuvor mit Wasser zu destilliren, und dann mit Natron auszukochen; das ausgekochte Harz würde dann gepulvert leicht mit dem abdestillirten ätherischen Öle, welches bequemer in Weingeist zu lösen wäre, wieder vereint und so zum Räucherpulver (z. B.) wieder tauglich werden können. So viel Rec. weiß, entdeckten *Bohm* und *Schrader* gleichzeitig die Identität der Blausäure und des Bittermandel-Gifts. — Der Vf. glaubt die brennende Eigenschaft der Nesseln, und ähnlichen Gewächse nicht sowohl von den kleinen Stracheln, als vielmehr von einem eigenthümlichen im Saft dieser Pflanzen enthaltenen Stoffe (den er sehr unzuweckmässig *Brennstoff* nennt, eine Benennung, die theils zu falschen Vorstellungen über die Natur des angeblichen Stoffes, theils bey Anfängern auch zu Irrthümern leiten kann, zumal wenn diese ältere chemische Schriften gelesen haben) ableiten zu müssen. Die Gründe für eine solche Folgerung und Annahme sind indess viel zu schwach; und es muß bey dem Vf. um so mehr befremden, einen so höchst problematischen Stoff als eigenthümlich zu finden, da er früher gegen ähnliche Annahmen sehr stark eifert. Der an seiner Hand mit dem Saft der *Urtica baccifer* gemachten Erfahrung steht eine andere entgegen, die seit Jahren (als Hausmittel) sich bewährt hat: nämlich das gegen Nesselsich der Nesselsaft das beste Mittel sey; und übrigens fragt es sich, ob sein Nesselsaft filtrirt, d. i. von kleinen Stacheln frey war? — Die bewundernswürdige Analogie zwischen Vegetabilien und Thieren, die der Vf. laut der Einleitung zur Untersuchung der Animalien — findet (einen Fund, den er in der Folge etwas zweydeutig macht), hat Rec. nie-

einleuchten wollen, ohnerachtet er seit einigen Jahren comparative Physiologie als Lieblingsstudium in Stunden der Muse treibt; ja er glaubt vielmehr, das gerade das Hasehen nach Analogieen der Art bisher dazu gedient hat, die eigenthümlichen Pflanzenverhältnisse zu verkennen, oder wenigstens durchgefärbte Gläser zu beschauen. — Bey der Aufzählung der entfernten Bestandtheile der Animalien ist die Flusssäure übersehen worden, und S. 415 vermissen wir unter den Substanzen, die einigen Thiergattungen ausschließlich zukommen, den Wallrath, das Bibergeiß (welches letztere späterhin abgehandelt wird), die Ameisen- und Raupen-Säure, das Gas der Schwimmbälge der Fische und früher den Eiter. — Ungern vermissen wir einige (vorhandene) Notizen über das Blut kaltblütiger Thiere (die Untersuchung des der warmblütigen, welches sich nach Rec. Beobachtung unter anderen stets durch Natrongehalt charakterisirt, hat der Vf. als Muster aufgestellt), ferner über die Speckhaut — *crustainflammatoria* — über das Krebsgift, worüber *Crawford* Versuche angestellt hat, über krankhaftes Blut, z. B. bey der zusammengesetzten Synocha, beym entzündlichen Gefäßfieber, beym Typhus, Scorbut, Phthisis und Bleichsucht; über die ausgebrochene schwarze Materie beym gelben Fieber, die *Catharrall* untersucht; über den krankhaften Urin, z. B. den *hellen* Fieberurin, den icterischen, den bey der honigartigen und bey der geschmacklosen Harnruhr, bey der Arthritis, bey der Schwindsucht; über die wasserfüchtige Flüssigkeit des Herzbeutels, über die durch den Bauchstich ausgeleerte, über diejenige der Hydriten, über den Erb- oder Kopf-Grind, und vollständigere über den thierischen Schleim. Auch wäre wohl die Angabe des quantitativen Verhältnisses der Bestandtheile der ausgeathmeten Luft, nach *Lavoisier*, nicht überflüssig gewesen, so wie wir auch mit Recht S. 442 die Umwandlung des *Fleisches* in eine wallrathartige Masse, und zuvor Nachricht von *Vauquelin's* Analyse der Haare und den neueren Analysen der Canthariden bemerkt erwarteten. — Rec. benutzte diese Gelegenheit, um die Resultate der Analyse der Canthariden mitzutheilen, die — durch Hn. Apotheker *Zitelmann* d. j. in Stettin vor mehreren Jahren, bey Gelegenheit seines in Berlin abgelegten pharmaceutischen Examens veranstaltet, nie im Druck erschienen ist, und zufällig in die Hände des Rec. gerieth. „2000 Gr. gepulverter Canthariden gaben mit Wasser destillirt ein weißlich trübes, widerlich schmeckendes und riechendes, nicht scharfes Destillat. Mit Wasser und späterhin mit Weingeist ausgezogen, wurde das Gewicht der nun nicht mehr extractionsfähigen Canthariden bis auf 1200 vermindert. Die Flüssigkeiten lieferten 190 Gr. schwärzlich braune Gallerte, 2.25 Gr. röthlich braunes Extract, etwas freye Säure und Gerbstoff und 200 Gr. einer grünlichen salbenartigen Substanz, die sich im Weingeist, noch leichter im Äther, löste, ziemlich feuerbeständig, höchst scharf und biazenziehend, in der Wärme schmelzbar, in der Kälte auf der Oberfläche

fast krytallinisch war, einen Geruch verbreitete, der dem schmelzenden Wachse ähnelt, und zwischen Harz und fettem Öle zu schwanken scheint. Die trockne Destillation von 1000 Gr. der Canthariden lieferte braunes empyrisches Öl, viel kohlenlaures Ammonium, schweres brennbares Gas und 180 Gr. Kohle, die aber bey 2stündiger Weißglühhitze im Tiegel nicht eingäschert werden konnte, und nicht weiter berücksichtigt wurde. — Nach *Hernbäddt* enthält das Muskelfleisch oder vielmehr dessen Gallerte ein ätherisches Öl besonderer Art, welches der Knochengallerte mangelnd, jener den angenehmen Fleischbrühe - Geruch ertheilen soll. — Mit Recht macht Hr. *S.* auf die Rührung der mit Alkalien gekochten Milch aufmerksam; wir fügen hinzu, daß der Chylus unter ähnlichen Umständen ähnliche Veränderungen erleidet. — Zum Schlusse dieser Bemerkungen sey es uns erlaubt, jetzt, da man sich von verschiedenen Seiten mit der Untersuchung der Alkalien beschäftigt, an eine alte Beobachtung zu erinnern, die in Vereinigung mit *Vauquelin's* Versuchen weiter verfolgt, dazu dienen kann, über diesen Gegenstand etwas mehr Licht zu verbreiten. „Bekanntlich enthalten oder geben frische Eyer Natron; bey den gebrüteten Eyern ist dieses nicht mehr der Fall, aber statt des schwindenden Natrons erscheint eine größere Menge von Kalk! Auch die faulenden Eyer verlieren in dem Masse, wie sich in ihnen Ammonium bildet (welches durch Kali entwickelt werden kann), ihren Natrongehalt.“ — Druck und Papier sind gut; die Druckfehler meist angegeben, nur S. 128 Note 1) Z. 3 bemerkten wir folgenden: statt: das Ammonium wieder auflöst, lies: das Gold wieder auflöst. K.H.

LEIPZIG, b. Gräff: *Chemische Farbenlehre, oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey.* Herausgegeben von Carl Friedrich August Hochheimer. Viertes Theil. Mit einem Holzschnitt und Register. 1808. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

In diesem vierten Theile sind nicht bloß Farbenbereitungen, sondern auch andere Gegenstände aufgenommen worden, z. B. Gummi, Traganth, Federharz, Ingredienzien zu Lackfirnissen und ihren Bereitungen mit Weingeist und Ölen. Es hat auch hier die Bereitung des Theers, des burgundischen Pechs, die Vorbereitung der Öle, der Safforfarbe zur Schminke, und die Bereitung der Schmelzfarben, einen Platz gefunden. Auch sind die chemischen Operationen beschrieben, welche nach des Vfs. Meinung bey der Bereitung der Farben vorkommen. Übrigens geht Alles ohne Wahl und Ordnung durch einander. Mehrere Farbenbereitungen sind unvollkommen und fehlerhaft vorgetragen, z. B. die des Bleiweißes, des krennitzer Weißes, des Waidindigs u. s. w. Der Holzschnitt stellt *Tingry's* Ofen zur Schmelzung des Kobalts und Bernsteines, um diese Harze zur Bereitung der Lackfirnisse vorzubereiten, vor; der Ofen hat Ähnlichkeit mit der Einrichtung, wodurch das Spießglanz von den Schlacken befreiet wird. Bey der Figur stehen die Buchstaben nicht am rechten Orte, wodurch den Nichtgeübten die Anwendung sicher erschwert wird.

x + y.

## ÖKONOMIE

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Journal für Bienenfreunde* von *J. L. Büsching* und *E. F. Kaiser*. 4ten Jahrgangs 1stes u. 2tes Heft. 108 u. 98 S. 1805. 8. (16 Gr.)

Nachdem die Vff., wie gewöhnlich, die Geschichte der letztjährigen Bienenzucht ihrer Gegend (Cap. 1. 2) vorausgeschickt haben: so untersuchen sie im 3ten Abschnitt, ob die *Magazinbienenzucht* in Haidegegenden überhaupt anzurathen sey? Die Frage wird zwar nicht durchaus entschieden, doch sind darüber verschiedene Bestimmungen angegeben, worunter diejenige von Wichtigkeit seyn möchte, daß *Magazinbienen* vorzüglich dort anzurathen sind, wo die Haupttracht im Frühjahr Statt findet, die späteren Sommermonate aber daran Mangel leiden. Das zugleich in Frage gestellte Töden der Bienen dürfte ebenfalls nur in solchen Gegenden unterlassen werden können, weil dort das Schwärmen ohnehin seltener vorkommt, als welches überhaupt den Mafstab jener Operation abgeben muß, ohne dessen Beobachtung die von der Bienenwirthschaft beabsichtigte Honigaussbeute, besonders in schwarmreichen Gegenden, wenigstens im Durchschnitt mehrerer Jahre, gewiß wegfallen, und den successiven Untergang des ganzen Bienenstandes zur Folge haben wird. Cap. 4 enthält eine Widerlegung der Meinung, daß körnichter Honig ein den Bienen ungenießbares Futter sey, welche jedoch nur zum Theil überzeugend ausfällt. — Cap. 5. Welche Richtung des Bienenhauses ist die vortheilhafteste? Schon die Beobachtung der ihrer natürlichen Freyheit überlassenen Bienen, und deren Auswahl eines gegen die Sonnenstrahlen geschützten Wohnorts könnte für die Entscheidung dieser Frage hinreichende Gründe liefern, und den nordwärts gerichteten Ständen den Vorzug geben. Mehrere praktische Bienenkenner (vorzüglich *Staudtmeister*, s. dessen *Bienenlehre*, Leipzig 1798) haben jenen Fingerzeig der Natur bey der künstlichen Bienenzucht bewährt gefunden. Der Vff. dieses Aufsatzes entscheidet sich gleichwohl für die ost- und südwärts gestellten Bienenhäuser. Rec. ist aus eigener Erfahrung veranlaßt, der *Staudtmeister's* Meinung beyzutreten; auch sind ihm mehrere Beyspiele in niederländischen Haidegegenden bekannt, daß Bienen in viereckichten Gärten, nach allen Himmelsgegenden gerichtet, sich wenigstens durchaus gleich erhalten haben; er glaubt indeffen, daß beide Parteyen zweckmäßig vereinigt werden könnten, wenn sie zwar die südliche Richtung der Häuser beybehalten, jedoch die Standbreiter darin so weit zurückbringen, wollten, daß die Ströcke

schlechterdings in keiner Jahreszeit von der Sonne beschienen würden, sondern beständig im kühlen Schatten blieben. — Cap. 6. *Miscellen*. Die petersburg. Nachricht von 1 bis 1½ Jahr in einer Eisgrube auf Eise [also doch wohl erstarrt?] aufbewahrten Bienen, die, nachdem sie wieder an die warme Luft gebracht worden, ganz munter aufgelebt seyn sollen, möchte sehr in Zweifel zu ziehen seyn, da die in einer geringeren Temperatur als die der Eisgrube erstarrten Bienen schon nach wenigen Tagen nicht wieder lebendig werden. Wäre jene angebliche Erfahrung gegründet: so würden sich die Vff. des B. J. durch deren Bestätigung der Bienezucht einen Vortheil von der grössten Wichtigkeit verschaffen können. — Cap. 7. *Recensionen neuer Bienschriften*.

Das 2 Hest enthält 1) *Geschichte der Bienezucht des Jahres 1804* von K.; 2) *Die Bienenjahre* 1803 und 1804 von B.; 3) *über das Bepacken (Kneipen) junger Weisel*. Nach den aufgestellten Erfahrungen werden die jungen wahrscheinlich noch unfruchtbaren Bienenmütter oftmals von den Arbeitsbienen wie in einem Knäul umringt, und, dem Anscheine nach, mit den Mundwerkzeugen gekneipt oder vielmehr geleck; dieser gewaltsame Zudrang, um mit der-

selben die wegen ihrer Unreife verweigerte Begattung zu vollbringen, habe einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Mutterbiene, und mache sie unfruchtbar; ein Grund, warum die daraus entstehende Weisellosigkeit mehr bey Nachschwärmen und abgeschwärmten Zuchstöcken, als bey Vorschwärmen vorkomme. Verschiedene hiebey bemerkte Umstände entscheiden die getheilte Meinung, ob die Arbeitsbienen oder die Drohnen die Männer der Königin seyen, mehr zum Vortheil der Arbeitsbienen. Der Nutzen der in Niedersachsen gewöhnlichen Weiskloßen erhält hiebey zugleich einige Aufklärung, deren fernere Verfolgung für die Naturgeschichte der Bienen sowohl, als in Rücksicht mancher daraus für die Bienezucht überhaupt zu ziehender Vortheile, zu empfehlen ist. 4) *Warum die Bienen gewöhnlich in alten Stöcken besser als in neuen gerathen?* ist so weitläufiger von mehreren Schriftstellern gezeigt worden. 5) *Miscellen*, enthalten vorzüglich Beantwortungen verschiedener von dem Pfarrer Wurster in seinem *Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienezucht* gegen die Vff. des J. f. B. gerichteter Kritiken, welche Wurster's Beruf für diese Art von Schriftstellerey sehr zweydeutig machen.

KKW.

## KURZE ANZEIGEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Heidelberg und Mannheim, b. Schwan und Götz: *Magazin für Cameralisten*, von D. F. Seeger, Prof. in Heidelberg. 1 Bds. 1 Stück. 1806. 144 S. 8. (16 Gr.) Der Vf. bestimmt dieses Magazin besonders für praktische Cameralisten, denen es theils an Mitteln fehlt, die neu erscheinenden Werke dieses Fachs anzuschaffen, theils an Zeit, sie ganz zu studieren. In dieser Absicht will er vorzüglich die brauchbarsten Auszüge aus dergleichen Werken liefern, und sie jenen in die Hände spielen. Ob wir nun freylich diesen Plan im Ganzen nicht billigen, indem uns gerade eine Zeitschrift mehr zu Originalaufätzen geeignet zu seyn scheint, besonders für Geschäftsmänner, deren Mufse oft nicht gestattet, eine gute Idee weiter, als in einer kurzen Skizze auszuführen: so würden wir doch auch, wenn der Vf. diesen Plan nur theilweise befolgte, und bey dergleichen Auszügen mit mehr Auswahl und Ökonomie zu Werke ginge, nichts dagegen zu erinnern haben. Sollen in einer Zeitschrift Auszüge aus fremden Schriften geliefert werden: so müssen diese entweder aus grösseren in- oder ausländischen Werken entlehnt seyn, die nicht jedermanns Kauf sind, oder sie müssen von ganz besonderem, vielseitigem Interesse seyn. Bey gegenwärtigem erstem Hest hat der Vf. diesen Gesichtspunct freylich nicht vor Augen gehabt; indem die gelieferten Auszüge theils aus anderen Zeitschriften, wie z. B. aus der landwirthschaftlichen Zeitung, theils aus nur unbedeutenden und größtentheils bekannten Schriften gezogen sind, auch bey weitem den grössten Theil der Abhandlungen ausmachen. Über den einzigen Originalaufsatz in diesem ersten Hest: „*die Wirtschaftslehre vom Herausgeber*“, wollen wir uns des Urtheils um so mehr enthalten, da er noch nicht vollendet ist. Dafs übrigens die bisherige Eintheilung der Cameralwissenschaften einer Reform bedarf, ist nicht zu leugnen, so wenig als das, dafs die neueren sogenannten philosophischen Ansichten, welche von hohen Problemen sprechen, solche aber gewöhnlich sehr niedrig lösen, mehr Verwirrung in das Ganze bringen, als den Knoten lösen. Welche Ansicht der Vf. geben wird, steht zu erwarten! Nach seinem Plan sollen übrigens in jedem Hest die wesentlichsten Schriften und Zeitschriften aus dem Fache der Cameralistik angezeigt werden, welche Rubrik auch in diesem Hest ziemlich stark ausgefallen ist. Wir wünschten,

dafs der Vf. sich dabey nur auf die wichtigsten Werke beschränkte, von jenen aber den inneren Geist um so ausführlicher darstellte und beurtheilte, wobey er zugleich Gelegenheit finden würde, einen kernhaften Auszug zu machen, und lieber die Anzeige der ganz bekannten Zeitschriften, wie des allgemeinen Anzeigers der Deutschen u. s. w. ganz überginge. Das Auser der Zeitschrift empfiehlt sich.

X.

**JUENDSCHRIFTEN.** Nürnberg u. Sulzbach, b. Seidel: *Biblisches Spruch- und Lese-Büchlein zum Gebrauch der evangelischen Schulen*, von Joh. Friedr. Höchstetter, Pfarrer zu Sulzkirchen. 1805. 64 S. 8. (3 Gr.) Eigen ist der Gedanke, so viel Rec. weifs, den der Vf. hierausführt, die Sprüche, wie sie in den Büchern der Bibel auf einander folgen, der Reihe nach auszuheben und abdrucken zu lassen; aber zu billigen ist er keineswegs. Denn was hilft es, ein Chaos von so verschiedenen Materien, als hier hinter einander vorkommen müßten, welche in keiner inneren Verbindung mit einander stehen, der jugendlichen Seele einzuprägen? Ist Ordnung der Sachen, die den Kindern vorgetragen werden, nicht bey dem Unterrichte das erste nothwendigste Erfoderniß? So stehen aber hier die verschiedenartigsten Sprüche, die bald von Demuth, bald vom Muth; bald von Vertrauen, bald von Mißtrauen; bald von der Strenge gegen sich selbst, von der Keuschheit, bald von der Güte Gottes handeln, bunt durch einander, wie sie das Loos trifft, und nicht einmal immer die ausgesuchtesten und kernhaftesten.

L. M. H.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Botanisches Stick- und Zeichen-Buch für Damen*. 3tes Hest, mit 12 Kupfertaf. in doppelten, schwarzen und ausgemalten Abdrücken, nebst 12 S. Text. Ohne Jahrzahl. klein Querfolio. (3 Thlr. 8 Gr.) Diese Stickmuster bestehen größtentheils aus Blumen und Pflanzen nach der Natur gezeichnet; die Umrisse sind gut, und der einfache Geschmack in der Anordnung dieser Gegenstände zu Mustern für Stickereyen verdient Beyfall. In einigen von den colorirten Blättern, z. B. Taf. III, V, IX, XII. sind in unserm vorliegenden Exemplar die Farben zu roh aufgetragen, wodurch das Ganze theils unangenehmem Ansehen, theils auch, wenn das Werk als Zeichenbuch dienen soll, an Brauchbarkeit verloren hat.

— y — H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 N O V E M B E R, 1808.

## T E C H N O L O G I E.

**BERLIN**, in der Realschulbuchhandlung: *Chemisch-technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey; oder theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Kenntniß und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffian-Gerbererey, der Fusten-Gerbererey, der Weiss- und Sämisich-Gerbererey, und der Pergamentfabrication; zur allgemeinen Verbesserung und Vervollkommenung dieser Kunstgewerbs.* Auf eigene Erfahrungen gegründet, so wie nach den neuesten Entdeckungen der Chemie und Technologie bearbeitet von *Sigismund Friedr. Hermbschädt*, königl. preuß. Geheimenrathe u. s. w. Zweyter Theil, welcher die Fustengerberey, die Saffian- und Corduan-Gerbererey, die dänische Lederfabrication, die Weiss- und Sämisich-Gerbererey, so wie die Pergament- und Chagrän-Fabrication abhandelt. 1807. 222 S. 8. (1 Thlr.)

**D**er erste Theil dieser Grundsätze der Ledergerberey ist schon in diesen Blättern (1808 No. 174) beurtheilt worden, und dieser zweyte Theil, welcher, wie der Vf. in der Vorrede äußert, für praktische Gerber geschrieben ist, die sich eine wissenschaftliche Übersicht ihres Erwerbszweiges verschaffen wollen, und die Fabrication der noch rückständigen Lederarten liefert, läuft, was die Paragraphen und Abschnitte betrifft, mit dem ersten Theile fort. Der 6. Abschnitt beginnt mit der Fabrication des *Fusteneders*. Das Verfahren davon ist hier nicht anders beschrieben, als wie man es schon in mehreren anderen Büchern findet, und es besteht in dem Reinigen der Häute, im Enthaaren, im Schwellen, im Gerben oder Garmachen, im Tränken mit Birkenöl, im Zurichten, im Färben und endlich im Appretiren der Häute. Zu diesem von der gewöhnlichen Lohgerbungsart wenig verschiedenen Verfahren werden vom Vf. Bemerkungen geliefert, welche die Abkürzung desselben nach chemischen Grundsätzen betreffen. Die Anwendung der mit 300 Theilen Wasser verdünnten Schwefelsäure sey dem Gebrauch des vegetabilischen Sauerwassers vorzuziehen, wobey denn auch die Hundskothsbeize wegfallen könne; auch durch den Gebrauch einer schon fertigen Lohbrühe oder der vom Vf. im ersten Theile angegebenen Schnellgerberey, könne das Verfahren ebenfalls sehr abgekürzt werden. Die Anwendung der Weiden-, Birken- und Fichten-Rinde zur Lohbrühe sey aus dem Grunde der Eichenrinde vorzuziehen.

S. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

hen, weil solche die Häute zu der Annahme des schönen Roths bis Vfs. Erfahrung seyen auch die Tormentillwurzel zur Gerbung des schickt. In Rußland werde das hiezu nach Pallas und Lepechin durch eine A der Birkenrinde erhalten. Der Vf. erh Gelehrten, die er über diesen Gegen Gelegenheit hatte, die Nacht in Rußland zur Bereitung des Fusteneders Substanz anwende, um dem Loken Geruch zu geben, und man thung, daß der wilde Rosmarin (dazu gebraucht werde. Hiedurch veranlaßt, dies selbst genauer zu das Resultat dieser Untersuchung wie lein das brandige Birkenöl ohne irg den Zusatz den Geruch an diesem Für diejenigen, welche sich mit der Birkenöls beschäftigen wollen, wer zu eiserne Retorten empfohlen, weil man bey der russischen Verkohlung die zugleich zu gewinnende Säure nicht benutzen könne. Zur *Weisslohergerey* (im 7. Abschnitt) gehört die Fabrication des Saffians, Corduans, und des dänischen Leders. Die hiezu zu verwendenden Gerbematerialien sind bekanntlich die Galläpfel, der Schmack, die Granatschaalen und das Rauch- oder Preiselbeer-Kraut. Nachdem der Vf. die bisher bekannt gewordenen Fabricationsmethoden der marocanischen, levantischen, asiatischen und kasanischen Saffiane aufgeführt, fügt er auch hier eine mehr wissenschaftliche Untersuchung dieser Verfahrensarten bey. Ob gleich von dem Hundskoth, dessen sich einige Fabriken zu ihrer Fabrication bedienen, noch keine chemische Untersuchung vorhanden sey, und dieser Mangel die richtige Beurtheilung seiner Anwendung unsicher mache: so glaubt doch der Vf., daß man ihn füglich entbehren könne, weil einige, z. B. die marocanischen und asiatischen Fabriken den Hundskoth gar nicht bedürfen. Die Kleyenbeize aber, welcher sich alle Fabriken bedienen, sey nothwendig. Das Kochsalz, das man in Anwendung bringe, mache die Häute nicht geschmeidig, sondern vielmehr spröde, aber es widerstehe der Fäulnis, und begünstige die Annahme der Farben, indem es den vorhandenen Alaun entmische, und salzsaure Alaunerde bilde. Salzsäures Zinn, gereinigter Weinstein und Alaun mit der Brühe aus Cochenille und Curcumawurzel, gebe dem Leder ein sehr angenehmes und feuriges Roth;

Bbb



aber wenn die Häute vorher mit salzsaurem Zinn vorgearbeitet wurden, gelang nicht. Ein sehr reines und lebhaftes Gelb könne dem Saffian durch die Quersitzrönde gegeben werden. Das Blaufärben des Saffians durch Indig könne am vollkommensten geschehen, wenn man ihn in Schwefelsäure auflöse, damit die Wolle blau färbe, und nun diese blaue Farbe von der Wolle wieder an das Leder zu bringen suche. (In der Tuch-

schon Anwendung  
ermaterialien wähle  
aus dem Grunde,  
Ändere. Auch bey  
die Hundskothsbe-  
aber wohl die Be-  
n Äpfeln oder Bir-  
es Kochsalzes. Von  
weyerley bereitet,  
8 Abschnitt handelt  
so wie von der  
oder Sämisch-Ger-  
insbesondere. Auch  
fahren beschrieben,  
ungen von dem Vf.  
y nothwendig, in-  
ig bewirkt werde,  
ormentegelangen.  
erbemittel, indem  
bsetze, und in eine  
ochsalz hindere die  
eide ihre Bestand-  
bonerde entstehe.  
rey seyn, weil sonst

das Leder gelbe Flecken erhält; doch können diese Flecken durch verdünnte Schwefelsäure wieder weggenommen werden. Bey der Pergamentbereitung ist auch in einem Anhang die Fabrication desselben, wo man Leinwand oder Papier zum Grunde legt, mit erwähnt. Die Leinwand wird auf Rahmen gespannt, mit einer Vermengung aus Bleiweiß, gebranntem Gyps und an der Luft zerfallendem Kalk, welche man mit dem Leim aus Pergamentspähnen bereitet, anreibt, und auf die Leinwand trägt; dann wird es nach dem Trocknen mit Bimstein abgeschliffen, und ihm ein ölichter Überzug gegeben. Der Vf. giebt im 10. Abschnitt von seiner Prüfung der Aschtonischen Gerbmethode durch schwefelsaures Eisen Nachricht, die er aber seiner Absicht nicht entsprechend fand; eben so fand er Hattcher's künstliches Gerbmateriale aus Torf mit Salpetersäure behandelt, nicht anwendbar. Der 11. Abschnitt ist für die Gerberproductenkunde oder die Kenntniß zur Beurtheilung der mannichfaltigen Lederarten, welche in verschiedenen Ländern fabricirt werden, bestimmt. Der 12. und letzte Abschnitt giebt die Theorie der Gerbekunst und ihrer verschiedenen Zweige. Hier vergleicht der Vf. das Schwellen der Häute mit dem Einsäuren des Brodteigs. Eine nicht geschwellte Haut zeige nach dem Austrocknen eine hornartige, halb durchsichtige Beschaffenheit; eine nicht gesäuerte, oder mit einem Ferment angeknetete Mehlmasse liefere

nach dem Backen eine harte, nicht poröse, geschmacklose Masse. Eine geschwellte Haut erhalte nach dem Abtrocknen im Innern eine safrigte Textur, und eine gesäuerte Mehlmasse liefere nach dem Backen ein lockeres, poröses und schmackhaftes Brod. Ubrigens beruhe bey der Lohgerberey alles auf der Verbindung der in der Haut vorhandenen Gallerte mit dem Gerbestoff. Das angefügte Register vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs.

x + y.

### P H Y S I K.

LEIPZIG, b. Barth: *Physikalischer Kinderfreund*, von Gerh. Ulr. Vieth, Director der Hauptschule und Prof. der Mathematik zu Dessau. 7tes Bändchen. 1804. Mit 4 Kupfern. 238 S. 8tes Bändchen. 1806. Mit 3 Kupfertafeln. 235 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Dieses Werk hat in den vorhergehenden Theilen sich den Beyfall des Publicums in einem so hohen Grade erworben, daß man die Fortsetzung mit Ungeduld erwartete; und hoffentlich wird sein Inhalt nun auch den Erwartungen des Publicums entsprechen. Die Abhandlung von der Brechung des Lichtes in ebenen Gläsern, die der Vf. bereits im 6ten Theile vorgetragen hatte, erwähnt er, des bessern Zusammenhanges wegen, noch ein Mal mit wenigen Worten. Dann folgt: die Brechung des Lichtes in krummen Gläsern, wo von conischen, insbesondere aber von *Sammlungs- und Zerstreuungs-Gläsern* gesprochen wird. Vorzüglich fasslich wird hier von Brenngläsern gehandelt, und ihr Brennpunct berechnet. Auch was von der *Camera obscura* und der *Camera lucida* gesagt wird, hat gänzlich den Beyfall des Rec. Der Vf. sagt bey der *Camera obscura*, sie könne auch zum Porträtiren gebraucht werden; er wisse aber nicht, ob es bis jetzt geschehen. Rec. besitzt zwey Gemälde von dem geschickten Porträt-Maler Holberg, von denen auf diese Weise der erste Umriss aufgenommen ist. Sie sind täuschend ähnlich. S. 43 bis 59 wird das menschliche Auge beschrieben. Man sieht auch aus dieser Abhandlung, daß sie von einem Manne herrührt, der nicht nur aus guten Quellen geschöpft hat, sondern der auch selbst mannichfache Kenntnisse der Art besitzt. Die eigentlich lächerliche Frage: Warum sehen wir die Gegenstände nicht umgekehrt, da doch ihre Bilder im Auge umgekehrt stehen? hat Rec. noch nie so verständlich beantwortet gefunden. Auch die beiden Abhandlungen von der Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit der Augen haben vielen Werth. Von gleichem Gehalte ist die Abhandlung von den Brillen, und den Fehlern der Augen, und gewiß sehr vielen Dank verdient der Vf. für die beygefügte Abhandlung von der Sorge für die Augen, in der er zugleich ein paar Worte von den zweckmäßigsten Lichtschirmen sagt. Die Anweisung zur Verfertigung eines solchen Lichtschirmes würde mancher für zu weitläufig halten, wenn es nicht augenscheinlich wäre, daß der Vf. nur darum sie so umständlich vortrage, um das Netz der

*Seitenfläche eines abgestumpften Kegels zu erklären.* Die Zauberlaterne (*laterna magica*) wird von S. 111 bis 119, und das Mikroskop von S. 120 bis 145 in seinen verschiedenen Abstufungen und Arten beschrieben. Dann geht der Vf. zu den Fernröhren über, und beschreibt seinen jungen Lesern sehr deutlich die Wirkungen mehrerer zusammengesetzter Gläser, und wie es eigentlich zugehe, daß wir durch sie einen entfernten Gegenstand nahe und deutlich erblicken. Es war Rec. angenehm, in dieser Abhandlung zugleich einiges zu finden, welches das Wesentliche der Erfindung des Fernrohrs betrifft; daß aber die Ellipse S. 192 deutlich genug erklärt sey, bezweifelt Rec. Ein in einer Ebene ausgespannter Faden, der in einem Punkte festgebunden ist, beschreibt, wenn er herumgeführt wird, einen Kreis. Das ist ganz richtig, und einem Jeden sogleich verständlich; allein: *Bindet man einen Faden nicht in einem Punkte, sondern in zwey Punkten fest, deren Entfernung von einander kleiner als die Länge des Fadens ist, und führt sodann mit einem Bleystift in dem ausgespannten Faden herum, so entsteht die Ellipse.* Sollte da nicht eine Ausnahme Statt finden? Rec. versteht die Meinung des Vfs. sehr gut; allein sollte ein Anfänger der Physik sie auch wohl verstehen? Dagegen ist die Abweichung we-

gen ungleicher Brechbarkeit der Lichtstrahlen besser erklärt. — Von eben dem unverkennbaren und entschiedenen Werthe sind auch folgende Materien: Von der Abmessung der Fernröhre, und von grossen Fernröhren, die vorzüglich zu Beobachtungen am Himmel gebraucht werden. Hier bemerkt der Vf. die vielen und grossen Schwierigkeiten, die mit den grossen Fernröhren verbunden, und die Maschinerieen, die allein zu ihrer Aufstellung und Richtung nothwendig sind. — Das Experiment, das der Vf. S. 223 angiebt, hat Rec., da ihm die angegebene Erscheinung unbekannt war, mehrere Male versucht, allein auch nicht ein einziges Mal ist es ihm gelungen. Vielleicht daß der Bau der Augen vielen Einfluss auf das Gelingen hat. Die Erfindung der achromatischen Fernröhre und ihre Theorien schliesen den 7 Theil. — Wenn wir bemerken, daß auch der achte mit gleichem Fleisse bearbeitet worden: so wird es kaum nöthig seyn, die Gegenstände desselben auf gleiche Weise aufzuzählen, um ein Buch zu empfehlen, das wir für das zweckmässigste seiner Art halten, das uns in einer langen Reihe von Jahren in die Hände gekommen ist — Der Druck ist auf gutem Papier, und, einige unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, sehr correct.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

**TECHNOLOGIE.** Leipzig, B. Graffé: *Praktische Anweisung in Wachs und Gips zu posiren (bustiren).* Von dem Vf. der praktischen Anweisung zum Lathiren. Mit 1 Kupfer. 1804. 48 S. 8. (6 Gr.) Man erwarte nicht auf diesen 48 Seiten mehr zu erfahren, als sich von einem gemeinen Arbeiter, der schlechte Bilder mechanisch abgießt, obenhin absehen läßt. Vom Bustiren, das der Titel verspricht, enthält das Buch nicht eine Sylbe mehr als folgende Zeilen, die zugleich eine Probe des Stils abgeben: „Wachsposiren heisst: entweder aus freyer Hand oder Faust, oder mit Beyhülfe behöriger Formen allerhand Figuren, Statuen, Blumen u. dgl. aus Wachs verfertigen. — Das Wachs-Posiren aus freyer Hand erfordert gute und geübte Wissenschaft in der Zeichenkunst; sodann ein Stückchen Wachs gefärbt oder ungefärbt. Und endlich die Posir-Hölzer, vorne rund, breit, schmal, viereckigt, dreyeckigt, spitzig u. s. w. aus hartem Holze, aus einem weissen Elfenbeine oder anderen guten Knochen.“ — Dann wird etwas über das Wachsbleichen, Färben, die Gypsformen, das Reinigen und Poliren der gegossenen Bilder, das Ausputzen der Figuren, das Löthen der Wachsbilder, die Verfertigung der Wachsbäume, Blätter, das Vergolden derselben, das Gießen und Färben der Früchte von Wachs, Alaun, Pech, Verfertigung und Färbung der Blumen von holländischer Leinwand und Haufenblase, das Abformen des Gesichts eines Todten, eines Lebenden, und das Gießen des Gypsbildes gesagt, aber alles so obenhin, oft mit Auslassung des Wichtigsten, wie man es von Personen, deren Beruf das Schreiben nicht ist, in solchen Anleitungen schon gewohnt ist. Bey dem Abformen des Gesichts eines Lebenden heisst es: „man macht entweder in die Nasenlöcher zwey lange Tüten von starkem Papier, oder man braucht dazu Federkiele, oder die Person muß sich gefallen lassen, eine halbe Viertelstunde den Odem an sich zu halten!“ Und das scheint nicht etwa Scherz zu seyn. — Augenbraunen und Bart, wo es nöthig ist, sollen mit einem Kleister von feinem Mehl überstrichen werden, der vor dem Gießen trocknen soll. Wem seine Haut lieb ist, der nehme eine gute Pomade dazu. Man pflegt die Augenbraunen auch wohl mit Streifen von ganz dünnem mit Mandelöl getränktem Papier zu bedecken, aber ersteres ist besser.

Überhaupt aber entspricht diese ganze Operation der Erwartung bey weitem nicht, und giebt nicht die grosse Ähnlichkeit, die man sich davon verspricht, besonders bey etwas vollen Gesichtern. Sobald der Gyps anfängt zu krystallisiren und starr zu werden, zieht er sich zusammen, und verursacht auf allen beweglichen Theilen eine höchst unangenehme Spannung, ungefähr so, als wenn man stark ausgedehntes elastisches Harz fest auf die Haut drückt, und so zusammengehen last; man fühlt dabey, daß alle Muskeln auf eine unnatürliche Art angezogen werden, und dies ist auch in dem falschen Ausdruck des Gesichts nach dem Abguss bemerklich, es muß immer von einer geschickten Hand überarbeitet und gebessert werden. Nur bey sehr mageren Gesichtern und bey Todten, deren Muskeln schon starr sind, kommt die gewünschte Ähnlichkeit hervor. Gg.

**Glogau, b. Günter: Engelmanns gründlicher Unterricht in der Rasenbleiche.** 1807. 86 S. 8. (8 Gr.) Der Vf., dessen kleine Schrift über die chemische Bleichmethode schon J. A. L. Z. 1806. No. 13 angezeigt worden ist, giebt in diesen wenigen Bogen auch den Rasenbleichern Belehrung, ihr Geschäft zweckmässiger zu behandeln. Sie scheint vorzüglich für Schlesiens Bleicher bestimmt zu seyn; aber jeder Bleicher wird darin für sich Brauchbares finden. Sie soll, nach der Ausrufung des Vfs., einstweilen die Stelle eines mündlichen Unterrichts vertreten, welchen hoffentlich unsere Bleicher künftig in einer Normalbleiche erhalten werden: und der alsdann freylich weit umfassender und viel ausführlicher seyn muß, als er hier gegenwärtig aus Gründen aufgestellt wird. „Bekannt mit der Verfassung unserer Bleichen, so wie mit dem intellectuellen Zustande der Bleicher, kleidete ich absichtlich meine Vorschriften gleichsam in Receptform ein, und vermied weitläufige Demonstrationen über die Gemengtheile der atmosphärischen Luft und ihre Wirkungen bey den Bleichoperationen, weil ich fest überzeugt bin, daß sie vor der Hand von keinem Nutzen seyn würden.“ Den Vf. betrachtet in dieser Schrift das Wasser, die alkalischen Salze, die Sode (Natrium), das Ammoniak, den Kalk, und handelt von der Bereitung der Laugen, Bereitung des scharfen, ätzenden oder kaulstischen

Pottaschezuges, und von den Arbeiten des Brühens oder Bückens der Leinwand. Das Wasser, das zum Bleichen gebraucht werden soll, muß so viel als möglich von Eifen, Kalk und Gyps frey seyn. Die Reinigung des Wassers durch Atzkalk, welche man vorgeschlagen habe, sey der zu vielen und grofsen kostspieligen Gefäße wegen, welche sie nöthig macht, nicht anwendbar, und die Reinigung durch Pottasche, wo 10 berliner Quart Wasser 4 Loth Pottasche zugesetzt werden sollen, sey ebenfalls viel zu kostspielig. Was der Vf. hier von dem Ursprunge des Natrons sagt, hätte, da er bloß die gewöhnlichen Bleicher zu belehren sucht, füglich wegbleiben können. Bloßen Kalk zu brauchen, sey allerdings schädlich; aber gar keinen Kalk anzuwenden, sey Irrthum der Bleicher. Die Kohlenstoffsaure muß dem anzuwendenden Kalk allerdings durch Atzkalk benommen werden, weil sie die Lösung des Kali und seine Wirkung hindert, also unnöthigerweise verschwendet werde. Der Vf. erhielt immer eine von Kohlenstoffsaure freyere Lauge, wenn er durch wenig Wasser zu Pulver gelöschten Kalk anwandte, alles anfangs mit der Pottasche und Wasser zu einem Teige anrührte, und dann erst eine größere Menge Wasser zusetzte. Der Atzkalk lasse sich in Bleichereyen dadurch am besten aufbewahren, wenn man ihn zwischen Asche in ein Faß einschichte, und solches gut verspunde. Bey dem Bücken der Leinwand sey es nicht rathsam, zu große Quantitäten davon auf einmal in Arbeit zu nehmen, weil man zu große Gefäße brauche, und die Lauge zu lange über der Leinwand stehen müsse. x + y.

**GESCHICHTE. Nürnberg, b. Monath u. Kufser: Der Hn. Marquis Johann von Alorna Beschreibung der Gefängnisse von Junqueira in Portugal; mit Nachrichten von denselben Staatsgefangenen bis 1777.** Aus dem Portugiesischen von Hn. Abbé Asseim von Eckart. Herausgegeben von C. G. von Murr. 1803. 80 S. 8. (6 Gr.) Die Geschichte und Zeit haben längst über die angeblich pombalsche Verschwörungsgeschichte abgesprochen, und gegenwärtige kleine Schrift, wären auch nur zwey Drittheil der darin erzählten Greuel wahr, liefert einen neuen Beweis, was Verfolgungssucht und despotischer Egoismus zu thun im Stande sind, es mögen Religion oder Politik ihre Hebel seyn. *Junqueira* ist ein kleines Fort am *Tajo*, worin sich 19 Kerker, und unter diesen 3 andere Gemächer befinden, von welchen 2 zum Kirchhof, das dritte zur Folterkammer dient. Der Aufseher des Gefängnisses war ein harter Mann, einer von den Blutrictern von 1759, der jedoch 1777 die Demüthigung erlebte, daß er den Gefangenen ihre Freyheit selbst ankündigen mußte. Die Gefangenen bestanden aus vornehmen Adlichen und Geistlichen, unter letzteren waren mehrere Jesuiten und der Pater *Malagrida*. Eine besondere Rangordnung war die, daß an Festtagen, wenn die anderen 2 Eyer erhielten, die *Edelleute* dagegen 3 bekamen. Mit den Kranken gab man sich wenig Mühe, und die Gestorbenen scharrte man wenig Stunden nach ihrem wahren oder mutmaßlichen Tode ein. Es würde zu weitläufig seyn, hier die Geschichte und Behandlung aller dieser Staatsgefangenen, von welchen die meisten im Kerker starben, durchgehen zu wollen. Der Beschreiber des Gefängnisses, weil er unglücklicherweise ein Schwager des Marquis von Taxora war, befand sich selbst darunter. Sein erster Kerker, im Thurme zu Belen, nachdem man ihn lange mit

der Folter geschreckt, lag über einer Cisterne, auf deren Röhren er 6 Monate schlafen mußte. Seine Matratze war daher immer naß, und das Wasser tröpfelte von seiner Lagerstatt. Dieses zog ihm heftige Gichtschmerzen am ganzen Leibe zu, und brachte ihn dem Tode nahe. Dessenungeachtet kostete es viele Mühe, bis man ihm ein gesünderes Gefängnis anwies. Zuletzt sperrte man ihn zu *Junqueira* ein. Er schmachtete in diesen Gräften und Finsternissen unter unglücklichen Leiden, bis der Tod *Josephs I* die 18 Jahre lang lebendig Begrabenen wieder ans Tageslicht hervorrief. Eine der empörendsten Geschichten steht im Anhang. Dem Manne der Maitresse des Bruders des *Pombal* gelüftete nach dem Ankauf der angrenzenden Plantage, die ein gewisser *Delgado* in *Brasilien*, ein schon bejahrter Mann, besaß. Er wendete sich an seinen Gönner, dieser an seinen Bruder, den Minister, welcher dem Gouverneur von *Brasilien* befohl, dem *Delgado* die Direction einer Manufaktur in Portugal anzutragen, und wenn er sich wegen Übernahme derselben weigere, ihn verhaften zu lassen, und auf einem Schiffe nach *Lissabon* zu senden. Letzteres geschah, und der alte Mann wurde von der Straße weggenommen, und mit dem segelfertigen Schiffe als Gefangener nach Europa geschickt. Das plötzliche Verschwinden des Vaters setzte die ganze Familie in die äußerste Bestürzung. Als sie endlich nach geraumer Zeit dem wahren Verlauf auf die Spur kam, wurde die Plantage um einen geringen Preis an den darauf speculirenden Nachbar verhandelt, mit einem Theile des Geldes der Mutter und den Töchtern Plätze in einer Pensionär-Anstalt gekauft, und mit dem übrigen Geld reiste der älteste Sohn nach Europa, um die Befreyung des Vaters zu bewirken. Aber viele Jahre verstrichen fruchtlos, denn seine eingereichten Suppliken blieben, wie so viele andere, uneröffnet und ungelesen. Unterdessen starb die Mutter, die Schwwestern kamen nach *Lissabon* zum Bruder, und dieser hatte sich daselbst mit der Tochter eines Kriegs-Kanzelisten verheirathet. Der Minister, dem bey der zunehmenden Krankheit des Königs, und dem nahen Ende seiner Gewalt, bangte zu werden anfang, trug einem vertrauten Manne auf, mit vier Kanzelisten, worunter auch der Schwiegervater des jungen *Brasiliers* war, die *uneröffneten* Briefschaften zu untersuchen und zu verbrennen, welche, viele Tausende an der Zahl, in seiner Bibliothek- und anstoßenden Zimmern auf der Erde umlagen. Ein glücklicher Zufall führte dem Schwiegervater des Schreibens des Gouverneurs in die Hände, worin dieser dem Minister Nachricht von der Gefangenennahme und Abführung des alten *Delgado* gab. Es war noch unentfesselt, also nie gelesen worden. Den 23 Febr. 1777 starb der König, und der unglückliche Sohn übergab nun der Königin eine Handschrift, mit der Erzählung der ganzen Ungerechtigkeit. Allein ehe er noch Resolution erhielt, erging schon der General-Befehl zur Freylassung aller Staatsgefangenen. Der Sohn lief sogleich in alle Gefängnisse, um seinen Vater zu suchen, und kam nach langem vergeblichen Forchen in eines der entfernteren, gerade zu der Zeit an, als man seinen Vater aus einem Kerkerloch zog. Ach! er erkannte ihn nicht mehr. Der große starke Mann war auf die Hälfte seiner ehemaligen Statur zusammengeschrunpft, denn 7 Jahre hatte er in diesem Loche gekauzt. Er konnte kein Bein mehr ausstrecken, hatte fast sein Gesicht verloren, und wurde 3 Tage darauf ganz blind. — d.

#### F O R T S E T Z U N G E N.

**Hamburg, b. Hoffmann: Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungseelenkunde und andere physikalische Gegenstände.** Von L. P. G. Hapbach, Prediger u. Inspector zu Mehlingen bey Aschersleben. 3tes St. 1805. 138 S. 4tes St. 1807. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.) S. Rec. des 1sten u. 2ten Stückes. 1805. No. 162.)

**Leipzig, b. Benjamin Fleischer: Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Aposteltags-Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr, in ausführlicher und abgekürzter Form.** 1808. 5ter Band. 1stes bis 3tes Heft. 344 S. 8. (1 Thlr.)

**Görlitz, b. Anton: Neue Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, in Sturmischer Manier ausgezogen aus den völlig ausge-**

arbeiteten Predigtensammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. 1sten Jahrg. 2te Hälfte. 1807. in fortlauf. Seitenzahl. 402 S. 2ter Jahrg. 1808. Erste Hälfte. VI u. 186 S. 2te Hälfte. VIII u. 232 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) S. Rec. des 1sten Jahrg. 1807. No. 179.

**Leipzig, b. Hertel: Homiletisches Handbuch zum leichteren und nützlicheren Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, für angehende Prediger und Candidaten des Predigamtes von M. Traugott Leberecht Kämpfe, Pastor zu Langenberg bey Gera u. s. w. 2ten Bandes 2ter Th. 2tes Heft. 1808. in fortlauf. Seitenzahl. 391 S. 8. (12 Gr.) S. Recens. des ersten Hefts. 1806. No. 265.**

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 N O V E M B E R , 1 8 0 8 .

## H O M I L E T I K .

BERLIN, b. Dieterici; LEIPZIG, in Commiff. b. Mittler:  
*Erinnerungen an Jesus Christus*. Zehn Predigten  
zur Fasten-, Oster- u. Advents-Zeit des Jahres  
1807 gehalten von D. G. A. L. Hanstein, Probste  
zu Cöln an der Spree, Ober-Consistorial- und  
Ober-Schulrath u. s. w. in Berlin. 1808. 14 Bogen  
8. (18 Gr.)

Der Vorzug einer einfachen, klaren, vielfältig auch lebendigen Darstellung und Anwendung praktischer Lehren und Vorstellungen des Christenthums mit weiser Beziehung auf die Bedürfnisse der Zeit und des Orts, ein Vorzug, der schon frühere homilistische Arbeiten des Vf. auszeichnete, findet sich auch in denjenigen, von welcher wir jetzt Nachricht geben. Der Vf. ergreift die Gegenstände der Religion und Moral eben sowohl mit warmem Herzen, als mit hellem Verstande, und kann so die Wirkung auf Herz und Verstand der Hörer und Leser, welche des Eindrucks religiöser und moralischer Wahrheiten fähig sind, gewiss nicht verfehlen. Trifft man freylich bey ihm nicht gerade eine überraschende Neuheit in der Wahl und Behandlung der Materien, und überhaupt nicht eine so glänzende Beredsamkeit, als in den Kanzelvorträgen eines Reinhard's: so verdienen seine Arbeiten doch durch den ihnen eigenen allgemeinen Charakter einer wahrhaft edlen Popularität und einer sich so deutlich ausprechenden hohen Achtung gegen Jesus Person und Lehren, denen des berühmten dresdner Kanzelredners an die Seite gesetzt zu werden. In der gegenwärtigen Sammlung ist nun ganz besonders die Geschichte des Lebens und des Todes Jesu, auch nach ihren kleinern Umständen und nach zarteren Gesichtspuncten, auf eine fruchtbare Weise entwickelt worden, wobey sich der Vf. zuweilen der wehmuthsvollsten Klagen über die herrschende Gleichgültigkeit gegen die Lehre und den äußeren Cultus des Christenthums nicht hat enthalten können. Wir theilen die Inhaltsanzeige mit: 1) *Jesus, in der Nähe der augenscheinlichsten Gefahr*. 2) *Jesus, umgeben von einem bösen Schein*. 3) *Jesus, bey dem Urtheile der Welt*. 4) *Jesus, bey (?) seinen wundervollen Thaten*. 5) *Jesus in seiner zarten und schönenden Liebe zu Petrus*. 6) *Jesus, bey der Stiftung des heil. Abendmahls*. 7) *Jesus im Tode schon verherrlicht*. 8) *Das Osterfest, ein Fest der Verherrlichung Jesu Christi*. 9) *Wichtige Feyer des Osterfestes, als eines Festes der Verherrlichung Jesu*. J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

Christi. 10) *Von der Verehrung Jesu Christi*. Die vier letzten Vorträge sind, obgleich sehr verwandten Inhalts, dennoch von ermüdenden Wiederholungen frey. Rec. hat sie hinter einander und mit ununterbrochenem Interesse gelesen. Dafs, der Vf. sich auch zu einer kraftvollen rednerischen Darstellung erheben kann, davon liefern wir folgende Stelle als Beweis, die zugleich von seiner Berücksichtigung temporeller und localer Verhältnisse zeugt. S. 65: „Mögen wir immerhin auf guten Wegen des Beyfalls und des Lobes der vernünftigen Welt unwürdig und immer würdiger machen; — — — aber das verhüte Gott, dafs Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht uns unserer Pflicht und unserm Gewissen untreu mache, und von der Wahrheit zur Lüge, von der Aufrichtigkeit zur Verstellung, von der Geradheit zur Heuchelei, von der Gerechtigkeit zur Bestechlichkeit verführe! Das verhüte Gott, dafs wir nicht (richtiger ohne Negation) Menschen mehr gehorchen, als ihm — Menschen mehr fürchten, als ihn! Das verhüte Gott, dafs wir, bey aller pflichtmässigen, christlichen Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit, welche jetzt nach seinem Rath über uns Gewalt hat und Gewalt übt, jemals verleugnen sollten die Liebe zu dem Vaterlande, welchem wir angehören, die Treue gegen den König, den Gott uns gab, die Achtung gegen die ewigen Gesetze, die nicht von Menschen kommen, sondern von Gott! Das verhüte Gott, dafs wir bey aller Duldung der Andersdenkenden und Andersglaubenden, bey aller brüderlichen Liebe mit ihnen, je um der Menschen willen verleugneten unsern Glauben, gering achteten, das hellere Licht, welches uns leuchtet, verliessen, unserer Väter würdige und reine Gottesverehrung und zu Verräthern würden an unserem heiligen Protestantismus!“ — Nur die Wendung: „das verhüte Gott,“ so gewöhnlich sie auch ist, würde Rec. nicht brauchen, da alles das, was hier gesagt wird, Sache des eigenen Entschlusses und eigenen Bemühens der Menschen seyn mufs; das bekannte: „das sey ferne,“ drückt den Sinn reiner und doch auch kräftig aus. — Zuweilen hat der Vf. auf eine sehr beyfallwürdige Weise neuere exegetische Untersuchungen benutzt oder berücksichtigt. S. 146 sagt er: „Wenn gleich eine Sonnenfinsternis zur Vollmondszeit, und noch dazu eine dreystündige, zu den Unmöglichkeiten gehört, sobald man an die Sonnenfinsternisse denkt, welche durch den Zwischentritt des Mondes zwischen Sonne und Erde verursacht, und von den des Himmels kundigen Weisen Jahrhunderte vor-“  
Ccc

aus berechnet werden können: so war doch eine Verdunkelung der Luft, des Tageslichts, der Mittagssonne selbst, nicht selten die unmittelbare Voranzeige oder Folge von Erderschütterungen in jenen Ländern, wo die Sonne heißer glüht, und die Dämpfe feuriger, die Dünste und Nebel dichter aus dem Schooße der Erde hervorbrechen.“ Und S. 191: „Selbst dann, m. Z., wenn es jemals erwiesen werden könnte, daß, nach den Erschöpfung und Ermattungen des göttlichen Dulders, der so schwer gekämpft, aus so vielen Wunden sein Blut vergossen, unter so mannichfaltigen Martern geduldet hatte, doch noch ein Funke von Lebenskraft, noch ein Hauch vom lebendigen Odem verschlossen und gehalten in der heiligen Leiche zurückgeblieben wäre; — selbst dann, wenn es erwiesen werden könnte, daß auch die stärkende und erregende Kraft der balsamischen Kräuter, welche bey hundert Pfunden (9) zu seiner Einbalsamirung mit der entseelten Hülle in die Grabeshöhle gelegt wurden, mitgewirkt habe, um den Einen zurückgebliebenen Lebensfunken zu einer neuen Lebensflamme anzufachen, und ein neues erwärmendes Feuer über den Körper des Schlummernden zu verbreiten; — selbst wenn das möglich und erweislich wäre: so war es denn doch keines anderen, als Gottes, Gottes Veranstaltung und Allmacht, welche den schwachen, aller Menschen Augen unsichtbaren Rest des theuren Lebens bewahrte, und nun alle die einzelnen kleinen Umstände herbeyführte und in Zusammenhang setzte, die da erfolgen und zusammenwirken mußten, um den schlummernden Heiland zu erwecken, und nach dem Wiedererwachen zurückzuführen aus dem Reiche der Schatten und der Todesnacht in die Welt des Lichts, des Lebens, der Thätigkeit!“ — Dagegen S. 176 läßt der Vf. noch Jesum mit den Worten: „Brechet diesen Tempel und in drey Tagen will ich ihn wieder aufrichten“ (Joh. 2, 19) auf seine Auferstehung hindeuten, obgleich die neuere liberalere Exegete (s. Henke *Progr. de Joanne apophthegmatum Jesu Christi in evang. suo interprete — in Pott et Ruperti Sylloge comment. theol.* Vol. I, p. 12 sq.), nach unserem Dafürhalten, mit entscheidenden Gründen dargethan hat, daß Jesus diese Worte in dem Sinne, welchen freylich die Jünger (Joh. 2, 22) nachher annahmen, nicht ausgesprochen haben könne. Rec. würde auch nicht, wie der Vf. S. 20, der *Stacheln der Dornenkrone* erwähnen, da es doch wenigstens zweifelhaft ist, ob Matth. 27, 29 *ἀναγών* oder *ἀναγών* zu lesen sey. (Vgl. *Philo adv. Flacc.* p. 523 ed. Mang.) — Ubrigens sind uns in dem sonst so gebildeten Style des Vfs, außer den Hebräismen: S. 30 *Menschenkinder*, S. 39 *Lehrer Gottes*, statt: der von Gott gesandte oder geleitete Lehrer, S. 93 ff. *Der Heilige Gottes*, auch noch folgende nicht zu billigende Wendungen aufgefallen: S. 53: „Jemandem zum Anstoß der Tugend gereichen“ und „dem Lästler in der Urtheil fallen“, anst.: dem Urtheil des Lästlers anheim fallen. S. 38: „die ihm Gehässigen“ (*semper activo*, denn der *semper pass.* eignet sich nicht

für den Context). S. 110: „die liebeleere Härte.“ S. 180 ff.: „die untertretene Unschuld.“ S. 207: „Es liebt Menschen, welche — in dem Wahne stehen, den sie ihrem Glauben aufgezerrungen haben.“ S. 216: „der ganzen Haltung und Stimmung unseres Blicks und unserer Gesichtszüge.“ S. 172: „Nur zu leicht tritt die Welt in ihrem Urtheil auf die Partey der vom Glück Begünstigten.“ Noch bemerken wir die Eigenheit, daß die Predigt am zweyten Ockertage mit demselben vom Vf. selbst ausgearbeiteten Gebete beginnt, mit welchem die Predigt am ersten Ockertage schließt. Wir können dieß im gegenwärtigen Falle nicht mißbilligen. Dagegen den Ausdruck „Felsen-Zeit“ auf dem Titel und sogar auch in einigen Stellen der Predigten selbst halten wir, da diese Predigten für protestantische Hörer und Leser berechnet sind, für unpassend. Auf dem Titel, wo eine Umschreibung des Ausdrucks unanwendbar wäre, würde *Passionszeit* vorzuziehen seyn. RMD.

1) NÜRNBERG, b. Morath u. Kufeler: *Materialien zu Lebensläufen und sogenannten Einfegnungen für Landprediger*, von Joh. Georg Christoph Müller, Pfarrer zu Rasch. 1806. 342 S. 8. (1 Thlr.)

2) LIEGNITZ u. LEIPZIG, b. Siegert: *Hand- und Hilfs-Buch für angehende Prediger, wie auch für solche Schullehrer und Käster, welche sich die Verfertigung der sogenannten Lebensläufe und Abhandlungen erleichtern wollen*, von Joh. Gottl. Krause, Pfst. an d. Oberkirche u. Präses der königlichen u. Stadt-Schulen zu Liegnitz. 1805. 120 S. 8. (7 Gr.)

No. 1 nennt sich mit Unrecht *Materialien zu Lebensläufen und Einfegnungen*, indem diese Schrift 10 Lebensläufe, 95 Eingänge zu Lebensläufen u. 88 Einfegnungen enthält, und zwar, wie der Vf. sich ausdrückt, aus eigener Fabrik. Das Material aus den Kirchenbüchern ist, nach S. 4, ein Ding, das doch einen Eingang haben muß, und er hält es für unschicklich, daß diese Dinge gewöhnlich durch die Patrone gemacht werden (*sic!!*). Zur Erleichterung der Herren Amtsbrüder, denen vielleicht die Patronenform fehlt, enthält dieß Werk. Der Vf. fürchtet S. 18 den Vorwurf, zu poetisch sich ausgedrückt zu haben, aber er glaubt, es sey bey der Einfegnung weniger auf Belehrung als auf Rührung abgesehen, und will rühren durch Declamation. Rec. glaubt, daß das Morgenroth der Unendlichkeit, das Umsäulen der Gebeine, die Steppen der Prüfung, das Blumenthal der Wonne, die Distelgrube der Leiden, das Hinüberfchlummern, den Landmann unmöglich besonders rühren könne. Für den Rec. war es rührend zu lesen: Sie betrat die Bühne dieses Lebens, und wieder, das in Thränen schwimmende Weib hatte sich bey dem Verkauf des Hauses, wohlweislich Winkel und Ausnahme vorbehalten, in den Eingängen das jämmerliche Ding um aller Menschenleben in den wilden Wegen und Wellen des Meeres zu finden, den Landmann zum Seemann umgestaltet, oder eine wichtige Rolle!! im Schauspiel des Lebens spielen zu sehen. Auch das poetische Gänseblümlein gedeihet auf Ge-

meinplätzen, und es wäre wohl besser, ohne das Schelenkleid poetisirender Gemeinheiten den entseelten Leib, nicht, wie der Vf. will, die entseelten Gliederreste, zur Erde zu bestatten.

No. 2. Dieß Werk einer 20jährigen Erfahrung ist noch viel schlechter. Es besteht aus 85 Aufsätzen, die zu größeren Forderungen berechtigen, da sie für eine Stadtgemeinde sind bearbeitet worden. Statt einer natürlichen Lebensansicht und Bearbeitung der biographischen Notizen für christliche Zwecke hören wir ein einstündiges Läuten, die Posaune des Auferweckers, Sprüche und Liederverse, wovon sogar einige mit Posaunen begleitet werden. Beide Vf. kennen, oder wollen die frühere und zum Theil classische Litteratur in diesem Fache nicht kennen. Sie wollen die Bahn brechen. Rec. wünscht, daß ihnen wenige nachtreten mögen. Z.

BAIKE, b. Wohlfahrt u. BRESLAU, in Comm. b. Barth: *Mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift. Zur Belebung und Stärkung des christlichen Sinnes in 17 Predigten, von Ernst Traugott Lachmann, Pred. in Ruppertsdorf. 1805. 175 S. 8. (16 Gr.)*

„Die Wahrheit bleibt in jeder beliebigen Form Wahrheit, und der Wahrheitsfreund liebt auch dann und wann Predigten, wenn ihm die sogenannte Modelectüre zu wenig Ausbeute gewährt. Und um Wahrheit war mirs zu thun, ich schöpfte deshalb aus einem alten Buche, das den Stempel der Wahrheit an der Stirne trägt. Ob aber diesem und jenem nicht zu verlegene Waare, nicht im Ganzen zu überspannt dünken dürfte, dafür kann der Vf. nicht, weil er ehrlich seiner vor sich habenden Quelle folgte.“ — So fängt Hr. L. seine Vorrede an, und so nach glaubte Rec., auch in seinen Predigten nichts als launere und reine Wahrheiten der heil. Schrift zu finden. Hierin aber hat er sich meistens geirrt. Zwar hascht der Vf. immerfort nach biblischen Redensarten, um damit seine Gedanken vorzutragen: allein, das heißt nicht ächte Wahrheit aus der Bibel lehren, sondern nur seine eigenen, doch noch dunkel und ungewiss bleibenden Vorstellungen und Begriffe angeben. Es giebt der Zuhörer und Leser vielleicht noch manche, die durch solche Vorträge sich erbauet fühlen mögen: allein Rec. zweifelt, daß der Gewinn für gründliche Belebung zur Moralität groß seyn könne. Nicht selten ist des Vfs. Sprache auch witzig und launig. Die Weihnachtspredigt S. 145 fängt an: „Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was u. f. w.“ und endet auch so. S. 75: „er scheint über Feld gegangen zu seyn, unser Freund; scheint uns den Rücken zu kehren; unser Herr; hier ausharren, hier mit Petro sagen können: auf dein Wort, das ist unendlich mehr, als im Glück Herr, Herr rufen u. f. w.“ S. 90. „Es ließt sich so leicht, wenn sichs auch so leicht thun ließe.“ In der Predigt: Die große Pflicht des Christen, das Abendmahl des Herrn zu feyern, S. 100. „Offenbar wollte uns Jesus dadurch etwas ge-

ben — geben war so immer seine Sache u. f.“ S. 104 in der Neujaarspredigt: Drey wichtige Fragen bey dem Eintritt ins neue Jahr, über die Epistel: „Sonst heißt es wohl, wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Himmelreich, aber heute könnt's wahrlich keinem schaden, zurückzusehen. Wenn Jesus einmal recht was Großes und Wichtiges sagen wollte — so hatt' Er denn so seine besonderen Redensarten u. f.“ So heißt es Joh. 6, 53. „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohns und trinken u. f. w.“ — es wäre doch sonderbar, wenn man den Christen im Ernst so was zumuthen wollte, unter dem *Leibe* und *Blute* seine *Lehre* zu verstehen. — Wie Jesus das meint, sehen wir in den Einsetzungsworten des heil. Abendmahls u. f. w.“ S. 97. Wie konnte Jesus doch damals daran gedacht haben, einst bey dieser Mahlzeit die Erklärung davon geben zu wollen? Jesus hatte sich vorher schon V. 49. 50 das *Lebensbrod* genannt, das genossen werden müsse. Nun geht er weiter und behauptet sogar die Nothwendigkeit des Genusses seines Fleisches und Blutes, womit er auf seinen möglichen gewaltsamen Tod hinwinkt. Den *Messias genießen* — *אכל המשיח* — ist aber eine alte Phrase der Rabbinen, die aus den Psalmen entlehnt ist. Sie war der alten Welt ohnehin eigen; und wir finden noch in unserer Sprache Spuren davon. Rec. will bloß an *Essen*, *Genießen*, *Vergessen* erinnern. Sogar *obliviscor* kommt von *vescor* her. Mithin läßt sich leicht verstehen, was Jesus durch jene Phrase andeuten wollte. Was anders nämlich, als daßs man, mit seiner ganzen Lehre vertraut, seinen Geist aufgefaßt haben müsse? Aber Hr. L. will das nicht wissen. Besonders sieht man aus seiner Predigt über 2 Cor. 5, 14. (Je mehr einer Sinn für Jesus hat, desto besser Christ ist er) S. 78 f. daßs er mehr Sinn für Jesus zu erwecken sucht, als für den *Geist seiner Lehre*, vergl. 2 Cor. 5, 16; allein solche Predigten nützen nicht: denn sie unterhalten eine unfruchtbare Christologie; machen, daßs man immer noch in physischer oder pathologischer Liebe an Jesus hängt, ohne sich des Geistes seiner Lehre jemals bemächtigen zu wollen. „Es gab und giebt noch Stunden, (sagt er S. 63) wo mir meine Trockenheit und Laugkeit zu ihm wehe macht, wo ich ihn gern mehr lieben möchte, und über Mangel an Liebe klage.“ Überall wird die Liebe zu Jesus, auch die Liebe Gottes zu den Menschen S. 150. 151 durchweg, zu pathisch vorgetragen: dadurch werden die Christen unserer Tage zu Frömmeln verzogen. Frömmelney, weil es ihr an festen Grundsätzen und Haltung fehlt, ardet leicht in Schwärmerey, Mysticismus und Arbeitsscheu aus: auch geht sie wohl zuweilen in freye Religionsverachtung über. Selbst Hr. L. hat Ursach auf seiner Hut zu seyn, daßs er nicht, vom Mysticismus ergriffen, seine Zuhörer und Leser zum Mysticismus verleite. Hier ist die leidige Quelle des Separatistenunfugs in Schwaben! „Möchten sie (die Weggegangenen oder im Scheidewege Stehenden) das (was vorgetragen ist) auffassen“ — sagt der Vf. S. 166.



Warum braucht er diesen Ausdruck, der sonst nur den mährischen Brüdern-eigen zu seyn pflegt? Was will er damit lehren, wenn er S. 107 sagt: „Meine *Taufgnade* spürte ich lange? — Mit vielen änderte sichs, sie verloren, was sie hatten; sie haben Christum längst ausgezogen, und stehen durch eigene Schuld wieder unter dem Gesetz, nicht unter der Gnade.“ Wenn der Apostel Paulus diese Predigt hören oder lesen könnte: so würde er gewiß glauben, daß Hr. L. von solchen Menschen rede, die zum Judenthum wieder zurückgetreten sind. Wir anderen, oder die Heiden, haben uns niemals unter dem Gesetz befunden, wovon die Rede ist.

Rec. glaubt gern, daß der Vf. es sehr gut mit seiner Gemeinde meine; es fehlt ihm aber an der Gabe, gründlich und unbefangen zu lehren. Er sagt z. B. wohl, daß man lernen solle, an Christum zu glauben, Gottes Kind zu werden, Gottes Gnade sich züchtigen zu lassen; allein er *erklärt* nicht, was das sey, und wie man es anzufangen habe S. 108. 152. Von der Secte der Pharisäer sagt er, sie sey längst ausgestorben, aber ihr Geist athme in der Christenheit fort S. 42. — Das letzte mag wahr seyn, das erste ist es nicht. Unter den Juden giebt es noch ärgere Pharisäer in diesen, als zu Christi Zeiten. S. 52 jammert Jesus über die, welche sich mit den Treibern dieser Welt gleich dem verlorenen Sohne sättigen. — S. 54 lernen wir, daß Jesus: Mich jammert des Volks, den Engeln zugerufen habe, wie sie sich über seine tiefe Erniedrigung als Mensch wunderten, und sich darein nicht zu finden wußten. Nach S. 15 giebt es Arme genug, aber nur wenige, die ihre Geistesarmuth gestehen. Aber nach S. 117 giebt es heute, wie mehrmals Arme am Geiste (Matth. 5, 3. μακ. τω πν. im Geiste), Männer und Weiber von Galiläa, die höhere Bedürfnisse haben; die Erdenwesen nicht sättiget o. s. w. Beide Stellen sind unverträglich mit einander. — In der Himmelfahrtspredigt heisst es: „Am heutigen Tage war ein großer Festtag im Himmel. Es war eine Zeit, wo dieß Haus am heutigen Tage verschlossen blieb, wo man das Fest am folgenden Sonntage erst feyerte. Warum wurden unsere Kirchen wohl wieder geöffnet an diesem Tage? Einen Rubetag mehr zu haben? Schwerlich, — aber die Wichtigkeit des Tages und der Begebenheit, die darin vorfiel, öffnete unsere Kirchen wieder.“ — Aber folgte das? Hätte nicht der Wichtigkeit der Begebenheit unbeschadet der Stoff derselben dem folgenden Sonntage überlassen werden können? Oder

ist es dem Hn. L. unbekannt geblieben, daß das starke Vertrauen der Theologen zum Augustinus, der das Fest ab *Apostolis* herleitet, und die Meinung, daß die Apostel diesen Tag besonders gefeyert haben, in einigen protestantischen Gegenden die *Beybehaltung*, in anderen, z. B. den brandenburgischen Landen, die *Wiederzurückführung* veranlaßte? Wenn er S. 119 sagt: „O es thut wohl, an *Wiederkunft* Jesu glauben zu dürfen, und wenns auch die beiden Männer in weißen Kleidern nicht gesagt hätten: Er wird wiederkommen; wir müßten darum glauben, wenns einmal anders und besser werden soll.“ — so bedauert Rec. solche Überspannungen des Christenglaubens sehr. Die 14 Predigt über Luc. 17, 11 f. von der großen Pflicht christlicher Ältern, ihre Kinder dem Herrn zu widmen, daß sie bey ihm bleiben, S. 135 f., hat Rec. am wenigsten gefallen. Das Thema ist auf keine Weise mit dem Text verwandt; und die Stelle S. 141. „Eure Kinder kosten ihm (der heute nach den neun Aufsätzen fragte) mehr als diese neun Aufsätze, sie kosten ihm sein Blut“ — ist doch sehr dürrig gefaßt! Solcher aber könnte eine große Menge aufgeführt werden, wenn die Absicht wäre, den Hn. L. bloß tadeln zu wollen. Rec. Absicht ist, gegen einen solchen Ton in Predigten zu warnen. Wie sehr er schade, ist schon oft gezeigt worden.

Bisweilen spricht Hr. L. auch recht gut und zweckmäßig. Seine Predigt über 3 Mos. 19, 9. *Die Wichtigkeit des Eides und die schwere Versündigung der falsch oder leichtsinnig Schwörenden* — scheint uns die beste in der ganzen Sammlung zu seyn. Wichtig ist die Stelle S. 129, wo er sagt, daß es *unrecht sey, einen Schwur vor Gericht abzulegen in Kleinigkeiten*. Hierüber wäre viel zu sagen; es ist aber auch Unrecht, noch höheres Unrecht, wenn Obere um Kleinigkeiten zu Eid fodern. Zugleich wäre zu wünschen, daß der Eid seine alte Gestalt wieder erhielte, die er vor dem Einfall der Gothen in Italien noch hatte, da er wahrscheinlich keine Verfluchung seiner selbst und keine Verzichtleistung auf jedes Heil enthielt. Jedoch Rec. bricht ab, und führt nur noch an, daß die Predigten über Marc. 16, 15—20 (eine Antrittspredigt). Matth. 9, 1—8. 22, 36. 42. Luc. 18, 9—14. Marc. 8, 1—9. 1 Joh. 4, 19. Luc. 5, 1—11. 2 Cor. 5, 14. Röm. 12, 17—21. 1 Cor. 11, 23—32. Gal. 3, 23—29. Apostg. 1, 9—11. 3 M. 19, 12. Luc. 17, 11—19. Tit. 2, 11—14. Joh. 6, 66—69. 1 Joh. 4, 17 gehalten worden sind.

Tg.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**HOMILETIK.** Züllichau und Freystadt, b. Darnmann: *Wie wichtig es sey, auch bey eigenem Unglück unser Herz für fremde Noth stets offen zu halten.* Eine Predigt am 22 Sonntage nach Trinitatis gehalten von Samuel Gottlob Tscheggen, drittem evangelischen Prediger in Freystadt. 1307. 36 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. wird die menschenfreundliche Absicht, in welcher diese Predigt gehalten und gedruckt worden ist, nämlich um von dem Ertrag derselben eine unglück-

che Familie zu unterstützen, gewiß schon bey seinen Kirchkindern erreicht haben, und bey dem Publico nicht verfehlen. Das glücklich gewählte Thema ist gut ausgeführt, und der Vf. weist seinen Zuhörern die Pflicht der Barmherzigkeit mit einer eindringenden Beredsamkeit und mit einer Fülle von Bewegungsgründen edlerer Art so ans Herz zu legen, daß wir der leidenden Menschheit viele solcher Wortführer wünschen.

— rf —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 N O V E M B E R, 1808.

## K A T E C H E T I K.

- 1) L E X I C O N, b. Meyer: *Versuch eines Lehrbuchs der allgemeinen Katechetik und Didaktik, als Vorbereitung auf die religiös moralische.* Zum Gebrauche für akademische Vorlesungen von F. W. Wolfrath, Dr. und erstem Prof. der Theol. wie der Geschichte, Consistorialrath und Superint. in Rinteln. 1807. XXXII u. 144 S. 8. (10 Gr.)
- 2) E b e n d a s.: *Versuch eines Lehrbuchs der religiös moralischen Katechetik und Didaktik.* Zum Gebrauche für akad. Vorles. von F. W. Wolfrath. 1808. XXXII u. 304 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. vermifste ein völlig brauchbares Compendium der religiös moralischen Katechetik und Didaktik. Er erklärt diesen Mangel aus dem zu beschränkten Plane, daß man nicht die Principien der allgemeinen Katechetik und Didaktik habe vorangehen lassen; ferner daraus, daß man die Kunst der Katechetik nicht genug von der Wissenschaft geschieden habe, daß man nicht genug von logischen und psychologischen Principien ausgegangen sey, und daß nicht genug die Verschiedenheit der Subjects berücksichtigt worden. In allem diesem muß Rec. dem Vf. beystimmen, und also seinen Entwurf für verdienstlich zur Verbesserung der Katechetik erklären. Nicht so können wir ihm aber in einigen seiner Hauptbegriffe beytreten.

Unseren Vf. befremdet es, daß man das Wesentliche der katechetischen Form in der Fragmethode gesucht habe, da man sie doch eigentlich als Gesprächsmethode hätte betrachten müssen, wodurch man sich, die Weiterschweifigkeiten katechetischer Lehrbücher vermeidend, viel freyere Ansichten und bessere Resultate würde verschafft haben. Hier liegt ein kleiner Irrthum zum Grunde. Das Gespräch ist freylich etwas ganz anderes als Frage und Antwort, aber es ist auch etwas anderes, als eigentlicher Unterricht. Es ist gegenseitige freye Mittheilung, worin die Sprechenden gleich stehen, und das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler wenigstens verleugnet wird: der Unterricht dagegen setzt dieses Verhältniß nothwendig voraus, und katechetisch ist er alsdann, wenn er die Form des Fragens gebraucht. Wollten wir indessen von diesem Sprachgebrauche abgehen: so würden wir unter der Katechetik die Methodik überhaupt verstehen müssen, und dann würde sich die ganze Sache verändern; alsdann würde z. B. die heuristische Form des Unterrichts, wie etwa in der Mathematik, an die Stelle des Gespräches treten. Was der Vf. an der bisherigen Behandlung der Katechetik rügt, und mit Recht rügt, trifft auch eigentlich die Vernachlässigung der Methodik überhaupt. Auch führt keineswegs der Sprachgebrauch von *κατηχησις*, weder der kirchliche noch der frühere biblische und profane, auf die Gesprächsform. Da es nun doch hier um den Religionsunterricht hauptsächlich gilt: so hätte der kirchliche Sprachgebrauch wenigstens nicht übergangen werden sollen.

Die Unterscheidung in materielle und formelle, in allgemeine und besondere (wozu die religiöse gehört), in objective und subjective, in prüfende und belehrende Katechetik, ist bündig und erschöpfend angestellt, und verbreitet sowohl auf diese Wissenschaft, als auf die ihr zugehörige Kunst, die ebenfalls hier richtig unterschieden wird, mehr Licht, als man sonst in den Lehrbüchern findet.

Der andere Begriff, welchen wir in Anspruch nehmen, ist der des *Unterrichtens*. Unser Vf. erklärt ihn so: „in dem Denkvermögen eines anderen entweder ganz neue Begriffe hervorbringen, oder die schon vorhandenen von dunkeln zu klaren und vollständigen erheben. Jenes ist der *Elementar*-, dieses der *fortgesetzte* Unterricht.“ Nach dieser Definition gehörte das Lesen-, Schreiben-, Zeichnen-, Musik-Lernen u. dgl. garnicht zum Unterricht. Offenbar ist also der Begriff zu enge gefaßt, nämlich für den bloß katechetischen Unterricht, wodurch denn dessen Begründung in dem allgemeinen unterblieben ist. Eben so unrichtig ist die Unterscheidung des Elementar- und fortgesetzten Unterrichts ausgefallen. Denn da ist so wenig ein specifischer Charakter für jeden angegeben, daß man diesen zu jenem und jenen zu diesem erklären kann, je nachdem man nur eine Ansicht faßt. Nimmt man nur an, daß die Begriffe schon in der Seele liegen: so ist das Beybringen der neuen nichts anderes als ein Aufhellen und Ausbilden der vorhandenen; und umgekehrt giebt jede solche Ausbildung dem Lernenden einen ganz neuen Begriff, so wie er es eben gerade ansieht. Die Lectüre der Classiker könnte dann zum Elementar-Unterricht gerechnet werden, weil sie auf gewisse Art ganz neue Begriffe giebt, und der erste Religions-Unterricht zum fortgesetzten, weil er die Vorstellungen, die in der Seele liegen, zu klaren Begriffen erhebt. Nein, der Unterschied muß ganz anders gefaßt werden, wenn man etwas dadurch gewinnen will. Er zeigt sich als specifisch, nicht etwa nur dem Grade nach: dort ein Unterricht, wo-

D d d

durch die Kraft für jedes Lernen, in sich selbst geübt wird, und hier, wo man sie irgend einen gegebenen Stoff, wozu sie vorbereitet worden, sich aneignen läßt.

Durch diese Unrichtigkeiten in den Grundbegriffen ist es geschehen, daß vieles in der Anwendung noch mancher Berichtigung bedarf, und daß überhaupt das Wesen des Unterrichts keinesweges erschöpft worden. Der Vf. sagt zwar viel Gutes über die stufenweise Belehrung, aber die stufenweise Entwicklung des jungen Menschen liegt nirgends vor, und die bestimmte Rücksicht auf dieselbe, so nothwendig sie auch ist, fehlt ganz. Sonst könnte die scientifiche Belehrung, so wie auch der Gebrauch des Lehrbuchs dabey, der für nothwendig (?) erklärt worden, nicht in den früheren, überhaupt nicht in den eigentlichen Jugend - Unterricht gezogen worden seyn; und die Methode in der Mathematik, Geographie, Geschichte u. s. w., welche in dem Buche berührt ist, würde nach der Entwicklung des Lehrlings, nicht nach dem wissenschaftlichen Bau dieser Gegenstände angegeben seyn; auch wäre die Behandlung der Unterrichtskunde nicht so oberflächlich ausgefallen. In dieser Hinsicht kann Rec. kaum einigen Gewinn für unsere Literatur in dem vorliegenden Buche erkennen, so schätzbar auch an sich die vielen nützlichen Winke sind, die hin und wieder gegeben werden, z. B. über die gleichmäßige Ausbildung aller Seelenkräfte. Die besondere Anleitung zum Mädchenunterricht enthält auch manches, was nicht befriedigt, insbesondere ist die Charakterisirung des weiblichen Geschlechts nicht ganz richtig: indessen ist es ein Vorzug dieses Buches vor anderen, daß doch von der Verschiedenheit des Unterrichts für Mädchen gesprochen wird. Die Anleitung, wie mehrere gemischte Lehrlinge gemeinschaftlich belehrt werden sollen, läßt auch noch Manches zu wünschen übrig.

Die Theorie des Unterrichts ist allerdings in dieser Anleitung lange nicht tief genug bearbeitet. Dafür aber entschädigen die Vorschriften für das eigentliche Katechisiren. Denn da der Vf. überall nur das logische Moment für den Unterricht vor Augen hat: so läßt sich begreifen, daß er gerade das Katechisiren am besten lehre. Er hat wirklich hierin die Hauptpunkte mit Deutlichkeit und Kürze, und doch vollständig genug angegeben, und so weit ausgeführt, daß sich auch der gemeine Schullehrer daraus belehren kann. Hin und wieder ließe sich die Sache noch etwas bestimmter fassen, z. B. über die Popularität; auch wohl noch einfacher, z. B. die Eigenschaften der Fragen: 1) deutlich, 2) eigentlich, 3) bestimmt, 4) bündig, 5) ohne Umschweife zur Sache hinleitend, welche sich alle auf die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Zweckmäßigkeit zurückführen lassen. Rec. stimmt übrigens mehreren Erinnerungen des Vfs. auch da, wo derselbe von anderen Katecheten abgeht, aus Erfahrung bey.

Der Begriff der religiös, moralischen Katechetik wird in No. 2 nach dem allgemeineren in No.

1 bestimmt, als eine besondere Gattung der allgemeinen Katechetik, und auch hier nur formelle Wissenschaft. Mit Recht wird aber die Betrachtung des Materials dabey verlangt, obgleich nicht aus jenem höheren Grunde, welcher sich in dem Verhältnisse dieses Stoffes zur Geistesentwicklung offenbart. Dieses letztere ist durchaus übersehen worden, und das hat zur Folge gehabt, daß die ganze Beurtheilung des Stoffes nicht katechetisch ausgefallen. Der Vf. geht nur von dem objectiven Gesichtspuncte aus, er wählt und ordnet das Materiale zum Religionsunterricht aus wissenschaftlichen und logischen Grundsätzen: der psychologische Gang, wie sich die Religion nach und nach im Gemüthe entwickelt, und wie hienach der Unterricht im Christenthum von der Kindheit bis zur Confirmation in Geist und Leben übergehen kann, mit einem Worte, der subjective Gesichtspunct ist fast ganz außer Acht gelassen: denn das Wenige, was davon berührt wird, z. B. daß man zwey Katechismen haben müsse, einen für den Elementar-, den anderen für den fortgesetzten Unterricht, kann nicht in Anschlag kommen. Das ist aber die Hauptsache, die der Katechet wissen muß. Sein Studium der Theologie giebt ihm das Materiale, die Religions - Katechetik soll ihn die Form lehren, in welcher die Jugend darin belehrt wird. Statt der Untersuchung über die Moral- und anderen wissenschaftlichen Principien, worauf sich dieses Lehrbuch zum Theil einläßt, statt der Annahme, daß man im populären Unterrichte von keinem dieser Principien auszugehen brauche, und sich „an keine gewisse unausweichlich bestimmte Lehrform zu binden habe“ (§. 39 ff) — mußte ein subjectives Princip aufgestellt werden, nach welchem sich strenge entscheiden ließe, was und wie die frühere, und was und wie die spätere Jugend im Christenthum gelehrt werden müsse; ferner: welche Curfus dieses Unterrichts es nach Maßgabe der Geistesentwicklung gebe; und dann hätte der Inhalt und die Anordnung eines jeden dieser Curfus gezeigt werden sollen. Hätte der Vf. diesen Wege eingeschlagen, wie er durch den Begriff einer Katechetik als Verbindung des Materials und Formalen im Religions - Unterricht bestimmt wird: so würde auch sein Urtheil über den Grund, warum es bis jetzt noch keinen recht guten Katechismus gebe, anders ausgefallen seyn. Er meint, es liege mehr in der Materie als in der Form, weil man nämlich fast in allen (?) zu viel eingemischte Systems - Dogmatik finde. Wir dächten doch, daß viele neuere Katechismen nun gerade dieser Vorwurf nicht treffen könnte. Rec. ist der Meinung, daß der Fehler mehr in der Form liege, und daß eben darum ein allgemein befriedigender Katechismus ein Unding sey. Denn der Inhalt der christlichen Religionslehre ist einfach und dem Lehrer leicht: aber die Art, wie er für Kopf und Herz des Lehrlings verarbeitet wird, richtet sich nach der Individualität des letzteren, und würde unendlich vielfach seyn — wie sie es auch in gewisser Hinsicht seyn muß — unbeschadet der, allge-

meinen Methode, welche sich nach den Gesetzen des jugendlichen Gemüths auffinden läßt. Was der Vf. von den Eigenschaften eines guten Lehrbuches der chr. Rel. und gegen den Gebrauch des luth. kleinen Katechismus sagt, kann daher Rec. nicht unbedingt unterschreiben; nur darin tritt er dem Vf. bey, daß er sich gegen einen allgemeinen Landeskatechismus erklärt; aber Rec. würde sich unbedingt dagegen erklären, da er keinen so allgemein brauchbaren, der jedem Religionslehrer für seine Lehrlinge gleich gut diene, für möglich hält. Auch der 2te Abschn., die Methode des katech. religiösmoral. Unterrichts insbesondere, giebt nichts anderes als die Anwendung der allgemeinen katech. Regeln auf die Lehren der Religion.

In dem zweyten Theile, *prakt. Anleitung zum katech. rel. mor. Unterr.*, werden zwar die Rücksichten auf die verschiedenen Fähigkeiten und Vorkenntnisse der Lehrlinge angegeben; auch wird mit Recht dem früheren und zwar gelegentlich zu ertheilenden Rel. Unterricht das Wort geredet, und es wird ausdrücklich gesagt, daß man auf den stufenweisen Gang der Entwicklung Rücksicht nehmen müsse: allein es wird nur auf die verschiedenen Seelenfähigkeiten die Anwendung gemacht, die Mittheilung der Religionslehren selbst wird mehr nach ihrem Inhalte gelehrt, und nach der Angabe der stufenweisen Entwicklung des Kindes sucht man vergeblich. Alles Subjective, das hier berücksichtigt wird, geht auf das Allgemeine hinaus, was von dem Erwachsenen so gut, wie von dem Kinde gilt. Soll nämlich der Stufengang des Religionsunterrichts befriedigend aufgezeigt werden: so muß das in dem Kinde selbst liegende religiöse Bedürfnis und die mit der Ausbildung sich verschieden gestaltende Aufsehung desselben betrachtet, und in dieser Stufenfolge auf die vorhandenen Lehren bezogen werden; sonst fehlt es den besten einzelnen Regeln an Anwendbarkeit, und das Ganze kann nicht Methode heißen. Wirklich giebt unser Vf. viele vortrefliche Regeln, auch für den relig. Mädchenunterricht; nach der schon oben gerühmten Abtheilung des Unterr. für das weibliche Geschlecht: aber auf dem Wege, welchen er nun einmal erwählt hat, mußte sich manches Irrige und Unbestimmte mit einmischen.

Aus allem diesem ergibt sich, daß in diesen Lehrbüchern weder die neuesten Fortschritte der Lehrkunst, noch die neuesten Aufklärungen über das Wesen der Religion, besonders in subjectiver Hinsicht, so benutzt sind; wie sie benutzt werden können; und Rec. muß dieses auch um des Vfs. willen bedauern. Denn er behandelt seinen Gegenstand mit dem würdigsten Eifer, und was insbesondere die allgemeine Katechetik betrifft: so besitzt er darin tiefere Einsichten, als man sonst findet; und hat, nach des Rec. Erachten, diese Disciplin um einige Schritte vorwärts gebracht, und zwar schon durch die größere Vereinfachung ihrer Grundsätze und Regeln. In dem ersten Buche verdient daher die eigentliche Katechetik und in dem zweyten der dritte Abschn.

samt dem Anhang von denjenigen, die sich zu tüchtigen Religionslehrern bilden wollen, recht sehr studirt zu werden. Jener Abschn. handelt vom katechet. Unterrichte bey gemischten Lehrlingen, der Anhang von der Bildung eines relig. Jugendlehrers. Auch was der Vf. über Schullehrer-Seminarien und gegen die für Landschullehrer, die besser von ihrem Prediger gebildet würden, sagt, beweiset den Mann von Erfahrung.

F. S.

ZERNST, b. Kramer: *Handbuch für Dorfschullehrer über Luthers kleinen Katechismus.* 1808. 132 S. 8. (8 Gr.)

Soll denn Luthers kleiner Katechismus ewig in den Dorfschulen bleiben? Soll die liebe Schuljugend nichts als die dürftigste Elementarlehre in den zehn Geboten, und den unverdaulichsten Dogmatismen in den übrigen Hauptstücken lernen? Was hilft das Erklären, wenn der Text an sich dürftig oder unverständlich und ungenießbar ist? Soll denn Luthers Katechismus ein Heiligthum bleiben, da er ihn selbst nur für einen höchst dürftigen Elementarunterricht ausgab, der nur für sein Zeitalter paßte, und gut war, indem man noch nichts Besseres kannte? — Auch der Vf. sagt in der Vorrede: „Ein Buch, wie das gegenwärtige, muß in unseren Tagen nothwendig gleich bey Erblickung seines Titels ein Vorurtheil gegen sich erregen. Denn, daß Luthers kleiner Katechismus ein zweckmäßiges Lehrbuch des Christenthums für unsere Zeiten sey, darüber ist man wohl so ziemlich allgemein einverstanden; allein bey seinen bedeutenden Mängeln [das ist aber gar nicht gut] hat er dennoch vor den besten der vorhandenen neuen Lehrbücher Etwas voraus, die allgemeine Verbreitung, und das Ansehen Luthers beym Volk [jene ist nicht mehr allgemein, und zieht sich immer in engere Grenzen in diesem und jenem Lande, in dieser und jener Stadt zurück, und das Ansehen Luthers beym Volke soll sich nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist seiner Werke gründen, der ein liberaler, und alle menschlichen Fesseln in Religionsfachen zerschlagender Geist ist!].“ — Der Vf. stellt sich die allgemeine Einführung eines anderen Lehrbuchs zu schwer vor. Es sind ja ganze Länder, wo dies bereits geschehen ist. Und wenn es auch schwer hielte: soll uns die Schwierigkeit abschrecken? hielt es nicht auch schwer, das Lutherthum statt des Papstthums und Luthers Religionschriften statt der bisher üblichen einzuführen? Und doch geschah es. — Über das Werk selbst aber erklärt sich der Vf. also: „Ein Buch, welches dem Texte des Katechismus Luthers treu und ohne Übergehung und Verschweigung folgend [das würde für den Religionsunterricht gar nicht gut seyn, wenn er sich treu an den lutherischen Katechismus anschließen und gleichsam *Lutherum redituum* in dem Volksunterrichte wieder darstellen wollte], denselben populär und praktisch erklärte [wie ist das möglich], wenn der Text weder des einen noch des anderen fähig ist?]] mit steter Hinsicht auf die besondere zwee-

figtösen und moralischen Bedürfnisse des Landvolks [was sind das für welche, als vernünftige! denn andere dürfen doch wohl nicht unterhalten und verwewigt werden,] das ungezwungen anknüpfen lehrte, [das möchtebey einem solchen Texte wohl schwer halten] wovon im Katechismus oft nichts steht [wie kann man aber anknüpfen, wo nichts ist?], was aber im religiösen und Volks-Unterrichte schlechterdings nicht fehlen darf — ein solches Buch hielt ich für ein nützliches Hülfsmittel für weder unwissende noch überkluge Landschullehrer, wenn sie in dem Falle sind, kein besseres Lehrbuch zu haben [aber dergleichen sind ja schon genug vorhanden], sondern über den kleinen Katechismus den Religionsunterricht ertheilen zu müssen. [Dieses müssen möchte wohl in unseren Tagen so viel nicht mehr zu bedeuten haben, und das Landvolk würde den kleinen lutherischen Katechismus auch nach und nach vergessen lernen, (den großen hat es schon vergessen lernen müssen,) wenn gewisse unverständige, und blindeifernde Kirchen- und Schul-Lehrer nicht so viel von dem lieben lutherischen Katechismus sprächen und ein so großes Gewicht darauf legten.]

Das Buch selbst ist nicht zu verachten, es steht manches Gute darin. Aber es enthält auch viel Unnützes und Zwecklofes. Man sehe nur, was der Vf. gleich zu Anfang S. 3 über die Offenbarung Johannes gesagt hat: gehört das in Volksunterricht?

Es enthält viel Falsches. Gleich Anfangs über das erste Hauptstück wird gesagt: die zehn Gebote sind Gebote Gottes auch für uns Christen (auch das erste und dritte?), wohin auch alle die dogmatischen Erklärungen vom zweyten Hauptstück gehören. — Es ist oft schwankend und unbestimmt und gleichsam hinter dem Berge haltend: z. B. Jesus habe uns durch seinen Tod erlöst, indem er durch die diesem Tod von ihm selbst zugeschriebene Bedeutung und Kraft, Matth. 20, 28. 26, 28, den reuevollen Menschen den getrosten Muth gewähre, der schon, um das Werk seiner Besserung mit Erfolg zu unternehmen, erforderlich ist. Der Vf. will sich hier gegen Paläologie und Neologie in Sicherheit setzen, und sagt im Grunde nichts. Wenn Luther diese und andere dergleichen Erklärungen seines Katechismus sehen sollte: so würde er sagen: Ihr habt mich größtentheils gar nicht verstanden oder verstehen wollen. Meine Dogmatik ist ganz anders; ihr wollt nur die Eurige anbringen, und dem Volke weise machen, es sey die Meinige. Mit nichten! Es ist die Eurige; ich kann euch dieß schlechten Dank wissen. Ich rathe euch, verbrennt alle eure Katechismen, die weder kalt noch warm sind, und auch den Meinigen, und laßt uns an einem neuen arbeiten, der vernünftiger, biblischer, zweckmäßiger und dem Zeitgeiste passend ist!

φ.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**KATECHETIK.** Königsberg, b. Göbbels und Unzer: *Die Lehre Jesu oder Fragen an Kinder, die confirmirt werden sollen.* Aufgesetzt von S. C. Diemann, Kirchen- und Schul-Inspector, auch Pfarrer zu Blaumenau und Heiligenwalde. Dritte verbesserte Auflage. 1804. 40 S. 8. (4 Gr.) Ungeachtet der dritten verbesserten Auflage muß Rec. doch gestehen, daß ihm seit langer Zeit kein schlechterer Leitfaden zum Unterrichte in der christlichen Religion vorgekommen ist, als dieser. Über den Gang, den das Büchlein nimmt, wollen wir nicht rechten, wenn nur sonst alles so angeordnet wäre, daß man damit zufrieden seyn könnte. Wenn ein Kind oder höchstens ein schlecht unterrichteter Katechumene die Beweise, daß die h. S. Gottes Wort sey, so führt, wie sie in dem Machwerke ausgegeben sind, so ist das verzeihlich; aber von einem Lehrer der christlichen Religion verlangt man bessere. Daß die Bibel Gottes Wort sey, läßt der Vf. den Katechumenen sagen, beweise ich: 1) alle ihre Weissagungen sind erfüllt worden; 2) sie ist mit Wundern bestätigt worden; 3) sie behauptet es von sich selbst, daß sie von Gott sey. Auch die Eintheilung vom Gesetz und Evangelium, besonders mit der sinnreichen Eintheilung des mosaischen Gesetzes in Kirchen-Polizey- und Sitten-Gesetz, von welcher Luther sagte: daß sie mit Unverstand gemacht sey, kommt noch vor. Das Kirchengesetz hat Jesus aufgehoben, aber nicht das Policygesetz; denn es heißt in der 30sten Frage: warum richten wir uns nicht nach dem Policygesetz Moßs? Antwort: weil wir in einem anderen Lande leben und unsere Lebensart von der alten Lebensart der Israeliten sehr abweicht. O weh! der Selig werden wir, wenn wir die 10 Gebote befolgen. Die sehr weise Erklärung derselben muß man im Büchlein selbst nachsehen. Nach der Erklärung des 3 Gebots darf der Christ am Feiertage keine Arbeiten und Berufsgeschäfte verrichten. Wann verrichtet wohl der Vf. seine Berufsgeschäfte? Der Beicht, die Bibel fleißig zu lesen, wird aus Joh. 5, 39 be-

wiesen. Selbst in der Erklärung der Eigenschaften Gottes ist ein Chaos; Gottes reiner Güte wird gar nicht gedacht, sondern das Kind lernt Gott nur als einen barmherzigen Gott kennen. Schwachheitsünden sind Sünden, die aus Unwissenheit begangen werden. Die Sünde wider den heil. Geist ist, wenn ein Mensch von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist, selbige aber dennoch verleugnet, und Gott läßt. Das ist freylich ein wahrer Teufel in Menschengestalt. Die Größe der Sünde wird nach den bösen (schädlichen) Folgen geschätzt. Buße thun heißt, sich von der Sünde zu Gott bekehren; also ein bildlicher Ausdruck durch den anderen erklärt. Wir werden selig um des Verdienstes Jesu willen: gleichwohl wird der eigentlichen Lehre von der Genugthuung Jesu nicht gedacht, sondern die Erlösung von Sünden bloß darein gesetzt, daß er uns durch seinen heiligen und frommen Lebenswandel zeigte, wie wir heilig und tugendhaft leben sollen. Hat der Rec. nöthig, noch mehrere Beweise von der Seichtigkeit des Büchleins zu liefern? Angehängt ist eine Beichte für Kinder, die der strengste Papist nicht strenger hätte liefern können. Das Kind begiebt sich am Schluß der Beichte in die Seelsorge des Hn. Kirchen- und Schul-Inspectors, und in den Gehorsam der Kirche. Z. L. B.

**JUGENDSCHRIFTEN.** Gießen und Wetzlar, b. Tasch und Müller: *Handbibliothek für die Jugend oder Inbegriff des Nützlichsten zur Bildung des Verstandes und Herzens.* (Auch unter dem Titel: *Kleines Lesebuch für die Jugend.* Herausgegeben von F. W. D. und C. W. Snell.) 1806. Zwey Bändchen. 158 S. 8. (1 Thlr.) Allea Gute, was sich von Sammlungen der Art sagen läßt, kann man mit gutem Gewissen auch von dieser Handbibliothek sagen. Was sie aufgenommen hat, wird die Jugend anziehen, und einige ihrer Stunden auf eine für Verstand und Herz nützliche Weise ausfüllen. M.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 N O V E M B E R, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIessen und WETZLAR, b. Tasché und Möller:  
*Louis Annalen der Geschichte und Politik, mit Beylagen.* Erster Band. 1—5 Heft. Auch unter dem Titel: *Europa's Umwandlungen in ihrem Verhältniß (ße) zu dem allgemeinen Besten*, von Louis. 3 Hefte. No. 1, 2 und 3. 188 S. *Brasilien; eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika*, von Dr. Crome; großherzoglich heffischem geheim. Reg. Rathe u. Prof. in Gießen. No. 3. 72 S., und *Genealogie der jetzt regierenden europäischen Häuser*, von Fr. Wilh. Daniel Snell, ordentlichem Professor der Geschichte in Gießen. No. 4. 104 S. 1808. 8. (Jedes Heft 8 Gr.)

Der Vorrede zufolge erscheinen die bisher unter dem Namen Louis herausgegebenen historisch-politischen Annalen jetzt als eine ganz neue Zeitschrift, sowohl dem Titel als dem Inhalte nach. Kein Aufsatz aus einem feindlich gegenüber stehenden Staate wird darin aufgenommen, und zugleich versichert uns noch der Vorredner, daß eine Menge vorräthiger interessanter Materialien es diesem Journale möglich mache, in die Reihe unserer angesehensten Zeitschriften zu treten. Rec. wünscht dem Hn. G. Müller Glück zu den noch vorräthigen interessanten Materialien, und zu dem Ansehen, welches diese seinem Journale verschaffen werden, um so mehr, da die vorliegenden Hefte wohl eben nicht dazu geeignet seyn möchten, seine kühnen Hoffnungen zu erfüllen. Doch wir gehen zur Anzeige der gelieferten Aufsätze selbst. Die Hefte No. 1, 2 und 3 enthalten die Umwandlungen von Europa in ihrem Verhältnisse zum allgemeinen Besten von Louis. Der Vf., welcher nach seiner eigenen Äußerung einen gewissen Beruf in sich fühlt, dem Publicum bey der Beurtheilung der Umwandlungen, welche Europa in den letzten Jahren erfahren hat, in etwas zu Hülfe zu kommen, verspricht in einem, in sechs Fächer getheilten Werke, in dem ersten, die allgemeinen Postulate zweckmäßiger und trefflicher Staatengebilde anzugeben, in dem zweyten, das alte europäische Staatensystem überhaupt, und in dem dritten, den alten politischen Organismus von Deutschland besonders kritisch zu beleuchten; in dem vierten sollen die Umwandlungen, welche Europa erfahren hat, geschildert, und in Beziehung auf die in dem ersten theil entwickelten Grundsätze, und in Vergleich mit dem in dem zweyten dargestellten vormaligen

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

Zustande von Europa beurtheilt, in dem fünften auf ähnliche Weise in Beziehung auf das erste und dritte Fach das neue deutsche Staatensystem, welches jetzt noch in seiner Bildung begriffen ist, in Betracht gezogen, und in dem sechsten endlich die Wirkungen untersucht werden, welche die Umbildung des europäischen und deutschen Staatensystems auf die innere Verwaltung und den inneren Zustand der Länder haben und haben werden. Den ewigen Frieden herbeizuführen, das ist die große Aufgabe, welche auch unser Vf. zu lösen versucht. Diesen erwartet er, wie er gleich Anfangs nicht undeutlich zu verstehen giebt, von dem neuen Staatensysteme, welches in Europa durch Frankreichs Übermacht herbeigeführt ist; denn nach ihm diene ja nur die alte chimärische Idee eines europäischen Gleichgewichts dazu, die Kriege zu verewigen. In den vorliegenden Heften erhalten wir nur den ersten Theil der Untersuchung, und auch diesen nicht so, wie des Vfs. Voratz war, erschöpfend ausgeführt. Er verspricht die weitem Entwicklungen in der Folge nachzuholen. Unser Vf. holt sehr weit aus. Das Verlangen, sich gegen Gewaltthatigkeiten zu schützen, Sicherheit zu erhalten, trieb nach ihm die Menschen zuerst in den Staatenverein zusammen. So ward die Herrschaft gegründet, bestimmt, Sicherheit im Innern und Schutz gegen äußere Feinde zu gewähren. Unerwartet kommt hier der Vf. auf die Theilung der Arbeit und die Beförderung und Vervollkommenung der Cultur zu sprechen, als zwey wichtige Vortheile, welche ausserdem der Staatenverein erst gewähre.

Sicherheit soll der Staat gewähren, allein er thut dies nicht immer in allen Fällen; das feindselige Gegeneinanderstreben der neben einander existirenden Völker setzt die im Staate lebenden Menschen neuen großen Übeln aus. Daher wird es höchst nöthwendig, daß die einzelnen Staaten unter einander in eine ähnliche Verbindung treten, in welche die Individuen sich vorher ihrer Sicherheit wegen begeben hatten. Hier spricht der Vf. von den Vortheilen eines freyen Verkehrs unter den Völkern nach dem Principe der Theilung der Arbeit, nach einer dem Rec. völlig unbegreiflichen Ideenassociation. Doch wie groß diese Vortheile auch seyn würden, bisher haben die Völker noch in keiner diesem großen Zwecke entsprechenden Verbindung gelebt: weder das griechische, noch das römische Staatensystem, noch das System des Gleichgewichts entsprach diesem Zwecke vollkommen.

E e e



Kriege hörten darum nicht auf, und die französische Revolution zertrümmerte das letzte System gänzlich. Unser Vf. führt die Schwierigkeiten auf, welche die Bildung eines, allen Forderungen derer, welche einen ewigen Frieden wünschen, entsprechenden Staatensystems zu verhindern scheinen. Es kommen hier zugleich auch sehr starke Äußerungen gegen diejenigen vor, welche auch den Kriegen nicht alle wohlthätigen Wirkungen absprechen, welche auch sie für nothwendig in dem Plane der ewigen Vorsicht erkennen. Rec. gesteht, daß auch er der hier verworfenen Meinung ist; er glaubt es nachweisen zu können in der Geschichte alter und neuer Zeiten, daß die meisten Nationen nur durch Kampf das wurden, was sie geworden sind, daß ohne die Rivalität mit Karthago nie Rom, ohne die zwischen England und Frankreich nie beide Nationen in dem Grade die Bewunderung der Welt sich würden erworben haben. Wenigstens möchten wohl See- und Entdeckungs-Reisen, Geschichte und Poesie, und endlich gar eine fein ehrliche Vorbereitung auf ein feliges Ende, welche Mittel unser Vf. empfiehlt, um Verachtung des Todes und einen heldenmüthigen Charakter unter einem Volke hervorzubringen, kaum die Wirkung haben, eine ganze Nation aus der allgemeinen Erschlaffung und Lethargie, welche sich beynahe unvermeidlich im Gefolge eines langen, ununterbrochenen Friedens einstellen, zu reissen, sie mit neuer Schwungkraft zu Selbstverleugnung und Aufopferungen zu fähigen, das erkorbene Gefühl für Vaterland und Nationalität von neuem zu beleben und zu stärken. Rec. glaubt kaum bemerklich machen zu müssen, daß er darum nichts weniger als ein blinder Vertheidiger der Kriege sey: nur gegen die träumenden Verbesserer der Ordnung der Dinge, welchen der Krieg das Höchste der Ubel scheint, da doch ein Frieden durch Weltherrschaft erzwungen, wenn sich dieser je denken ließe, umgleich verderblicher wäre, als der verheerendste Krieg; nur gegen die, welche, ohne Rücksicht zu nehmen auf die menschliche Natur, unbedingt den Frieden als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens ansehen, nicht bedenkend, daß auch Erdbeben und verwüstende Donnerstürme in dem Plane der ewigen Vorsicht die Quellen neuer Segnungen werden, sind diese Bemerkungen gerichtet. Pflicht ist es in unseren Tagen, gegen diese unberufenen Anpreisler des Friedens zu eifern, da wohl nicht Ermahnungen zu träger Hingebung, zu welcher leider das Zeitalter nur zu geneigt zu seyn scheint, nöthig seyn möchten, sondern vielmehr nicht oft genug wiederholt werden kann, daß Erhaltung der nationalen unabhängigen Existenz das höchste heiligste Interesse eines jeden Volks ist, wofür es keine Aufopferungen und keinen Kampf scheuen sollte.

So wie sich jedoch manche Staaten schwerlich entschließen möchten, auf die Befugniß, eigenmächtig Kriege zu führen, Verzicht zu leisten: eben so wenig möchte auch ein vollkommen freyer Handelsverkehr Einzelnen unter ihnen minder vortheilhaft

scheinen, wegen der Gefahr, von ihren Nachbarn, welche ihre Fabricate zu wohlfeileren Preisen zu liefern im Stande sind, mit Waaren überschwemmt zu werden. Den Zusammenhang dieses Raisonnements mit dem vorigen gesteht Rec. wiederum nicht einzusehen, so wie denn überhaupt dieser ganze Aufsatz nur zu sehr das Gepräge einer zufälligen Zusammenstellung einzelner, dem Vf. gerade in den Kopf kommender Bemerkungen zu tragen scheint. Unser Vf. bemüht sich, die Vortheile eines freyen Handelsverkehrs anschaulich darzustellen, und wiederholt dabey die einem jeden Sachkundigen längst bekannten Gründe. Unter anderen wird denn hier auch der Irrthum mancher Regierungen gerügt, welche durch Beschränkungen des Handels mit dem Auslande das baare Geld, diese *nerve verum gerendum* (sic!), im Lande zu halten wähnen. Dann folgen einige Sätze aus Smith's Untersuchungen über Handelsbilanz, stehendes und umlaufendes Capital und Circulation. Der Krieg und die Handelsbeschränkungen, so fährt unser Vf. fort, werden nur aufhören können, wenn sich die verschiedenen Staaten in ein geordnetes System vereinigen. Ein solches System würde jedoch nach seiner Meinung immer nur sehr beschränkte Vortheile den Völkern gewähren, so lange diese noch immer in Bereitschaft seyn müssen, sich mit den Waffen gegen Verletzungen ihrer Rechte zu schützen. Wollte man dagegen einem Staate eine höchste richterliche Autorität einräumen: so würde dadurch wieder die Freyheit und die Unabhängigkeit der anderen Nationen beeinträchtigt. (Beyläufig einige Bemerkungen über den wohlthätigen Einfluß bürgerlicher und politischer Freyheit auf ein Volk.) Da jeder äußerliche Zwang, um die Nationen zum Eintritte in ein Staatenystem zu bewegen, so nachtheilige Folgen haben müßte: so könnte man sie durch geistige Motive dazu vermögen. Das moralische Gefühl soll bey den Fürsten so stark werden, daß es eine sichere Garantie für die Befolgung der zur Erhaltung eines dauernden Friedensystems nöthigen Gesetze gewähre. Allein auch diese Hoffnung war bis jetzt vergeblich. Wollte sich die Majorität jedesmal gegen den Streitbeginnen verbinden: so wäre dies Mittel ungewiß, indem der Angriff des Einzelnen, seine Beleidigung des Völkerrechts, sehr verschieden beurtheilt werden könnte. Dies zu verhüten, könne eine Bundesversammlung dienen, bestehend aus weisen Männern, als Repräsentanten der einzelnen Staaten, um über den Fall der Verletzung des Völkerrechts zu urtheilen. Von ihr solle auch der Bestand des Militärwesens der einzelnen Staaten regulirt werden. Doch der Vf. macht sich selbst den Einwurf, die größseren Mächte möchten sich doch wohl schwerlich dem Spruche der Bundesversammlung immer gutwillig fügen. Darin stimmt nun gewiß jeder Vernünftige mit dem Vf. überein, wohl aber möchte ihn mancher mit Rec. fragen: wozu denn dergleichen abgeschmackte Träumereyen hier noch einmal uns aufstischen? Bey Lesern, welche Belehrung und Unter-

haltung erwarten. möchte der Vf. wohl schwerlich viel Dank einrönden, denn wahrhaftig seine Manier gewährt weder das eine noch das andere! — Doch noch auf eine andere Weise, fährt er fort, können die Stipulationen des Völkerrechts eine Garantie erhalten, nämlich durch die bey allen Cabinetten in Kraft gesetzte Maxime, es erfordere das allgemeine Interesse aller einzelnen Theile des Staatensystems darüber zu wachen, daß kein Theil das Völkerrecht verletze, und sich auf Kosten des anderen vergrößere. Dies ist der Grundsatz des wohlverstandenen Systems des europäischen Gleichgewichts, welches aber ja leider unser Vf. oben für eine bodenlose Chimäre erklärte! Doch ach! der Krieg wird dadurch nicht ausgerottet, und das ist ja doch die große Aufgabe, welche hier gelöst werden soll. Ein großer Gewinn ist es jedoch schon, wenn die Kriege seltener gemacht und ihre Uebel gemildert werden; — hier werden denn wieder einige Sätze aus dem neueren Völkerrechte in Kriegszeiten angeführt, — so wie wir auch manches über die Beeinträchtigungen der Schifffahrt in Kriegszeiten erfahren. Der Staatenbund soll immer weiter ausgedehnt, und der Ausdehnungstrieb der cultivirten Bundesvölker gegen die außer dem Bunde lebenden Barbaren gerichtet werden; — die Eroberungen, welche von ihnen gemacht werden, können zu Compensationsmitteln für Abtretungen der Bundesstaaten unter sich benutzt werden. Die kleineren Staaten endlich sollen als Schutzverwandte an die größeren sich anschließen.

So weit unser Vf. Es hat Rec. viele Mühe gekostet, ihn bis zum Schlusse zu folgen, und die tödtliche Langeweile, welche er beym Durchlesen dieses Aufsatzes empfand, zu überwinden. Wozu und für wen ist er denn eigentlich geschrieben? Rec. wenigstens weiß sich darauf keine Antwort zu geben. Soll der Aufsatz belehren? Allein er enthält nur oft gesagte und ungleich besser gesagte, jedem Kenner längst bekannte Sätze. Soll er unterhalten? Allein die Darstellung ist so trivial, jede Spur von Ordnung sucht man so ganz und gar vergebens, daß Rec. mit Grande fürchtet, die Leser werden die Langeweile, die er empfand, im vollen Maße theilen. Trotz des Berufs, welchen der Vf. seinem eigenen Geständnisse nach fühlt, das Urtheil seiner Zeitgenossen zu lenken, möchte ihm doch Rec. wohlmeinend rathe, seine Ideen erst besser zu ordnen und besser darzustellen, ehe er sie dem Publicum mittheilt. Bis jetzt haben sie dessen Urtheil höchstens nur verwirren können.

Nicht viel besser als mit diesem Aufsätze steht es mit den beiden anderen Heften der politischen Annalen. Das dritte Heft enthält: *Brasilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika* von Crome. Unsere Erwartungen, wozu uns der Name des Vfs. berechtigte, sind auch hier bey weitem nicht befriedigt worden. Gleich im Eingange seiner Schrift tadelt der Vf. sehr bitter das Benehmen des portugiesischen Hofes, und schildert es als eine Folge der verderblichsten Unentschlossenheit und Schwäche, und einer unbesonnenen Anhänglichkeit an das bishe-

rige System der Abhängigkeit von England. Bloßer Tadel überzeugt nicht. Es hätte zugleich die Ansicht derer berichtigt werden sollen, welche den Schritt des portugies. Hofes, wenn auch das Verdienst des Entschlusses ihm nur zum Theile gehöre, als einen Zug von Festigkeit und Charakter; ja wohl gar in politischer Rücksicht als einen Act hoher Weisheit, bewundern. Eine solche Berichtigung war gewiss für einen solchen Politiker etwas sehr leichtes. Das, was uns Hr. C. bis jetzt von Brasilien berichtet, betrifft ausschließlich nur das Land, und ist nicht viel mehr als ein Auszug aus Raynal und einigen anderen zum Theil sehr bekannten Schriftstellern. Von der Lebensart der Brasilianer sowohl, als der Portugiesen in diesem Lande, von ihrem Handel und Wandel soll in den folgenden Heften gehandelt werden.

Über das 4. Heft, welches die *Genealogie der jetzt regierenden europäischen Häuser* von Snell enthält, hat Rec. nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ihm diese, so weit er sie verglichen, ziemlich genaue Compilation in alphabetischer Ordnung, sehr unpassend als Heft einer Zeitschrift erscheint. — Zum Schlusse sieht sich Rec. genöthigt, noch einer eigenen Rubrik des ersten und zweyten Heftes zu erwähnen, welche den prächtigen Titel: *Handzeichnungen nach Rabener und Lichtenberg* führt. Es gehört wahrlich eine arge Schaamlosigkeit dazu, den Namen des ehrwürdigen Lichtenberg dergleichen erbärmlichen Sudeleyen vorzusetzen. Nicht witzig, aber plump über die Masse wird hier der unberufene Schreiber, und gegen mehrere der geachteten Schriftsteller bellt er schamlos an: Wer diesen Ausdruck zu hart findet, der lese nur Heft 2 S. 15. Z. 8 ff. Möchte der Herausgeber doch bedenken, daß dies wahrlich nicht der Weg ist, seine Zeitschrift bey dem gestuteten Publicum zu empfehlen.

A. L.

HANNOVER, E. Ritscher: *Contraste zu dem Gemälde der Weiber. Nebst einer Apologie derselben gegen die Befehdung im goldenen Kalbe*. Ein Anhang zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Herausgegeben von Carl Friedrich Pockels. Hefrath zu Braunschweig. 1804. 112 S. 8. (9 Gr.)

Der würdige Vf. dieser lesenswerthen Schrift hat hier einige fremde Gemälde des schöneren Geschlechts, die theils durch idealische Schilderung, theils durch pikante und paradoxe Behandlung anziehend sind, ausgehoben, und an dieselben theils kürzere, theils umständlichere eigene Reflexionen gereiht. Jene sind 1) *St. Evremonts Frau*. Nach dem Französischen. (*La femme, qui ne se trouve point, et qui ne se trouvera point*. l. ouvr. mêlées. Lond. 1709.) 2) *Noch ein Ideal des Weibes*. (Nach dem Cornelius Agrippa frèy behandelt, mit eingeschaltetem Raisonement über diese phantastische Darstellung des bekannten exaltirten, aber immer interessanten gelehrten Träumers.) 3) *Die Weiber im goldenen Kalbe* mit den Noten zu diesem Gemälde. Die letzten besonders empfehlen sich durch Behandlung

und Vortrag als eine schon Kritik des vorangehenden Textes, in welchem sich die Eigentümlichkeiten des Geistes und der Manier ihres Vfs. üppiger Witz, Scharfsinn nur spielende La zu vereinigen sch dem Vorstande di gliedert und gewi Schimmer der W ganz Eckige, Sch nicht geschont. H

Wahrheit oft in vorzüglich it eindringend- hilderung zer vom bloßen und auch das des Gemäldes ie Frauenzim-

mer gegen die Vorwürfe des Leichtsinnes, der Inconsequenz und einer unheilbaren Selbstsucht zu rechtfertigen gesucht. Schade, daß bey der ruhigen Ansicht des Vfs. und seiner mehr nüchternen Manier der Darstellung, die gegen die, wodurch ercommen- zirt, im Ganzen nicht unvortheilhaft ablicht, sein Vortrag zuweilen auch von der Kostbarkeit der letzten etwas aufnehmen ansetzt. Wir rechnen dahin Ausdrücke, wie folgende: *Polirter Spiegel der Vorstellungskraft des Weibs*, S. 92; *ätherisches Geschütz der Thränen und Worte und Kasse*, S. 93. K. P.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Hamburg, b. Neff-  
ter: *Über das Alter*. 1803. 47 S. 8. (4 Gr.) Wer kennt und liebt nicht die kleine Schrift, in welcher Cicero den älteren Cato die Einwendungen und Anklagen, die das gemeinere Urtheil so oft gegen das Alter erhebt, entkräftet und seine Vortheile anpreisen laßt? Zwar ist es nicht die dialogische Kunst, die hier entfaltete wäre, was das Werkchen so anziehend macht. Es ist bekannt, daß der Redner Cicero diese nicht sehr in seiner Macht hatte, wohl auch seinem Plato abzulernen sich nicht die Mühe gab. Nur sehr ungenügend kann man den *Cato major* einen Dialog nennen, da nur von vorne herein die Einleitung dialogisch ist, und bald das Ganze sich in einen Sermon eines Einzelnen verliert, wobey von den Anforderungen an ein Gespräch, insofern Gefinnungen und Charaktere darin fortschreitend sollen entwickelt werden, weiter nicht die Rede ist. Allein theils die Person des Wortführers, theils noch mehr die bereits Fülle seines Vortrags, die Gemüthlichkeit, mit der er zu seinen Freunden spricht, und der Reichtum von Erfahrungen, die hier niedergelegt sind, die schönen aus dem Leben geschöpften Belege, womit der würdige Greis seine Sätze erläutert, machen die Schrift zu einer sehr anziehenden Lectüre. Es scheint demnach kein unglücklicher Gedanke zu seyn, daß Hr. Cuvio, wie er sich in der Zweignung unterzeichnet, der Vf. des vorliegenden Werkchens, indem er nicht nur sich selber den Eintritt in das Alter mit einer dieser Periode angemessenen Betrachtung erleichtern wollte, sondern auch noch Gelegenheit suchte, einem nach Rang und Verdienst sehr ehrwürdigen Mannes, seinem Fürsten Ferdinand, zum Geburtsfeste auf eine würdige Weise Glück zu wünschen, eher an jene berühmte Schrift sich angeschlossen, als seinen Gegenstand unabhängig von derselben behandeln wollte.

Der Vf. folgt den bekannten vier Hauptpunkten, die in dem ciceronischen Werkchen erörtert sind, und benutzt stellenweise vieles aus demselben, jedoch mit freyer zweckmäßiger Wahl. Er laßt eigene Reflexionen abwechseln mit denen seines Vorgängers, und such die von demselben endehnten Belege und Zeugnisse aus dem Alterthum wechseln mit Zügen aus der Charaktergeschichte neuerer Zeit ab. Vergl. z. B. S. 23 und 28, wo Jerusalem und Lord Chatam aufgeführt werden. Die Sprache ist im Ganzen genommen nicht ohne Würde und Wärme; auch wird sie von einem reifen Interesse für das Stille belebt. Nur einzelne Ausdrücke und Wendungen scheinen uns mit dem übrigen Ton zu sehr abzustehen, oft auch zu kostbar. Dahin gehören S. 9. *Die Hoffnung lispelt mit ihrem Besessenen*, S. 13, *Ihr durch weiße Erfahrungen aufgebildeter Kopf ist ein Schmelztiegel, in dem sich alle Ideen vereinigen*, S. 24. *Sticht keine Gallwasse der Leidenschaft an an*, S. 32. *Ehrlicher Halm, komm, wenn du willst mit deinem Staudenglas und deiner fürchterlichen Hippe*. Auch kommt S. 22 diese armseliche Phrase vor: *Es geht uns, wie fernem Bruder Hain*.

Ex. T.

Schönz Rümern. Leipzig, b. J. G. B. Fleischer: *Ansprache und Andolph, die edlen Räuber*; mehr Wahrheit, als Roman. 1807. Zwey Theile. 308 u. 304 S. 8. (3 Thlr.) Ein paar Studenten auf einer angefahrenen Universität Deutschlands wollen die Stunden, die ihnen noch künftiger Wiederholung ihrer Collegien

übrig bleiben, wenigstens zu ihrem Nutzen anwenden, und kommen auf den Gedanken, gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Sie sind beide ein paar Dorfschulmeistersöhne, die, unter den ehrlichen Bauernjungen aufgewachsen, keine Erfahrung des Lebens weiter gemacht haben, als die ihm der Postwagen auf der Reise nach der Universität und die selbst dargeboten; ihre Phantasie aber ist durch das Lesen des Rinaldo Rinaldini befeuert worden. Sie bilden sich aus, sie selbst waren die Helden, und setzen deshalb, als sie mit ihrer Arbeit fertig sind, auf den Titel: *Mehr Wahrheit, als Roman*. Um aber das Werk, nach ihrer Ansicht, in höchster Vollkommenheit aufzustellen, fehlen demselben noch einige Verse vor jedes Capital. Sie selbst fühlten sich unfähig, dergleichen zu machen; finden aber in dem Umkreis ihrer Bekanntschaft einen Stiefelputzer, der sich neben seinem Geschafter auch noch mit Versmachen abgibt. Diesen laden sie auf, einige Strophen zur Probe herzubringen. Hagschick, und die Probe lautet also:

Zu des Waldes Felsen-Sitze  
Zieh'n der Räuber Schaa'n hin;  
Doch vereint an ihrer Spitze,  
Herrscht der Freunde Edelstirn.  
Muth und Treue lehrt sie Lächeln  
Sie im Chor der Räuber geh'n;  
Denn sie sehn im Winden-Fächeln  
Hoffnung besah'n Zeichen wehn.  
Ist, es blinkt am fernen Himmel  
Euch der Hoffnung Zauberstrahl,  
Winkt euch, aus dem Raubgewimmel  
Zu der Freundschaft heitern Mahl.

Es war voraussetzen, daß solche Poesie dem höchsten Beyfall entgegen wurde, und der Stiefelputzer wurde für das ganze Werk engagirt. Er hat noch einige treffliche Beytrags geliefert, die wir aber an Ort und Stelle selbst nachsehen lassen müssen. — So viel von der Entstehung und allmählichen Ausbildung dieses Buchs. Die Erzählung davon steht zugleich jedes weitere Urtheil überflüssig. Wir können jedoch nicht unterlassen, um den Gaumen der Lesewelt schon im Voraus ein wenig zu kitzeln, Ruprechts und Rudolphs Aufnahme unter die Räuber hier mitzutheilen. „Um eine große, schwarz behangene Tafel, auf welcher ein Totenkopf, ein Leich auf eine Pissole, übers Kreuz gelegt, standen, hatten die versammelten Räuber einen Kreis formirt. Hohe Kerzen verbrannten Tageshelle in dem unterirdischen Zimmer. — Der Hauptmann stellte sich an ihre Spitze, und Ruprecht und Rudolph standen vor ihm. — Nach einer kurzen, von dem Hauptmann an die Versammelten gehaltenen Rede (Rec. und an ihm gewiß die ganze Lesewelt erbitten sich bey einer neuen Auflage diese Rede in extenso), leisteten unsere Freunde den Schwur der Treue. Mit einem Dolche mußten sie sich in die Arme ritzen, und mit dem Blute ihre Namen in ein ihm dargelegtes Buch schreiben. Der Hauptmann las heimlich die Namen in dem Blutbuche, und gab ihnen dann den Befehl, welchem Beyspiele alle Räuber folgten.“ Wir gratuliren den beiden Herren zu dieser Ehre recht herzlich, und wünschen uns, bey vorkommenden Fällen, ihre Freundschaft und Wohlwogenheit.

Ex.

# Monatsregister

v o m

N o v e m b e r 1 8 0 8.

## I. Verzeichniß der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

### A.

- A**lbrechtsberger Generalbasi-Schule. N. Aufl. 275. 246.  
*Alger* Gedichte. 1 Samml. 271. 333.  
*Alorna* Beschreibung der Gefängnisse von Junqueira in Portugal. Aus dem Portugiesischen von v. Eckert. Herausgegeben von v. Murry 277. 583.  
 Anweisung, praktische, in Wachs und Gips zu bossiren 277. 581.  
 Auffassung, reine, des Urchristenthums in den paulinischen Briefen 256. 209.

### B.

- Becker neue Erholungen. 1 Bächen. 269. 517.  
 Birkenhayns Gespräche mit seinen Kindern 270. 527.  
 Bode astronomisches Jahrbuch für d. Jahr 1810 272. 537.  
 Bothe Rosaura 269. 516.

### C.

- Cervantes de Saavedra* die Drangsale des Perfiles und der Sigismunda. Uebersetzt von Therman. 1 Th. 269. 513.  
 Code de commerce. Collationné sur les registres du conseil d'état, par Raynal. (Fortsetzung.) 257. 217.  
 Code de commerce, d'après l'édition originale et officielle, précédé des discours de MM. les conseillers d'état par Legras 268. 229.  
 Crome Brasilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika 280. 401.

### D.

- Dittmann die Lehre Jesu oder Fragen an Kinder, die confirmirt werden sollen. 5te Aufl. 279. 599.  
 Dubanton Dictionnaire du code civil 268. 231.

### E.

- Engelmanns gründlicher Unterricht in der Rechenbleiche 277. 582.  
 Evelina oder das Burggespenst. Nach dem Engl. des Castle Spectre 271. 585.

### F.

- Falke, der 271. 533.  
 Fichte Reden an die deutsche Nation 261. 249.  
 v. Flak, Luise, poetische Versuche 271. 532.  
 Flachland Fragmente über einige Ansteckungsstoffe, vorzüglich über diese der Pocken, nebst der Geschichte über die in den badischen Landen verbreitete Vaccination 269. 256.

### G.

- Geschichten, kleine, für Kinder von 6 — 10 Jahren. 1 Th. 5te Aufl. 2 Th. 265. 287.  
 Grundriß der französischen Sprache, verbunden mit praktischen Uebungen zum Uebersetzen ins Französische über alle Regeln dieser Sprache von D — s. 266. 296.  
 Gauss praktischer Unterricht in Berechnung ausländischer Waaren 268. 511.  
 — — theoretisch - praktisches Rechenbuch für Lehrende und Lernende. 5te Aufl. 1. 2. 3 Th. 263. 511.

### H.

- Handbibliothek für die Jugend. 1. 2 Bächen. 279. 400.

- Handbuch für Dorfschullehrer über Luthers kleinen Katechismus 279. 598.  
 Handelsgesetzbuch, das, des französischen Reichs. Nach der officiellen Ausgabe übersetzt 268. 226.  
 — — — französisches, nach der officiellen Ausgabe des Code de commerce übersetzt 268. 226.  
 — — — Nach der officiellen Ausgabe übersetzt von Müller 253. 226.  
 — — — Napoleons I. Kaisers der Franzosen u. s. w. Uebersetzt von Ehrhard 268. 226.  
 Handlungsgezetzbuch. Nach der einzig officiellen Originalausgabe aus der kaiserl. Druckerey übersetzt von Lessautz 258. 227.  
 — — — Nach der officiellen Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von Daniels 268. 227.  
 Hanstein Erinnerungen an Jesus Christus 278. 585.  
 Happach Materialien zu neuen Ansichten für die Erklärungsseelenkunde u. andere physikalische Gegenstände. 3. 4 Stück 277. 583.  
 Hering neue praktische Singeschule für Kinder. 1 Bächen. 275. 560.  
 Hermbstädt chemisch-technologische Grundsätze der gesammten Ledergerberey. 2 Theil 277. 577.  
 Hochheimer chemische Farbenlehre oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey. 4 Theil 276. 578.  
 Höchstetter biblisches Spruch- und Lese-Büchlein zum Gebrauch der evangelischen Schulen 276. 376.  
 Hummel Selico 269. 519.

### I.

- Johns chemisches Laboratorium 275. 361.  
 Journal für Bienenfreunde von Büsching und Kaiser. 4 Jahrg. 1. 2 Heft 276. 574.  
 Jungnitz Grundriß der Naturlehre zum Gebrauch für Vorlesungen. 2 Th. 2te Abtheilung 274. 553.

### K.

- Kämpfe homiletisches Handbuch zum leichteren und nützlicheren Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Fest-Tage des ganzen Jahres. 2 B. 2 Th. 2 Heft 277. 584.  
 Krause Hand- und Hülf-Buch für angehende Prediger, wie auch für solche Schullehrer und Küster, welche sich die Verfertigung der sogenannten Lebensläufe und Abkündigungen erleichtern wollen 278. 588.  
 Krause praktische Anweisung zur deutschen Sprache für geberne Deutsche. 5te Aufl. 271. 329.

### L.

- Lachmann mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift 278. 389.  
 Lambrecht Gefänge aus dem Singspiele: die Verwehlungen. Nach dem Französischen 269. 519.  
 Legras Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce 258. 250.  
 Löbel der freymüthige Heilkünstler. 1. 2 Theil 260. 241.  
 — — Hygiene für Frauen und Kinder 260. 245.  
 Louis Annales der Geschichte und Politik. 1 B. 2 — 5 Heft 280. 401.

**Louis** Europa's Umwandlungen in ihrem Verhältnisse zu dem allgemeinen Befinden. 3 Hefte. 280, 401.

# M.

**Mans** Table chronologique de l'Histoire universelle, depuis le commencement de l'année 1700 jusqu'à la paix générale de l'année 1802. 270, 327.

**Manuel** du Museum Français. 1. 10 Livr. 266, 292.

**Meusel** deutsches Künstlerlexicon. 2te Ausg. 1 B. 266, 294.

**Mohlert** Vermehrung der schwedischen Mortalitätstafel mit neuen, zum Behuf verschiedener Rechnungen erforderlichen Columnen, die alle auf die Wargentinische Tafel gegründet sind 258, 231.

**Müller** Materialien zu Lebensläufen und sogenannten Binfegnungen. 278, 388.

# N.

**Neuköfer** Gedichte. 1. 2 Bänden. 271, 332.

# P.

**Pfeiffer** Gedichte. 269, 319.

**Pfeß** Gedichte. 271, 332.

**Pockels** Contraste zu dem Gemälde der Weiber. 280, 406.

**Pölit** die Erziehungswissenschaft. 1. 2 Th. 264, 273.

— die Staatslehre für denkende Geschäftsmänner, Cameralisten und gebildete Leser. 1. 2 Th. 267, 297.

**Predigtentwürfe**, neue, über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres, in Sturmischer Manier. 1 Jahrg. 2 Hälfte. 2 Jahrg. 1. 2 Hälfte. 277, 383.

— — — über die gewöhnlichen Sonnfest- und Aposteltage - Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr. 6 B. 1 — 3 Heft. 277, 383.

**Pugnet** Mémoires sur les fièvres pestilentiellles et insidieuses du Levant. 269, 238.

# R.

**Ratschky** neuere Gedichte. 271, 338.

**Redetheile** der deutschen Sprache für untere Schulclassen. 266, 296.

**Ruprecht** und Rudolph, die edlen Räuber. 1. 2 Th. 280, 407.

# S.

**Sammlung** deutscher Dichter. 271, 332. 325.

**Schanfus** neueste Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Pocken und der Luftseuche. 259, 233.

**Schuppins** Lectiones Latinae, veterum gentium historiam continentes. P. I. 266, 295.

— — — Tabulae synchronisticae ex historia veterum gentium. Periodus I. 266, 295.

**Seeger** Magazin für Cameralisten. 1 B. 1 Stück. 276, 375.

**Seidel** die Emislarier einer neuen Propaganda. 1. 2 Bänden. 278, 351.

**Swelt** Genealogie der jetzt regierenden europäischen Häuser. 280, 411.

— — — kleines Lesebuch für die Jugend. 1. 2 Bänden. 279, 406.

**Soden** Virginia. Mit Musik von Himmel. 271, 335.

**Spittlers** Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. 2 Abdruck. Mit einer Fortsetzung von Sartorius. 1. 2 Th. 270, 321.

**Stick- und Zeichen-Buch**, botanisches, für Damen. 3 Heft. 276, 376.

**Streckfuß** Gedichte. 271, 332.

# T.

**Tennecker** Handbuch der niederen Reitkunst. 1 B. 265, 270.

— — — Handbuch der niederen und höheren Reitkunst. 1 B. 1 Abth. 263, 270.

**Treitschke** die Neger. 269, 319.

— — — Mitgefühl. 269, 319.

**Tschaggey** wie wichtig es sey, auch bey eigenem Unglück unser Herz für fremde Noth stets offen zu erhalten. 278, 391.

# U.

**Ueber** das Alter. 280, 407.

**Unterberger** Abhandlung über die beständige Befähigungskunst, und nöthige Begriffe von dem Angriff und der Vertheidigung der Festungen. 268, 308.

— — — Abhandlung über die Feldbefähigungskunst. 268, 308.

— — — kurzer Unterricht vom Aufnehmen mit dem Meßstische. 268, 308.

— — — nöthige Anfangsgründe der Planimetrie. 268, 308.

— — — nöthige Anfangsgründe der Rechenkunst, zum Gebrauch der Infanterie - und Cavallerie - Officiere der k. k. österreichischen Armee. 268, 308.

— — — nöthige Kenntnisse von dem Geschütz und dessen Gebrauch. 268, 308.

— — — wesentliche Kenntnisse der Infanterie - und Cavallerie - Feuegewehre. 268, 308.

# V.

**Vielh** physikalischer Kinderfreund. 7. 8 Bänden. 277, 330.

# W.

**Wechselordnung**, neue französische, ausgezogen aus dem Handlungs - Codex. 258, 227.

**Will** vermischte Gedichte. 1. 2 Bänden. 271, 332.

**Wolfrath** Versuch eines Lehrbuchs der allgemeinen Katechetik und Didaktik. 279, 335.

— — — Versuch eines Lehrbuchs der religiös-moralischen Katechetik und Didaktik. 279, 335.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

**Albrecht** in Wolfenbüttel. 276.  
**Anonymer** Verleger. 266.  
**Anton** in Görlitz. 277.  
**Auecke** Buchh. in Köthen. 273.  
**Barth d. J.** in Breslau. 274. 278.  
**Barth** in Leipzig. 277.  
**Braunes** in Berlin. 278.  
**Buchheister** in Breslau u. Leipzig. 271.  
**Campe** in Hamburg. 258.  
**Clament** in Paris. 257.  
**Crapart, Caille, Ravier** und Hacquart in Paris. 258.  
**Darmmann** in Züllichau und Freystadt. 278.  
**Degen** in Wien. 269 (4). 271 (2).

**Dieterich** in Göttingen. 266.  
**Dieterici** in Berlin. 278.  
**Erhard** in Stuttgart. 279.  
**Feind** in Leipzig. 259.  
**Fleischer, Benj.** in Leipzig. 265. 277. 280.  
**Fleischer d. J.** in Leipzig. 258. 273. 276.  
**Gädicke** in Berlin. 260.  
**Gebauer** in Halle. 270.  
**Gignet und Michau** in Paris. 258 (2).  
**Gleditsch** in Leipzig. 269.  
**Göbbels u. Unser** in Königsberg. 279.  
**Gräff** in Leipzig. 276.  
**Gräff** in Leipzig. 277.  
**Günter** in Glogau. 277.

**Haase** in Prag. 268.  
**Hertel** in Leipzig. 277.  
**Heyer** in Gießen. 271.  
**Hinrichs** in Leipzig. 258. 264. 267.  
**Hoffmann** in Hamburg. 277.  
**Hofmeister u. Kühnel** in Leipzig. 273.  
**Keil** in Köln. 268.  
**Keyser** in Erfurt. 266 (2).  
**Kramer** in Zerbst. 279.  
**Maurer** in Berlin. 271. 275.  
**Mayr'sche** Buchh. in Salaburg. 271.  
**Meyer** in Lemgo. 266. 279 (2).  
**Mittler** in Leipzig. 278.  
**Monath und Kufeler** in Nürnberg. 277. 278.

Mylius in Berlin 270.  
 Nestler in Hamburg 280.  
 Paul u. Comp. in Coblenz 258 (2).  
 Perisse in Paris 259.  
 Realbuchhandlung in Berlin 261.  
 269. 277.  
 Reinike in Leipzig 260.  
 Reitmayr in Straubing 271.  
 Reymann in Lyon 259.  
 Ritscher in Hannover 280.  
 Rommerskirchen in Cöln 269.

Schulze in Oldenburg 271.  
 Schüppel in Berlin 269.  
 Schwan und Götz in Heidelberg und  
 Mannheim 276.  
 Seeger in Leipzig 263.  
 Seidel in Nürnberg u. Salzbach 276.  
 Siegert in Liegnitz u. Leipzig 278.  
 Stagesche Buchh. in Leipzig 271.  
 Tafsche und Müller in Gießen und  
 Wetzlar 279. 280.

Treuttel und Würtz in Paris 266.  
 Trampens Erben in Halle 271.  
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 258.  
 Vieweg in Braunschweig 271.  
 Vofs in Dessau und Leipzig 258.  
 Walther in Dresden 270.  
 Wappler und Beck in Wien 268 (7).  
 Weygand in Leipzig 256.  
 Wohlfahrt in Brieg 278.

### III. Intelligenzblatt des November.

#### Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an d. G. Verl. 85. 703.  
 — — — in Kiel Verl. 85. 687. 688.  
 Andreäische Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 79. 653.  
 Bädcker u. Comp. in Duisburg Verl. 81. 669. 670.  
 Dabelow Archiv für den Code Napoléon. 4 Hefte 82. 677.  
 Dankwerts in Göttingen Verl. 83. 688.  
 Darnmann in Züllichau und Freystadt Verl. 86. 712.  
 Degen in Wien Verl. 84. 693.  
 Feuerbrände, neue. 17 Hefte 81. 669.  
 Göpferdt in Jena Verl. 82. 678.  
 Hartknoch in Leipzig Verl. 86. 711.  
 Jordan in Siegen Verl. 79. 651.  
 Keil in Köln Verl. 79. 655.  
 Klügersche Buchh. in Arnstadt Verl. 85. 688.  
 Kunst- und Industrie-Comptoir in Berlin Verl. 86. 709.  
 Macklotische Hofbuchh. in Carlsruhe Verl. 81. 670.  
 Mallinckrodt in Dortmund Verl. 80. 660.  
 Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 84. 693.  
 Perthes in Gotha Verl. 83. 677. 678. 679.  
 Spangenberg in Göttingen Commentar über den  
 Code Napoléon 81. 670.  
 Unger in Berlin Verl. 80. 659.  
 Vossische Buchh. in Berlin Uebersetzungsanzeige 86. 712.  
 Waisenhausbuchh. in Halle Verl. 79. 652.  
 Waltherische Hofbuchh. in Dresden Verl. 81. 667. 85. 703.  
 Weidmannsche Buchh. in Leipzig Verl. 80. 660.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ampere in Paris 84. 689.  
 Arnault in Paris 82. 673.  
 v. Bassowitz in Mecklenburg-Schwerin 86. 706.  
 de Bauffet in Paris 82. 673.  
 Bellant in Paris 84. 689.  
 de Bonald in Paris 82. 673.  
 Boy in Lübeck 86. 703.  
 v. Brandenstein in Mecklenburg-Schwerin 86. 705.  
 Braun in Freyburg 86. 705.  
 Budan in Paris 84. 689.  
 Capados in Amsterdam 82. 674.  
 Champeaux in Paris 84. 689.  
 Coiffier in Paris 84. 689.  
 Cuvier in Paris 82. 673.  
 Daburon in Paris 84. 689.  
 Degen in Puchendorf 82. 675.  
 Delamalle in Paris 82. 673.  
 Despaux in Paris 84. 689.  
 Desrenaudes in Paris 82. 675.  
 Eichstädt in Jena 86. 705.  
 Emmery in Paris 82. 673.  
 Fischer in Moskau 82. 674.  
 Freidhof in Berlin 82. 673.  
 Guenax in Paris 84. 689.  
 Guerout in Paris 82. 673.  
 Haacke in Halle 82. 674.  
 Hempel in Göttingen 82. 673.  
 Hennemann in Mecklenburg-Schwerin 82. 673.  
 Horner in Petersburg 82. 674.

Joubert in Paris 84. 689.  
 Justen in Paris 82. 673.  
 Kastner in Heidelberg 84. 690.  
 Kestner in Halle 85. 684.  
 Kopp in Hanau 83. 684.  
 Langenbeck in Göttingen 82. 673.  
 Lefebvre-Gineau in Paris 84. 689.  
 Legendre in Paris 82. 673.  
 Leonhard in Hanau 83. 684.  
 Lohmann in Halle 83. 684.  
 v. Maanen in Amsterdam 82. 674.  
 Meinicke in Halle 83. 684.  
 Meister in Nürnberg 82. 674.  
 Meißner in Halle 83. 684.  
 Moser in Stuttgart 82. 678.  
 Mozart in Florenz 83. 682.  
 Noel in Paris 84. 689.  
 Nougarede in Paris 82. 673.  
 Osiander in Göttingen 82. 673.  
 Paulus in Schorndorf 84. 689.  
 Petites in Paris 84. 689.  
 Pictet in Paris 84. 689.  
 le Prevost d'Iray in Paris 84. 689.  
 Rendu in Paris 84. 689.  
 v. Reii in Amsterdam 82. 674.  
 Roman in Marseille 84. 689.  
 Rouwenhof in Amsterdam 82. 674.  
 Royer-Collard in Paris 84. 689.  
 v. Schultes in Coburg 84. 689.  
 v. Sponeck in Heidelberg 84. 690.  
 v. Stengel in Wien 82. 674.  
 Strauß in Aschaffenburg 82. 673.  
 Turk in Halle 82. 674.  
 Villar in Paris 84. 689.  
 Wiggers in Rostock 86. 705.  
 v. Ziegeler in Gotha 86. 705.

#### Nekrolog.

Albertandi in Warschau 82. 675.  
 Benciventi in Florenz 82. 675.  
 Bartinelli in Italien 86. 705.  
 Beyer in Barchim 82. 673.  
 Blum in Hanau 82. 675.  
 Ceretti in Modena 86. 705.  
 Gerhard in Breslau 82. 674.  
 Marillier in Frankreich 82. 675.  
 Meyer in Helmstädt 86. 705.  
 Maitte in Dijon 86. 705.  
 Pignotti in Florenz 86. 705.  
 Reinhard in Erfurt 82. 675.  
 Reverdil in Genf 86. 705.  
 Roustan in Genf 82. 674.  
 v. Schreckenstein in Donsaufchingen 82. 673.  
 Ventenat in Paris 82. 675.

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Ain-Departement, Sitzung der Societé d'émulation et d'agriculture am 8 Sept. 85. 685.  
 Besançon, Preisaufgaben der Akademie 86. 709.



Bordeaux, Preisvertheilung und Preisfragen der Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künfte 83. 682.  
 Florenz, Anordnung einer consultirenden Kammer der Künste und Handwerker zu Preisvertheilungen 84. 692.  
 — neue Organisation der florentinischen Akademie 83. 682.  
 Gand, die Société des artistes réunis feiert das Fest des heil. Lucas am 18 Oct. 86. 710.  
 Halle, Stiftungsfeyer der naturforschenden Gesellschaft am 5 Jul. 83. 684.  
 Kiel, die dänische Regierung setzt drey Preise auf die Beurtheilung von v. Eggers Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs 83. 688.  
 Kopenhagen, Sitzungen der königl. medicinischen Gesellschaft am 31 März und 3 April 83. 685.  
 — Sitzungen der skandinavischen Literaturgesellschaft vom 12 May — 11 Jun. 83. 684.  
 Langensalza, Preisvertheilung der königl. sächsl. privileg. thüringischen Landwirtschaftsgesellschaft 82. 675.  
 Lyon, Preisvertheilung der Société des amis du commerce et des arts 83. 682.  
 Mayland, Preisvertheilung der königl. Akademie der schönen Künste 79. 650.  
 Paris, Bericht der Classe der Literatur und Geschichte des Instituts über das Msspt. einer hist. de l'anarchie de Pologne 79. 649.  
 — Bericht über die Arbeiten der Pensionäre an der kaiserl. Musikschule zu Rom, in der Sitzung der Classe der schönen Künste am 1 Oct. vorgelesen 85. 702.  
 — das Institut de France überreicht dem Kaiser einige Schriften, und stellt ihm die neuen Mitglieder vor 83. 681.  
 — Notiz von den Arbeiten der Classe der schönen Künste des Instituts von 1807—1808 85. 697.  
 — Preisfragen der ionischen Akademie 83. 681.  
 — Sitzung und Preisvertheilung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale am 24 Aug. 86. 706.  
 — Versammlung und Preisvertheilung der Classe der schönen Künste des Instituts vom 24 Sept. und 1 Oct. 84. 692.  
 Rouen, Preisvertheilung der Akademie der Wissenschaften und Künste am 10 Aug. 84. 691.  
 Venedig, die Akademie der schönen Wissenschaften hält ihre erste Sitzung am 4 Sept. 83. 684.

#### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Altenburg, neuer Schulplan für das Gymnasium 80. 658.  
 Bamberg, Preisvertheilung in den öffentlichen Bildungsanstalten 81. 666.  
 Duisburg, Promotion 80. 657.  
 Erlangen, Promotionen, Pfingstprogramm und Ankündigung eines landwirthschaftlichen Instituts 80. 657.  
 Göttingen, Preisvertheilung an die Studirenden 81. 666.  
 Halle, Errichtung einer Bergwerkschule, nebst Nachrichten die klinischen Institute und die Frankischen Stiftungen betreffend 81. 666.  
 Nordhausen, neuer Schulplan 80. 658.  
 Paris, Preisvertheilung an die Zörlinge im Conservatorium der Künste und Handwerker am 15 Aug. 84. 689.  
 Rußland, Reform des Clerus und der theologischen Seminarien 80. 668.  
 Turin, Preisvertheilung am Lyceum 81. 667.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Altäre, römische, werden zu Cassel bey Maynz gefunden 83. 685.  
 Amsterdam, zwey junge Architekten werden nach Paris gesandt 81. 661.  
 Antikritik von L. v. G. gegen die Rec. der Lettres sur la Westphalie in der Jen. A. L. Z. nebst Antwort des Rec. 79. 656.  
 Anzeige, die Lehenserfolge in Bischofsheim betreffend 80. 661.  
 de Bach in Wien hat einen Circus gymnasticus eröffnet 82. 677.  
 Berichtigung der Realschulbuchhandlung in Berlin gegen den Rec. vom Spaldings Rede über die deutsche Sprache, nebst Antwort des Rec. 81. 672.  
 v. Bofelager Nachricht an das Publicum 81. 671.  
 Bücherauction in Dresden 84. 694. 85. 704. 86. 712.  
 — — in Hamburg 84. 694.  
 — — in Hannover 80. 661.  
 — — in Jena 83. 688.  
 Canova in Rom hat zwey neue Meisterwerke verfertigt 84. 692.  
 Cours historique élémentaire de peinture au Musée du Musée Napoléon, 65 und 64 Lieferung, ist erschienen 80. 662.  
 Departement der Ober-Alpen errichtet dem K. Napoleon einen Obelisk auf dem Mont-Genève — Inschriften desselben 83. 615.  
 Expedition der Jen. A. L. Z., Nachricht an die Abonnenten 84. 695.  
 Gand, Kunstausstellung und Preisvertheilung an die jungen Künstler 81. 664.  
 Hermann in Frankfurt a. M. Anzeige, die neuen theol. Annalen von Wachler betreffend 81. 671.  
 Harichs in Leipzig, Nachschrift zu Müllers Antwort 82. 680.  
 Holland, Errichtung eines königl. Museums 81. 668.  
 Inghirami's Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet wird nicht zerstückelt 84. 692.  
 Lacré in Paris überreicht dem Kaiser den Esprit du Code de commerce 83. 696.  
 v. Müller in Cassel hat die vollständige Leitung der öffentlichen Unterrichtsanstalten erhalten 86. 710.  
 Müller in Leipzig Antwort auf die freche Beschuldigung des Buchh. Reil zu Cölln die Verdeutschung der napoleonischen Gesetzbücher betreffend 82. 679.  
 Musée Français, publié p. Robillard-Peroville et Laurent, 61 u. 62 Lieferung ist erschienen 79. 652.  
 New-York, Errichtung eines großen Staatsgebäudes 82. 677.  
 Paris, Biot und Mathien sollen die Pendellänge von Bordeaux bestimmen 83. 686.  
 — der persische Gesandte besucht die kaiserl. Bibliothek 82. 678.  
 — die Kunstausstellung ist auf den 14 Oct. festgesetzt 80. 668.  
 Pohl in Merseburg hat eine Vorbereitungsanstalt für angehende Landwirthe errichtet 82. 678.  
 Rußland, Vollendung des Marienkanals 83. 687.  
 Schafska in Ungarn Berichtigung 84. 694.  
 v. Seckendorf in Wien Erklärung an die Leser und Mitarbeiter des Prometheus 79. 664.  
 Turin, Ausstellung in der Schule der Baukunst und Malerey 82. 676.  
 Voyage pittoresque de Constantinople etc. 3 Lieferung, wird dem Kaiser überreicht 83. 666.  
 Washington, Errichtung eines Monuments zum Andenken der vor Tripoli gebliebenen Krieger 82. 677.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 D E C E M B E R, 1 8 0 8.

## T H E O L O G I E.

Lexoo, b. Meyer: *Die katholischen Briefe.* Neu übersetzt und erklärt, mit Excursen und einleitenden Abhandlungen herausgegeben von *Johann Christian Wilhelm Augusti*, Prof. der orientalischen Literatur zu Jena. Zweyter Theil. 1808. VIII, 214 und 28 S. 8. (20 Gr.)

Es ist gewiss allen Freunden eines gründlichen Bibelstudiums sehr erwünscht, daß Hr. A. auf den im J. 1801 erschienenen ersten Theil seiner Bearbeitung der so genannten katholischen Briefe des N. T. endlich den zweyten, der das Werk beschließt, hat folgen lassen. Bey einer genaueren Vergleichung findet man bald, daß dieser zweyte Theil sehr bedeutende Vorzüge vor dem ersten hat, was der Vf. selbst (in der Vorrede) als eine Folge der Verzögerung dieser Arbeit andeutet. Er hat nicht nur auf neuere Untersuchungen über die in diesem zweyten Theile enthaltenen Briefe (den zweyten petrinischen, den Brief des Judas, und die drey johanneischen) prüfende Rücksicht genommen, sondern auch nicht sowohl einen vollständigen, das Bekannte wiederholenden Commentar, als eine Auswahl von mehr eigenthümlichen exegetischen Bemerkungen, die zu neuen Forschungen und Resultaten führen können, geliefert. Doch vermuthen wir (— die Vorrede ist schon im Januar 1807 geschrieben —), daß das Manuscript ein Jahr lang in der Druckerey geruhet hat, denn sonst würde der Vf. auch wohl auf die neueren Untersuchungen des Hn. D. J. F. Flatt, und des Hn. D. Dahl über die Ächtheit des zweyten petrinischen Briefes, und des Briefes Judä, Rücksicht genommen haben. Er ist freylich mit beiden zu Einem und demselben Haupt-Resultate, nämlich, daß der dem Petrus zugeschriebene zweyte Brief wirklich von diesem Apostel herrühre, gelangt; aber in einzelnen Punkten, besonders über das Verhältniß des Briefes Judä zum zweyten petrinischen Briefe, würde er vielleicht bey Berücksichtigung der Schriften jener Gelehrten sein Urtheil anders fixirt haben. Am verdienstlichsten sind übrigens in diesem zweyten Theile die vollständigen Einleitungen in die einzelnen Briefe. Sie zeichnen sich aus durch historische Kritik und durch Scharfsinn in Gewinnung neuer Resultate, die indess doch nicht für jeden anderen Forscher gleich befriedigend seyn werden. Hat doch der Vf. selbst zuweilen in diesem zweyten Theile (z. B. S. 16 und 149) eine im ersten von ihm behauptete J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

Meinung wieder zurückgenommen oder anders modificirt! — Die neue Übersetzung, welche der Vf. von dem zweyten petrinischen und dem Briefe des Judas liefert (die in neueren Zeiten mehrmals mit Sorgfalt bearbeiteten drey johanneischen hat er gar nicht übersetzt); hat vor der Stokzischen den Vorzug, daß sie nicht so modernisirt ist, sondern den Charakter des Originals treuer darlegt; sie ist aber auch dafür an einigen Stellen etwas steif geworden: 2 Petr. I, 9 hat Hr. A. übersetzt: „Bey wem dieses alles nicht angetroffen wird, der ist — blödsichtig, indem Vergessenheit der Reinigung seiner vorigen Sünden sich seiner bemächtigt.“ Warum nicht: „indem er der Reinigung von seinen vorigen Sünden uneingedenk ist“? — V. 10 lautet in Hn. A's. Übersetzung so: „Wendet daher desto größeren Fleiß an, Eure Berufung und Erwählung zu befestigen; denn wenn das geschieht, dann werdet ihr niemals das Ziel verfehlen.“ Rec. drückt die Stelle so aus: „Darum bestrebet Euch denn um so mehr, Euch in dem, wozu Ihr berufen und erwählt seyd, zu befestigen; denn wenn Ihr dies thut, so werdet Ihr nicht straucheln.“ V. 16 übersetzt Hr. A.; ohne die Hendiadys (την — δύναμιν καὶ παρουσίαν) umzubilden: „Wir haben Euch, ohne ausgeklügelten Sagen zu folgen, mit den Kraftäusserungen und dem Daseyn unseres Herrn Jesu Christi bekannt gemacht.“ Rec. hält folgende Überf. für schicklicher: „Ich habe, nicht auf schlaue erfundene Mährchen bauend, Euch das glorreiche Leben unseres H. J. Ch. bekannt gemacht.“ C. II, 5 heist es: „Nur den Noah, den Prediger der Gerechtigkeit, erhielt er, zusammen acht Personen“, anstatt: *nebst sieben Personen*. In den Anmerkungen S. 53 zieht Hr. A. die Erklärung vor, wonach zu übersetzen wäre: „Noah, der der achte Prediger der Ger. war“; allein jene andere ist aus dem Sprachgebrauche sehr wohl erweislich, wenn dagegen bey dieser die Wortversetzung immer hart bleibt. Manche andere Stellen der Übersetzung, welche uns auffallen, gründen sich auf die uns nicht annehmlich scheinende Interpretation des Vfs. 2 Petr. I, 20 ist übersetzt: „Hiebey beherzigt vor allen Dingen, daß jede Prophezeiung der Schrift nicht nach eigener Auslegung mitgetheilt wird.“ Dies wäre ein sehr dunkler räthselhafter Satz; Hr. A. verdeutlicht ihn zwar in den Anmerkungen; aber uns scheint die Erklärung doch sehr gesucht; wir übersetzen mit *Morus*, *Rossmüller* und anderen: „Wisset zuvörderst, daß kein prophetischer Ausspruch der Schrift sich von selbst erklärt“, d. h. an und für

Fff

sich selbst deutlich genug ist; erst der Erfolg muß ihn aufklären. Dieser Sinn paßt zum Context vortreflich. C. II, 8 verbindet Hr. A. βλέμματι καὶ ἀνοῶν unmittelbar mit ὁ δίκαιος, wie auch einige andere Ausleger thun, übersetzt aber auf eine ihm eigenthümliche Art den ganzen Vers also: „er, der als ein dem Anschein und Gerücht nach rechtschaffener Bürger unter ihnen wohnte, mußte seiner rechtschaffenen Seele durch Wahrnehmung ihrer gesetzwidrigen Handlungen mit jedem Tage neue Kränkungen zufügen.“ Wir zweifeln, daß der Sprachgebrauch es erlaubt, βλέμματι so zu nehmen; überdies hätte doch Petrus, so wenig geübt er auch im griechischen Styl seyn mochte, wenn jenes der Sinn seyn sollte, die Worte so stellen müssen: ὁ γὰρ βλέμμα καὶ ἀνοῶν δίκαιος. C. II, 11 hat Hr. A. übersetzt: „Nicht einmal die (bösen) Engel, die doch an Stärke und Macht weit größer sind, vermögen es, den Richterspruch, den der Herr ihrer Lästerung wegen gegen sie fället, zu ertragen.“ Allein selbst einem Stylisten, wie Petrus, kann man, so lange eine andere Erklärung zulässig, geschweige denn sehr anpassend ist, es nicht aufbürden, daß er βλάσφημον κρίσιν anstatt κρίσιν περὶ τῆς βλασφημίας gebraucht, und noch dazu von Gott gebraucht habe. Wir drücken den Sinn nach der gewöhnlichen Erklärung so aus: „Doch tragen die (guten) Engel, die an Macht und Gewalt so weit über jene (frechen Menschen) erhaben sind, Bedenken, vor Gott ein schmähendes Urtheil über sie (die höheren gefallenen Wesen, die bösen Engel) auszusprechen.“ Vgl. Jud. V. 9. Im folgenden 12 Vers ist Sinn und Ausdruck offenbar verfehlt — „Sie aber (die lasterhaften Irlehrer), die wie die vernunftlosen Thiere von der Natur nur zum Fang und zur Vernichtung bestimmt sind, lästern in ihrer Verblendung und werden, wozu sie bestimmt sind, vernichtet.“ Die Prädicata Φυσικά, γεγεννημένα εἰς ἄλωσιν ff. beziehen sich nicht auf οὗτοι, sondern auf ζῶα, wie der Vf. auch selbst in den Anmerkungen angegeben hat. Rec. übersetzt aber auch die letzte Vershälfte anders, nämlich so: „diese Menschen, die den vernunftlosen — Thieren gleichen, lästern etwas, das sie nicht kennen, werden aber in ihrer eigenen Ruchlosigkeit umkommen.“ — Im Briefe des Judas V. 4 hat Hr. A. übersetzt: „Es haben sich eingeschlichen einige Leute, längst schon aufgezeichnet für dieses Strafgericht, welche ruchlos genug sind, die Gnade unseres Gottes zu vertauschen mit Uppigkeit, und unseren alleinigen Gebieter und Herrn Jesum Christum zu verleugnen.“ Der Vf. giebt S. 151 zu, daß diese Stelle, auch wenn man Ἰδὼν als ächt im Texte (nach δεσπότην) behalte, keinen Beweis für die Gottheit Jesu gebe; er will nun aber, indem er Ἰδὼν nach den mehrten kritischen Zeugnissen für unächt erklärt, doch τὸν μόνον δεσπότην auf Christum ziehen. Allein Rec. zweifelt sehr, daß Christus μόνος δεσπότης genannt seyn kann; es wäre dies ganz gegen die sonstige Christologie des N. T. Uns scheint der 4 Vers so übersetzt werden zu müssen: „Es haben sich einige Menschen einge-

schlichen, die schon längst zu dieser Strafe [wovon ich jetzt rede] bestimmt sind, Verruchte, welche die Wohlthat unseres Gottes (d. i. die christliche Lehre) zur Befriedigung schändlicher Lüste (εἰς ἀσελείαν) missbrauchen (f. V. 12) und die den einzigen Allherrscher und unseren Herrn (d. i. Lehrer) Jesum Christum verleugnen.“ V. 12 hat Hr. A. fast übereinstimmend mit Stolz: „Das sind bey euren Liebes-Mählern die Schandflecken, schmausend ohne Scheu, weldend ihren Körper.“ Allein σπλάδες kann nicht gleichbedeutend mit σπῖλοι seyn; daß die Autorität des Hesychius hier nichts beweist, hat Hr. A. (S. 136) selbst zugegeben. Rec. übersetzt: „Sie sind gleichsam Klippen bey euren Liebesmahlen; sie schwelgen mit euch ohne Scheu und müßten sich.“ Der Ausdruck Klippen kann, zumal da sogleich noch ungewöhnlichere Bilder folgen, gar nicht auffallen. Brauchen doch auch römische Schriftsteller (Cicero in Pis. c. 18. Florus epit. IV, 9) das latein. scopulus auf dieselbe Art. — In der so viel besprochenen Stelle 2 Petri III, 15. 16 stimmt Hr. A. S. 16, wie auch schon andere Ausleger gethan haben, für eine partielle Interpolation und zwar der Worte: καὶ ὡς καὶ ὁ ἀγαπητὸς bis αὐτῶν ἀπώλειαν. Allein es bedarf, um die aus der angefochtenen Stelle hergenommenen Einwürfe gegen die Authentie des zweyten petrin. Briefes zu heben, nach unserem Bedünken gar nicht einer so kühnen Conjectur; auch ist dieselbe gar nicht zulässig, da, wenn jene Worte als später interpolirt wegfallen, eine offenbare Lücke zwischen den Ermahnungen V. 14: Διὸ, ἀγαπητοί, — σωτηρίαν ἠγείσθε und V. 17: Τῆς οὖν, ἀγαπητοί, προγιν. ff. entsteht. — Daß sich 1 Petr. I, 14 auf Joh. XXI, 18, 19 beziehe, wie der Vf. S. 11 noch annimmt, ist durchaus unwahrscheinlich. S. Dahl, Diff. de αὐθεντία epistolarum Petrinae posterioris atque Judae S. 66. — Um die Übereinstimmung dieser beiden Briefe zu erklären, stellt Hr. A. S. 104 ff. drey Fälle als möglich auf; und hält dann den dritten für den wahrscheinlichsten, daß nämlich beide Briefsteller — Judas ist Hn. A. so gut Apostel, als Petrus — vorher eine mündliche Verabredung getroffen hätten; aber sollte diese wohl eine solche Identität der Gedanken und Ausdrücke haben hervorbringen können? Hr. A. beschränkt (S. 95) diese Identität freylich nur auf Jud. 13 und 2 Petr. II, 17; aber sie geht nach unserer geprüften Überzeugung viel weiter. Auf gleiche Art muß Rec. auch die vom Vf. im zweyten Excursus S. 167 ff. aufgestellte Hypothese, daß in den Briefen Petri, Judas und Johannis Spuren vom Essäismus vorkommen, in Zweifel ziehen, wenn er gleich zugiebt, daß in den Moralgrundsätzen der Essäer und denen, welche Jesus und die Apostel aufstellten, manche Übereinstimmung sey, so wie überhaupt alle reinen und strengeren Moralsysteme vielfach harmoniren müssen. — Daß der erste Brief des Johannes ein Begleitungs-Schreiben oder eine Beylage des Evangeliums sey, worin der ganze Inhalt des letzteren noch einmal concentrirt dargestellt, und mit praktischen Bemerkungen beglän-

werde, hat Hr. A. S. 183 ff. allerdings sehr wahrscheinlich gemacht; doch bleibt der Einwurf, daß in dem Briefe alle ausdrückliche Beziehung auf das Evangelium vermißt werde; auch läßt sich der vom Vf. zugleich aufgestellten Hypothese von der *katholischen Tendenz des Evangeliums* noch manches entgegensetzen, das aber die Grenzen einer Recension überschreiten würde. — Den *zweiten johanneischen Brief* erklärt Hr. A. S. 170 für ein *Circular-Schreiben* an Judenchristen; S. 205 ff. aber sucht er mit vielem Scharf sinn zu zeigen, daß dieser Brief an *die christliche Gemeinde zu Jerusalem* geschrieben sey. Der S. 204 bemerklich gemachte Umstand, daß sich nicht wohl erklären lasse, wie ein Handbillet an eine christliche Matrone unter die *kathol. Briefe* aufgenommen worden, scheint uns jedoch nicht erheblich; man wollte die beiden durch irgend einen Umstand in einer Hauptgemeinde zur öffentlichen Notiz gekommenen liebevollen Privatbriefe des verehrten Apostels gern für einen weiteren Umkreis und für die Nachwelt erhalten; man legte sie also zu dem ersten Briefe, der wegen seiner allgemeinen Bestimmung mit Recht einen Platz in dem *Καθολικόν* erhalten hatte. — Die berühmte Stelle 1 Joh. V, 6—8, weis Hr. A., obgleich er die unächtlichen Worte in derselben wirklich als unächt ausschließt, dennoch mit der *Lehre von drey Personen in der Gottheit* in die genaueste Verbindung zu bringen. Rec. kann dabey bloß den Scharf sinn des Vfs. anerkennen, der übrigens die drey Wörter *ὕδωρ*, *αἷμα* und *πνεῦμα* von den dreyen Sacramenten, *Taufe*, *Abendmahl* und *Ab-solution*, erklärt. Um die Zahl der imponirenden Erklärungen dieser Stelle noch um Eine zu vermehren, führt Rec. die ihm neulich von einem großen Gelehrten mündlich mitgetheilte Meinung an, daß *αἷμα* nichts anders als die *Beschneidung Christi* bezeichne. — Noch müssen wir bemerken, daß Hr. A. in dem oben noch nicht von uns erwähnten *ersten Excursus* die *Christologie in den katholischen Briefen* sehr zweckmäßig auseinandergesetzt, und daß er im Anhang eine literarische Seltenheit, die bis dahin ungedruckte, sehr wohl gelungene, *hebräische Übersetzung der Petrinischen und Johanneischen Briefe* von dem ehemaligen Rector *Conradi* zu Ohrdruff mitgetheilt hat, wofür ihm gewiß außer dem Rec. noch andere Leser danken werden. RMD.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Taufe* von Adam Theodor Albert Franz Lehman, Diaconus in Dinkelsbühl. 1807. VI. und 138 S. 8. (14. Gr.)

Diese Schrift ist vorzüglich durch Synodalfragen, die das Consistorium zu Anspach für die Jahre 1805 und 1806 seiner Geistlichkeit aufgegeben hat; und durch den königlichen preussischen Cabinetbefehl, daß kein Kind länger als sechs Wochen ohne Taufe bleiben solle, veranlaßt worden. Der Anfang wird mit einer kurzen Geschichte der Taufe gemacht, die lehrreich für den ist, der sie nicht kennt; aber noch viel nützlicher seyn würde, wenn sie nicht bloß aus

neueren Schriften compilirt wäre, sondern die benutzten Quellen angäbe, und wenn hier nicht die vielen Druckfehler, von welchen die Schrift auch sonst nicht frey ist, besonders schaden. Auch würde hie und da mehr Weitläufigkeit oder genauere Bestimmtheit zu wünschen seyn. Mancher wird es z. B. kaum glauben, daß man noch im 17. Jahrhundert in England durch Untertauchen getauft hat. Sieht man sich nun nach Gewährsmännern oder Zeugen über diese Nachricht um: so muß man diese erst anderswo suchen, und dann findet man die Sache also: In England geschah, wie im ganzen Occident, die Taufe durch Besprengung seit dem 13ten Jahrhundert; aber bey der englischen Reformation ward freygegeben, *entweder* durch Untertauchen, *oder* durch Besprengung zu taufen, und so ist wirklich noch im 17ten Jahrhundert die Untertauchung zuweilen gebraucht worden.

Der zweyte Abschnitt enthält Ideen über die Nothwendigkeit der Taufe, oder einen Versuch einer philosophischen Berücksichtigung derselben. Dabey fällt der Vf. in den leider immer noch allzugewöhnlichen Fehler, daß er die altdogmatischen Ansichten der Taufe zu wenig aus dem Gesichtspuncte derer betrachtet, die sie hatten und gaben. Wie leicht können seine Einwürfe gegen solche Vorstellungen widerlegt werden, wenn man die letzteren, z. B. im Sinn einer Baumgarten'schen Dogmatik nimmt, so unwiderlegbar sie sind, wenn man die Gedanken eines unphilosophischen, altgläubigen Eifersers dabey voraussetzt! Wie können doch Verstand, Vernunft und Gemüth hier, wie überall in der christlichen Religion, so schön in Übereinstimmung gebracht werden, wenn man nur nicht voraussetzt, daß sie in Streit seyn müßten, sondern bedenkt, daß das Eine zwar weiter führen kann, als die anderen, daß sie aber alle auf einem geraden Wege zum Ziel führen müssen, wenn dieß das Richtige seyn soll. Die Nothwendigkeit der Taufe sucht der Vf. daraus zu zeigen, daß der religiöse Sinn in dem Menschen einen Anfang haben müsse, und daß der Mensch in diesem Anfange sich ein Symbol suche, um seinen inneren Zustand äußerlich darzustellen, und daher, wenn er höre, daß Jesus die Taufe als ein solches eingesetzt habe, es gewiß in seiner religiösen Begeisterung ergreifen werde und müsse. Die Kindertaufe will er angesehen wissen als „Ausdruck des religiösen Gefühls bey der Geburt eines menschlichen Wesens, als symbolische Seligpreisung der Unschuld, Gebet um Beendigung der Sünde, Herbeyrufung der Schuldlosigkeit und ermunternde Weissagung eines heiligen Lebens, ausgesprochen über jeden Neugeborenen, der zwar durch die seiner Natur inwohnende Nothwendigkeit diese drey Wege betreten muß, aber durch Erziehung länger auf dem ersten erhalten, durch Freyheit sich früher vom zweyten auf den dritten begeben kann.“ Er will sie betrachtet wissen als „frohe Weissagung der gesalenen Seele und des freyen und ewigen Lebens in Gott mit Gebet und Ermahnung verbunden,“ und so als „noth-

wentliges Bedürfnis christlich frommer Ältern oder Pfleger neugeborner Kinder." Diese Gedanken, gehörig verstanden, wird man vortrefflich finden; auch führen sie weiter, als die sonst gewöhnlichen dogmatischen Vorstellungen; diese sind aber, wenn man sie nur richtig und so versteht, wie sie sich bey gründlichen Dogmatikern finden, mit jenen wohl zu vereinigen, und dürfen vorzüglich darum nicht aus der Acht gelassen werden, weil nicht alle christlichen Ältern so religiös sind, aus diesem Standpunkte die Taufe zu betrachten, doch aber auch durch wahre Gründe, nicht durch Aberglauben, nicht durch bloßes äusseres Gesetz, bewogen werden müssen, ihre Kinder taufen zu lassen. Oder will man bloß frommer Ältern Kinder taufen? Oder will man nicht Fromme durch solche Gründe dazu bewegen, die nur auf Fromme Gewicht haben können? Oder will man sie zwingen, oder durch Überredungskünste, bey denen nicht Wahrheit zum Grunde liegt, sie dahin bringen? Oder leugnet man ihr Daseyn in der christlichen Kirche? Man wird zugeben müssen, daß, so lange man in der christlichen Kirche Unkraut unter dem Weizen hat, man sich auch nach Gründen zu Empfehlung der Religionshandlungen umsehen muß, die nichts Falsches enthalten dürfen, aber doch auch auf noch nicht christlich gesinnte Menschen wirken. Dies ist ihrer Natur nach bey der Taufe vorzüglich nöthig, und man wird sie finden, wenn man nicht bloß mit dem frommen Gemüthe, sondern auch mit der Vernunft und selbst mit dem Verstande in den Urkunden und dem Wesentlichen des Christenthums, in dem Geiste, wenn auch nicht in den Worten alter denkender Dogmatiker danach sucht.

In dem dritten Abschnitt wendet der Vf. seine Ideen auf unseren kirchlichen Zustand an, oder er thut Vorschläge, wie die Taufhandlung zweckmäßiger ein-

zuführen wäre, Vorschläge, für welche jeder christliche Prediger ihn segnen wird. Wären sie nur so leicht auszuführen! Auch dabey ist zu wenig an die große Menge mittelmässigen denkender und halb gut gesinnter Religionslehrer gedacht, für welche Formulare immer ein Bedürfnis seyn werden, wenn nicht die Religionshandlungen mehr in Minderachtung kommen sollen. Sehr schön wäre es, nach des Rec. Urtheil, wenn das ausgeführt werden könnte, was der Vf. rath, daß in jeder Gemeinde etwa alle 6 Wochen ein Tag bestimmt würde, an welchem alle etwa 6 Wochen alte Kinder öffentlich in der Kirche zugleich in Gegenwart der Gemeinde getauft würden: aber wie soll das eingeführt werden, so leicht es zu seyn scheint? Werden die Consistorien es wollen? Werden die Ältern damit zufrieden seyn? Kann, soll man es auch bey der Unzufriedenheit der Ältern einführen? Der Vf. rath, die Haus- und Noth-Taufen denen zu verstatten, die sie für ihre Kinder wollen; wird es nicht, wenn das geschieht, bey den Alten bleiben?

Den Beschluss machen zwey Anhänge. In dem Einen wird der oben erwähnte preussische Cabinetbefehl sehr richtig beurtheilt; aber noch schärfer sollte es gerügt seyn, daß man die Taufe als bürgerlich nothwendig betrachtet, da man hier die bürgerlichen Zwecke auf andere Weise besser erreichen könnte, daß der Staat sich dieser Religionshandlung so sehr, und der anderen wenig oder gar nicht annimmt. Warum kann diese nicht so gut wie die anderen frey, oder warum können die anderen nicht so gut wie diese erzwungen seyn? Der zweyte Anhang enthält eine Kanzelrede über die Nothwendigkeit der Kindertaufe, die vortrefflich ist, aber es noch mehr seyn würde, wenn sie an allen Stellen gleich populär wäre.

Dfr.

### KLEINE SCHRIFTE N.

**THEOLOGIE.** Königsberg, in Commiff. b. Nicolovius: *Commentatio ethico-theologica de Immanuelis Kantio, veritatis religionis Christianae in foro rationis humanae non accusatore sed vindice; scripta Steph. Wonnowski; Sacri Reformatorem Minister, et scholae ex iisdem denominatae Rectoris* 1806. 32 S. 8. (3 Gr.) Veranlassung zu dieser Schrift gab dem Vf. die Jubelfeyer der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder, welcher er für den vorzüglichen Antheil, den sie an seiner literarischen Bildung hatte, bey dieser Gelegenheit ein literarisches Denkmal statten wollte. Er wählte dazu den philosophischen Helden des Zeitalters, wie er ihn schildert — und beschloß, denselben gegen den Vorwurf gefährlicher Grundsätze in Beziehung auf die geoffenbarte Religion zu vertheidigen. In dieser Absicht geht er von seiner Erziehung aus. Kant's Ältern sowohl als seine früheren Lehrer waren dem *Spener'schen*, hauptsächlich durch *Franc. Alb. Schultze* nach Königsberg verpflanzten, Pietismus von ganzer Seele ergeben. Mit dieser frommehnden Denkart machte auf der anderen Seite die, von Friedrich dem Großen in den preussischen Staaten jetzt immer mehr begünstigte, französische Philosophie einen auffallenden Contrast. Kant ging in der Mitte zwischen beiden durch; ungeachtet die vollkommene Gewissensfreyheit, welche man unter dem Schutze des Königs genoss, ihn bey freymüthigen Äußerungen im Punkte der Religion über jede Bedenklichkeit würde hinweggesetzt haben. Er vermied es, und zwar, nach des Vfs. Behauptung, *absichtlich*, in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Laufbahn über die Religion zu schreiben; und kam er, als Lehrer oder als Freund und Gesellschafter, in den Fall, sich über sie erklären zu müß-

sen: so geschah es allemal mit Bescheidenheit, Mäßigung und Voricht. Da er sich aber nun späterhin hinlänglich vorbereitet und reif genug glaubte, um auch über die Religion ein gediegenes Wort öffentlich sprechen zu können, — was hauptsächlich in seiner Schrift: *Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft*, geschah: so fiel seine Entscheidung dahin aus, jede vernünftige Gottesverehrung könne keinen anderen als rein *sittlichen* Zweck haben. Wahr hieß ihm daher die christliche Religion, insofern sie als eine rein *sittliche* Lehre von ihrem Stifter vorgetragen wurde; die erst nachher von anderen vorgenommenen Erweiterungen und geschichtlichen Darstellungen der christlichen Offenbarung zu beurkunden oder zu rechtfertigen, überließ Kant; als Philosoph, denjenigen, deren Amt und Stand es mit sich bringt, sich hierauf einzulassen (S. 11). In der Auslegung der Bibel stimmte er überall auf eine *vernunftgemäße* Deutung ihres Sinnes, und auf eine völlige Ausgleichung sowohl als Vereinigung der geoffenbarten und natürlichen Religion, wie der Vf. meistens mit Kant's eigenen Worten zu beweisen sucht. Diese Befreundung beider, in welche Hr. W. die ganze *religiöse* Tendenz aller hieher gehörigen Schriften des königsbergischen Philosophen setzt, führt er nun vollends durch einzelne Lehrensätze, z. B. vom Daseyn Gottes, von einer, noch jetzt alles leitenden und nach weisen Zwecken ordnenden Vorsehung, hindurch, und bemüht sich, hiemit auch im Einzelnen darzuthun, daß Kant *vindex veritatis religionis Christianae* gewesen sey, insofern zwischen christlicher und natürlicher Religion, oder vielmehr, zwischen Religion und Sittenlehre, gar kein wesentlicher Unterschied mehr angenommen werde. Cr.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 D E C E M B E R, 1 8 0 8.

## JURISPRUDENZ.

- 1) COBLENZ, b. Pauli u. Comp.: *Codex Napoleon*. Übersetzt von F. Laffautz, Prof. zu Coblenz. Zweyte, dem Gesetz vom 3 Sept. 1807 gemäße, und mit allen bis zur Verkündung dieses Gesetzes erschienenen, ins Civilrecht einschlägigen Gesetzen und Verordnungen vermehrte Auflage. Mit einem Anhang und einem vollständigen Sachregister. 1807. 570 S. 8. (2 Thlr.)
  - 2) STRASSBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Codex Napoleon*. Übersetzt nach der neuen officiellen Ausgabe von einer Gesellschaft Rechtsgelehrter, und durch Noten erläutert von L. Spielmann, kaiserl. Procur. b. d. Civilger. zu Straßburg, und auferord. Prof. a. d. Rechtsschule das. 1808. 677 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)
  - 3) KÖLN, b. Keil: *Code Napoleon*. Nach dem officiellen Texte übersetzt von Hn. Daniels, Substituten des kais. Generalprocurators b. d. Cassationshofe zu Paris. Zweyte Aufl. (welcher die Gesetze, kais. Decrete, Gutachten des Staatsraths und Instructionen des Großrichters Justizministers, wodurch mehrere Verfügungen des Gesetzgeb. Nap. näher bestimmt oder erläutert werden, an den gehörigen Orten beygefügt sind.) 1808. 585 S. 8. (2 Thlr.)
  - 4) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Napoleons I. bürgerliches Gesetzbuch*. Nach der neuesten officiellen Originalausgabe und den decretirten Abänderungen vom 3 Sept. 1807, verdeutscht und mit einigen erklärenden Anmerkungen, auch einem vollständigen Wort- und Sach-Register versehen von K. L. M. Müller. 1808. 351 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)
  - 5) DRESDAU u. LEIPZIG, b. Vofs: *Napoleons I. bürgerliches Gesetzbuch*. Nach der neuesten officiellen Ausgabe verdeutscht und nebst den von dem französischen Rechtsgelehrten Hn. Dard jedem Artikel beygefügtten Paralleltellen des römischen und älteren französischen Rechts, auch seinen eigenen Bemerkungen, und einem vollständigen Sachregister, herausgegeben von D. Christ. Dan. Erhard, kön. sächs. Oberhofgerichtsaffessor, ord. Prof. d. Rechte zu Leipzig u. s. w. 1808. XX u. 624 S. 8. (2 Thlr.)
  - 6) STRASSBURG u. PARIS, b. Treuttel und Würtz: *Alphabetisches Sachregister zu No. 2.* 1808. 147 S. 8. (12 Gr.)
- S. A. L. Z.* 1808. *Vierter Band.*

\*) Die officiell westphälische Übersetzung des C. N. war bey Abfassung dieser schon im September eingegangenen Recension noch nicht erschienen, und wird in künftigem Jahrgange unserer *A. L. Z.* beurtheilt werden.

Mit Macht scheint der *Code Napoleon*, dessen große Vorzüge vor allen bisherigen Gesetzbüchern von einem anderen Recensenten in dem 3 — 8 Stücke des vorigen Jahrg. dieser Zeitung näher entwickelt worden sind, sich auch in Deutschland Eingang zu verschaffen. Nachdem derselbe in dem Königreiche Westphalen, dem Großherzogthum Warschau und dem Gebiete von Danzig bereits gesetzliche Kraft erhalten, haben nunmehr auch der Fürst Primas und die Großherzoge von Baden und Hessen sich für dessen Annahme erklärt; auch weiß man mit Zuverlässigkeit, daß noch andere Fürsten des rheinischen Bundes denselben in ihren Staaten einführen werden. — Es ist demnach die höchste Zeit, das deutsche Publicum durch eine *specielle* Anzeige und Würdigung der seither erschienenen \*) deutschen Übersetzungen in den Stand zu setzen, bey dem Studium jenes Gesetzbuches diejenige zu wählen, welche am meisten dazu geeignet ist, entweder ganz die Stelle des Originals zu vertreten, oder doch zu dessen Erläuterung gebraucht zu werden. — Am sichersten werden wir diesen Zweck erreichen, wenn wir dieselben sämmtlich aus einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachten, nämlich I) nach ihrem Werthe im Allgemeinen mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit einer jeden, II) nach ihrem Verhältnisse zu einander, mit Rücksicht auf die schwierigsten Stellen des Gesetzbuchs, und endlich III) nach den besondern Fehlern und Versehen, die einer jeden einzelnen zur Last fallen.

I) *Allgemeine Würdigung.* a) Die *Laffautz'sche* Übersetzung steht allen übrigen in der Hinsicht offenbar sehr bedeutend nach, daß sie nicht nur, der auf dem Titel geschehenen Versicherung ungeachtet, sehr wenige der durch das Gesetz vom 3 Sept. 1807 erfolgten Abänderungen in dem Context selbst, den bey weitem größten Theil aber bloß auf einem beygedruckten Blatte, enthält, sondern daß sie auch am wenigsten unter allen auf Reinheit der Sprache Anspruch machen kann, vielmehr durchgehend mit undeutschen Redensarten angefüllt ist. Die Übersetzung selbst ist mehrertheils richtig, und die an den gehörigen Stellen mit abgedruckten neueren französischen Gesetze tragen sehr zur Erläuterung bey, der Anhang aber, worin alle erst nach dem Abdrucke der Übersetzung erschienenen Gesetze mitgetheilt werden sollten, ist, so viel Rec. weiß, so

Ggg

Das Directorium der Jen. A. L. Z.



wenig, als das versprochene Sachregister, bis jetzt erschienen. b) Die *Spittmannsche* Übersetzung zeichnet sich durch einen fließenderen Styl und besseren Periodenbau, als man in den anderen in Frankreich erschienenen Übersetzungen findet, vortheilhaft aus; dagegen aber machen bedeutende Nachlässigkeiten und wirkliche Übersetzungsfehler ihren Gebrauch ohne Zuziehung des Originals sehr mißlich und sogar gefährlich; auch geräth es nicht zu ihrer Empfehlung, daß sie von mehreren Rechtsgelehrten ausgearbeitet ist, da man die sehr verschiedene Fähigkeit und Aufmerksamkeit, womit solches geschehen, deutlich wahrnimmt. Einen entschiedenen Vorzug würden ihr die beygefügtten Noten geben, wenn sie dem Zwecke ganz entsprächen, den der Vf. damit beabsichtigte. Recht brauchbar sind dieselben, so lange er sich auf das bloß Historische beschränkt und nur erzählt, wie die eine oder andere auf Eigenthümlichkeiten der französischen Verfassung sich beziehende Verfügung damit zusammenhänge; ganz werthlos, oft sogar unrichtig (z. B. die zum 1238, 1385 und 1400 Art.) erscheinen sie dagegen, wenn der Vf. sich auf wissenschaftliche Erläuterungen einläßt; so wie auch die sonst höchst lobenswerthe Beyfügung der Parallelstellen durch ihre Unvollständigkeit oft mehr zum Irrthume, als zur Belehrung führt. Das viel später erschienene Sachregister ist, wie schon die Seitenzahl beweist, das ausführlichste, welches wir bisher haben, wiewohl noch keineswegs vollständig, da z. B., um nur einige Hauptworte anzuführen, bey: *Bürgschaft*, die Art. 123. 124. 963. 1153. 1216. 1550. 1613. 1653. 1692. 2185 und 2250, bey: *Friedensrichter* die Art. 392. 416. 453. 478. 479. 2198 und 2245, bey *Gütergemeinschaft* die Art. 126. 217. 271. 818. 2066. 2208 und 2256, bey *Nutznießung* die Art. 389. 453. 1020. 1094. 1409 und 1546 fehlen, bey den Worten: *Familiemath*, *Minderjähriger*, *kais. Procurator*, *Solidarität* u. f. w., aber kaum die Hälfte der dazu gehörigen Artikel angeführt ist. Außerdem hätten nothwendig mehrere Nachweisungen Statt finden müssen, da z. B. wer die gesetzliche Bestimmung über Sachverständige sucht, dieselbe weder unter diesem Worte, noch unter: *Kunstverständige*, sondern unter dem ganz undeutlichen Ausdrucke: *Experten*, findet. — c) Die *Danielsche* Übersetzung behauptet, obgleich diese neue Ausgabe, so weit Rec. dieselbe mit der früheren verglichen hat, ein bloß wörtlicher Abdruck derselben zu seyn scheint; noch immer den Rang vor allen, sowohl früher, als gleichzeitig mit ihr, erschienenen Übersetzungen, selbst vor der *Müllerschen*, welche übrigens, wie wir nachher bemerken werden, als treue Nachbildung derselben zu betrachten ist. Genauigkeit und Richtigkeit des Ausdrucks in Beziehung auf den Urtext sind ihr größtes Verdienst; nur selten stößt man auf Stellen, in denen der Sinn nicht ganz getroffen ist, durchgehends aber bemerkt man den Fleiß und die Aufmerksamkeit, womit der Vf. gearbeitet hat. Dem Style schaden hauptsächlich die allzu sichtbare Beybehaltung des französischen Perio-

denbaues, und die vielen aus dem Französischen angenommenen, doch allerdings übersehbaren Ausdrücke. Die auf dem Titel angegebenen Zusätze zu dieser neuen Ausgabe erhöhen noch sehr ihre Brauchbarkeit. — Ungern geht Rec. von dieser — d) zu der *Müllerschen* Übersetzung. — der ersten auf deutschem Boden erschienenen — über. Kommt auch den französischen Übersetzern die Entschuldigung zu Statten, daß durch ihre Arbeit einem Bedürfnisse ihrer Mitbürger abgeholfen ward, dem sie nicht schnell genug begegnen konnten, und welches ihnen nicht gestattete, auf ihre Arbeit so viele Zeit zu verwenden, als eine sorgsame Prüfung jedes einzelnen Ausdrucks nothwendig erfordert hätte; giebt ihnen auch der Umstand, daß es eine fremde oder doch ihnen fremd gewordene Sprache ist, in welche sie das Gesetzbuch übertrugen, den gegründeten Anspruch auf Nachsicht: so steht dem deutschen Gelehrten, der aus einer auch in Deutschland sehr bekannten in seine Muttersprache übersetzt, und dem noch kein Bedürfnis jener Art zur Eile antreibt, durchaus nichts zur Seite, womit er es zu rechtfertigen vermöchte, selbst nach dem Vorgange jener Aller nicht etwas Besseres als sie geliefert zu haben, ja in manchem Betracht sogar hinter denselben zurückgeblieben zu seyn. Hr. M. hat möglichst geeilt; um ja Niemanden vor sich zu lassen, hat zu dem Ende die *Danielsche* Übersetzung vor sich genommen, in dieselbe, was ihm guldünkte, hinein corrigirt (wie einzelne ganz inconsequent stehende gebliebene Stellen außer Zweifel setzen), mehrere Stellen verschlechtert, und hierauf den Abdruck mit solcher Nachlässigkeit besorgen lassen, daß hin und wieder, besonders auch in dem beygedruckten französischen Texte (Art. 805. 906. 1201. 1233. 1246. 1500. 1537.) nicht bloß einzelne Worte, sondern sogar ganze Stellen ausgelassen sind. — Endlich e) muß sich zwar auch die *Erhardtsche* Übersetzung nicht nur einer gleich strengen Prüfung, wie die vorige, aus den nehmlichen Gründen, sondern einer noch strengeren sogar in der Hinsicht unterwerfen, weil ihr Vf. und Verleger bey der Ankündigung selbst die ganze Strenge der Kritik gegen sich aufgefodert haben. Doch sie vertritt auch weit eher eine solche Prüfung, verträgt insonderheit die schärfste Vergleichung mit allen ihren Vorgängern, ohne dadurch in Schatten gestellt zu werden; obgleich Rec. bekennen muß, daß er, abstrahirt von einer Vergleichung mit jenen, und nur auf die Erfordernisse einer solchen Übersetzung im Allgemeinen Rücksicht genommen, gerade von Hn. E. noch bey weitem mehr erwartet hätte, zumal da dessen Arbeit einen so bedächtlichen Gang genommen hat, daß das dritte Buch eben jetzt erst erschienen ist, und daher von dem Rec. hier nicht hat berücksichtigt werden können. An einzelnen Stellen wird sich dieses minder vortheilhafte Urtheil nachher noch bewähren; einige allgemeinere Erinnerungen aber finden hier schon ihren Platz. Sie bestehen darin, daß 1) Hr. E. sich oft zu wenig an die Worte des Textes gehalten, und insonderheit dem Wunsche, Mannich-

Saligkeit und Abwechslung in den Ausdruck zu bringen, die erste Pflicht des Übersetzers eines Gesetzbuches, dem Leser das richtige Auffassen der darin enthaltenen Verfügungen zu erleichtern, und ihm jeden Zweifel über deren Richtigkeit zu ersparen, nicht selten nachgesetzt hat. Man hat es, und mit Recht, Hn. Daniels vorgeworfen, daß er durch seine allzu wörtliche Übersetzung und daher entstehende Weitfchweifigkeit öfters ermüde, obwohl das getreue Wiedergeben des Urtextes bey einer Übersetzung, die, wie die Daniels'sche, die Stelle des Originals für diejenigen, welchen dieses als Gesetz gilt, vertreten soll, weit mehr Werth hat, als die beststylisirte Darstellung des Sinnes der Gesetze, welche unvermeidlich der Gefahr aussetzt, einzelne Ausdrücke, die an sich wenig, im Zusammenhange aber oft sehr viel, entscheiden, verloren gehen zu lassen. Mehr Spielraum haben freylich bloß wissenschaftliche Übersetzungen; doch dürfen auch sie einen billigen Mittelweg nicht überschreiten, und Hr. E. hätte der seinigen gewiß nicht geschadet, wenn er mehr darauf Bedacht genommen hätte, durch genaueres Anschließen an den Text und durch Beybehaltung des nämlichen Ausdrucks für den nämlichen, wenn gleich öfter vorkommenden Gegenstand, jeder Ungewissheit vorzubeugen. — Sodann 2) hat auch Hr. E. zu wenig Aufmerksamkeit auf die Reinheit unserer Muttersprache verwendet, die uns doch jetzt, wo wir die Gelegenheit haben, sie von so manchem fremden Ausdrucke, den wir dem römischen und kanonischen Rechte verdanken, zu säubern, und wo auf der andern Seite alle Vorsicht anzuwenden ist, um nicht die Sprache jenes neuen Gesetzbuches mit der unsrigen zu vermischen, ganz vorzüglich am Herzen liegen muß. Einzelne Worte giebt es allerdings, die sich nicht wohl verdeutschen lassen, wie z. B. *alternativ*, *Paraphernalien*, *Hypothek*, *Confusion*, vielleicht auch *Competenz*; andere, die nur umschrieben werden können, und daher bey öfterem Gebrauche, nach einmaliger Verdeutschung, am besten beybehalten werden, wie z. B. *Emancipation*, *Beneficiarerbe*, *Interdicirter*, *aliquoter Theil*, *solidarisch* u. s. w.; keines von beiden aber ist der Fall mit *Formalität*, *Nullität*, *Sessio*, *Sentenz*, *majorum*, *Criminal*, *speciell*, *Aliments*, *Reparatur*, *Usufructuar*, *Signatur* u. s. w., deren sich doch Hr. E. fast durchgehends bedient hat. Ferner 3) hat Hr. E. es sich erlaubt, außer den beygefügten Noten unter dem Texte auch einzelne Erläuterungen in den Text einzuschalten. Dies kann Rec. im Allgemeinen schon nicht billigen, da es den Leser, welcher das Original selbst nicht vergleichen kann, nothwendig irre macht; ein tadelnswerther Fehler aber ist es, wenn dergleichen Erläuterungen sogar Unrichtigkeiten enthalten. Dies aber ist bey mehreren der Erhard'schen, und namentlich bey folgenden, offenbar der Fall: Im 76 Art. N. 3 werden *actes respectueux* durch „Urkunden über das ehrerbietige Gesuch (um den Beyrath der Altern oder der Familie)“ übersetzt; die eingeschlossenen Worte

sind zugesetzt, und enthalten die unrichtige Voraussetzung, daß auch an die Familie dergleichen ehrerbietige Gesuche gerichtet werden müßten. Eben so ist in dem nämlichen Art. N. 6: *divers domiciles* durch „Wohnorte der Ehegatten“ übersetzt; der Zusatz: *Ehegatten* soll den Sinn aufklären, ist aber falsch, da nach dem 168 Art. auch an dem Wohnorte derer, unter deren Gewalt sich die Ehegatten befinden, das Angebot geschehen muß. Auffallender noch ist die Übersetzung des 340 Art.: „es ist verboten (Amtshalber) zu untersuchen, wer der Vater eines Kindes sey.“ Der Zusatz: *Amtshalber* ist völlig unrichtig, und dem Geiste der franz. Gesetzgebung durchaus zuwider, indem alle dem Gesetze vorausgegangenen Verhandlungen zeigen, daß durch dasselbe die *Civilklage* auf Anerkennung eines unehelichen Kindes ausgeschlossen werden sollte. Auch die im 448 Art. befindliche Einschaltung: „(im Protocolle)“ hätte füglich wegb bleiben können, da sie überflüssig, vielleicht sogar unrichtig ist. — Endlich ist auch noch etwas über die beygefügten *Parallelstellen* und *Noten* zu sagen, da zumal der Vf. darauf viel Gewicht zu legen scheint. Die ersteren sind äußerst unvollständig, und deren bey weitem nicht so viele, als *Spielmann* gesammelt hat, obgleich auch diese fast auf die doppelte Anzahl vermehrt werden könnten. Die Noten aber sind theils eigene Bemerkungen, theils aus dem auch in Deutschland schon bekannten Werke des Hn. Dard entlehnt. Die eigenen sind nicht sehr zahlreich und in exegetischer Hinsicht von weniger Bedeutung, oft sogar, z. B. die zum 5, 6, und 45 Art., nicht ganz richtig; an anderen Stellen hingegen, wo sie nöthig gewesen wären, fehlen sie ganz, welches vorzüglich in Ansehung des 153 Art. mit Rücksicht auf die Rede des Staatsraths Bigot-Prémamou im gesetzgebenden Corps (und eine Entscheidung des Appellationshofes zu Bordeaux: *Jurisprudence du C. C. VIII*, 232) eine Rüge verdient. Die Beyfügung der Dard'schen Noten ist sehr zweckmäßig, doch möchte ein großer Theil derselben, welcher bloß das franz. Wohnheitsrecht zum Gegenstande hat, die meisten Leser nicht interessieren, für den Gelehrten aber durch den in Leipzig erschienenen besondern Abdruck sämmtlicher Dard'schen Noten entbehrlich geworden seyn.

II) *Zusammenstellung und Vergleichung in Rücksicht besonders schwieriger Ausdrücke und Stellen des Gesetzbuches.* — Vorerst finden sich in dem *Code Napoléon* viele zum Theil sehr häufig gebrauchte Ausdrücke, die der französischen Sprache, und insonderheit dem franz. Geschäftsstyle, so gänzlich eigen sind, daß man im Deutschen einzelne gleichbedeutende Worte vergebens sucht, und daher entweder mehrere, mit denen man nach Verschiedenheit der jedesmaligen Bedeutung abwechselt, wählet, oder zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen muß. Über diese Ausdrücke muß der Übers. ganz sich im Reinen seyn, wenn er auf Consequenz und Richtigkeit der Übersetzung Anspruch machen will. Alsdenn aber fehlt es auch nicht an ganzen

Stellen, deren wahrer Sinn den erheblichsten Schwierigkeiten unterworfen ist, so daß dem Übersetzer selbst die genaueste Sprachkenntniß nicht aushilft, sondern nur ein gründliches Studium der Eigenthümlichkeiten des französischen Rechts und der damit in Verbindung stehenden Verfassung den rechten Weg zu zeigen vermag. — Die vorzüglichsten sowohl jener, als dieser, wollen wir einzeln durchgehen, hie-mit jedoch, um diesem Theile der gegenwärtigen Beurtheilung ein noch größeres Interesse zu geben, als der Gegenstand selbst ihm schon gewähren dürfte, eine Vergleichung mit der die officielle italienische Übersetzung begleitenden lateinischen (welche weit vorzüglicher, als die in Paris erschienene, ist, und auch der deutschen Übersetzung für das Königreich Westphalen beygefügt werden wird) verbinden, und zugleich auf Zachariä's sehr lehrreiches Handbuch des französischen Rechts, sofern es als Hilfsmittel der Interpretation in Betracht kommen kann, durchgehends Rücksicht nehmen.

A) *Schwer zu übersetzende Ausdrücke.* — Dahin gehören: 1) die Worte *cité* und *traduit* in dem 14ten Artikel. Daniels, Spielmann, Müller und Zachariä nehmen dieselben völlig gleichbedeutend, Laffautz übersetzt ersteres durch: *geladen*, letzteres durch: *gezogen*; eben das thut Erhard, jedoch mit der Bemerkung, daß das Wort *traduit* nur auf solche Ausländer gehe, welche sich in Frankreich aufhalten. Von der nämlichen Ansicht ausgehend, machte es noch kürzlich ein Rec. der Spielmann'schen Übersetzung den Verfassern derselben sehr zum Vorwurfe, daß sie den wesentlichen Unterschied jener beiden Worte nicht beachtet hätten. Sowohl dieser Rec., als Hr. E., möchten sich inzwischen diesmal irren; denn, bloß grammatisch genommen, heist *traduire devant un juge* nicht etwa, Jemanden persönlich vor Gericht stellen, wie jener Rec. zu glauben scheint, sondern nur: von seinem gewöhnlichen Gerichte ab- und vor ein anderes ziehen. Diefes paßt zum Theil auch auf den ersten Fall des Artikels, mithin liegt jener Verschiedenheit der Worte wohl mehr die Absicht, mit den Ausdrücken abzuwechseln, als irgend ein wesentlicher Zweck zum Grunde. Aber auch die Geschichte der Abfassung des 14ten Art. ist gegen jene Meinung, da in dem Projecte des Gesetzbuches für beide Fälle das Wort: *traduit* gebraucht war, und da überdies der bey dem zweyten Falle von dem Staatsrathe Anfangs beliebte Zusatz: *si il est trouvé en France*, ausdrücklich wieder weggestrichen wurde. Zudem hält sogar einer der Redactoren des Gesetzbuches, Maleville, dafür, daß man die beiden Sätze des Artikels füglich hätte in einen fassen können, wobey er sich bloß des Wortes *cité* bedient, und endlich geht aus mehreren Entscheidungen der Appellationshöfe in Frankreich (*Jurisprudences* V. 468. Laffautz Journ. III, 6, 175) klar hervor, daß man jenen Unterschied für gänzlich unentscheidend gehalten hat, nicht einmal zu gedenken, daß der Art.

15 selbst das Wort: *traduit* von Eseländern gebraucht, und Hr. E. kein Bedenken findet, es hier geradezu durch: *belangt* zu übersetzen. Ubrigens machen die lateinische und italienische Übersetzung ebenfalls keinen Unterschied. — 2) Das so oft und bey so verschiedenen Gelegenheiten vorkommende Wort: *acte*. Die Vf. der drey erstgenannten Übersetzungen haben sich damit leicht geholfen, indem sie durchgehends den Ausdruck: *Act* beybehalten, und es dem Leser überlassen, den jedesmaligen Sinn zu errathen. — Das Wort *acte* heist in der französischen Rechtsprache *jede Handlung*; mag sie nun persönlich, mündlich oder schriftlich geschehen, insonderheit die, welcher das Gesetz eine gewisse Form vorschreibt. In sehr vielen Fällen kann es durch *Urkunde*, in anderen muß es durch *Rechtsgeschäft*, noch in andern durch *Handlung*, in einigen aber durch *Befcheinigung*, übersetzt werden; die erste Bedeutung hat es z. B. in dem zusammengesetzten Ausdrucke: *acte de l'état civil*, und im ganzen Titel vom Urkundenbeweise, die zweyte in den Art. 111, 219, 1451, die dritte in den Art. 151, 391, 779, die vierte endlich in den Art. 283, 287 und 2174. Theils unrichtig, theils wenigstens nicht genau genug ist es daher, wenn das Wort: *acte* von Hn. M. in den Art. 111 und 2174, und von Hn. E. in den Art. 111, 219 und 283 durch *Urkunde*, dagegen von ersterem in den Art. 931, 1335 und 1396, wo es offenbar einen schriftlichen Aufsatz, eine Urkunde, bezeichnet, durch: *Handlung*, übersetzt wird. — Besonders schwierig ist jenes Wort in dem zusammengesetzten Ausdrucke: *actes de l'état civil*, welches die drey französischen Übersetzer ohne Umstände durch: *Acte des Civilstandes*, die übrigen aber auf sehr verschiedene Weise geben. Hr. M. sagt: *Urkunden über den bürgerlichen Zustand*, (auch: *über die bürgerliche Rechtsfähigkeit*); Hr. E. wechselt, nach der oben schon gerügten Methode, mit den Ausdrücken ab, indem er bald: *Beurkundung des bürgerlichen Zustandes*, bald: *Urkunden zur Beglaubigung des bürgerl. Zustandes*, oder auch: *des Civilstandes* sagt, bald dieselben *Protocolle*, bald wieder *Scheine*, einmal sogar *Registraturen* nennt. Hr. Zach. endlich behält theils das französische Wort *acte* ganz bey, und sagt nun: *der Acte (masc.) des Civilstandes*, oder er übersetzt dasselbe, wie E., durch: *Protocolle*. Gegen eine jede dieser Benennungen ließe sich gar Manches erinnern, wiewohl die *actes de l'état civil* mit unseren *Protocolle* am meisten übereinkommen; doch hat auch dieser Ausdruck das immer gegen sich, daß er nicht selten zu Collision mit *procès verbal*, welches in der französischen Rechtsprache eigentlich das *Protocol* bezeichnet, Veranlassung geben würde. Der in einem Aufsatze in den *europäischen Annalen* einmal gebrauchte Ausdruck: *Urkunden des Personenstandes*, scheint dem Rec. unter allen der passendste.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1808.

## JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

von

Laffaux, Spielmann's, Daniels, Müllers  
und Erhard's

deutschen Übersetzungen

des Code Napoléon.

Eine ähnliche Bewandniß, wie mit dem Worte *acts*, hat es 3) mit dem Ausdrucke: *titre*, welcher in den transrhenanischen Übersetzungen wieder geradezu durch *Titel* gegeben wird, so unpassend dies auch oft ist. *Titre* heisst im Allgemeinen jeder Entschuldigungsgrund von Rechten, mögen diese unmittelbar oder nur mittelbar darauf beruhen; daher sowohl die juristische Handlung, welche Rechte begründet, als die Urkunde, welche darüber aufgenommen wurde. So bezeichnet dies Wort im 126 Art. die sämtlichen Documente, welche Jemand über die ihm zustehenden Rechte in Händen hat, z. B. Schuldverschreibungen, Kaufbriefe u. s. w. In diesem allgemeinen Sinne übersetzt man es daher wohl am besten durch *Briefschafteu*; Laff. hat *Rechtstitel*, Daw. *Erwerbungsbriefe*, M. *rechtliche Forderungen*, Sp. *Schriften* und E. *Documents* (Papiere), welches noch am richtigsten seyn würde, wenn es nicht ein fremdes Wort und die beygefügte Erklärung allzu unbestimmt wäre. — So bezeichnet es ferner im 320, so wie *titre de naissance* in einigen der folgenden Artikel, die *Urkunde*, wodurch Jemand die wirkliche Zuständigkeit der ehelichen Geburt darthut, und so muß man es auch übersetzen, wiewohl es auch in jenem ersten Art., wo es allein und disjunctiv mit *possession* steht, von Hn. E. ganz richtig durch *Beweismittel* gegeben wird. L. hat bloß *Titel*, D. und M., *Rechtstitel*, Sp. aber *Urkunde*. Auch im 1331 Art. bedeutet es nichts anderes als *Beweismittel*, obgleich es auch hier von L. durch *Rechtstitel* und von Sp. durch: *Urkunde* gegeben wird. — An anderen Orten, z. B. in den Art. 560, 653, 2265 und 2267 bezeichnet es wirklich das, was wir bisher *Rechtstitel* zu nennen pflegten, den Erwerbgrund eines Rechts. Hier übersetzt man es am richtigsten durch *Rechtsgrund*. L. hat *Titel*, D. und M. im 560, 2265 und 2267 Art. ebenfalls *Titel*, im 653 aber *schriftlicher Beweis*, Sp. im 2265 Art. *Titel*, in allen übrigen, sogar im 2279, *Urkunde*, E. im 560: *Erwerbstitel* und im 653: *Urkunde*. — Endlich gibt es noch einige Fälle, wo zwar auch die obige allgemeine Bedeutung paßt, wo aber keiner unserer deutschen Ausdrücke eine genaue Bezeichnung enthält. Hier muß der Übersetzer nur auf die Sache selbst sehen, ohne sich ganz streng an die Worte zu binden; daher läßt sie *sement* im 695 und 698 anders als durch *Art Begründungstitel*, D. *titulativer Rechtstitel*, *Errichtungsurkunde*), u

Art. 664 und 2229 das Wort *titre* am besten ganz unübersetzt gelassen; die 4 erwähnten Übersetzer beziehen zwar den Ausdruck: *à titre de propriétaire* im 2229 Art auf einen *Eigenthumstitel*, dies ist aber unrichtig, da hier bloß der bey jeder Veräußerung nothwendige *animus, rem sibi habendi* gemeint ist, das Erforderniß eines bestimmten Rechtsgrundes (*titulus*) aber erst in den Art. 2265 und 2267, als specielle Bedingung der zehnjährigen Verjährung vorkommt; auch Hr. Z. hat daher seiner ganz passenden Übersetzung: *als Eigentümer* dadurch ihren Werth benommen, daß er den 2267 Art. dabey allegirt. — Noch kommt das Wort *titre* in einer Zusammenfassung vor, welche von mehreren jener Übersetzer offenbar mißverstanden worden ist; es ist dies *titre-nouvel* im 2263 Art. L., Sp., Z. und die Vff. der italienischen und lateinischen Übersetzung haben es gleichbedeutend mit *titre nouveau* gehalten, und es daher durch *neuen Titel*, *neue Urkunde* gegeben. *Titre-nouvel* ist nach *Ferrière* ein *terminus technicus* und bezeichnet die Bescheinigung der bisherigen Rentenzahlung und die Anerkennung der fortdauernden Verbindlichkeit hiezu (*contre quittance, antapocha*), bloß zu dem Zwecke, die Verjährung zu unterbrechen (2248). Also nicht eine förmliche Schuldverschreibung, sondern nur eine ganz einfache Recognition, ein neues Schuld-Bekennniß, wie D., und nach ihm M., richtig übersetzen, kann nach 28 Jahren der Gläubiger fordern. — Ein gleiches Schicksal, wie die Worte *acts* und *titre* bey den jenseits rheinischen Übersetzern, hat 4) bey allen der Ausdruck: *excess* in den Art. 231 u. 259 gehabt, indem sie sämtlich ihn völlig unerklärt in dem Worte: *Excesse* wiedergegeben haben. Und doch hätten sie nur auf die nächste Quelle der Interpretation — die Reden der Staatsräthe und Tribunen über den Gesetzentwurf — zurückgehen dürfen, um zu finden, welche Art von *Excessen* hier

H h h.

gewinnt *sty*, und daß darunter ebenfalls *Mißhandlungen*, nur von etwas niedrigerem Grade, als das Wort *services* bezeichnet, verstanden werden. Hr. Treillard erklärt nämlich das Wort *excès* durch *mauvais traitements personnels* und stellt sie neben *beautés dans la rigoureuse acception du mot savitia, crants*, und Hr. Gillot sagt in dieser Beziehung von dem schuldigen Ehegatten: *soit, qu'il attente à sa sûreté par des excès, à sa sécurité par des sévices, ou à son honneur par des injures graves*. — Ein anderer im C. N. sehr oft gebrauchter und ebenfalls schwieriger Ausdruck ist ferner 5) das Wort: *arrérages*. Die gewöhnliche Bedeutung hiervon ist: *Rückstände*, und an diese haben sich die bisherigen Übersetzer fast durchgehendes gehalten, so sehr auch der ganz falsche Sinn, e hat, sie zu einer besseren Wa

*Dictionnaire* *geses* nicht g *de*, sondern *du*, *ce qui* *Rechtssprach* *Begriff* der jährlichen Gefälle von *Renten* oder unaufkündbaren *Capitalien* (1909), im Gegensatz von *intérêts* oder Zinsen von aufkündbaren *Capitalien* (*sommes exigibles* 529), und so ist es durchgehendes im C. N. gebraucht worden. Bisweilen kann es daher auffällig durch *Rückstände* (jedoch immer mit dem Zusatz: von *Renten*) gegeben werden (2277), oft aber würde es auf ganz unrichtige Principien führen, wenn man es so übersetzen wollte. Darf z. B. der Nießbraucher einer Leibrente sich durch den 588 Art. berechtigt halten, die bey seinem Eintritt in den Nießbrauch vorgefundenen Rückstände oder unbezahlt gebliebenen Termine dieser Rente zu beziehen, oder gehören diese nicht vielmehr dem vorigen Inhaber, und ihm nur die noch fällig werdenden Nutzungen? oder könnte man auf der anderen Seite wohl durch den 385 Art. den Vater verbunden achten, die Zinsrückstände, welche er bey dem Anfange seines Nießbrauches vorfindet, als eine auf diesem haftende Last zu bezahlen? Und doch würde beides aus der Übersetzung von L., M., Sp. und E.: *rückständige und laufende Capitalzinsen*, notwendig folgen. Nur allein Hr. D. hat bey diesem und einigen anderen Artikeln *arrérages* ganz richtig durch *Renten* übersetzt: um so auffällender aber ist es, daß sowohl hier, als vorzüglich bey dem 1409 Art., wo Hr. D. den wahren Sinn von *arrérages* so genau angegeben, Hr. Müller, sonst so treu ihm folgend, dem ihm richtig vorgezeichneten Weg verlassen hat. Soget bey dem 1254 Art. haben L. und Sp. sich von ihrer einst angenommenen Meinung nicht trennen können, und reden daher von *Schulden*, welche *Rückstände* hervorbringen! Nur bey dem 1983 Art. haben wir sämtlich nachgeben müssen, weil die Beziehung desselben auf Rückstände eine ganz unvernünftige Verfügung zur Folge gehabt hätte. — Die lateinische Übersetzung giebt *arrérages* mehrertheils durch *annuit redditus*, Zuch. hingegen läßt es

gewöhnlich (I. 245. II. 105) ganz weg, und setzt für *arrérages* oder *intérêts* bloß Zinsen. — Eine ähnliche Bewandniß hat es 6) mit dem Worte: *caution*. Bekanntlich wird mit diesem, aus der altgriechischen Sprache in die deutsche Sprache aufgenommenen Worte im gemeinen Leben jede *Sicherheitsleistung* bezeichnet, und diese Bedeutung legen demselben L., D., M., E. und Z. auch im C. N., wo es sehr häufig einzeln vorkommt, bey. Die französische Rechtsprache aber weicht hiervon wesentlich ab; nach ihr heißt *caution* nicht jede Sicherheitsleistung, sondern nur die, welche durch Bürgen geschieht. Diese bezeugt nicht nur im Allgemeinen *Ferrière*, sondern es erhellet sogar aus den eigenen Verfügungen des Gesetzbuchs. Wenn ein Urtheil oder Gesetz die Verbindlichkeit auflegt: *de fournir une caution*, soll hiebey nach dem 2040 Art. die Vorschriften des 2018 und 2019 Art., welche bloß auf Bürger anwendbar sind, beobachten, und nach dem 2041 Art. erst alsdann zur Sicherheitsleistung durch ein Unterpfand zugelassen werden, wenn er keinen Bürgen finden kann. Verlangt hingegen die Gesetze bloße Sicherheitsleistung ohne Beschränkung auf Bürgschaft: so brauchen sie, wie z. B. in den Art. 1752, 1912, 1977, 2071, jedesmal den Ausdruck: *sûreté*. — Sp. ist der einzige, welcher *caution* richtig durch Bürgschaft übersetzt, indem selbst die lateinische Übersetzung es durch *cautio* giebt. Sodann 7) bemerkt Rec. über den Ausdruck: *date certaine* nur dieses, daß, wo derselbe auch vorkommt, die Verfügung des 1328 Art. ihm zur Erklärung dienen muß; und es daher unzulänglich ist, wenn Hr. M. im 1558 *date certaine, antérieure* bloß durch: *älteres Datum* übersetzt, aber sogar unrichtig, wenn Hr. Zuch. die beiden Voraussetzungen: *hail authentique* ou *dont la date est certaine* im 1743 Art. mit einander verbindet, und zusammen von einer öffentlichen Urkunde versteht, da doch letzteres sich lediglich auf Privaturkunden bezieht. — Von minderer Bedeutung, aber doch immer einer besondern Prüfung werth, ist 8) der Ausdruck: *Magistrat*. Er wird, gleich dem deutschen Worte: *Obrigkeit*, gewöhnlich in einer zwiefachen Bedeutung genommen, sowohl zur Bezeichnung einer jeden öffentlichen, vorzüglich der oberen Policeybehörde, als insbesondere des Richteramts. In der französischen Rechtsprache, und namentlich in dem C. N. hat es aber immer nur die letztere Bedeutung, und es ist daher nicht zu billigen, wenn L., D., M. und E. sich in den Art. 236 und 1335 der Ausdrücke: *Obrigkeit* oder *Magistrat* bedienen, zumal die ersten drey in den Art. 1349 und 1353 *Magistrat* durch *Richter* übersetzen, und dadurch sehr natürlich auf die Idee einer Verschiedenheit führen, die doch nicht Statt findet, da im 236 Art. ausdrücklich steht: *le magistrat* in Beziehung auf den Präsidenten oder Richter, und auch die im 1335 Art. enthaltene Verfügung nur vom Richter geschehen kann. Sp. hat diese beiden Stellen ganz richtig übersetzt; dagegen aber im 296 Art., wo ebenfalls nur vom Richter die Rede ist (Eck., Laß.) den Ausdruck: *obrigkeitliche*

Person gewählt. — 2) Für den Ausdruck: *Ministère public* (114, 186, 191, 235, 298, 308 etc.), ohne jedesmalige Umschreibung einen treffenden deutschen Ausdruck zu finden, möchte fast unmöglich seyn, da die von einigen der obigen Übersetzer gebrauchten: *öffentliches Ministerium* (L., D.), *Staatsanwaltschaft*, *öffentliche Beamten* (M.), *Staatsbehörde* (Sp., Erk.) theils völlig unpassend, theils nicht genau genug sind, und, wenn sie ohne nähere Erläuterung abwechselnd gebraucht werden, (Hr. Erk. sagt bald öffentliche Staatsbehörde, bald kaiserlicher Anwalt, Hr. Sp. aber bedient sich außer diesen beiden noch weiter der Ausdrücke: von Staatswegen, und: von der Obrigkeit), Am passendsten würde der Ausdruck: *Staatsbehörde*, seyn, wenn man hinzufügte, sofern diese bey dem Richteramt mitwirkt, denn dies ist eigentlich der Sinn von: *ministère public*, weshalb es auch im 1597 Art. heisst: *les magistrats remplissant le ministère public*; um indessen diese Umschreibung zu ersparen, kann man, da zu dem *ministère public* keine anderen Personen, als die kaiserlichen Procuratoren (und Generalprocuratoren) gehören, diese jedesmal nennen, wo jener Ausdruck vorkommt. — Als Spracheigenheiten des *Code Napoléon* sind endlich noch die Ausdrücke: *biens, soules, réprises, ayant cause, dette mobilière, prix fait, layaux cours, bardageau, opposition, inscription de faux, mise en accusation, fins de non recevoir, exécutoire, de plein droit, s'il y a lieu*, und einige andere zu betrachten; doch erlaubt der Raum dieser Blätter keine besondere Rücksicht auf dieselben.

B) Einzelne besonders schwierige Stellen des *Gesetzbuches*. Dahin gehören: 1) des Art. 41, und insbesondere dessen Worte: *côté par première et dernière et paragrahe sur chaque feuille*. Die natürlichste und zweckmäßigste Übersetzung ist wohl die: auf dem ersten und letzten Blatte mit der Seitenzahl und auf einem jeden mit dem Handzuge versehen. Die lateinische Übersetzung dagegen hat: *a prima usque ad postremam paginam numeris successivis notabuntur etc.*, und damit stimmen auch L. und M. überein. D., Sp. und E. verlangen, dass das Register durchgehend foliirt, und auf dem ersten und letzten Blatte die Zahl der Blätter bemerkt werde, Sp. aber supplirt noch weiter, dass diese mit Buchstaben geschehen müsse. Zach. übergeht diesen Punkt ganz. — Rec. glaubt, dass unsere deutschen Übersetzer bey der bloß wörtlichen Übersetzung so lange hätten stehen bleiben sollen, bis für die abweichende Meinung ein bestimmter und hinreichender Grund angeführt worden wäre. — 2) Die Worte des Art. 314: *si l'enfant n'est pas déclaré viable*. Wörtlich übersetzt, wie man es in den sämtlichen bisherigen Übersetzungen, selbst der lateinischen und italienischen findet, würde dies heißen: wenn das Kind nicht für lebensfähig erklärt worden ist, mithin eben so viel, als: wenn keine Erklärung darüber, dass es lebensfähig sey, Statt gefunden hat. Dies ist jedoch offenbar der Sinn des Gesetzes nicht; vielmehr be-

steht die Voraussetzung, unter welcher dem Vater die Verleugnung des Kindes gestattet seyn soll, darin, dass eine positive Erklärung über die Nicht-Lebensfähigkeit desselben geschehen sey, la *declaration de non viabilité de l'enfant*, wie Hr. Lahary in seiner Rede an das Tribunal sich ausdrückt. Ist aber demnach der Sinn des Gesetzes klar, und lässt darüber die noch bestimmtere Äußerung des Staatsraths Bigot-Préamenu: *il faut à cet égard, que les gens de l'art prononcent*, auch nicht den mindesten Zweifel: so müssen wir auch diesen Sinn im Deutschen klar ausdrücken, und dürfen nicht durch Nachbildung einer dem französischen Sprachgebrauche eigenen Redensart Ungewissheit in diese so folgenreiche gesetzliche Verfügung bringen. — 3) Der Art. 538, in welchem bestimmt wird, dass dem Eigenthümer eines Teiches der Grund und Boden so weit zugehöre, als er bedeckt werde, wenn das Wasser sich à la hauteur de la décharge de l'étang befinde. Wann aber tritt diese Bestimmung ein? — D. und M. sagen: wenn das Wasser auf die Höhe gestiegen ist, dass man den Teich ablassen kann, E. übersetzt: wenn es bis an den Abzug gestiegen ist, L. und Sp. aber: wenn es bis zum Abflusse des Teiches gestiegen ist oder demselben gleich steht. Die lateinische Übersetzung hat: *quum aquae ad effluvium pervenit*; Zach. umgeht die Schwierigkeit, wie öfters, ganz. Der Sinn ist offenbar der: die Ufer des Teiches sollen dem Eigenthümer bis zu der Linie zugehören, welche das Wasser nicht übersteigen dürfte, ohne auszutreten, und auf die anliegenden Grundstücke (*terres riverains*) über zu fließen; wie solches der zweyte Satz des Art. klar beweist. Unrichtig ist daher die ersterwähnte Übersetzungsart und wenigstens gar nicht genau die von Hn. E. — Höhe des Abflusses möchte noch am passendsten seyn. — 4) Der Art. 638, welcher verfügt: *la servitude n'établit aucune prééminence d'un héritage sur l'autre*. Was heisst hier *prééminence*? — L., D. und M. übersetzen: Vorzug; dies ist aber nicht richtig, denn allerdings giebt eine Servitut dem Grundstücke, zu dessen Vortheile sie gereicht, einen Vorzug vor dem, welches damit beschwert ist. Sp. und D. haben: Vorrang; dies kommt der Sache näher, ist aber zu unbestimmt, indem dieser Ausdruck gewöhnlich nur von dem Falle der Concurrenz zweyer Gegenstände (oder eigentlichen Personen) zu dem nämlichen Zwecke verstanden wird. Der Lateiner sagt: *praeminentia* und Zach. hat den französischen Satz ganz beybehalten. — Die Absicht der gesetzgebenden Behörde war, wie *Malville* bezeugt, und auch Z. ganz richtig bemerkt, lediglich die, jeden Gedanken an einen zwischen beiden Grundstücken, wovon eins zum Vortheile des anderen belastet ist, und also, nach dem römischen Sprachgebrauche, demselben dient, Statt findenden Lehnexus zu entfernen; um dies auszudrücken und doch nicht jene Verfügung ihrer Allgemeinheit zu berauben, möchte der Ausdruck: *Abhängigkeit* am schicklichsten gewählt seyn, zumal wenn man, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, noch die Worte:



im Ubrigen  
im Ubrigen  
Stücks von  
787. In b  
gewöhnlich  
auch so in  
sehe mit q  
der ganze  
Grade, so  
folgs bey  
seul hérité  
welcher zu  
zige in sein

hinder, Kinder der Geschwister Miterben dieser), sondern der Einzige in seiner Classe ist, in welchem Falle die *devolution au degré subsequent* — auf die folgende Classe — eintritt. 6) Die Worte des Art. 842: *les titres d'une propriété divisée*. Sämmtliche Übersetzungen haben *propriété divisée* durch: getheiltes Eigenthum gegeben, welches die Idee erzeugt, daß hier von einem *dominium divisum* (*directum et utile*) die Rede sey, da doch, wie der Lateiner richtig übersetzt, ein *praedium divisum*, ein getheiltes Grundstück, oder eigentlich wohl überhaupt: eine getheilte Erbschafts Sache, den Gegenstand der Disposition ausmacht. — 7) Der Art. 1052, in welchem die Ausdrücke: *acceptent une nouvelle libéralité* und *offrent de vendre* große Schwierigkeit haben. Hr. Zach. scheint dies zwar nicht dafür zu halten, indem er geradezu die gewöhnliche Deutung annimmt, und, ohne sich auf die entgegenstehenden Bedenken einzulassen, die von einem anderen Schriftsteller versuchte ganz kurz für falsch erklärt. Alle bisherigen Übersetzungen, auch die lateinische, haben nämlich den buchstäblichen Sinn jener Ausdrücke beybehalten, und übersetzen *acceptent* durch *annehmen* (*acceptare*) und *vendre* durch *zurückgeben*, da doch letzteres gewiss nicht die Zurückgabe an den Schenker, sondern die Restitution an den genannten Fiduciar bezeichnet, und erstere, wenn man es nicht durch *erhalten*, *empfangen* (*acceptare*) übersetzt, die ganze Verfügung, die sich doch übrigens als singuläre Vorschrift ankündigt, zu einer höchst überflüssigen Anwendung der bekanntesten Grundsätze von der Verbindungskraft der Verträge machen würde, wiewohl es sich nicht leugnen läßt, daß nach der vorgeschlagenen Übersetzungsweise eine große Härte darin liegen würde. — 8) Der Art. 1283. Daß dieser Artikel einen Gegensatz zu dem vorhergehenden bilde, ist wohl klar; worin aber dieser Gegensatz bestehe, ist nach der bisher allgemein angenommenen Übersetzung sehr zweifelhaft. Die Vff. derselben scheinen nämlich die Worte: *Originalurkunde*, in dem 1282ten, und: *Hauptausfertigung*, in dem 1283ten einander gegenüber gestellt zu haben. Diese ist jedoch unrichtig; die eigentliche Verschiedenheit beruht vielmehr, wie man aus den Verhandlungen über den Gesetzentwurf völlig klar ersehen kann, darauf, daß in jenem von Privat-Urkunden, in diesem aber von öffentlichen Urkunden die Rede ist. Hr. Jaubert namentlich stellt in

begründet  
ien Gründe  
e 786 und  
f, welches  
und wird  
die lateini-  
noch zeigt  
ht von dem  
er zur Erb-  
da unter  
nden wird,  
fs der Ein-  
literben der

seiner Rede an das Tribunal den Gegensatz der beiden Art. so dar, als ob den ersten auf den Fall: *la publication des testaments*; der zweyte aber auf den: *la publication des testaments*; bezöge. Das französische Wort: *grosse* führt die Beschränkung auf öffentliche Urkunden wesentlich mit sich, nicht so unser deutsches: *Ausfertigung*; notwendig ist es daher, daß bey dem Übersetzen die Beziehung auf öffentliche Urkunden ausdrücklich erwähnt werde. Hr. Zach. übersetzt *grosse* durch *Notarinstrument*, hat also zwar den Sinn getroffen, aber dafür einen zu unbestimmten Ausdruck gewählt, weil man dabey auch an die *Masse* denken könnte. — 9) Der 1585 und 1597 Art. In dem ersten finden sich die Worte: *la vente n'est point parfaite*, im letzteren die: *il n'y a point de vente*. Sind beide Ausdrücke gleichbedeutend, oder wie unterscheiden sie sich? — Sp., Zach. und der Vff. der lateinischen Übersetzung nehmen dieselben völlig gleichbedeutend, L., D. und M. übersetzen jene erste Stelle: der Kauf ist noch nicht vollendet, D. und M. die zweyte: es ist kein gültiger Kauf vorhanden, und L. noch bestimmter, wiewohl etwas undeutlich: es gibt noch keinen Kauf. — Die letzteren haben ohne Zweifel Recht; in dem Falle des 1585 Art. ist der Kauf nur nicht ganz vollendet, es hat aber daraus schon eine Klage auf Erfüllung oder Entschädigung statt; in dem Falle des 1597 Art. hingegen ist der Kauf als noch gar nicht vorhanden zu betrachten, *parcequ'il n'y a pas même un véritable consentement de la part de l'acheteur*, wie Hr. Porte: *ils* sehr richtig hinzusetzt. Uebrigens stellt das Gesetz selbst diesen Fall dem im 1592ten enthaltenden offenbar gleich, indem es bey beiden den nämlichen Ausdruck: *il n'y a point de vente*, gebraucht; in diesem letzteren Art. übersetzt aber Sp. geradezu: es hat kein Kauf statt, Zach.: der Vertrag ist nichtig, und der Lateiner: *venditio infecta est*. — 10) Der letzte Satz des 1717 Art.: *cette clause est toujours de rigueur*. L., D. und Sp. übersetzen: diese Clause ist immer unerlässlich, M. hingegen: Diese Clause gilt als für allemal. So wenig das eine, als das andere giebt einen klaren Sinn, und läßt die richtige Deutung um so weniger errathen, als sämmtliche Übersetzer für die fast gleiche Redensart im 1661 Art.: *le serment fixé est de rigueur*, einen ganz verschiedenen Ausdruck gewählt haben, so daß man notwendig in eine Verschiedenheit der Disposition denken muß, die doch in der That nicht vorhanden ist. In beiden Stellen heisst der Ausdruck: *est de rigueur*, *muß streng beobachtet werden*, wie auch jene in Ansehung des 1661 Art. selbst anerkennen, und in Ansehung des 1717ten die Bemerkung des Tribuns Montvicent, daß es bey mehreren Gerichten herkömmlich gewesen sey, den in Frage stehenden Vorbehalt nicht zu respectiren, und man daher „*pour réformer cet abus et pour ramener les parties à la stricte exécution de leurs engagements*“, jene Verfügung nöthig erachtet habe. — Die lateinische Übersetzung hat in beiden Artikeln: *stricti juris est*. —

(Der Aufsatz folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 D E C E M B E R , 1 8 0 8 .

## J U R I S P R U D E N Z .

Beschluß der Recension

von

Laffault, Spielmann's, Daniels, Müllers  
und Erhard's

deutschen Übersetzungen

des Code Napoléon.

11) Die Worte des 1787 Art.: *lorsqu'on charge quelqu'un, de faire un ouvrage*. Sie bedeuten überhaupt die Verfertigung irgend einer Arbeit, also zwar auch Bauarbeit, eben so wohl aber jede sonstige Arbeit irgend eines Handwerkers, der etwas z. B. Möbels, Kleider u. s. w. verfertigt. Dies beweist die von dem Staatsrath *Béranger* bey der Discussion des Gesetzentwurfs namentlich geschehene Erwähnung der Möbel, und *Malville's* Beziehung auf das römische Recht, und insonderheit auf die l. 13. §. 6. D. *locati*, worin *vestimenta polienda* den Gegenstand der Verfügung ausmachen. Sehr richtig ist daher die Uebersetzung von *Laff.*: Wenn man jemanden eine Arbeit überträgt, weniger genau die von D. und M.: wird Jemand gedungen, ein Werk auszuführen, und ganz falsch die von Sp.: wenn man Jemanden ein Bauwerk in Bestellung giebt. Der Lateiner sagt: *opus faciendum*, *Zach.* hingegen: die Fertigung einer bestimmten Sache oder einen Bau. — 12) Der Schlusssatz des 1978 Art. *l'emploi d'une somme suffisante pour le service des arrérages*. — Ist hier von den bereits verfallenen und also rückständigen Terminen der Leibrente, oder von denen die Rente, welche künftig fällig werden? soll also dem Berechtigten durch diesen Artikel bloß zur Befriedigung in Ansehung des ihm bereits schuldigen Betrags verholten, oder soll ihm für die künftige Entrichtung Sicherheit verschafft werden? — Ersteres haben M. und Sp., letzteres L. und D., und, wie es scheint, auch *Zach.* angenommen. L. sagt ausdrücklich: eine zur richtigen Leistung (Bedienung) der Rente hinlängliche Summe u. s. w. Die lateinische Übersetzung hingegen hat: *reditum praeteritorum solutioni*. — Der ganze Zusammenhang des Art. zeigt, daß der Gläubiger für die ihm versagte Aufhebung des Contracts wegen nicht erfolgter Zahlung entschädigt, daß ihm ein Mittel gegeben werden sollte, ein Capital oder die für dessen Entbehrung ausbeutenden Vortheile zu sichern, ohne jenes selbst zu-

rück zu nehmen. Diesem Zwecke würde geradezu entgegen gehandelt werden, wenn das Vermögen des Schuldners bloß zu Berichtigung der Rückstände verkauft werden sollte, indem nun gar nichts mehr übrig wäre, woran sich der Gläubiger halten könnte. Zudem heisst *emploi* im juristischen Sinne nicht: Verwendung, sondern: Anlegung (126. 455, 1065, 1450, 1558), und *service des arrérages* nichts anders, als *service de la rente*, im 1979 Art.: die fortwährende Bezahlung des jährlichen Rentenbetrags, *payement annuel des arrérages*, wie Hr. *Duocyrer* in seiner Rede an das gesetzgebende Corps sich ausdrückt. Die von Letzterem entwickelten Gründe des Gesetzes heben außerdem jeden Zweifel. 13) Der 2119 Art. Etwas ungewöhnlich ist allerdings die darin gebrauchte Redensart: *les meubles n'ont pas de suite par hypothèque*, und darum läßt es sich entschuldigen, wenn die Übersetzer den Sinn derselben so verschieden geben. M. und Sp., und, wie es scheint, auch *Zach.* (der sich jedoch nicht speciell darauf einläßt) finden in jenem Satze die Bestimmung, daß Mobilien gar nicht Gegenstand einer Hypothek seyn können, L. und D. hingegen nur die, daß die darauf gelegte Hypothek nicht gegen einen dritten Besitzer geltend gemacht werden kann; diese letztere Deutung nehmen auch die italienische und lateinische Übersetzung an, und es ist hier, wo es auf Erklärung einer eigenthümlich französischen Redensart ankommt, ein wichtiger Umstand, daß gerade diese vier Übersetzungen, gegen jene beiden, völlig übereinstimmen, obwohl letzteren der 2114 Art. das Wort zu reden scheint. In den Verhandlungen über den Gesetzentwurf sucht man vergebens einige Aufklärung über den richtigen Sinn der Verfügung; sehr bald aber überzeugt man sich davon, wenn man auf das ältere französische Recht zurückgeht. „C'est notre règle — sagt *Domat*, dem man bey Abfassung des *Code Napoléon* sehr häufig gefolgt ist — que l'hypothèque sur le meuble ne dure, que tandis, qu'il demeure en la puissance de celui, qui est obligé; mais si le débiteur le fait passer en d'autres mains, on ne peut plus le suivre; c'est cette règle, qu'on exprime par ces mots, que meuble n'a point de suite par hypothèque.“ Auch *Comailles* bezeugt, daß das französische Gewohnheitsrecht auf diese Weise nur eine unvollkommene Hypothek auf bewegliche Sachen anerkannt habe, und daß dieser Grundsatz durch den 1229 Art. in den C. N. aufgenommen sey. Worin übrigens das praktische Interesse jener Verschiedenheit bestehe, ist hier der Ort

nicht, auszuführen; daß jedoch ein solches wirklich vorhanden sey, leidet keinen Zweifel. — 14) Der Art. 2161. Die in diesem Artikel vorkommenden Worte: *sans limitation convenue* sind so gestellt, daß sie eine dreyfache Beziehung, nämlich entweder auf *inscriptions prises*, oder auf *auroit droit*, oder endlich auf *domaines différens*, zulassen. Alle drey Erklärungsarten haben ihre Anhänger gefunden; die erstere liegt wohl der *Lassaulx'schen* Übersetzung, obwohl nicht ganz deutlich, zum Grunde, die zweyte haben D. und M.; vorzüglich aber Sp. angenommen, und der dritten ist man bey der lateinischen und italienischen Übersetzung gefolgt. Hr. Zach. hat jene Worte ganz übergangen; in der Not. 2 zum 129§. jedoch eine Bemerkung aus *Lassaulx's Journal* beygefügt, welche die erste Beziehung voraussetzt. Der verschiedene Sinn dieser dreyfachen Beziehung ist nun aber, daß nach der ersten der Gläubiger, welcher zu einer allgemeinen Eintragung berechtigt gewesen wäre, diese, wiewohl ohne ausdrückliche Übereinkunft mit dem Schuldner, auf mehrere Grundstücke desselben (alle oder einige) hat bewirken lassen; nach der zweyten der Gläubiger, welcher, im Fall keine vertragmäßige Beschränkung, Statt gefunden hat, zu einer allgemeinen Eintragung berechtigt gewesen wäre, diese auf mehrere Grundstücke hat vornehmen lassen; nach der dritten, hingegen der Gläubiger, welcher berechtigt war, eine allgemeine Eintragung zu verlangen, diese auch ohne einige Beschränkung (*indistincte, senza limitazione*) hat bewirken lassen. Diese dritte Meinung setzt voraus, daß die Eintragung auf das ganze Vermögen des Schuldners bewirkt worden sey, welches doch, wie auch Zach. richtig bemerkt, nicht gerade erforderlich ist; zudem läßt sie das Wort *convenue* unübersetzt; und hat auch dieses gegen sich, daß die Worte *sans limitation convenue*, hinter *domaines différens*, oder wenigstens hinter *sont portées* stehen müßten. Die zweyte Meinung giebt so, wie sie Sp. ausdrückt (die *Daniel'sche* u. *Müller'sche* Übersetz. sind weniger bestimmt), im Grunde gar keinen Sinn, oder macht doch die Worte: *sans limitation convenue*, ganz überflüssig. Die erste bleibt also allein übrig. Der Sinn ist nunmehr der: Wenn der Gläubiger zu einer generellen Eintragung berechtigt gewesen wäre, und dieselbe auf mehrere verschiedene Grundstücke hat vornehmen lassen, ohne daß jedoch diese bestimmte Eintragung die Folge einer besonderen Übereinkunft gewesen wäre: so soll der Schuldner die Reduction verlangen können; geschehe sie hingegen nach vorgängiger Abrede: so hat die gesetzliche Hypothek die Natur einer vertragmäßigen angenommen, wovon keine Reduction Statt findet. *Si le créancier et le débiteur avoient déterminé et évalué les créances, le débiteur ne peut pas en demander la réduction* (Maleville. IV, 303). — 15) Der Art. 2164. Hierin heist es: *lorsque l'événement aura porté les créances indéterminées à une somme plus forte*; dies übersetzen L. D. und M. so, als ob von dem Falle die Rede wäre, wo durch den Erfolg die vorher geringere Summe wirklich erhöht worden wäre, Sp. sagt ausdrücklich: auf eine höhere Summe gestiegen, und Zach. sogar noch bestimmter: wenn ein Umstand eintritt, wodurch sich in

der Folge die Forderung erhöht; auch die lateinische Übersetzung führt durch das Wort: *ascenderit* auf dieselbe Idee. Die Sache verhält sich jedoch ganz anders; offenbar ist hier davon die Rede, daß, wenn gewisse unbestimmte Forderungen auf einen ungefähren Anschlag gebracht sind, und es sich in der Folge ergibt, daß dieser Anschlag zu gering war, und sie in der That mehr betragen, als worauf man sie geschätzt hatte, alsdann eine neue Eintragung Statt finden soll. Der Umstand, daß hier lediglich von unbestimmten nur nach einem ungefähren Anschlage berechneten Forderungen die Rede ist, muß allein entscheiden.

II) Fehler und Versehen, die jedem einzelnen dieser Übersetzer zur Last fallen. — Wollten wir hier ein ganz vollständiges Verzeichniß liefern: so würden wir uns dabey noch länger als bey dem vorigen doch weit wichtigeren Abschnitte aufhalten müssen; in Ansehung der vier zuerst genannten Übersetzungen werden wir uns daher bloß auf Beispiele beschränken, und nur die *Erhard'sche* einer ganz speciellen Kritik unterwerfen, da eines Theils diese am meisten Anspruch auf allgemeinere Verbreitung macht, und andern Theils sich von ihr, als der besten, auf die übrigen schliessen läßt, obgleich man Hn. D. und selbst Hn. L. Unrecht thun würde, wenn man deshalb bey ihnen eine verhältnißmäßig große Anzahl eigentlicher Übersetzungsfehler vermuthen wollte. Die Resultate unserer Untersuchung sind folgende: 1) Der *Lassaulx'schen* Übersetzung fallen, außer einer unzählbaren Menge deutscher Worte und Sprachunrichtigkeiten, z. B. *Sommationsakt*, *Gieffe*, *verifiziren*, *Homologation*, *Depot*, *signifiziren*, *Immöbel*, *Distanz*, *hazucirt*, *Minute*, *Degradation*, *geschuldete Summen*, *ansteigern*, *abrasen* st. abschaffen, in seinem Begehren unzulässig erklärt werden, *Niedertassung* durch die Ehe, mit Kenntniß der Sache (en *connaissance de cause*), der *evincierte Dritte* etc., unter anderen folgende sehr auffallende Übersetzungsfehler zur Last. Seine *Krennde* (*son epoux*) im 25, diese Akte im 45 Art., welches im *Französischen* gar nicht steht, *funfzig* Jahr st. *funfzehn* im 343, *funfzehn* Tage st. *vierzehn* im 2061. Art. u. f. w. — 2) Die Vt. der von Sp. herausgegebenen Übersetzung haben das ihnen oben bereits zugestandene Verdienst einer fließenden und den Regeln des deutschen Styls mehr angemessenen Übersetzung dadurch sehr geschwächt, daß sie, neben so vielen ganz fremden Wörtern, sich auch Nachlässigkeiten und wirkliche Fehler in sehr großer Menge haben zu Schulden kommen lassen. Sie sagen durchgehends: der *Contumax*, *declariren*, *signifiziren*, *celebriren*, *requiriren*, *Verbalprocess*, *Experten*, wie auch: *loschlagen* f. *befreyen*, *lebtägig* u. f. w., und übersetzen: *fera* f. *im* 47 Art. durch wird *beglaubiget*, und *à la condition du décès* im 124 Art. durch *dem erlögnenden Tode*. Im 513 ist *d'emprunter* ganz ausgelassen, und im 613 die *Kosten*, unrichtig zugefetzt; eben dies ist mit noch im 676 Art. der Fall; im 734 steht: *Geschwister* st. *Verwandte*, im 778: und st. oder, im 799: nicht verzichtet st. verzichtet; im

821 ist das Wort *dagegen* sehr unrichtig eingeschaltet; im 828 sind die Worte: *fournissemens à faire à chacun des copartageans* durch *Auslieferung eines jeden Mittheilhabenden*, im 853 *indirect* durch *unmittelbar*, und auch im 860 die Worte: *le rapport n'a lieu, qu'en moins prenant* ganz falsch überetzt; im 864 fehlt der Zusatz: *faites par l'acquéreur*, im 866 steht *oder* st. und, und *récompenser ses cohéritiers* ist durch *seine Miterben ergänzen*, gegeben; im 884 steht: *hörs auf* st. fällt weg, oder: hat nicht Statt; im 907 ist der ganze erste sehr wichtige Satz ausgelassen, im 1081 sind die Worte: *de biens présents* unübersetzt geblieben, und im 1098: *l'homme ou la femme* bloß durch *eine Person* gegeben worden, welches hier nicht gleichgültig ist; im 1119 hätte das erste nur wegbleiben müssen, im 1120 ist *se porter fort*, durch *sich stark machen*, im 1183 *prévu* durch *vorhergesehen*, und im 1300 *les deux créances*, durch *die beiden Forderungen* allzu buchstäblich, und im 1191 *promises*, im 1217 *ou n'est pas*, und im 1404 *à titre de succession*, gar nicht überetzt, im 1507 aber die Worte: *oder zum Theil* eigenmächtig zugesetzt worden; im 1715 steht: einen Eid *auflegen* st. zuschieben; im 1834 ist *et outre* ausgelassen, im 1840 *donner* durch *geben* st. schenken, und im 2001 der Satz: *l'intérêt est dû à dater du jour des avances constatées* so überetzt, als ob die Verzinsung erst von dem Tage anfang; woder Beweis erbracht wurde; im 2026 sind die Worte: *ne peut plus être recherchée*; und im 2151: *portant hypothèque* völlig undeutsch, und im 2230: *pour un autre* ganz unrichtig durch *unter einem anderen Titel* überetzt worden. — 3) Auch Hr. D. hat sich mehrerer Versehen im Ausdrucke und hin und wieder sogar wirklicher Übersetzungsfehler schuldig gemacht; so ist z. B. *des lors constans* im 323 Art. durch *wirklich erwiesene* st. *sogleich erweisliche*, überetzt; desgleichen im 379 *cartes* viel zu hart durch *Aus Schweifungen*; im 771 unrichtig das Wort *autre* (Erben) zugesetzt, im 1379 sind die Worte: *si elle existe*, im 1429 *seul*, im 1451 und 1452 *et de biens*, im 1500 *tout*, im 1865 *toujours*, im 2103, n. 4: *d'office*, im 2229 *publique* und im 2275 *héritiers*, unübersetzt geblieben, im 1076 ist der Ausdruck *Capital* viel zu eingeschränkt, da nach dem 1968 und 1978 Art. auch Grundstücke hieher gehören. Mehr die Sache selbst betreffend aber sind folgende Fehler: im 85 Art. sind die ersten beiden Sätze: *cas de mort violente ou dans les prisons* in einen zusammengezogen; im 116 steht *Untersuchung* st. *Zeugenverhör (enquête)*; im 1576 hätten die Worte *sans autorisation* auf das vorhergehende *aliéner* mit bezogen werden müssen; im 1630 Art. n. 4. sind *frais et loyaux couts* durch *redliche und gesetzliche Kosten*, anstatt: *Kosten und gesetzmäßige Gebühren*, im 2061sten: *quinzaine*, durch: *funfzehn* st. *vierzehn Tage*, im 2098ten aber die Worte: *à raison des droits du trésor* gänzlich falsch überetzt; im 2171sten *privilegié* von den Worten: *sur l'immeuble* ganz getrennt, und im 2195ten: *contrat de mariage*, durch: *geschlossene Ehe*, st. *Ehestiftung* gegeben worden u. s. w. — Beynab alle diese Fehler finden sich 4) auch in der Mällerschen Überset-

zung; außerdem aber unter anderen noch folgende: im 14 Art. ist *resider* durch: *sich wesentlich aufhalten*, im 54ten *actes relatifs à l'état civil* durch: *Urkunden*, die auf *Civilsachen* Bezug haben, im 99ten *conclusions*, durch: *Beschlüsse* st. *Anträge*, im 285ten *acte public* durch *gerichtliches Attestat* st. *öffentliche* (von einem Notar aufgenommene) *Urkunde*, im 308ten *de plein droit* durch *vollkommen rechtsgültig* st. *Kraft des Gesetzes*, im 317ten der Satz: *les héritiers seroient troublés par l'enfant* gerade umgekehrt überetzt worden; im 472 Art. fehlt der Zusatz: *dir jours au moins avant le traité*, in der dem 476 Art. zunächst vorhergehenden Rubrik ist: *Emancipation* durch *Befreyung* von der *älterlichen Gewalt*, erläutert worden, da sie sich doch auch auf die *vormundschaftliche Gewalt* bezieht; im 524ten *colon partiaire* durch *Abpachter einzelner Theile des Gutes* gegeben, ferner im 906 Art. sind die beiden ersten, zwey durchaus verschiedene Fälle betreffenden Sätze dergestalt zusammengezogen, daß der Schluss des ersten und der Anfang des zweyten gänzlich fehlen; im 931 Art. hat Hr. M. den von seinem Vorgänger D. richtig gebrauchten Ausdruck: *Urschrift (minute)* in *Urkunde* umgeändert; im 1164 Art. sind die Worte: *de droit*, im 1319ten: *par la mise en accusation*, und im 1350sten *speciale*, unübersetzt geblieben; im 1490sten steht: einen *bestimmten* st. *aliquoten Theil* (und im Französischen: *quantité* st. *quotité*); im 1535ten *aliénable* und *veräußerlich* st. *inaliénable* und *unveräußerlich*; im 1561sten ist gar *aliénable* durch *unveräußerlich*; und im 1771sten *quotité* durch: *ein gewisser Theil* überetzt; im 2022sten endlich ist *premières* im Deutschen ausgelassen u. s. w. — Bis hieher hat Rec. sich auf Beispiele beschränkt; auch sie waren schon ziemlich zahlreich, doch zahlreicher noch werden, zumal im Verhältnisse zu dem geringeren Umfange des Gegenstandes, die Bemerkungen seyn, zu denen 5) die Erhardsche Übersetzung den Stoff bietet, da Rec. es sich zur Pflicht gemacht hat, hiebey nichts, was ihm bey der aufmerksamsten Durchsicht des ersten Theils aufgefallen ist, zu übergehen. Art. 45 sind die Worte: *extraits délivrés conformes aux registres* bloß durch *vidimirte Auszüge* gegeben worden, da es vielmehr *gleichlautende* hätte heißen müssen, zumal die Beglaubigung (*et légalisés*) noch besonders erfordert wird; im 49sten ist *tribunal de première instance* durch *Untergerecht*, und *procureur impérial* durch *kaiserl. Commissär*, im 59sten (und 86ten) aber *à la suite* gar nicht überetzt worden; im 63 Art. bedeutet *un seul registre* nicht bloß ein *eigenes*, sondern ein *einziger Register*; im Gegensatz von *tenus doubles*, im 46 Art.; im 73ten ist *concours à l'acte* durch: *bey der Einwilligung mitwirken*, desgleichen im 76ten *prononcé de leur union* durch: *Ausspruch, daß sie für Ehegatten zu halten seyen*, und im 80ten *maîtres* durch *Eigenthümer*, offenbar zu beschränkt überetzt; im 84ten giebt der Ausdruck: *Enthaltungshaus für maison de réclusion*, so wie *Andeutungen für significations* (Insignationen) keinen deutlichen Begriff; *expéditions* im 87ten sind nicht bloße *Abschriften*, wie schon der dabey angeführte 60 Art., in welchem *expéditions* und *copies* ge-

man unterschieden wird, zeigt; *Musterinspector* (insp. aux revenus) im 89 Art. sollte wohl heißen: *Musterungs-Inspector*; im 127ten fehlt der letzte Satz: *après trente ans d'absence, la totalité des revenus leur appartiendra*, in der Übersetzung ganz, im 137 Art. werden *représentants ou ayant cause*, durch *Repräsentanten und Stellvertreter*, also gleichbedeutend übersetzt, da doch ersteres sich auf Erben, letzteres auf *successores singulares* bezieht; *célébré le mariage* im 157 Art. bezeichnet nicht bloß die Aufnahme der Heirathsurkunde, sondern das ganze Geschäft der Eheabschließung; der 159 Art. enthält eine offenbare Unrichtigkeit, indem dessen dritter Satz: *so wie ein Kind u. s. w. ihm eine Allgemeinheit giebt*, die dem französischen Texte, welcher bloß von natürlichen Kindern redet, geradezu entgegen ist; im 163ten steht *Bäse* für *Tante*, statt daß es, wenn man dies Wort nicht auch im Deutschen beybehalten will, *Muhme* heißen müßte; im 166 enthält die Übersetzung von *du lieu où chacune* durch: *eines jeden Orts, wo jeder*, einen Pleonasmus, der den Sinn verwirrt; im 169ten ist *empereur* durch *Regierung*, und *il est loisible* durch: *hat das Recht*, nicht sehr passend, und im 174ten (auch 177ten) *majeurs* durch *mündig*, ganz falsch übersetzt; *résider* im 214ten heißt nicht: *sich niederlassen*, sondern nur: *sich aufhalten*, wie unter anderen der 9 Art. klar beweist; im 227ten ist *rechtskräftige Verurtheilung* nicht so angemessen, als *condamnation devenue définitive* (Art. 27); im 236ten steht hierzu *st. hierin*, im 258ten ist das *prononcer* wieder nicht gut gegeben; *Einlegung der Einreden* im 265 Art. bezeichnet nicht genug das dem französischen Rechte eigene Rechtsmittel der Opposition; im 267 und 302 Art. ist *pour le plus grand avantage* bloß durch: *zum Besten*, übersetzt und der starke Superlativ gar nicht ausgedrückt worden; im 277ten fehlt wieder eine sehr wesentliche Bestimmung: *après vingt ans de mariage*, ganz; im 283ten ist *à l'instant* unübersetzt geblieben; im 286ten hätten statt des aus *Daniels* entlehnten Ausdrucks *auf der Liste der Notabeln stehende Personen*, die dabey eingeschlossenen Worte: *angesehene Personen*, unbedenklich in den Text aufgenommen werden können; *pieces* im 288 Art. sind nicht *Acten*, sondern *Beweisstücke*, jene heißen *dossiers*, und kommen im französischen Proceß fast gar nicht vor; *Zuchthaus* im 298 und 308 Art. ist nach der einmal hergebrachten Bedeutung dieses Wortes viel zu hart für *maison de correction*; *n'ait pas lieu* im 300 Art. geht auf die Zukunft oder Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit, und ist daher unrichtig übersetzt: *gewährt worden sind*; im 301 Art. sind die Worte: *sur les biens de l'autre époux* ausgelassen, auch hätte im 303ten das Wörtchen *y*, und im 321ten *suffisante* besonders ausgedrückt werden sollen; im 330 Art. steht *vor st. von*, welches einen falschen Sinn giebt; im 331ten haben einige französische Ausgaben des *Code Napoléon*: *également reconnu*, weshalb auch D. und M. übersetzen; *beiderseits* anerkannt, die officiële Ausgabe hat: *légalement*, Hr. E. aber vereinigt beides und setzt: *beiderseits gesetzmässig anerkannt*; *tuteur officieux* im 361 Art. ist nicht gut durch

*Pflegevater* übersetzt, weil dies die Frauenspersonen auszuschließen scheint; *Antrag des Friedensrichters* (*poursuites du juge de paix*) im 406 Art. paßt nicht, da er selbst den Familienrath zusammenberuft; aus seiner Gemeinde im 409 Art. ist unrichtig, da es oft der Fall seyn wird, daß der Friedensrichter in einer anderen Gemeinde, als wo der Vormund zu bestellen ist, wohnt, und es doch nur auf letztere ankommt; *délibérer* im 415ten heißt nicht *berathschlagen*, sondern *beschließen*; im 435ten steht *eine dritte st. eine zweyte*; *rechtlich* im 443 und 476 Art. ist nicht das französische *de droit*, sondern *gesetzlich*, *ipso jure*, es kann etwas rechtlich und doch nicht *ipso jure* geschehen; im 452ten steht *und st. oder*; im 465ten ist *partage* durch *Erbtheilung* zu eingeschränkt übersetzt, und im 466ten der Ausdruck *Loose st. Theile (lots)* in der Hinsicht nicht gut gewählt, weil in demselben Art. von dem *Loose (sort)* die Rede ist; im 478ten fehlt *dans le même acte*; *gültige Stimme für voix délibérative* im 495 Art. ist nicht bezeichnend genug; im 499ten gehören die Worte: *seine Güter*, bloß zum letzten Satze; im 501ten heißt *être* nicht: *werden*, sondern *seyn*; *anschaffen* und *herbeyschaffen* (zusammenbringen) ist sehr verschieden, jenes hat E. für *assembles* im 532 Art. gebraucht; *Wanduhren für pendules* im 534 Art. ist zu eingeschränkt; nicht von einer vorläufigen (provisorischen) Entschädigung, sondern von einer vorgängigen (im Voraus zu leistenden) redet der 545 Art., wenn er den Ausdruck *indemnité préalable* gebraucht, inzwischen hat diesen Übersetzungsfehler Hr. E. mit L., Sp. und D. an verschiedenen anderen Stellen gemein; im 562 Art. steht wieder *und st. oder*; im 587ten sind die Worte *et valeur* unübersetzt geblieben; *Ablauf dieses Zeitraums* im 620 Art. ist nicht passend, da hier vielmehr von dem *Eintritte* eines gewissen Zeitpuncts die Rede ist; der 646 Art. redet nur von einer, nicht von mehreren im 682 Art. enthaltenen Ausnahmen; im 663ten fehlt am Ende vor *Städten* das Wort *übrigen*; und im 690ten (auch 597) Art. ist *Durchgangsgerechtigkeit*, für *droit de passage* in zwiefacher Hinsicht unrichtig, einmal weil es nicht bloß den Durchgang, sondern auch den Übergang über ein Grundstück, begreift, und anderen Theils, weil dies nämliche Recht in dem Abschnitte, wo hauptsächlich davon die Rede war, nicht so, sondern *Wegegerechtigkeit* genannt worden ist, und man also ohne Vergleichung des franz. Textes ungewiß bleibt, ob nicht an beiden Orten von ganz verschiedenen Gerechtsamen die Rede sey. — Endlich verdienen noch mehrere Sprachunrichtigkeiten, z. B. der *Gevollmächtigte*, *er macht sich nothwendig*, *Gerichtswegen st. von Gerichtswegen*, *Blutsfreunde st. Verwandte*, *Kinder verlassen st. zurücklassen*, *dort st. daselbst*, *in getheilten Gütern leben*, *nach Erfolg*, *fortstellen (reprandre)*, *Oblasten*, *ein Urtheil ablösen (lever)*, *Verhandlungen st. Handlungen*, *zum Behuf* (522). *Anziehungswäsche*, *Hypotheken bezahlen*, u. s. w. eine besondere Erwähnung. — Die von *Ecard* angekündigte Übersetzung wird, dem *Vernachlässigten* nach, nun gar nicht erscheinen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 D E C E M B E R , 1 8 0 8 .

## M E D I C I N .

HALLE, in der Curtschen Buchhandlung: *Archiv für die Physiologie*, von D. J. Ch. Reil, Prof. in Halle. *Sechster Band*. 1805. Mit zwey Kupfertafeln. 610 S. 17 S. Register. *Siebenter Band*, von Reil und D. J. H. F. Autenrieth. 1807. Mit 9 Kupfern. 501 S. 11 S. Register. S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Es ist bemerkenswerth, daß wir zwar in Deutschland gegenwärtig, und im Grunde schon lange, zwey physikalische, ungefähr eben so viel medicinisch-praktische Zeitschriften, die monatlich erscheinen, besitzen, daß aber noch keine einzige naturhistorische, oder physiologische, wir wollen nicht sagen, monatliche, nicht einmal regelmäßig periodische Zeitschrift sich erhalten hat, obschon diese Fächer die Basis sind, vermöge welcher jene erst Sinn erhalten. Mit anderen Worten heist dieses also, es werden in Deutschland nur die Schriften gekauft, welche zum Handwerke gehören, diejenigen aber, welche ein Eigenthum der Wissenschaft sind, mittelst der man das Handwerk erst mit Verstand treiben und daher auch, aber freylich erst mit der Zeit und nach manchen Aufopferungen des unmittelbaren Nutzens, weiter treiben kann, werden vernachlässigt. Wo mag wohl der Grund liegen? Unmöglich in der Verschiedenheit der Gelehrten, welche solche Zeitschriften herauszugeben unternommen haben, da man vielmehr behaupten kann, daß in manchen Fällen an den letzteren Fächern tüchtigere Menschen arbeiteten als an den ersteren. Der Grund ist also in unserem Publicum zu suchen, und kaum darf man zweifeln, daß er nicht in dem Unterschiede zwischen dem Stande der Ärzte und den übrigen studirten Ständen liege, daß die Ärzte mithin diejenigen sind, welche am wenigsten lesen, was über ihr tägliches Curiren hinausgeht: Es ist unbegreiflich, wie ein Arzt sich nicht schämt, Reils Archiv, welches doch seit langen Jahren das einzige ist, nicht gelesen zu haben; und dennoch müssen sie sich nicht schämen, da die Erscheinung der Hefte bisweilen über ein Jahr zögert. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Abhandlungen vom J. 1802 an bis 1805 sich in ihrem Werthe minderten; aber darin liegt gewiß nicht die Ursache der kalten Aufnahme. Seit Autenrieths Beytritte ist der Gang dieses Archivs rascher geworden; es läßt sich aber voraussehen, daß es, ungeachtet der bisher ohne Erschlaffung sich gleichgebliebenen Ab-

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

handlungen, doch nicht durch unser ärztliches Publicum dringen werde, wenn nicht die Herausgeber die Vorschläge, welche wir uns hier erlauben, ausführen wollen. Man bemerkt leicht, daß es den Herausg. an Mitarbeitern fehlt. So ideenvoll auch die Aufsätze sind, so werden sie doch einförmig, wenn sie, wie es größtentheils jetzt geschieht, nur von jenen allein geliefert werden; und wenn auch nicht, so will man doch nicht immer Einen allein sprechen hören; auch kann Ein Mann nur einzelne Theile dieses grossen Feldes mit glücklichem Erfolg umfassen. Hierzu ist also Concurrenz unumgänglich nöthig. Diese aber erhält nur Zusammenhalt, wenn jeder Concurrent das von ihm Geleistete als Eigenthum behält, was nur geschieht, wenn alle zusammen Herausgeber sind, wie es bey Gehler's Journal, bey den *Annales du Muséum d'histoire nat.*, bey dem *Journal des Mines*, bey dem eben darum so vortrefflichen *Bulletin des Sciences* geschieht. Es sollten daher die Herausgeber alle Physiologen Deutschlands einladen, und Reil könnte immerhin der Redacteur des Ganzen seyn. Dann sollte die Anlage erweitert werden, so daß alles Physiologische, was bey allen Völkern entdeckt wird, sich hier beyfammen befände, und mithin der Arzt wüßte, daß er durch dieses Archiv mit dem ganzen Umfange dieser Wissenschaft immer in Bekanntschaft bliebe. Wie daher die chemischen und physikalischen Entdeckungen nicht bloß bey einer Nation bleiben, sondern sogleich nach allen Theilen der Welt wandern: so müßte es mit den physiologischen geschehen, wozu es dann nicht an Raum fehlen würde, da sich die Hefte geschwinder folgen könnten. Schriften, besonders deutsche, welche sich jeder selbst anschaffen kann und muß, würden dann nicht ausgezogen, sondern nur beurtheilt werden. So ist z. B. der Auszug aus Autenrieths Physiologie durchaus überflüssig. Eben so ist kein Grund vorhanden, warum deutsche Dissertationen abgedruckt, und nicht bloß als würdig des Kaufs angezeigt werden sollen. Wenn sich das Publicum und die Herausgeber auf diese Art die Hand bieten: so kann es nicht anders, als nach dem Wunsche beider gehen.

Da nur der sechste Band noch in die Periode unseres Instituts gehört, so fangen wir damit an. Die drey Hefte desselben liegen nicht weniger als vier Jahre aus einander. In dem ersten 1802 erschienenen Hefte ist nur Eine gute Abhandlung, die von J. Barzellotti: *Prüfung einiger neueren Theorien über die nächste Ursache der Muskelzusammenziehung* S. Kkk



108—222. Aus ihr wird streng erwiesen, daß nichts Mechanisches Ursache an der Muskelbewegung sey, am allerwenigsten aber Eindringen des Blutes in die Muskeln, wodurch sie dicker würden. Daß aber das Blut gar nichts zur Muskelcontraction beytrage, weil diese noch erfolgte, nachdem auch alles Blut abgeflossen und selbst wenn es gefroren war, ist zu weit geschlossen, da der Vf. statt des Blutes andere Mittel an die Muskeln brachte. Auch läßt sich aus den vielfältig und mit Verstand, und nicht ins Blinde hinein angestellten Versuchen des Vfs. mit Sicherheit folgern, daß kein chemischer Zersetzungsproceß von irgend einer Art die Muskelbewegung bewirke; und überhaupt liefert diese einzige Abhandlung alle nöthigen Belege zur wahren Theorie der Muskelbewegung. — *Seiters Abhandlung über die Zergliederung des menschlichen Körpers im Alter*, ist eine Uebersetzung eines lateinischen Specimen. Erlangen 1800. und hätte, ungeachtet es in seiner Art sehr gut ist, ganz wegbleiben sollen, da es bloß Anatomisches enthält. Die Abhandlung: *Über die verschiedenen Arten (Modi) des Vegetationsprocesses in der animalischen Natur, und die Gesetze, durch welche sie bestimmt werden*, hat ganz die Physiognomie der damaligen formalen, halbnaturphilosophischen Erregungstheorie, und hat daher auch das Geschäft der Einsaugung bloß nach der logischen, also in einem besonderen Fache wegen der Allgemeinheit durchaus falschen Eintheilung charakterisirt, wie es in der deutsch-brownischen Schule Mode gewesen. Wenn der Vf. diesen Gegenstand jetzt zu bearbeiten hätte: so würde er ihn ganz anders anfaßen und ausführen. Jetzt hat dieser Aufsatz keinen Werth, so wie alle Producte jener Zeit in diesem Fache keinen haben. Man würde nicht wohl begreifen, wie ein Zweig der Literatur solche Momente von Geistesabwesenheit haben könne, wenn nicht die ganze Masse der Menschheit ähnlichen Gesetzen, wie das Individuum, unterworfen, und in beiden Theilen das Leben nur ein *lucidum intervallum* wäre.

Das zweyte Heft erschien 1804. Die erste Abhandlung von Dr. F. Hufeland: *Außerordentliche Erhöhung der Sensibilität; ein Beytrag zu den Erfahrungen über Somnambulismus und thierischen Magnetismus*, ist die beste, interessanteste, klarste und geistreichste in allen drey Heften dieses Bandes. Die Versuche haben in einem einzigen weiblichen Individuum beynahe alle Phänomene hervorgebracht, welche bisher nur einzeln in Einzelnen beobachtet wurden, und die Versuche waren so rein und einfach, daß sie unmittelbar zu den Beziehungen berechtigen, welche der Vf. mittelst zahlreicher und treffender Combinationen zwischen den mesmerischen und den polaren Erscheinungen, besonders den galvanischen, aufstellt, und daher durch einen tiefen Griff den Zitterfisch mit dem Magnetiseur vergleicht, von dem das höchst sensible Nervensystem der Somnambule Schläge erhält. Allerdings ist alle Nervenaction nichts anderes, als ein höchst zarter Spannungsproceß, der in Kranken dieser Art theils aufs Höchste

gestiegen ist, theils Modificationen und Versetzungen erlitten hat, wobey die geringste andere Spannung, wenn sie in die Nähe kömmt, Änderungen hervorbringen muß. Niemand darf, wer sich mit der Theorie des Mesmerismus beschäftigt, diesen und den folgenden Aufsatz unverglichen lassen, da in beiden schon beynah alle Reagentien, besonders die Gegensätze, erschöpft sind. Bey ähnlichen Erzählungen von Versuchen sollte man aber wie bey einem Protocolle zu Werke gehen; so unangenehm auch so etwas zu schreiben und zu lesen ist; es sollte der Stand, die geistige Bildung der Personen nicht etwa im Allgemeinen, sondern bis in die einzelnen Fächer, die sie gelernt oder getrieben haben, angegeben werden; auch wäre es gut gewesen, wenn der Vf. gesagt hätte, welche Organe, ob Leber oder Uterus u. s. w. die Person gesehen, oder der Form und Farbe nach gefühlt zu haben angab, da dieses von der größten Wichtigkeit ist für das Specifiche der mesmerischen Action, indem jedes Organ einem eigenthümlichen, also mehr oder weniger mit jener verwandten Proceß entspricht; wie denn auch der Patient nach dem folgenden Aufsatz vorzüglich klar sein Rückenmark und die Intercostalnerven wahrgenommen hat. — Diesem Aufsatze schließt sich mit gleichen Wichtigkeit der Versuche, die noch insbesondere merkwürdig sind, weil sie an einem (epileptischen) Manne angestellt wurden, der folgende von F. Fischer an: *Einige Beobachtungen über thierischen Magnetismus und Somnambulismus*, worin die Kenntnisse, welche der Mesmerisirte besaß, dessen Stand und Bildung aber leider auch nicht angegeben ist, besonders sehr vielen Aufschluß über den specifischen Charakter seiner Empfindungen geben. Die offenbar elektrischen Phänomene sind bey diesem auffallend hervorgetreten; den Abscheu vor dem wunderbaren, geheimnißvollen Metalle hatte er zwar mit Anderen gemein, sprechend ist aber seine Zuneigung zum Schwefel und den Harzen, die Beschreibung des Nebels, den er um den Magnetiseur sah, und das Gefühl von Spanngewebe von denselben, die eigenthümlichen Affectionen aller Sinnorgane, die Beschreibung seiner hellen inneren Organe, und die Vergleichen, die er mit anderen Phänomenen im Somnambulismus anstellte. Alles quadriert vollkommen mit den Erfahrungen des vorigen Aufsatzes, und wenn sich ein Physiolog die Mühe nehmen wollte, nur diese in Zusammenhang zu bringen mit der in der jetzigen Zeit möglichen Theorie der Nervenactionen: so müßte aus diesen Abhandlungen allein sich mehr herauslocken lassen, als in allen älteren Hypothesen vorhanden ist. — Die anatomisch-physiologische Erklärung der Sinnesverrichtung des Gesichts, von Dr. Weber in Mainz, gehört wieder zu der erregungstheoretischen Gattung der mittleren Zeit mit der Nebenbestimmung, daß viel Suffisance den Schlag bezeichnet. Rec. mußte oft lächeln über die naiven Überzeugungen, mit denen der Vf. meint, seine kraftlosen Meinungen sogar a priori bewiesen zu ha-

ben. Z. B. „Einige Anatomen sagen, die Sehnerven kreuzen sich, andere leugnen es. Um den Streit aufzulösen, dürfen wir nur behaupten, daß sie sich theilweise kreuzen, und theilweise grade fortlaufen; was wir so eben *a priori* erwiesen haben, hat nun Achermann wirklich in einem Kranken anatomisch entdeckt!!“ Reil's Untersuchung über die Structur der Brüste ist vortrefflich, wie auch das hieher gehörende Kupfer. Aber auch hievon abgesehen, hat das ganze Geschwätz keinen Sinn. — Jedes Heft beschließend Recensionen (meist von Reil selbst), die wir aber nicht wieder recensiren können.

Das dritte Heft des sechsten Bandes erschien 1805, und enthält zwey besonders bedeutende Abhandlungen von Vrolik und Meckel, die erste *über die gleichförmige Wirkung der Natur in der Hervorbringung der Pflanzenkörper*, übersetzt von J. A. Schmidt in Neuwied, die zweyte *über die Bildungsfehler des Herzens*, wobey doch die physiologische Tendenz fehlt. Jene schließt sich treu an die neueren philosophischen Ansichten in der Botanik an, und ist besonders zu der Bedeutung der Zwiebel ein wichtiger Beytrag. Interessant sind noch Comper's und Hunter's Gedanken über den Nutzen der Röhrenknochen bey Vögeln, näher erwogen und geprüft von Vrolik, und Veränderungen, welche das Blut unter einem Microscopium compositum auf die Einwirkung des Sonnenlichtes, der verstärkten galvanischen Elektricität und verschiedener Reagentien erleidet, von Heidmann, welche Versuche gegen die Reizbarkeit der Blutfaser sprechen, wobey es aber dem Physiologen gleich seyn kann, ob dieses durch Experimente auszumachen ist oder nicht; indeß muß alles versucht werden. In jener ist wiederholt das holländische Wort *Bek* durch *Becken* übersetzt, sogar in folgender Verbindung: „In vielen Vögeln dringt die Luft unmittelbar hinter dem weichen Gaumen in die von einander weichenden Blätter des Beckens!“ Sonst ist die Übersetzung gut. — Etwas über das *Athemholen und die thierische Wärme*, eine Vorlesung von Vrolik, ist eine Vorlesung etwa für ununterrichtete Knaben, und hätte wegleiben sollen, so wie auch die hier gelieferten Abhandlungen von Deimann.

Die Hauptabhandlung des ersten Heftes des sechsten Bandes sind die Bemerkungen über die Verschiedenheit beider Geschlechter und ihrer Zeugungsorgane, als Beytrag zu einer Theorie der Anatomie, von Dr. Autenrieth, Prof. in Tübingen. Man muß dieser Abhandlung das allerdings wichtige Verdienst zugestehen, daß sie eine Theorie der Anatomie, die die meisten Ärzte noch nicht einmal als Bedürfnis kennen, dringend zur Sprache bringt, und daher Veranlassung seyn wird, daß man diesen Gegenstand von mehreren Seiten bearbeite. Auch ist die Aufgabe richtig ausgedrückt als die Lehre von den Bildungsgesetzen des Organismus, vermöge der man im Stande seyn müßte, anzugeben, warum jedes einzelne Organ so und nicht anders geformt, und warum es an diese oder jene Stelle gesetzt worden ist. Die Lösung der Aufgabe ist mit einem Reichtume von empirischen Kenntnissen und mit einem überall

durchgreifenden Scharfsinne versucht, daß man bloß darum diese Arbeit muß gelten lassen, weil sie anderen ein vortreffliches Muster ist. Allein A. geht mit seinen Kenntnissen zu schwelgerisch um, holt immer vom Ey aus, geräth durch Ausspinnungen des Gegenstandes oder vielmehr der Hunderte von Gegenständen in Ausschweifungen, die mit dem Satze, den der große Apparat beweisen soll, nur lose zusammenhängen; daher verschwendet er den Scharfsinn meistens an der unrechten Stelle, und so verliert seine Darstellung an Wahrheit, weil er den Zusammenhang vernachlässigt, weil er alles Mögliche, auch das nicht Beweisende zusammenrafft, um den Satz zu beweisen, weil er auch die einzelnen Dinge, selbst die Weite der Öffnungen, die Richtung einzelner Knochenstücke und noch viel Unbedeutenderes erklären will, und daher nothwendig auf Gründe fällt, welche zu der Bildung der Organe etwa so viel beitragen mögen, als der Druck der Luft zur Bildung der Krystalle. Es ist immer Etwas an der Sache, aber es ist selten das Rechte und Eigentliche, Innerliche. Wer die Abhandlung gelesen hat, findet leicht die Belege für unser Urtheil, da jede Zeile ein solches seyn kann, und wer sie nicht gelesen hat, für den kann das Ausziehen nichts helfen. Es sind freylich Polaritäten, welche die Production der Organe begleiten, und wir können immerhin die Nervenmasse den negativen, die Muskel- und Knochenmasse den positiven Pol nennen. Dadurch wird allerdings Manches begreiflich, aber doch lange nicht die Anordnung dieser Theile im Einzelnen, worin die Abhandlung nicht selten in Spielerey und selbst ins Abenteuerliche ausläuft, besonders wenn sogar die Schwere soll Theil haben, daß sich in der Folge die unteren Organe mehr entwickeln. Mit der simplen Polarität ist nichts vollendet, und wir wissen durch sie weder warum es einen Darmkanal oder ein Gefäßsystem, noch warum es ein Knochen- u. Nervensystem giebt, obschon sich diese Systeme alle polar verhalten mögen; wenn wir aber gar daraus ableiten wollen, warum dieser Darm rechts, der andere links u. s. w. liegt: so kann dies nur dazu dienen, die Polaritäten in Mißcredit zu bringen. Der thierische Organismus läßt sich durchaus nicht durch Deductionen darstellen; wenn sie auch mehr als bloße Endursachen wären. Wir glauben daher nicht, daß Hr. A. die rechte Methode gewählt habe; um zu einer Theorie der Anatomie zu gelangen. Es muß ohne Zweifel zuerst ausgemittelt seyn, welches das Verhältniß der Geschlechtstheile überhaupt zum Leibe ist, ehe man nach den Gründen der Zerfallung in einzelne Theile fragen kann. Indes wenn auch diese Abhandlung keine Theorie ist: so ist sie doch als ein Aggregat von einzelnen Ideen vortrefflich, z. B. in der Vergleichung des männlichen Leibes mit dem weiblichen, des oberen Theils des Leibes mit dem unteren, der männlichen Geschlechtstheile mit den weiblichen. Wenn diese Abhandlung versprochenemmaßen fortgesetzt wird: so sollte sie ganz anders angefaßt werden, aber dieses Anders müßte so seyn, daß es dem ex-

sten gar nicht mehr gleich sah; sondern als ein durchaus neues Beginnen mit einer ganz andern Manier erschiene. Daher wünschen wir weniger eine Fortsetzung als eine nochmalige Behandlung des Gegenstandes. — *Das Athmen ist eine willkürliche Action, durch einige Thatfachen erwiesen* von M. A. Caldani, und mitgetheilt von D. Weigel in Dresden. Der Fall von einigen Menschen, daß sie den Bauch oder die Brust willkürlich aufreiben, und dadurch Umgestaltungen an sich hervorbringen konnten, ist zwar wohl der Beachtung werth, aber es beweist doch offenbar nicht, was Caldani meint; denn die Personen haben a dabey gesprochen, folglich geathmet, auch kann Jeder mit einiger Aufmerksamkeit den Thorax ganz unbeweglich stellen, und bloß mit dem Bauche athmen, wie auch umgekehrt. — *De Dysphagia lusoria.* Ist eine Inauguraldissertation von Autenrieth und Pfleiderer von 1806, hier deutsch abgedruckt. Sie handelt von dem verhinderten Schlingen, wegen der dicht an der Speiseröhre vorbeigehenden linken Schlüsselbeinarterie, ist mit ausnehmender Gelehrsamkeit geschrieben, und werth, daß sie allgemein bekannt werde; aber da sie schon einzeln gedruckt existirt, so wäre ein kurzer Auszug hinreichend gewesen.

Zweytes Heft. *Über die Eigenschaften des Ganglien - Systems und seinem Verhältniß von zum Cerebral-Systeme*, von Reil, ist eine der ersten Autenrieth gleich geniale Abhandlung, vor der sie aber an Klarheit und näherer Begründung sehr vieles voraus hat. Sie stellt das Gangliensystem nicht nur als ein eigenthümliches Reich für sich auf, sondern giebt auch seinen Factoren zuerst eine wissenschaftliche Bedeutung, und enthält Winke für die Construction der Leidenschaften und des Mesmerismus, welche bald zum Wahren führen können. Was dem Aufsatz abgeht, scheint uns Folgendes zu seyn. Die meisterhafte Zusammenstellung der Geflechte ist zu sehr auf die bloß anatomische Anordnung beschränkt, ohne daß hingewiesen worden wäre, wie dieses und jenes Geflecht vorzüglich diesen zwey oder jenen drey Organen angehöre, worin selbst Andeutungen zur physiologischen Abtheilung der Eingeweide, z. B. des Darmkanals, liegen; ferner ist bey allem Scharfsinne das wahre Verhältniß der Ganglien zu den Geflechten doch noch nicht ausgesprochen, und endlich hat die Annahme, daß ein dritter Factor in diesem Rumpfnervensystem existire, den der Vf. *Apparat der Halbleitung* nennt, z. B. die Verbindungsnerven zwischen je zwey Ganglien, keine eigentlich physiologischen Gründe für sich, obschon die angeführten pathologischen Phänomene auf ein besonderes Verhältniß hindeuten. Uns besteht das Wesen des Hirns in der Duplicität der Rinden- und Mark-Substanz, beide scheinen zerfallen zu seyn im abdominalen Nervensystem; was im Hirne Rinde ist, ist da Ganglion; was dort Mark ist, ist da Geflecht (ist doch das Hirnmark nichts anderes als ein dichtes Geflecht), nicht etwa bloß der Substanz nach, sondern, und dieses ist das Vorzüglichste, der Function nach. Die Rolle, welche die Rinden-Substanz der Mark-Substanz gegenüber spielt, muß daher das

Ganglion im Abdomen spielen. Wenn im Hirne nicht eine Triplicität der Nervenfactoren vorkommt: so wird sie auch nicht in dem vorgebildeten Abdominalsystem seyn. Sollte der Zustand des Leitens und Isolirens nicht dem ganzen Nervensystem zukommen? Ist in der That die Nervenaction etwas anderes als dieses Wechseln von Leitens und Isolirens? *Untersuchung ausgearteter Eyerstöcke in physiologischer Hinsicht*, von Autenrieth. Dieser Aufsatz hat mehr physiologischen Werth, als die Aufschrift ausagt. Es ist eigentlich eine Theorie über die Erzeugung der Aterorganisationen, und insbesondere der Haare und Zähne in den Eyerstöcken, gegründet auf den Gegensatz der Haare zum Fette, worin sich jene entwickeln, und der Knochen zur Gallerte, in der die Aterzähne sich finden; daher die Haare als der Sauerstoffpol auf dem Kopfe im Gegensatze mit dem Hirne als dem Wasserstoffpol, bey Thieren dagegen längs des Rückgraths als Mähne, weil in ihnen das Rückenmark über das Hirn überwiegt; daher auch in den Vögeln die Haarproduction auf dem Gipfel, während sie bey den Fischen, den weniger athmenden, verschwunden ist. Wer erkennt nicht den Werth dieser Andeutungen! Sie müssen die Theorie fördern, obschon noch unzählige Schwierigkeiten bleiben, z. B. daß es wirklich behaarte Seethiere giebt, die *Aphrodita aculeata*, sogar *Mytilus*, *Perna*; ferner ist zu beachten der fette Wallfisch, die trockene Eidechse. Auch ist es ein wichtiger Griff, den Hr. A. gethan, indem er die Entstehung der Aterorganisationen in den Moment setzt, wo ein in Action gebrachtes Organ eine Art von Übergang in einen veränderten Zustand erleidet: so entstehen Mutterkrebs am Ende der Menstruationsperiode, und Ausartungen der Eyerstöcke wahrscheinlich nach Aufreizung. Ubrigens zeigt auch diese Abhandlung, daß der Vf. nie das Ende finden kann, daß er die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zusammen zu halten weiß, wenn theils der gedehnte Periodenbau, theils die nie versiegenden Nebenbemerkungen Schuld sind. Was sonst noch von A. in diesem Hefte von Werth ist, ist die Bemerkung, daß auch die Leber eine Rinden- und Mark-Substanz habe, und dadurch in die Reihe anderer Organe, des Hirns, der Nieren, trete, woraus auf ein durchgreifendes Schema in der Bildung dieser Eingeweide zu schließen ist. Daß aber auch die Milz unter dieses Schema gehöre, ist vermöge ihrer Bedeutung eben so unwahrscheinlich, als es von der Lunge ist. — S. 301 theilt Prof. Harles die Abhandlung von Dumeril mit: *Über die äußersten Phalangen bey den Säugethieren*, aus dem *Magasin encyclopédique*, (welches nicht, wie hier gesagt wird, aufgehört hat). Zwey Kupfer von sechzehn Nagelgliedern, unbekannt von welchen Zehen, sind beygegeben. Die Abhandlung ist nicht physiologisch, sondern bloß vergleichend anatomisch, und hätte daher weggelassen werden können. Hr. H. hätte im Übersetzen genauer seyn, und statt Amphibien setzen können, amphibische Säugethiere; auch würde er dann *Calceopithecus* nicht mit Dickhäutler, wie *Pachydermus* gegeben haben (Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1808.

## M E D I C I N.

HALLE, in der Curtschen Buchhandlung: *Archiv für die Physiologie*, von Dr. Joh. Chr. Reil und Dr. J. H. F. Autenrieth u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das dritte Heft enthält eine Reihe von Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand, über den Faserbau der Gebärmutter und die Theorie der Wehen. Die erste Abhandlung von L. Calza, Prof. in Padua, über den Mechanismus der Schwangerschaft, aus den *Atti dell' Accademia di Padova*, und der Zusatz aus Meckels und Rosenbergers Dissertation, Halle 1791 4, über denselben Gegenstand, sind nur das Gerüste, aber das meisterhaft errichtete, mittelst dessen Reil in der dritten Abhandlung über das polarische Auseinanderweichen der ursprünglichen Naturkräfte in der Gebärmutter zur Zeit der Schwangerschaft, und deren Umtauschung zur Zeit der Geburt, als Beytrag zur Physiologie der Schwangerschaft und Geburt, die hierüber mögliche Theorie, unseres Bedünkens, gegründet, und beynah vollendet hat. Einen Aufsatz wie diesen, mit dem Reichthum an Sachkenntnis, mit dem Scharfsinne, der Ordnung und den höheren, wahrhaft physiologischen Ansichten wird man selten zu lesen bekommen. Durch den ersten und zweyten Aufsatz ist der Muskelbau, der auch in die Structur der Gebärmutter eingeht, entschieden, und auf den 7 Kupfertafeln zur deutlichen Ansicht gebracht. Alle Erklärungen können wir Calza erlassen, theils weil sie sich auf die alte Physiologie gründen, theils weil sie Reil besser gegeben hat. Des Abtsichs wegen hat R. die Abbildung des Uterus aus Millot, die Jederman für einen geflochtenen Korb ansehen wird, beygegeben, und dennoch hat dessen aberwitzige Zeugungstheorie der bekannte G. W. Becker, Doctor in Leipzig, von dem ein Buch zu verlegen, sich billig jeder Buchhändler schämen sollte, aus seiner Sucht, das Publicum zu täuschen, übersetzt. Gewiss sind Hn. Reils Behauptungen, dass nichts Mechanisches ein bestimmendes Moment für die Ausdehnung und Verengerung des Uterus seyn könne, dass weder jene durch die Ansammlung des Kindeswassers, oder gar durch das Wachsen des Kindes, noch diese durch zu grosse Ausdehnung der Gebärmutter, oder gar durch den Druck und die Bewegungen des Kindes bewirkt werden könne. Gewiss ist, dass alle Schwangerschafts- und Geburts-Phänomene von dynamischen Ursachen abhängen, und genievoll ist der Griff, dass

J. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

während der Schwangerschaft im Grunde des Uterus die Expansion, im Halbe die Contraction, bey der Geburt aber umgekehrt vorwalte, dass die Geburt nicht durch eine äussere Veranlassung erfolge, sondern in Gemäßheit des Reifens der Frucht, woran auch ein eigenthümlicher Zustand der Mutter gebunden ist, vermöge dessen so lange die Actionen im Uterus überwiegend sind. Sobald aber hier diese Actionen ihren Zweck, nämlich die Vollendung des Foetus, erreicht haben, lassen dieselben nach, schlagen um, suchen den Uterus nun vom Grunde gegen den Hals zu verengern, und werfen sich sodann auf die Brüste, welches Organ nun lebendig geworden ist, nachdem der Uterus seinen Lebenslauf vollendet hat. Von der Menge der überraschendsten anderen Ansichten, wie von dem polaren Verhältnisse des Kindes zum Uterus, und dem hieraus entspringenden Einfluss auf die Lage des Kindes, und daher auf das Geburtsgeschäft, in welchem Falle auch selbst das Mechanische nur Folge des Dynamischen ist, von den Entwicklungsepochen des Foetus, von denen der Geschlechtstheile und ihrem Verhältnisse zum übrigen Leibe, mit dem sie erst bey der Mannbarkeit in Mitleiden treten, kann und soll hier nichts ausgehoben werden, da es nur für die geschrieben ist, die es selbst lesen, und da bloß das Nennen solcher Ideen schon hinlängliche Belege für das Urtheil sind. Erklärt wären unseres Bedünkens alle genannten Phänomene, und der Grund der Wehen u. der Zeit der Geburt angegeben, insofern es die Actionen betrifft, welche bey dem wirklichen Vorgange thätig sind: allein es ist noch nicht aufgefunden, welches denn der Grund der Polaritäten sey, die bey der Geburt neu hervortreten oder umschlagen. Allerdings kommen sie bey der Reife der Schwangerschaft zum Vorschein, aber was ändert sich bey diesem Reifwerden, und wie ändert sich es? Welches ist der dynamische innere Zustand des Uterus, wenn die Schwangerschaft am Ende ihres Lebens steht? Dieser muß die Ursache vom Anfange der Contractionen des Uterus seyn, die Contractionen sind erst die Ursache der Geburt. Das Wesen der Contractionen, als bestehend in Gegensätzen des Uterus, hat der Vf. vortrefflich entwickelt, aber nicht ihre Ursache. Diese hängt ohne Zweifel von dem Verhältnisse des Foetus zum Uterus ab, und zwar zunächst von der Bedeutung des Mutterkuchens zur Mutter, auch selbst bey Bauchschwangerschaften. Was ferner die mechanischen Substrate betrifft, welche das Kind ausreiben, es mag sich mit den Fasern des Uterus verhalten, wie es will: so ist es doch unmöglich,

dass so dünne Schichten von Fasern so viel (Irritabilität) Kräfte besitzen, als nöthig sind, um eine bisweilen so fürchterlich grosse Last, wie das Kind wird, zu überwinden, oder die Hand des Geburtshelfers so einzuschnüren, dass er darin alle Empfindung verliert. Wir lassen die Irritabilitätsbewegungen der Mutterhörner in Thieren auf galvanische Reize und ohne selbige in vollem Werthe, zweifeln auch nicht daran bey Menschen: allein die Ausdehnung des Uterus und die Verdickung seiner Wände, wie auch die Verengerung desselben, sind sicher keine Irritabilitätsphänomene, sondern müssen sowohl aus Gründen der Physiologie als der (Theorie)

an die Erscheinung der Erstarrung angelagert werden, und nur in so fern vorkommt, wird sie auch dort *Uterus gravidus est penis erectus, uterinus relaxatio*. Und nun sind wir am *Tergor, utalis* gewiesen. Nur der kann zu einem solchen Umfange, wie *Uterus*, anwachsen, und kann zehn Iern, die irritabile Spannung einer nimmermehr. Noch wollen wir es aus allen Erscheinungen durchaus

unwahrscheinlich ist, dass die *Decidua* eine Haut des Eies, sondern dass sie vielmehr die innere aufgelockerte Haut der Gebärmutter selbst sey, und bitten, der Vf. möge doch bey seinen vielfältigen Gelegenheiten auf diese Bemerkung achten, damit auch noch dieses Unbestimmte gehoben werde. — Den Bänden ist ein Sachregister beygegeben, was wohl des Anführens werth ist, da dieses grosse Zeitersparungsmittel von den nun eiligen Schriftstellern allgemein vernachlässigt wird.

Vom achten Bande ist das erste Heft erschienen, worin Reil den Anfang von Fragmenten über die Bildung des kleinen Gehirns, im Menschen, gemacht hat. Diese Zerlegung des kleinen Hirns und die dabey gekuserten Ideen, über die Bedeutung der ganzen Structur desselben, geben mit einem Schlage eine von allen bisherigen Ansichten verschiedene, und müssen daher Epoche machen. Wir überlassen daher gern der Zukunft und Anatomen, von Stande, insbesondere aber Hirnanatomen, das Urtheil darüber, und zeigen nur an, dass Meckel sich an diese Untersuchungen angeschlossen, und die Bildungsgeschichte des kleinen Hirns in der Frucht und im Thierreiche darzustellen übernommen hat, welches, wie die Rückfichten, die Reil schon darauf genommen hat, lehren, zu den frappantesten Resultaten führen muss. Reils Idee ist, dass das kleine Hirn ein galvanischer Apparat sey, welches ihm sogar in den einzelsten Bestandtheilen nachzuweisen gelingt. Wir sind der festen Überzeugung, dass das Denken weiter nichts als ein Spannungsprocess zwischen den beiden Hirnsubstanzen sey; die nun begonnene anatomische Untersuchung wird die Art der Erregung der Spannung aufzeigen. Die drey dazu gehörigen Kupfer, gezeichnet von Eberhard, gest. von Schröter, sind vortreflich. Noch enthält dieses Heft von Reil, über das Absterben (Todescheinen) einzelner Fingern, und von L. Bressa über den Hauptnerven des

Nachischen Röhre, Pavie 1806, mitgetheilt von Meckel, dann, wie gewöhnlich, Böhmer-Anzeigen. On.

CARLSRUHE, b. Möller: Beiträge zur Literatur über die Kuhpocken und ihre Impfung, vom Jahre 1795 bis 1807. Von D. Christ. Ludw. Schenkhard, großherzogl. bad. Oberhofrath u. l. w. 1809. 326 S. 8. (1 Thlr.)

Rühmlich ist allerdings die Belesenheit und der Fleiss des Vfs. bey dieser Arbeit: mehr Anspruch auf den Dank des Publicums aber würde er machen können, wenn er die bisher erschienenen Schriften über die Kuhpockenimpfung vollständiger und in einer besseren Ordnung aufgeführt hätte, zumal da das, was schon Hecker, Hanold, Ploucquet und Laugier über diesen wichtigen Gegenstand der Literatur geliefert haben, benutzen konnte. Im ersten Abschnitte hat der Vf. besondere Abhandlungen über die Kuhpocken und deren Impfung, im zweyten Auszüge aus Abhandlungen verschiedenes Inhalt, im dritten eigends für die Kuhpocken eingerichtete Zeitschriften, im vierten Auszüge aus Zeitschriften verschiedenes Inhalt, mitgetheilt. Wollen wir auch gegen diese Abtheilungen keine Einwendung machen: so müssen wir doch wünschen, dass die Schriftsteller, welche die Kuhpockenimpfung beschäftigt hat, in einer der Sache angemessenen Ordnung hier zusammengestellt worden wären. Daß Ärzte und Nichtärzte, die davon geschrieben haben, unter einander stehen, wollen wir ungerügt lassen. War es eben nicht zweckmäßiger, dass in einer besonderen Rubrik die Vertheidiger, in einer anderen die Gegner der Kuhpockenimpfung namhaft gemacht wurden? Im zweyten Abschnitte hätte der Vf. mehrere Schriften, worin nur sehr wenige Worte über Kuhpocken hingeworfen sind, z. B. Hahnemann über Scharlachfieber, füglich weglassen können, und dergleichen, die Wichtigeres darüber enthalten, z. B. Hufelands System der praktischen Heilkunde, Vögel, anthropologische und medicin. Erfahrungen, wo unter anderen von mehreren durch die Vaccination veranlassten, aber nicht verschuldeten, Todesfällen die Rede ist, erwähnen sollen. Am Ende der Schrift lesen wir verschiedene, die Kuhpockenimpfungsgeschichte betreffende, aus öffentlichen Blättern genommene Notizen, die aber zum Theil nicht noch einmal gedruckt zu werden, verdienten. Nur eine Beobachtung, welche im Jahr 1807 von der großherzogl. badischen General-Sanitäts-Commission publicirt worden, und worauf mehrere Impfstiche künftig aufmerktsamer seyn sollten, will Rec. hier anführen; nämlich: dass bey Kindern, die zwar an der Scharlach- und Masern-Epidemie krank gewesen, der Impfstoff nicht fasste, so, dass nur mit ein und der nämlichen Lymphe geimpfte Kinder solche, die vorher Scharlachfieber oder Masern gehabt, die Schutzpocken gar nicht oder nur unregelmässig und unecht, solche hingegen, die von Scharlachfieber oder von den Masern verschont geblieben, die Schutzpocken stets normal bekamen. Das beygefügte Register erhöht den Werth der Schrift.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Versuch, die Entstehung und Ernährung, das Wachsthum und alle übrigen Veränderungen der Knochen im gesunden und kranken Zustande zu erklären*, von Joh. Claud. Ruard, Arzte d. C. Werrstadt u. s. w. 1803. VII u. 144 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. erzählt in der Vorrede, die Analogie der Beinhaut mit dem Nervellum habe ihn zu dem Entschlusse gebracht, seine Ideen über die ersten bekannt zu machen, deren Bestimmung er aus dem kranken Zustande und den Folgen der Zerstörung derselben zu ergründen gesucht hatte. In der Einleitung stellt er dann die Hypothesen vom Hippokrates an bis auf Haller und die neuesten Zeiten über die Entstehung der Knochen auf, und erzählt, wie die Beobachtung des Nattensader balsamischen Mittel bey Knochenkrankheiten ihn zuerst auf die Idee geleitet habe, dass die Beinhaut ein wichtiges Organ sey, und die Mittel bloß auf sie zunächst wirken; er sey durch weitere Nachforschungen zu der vollsten Überzeugung gekommen, dass alle Veränderungen der Knochen von Veränderungen der Beinhaut abhängen, und dass diese den Knochen zur Bereitung eines besonders gemischten Blutes dienen müsse. Dies hat er denn im ersten Abschnitte zu beweisen gesucht, so wie er im zweyten durch Unterstützung chemisch-physiologischer Sätze die Art und Weise aus einander setzt; wie die Entstehung, Ernährung und überhaupt alle Veränderungen der Knochen im gesunden und kranken Zustande zu erklären sind, und zwar ist sein Zweck nicht ein bloß speculativ-theoretischer, sondern auch ein praktischer, und er trägt seine Ideen immer in Beziehung auf die Praxis vor; daher er auch zu Ende noch die Erweichung der Knochen von Ueberschuß der Phosphorsäure, und die dabey anzuwendenden Heilmittel kürzlich und gleichsam als eine Probe abgehandelt hat; und zwey wichtige Fälle von Knochenerweichung an einem anderen Orte ausführlicher zu beschreiben gedenkt. — Rec. gesteht, daß er diese kleine Schrift mit wahrem Interesse gelesen hat; der Gegenstand ist an sich so dunkel, daß niemand die überzeugendste Aufklärung über denselben von einem einzigen Manne erwarten wird, und der Vf. ist bescheiden genug, seine Ansicht nur als Winke und als einen Versuch anzusehen; gewiss aber wird jeder aufmerksame und vorurtheilsfreye Leser bekennen, daß man eben so viel Fleiß und Scharfßinn als praktische Tendenz darin entdeckt, und daß der Vf. eine sehr glückliche Anwendung von der chemischen Ansicht des Organismus gemacht hat, indem er sie in Verbindung der vitalen oder vielmehr dynamischen behutsam benutzte, um die chemischen Veränderungen des lebendigen Körpers begreiflich zu machen. Wir wollen, um den Geist dieser Schrift näher zu entwickeln, die Hauptsätze derselben kürzlich aufstellen.

Im ersten Abschnitte sucht der Vf. zu beweisen, dass die Beinhaut bestimmt sey, das zur Ernährung der Knochen bestimmte Blut zu diesem Zweck vorzubereiten. Ernährung eines Theils geschieht nach ihm so, dass das Blut in jedem Organe anders gemischt werde, wie schon die Verschiedenheit der Form, Farbe und der

Verderbnisse jedes Organs anzeigt, und dass nur gewisse Bestandtheile des Blutes sich mit anderen des Organs selbst zu einer Flüssigkeit verbinden, aus der ein Zellplättchen anschiesse, das die Stelle eines zerstörten einnehme. Die Nerven haben auch einen Antheil daran, der uns aber nicht bekannt sey; die Ernährung habe viel Ähnlichkeit mit den Absonderungen, und es scheinen bey jener wie bey diesen eigene Gebilde da zu seyn, welche das Blut zur Bildung des jedem besondern Organ entsprechenden Zellstoffs vorbereiten. Als Hauptbeweise sind folgende aufgestellt: dass die Beinhaut aus Gefäßen bestehe, die sich in ihr verwickeln, und dann in den Knochen gehen; dass von der Beinhaut entblößte Knochen atrophiren, und Entzündung, Brand der ersten, Schmerz, Auswüchse, Ergießung von Knochensubstanz, Eiterung und Tod des Knochens bewirken; dass die Färberröthe den Knochen und doch nicht die Beinhaut und das Mark färbt, ohnerachtet diese ihr Blut aus der I und dass die Beinhaut bey Kindern Erweichungen oder immer dünner werde, welche kommen in dem zweyten Abschnitte nach dieser Voraussetzung als der Knochen, erst die im gesunden, keim Zustande vorkommenden, vollständiger und mit sorgfältiger Benutzung der von anderen an Knochen gemachten Beobachtungen zu verorten sucht. Den Ernährungsproceß der Knochen denkt sich der Vf. folgendermaßen: Kalkphosphat macht den größten Theil der Knochen aus, und dieses ist auch im Blute enthalten. Er nimmt nun an, es werde der mit Eisen verbundenen Phosphorsäure, welche das Blut enthält, das Eisen in der Beinhaut entzogen, das Blut der Knochen enthalte demnach freye Phosphorsäure; diese löse die zur Knochenzellstoff beständige phosphorsaure Kalkerde auf, bilde so flüssigen Kalkphosphat, welcher sich mit der übrigen hier befindlichen Lymphe verbinde, in dieser flüssige sich ein Theil der flüssigen phosphorsäuren Kalkerde mit irdigen Theilen zu festem Kalkphosphat, welcher sich sogleich mit den übrigen Grundstoffen der Knochen zu hartem Knochenzellstoffe vereinige. Die Entstehung der Knochen geschieht durch gallertartige Anfänge, die erst von innen genährt werden, später erst, nämlich erst alsdann, wenn rothe Püncte in dem Korpel erscheinen, gebt die Knochenbildung an, also erst dann, wenn rothes, mit phosphorsäurem Eisen versehenes Blut herbeygeführt wird, und bey Fortrücken der Knochenbildung entstehen rothe Gürtel von Gefäßgeflechten auf der Oberfläche der Enden der Knochen, welche zur Beinhaut werden; bey Vögeln und Fischen werden die Knochen durch Hülfe des Dotters gebildet, indem dieser phosphorsäure Eisen enthält; bey Schwammern heilen Knochenbrüche schwer, weil das Blut derselben zu viele Knochenbestandtheile an den Embryo abzugeben hat. — Das Wachsthum der Knochen hört auf, wenn die Beinhaut nach und nach dünn wird; und zu wenig Phosphorsäure frey gemacht werden kann; daher enthält auch der Urin bey Alten mehr Phosphorsäure, als in dem frühern Zustande.



In dem *kranken Zustande der Knochen* findet ein Mißverhältniß der Phosphorsäure zur Kalkerde in ihnen Statt; der Knochenzellstoff nähert sich bald mehr dem neutralen Kalkphosphat, bald mehr der phosphorsauren Kalkerde mit Überschufs von Säure, bald enthält er wohl kaum eine Spur von diesem erdigen Salze; daher denn vermehrte Härte und Masse, oder Zerbrechlichkeit, Porosität oder Erweichung entsteht, und diese Zustände sind insgesammt in einer Veränderung der Beinhaut gegründet. Die Härte und Masse nimmt zu, durch Zuführung vieler Kalkerde ohne gleichmäßige Zuführung von freyer Phosphorsäure, die Masse vorzüglich auch, wenn die Lymphgefäße nicht genug zurücksaugen; Porosität entsteht, wenn mehr eingefogen als angesetzt wird; der Knochen bekommt zu viele Kalkerde wie bey dem Scorbut und bey der Luftseuche; so auch wenn es an Phosphorsäure fehlt, wie bey Alten und Schwängern. Zerbrechlichkeit kann aber auch bey zu vielem Zuflusse von Phosphorsäure und zu vieler Rücksaugung des flüssigen Phosphats entstehen, welches bey der Erweichung der Knochen der Fall ist. Die Erweichung der Knochen hängt davon ab, daß mehr Phosphorsäure frey gemacht wird, als zur Ernährung des Knochens nöthig ist, und statt harter phosphoraurer Kalkerde ein weiches Phosphat jedem entstandenen Knochenzellplättchen beygemischt wird; zugleich werden mehrere Beispiele von Sectionen angeführt, wo man bey Knochenweichung die Beinhaut locker, dick und verändert fand. In den folgenden Capiteln werden die englische Krankheit, die Wiedererzeugung der Knochen, der Knochenbrand und die Vereiterung derselben, die Brüche, Verwundungen, die Aufreibung der Knochen, der Winddorn u. s. w., nach diesen Ideen näher erläutert. — Bey Rhachitis entsteht Knochenweichung; wenn die Beinhaut zu viele Phosphorsäure zuführt, oder wenn Mangel an den nöthigen Stoffen und die nachfolgende fehlerhafte Verrichtung der Beinhaut verhindern, daß phosphorsaure Kalkerde zum Ersatz der ausgeführten gebildet werde; daher man bey Rhachitischen bald Überschufs, bald Mangel an Phosphorsäure, im Verhältniß zu der Kalkerde, antreffe. Die Wirksamkeit der gewöhnlichen Veranlassungen der Rhachitis, besonders Überfütterung, wird nun aus dieser Ansicht erklärt; der Vf. hält es sogar für eine wichtige Ursache dieser Krankheit, wenn Kinder von Ammen gestillt werden, die nicht gleichzeitig mit der Mutter geboren haben, weil sich die Phosphorsäure in der Milch immer mehr und mehr vermindert. Eisen ist bey Rhachitis nützlich, weil es die zu starke Entbindung der Phosphorsäure hindert, und zugleich incitirend wirkt. Die Knochen werden nach der Rhachitis härter; denn entstand sie von Überflusse an Phosphorsäure: so wird sie durch Zuführung von Kalkerde geheilt; und entstand sie von zu wenig phosphoraurer Kalkerde: so wird bey Wiederkehr der Gesundheit die ganze Masse von Zellgewebe zwischen Beinhaut und Knochen zu Knochenzellstoff werden. (Hievon leuchtet Rec. der Grund nicht ganz ein.) — Rhachitis entsteht nicht nach dem dritten Jahre, weil dann

die Beinhaut schon zu dünn geworden ist. Die Wiedererzeugung der Knochen geschieht durch Anschwellung und Entzündung der Beinhaut, wodurch der vegetabilische Proceß vermehrt wird, wie aus Köhlers und Blumenbachs Versuchen erhellt. Knochenbrand folgt auf Zerstörung der Beinhaut, weil sich die Entzündung auf ihn fortpflanzt, und diese aus Mangel an Nachgiebigkeit des Knochens sehr leicht in den Tod desselben übergeht: es bildet sich eine Absonderungsfläche, dadurch, daß der todte Knochen den gesunden Theil und die Beinhaut reizt, wodurch mehr Phosphorsäure frey wird; diese erweicht die Knochenenden, und macht sie einsaugbar. Eben so wird die Entstehung der sogenannten Kloake erklärt. Daher wird Bohren und Brennen bey einem abgestorbenen Knochen nichts nützen, vielmehr schaden, weil man einen gesunden Theil desselben in Entzündung und Brand dadurch versetzen kann; hingegen wird der Gebrauch der Phosphorsäure die Erweichung der gesunden Knochenenden begünstigen. Bey Knochenwunden und Quetschungen ist zu verhindern, daß die Entzündung sich nicht auf den Knochen fortpflanze und ihn tödte; daher reizende Mittel, auf entblößte Knochen gebracht, sehr nachtheilig sind.

Als Anhang trägt der Vf. noch etwas über die bey Knochenweichung von Überschufs an Phosphorsäure anzuwendenden Mittel vor, was er selbst nur als Fragment angesehen wissen will. Wenn der Knochenzellstoff sich zu sehr dem *Phosphate acidule de Chaux* nähert, so müssen die Mittel den Zweck haben, der zu häufigen Befreyung der im Blute befindlichen Phosphorsäure Grenzen zu setzen, und, wenn dies nicht möglich wäre, durch Zuleitung von gewissen Stoffen, dieser freyen Säure in den Knochen selbst ein Bindemittel zu verschaffen; das erstere werde geschehen durch Mittel, welche die Phosphorsäure mehr binden oder die Beinhaut in einen solchen Zustand versetzen, daß nicht mehr Phosphorsäure als nöthig ist, durch sie frey gemacht werde. Um die im Blute in zu großer Menge befindliche Phosphorsäure zu binden, sey Eisen ein vorzügliches Mittel, und vielleicht wirken die anderen gerühmten Mittel auf gleiche Art. Die balsmischen und ätherischölgigen Mittel stärken die Beinhaut; die Färberröthe werde von der Phosphorsäure nebst der Kalkerde aufgenommen, und so haben vielleicht auch die China, der Kalmus, die Sabina u. s. w. Bestandtheile, die sich mit der Phosphorsäure verbinden und niederschlagen, unstreitig sey dies der Extractivstoff. Allein da diese Mittel auch Gärstoff, Gallussäure, harzige und ätherischölgige Theile enthalten: so wirken sie auch auf den ganzen Körper, und verändern seinen Mischungszustand, worin seine verminderte Thätigkeit gegründet sey. Zuletzt erzählt der Vf. noch einige Fälle von Knochengeschwülsten, die auf den äußeren Gebrauch des Terpentins in Verbindung mit stärkenden Mitteln und Bädern mit Schwefelalkali sehr schnell wichen. Er verspricht mehrere Fälle von wichtigen Knochenkrankheiten ein andermal zu liefern, denen Rec. mit Vergnügen entgegen sieht.

N. W.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 D E C E M B E R, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

**HILDBURGHUSEN, b. Hanisch's Wittwe: Über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt.** Ein Versuch von Joh. Friedr. Euseb. Lotz, herzogl. sachs. hildburgh. Canzleyrath und Centbeamten zu Heldburg. 1807. XXII und 620 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es treffen in einem kurzen Zeitraum mehrere Untersuchungen über den Begriff und Umfang der Policey zusammen, unter denen die oben genannte die ausführlichste und vollständigste ist. Zuerst ist Hr. Prof. Butté als Reformator aufgetreten, der der Policey auch nicht einmal ihren Namen lassen zu wollen scheint. Hr. Henrici dagegen hat sie auf eine Höhe erhoben, die ihr bisher fremd war, indem er ihr einen Wirkungskreis anweist, der in der Staatsverwaltung alles umfasst, was nicht von der Justiz in Besitz genommen ist. Ein Ungenannter hat über das Princip, die Grenzen und den Umfang der Policey Grundsätze aufgestellt, die den Begriff derselben gleichfalls gar sehr erweitern, obgleich sie in der Anwendung sich wieder den bisher gewöhnlichen Ansichten nähern. Auch Hr. Lotz ist in der reichlichen Pflege seines Schützlings nicht zurückgeblieben. Er hat ihn mit viel und mancherley Gaben ausgestattet, die Andere ihm nicht gönnen werden. Der Begriff der Policey soll sie, nach Einigen, nur als eine in sich geschlossene Wissenschaft darstellen, nach Anderen soll er zugleich die Schranken bezeichnen, innerhalb welcher sie sich halten müsse, damit sie nicht in Despotismus ausarte. Unser Vf. hat auch hierauf vorzüglich sein Augenmerk gerichtet, wie schon der Titel seiner Schrift ankündigt. Wir wollen bey dieser Gelegenheit die Leser noch auf eine scharfsinnige Kritik des Begriffs der Policey in Scherf's *allgemeinem Archiv der Gesundheits-Policey* i Bd. i Heft, aufmerksam machen, wo S. 44 die Ehre, einen in juridischer Hinsicht vorzüglich befriedigenden Begriff der Policey aufgestellt zu haben, den Ärzten, und namentlich Hn. Röschlaub, vindicirt wird. Ohne uns hierüber auf ein Urtheil einzulassen, wollen wir im Allgemeinen nur bemerken, daß ein großer Unterschied für die Bestimmung des Begriffes der Policey darin zu liegen scheint, ob man denselben in einer Theorie der allgemeinen Staatswissenschaft oder des allgemeinen Staatsrechts aus den durch die Staatsverbindung zu erreichenden Zwecken überhaupt entwickelt, oder ob man denselben aus demje-

nigen, was in den meisten cultivirten Staaten unter dem Namen der Policey wirksam ist, zu abstrahiren sucht. Dieser letztere Gesichtspunct hat offenbar auf die Ansichten der politischen sowohl als der publicistischen Schriftsteller, und insonderheit dieser, einen großen, obgleich vielleicht zum Theil unwillkührlichen Einfluß gehabt. Und wie leicht war dies nicht, und selbst wie nothwendig in gewisser Hinsicht, da die ursprüngliche Bedeutung der *Politia* in der Praxis weit engere Grenzen erhielt, und das, was sonst das Ganze bezeichnete, nun auf einen Theil desselben beschränkt wurde? Da aber die Praxis bald diese bald jenes unter die allgemeine Rubrik der Policey zog, oder aus derselben entfernte; da sie sich nirgends ganz gleich blieb, und oft sogar in auffallende Widersprüche gerieth; da die Theorie den eigentlichen Sinn eines in dieser Beziehung nur willkührlich gewählten Wortes, streng genommen, gar nicht auszumitteln im Stande war, und ihr daher nichts übrig blieb, als entweder von dem Worte, wie es in der Praxis gebraucht wurde, gar keine Notiz zu nehmen, oder sich seiner gewöhnlichen Bedeutung zu accommodiren, oder es gleichfalls nach Willkühr anzuwenden: so ist es eben keine so auffallende Erscheinung im Gebiete der Staatswissenschaften, wie der Vf. sie findet, daß man noch bis jetzo sich über einen Begriff der Policey nicht hat vereinigen können. Die meisten Schriftsteller haben aus der Erfahrung die Gegenstände der Policey gesammelt, und daraus den Begriff derselben gebildet. Mehrere, dieses empirische Verfahren verachtend, und doch nur den Anschein desselben vermeidend, gingen vom Staatszwecke aus, leiteten aus ihm die verschiedenen Obliegenheiten der höchsten Gewalt ab, und fanden dann auch für die Policey einen — bald mehr, bald weniger beschränkten Wirkungskreis. Andere suchten, nicht mit Unrecht, in ihrem eigenthümlichen Zwecke die sie bezeichnenden Unterscheidungsmerkmale. Allein war schon über die Objecte der Policey unter den Gelehrten großer Streit: so war der eigentliche Zweck derselben noch weit mehr bestritten. Endlich versuchte es Hr. Henrici, sich von allem Materiellen los zu machen, indem er dafür hielt, daß der allgemeine Begriff der Policey vielmehr in ihrer Form, d. h. in den Grundsätzen, nach welchen sie verfährt, als in ihrem Objecte, zu finden sey. Die Sicherheit des physischen Daaseyns, und die Ausbildung des höheren menschlichen Wesens sind ihm die wesentlichen Zwecke der Staatsverbindung, deren Garantie zunächst der Justiz,

Mmm

und dann, wo diese nicht genügt, der Policy obliegt. Da nach ihm nur diese beiden, mit und neben einander, es sind, durch welche der Staatszweck realisiert werden soll: so brauchte er auch nur die Justiz von der Policy genau zu scheiden, um den eigenthümlichen Charakter dieser zu bestimmen. Da nun, sagt er, die Policy nicht auf eine noch höhere Art, als das Recht, für den Staatszweck thätig seyn kann, da sie es nicht auf eine rechtliche Art seyn soll: so bleibt ihr, als einer praktischen Wissenschaft, welcher noch weniger ein Verfahren nach logischen oder ästhetischen Grundsätzen verstatet ist, nichts übrig, als ein Verfahren nach physischen Grundsätzen, und sie ist daher derjenige Theil der Staatsdisciplin, welcher den Staatszweck (nicht nach rechtlichen Grundsätzen, sondern) nach den Gesetzen des physischen Causal-Zusammenhangs fördert, d. h. *Henrici* legt dem gesammten, von der Justiz verschiedenen und getrennten Theil der Staatsverwaltung den Namen Policy bey.

Es war uns eine interessante Erscheinung, zu gleicher Zeit zwey denkende Köpfe auf einem ähnlichen Wege zu finden, indem auch Lotz die gewöhnliche Methode, den Begriff der Policy zu deduciren, verlassen, und eine andere, die in der Hauptansicht mit der *Henrici'schen* zusammen zu treffen scheint, versucht hat. Ohne über diese hier ein Urtheil fällen zu wollen, glaubten wir, durch eine kurze Darstellung derselben die Leser zur Vergleichung der beiden neuesten Erörterungen des Begriffs der Policy, die wirklich Neues enthalten, auffodern zu dürfen, indem wir jetzt zu dem eigentlichen Gegenstande der gegenwärtigen Anzeige zurückkehren.

Der Hauptgrund, warum unsere Philosophen, Rechtsgelehrten und Politiker sich über einen vollkommen genuthuenden Begriff der Policy noch nicht haben vereinigen können, schien Hn. Lotz in der nicht ganz richtigen Ansicht zu liegen; welche sie beynahe alle (seiner Meinung nach) vom Zwecke des bürgerlichen Vereins haben, indem sie ihn auf eine bloße Garantie der Sicherheit der Rechte Aller beschränken, da er doch unmöglich ein anderer seyn könne, als der — durch die vereinten Kräfte Aller jedes einzelne Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft auf den Standpunct der höchstmöglichen menschlichen Vollkommenheit zu erheben. In dieser Hinsicht könne die Regierung sich auf keinen Fall bloß darauf beschränken, die Bürger durch psychologischen Zwang von der Widerrechtlichkeit ab- und zur Rechtlichkeit hinzuleiten. Sie müsse außerdem noch theils dafür sorgen, daß der Wille der Bürger, falls er der gebrauchten psychologischen Zwangsmittel ungeachtet, dennoch widerrechtlich geworden seyn sollte, doch nie die Grenzen des bloßen Willens überschreite und nie zur widerrechtlichen That werden könne; theils auch dafür, daß jeder Bürger im Stande seyn möge, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die die Vernunft als Mittel zur Erreichung des Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft

anerkennt. Dies vorausgesetzt, müsse ihre Thätigkeit immer gedoppelter Art seyn: einmal *indirect*, durch Gesetze, durch welche sie, ohne zur Erreichung des Staatszwecks selbst *unmittelbar* mitzuwirken, bloß dem Willen ihrer Bürger die dem Staatszwecke angemessene Richtung zu geben sucht; ohne übrigens dabey etwas mehr zu bezwecken, als daß dieser Wille nicht widerrechtlich werde; dann aber auch *direct*, durch Anstalten, die auf eine solche Willensleitung, bey der sich die Staatsregierung bloß leidend verhält, zunächst nicht berechnet sind, sondern wobey die Staatsregierung, auch abgesehen von einer Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines solchen widerrechtlichen Willens, in Hinsicht auf die Erreichung des Staatszwecks *unmittelbar selbstthätig* erscheint. Soll nun die Staatspoliceygewalt einen eigenen, von den übrigen Zweigen der Staatsgewalt abgeschiedenen Hauptzweig bilden; soll sie ein eigenes, von den Gebieten der übrigen Staatsgewalten ganz abgeschiedenes Gebiet angewiesen erhalten: so könne unter Policy unmöglich etwas anderes verstanden werden, als die *directe Selbstthätigkeit der Staatsregierung für die Erreichung des Staatszwecks seinem ganzen Umfange nach*, und die Staatspoliceygewalt könne nichts anderes enthalten, als das *Recht der Staatsregierung, in Absicht auf die Erreichung dieses Zwecks unmittelbar selbstthätig zu seyn*. Bey der näheren Entwicklung dieses Begriffs hebt der Vf. die zwey Punkte heraus; 1) daß bey der Policy die Regierung immer nur als ein *unmittelbar selbstthätiges Wesen* erscheine; 2) daß diese Selbstthätigkeit auf die Erreichung des Staatszwecks *seinem ganzen Umfange nach* gerichtet sey. In dem ersten findet er das Hauptmerkmal des Begriffs der Policy und hält dafür, jene *directe Thätigkeit der Regierung für den Staatszweck* sey nichts anderes und könne nichts anderes seyn, als die *unmittelbare Wirksamkeit der Regierung für den Staatszweck durch Anstalten, welche theils darauf berechnet sind, eine von dem rechtlichen oder widerrechtlichen Willen der Bürger unabhängige Sicherheit der Rechte derselben herzustellen, theils auch darauf, den Bürgern die Erreichung des Endzwecks des bürgerlichen Vereins, die höchstmögliche Vervollkommenung, möglich zu machen*. Von der indirecten Thätigkeit der Regierung für den Staatszweck unterscheide sie sich sowohl durch ihren Zweck als durch die ganz eigene Form ihrer Wirksamkeit. Der Zweck jener könne unmöglich ein anderer seyn, als der, die Bürger bloß negativ zur äußeren Rechtlichkeit hinzuleiten, da hingegen die directe Thätigkeit für den Staatszweck, nicht zufrieden damit, den Hindernissen der Erreichung desselben dadurch entgegenge arbeitet zu haben, daß sie durch entgegenwirkende Reizmittel den Willen der Bürger widerrechtlich zu werden hindert, einen vom Willen der Bürger ganz unabhängigen Sicherheitszustand herstellen soll, zu dessen Herstellung sie Anstalten treffe, die auch dem, ungeachtet der gebrauchten Gegenmittel, dennoch entstandenen bösen Willen alle Möglichkeit beschnitten müssen, zur widerrecht-

hichen That überzugehen, und, wenn dieser Übergang demungeachtet erfolgt seyn sollte (wir gestehen, daß wir nicht wohl begreifen können, wie es einem bösen Willen, dem *alle Möglichkeit benommen ist*, zur That überzugehen, doch gelingen sollte, den Übergang zu bewirken) die Folgen desselben so wenig, als nur immer möglich ist, fühlbar zu machen. Ausserdem aber beschränke sie sich nicht bloß auf die Gewähr der Sicherheit, sondern sie suche auch noch die Möglichkeit der Vervollkommnung der Bürger dadurch zu begründen, daß sie ihnen theils die Wege zeige, die zu diesem Ziele führen, theils den Fortgang darauf möglichst zu erleichtern suche. Diese Verschiedenheit der Zwecke der directen und indirecten Thätigkeit der Staatsgewalt für die Erreichung des Staatszwecks bestimme nun auch die Form ihrer Wirksamkeit, welche nicht anders als höchst ungleichartig seyn könne, indem bey der indirecten Thätigkeit die Staatsgewalt sich zunächst bloß leidend verhalte, und, was geschehen soll, eigentlich durch die Bürger selbst geschehe, bey der directen Thätigkeit aber die Staatsgewalt geradezu selbst handle; unbekümmert darum, ob der Dritte, dessen Sicherung und Vervollkommnung der Zweck ihres Handelns sey, die ihm für die Regulirung seiner Handlungsweise nach den Forderungen der Rechtlichkeit dargelegten Motive geachtet oder nicht geachtet habe. Sonach betrachtet der Vf. die Staatsgewalt in der ersten Hinsicht als *Leiterin des Willens der Bürger zur Rechtlichkeit*, in der anderen aber als *selbstthätige Beförderin des Endzwecks des Staatsverbandes, als Gehülfin des Bürgers bey der Realisirung seiner Wünsche nach Vervollkommnung*; und in dieser Qualität könne sie nicht anders, als für Erreichung des Staatszwecks seinem ganzen Umfange nach (— zweytes Hauptmerkmal des Begriffs der Policy —) thätig seyn. Die Staatsregierung müsse hiernach bey weitem mehr leisten, als sie dann leisten könne; wenn man ihre directe sowohl, als ihre indirecte Wirksamkeit bloß auf Wegräumung der Hindernisse des Staatszwecks beschränke. Erst in diesem ausgedehnteren Wirkungskreise erscheine sie ganz als die reinvernünftige Intelligenz, die sie nach dem Ideale des Philosophen seyn müsse u. s. w.

Mit dieser Entwicklung des Begriffs der Policy beschäftigt sich der Vf. im ersten Abschnitte seines Werkes. Es ist ihm aber, nach Rec. Dafürhalten, keinesweges gelungen, einen richtigen, erschöpfenden, alle Zweifel hebenden, alle Streitigkeiten endigenden Begriff der Policy aufzustellen. Indem er von zwey Hauptstreitfragen über den Endzweck des Staats sich für eine Entscheidung unbedingt erklärt, hat er natürlicher Weise schon eine große Reihe bedeutender Gegner zu erwarten. Wir wollen uns jedoch an diese nicht anschließen, sondern einräumen, daß die Staatsverbindung mehr, als bloß Sicherheit durch Rechtlichkeit, gewähren kann, und daß daher auch die Staatsgewalt auf dieses Mehrere ihre Bemühungen richten muß. Aber der erste und nächste Zweck der Staatsverbindung bleibt

doch immer Sicherheit, und offenbar ist diese die vorzüglichste Bedingung der Möglichkeit des steten Fortschreitens zur Vollkommenheit. Wenn nun gleich hierin die Pflicht des Menschen, in den Staat zu treten, gegründet ist: so folgt doch nicht, daß die Erreichung der höchstmöglichen menschlichen Vollkommenheit der *unmittelbare Zweck* des Staats seyn muß. Eben daher kann auch der Begriff der Policy daraus nicht unmittelbar abgeleitet werden. Sollten wir uns aber nicht damit begnügen können, aus dem erweiterten Endzweck der Staatsverbindung die Existenz der Policy zu rechtfertigen, ihren Begriff hingegen aus der Art ihrer Entstehung selbst zu schöpfen, und ihn eben dadurch mit der gewöhnlichen praktischen Anwendung ihres Namens zu vereinigen? Ist man einmal von der ursprünglichen Bedeutung des Worts abgewichen, und soll es, in einem engeren Sinne, einen gewissen Zweig der Staatsverwaltung oder Staatswissenschaft bezeichnen, der von anderen Zweigen derselben wesentlich verschieden ist: warum hält man sich bey allgemeinen Speculationen auf, und geht nicht vielmehr auf den Ursprung der Sache, der allein aus dem Labyrinth leiten kann, in welches jene so leicht verwickeln? Hr. L. stand in der Einleitung auf dem Punct, der ihn auf diesen, wie uns dünkt, einzig sicheren Weg leiten konnte. „Erst mit der zunehmenden Cultur, sagt er, die die Sicherheit gegen äußere und innere Feinde allmählich erzeugte, mußte der Regierung sowohl, als dem Bürger, das Bedürfnis solcher Institute fühlbar werden, die auf etwas mehr, als bloß auf Gewähr der Sicherheit vor äußeren und inneren Feinden berechnet sind.“ Überall erscheint der Zweck der Sicherheit als erster und nächster; der Fürst ist ursprünglich nichts weiter als Richter im Frieden und Anführer im Krieg. Aber mit der fortschreitenden Cultur regen sich mehrere und höhere Bedürfnisse, deren Befriedigung die Staatsverbindung auf mancherley Weise befördern und erleichtern kann. Die vereinigten Kräfte, an Personen und Sachen, bieten der Staatsregierung Hülfsmittel dar, die kein Einzelner zu erreichen vermag. Warum sollte sie nicht zum Besten der Staatsbürger davon Gebrauch machen, sobald diese dafür empfänglich sind, und es ohne Verletzung des Zwecks der Sicherheit geschehen kann? — Nunmehr scheidet sich von der äußeren Politik und von der Justiz die Policy, die nach und nach mit den Fortschritten der Cultur durch die Erfahrung weiter ausgebildet wird. Wenn in roheren Zeiten Selbsthülfe mit der Rechtspflege kämpft; wenn kein Richter sich findet, wo kein Kläger ist; wenn die Obrigkeit nur von geschehenen bösen Thaten Kenntnis nimmt, und übrigens jedem selbst überläßt, auf seiner Hut zu seyn, so gut er kann u. s. w.: so liegt sogar der erste und sich gleichsam von selbst aufdringende Zweig der Policy: die Sicherheit gegen Störungen zu bewahren durch Vorbaumittel — unentwickelt und ungenutzt im Dunkeln. Aber den gebildeten Menschen drückt die ewige Sorge für seine Si-

cherheit, und er fodert vom Staate eine Aufmerksamkeit, die diesen weit leichter wird, als dem Einzelnen, und die in ihrer Verbreitung über das Ganze zugleich weit wirksamer ist. Außere und innere Sicherheit ist allerdings das erste Bedürfnis jeder Staatsgenossenschaft, und diese *handhabt* freylich die *Justiz*, aber sie *gewährt* sie nicht im vollen Umfang. Ohnehin überläßt sie übrigens den Staatsbürger in seinem Streben für erlaubte und nützliche Zwecke ganz sich selbst. Durch die Staatsverbindung kann aber dieses Streben unfreitig erleichtert werden, und auch hier ist es der gebildete Mensch, der diese Erleichterung vom Staate erwartet. Der rohe Anfänger auf der menschlichen Lebensbahn ist noch nicht fähig, dieses Bedürfnis zu fühlen, und die Genossenschaft, die nur aus Seinesgleichen besteht, kann es nicht befriedigen: wohl aber der Verein eines gebildeten Volkes, und nur bey diesem kann *Policey* seyn. Sonach wäre dann die *Policey* derjenige Theil der Staatswissenschaft, welcher sich mit den Mitteln beschäftigt, die durch die Fortschritte der Cultur erweiterten und erhöhten Bedürfnisse der Staatsbürger durch Hilfe der Staatsverbindung zu befriedigen, oder doch deren Befriedigung zu erleichtern. Rec. verkennt die Einwendungen nicht, die sich hiegegen machen lassen; er glaubt aber, daß dieser Begriff der *Policey* auf alle Fälle zutreffender seyn dürfte, als der *Lotzische*, der nun einer genaueren Prüfung in allen seinen einzelnen Theilen unterzogen werden soll.

*Directe Selbstthätigkeit* ist, nach Hn. L., ein unterscheidendes Hauptmerkmal der *Policey*. Hier müssen wir nun gleich einen Hauptirrtum des Vf. bemerklich machen. Die Idee dieser directen Selbstthätigkeit ist in ihm offenbar dadurch entstanden, daß er die allgemeinen Regierungsrechte den besondern, und vorzüglich die Gesetzgebung der *Policey* entgegensetzt. Nun ist es aber klar, daß der Act der Gesetzgebung ohne Selbstthätigkeit der Regierung nicht denkbar ist, und daß also wenigstens die Selbstthätigkeit der Regierung kein eigenthümliches Merkmal der *Policey* seyn kann. Wenn man nun aber auch annehmen will, die Selbstthätigkeit der Gesetzgebung sey nicht unmittelbar auf die Erreichung des Staatszwecks gerichtet, weil dabey die Regierung nicht selbst dasjenige wirklich mache, was dafür geschehen muß, obgleich auch bloße Acte der Gesetzgebung *direct* auf den Staatszweck gerichtet seyn können, und wirklich sind: so läßt sich doch das nicht leugnen, daß die Anwendung der Gesetze, die keineswegs bloß Sache der *Policey* ist, eine *directe Selbstthätigkeit* für den Staatszweck, ganz im *Lotzischen* Sinne, involvirt, und daß daher solche keineswegs ein eigenthümliches, unterscheidendes

Merkmal der *Policey* seyn kann. Wenn der bürgerliche Richter Streitigkeiten schlichtet, der peinliche Strafen verhängt: so ist er doch wohl *direct* thätig für die Erreichung des Staatszwecks, und wenn die *Policey* entfernte Quellen von Streitigkeiten verstopft, wenn sie zu besorgenden Störungen der Sicherheit vorbeugt, und dabey sehr oft Mittel gebraucht, die nicht geradezu zum Ziele führen: so darf man von ihr dagegen mit Recht sagen, auch sie sey *indirect* für die Erreichung des Staatszwecks thätig. Überhaupt ist es vorzüglich die *Policey*, die häufig *indirecte* Wege einschlagen muß, und eine *directe Selbstthätigkeit* darf ihr daher nicht ausschliessend eigen seyn. Freylich beschreibt der Vf. diese *directe Selbstthätigkeit* der *Policey* so, daß er wohl hoffen möchte, dadurch einem Theil der gemachten Erinnerungen vorzubeugen. Die *Policey* soll unmittelbar wirken durch *Anstalten*. — Man weiß, daß schon längst mehrere Schriftsteller gerade hierin das Charakteristische der *Policey* gefunden haben wollten: aber hat denn die *Policey* nichts, als *Anstalten*? — Diese *Anstalten* sollen nun theils darauf berechnet seyn, eine von dem rechtlichen oder widerrechtlichen Willen der Bürger unabhängige Sicherheit herzustellen, und dadurch soll die *Policey* von der *Justiz* unterschieden seyn. Allein, nicht zu gedenken, daß die Definition der *Policey* hievon kein Wort enthält: so ist auch diese Ansicht überhaupt unrichtig, und die Art, wie sie ausgedrückt ist, sehr geeignet, Mißverständniß zu veranlassen. Sobald Hr. Lotz die Sicherheit durch die *Policey* nicht bloß durch Maschinen, welche die Ausbrüche des widerrechtlichen Willens verhindern, herstellen, sondern, wie er wirklich thut, der *Policey* im Allgemeinen Zwangsrechte gegen die Bürger beylegen will: so muß dabey auch der rechtliche oder widerrechtliche Wille derselben nothwendig in Betrachtung kommen, und ohne einen sehr wesentlichen Einfluß auf diesen, würde eine Menge von *Policey*-Verordnungen, Befehlen und Warnungen ganz ohne Wirkung bleiben müssen. Wenn daher die *Policey* nicht allein *direct* für den Staatszweck thätig ist, und wenn sie für denselben sehr oft auch *indirect* wirkt: so erscheint das eine von dem Vf. aufgestellte Hauptmerkmal als unzureichend und unbefriedigend. Das andere aber — die Wirksamkeit auf den Staatszweck *seinem ganzen Umfange nach* — ist offenbar zu allgemein, um zur bestimmten Bezeichnung einer Eigenthümlichkeit der *Policey* dienen zu können, und überdies unrichtig, da der Vf. nicht, wie *Henrici*, die äußere Politik in den Wirkungskreis der *Policey* gezogen hat.

(Der Beschluß folgt.)

#### KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Grün, b. v. Widmannstätten: *Einige Blöcke in die Natur nach Sander*. 1804. 51 S. 12. (8 Gr.) Kurze Betrachtungen über Haushaltung und Harmonie, Simplicität und Wirksamkeit der Natur

über ihre zerstörenden Kräfte, Gleichgewicht, Kreislauf, Senfensfolge und Sorgfalt für alle Geschöpfe, mit warmer Empfindung vorgetragen. Den Schluß macht ein Gebet, mit tiefem Gefühl und wahrer Andacht gebetet. O.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 D E C E M B E R, 1808.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Wittwe: *Über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt.* Ein Versuch von Joh. Fried. Euseb. Lotz u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach demjenigen, was bereits oben von des Vfs. unrichtiger Beurtheilung des Verhältnisses der allgemeinen zu den besonderen Regierungsrechten bemerkt ist, war nichts anders zu erwarten, als daß er in dessen weiterer Auseinandersetzung nur immer mehr sich verwickeln werde. Das hat er denn auch im zweyten Abschnitte, wo er mit der Bestimmung der äußeren Grenzen der Staatspoliceygewalt und ihres Verhältnisses zu den übrigen Staatsgewalten sich beschäftigt, wirklich gethan. Indem der Vf. gänzlich außer Acht läßt, daß die Gesetzgebung auf alle und in allen einzelnen Zweigen der Staatsgewalt wirkt, und nur durch diese ihre Objecte erhält, quält er sich mit einer Grenzscheidung, die ganz überflüssig ist, und indem er eine ewige Wechselwirkung der Gesetzgebung und Policey nicht verkennen kann, aber das eigentliche Verhältniß derselben gegen einander nicht einfließt, fürchtet er Grenzirrungen, die er durch die einzige so richtige Bemerkung selbst hebt, daß die Policeygesetze eben so wohl Gesetze seyen, als alle übrigen Anordnungen der gesetzgebenden Gewalt. Eben daraus aber ergibt sich schon, wie unangemessen es ist, diese der Policeygewalt entgegen zu setzen. Einseitig ist es auch, wenn der Vf. behauptet, die gesetzgebende Gewalt wirke immer nur negativ. Hat er denn ganz die so treffende Beschreibung des Modestinus vergessen: *legis virtus haec est: imperare, vetare, permittere, punire?* — Was das Verhältniß der Policey zu der richterlichen Gewalt betrifft: so hat sich der Vf. die Sache leicht genug gemacht, indem er jener jede Art von Gerichtsbarkeit abspricht. In Ansehung der Civiljustiz hat er die in v. Berg's Policeyrecht aufgestellten Grundsätze angenommen. Ein eigentliches Strafrecht räumt er der Policey überall nicht ein, und die sogenannte Policeyjustiz ist nach ihm nicht mehr und nicht weniger, als derjenige Zweig der richterlichen Gewalt, bey dem diese, durch ihre Wirksamkeit auf die Bestimmung des Willens der Bürger zur Rechtlichkeit, die Staatspoliceygewalt gegen die in diesem rechtswidrigen Willen liegenden Hindernisse der Erreichung des Zwecks

ihrer Thätigkeit zu sichern sucht. Er glaubt, sowohl die Erörterung der Frage: hat das Subject, das die Policey einer Störung ihrer Wirksamkeit für die Realisirung des Staatszwecks beschuldigt, diese Störung wirklich zu Schulden gebracht? als die Prüfung der bestrittenen Rechtlichkeit der von der Policey zur Erreichung ihrer Absichten eingeschlagenen Wege, gehöre nicht für das Ressort der Policeygewalt, sondern für das der Justiz. Allein in der einen Hinsicht kommt alles darauf an, ob die Policey zur Anwendung und Vollstreckung der Policeygesetze in einzelnen Fällen berechtigt seyn muß oder nicht; und die Bejahung dieser Frage würde wohl am allermeisten aus des Vfs. directer Selbstthätigkeit folgen, von der in der That seine Theorie einen großen Theil an die Justiz abgiebt, und in der anderen Hinsicht, ob die Competenz der Justizgewalt sich auch auf die Ausübung der Policeygewalt, so wie anderer Hoheitsrechte erstrecke, was man bekanntlich wegen der Unabhängigkeit der höchsten Gewalt bisher nicht dafür gehalten hat. — Die Lehre des Vfs. von dem Verhältniß der Policey zu der vollstreckenden und obergewaltigen Gewalt dreht sich ganz um den schon gerügten Irrthum, und bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Er gedenkt einmal auch (S. 40) der Finanzgewalt und ihres Unterschiedes von der Policeygewalt. In der Ausführung ist sie aber leer ausgegangen.

In dem dritten Abschnitte wird von dem inneren Umfange der Staatspolicey gehandelt. Wenn man hier eine Anzeige der Gegenstände erwartet: so irrt man. Es ist von einer Grenzbestimmung der Rechte der Policeygewalt die Rede. Der Vf. unterscheidet den doppelten Zweck der Policey: theils einen vom Wollen oder Nichtwollen der Bürger unabhängigen Sicherheitszustand der Rechte Aller herzustellen, theils den Bürgern die Erreichung des letzten Zwecks des bürgerlichen Vereins, ihre höchstmögliche Vervollkommnung, möglich zu machen. Nach demselben Gesichtspuncte hatte man bisher Sicherheits- und Wohlfarths-Policey unterschieden, ohne jedoch so bestimmt, wie der Vf., danach die Grenze der Zwangsrechte der Policey ziehen zu wollen. Diese läßt er nämlich nur in Ansehung des ersten, nur zum Theil zur Erreichung des anderen Zwecks gelten, und hienach bildet er zwey Haupttheile der Policey: Zwangs- und Halbs-Policey. Da jedoch die letztere für die Erreichung ihres Zweckes sehr oft wenigstens indirect Zwang eintreten lassen muß, was in der weiteren Ausführung der Vf. selbst ein-

Nna



räumt: so scheint durch diese neue Terminologie wenig gewonnen zu seyn.

Der Vf. geht nun in den *zwey Abtheilungen* dieses Abschnitts die einzelnen Gegenstände der Zwangs- und Hülfspolicey durch, und hier ist es, wo er sich durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Liberalität der Grundsätze um die Policewissenschaft vorzüglich verdient macht. Er urtheilt meistens mit Scharfsinn und Consequenz, so daß, besonders in rechtlichen Erörterungen, mancher Streit als durch ihn entschieden betrachtet werden kann, und manche Lücke mit glücklichem Erfolge ausgefüllt ist. Das gilt aber hauptsächlich nur vom Einzelnen: überall, wo der Vf. auf allgemeine Principien zurückgeht oder allgemeine Regeln aufstellen will, zeigt sich die natürliche Folge der Unhaltbarkeit seines Begriffs der Policcy, der Einseitigkeit seiner allgemeinen Ansichten und der Unrichtigkeit seiner Haupteintheilung. So wird man in der Einleitung zu der Lehre von der Zwangspolicey zwar mehrere sehr gründliche und nützliche Bemerkungen über die Anwendbarkeit äußerer Zwangsmittel, d. h. über das Recht unter bestimmten Umständen Zwang anzuwenden, aber keine befriedigende Auflösung eines — vorzüglich in Beziehung auf die Policcy so schwierigen Problems finden. Der Vf. hebt mit Recht den Unterschied zwischen Strafrecht und Sicherungsrecht im engeren Sinne des Worts heraus, und beschränkt die Fälle, wo die Policcy von den für ihr Ressort gehörigen Sicherungsmitteln Gebrauch machen könne, auf zwey, wenn nämlich einem Verbrecher, weil sich nicht nachweisen lasse, daß seine widerrechtliche Handlung Product seines *verständigen* Willens gewesen sey, keine Strafe zugesügt werden könne, und er dennoch fortwährend der Sicherheit gefährlich sey, und dann, wenn sich bey einem Verbrecher *zum voraus übersehen lasse*, daß die gegen ihn zu erkennende Strafe ihn nicht von Störungen der Sicherheit abhalten werde. So richtig nun der Natur der Sache nach die erste Regel ist: so schwankend und unbestimmt ist die zweyte, die allzuvielen Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, selbst leidenschaftlichen Vorurtheilen und sogar der Willkühr überläßt.

Die Rechte der Zwangspolicey betrachtet der Vf. in zweyfacher Beziehung, 1) bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherheit des Erhaltungsrechts* und 2) bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherung des Vervollkommnungsrechts*. Was die erstere betrifft: so hat der Vf. wieder *zwey Abtheilungen* gemacht: 1) *Rechte der Zwangspolicey in Hinsicht auf die Erhaltung des Staats selbst*, was bey anderen Schriftstellern Recht der öffentlichen und allgemeinen Sicherheitspolicey heisst, wo dann von Volksversammlungen, öffentlichen und geheimen Gesellschaften, Religionsgesellschaften, Aus- und Einwanderungen, und bey dieser Gelegenheit von Abzugsgeldern und Nachsteuergehandelt wird. Man sieht leicht, daß die letzteren Gegenstände nicht ohne einigen Zwang hieher gezogen sind. Man wird indessen, will man nicht, aus Lie-

be zu einem streng absondernden System, alles zersplittern lassen, dem Vf. deshalb keinen Vorwurf machen dürfen, und übrigens die einzelnen Ausführungen gewiß mit Vergnügen lesen; die sich auch durch des Vfs. stete Vertheidigung der Freyheit der Bürger, die nie leichter, als unter dem Vorwande der Erhaltung des Staats gefährdet werden kann, auszeichnet. 2) *Rechte der Zwangspolicey im Bezug auf die Sicherung des Erhaltungsrechts der einzelnen Bürger*, und zwar zuerst in Ansehung der *physischen* Kräfte der Bürger, sodann in Ansehung ihrer *moralischen* Kräfte, hiernächst in Ansehung ihres Rechts auf *guten Namen und Ehre*, endlich in Ansehung ihres Rechts auf Erhaltung ihres *Eigenthums*. — Selbstbeleidigungen, Selbstmord, Entnervung durch Wollast und andere sinnliche Ausschweifungen weist der Vf. bloß ins Gebiet der Hülfspolicey, jedoch mit der Einschränkung: sofern Dritte dadurch nicht in ihren Rechten gekränkt werden, und insonderheit *sofern dadurch die Erfüllung allgemeiner oder besonderer Pflichten gegen den Staat oder gegen Mitbürger nicht unmöglich gemacht* werde: eine Einschränkung, die von so weitem Umfang ist, daß dadurch die Regel ganz aufgehoben werden kann. — Hülfe in der Noth sieht der Vf. mit Recht als *Zwangspflicht* im Staate, und die Verweigerung der für hülfbedürftige Bürger nöthigen Unterstützung als einen Gegenstand der Zwangspolicey an: doch verstehen sich dabey manche Modificationen von selbst. — In Beziehung auf die Erhaltung der moralischen Kräfte stehen *Bordelle*, die der Vf. als jeder Regierung schimpfliche Institute verwirft, und die *Pressfreyheit*, die er vertheidigt, neben einander. Jene hätten wohl unter der unmittelbar vorhergehenden Rubrik eine bessere Stelle gefunden. — Des Vfs. Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der bisher aufgestellten Ehrenrechtstheorien verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Leser. — In Ansehung der Erhaltung des Eigenthums zieht der Vf. zuvörderst der Zwangspolicey sehr enge Grenzen in Rücksicht auf Selbstbeleidigungen, und rechtfertigt dadurch die heut zu Tage sehr gewöhnliche Nachsicht gegen Verschwender, nach welcher die Obrigkeiten meistens dann erst hinzutreten, wenn wenig oder nichts mehr zu retten ist. Wenn er jedoch auch hier die Bedingung hinzufügt, daß derjenige, welcher leichtsinnig das Seinige verschleudert, dadurch sich nicht außer Stand setzen müsse, seine Verbindlichkeiten gegen Andere so wie gegen den Staat zu erfüllen: so eröffnet er eben damit der Zwangspolicey wieder einen sehr weiten Spielraum. Ausserdem handelt er von den Verletzungen des Eigenthums durch Andere, und zwar theils von solchen, welche absichtlich geschehen, wie z. B. bey öffentlichen Handelsverkehr u. s. w., und durch Erwerbszweige, welche nur durch die Benutzung der Schwächen Anderer von Nutzen seyn können, als: Betteln, Spiel, Geldmachen u. d. gl., theils von unabsichtlichem, wie z. B. durch Unvorsichtigkeit mit Feuer und Wasser.

Die Erörterung der Zwangsrechte der Policcy.

bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherung des Vervollkommnungsrechts* geht von dem ganz einfachen und richtigen Gesichtspuncte aus, daß die Zwangspolicey hier weiter nichts zu thun hat, als dafür zu sorgen, daß Niemand in dem Gebrauch der Mittel gehindert werden möge, auf die er zum Behuf seiner Vervollkommnung zu recurriren für nöthig und dienlich findet. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Vervollkommnung des Staats selbst durch Beförderung der Volksmenge, der allgemeinen Geistesbildung und des Nationalwohlstandes, so wie auf die Vervollkommnung der einzelnen Bürger in Ansehung ihrer physischen und geistigen Kräfte und ihres äußeren Wohlstandes (ihrer Wohlhabenheit) ist dem Vf. vorzüglich gut gelungen.

Die schwierigste Aufgabe war indessen für ihn in der Darstellung des *Umfangs der Hülfspolicey* die Entfernung alles Zwanges. Er hat dieses vorzüglich dadurch zu bewirken gesucht, daß er überall nur von Anstalten redet, deren Benutzung von dem eigenen Ermeßen der Staatsbürger abhänge. Allein gerade hier zeigt sich, daß die Policey wenigstens bey der Anordnung, Erhaltung und Ausführung, so wie bey der Art der Benutzung solcher Anstalten, des Zwanges nicht entbehren kann, und daß es nicht angehet, die hierauf beruhenden Zwangsrechte lediglich in die Zwangspolicey, wie der Vf. sie darstellt, zurückzuweisen. Aber auch hier verdient die Behandlung der einzelnen Gegenstände Beyfall. Die Hülfspolicey, sagt der Vf., umfaßt Alles, was sowohl zu dem Ende geschehen muß, um diejenigen Hindernisse der Sicherheit der Rechte Aller zu beseitigen, welche außerhalb des widerrechtlichen Willens der Bürger liegen, als auch dasjenige, was eine Thätigkeit der höchsten Gewalt in der Ablichterheißt und zuläßt, um die möglichst leichte Realisirung des Vervollkommnungsrechts der Bürger und ihres Strebens nach innerem und äußerem Wohlstande zu begründen. Zunächst nun betrachtet er dasjenige, was der Policey obliegt, um die Kräfte des Staats selbst, als eine moralische Person angesehen, auf den höchst möglichsten Grad ihrer Stärke und Wirksamkeit empor zu heben, und zwar 1) durch *Beförderung der Volksmenge*. Alle hiezu führenden directen Mittel verwirft der Vf. als unzweckmäßig, und hält für das Einzige die Erleichterung des Lebensunterhalts, was wenigstens allerdings das Vorzüglichste ist, durch welches aber doch wohl in dieser Hinsicht die Policey nur *indirect* wirkt? Darauf folgt 2) die *Beförderung des allgemeinen Gesundheitszustandes*, wobey der Vf. die einzelnen hiezu dienlichen Mittel, hauptsächlich nach *Franks* medicinischer Policey durchgeht. Wenn er nun hier z. B. die Entfernung öffentlicher Begräbnisplätze, der Schlachthäuser, Schindanger, Spitäler, Lazarethe, Gerbereyen u. s. w., aus der Mitte der Städte für nothwendig erklärt: so folgt von selbst, daß es dabey nicht immer ohne *Zwang* abgehen kann. Dergleichen Beyspiele finden sich besonders in diesem Abschnitt noch sehr viele, wodurch die Hülfspolicey den ihr beygelegten Charakter verliert. In Bezie-

hung auf den Staat selbst werden 3) die *Anstalten zur Beförderung einer allgemeinen Geistescultur* betrachtet, wobey der Vf. von der Nothwendigkeit solcher Anstalten und den Vortheilen einer *allgemeinen* Aufklärung, von dem Hauptzwecke der öffentlichen Lehr- und Unterrichts-Anstalten, der Bildung des Bürgers zum Menschen und Bürger, von den Nachtheilen, welche daraus entsprungen sind, daß man das Bildungsgeschäft der Kirche überlassen hat, von Schulanstalten für die Jugend, von Bildungsanstalten für Erwachsene, Kirchen, öffentlichen Leseanstalten und Akademien handelt. — Endlich wird 4) der Umfang der Hülfspolicey in Hinsicht auf den Staat selbst, bey Anstalten zur Beförderung des *äußeren Nationalwohlstandes* erörtert. Bey dieser reichhaltigen Abhandlung geht der Vf. von dem allgemeinen Grundsatz aus, daß die Hauptmomente, auf die hier die Thätigkeit der Regierung berechnet seyn müsse, keine anderen seyn können, als höchstmögliche Vermehrung und Vervollkommnung der productiven Kräfte der Nation und zweckmäßige Vertheilung der durch diese Kräfte erzeugten Genußmittel unter die Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaftsgenossen. Er hat sich durch die bisher herrschend gewesenen staatswirthschaftlichen Maximen, durch die vormalis so gepriesene, und doch in der That eben so verderbliche als lächerliche Idee, ein jeder Staat müsse alles selbst haben, selbst produciren, selbst fabriciren u. s. w. durch die beschränkte Ansicht der auf Handel und Gewerbe vorzüglich beruhenden Verbindung aller Nationen, die, wenn nicht einen unendlichen Krieg Aller gegen Alle, doch einen ewigen und unfruchtbaren Kampf des Eigennutzes, der Habsucht und Überlistung zu erzeugen droht, nicht verleiten lassen, durch eine Menge von Vorkehrungen, Einrichtungen, Anstalten, Verboten und Geboten die Policey zu überfüllen; er hat vielmehr (und vielleicht noch mit zu wenig Strenge) darauf gehalten, daß gerade hier nichts gefährlicher sey, als *zuviel* zu regieren. Vor allen Dingen fodert er die Gewähr der höchst möglichsten Freyheit in der Wahl und dem Betrieb der einzelnen Gewerbszweige. Dann unterzieht er die einzelnen Beförderungsmittel einer zweckmäßigen Revision, und ob es gleich Rec. scheint, daß er bey einigen, wie z. B. Geld, Credit, Theilung der Arbeiten u. s. w., nicht ganz in das innere Wesen derselben eingedrungen seyn dürfte: so hat doch die Entwicklung der Grundsätze durch festes Halten an das aufgestellte Grundprincip eine ausgezeichnete Klarheit und Consequenz gewonnen. Mag daher auch gegen die Behauptungen des Vfs. im Einzelnen Manches zu erinnern seyn: so wird man ihm doch das Zeugniß nicht versagen können, daß er die besseren Theorien der neueren Staatswirthschaftslehre mit Beurtheilungskraft und verständiger Auswahl benutzt hat. Der letzte Theil dieses Werkes, welcher den Umfang der Thätigkeit der Hülfspolicey in Rücksicht auf die Vervollkommnung der einzelnen Bürger behandelt, hat durch Zurückweisungen sehr abgekürzt werden können. Er enthält indessen noch

manche lefenswerthe Bemerkungen, vorzüglich über Findel- und Waisenhäuser, über Gefängnisse, über Stipendien, über Leihhäuser, Hülfscaffen und Versicherungsinstitute, endlich über Creditinstitute. Ms.

## G E S C H I C H T E.

CARLSRUHE, in der Müllerschen Hofbuchdruckerey: *Geschlechtsbeschreibung derer (der) Familien von Schilling*. Bearbeitet durch Carl Friedrich Schilling von Cannstatt, großherzogl. badischen geheimen Rath. Mit Kupfern und Stammtafeln verwandter Familien. 1807. 430 S. Fol.

Schwerlich wird eine deutsche Familie des niederen Adels eine so ausführlich und gründlich bearbeitete Geschlechtsgeschichte aufzuweisen haben, als die Familie der *Schillings*, welche seit dem 11. Jahrhundert in Schwaben blühte, und sich in mehrere Äste ausbreitete. Für das große historische Publicum scheinen zwar Geschlechtsbeschreibungen von der Art wenig Interesse zu haben; es ist aber doch nicht zu verkennen, daß sie zur Erweiterung der vaterländischen Geschichte ungemein viel beitragen, und zugleich über die altväterlichen Sitten, über die Würden und Ämter der Vorzeit, über den damaligen Reichthum des niederen Adels u. d. m. manches bisher unbekannte Licht verbreiten. Der Vf., selbst ein Mitglied der Familie von Schilling, hat mit ausgezeichnetem Fleiße und der größten Sorgfalt aus gedruckten Schriften und undgedruckten Urkunden seines Familien-Archivs die zu seinem Zwecke erforderlichen Nachrichten aufgesammelt, und die Schicksale seiner Vorfahren ohne Eitelkeit und Vorliebe mit so vieler Gründlichkeit entwickelt, daß er auf den Dank seiner Geschlechtsverwandten sowohl als des Freundes der vaterländischen Geschichte mit Recht Anspruch machen kann. In der *Einleitung* macht der Vf. zum Theil sehr treffende Bemerkungen über den Adel überhaupt, und zieht die Parallele zwischen dessen Zustand der älteren und neueren Zeiten. „Damals, sagt er, war Leibesstärke, Muth, Entschlossenheit, Rechtschaffenheit, Bildung seiner Anlagen durch eigene und fremde Erfahrungen, neben einigen Glücksgütern, die Grundlage zur Größe eines Mannes. Die Zeiten haben sich geändert. Der physische Mensch ist gesunken, ohne daß der geistige in gleichem Grade gestiegen wäre. — Politik ersetzt den Muth, die öffentlichen Fehden des Adels haben aufgehört, aber geheime der Individuen sind an die Stelle getreten. — Den Hindernissen wird nicht mehr Kraft und Ausdauer entgegengesetzt, sondern Umwege und Gewandtheit, die sicherer zum Ziele führen; selten bedarfes dazu noch einiger Geistesüberlegenheit, Rechtschaffenheit braucht nicht mehr so ernstlich gemeint zu seyn, der Anstrich davon ist allzu oft hinlänglich, ihren Mangel zu ersetzen. Die Falschheit ist in gewissem Grad unentbehrlich geworden. Selbst in hohem Grad wird sie nicht zum Verbrechen gerechnet, höchstens einer zu weit getriebenen Lebensklugheit zugeschrieben; und volle Aufrichtigkeit in Worten und Werken ist

für den geradeften Mann ein unverzeihlicher Fehler geworden.“ Nach dieser etwas grellen Charakteristik des jetzigen Adels, giebt der Vf. allgemeine Nachrichten von der Ritterschaft der Vorzeit, vom Erwerb der Ritterwürde, von ihren drey verschiedenen Stufen, und von dem Werthe, den der Adel damalen bey den deutschen Fürsten hatte. Das Beywort *von* war nicht allemal ein Kennzeichen des Adels, sondern stand nur vor dem Namen, der von einem Eigenthum herrührte. Manche altadeliche Häuser haben es daher bis jetzt nicht angenommen. Auch die Familie von Schilling schrieb sich lange Zeit bloß Schilling, und dann erst Schilling von Cannstatt; das Beywort *von* wird bey ihnen in alten Zeiten nicht angetroffen. Diese Familie, deren Alter Martin Crusius noch von A. 550 datirt, hob sich, durch die Thaten ihrer Glieder, zur Ritterbürtigkeit lange zuvor, ehe noch der Adel durch kaiserliche Diplome ertheilt wurde. Schon im J. 1260 bekleidete sie das Erbschenkenamt in Schwaben, und war von ältesten Zeiten her in dem Canton Köcher, nachher im Canton Nekkar Schwarzwald begütert, wurde auch in den Deutsch- und Maltheser-Orten aufgenommen. Von den Gütern, welche die Schillinge von Cannstatt in verschiedenen Zeiträumen besessen haben, liefert der Vf. S. 9 nur ein, mit historischen Notizen versehenes Verzeichniß, und bemerkt, daß die beträchtliche Besitzung *Cannstat*, wovon sich diese Familie einen Beynamen beylegte, schon vor dem J. 1300 verloren gegangen, und nach und nach an Württemberg gekommen sey. Von dem Besitze dieser Stadt, welche eine Kanne im Schilde führt, will man zwar das Schillingische Wappen herleiten; der Vf. glaubt aber, daß es wahrscheinlicher von dem Erbschenkenamt herrühre, welches die Familie 400 Jahre lang bekleidete. Die von ihm in 2 Kupfertafeln mitgetheilten Wappen von dem J. 1332 an bis auf die neuesten Zeiten sind als ein nützlicher Beytrag zur Heraldik anzusehen. Auch von den Lebensumständen der einzelnen, in den vorhergehenden Stammtafeln aufgeführten Gliedern finden sich S. 23—68 ausführliche, mit Urkunden und Epitaphien belegte Nachrichten, welche für die Familie nicht ohne Interesse bleiben werden. Den größten Theil des Werks nehmen (S. 143—335) die genealogischen Tabellen ein, indem sie sich über alle Branchen des Schillingischen Geschlechts, und sogar über weibliche Abkömmlinge desselben, und über einige mit demselben in Verwandtschaft stehende Familien verbreiten. Sechs vollständige Register, als: 1) über die Beylagen zu den Lebensumständen der Schillinge, 2) über die Stammtafeln ihrer Abkömmlinge, 3) über die Stammbäume der Schillinge von Cannstatt, 4) über die Geschlechtstafeln anderer Familien von Schilling, 5) über die in den Stammbäumen vorkommenden Ahnen, und 6) über alle vorkommenden Familien-Namen, erleichtern den Gebrauch dieses mühsamen Werks, für dessen Bearbeitung der Vf. auf den lebhaftesten Dank des ganzen Schillingischen Geschlechts allen Anspruch zu machen berechtigt ist.

A. S.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 D E C E M B E R , 1808.

## G E S C H I C H T E.

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts*. Von G. G. Bredow, Prof. der Geschichte in Helmstädt. Erster Band, enthaltend die Jahre 1801, 1802 u. 1803. Zweyte Auflage. 1808. 732 S. Zweyter Band, enthaltend die Jahre 1804 u. 1805. 1807. (Sammt dem Register über die ersten 5 Jahrgänge.) 1178 S. gr. 8. Zu jedem Jahr ein tabellarisches Register. (5 Rthlr. 16 Gr.)

In der Nachschrift zum 2ten Bande (Jan. 1807) sagt Hr. Br. S. 1178: „Froheren Hoffnungen dürfen wir uns überlassen: Deutschlands Universitäten genießen des französischen Schutzes, und jeder Lehrer kann ungestört üben, was seine Pflicht ist. So ward es auch dem Vf. vergönnt, in Ruhe die Chronik des Jahres 1805 zu vollenden, und nach bestem Wissen und Gewissen der Pflicht des Historikers zu genügen. Dieser stellt dar, was geschehen ist; er erforscht die Wahrheit, wo man sie zu verhüllen sucht; er giebt, wo die Forschung zu keinem Ziele führt, Vermuthungen und Sagen (sie bezeichnen oft die Volksstimmung), und fodert auf zu Berichtigung; er sucht den Zusammenhang zu entwickeln, sey es aus der Fügung des Zufalls, sey es aus dem Charakter und den Absichten der Menschen; und strebt als Mensch überall das Gefühl für Recht und Unrecht, für Größe und Schönheit zu befestigen und zu schärfen. So thue jeder das Seinige, und es wird der deutsche Name der Achtung bey seinen Siegern nicht erman- geln, und jeder Einzelne ohne Beschämung vor Mit- welt und Nachwelt bestehen.“

Ein Werk von Gehalt redet sonst für sich selbst. Die sämmtlichen Theile dieser Chronik, auch die zweyte Auflage des ersten Bandes, sind ohne alle Vorrede erschienen. Doch scheint es Momente in den Zeitverhältnissen zu geben, wo es nöthig ist, daß ein Mann für sich und die Würde seines Studiums spreche.

Rec. setzt übrigens mit Recht voraus, daß gegenwärtige Chronik schon nach ihren ersten Theilen (Jahre 1801—1803) durch treffende Aushebung und Zusammenstellung des Merkwürdigen, so wie durch einen würdigen und gefälligen Vortrag, hauptsäch- lich aber durch freymüthige Beleuchtung der Zeichen der Zeit und durch furchtlos ausgesprochenes Gefühl für Recht und Unrecht, nicht geringes Interesse ge- funden haben werde, wiesich dieses auch schon durch

das äußere Argument der zweyten Auflage darthun ließe. Indessen glaubt Rec. den Lesern schuldig zu seyn, sie mit der Ausführung der oben vorgelegtem Grundsätze des Vfs. hier, in Bezug auf den neuen Band, noch näher bekannt zu machen.

Man weiß, daß so Manches aus unseren Tagen nicht in öffentlichen Zeitungen und Journalen ge- druckt wird, dessen Aufzeichnung jedoch der Nach- welt vielleicht eben so wichtig seyn möchte, als gan- ze Sammlungen jener Tagblätter. (Rec. hat immer geäußert, daß jeder, der in der Lage hiezu ist, we- nigstens der Nachwelt eingedenk seyn möchte; es muß auch nicht alles jetzt gleich in die Presse kom- men. Ohnängst hat er einen Fund dieser Art aus dem 30jährigen Kriege gethan, der diesen Wunsch wieder erneuert hat.) Jeder fühlt und weiß ferner, daß schon die rasche Folge der Weltbegebenheiten von Zeit zu Zeit eine Übersicht nöthig mache, selbst für die Gebildeteren, wie vielmehr noch für das übrige, kurzfristige Publicum; und es wäre wünschenswerth, daß hiezu die sämmtlichen Berichte unserer Zeitgenos- sen, das ganze stehende Heer der Tag- und Monat- Blätter, so wie sie ins Publicum ausgehen, frühzeitig einer gemaneren Sichtung unterworfen würden, da- mit das Urtheil der Leser eine sichere Leitung finde.

Man durfte sich daher freuen, daß ein Mann, wie Hr. Bredow, diesem Bedürfnis entgegenkom- men wollte, und daß er, den wir schon aus seinen anderen Arbeiten schätzten, auf diese Weise der Mit- und Nachwelt seine Pflicht bezahlt. Hr. Br. hat es auch nicht unter sich gefunden, den bescheidenen und einfachen Titel einer Chronik zu wählen, indem er sich wohl bewußt war, daß auch an eine solche nach den Fortschritten unserer Zeit keine geringen Forderungen gemacht werden. Der Geschichtschrei- ber selbst kann die großen Ereignisse unserer Tage nicht wohl vornehmen, ehe erst die einzelnen Be- gebenheiten sowohl nach ihrem chronologischen als nach ihrem inneren Zusammenhange gehörig entwickelt sind. Dieses aber ist der wesentliche Charakter der Chronik, wonach sie zwischen den politischen Tagblät- tern und der Geschichte mitten inne steht. Ihre Be- standtheile sind von zweyerley Art: *Thatfachen*, und *Eindruck der Thatfachen auf die Zeitgenossen*. Auf beides beziehen sich die vom Vf. aufgestellten Fode- rungen. „Daß er, „um darzustellen, was geschehen ist“, der besten Quellen mit Auswahl und möglich- ster Vollständigkeit sich bedient habe, bedarf bey ihm kaum angemerkt zu werden. Das hat Rec. beson- ders gern gesehen, daß er seine Quellen durchge-

(Hessen, Sachsen u. s. w. kommen nicht vor.) — Nun folgen die Nachbarstaaten Deutschland: Holland. S. 399—408. Schwetz. — S. 406. Dänemark. — S. 409. Hierauf die italienische, die ligurische Republik, und Etrurien. Jesuiten. S. 414. — Großbritanniens innere Lage; Pitt wird Minister. S. 419—434. Verhältniß mit Spanien. S. 434 ff. (Nicht überflüssig wird S. 438 bemerkt, der sogenannte Friedensfürst heiße eigentlich Fürst von Paz; Paz liegt in Südamerika in der Gegend des Plata.) — Ostindien. S. 439. Westindien. S. 444. Nordamerika. S. 446. St. Domingo. Deffalines. S. 452. — Schluss.

Die Leser werden in dieser Übersicht die leitenden Ideen, welchen der Vf. gefolgt ist, leicht erkennen. Man könnte zwar gegen den Plan selbst Verschiedenes erinnern; aber welche andere Anordnung würde nicht auch wieder ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten haben?

Die durchgreifende Allgemeinheit der Begebenheiten des Jahres 1805 gewährt mehr Einheit schon für die bloß chronologische Darstellung. Der Vf. hat aber das Ganze unter gewisse Hauptgesichtspunkte geordnet. Anordnung und Inhalt der einzelnen Stücke wollen wir hier ebenfalls ausheben. I Abtheilung. Nach vorläufiger friedlicher Erklärung an England, Übung des franz. Einflusses auf Nachbarstaaten (Holland), und Erweiterung der Würde und Macht Napoleons (in Italien). Napoleons Friedensantrag 2 Jan. 1805. (S. 503) Aufnahme und Gefinnungen in England. S. 505. ff. Ob nicht Napoleons Antrag an England eigentlich auf Kaiser Alexander berechnet war? S. 514. Frankreichs Verhältnisse zu den Landmächten, zu Anfang des Jahres 1805. S. 518. ff. Scheinbare Friedensverhältnisse mit Oesterreich, S. 521. ff. Bemerkungen und Übergang zum Folgenden. Warum Frankreich jetzt noch Ruhe wollte? S. 525. Italienische Republik. S. 526. Das Königthum. S. 531. (Nachrichten von Eugen Beauharnois und Murat S. 529. f.) Die Actenstücke dieser Regierungsveränderung vollständig. S. 541—561. Napoleons Krönung in Mailand S. 561. (In der Note Nachrichten von der eiserne Krone; hier hätte Muratori angeführt werden können.) Eugen Beauharnois Vicekönig. S. 565. ff. Piombino, als erstes Beyspiel wiederhergestellter Lebensverbindung. S. 574. Neue Organisation Liguriens. S. 583. Schnelle Rückreise Napoleons. S. 588. Bemerkungen über die Regierungsveränderung von Genoa. — Parma, Piacenza und Guastalla mit Frankreich vereinigt, S. 595. ff. Lucca, Herzogthum, kommt an den Fürsten von Piombino. S. 596. Marino und Etrurien retten noch ihre Selbstständigkeit. S. 601, aus welchen Ursachen? — Rom und Neapel hauptsächlich nach ihrer inneren Lage. S. 605. ff. Gewöhnlich wird es den alten Chroniken als Fehler angeschrieben, daß sie Kometen, Erdbeben, Waffersnoth u. s. w. unter ihre Nachrichten aufnehmen. Der Vf. hat es weder für unzweckmäßig, noch unter der Würde des Chronisten gefunden, das

Erdbeben im Neapolitanischen und den Ausbruch des Vesuvs 12 Aug. zu beschreiben. Einleitung zu einer neuen Constitution von Holland, S. 612. ff. Schimmelpennink wird gerechtfertigt. S. 618. Schweiz. S. 633. ff. „Es ist die Schweiz nicht von Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten Europa's; aber selten wird eine Sprache geredet, wie hier ihr Repräsentant (Landammann Gluz) sie spricht; Aufmunterung kann sie geben Allen, die in Ohnmacht sich beugen zu müssen vermeinen; Lehre, mit Würde auch im letzten Augenblick zu sprechen und zu handeln.“ Einige Stellen dieser kraftvollen Rede sind abgedruckt. — Sittengerichte. S. 638. Die übrigen (entfernteren) Staaten Europa's, sagt der Vf. S. 641, bieten selbst in ihrem Inneren wenig merkwürdige Veränderungen dar, weil ihre Aufmerksamkeit immer nur auf die auswärtigen Angelegenheiten gespannt ist. — Dänemark zeichnet sich jedoch hierin durch seine wünschenswürdige Abgeschlossenheit vor den anderen aus. — Umständliche Nachrichten über die Berufung des Confl. Kath. Hermes, „den man in Berlin so sanft bey Seite geschoben, und nun, gegen die Bestimmung der Hermen, abermals in den Weg stellte.“ S. 646. — Schweden, dessen König unmittelbaren Antheil an den großen Weltbegebenheiten suchte. S. 649. Verhältnisse mit Preussen und Frankreich. Bemerkungen des Moniteur, auch über die auffallende Zurücksendung des schwarzen Adlerordens. S. 656. ff. Begünstigung des englischen Handels in Schweden. S. 658. — Rußland (S. 659) that verhältnißmäßig noch am meisten für innere Cultur, während seine Hauptforge fortwährend auf Kriegsrüstungen und auswärtige Verhältnisse geht. (Der Zufluß fremder Ansiedler, besonders aus Deutschland, S. 660, hätte seinen Veranlassungen nach auch bey der Geschichte dieses letzten Landes berührt werden können.) Verhältnisse mit Persien, S. 674. — Turkey, französische Versuche, sie vom russischen Interesse zu trennen, S. 678. Einige kritische Bemerkungen zum Moniteur, S. 681. Allianz der Türken mit Rußland. S. 684. Verwirrung in den meisten türkischen Provinzen. Nun folgen die einzelnen deutschen Staaten nach ihrem Innern. S. 700. Oesterreich zuerst; Militär und Finanzen bleiben die Hauptsache. Nicht unbemerkt bleibt das Verbot der Titusköpfe. S. 703. — Preussen, in seiner Neutralität durch die feindlichen Dispositionen der Nachbarn immer mehr bedrängt, auch in seinen inneren Fortschritten gehindert. S. 704. Sachsen, der Landtag. S. 710. Bayern, Fortgang der Landescultur. Die Vossische Recension des Wismairischen Lehrplans; der Ton der kön. Rescripte, das Schulwesen betreffend. Schelling. S. 719. Baden. S. 721. Heidelbergs Aufnahme. Commission für den Thalweg des Rheins. Württemberg, Verfolg der Streitigkeiten zwischen Herrn und Land. S. 723. ff. aus genauen Nachrichten. — Bemerkungen über eingerissene Immoralität seit den Militär-Durchzügen, S. 729. —

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 D E C E M B E R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts.* Von G. G. Bredow u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Jetzt erst kommt der Vf. auf die *Reichsachen* im Allgemeinen; fast das einzig Beneidenswerthe sind aber die Verhandlungen des Reichstags über die Rheinschiffahrtsoctroi. S. 730. Über alle Anstände anderer Art wurde von den interessirten Parteyen einzeln in Paris angefragt. S. 731. Die *Reichsritter*. S. 731. *Lübeck, Hannover*. S. 733. — *Frankreichs innere Lage*. S. 735. Register von den Beschäftigungen und Beschlüssen des gesetzgebenden Raths, vom 27 Dec. bis 6 März. Finanzen. S. 746. Handel. S. 750. — Zur Vergleichung des französisch-republicanischen und des gregorianischen Kalenders ist eine Tabelle vom Hofr. Pfaff beygegeben. Kirchenachen, Schulen. S. 752 ff. Conscriptio. S. 764 u. f. w. — *Großbritannien*, Addington mit Pitt versöhnt, und Parlamentseröffnung. S. 772. ff. Die wichtigsten Gegenstände der Parlamentsverhandlungen: 1) Verhältnisse mit Spanien, 2) Budget für 1805, 3) Irland, 4) Negerhandel, 5) Landesvertheidigung und Marine-Administration. Eindruck, den das Auslaufen der franz. Escadern auf die englische Nation machte. S. 822 ff. Verrichtungen dieser Flotten. Anklage Melville's und Pitt's. S. 838. ff. Lord Sidmouth entlassen. S. 847. Die Schlacht am Cap Finisterre. S. 854 ff. Trafalgar, bey Ferrol. S. 865. Resultate. S. 869. *Ostindien*. Der Vf. beklagt sich über Unvollständigkeit der Nachrichten und mangelhafte Geographie. — *Nordamerika*, nach äusseren und inneren Verhältnissen. S. 883. — Als Übergang zu der 2 Abtheil. Rüstungen und Gefecht im Kanal. S. 896. Ob die Engländer im Ernst eine Landung fürchteten, oder wie bald diese Furcht verschwand? S. 905. Die Küstenarmee marschirt am Rhein. Die zweyte Abtheilung enthält die Geschichte der dritten Coalition. Pitt sucht Coalition. S. 908. Würdigung seines Plans. Politische Verhältnisse Englands, Russlands, Österreichs und Preussens zu Frankreich und zu einander. S. 910 ff. Bündniss zwischen England und Russland, S. 912, nach den Actenstücken, welche im Jan. 1806 im Parlament vorgelegt wurden, nebst Bemerkungen des Vfs. über die damaligen Verhältnisse von Preussen, und über den Zeitpunkt, wo der Tractat dem französischen Cabinet bekannt geworden seyn möchte, und wie weit? S. 919. Novosilzowsk's Sendung. S. 925 ff. Frankreich und Österreich, S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

hauptsächlich nach (*Genz*) Fragmenten aus der neuesten Geschichte u. f. w. Österreichischer Operationsplan und Beytritt zum Concerttractat. S. 940 ff. Diplomatische Eröffnungen. — Schwedens Convention mit England. S. 954. *Düroc* in Berlin. S. 956. Österreichische Armee auf dem Kriegsfuss. S. 957. Die kriegerischen Begebenheiten selbst werden nach folgenden Abschnitten abgehandelt: 1) Übergang der Österreicher über den Inn. Das Verhalten des münchener Hofes nach den sämtlichen bekannt gewordenen Actenstücken. — Die Erklärungen auf dem Reichstag von Seiten Österreichs und Frankreichs werden vom Vf. nur in die Anmerkungen gebracht. S. 970 ff. — 2) Der Übergang der Franzosen über den Rhein. — Frankreich und Würtemberg. S. 980. (Nach *Häberlin's* Staatsarchiv, XIV und aus dem polit. Journal, Dec. 1805.) Frankreich und Baden. S. 987. Französischer Operationsplan. „*Pour gagner tout, il faut hazarder tout.*“ Der König von Preussen möchte die Waffen ergreifen! — „*Ah, pour cela, il ne les prendra pas.*“ — 3) Capitulation von Ulm. 4) Die Franzosen in Wien. Für beides werden auch österreichische Privatnachrichten benutzt. 5) Schlacht bey Austerlitz. (Alles befriedigend genug. Zu der Geschichte der Unterhandlungen des Grafen von Haugwitz gehören auch noch die Anmerkungen des französischen Amtsblatts zu der englischen Beantwortung des russ. Manifests, Allg. Zeit. 1808. Num. 22.)

Der Friede von Presburg und Napoleons Rückkehr in den letzten Tagen des Dec. schliessen zwar das Jahr 1805 mit einer wichtigen Epoche; doch scheint es in manchen anderen Rücklichten unbequem zu seyn, jedesmal gerade den Lauf eines Jahres zur Grenze zu nehmen, da, wie wir gesehen haben, der Vf. selbst mehr dem Gange der *Hauptbegebenheiten*, als der strengen *Zeitordnung* folgt. Dieses Verfahren hat aber auch wieder seine besonderen Schwierigkeiten. Mit was für einem Contrast würden z. B. der 17 und 21 October in einer bloß chronologischen Darstellung erscheinen; in der gegenwärtigen Chronik hingegen finden wir die beiden wichtigen Tage in großer Entfernung von einander, S. 861 und 1005. Überhaupt werden jene wichtigen Seetreffen schon vor der Geschichte der dritten Coalition erzählt, ungeachtet sie mit dieser parallel gehen. Da der Vf. ausserdem gewöhnlich die *ethnographische* Methode befolgt: so mußte, um den angezeigten Schwierigkeiten zu begegnen, jedem Jahr eine chronologische oder vielmehr *synchronistische* Tabelle zur vergleichenden Übersicht beygegeben werden.

Von der *Allgemeinheit*, mit welcher der Vf. den  
P p p



*Zeitgeist* auffasst, zeugt, daß es, zufolge der Nachschrift, gleich Anfangs in den Plan dieser Chronik gehörte, außer den politischen Begebenheiten auch die wissenschaftlichen Fortschritte zu geben, nicht für den Literator, sondern zur Erleichterung des künftigen Geschichtschreibers. Weil aber hierin nicht wohl Alles von Einem geleistet werden kann: so ist es sehr rühmlich, daß Männer wie *Schrader*, *Remer*, *Bruno*, *Hofr. Schulze*, zu diesem Zwecke sich verbunden haben. Dem ersteren verdanken wir, als Anhang zum Jahr 1804, einen gerade jetzt besonders wichtigen und belehrenden Aufsatz: *Charakteristik des franz. Civil- Gesetzbuches*. Dem letzten eine (nur zu kurze) Abhandlung über die *Eigenthümlichkeiten der pestalozzischen Lehrmethode*. Der zweyte Band enthält übrigens noch die Ansicht der Jurisprudenz, Medicin, Physik, Chemie und die Bereicherungen der Erdkenntnis in dem ersten Quinquennium dieses Jahrhunderts. Der anziehende und lichtvolle Aufsatz über *Gall* wird besonders interessiren.

— C. —

### SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. dem Verfasser: *Brenno*; *Opera seria composta e dedicata alla Sua Maestà Federico Guglielmo III*, Re di Prussia da Giov. Feder. Reichardt, Maestro di Capella di S. M. sudetta. 309 S. Folio. (2 Louisd'or.)

Bey der so herrschend gewordenen Vorliebe des musikalischen Publicums für die anjetzt gewöhnliche Einrichtung der Oper, muß es dem ächten Verehrer der Kunst erfreulich seyn, zu sehen, daß sich nicht allein noch hie und da auch ältere gute Kunstwerke dieser Art, trotz der anscheinenden Allgewalt der Mode, in gleichem Werthe erhalten, wie solches der Fall bey der angezeigten Oper, in Preussens kunstliebender Königsstadt ist, sondern daß auch die Verfasser oder Herausgeber solcher, dem Modegeschmacke nicht fröhnenden Kunstwerke so viel Vertrauen in den Kunstsinne Einzelner zu setzen sich berechtigt glauben, daß sie die Herausgabe solcher Werke in vollständigen Partituren wagen können. Zuverlässig hegt jeder Kunstfreund mit Rec. den Wunsch, daß das Publicum die Ausgabe der Oper *Brennus* dergestalt unterstütze, daß sich auch die bis jetzt verzögerte Erscheinung der vollständigen Partituren von den übrigen Opern des Vfs. hoffen lasse.

Die Handlung dieser Oper beginnt mit dem Kampfe des gallischen und römischen Heeres unter der Anführung des Brennus und Fabius. Brennus erkämpft mit seinen Galliern einen entscheidenden Sieg über die Römer, und wird von Cleanthes, einem seiner Freunde und Siegesgenossen, benachrichtiget, daß sich Hostilia (die Gemahlin des römischen Heerführers) unter den Gefangenen befinde. Hostilia erscheint vor dem Überwinder, der ihr die Ketten abzunehmen befiehlt, und ihr Herz und Hand anbietet. Fabius sucht ihr vergebens Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, und Brennus läßt ihr die Wahl, entwe-

der den Fabius zu verlassen, und als Gemahlin ihm die Hand zu reichen, oder den Fabius sterben zu sehen. Um das Vaterland zu retten, entschließt sich Fabius, seine Gemahlin dem Sieger zu überlassen; Hostilia aber kann sich zu diesem Opfer noch nicht entschließen. Unterdeß ist Selinde, die Gemahlin des Brennus, als fremder Krieger verkleidet, zum Beystande der Gallier erschienen, und giebt sich ihrem Gemahl zu erkennen. Fabius und Hostilia schöpfen über diese Erscheinung neue Hoffnung. Jedoch Feuer und Schwerdt drohen Rom den gänzlichen Untergang, und Hostilia entschließt sich, weil kein anderes Mittel übrig bleibt, das Vaterland zu retten, dem Überwinder Roms das von ihr verlangte Opfer zu bringen. Brennus, durch die Großmuth der Römerin und ihres Gemahls, und durch Selindens Benehmen gerührt, giebt Rom den Frieden, überläßt Hostilien ihrem Gemahl, und kehrt in Selindens Arme zurück.

Daß der Tonsetzer dieser Oper einer der wenigen Singscomponisten sey, die sich nicht allein in ihren Ausarbeitungen einer durchgehends richtigen Declamation des Textes befleißigen, sondern die auch den Sinn des zu bearbeitenden Gedichtes rein auffassen, und in ihrer Composition wieder geben, ist schon aus den vielen kleinern Gesangstücken bekannt, womit der Vf. das Publicum beschenkt hat. Auch die vorliegende Oper enthält fast ohne Ausnahme die Bestätigung dieser Wahrheit. Übrigens gehet in diesem Kunstwerke das Streben des Vfs. vorzüglich auf die beste und zweckmäßigste Wirkung des Ganzen als Ganzes betrachtet. Daher die Vermeidung solches zufälligen Flitters, der nur das Ohr ergötzen, aber nicht in die Wirkung des Ganzen eingreifen kann; daher sowohl die Vermeidung der Überladung in Hinsicht auf die Ausdrucksmittel der Kunst, durch deren überhäufteten Gebrauch so oft der Totaleindruck geschwächt wird, als auch die Vermeidung derselben in Hinsicht auf die Begleitung, (besonders der Blasinstrumente,) wodurch die Singstimme zu sehr in Schatten gedrängt wird, und dem Auffassungsvermögen des Zuhörers Hindernisse in den Weg gelegt werden; und eben daher die Vermeidung langer Anfangsritornelle, die gewöhnlich den Zusammenhang des Inhaltes des Satzes mit dem vorhergehenden Recitatives stören, und überdies noch den Sänger in Hinsicht auf Action oft in die größte Verlegenheit setzen u. s. w.

Nach einem gut ausgeführten *Alliegro con brio* aus d. dur im C Tacte, welches als Sinfonie oder Ouverture dem Ganzen zur Einleitung dienet, sich hauptsächlich auf den Kampf der beiden Heere beziehet, und worin besonders der cantable Solosatz der Blasinstrumente nach der Halbcadenz des ersten Haupttheils vermittelst des Contrastes eine schöne Wirkung macht, beginnt die Oper mit einem kraftvollen Doppelchore, nämlich mit einem Chore der kämpfenden Römer und Gallier. Dieses Chor fällt, wie man zu sagen pflegt, in den Satz der Sinfonie ein, und ist mit derselben von gleicher Ton- und

Tact-Art, und von gleicher Bewegung. Durch die von dem Vf. dabey gewählte Einfachheit der Ausdrucksmittel hat es einen hohen Grad der Bestimmtheit seines Charakters erhalten. Besonders trefflich ist in demselben das *Vittoria* des gallischen Heeres behandelt. Ungeachtet der guten Wirkung, die diesem Chore nicht streitig gemacht werden kann, stellet es Rec. dennoch dem eigenen Urtheile des Vfs. anheim, zu entscheiden, ob die Wirkung desselben nicht noch mehr gewonnen haben würde, wenn der Vf. die rhythmischen Theile jedes besondern Chores bey der Wiederholung des Textes mehr zusammen gerückt hätte, so, daß nämlich der eintretende Satz des einen Chores nicht immer das Ende des Satzes des anderen Chores abgewartet hätte. Wenigstens glaubt Rec. überzeugt zu seyn, daß das Ganze durch diese Einrichtung, und durch das mehr in einander Greifen seiner Theile noch mehr gehoben worden wäre, und noch weit mehr Energie erhalten hätte. Selbst die Natur der zum Grunde liegenden Empfindung, und der Grad, in welchem sie sich in diesem Falle äußert, scheinen diese Einrichtung zu fodern; denn sicher ist in einem Kampfe dieser Art die Empfindung der Kämpfenden zu wenig gemäßiget, als daß jeder kämpfende Theil den Vortrag des anderen (besonders bey wiederholten Sätzen) bis zum völligen Ende ruhig abwarten sollte, ohne, wie man zu sagen pflegt, dem Gegentheile ins Wort zu fallen.

Gleich in der zweyten Scene, oder in dem diesem Chore unmittelbar folgenden Accompagnement lernt man den Vf. als einen Tonsetzer kennen, der sich auch in dem Style des Recitatives, an welchem so viele unserer jetzigen Operncomponisten scheitern, völlig orientirt hat. Rec. muß gestehen, daß es für ihn eine Art wohlthätiger Erscheinung war, nach so vielen nichtsbedeutenden Recitativen, die sich zugleich neben dem Dialog hin und wieder in viele unserer modernen Opern verloren haben, in dem vorliegenden Werke eine Folge von Recitativen zu finden, deren Tonfolgen sehr bedeutend sind; und die sich durch einen guten Zusammenhang der Modulation und durch eine faßliche Grundlage der Harmonie auszeichnen, aus welcher die Tonfolgen des Recitatives entwickelt worden sind. Man muß sich in der That wundern, daß man, bey den Fortschritten, welche die Setzkunst gemacht hat, den Recitativstyl fast allgemein vernachlässiget, und daß man in einem Zeitraume, in welchem man mit Recht von erregenen Vortheilen des Vortrages spricht, noch so oft die Sänger im Recitative 2 bis 3 Perioden in einem Athem herschnattern hört, um gleichsam auf einem im Fluge zu erhaschenden O! oder Ach! desto länger verweilen, und ihr die möglichst kleinsten Intervallen durchziehendes Geheul hören lassen zu können. Möchte doch diese Bemerkung ein Wort zu seiner Zeit geredet seyn!

Die erste Arie des *Brennus* aus *c* dur, in welcher er das Herz der gefangenen Römerin zur Liebe gegen sich zu überreden sucht, fängt mit einem

*Largo* von 12 Tacten im Vierviertheiltacte an, nach welchem sie in ein *Allegro non troppo*  $\frac{3}{4}$  Tact übergeht. Treu der zum Grunde liegenden Empfindung, und gemäß dem Charakter des mit Lorbeern gekrönten Liebhabers ist diese Arie, in welcher die Hauptstimmen nur von zwey Hörnern begleitet werden, überdies noch sehr gut instrumentirt, so daß sie, mit dem ihr vorhergehenden Accompagnement auch als einzelne Scene in den Concertsaal verpflanzt, ihrer Wirkung versichert seyn kann. Nur gehört dazu eine Bassstimme von mehr als zwey Octaven Umfang.

In der zweyten Partiturzeile der 45ten Seite enthält der Satz einen für das Auge auffallenden Schreibefehler. Der Vf. hat nämlich (wahrscheinlich durch den etwas ungewöhnlichen Gebrauch des Tones *fisis* in der kleinen Octave für die Violine dazu verleitet) den unterhalb den Ton der Tonart *g* moll, wohin sich die Modulation wendet, in der Tonschrift als *g* vorgestellt, wodurch der Leser bey der ersten Ansicht den Zusammenhang der Modulation und der Harmonie verliert.

Die *Cavatina* der *Hostilia* in der dritten Scene, mit obligatem Clarinett und Fagotte aus *es* dur im  $\frac{3}{4}$  Tacte, ist sehr zärtlich gehalten; so wie sich in der darauf folgenden Arie des *Fabius* römischer Seelen-Adel in dem auch überwundenen Feldherrn ausdrückt. Sie ist ein *Allegro con fuoco* aus *d* dur im *C* Tacte gesetzt. Auch die Form dieser Arie empfiehlt sich durch eine originelle Behandlung. Mit dem Schlusse der ersten Hauptperiode in der Tonart der Dominante nach den Worten:

*Se il destin non mi contende  
a salvar l'amato bene  
mille morte e mille pene  
d'incontrar non temerò.*

führt der Vf. die Modulation vermittelt eines kurzen *Unifono*-Satzes in die harte Tonart der kleinen Sexte (ins *b* dur), in welcher er die zweyte Periode der Arie:

*Passerò se'l vuole il fato  
nuovo in mezzo a incendio ardente!  
Ahdrò a nuoto in mar fremante;  
all' inferno scenderò.*

anfangen, und dabey die metrische Bewegung der begleitenden Stimmen in lebhafteren Figuren einhergehen läßt. Die Modulation geht in diesem Satze durch verschiedene Nebentonarten in die Grundtonart zurück, in welcher die letzte Periode:

*Ah l'idea di tal contento  
quanto al cordia lieto affanno  
sul que' fidi amanti fanno  
che il destino separò.*

zwar in dem nämlichen Tempo, aber vermittelt einer sanfteren metrischen Bewegung, und bloß von den beiden Clarinetten und Fagotten (mit Inbegriff der Grundstimme) begleitet, vorgetragen wird. Nach dem Schlusse dieser Periode werden mit der Wiederholung der Worte: *Mille morte etc.* aus der ersten Periode zugleich einige Sätze aus dem ersten Theile

der Arie wiederholt, worauf der ganze Satz zum Schlusse eilt. Die Arie des *Sulpicius* in der fünften Scene hat der Vf. mit Recht, als Arie einer Nebenperson, mehr in Schatten gerückt. Dennoch fehlt es ihr nicht an Ausdruck und an Feinheiten der Ausarbeitung. Auch die eigenthümliche Sanftheit und das Innige und Einschmeichelnde der in der sechsten Scene folgenden Arie der *Selinde* wird keinen Zuhörer ungerührt lassen. Jedoch der Raum erlaubt es nicht, diesem wichtigen Kunstwerke Schritt vor Schritt weiter zu folgen. Weil man ohnehin aus dem, was bisher darüber bemerkt worden ist, schon von selbst auf den Verfolg desselben einen richtigen Schluss machen wird: so begnügt sich Rec., nur noch einige Resultate seiner aufmerksamen Durchsicht dieser Oper hier beizufügen.

So wenig auch der Ausdruck und die gute Wirkung des im ersten Acte befindlichen Duetts verfehlt ist: so muß dennoch Rec. gestehen, daß er dabey gewünscht habe, mehr Kunstbearbeitung des eigentlichen Duetts zu finden, so wie er überhaupt schon längst gewünscht hat, die Art der älteren Bearbeitung dieser Gattung der Gesangstücke, bey welcher (so wie z. B. in den mehresten Duetten von *Graun*) die feinsten Wendungen der Melodie durch die Umkehrung eines Satzes in dieser oder jener Gattung des doppelten Contrapunctes zum Vorschein kommen, und bey welchem Verfahren theils die Darstellung der individuellen Empfindungsart zweyer von einer und eben derselben Empfindung befeelter Personen, theils auch die Einheit des Tonstückes, so viel gewinnen kann, in dem Geschmacke der Zeit wieder hergestellt zu sehen. Leider aber scheint anjetzt noch hiezu wenig Hoffnung vorhanden zu seyn, wenn man bedenkt, wie unmöglich eine solche Bearbeitung bey der immer mehr und mehr einreisenden Vernachlässigung des Studiums des Contrapuncts glücklich von Statte gehen kann.

Mit etwas mehr Kunstbearbeitung geschmückt, empfiehlt sich das schöne Terzett im zweyten Acte. Vorzüglich aber hebt sich das Quintett des dritten

Acts. Dieses Quintett, und die ebenfalls im dritten Acte enthaltene schöne Arie der *Hostilia*, mit obligatem Violoncell und Fagotte und mit zwey ebenfalls obligaten Hörnern begleitet, scheinen von dem Vf. ganz besonders *con amore* bearbeitet worden zu seyn.

Zum Behufe derjenigen, die der italiänischen Sprache nicht mächtig sind, hat der Vf. unter dem italiänischen Texte zugleich eine deutsche Übersetzung beygefügt. Die Art, wie dieses geschehen ist, und die Übereinstimmung der Wörter dieser Übersetzung mit der Beschaffenheit der Melodie, muß allen denjenigen volle Genüge leisten, die mit den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit bekannt sind.

Was endlich das Schulgerechte dieses Kunstwerks anlangt, so findet es sich, daß der Vf. in demselben ungleich mehr Aufmerksamkeit auf die Befolgung der grammatischen Regeln der Kunst verwendet hat, als in den mehresten seiner herausgegebenen Werke, welche kleine Gesangstücke enthalten. Dennoch ist es nicht ganz frey von Nachlässigkeiten dieser Art, wie z. B. die erste Arie der *Hostilia* zeigt, wo sich in den ersten drey Tacten der 5ten Seite zwischen der Grundstimme und der zweyten Violine ein octavenartiger Gang befindet, der, weil er aus der Verdoppelung der schon an sich selbst sehr scharf durchschneidenden großen Terz, und aus der Verdoppelung des dissonirenden Intervalles der darauf folgenden Harmonie besteht, das Ohr mehr beleidigt, als die beiden unmittelbar auf einander folgenden Octaven zwischen der Singstimme und dem Basse von dem ersten zum zweyten Tacte der auf dieser Seite befindlichen zweyten Partiturzeile.

Das Außere dieses Werkes stimmt mit seinem inneren Gehalte vollkommen überein. Der Stich ist, außer einigen hie und da fehlenden Versetzungszeichen vor den Noten (so fehlt z. B. S. 40 in der dritten Partiturzeile vor dem zweygestrichenen c in der zweyten Violine, und vor dem eingestrichenen c in der ersten Violine gleich zu Anfange des Accompaniments S. 54, das Kreuz,) correct und deutlich, und das Papier dauerhaft und weifs. — o —

### KLEINE SCHRIFTEN.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** *Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: Heidelbergts noch geltende Policeygesetze von dem Jahre 1800 bis zum Ende des Jahres 1806, gesammelt und mit einem dreyfachen Register versehen von W. Deurer, Registratur - Actuar des dafigen Stadtvogteyams. 1807. 124 S. kl. 8. (8 Gr.)* Es wäre zu wünschen, daß jede Stadt eine ähnliche vollständige Sammlung ihrer Policeygesetze besäße, welche sich in Jedermanns Händen befände, dann würde man nicht so oft die Entschuldigung der Unwissenheit von den Übertretern derselben anzunehmen haben. Die vorliegende Sammlung begreift nur diejenigen kleineren Policeyordnungen, welche sich noch nicht besonders gedruckt in den Händen des Publicums befanden. Die Ordnung ist chronologisch, und ein dreyaches Register, 1) ein systematisches nach den Materien, 2) ein alphabetisches und 3) ein chronologisches, erleichtert die Auffindung der einzelnen Verordnungen. Der Vf. verspricht in dem Vorberichte, so wie das Bedürfnis es erfordern würde, seine Sammlung bestweise fortzusetzen. A. L.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** *Mersburg, bey Wagner: Merkwürdige und actenmäßige Geschichtserzählung des dreyfachen Mörders, J. G. G. Avenarius, welcher zu Lauchgüt den 15 März 1805 mit dem*

*Schwert vom Leben zum Tode gebracht worden. 1805. 74 S. 8. (4 Gr.)* Keine bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnliche Schrift. Sie verdient in allen Schulen der Jugend mit Nachdruck vorgelesen zu werden. Der Vf. derselben ist wahrscheinlich einer der Geistlichen, der den Verbrecher zum Tode vorbereitet hat. Wahre Energie und ungeschminkte Darstellung der Stufenleiter des Lasters, ernstliche Warnung gegen die Sitten des Zeitalters und rührender Vortrag sind die vorzüglichsten Eigenschaften derselben. Nachdem eine Geschichte der Verurteilung und Bruchstücke und Schilderungen aus dem Leben des Mörders vorausgeschickt worden, wird ein treffender Blick auf die Menschen geworfen, wie sie in unserem Zeitalter wirklich sind. Dana tritt Avenarius als Mörder auf. Er wird von seinem bösen Gewissen verfolgt. Betrachtungen über seinen Weg nach Mersburg und wie er als Fliehender die Nacht unter freyem Himmel zubringt; seine Gefühle unter seinen Schlachtopfern und im Gefängnis, bey Anhörung seines Todesurtheils, und auf dem Wege zum Gerichtsplatze. Sehr rührend sind die Folgerungen aus der Geschichte des Mörders und die letzten Wünsche bey dem Rückblicke auf den gefallenen Mörder, und bey der Rücksicht auf die von dem Schaffotte zurückkehrende Menge. W.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 D E C E M B E R, 1808.

## ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder (•) Menschen (-) und Productenkunde.* Für jede Classe von Lesern von E. A. W. von Zimmermann. Siebenter Jahrg. für das Jahr 1808. Mit 12 Kpfn. und 1 Karte. Taschenformat (2 Thlr.)

Der Titel dieses in vieler Rücksicht schätzbaren Taschenbuchs steht mit dem Inhalt auf eine doppelte Weise im Widerspruche. Einmal sind es nicht bloß des 18 Jahrhunderts Entdeckungen, die in demselben dargestellt werden. Es fällt in die Augen, daß, um diesen letzteren mehr Relief zu geben, die Entdeckungen früherer Reisenden nicht ganz übergangen werden durften. Ueberdies macht auch die besondere Art, auf welche der Vf. seinen Gegenstand behandelt, daß er die Reisenschriften, die wir aus früheren Jahrhunderten überkommen haben, nicht entbehren kann, so wie z. B. in dem vor uns liegenden Jahrgange Brasilien grossentheils nach den Berichten des ehrlichen, alten *Lory* beschrieben worden ist. Das Taschenbuch enthält nämlich — und dieß ist der zweyte von den gerügten Widersprüchen — nicht etwa eine Geschichte der neuesten Entdeckungen, oder eine geographische Schilderung der Erdstriche, durch welche im 18 Jahrhundert Reisen unternommen wurden, sondern eine ziemlich systematische Beschreibung der Länder selbst nach ihren mannichfaltigsten Beziehungen und Dimensionen, so daß, ohne Rücksicht auf das Ältere und Neuere, das Bekannte überhaupt, und zwar, wie eine Reihe von Jahrgängen beweist, nach und nach von ganzen Welttheilen mitgetheilt wird.

Das Taschenbuch kündigt sich für jede Classe von Lesern an. Rec. verhehlt es nicht, daß er gegen Schriften, die diesen Beysatz an der Stirn führen, von jeher mißtrauisch gewesen ist, weil er immer gefunden hat, daß sie ihr Versprechen, wenn es wirklich ernstlich gemeint war, nicht anders erfüllen konnten, als indem sie gegen die Wissenschaft elbst, der sie sich widmeten, eine Treulosigkeit nach der anderen begingen. In der Geographie hat man sießs verantworten zu können geglaubt; Rec. ist anderer Meinung. Die Geographen scheinen sich noch nicht auf den Standpunct erhoben zu haben, der die Würde ihrer Wissenschaft vollkommen sichert, und ihre Bemühungen als solche erscheinen läßt, die nicht

rein menschlichen Bedürfnisse abhelfen. Man thut nicht wohl, wenn man die Geographie nur immer für das, was die Etymologie des Namens andeutet, für bloße Erdbeschreibung gelten läßt. In ihrem Entstehen mochte sie allerdings nichts weiter seyn, und dem reiselustigen Kaufmann, dem Gelehrten u. dgl. mochte wohl freylich ein Dienst geschehen, wenn er die äusseren Umriffe der Länder, durch welche seine Reisen ihn führten, und die Entfernungen der Orte genau kennen lernte. In neuerer Zeit ist die Geographie nur nach aussen hin erweitert worden; man hat außer der Gestalt der Länder auch ihre Producte bis auf die Mäuse und Regenwürmer herab u. dgl. aufgeführt, und den Menschen selbst — denn wie hätte der Begriff einer Erdbeschreibung etwas anderes erlaubt? — unter diesen letzteren figuriren lassen. Dadurch ist diese Wissenschaft eine Art von Ruckkammer geworden, in welcher alles, was man anderwärts nicht füglich unterbringen kann, einen Platz findet, weil sich, wenn nichts anderes, am Ende doch das von einer jeden Sache prädiciren läßt, daß sie auf der Erde ist. So unermesslich groß nun auch der Umfang der Geographie war, und es immer mehr wurde: so standen doch ihre Theile keineswegs in einem nothwendigen Zusammenhange; der Tact dessen, der sie vortrug, vermittelte diesen allein, und nur das allgemeine Bezogenwerden auf die Erde liefs noch etwas Beharrliches in dem Wechselnden, noch etwas Gleichartiges in dem Heterogenen durchschimmern. Seitdem es der Forschung gelungen ist, einige tiefere Blicke in das Wesen des Menschen zu werfen, dürfte diese Wissenschaft würdevolleren Tagen entgegen zu sehen haben. Demjenigen, welchem sie Frucht bringen soll, muß die Idee des rein menschlichen Lebens bereits in voller Klarheit und Lebendigkeit aufgegangen seyn, und er muß sich nicht mehr bloß an das Vaterhaus, auch nicht mehr bloß als Bürger an den Staat (für diesen gehört nur eine Geographie des Vaterlandes und höchstens der benachbarten Staaten), er muß sich vielmehr als Glied an die Menschheit anschließen, und in dem Darstellen seines inneren Lebens in der Außenwelt sie ergreifen wollen. Hierzu aber ist erforderlich, daß er die Menschheit mit den Bestimmungen der Zeit erkenne, welche ihn selber umfängt. Diese Bekanntschaft muß er schliessen, bevor er hoffen darf, seinen Handlungen die Merkmale zu ertheilen, die sie nicht nur als menschliche — im Gegensatz zu den bürgerlichen und anderen — sondern auch als noth-

wendige und unentbehrliche Glieder in der Progression der äußeren Darstellung der Menschlichkeit, die das unablässig potenzierte Ideal derselben logarithmisch begleitet, erscheinen lassen.

Um aber die Menschheit kennen zu lernen, muß man sie in den Völkern der Erde auffuchen, denn in diesen stellt sie sich dar. Die Art, auf welche sie sich in ihnen ausdrückt, giebt die Beziehungen an die Hand, in welchen man sie betrachten, und die Grundsätze, nach welchen man sie erfassen und kennen lernen muß. Die Menschlichkeit nämlich als reine Vernunftidee und als das, was den eigentlichen Charakter der Menschheit an sich ausmacht, besteht in der vollkommensten, durch Freyheit vermittelten Fertigkeit, unter allen gegebenen äußeren Bedingungen zu leben das innere oder göttliche Leben. In diesem absoluten Sinne aber giebt sie uns die Erscheinung nicht. Diese hält sie uns nur vor als einen höheren oder geringeren Grad der Freyheit, wiefern sich diese entweder mit der Natur verglichen, oder sie besiegt hat, um das innere Leben zu stärken, und es äußerlich darzustellen. In der Menschheit ist diese Freyheit unbedingt, in den Völkern als Repräsentanten derselben erscheint sie jederzeit an eine gewisse Form gebunden, die durch die Nationalität derselben und durch ihre besonderen religiösen Überzeugungen bestimmt wird. In dieser Form muß die Freyheit nothwendig erkannt werden, theils um sie im Begriffe selbst leicht von derselben entkleiden, und sie in ihrer Unbedingtheit anschauen zu können, theils um ihre Siege über die Natur zu berechnen, und die besonderen Zwecke, um deren willen sie sich dieselbe unterthänig macht, hinreichend zu erklären.

Diese doppelte Kenntniß ist dem, dessen Inneres sich so weit erhoben hat, daß der Wunsch, sich an die Menschheit anzuschließen, sich mit Heftigkeit in ihm regt, unerlässlich, damit er, das Zufällige vom Wesentlichen unterscheidend, den dermaligen Zustand der Menschheit kennen lerne, und zu beurtheilen verstehe, was er zu beginnen habe, wenn er kräftig in diesen Zustand eingreifen, und das, was die Erscheinung als nicht vorhanden, oder als bloß angefangen, oder nur halb vollführt darstellt, hervorbringen, fortsetzen und der Vollendung näher bringen will, um das Ideal in höherer Schöne in die Außenwelt herüberzutragen. Eine solche Kenntniß aber erwirbt er sich lediglich durch die Geographie.

Der Zweck der Geographie im höheren Sinne ist demnach kein anderer, als die Schilderung der Verhältnisse, welche die Freyheit auf der Erde mit der Natur zu einer gegebenen Zeit eingegangen ist, wie fern sie in ihrer Universalität die Stufe der Cultur bezeichnen, auf welcher die Menschheit in dieser Zeit erscheint, und künftigen Darstellungen der Idee in der Außenwelt zur Grundlage dienen sollen. Um desswillen muß sie zuerst die Natur eines jeden Landes als Schauplatz und als Stoff beschreiben, sodann die Form, in welche sich die Freyheit,

gefügt hat, d. i. das Nationale, damit ihr Wesen desto besser eingezeichnet, kenntlich machen, und zuletzt die Verhältnisse aufzählen, in welchen sich die so bestimmte Freyheit zu der Natur, mit der sie sich entweder verglich, oder die es ihr sich zu unterwerfen gelang, demalen befindet.

Hiemit ist zugleich auch die Methode der Geographie und das Maas gegeben, das sie bey Ertheilung ihrer Schätze zu beobachten hat. Was insbesondere das Letztere betrifft: so erhellt, daß die Naturproducte nur in so fern von ihr einer Musterung unterworfen werden, als sich die Freyheit in der Gegenwart an ihnen versucht, und daß ein Aufzählen solcher Landeserzeugnisse, die nicht benutzt und verarbeitet werden, nicht für die ernste Wissenschaft gehört. Selbst die Beschreibung der Naturkörper setzt sie billig voraus, und nur auf die besondere Beschaffenheit derselben in jedem Erdstriche macht sie aufmerksam. Eben so wenig nimmt sie sich historische Untersuchungen über die Genesis der Formen der Freyheit und ihrer Resultate heraus, denn ihr kommt es nur zu, das in dem Augenblick Vorhandene zu ergreifen. Dagegen sind Andeutungen der Tendenz des Erscheinenden zu Zwecken der Menschheit in ihr nicht am unrechten Orte, und zur Leitung des ungeübten Verstandes brauchbar.

Rec. bescheidet sich gern, daß der Name Geographie für die Wissenschaft, deren Charakter und Umfang er hier angegeben hat, viel zu eng ist; allein wer aus Liebe zur Etymologie nur die Form oder die Oberfläche der Erde, als Schauplatz betrachtet, beschreiben wollte, der würde zwar etwas Verdienstliches, offenbar aber nicht so viel thun, als das höhere und unausweichliche Bedürfnis der menschlichen Geistes erfordert, und als man von dieser Wissenschaft schon längst zu erwarten gewohnt ist, wenn gleich die Ansprüche, die man an sie machte, nicht die bestimmtesten waren. Will man indessen diesem letzteren System von Kenntnissen einen passenderen Namen beylegen: so wird man allerdings wohl thun. Wir haben geographische Lehrbücher, die ungleich weniger enthalten, als hier gefordert wird, und sie mögen noch immer für einzelne Stände Werth haben. Auch erwartet man das Bishergesagte nicht immer in gleichem Umfange von einer Geographie, die einer gewissen Periode der Geschichte zur Einleitung dienen soll, ob sie gleich eine allgemeinere Tendenz haben muß. Allein hier ist die Rede von einer rein menschlichen, und demnach einem allgemeinen Bedürfnis abhelfenden Wissenschaft, die sich allein rühmen darf, allen Classen von Lesern zu genügen, die ausgenommen, in denen das Bedürfnis noch nicht erwacht ist. Eine solche kann wohl noch mehr geben, als von ihr gefordert wird; sie kann aus den Gebieten der Geschichte, Naturgeschichte u. a. entwenden; aber sie erscheint als eine geschminkte Dirne, die durch erborgten Reiz um Beyfall buhlt, den ihr nur der Nichtdenker zollt, und den sie nicht anders, als mit Verlust ihrer Würde, erkaufen kann.

Dem Vf. des vorliegenden Taschenbuchs sind die-  
se Grundsätze nicht elgen. Abwechslung und Man-  
nichfaltigkeit sind die Ziele, nach denen er ringt,  
und so köm neben dem eigentlich  
Universalge- n seine Feder sich oft  
mit dem gh- widmet, manche histo-  
rische, nat- d. gl. Angabe steht, die  
die strenge schmähen muß. Am  
auffallendste a, wo Naturstoffe be-  
schrieben werden, mit denen die Freyheit noch nicht  
in die geringste Berührung getreten ist. Es ist wahr,  
dass der Neugierde durch diese Abwechslung ein  
Fest bereitet, und dass sie angenehm unterhalten wird;  
wahr, dass es nichts, als diese angenehme Unterhal-  
tung ist, die man insgemein von einem Taschenbu-  
che fodert. Aber Rec. ist der Meinung, dass Ernst  
und Liebe zur Wissenschaft sich sorgfältig hüten soll-  
te, sie zu einem Kitzel für die flache, zerstreungs-  
süchtige Welt zu gebrauchen. Er ist nicht in Abre-  
de, dass auf diesem Wege einige Kenntniss verbreit-  
et wird; da aber diese nur sehr oberflächlich und  
keinswegs genugthuend seyn kann: so begünstigt  
sie nur den Dünkel und die Geschwätzigkeit, wahre  
Cultur hingegen wird durch sie nicht gefördert.

Von einem Manne, wie Hr. v. Z., ist man ge-  
wohnt, die Quellen gut genutzt zu sehen. In die-  
sem Jahrgange findet man: 1) *Brasilien* nach *Léry*,  
*Anson*, *Lindley*, *Barrow* und einigen anderen. Auf  
das wichtige Buch des Bischofs von Fernambakko,  
*Kotinko*, scheint uns zu wenig Aufmerksamkeit ver-  
wendet zu seyn, ob es gleich der Vf. kennt. Es hät-  
te noch manche wichtige Angabe liefern können.  
Die statistischen und mercantilischen Data sind aus  
*Raynal* entlehnt, die freylich noch immer die ge-  
nauesten sind, so wenig sie auch zum Theil für un-  
sere Zeit passen dürften. Unser Verwundern hat es  
erregt, dass wir unter den Reisenden, welche Bra-  
silien gelegentlich sahen, nicht auch *Hunter*, *Turn-  
bull*, und vorzüglich *White* benutzt fanden, durch  
welchen Letzteren besonders die Beschreibung von  
Rio Janeiro um Vieles genauer und vollständiger aus-  
gefallen seyn würde. 2) *Chili* nach *Vidore*, *La Pey-  
rouse*, *Vankouwer*, *Molina*, von *Humboldt*. So aus-  
führlich die Topographie von Brasilien ist, so we-  
nig hat uns die von Chili befriediget, ungeachtet  
*Vidore* für die Topographie dieses Landes ein eben  
so guter Führer ist, als *Molina* für die Naturgeschich-  
te desselben. Zugleich wird eine Beschreibung der  
Inseln bey Chili, vornehmlich der Insel *Juan Fernan-  
dez* und des Archipels von *Chilo* geliefert. 3) *Pa-  
tagonien* mit dem Feuerlande, der Staateninsel und  
den Malouinen oder Falklandsinseln, nach *Falkoner*,  
*Bougainville*, *Cook*, *Byron*, *Pernetty* u. a. Ungern  
vermissen wir hier die ersten Nachrichten von den  
Patagonen, so wie sie uns der das Sonderbare lie-  
bende, und das Ungewöhnliche gern übertreibende  
*Magelhaens* in seiner Reise mitgetheilt hat, aus wel-  
cher sie nachher in die geographischen Lehrbücher  
gekommen sind. Die Beschreibung der Malouinen wür-  
de genauer ausgefallen seyn, wenn mehr auf *Petross*'s

Bemerkungen Rücksicht genommen worden wäre,  
nach denen auch europäische Gärtengewächse auf die-  
sen Inseln gedeihen. Sie würden dem Vf. in Rücksicht  
auf die allgemeine Natur, die Flora und Zoologie  
dieser Eylande manche schätzbare Data geliefert ha-  
ben, die in seiner Beschreibung nicht fehlen soll-  
ten. Es nimmt uns um so mehr Wunder, wie eine  
so wichtige Quelle dem Vf. entgehen konnte, da sie  
aus dem grösseren Werke, in welchem sie sich be-  
findet, einzeln in das Deutsche übersetzt, und von  
dem verstorbenen *Sprengel* in den ersten Theil sei-  
ner älteren Beyträge aufgenommen worden ist.

Es würde gewiss sehr zweckmässig seyn, wenn  
Hr. v. Z. vor der Beschreibung eines jeden Landes  
ein Verzeichniss der Quellen vorausgeben liesse, aus  
denen er dieselbe gezogen hat. Indem er dabey die  
Verhältnisse, unter denen ein jeder Reisende das  
Land besucht hätte, die Gesichtspuncte  
er ausgegangen, und den Werth, der  
richten beyzulegen wäre; anzeigte und  
würde das Trockene, das ein solches  
wenn es ein bloßer Nomenclator von  
ben könnte, vermieden werden, und  
buch würde selbst in den Augen derer,  
Unterhaltung begierig sind, einen neuen  
nen. Diese Mafsregel scheint uns um  
diger, da er in seiner Beschreibung selb-  
ber der Nachrichten oft namentlich ausführt, von  
denen denn der ungeübtere Leser nicht weiss; wie  
weit er seinen Glauben an sie auszudehnen oder zu  
beschränken habe.

Das Splitterrichten ist uns verhasst; indessen  
wollen wir doch unsere Bemerkungen über einige  
einzelne Urtheile des Vfs. nicht zurückhalten. Wenn  
es S. 65 heisst, der Ahnling sey bis jetzt nur in Bra-  
silien vorgefunden worden: so bedachte Hr. v. Z.  
nicht, dass ihn der von *Barrow* u. a. zwar angefoch-  
tene, aber noch von keinem widerlegte *Le Vaillant*  
auch in den Capländern angetroffen, und in seinem  
berühmten Reisewerke beschrieben hat. — Und  
warum sollen die Missionäre eben seltsame Schwär-  
mer seyn, wie sie S. 73 wirklich genannt werden?  
Wann man diesen Namen Man  
alles auf eine Idee beziehen,  
werden, und dadurch eine bew  
heit und Kraft in alle ihre Bef  
werden die ersten der Mensch  
Sokrates, Brutus, und selbst d  
lichen Religion mit demselben Namen zu be-  
legen seyn. Aus Jahrhunderten, die mit Recht  
den Vorwurf der Schläffheit tragen, verdienen  
die wenigen Äußerungen wahrer Menschenkraft mit  
Besonnenheit gewürdigt und nach ihrem Werthe  
geschätzt zu werden. Wir wissen zwar wohl, dass  
man noch vor einigen Jahren über die Beirathungen  
der Missionarien spottete, und von dem beharrli-  
chen Elfer der dänischen Regierung, das Christen-  
thum in fernsten Weltgegenden auszubreiten, nur  
mit Wegwerfung urtheilte: aber laßt es uns bekän-  
nen, es liegt diesen Beirathungen; so oft man sie



mißverständen, so viele Fehler man in der Wahl ihrer Mittel begangen haben mag, etwas Würdiges, wahrhaft Menschliches zum Grunde.

Der Plan der Brasilier, von welchem S. 97 die Rede ist, scheint freylich für das Entstehen der Luftseuche in der neuen Welt zu sprechen. Dagegen hat Roscoe in seinem Leben des Papsts Leo X. auf neue wahrscheinlich gemacht, daß sie europäischen, und zwar königlichen Ursprungs ist, indem der ausschweifende Karl VIII. von Frankreich auf seinem Zuge nach Neapel zu Bologna zuerst von ihr befallen wurde. — Sollte ferner der Naturmensch wirklich, so widrig seyn, als uns der Vf. S. 98 glauben machen möchte? Der Naturmensch in der Idee ist keinesweges Thier; er ist ein Wesen, das das bloße dunkle, aber noch unverdorrene Gefühl zu menschlichen Zwecken hintreibt, die er nur ahnet, nicht zum Bewußtseyn bringt. Indessen in der Wirklichkeit ist er nicht zu finden. Auf dem Scheidewege, auf welchen er gestellt ist, muß gleich in den ersten Momenten seines Daseyns ein Hineigen zur Brutalität oder zur Cultur erfolgen, je nachdem die Umstände mehr seinen Sinn oder seinen Verstand ansprechen. So kommt es denn, daß den ungebildeten Urbewohnern Amerika's der Name Naturmenschen mit Unrecht beygelegt wird. Sie sind von dem Differenzpunkte, auf welchem sie ihn allein führen konnten, längst abgewichen, und zwar nach der Seite des Sinnes hin; so daß das verwöhnte Gefühl sie in Thierheit versenkt hat, die allerdings widrig ist, und nur einzelne Züge der Natürlichkeit haben sich an ihnen erhalten, weil die Umstände entweder noch nicht auf sie wirkten, oder schonend an ihnen vorüber gingen.

Wenn S. 107 die Portugiesen wegen ihres Betragens gegen die Eingebornen getadelt und tief unter die englischen Kolonisten in dem nördlichen Amerika gestellt werden: so hätte dabey nicht übersehen werden sollen, daß die Engländer nicht auf den Spuren des menschenfreundlichen Pene u. a. fortgewandelt sind, daß sie sich ebenfalls grobe Härten und Ungerechtigkeiten gegen die Indianer erlaubt, sie, wie z. B. die Delawaren, ganz aus ihren Wohnsitzen verdrängt, und moralisches und physisches Elend absichtlich und in Menge unter ihnen befördert haben. Noch jetzt werden sie von den Pelzhändlern in den Ländern der Hudsonsbal und an den kanadischen Seen um Tugend, Gesundheit und Habe betrogen; noch jetzt sind die Gewaltthätigkeiten, die die rohen Pflanze englischer Abkunft in den hinteren Gegenden der vereinigten Staaten, am Ohio, Clinch, Muskingum u. s. w. gegen jene unglückliche, und doch so interessante Menschenrace begehen, außerst groß. Alle europäischen Nationen haben Stolz, Aberglaube und Habsucht in dieser Rücksicht unmenschlich gemacht, und die Franzosen, als

sie noch im Besitz von Kanada waren, sind vielleicht die einzigen, welche dieser Vorwurf in einem geringeren Grade trifft. — Gegen die Nachrichten einiger Reisebeschreiber von der Armuth der Portugiesen in Brasilien hätte der Vf. mißtrauischer seyn, und ihnen das nicht auf Treu und Glauben nachsprechen sollen, was er S. 124 von der letzteren bemerkt. Es ist nicht zu erwarten, daß unter Menschen, die nicht nur, wie Turnbull bemerkt, ihre Kirchen auf das reichste und prächtigste verzieren, sondern auch nach des Vfs. eigener Erinnerung ein sehr großes Capital auf den Ankauf von Slaven verwenden, ein so auffallender Mangel an edlen Metallen herrschen sollte. — S. 133 ff. hält Hr. v. Z. dem Handel eine große Lobrede. In sofern er dabey Brasilien im Auge hat, lassen wir ihm vollkommen Recht; aber ohne uns an Mably und andere Eiferer gegen den Handel in Allgemeinen anschließen zu wollen, bemerken wir bloß, daß die Verhältnisse eines Landes ihn in moralischer und politischer Rücksicht sehr widersprechen können, und daß z. B. die Schweiz gewiß nicht bestimmt ist, ein Handelsstaat zu seyn. In unseren schmachvollen Tagen, in welchen der mercantile Sinn leider der herrschende geworden ist, und mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten der ärgerlichste Schacher getrieben wird, sollte man sich bedenken, Urtheile auszusprechen, die dem verarmten Gemüth in seiner traurigen Leere allzusehr schmeicheln, als daß es den Verstand dazugelangen lassen sollte, das Unbestimmte und Einseitige, das in ihnen liegt, aufzudecken, und es vor Verirrungen zu bewahren.

Die Schreibart ist im Allgemeinen fließend und angenehm, indessen bemerkt man in diesem Jahrgang mehr Nachlässigkeiten in derselben, als in den vorigen. Wir rechnen dahin Ausdrücke wie *Überwucht* S. 98, *bekommen* anstatt *fortkommen*, *Benommenheit* anstatt *Entkräftung* S. 243, Formen wie *gediehete* anstatt *gedieh* S. 252, *Kakophonieen* wie: so weit *besiel* ihn die Müdigkeit, daß er — *versiel* S. 242, und Constructionen wie: *die* von der Kunst nachgeholfen wurden S. 29 (derselbe falsche Gebrauch des Zeitworts nachhelfen, findet sich auch S. 33), unter *die* vorzüglichsten Producte nennt Barrow u. s. w. Der Unordnung, in welcher sich S. 191 die letzte Periode befindet, hätte bey einer nochmaligen Durchsicht des Manuscripts, oder einer sorgfältigen Correctur, sehr leicht gesteuert werden können.

Die Kupfer sind aus den größeren Reisewerken getreu und sauber nachgestochen worden. Auch die beygefügte kleine Karte von Südamerika zeichnet sich durch feinen Stich und gute Illumination aus, aber sie könnte viel reicher an Ortsnamen seyn. Am allerwenigsten leistet sie Genüge, wenn man sie bey der Topographie von Chili vergleicht, so dürftig auch die letztere ausgefallen ist.

F. H. N.

#### NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg. b. Schmidmer: Dr. Carl Aug. Bischofs, königl. verpflichteten Geometers, und öffentlichen Lehrers an der Gemeinde-Schule zu Fürth, kurzer Lehrbegriff kosmologischer

und anthropologischer Wissenschaften für die Jugend. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 4 Kupfern. 1808. XVI u. 144 S. 8. (16 Gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER, 1808.

## B O T A N I K.

CARLSRUHE, b. Müller: *Flora Badensis, alsatica et confinium regionum cis et transrhenana, plantarum a lacu Bodamico ad confluentem usque Mosellae et Rheni sponte nascentes exhibens, secundum systema sexuale, cum iconibus ad naturam delineatis*, auctore Carolo Christ. Gmelin, M. D. etc. etc. Tom. I. 1805. XXXII u. 768 S. Tom. II. 1806. 717 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Hr. Gmelin beginnt hier die *Flora* eines Landes herauszugeben, welches bisher grossen Theils — nämlich der ganze Strich des rechten Rheinufer von dem Bodensee an bis zu dem Ausflusse des Neckars — in botanischer Hinsicht noch wenig bekannt war. Die Ausdehnung des gewählten Landes über beynahe 3 Breite-Grade, die Mannichfaltigkeit des Bodens, sowohl in Ansehung seiner Oberflächenform, als seiner inneren Natur, die hohen Gebirge wie der Bölgen, Blauberg, Kaiserstuhl, der Kandelberg u. s. w., der ganze Rücken des Schwarzwaldes überhaupt auf der einen Seite; auf der anderen im Hintergrunde der Jura, dann das vogesische Gebirge mit seinen Fortsätzen; die langen alten Waldstrecken, die schönen Thäler, die grossen Plänen, unzählbare Bäche, Seen und Flüsse, und unter diesen der alte Rhein, der von seinem hohen Ursprunge so manche nomadische Pflanze aus dem Mutterlande mit sich fortführt, die vielfache Cultur des Landes: alles dieses läßt im Voraus auf einen beträchtlichen Reichthum dieser Flora schliessen, und die beiden vorliegenden Theile beweisen die Richtigkeit dieses Schlusses zur Genüge, ob sie gleich nur die ersten 14 Classen des Linné enthalten. Denn man findet hier nicht allein sehr viele Bewohnerinnen der Alpenregion, wovon besonders die Gattungen *Veronica*, *Valeriana*, *Primula*, *Androsace*, *Gentiana*, die *Umbelliferae*, *Saxifraga*, *Silene*, *Sedum*, *Spergula*, *Geum*, *Anemone*, *Bartsia*, *Tozzia*, *Erinus* u. s. w. zeugen; sondern viele seltene Pflanzen der niedern Gebirge und des flachen Landes. Dabey steigt die Artenzahl in diesen beiden Theilen schon auf 956, wiewohl unter diesen viele in Gärten gezogene, halb oder ganz verwilderte Ausländer sind. Auch ist die Zahl der (wahrscheinlich meistens) neuen Arten, wie weiter unten erhellen wird, nicht unbedeutend, und die deutsche Flora darf auf diese Art erwarten, daß sie durch Hn. Gmelin noch viele Beyträge erhalten werde. So viel zur Einleitung: nun zur nähern Betrachtung des Werkes selbst.

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

Die systematische Grundlage ist die alt-Linné'sche. Der Vorrede, die sich über den Ursprung und die Anlage des Werkes erklärt, und dann ganz allgemeine topographische Notizen giebt, folgt ein *Clavis classium*, wie ihn Linné in der *Philosophia botanica*, in dem *System. vegetab.* und an anderen Orten gegeben, und nach ihm ein Schwarm seiner Nachfolger so oft abgeschrieben haben, der hier folglich, als längst bekannt, überflüssig steht. Jeder Classe steht ein *Clavis generum* nach Linné's Weise voran. Bey den einzelnen Gattungen ist im Verfolg der Charakter abermals weitläufig angegeben. Bey den Arten folgen den Trivialnamen und den specifischen Differenzen eine ziemlich weitläufige, gewiss grösstentheils überflüssige Synonymie, eine Angabe der besten vorhandenen Abbildungen, der Wohnörter, der Blüthezeit, Fruchtreife und Lebensdauer. Dann die, meistens weitläufige, sorgfältig ausgearbeitete Beschreibung der Pflanze selbst, und am Ende Nebenbemerkungen medicinischen, pharmaceutischen, ökonomisch-technischen, oder botanisch-kritischen Inhalts.

Durch das ganze Werk erkennt man den grossen Fleiss des Vfs., theils in dem Reichthum der vorhandenen Arten, theils in der Sorgfalt, mit der sie bestimmt und beschrieben sind, so wie in dem beynahe ängstlichen Sammeln der Nebenbemerkungen. Allein die Anlage desselben ist zu weitläufig; der grösste Theil der Synonymie, so wie die oft sehr weitläufige Beschreibung der trivialen, gemein bekannten Pflanzen durchaus überflüssig, selbst für Anfänger, die sich doch mit diesem Buche allein nicht begnügen können, und sie in so vielen anderen früheren Schriften finden. Auch ein grosser Theil der Nebenbemerkungen hätte füglich wegbleiben können, ohne vermist zu werden, wie z. B. die zerstreuten Angaben mehrerer exotischer Pflanzen, die in den grossherzoglichen Gärten zu Carlsruhe und Schwetzingen, oft nicht einmal im Freyen, gezogen werden: so daß auf diese Art das Werk wenigstens um ein Drittheil geringer in seinem Volum geworden wäre. So viel im Allgemeinen über dieses an sich sehr vortreffliche Werk; nun noch Bemerkungen über mehrere einzelne Gattungen und Arten selbst.

In der ersten Classe kommt *Festuca Myurus* als *Vulpia* vor. Diefs heisst der Natur Gewalt angethan; denn es kann dem Vf., dem es an Gelegenheit, eine grosse Anzahl von Schwingelarten zu beobachten, nicht fehlen konnte, schwerlich entgangen seyn, daß sie sämmtlich eine zusammenhängende Reihe von Übergängen bilden, die nicht getrennt

Rrr

werden dürfen. Hat aber der Florist das Recht zu trennen, weil unter den wenigen seines beschränkten Kreises allenfalls nur die Extreme sich befinden? Und liegt hier nicht die *Festuca bromoides* so nahe, die er unter ihrer eignen Gattung hat stehen lassen! *Veronica spuria* scheint *longifolia* Schrad.; *V. longifolia* dessen *media*, so wie *V. Teucrium* dessen *dentata* zu seyn. Zu was Ende der *V. filiformis* Smith einen neuen Namen, die hier *V. Tournefortii* genannt ist? Sollte *Scirpus lacustris minor* wirklich eine eigene Art seyn? Rec. zweifelt daran. Er ist hier *Sc. Tabernaemontani* genannt. *Eriophorum vaginatum* ist das *caespitosum* Hostii. *Agrostis arundinacea* und *Calamagrostis* stehen mit Unrecht noch unter dieser Gattung, da sie wahre *Arundines* sind; hingegen ist *A. minima* mit allem Recht unter ihren Verwandtinnen geblieben. *Poa pratensis* Gmel. scheint von der *P. serotina* Ehrh., die als Synonym hier angeführt wird, verschieden, wenigstens nur eine oder die andere Spielart dieser unter so vielfacher Gestaltung vorkommenden Art zu seyn; denn es fehlen in der Beschreibung die eigene, nach hinten zu ins. Purpurrothe übergehende goldgelbe Färbung des Randes der äusseren Kronenspelzen, der eisgraue Überzug der ganzen Pflanze, besonders der Inflorescenz; auch sollen die Blätter etwas breit hier seyn, nicht so dort. Endlich hat Rec. die *P. serotina* noch nie auf Wiesen gefunden, die einzige Varietät ausgenommen, welche für die *P. palustris* Linn. gehalten wurde. Bey den Gattungen *Bromus* und *Festuca* wünscht man am meisten, daß dem Vf. die trefflichen, kritischen Bestimmungen des Hn. Prof. Schrader bekannt gewesen seyn möchten. *Festuca cinerea* scheint *Fest. ovina* β. *villosa* Schrad., *F. rubra* und *pratensis*, welche Schrader unter *F. rubra* befaßt, scheinen auch Rec. nur Vorkommen einer durch den Wohnort veränderten Art zu seyn, so wie *F. duriuscula* und *heterophylla* zusammen gehören. Daß die *F. arundinacea* Schreb. die wahre *elatior* Linn., die *elatior auctorum* die *pratensis* Linn. sey, hätte der Vf. schon aus Smith's flor. Brit. sehen können. Welcher Pflanze ist *F. fluitans* näher verwandt, als der *Poa aquatica*? Warum steht sie nicht unter derselben Gattung? *Arundo effusa*, *calycibus* unifloris; *panicula* effusa, *laxa*; *petalo* exteriore apice aristato, *culmo* erecto simpliciter, scheint eine eigene Art zu seyn, und zwischen *Calamagrostis* und *Epigeios* zu stehen; *Ar. intermedia* aber mit der *stricta* Timm. eins zu seyn. *Lolium Halleri* oder *tenue* auct. soll von *L. perenne* dauernd verschieden seyn. Rec. kann sich nicht davon überzeugen. *Triticum*, *Lachenalii* scheint *Festuca tenuiflora* Schrad. zu seyn, so wie *Tr. junceum* das *rigidum* Schrad., wiewohl die angegebenen Merkmale weder ganz auf dieses noch auf das wahre *junceum* passen. *Montia rivularis* ist gewiß nur eine Varietät der *fontana*. *Androsace Lachenalii*, *foliis lanceolatis*, *obtusis*, *sessilibus*, *crassiusculis*, *subhirsutis*, *marginibus setulosis*, *ciliatis*; *scapo multifloro*; *involucris umbellatis*, *multa brevioribus* ist ht. zwischen der *Andr. carnea* L. und *ternifolia* Vill. mitten inne. *Primula uniflora* ist die

*acaulis* Jacq. Wozu diese Namenveränderung, die noch dazu unpassend ist? Eher dürfte sie *exscapagena* genannt werden. *Menyanthes nymphoides* bildet allerdings nebst der *M. indica* eine durchaus natürlich eigene Gattung, scheinen selbst nicht einmal einer Familie mit der *M. trifoliata* und ihren nächstverwandten anzugehören, allein einer neuen Gattungsbenennung bedurfte sie nicht, da ihr Weber schon *Waldschmidt's* Namen gegeben. Sollten *Campanula linifolia*, *pufilla* und *rotundifolia* wirklich specifisch von einander verschieden seyn? *Vitis sylvestris* ist gewiß nur eine seit langer Zeit verwilderte aus Saamen aufgegangene Pflanze, keine eigene Art. *Bupleurum junceum* Pollichii oder B. *Gerardi* Willd. soll von dem *Gerard'schen* verschieden seyn: der Vf. nennt es daher B. *Pollichii*. Das erstere soll sich durch einen *caulam dichotomum*, *ramos dichotome divisos*; *folia amplexicaulia*, *ramea non stricta*, *majora*; *umbellae longius pedunculatas* unterscheiden. *Selinum Lachenalii*, *vaginis foliorum amplis*, *foliis triplicato-pinnatis*, *lobulis ultimis lanceolatis-linearibus*, *aculis mucronatis*, *involucellis umbellam vix adaequantibus*, oder de la Chenal's *Selin. pyrenaicum* unterscheide sich von dem *Sel. pyrenaicum* Gouan, dem *Seseli pyrenaicum* Linn., im Allgemeinen schon durch den Habitus, den kürzeren einfachen Stengel, so wie vorzüglich dadurch, daß dieses *involucellas setaceas strictas*, *umbellatis longiores* habe. *Asperitium Cervaria*, *foliolis oblique cordatis*, *argute serratis*, *hispidis*, *scabris* (des L. *scabrum* Crantz) scheint auch Rec. nach früheren Beobachtungen von dem *L. latifolium* specifisch verschieden zu seyn. *Oenanthe Tabernaemontani*, *radice filipendula*; *foliis radicalibus pinnatis*, *foliolis cuneiformibus*; *caulinis lineari-filiformibus*, *fistulosis*, *involucro polyphyllis*, oder *Oen. pimpinelloides* Pollich. scheint allerdings von dem *Linné'schen* gleichnamigen verschieden zu seyn. Eine zweyte Art dieser Gattung, von de la Chenal in der Gegend von Mithelfeld bey Basel gesammelt, wird hier folgendermaßen definiert. *Oen. Lachenalii*, *foliis radicalibus subbipinnatis*, *foliolis longe cuneiformibus*, *superius (apice) tridentatis*, *obtusis*, *caulinis superioribus pinnatis*, *foliolis lineari-lanceolatis*, *integrissimis*, *subfalcatis*. Man müsse sie nicht mit der *Oe. dubia* Roth. verwechseln. *Oe. peucedanifolia* Pollich's ist hier *Oe. Pollichii*. Abermals eine unnöthige Umtaufung.

*Lilium pyrenaicum* Gouan. ist hier bloß nach Mapp's Synonym angeführt, von dem Vf. nicht selbst gefunden, folglich in doppelter Hinsicht zweifelhaft. *Convallaria Mappii* unterscheidet sich von der *majalis* bloß durch die größeren Deckblättchen, und ist wahrscheinlich nur eine Varietät. *Rumex Hydrophyllum* Timm, Aiton, hier unter der neuen Firma *maximus*, ist oft mit dem *aquaticus* verwechselt, oft für identisch mit diesem gehalten worden. Ausser der verschiedenen Blattform, und der abweichenden Bildung der Inflorescenz, unterscheidet er sich aber auch noch durch die lederartigen Kelchlappen, die sich bey fortschreitender Reife immer mehr verdicken, bey dem *aquaticus*, aber durchsichtig spreuartig werden.

*Anthericum calyculatum* ist hier als *Hebelia* aufgeführt. Hr. Gmelin nimmt davon zwey Arten an, deren eine'er *H. collina*, die andere *Allemannica* nennt. Die erstere hat eine verlängerte, lichte, die andere eine eyrunde, gedrängte Ähre; die erstere wächst auf thonchüssigen Kalkhügeln, die zweyte auf Moorgrund. Diese beiden Unterscheidungsgründe allein sind indessen nicht hinreichend, zumal da die zweyte Art auch oft mit verlängerten Ähren vorkommt. Eigen ist es indessen doch, daß beide nach langer Cultur in dem botanischen Garten zu Carlsruhe unverändert blieben. Auch soll die erste in allen Theilen grösser seyn.

*Colchicum montanum* ist gewiß nur eine Varietät des *autumnale*. Unter den angeführten Steinbruch-Arten, finden sich zwey dem Anschein nach neue: nämlich *Saxifraga Sponhemica*, foliis radicalibus aggregatis, sessilibus, cuneatis, quinquepartitis, laciniis rectis, aristatis; caulibus tripartitis; rameis setaceis integris adpressis: caule erecto, glabriusculo, ramoso: stolonibus reptantibus. Zwischen Winterburg und Burgsponheim auf Felsen. *Saxifr. condensata*, foliis radicalibus aggregatis, sessilibus, lineari-cuneatis, angustis, quinque- seu tripartitis, acutis, aristatis; caulibus inferioribus, quinquepartitis, superioribus tripartitis; caule erecto, glabriusculo, superne paucifloro: stolonibus reptantibus, foliosis, condensatis. Wächst mit der vorigen an einem Ort, und möchte sich wohl nicht als eigene Art bestätigen. Beide Pflanzen sind abgebildet, doch fehlt in vorliegendem Exemplar die Abbildung der ersteren; Rec. urtheilt also bloß nach der Beschreibung. *Arenaria rubra* sollte mit allen ihren Gattungsverwandten, die zugerundete, fleischige Kelchblättchen haben, zu *Spergula* gezogen werden: dann wären beide Gattungen natürlich. *Sedum Telephium* β. *purpureum* verdient nähere Untersuchung. Es unterscheidet sich von dem gemeinen nicht allein durch verschiedenen Bau und Vertheilung der Blätter, die aufwärts an Grösse abnehmend bey ihrem zerstreuten, doch gedrängten Stand eine Pyramide bilden, welche an der gedrängt-blüthereichen Afterdolde sich endigt. Ausserdem sind alle Theile der Blüthe grösser, die Pflanze sey von üppigem oder verkümmertem Wuchse. *Sedum Guettardi*, foliis teretibus, obtusis, basi solutis, alternis; cyma ramosa, bifida, scheint allerdings von *S. anglicum* verschieden zu seyn, obgleich die abweichende Lebensdauer (es ist einjährig) das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal abgiebt. Von *S. annuum* soll es sich durch die weissen Blumen unterscheiden; allein nach Ray kommt dieses auch mit weissen Blumen vor.

*Euphorbia mollis*, umbella quinquesida, trifida, dichotoma, bifida; foliis involucriisque ovali-lanceolatis, villosis; petalis integris; capsulis non verrucosis, longe pilosis Gm. soll sich von der *E. pilosa* dadurch, daß die Hüllenblätter die gelbe Färbung nicht angenommen haben, die Blätter, besonders am Rande, länger behaart sind, und durch die Kapseln, die bey dieser mit Würzchen besetzt sind, unterscheiden. *E. Gerardiana* Linn. und *Cajogala* Ehrh., welche von den meisten für eine Pflanze gehalten werden, un-

terscheidet der Vf. *Rosa agrestis*, germinibus subglobosis pedunculisque hispidulis; foliis rotundatis, obtusis, aequaliter dentatis, subtus venosis, albido-tomentosis; caule aculeolis sparsis, rectis; floribus solitariis, Gm. scheint der *R. pumila* Jacq. (*austriaca* Crantz. Poll.), welche auch hier nach Pollichs Angabe vorkommt, vom Vf. nicht selbst beobachtet worden ist, nahe zu kommen; denn auch diese kommt öfters unter dem Getraide vor, wird dann etwas höher, ästiger, legt viele ihrer Stacheln ab, und nur die Färbung der Blumenblätter scheint zu differiren. Auch hat sie Rec. nur auf thonchüssigen Kalkboden, in dieser Abänderung, gefunden.

Auch der *Rubus tomentosus* Borkh. ist hier umgetauft worden und hat die Benennung *argenteus* erhalten, welche Benennung schon darum nicht paßt, weil er auch mit oberhellgrünen Blättern vorkommt. Der *R. fruticosus* des Vfs. scheint nicht der Linnésche, sondern *Smiths coryifolius* zu seyn, und Linné mehr die genannte Spielart des *tomentosus* darunter verstanden zu haben. Überhaupt verdienen die deutschen *Rubus*-Arten noch näher untersucht zu werden; indem sie so mannichfach variiren und unter sich Bastarte erzeugen, überhaupt eine Leichtfertigkeit in der Begattung haben, in welcher sie vielleicht nur von den *Pelargonien* übertroffen werden möchten, so daß es oft schwer hält, sich zu orientiren. Daß Hr. Gm., wie es scheint, dies nicht bemerkt hat, wundert Rec. um so mehr, da der Landesstrich dieser Flora so mannichfaltig gebildet ist und daher dieses Spiel der Erzeugung um so leichter befördert. *R. saxatilis* sollte in der Nähe des *idaeus* stehen, dem er sowohl durch den Bau und die Färbung der Früchte, als auch durch die Richtung der Blumenblätter, die wie bey letzterem aufrecht stehen, zunächst verwandt ist. Sollte *Fragaria collina* Ehrh. nicht in dem Kreis dieser Flora wachsen? *Fragaria sterilis* gehört gewiß mit Recht zu dieser Gattung, wohin ihr Linné's genialer Blick die Stelle anwies: denn nicht die fleischige Substanz des *thalamus*, sondern die Lösbarkeit von der Kelchwand geben das eigentliche Charaktermerkmal ab. *Geum hederifolium* bloß nach Mappius, C. Bauhin und *Tabernaemontana* angenommen, von Hr. Gm. nie beobachtet, ist vielleicht *G. intermedium*. *Papaver somniferum* var. *sem. albis*, sieht der Vf. als eigene Art an, die sich vorzüglich dadurch unterscheidet, daß die Poren unter dem Stigma stets verschlossen bleiben, und nennt es *P. officinale*. *Mentha badensis*, floribus verticillatis; foliis petiolatis, rhomboido-ovato-lanceolatis, acutiusculis, inferioribus integris, superioribus a medio ad apicem obsolete aequaliter serratis, glabriusculis; flaminibus corolla duplo longioribus ist wahrscheinlich nur eine Varietät der an mannichfchem Vorkommen so reichen *M. arvensis*. Von *Antirrhinum Linaria* führt Hr. Gm. eine *Peloria* mit floribus regularibus quadri- vel quinquesidis; tetrandris vel pentandris, nectariis corniculatis plane nullis an, die er daher *anectaria* nennt. Schade, daß diese merkwürdige Pflanze sowohl an ihrem wilden Standort, als in dem Gärten zu Carlsruhe, woselbst sie viele Jahre gezo-

gen wurde, ausgestorben ist. Ihr Andenken ist indeffen noch durch eine beygefügte Abbildung verewigt. Ausser ihr sind überhaupt abgebildet in dem ersten Theil *Sagina apetala* und *Tillaea aquatica*, auf einer Tafel, sehr schön; ferner *Androsace Lachenalii*, *Anagallis tenella*, *Selinum Lachenalii*, *Sium repens*; in dem zweyten *Hebelia collina* und *allemanica*, auf einer Tafel, *Pyrola umbellata*, *Saxifraga condensata*, *Orobanche ramosa*. *Saxifraga sponhemica* soll nach des Textes Angabe gleichfalls abgebildet seyn; wahrscheinlich aber ist dies ein Irrthum, denn die Abbildung davon fehlt, und in der Reihe der numerirten übrigen Tafeln dadurch unterbrochen wäre. Die Abbildungen sind alle sehr schön. Mehrere, wie die der *Sagina apetala*, *Pyrola umbellata*, *Orobanche ramosa* hätten unbeschadet des Werths des Werks wegbleiben und dafür die als neu angeführten Arten in Abbildungen gegeben werden dürfen.

Rec. schließt die Anzeige dieser beiden Theile mit dem Wunsche, daß Hr. Gw. uns bald mit den nachfolgenden beschenken, nur, so viel es angeht, bey denselben die obigen Ausstellungen beherzigen möchte.

XX.

DRESDEN, in der Waltherschen Hofbuchhandlung: *Synonymisches Verzeichniß aller im churfürstl. (königl.) Orangengarten zu Dresden befindlichen Gewächse*, von Johann Heinrich Seidel. Dritte vermehrte Auflage, geordnet von Friedrich Wilhelm Löber, churfürstl. sächs. Hauptmann der Infanterie. Mit einem Kupfer. 1806. XII u. 216 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Pflanzensammlung im königl. Orangengarten zu Dresden hat seit einigen Jahren beträchtlichen Zuwachs erhalten, und dieser Umstand veranlaßte Hn. Hofgärtner Seidel, ein neues Verzeichniß zu fertigen. Die Namen der Pflanzen sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt, wodurch sich diese neue Aus-

gabe von den vorhergehenden unterscheidet, sodann die Linneischen Classen und Ordnungen, das Vaterland und die Standörter der Gewächse durch Zahlen und Buchstaben angezeigt. Der Plan und die Einrichtung des Ganzen ist demnach zu billigen; nur hätte man auf die richtige Benennung der Pflanzen, auf die Correctheit der lateinischen Namen und auf die Synonymie mehr Sorgfalt verwenden sollen, indem dergleichen fehlerhafte Darstellungen die Anfänger in der Pflanzenkunde leicht zu Irrungen führen. Manche Pflanzen kommen in diesem Verzeichniß unter verschiedenen Namen vor, z. B. *Cardus Casabonae* und *Cnicus Casabonae* ist eine Pflanze, die wegen der federartigen Haarkrone (*Pappus plumosus*) von den neueren Botanikern zu *Cnicus* gezählt wird. *Dianthus carthusianorum*, wovon die Vff. mehrere Abarten angeben, ist ohnefehlbar *D. barbatus*; die Carthäusernelke (*D. carthusianorum*), welche an sonnigen und grasigen Orten in Deutschland sich findet, hat Rec. nie anders als mit rother Blume gesehen. *Populus candicans* und *P. graeca* sind keine Varietäten, sondern eigene selbstständige Arten; dagegen ist *Scabiosa ochroleuca* bloß eine Abart von *S. columbaria*. *Cineraria populifolia* ist ein Zierstrauch und sollte daher mit  $\frac{1}{2}$  und *Hottonia palustris* mit 2 bezeichnet seyn. Den schönen Schlingstrauch *Cobaea scandens*, der S. VI ziemlich vollständig beschrieben und auf der beygefügten Tafel gut abgebildet ist, zieht Hr. Seidel im Treibhause, allein nach Rec. Erfahrung gedeiht er besser und blüht reichlich, wenn er im Sommer im Freyen steht, und dann im Glashause überwintert wird. In der Vorrede verspricht Hr. Seidel Nachträge zu liefern; dann wäre aber sehr zu wünschen, daß er in zweifelhaften Fällen sein Manuscript einem Botaniker zur Durchsicht übergeben, und die häufigen Fehler, welche im gegenwärtigen Verzeichniß vorkommen, verbessern möchte.

DD — h.

## KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Landshut, b. Thomann: *Begründung des staatswirthschaftlichen Studiums, als einer eigenen Wissenschaft und dessen Behandlung*, von Kaspar von Hägens. 1808. VI. 628. kl. 8. (6 Gr.) Man würde sehr unrecht thun, wenn man diese Schrift, durch den vielversprechenden Titel getäuscht, für das nehmen wollte, was sie ihm zufolge seyn sollte. Sie zerfällt in 2 Theile, einen, mit manchen falschen Ansichten reichlich versehenen geschichtlichen, von S. 1—19, der jedoch nur einige mangelhafte Data aus der Finanzgeschichte Deutschlands liefert, und einen theoretischen S. 20—62, welcher die Ausführung der im Titel angegebenen Untersuchung selbst enthalten soll. Statt dessen erhalten wir aber weiter nichts, als eine nur etwas wortreiche Wiederholung der Tabelle der verschiedenen Zweige der Staatswissenschaft, welche Schläger in dem ersten Theile seiner Staatsgelahrtheit nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange liefert. Neue Belehrungen sucht man vergebens, findet aber statt ihrer Sprach- und Rechtschreibungs-Fehler, wie *Sistem* und *Amphitenkar*-Vertrag. Daß diese grundlose Begründung des staatswirthschaftlichen Studiums eben so gut hätte ungeschrieben bleiben können, darin glaubt Rec. mit allen Lesern dieser Schrift vollkommen einverstanden zu seyn.

A. L.

THIERARZNEYKUNDE. Erfurt, b. Keyser: *Praktische Roßheilkunde oder Anleitung zur Kenntniß und Heilung der*

örtlichen und allgemeinen Krankheiten, auch Erziehungs-methode, Wartung und Pflege der Pferde, zum Wallachen, Englistren und mehreren anderen Operationen, nach den Grundsätzen der geläuterten Erregungstheorie für Thierärzte, Stallmeister, Pferdeliebhaber und denkende Ökonomen, von Carl Hofmann, ausübendem Thierarzte in Erfurt. 1ster Bd. 1805. 372 S. 2ter u. letzter Bd. 1808. VIII u. 366 S. nebst XVI 3. Inhaltsregister. 8. (2 Thlr. 22 Gr.) Diese Schrift eignet sich vorzüglich für Roßärzte von Meier, weniger für Ökonomen und andere Laien der Thierärzneykunde, für die sie wohl zu gelehrt geschrieben seyn möchte. Vieles aber, was ausschließ-lich für die Letzteren gesagt ist, hätte für jene wegb bleiben können, und manches hingegen für die ersteren weiter ausgeführt werden sollen. Gewiß würde dieß auch von dem Vff., dem es gar nicht an Gelehrsamkeit der thierärztlichen Wissenschaft fehlt, geschehen seyn, wenn er sich eine bestimmte Classe von Lesern gedacht hätte. Dann wünscht Rec. auch um des Vortheils des Vfs. willen, der ausübender Thierarzt ist, und von seiner Praxis lebt, daß er bey der Heilung einfacher und minder kostspielig verführe; sonst möchte es ihm nicht möglich seyn, in den jetzigen Zeiten, wo man die Wissenschaft des Thierarzes noch so wenig belohnt, und höchstens nur die von ihm zur Heilung angewandten Arzneyen bezahlt, als solcher auszukommen. Die seltene, ausdauernde Liebe des Vfs. zu seinem Fache verdient alles Lob.

L. T. L.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 D E C E M B E R, 1808.

## Ö K O N O M I E.

**LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. J.:** *Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, Nachrichten und Notizen aus dem Gebiete der gesammten Land- und Haus-Wirtschaft sowohl selbst, als ihrer Hülf- und Neben-Wissenschaften insbesondere; für Freunde der Landwirtschaft unter allen Ständen, herausgegeben von Friedrich Benedict Weber, Professor, vormals zu Leipzig, jetzt zu Frankfurt an der Oder.* 1stes und 2tes Stück, 1801; 3tes, 4tes und 5tes Stück, 1802; 6tes, 7tes und 8tes Stück, 1803; 9tes Stück, 1804; 10tes St. 1805; 11tes St. 1806; 12tes Stück, 1808. gr. 8. Zum Theil mit Kupfern. (Alle 12 Stücke geheftet in grünem Umschlage 9 Rthlr.)

Diese Zeitschrift verspricht bey ihrem ersten Erscheinen eine vollständige Übersicht der neuern ökonomischen Untersuchungen, Erfahrungen und Schriften, und Rec. muß bekennen, daß der Erfolg diesem Versprechen des geschickten Herausgebers und seiner bereits im Ansehen stehenden Mitarbeiter grossentheils entsprochen hat. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir den Hauptinhalt jedes Heftes in gedrängter Kürze darlegen. Wir machen durch diese Anzeige zwar eine Ausnahme von dem Plane dieser A. L. Z., welche sich, bey dem Reichtume an anderen Materialien, mit ausführlicher Anzeige einzelner Journalhefte nicht befassen kann; allein in dem gegenwärtigen Falle, da das ökonomische Magazin bereits geschlossen ist, und der Inhalt auch andere Leser, als diejenigen, für welche es zunächst bestimmt ist, interessiert, wird eine solche Ausnahme keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen.

**I Heft.** 1) *Über den Plan und den Zweck der gegenwärtigen Zeitschrift.* Man vermist darin die Aufforderung der getreuen Anzeige auch nicht gelungener Versuche, die oft eben so lehrreich sind als die gelungenen, weil sie zugleich zur Warnung dienen: ein Mangel, dessen sich die meisten Schriften dieser Art theilhaftig machen. 2) *Über die noch immer herrschenden Vorurtheile gegen den hohen Werth der landwirthschaftlichen Beschäftigung und des ländlichen Lebens, auch für die gebildeteren Stände; und über dessen richtige Bestimmung für dieselben, sowohl insbesondere, als im Allgemeinen überhaupt; vom Herausgeber.* Keine neuen, aber wohlgemeinte Wahrheiten über die Bestimmung des Landwirths, die sich gleich-

sam als *Introitus* zu diesem Werke sehr gut rechtfertigen lassen. — 3) *Dr. C. G. Rössigs Abhandlung über die wahren Ursachen des Brandes im Getreide. Gekrönt von der k. k. Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig im J. 1781. Aus dem lateinischen Original ins Deutsche übersetzt, und mit Zusätzen versehen vom Verfasser.* Nach der Meinung desselben, die in der That sehr viel für sich hat, entstehe der Brand durch die zu grosse Feuchtigkeit in Verbindung mit zu vieler Fettigkeit, wodurch die Säfte der Pflanzen verdorben werden; und die genugsame Ausarbeitung und Gährung, welche eine süsse und geistige bleiben sollte, arte in eine saure aus, wodurch das Öl ranzig werde, und die grüne Farbe sich in eine dunkle, schwärzliche verwandle überflüssige Nässe im Acker, in vieler Fettigkeit, sey die eigentliche Ursache des Brandes, daher man diesen in tieferen, als in höher liegenden. Der zur Verhütung des Brandes, so Säure und Schärfe des Ackers d. stehenden Feuchtigkeiten, oder Erdvermischungen und Ausgleich in den vorhandenen Vertiefungen wegzuschaffen; auch das Schwitzen des Saamens im Banfen durch frühes Ausdreschen zu vermeiden, lieber alten als frischen Saamen zur Aussaat zu wählen, und endlich selbigen einzukalchen, durch welche erprobte Mittel schon allein der Brand verhütet werden könne, wenn jene Ursachen nicht zugleich mit eingetreten sind. 4) *Über die Anlage der Wirtschaftshöfe oder Hofröthen grosser Landgüter, mit einem Kupfer; vom Herausgeber.* Zuerst allgemeine Regeln über die Anlage und Einrichtung eines dergleichen Hofes; dann die Beschreibung eines solchen, wie er für grosse Güter, z. B. Domänen u. d. gl. schicklich seyn würde. Man findet zwar dergleichen grössere und kleinere Anlagen von Leopold, Lange, Meinert, Schmidt, Behrens, Stieglitz, Cancrin, Westfeld, Borhek, Auth, Schütte, Heine, bereits beschrieben und abgebildet; auch der Vf. kennt seine Vorgänger; aber gleichwohl bleibt seine Idee zu einer solchen Anlage nicht überflüssig, da er wahrscheinlich aus jenen Mustern das beste Mittel zu ziehen wußte, und seine Anlage in der That geschmackvoll ist. — 5) *Abbildung und Beschreibung eines sehr vortheilhaften Streichschers zu Braunkohlenziegeln, auf welchem zwey Druck- und Streich-Maschinen angebracht sind, wo vermittlest dieser Maschinen in einem Tage so viel Braunkohlenziegel gestrichen werden, als man jetzt mit drey ge-*



wöhnlichen Streichtischen vorfertigen kann. Von H. Ernst, praktischem Mechaniker in Merseburg; mit einem Kupfer. Durch die Sandford'sche Erfindung zu Hartford in Connecticut, Backsteine und Dachziegel durch eine Mühle besser und wohlfeiler, als auf die gewöhnliche Art, zu erhalten, wurde Hr. Ernst zu seiner Erfindung veranlaßt, mittelst welcher täglich 12 bis 13000 Braunkohlziegel durch 8 Mann gestrichen werden, da hingegen auf die gewöhnliche Art durch 10 Mann nur 8 bis 9000 täglich gefertigt

ökonomischen Collegii  
Titel: Vorlesungen  
mit praktischen Ausar-  
m (dem Herausgeber)  
alten wird. Dafs ein  
virthe oder Güterbesi-  
cher Cameralisten und  
en müsse, ist keinem  
Kurze landwirthschaft-  
Raps und Rübsen ge-  
derzeitige Getreide-  
des Getreides in eini-  
séfrass; ein paar Er-  
bestellten Winterge-  
idit. —

Inzinner eines Land-  
einem landwirthschaft-  
ist eigentlich eine  
im vorigen Hefte, die  
irrh nicht unangenehm  
izen vom Gartenrechte,  
satz, dessen Vf. im J.  
Abhandlung vom Gar-  
n der Gärtnerey, .zoten  
tert werden können,  
e Sache nicht ganz or-  
der der Gesellschaft zur  
einbaues und an alle  
J. C. F. Müller. Ein-  
amler zum Sprachsaal

unter den Mitgliedern der meiser Weinbau-Gesell-  
schaft zu machen. — 4) Über zwey Traubensorten.  
Anfrage und Nachricht an Freunde des Weinbaues, von  
J. C. F. Müller. Es ist hier die Rede von der Mal-  
vastertraube und von dem kleinen Räuschlinger, auch  
Ortlieber, Dürkheimer, Ottlinger, der faule Elsassor  
genannt. — 5) Gesammelte Nachrichten von den ver-  
anstalteten und herausgegebenen Sammlungen der für  
die Land-, Garten- und Forst-Wirthe interessantesten  
Naturgegenstände in natürlichen Exemplaren, oder im  
nach der Natur verfertigten Modellen; nebst einer An-  
zeige der besten Saamenhandlungen, Obst- und Forst-  
Baumpflanzungen, wo ökonomische und forstwirtschaft-  
liche Sämereyen und Pflanzen verkauft werden. Vom  
Herausgeber. Eine sehr reiche Sammlung von Ad-  
dreffen, wofür der Vf. Dank verdient, von welchen  
aber schon jetzt manche durchgestrichen werden  
mufs, da sie nicht mehr existirt. — 6) Beschreibung  
eines Mastkne, worauf man sich von Höhen sicher und  
bequem herunterlassen kann. Mit einem Kupfer. Eine

schleßliche Erfindung, die aber vom verstorbenen Hn.  
v. Meyer in Görlitz verbessert seyn soll. Diese Be-  
schreibung erschien auch zu Leipzig 1802 auf zwey  
Bogen 4. besonders abgedruckt. — 7) Über den Unter-  
schied zwischen Schäferreygerechtigkeit und Schäfer-  
rechte, und dem Rechte Schaafs zu halten; ein Bey-  
trag zu dem ökonomischen deutschen Privatrechte, von  
D. Roffig. Der Vf. verspricht von Zeit zu Zeit meh-  
rere Beyträge zum ökonomischen Rechte zu liefern.  
— 8) Einige Worte über Holzauspflanzungen und Holz-  
ersparnisse, von M. Der ungenannte Vf. verlangt  
den stärkeren Anbau des Buschholzes, der Nadelhöl-  
zer, Weiden, Pappeln, Erlen, Akazien und dergl.  
schnell wachsender Holzarten, die in wenig Jahren  
haubar sind; und zur Holzerparung empfiehlt er, in  
unseren Küchen von der papinianischen Maschine  
Gebrauch zu machen, und diese, wegen der Gefahr  
des Zerspringens, oben im Deckel mit einer Klappe  
zu versehen, die durch eine Feder niedergedrückt  
würde, welche an Stärke schwächer sey, als der  
Widerstand der Dämpfe, so dafs diese die Klappe  
heben könnten. Der Gedanke ist recht gut, wo aber  
Rec. nicht irret, so hat er irgendwo gelesen, dafs  
dergleichen aus Eisen gegossene Töpfe in Hamburg  
bereits zu haben sind, die im Deckel ein Ventil ha-  
ben, wodurch alle Gefahr gehoben seyn soll. Am  
aller sichersten aber würde die Rumford'sche Erfin-  
dung seyn, die in einem Topfe mit breitem auswärt-  
schlagendem Rande besteht, in welchem eine tiefe  
Rinne sich befindet, darein der Deckel paßt, wel-  
che Rinne dann voll Wasser gegossen wird, das den  
Austritt der Dämpfe verhindern soll, die doch zu-  
gleich auch im Stande sind den Deckel zu heben,  
ohne den Topf zu zersprengen; wenn diese Erfin-  
dung, wegen des schnellen Vertrocknens des Was-  
fers in der Rinne, bewährt seyn sollte. — 9) Stau-  
de der Muse eines Landwirths. Von H. A. v. Steindel.  
Ein gut gemeinter Zuruf an den Landwirth, gut zu  
düngen und tief zu ackern, und seinen trägen Ar-  
beitern durch eigene Handanlegung ein Beyspiel zu  
geben. — 10) Ideen zu einer herbñlichen und zu einer  
wintergrünen Anlage in Lustpflanzungen, von D. Roffig.  
Ist ein blosses Namenverzeichnis von Stauden  
und Sträuchern, welche im Winter im Freyen aus-  
dauern, und zum Theil spät in den Winter hinein  
grünen; von Laubbölzern, welche ihre Blätter im  
Winter im Freyen behalten; von Nadelbölzern; von  
Gewächsen, deren Blätter sich im Herbste roth fär-  
ben; von anderen, die im Herbste schön aussehende  
Früchte tragen; wiederum solche, die späthin  
blühen; unter welchen allen sich aber gleichwohl  
manches Gewächs befindet, das im nördlichen Klima  
im Freyen schwer durchzuwintern seyn möchte. —  
11) Kurze landwirthschaftliche Notizen. Über den  
Einfluss der derzeitigen kalten Witterung auf den  
Landbau. —

III Hest. 2) Ökonomisch-juristische Abhandlung  
über die Rittergüter, deren Eigenschaften, Rechte,  
Freiheiten und Befugnisse in Deutschland; und beson-  
ders im Churfürstenthum, vom Herausgeber. Diese aus 141

S. bestehende und bey weitem den größten Theil dieses Hefts einnehmende Abhandlung füllt eine Lücke in der ökonomischen Literatur aus, wofür der Vf. allen Dank verdient. Man findet zwar hin und wieder über die Rittergüter etwas gesagt, aber theils unvollständig, theils unsystematisch, wie z. B. der dahin gehörige Aufsatz in *Rohr's Haushaltungsrecht*. Einen oder den anderen Gegenstand dieser Abhandlung findet man bisweilen in den juristischen Schriften berührt, aber gewöhnlich nur ganz kurz, und meist ohne Unterstützung ökonomischer Sachkenntnisse, und den Verfassern der ökonomischen Schriften, die das eine oder das andere von dieser Materie erwähnen, fehlt es eben so oft an gehöriger Einsicht in die Jurisprudenz, um bestimmt darüber zu sprechen. Unser Vf. hat mit vieler Mühe zu seinem Aufsatze alles gesammelt, was darüber bisher gesagt worden, und gewiss wird er Vielen einen nicht geringen Dienst dadurch geleistet haben. — 2) *Versuch, durch einen algierischen Bock die Schaafe zu veredeln, nebst Beschreibung desselben*. Der Versuch war nicht gelungen. — 3) *Geheimniß für die, welche Hühner haben*. Ein gleichgültiges Maas Leinbullen, worin kein Saame mehr ist, dörrt man in einem mäßig warmen Ofen, läßt sie wie Korn dreschen, und schüttet sie in kochendes Wasser. Alsdann vermischt man sie mit einer gleichen Menge Weizenkleye, rührt alles wohl durch einander, und thut eben so viel Eichelmehl dazu. Ist das geschehen, so gießt man eine Menge Wasser dazu. Mit diesem Teige füttert man seine Hühner, die davon im Winter so gut wie im Sommer bis  $4\frac{1}{2}$  Loth schwere Eyer legen, von welchen die meisten ein doppeltes Gelbes haben. — 4) *Über den Kalkdünger auf Kleeäckern*. Wird als das beste Düngungs- und Stärkungs-Mittel für Kleeäcker empfohlen, wenn damit richtig verfahren wird, und man die dabey nöthigen Bedingungen beobachtet. — 5) *Besondere Art des Weizenbaues in Norfolk, in der Landesprache the Dibbling, oder nach einem Provincialausdruck Dobbing genannt*. Nach englischen Originalen bearbeitet von Carl Slevogt. Die bekannte englische Welse, den Weizen, sowie die Erbsen, zu stecken, die in Deutschland wohl wenig Nachfolge finden dürfte. — 6) *Wahre pommerische Art und Weise Spickgänse zu machen*. Befindet sich schon bey Krünitz beschrieben. — 7) *Über das Moos auf den Bäumen*. Wird, wie billig, als schädlich anerkannt. — 8) *Kurze landwirthschaftliche Notizen*.

IV Heft. 1. *Praktische Bemerkungen über den Fruchtwechsel und über die Eintheilung der Felder in Arten*. Eine Vorlesung in der Provinzialversammlung der leipziger ökonom. Societ. im März 1861 gehalten, vom Herausgeber. Diese Vorlesung befindet sich bereits im Auszuge in den Anzeigen der leipz. ökon. Societ. Ostermesse 1861. und ist auch von Hr. C. R. Riem in die zweyte Lieferung seiner neu fortgesetzten Sammlung ökonom. Schriften auf 1862, ohne Wissen und Willen des Vfs., aufgenommen worden. Hier in unserem Sammler erscheint sie nun vollständiger und mit Zusätzen vermehrt. Die Regeln, die

der Vf. giebt, gründen sich auf eine richtige Kenntniß der Fruchtwechselwirtschaft. — 2. *Zweckmäßige Anordnung und Beschreibung einer Maschine zum geschwinden Einsämpfen der Braunkohle*. Die Maschine kann ohne das dazu gehörige Kupfer hier nicht deutlich gemacht werden. Aber daß sie einem Kohlenwerksbesitzer großen Nutzen schaffen müsse, ist einleuchtend, denn sie sämpft in einer Viertelstunde 182 Kubikfusa Braunkohlenerde ein, aus welcher 1580 Ziegeln gestrichen Zoll breit und 3 Zoll vermittelt eines Pferdes gesetzt, wodurch das Einsämpfen durch Minder ist *Heinrich Erbaukunst Praktiker*, d. z. 1862 bey Fleische geben und beschriel *Sammler aufgenommen und Beschreibung einer schine, durch welche Butter einen angenehmen auch, daß die Arbeit damit von Statten geht* schine auf 3 Bogen 4. beschrieben, und mit einem Kupf. bey Fleischer d. J. in Leipz. 1862 herausgegeben, woher sie hier aufgenommen worden; auch ist sie im 8ten Heft des *Magazins zur Beförderung der Industrie* beschrieben und abgebildet. Ihre Mechanik gründet sich besonders auf die Erfahrung des Grafen v. Garay der zur Ab- und Auflösung flüssiger Körper keine schicklichere als die quirlende Bewegung fand. Dann ist die Maschine mit einem Dampfbehälter und einem Cylinder versehen, in welchen man in heißem Sommertagen kaltes, im Winter aber warmes Wasser gießt, um bey dem Buttern immer gleiche Temperatur zu verschaffen. Die Maschine scheint doch sehr zusammengesetzt zu seyn. Angehängt ist dieser Beschreibung eine Anleitung, vermittelt dieser Maschine eine sehr wohlgeschmeckende Butter zu bereiten, vom D. *Whästling* in Merseburg, wo auch Hr. *Ernst* wohnhaft ist, der sich zur Verfertigung dieser Maschine im Großen erbiethet. — 4) *Über das Steigen und Fallen der Preise der Landgüter*. Eine sehr gründliche Abhandlung über diese Frage, die vor einiger Zeit schon (1799) im Leipziger Intell. Blatte zur Sprache kam, und vom Prof. Leonhardi fast auf die nämliche Weise, hier aber ausführlicher beantwortet wurde. Es giebt keinen sichereren und zuverlässigeren Barometer für die Veränderungen der Güterpreise, sagt unser Sammler, als die Veränderungen des Zinsfußes. Mit dem Steigen des letzteren fallen die ersteren, und mit dem Fallen desselben steigen sie. Die Güter werden künftig, und wahrscheinlich bald, auf ihren wahren oder Realwerth heruntersinken, so daß sie sich zu 4 oder 5 Procent, wie eben der Zinsfuß seyn wird, verinteressiren. Dieser Realwerth ist zwar bey jedem Gute relativ, oder hängt von der Beschaffenheit desselben ab, wird aber doch allmählig, wenn er gleich auch nicht so gar

hoch seyn kann, als seit einiger Zeit aus Liebhaberey der *Marktpreis* der Güter war, dennoch weit höher seyn müssen, als er vor 15 oder 20 Jahren war. Es ist also nicht daran zu denken, daß die Güter wieder auf den alten Preis vor 15 oder 20 Jahren zurückfallen werden; aber es ist auch nicht zu vermuthen, daß sie den übertriebenen Preis stets haben werden, um den sie so oft in den letzteren Zeiten verkauft wurden. Zuletzt giebt unser Vf. jedem Eigenthümer eines Gutes den Rath, wenn er selbiges unverhältnißmäßig theuer gekauft hat, und dabey nicht Landwirth genug ist, um es, wie vielleicht möglich sey, für diesen Preis durch eigene *Klage-Bewirthschaftung* zu nutzen, es lieber jetzt noch zu verkaufen, wenn er eine andere Gelegenheit haben könne, sein Geld vortheilhafter unterzubringen, als auf höheren Güterpreis zu warten. — 5) *Über Einführung der Stallfütterung und Abschaffung der Viehweiden in waldigen gebirgigen Gegenden.* Der ungenannte Vf. hat alles, was von jeher für und wider die Stallfütterung gesagt wurde, zusammenge stellt, ohne ein eigenes Resultat darüber zu geben. Doch schließt er mit dem Wunsche, daß jeder, der

es möglich machen kann, dahin besorgt seyn möge, daß er wenigstens einen Theil seines Viehes im Stalle füttere, und auch dem auf die Weide gehenden Vieh nicht nur den Futtermangel in dürren Jahren ersetzen, sondern auch es durch einige reichlichere Nahrung für seine Haushaltung ergiebiger machen möge. — 6. *Anfrage an Gartenfreunde, die Erziehung der Obstkäume aus Schnittlingen betreffend.* Schwerlich ist wohl der Erfolg nach Wunsch ausgefallen. In *Sicklers* Obstkärtner findet sich davon nichts. — 7. *Einige Worte über Stachelbeerwein und über andere künstliche Weinarten.* Der Versuch war nicht gelungen, wahrscheinlich weil man dem Moste nicht Zeit genug gegeben hatte. Der unbekannte Einsender lese darüber *Sickler* Obstkärtner, 22 B. 3 St. S. 139, wo er zugleich finden wird, daß der Hofapotheker Neßler in Gotha einen vortrefflichen (nach *Sicklers* Zeugniß) Stachelbeerwein ohnenweife bereitet, und die Bouteille zu 14 Gr. verkauft. — 8. *Einige Arten Weintrauben aufzubewahren.* Es werden hier mehrere Mittel angezeigt, die zum Theil sehr mühsam und kostbar sind. —

(Die Fortsetzung folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

**ÖKONOMIE.** Berlin, in der Realschulbuchh.: *Verhandlungen des am 20 Junius 1808 zu Mögeln zusammengetretenen landwirthschaftlichen Vereins.* Nebst einer genauen und wahrhaften Darstellung von Mögeln bey dem Schlusse des Wirtschaftsjahres 1807. Von Friedrich Herzog von Holstein-Beck. Mit einer Karte (von Mögeln). 46 S. 8. (8 Gr.) Ausser den gegenwärtigen Mitgliedern des landwirthschaftlichen Instituts zu Mögeln fanden sich, der öffentlichen Einladung des verdienstvollen Hn. G. R. Thaers zufolge, den 20 Junius a. c. 46 Freunde der landwirthschaftlichen Cultur daselbst ein, welche in einem dieser interessanten Schrift vorangeschickten Protocoll sämmtlich angegeben werden. Nachdem die Gesellschaft von Hn. Thaer bewillkommt, der Herzog zu Holstein-Beck einmüthig zum Präsidenten erwählt, und dem Kammerpräsident. v. Vinke die Secretariatsgeschäfte übertragen worden waren, las der Vorletzte, der bey seinem vorherigen längeren Aufenthalte in Mögeln Veranlassung gefunden hatte, die Geschichte der jetzigen Beschaffenheit und Ausichten der Wirtschaft daselbst sorgfältig zu erforschen, der Gesellschaft eine schriftliche übersichtliche Darstellung derselben vor, und begleitete sie mit einer Skizze von der Eintheilung der Grundfläche, worauf sich die Gesellschaft, so zur eigenen Ansicht zweckmäßig vorbereitet, zur Stelle begab, die sämmtlichen Fruchtschläge und andere merkwürdigere Theile des Guts in Augenschein nahm, und dann wieder zurückkehrte. Daß sie jene verlesene Darstellung, zu der bloß eigene Erkundigungen und Fragen dem Herzog Friedrich den Stoff an die Hand gaben, und welche hier auf ausdrückliches Verlangen gedruckt erscheint, durchaus in der Wahrheit gegründet, und durch eigene prüfende Ansicht im Ganzen und Einzelnen bestätigt fand, und daß besonders die Mitglieder, welche vor 2 Jahren in Mögeln gewesen waren, die augencheinlichen Fortschritte der dasigen Wirtschaft in der Cultur sehr auffallend bemerkten, das liefs sich von einem Thaer schon im Voraus erwarten. Er kaufte Mögeln im Jahr 1804, und wählte dieses Gut weder seines vorzüglichen Bodens noch der ausgezeichneten Lage des Orts wegen, sondern theils um ein vernachlässigtes Gut mit Dreyfelderwirtschaft nach seinem Sinne umzuschaffen, und durch die That zu beweisen, was eine zweckmäßig eingerichtete Fruchtwechselwirtschaft vermöge, theils um ein Gut zu besitzen, das einen Theil seiner Ländereyen auf der Höhe, den anderen im Bruche habe, und in dessen Nähe es nicht an Mitteln (Mergel, Kalk- und Modererde) fehle, die Acker in wenigen Jahren zum höchsten Er-

trag zu bringen, zugleich auch nicht an Gelegenheit, Schwemmen und Beriefelungs - Wiesen anzulegen. Nebenbey bestimmten ihn jedoch auch die zu seinem Zwecke geräumigen und bequemen Gebäude in Mögeln, die nur einer geringen Abänderung bedurften, gerade dieses Gut zu wählen. Er theilte es vor der Hand in 7 (ziemlich gleiche, etwas über 100 Morgen große) Binnen- oder Haupt-Schläge und Aussenschläge, und ob man gleich daselbst, da er erst im Frühjahr 1805 alle seine Operationen anfang, noch keine in allen ihren Theilen vollkommen eingerichtet, sondern nur entstehende Fruchtwechselwirtschaft suchen darf: so hat Hr. Thaer doch schon jetzt, trotz der großen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche zu bekämpfen waren, und ungeachtet der vielen Bauschuren, Mergel- und Kriegeschuren, welche gethan werden mußten, den Beweis gegeben, daß das mit Stallfütterung verbundene Fruchtwechselsystem vor jedem anderen den Vorzug verdiene; erst mit dem Jahre 1810 hofft er das ganze Gut zum höchst möglichen Ertrag zu bringen, und zwar bloß durch das richtig angewendete Fruchtwechselsystem. Wer sich davon überzeugen will, der sehe mit eigenen Augen, und wohne einer Zusammenkunft in Mögeln, welche künftig in jedem Jahr im Monat Junius Statt finden soll, und an welcher jeder Freund der landwirthschaftlichen Cultur Theil nehmen darf, bey! Vorzüglich verdiente die, einer deutlichen Beschreibung unfähigen Operation des Schöpfers der mögelschen Wirtschaft, vermöge deren man mit Hülfe eines richtigen Nivellements und eines ganz unbedeutend scheinenden Wassers allenthalben herrliche Wiesen schaffen kann, von jedem Landwirth in Augenschein genommen zu werden! Mit großem Vortheil werden in Mögeln auch anstatt des gewöhnlichen Landpflugs der baileysche und smallsche Pflug, der Exstirpator, die vorzüglichsten Drillwerkzeuge, die Thaersche Pferdehacke, die englische 3scharrige Pferdehacke, die große englische Kartoffelhacke mit 2 beweglichen eisernen Streichbretern, und andere sonst nicht gebräuchliche Werkzeuge gebraucht. Doch, Rec. empfiehlt diese kleine, aber gehaltreiche Schrift, der noch eine Culturabelle angehängt ist, um die Fruchtfolge mehr zu veranschaulichen, so wie sie nach und nach in den Schlägen von Jahr zu Jahr bis zu Beendigung einer Rotation fortschreitet, allen Freunden der Fruchtwechselwirtschaft angelegentlich zur eigenen Lecture.

— Ich —

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1808.

## Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. j.: *Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, etc.* Von Fr. Bened. Weber u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**F**ünftes Heft. 1. *Kritische Untersuchung über die Wirkungs- und Anwendungs-Art der Salze im Pflanzen- und Thier-Reiche und der Landwirthschaft.* Von Dr. Laubender. Eine sehr gründliche und auf die neuesten Grundsätze sich stützende Abhandlung über den Gebrauch der Salze, die denkenden Ökonomen Stoff genug zum weiteren Nachdenken giebt. — 2. *Praktische Bemerkungen und Erinnerungen über den Klee-bau, besonders über die für den Landbau daraus oft entstehenden Nachtheile und deren Vermeidung.* Vom Herausgeber. Gute, aber schon bekannte Regeln über den Kleebau. — 3. *Kurze Übersicht der Eigenschaften eines vollkommenen Landwirthes.* Von Th. A. v. Steudel. Er soll Gesundheit, Ehrlichkeit, Ordnungsliebe, Festigkeit, Ernsthaftigkeit, Freundlichkeit, Munterkeit und Geduld im hohen Grade besitzen; aber wo findet man den Mann mit solchen Eigenschaften? — 4. *Über den Waldbrand und die Mittel und Mafsregeln zur möglichen Verhütung desselben und zur Erleichterung des Löschens und zum Behuf eines Waldbrandpoliceygesetzes.* Von Dr. C. G. Rößig. Verdient Aufmerksamkeit, besonders da zu Ende des vorigen Jahrhunderts so viel Waldbrände entstanden. 5. *Notizen über den Weinbau in Frankreich.* Von J. C. F. Müller. Diese Notizen sind aus *Chaptal's* berühmtem Werke über den Weinbau entnommen, welches sich binnen wenig Monaten in Frankreich vergriff. Sie geben zu wichtigen Reflexionen Veranlassung, sowohl für unsere deutschen Weinbergbesitzer, als sogar auch für unsere Weintrinker. Es würde gewifs Gelegenheit zu den vorteilhaftesten Vergleichen geben, wenn wir ähnliche Nachrichten über Lage, Boden, Aufwand und Ertrag unserer inländischen Weinbergsgenden hätten. In Frankreich sind die Gegenden sowohl, als die Arten, den Weinbau zu betreiben, so verschieden, als bey uns; das Klima ist in manchen Provinzen so hart, als bey uns; die Klagen über die Unwissenheit der Winzer, über Verschiedenheit und Menge der schlechten Traubenarten eben so häufig; und in manchen Gegenden das Product des

Weinstocks so schlecht, daß man es gewöhnlich nur zu Weingeist anwendet. Nicht bloß vortheilhafte Lage und Himmelsstrich schaffen die guten französischen Weine, sondern die besten Weine werden nur da erzeugt, wo die Cultur am höchsten ist. Lassen wir es unseren deutschen Weinen an dieser nicht fehlen: so haben wir alle Hoffnung, selbige sehr zu verbessern. Aus diesen Notizen werden unsere Weintrinker zugleich ersehen, was von der Ächtheit mancher Weinsorten zu halten sey, die für einen sehr mäßigen Preis bey uns verkauft werden, da sie doch in Frankreich selbst weit mehr gelten. Es gehet damit, wie mit dem Mallaga, der zu 16 bis 20 Gr. die Bouteille bey uns als sehr vorzüglich verkauft wird, da doch der vorzügliche an Ort und Stelle selbst mit einem Ducaten und darüber bezahlt wird. Auch ergibt sich aus diesen Notizen, was es für Weine sind, die jetzt unter dem Namen *Graves*-Weine bey uns so beliebt sind, und von den Ärzten empfohlen werden. Diese Empfehlung hat nicht, wie man etwa glauben könnte, in der Eigenthümlichkeit der Sorte ihren Grund, sondern wahrscheinlich in der Jugend des Weines, mit welcher die mehrere Geitigkeit und der grössere Reichthum an Luftsäure zusammenhängt; denn das Vorurtheil der Weintrinker, daß alle geistigen Getränke durch das Alter an Geist gewinnen, kann hinlänglich, schon durch jede Destillation, widerlegt werden, wie Rec. schon längst in mehreren seiner Schriften behauptet hat: die geistigen Getränke gewinnen durch das Alter an Geschmack, weil sie sich während der Zeit ihrer erdigen Theile entledigen; aber sie verlieren auch an Geist, welcher sich verzehrt und verfliegt. In diesen Notizen findet man ferner genaue Berechnungen von *Chaptal* über den Weinbau in Frankreich, die in den letzten 10 Jahren vor der Revolution gemacht wurden, und sehr interessant sind. Man rechnet die Zahl des sammtlichen zum Weinbau verwendeten Landes auf 1 Million und 600,000 *Arpens*, (das sind fast 100 deutsche Quadratmeilen.) Den Ertrag eines *Arpens* Weinberge rechnet man auf 6; *Poinçon* (8½ Ohm); und also in ganz Frankreich überhaupt auf 9 Mill. 688,000 *Barriquen*, (12 Mill. 500,000 Ohm in circa). Rechnet man die neuen Rheindepartementer dazu: so wird man 10 Mill. *Barriquen* annehmen können, die erbauet werden. Eben so interessant ist eine beygebrachte Tabelle über die Exportation an Wein im J. 1798, in welcher angegeben wird: der Ort der Ausfuhr, wohin? wie grofs

Ttt

die Quantität? ihr Werth; wo sich dann ergibt, daß die Summe der Exportation an Wein im genannten Jahre auf 25 Mill. 215,788 Livres sich erstreckt hat; hiezu der ausgegangene Franzbranntwein, 3 Mill. 552,774 Livres; an Liqueuren 707,447 Livres; an Weinessig 141,893 Livres: Totalsumme 29 Mill. 617,902 Liv. — 6. *Beyträge zu wirthschaftlicher Benutzung mancherley scheinbarer Kleinigkeiten.* Von Carl Slevogt. Der Aufsatz betrifft die Wasserlinsen, die Flachsknoten, die Weiskohl- und Rüben-Blätter und Quecken; die Wacholderbeeren, wo zugleich angezeigt wird, daß zu Wiefenthal und Dorndorf, zwey herzogl. sachs. eisenachischen Dörfern, viel Wacholderfaß gekocht, und durch die Hausirer weit verbreitet wird; die Eyerchalen, die Schleien, zerbrochene Gläser, Lichtputzenschnuppen, Tabacksasche, die Kartoffeläpfel, die Vogelbeeren, die Maykäfer, die Brennesseln, zerbrochene Ziegel- und Backsteine, Abfall der Heuböden, die gelbrothe Schnecke; deren Benutzungen sämmtlich schon bekannt sind. — 6. *Über Hopfen-Surrogate.* Die Mittel sind: Quassia, Weidenbast, Fichten- und Tannen-Zweige, wobey die Verfertigung des Fichtenbieres in Amerika, und die Methode der Engländer, den Hopfen aufzubewahren, beschrieben wird, was ebenfalls schon bekannt ist. 8. *Nachträge und Berichtigungen zu einigen Stellen meiner im dritten Stück des Sammlers S. 2—141 gelieferten Abhandlung, über die Rittergüter in Deutschland.* Vom Herausgeber. Es werden hies die neuen preuss. Gesetze in Beziehung auf die Rittergüter nachgetragen, wodurch jene Abhandlung mehr Vollkommenheit gewinnt. —

VI Heft. 1. *Praktische Beobachtungen über die englischen Grasarten, besonders über solche, welche am schicklichsten sind zu Bestellung oder Verbesserung der Wiesen und Weiden; nebst einer Aufzählung aller englischen Grasarten von William Curtis.* VI. der *Flora Londinensis.* Aus dem Englischen nach der dritten Ausgabe von R. Tschar. Mit ökonomischen Anmerkungen vom Herausgeber. Von einer Menge Grasarten, ihrem Nutzen und Schaden, in Hinsicht auf Wiesen- und Weiden-Bau, findet hier der Ökonom zwar kurze, aber interessante Nachrichten, die ihn auf manche Grasart aufmerksam machen werden. Vorzüglich aber und als Krone aller Weiden werden folgende 6 Arten genau beschrieben und in Abbildung beygefügt: das gelbe Ruchgras, der Wiesenfuchschwanz, das Wiesenrispengras, das rauhfenglichte Rispengras, der gemeine Wiesenfuchschwanz, und das steife Kammgas. — 2. *Anleitung zum Studium der Ökonomis für Männer, welche dieselbe nur durch Lectüre erlernen können und wollen, entweder um sich einige überhaupt und allgemein oder zum Behuf ihres Amtes nützliche und nützliche ökonomische Kenntnisse zu sammeln, oder um sich dadurch wirklich zur eigenen Verwaltung eines Landgutes vorzubereiten.* Vom Herausgeber. Eine sehr zweckmässig getroffene Wahl von ökonomischen Schriften, um sich allgemeine Kenntnisse zu erwerben, die denn freylich aus Beckmanns Landwirthschaft, und der darin befindlichen ausführlicheren ökonomischen Literatur,

sehr vermehrt werden können. — 3. *Über zwey Hauptverderbnisse unseres Weinbaues.* Von J. C. F. Müller. Es werden hier bedeutende Fehler gerügt, die beherzigt zu werden verdienen. — 4. *Grundsätze meiner Ackerbau-Theorie.* Von v. Steindek. Bey den unzähligen Mischungen der Acker- und Erd-Arten wird es noch lange dauern, ehe eine Vereinigung der Meinungen zu Stande kommen, und das Geschäft des Ackerbaues zu einer gründlichen Wissenschaft sich emporheben wird. Unser Vf. äußert in dieser Abhandlung seine Meinung darüber, und bleibt bloß bey zwey Hauptarten stehen, wo er dann seine Behandlung des Ackerbaues in einer hohen und in einer niedrigen Lage beschreibt. — 5. *Asche, ein vortrefflicher Dung auf Aekern und Wiesen.* Von C. Slevogt. Daß Holzasche sowohl im Winter- als Sommer-Felde gute Dienste leistet, ist bekannt. Hier ist besonders die Rede von der Braunkohlensache; vom Salzpüzig, wie man selbigen bey dem schmalkalder Salzwerke oder Haltpüzig in Schwaben, Franken nennt, der bloß aus Braunkohlensache, mit allerley Beymischungen, besteht. Diese Beymischungen sind allerley Abgänge bey der Saline, als Ruß aus dem Salinofen, der Abtschaum der Salzpfannen, alles Auskehrig und Gestübe die Überbleibsel des Pfannensteins, und aller übrige Abfall bey der Saline. Alles dieses wird aufgeschichtet, von Zeit zu Zeit mit Salzwasser begossen, dann und wann umgestochen und durch einander gemischt. Dieses sey ein vortrefflicher Dünger. Noch mehr Wirkung soll der Dornschlag von der schmalkalder Saline leisten, der eine Art Tropfstein sey, und aus einem Gemenge von Gyps, Selenit und Salztheilen bestehe. Diesen Dornschlag wenden die hämpfershäuser Bauern (im herzogl. sachs. Meiningischen) allgemein zum Überstreuen ihrer Kleeäcker an, und nennen diese Operation schlechtweg *Klee-salzen*. Sie dreschen den Dornschlag auf der Scheunenne klein, treiben ihn durch die Knotenritter, und überstreuen dann damit die Kleeäcker. Auf einem solchen gesalzten Kleeacker soll das Korn schöner und besser wachsen, als auf einem ungesalzten Klee-felde. — 6. *Bewährte Erfahrungen über verschiedene Mastungsmittel.* Von C. Slevogt. Milch, gelbe Rüben, Kartoffeln, Lein und Hanfkörner werden empfohlen. Aber unbedingt kann man Kartoffeln allein doch nicht als ein gutes Mastungsmittel empfehlen; denn es ist gewiß, und Rec. weiß dies aus Erfahrung, daß Kartoffelmast die elendeste und schlechteste Schweinemast ist, selbst wenn auch die Kartoffeln gekocht sind; denn man bekommt einen Speck, der größtentheils ausläuft. Rohe Kartoffeln verursachen den Schweinen im Magen große Blähungen. — 7. *Vom süßen Kastanien- und vom Wallnuss-Baum.* Eine vollständige Beschreibung der Cultur dieser nutzbaren Bäume. — 8. *Äpfel und Birnen lange Zeit aufzubewahren.* Auf den Boden eines Fasses, z. B. eines Oxhottes, legt man Fenchelkrautstroh, hierauf eine Lage Äpfel oder Birnen, die aber nicht überreif seyn dürfen, reben einander, ohne sich zu berühren; hierauf wieder das Fenchelkrautstroh,

und darauf wieder eine Lage Obst, und so immer abwechselnd, bis das Fass beynahe voll ist. Die oberste Lage ist Fenchelstroh, auf welches ein hölzerner Deckel gelegt wird. Das Fass wird hierauf so weit voll Brunnenwasser gegossen, daß es über das Obst und den Deckel weggeht, und damit es den Deckel nicht hebe, wird nur so viel Gewicht darauf gelegt, als nöthig ist, um das Obst nicht zu drücken, sondern nur Deckel, Obst und Stroh unter Wasser zu halten. Auf diese Weise soll man in Thüringen Apfel und Birnen bis nach Pfingsten sehr frisch und gut erhalten, und beym Herausnehmen nur wenige verdorben antreffen. Aber der deutsche Obstgärtner, der in Thüringen geschrieben wird, sagt doch nichts von dieser Methode! Ein Hauptaugenmerk soll man darauf haben, daß das Obst nicht gedrückt oder im geringsten angefaßten, sondern ohne allen Fehler sey; daher es mit der größten Behutsamkeit vom Baume gepflückt seyn müsse. — 9. Zucker und Salpeter aus Runkelrüben. Ein Beitrag zu den neuesten Verhandlungen über die Runkelrüben. Der Versuch des Vfs. wollte nicht dem Achardschen entsprechen, wahrscheinlich, wie er selbst bekannt, weil er nicht den rechten Weg einschlug; aber er machte dabey die Erfahrung, daß die auf lehmartigen Boden erzielten Runkelrüben Salpeter in nicht geringer Menge enthielten; jedes Pfund 13 Quentchen. Er thut daher den Vorschlag, auf thönigem Boden in eben der Zeit eine Salpetersiederrey auf Runkelrüben zu etabliren, wenn aus eben denselben in einem sandigten Boden, wie in der Mark Brandenburg, eine Zuckerplantage errichtet werden könne, wo denn jenes Etablissement vielleicht ein höheres Interesse abwerfe, als dieses. — 10. Von Verpflanzung junger Bäume. Die Pomologen sind immer noch nicht einig über die rechte Verpflanzzeit; unser Vf. ist im Ganzen für den Herbst, und zwar aus mehreren Gründen; nur wenn der Boden feucht ist, wählt er den Februar und März. — 11. Ausführliche Anweisung, Kartoffeln aus Saamen zu erziehen. Erst im dritten und vierten Jahre wurden sie genießbar. Indessen geriethen doch die Versuche anderer Ökonomen nicht, die erzogenen Kartoffeln waren schmierig, wässerich; dieser Widerspruch gründet sich wahrscheinlich auf die Witterung und den Boden. — 12. Anmerkungen über das Hauen des Zimmerholzes. Man soll kein unzeitig Holz zu Bauholz fällen; die angegebenen Kennzeichen der Reife sind gleichwohl sehr relativ; man solle es zu der Zeit fällen, wenn die Holzringe ausgewachsen und den möglichst geringen Vorrath von Saft hätten, also spät im Herbst; die Borke soll gleich nach dem Fällen des Holzes abgenommen werden. Sehr befördert würde die Dichtigkeit und Festigkeit des Holzes, wenn es noch auf dem Stamme stehend abgeborket werde. — 13. Etwas über Essig und Präjung desselben. Unter mehreren Proben befindet sich auch folgende: man solle zu gleicher Zeit die Oberlippe mit einem guten ächten Essig, und die Unterlippe mit dem zu prüfenden Essig bestreichen, und beide Lippen an der Luft abtrocknen lassen; bliebe auf der Unterlippe noch

eine prickelnde, scharfe Empfindung zurück, nachdem sie trocken geworden, so sey der Essig gewiß verfälscht. — 14. Über den Zungenkrebs des Rindviehes. Ist weder ansteckend, noch dem Rindvieh gefährlich. 15. Erfahrung vom weissen Kohlsaamen. Die Strünke des weissen Kohls, wenn man selbige mit Wurzel und Erden in einem mit Stroh und Erde bedeckten Loch durchwintert, dann im Frühjahr wieder pflanzt, sollen gute Pflanzen, den besten Kohl und den schönsten Saamen geben. — 16) Von rothen Rüben zur Rindviehfütterung. Man soll die Blätter abreißen, nicht abschneiden, weil sie sich davon verbluten, die rothe Farbe verlieren und blaß werden. Als Viehfutter sey diese Rübe der Runkelrübe vorzuziehen. Auch als Kaffeesurrogat wird sie empfohlen. — 17. Erfahrungen von der Fortpflanzung des gemeinen Haarmosses durch Pferde. Ein Ökonom fand dieses Moos auf seinem Acker da, wo die Pferde hingestallt hatten, sonst nirgend. Er giebt daher den Rath, die Pferde von solchen Ackerfeldern so viel wie möglich zu entfernen, weil sie das Moos fressen, und anderwärts hin verpflanzen. — 18) Etwas über den Anbau des Honiggrases. Wird sehr empfohlen. —

VII Heft. 1) Bemerkungen über das Walzen der Äcker und über die Ackerwalzen, von Joh. Friedr. Riemann. Eine aus 96 S. bestehende aber gründliche Abhandlung mit einem dazu gehörigen Kupfer, die uns nicht nur mit der Theorie der Walze, ihrer gehörigen Größe und Schwere, sondern auch mit ihrem zweckmäßigen Gebrauch bekannt macht. — 2) Übersicht der wichtigsten und vorzüglichsten Grundsätze, Regeln und Rücksichten, die bey Besichtigung und Erkaufung eines Ritter- oder anderen Land-Gutes zu befolgen, zu beobachten und zu nehmen sind, vom Herausgeber. Man findet zwar hin und wieder diese Materie sehr gut abgehandelt; gleichwohl aber ist der gegenwärtige Aufsatz nicht überflüssig, da er eine vollständige, den neuesten Zeitumständen angemessene Darstellung der wichtigsten ökonomischen und einiger juristischen Grundsätze enthält, die bey Kaufung eines Gutes zu wissen nöthig sind. — 3) Über die Vorbereitung eines Landwirths zu seinem Beruf und Stande. Ein philosophisch moralisches Raisonnement über das vollkommene Ideal eines Landwirths. — 4) Bemerkungen über das Brodbacken, von Weisfenbruch in Darmstadt. Es ist hier die Rede bloß vom Hausbacken, wo denn nicht nur alle Vortheile, sondern auch alle nöthigen Werkzeuge ausführlich beschrieben werden. Nach der Bemerkung eines Gutsbesizers bey Berlin sollen zu 7 berl. Scheffel Getreide 6 Centner Getreide und 6 Centner Holz, den Centner à 120 Pfund, zum Backen nöthig seyn. Angehängt sind 3 Tabellen: eine Mahl- und Back-Tabelle; eine Mahl- und Brod-Tabelle zum Hausbacken; eine Tabelle zum Verbacken. — 5) Von der baldigen Gewinnung guter Obstbäume, ohne Pfropfen und Oculiren, durch Absenken in der Höhe. Ist die bekannte Weise, einen Zweig durch den Boden eines Topfes zu stecken, und diesen an Baum zu befestigen. — 6) Über die vortheilhaftere Benutzung der Stangenjehlag- und Unterhölzer. Obschon die Be-



nutzung des Baum-, Stangen-, Unter- oder Buschholzes in den Forsten sich bloß nach den Localumständen bestimmen läßt: so zeigt doch der Vf., wie die Gehäue durch die Benutzung des Stangenschlagholzes, ohne Nachtheil der Feuerbedürfnisse, um den dritten Theil höher als zuvor benutzt werden können. — 7) *Neue Beobachtungen und Vorschläge im Betreff der Wucherkraute (Chrysanthemum segetum, Linn.)*, von C. L. Wundram, Prediger zu Eboldshausen im Göttingischen. Der Vf. bemerkt, daß dies Unkraut nie auf Wiesen und Weideangern, oder anderen mit dichtem Rasen bedeckten Plätzen zu finden war, auch sich in Äckern, die es häufig bedeckte, stark verminderte, wenn selbige mit frühem Flachse, Luzerne oder Wickenfutter bestellt wurden. Er thut also den Vorschlag, zur Tilgung dieses Unkrauts nur gedachte Producte anzuwenden, oder die mecklenburger Koppelwirtschaft einzuführen, nämlich die Abwechselung der Getreidefelder mit Angern, auch natürlichen und künstlichen Wiesen.

VIII Heft. 1) *Über die Einrichtung der Gutsarchive, deren Nutzen und Nothwendigkeit, besonders für Besitzer von Herrschaften und grösseren Rittersgütern*. Allerdings muß es einem jeden Gutsbesitzer nützlich seyn, die Geschichte seines Gutes, die genaue Verzeichnung und Beschreibung desselben, die ihm zustehenden Rechte, Freyheiten und Befugnisse, die darauf haftenden Pflichten und Lasten, dessen Grenzen, Theile und Zubehörungen u. s. w. zu kennen, und alte Pacht- und Kaufs-Acten, nebst Anschlägen, Wirthschaftsregistern und Rechnungen u. dgl. vorzeigen zu können. Zu einer solchen Sammlung wirthschaftlicher Documente und zu ihrer Einrichtung werden in diesem Aufsatze vom Herausgeber die besten Vorschriften gegeben, und zugleich auch mehrere davon handelnde Schriften empfohlen, so daß Freunde ökonomischer Ordnung sich ganz daraus belehren können. — 2) *Eine skizzirte Beschreibung der Rindviehpest oder sogenannten Löferdurre, nebst deren gründlicher Curart*, von Ernst Friedr. Ayer, Universitätsbereiter zu Göttingen. Es ist diese die Curart des Prof. Pessina in Wien mit der eisenhaltigen Salzsäure, die er bereits selbst in einer kleinen Schrift: *Anleitung zur Cur der Rindviehpest* u. s. w. Wien 1802. 8., beschrieben hat. Auch Dr. Frank in Gnesen hat die oxygenirte Salzsäure als ein specifisches Mittel gegen die Löferdurre bekannt gemacht. Hier in diesem Aufsatze wird sowohl die Krankheit als ihre Cur ausführlich beschrieben. Es ist zu wünschen, daß sich der gute Erfolg dieses Mittels in allen Ländern bestätigen möge. — 3) *Allgemeine Regeln, die Rindviehzucht und das Milchweesen betreffend*, von Weissenbruch in Darmstadt. Wenn schon dieser Aufsatz nichts Neues enthält: so verdient er doch die Aufnahme in diesem Sammler, weil er das Wichtigste über diesen Gegenstand, was Ökonomen nicht oft genug gesagt werden kann, gründlich und deutlich vorträgt. — 4) *Nachricht von dem Ausbruche der Blattern in der Schäferey des kaiserlichen Amtshaushalts zu Weende, und von dem Erfolge der dagegen vorgenommenen Einimpfung derselben*, von C. F. G. Westfeld, königl. und kurf. Obercommissär

zu Weende im Göttingischen. — 5) *Beobachtungen über die Modification des Ansteckungsvermögens der Blattern der Schaafe*. — 6) *Fortgesetzte Versuche zur Bestimmung der Modification des Ansteckungsvermögens der Blattern der Schaafe*. Alle drey vorstehenden Aufsätze sind von dem gründlichen Ökonomen, Hn. Westfeld zu Weende, dem wir schon manche lehrreiche Beobachtung zu verdanken haben. Mit der ihm eigenen Genauigkeit erzählt er die Blattergeschichte seiner Schaafe, und der Erfolg der von ihm dagegen vorgenommenen Einimpfung bestätigt die bereits bekannten Erfahrungen des Hn. Oberamtmann Fink in Coesitz, des Hn. Herzogs von Holstein Beck, und des Hn. Grafen von der Schulenburg auf Rippen in Preussen, indem dem Hn. Westfeld von 381 mit Elter und Borke oder blutiger Lymphgeimpften Schaafe kein einziges Stück gestorben ist. Um nun aber auch der landwirthschaftlichen Policey zu Hülfe zu kommen, damit selbige die gehörigen Massregeln zur Abwehrung dieser schrecklichen Krankheit in den Schaafeerden durch zweckmäßige Sperrung ergreifen könne, gingen die Versuche des Hn. Westfeld weiter, wo er denn durch seine Erfahrungen und Beobachtungen annehmen zu können glaubt: daß 6 Wochen, höchstens 2 Monate nach dem gänzlichen Aufhören der Seuche, die Ansteckung weder durch die Atmosphäre, noch durch Blut, noch durch Wolle Statt findet; die Policey also bis dahin, daß die Erfahrung das Gegentheil zeigt, einen solchen Zeitraum zur Sperrung für hinlänglich annehmen könne. — 7) *Erinnerungen an einige bey den mechanischen Arbeiten der Bedienung der Felder gewöhnliche Fehler und Nachlässigkeiten; und Regeln zur bessern Vorrichtung dieser wichtigen ökonomischen Arbeit*. Vom Herausgeber. Sehr gute Erinnerungen für den Landwirth, die er zwar längst weiß, aber doch nicht immer befolgt. 8) *Warum werden die Schweine, die in die Mastung gehen, niemals vollkommen fett und gemästet, so reichlich auch die Eichen- und Buchmastung immerhin seyn mag?* Von C. C. Wundram. Der Vf. ist der Meinung, daß das tägliche 13 bis 14 Stunden lange Herumlaufen der Schweine, wenn sie Morgens um 5 bis 6 Uhr in die Holzungen, und Abends 6 bis 7 Uhr wieder nach Hause getrieben werden, der Mast hinderlich sey, weil dazu Ruhe, wenig Bewegung, gehöre. Es sey dabey auch Feuersgefahr zu besorgen, wenn die Schweine bey eingetretener Nacht mit Leuchten aufgesucht werden müßten. Er verlangt daher, daß man die Schweine nur erst bey völligem Tage austreiben, und noch vor Nacht nach Hause treiben solle, wo sie dann mehrere Ruhe haben würden. Mangel an Ruhe ist allerdings der Mastung nachtheilig, sie wird verzögert; aber gewiß ist es auch, und Rec. weiß aus Erfahrung, daß Eichen- und Buchen-Mast auch bey der größten Ruhe, und bey Stallfütterung, die Schweine nie fett macht; diese Mast giebt zwar ein feistes Fleisch, aber kein Fett; man muß sie schlechterdings in der zweyten Hälfte der Mastung mit Schrot füttern, wenn man gute Speckseiten gewinnen will.

(Der Beschlus folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 17 DECEMBER, 1808.

## Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Der ökonomische Sammler, oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, etc.* Von Friedr. Bened. Weber u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

9) *Hyacinthen so großwie die holländischen zu erziehen.* Die hier gegebene Vorschrift ist schon von Mehreren bestätigt gefunden worden. Man soll die Zwiebeln beynahe eine halbe Elle tief legen, sie zwey Jahre unangerührt liegen lassen; dann würden sie im letztern Jahre zwar später, erst wenn die im vorigen Herbst gelegten bald abgeblühet haben, hervorbrechen, aber weit vollkommener, und mit 26 bis 30 Glocken blühen. Die stärksten Zwiebeln nimmt man dann, wenn ihr Kraut abgetrocknet ist, auf, und legt sie wieder im Herbst. Lässt man sie alle Jahre zum Blühen kommen, so können sie sich nicht verstärken. — 10. *Meine Methode, sehr reichlichen und guten weissen Kopfkohlssaamen zu ziehen.* Schon im 6ten Heft ist eine Anweisung dazu gegeben, die gegenwärtige weicht merklich davon ab. Man ziehet im spätem Herbst die festesten und grössten Kohlköpfe mit der Wurzel aus, wählt von diesen nur diejenigen, die einen dicken, kurzen, glatten und gefunden Strunk haben, und an denen nichts Wurmstichiges noch Faules zu finden ist. Den Fuss des Strunks sammt den Wurzeln hauet man mit einem scharfen Beile ab, lässt nun ein Beet, das Luft und Sonne hat, gut düngen, so tief als möglich graben, und zu Martini pflanzt man die Saamenköpfe in dieses Beet, eine halbe Elle von einander, so dass der Kopf halb mit in die Erde kommt, die man auf allen Seiten fest andrückt. So bleiben sie frey stehen, bis dass es frieret. Dann bedeckt man sie mit trockenem kurzem Stroh; friert es aber heftiger, mit laugem Pferdemist, ungefähr 1½ bis 2 Ellen hoch. Bey gelinden Tagen im Winter räumt man den Mist weg, und giebt Luft, bis es wieder kälter wird. Im Frühjahr nimmt man das Stroh ganz weg, gräbt den kurzen Mist dazwischen unter, und tritt die Erde fest an den Stamm. Um den Durchbruch des Hauptstengels zu befördern, thut man oben in jedem Kopf durch die Blätter einen Kreuzschnitt, aber alle Seitenprossen aus dem Strunke bricht man ab. Die Saamenstengel bindet man in der Folge an Queralatten, um sie vor den Winden zu sichern, und wenn

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

die Saamenkapseln gelblich, und die Körner röthlich sind, schneidet man die Stengel ab, bindet sie in Bündel, und lässt sie auf einem Boden, wo sie vor Vögeln und Mäusen gesichert sind, trocknen, da sie alsdann gedroschen und der Saame gereinigt wird. — 11. *Bemerkungen, die Vertilgung des Hufslattichs betreffend.* Wo er ~~am~~ in Menge befindet, soll man das Land mit Mergel befahren. Oder man soll den Acker mit Mist düngen, in welchen Scheben oder der Abgang des Flachses gestreuet worden, welchen Mist man auch mit Eichen- und Büchen-Asche bestreuen könne. Auch vertreibe eine zwey- bis dreyjährige Ruhe den Hufslattich vom Acker, weil das Kraut abgefressen werde, und die unbedeckten Wurzeln von unten auf absterben: daher man am sichersten ginge, wenn man das Kraut bey heissem Tage abflühe, wo die Pflanzen gewiss verderben müssten. Bey dieser Gelegenheit wird zugleich der Hufslattich als ein gutes Präservativ gegen die Fäule der Schaafse empfohlen. Man soll nämlich eine Handvoll Blätter in Milch kochen, mit einer halben Handvoll Rufs, dieses durchdrücken und jedem Schaafse ein halbes Nösel davon lauwarm eingeben. — 12) *Über das Kahmen des Weins.* Von J. C. F. Müller. Man erwarte hier kein Mittel dagegen, sondern man findet bloße Erfahrungen, die Hn. Müller wichtig scheinen, und die zu mancherley Betrachtungen Anlass geben könnten. Er hält den Kahn für eine Pflanze, etwa von ähnlicher Art wie den Schimmel. — 13) *Meine Erfahrungen über den Anbau und die Benutzung der Hirse (Panicum miliaceum),* von C. L. Wundram. Ist ganz aus Krünitz Encyclopädie entlehnt, und nur hin und wieder mit einigen Zusätzen vermehrt worden. — 14) *Zwey Mittel gegen Ratten.* Man soll auf die Kornböden Leinwandlappen von der Grösse eines Quadratfusses legen, und diese mit Vogelleim bestreichen. Die Ratten pflegen sich gern darin einzuhüllen wie in Windeln, und werden alsdann leicht und schnell gefangen. Das zweyte Mittel ist: man siedet die Kerne von welschen Nüssen in Pottaschenlauge. Die Ratte fressen diese gern und in Menge, und purgiren sich dann zu Tode. Beide Mittel, wenn sie probat sind, haben das Gute, dass sie nicht gefährlich sind.

IX Heft. 1) *Über Pflege, Wartung und Schutz der Saaten und Fruchtfelder, in ökonomischer und policeylicher Hinsicht,* vom Herausgeber. Diese ziemlich lange Abhandlung ist ein Anhang zu einer vom Herausgeber im J. 1799 bey Voss in Leipzig anonym

U n

erschienenen Schrift, in welcher er einen ökonomischen Unterricht über die Saatbestellungen ertheilte, und die Geschäfte des Landwirths von der Zeit an, da der Acker zur Saat vorgerichtet worden, bis zur gänzlichen Vollendung des Saatwerks, d. h. bis dahin, wo die Saat aufgegangen ist, beschrieb. Die gegenwärtige Abhandlung giebt Erläuterung über alles das, was nach dem Aufgehen der Saat bis zur Ernte, sowohl von Seiten der landwirthschaftlichen Policey, als vornehmlich von Seiten des Landwirths selbst, zu beobachten und zu besorgen ist: wie nämlich den Saaten die Vortheile zu verschaffen, die ihrem Wachsthum nützlich seyn können, theils um sie vor mancherley Gefahren bis zur Ernte möglichst zu schützen, den unvermeidlich erlittenen Schaden so viel möglich zu ersetzen, und die nachtheiligen Folgen nach Kräften zu mindern. Zur Übersicht des Ganzen in dieser Abhandlung dient, daß die den Saaten zu verschaffenden Vortheile aus der Natur zu nehmen sind; die Ursachen der Gefahren aber, die die Saaten zu erleiden haben, sich auf die Natur im Allgemeinen, auf die Beschädigung durch Thiere und auf die Beschädigung durch Menschen, gründen. Nach diesen Grundsätzen bearbeitet der Vfs. seine Materie auf das gründlichste, so daß kein Landwirth bey Lesung dieses Aufsatzes unbefriediget bleiben wird. — 2) *Notizen über den Erdäpfelbau im Großen, wie derselbe auf den gräflich-Schönburg-Rochsburgischen Gütern im Erzgebürge betrieben wird: aus eigenen handschriftlichen Nachrichten des Hn. Reichsgrafen Heintz. Ernst von Schönburg-Rochsburg geliefert vom Herausgeber.* Ein interessanter Aufsatz, dessen Vorschrift zum Kartoffelbau allgemein befolgt werden sollte. Es werden auf gedachten Gute jährl. ohngefähr 60 sächsische Acker zu 300 Quadratruthen mit Erdäpfeln belegt. Im Herbst wird das Land umgebrochen. Sobald die umgebrochene Furche im Frühjahr ganz in Fäulniß übergegangen ist, wird das Land zum zweyten Mal geackert. So bleibt es einige Zeit liegen, wird dann geggt, und zum dritten Mal zu den Erdäpfeln umgebrochen. Die Erdäpfelkeime werden 6 Zoll weit von einander gelegt. Um die Arbeit zu fördern, werden drey Pflüge zu jeder Breite von 50 Schritten gebraucht. Dem ersten Pflug gehen die Weiber und Kinder nach, und legen die Erdäpfelkeime. Diesen folgen die beiden anderen Pflüge, welche gleich zwey Furchen beywerfen. Wesentlich nöthig ist, daß das Feld in breite Beete getheilt werde. Zu diesem Endzweck muß es das letzte Mal mit Fleiß die Queere gegget werden (in Sachsen nennt man das *Quiren*). Sechs Zoll tief wird geackert, und in der Regel dürfen die Erdäpfelkeime nicht auf den Grund der Furche, sondern ohngefähr zwey Zoll hoch auf die geackerte Furche, mit dem Keime oben, gelegt werden. Legt man sie tiefer: so verursacht es Schwierigkeiten bey dem Ausackern der Erdäpfel; kommen sie höher zu liegen: so läuft man Gefahr sie auszu-eggen. Gehen die Erdäpfel auf, oder stellt sich Unkraut ein: so wird das Feld mit starken zweyspänni-

gen Eggen der Länge und Breite nach tüchtig durch-egget; aber mit Vorsicht, daß man die Keime nicht ausziehe. Das Eggen wird wiederholt, so oft sich Unkraut zeigt. Das ist den Erdäpfelpflanzen vortheilhaft, sie wachsen freudiger davon; denn Reinhalten vom Unkraut ist die erste Bedingung zum Gedeihen der Erdäpfel. Sind diese weit genug herausgewachsen, so werden sie gehäufelt, nicht mit der Hacke, sondern mit dem *Cultivator*, versehen mit einem Hakenschaar und zwey beweglichen Streichbretern, und nur mit einem Pferde bespannt; die jungen Pflanzen dürfen aber nicht bedeckt werden. Bey nachher erlangter gehöriger Höhe, wird zum zweyten und letzten Mal mit dem nämlichen *Cultivator* gehäufelt, und nun recht hoch, so daß nur die Spitzen der Pflanzen hervorstehen. Das Ausnehmen der Erdäpfel geschieht auch mit dem *Cultivator*, der auf ein Pfluggestell gesetzt und mit zwey Pferden bespannt wird. Unmittelbar zu Erdäpfeln wird nie gedüngt; zweckmäßige Eintheilung der Felder, verbunden mit Stallfütterung und Abschaffung der Brache, bey mittelmäßigem Boden, geben den Ertrag dem Felde wieder, weil er als Futter verwendet wird. Außerdem würde der Erdäpfelbau im Großen von selbst aufhören müssen, nachdem er zuvor die Felder erschöpft hat. Der Ertrag war in dem Jahre, in welchem dieser Aufsatz niedergeschrieben worden, und in welchem die Erdäpfel in Sachsen beynahe durchgängig mißrathen waren, in Rochsburg vom Acker zu 300 Quadratruthen, im Durchschnitt etwas über 150 Säcke, jeder zu 142 Pfund, gewesen. — Rec. wünscht, daß die Ökonomen diesen Aufsatz selbst lesen, und besonders die Gründe, warum man in Rochsburg das Legen der Keime, statt der ganzen Erdäpfel, vorzieht, prüfen mögen. 3) *Erfahrungen über die Heilung des Brands der Bäume.* Von C. F. Müller. Zweyen 20jährigen Birnbäumen warf man die Spitzen ab, pflöpte sie, und das gelang, die Bäume wurden wieder gesund. Man will den Kreislauf der Säfte im Baume dadurch beweisen, und zugleich fragt man an: ob dieses Mittel bey älteren und jüngeren, bey Apfel- sowohl als Birn-Bäumen, sich wohl wirksam beweisen würde? Daß man alte Bäume durch abermaliges Pflöpfen verjüngen kann, ist eine sehr bekannte Sache; sie hat aber nicht immer und auch nicht lange vielen Vortheil gewährt. Man pflöpte aber immer tief; wenn daher das höhere Pflöpfen auch einen guten Erfolg haben sollte, so dürfte es doch wohl sehr viel Mühe und Kosten erfordern, einen alten großen Baum so zu behandeln. 4) *Über das Begießen der Gewächse.* Von C. F. Müller. Sehr richtig wird hier der Rath gegeben, die Gewächse lieber selten, aber desto durchdringender zu begießen. Begießt man sie oft, und nur oberflächlich: so verbreiten sich ihre Wurzeln nur in der Oberfläche, vertrocknen dann leicht, wenn man versäumt, sie ferner zu begießen, und die Pflanze leidet. Beyn seltenern Gießen aber gehen ihre Wurzeln mehr in die Tiefe, um da Nahrung zu holen, können also oberhalb einen grö-

Isern Grad der Trockniß aushalten. 5) *Ein sonderbarer Hygrometer.* Von C. F. Müller. Außer den bekannten Arten der Hygrometer, als dem Saamen des Wildhafers, verschiedenen Storchschnäbelarten, und der Gerste mit ihrer Granne, wird hier ein Hygrometer von Edgeworth in England beschrieben, das aus Tannen- und Fichten-Holz besteht, und wozu ihm das Austrocknen der Thüren und Fenster bey trockenem Wetter, und die Ausdehnung bey feuchtem Wetter, die Veranlassung gegeben. 6) *Einige Betrachtungen über schmale und breite Ackerbeete.* Von J. F. R. Nach vorausgegangener Vergleichung beider Arten giebt der Vf. endlich das Resultat, daß, wenn nicht Localität, es sey in Hinsicht auf die Lage des Erdreichs, das der Acker hat, oder auf die Beschaffenheit der Bestandtheile desselben u. s. w. das Gegentheil ganz bestimmt gebietet, die breiteren Beete, bey gehörigem Verhältniß ihrer Breite zur Länge, den Vorzug vor den schmalen verdienen.

X Stück. 1. *Über die Feimen und das Feimensetzen.* Vom Herausg. Nach Anzeige aller der bekanntesten Schriften, die von dieser Materie handeln, beschreibt derselbe die hie und da üblichen Arten der Feimen, giebt Abbildung von ihnen, prüft sie, zeigt den Vortheil und Nachtheil derselben, und giebt endlich das Resultat: daß es vortheilhafter sey, Getreide und Heu in Scheunen und Heuböden, als in Feimen aufzubewahren. Bey vergrößerten Erndten solle man die Scheunen und Heuböden erweitern, und wo sich das nicht thun lasse, und man zu Feimen schreiten müsse, solle man die dessauer oder auch die englische Art erwählen, aber bloß zu Hafer, höchstens zu Roggen, nicht zu Gerste und Weizen. — 2. *Über die ein- oder zweyfährige Herbststellung, d. h. Beackerung des Sommerfeldes.* Eine abermalige Empfehlung vom Herausg. dieser schon längst empfohlenen, aber nur von wenigen Landwirthen befolgten Methode, Sommerfrucht und besonders Hafer, mit weit größerem Vortheil zu erbauen. Diese Methode, die in Rec. Gegend überall längst befolgt wird, besteht darin: daß das künftige Sommerfeld nicht im Frühjahr, sondern bloß im Herbst, ein- oder zweymal gut und gehörig tief gepflügt, im Frühjahr aber nur geeget, und dann, sobald als möglich, besäet werde. — 3. *Beschreibung einiger schädlicher Insekten.* Vom Dr. Schwägrichen. Von einigen Arten der Bremen (*oestrus*), Lausfliegen (*Hippobosca*), die dem Rindvieh, Pferden, Schaafen und Hirschen nachtheilig sind; dann von dem dem Buchweizen schädlichen Insekt, dem *Scarabaeus Fullo*, und einem den Nadelwäldern schädlichen Käfer aus dem *genus anthribus* Fabr. mit dem Trivialnamen *varius*, werden hier einige, zwar nicht neue, aber doch für den Ökonomen nicht unwerthe Umstände der Lebensart dieser Thiere mitgetheilt, die um so mehr interessant sind, da ihre Kenntniß erst in neueren Zeiten vervollkommenet, und selbige überhaupt noch nicht sehr oft beschrieben worden sind. — 4. *Einige chemische Bemerkungen über das*

*Mutterkorn.* Von C. S. Weiss. Aus dessen Versuchen ergab sich, daß die Entstehung des Mutterkorns nicht durch Insektenstiche geschehe, sondern daß es eine durch Feuchtigkeit und schnell darauf folgende Hitze verursachte pilzähnliche Excrezzenz der Getreidekörner sey. Der Vf. hält daher die Schädlichkeit des Mutterkorns, zumal bey einem geringen Verhältnisse zu gutem Getreide, für übertrieben. — 5. *Etwas aus der holsteinischen Landwirthschaft.* Von D. Egge, mit Anmerkungen des Herausg. Wir bemerken hieraus nur folgendes: Nicht immer ist befeuchtetes Gras, junger Klee, und andere Blähungen erzeugende Kräuter, die Ursache des Aufblähens oder der Trommelfucht des Rindviehes; denn man hat gesehen, daß das Vieh im Winter bey Stroh und Spreu, und bey nicht geringer Kälte, plötzlich aufgeschwollen ist. Dagegen wird folgendes Mittel mit dem besten Erfolg empfohlen: In einem Quart süße Milch löse man ein Stück grüne Seife von der Größe einer Wallnuss auf, und gebe es dem kranken Viehe ein. Dann nehme man einen Plock, welcher nicht zu dünn ist, stecke diesen dem Viehe in der Quere, wie ein Gebiß, ins Maul, und befestige ihn mit Seilen an beide Hörner. Hierauf lasse man das Vieh langsam herumführen. Es wird sich eine Menge Luft entwickeln und aus dem Halse aufsteigen, und im kurzen ist das Vieh genesen. Sollte es aber nicht mehr gehen können, so muß man es mit einem Strohwisch reiben.

XI Stück. 1. *Fragmentarische Beyträge zur Kenntniß der Fortschritte, der Veredlung der Schafzucht in einigen königl. preuss. Ländern bis zum Jahre 1804.* Vom Herausg. Eine Fortsetzung der diese Staaten betreffenden zwey Capitel in Laßkayries Geschichte der Einführung der spanischen feinwolligen Schaafe in die verschiedenen europäischen Staaten, vom Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein-Beck. — 2. *Über den Übergang von einem Wirthschaftssystem zu einem anderen, und welche Regeln dabey zu beobachten sind?* Diefs ist ein Anhang zu dem im 4 Stück befindlichen Aufsatz, über die Feldeintheilung und den Fruchtwechsel u. s. w. vom Herausgeber. Gewiß sind die hier gegebenen Regeln von Landwirthen wohl zu beherzigen, wenn sie sich vor Schaden hüten wollen. — 3. *Nachträge und Fortsetzung der im II Stücke gelieferten Nachrichten von Adressen für Land- Garten- und Forstwirthe.* — 4. *Über den Sicken Trokarer- und Schaafpockenimpfungs-Apparat.* Eine bloße Empfehlung dieses 1803 bekannt gewordenen Apparats, vom Herausgeber, der seiner Meinung nach verdiente allgemeiner bekannt gemacht zu werden. — 5. *Über die Anlage, Erbauung und zweckmässige Einrichtung der Schaaflälle.* Vom Herausgeber. Obschon sehr gute Vorschriften dazu bereits vorhanden sind, auch der Herausgeber selbst mehrere citirt: so ist doch die gegenwärtige keineswegs überflüssig. Die Durchwinterung der Schaafe im Freyen, nach englischer und irrländischer Weise, hält er in unseren nördlichen Deutschlande für ganz unthunlich. — 6. *Über eine verschiedentlich anzutref-*

fende Gewohnheit, auf schlechte Acker Weitzen statt Roggen zu säen, von Joh. Friedr. Riemann. Allgemein ist man der Meinung, daß der Roggen mit einem schlechteren Boden vorlieb nehme, als der Weizen. Allein der Vf. beweiset das Gegentheil aus den Gegenden der sogenannten Hainleite, auch im Thüringischen, wo man den Weizen gewöhnlich in die magersten Acker säet. Diese Acker haben größtentheils einen sehr leetigen Boden, mit vielen großen und kleinen Steinen; die eigentliche tragende Ackerkrume ist kaum 4 Zoll hoch, und läßt sich wegen der Steine mit vieler Mühe und nur schlecht pflügen. Bey mäßiger Trockenheit wird der Boden fest, berstet stark und tief, es entstehen viele Klümpen, die nicht leicht zerfallen. Bey einiger Nässe versinkt man tief darein, das Wasser läuft dem Pflugeisen nach: in solchem schlechten Boden dieser Gegenden gedeihet nie Roggen, aber sehr gut der Weizen, noch besser der sogenannte Bartweizen. Unstreitig legt den Grund zu dieser Behauptung die Erfahrung, daß Winterroggen auf den Äckern weniger Nässe verträgt, als Weizen. Möchten doch die Ökonomen auf diese Erfahrung aufmerksam werden!

XII und letztes Stück. 1) *Praktische Bemerkungen über Schaaffschur u. s. w.*, vom Herausgeber. Enthält wenig, was dem praktischen Landwirthe nicht schon bekannt wäre. Wir fügen einige Bemerkungen bey, welche uns bey Durchlesung dieses Aufsatzes aufgestossen sind. S. 20 scheint es, daß der Vf. den Unterschied zwischen Raude und Grind nicht gehörig zu machen wisse, wenn er behauptet, daß die Schaafse „der Raude wegen“ zweyschürig wären. Dies ist aber in der Regel der Grind, welcher zwar im Äußeren einige Ähnlichkeit mit der Raude hat, aber seiner Natur nach sehr davon verschieden ist, indem er nicht, wie jene, ansteckend, sondern fast immer als Eigenthum einer sehr fetten u. tiefen Weide erscheint, wie dies auch der Fall da ist, wo man sogenanntes Schmiervieh hat. S. 28 behauptet der Vf. abermals, daß die Raude austilgbar sey und mithin auch das Schmiervieh. Das erstere ist zwar richtig aber der Schluss nicht — weil eben größtentheils der Grind, und nicht die Raude, Ursache der Zweyschürigkeit ist, und dieser ist, unter gewissen Localverhältnissen, nie ganz zu vertilgen. S. 41 rechnet der Vf. im Frühjahr 18—20 St. Schaafse zu scheeren

auf einen Mann. Das ist wohl zu wenig. Nach Rec. Erfahrungen hat kein Mann, selbst bey spanischen Schaafen, welche doch in der Regel mühsamer zu scheeren sind, weniger als 30—36—40 Stück in einem Tage geschoren. — 2) *Über die Abschaffung des Pferch- oder Horden-Schlags auf den Feldern u. s. w.* Der Vf. giebt die Gründe für und wider die Abschaffung des Pferchs zwar richtig an; aber wir zweifeln doch, ob der Wunsch, daß der Pferch aufgeschafft werden möge, bey der Dreyfelderwirthschaft je wird in Erfüllung geben, und ob diese Erfüllung im Ganzen selbst vortheilhaft sey. Die Anmerkung über das Pferchrecht wird jeder mit Vergnügen lesen. — 3) *Über die Merino's* (aus der *Bibliothèque britannique*). Ein Schreiben des Hn. Tollet an Hn. Arthur Young. Der Vf. dieses Schreibens nimmt die Merino's mit Recht in Schutz, gegen ihre Feinde, deren sie unter den englischen Landwirthen, welche bey der Schaafzucht mehr das Fleisch als die Feinheit der Wolle berücksichtigen, sehr viele haben. Für den deutschen Landwirth bedurfte es aber dieser Vertheidigung nicht, da es wohl schwerlich noch viele geben möchte, welche nicht von den Vortheilen der Merino's überzeugt wären. Auch kann man wohl behaupten, daß wenigstens die meisten sächsischen Landwirthe besser von diesem Gegenstande unterrichtet sind, als Hr. Tollet. Dieses Schreiben begleiten einige Anmerkungen des Redacteurs (d. B. b.). Was derselbe über die Bastardböcke sagt, stimmt nicht mit den in Deutschland gemachten Erfahrungen überein. Die Regeln aber, welche überhaupt über die Wahl der Zuchtböcke ertheilt werden, sind vortrefflich, und verrathen einen sorgfamen und erfahrenen Beobachter. — 4) *Über die Nagelgeschwüre, woran die Merino's leiden*. Schreiben des Hn. Dandolo an den Hn. Pictet zu Genf. — Ebendaher. Interessant und neu — Ob aber der Vf. ganz richtig diese Krankheit von dem sogenannten Haarwurm unterscheide, lassen wir dahin gestellt seyn. Uns ist sie unter der von ihm beobachteten Form noch nicht vorgekommen, und schwerlich würden wir uns zu der von ihm vorgeschlagenen Operation verstehen. — 5) *Über den Runkelrüben-Syrup und Rohzuckerbereitung in jeder ländlichen Ökonomie*. Von Achard. Schon aus mehreren anderen öffentlichen Blättern bekannt.

Alx. et J.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Hempel; Jakob Hellwigs Reise nach Dresden, oder: So reist man mit Nutzen. Ein Volksbuch zur leichteren Kenntniß und Anwendung der kurfürstlichen Landesgesetze. Für Schulen und für den häuslichen Gebrauch. Von J. G. D. Schmiedgen, herzogl. sächs. Rath. 1805. 222 S. 8. (16 Gr.) Obschon der Titel etwas ganz anderes verspricht: so ist der Inhalt dieser Schrift doch von dem Werth, daß sie eine große Anzahl Leser verdient. Es ist keine statistische Reise, sondern eine solche, die in einem gut eingekleideten Gesprächston die Leser mit denjenigen vorzüglichsten Gesetzen von Kurfachsen bekannt macht, die jeder Landmann und Bürger durchaus zu wissen nöthig hat. Die

Reisenden treffen unterwegs bald den, bald jenen an, mit dem sie lehrreiche Gespräche über allerhand natürliche, policeyliche und andere Gegenstände halten, bey welcher Gelegenheit die Stellen aus den passenden Gesetzen auszugsweise beygebracht werden. Dies ist allerdings die schicklichste Art, den Landmann die Gesetze anwendbar darzustellen, besser, als wenn sie nach ihrer weitläufigen Form ein oder einigemal vor versammelter Gemeinde vorgelesen oder ans schwarze Bret geheftet werden. Die populärsten systematischen Darstellungen fruchten noch weniger. Um dieses Buch auch zum Nachschlagen zu gebrauchen, ist ein Register der vorhenden Gesetze und Verordnungen beygefügt.

W.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 D E C E M B E R, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN: B. Braunes u. Comp.: *Almanach fürs Theater* 1809. Von August Wilhelm Iffland. 1809. 316 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Es ist erfreulich, einen erfahrenen, kenntnißreichen Mann über die Ausübung seiner Kunst sprechen zu hören, und seinen Bemerkungen und tiefen Einsichten mit der Betrachtung zu folgen, besonders wenn, wie hier, ein dreyfacher Beruf den Belehrenden dazu auffodert. Iffland, für die Bühne, Theoretiker und Praktiker zugleich, und obendrein selbst schaffender Dichter, darf vor allen anderen Aufmerksamkeit und Beyfall, und vorzüglich dankbare Befolgung seiner Lehren erwarten, wenn er fortwährend mit jeder Ankunft eines neuen Jahres sich der Mühe unterzieht, die großen Schwierigkeiten der Menschendarstellung nach seinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen den Genossen seiner Kunst sorgfältig zu zergliedern und vor die Augen zu stellen, und gewiss wird man auch für das folgende Jahr diese angenehme Geschenk nicht verschmähen. Er eröffnet diesmal seine Mittheilung mit einer genaueren Erwägung der sogenannten *undankbaren Rollen*, bestrittet die herrschenden Vorurtheile der Schauspieler in diesem Punct, und zeigt, wie viel sich hier in den meisten Fällen thun, und für sie gewinnen lasse. Dies macht er besonders an dem Beyspiele einer Darstellung der Herzogin von Friedland, wie sie *Schillers Piccolomini* und *Wallensteins Tod* fodern, welche Rolle von Vielen zu den undankbaren gezählt wird, auffallend und überzeugend deutlich, wobey er nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Zuschauer und Kritiker zugleich angenehm und geistreich unterhält, weil er mit den Schwierigkeiten der Kunst die Tiefe der handelnden Seele selbst aufthut, und den Scheit auf die Sache zurückführt. In seiner Ab Schilderung, wenn er von den Bewegungen des Körpers spricht, schauen wir der Herzogin in das Herz; in ihrer Haltung, in ihren Mienen und Geberden tritt ihr ganzer innerer Zustand hervor. Indem er auf Würde und den Ausdruck einer erhabenen, sanften Seele dringt, sichert er auch hier den Begriff der wahren Schönheit gegen jenen trüben Schimmer des bloß sinnlich-leiden schaftlichen Refzes. Actionen, Taschendücker, Winseln und Jammern, sagt er, würden alles entkräften. Hier erblicken wir zugleich eine Warnung gegen jeden Ausdruck des Affekts. S. A. L. 2. 1808. *Vierter Band*.

wo dieser zum leiblichen Schmerze wird, und mit Verzuckungen und Zittern der Hände, mit Schäumen und Kopfschütteln in das thierische Leiden übergeht, wo alle Würde, alle Freyheit, aller Wille, ja alle Menschheit aufhört. Dergleichen können wir gerh Anderen überlassen, die mehr sinnlich als poetisch sind. — Nach gleichen Grundsätzen verfährt der Vf. in der zweyten Abhandlung *über körperliche Beredsamkeit*. Er wählt zum Beyspiele die *Medea* von Gotter, wo zu seiner Zeit Madam Seyler bedeutend wahr und schön in wenigen Zeichen ihren Zustand versetht; während eine andere Schauspielerin die Wuth der höchsten Leidenschaft ausdrückte, und die Zuschauer in eine gleiche Raserey des Beyfalls versetzte, welche meinten, das es der Teufel nur mit ihr auszuahmen könnte. Die Dinge aber, fügt der Autor hinzu, in denen es der Teufel nur mit ihnen aufnimmt, sind tragische Taschenspielerkünste oder Schalksnarrenstreiche; dergleichen sollen dem Herbergspuk — dem Teufel — zu Lob und eigen altem verbleiben. — Der dritte Aufsatz: *Über die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne* — handelt vorzüglich vom Räumlichen in der Darstellung, Entfernung der Personen von einander, Gang und Bewegung, und zugleich von den nachstehenden Kunstmitteln im Gebrauch der Stimme. — Hierauf folgt ein *Verzeichniß sämtlicher deutscher Theater und ihrer Mitglieder*, worin auch von manchen sonstigen Veränderungen, Ab- und Zugang von Schauspielern, Gastrollen und neu einstudirten Stücken Nachricht gegeben wird. Dies nimmt einen Raum von 108 S. ein, die leider noch durch Druckfehler an Brauchbarkeit hin und da verlieren. — Nach einer fortgesetzten kurzen Anzeige über *Schillers Todtenfeyer* für dessen Erben, welcher liebreichen Bemühung zur Abtragung der großen Schuld an den verstorbenen Dichter wir von Herzen guten Fortgang wünschen, macht den völligen Beschluß des Taschendücker: *Die Einung*, Dialog für Gesellschaftstheater. Es ist kein eigentlicher Dialog, sondern zur Übung darin ein Schauspiel von sechs Personen, eine Familienscene, worin ein Hausvater die Seinigen bewegt, die Wirklichkeit einzuschränken, um dem bedrängten Vaterlande ein freywilliges Opfer darbringen zu können. Ein dürres Thema, welches zu beleben auch einem Iffland schwer fallen mußte. Es hat wenig Spiel und Handlung, und erleidet noch überdies durch die Beziehung nach Außen in der Geschlossenheit, die es haben sollte, eine gewaltige Störung. Wer sich daran erbauen will,



mufs es praktisch auffassen, und sich besonders an die Worte des Hausvaters halten: „Weg mit allem Tand der verweichlichten Sitte — ich möchte alle Bronzen, und was dazu gehört, gleich vor der Hausthüre öffentlich und jubelnd ausbieten. Je mehr die Sachen ausser Gehalt und Brauch kommen; je mehr suchen sich die Menschen, und sie finden sich, weil sie sich brauchen. Überall aufgeregte Herzen, überall erhöhter Wille, der Neid kommt aus der

reb, —  
rnt —  
rechte  
s mufs  
ein il-  
ge, mit  
Norms,  
sind;  
ähren.

1) LEIPZIG, b. Gleditsch: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*. Neunzehnter Jahrgang. 1809. Herausgegeben von W. G. Becker. 260 S. 12. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Taschenbuch für das Jahr 1809*. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. 284 S. 12. (1 Thlr. 12 Gr.)

Se beiden Taschen-  
e sich zu erfreuen,  
ch den besondern  
dieses Mal wird zu  
f man mit der Aus-  
prge für eine man-  
n seyn, und man  
n Einiges an, das  
eine mehr als an-  
en Anspruch ma-

von jeher zu thun  
pfliegte, vornehmlich durch eine Mannichfaltigkeit  
aus, die seiner nächsten Bestimmung aufs beste ent-  
spricht; es wird fast Jedermann unter den Erzählan-  
gen und unter der Menge von Gedichten etwas an-  
treffen, das seinem Geschmacke angemessen ist, und  
selbst für den, der weder an diesen noch an jenen  
viel Behagen finden sollte, ist durch Charaden, Räth-  
sel und Logogryphen hinlänglich gesorgt. — Unter  
den Erzählungen verdient unstreitig der *Todtentanz*  
von Friedrich Kind den Vorzug; die Darstellung ist  
so, wie der Inhalt sie verlangt, nur ist dieser am  
Schlusse der Geschichte nicht recht befriedigend, und  
die Auflösung entspricht der gespannten Erwartung  
nicht ganz. — Die *Sonnenaufgangsfeyer der Hon-  
orationen in X*, von A. G. Eberhard, unterhält recht  
angenehm durch mancherley komische Situationen  
und Züge; die Form ist jedoch zu locker, und der  
Vf. läßt sich zu sehr gehen, so daß es an der ge-  
hörigen Harmonie fehlt, und bald hier zu wenig, bald  
dort zu viel gegeben wird. Gegen den Schluß wird

die Geschichte sehr matt, und man erwartet eine  
weit sinnerreichere Vereitlung des prinzlichen Plans,  
als die ist, daß er sich verirrt glaubt. — Die alt-  
deutsche Sage *Klein-Friedel*, und das morgenlän-  
dische Märchen *Hannu*, von Kretschmann, sind in  
der bekannten Manier des Vfs. ganz angenehm er-  
zählt. — Das *Bräutest*, vom Herausgeber, ist zu  
wenig belebt und zu einförmig, als daß man über  
der Lieblichkeit der idyllischen Form die Leerheit  
und Gewöhnlichkeit des Inhalts vergessen könnte.  
Die Darstellung ist heil und klar wie das reinste Was-  
ser, aber der Stoff ist eben so unapikant, ebenso ohne  
Geschmack wie dieses Element. —

Die Anzahl der Gedichte ist nicht gering, so daß  
hier nur von einigen die Rede seyn kann. *Luise*  
*Brachmann* hat, wenn auch nichts Vorzügliches, doch  
manches Gute geliefert; der Ausdruck verzichten-  
der S  
wie 1  
berg  
ter, a  
Sone  
nicht  
stele

Epigramm, z. B. *Prediger Bulle, an Lelio*. v. Kyaw  
ist diesmal in seinen Einfällen nicht sehr glücklich.  
Von Pfeffels wenigen Beiträgen verdient folgendes  
Epigramm wegen seiner doppelten Pointe aus-  
gezeichnet zu werden:

Der *Wachsthum* ist ein treffliches  
Dichtungs-Röhrchen, wenn der Grundgedanke:  
Probst Ulpho predigt, immer ein  
Wie kann doch nur der Mann so eitel seyn,  
Zu thun, als ob er höre!

Kind's Volkslied: *der Gang in die Pilze* ist ein treff-  
liches Gedicht, und vielleicht das beste in der gan-  
zen Sammlung. Eine besonders gute Wirkung macht  
die Furchtsamkeit des angeführten Liebhabers. —  
Langhein giebt wiederum einige gut versifizierte Er-  
zählungen zum Besten. Das Gedicht: *der Schreiner*  
*in der Werkstätt*, ist aber nicht gelungen. — Von  
G. P. Schmidt's sinnigen Dichtungen scheint *die Rück-  
kehr ins Vaterland* die beste zu seyn. *Schreiber* fährt  
noch immer getrocknen Muthes fort, *Schillern* nach-  
zufragen, so wenig es auch damit gelingen will.  
St. Schütz läßt von neuem manches Schöne in den  
mannichfaltigsten Weisen hören. Sehr belustigend  
ist der mit munterer Laune vorgetragene Schwank:  
*Hannchen auf der Wacht*, und besonders glücklich er-  
funden der Schluß. Fein und zart sind die *Gärt-  
nin* und *vertrauliche Liebe*, von origineller Laune die  
*Falsche und Wenus Zeit ist*, sinnerreich *Pölsch*, *Brief*  
*auf Asbest*, und an *eine jugende Malerin*. Von *Tied-  
gen's* Beiträgen ist wohl der *Kosak und sein Mädchen*  
das gelungenste. Die lange Erzählung *Litar* und  
*Agis* würde recht hübsch seyn, wenn sie nicht gar  
zu abentheuerlich wäre. —

In Ansehung der Gedichte steht No. 2 dem eben  
angezeigten nach, übertrifft dasselbe aber in Hinsicht  
der Erzählungen. Unter diesen findet sich das

welche als ein ächt künstlerisches Werk besondere Auszeichnung verdient — nämlich: *die Rückkehr aus dem Kriege*, von St. Schütze. In dieser Novelle herrscht eine epische Besonnenheit, eine klare Anschaulichkeit, und eine durchgängige Haltung des Grundtons, wie man nur selten antrifft. Die einfache und ruhig anhebende Geschichte verknüpft sich unvermerkt und ohne der poetischen Wahrscheinlichkeit etwas zu vergeben, zu einem höchst seltsamen Labyrinth, aus dem sich der Ausgang nicht ahnden läßt, und eben so sinnreich entwirren sich wiederum die mannichfaltig verworrenen Fäden; das, was die bunte Verwirrung hervorbrachte, löset sie auch wieder auf, und die Listigkeit, die sich nur zu dienen glaubt, muß am Ende allen zum Vortheil gereichen. Am ergötzlichsten ist die eben so originell als glücklich erfundene Geschichte da, wo sie gleichsam auf ihrem Gipfel steht — in dem Moment, wo der Feldwebel ein fremdes Kind für sein eigenes anerkennt, und von seinem wahren nichts wissen will. — Die Erzählung: *der Schiffer und seine Braut*, von der Verfasserin der *Maria Müller*, ist eine einfach rührende Geschichte, mit angemessener Einfachheit und Herzlichkeit sehr gut vorgetragen. — *Die Briefe einer jungen Malerin von Minna S.* sind anziehend geschrieben, und nicht ohne Darstellungstalent, besonders weiß die Verfasserin mit wenigen Zügen einen Charakter anschaulich zu bezeichnen. — *Die beiden Locken*. Ein idyllisches Gemälde von *Amoenus Otto*, ist ein wenig geschwätzig und zu süß liebend, als daß es viele Leser befriedigen könnte. In diesen drey Erzählungen stolzt man hin und wieder auf Sprachunrichtigkeiten, die man aber den talentvollen Verfasserinnen gern zu gute hält. — *Die Rohrflöte*. Volksmärchen von H—h. Eine geistreich vorgetragene Geschichte, aber kein eigentliches Märchen. Das Märchenhafte, statt das Ganze zu beleben, kommt erst am Ende gleichsam als ein *deus ex machina* hinzu; jedoch ist die Anwendung desselben sinnreich genug. — *Die Nachlese für meine Levana*, von *Jean Paul*, enthält manche schöne Bemerkung über die Kunst des Erziehens. Hier eine kurze Stelle zur Probe: „Es ist kein Zirkel des Schließens und Hoffens, wenn man, da die jetzige Zeit (des deutschen Vor- oder Nachwinters) eigentlich nichts heisst, als die jetzige Menschheit, gleichwohl von ihrer Pflege eine verbesserte Menschheit erwartet und fodert; denn diese ist eben das Schöne im Menschen, nämlich die Allmacht seiner Liebe, daß die liebenden Ältern dem Kinde eine Sittlichkeit einimpfen wollen, die ihnen selber gebricht — daß jeder, um sein Kind besser zu haben, als er selber ist, ihm bessere Beyspiele giebt, als er nachahmt, ja, daß mancher fähig wäre, hart vor der Hölle wieder umzukehren, bloß damit ihm seine Kleinen nicht dasein nachliefen. Dazu treibt außer der Liebe noch das Bewußtseyn, daß man unter allen Verträgen keinen leichter zu brechen die Vollmacht hat, als den mit dem — Teufel, da jedem das Gewissen jede Minute sagt: du sollst und kannst dich zu einem Eden-Adam

zurückschaffen und zu einer Eden-Eva. Hat er hingegen eine fremde Freyheit in die Sünde und ins Joch gethan: so kann seine eigene für keine zufällige Verbesserung haften, obwohl für die eingimpfte Verschlimmerung.“ — *Die Monate der Liebesgötter*. Commentar an Psyche, von Z., ist bey allem Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit durchaus mißrathen. — *Die Miscellen* von *Adolph Wagner* suchen ihre Leerheit hinter einer vornehm wichtig thuenenden Miene zu verstecken, die gern imponiren möchte. — An *Gedichten* hat Z. das Meiste und manches Gute geliefert, wie z. B. das *Sonnet* und die *Elegie*, von welchen jenes einen originellen Gedanken enthält. Fein und zart ist der *Flatterer*. — In *Müllers* kleinerem Kreise von Familiengedichten möchten die besten ersten wohl die besten seyn. — *Die Liebessam Brunnen*, von St. Schütze, ist allerliebste; das naive Scherzhafte scheint diesem Dichter vornehmlich zu gelingen. Das Kupfer dabey ist eine wahre Absurdität. — Die Gedichte von *Friedrich Thiersch* und von *Karl Besselt* sind Versuche, die nicht viel versprechen. — Was die Kupfer betrifft, so steht dieser Almanach dem *Beckerschen* sehr nach, welcher sich dagegen in dieser Rücksicht rühmlich auszeichnet. Re.

- 1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Concerto pour le Piano-Forte*, composé et dédié à Mons. et Mad. Widal, par J. L. Dussek. (2 Thlr. 12 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Concerto pour la Flûte avec accomp. de l'orchestre etc.* par A. E. Müller. (2 Thlr.)
- 3) Ebendasselbst: *Concerto pour le Basson avec accomp. de l'orchestre etc.* par Kummer. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 4) Ebendasselbst: *Variations pour un Basson principal avec accomp. de l'orchestre etc.* par G. H. Kummer. (16 Gr.)
- 5) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Concerto pour la Flûte traversière avec accomp. de 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse etc.* par J. F. Taubert. Oeuvre I. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 6) Ebendasselbst: *Concerto pour la Flûte traversière avec accomp. de 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse etc.* par J. F. Taubert. Oeuvre II. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 7) Ebendasselbst: *Variations pour la Flûte traversière, 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse, comp. par J. F. Taubert. Oeuvre III. (16 Gr.)*
- 8) Ebendasselbst: *Variations pour la Flûte traversière, 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Basse etc.* par J. F. Taubert. Oeuvre III. (16 Gr.)

Das unter No. 1 angezeigte Concert fürs Forte-piano von Hn. Dussek ist in der Tonart g moll gesetzt, und die Begleitung besteht, nächst den gewöhnlichen 4 Stimmen für die Bogeninstrumente, aus 2 Hörnern, 2 Flöten, 2 Clarinetten, 2 Fagotten und aus 2 Trompeten nebst den Pauken.

Ungeachtet der einzelnen harten Stellen dieses Kunstwerkes, die theils aus einem sehr freyen Ge-

brauche der Wechseleoten oder des sogenannten irregulären Durchganges, theils und hauptsächlich aus verschiedenen der öfteren Ausweichungen in entfernte Tonarten hervorgehen, deren man sich häufig zu bedienen seit einiger Zeit angefangen hat, und ungeachtet eines gewissen Grades von wilder Ungebundenheit der Phantasie, die sich in allen 3 Sätzen dieses Tonstückes ausspricht, ist dennoch nicht zu leugnen, daß dieses Concert unter die sehr wenigen Tonstücke dieser Gattung gehört, die seit der Erscheinung der *Mozart'schen* Concerte sich durch Originalität auszeichnen und für den Kenner anziehend sind. Offenbar ist dieses Kunstwerk Ausfluß des Genies — eben so offenbar aber auch Ausfluß eines Genies, dem entweder Zaum und Zügel lästig sind, oder dem es noch an dem höheren Grade der Cultur mangelt, welchen Ausbildung des Geschmacks, Kunstphilosophie und eigene ruhige Kritik gewähren. Ohne Zweifel ist dieses auch die Ursache, warum dieses Concert, bey den vielen so scharf ins Auge springenden Geniefunken, keinen entschiedenen Totaleindruck macht, und keinen bestimmten Nachklang in der Seele des Zuhörers zurückläßt. — Was würde der Vf., dessen Geschicklichkeit auf dem Instrumente man allgemein bewundert, auch als Tonsetzer leisten können, wenn er sich bemühen wollte, die originellen und mit reichen Umgebungen versehenen Bilder seiner Phantasie zu einem bestimmteren Ideale reifen zu lassen, anstatt sie noch allzu ungeregelt zu verarbeiten!

Das erste *Allegro* (ein weit ausgeführter Satz im 3 Tacte) ist dem Vf. am vorzüglichsten gelungen. Das *Adagio* (in es dur,  $\frac{3}{4}$  Tact) würde eine hervorstechendere Wirkung thun, wenn das Gefühl des Rhythmus durch die Begleitung nicht zu sehr verwischt, und dadurch die Falschheit des Ganzen erschwert worden wäre. Das Rondo behauptet sich vorzüglich durch das Interessante des Hauptsatzes und durch die verschiedenen Versetzungen desselben in der Begleitung.

Der Vortrag der Concertstimme verlangt einen sehr fertigen und präzisen Spieler, der zugleich vollkommen tactfest seyn muß, wenn es dem Orchester gelingen soll, die Begleitung gut auszuführen.

Auch das Concert No. 2 für die Flöte vom Hn. Musikdirector Müller (in d moll, mit Hörnern, Hoboen, Fagotten, Trompeten und Pauken) verliert sich nicht unter das gewöhnliche Machwerk der Concerte für Blasinstrumente. Man vermißt zwar in diesem Tonstücke die Originalität, wodurch sich das Vorhergehende auszeichnet; man erkennt aber in demselben weder den gebildeten Künstler, noch den Tonsetzer, der das Alltägliche und Abgenutzte zu

vermeiden weiß. Es empfiehlt sich vorzüglich durch genaue Zusammenhang der Melodie (die nicht, wie in den meisten Tonstücken dieser Gattung, aus allenthalben zusammengegriffen Gliedern besteht) und durch die Art der Begleitung, die den mit der Harmonie vertrauten Tonsetzer verräth. Übrigens ist es für Flötenspieler berechnet, welche die reine Intonation der Töne auch in den für dieses Instrument ungewöhnlicheren Tonarten völlig in ihrer Gewalt haben; für solche fallen die anscheinenden Schwierigkeiten der Concertstimme weg, weil alles, so wie es sich von dem Vf. auch nicht anders erwarten läßt, sehr applicabel gesetzt ist.

In dem ersten *Allegro* ist die Ausführung des Satzes sehr musterhaft. Nur würde Rec. in dem ersten Solo desselben die Wiederholung der ganzen Passage, die schon vom 75ten bis 87ten Tacte gehört wird, und die in der Folge mit dem 100ten Tacte von Neuem beginnt, in einem und eben demselben Solo des Concerts, und zwar auf eben denselben Tonstufen, vermieden haben. — Im dritten Tacte des cantabeln Satzes, der mit dem 56ten Tacte dieses ersten Solo anhebt, hat der Vf. in der Grundstimme den Ton, b, der eigentlich schon in dem dritten Viertel anschlagen sollte, bis zum vierten Viertel verschoben, und dadurch in den beiden äußersten Stimmen zwey sehr unangenehm aufs Ohr wirkende Quinten herbeygeführt, die bey der Wiederholung des Satzes im 66ten Tacte für das Ohr noch beleidigender werden, weil hier die Solostimme von der ersten Violine in der Octave unterstützt wird. Weil dieser Satz schon in dem ersten Ritornelle zweymal gebraucht ist, und auch in der Folge bey dem Eintritte der harten Grundtonart nochmals vorkommt: so ist es um so weniger begreiflich, wie dem Vf. diese grelle Quintenfolge hat entgehen können.

Der zweyte Satz dieses Concertes ist ein *Andante grazioso* in g dur, Viervierteltact; und der letzte, ein *Rondo alla polacca* in d dur. Der Raum erlaubt es aber hier nicht, in die Zergliederung dieser Sätze einzugehen.

Die übrigen oben angezeigten sechs concertirenden Tonstücke gehören in diejenige Classe der Kunstwerke, bey welchen die Kritik gemeinlich eben so wenig zu loben, als zu tadeln findet. Es geht in denselben alles den gewöhnlichen und gebahnten Weg; jedoch gehören sie allerdings unter die bessern Werke, die diesen Weg einschlagen. Daher wird auch die Herausgabe derselben denjenigen Concertspielern willkommen seyn, denen es an einer hinlänglichen Anzahl von Concerten zur nöthigen Abwechslung mangelt.

#### N E U E A U S G A B E N.

Carlsruhe, b. Macklot: *Felix und Leonore, oder die unglücklichen Coloneisen auf St. Domingo*. Aus dem Französischen des Hn. Barthier fr. übersetzt von Rejster, großherzogl. bairischem Hauptmann. Neue Aufl. 1808. 1ster Th. VI u. 273 S. 2ter Th. 294 S. 8. (2 Thlr.)

Berlin, b. Maurer: *Karl Wilt. Ramlers kurzgefaßtes Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden der Alterthums*. In 2 Theilen, nebst einem Anhang, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält. 1808. 2te Aufl. 1808. XVIII u. 570 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER, 1808.

## P Ä D A G O G I K.

HAMBURG, b. Schmidt: *Briefe über die Erziehung für das häusliche Leben*, von J. A. Minder, des hamb. Ministerium Candidaten. Erstes Bändchen. 1808. 103 S. 8. (8 Gr.)

H. M. bestimmt seine Briefe denjenigen Ältern, welche überzeugt sind, daß sie weder für Geld noch gute Worte den Kindern einen anderen Vater und eine andere Mutter erhandeln können, denen es aber an Zeit und Gelegenheit mangelt, durch systematische und wissenschaftliche Schriften über Pädagogik sich zu belehren, und die dennoch etwas im populären Tone darüber zu lesen wünschen. Er rühmt vorzüglich den Sinn der Hamburger für das häusliche Leben: es ist erfreulich in einer großen Handelsstadt und zu einer Zeit, wo die Familienbände täglich lockerer werden, diesen zu bemerken. Doch Hr. M. hat von unserem Zeitalter eine ganz andere Ansicht: er erwartet von dessen, höherer intellectueller Cultur die Annäherung zur größeren Häuslichkeit. Möge seine Erwartung nicht getäuscht und die Häuslichkeit, bey welcher der Mensch von mehr als einer Seite gewinnt, eifrig befördert werden! — Der Vf. entwickelt die Vortheile der Familienerziehung, und sucht zu beweisen, daß schon die frühere Erziehung auf die Tugenden des Familienlebens und den Sinn für die Freuden desselben forgfältig hinwirken müsse. Hierauf theilt er seine Gedanken von der Erziehung überhaupt anspruchslos mit: ihr Hauptzweck sey religiös-moralisch; sie müsse nach festen Grundfätzen unternommen werden, von denen man nie abweichen dürfe, ob man gleich allerdings auf die Individualität der Kinder Rücksicht zu nehmen habe. Rec. scheint die Erziehung so unendlich schwer nicht zu seyn, und er meint: Erziehung sey nichts anderes, als bloße Entwicklung der Naturkräfte und der natürlichen Fähigkeiten: sie ist eine Schöpferin in dem Sinne, wie die Dichtkunst es ist; sie schafft nicht den Stoff, sondern nur die Formen. Jeder Bildner muß das Holz kennen, welches er schnitzen will, nach dessen Eigenschaft muß er sich richten, gegen die Natur kann er nicht handeln. Wenn auch Hn. M's. Bemerkungen, Beobachtungen und Erfahrungen mancher Berichtigung und Einschränkung bedürftig sind: so hat er doch in der Hauptsache gewiß Recht. Immer ist es uns angenehm, unsere Ideen, wenn sie einen interessanten Gegenstand betreffen, an Anderer Ideen zu prüfen.

J. A. L. Z. 1808. *Vierter Band*,

fen, wir mögen diese mit den unfriegen übereinstimmend finden oder nicht; und wir ermuntern den Vf., das zweyte Bändchen dieser gut geschriebenen Briefe uns bald mitzutheilen, überzeugt, daß es der Leser, wie das erste, bey manchen Stellen nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. — Ad.

FÜRTH, im Bureau f. Lit.: *Der deutsche Schulfreund mit Beziehung auf Franken*. Eine Quartalschrift von Carl Georg Friedrich Goes, Hospitalprediger zu Windsheim und Pfarrer zu Köhlshelm. Erstes Stück. 1803. 144 S. Zweytes Stück. 128 S. Drittes Stück. 1804. 172 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Jedes Stück dieser nunmehr geschlossenen Zeitschrift enthält eine längere, oder zwey kürzere Abhandlungen; auf diese folgen 2 bis 4 Recensionen „auszulesender“ Schul- und Erziehungs-Schriften; historische Nachrichten über Schul- und Erziehungs-Angelegenheiten, Bildungsanstalten, so wie die Schicksale verdienter Schulmänner, Auszeichnungen, Anekdoten u. dgl. sollen, nach dem Plane des Herausgebers, den Bechluß machen. Um die Leser mit dem Werthe dieser Zeitschrift bekannt zu machen, will Rec. den Hauptinhalt mit kurzen Bemerkungen begleiten.

Das 1. Stück enthält eine Abhandlung: *Über Volksaufklärung mit besonderer Rücksicht auf Franken, ihre Mängel und deren Ursachen*. Der Vf. handelt nicht sowohl über Volksaufklärung im Allgemeinen, sondern bezieht diesen Begriff nur auf Religion und Ökonomie, und läßt sich bloß darauf ein, solche Thatfachen aufzustellen, wodurch die „Einsseitigkeit und Particularität“ der Volksaufklärung bewiesen wird. Der Vf. leistet dies recht gut, auch hat dieses Thema wenig Schwierigkeit; es leuchtet sehr bald einem Jeden ein, der das Volk in Hinsicht auf religiöse Vorstellungen nur mäßig beobachtet hat. Wenn der Vf. S. 12 die Gleichgültigkeit gegen Religion als einen Gegenstand allgemein gewordener Klagen der Religionsfreunde bemerkt, und sie für eine beklagenswerthe *Verstandesverirrung* und für kein erfreuliches Zeichen aufstrebender Volkserleuchtung erklärt: so meint Rec. dagegen, sie sey beides. Sie ist ähnlich dem Benehmen desjenigen, der bisher in dicker Finsterniß ruhete, sich jetzt in der Dämmerung erhebt, und ohne zu wissen, woran er ist, umhertappt. Von S. 13 an redet der Vf. über die Aufklärung des Volks in Hinsicht auf Ökonomie. Das Resultat dieser langen Zusammenstellung einzelner Bemerkungen ist

Yyy

Es sind in Franken gute Fortschritte gemacht, aber es ist noch viel zu thun übrig. Dieses Resultat bedurfte einer so weitläufigen Auseinandersetzung in einem *pädagogischen* Journale keineswegs. Sind doch sogar ökonomische Recepte angeführt! — Zweckmäßiger ist, was der Vf. in der Folge über die Ursachen des Mangels an Aufklärung, und die Mittel sagt, ihr entgegen zu arbeiten. Endlich wird alles auf fehlerhafte Schulverfassung und Volkserziehung hingeletet. — Die Recensionen, so wie die historischen Nachrichten, welche jedes Stück beschließen, bleiben hier unberührt.

2 Stück. I. *Über den Gemeingeist, seine Natur und Wirkung, Pflege und Verbreitung.* Der Gegenstand ist von anerkannter Wichtigkeit, und in sofern als der Vf. pädagogische Winke zur Belebung des Gemeingeistes giebt, enthält diese Abhandlung allerdings ein schickliches Thema für dieses Journal; nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. sich bloß hierauf eingelassen, und z. B. die Untersuchung der Aufgabe, ob der Gemeingeist in monarchischen Staaten Statt finden könne, und mehr dergleichen unberührt gelassen hätte. Auf eine genaue Bestimmung dessen, was er unter *Gemeingeist* verstehe, läßt er sich nicht ein. Es mag wahr seyn, daß die Beförderung der Aufklärung, der Religiosität und Moralität zur Belebung des Gemeingeistes beytrage: aber der rechte Punct scheint damit gerade nicht getroffen. Denn man kann eben so wahr sagen, daß Gemeingeist sich sehr wohl in solchen Staaten ansiedeln könne, die unaufgeklärte, bigotte und keineswegs ausgezeichnet moralisch gute Bürger haben. Wenn der Egoismus das Oppositum des Gemeingeistes ist, und durch den Druck der Regierung und der Armuth begünstigt wird: so möchte der Gemeingeist am besten nur da gedeihen können, wo Verfassung und Regierung den Wohlstand deutlich begünstigen. Ein anderes Mittel findet der Vf. in der Verbesserung der Erziehung. Nach manchen trivialen Bemerkungen empfiehlt er besonders Belehrung über die Vorzüge des Vaterlandes in physischer und staatsbürgerlicher Hinsicht. Er hat Recht; nur müssen diese Belehrungen nicht auf erfundene Vorzüge gehen, damit die Jugend auch ihre Ältern in demselben Ton des Vaterlands- und Regierungs-Lobes gestimmt und späterhin nicht etwa gar selbst finde, daß jene Belehrungen nur auf Dichtungen beruhten. Selbst alle patriotischen Volkslieder, von denen der Vf. eine Schul- und Kirchen-Sammlung wünscht, dann die Beredsamkeit der Prediger, die Beyspiele des Patriotismus aus fernen Gegenden und Zeiten, die Nationalfeste und öffentlichen Denkmäler, alles dergleichen möchte, ohne die obige Voraussetzung, etwas wirken, wie ein Glas Wein auf die Gemüthsstimmung des Trinkers.

Drittes Stück. 1) *Über nothwendige Verbindung der Industrieschulen mit den Bürger- und Elementar-Schulen.* Im Eingange sucht der Vf. den Satz zu erweisen, daß der Mensch nicht nur zum Menschen, sondern auch zum Staatsbürger erzogen werden muß; woraus er dann den Schluß auf die Nothwen-

digkeit der Industrieschulen macht. Jener Satz ist an sich sehr einleuchtend, wenigstens wird er durch des Vfs. Blicke auf den Staatsbürger Roms und Griechenlands nicht einleuchtender. Der Schluß aus jenem Satze auf die Nothwendigkeit der Industrieschulen, um dadurch dem Staate arbeitsame Bürger zu schaffen, scheint dem Rec. nicht ohne Zwang gezogen. In jenem Satze liegt nur, daß unsere Schulen es nicht bloß auf Bildung des Menschen anlegen sollen — womit es noch nie Noth hatte — sondern daß sie bey dem zu ertheilenden Unterrichte auf die Rolle Rücksicht zu nehmen haben, welche die Jugend nach den Schuljahren übernehmen wird. Es liegt nicht darin, daß sie die Rolle selbst schon einüben sollen. Ob jene Rücksicht nun gerade durch Industrieschulen befriedigt werden müsse, ist eine ganz andere Frage, deren Bejahung in jenem Satze nicht liegt. So wie hier, so auch in der Folge fehlt es dem Raisonement des Vfs. oft an Bündigkeit. Nach ihm scheint der Hauptnerv des Staats, die Industrie, zu erschaffen ohne — Industrieschulen. Ach, in solchen Schulen liegt nur ein geringer Theil der Spannung jenes Nervens, das hätte ihm sein ehrliches Nürnberg deutlich beweisen können, das schon seit so vielen Jahren ohne Industrieschulen voll bewunderungswürdiger Industrie war und ist, und ganz dasselbe hätte ihn ein Blick auf England lehren können. Sind die Engländer darum so warme Patrioten, so gewandte Kaufleute, und so thätige Fabricanten und Manufacturisten, können sie sich darum in diese staatsbürgerlichen Rollen so gut finden, weil ihre Schulzeit darauf berechnet ist? Sind sie darum so industriös, weil sie in Industrieschulen erzogen werden? Rec. ist gerade nicht gegen dergleichen Anstalten, — sie können recht nützlich und besonders in größern Städten nothwendig seyn, — nur vergesse man in ihnen nicht die Rechte der Kindheit, nur verabscheue man dabey jede finanzielle Speculation für den Staat, nur werde man der physischen und geistigen Bildung der Jugend nicht nachtheilig, und gebe, so bald man Fabrikarbeit beabsichtigt, ihre *allgemeine* Ausführbarkeit auf. Auch schrieb Rec. das Obige nicht nieder, um Hn. G. zu widerlegen; er wollte nur andeuten, daß viele Pädagogen auf eine merklich kurzsichtige Art zu viel auf ihre Schultern nehmen, wenn sie das Wohl der Welt und des Staats immer nur gar zu gern von dem Schulwesen ableiten. Es liegen so viele und so durchgreifende Hauptmomente außer der kurzen und gewöhnlich so bald vergessenen Schulzeit, die den Charakter eines Volks zum Patriotismus und Gemeingeist, oder zum Egoismus und Enginn, zur Industrie oder zur Trägheit u. s. w. hinlenken, daß man manche Pädagogen wohl einmal darauf hinweisen, und sie an Staatsverfassung, Regierung, geographische Lage u. dgl. ja wohl gar an Steinkohlen erinnern darf.

Erst weiterhin ergibt es sich aus dem Vortrage des Vfs., daß er von landwirthschaftlicher Industrie redet, wenn er von der Nothwendigkeit der Industrieschulen spricht. Er giebt Gründe für diese Noth-

wendigkeit an, die aus der Lage des Volks hergenommen sind. Manche möchte der Rec. nicht unterschreiben. Glaubt er z. B., die Landleute, welche die Bildung ihrer Kinder zur landwirthschaftlichen Industrie übernehmen, seyen nach aller Erfahrung diesem Geschäfte nicht gewachsen, folglich müsse durch Industriefchulen ihnen zu Hülfe gekommen werden: so mag es allerdings richtig seyn, daß die uralte gleichsam aus dem Boden geschöpfte Erfahrung der Landleute das *non plus ultra* der ökonomischen Kunst nicht in sich schliesse. Aber wie steht es, wenn des Vfs. Grund anwendbar auf die Landleute gemacht werden soll? Wird die Theorie der landwirthschaftlichen Industrie - Schule, selbst mit praktischen Versuchen verbunden, wohl im Stande seyn, das festgewurzelte Verfahren zu verdrängen? Steht nicht die Jugend unter den Ältern, muß sie sich nicht nach den Schuljahren willig in das ökonomische Verfahren derselben fügen? Wie leicht ist überdies die Schule vergessen, und wie leicht raubt ein einziges mißlingenes ökonomisches Experiment der Industrie - Schule alles Ansehen und Zutrauen! Der Bauer versteht nach seiner Meinung dergleichen Sachen besser als hundert Schulmeister; er lacht über sie und ihre Schule, und seine Söhne lernen bald mitlachen. — Übrigens verkennt Rec. den Werth dieser Abhandlung keineswegs; sie ist lefenswerth, und der Vorschlag des Vfs. hat in so fern etwas Eigenes, als er namentlich nur auf *landwirthschaftliche Industrie - Schulen* gerichtet ist. — 2) *Bekennnisse, Erfahrungen und Versuche eines Jugendlehrers*. Von Fr. Muck, Pred. zu Mt. Ippesheim. Dieser Aufsatz enthält viel Praktisches und wird vielen Jugendlehrern sehr willkommen seyn. —

Der obige Inhalt giebt deutlich zu erkennen, daß der Herausgeber seiner nützlichen Absicht, vorthellhaft auf das Schulwesen seiner Provinz zu wirken, in obigen Heften immer treu geblieben ist. Von ihm sind die meisten Abhandlungen. Möchte er in künftigen Schriften das Wortreiche seines Styls mäßigen, das zu Bekannte nicht berühren, oder doch weniger erweitern! Eine Rüge verdient Hr. G., wenn er in der Vorrede bey dem Versprechen, sein Schulfreund solle *populär* sprechen, einen Seitenhieb auf die Puristen wagt, und sich so vernehmen läßt: „Sollte dem Schulfreunde dann und wann ein fremdartiges, eingebürgertes Wörtchen entfallen — hoffentlich wird er dadurch den Rigorismus der Herren Puristen nicht reizen (und doch fodert er sie selbst auf und reizt sie selbst), zumal da er nicht nur Männer von großer Autorität längst zu Vorgängern hat (beweiset nichts), sondern dergleichen naturalisirten Wörtern eben nicht selten eine größere Präcision und mehr Wohlklang (!) beywohnt, als so vielen vermeintlich *rein deutschen*, welche dem Purismus so erst von der Drehbank, wohl gar, *salva venia*, vom — Auhl gefallen sind.“ Rec. mag das Wort nicht ganz hinschreiben, Es verräth wenig Einsicht in den Werth der Bemühungen der sogenannten Puristen, zu denen sich Rec. nicht zählen darf; aber wohl eine sich selbst aussprechende Geschmacklosigkeit, wenn

man sich eine solche Plattheit verzeihen kann. Und dieß sagt ein Mann, der das impure, oft so unnöthig impure Deutsch nicht einmal richtig schreibt; dem nicht bloß die ausländische, sondern auch die inländische Unreinlichkeit der Landschaft anklebt, der sein *förderfamst* und *beede* auf S. 7 und 15 mißklingen läßt; der statt überhaupt, oder überall in *alle Wege*, mehrmahls *ins Aug springen*, noch *bereits* ft. bis jetzt, schreibt!

### JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) DRESDEN, b. Gerlach: *Der Gesellschafter für die Jugend auf ländlichen Spaziergängen*. 1tes bis 5tes Bändchen. — Vom 3ten Bändchen an auch unter dem Titel: *Ökonomisches Bilderbuch, oder historisch bildliche Darstellung der Landwirthschaft u. s. w.* Mit 104 colorirten Kupfern. 1802. 1803. 1804. Jedes Bändchen 110 bis 120 S. Taschenformat. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 16 gr.)
- 2) HALLE, in d. Rengerschen Buchhandl.: *Technologische Spaziergänge, oder Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern über einige der wichtigsten Erfindungen von Gottfried Grose*, Prediger zu Wolmirsteden. 2tes Bändchen. 1806. 274 S. 8. (20 Gr.)

Die ersten beiden Bändchen von No. 1 enthalten die Beschreibung der gewöhnlichsten einheimischen Bäume, Sträucher, Getreidearten, Gemüse und Handelspflanzen. Mit dem dritten Bändchen erhielt das Buch den Haupttitel: *Ökonomisches Bilderbuch*, 1tes Bändchen; dabey ist jener erste als Nebentitel beybehalten und mit drey fortgezählt. Dieses *ökonomische Bilderbuch*, von dem Rec. die drey ersten Bändchen vor sich hat, enthält im 1sten Bändchen die Landwirthschaft überhaupt; den Landbau überhaupt, und den Getreidebau; im zweyten Bändchen die Cultur verschiedener zum Ackerbau gehöriger Gewächse, und den Wiesenbau; im 3ten Bändchen den Garten- und Wein-Bau. In den folgenden Bändchen, die Rec. noch nicht gesehen, kommt die Viehzucht, das Forstwesen, die Jagd, Fischerey, Bienenzucht, der Seidenbau, das Torfstechen, Ziegeln, Kalkbrennen und Steinbrechen an die Reihe: so daß mit dem 8ten Bändchen das Ganze beschlossen ist.

Der Fleiß des Verfassers ist nicht zu verkennen. Seine Absicht bey der Abfassung dieses Buchs war, jungen Leuten eine allgemeine historische Ansicht von den sämmtlichen Gegenständen der Landwirthschaft im weitern Sinne zu geben. Seine Verfahrungsart entspricht dieser Absicht im Ganzen recht gut, und nur hie und da scheint er dem Rec. sich etwas zu weit ins Einzelne eingelassen zu haben. Auch der Verleger hat das Werkchen äußerlich sehr gut ausgestattet, und durch eine Menge niedlicher Bilder ausgeschmückt. Es kommt demnach nur auf die Jugend an, ob sie Interesse für ein Buch mitbringt, das durch keine Geschichten unterhält, sondern nur die Wissbegierde befriediget. Wo diese nicht schon ist, da werden die Bilder betrachtet werden, das Buch selbst wird ungelesen bleiben.



Rec. sagte oben, der Vf. habe fleißig gearbeitet, dieß ist gewiß: aber seine Quellen mögen vorzüglich nur Bücher gewesen seyn; als praktischer Kenner würde er manche Unrichtigkeiten vermieden haben. Z. B. von der Birke sagt er, sie gebe einen Saft, der fast wie Wein schmecke. Dieß ist falsch, dagegen bekannt, daß sich ein sehr guter Wein daraus machen läßt, und daß das Birkenwasser in England auch zum Bierbrauen benutzt wird. Das Holz des zahmen Apfelbaumes sey nur brauchbar zum Brennen, das Holz des Kirschbaumes taugt dagegen zum Brennen nicht. Dieß ist unrichtig; das erste ist sehr brauchbar für Schreiner und Drechsler, das letztere steht an Güte als Feuermaterial zwischen Fichten- und Buchen-Holze. Von der großen Menge veredelter Stachelbeersorten weiß der Vf. nichts. Beym Dreschen des Getreides läßt er die Quantität der Garben, die zu einem Stroh genommen werden, sich richten nach der Zahl der Drescher, statt nach dem Raume der Tenne und der Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit der die Ähren rein zu bringen sind. Ferner läßt er nach jedem ausgedroschenen Stroh das Getreide gleich reinigen. So lautet wenigstens seine Angabe, ob er dieß gleich nicht hat sagen wollen. Den spanischen Klee läßt er viermal hauen; man ist schon sehr zufrieden, wenn er nur zwey gute und einen kleinen Hieb giebt. Die Lucerne giebt er für den nahrhaftesten Klee aus, und läßt ihn nur 4 Jahr dauern. Beides ist falsch. Eben so fälschlich läßt er Esparcette dreymal statt zweymal hauen und nur 5 Jahr dauern. Schon dieß Wenige wird hinreichend seyn, um obiges Urtheil zu begründen.

Der Vf. von No. 2 unterhält die Jugend in diesem 2 Bändchen über die *Witterung*, das Barometer, die Wetterpropheten unter den Thieren, die Post, den Telegraph, die Magnetnadel, den Taback, die Musik, die Landcharten, das Porzellan, das Naturalien cabinet, die Kunst zu schwimmen, über die Feuermaschine und das Salz. Er läßt sich nicht bloß auf technologische Darstellung der Gegenstände, sondern zugleich auf die Geschichte ihrer Erfindung ein.

Man darf nur wenige Seiten lesen, so erkennt man in dem Vf. den gewandten Jugendfreund, der seinen Stoff vollkommen beherrscht, selbst das Trockne durch Munterkeit des Tons, durch historische Data und durch leicht anschauliche Darstellung angenehm und interessant zu machen versteht. Die meisten Gegenstände, die der Vf. hier behandelt hat, sind für die Jugend ziemlich trockner Natur; und dennoch wird, zwar nicht das Kind — für dieses kann das Buch gar nicht bestimmt seyn — aber gewiß der angehende Jüngling, der das Denken schon liebgewonnen, die Schrift fast durchaus sehr unterhaltend finden. Sehr glücklich weiß der Vf. die Beschreibung der Maschinen auf die Hauptsache zu beschränken, um dadurch jede Verwirrung und langweilende Erklärung zu umgehen. Man lese z. B. seine Darstellung der Feuer- oder Dampf-Maschine. Schade, daß er bey dieser Fertigkeit, wie es scheint, dergleichen Beschreibungen perhorrescirt, und z. B. von der Einrichtung des Telegraphs gar nichts sagt, die Fabrication des Tabaks ganz übergeht u. dgl. — Der Vf. verdient alle Aufmunterung. Soll Rec. seine Schrift classificiren: so gehört sie in der Classe der angenehm belehrenden zu den besten. ya.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Schödel: *Beiträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und der Thorheiten gelehrter Männer*. 1804. IV u. 84 S. 8. (3 Gr.) So wenig auch der Titel dieser Schrift versprechen möchte: so enthält sie doch manche interessante Bemerkung. Es werden darin die oft sonderbaren Meinungen und Behauptungen gelehrter Männer aufgestellt. Einige kleine Anekdoten von *Antonius le Grand*, *Christ. Kortholt*, *Mauritii*, *Lactantius*, *L. Coqueus*, *Moebius* u. a. machen den Anfang, sind aber von geringem Gehalte. Merkwürdiger ist der folgende Aufsatz. *Jac. Horst*, Prof. in Helmstädt, untersucht (1594) den Zahn eines schlesischen Knaben, der angeblich Gold seyn soll, auf die verschiedenste und genaueste Art, sogar mit dem Probierstein, und findet: daß es ein wirklich goldener Zahn sey. Die Schlüsse und Folgerungen, die Hr. H. hieraus gezogen hat, zu lesen, ist gewiß der Mühe werth. Rec. könnte zur Charakteristik des Dr. Horst manchen Beitrag liefern. Er besitzt unter anderen seine *wunderbarlichen Geheimnisse der Natur*. Der Vf. hat in den 5 Band mit eigener Hand folgende Worte geschrieben: „Dieses Buch soll niemand lesen, als der nicht ein gottesfürchtiger frommer Gefell und Ehemann ist, denn wer es mißbraucht, der wird es vor Gott schwer zu verantworten haben.“ — Auf die Geschichte des goldenen Zahnes folgt etwas von *Lippius* und *Buddens*; dann ein schöner Beitrag zur Pollecy in Madrid, der ein Beweis ist, wie weit die Ärzte dafelbst 1760 in der Aufklärung gekommen waren. Eine Abhandlung von *Galilei*: Vertheidigung und Widerruf seines Systems, macht den Beschluß und gewährt ebenfalls eine angenehme Unterhaltung.

zu treten. Theoretisch und praktisch erläutert. Für Organisten in Städten und Dörfern. 1804. 20 S. 4. (8 Gr.) So vollkommen auch Rec. im Allgemeinen mit der Meinung des unbekannten Vfs. dieser zwar kleinen, aber sehr nützlichen Schrift übereinstimmt, daß es nöthig sey, auf dem Instrumente, dem man sich widmet, die größte Fertigkeit zu erlangen, damit man im Stande sey, das Leichtere desto besser und präciser zu spielen: so muß dennoch der Grad dieser zu erlangenden Fertigkeit von der natürlichen Beschaffenheit eines jeden Instrumentes begrenzt werden. So wenig man den Clarin-Spieler zumuthen wird, daß er, um die für sein Instrument passenden Solofaire gut vorzutragen, auf der Trompete Flötenconcerte üben müsse: eben so zweckwidrig ist es in Hinsicht auf das Spiel der Orgel, wenn man von dem Organisten verlangt, Passagen aus Clavierconcerten auf dem Pedale zu üben. Daher kann Rec. den in diesem Werke von S. 15 bis zum Schlusse vorgeschriebenen Übungsexempeln seinen Beyfall nicht schenken. Nicht einmal zu gedenken, daß unter Tausenden kaum einer dahin gelangen kann, diese Sätze deutlich herauszubringen, würde die Übung solcher der Natur und dem Zwecke des Pedals widersprechenden Schwierigkeiten den mehrtheils angehenden Orgelspielern, bey der ohnehin überhand genommenen Sucht, bloß durch mechanische Fertigkeit zu glänzen, mehr nachtheilig als vortheilhaft seyn, und das ohnehin anjetzt fast bis zur Ohnmacht hingefunkene Orgelspiel würde durch Übungen solcher Art noch eine schiefere Richtung bekommen.

Alles übrige dieses kleinen Lehrbuchs ist so beschaffen, daß es nicht bloß angehenden Orgelspielern, sondern selbst solchen Organisten anempfohlen werden kann, die sich einer mangelhaften Pedal-Applicatur bedienen.

Leipzig, b. Steinacker: *Anweisung, das Pedal der Orgel*

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 D E C E M B E R, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. kurf. sächf. Zeitungs-Expedition u. b. Richter, u. WIEN, b. Geitlinger: *Allgemeine Annalen der Gewerbskunde, oder Allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin der neuesten in- und ausländischen Erfahrungen, Verbesserungen, Erfindungen und Berichtungen, nebst hinlänglichen Anzeigen aller erscheinenden technologischen Schriften.* Zum Gebrauch für Staatsmänner, Fabricanten, Manufacturisten, Mechaniker, Künstler, Kaufleute, Ökonomen, Handwerker, und allerley Liebhaber. Verfasst von mehreren Gelehrten und herausgegeben von M. Johann Christian Hoffmann, der ökonomischen Societät zu Leipzig Ehrenmitglied. *Erster Band.* 1803. 702 S. u. 11 Kpf. *Zweyter Band.* Herausgegeben von Hoffmann, Jäger, Buschendorf und Klett. 1803. 340 S. u. 8 Kpf. *Dritter Band.* Herausgegeben von Hoffmann, Buschendorf und Klett. 1—6 Hl. 1804. 308 S. u. 9 Kpf. 4. (Alle 3 Bände 9 Rthlr.)

Man kennt die Absichten, welche die Herausgeber solcher Sammlungen, wie die vor uns liegende ist, bey der Ausarbeitung und Bekanntmachung derselben haben, schon zu gut, als dafs es nöthig wäre, sie hier aufs neue zu wiederholen; wir halten uns also nicht dabey auf, sondern gehen gleich zur Anzeige dieser Annalen selbst über. Wir können uns indeffen nicht verbindlich machen, alle Aufsätze und Abhandlungen, die Hr. H. in seine Annalen aufgenommen hat, zu nennen, oder wohl gar den wesentlichsten Inhalt derselben anzugeben; ihre Anzahl ist zu groß, als dafs wir in unserer Zeitung dazu genug Raum hätten; überdies sind auch mehrere hier abgedruckte Nachrichten und Beobachtungen schon aus anderen in Deutschland herausgekommenen Schriften, Magazinen u. s. w. hinlänglich bekannt, und sie können, wie einige andere hier mitgetheilte Bemerkungen, die eben nicht von grofser Bedeutung sind, ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Wir schränken uns daher nur auf einige der wichtigeren Aufsätze ein.

*Beschreibung und Abbildung einer erbauten Pendeluhr von fünf Rädern, welche Secunden, Minuten, Stunden und Datum zeigt, schlägt und 14 Tage lang in einem Aufzuge geht. Erfunden von Hoffmann.* Der Vf. redet zuerst von einer von Franklin angegebenen, *J. A. L. Z.* 1808. *Vierter Band.*

nur mit 3 Rädern versehenen, und doch Secunden, Minuten und Stunden anzeigenden Pendeluhr, und beschreibt dann eine von ihm erfundene Uhr, die fast eben so einfach als jene ist, mehr als andere gleich einfache Uhren leistet, und deren Zifferblatt so beschaffen ist, dafs es weder das Auge beleidigt, noch zu Verwirrungen Anlaß geben kann. Die Beschreibung dieses Kunststücks ist durch Zeichnungen erläutert, und die Erfindung verdient wohl geprüft zu werden. *Vom Hartriegelbeeröle.* Die Beeren des wilden Cornelbaums oder des Hartriegels, wie man dieses Gewächs auch an einigen Orten nennt, geben, wenn man sie, ohne sie erst erwärmt zu haben, einem starken Drucke aussetzt, eine ansehnliche Menge fettes, hellgrün gefärbtes Öl, das geruchlos ist, keinen unangenehmen Geschmack hat, und sowohl zur Bereitung des Sallats als zur Verfertigung einiger in der Wundarzneykunst und in anderen Künsten anwendbarer Producte, z. B. des Schwefelbalsams, der Seife, des Firnisses u. s. w. sehr brauchbar ist; es scheint also an Orten, wo man es leicht haben kann, die Stelle anderer schmieriger Öle recht gut vertreten zu können. *Vortheilhafter Gebrauch des Klebers für Maler, Lakirer und andere Künstler, von Cadet.* Der Vf. empfiehlt den aus Weizenmehle geschiedenen und dann in die saure Gährung übergegangenen Kleber zur Bereitung eines geistigen Firnisses auf Glas, Papier, Holz u. s. w.; auch benachrichtigt er die Leser, dafs er eine Auflösung des Klebers in Weingeiste zum Malen, besonders mit vegetabilischen Farben, angewendet und gefunden habe, dafs diese Malerey fest am Glase hänge, geschwind trockne und keinen übeln Geruch verbreite. *Neues auf physikalischen Grundsätzen beruhendes Verfahren, den Bernstein ohne grossen Verlust seiner hellen Farbe zu schmelzen.* Das hier empfohlene Verfahren ist etwas langweilig, und wenn man es bey sehr ins Grofse gehenden Versuchen verfolgen will, wird man, fürchten wir, Schwierigkeiten finden, welche den glücklichen Fortgang der Unternehmung zu hintertreiben im Stande sind; indeffen kann man, dünkt uns, den Vorschlag des Vfs. dann mit Vortheil benutzen, wenn man den Agstein zur Verfertigung guter Firnisse vorbereiten, und ihn besonders zu hellen Firnissen anwenden will. *Einige nützliche Erinnerungen wegen Pflanzung und häuslichen Gebrauchs des Tabaks, für Tabakspflanzer, Tabaksfabricanten und Ökonomen, von Loubender.* Die Rathschläge, die Hr. L. hier den Tabakspflanzen erteilt, und die sich, wie es scheint, auf ei-

Zzz

gene Beobachtungen stützen, verdienen allerdings berücksichtigt zu werden. Wenn aber der Vf., um den Landmann zur Pflanzung des Tabaks anzureizen, sich auch auf die medicinischen Tugenden des Tabaks beruft, und behauptet, daß diese Pflanze ein sehr erspriessliches Heilmittel wider mehrere Krankheiten der Menschen und der Thiere sey, dessen man sich, so wie einer daraus bereiteten Tinctur u. s. w. oft innerlich und äußerlich mit grossem Nutzen bedienen könne: so hat er wohl nicht recht bedacht, was er sagt; der Tabak ist freylich ein Arzneykörper, aber ein solcher, der nicht so unbedingt, wie hier gefekehren ist, empfohlen werden darf, und dessen, zumal innerlicher, Gebrauch grosse Überlegung fodert, deren der Landmann nicht immer fähig ist; Hr. L. hätte also wohl besser gethan, wenn er an diesem Orte der Heilkräfte des Tabaks nicht gedacht, sondern bloß in ökonomischer Hinsicht von seinem Gegenstande gesprochen hätte. *Leicht ausführbarer Vorschlag, die bey dem Bleichen angewendeten Alkalien wieder zu gewinnen, und dadurch das Bleichgeschäft wohlfeiler zu machen.* Ein Nachtrag zu Hn. *Westrumb's Bemerkungen und Vorschlägen für Bleicher.* Hr. Hoffmann, der Vf. dieses Aufsatzes, macht erst einige nicht ungegründete Erinnerungen wider die Ausführbarkeit eines von Hn. *Westrumb* gethanen Vorschlags, die Verwandlung einer schon gebrauchten Aschen- oder Pottaschen-Lauge in gute Büchlauge betreffend, und empfiehlt dann zur Verstärkung einer solchen entkräfteten alkalischen Flüssigkeit die Gradirung durch Dornenwände oder durch Sonne und Luft; er theilt zugleich seine Gedanken über die Einrichtung solcher Gradiranstalten mit, und erläutert seine Vorschläge, die uns nicht unausführbar zu seyn dünken, durch einige Zeichnungen. *Über das Ranzigwerden der Öle, und wie solche zu reinigen, nebst einer bequemen Vorrichtung, das Öl vom Wasser zu scheiden.* Hr. *Thenard* glaubt die Ursache des Ranzigwerdens der schmierigen Öle in der nahen Verwandtschaft des Sauerstoffs zum schleimigen Bestandtheile dieser Öle und in dem Übergange jenes Wesens in dieselben gefunden zu haben; er nimmt desshalb an, daß man, um ein solches Öl wider das Verderben zu sichern, weiter nichts thun dürfe, als es von seinem Schleime zu befreyen, und er meint, daß man diese Absicht durch Schütteln eines frischen Öles mit mäßig warmem Wasser, oder mit einer Mischung aus etwas Schwefelsäure und Wasser, und durch nachherige Trennung des Öles von der dazu gesetzten Flüssigkeit, recht gut erreichen könne. Hr. *Chaptal* und Hr. *Hoffmann* bestätigen diese Angabe des Hn. *Th.*, und wir wünschen, daß sie auch bey anderen, mehr ins Große gehenden Versuchen die Probe bestehen möge. *Anweisung, wie ein Anfänger in der Bienenzucht die wildlichen Arbeitsbienen kann kennen, und sie von den ordentlichen unterscheiden lernen, von Matuschka, mit Anmerkungen von Lucas.* Der Vf. liefert hier einen Nachtrag zu seinen neuen Entdeckungen und Beobachtungen über die Bienen und ihre Zucht, und

bemüht sich vorzüglich, die äußerlichen Kennzeichen, wodurch sich die von ihm für Männchen erklärten Arbeitsbienen von den sogenannten Näschern unterscheiden, gut zu bestimmen und deutlich anzugeben. Hr. *Lucas* hat ebenfalls mehrere diesen Gegenstand betreffende Beobachtungen gemacht, und er versichert, daß sie mit denen, welche Hr. *M.* mitgetheilt hat, sehr übereinstimmen. *Cadet de Vaux, d'Arcet und Taillepie, von der Malerey mit Milche.* Der zuerst genannte Gelehrte handelt sowohl von der wässerigen, als von der harzigen Milchmalerey, und beschreibt die Verfahrensarten, die man befolgen muß, wenn man die Milch mit Vortheile zum Malen benutzen will; Hr. *d'Arcet* bestätigt das, was Hr. *Cad. de Vaux* von der Anwendbarkeit der Milch zur Malerey gesagt hat, durch eigene Versuche, und Hr. *Taillepie* versichert gleichfalls, daß ihm seine Arbeiten, die er in der Hinsicht unternommen hat, um mit Milch eine graue und weisse Farbe hervorzubringen, vollkommen geglückt sind, und er glaubt daher, daß man diese Erfindung, vorzüglich zu der Frescomalerey, gut anwenden könne. *Über die Wartung, Verpflegung und Mastung des Viehes.* Dieser Aufsatz, der unter anderen auch die Resultate einiger Erfahrungen und Beobachtungen der Herren *Sachs* und *Mettler*, zweyer im Königreiche Sachsen rühmlichst bekannter praktischer Ökonomen, in sich begreift, enthält mehrere sehr gute Regeln, die Wartung und Fütterung des Viehes, die Benutzung der Kartoffeln u. s. w. betreffend, und er verdient daher der Aufmerksamkeit der Landwirthe empfohlen zu werden. *Laubender Beantwortung der Fragen: Warum findet das Torfbrennen noch nicht überall eine gute Aufnahme? Welches sind die Mittel, diese Aufnahme zu befördern? und wie ist die Torfsäcke in der Feldwirthschaft am besten zu verwenden?* Der Vf. findet den Grund, warum der Torf noch nicht überall zum Brennen angewendet wird, in der Unwissenheit der Bürger und Landleute, und er hat, um besonders die letzteren mit diesem Brennmaterial genauer bekannt zu machen, diese Abhandlung ausgearbeitet. Wir gestehen, daß wir manche gute, obschon nicht neue, Bemerkung in derselben angetroffen haben, doch gilt das, was Hr. L. im Allgemeinen vom Torfe sagt, nicht von allen Arten dieses Brennstoffes, und die Rückstände, die dieselben geben, sind oft sehr von einander verschieden, und folglich auch nicht immer zu den Absichten brauchbar, wozu sie hier empfohlen werden. Überhaupt ist der Gegenstand, von dem Hr. L. redet, schon von anderen Schriftstellern, deren Werke bekannt genug sind, besser und gründlicher, als hier geschehen ist, behandelt worden, und wir zweifeln, daß die an sich gute Sache des Torfs durch den Vortrag unseres Vfs. etwas gewonnen hat. *Von der Bereitung des Siegelacks.* Der Herausgeber theilt mehrere Vorschriften zur Verfertigung des Siegelacks mit, die er theils bloß aus anderen Schriften entlehnt, theils aber auch geprüft und gut befunden hat. Wir erinnern nur, daß uns einige

Materialien, z. B. das *Aurum pigmentum*, das mineralische Turbith u. f. w., die als Zusätze zu einigen Arten des Lackes vorgeschrieben werden, nicht gut gewählt zu seyn dünken, daß die Lacke, zu welchen diese Farbekörper gesetzt worden sind, der Vorwurf, daß sie auf die Gesundheit derer, die sich derselben zum Siegeln bedienen, nachtheilige Wirkungen haben können, gewiss mehr trifft, als andere Arten des Lackes, und daß also jene Zusätze nicht so unbedingt, wie hier geschehen ist, hätten empfohlen werden sollen. *Mancherley Bemerkungen über die Brantweinblasen, nebst einem Vorschlage, die Kühlgeräthschaften in den Brennerseyen auf eine ganz neue Weise vortheilhaft zu benutzen, und einer einfachen Einrichtung, das Anbrennen der Mische zu verhüten.* Die Vorschläge zur besseren Einrichtung der Blasenhüte und der Kühlgeräthschaften, zum Gebrauche des Thermometers und Barometers bey dem Brantweinbrennen, zur Benutzung der Wärme, welche der emporsteigende Dunst bey seiner Verdichtung absetzt, zur Verhütung des Anbrennens des Gutes in der Blase u. f. w., die hier gethan werden, sind zwar zum Theile nur Einfälle, doch stützen sie sich allerdings auf richtige Grundsätze, und sie verdienen daher von Brantweinbrennern geprüft zu werden. *Praktische Anweisung zum Tabacksbau.* Hr. Whistling, der Vf. dieses Aufsatzes, zeigt seinen Lesern mit Aufrichtigkeit alle Vortheile an, die er bey dem Tabacksbau im Großen gehabt hat, und beschreibt zugleich mehrere wichtige Beobachtungen, die von ihm bey der Betreibung seines Geschäftes, besonders auch in Rücklicht der Benutzung des Tabacksfaamenöls zum Brennen, der an den Stengeln der Tabackspflanze wachsenden Blätter zur Aufbaue der Salpeterwände, zur Verfertigung einer Braunen Brühe zum Färben des Leders u. f. w., gemacht worden sind. Der ganze Aufsatz und seine Fortsetzung ist praktisch nützlich, und die Leser, die von den Lehren des Vfs. Anwendung zu machen Gelegenheit haben, werden, hoffen wir, sich künftig mit mehr Glück, als vielleicht bisher der Fall gewesen ist, mit dem Tabacksbau, so wie mit der Zubereitung der Blätter zu Rauch- und Schnupf-Taback, und zur Verfertigung guter Tabacksarten mit und ohne Sauce, beschäftigen. *Etwas über öltragende Pflanzen, und Anleitung zu einem vortheilhaften Anbau des Saffors, als einer öltragenden Pflanze, von W. H.* Der Saffor hat, wie in dieser Abhandlung dargezogen wird, weder solche Feinde, wie der Rüben und der Rapa haben, noch verlangt er ein so gutes Erdreich, wie der Lein, und der Dotter erfordern; er kommt vielmehr auch auf einem schlechten Boden recht gut fort, und verspricht dem, der ihn anpflanzt, eine sehr ergiebige Ausbeute. Der Vf. zieht daher diese ölgebende Pflanze anderen Vegetabilien, die, um Öl daraus zu schlagen, erbauet werden, vor, und wünscht, daß mehrere Ökonomen sie häufiger, als bisher geschehen ist, anpflanzen, und des Gewinnstes, der sich mit Grunde von ihr erwarten läßt, theilhaftig werden mögen. *Über*

*das Abhüten der Saat bey gefrorenem Erdboden, und über das Abschröpfen derselben im Herbste, von einem praktischen Ökonomen im Coburgischen.* Der ungenannte Vf. hat einige Versuche angestellt, um zu entdecken, ob es besser sey, die Saat im Herbste abzuschöpfen, oder sie im Spätjahre bey gefrorenem Erdboden durch die auf den Acker getriebenen Schaafe abhüten zu lassen, und er hat gefunden, daß, wenn der Getreidesaame im Herbste auch noch so groß sey, das Abschröpfen dennoch nichts tauge, das Abhüten mit den Schafen hingegen besser sey, der größte Vortheil dem Landmanne aber dann erwachse, wenn er weder dieses, noch jenes thut. Wir gestehen, daß wir uns in einigen Fällen gar keinen Schaden durch das Schröpfen oder Abhüten der jungen Saat zugezogen haben, und wir glauben also, daß die Folgerung, die der Vf. aus seinen Erfahrungen herleitet, einige Einschränkung zuläßt; indessen sind die hier angegebenen Thatfachen nicht ganz unwichtig, und sie verdienen mit denen, welche andere Landwirthe über den nämlichen Gegenstand gesammelt und bekannt gemacht haben, zusammengehalten zu werden. *Über hölzerne Siedegeräthschaften, und besonders über eine dauerhafte hölzerne Kochgeräthschaft, die in jeder Haushaltung mit Nutzen zum Erhitzen der Flüssigkeiten angewendet werden kann.* Der Herausgeber beschreibt erst kürzlich die von Neumann und Lampadius angegebenen hölzernen Kochgeräthschaften, dann theilt er seine Gedanken über die Einrichtung und den Gebrauch derselben mit, und thut zugleich einige Vorschläge, durch deren Befolgung, wie er glaubt, diese Geräthschaften vervollkommenet und gemeinnütziger gemacht werden können. Die Erfahrung hat allerdings bewiesen, daß man sich, selbst im Großen, solcher Geräthschaften mit Vortheile bedienen kann, und es ist wohl möglich, daß sie, wenn man ihnen die hier vorgeschlagene Einrichtung gegeben hat, den Absichten, die man dadurch erreichen will, noch besser als die, von welchen man bisher Gebrauch gemacht hat, entsprechen. *Buschendorfs Abbildung und Beschreibung eines neuen, wohlfeilen, einfachen, leicht tragbaren, in allen Fällen anzuwendenden geometrischen Instruments.* Die Einleitung, die der Vf. der Beschreibung seines Meßinstruments vorausschickt, ist etwas weitläufiger gerathen, als eben nöthig gewesen wäre von dem hauptsächlich ziemlich einfach, und so und trigonometrischen seyn. *Neues geheimes unzählige Mal abgeändert, gesichert werden kann, eine solche Einrichtung, lüxer allein, und zwar geschwind und ohne Mühe, geöffnet werden kann; es ist überdies sehr einfach und gleichwohl so beschaffen, daß das Öffnungsgeheimnis nach Willkühr sich verändern, oder wenigstens so vervielfachen läßt, daß selbst der Verräther desselben es nicht aufzuspüren im Stande*

ist, weil er nicht weiß, welche von den möglichen Öffnungsarten jetzt anwendbar ist u. s. w. Die Erfindung ist wirklich sinnreich, und es läßt sich wohl auch Nutzen davon erwarten. *Rohe und ungereinigte Wolle mit Indigo dauerhaft blau zu färben*, von Favier. Die Weise, mit Indigo zu färben, die Hr. F. hier bekannt macht, hat bey Hn. D., der diesen Aufsatz eingefendet hat, nicht Grade gefunden, er tadelt dieselbe vielmehr, und schlägt dagegen folgendes Verfahren vor: Man nehme einen Theil gestoßenen Indig, reibe ihn mit Wasser ab, setze zwey oder drey Theile Farinzucker oder Mohrrübensaft und zwey Theile frisch gelöschten Kalk dazu, erwärme dieses Gemenge allmählich fast bis zum Kochen, giesse die klare Flüssigkeit vom Bodensatze ab, verdünne sie mit 3 oder 4 Theilen blutwarmen Wassers und lege dann die vorher von allem Schmutze gereinigte Wolle in dieses Färbbad, und arbeite sie damit unter einander; wenn sie eine hinlänglich volle grüne Farbe zeigt, so wird sie ausgedrückt, an der Luft ausgebreitet, und sobald sich die grüne Farbe in eine blaue verwandelt hat, in fließendem Wasser oder in einem schwachen Seifenbade gereinigt und getrocknet. Dieses Verfahren sey, sagt Hr. D., in Betreff der Anwendung des Indigs zu dauerhaften Farben, das zweckmäßigste, und besonders denjenigen, die nicht eigentlich Profession von der Färbekunst machen, zu empfehlen. *Über das Salzen der Butter, und wie das dazu gebräuchliche Salz auf eine einfache Weise zu verbessern ist*. Die Butter muß, wenn sie recht gut gerathen soll, nicht nur durch gehöriges anhaltendes Auswaschen, sondern auch durch Schmelzen und Abschäumen bey gelindem Feuer, von allen käßigen Theilen sorgfältig befreiet, und dann mit einem Salze, das nicht leicht Feuchtigkeit aus der Luft anzieht, vermischt werden; es sey am besten, sagt der ungenannte Vf., das zum Salzen der Butter bestimmte Küchensalz mit einer gleich großen Menge filtrirten Regen- oder Fluß-Wassers zu übergießen, das Gefäß, worin sich diese beiden Dinge befinden, lebhaft zu schütteln, nach einigen Tagen die Auflösung durch ein grobes Tuch zu gießen, sie so von dem zurückgebliebenen Salze zu scheiden, dieses zu trocknen, und es dann zu der erwähnten Absicht zu verwenden; in England salze man, fügt er noch hinzu, auch Butter mit einem Gemische aus zwey Theilen guten Küchensalzes, einem Theile Salpeters und einem Theile Zuckers, und man nehme gegen 12 Pfund Butter 1 Pfund von dieser klar gestoßenen Zusammensetzung u. s. w. *Beschreibung und Abbildung einer einfachen Vorrichtung, wodurch die Talglücker nicht nur weit heller brennen, sondern auch gar nicht geputzt werden dürfen*, von S. Der Vf. giebt den Lesern, die gern recht heil brennende Lichter haben und der Mühe des Putzens überhoben seyn wollen, den Rath, das Licht auf dem Leuchter so

zu stellen, daß es einen Winkel von 45 Graden macht; er schlägt zugleich einen Leuchter vor, der das Licht in einer solchen Stellung erhält, und erläutert seine Angabe durch eine Zeichnung. *Essen zu fegen und brennende Essen zu löschen*. Dieser Aufsatz enthält eine kurze Anzeige der unlängst unter dem Titel: Einziges untrügliches Mittel, eine jede brennende Esse augenblicklich zu löschen, daß daraus weder für die Hausbesitzer und Nachbarn, noch für das Haus selbst, der mindeste Schaden entstehen kann u. s. w. herausgekommenen Schrift, und die Empfehlung einer Mischung aus 3 Unzen gestoßenen Schießpulvers, 8 Unzen Schwefelblumen und 1 Pfunde zerriebenen Salpeters zum Löschen brennender Essen. Dieses Pulver, dessen Gebrauch der ungenannte Vf. zugleich beschreibt, sey, versichert er, zu dem angegebenen Zwecke weit besser, als bloßer Schwefel, und es verdiene daher allgemein bekannt zu seyn. *Über die farbige Materie des Flachses*, von Jäger. Der Vf. beurtheilt erst die Meinungen, die Rozier, o Reilly und andere Gelehrte über die Natur des farbigen Wesens im Flachse, und über die Ursache, warum dasselbe bey dem sogenannten Rösten zerstört werden soll, gehegt haben, und theilt dann seine auf sorgfältige Versuche gestützten Gedanken über diesen Gegenstand mit. Er versichert bey seinen mit Flachse unternommenen chemischen Arbeiten gefunden zu haben, daß das genannte Wesen größtentheils aus Kleber bestehe, daß mit diesem nur etwas Satzmehl und Schleim verbunden sey, daß aber der Flachs weder ein wahres Harz, noch harzigen Extractivstoff in sich habe, und er verspricht zugleich, seine analytischen Versuche fortzusetzen, und sie, so wie auch die Folgerungen, die sich daraus herleiten lassen, und die denen, die sich mit dem Rösten des Flachses, und mit dem Bleichen flächerner Producte beschäftigen, vorthellhaft seyn werden, bey einer anderen Gelegenheit bekannt zu machen. *Über die Natur der Sepie und deren Anwendung in der Malerey, nebst Angabe eines wohlfeilen Surrogats*. Die Sepie hat, den hier erzählten Erfahrungen zufolge, weder Eisentheile, noch zusammenziehenden Stoff in sich, sondern ist bloß aus Kohle und aus reinem und phosphorsaurem Kalk gemischt; sie giebt, wenn man sie in kauftischer Kalilauge auflöst, die so erhaltene Flüssigkeit mit vielem Wasser verdünnt und mit Schwefel- oder Salz-Säure versetzt, einen Niederschlag, der, getrocknet und dann mit Gummiwasser verbunden, sich als eine schöne braune Farbe verhält, die zur feinsten Malerey gebraucht werden kann, und auch als unverilgbare Dinte anwendbar ist u. s. w. Indessen kann man, in Ermangelung der Sepie, die aus leicht brennbaren Substanzen des Thier- und Pflanzen-Reichs erhaltene Kohle, statt des erwähnten Niederschlags, zu gleichem Zwecke benutzen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 D E C E M B E R, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. kurf. sächs. Zeitungs-Expedition  
u. b. Richter, u. WIEN, b. Geistinger: *Allgemeine  
Annalen der Gewerbkunde, oder Allgemeines  
physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-öko-  
nomisch-technisches Magazin etc.* Herausgegeben  
von M. Joh. Chr. Hoffmann, Jäger, Buschendorf  
und Klett u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**U**eber Lackfirnisse im Allgemeinen, und über den Bern-  
stein und Kopal Firnis insbesondere; nebst Bemerkungen  
über ihre Verfertigung. Der Vf. empfiehlt zur Bereitung  
der Firnisse aus fetten Ölen statt der Bleikalke an-  
dere oxydirte Metalle, und besonders einige Kalke  
des Zinnes, und er behauptet, daß die mit den  
letzteren gekochten Öle manche üble Eigenschaften,  
die einigen mit Bleykalken verfertigten Firnissen  
beywohnen, nicht besitzen. Die Versuche, die er  
mit Agtstein und Kopal angestellt hat, um schöne  
Firnisse aus diesen harzigen Körpern zu erhalten,  
haben ihm, wie er sagt, sehr gute Resultate ge-  
geben, und er zweifelt nicht, daß die Künstler, die  
diese Harze mit Vortheil auflösen wollen, seine Be-  
merkungen bey ihren Unternehmungen nützlich fin-  
den werden. *Welches sind die Mittel, dem völligen  
Mißrathen der Winterfaaten vorzubeugen?* Die Ursa-  
che, welche nach der gemeinen Erfahrung das Miß-  
rathen der Winterfaat befördern, oder begründen, und  
die entweder gewöhnliche sind, (wohin z. B. ungün-  
stige Sommer- und Herbst-Witterung, verspätete Be-  
stellung der Saat, nasgründige Felder u. s. w. ge-  
hören), oder außergewöhnliche (zu welchen Über-  
schwemmungen bey dem Aufgehen des Winters, an-  
haltende nasse Witterung zur Zeit des Einsäens,  
läusefraß u. s. w. gezählt werden können) las-  
sen sich freylich nicht immer so vollkommen, wie  
man wohl wünschen möchte, aus dem Wege räu-  
men; indeß kann man doch manchmal den be-  
deutenden Schaden, der nur allzuoft eine Wirkung  
erfahren ist, sehr vermindern, oder ganz verhüten,  
wenn man von Mitteln Gebrauch macht, die zu Er-  
reichung einer solchen Absicht tauglich sind. Hr.  
Zubender, den dieser Aufsatz zum Vf. hat, hat sich  
gelegentlich seyn lassen, dergleichen Hülfsmittel aus-  
drücklich zu machen, und er theilt hier den Lesern die  
Resultate seiner Nachforschungen mit. Er dringt be-  
sonders darauf, daß man den Saamen tiefer, als ge-  
wöhnlich zu geschehen pflegt, in die wohlbestellte  
J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

Ackererde bringe, daß man das Saamenkorn vom  
leichtem Boden auf starken nehme, ferner daß man  
auf Wechsel halte, und so reichlich, als man für  
ersprießlich findet, aussäe, auch den Saamen halb  
unterpflüge und halb unterlege u. s. w. Diese und  
andere Vorschläge, die Hr. L. thut, sind, glauben  
wir, der Aufmerksamkeit sehr werth, und wir zweifeln  
nicht, daß durch die Befolgung derselben manch-  
mal der Nachtheil, der sonst eine Folge der ange-  
gebenen und anderer Umstände oder Vorfälle ist, sehr  
vermindert werden könne. *Über die Schädlichkeit  
und Nutzbarkeit des Hopfenbaues.* Der ungenannte  
Vf. widerlegt die Einwendungen, die manche Land-  
wirthe gegen die Nutzbarkeit des Hopfenbaues vor-  
gebracht haben, und bemüht sich dagegen zu be-  
weisen, daß eine Hopfenanlage allerdings reellen  
Vortheil gewähren kann, wenn man sie gehörig ein-  
zurichten und zu benutzen versteht. *Kann die Hüh-  
nerzucht nicht ebenfalls von Nutzen seyn?* Die Zucht  
dieses Geflügels wird von manchen Ökonomen fast  
ganz vernachlässiget, weil sie dafür halten, daß das  
Federvieh kaum sein Futter bezahle, geschweige denn,  
daß es Vortheile gewähre. Der Vf. dieses Aufsatzes  
ist aber anderer Meinung; er glaubt, daß die Hühner  
durch ihre Eyer, so wie durch ihr Fleisch und ih-  
ren Mist, nicht nur die Ausgaben, die ihre Anschaf-  
fung und Unterhaltung verursacht, wieder erstatten,  
sondern auch das Capital, das man auf sie verwen-  
det hat, gut verzinsen, und er rechtfertiget diese  
Behauptung mit Gründen, die nicht ganz unerheb-  
lich sind, und deshalb wohl Beherzigung verdienen.

Wir schliessen hier unsere Anzeige dieser  
Annalen, da wir den Zweck, den wir bey Abfaß-  
ung derselben vorzüglich vor Augen hatten, und  
dessen oben gedacht worden ist, hinlänglich erreicht  
zu haben glauben, und erinnern nur noch, daß sich,  
außer den erwähnten Abhandlungen, in den drey  
vor uns liegenden Bänden noch viele kürzere oder  
längere Aufsätze, z. B. über das Strohpapier, über  
die Scheidung des Natrons aus Küchensalze und aus  
schwefelsaurer Sode, über die Schaafzucht der Eng-  
länder, über das Bier und die Porterbrauerey in  
London, über die Cultur des Obstes, der Erdman-  
del, der unterirdischen Erdrnuss u. s. w. befinden,  
die manche gute, für Ökonomen und Künstler brauch-  
bare Bemerkungen in sich fassen, und die daher nicht  
minder lesenswürdig sind, als die, deren Inhalt wir  
angegeben haben. Übrigens sind wir der Meinung,  
daß Recensionen neuer Schriften nicht in ein Werk  
dieser Art gehören, zumal da es der Plan, den sich

Aaaa



die Herausgeber zu demselben entworfen haben, schon mit sich bringt, daß die wichtigeren Entdeckungen, die in diesen Schriften bekannt gemacht sind, daraus ausgehoben und den Annalen einverleibt werden.

X.

BREMEN, b. Seyffert: *Ideen über den Menschen, über Lebensphilosophie, Lebensgenuss und Lebenspflichten*, von Georg Friedrich Niemeyer. Erster Theil. 1804. IV u. 313 S. 8. (20 Gr.)

Es giebt nach dem Vf. (S. 60) zwey Hauptclassen von Schriftstellern. Der Stubengelehrte macht die eine, der Weltmann die andere. Zu welcher Classe der Vf. sich zählt, läßt sich' aus der Charakteristik, die er von beiden giebt, leicht errathen. „Der Stubengelehrte hat bey seinen Beschäftigungen nur die Namen (?) derer vor Augen, die sich durch schöne Geistesproducte unsterblich gemacht haben. Sein Dichten und Trachten gehet dahin, *eben so unsterblich zu werden, und sich Ruhm zu erwerben*. In seinen Ideen für Menschenglück umfaßt er das ganze Vaterland oder gar den Erdball, und da er mit seinen Gedanken immer außer sich ist: so wird es ihm *habituell, auf sich selbst keine Rücksicht zu nehmen*. Der Schriftsteller, Weltmann verliert bey seinen Beschäftigungen *nich selbst aus den Augen*. Die Schriftsteller-Unsterblichkeit ist bey ihm *Nebensache*. Seine Lebensphilosophie läßt ihn nur in so fern den Ruhm schätzen, als dieser *den Lebensgenuss befördern kann*: er betrachtet übrigens den Ruhm als etwas, *das ganz außer ihm liegt*, und schreibt nur für Ruhm, wenn es ihm *Vergnügen macht*: er steuert sein Schiffein vorfichtig, meidet sorgfältig die Klippen, und unter Hunderten dieser Art Schriftsteller gelangen neun und neunzig zum Hasen der Ruhe, in welchem sie früh oder spät sich häuslich niederlassen, und ein mangelfreyes Leben führen können. Dem armen Stubengelehrten, sey er Dichter oder Philosph, wird es nicht so leicht. Auf der Fahrt durchs Leben mit seinen Büchern allein hat er durch keinen Freund eine Affecuranz besorgt, die ihn nach erlittenem Schiffbruch wieder auf die Beine bringen könnte. Die Bücher geben seiner Seele einen Schwung (vor oder nach erlittenem Schiffbruch?), in welchem sie bloß das allgemeine Beste umfaßt: Egoismus ist ihm eine sehr verhasste Bedeutung (?). Er will, ohne Rücksicht auf sich selbst, dem Vaterlande Gutes thun. — Zwar ein Feind des Egoismus, tritt er jedoch seine Reise durchs Leben mit der hohen Idee an, daß man zufolge seiner Verdienste, ihn, auffuchen müsse, damit er zum Besten des Vaterlandes gebraucht werden zu stolz, im gewöhnlichen Stiele (Style) darum zu suppliciren, erwartet er mit jeder aufgehenden Sonne die Einladung irgend eines Großen zu dem wichtigen Amte vorzufinden, wozu die Eigenliebe ihn berechtigt. Die Sonne geht jahrelang alle Morgen auf, und die Einladung kommt nicht. Voll Verdruss über Zurücksetzung der Verdienste, *entschließt er sich zur Weltbürgerchaft und Independenz*, wenn der Geldbeutel es (?) vermag — und zur Cour bey den Großen der Residenz, wenn die Nachtlampe nicht mehr (?),

von selbst brennen, der Ofen nicht mehr (?) von selbst warm werden will“ u. s. f. So wirft der Vf. den armen Stubengelehrten, nachdem er ihn durch alle Missethungen und Kränkungen, die er von S. 64 bis 70 durch Minister, Verleger, Nachdrucker, Recensenten erfährt, noch mit ziemlich heiler Haut hindurchgebracht hat, zuletzt einem unglücklichen Alter in die Arme, „wenn er nicht in der besten Kraft seines Lebens umlenkt, und den Grundsatz annimmt, daß, *um dem Vaterlande nützlich und selbst glücklich zu werden, alles Dichten und Trachten darauf gerichtet seyn müsse, einen bestimmten, unwandelbaren Standpunct für ein bestimmtes Geschäft zum praktischen Wirken sich zu schaffen, sich sonst um nichts zu kümmern, das Umfassen des ganzen Vaterlandes dem Fürsten und seinen Ministern zu überlassen, und auf Schriftstellerey zum persönlichen Fortkommen in' der Welt durchaus kein Verdienst zu setzen*.“ — Die Schriftsteller, fügt er sodann hinzu, die ich hier vor Augen gehabt habe, mögen als Stubengelehrte der philosophischen Classe gelten. Es giebt eine andere Art, die immer heiter und guter Dinge Lieder dichten und singen, und trockene Brodwissenschaften fischen. Ihr Sytem ist, das Gegenwärtige zu genießen, die Vergangenheit nicht zu bereuen, und sich um die Zukunft nicht zu kümmern. Ihre Unterhaltungen sind geistreich; ihre Handlungen lustige Streiche; ein Sparsamer ist bey ihnen der größte Thor, und nach Anakreons Manier zu leben, die größte Weisheit. — „Es ist unglaublich, (heißt es unter andern) wie viele Beyspiele dieser Art die Geschichte der Gelehrten unter allen Völkern zu allen Zeiten aufzuweisen hat. Ich führe hier einige an, so wie ich sie beschriben gefunden habe. Homer, der unsterbliche Homer, war Dichter und Bettler: er war blind und sang, sein Leben zu fristen, seine Balladen vor den Thüren. Plautus, der bekannte Komiker, hatte zwey Gewerbe (?). er war Dichter zu seinem Vergnügen, und arbeitete in einer Mühle seinen Unterhalt zu verdienen. Terrenz (Terenz) und Asop waren Sklaven und Baethius (Boethius) starb im Gefängniß.“ (!) Diese alle waren also Stubengelehrte?! Wer staunt hier nicht über die Alterthumskennntniß des Vfs.! Doch in der neueren Gelehrtengegeschichte ist er nicht minder gut bewandert. Hier kommen Tasso, Bentivoglio, Cervantes, Camoens, Buttler, Dryden u. a. an die Reihe, und jeder Schriftsteller, der arm gestorben ist, und wenn er auch, wie der Vf. von Paulo Borghese sagt, 14 Gewerbe gewußt hätte, gehört zu den Stubengelehrten. Der Vf. ist übrigens menschenfreundlich genug, zu wünschen, daß „jeder fähige junge Mann den Weg zu jenen Schicksalen meiden möge.“ Da es, sagt er, S. 78, mit dem Ruhm eine ganz eigene Sache ist, da der Schriftsteller wenig von seinem Ruhm erfährt, wenn (während) er lebt, und nichts, wenn er im Grabe modert: so scheint es nicht der Mühe werth zu seyn, den Schriftsteller-Ruhm durch ein hungerndes Leben zu erkaufen, und um seinerwillen die Wege zur Versorgung im Alter zu verfehlen.“ Wir wünschen dem Vf. auf diesem Wege alles mögliche.

Glück, rathen ihm aber dabey freundschaftlich, künftig lieber Obstbäume zu pflanzen, als Bücher zu schreiben: welches ja nach seiner eigenen Philosophie (S. 141) weniger verdienstlich als jenes ist.

L — r.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Praktische Anleitung zu vollständigen Armenpolicy-Einrichtungen*. Mit besonderer Rücksicht auf das Armenwesen in Mannheim. Von Dr. Gaum, großherzogl. badischem Hofrath. 1807. VIII u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Armuth im Staate und Verarmung des Staats sind zwey sehr verschiedene, und doch zuweilen wechselte Zustände. Der erste verdient eine unablässige Sorgfalt der Regierung, um von dieser Seite den Eintritt des zweyten zu verhüten. Führen aber den letzten gewaltsame Ereignisse herbey: so wird das Aufgebot der gewöhnlichen Hülfsmittel kaum auslangen; es wird vielmehr die höchste Anstrengung erforderlich seyn, um die Gefahren der Zerrüttung abzuwenden. Aber gerade das so schwere Ziel einer Regeneration der gesunkenen Staatskräfte sollte allen *Edelmännern des Landes* ein Anreiz dieses patriotischen Bestrebens werden. — Jede neue Schrift über das Armenwesen kann uns an die misslichen Umstände erinnern, unter denen man gegenwärtig wider dieses Erbübel der Gesellschaft zu kämpfen hat. Sie kann uns immer zu der Frage zurückführen: was aus der heute überhandnehmenden Armuth für die gänzliche Verarmung zu beforgen, und was hiebey unsere dringende Pflicht sey.

Die vorliegende Schrift entspricht ihrem Titel, und die vollständige Zusammenstellung des Hauptfächlichsten, was über diesen Gegenstand vorhanden ist, verbunden mit einer ziemlich vollständigen Literatur des Armenwesens und vielen praktisch bewährten Vorschlägen, empfiehlt das Buch jedem angehenden Geschäftsmann, auch außerhalb Mannheim. Was diese Stadt selbst betrifft, so erfährt man, nicht ohne Verwunderung, wie wenig bis jetzt sowohl für das Armen- als das höhere Schul-Wesen daselbst geschehen sey. Mannheim hat nur noch Elementarschulen, nach den Confessionen — *verspalten*, möchte man sagen. Es hat nach den neuesten Aufnahmen 18,968 Seelen, worunter der unfzehnte Einwohner ein Armer ist, und es herrscht, wie überhaupt in der Pfalz) das widernatürliche Princip: Nicht die Gemeine, nicht der Staat, sondern jede Confession muß ihre Armen ernähren. Schon durch die Beleuchtung dieser Grundübel kann der Vf. guten Nutzen stiften.

Nach einer kurzen historischen Einleitung, die tere und neuere, besonders pfälzische Gesetzgebung über das Armenwesen betreffend, kommt der Vf. im ersten Capit. (S. 37) auf die Armen-Verordnung, und gehet in zwey Abschnitten die Mafsregeln wegen fremder und einheimischer Armen nach

verschiedenen Classen umständlich durch. Richtig bemerkt der Vf. die schwierige Anwendung der Grundsätze bey der Unterstützung, wo Verstellung u. s. w. von Seiten der Armen, und Günst, Vorurtheil u. s. w., von Seiten der Vorsteher oft in den Weg treten. Gelegenheit zu ständigen Arbeiten möchte doch in vielen Orten mehr vorhanden seyn, als die arbeitsscheuen Armen einräumen wollen. Zweifelhaft ist der unbedingte Vorzug, den der Vf. (S. 91) dem Gewerbshaufe vor der Vertheilung der Arbeit in die Privatwohnungen giebt. Eine Art von Fabrik-Arbeit kann Zwang der Faulen noch nicht hinlänglich begründen, weil doch nicht Alle und Jede gerade dazu tauglich seyn können; auch dürfte die Ausführung eines solchen Correctionshauses, nach S. 107, sehr schwer werden. Mit dem Vorzug der Unterbringung der betagten Armen gegen Kostgeld, vor der Versorgung in Spitälern, S. 146, sowie mit der Erinnerung gegen die Waisenhäuser, ist Rec. ganz einverstanden.

Mit bloßen Armenversorgungsanstalten, auch den besten, darf sich der Staat nicht beruhigen, daher kommt der Vf. im zweyten Cap. S. 186 zur *Armenverminderung*. Ein Gegenstand, der eine eigene Schrift verdient, zumal da, wie der Vf. selbst bemerkt, die Ansichten und Meinungen hier noch so verschieden und getheilt sind. Der Vf. ist für eine bloß negative Einschränkung des Staats durch Wegräumung der Nahrungshindernisse, und findet die Quellen der Verarmung theils in individuellen physischen Hindernissen, theils in fehlerhaften Staatseinrichtungen, theils in schweren Unglücksfällen. Bey der zweyten Classe sucht er den Grund in der schlechten Erziehung und in den mangelhaften Erziehungsanstalten, und hebt diesen Umstand, der zu der Faulheit, dem Luxus und Leichtsinne hinführt, nach seiner Wichtigkeit heraus. Dieses verdient von allen, denen das Wohl der Staaten auf dem Gewissen gelegt ist; gelesen und beherzigt zu werden. Rec. behauptet kühn: *dass die Erziehung, als ganze, zweckmäßige Cultur des jungen Staatsbürgers betrachtet, noch sehr mangelhaft bey uns sey; und dass von oben her viel zu wenig dafür gesorgt werde*. Die Menschen waren zu sehr Plantagen für das Cameralinteresse; wie leicht macht man sie nun zu Spielmarken einer ehrgeizigen Politik! — Häusliche Erziehung soll nach S. 199 einzig Sache der Altern seyn, und die Staatsgewalt nur da einschreiten; wenn die Erzieher ihre Pflichten nicht erfüllen können, oder ihre Vernachlässigung erwiesen ist. Das dürfte heutiges Tages der Fall leider oft genug seyn! — Eigen scheint dem Vf. die Idee einer Policyaufsicht auf die Aufführung der Jugend zu seyn, die allerdings in dieser Periode am meisten Gefahr läuft, den Grund zu ihrem ganzen künftigen Elend zu legen. Nämlich bey Knaben von 14 — 16 Jahren, und bey Mädchen von 12 — 14 Jahren, wo sie noch nicht zu allen Arbeiten und Diensten taugen; und dann von 16 und 14 Jahren an, wo die Policy auf die Dienstanzetung, Erlernung eines Handwerks u. s. w. mit

sehen soll. Die Motiven zur Armenverminderung, die übrigens in des Vfs. Vorschlägen liegen, scheinen den heutigen Ursachen der Armenvermehrung doch nicht allein entgegen zu wirken. Aber richtig bemerkt derselbe, daß die Mittel zum Zwecke der Verminderung weitausfassender seyen, als der Wirkungskreis einer Localpolicy, und daß daher die thätige Unterstützung der höheren Landesstellen nothwendig werde, daran aber gerade eines der größten Hindernisse der Ausführung aller Pläne liege.

Rec. fügt noch folgende Ideen bey. 1) Dürfte eine doppelte Absonderung oder Unterscheidung der Gegenstände von praktischem Nutzen seyn. Einmal, das Armenwesen wie es jetzt ist, und das Armenwesen, wie es dereinst durch die Verbesserung der Anstalten und des bürgerlichen Zustandes überhaupt seyn kann. Von letzterem mögen manche liberalere und den Menschen ganz als ein freyes, selbstthätiges Wesen betrachtende Grundsätze gelten, die man wohl schon zu früh in unsere jetzige Behandlung einmischt, und dadurch den nur von Consequenz zu erwartenden Erfolg stört. Zum anderen, die Absonderung der wirklich Hülfslosen und Leidenden von den Arbeitscheuen und Arbeitsdürftigen. Jene umfaßt das Gebot der Liebe; hier muß also das Mitleid, die Quelle gesellschaftlicher Tugenden, die auch verderbte Nationen noch erhalten hilft, geweckt und genährt werden; die Armen, die diese Hülfe verdienen, möchte Rec. der Geistlichkeit anver-

trauen. Aber die Arbeitscheuen gehören für eine ernste Policy, die nur nicht aus Bequemlichkeit eine bloße Fütterungsanstalt halten darf. 2) Für diese Classe dürfte eine Charakteristik der Armen, ihres Eigensinns, ihrer Ungelehrigkeit, ihrer Ränke u. s. w. die ein Sachkundiger schreiben müßte, den Policybeamten große Dienste leisten. 3) Ist unser nordisches Klima, mit seinen Winterbedürfnissen und angestrengten Arbeiten und größerer Eislust, eine wichtige Verarmungsursache, die schon der beobachtende Bäcker (s. dessen Erfahrungen Bd. III.) heraus hob, die aber seitdem doch noch nicht genug beachtet zu werden scheint. 4) Das moralische Verderbniß, dem die Strafe der Armuth oft auf dem Fuße folgt, geht von den größeren Städten und in dieselben — wer mag es leugnen? — von dem wüßigen Theil der höheren Stände — (den Höflingen) aus. Die größte Bemühung der Armenpolicy wird also den großen und Residenz-Städten nöthig seyn. 5) Ein Gebrechen aller bürgerlichen Anstalten ist die Einseitigkeit, die der stolze Mensch heut zu Tage in den ausschließlichen Gebrauch seines Verstandes und somit in seine bis aufs Minimum ausgeklügelten Pläne legt. Alles soll der kalte Calcul, das bloße Raisonement schaffen und ordnen. Licht ohne Wärme! Diese kommt nur aus dem cultivirten Gemüth, und ohne diese, wo soll Muth und Ausdauer bey der so mühevollen und oft so undankbaren Verwaltung der Armenanstalten herkommen? F. J.

### KLEINE SCHRIFTEN.

JUOZENSCHRIFTEN. Leipzig, b. Hinrichs: *Abécédaire français à l'usage des enfans et des étrangers*. Avec 80 Figures. 1807. 120 S. 8. (16 Gr.) Unter diesem Titel ist eine der brauchbarsten französischen Fibeln erschienen. Der Vf. fand, laut der Vorrede, die Hauptschwierigkeit des Lesenlehrens in der *bizarrie trop capricieuse* der französischen Orthographie, und zwar theils in der Veränderlichkeit des Lauts vieler Buchstaben, theils in der Verbeifung vieler Buchstaben, die zwar da stehen, aber nicht ausgesprochen werden dürfen. Vergeblich plagt man, nach seiner Meinung, der Rec. beypflichtet, das Kind mit Regeln über diese Anomalieen; nur die Praxis kann helfen, und diese erleichtert er auf folgende Art: 1) Er verwirft die alte Benennung der Buchstaben *bé, dé, ef, el*, und läßt sie bloß durch ein *e muet* hörbar werden. — 2) Er theilt die sämtlichen Buchstaben, die sich im Französischen, wegen der Sonderbarkeit der Orthographie, nach dem Vf. auf 80 belaufen, in *einfache und zusammengesetzte*. Zu den letzteren gehören denn z. B. *eu, oi, au, ay* u. s. w. — Unrichtig hat der Vf. das *ou* unter die einfachen gestellt; dies sieht er jedoch selbst ein. Wenn er aber unter den zusammengesetzten auch *ai, oi, au, ou*, mit dem Nasenlaute; *ay, st, scr* (in *scribe*), *spl* (in *splendeur*) u. s. w. aufstellt: so ist dies völlig unrichtig, denn diese zwey, drey Buchstaben bilden ja durch ihre Zusammenstellung keinen besonderen Laut, sondern der originelle Laut jedes einzelnen bleibt. Weiß daher das Kind den einfachen Laut des *o* und *i*, des *a* und *e*, des *s* und *t*, des *s* und *c* und *r*, des *s* und *p* und *l*: so darf es sich nur an diese halten, um richtig auszusprechen *Moïse, Sinaï, statue, scribe, splendeur*. Er läßt sodann das Lesen sammt den Leseübungen in zwey Abtheilungen zerfallen: a) mit einfachen, b) mit zusammengesetzten Buchstaben; d. i. er theilt die Schwierigkeit und gewährt dem Kinde dadurch mehr Leichtigkeit. Zu jeder Abtheilung giebt er Lesestoff, den ersten mit einfachen, den zweyten mit mehrfachen Buchstaben. Dies ist offenbar sehr zweckmäßig. — 3) Um das Behalten der

Buchstaben und der Laute dem Kinde zu erleichtern: so vergesellschaftet er sie mit Figuren von Gegenständen, in deren Benennung jedesmal der Laut des Buchstaben vorkommt. Dieses Mittel ist sehr alt, und zumal in Deutschland schon lange im Gebrauch. In Frankreich selbst wandte es vor vielen Jahren *Berthoud* unter glücklichen Modificationen an, und machte damit einiges Aufsehen. Diesen Mann scheint der Vf. überhaupt als Vorbild vor Augen gehabt zu haben, ohne seiner jedoch zu gedenken. — 4) Er geht von der Buchstabenkenntnis nicht zum Buchstabiren, sondern sogleich zum Lesen über, und zwar in guter Stufenfolge. — 5) Er läßt alle Buchstaben, welche in der Aussprache der Wörter nicht hörbar werden, *kleiner* drucken, damit sie sich dem Kinde sogleich auszeichnen. Hiedurch gewöhnt es sich daran, diesen Überflus zu sehen, ohne ihn zur Aussprache zu bringen. Diese Gewohnheit wird sich befestigen, und in der Folge, wenn der Druck ihn auch nicht mehr angiebt, behaupten. — 6) Er bemerkt im Druck durch leichte Zeichen das Wandelbare der Aussprache; das Kind gewöhnt sich daran u. s. w. gerade wie bey No. 3. So z. B. hat das zischende *g* in *gewon* einen Punkt über sich, das *gue* in *guenipe* nicht.

Rec. hat hiemit das Fundament der Methode des einfaches Vfs. angegeben, um besonders Privatlehrer, welche Kinder, denen die französische Sprache Muttersprache ist, zu unterrichten haben, aufmerksam darauf zu machen. Er übergeht nach Angabe der Hauptsache die übrige Einrichtung des Buchs, das mit methodischen Winken überall durchweht ist, und gestattet sich nur noch ein paar Bemerkungen, nämlich: die Aufzählung der Sprachlaute läßt eine merkliche Vereinfachung zu, wie oben gezeigt ist, und diese darf der Vf. bey einer neuen Auflage nicht vernachlässigen; ferner: die Buchstabenfiguren sind theils übel gewählt, so z. B. sieht man hier noch das *être suprême* in der Gestalt des Alten mit der Weltkugel, eine Göttin *Uranie*, die das Kind nicht kennt. Von ähnlicher Art ist hier und da auch der Lesestoff.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 D E C E M B E R, 1808.

## G E S C H I C H T E.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Hoyer: *Lehrbuch der Geschichte*, für die oberen Classen gelehrter Schulen, von *Christian Theodor Roth*, Rector der Schule in Friedberg im Großherzogthum Hessen. I Theil. Alte Geschichte. 1808. XVI u. 379 S. 8. (22 Gr.)

Jeder Mann, welchem der Unterricht unserer Jünglinge wichtig und die Historie ehrwürdig ist, lese dieses Buch, und benutze es für sich und in seinem Wirkungskreise. Es ist nicht aus anderen, neueren Lehr- oder Hand-Büchern zusammengeschrieben: der gelehrte Vf. hat, auf die Achtungswerthen unter den Neueren gehörig achtend, die Quellen selbst studirt, und muß, wie durch die Zuverlässigkeit und Reife und Gediegenheit dessen, was er durch seine Studien gewonnen, klar wird, mehrere Jahre mit männlichem Fleiße angewendet haben, sich zur Verfassung seines Lehrbuchs vorzubereiten. Und der Geist der Historie ist dem Fleiße und der Gelehrsamkeit zur Seite gegangen. Der Vf. hat eine *Idee* von der Geschichte, er ist sich klar bewußt, daß sie die Eine, zusammenhängende, in der Hieroglyphe des Menschenlebens gegebene Offenbarung des allwaltenden Gottes sey, und zu ihm führe; und in diesem Sinne hat er seine Schrift ausgearbeitet, strebend, auch die Jünglinge schon zu stimmen und fähig zu machen, daß sie Gottes Hand erkennen, wo sie so sichtbar ist.

Die Ideen, auf welche den Vf. sein Studium der alten Geschichte hingewiesen, und die ihn hinwiederum in der Darstellung der Begebenheiten in der alten Welt geleitet haben, sind diese:

1) Von Anbeginn offenbart sich in der alten Geschichte ein, in der Folge stets wiederkehrendes Streben der ausgezeichnetesten Menschen, alles unter die Gewalt ihres Geistes zu bringen, eine Weltherrschaft zu constituiren. „Nebucadnezar, S. 42, unterwirft sich nahe und entfernte Völker, schlägt die Aegypter total, erobert und zerstört Tyrus und Jerusalem, geht hierauf, wie alle Köpfe dieser Art, von einer Eroberung zur anderen über, unterwirft sich die asiatischen Völker mit Inbegriff der Indier, ferner die afrikanischen, und dehnt endlich seine Eroberungen bis an die Säulen des Hercules und bis Iberien aus. Mit Recht wird er deswegen, vom Zufall begünstigt, in die Reihe der großen Welteroberer gesetzt.“ Cyrus, sein Persien von dem me-

S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

dischen Joche befrevend (S. 127 ff.), und Lydien, Babylon u. s. w. besiegend und dem persischen Scepter unterwerfend, handelt in demselben Sinne, wie Nebucadnezar. „Die Juden, welche dieser nach Babylon versetzt, erhielten durch die menschenfreundlichen Gesinnungen des Helden (Cyrus) die Erlaubnis, in ihr Vaterland zurückzukehren, woraus Folgen entstanden, die viel weiter reichen, als alles, was aus seinen übrigen Thaten hervorging.“ Alcibiades, S. 258 ff., will Sicilien, die italiänischen Inseln und Karchedon sich unterwerfen, dann mit Reichthümern und mit verstärkter Land- und Seemacht nach Athen zurückkehren, mit unwiderstehlicher Macht dem Peloponnes gebieten, Athen zu dem mächtigsten Staate auf Erden und sich zum Ersten darin erheben. S. 300 ff. Persien und Griechenland waren veraltet. Alexander trat auf. Er ging, nach seinen Siegen und Eroberungen, als Beherrscher von Asien, Macedonien und Griechenland zurück, um Babylon zur künftigen Hauptstadt und zum Mittelpunkt seines Reiches zu machen, Arabien zu erobern, Zusammenhang in alle Theile zu bringen, eine Nation durch die andere zu bilden u. s. w. Antigonus, Seleukus Nikator und andere Nachfolger Alexanders handeln in seinem Geiste S. 308. 319. 324. 352. Arsaces VI (Mithridates I), der Große, bringt das parthische Reich auf seine höchste Höhe und herrscht, durch die Eroberung Baktriens, über die Länder vom Oxus bis an den Euphrat (Atropatene abgerechnet) und vom caspischen Meer bis zu dem indischen. Die parthischen Monarchen waren nun Könige der Könige S. 329. Auch Mithridates VI, Eupator „ein an Geist und Körper mächtiger, und durch Bestimmtheit, Bildung und kühne Plane hervorragender, aber zugleich auch ein despotischer und grausamer König,“ wollte nichts geringeres, als die Herrschaft der Welt S. 343 ff., welche die Römer S. 360 ff. wirklich gewannen. Wenn dieses Streben nach Universalherrschaft in der alten Geschichte mit der größten Objectivität hervortritt: so zeigt sie

II) auch auf die anschaulichste Weise die Realität einer ewigen Gesetzmäßigkeit. Nur Gerechtigkeit gab den Reichen Dauer, den Völkern Heil und Kraft. Laster untergruben und stürzten die Mächte der Erde. Alle Eroberungssysteme scheiterten. Persien S. 146 ff. ging zu Grunde durch Üppigkeit und Laster: „was (in Äthiopien S. 161 ff.) ursprünglich eine Versammlung weiser Männer war, verwandelte sich nach und nach in eine Gesellschaft selbstsüchtiger Menschen, die sich hier mit dem Charak-

Bbb-b)

ter, von Pfaffen im äbelften Sinne des Worts darstellten. Dieß zog Entzweyungen nach sich. Ergamenes, von Grundsätzen geleitet, die aus Europa bis hieher wirkten, machte dieser ausgearteten Priesterherrschaft zu der Zeit Ptolemäus des Zweyten ein Ende. Er drang mit gewaffneter Macht in den sonst unzugänglichen Ort, wo der goldene Tempel der Athiopier war, brachte die Priester um, und hob den Despotismus auf.“ Die griechische Nation, S. 272, „wurde, wie alle Nationen, wenn sie untergehen, von ihren Lasten eben so sehr befreit, als von dem Genie eines Helden, Philipps, den ohne diese Entgegensetzung die Geschichte kaum kennen würde.“ Vgl. S. 321 ff. 369 u. f. w.

III) Überall tritt das ergreifende, wundervolle Schicksal hervor. Das wird durch die Geschichte Abrahams und Davids bewiesen: darauf wird im ganzen Buche bey jeder schicklichen Veranlassung die Aufmerksamkeit hingelenkt. So heist es S. 270 ff. „Pelopidas wird den Theßaliern gegen Alexander von Pherrä, der ihre Freyheit unterdrücken wollte, wiederholt zu Hülfe geschickt. Die wichtige politische Absicht, welche mit dieser verhängnißvollen Expedition unstreitig verbunden war, und die allen Angelegenheiten eine ganz andere Richtung hätte geben können, glückte zwar nicht; sie mußte aber einen vielgrößeren Zweck befördern, jedermanns Augen verborgen, einen Jüngling aus der nördlichen Gegend herüber zu bringen, auf den der große Geist des Epaminondas übergehen, und der am Grabe Griechenlands, dessen Gesinnungen, Ansichten und Kriegskunst sammeln, erben, und dem Schicksale damit dienen sollte. Dieser Jüngling war Philipp, Bruder des Königs von Macedonien, den Pelopidas, als Geisel, gleichsam in seine Schule nach Athen mitnahm, worin seine unübertrefflichen Anlagen sich entwickelten, und unterglänzenden Mustern zu künftigen Thaten reiften.“ Man vergl. auch S. 260 f., 330—332, 378 u. a. m.

IV. Die Zeit wird aus der Zeit geboren: nach und nach bildet sich die Gestalt der Jahrhunderte. Persien erbt von den ältern Völkern Asiens, Ansichten, Kenntnisse, Gewohnheiten u. f. w.; die Perser brachten hinwiederum andere Völker in Verbindung, und theilten ihnen ihre Cultur mit. S. 132, 139, 140, 143, 144, 153. Alexander gab (wie S. 303 angedeutet wird) durch die Erbauung von Alexandrien der ganzen handelnden Welt eine andere Richtung, und die Römer brachten die Cultur Asiens u. f. w. nach Europa.

Dieß sind die Ideen, vermittelt deren der Vf., ohne den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und ohne sie nach unhistorischen Hypothesen zu verkünsteln, in das Einzelne organischen Zusammenhang zu bringen gestrebt hat, und hier ist es, wo er vorzüglich wünschen muß, daß der Geist des mündlichen Lehrers sein Streben unterstütze. Ehemals, als die biblische Geschichte in unseren Schulen mit religiöser Wichtigkeit behandelt wurde, ward der Jüngling durch diese aufmerksam gemacht, daß über dem Endlichen ein Unendliches walte. Jetzt, da jene Ge-

schichte so gleichgültig betrieben wird, ist es doppelt nothwendig, die Profanhistorie zu benutzen, um das jugendliche Gemüth für höhere, heilige, göttliche Ansichten, kurz für Ideen zu stimmen. Möge desswegen doch die Meinung des Verfassers des Lehrbuchs der sächsischen Geschichte und der Regenten deutscher Völker im Jahr 1808, daß auf Schulen die Geschichte nur so weit gelehrt werden müsse, daß der Schüler die Zeitung und jedes Geschichtsbuch mit Verstand lesen könne, möge diese Meinung in dem Sinne, welche sie bey jenem Verfasser, der sie der Schiller'schen Ansicht entgegensetzt, hat, keinen Lehrer irre leiten! Beherrliche vielmehr ein Jeder, was A. W. Schlegel in seiner dritten berlinischen Vorlesung (*Europa von Fr. Schlegel* 2ter Bd. 1 St.) über das Wesen der Geschichte sagt, und wende diese der Wissenschaft würdigen Ideen in seinem Wirkungskreise mit Weisheit an!

Auch viele einzelne Andeutungen und ausführlichere Bemerkungen könnte Rec. ausheben, um den Werth des Buches zu beweisen; aber er beschränkt sich auf Folgendes, was ihm vornehmlich angezogen. Andere werden anderes bemerklich machen. Mit Religiosität und welthistorischem Geiste ist S. 336 ff. der geschichtliche Charakter Jesu Christi aufgefaßt und dargestellt. „Die Geschichte war jetzt, so sagt der Vf., nach so vielen abgelaufenen Jahrhunderten eine sinnvolle Lehrerin geworden. Im Beyspiele, war durch die blutigen, aber immer gescheiterten Versuche, eine Weltherrschaft zu begründen, die Unmöglichkeit dieses Beginns bis zur Evidenz dargethan worden. Medien, Babylonien, Assyrien, Persien und Macedonien standen als Zeugen da. Mithridates und Tigranes, Sulla und Marius u. f. w., und die gewürgte Menschheit, waren schauerhafte Urkunden geworden, wie weit man es bringt, wenn die Selbstsucht im Großen ausgeübt wird. Die Gegenwart lag noch zerrissen und in Trümmern da. Mit Mordthaten war in Judäa der Thron besetzt worden. In den Tempeln herrschte roher Cultus und Arglist, Heuchelei und Bosheit. Die Zukunft, wenn es nicht anders würde, konnte nur Wiederholung der nämlichen Scenen versprechen. — Jetzt war also der Zeitpunkt gekommen, wo für höhere Ansichten empfängliche Gemüther gewonnen, und diese höheren Ansichten mit siegender Macht begreiflich gemacht werden konnten. Ein erhabener Geist, Jesus Christus, in dem vorletzten Jahr der Regierung des Herodes geboren, faßte, tief die Lage der Menschheit erwägend, und mit Wehmuth auf sein Volk, die Juden, hinblickend, dieselben auf. Mit der felsenfesten Wahrheit, dem Welt- und Zeit-Geiste entgegengesetzt: es giebt nur Ein Reich, das ewig dauert, das Reich Gottes, und nur Eine Richtung des menschlichen Strebens und Wirkens, den Willen Gottes, daß „der Mensch den Menschen liebt,“ zu erfüllen, begann er eine große Reform, und ward auch von dieser welthistorischen Seite wahrer Erlöser der Menschen.“

Ganz aus der Seele ist dem Rec. geschrieben, was S. 378 f. von dem Verhältnisse zwischen Caesar

und Brutus steht. Dafs Brutus Cäsars natürlicher Sohn (von der Servilia) gewesen, erbhellet aus Plutarchs Biographie desselben, und Cäsars ganzem Benehmen gegen ihn, mag er im Sterben die von Suetonius bezweifelnd angeführten Worte: καὶ οὐκ ἐκ σπέρματος, καὶ οὐκ ἐκ γένους; gesprochen haben oder nicht. Mehr, als diese Worte, sagen die zärtliche Behandlung des Brutus nach der Schlacht, die Überzeugung Cäsars von seiner Regierungsfähigkeit, die Erhebung zu den ersten Ehrenstellen, zum innigsten Freunde, und Plutarch verdient um so mehr Glauben, da er selbst geradezu die anderen Schriftsteller der Parteylichkeit beschuldigt. Cäsars Testament (Suetonii J. Caesar c. 83) ist kein Gegengrund, wenn es auch nicht ist: Brutus ist nicht übergegangen, er ist in secundis heredibus, und das ganze Testament nur auf gewisse Fälle gemacht. Die Nachricht des Dio Cassius lib. 45. c. 1 ist für nichts als ein Geschwätz zu halten. Denn wer könnte sie wohl diesem Manne mitgetheilt haben, da Cäsar selbst seine Absichten und Plane noch tief in seiner Brust verbarg? — Rec. unterschreibt daher aus voller Überzeugung, was der Vf. S. 378 von Cäsar (mit welchem er die alte Geschichte schliesst) bemerkt: „Wahrscheinlich war des seltenen Mannes Plan, die Früchte seiner Siege und seiner Thätigkeit — die vollendete Organisation des grössten Staats der Erde — einem aufstrebenden, jungen Manne von unergründlicher Tiefe des Geistes (Brutus), dem er unzweydeutige Proben von wahrer Vaterliebe gegeben hatte, zu hinterlassen“ u. s. w.

Rec. findet es dem Grundsatz, dafs Form und Materie sich einander durchdringen müssen, völlig gemäfs, dafs die Darstellung des Vfs. bey dem beginnenden Verfall eines Staates kürzer ist; aber davon sieht er die Gründe nicht ein, warum der zweyte Theil „von Alexander dem Grossen bis vor oder kurz nach Cäsar“, nur 78 Seiten einnimmt; dagegen der erste „von Christus bis Alexander d. Gr.“ 300. Jedoch verparat Rec., was über die Form dieses Lehrbuchs zu bemerken ist, bis auf die Anzeige des zweyten Theils, dessen baldige Erscheinung auch aus dem Grunde zu wünschen ist, dafs die Schulen, welche dieses Lehrbuch benutzen wollen, hievon nicht durch das Unvollendetsen desselben zu lange abgehalten werden. Hoffentlich wird dem letzten Theil auch ein nachweisendes Capitel-Verzeichniss, welches dem ersten mangelt, angehängt werden.

Ein Compendium mufs kurz seyn, und Rec. wünscht sehr, damit die Einführung dieses Buchs in die Schulen erleichtert werde, dafs der letzte Theil wenigstens nicht stärker seyn möge, als der erste. Aber der Vf. mufs, wie seine Schrift beweist, viele interessante Materialien gesammelt haben. Dieses bestimmt den Rec., den so gelehrten als geistvollen Vf. aufzufodern, nach Vollendung seines Lehrbuchs ein ausführliches Handbuch der Geschichte, gleichsam als Commentar zu jenem, auszuarbeiten. Er würde dadurch nicht nur dem historischen Publicum überhaupt ein willkommenes Geschenk machen, sondern auch dem Lehrer, der nach seinem Lehrbuch

unterrichtet, einen angenehmen Dienst erweisen, und mehr Gelegenheit, als ein Compendium darbietet, haben, zu zeigen, dafs er auch, in Absicht auf historischen Styl, etwas Vorzügliches zu leisten im Stande sey.

Δφρ.

1) LEIPZIG, b. Dyk: Das Jahr 1807. Nebst einer Abbildung und Beschreibung des Napoleon. Gestirns. XIV u. 436 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaf.: Die Regenten deutscher Völker im Jahr 1808. Nebst einem Blick auf Entstehung und Untergang des deutschen Reichs und einer Übersicht der Hauptereignisse des Kriegs zwischen Frankreich und Preussen. 136 S. 8. (10 Gr.)

No. 1 soll als Fortsetzung des Werks: Erste Liniem zu einer Geschichte der aus der französischen Revolution hervorgehenden Staatenumbildung Europas, betrachtet werden. Es ist, wie es auch auf einem besonderen Titel genannt wird, eine eigentliche Chronik, in der die merkwürdigeren Ereignisse des Jahres 1807 von Monat zu Monat und von Tag zu Tag bezeichnet sind. Hin und wieder finden sich Rückblicke auf die frühere Geschichte, nicht immer mit strenger Beobachtung der historischen Wahrheit, manchmal auch Urtheile des Vfs., zuweilen ziemlich genaue Details und selbst Auszüge aus Tagblättern oder Flugchriften, besonders aber aus dem französischen Moniteur. Es wäre wohl besser gewesen, bey der simplen Anzeige der Thatfachen stehen zu bleiben. S. 23—26 findet man sogar einen Auszug aus einer Predigt. Am Schluss ist ein Verzeichniss von Schriften zur Geschichte des preussisch-französischen Krieges und des Jahres 1807 angehängt. Es könnten leicht hiezu so wie zu der Chronik selbst Supplemente geliefert werden. So vermisst z. E. Rec. gleich im ersten Monat unterm 13 Jan. die Anzeige des merkwürdigen und folgenreichen k. spanischen Decrets, wodurch der *Principe de la Paz* auf die höchste Stufe der Macht, die ein Unterthan erreichen kann, erhoben wurde, und unterm 26 Jan. das nicht unbedeutende Gefecht bey Mohrungen. Im Ganzen ist jedoch das Buch zur Nachhülfe für das Gedächtniss in Ansehung der wichtigsten Ereignisse brauchbar genug, und einem Leser, der sich für den Inhalt sehr interessiert, wird es nicht schwer fallen, die wenigen Lücken, die sich bey dem Gebrauche selbst zeigen werden, auszufüllen.

Das als Titelkupfer angefügte Napoleons-Gestirn ist bekanntlich eine Ehrenbezeugung, die die Universität Leipzig dem Kaiser Napoleon gewidmet hat.

No. 2 sollte ein Anhang des eben angezeigten Werkes werden. Der Vf. glaubt, es könne auch als Leitfaden bey dem Unterricht der Jugend gebraucht werden, und hat es deswegen besonders abdrucken lassen, auch eine summarische Übersicht der Hauptereignisse des Jahres 1807 (Auszug aus No. 1) und „einen Blick auf Entstehung und Untergang des deutschen Reichs so wie des Kriegs zwischen Frankreich und Preussen“ — so heisst es wörtlich in der Vorerinnerung zu No. 1. — hinzugefügt. Er be-



schenkt jedoch die liebe Schulpugend noch überdies mit einem Aufsatz über den Tod des Prinzen Ludwig Ferdinand bey Saalfeld nebst einigen Bemerkungen über die Gallerie preussischer Charaktere; zwey Anekdoten aus dem preussisch-französischen Kriege; einer Abhandlung von Aegyptens Wichtigkeit für Europa, aus den Miscellen für die neueste Weltkunde; einer Beschreibung von Brasilien; endlich einer Beantwortung der Frage: wie soll man die Geschichte in Schulen vortragen? welche jedoch zunächst den Redactoren der hallischen Literatur-Zeitung gewidmet ist. Rec. weiß nicht, was er aus dieser *Olla potrida* eigentlich machen soll: zum Schulgebrauch taugt sie kaum zur Hälfte, und was sollen die Schulen mit der anderen? Für erwachsene Leser ist diese auch nicht von großem Werth. Wird das Ganze nach Wunsch verkauft: so ist freylich kein Zweifel, auf welcher Seite eigentlich der Vortheil seyn wird. Übrigens ist die Entstehung und der Untergang des deutschen Reichs sehr kurz und oberflächlich geschildert. Die deutschen Völker sind im weitesten Sinne genommen: alles, was deutsch spricht. Für den rheinischen Bund wird der Titel des Germanischen anticipt. Das Verzeichniß der Regenten deutscher Völker ist indessen in mehrfacher Hinsicht interessant. Unter nicht weniger als 45 Souveräne sind die deutschen Völker getheilt. Der Vf. hat aber auch die unter französischem und russischem Scepter lebenden Deutschen, so wie die deutschen Schweizer, hinzugerechnet. Ms.

### SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: G. L. Lichtenbergs Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten Copien derselben, von E. Riepenhausen. 10te Lieferung. 6 Kupferstiche in Fol. nebst 116 S. erklärender Beschreibung und einigen Zusätzen nach den Schriften der englischen Erklärer. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Mit geübter Hand und reinlich ausgeführt erscheinen in dieser Lieferung folgende Nachbildungen Hogarthischer Blätter. Taf. 57. Der Jahrmarkt von Southwark. 58. Die Biergasse. 59. Das Branntweingäßchen. 60. Die schlafende Versammlung. 61. Der Politiker und 62. der Geschmack der großen Welt. So wie in allen Hogarthischen Erfindungen zeigt sich

auch in diesen Blättern ungemein viel Geist und witzige Anspielungen auf englische Sitten; jede Figur ist mit dem wahrsten, ihr eigenthümlich zukommenden, wiewohl oft nach Erfoderniß des Gegenstandes gemeinem Ausdruck dargestellt. Daß schon in England selbst Erklärungen von Hogarths Blättern veranstaltet werden mußten, beweist zwar auf der einen Seite die reiche Fülle ihres Inhalts, von der anderen aber auch, daß in ihnen gar Manches dunkel und schwer zu verstehen ist. Ohne Lichtenbergs treffliche Erklärungen würden sie für uns Deutsche fast ganz ungenießbar geblieben seyn: allein durch diese und die nunmehr noch beygefüigten Zusätze lernt man vielleicht nirgends englische Volksitten, böse und gute Gewohnheiten so genau ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach kennen, als es hier geschehen kann. —y—H.

PARIS, b. Paillet u. Delacroche: *Catalogue historique et raisonné de Tableaux par les plus grands Peintres, principalement des Ecoles d'Italie, qui composent la rare et célèbre Galerie du Prince Giustiniani*. Rédigé par Alex. Paillet et Hyp. Delacroche. XVI u. 146 S. in 8.

Die Gemälde-Sammlung im ehemaligen Pallast Giustiniani, sonst eine der ansehnlichsten in Rom, ist von ihrem jetzigen Besitzer, einige verkaufte Meisterstücke abgerechnet, nach Paris gebracht worden, wo sie wieder aufgestellt, den Liebhabern zugänglich, und von denselben als einer der merkwürdigsten Kunstschatze dieser Hauptstadt betrachtet wird. Nach dem vor uns liegenden Verzeichniß besteht sie aus mehr als 160 größten Theils vorzüglich guter Gemälde, und wird bald durch noch eine Anzahl anderer, welche von Rom auf dem Wege sind, vermehrt werden.

Das Verzeichniß der gedachten Sammlung, dessen Anzeige wir hier machen wollen, behauptet vor anderen Schriften solcher Art einen entschiedenen Vorzug, weil der berühmte E. Q. Visconti dasselbe durch viele Anmerkungen bereichert hat, welche mit kleinerer Schrift gedruckt und an gehörigen Orten eingeschaltet, ihren Verfasser für einen nicht weniger geübten Kenner und Beurtheiler von neueren Kunstwerken zu erkennen geben, als er sich längst schon der antiken Kunst und Monumente kundig erwiesen hat. —y—H.

### KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Frankfurt am M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Liederammlung für Schulen*. Herausgegeben von M. Klitscher. 1804. 339 S. 8. (14 Gr.) Ungeachtet Rec. nicht mehr einlebt, warum nicht eine der schon vorhandenen Liederfassungen, namentlich die *Hoppenstedtsche*; für die frankfurter Schulen, denen Hr. K. die seinige bestimmt, hätte bequemer seyn sollen, da sie nicht theuer und überdem mit den nöthigen Melodien versehen ist: so erkennt er doch nicht den Fleiß, den Hr. K. auf die Auswahl und die Zusammenstellung dieser Liederfassung verwandt hat. Weggelassen sind hier alle Lieder, welche schon in D. Mosche's Gesangbuche für die luth. Gemeinden und in D. Hufnagel's Katechet. Blättern stehen; aufgenommen nur solche, die der Jugend erklärbar und ihren Bedürfnissen entsprechend waren. Diese sind die Bedingungen, die Hr. K. leiteten. Die erste war leicht zu erfüllen, die zweyte ist im Ganzen gut beobachtet worden. Zu wünschen wäre es bey dieser, so wie überall bey allen derglei-

chen Liederfassungen, daß die Sammler mit sich selbst strengere ästhetische Bedingungen eingingen. Gerade diese vermißt Rec. Statt einer Auswahl des Besten von Allem, was da ist, nimmt man so genau nicht. Man hat die Jugend im Auge, deren Geschmack noch nicht gebildet ist, und läßt daher manches durchwischen. Das Lied 245: „Ha kalter Winter bist du da“ hat gar keinen ästhetischen Werth. In der ersten Strophe hat der Winter eine kalte durre Hand; in der zweyten fragt ihn der junge Sänger: „Meynst du ich würd ein Weichling seyn und heulend dich empfahn.“ Ein widriges Bild von den Bewohnern der polnischen Wälder; die dritte sagt mit einem Hiatus: „es starre um mich her die Welt in ihrem Panzer schwer.“ Der kleine Sänger wird ungewiß seyn, ob dieses schwer auf den Panzer oder das Starren gehe. — Diese mag hinreichen, künftige Sammler auf diese Bedingung aufmerksam zu machen. Der Inhalt dieser Liederfassung, die dem Rec. im Ganzen sehr wohl gefällt, erstreckt sich über die moralischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Jugend. —y—

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 D E C E M B E R, 1808.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen und Brutus*. Übersetzt von G. G. Bredow. 1807. 186 S. gr. 8. (18 Gr.)

Es muß den edeln Voss am Abend seines Lebens sehr erheitern, wenn er bemerkt, daß er nicht fruchtlos gearbeitet hat, daß talentvolle deutsche Männer sich jetzt immer mehr beeifern, ihm auf der Bahn nachzufolgen, auf welcher er mit seltener Kühnheit, und lange ohne Nachfolger, vorangegangen war. Denn ihm verdanken wir es, daß wir jetzt mehrere wahre Übersetzungen der Alten haben, deren es vor dem verdeutschten Homer und Virgil unter uns keine gab. Er lehrte uns zuerst mit der Materie zugleich auch die Form, den wahren Geist der Alten, übertragen, und zeigte uns die mannichfaltige Bildsamkeit unserer Sprache. Die Stimmen, welche Anfangs so laut über Sprachneuerungen klagten, werden immer schwächer, und was man zuvor kaum dulden wollte, gilt jetzt schon für naturgemässen Ausdruck. Diese Betrachtungen drangen sich uns unwillkürlich auf, als wir die von Hn. B. übersetzten Lebensbeschreibungen des Plutarchs beurtheilen wollten. Hr. Bredow, einst Vossens Gehülfe an der eutinischen Schule, und sein liebender und geliebter Hausfreund, zeigt durch diese Übersetzung nicht allein, daß er zu den Männern gehört, für welche Vossens Vorbild und Belehrungen nicht fruchtlos gewesen sind. Aus dankbarer Erinnerung an die edeln Freuden, die er einst in dem Hause des Guten durch Beyspiel und lehrreiche Unterhaltungen genoß, eignet er diese Schrift Vossens lebenswürdiger Gattin zu, die er mit Recht die erste Freundin alles Schönen und Guten, die glückliche und beglückende Gattin und Mutter, die sinnvolle Schöpferin der mannichfaltigsten Freuden im Kreise der Hausfreunde nennt, deren auch wir (ach aus weiter Ferne!) so oft und gerne mit liebevoller und dankbarer Rührung gedenken.

Wir haben mehrere, zum Theil nicht ohne Fleiß gearbeitete, Übersetzungen des Plutarchs, aber keine, wenn wir die vorliegende ausnehmen, die den höhern Forderungen entspricht, welche man jetzt an eine Übersetzung zu machen berechtigt ist. Selbst der neulich erst vollendeten des Hn. Kaltwässers kann man nur nachrühmen, daß sie ihre Vorgängerinnen an Treue übertrifft, und in einem bessern Style, als  
J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

die frühern, geschrieben ist; aber das Eigenthümliche des plutarchischen Tones lernen wir in ihr so wenig kennen, als in einer der vorigen. Hr. B., der das Mangelhafte dieser Arbeiten einsah, und den seine Talente zu einem solchen Versuch befonders Beruf gaben, theilt uns hier eine Probe mit, wie er den Plutarch übersetzt wünscht. Er wählte hiezu die Lebensbeschreibungen aus, die er schon früher für den Schulgebrauch herausgegeben. Je schwieriger das Unternehmen war, den Plutarch vor Deutschen reden zu lassen, wie er vor Griechen redet, um so mehr müssen wir ihm für die glückliche Ausführung Dank wissen. Denn gewiss war es keine leichte Aufgabe, die verschlungenen, kühn gebauten, mit bildlichen Ausdrücken so reichlich angefüllten Perioden des Plutarch mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zurückzugeben, ohne den Genius der deutschen Sprache zu beleidigen. Wir haben des Hn. B's. Übersetzung sorgfältig mit dem Original verglichen, und sie in einem seltenen Grade treu gefunden. Die Vorgänger machten sich die Arbeit dadurch leicht, daß sie die Perioden, wenn sie ihnen zu lang schienen, nach Willkühr zerstückelten. Hr. B. läßt den Perioden des Plutarch ihr Recht, und hat selbst die längeren mit so vieler Gewandtheit übertragen, daß sie auch im Deutschen nichts Schwerfälliges und Steifes haben. Aber nicht bloß die Perioden sind ungekränkt geblieben, sondern auch ihr Bau selbst ist plutarchisch; denn Hr. B. hat immer die Wortfolge des Plutarch, so weit es der Charakter unserer Sprache gestattete, zu erhalten gestrebt, welches frühere Übersetzer gar nicht beachtet haben. Selbst die einzelnen Worte sind viel treuer übertragen, als es von irgend einem der Vorgänger geschehen ist. Nicht leicht ist ein Nebengedanke unausgedrückt geblieben, nicht leicht ein Bild verwischt worden. Überall beflüßte sich der Übersetzer, die Kürze und die Kraft der Urschrift zu erreichen. Die Sprache der Übersetzung ist durchaus edel, und der kühnen, nicht selten beynahe dichterischen, Sprache des Plutarch völlig angemessen. Durch dieses Bestreben, den Plutarch, so viel möglich, in seinem eigenthümlichen Tone reden zu lassen, ist freylich ein eigener Styl entstanden, der nicht ganz das Geschmeidige der gewöhnlichen Geschichtserzählung hat, aber er ist der plutarchische, und wenn dieser in der Urschrift gefällt, warum sollte er ihn nicht auch in der Übersetzung lieben? Über Undeutlichkeit wird nur der sich beschweren, dem jedes seltene Wort, jede kühnere Wendung  
Cccc

anständig ist, der überall den Genius unserer Sprache gekränkt glaubt, wo er nicht die flache und breite Sprache des gefelligen Umganges findet. Denn daß Hr. B. die Zeitwörter oft voransetzt, wo sie in der Sprache des gemeinen Lebens gewöhnlich nachstehen, daß er von Constructionen mit Participien nicht selten Gebrauch macht, sind Freyheiten, die sich gute Schriftsteller, auch wenn sie nicht übersetzen, immer mehr, zum großen Gewinn unserer Sprache, zu erlauben anfangen. Doch sind uns einzelne, wiewohl nur sehr wenige, Ausdrücke und Wendungen aufgefallen, die uns selbst für den plutarchischen Styl zu kühn dächten. Wir wollen einige Beyspiele dieser Art anführen, nicht um doch etwas nach üblicher Sitte zu tadeln, sondern weil wir glauben, daß, was uns auffiel, vielleicht auch Anderen anständig seyn möchte, denen ein Urtheil gebührt. *Tib. Gracch.* 15. „Und selbst das Königthum — außerdem daß es alle Obergewalt in sich umfaßt hielt, und durch die höchsten Feyerlichkeiten zum Göttlichen geheiligt war — dennoch trieb die Stadt den *Tarquinius* aus“ u. s. w. Wir glauben nicht, daß unsere Sprache den Gebrauch des absoluten Nominativs gestattet. Hier besonders hätte der Nominativ an der Spitze erhalten werden können, ohne daß man zu einem solchen Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen brauchte, wenn man den Satz als Frage stellte. *Caj. Gracch.* 2. „Er allein unter den Dienenden habe den voll hingebachten Gürtel leer zurückgebracht, die übrigen dagegen hätten auch geleert — des mitgebrachten Weines, aber angefüllt mit Silber und Gold die Fässer wieder mit heimgenommen.“ Die einfachen Ausdrücke des Plutarch machten, wie es scheint, weder den Gedankenstrich, noch die feltene Construction des Wortes *leeren*, noch überhaupt das Wortspiel nothwendig. *Timol.* 12. „Weil nun die Sikelier erwarteten, daß der Korinther um nichts besser seyn werde, als jene, sondern daß dieselben Kunstgriffe und Lockungen wiederum über sie kämen, unter heiteren Hoffnungen und freundlichen Versprechungen, sie zum Wechsel eines neuen Despoten zu zähmen;“ u. s. w. Hier dächte uns theils die ganze Wendung zu kühn, theils der Reim von *über sie kämen* (ein Ausdruck, den Hr. B. öfter gebraucht, den wir aber nicht lieben) und *zähmen* ein Übelstand. Auch wissen wir nicht, ob solche, an sich freylich schöne Wortverbindungen, wie *Timol.* 4: „den Schild vor den liegenden Timophanes gestellt, drängte er“ u. s. w., deren sich Hr. B. öfter bedient, Freyheiten sind, die der prosaische Schriftsteller gebrauchen darf; denn daß sie bey Dichtern nichts Ungewöhnliches sind, ist bekannt. Eben so scheinen uns die Worte *einwohnen* in activer Bedeutung *Timol.* 20, und *niederhohnen* *Tib. Gracch.* 15; sogar für den plutarchischen Ton, ein wenig zu kühn. Doch gestehen wir gerne, daß vielleicht nur eine zu beschränkte Ansicht der Dinge uns verhindert, selbst die gerügten Stellen schön zu finden. Anstatt nun noch andere Stellen mühsam aufzufuchen, wo uns Einiges nicht ganz gefiel, ge-

ben wir lieber eine etwas längere Probe aus der Übersetzung des Hn. B. selbst, und stellen sie der *Kaltwasser*'schen gegenüber, damit sich Jeder von der Wahrheit dessen, was wir zum Lobe der ersten gesagt haben, desto leichter überzeugen könne. Wir wählen dazu eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des *Cajus Gracchus* Cap. 15, wiewohl jede andere sich zu diesem Zwecke eben so gut eignet:

#### Bredow.

Im Herausgehen trat ihm an der Thüre seine Frau entgegen, an der einen Hand haltend das Kind, mit der anderen ihn selbst: Nicht zur Rednerbühne; sprach sie, o *Cajus*! entlasse ich dich heute als Volkstribun, wie vormals, und Gesetzgeber, noch in einen ruhmvollen Krieg, daß wenn du menschliches Schicksal erführest, du mir wenigstens eine geehrte Trauer nachließe: nein, den Mörder des *Tiberius* giebst du dich hin, unbewaffnet in edler Absicht, damit du lieberledest als thuest; aber du wirst umkommen, ohne allen Gewinn für das Gemeinwohl. Geseigt hat schon die schlechtere Sache; mit Gewalt und Eisen entscheiden sie schon das Recht. Wenn bey *Numantia* dein Bruder gefallen wäre; wäre nach einem Vergleich sein Leichnam uns zurückgegeben worden: jetzt aber werde wahrscheinlich auch ich irgend einen Fluß oder ein Meer ansehen müssen, mir zu zeigen, wo irgend dein Leib bewahrt werde. Denn wie kann man noch den Gesetzen vertrauen oder den Göttern, nach der Ermordung des *Tiberius*?

#### Kaltwasser.

Als er eben zur Thüre hinausgehen wollte, warf sich seine Gemahlin vor ihm nieder, hielt mit der einen Hand ihn selbst, mit der anderen ihr kleines Kind, und sprach zu ihm: Jetzt entlasse ich dich, mein *Cajus*, nicht wie sonst, um als Volkstribun oder Gesetzgeber auf die Rednerbühne zu gehen, auch nicht einmal in einen ruhmvollen Krieg, damit ich dich wenigstens, wenn dir auch ein Unfall begegnete, mit Ehren berauern könnte: nein, du lieferst dich selbst den Mörder des *Tiberius* in die Hände. Daß du unbewaffnet hingehst, um lieber Unrecht zu leiden, als zu thun, ist zwar schön und löblich, aber du wirst dich ohne den geringsten Vortheil für den Staat aufopfern. Denn die schlechtere Sache triumphirt jetzt; Schwerdt und Gewalt entscheiden in den Gerichten. Wäre dein Bruder vor *Numantia* gefallen, so hätten wir doch seinen Leichnam noch durch Vergleich wieder bekommen können; nun aber werde ich vielleicht einen Fluß oder das Meer ansehen müssen, um mir zu entdecken, wo dein Körper verborgen liegt. Denn wie kann man nach des *Tiberius* Ermordung noch auf die Gesetze oder auf die Götter ein Vertrauen setzen?

Man vergleiche beide Übersetzungen mit dem Original, und man wird finden, daß Hr. *Bredow* bey nahe nach derselben Wortfolge übersetzte, wie wir sie im Plutarch finden. Aber wie viel kräftiger und kürzer spricht die *Licinnia* bey Hn. *Bredow*, als bey Hn. *Kaltwasser*? Noch größer ist die Verschiedenheit beider Übersetzungen in anderen Stellen, und man glaubt bey nahe zwey verschiedene Schriftsteller zu lesen, wenn man den Plutarch in diesen beiden Übersetzungen der Reihe nach liest. Fast überall ist bey Hn. *Bredow* der Sinn der Urschrift richtiger ausgedrückt, kräftiger und kürzer dargestellt. Möchte es ihm doch gefallen, uns noch mehrere in eben dem Geiste übersetzte Lebensbeschreibungen des Plutarch zu geben!

Noch bemerken wir, daß Hr. B. in seiner Übersetzung manche Änderungen des griechischen Textes, die er sich in der Schulausgabe erlaubt, und wozu ihn

Reiske verleitet hatte, jetzt mit vollem Rechte zurückgenommen, und dagegen manchen anderen Lesarten, die er früher nicht aufzunehmen wagte, jetzt in dem Texte eine Stelle gestattet hat. So liest er jetzt Timol. 14 *ὁ τότε καιρὸς* für *ὁ πώποτε καιρὸς*; Timol. 16 *ὁρῶντας* für *ὁρμῶντας*. Timol. 26 hat er *τὸν ἐπισφαλῶς νοσοῦντα* nicht überfetzt, und die Worte, wie es scheint, als Glosse betrachtet, worin wir ihm beypflichten. Timol. 37 liest er *ἦς* für *οἷς* und *ἐπιδῶν* statt *ἐπιδίειν*. Philop. 12 ward *πολίτας* erhalten, wofür Hr. B. sonst *πελάτας* zu lesen wünschte. Philop. 13 ist die andere Lesart *τῶ — ῥηθέντι* statt *τὸ — ῥηθέν* aufgenommen. Philop. 16 *φρονήσαντας* für *φρονήσαντας*. Caj. Gracoh. 16 ist

die alte Lesart *ἐπὶ τοῦτοῖς κατιέναι πάλιν*, *ἢ μὴ κατιέναι* statt Reiskens Conjectur, *ἐπὶ τοῦτοῖς μὴ κατιέναι πάλιν* mit Recht wiederhergestellt. Brut. 46 hat Hr. B. Dufouls Conjectur *μηχανώμενοι* statt *μαχόμενοι* zur Lesart des Textes erhoben. Zum Schlusse halten wir es noch für Pflicht, ein paar Sinn entstellende Druckfehler anzuzeigen. Philop. 4 lese man: *wie an Flüssen, Gräben, in engen Wegen die getrennete und wieder vereinete Phalanx leiden und sich stellen könnte* u. s. w. statt: *und wie an Flüssen, Gräben, engen Wegen in getrennete und wieder die vereinete Phalanx leiden und sich stellen könnte*. Brut. 15 lese man: *die Grösse der Angst* statt: *Angst der Grösse*.

F. C.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GAIECHISCHE LITERATUR. 1) Oldenburg, b. Stalling: *Ankündigung einiger Abschiedsreden durch Chr. Wilh. Ahlwardt*, des oldenb. Gymn. ersten Prof. u. Rector. *Voran Bemerkungen über Ilias* 15; 18 — 21. 1805. 12 S. kl. 4.

2) Ebendasselbst: *Ankündigung einiger Abschiedsreden u. s. w. durch Chr. Wilh. Ahlwardt*. *Voran Bemerkungen über einige Stellen griech. Dichter, vorzüglich in Rücksicht des Sylbenmaßes*. 1807. 10 S. kl. 4.

Bey der gewöhnlichen Gedankenleere und Geistesarmuth unserer Schulschriften, die alles geleistet zu haben meinen, wenn sie in blumigem Latein und mühsam aus alten Dichtern zusammengestoppelten Phrasen einher stolziren, kann es nicht anders als erfreulich seyn, wenn ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit und gewandtem Geiste, den äußerlichen Prunk verschmähend, diesem fast verrufenen Geschäft wieder zu Ehren hilft.

No. 1 hat die metrische Berichtigung eines homerischen Verses, *Ilias* 15, 18:

*ἢ οὐ μέμνη, ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, ἐκ δὲ ποδοῖν etc.*

zum Hauptgegenstand. Die 16 Hexametercaesuren der alten Grammatiker, so wie Hermann's Capitel über den heroischen Vers verwerfend, nimmt Hr. A. einen einzigen Hauptabschnitt (*τομή*), caesura bey den genaueren Grammatikern) an, der allemal in den dritten Fuß fällt, und bald männlich, bald weiblich ist, das erstere bey den Römern, bey den späteren Griechen das letztere überwiegend. Hievon wird die einzige Ausnahme gestattet, daß die Caesur, statt in den dritten, in den vierten Fuß fällt, wo sie allemal männlich seyn muß, mit der Beschränkung jedoch, daß der dritte Fuß dann kein voller Dactylus seyn, und also die männliche Caesur im vierten Fuß nie nach einem einsylbigen Wort fallen darf. Der Vers:

*μάντι κακῶν, οὐ πώποτε μοι || τὸ κρήγυν εἶπες*

würde also kein ächter Hexameter seyn, wenn man nicht das *οὐ πώποτε* in *οὐπω ποτε* oder *οὐ πω ποτε* ändern, oder auch, mit Elidierung der *ultima*, *μοι* schreiben will. Den deutschen Dichtern werden indeß „aus Barmherzigkeit“ Verse wie der Klopstock'sche:

Wende dich weg, wehmüthiger Blick || von der Angst des Erduld's,

erlaubt; auch finden sich dergleichen sowohl bey Voss, als bey Schlegel. Rom. 9, 51, 75, 109, 113. — Dieser Canon ist, unserer Meinung nach, dahin zu berichtigen, daß die männliche Caesur im vierten Fuß auch zugleich im zweyten Statt haben aufs, wie in

*οὐκ ἀγαθὸν || πολυκοιρανίῃ· || εἰς κοίρανός ἐστιν*

*Ilias* 2, 104. Aus griechischen und römischen Dichtern ist uns nur eine einzige Stelle gegen diese Regel, *Ilias* 24, 339, bekannt: unter den Deutschen nehmen es auch die trefflichsten

Verskünftler nicht so streng. S. Vossens *Horaz. Epist.* 1, 19, 49. 2, 1, 241.

Nach jener metrischen Bemerkung ist der Vers:

*ἢ οὐ μέμνη, ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, ἐκ δὲ ποδοῖν etc.*

durchaus corrupt: auch scheint er im Alterthum schon für verdorben gegolten zu haben; mindestens finden sich in den Handschriften verschiedene Lesarten, deren aber keine den kranken Fleck trifft. Bentley — von dessen Papieren über den Homer Hr. A. bemerkt, es sey zu bedauern, daß sie nicht in bessere Hände, als in die des göttinger Herausg. der *Ilias* gekommen seyn — scheint zuerst das Monströse des Verses gefühlt zu haben, dem er durch die von Heyne ganz und gar nicht verstandene Conjectur: *τς κρέμω* (*scilicet ut Ionicum esset* setzt Heyne T. 7, p. 7 hinzu, als ob ein Verbum mit dem Augment nicht ionisch wäre) abhilft. Hr. A. aber urtheilt von diesem Vorschlag wie von dem des Recensenten der Göttinger *Ilias* (*Jen. Allg. Lit. Ztg.* 1803. S. 331): *ὅτε πρ κρέμω* (wo die Aenderung des *τς* in *πρ* unnöthig ist. S. Hermann ad Viger. p. 796. *Damm. lex. Homer.* p. 414), daß die schon verkürzte Form *ἐκρέμω* durch Wegwerfung des Augments und Zusammenziehung in *κρέμω* den Hörern des alten Sängers, die nicht Zeit hatten, am einzelnen Wort zu verweilen, durchaus habe unverständlich werden müssen. Hierin können wir Hr. A. indeß nicht geradezu beystimmen. Da nach Fischer zu Weller T. 3. p. 120 die Form *ἐκρέμω* unbezweifelt, und nicht eben ungewöhnlich ist, sehen wir nicht, was sich gründliches gegen die Wegwerfung des Augments einwenden läßt, auch kommen ja in unseren Volksgesängen Worformen und namentlich Verkürzungen vor, die uns allerdings nicht gleich verständlich sind, aber theils durch wiederholtes Hören, theils aus dem Zusammenhange klar werden. Das läßt sich auch von den homerischen Gesängen annehmen. Überdies kann hier der in der Aris stark angeschlagene Laut *ε* fortönend gedacht werden. Endlich würde es nicht schwer werden, aus dem ionischen Dichter noch gar manche Formen bezubringen, die abweichender zu nennen sind, als unser *κρέμω*. Erinnert doch das *ge*, welches den deutschen Participiis perfecti angehängt wird, aufs vollkommenste an die griechische Reduplication, und wem, der nur das Wort *gebissen* kennt, kann es unverständlich seyn, wenn der Zigeunerbube im *Götz von Berlichingen* schreit: *Hamster hat mich bissen*. — ? Da Hr. Hermann nun das *τς* mit nachfolgendem *δὲ* hinreichend vertheidiget hat: so sind wir sehr geneigt, Bentley's Vermuthung für die ursprüngliche Lesart zu halten. — Indes wollen wir auch Hr. A. Vorschläge mittheilen. Da ihm auch die Verbindung der Sätze: *ὅτε τς κρέμω — ἐκ δὲ ποδοῖν ἦνα* etwas ungelenk scheint, und er in der ersten Hälfte ein dem *ἦνα* entsprechendes transitives Verbum vermisst: so conjicirt er: *ὅτε σὺ κρέμας ὑψόθεν*, wogegen aber die wichtige Bedenklichkeit eintritt, daß der Schlussvocal der ersten Person des Aoristus primus wegen Verwechslung mit der dritten schwerlich elidirt werden darf. Ferner, aus der

von alten Grammatikern erwähnten Form *πρόμοι* ein Activum bildend, *ὅς ἐς πρόμα* etc., oder endlich, nach Homers Weise, die nämlichen Worte wiederholend: *ὅς ἐψι σὺ πρόμα*. — Einige beyläufige Bemerkungen, als S. 4 über die Zusammenziehung des *η* *ου* zu einer Sylbe, übergehen wir.

No. 2 beschäftigt sich mit der ebenfalls metrischen Bezeichnung eines Verses des Aeschylus Eumeniden. 289. Herm. (291. Ed. Schütz maj.)

*Σραυὸς ταυούχος ὡς ἀνὴρ ἐπισκοπῇ.*

Das Wort *ταυός* hat, wie seine Derivativa, das *α* in der Stammsylbe lang. Viele Beyspiele davon finden sich bey Dawes. *miscell. crit.* p. 248 aus den griechischen Dichtern gesammelt. Hr. A. theilt diese, mit einigen vermehrt, mit, und führt nun auch drey Verse an, in denen das *α* offenbar kurz gebraucht ist. Ilias 23, 160. Aristophanes Ritter. 259. Br. Lyssistrate, 103, von denen aber die beiden ersten durch scharfsinnige Verbesserungen einsichtsvoller Herausgeber bereits mit der allgemeinen Regel ausgeglichen sind. Über die Stelle der Lyssistrate freylich genügt Hn. A's. Ausweg, Aristophanes wolle den komischen Eindruck dadurch verstärken, daß er die Lakedämonierin Lampito „ihr breites Peloponnesisch plappern lasse“, etwa wie in Theokritos Adoniazufen 92, keineswegs. Denn gerade die Verkürzung einer gewöhnlich langen Sylbe wäre in dorischem Munde schlecht charakteristisch, und paßt gar nicht zu dem

*ἐκκαυσσύνει πλατεῖσδοισαι ἄπαντα.*

Wir möchten viel lieber mit Brunk annehmen, das Wort *ταυός* habe in seiner Quantität eine Ausnahme von den übrigen dieser Familie gemacht, und sey vom zweyten Aorist *ἐταυον* zu deriviren; wogegen jedoch der anapästische Monometer: Aeschyl. Agam. 110. Sch. *ἐμφρονε ταυόν*, wieder bedeutende Zweifel erregt. Könnte indeß die Möglichkeit einer kurzen Penultima in *ταυός* dargethan werden: so folgte daraus, daß diese Sylbe auch in dem nicht weiter vorkommenden *ταυούχος* kurz seyn dürfe.

Da aber Aeschylus das Alpha in *ταυός* und *ταυόν* wiederholt lang gebraucht, und die Einwendung der Stelle aus der Lyssistrate noch wenig begründet ist: so thut Hr. A. einen doppelten Vorschlag, dem Vers in den Eumeniden durch eine bloße Versetzung der Worte zu Hülfe zu kommen:

*ταυούχος ὡς ἀνὴρ ἐπισκοπῇ Σραυός*

oder auch, was ihm besser gefällt:

*ἐπισκοπῇ ταυούχος ὡς ἀνὴρ Σραυός.*

Hierauf bringt Hr. A. noch einige Bemerkungen über die Cäsur nach dem dritten Fusse bey, die wir dankbar aufnehmen würden, da unsere Metriker hierüber noch keine Untersuchungen angestellt haben, wenn nur Hn. A's. Resultate etwas gediegener wären. Er sagt aber nichts weiter, als daß es sowohl reine als unreine Alexandriner gebe, in deren letzteren der Einschnitt des Verses mit dem der Rede nicht zusammenstösse, wogegen in den ersten die logische und metrische Cäsur Eine sey: und giebt uns dann das Resultat, daß völlig der dritte Theil aller Senare im Aeschylus und Sophokles Alexandriner sind. Es fänden sich nämlich in den 50 ersten Versen des König Oidipus 22 Alexandriner, und 100 dergleichen in den 200 ersten Trimetern des gefesselten Prometheus.

Die Unrichtigkeit des Gebrauchs, den Hr. Ahlwardt hier vom Alexandriner macht, nur andeutend, wollen wir bey einer Inconsequenz verweilen, die bewirkt hat, daß das Resultat vom Verhältniß des Trimeter mit der Cäsur nach der dritten Arsis zu denen ohne diesen Einschnitt ganz unrichtig ausgefallen ist. — In dem ersten der hier angezeigten Programme wird Hermann hart dafür gelassen, daß er in seinen beiden Metriken von 16 Cäsuren des Hexameters spricht, welches Versehen richtig aus der Verwechslung von *τομή*, *caesura*, *Abchnitt*, mit *κόμα*, *ἀκρόμα*, *incisiones*, *Einschnitte*, hergeleitet wird. Aber wie kommtes, möchten wir fragen, daß Hr. A. ihn etwas hart zurecht weisen, und dennoch zwey volle Jahre darauf denselben Irrthum begehen konnte? — Rec. hat bey Lösung des Aeschylus und

Sophokles im Trimeter — wie im heroischen Hexameter — immer nur Einen Hauptabschnitt gefunden, die bekannte *Penthemimeris*: Eumenid. 1.

*πρώτων μὲν εὐχῇ || τῇδε προσβύμ Σαῶν.*

Es bedarf keiner mühseligen Zählung, um das Vorherrschende derselben darzuthun. — Von dieser Cäsur findet man — dem Hexameter ganz analog — soviel wir wissen, nur Eine Ausnahme Statt, daß der Abschnitt von der dritten nach der vierten Arsis verlegt wird, die *Hephthemimeris*: Prometh. vincit. 1.

*χθονὸς μὲν εἰς τηλοῦρόν || ἤκομεν πῶδον.*

Nun finden sich freylich Verse, wie der von Herm. de metr. S. 148 aus dem Aeschylus angeführte *Prom. vincit. 366.*

*Πηλασγία | διδίσταται | θηλυκτόνω;* — falls Brunk richtig emendirt hat — die keine beider Cäsuren haben; aber diese sind so selten, daß sich nicht viel ähnliche auffinden lassen, und der Kritiker also durchaus kein Recht hat, solche neu zu bilden. Im Prometh. vincit. finden sich nicht mehr als drey ohne diese Cäsur: 617. 645 und 866, von denen der letzte überdies durch neuere Kritiker erst um den gewöhnlichen Tact gekommen ist: etwas häufiger zwar sind sie in den übrigen äschylischen Tragödien, besonders in den Persern und der letzten Hälfte des Agamemnon. Doch werden bey einer gründlichen Bearbeitung des Tragikers noch gar manche von diesen verschwinden. Denn ein Theil krankt zugleich an anderen Gebrechen, als Prometh. 866. Sept. adv. Theb. 125. Pers. 327. Agam. 1076. 1263. 1278. 1610. Choeph. 1. Eum. 478, und ein anderer besteht aus wahren metrischen Ungeheuern, als Agam. 952. Eum. 26. Suppl. 413 die entweder verdorben sind, oder beweisen, daß Aeschylus nicht eben überall seine Verse so fleißig arbeitete, wie im Prometheus durchgängig geschehen ist. Noch feltener natürlich sind sie bey Sophokles, in dessen längstem Trauerspiel, dem Oidipus auf Kolonos, nur vier Beyspiele vorkommen: 372. 575. 1317. 1542; in den Trach. fünf, denn 435 und 555. Erf. sind corrupt u. s. w.

Was nun die 22 sophokleischen und die 100 äschylischen Verse anlangt, die Hr. A. so schnell zur Bestätigung seiner Verbesserung gefunden haben will, und aus denen sein wahrscheinlich jedem gleich auffallendes Resultat geflossen ist: so bedauern wir, erklären zu müssen, daß unter allen hundert zwey und zwanzigen nur Ein einziger beweist, was er beweisen soll; dieser aus dem König Oidipus: 46

*13' ὃ βροτῶν ἄριστ' | ἀνδρῶσιν πόλιν.*

denn in allen anderen liegt die Cäsur nach der Penthemimeris oder der Hephthemimeris, und wenn zugleich die dritte Arsis ein Wort endigt, so ist das, nach Hn. A. eigener, richtiger Unterscheidung, nur eine *Incisio*. Wie war es möglich, daß der scharfsinnige Mann Verse, wie

*ὕψηλοκρήμους || τὸν | λωργὸν ὀχμέσαι. Prom. vincit. 5.*

oder wie

*ἐμφρημ' ἀνηκουστῶν | δι' || τῶν πατρὸς λόγων. das. 40.*

für gleichtönend mit dem feinigem

*ταυούχος ὡς | ἀνὴρ | ἐπισκοπῇ Σραυός*

ausgeben konnte? — Uebrigens wollen wir unsere Ansichten von den Ab- und Einschnitten des Trimeters weder für schon reif, noch vollständig erklären, und enthalten uns also auch der Ahlwardtschen Conjectur geradehin ein *nigrum ius* zuzuthellen. Zur Zeit geben wir also Hn. Ahlwardt zweytem Vorschlag, der eine richtige Hephthemimeris hat, entschieden den Vorzug, und glauben die Stelle durch ihn glücklich geheilt.

Wir berichtigen zum Schluß noch den fast unbegreifliche Druckfehler, daß S. 4 statt des Verses:

*χάλασον Ἦδωνῶν ταυὴν ἀνεπλάστατο*

*Epigr. adesp. 297. 2. Anal. Brunkii T. 3. S. 213* ein anderer gar nicht hieher gehöriger steht.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 D E C E M B E R, 1808.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

BERLIN, in Commission b. Maurer: *Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Pönulus des Plautus*. Drey Programme von *Johann Joachim Bellermann*, Doctor der Theol. u. Philos., Director des berlin. cöllnischen Gymnasiums, und der davon abhängigen Schulen u. s. w. I Stück. 1806. II Stück. 1807. III Stück. 1808. Zusammen 206 S. 8. (16 Gr.)

**Hr. D. Bellermann** verdient für diese gelehrte Untersuchung den wärmsten Dank aller Alterthumsforscher, und selbst diejenigen, welche noch in dem durch *Adelung's Mithridates* neulich wieder genährten kritischen Unglauben befangen sind, werden wenigstens so viel eingestehen müssen, daß Hr. B. einen hohen Grad von Gelehrsamkeit und Scharfsinn in der allgemeinen Begründung und partiellen Durchführung seiner Hypothese gezeigt habe. Rec. bekennt aufrichtig, daß er das Punische im Plautus lange Zeit für weiter nichts als ein Spiel des Witzes und einen von Plautus selbst erfundenen punischarigen Jargon gehalten habe. Er verglich mit diesem: *Itholonim valonoth* u. s. w. die mesopotamische Rede, welche *Holberg* in seinem Ulysses von Ithaka dem Ambassadeur Chilian in den Mund legt, und meinte, der Schatten des schalkhaften Komikers würde nicht wenig ergötzt werden, wenn ein Kritiker in seinem *Skjolski dolski podolski, spaelamdisimo renkalavet, speckavet* u. s. w. einen schätzbaren Überrest der ausgestorbenen mesopotamischen Sprache fände! Die Wahrnehmung, daß Aristophanes in seinen Acharnensern dem Pseudartabas einige persische Worte sagen läßt, konnte Rec. in seinem Glauben nicht irre machen, indem dort der Fall offenbar ganz anders ist. Allein dieser kritische Skepticismus ist durch die vortiegende Untersuchung völlig niedergeschlagen worden, und Rec. stimmt dem Vf. bey, wenn er sich für überzeugt hält, „das Räthsel gelöst zu haben“, und wenn er behauptet: „Irre ich mich, daß ich das Punische, welches zwey Punier und eine Punierin spricht, für erklärbar halte, und ist im Gegentheil die Äußerung Anderer, namentlich *Adelung's*, gegründet, daß die Stellen im Pönulus nichts als Worte ohne Sinn, Laute ohne Verstand sind: so muß man es für das größte Wunder halten, wenn aus solchen willkürlich zusammengeworfenen Phrasen nicht allein ein verständiger Sinn, sondern gerade derjenige Sinn herauskommt, der in dieser Verbin-

dung erwartet wird“ (III. S. 3). Wären bloß die 16 Verse aus *Act. V. Scen. I* vorhanden: so könnte man „die Übersetzung wie den Quotienten eines Divisions-Exempels betrachten, bey welchem die Probe durch die Multiplication, zur Überzeugung von der Richtigkeit des Verfahrens und der Rechnung selbst, nicht gestattet wird.“ Allein die einzelnen Verse, Phrasen und Wörter, welche *Scen. II u. III* vorkommen, und in den lateinischen Dialog gliederweise vertheilt und mit demselben aufs innigste verkettet sind, lassen gar keinen Zweifel mehr übrig, sobald, was hier überall mit größter Sorgfalt und Genauigkeit geschieht, bey jedem Worte Wurzel, Bildung, Sprachgebrauch und Beweistelle nachgewiesen wird.

Hr. B. giebt I, 14—21 (vgl. II, 3—4) ein vollständiges Verzeichniß der Schriftsteller, welche die punischen Stellen im Plautus erläutert haben. Für den ältesten hierunter erklärt Hr. B. den *Anonymus*, welcher die ersten 10 punischen Verse in der ersten Scene in 11 lateinische Zeilen zu übersetzen versuchte. Diese Übersetzung, welche in unseren Ausgaben gleich hinter dem punischen Texte steht, wird gewöhnlich für eine von *Plautus* selbst verfertigte gehalten. Der Vf. zeigt I, 19—20, und II, 42 ff., daß diese Annahme die höchste Unwahrscheinlichkeit enthalte: Zu welcher Absicht sollte Plautus, der ja nicht für Leser, sondern für's Theaterschreib, das Punische übersetzen? Sollte es mit recitirt werden? Und warum übersetzte er nicht Alles, sondern nur den Anfang? Das Schwerste ist die zweyte und dritte Scene; hier sind wir ohne Hülfe. Auch ist die Übersetzung in einzelnen Puncten nicht nur mangelhaft, sondern auch unrichtig. Endlich ist auch der lateinische Styl wahrhaft anti-plautinisch (I. 20). Man muß daher annehmen, daß ein späterer Autor, der Etwas für die Erklärung dieses Punischen thun wollte, dies *Quid pro quo* beyfügte, in der Folge aber, da er sich der Arbeit nicht gewachsen fühlte, lieber aufhörte. „Übrigens, heist es II, 43, ist uns jene frühe anonyme Dollmetschung der zehn ersten Verse sehr schätzbar, weil sie uns eine alte Ansicht der Sache liefert, und die Wahrheit neuerer Versuche bestätigt. In sofern entsteht natürlich der Wunsch, daß derselbe unbekannte Verfasser auch alles Übrige auf seine Art übersetzt haben möchte.“ Unter den übrigen Erklärern wird dem berühmten *Sam. Bochart* mit Recht der Vorzug eingeräumt. „Er kam, meines Erachtens, der Wahrheit näher, als alle Vorgänger. Da er aber weder die sechs letzten Verse der ersten Scene, noch die siebenzehn ein-

D d d d

J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.



zeilen Phrasen der zweyten und dritten Scene berührt: so sieht man, daß er nur einen Theil des Weges betrat."

Von einem anderen Erklärer sagt Hr. B. I, 17: „Georg Heinrich Sapphinius, nach Anderen Sapphinius, hat diesen Gegenstand in einer *Commentatio philol.* Leipzig 1713. 8, aus dem Aramäischen erklärt. Aller angewandten Mühe ungeachtet, habe ich diese Schrift weder aus den Buchläden, noch aus Bibliotheken erhalten können, kann also auch nicht darüber urtheilen.“ Dieselbe Klage wird II, 4 wiederholt. Rec. besitzt diese selten gewordene kleine Schrift. Sie führt den Titel: *Commentatio philologica, qua nobilis linguae Carchedonicae reliquiae ab Acc. Plauto Sarfin. Actu V. Sc. I et II fabulae, quae inscribitur Poenulus, adservata explicatur et ad dialectum Aramaeam refertur a Georgio Henrico Sapphynio.* Lipsiae apud J. Christ. Martini 1713. 48 S. 8. Der Vf. schickt seiner Erklärung selbst folgende acht Thesen voraus: 1) *Phoenicum et origo et appellatio ab Edomo gentis conditore deducenda.* [Von אדומי (*rubentes*) sey Φοινίκες die Übersetzung; die Ableitung von כנעני, כנע oder כנע, welche schon *Beza's Hist. Lib. I* mache, sey unrichtig. Hr. B. dagegen vertheidiget I, 7. III, 5 u. 6, jene ältere, besonders von Bochart (*Geogr. sacr. Lib. IV, c. 34*) gut unterstützte Herleitung, wofür er III, 6 noch eine artige, vom Hn. Prof. Buttman mitgetheilte Bemerkung beybringt: die Endigung *mes* in Φοινίκες sey bloß Bildungsstylus des Pluralis, und *κ* gehöre nicht zum Stammworte, wie der identische Name *Poeni* anzeige; so heiße also das Volk Φοινι oder Phomi, und Φνα entstand aus χνα, weil die Aspiratae in einander übergehen. Beide Vff. bauen viel auf ihre Etymologie: der eine, den Hebraismus; der andere, den Aramäismus.]. 2) *Hi Phoenices Tyrum condiderunt.* 3) *Horum ἀποπόλις et colonia est gens Poenorum in Africa.* 4) *Hi linguam Phoeniciam in Africa propagarunt.* 5) *Hujus tamen linguae nihil fere hodie superest literariorum momentorum, nec an vel in regno Snatta, vel insula Malika ejus usus obtineat, certo scitur.* [Hr. B. giebt I, 13 ff. Nachweisungen über die sparlämen punischen Sprach-Überreste. Beide Vff. haben der vielen punischen Wörter und Redensarten nicht erwähnt, welche man bey Josephus (z. B. *Antiqq. VIII. c. 5. §. 3*), Hieronymus, Augustinus (welcher, als ein Eingeborner, diese Sprache verstand), Terent. Varr. Festus u. a. angeführt und erklärt findet. Hr. B. würde sich durch einen Nachtrag, worin diese Überreste gesammelt und kritisch beleuchtet würden, sehr verdient machen.]. 6) *Punica Plantina, licet turpiter librorum inscitia deformata, et a Sam. Bocharto et erud. Petito impari successu explicata, origines suas Phoenicias quodammodo referunt, Aramaeae dialecto, quam Ebraea propria.* [Der ganze dürftige Beweis beschränkt sich auf Jes. 21, 11 und *Sal. Jarchi* zu Obad. V. 6. Hr. B. führt seinen Beweis des Hebraismus ungleich besser. Sein Resultat ist III, 4: „Daß das Punische zu Plantus Zeit von dem Hebräischen zu Esra's oder

Nehemia's Zeiten (welche ungefähr 300 Jahre von einander lebten) in der Hauptsache nur wenig verschieden gewesen sey.“] 7) *Verfu ea scripta sunt, sed eo, qui modulationi Orientalium congruus est.* [S. begnügt sich damit, zu zeigen, daß im A. T. ein Metrum sey, und schließt S. 32: „Tale quoque Plantini carminis nostri eidos est, cujus poeseos rationes, forsitan alio loco explicari poterunt!“] Wahrscheinlich wußte der gute Sapphyn nicht, daß schon 1688 der berühmte Clericus die zehn ersten Verse für Reime erklärt hatte, welche so klangen:

Chi-mithkam milchi  
Oumithdabre isko  
Bnoth scheninghhou li  
Quben achi u. s. w.

Auf eine solche Metropoeie hat Hr. B. Verzicht geleistet!] 8) *Character Somronco seu Samaritanis proprio, descripta fuisse probabile est, vel etiam Syrorum Estrangelo P fessit o dicto etc.* [Bey der Erklärung selbst aber sind, wie bey Hn. B., die punischen Wörter in unserm jetzigen hebräisch-chaldäischen Quadrat-Typus abgedruckt.]

In der auf diese Einleitung folgenden Erklärung zeigt Sapphyn zwar zuweilen viel Scharffinn und Sachkenntnis, aber wenig philologische Genauigkeit; sie geht bis zur III Scene. Hier bricht S. mit den Worten (S. 45) ab: „Quae autem Sc. III. Gidenones et filii (vielmehr *filiae*, denn es sind punische Mädchen) salutantium verba sunt. Aesculapii opem expectant, nobis certe avoxra. Nisi forte tempus nos plura edacebit.“ Dieser Aesculapius ist nun in Hr. B. erschienen, welcher nicht nur zuerst alle punischen Wörter und Redensarten des Poenulus übersetzt und erklärt, sondern auch seine sämtlichen Vorgänger an philologischer Gelehrsamkeit, an gesundem Urtheil und Geschmack weit übertroffen hat. Wir theilen den Lesern jetzt einige Stellen zur Probe mit, und begleiten sie mit einigen Erläuterungen.

Wir haben schon angeführt, daß Hr. B. das Punische durchaus aus und nach dem Hebräischen erklärt. Er betrachtet diese Stellen gerade so, als ob sie rein-hebräisch wären, und wendet mit größter Rigorosität alle Regeln der hebr. Grammatik auf sie an. Fast scheint es, als ob er hiebey etwas zu weit gegangen und sich zuweilen die Sache zu sehr erschwert, auch wohl die Erklärung etwas zu weit hergeholt habe. Verschiedenheiten in Formation, Flexion, Construction, Pronuntiation u. s. w. kann man immer annehmen, und dennoch eine größere Harmonie mit der hebräischen Sprache als mit der aramäischen und arabischen annehmen. Daß demungeachtet auf die verwandten Dialekte fleißige Rücksicht genommen werden muß, versteht sich von selbst. Dies geschieht ja ohnedies schon bey der Erklärung der hebräischen Schriftsteller selbst, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Lizenz hier noch größer seyn müsse. Nach unserm Dafürhalten hat Hr. B. bey seinem Hebraismus darin eine Inconsequenz gezeigt, daß er nicht den Samaritanen-

seiner Schrift - Typus wählte, welcher doch der alt-hebräische ist und mit den verschiedenen phönici-schen Alphabeten auf Bünner's Vergleichungs - Ta-feln die größte Ähnlichkeit hat.

Die ersten 6 Verse aus Act. V, Sc. I. lauten nach Hn. B. maforethischer Punctuation und Trans-cription so: *Eth — elionim veejoneth siccarthi ha-mocan soth, chi vachaf jithammu mazlach midabro; km isht; Labo haucot es ben achi jedidi ubnothai, bruch vabshel elionim ubimschurathem. Berem motho cha-noth ethi helech Antidamarchon; isch schefada li; bram thppal eth chajil schichnatham lejiphah.* Diese Worte wer-den so überfetzt: „Den Göttern und Göttinnen will ich opfern, die diese Stadt beschützen, wenn sie meine Ge-schäfte begünstigen, wenn mir mein Plan durch ihre Hülfe gelingt, mein geliebten Neffen und meine Töch-ter wieder zu finden! Doch das kann nur durch der Göt-ter große Macht und durch ihre Vorsehung geschehen. Der gute Antidamarch, einst mein Gastfreund, ist leider todt! Er liebt mich — (nach einer Pause) Doch er ist jetzt im Kreise der glücklichen Edeln.“ Unter dieser etwas freyeren Übersetzung steht auch noch eine ganz wörtliche, und hierauf folgen die philologischen Anmerkungen, worin jedes Wort grammatisch und exegesisch erklärt wird. Bey dem Worte *siccarthi* konnte die Bedeutung *opfern* ohne weiters Deduction angenommen werden, da sie die gewöhnliche ist. *Isht* (ישת) wird von *esht* (אשת) abgeleitet, welches im Chald. Rabbin. und Talmud. *Audium, res, negotium* u. s. w. bedeute. Rec. ver-mißt hier den reinen Hebraismus, worauf der Vf. doch sonst so viel hält; auch hat schon *melachah* die Bedeutung *negotium*. Sollte nicht *chishi* (חשי) meine Kraft, in dem Sinne: die Götter werden, zur glück-lichen Ausführung meines Geschäftes, meine Kraft unterstützen — vorzuziehen seyn? Oder will man lieber *אחי* *Frat. Hiph. v. אבא libab*, (vgl. Ps. 16, 4 u. a. St.) lesen? Dann hätte man zugleich ein Zelt-wort, welches dem vorübergehenden *הוכיח* entspre-che. In Ansehung des *Bräm* oder *Berem*, in alto, i. e. *in caelo*, stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey. Warum sollte eine Vorstellung deshalb unpunisch seyn, weil sie hebräisch ist? „Die Idee, heisst es I. S. 37, daß die Tugendhaften im Himmel glücklich leben, ist im ganzen Oriente sehr alt. Der Grieche und Römer drückte sich hierüber anders aus, wenn er gleich auch vom Olymp und den elyäischen Ge-filden sprach. Der Punier hat die orientalischen Vor-stellungsarten. Es ist ein guter Zug von des Plautus Aufmerksamkeit auf Nationalverschiedenheit.“ Nach Rec. Meinung liegt schon in *חיי ונתינת* und *ענין* eine Rechtfertigung dieser Erklärung. *Sappah* theilt V. 6 so ab: *Is se debrim dyfel yth chyl schon tam li-phol, i. e. Hunc virum dicunt, quod fecerit omne, ad quod aptus erat, ut faceret.*

Vorzüglich glücklich war Hr. B. in Erklärung des Dialogs in Act. V. Sc. II. (2 St. S. 6—39.) Die Worte: *Hanno muthumballe bechaedreanech theilt er* so ab: *Hanno muthim balle bechaedro anach, i. e. Sicis gratiofi, viri domini mei, in intimo meo est angur:*

Vorzethen Sie, meine Herrn, legen.“ Alle Analogen haben, glaubt, daß die Antwort Milp mit *Carthagine, Carthaginiensum* die wahre Übersetzung jener wäre doch auffallend, daß ob- als ein höchst unwissender un-metischer vorgestellt werden so punische Sprachkenntnis sich *Avo* (*salve*), auf das Wort *ru* den Fluch *lachannam* (*ad daem* von er noch überdies einen v-bruch macht), hier den *rec* haben sollte. Das Lächerliche liegt darin, daß er einen Herrn *Muthumballes*, den Vater Hanno's, erschafft, und der Stadt Karthago dem Namen *Chadrenech* beylegt. Da im ganzen Alter-thume keine einzige Stelle vorkommt, woraus er-hellet, daß Karthago auch *Chadrenech* geheissen habe (denn *Καρχιδών* ist doch davon ganz verschieden): so verdient es eine ernstliche Rüge, daß *Bochart, Cellarius, & Anville* u. a. aus unserer Stelle diesen Na-men ohne Weiteres aufnehmen. Wenn Hr. B. die Wörter: *Avo*, *Rufen* und *Lachannam* auch im Texte durch das französische: *Bonjour, Medecins, aus Dia-bles* ausdrückt: so gewinnt zwar gewissermaßen die Deutlichkeit; allein das Ganze erhält dadurch auch einen zu starken Anstrich des Modernen. V. 42 über- setzt Hr. B.: *Me har bocca d. i. was für ein Wicht!* In den Anmerkungen wird diese so erläutert: was ist das für ein Sohn des Jammers oder der Thräne“ (*מה בר בכה*) d. h. was für ein jämmerlicher Mensch! Bekanntlich giebt der ungeschickte Interpret *Milphio* hievon die Deutung: *Miseram esse praedicat buccam* *sibi*. Diese führt auf die Vermuthung, daß der pu-nische Text *mifar* statt *mibar* oder *mebar* gelautet ha-ben möge, wodurch das Wortspiel viel leichter er-klärt werden kann. Daher schlägt Hr. B. auch noch vor: *מה בר בכה*: *quis peregrinus flebilis*, was für ein jämmerlicher Fremdling. Rec. ist in Absicht auf *mi-far* ganz derselben Meinung; aber gegen *מה בר בכה* hat er noch einige Bedenklichkeiten, theils wegen der Pronuntiation, theils, weil *Milphio's* Deutung al-dann doch noch einige Richtigkeit haben würde. Er glaubt, daß an *בוכה* oder *בוקה* *inquit*, *vacitas* gedacht werden müsse. Dieser Wort ist zugleich mit *pu* verwandt, welches von unregelmäßigen, ver-worrenen Reden gebraucht wird (vgl. Jes. 28, 7). *Sappah* hat: *מה בר בכה*; *Me far bocca: quis est pe-regrinus ille seiscitas*; aber die Pronuntiation hat, bey der Ableitung von *בכ*, ihre Schwierigkeiten. Zur Bestätigung der von Rec. vorgeschlagenen Erklärung dient noch, daß *ru* auch von der *lingua barbara* ge-braucht wird. Der Sinn ist: Wer ist der Fremde (*ru peregrinus*, auch in Absicht der punischen Spra-che), der so verworren und albern (einen solchen *Gargon*) redet?

Die folgenden Worte: *Audite, rufen anco istam*, giebt Hr. B.: *St. Hys! Rufen, anco istam d. i. Medecins* (mit Kopfschütteln) *Abracadabra!* Er bemerkt:

dabey: „Milphio giebt sich ferner das Ansehen, punisch zu sprechen, und stammelt einige Laute, an deren Spitze er das Wort *Medici* setzt, und denn einige bedeutenden Worten: *uoco*: Taschenspieler sein: *Tuacus* „, oder *abra cadabra* und dergleichen folgen laßt. Durch Milphio den Sinaua, daß sein *Sappuhn* hat auch dieses *Abra* gesucht: *Rufen mi co is lam* (le-

*gerentur haec hodie: Rufen mi co is lam*): *Medicos, quis de illis intervogat?* Rec. würde kein Bedenken tragen, dieser Erklärung den Vorzug zu geben, sobald man nur annehmen dürfte, daß es die Antwort des Puniers, auf Milphio's *Rufen*, wäre.

Im III Stück, worin *Act V. Sc. III.* erklärt wird, kommen schöne Bemerkungen über den Namen *Giddeneus*, über das aus dem Orient abstammende Wort *tunica* (כחש), *genius* u. a. vor. Die beiden punischen Verse: *Handones illi canon bene si illi in mufins* (V. 22) nach Hn. B. Abtheilung: וְיָרֵךְ הָאֱלֹהִים וְיָרֵךְ הָאֱלֹהִים וְיָרֵךְ הָאֱלֹהִים und V. 23: *Me ipsi et ones totum et aliam naces timus* oder: וְיָרֵךְ הָאֱלֹהִים וְיָרֵךְ הָאֱלֹהִים וְיָרֵךְ הָאֱלֹהִים lauten in der

Übersetzung: „Mein Herr frohlockt, daß Gott die Töchter wieder schenkt (daß er sie nicht dem Tode überlieferte). Auch ich bin froh (wer ist außer mir glücklicher?); der Harun verstimmt. Laßt jubeln uns!“ Gegen die Erklärung des einen oder anderen Ausdrucks ließe sich wohl Manches erinnern; aber im Allgemeinen hat der Vf. den Sinn gewiß sehr glücklich getroffen. Er hat hieby um so mehr Verdienst, da ihm bey dieser Scene noch kein anderer Schriftsteller vorgearbeitet hatte. Wir haben nun an diesem Commentar die erste vollständige mit Sach- und Sprachkenntnis verfaßte Erklärung eines alten Documents, welches als der einzige größere literar. Ueberrest einer höchst merkwürdigen Nation des Alterthums, jedem Freunde und Forscher der alten Literatur von großer Wichtigkeit seyn muß. Daß sich Hr. B. auch bey Erklärung der lateinischen Stellen als einen eben so gelehrten und geschmackvollen Ausleger gezeigt habe, wird Niemand, bey sorgfältiger Vergleichung dieser gelehrten Programme, in Zweifel ziehen. Vorzüglich verdient die Übersetzung, welche einen schönen Mittelweg zwischen zu großer Freyheit und unglücklicher Sylbenrecherchey einschlägt, empfohlen zu werden. A

## KURZE ANZEIGEN.

**Kirchenhistorische.** Salzburg, b. Mayr: *Über die Laien-Communio in der älteren Kirche, und die Reduction der Kleriker zu derselben*; eine kanonisch-historische Skizze von M. Rumpfer. Mit Genehmigung der k. k. österreichischen Censur. 1807. 24 Bogen. 8. (3 Gr.) Rein historisch, wie der Vf. seinen Gegenstand behandelt, sey auch unsere Anzeige davon. *Communio laici* war in der älteren Kirche die Herabsetzung der Kleriker aus der Gemeinschaft des Klerus in die der Laien und eine Strafe für diejenigen Geistlichen, die sich durch einen anstößigen Lebenswandel der Prærogative ihres Standes unwürdig machten. Sie wurden damit noch keinesweges aus der kirchlichen Gesellschaft excommunicirt, genossen vielmehr alle diejenigen Rechte, die den Laien-Christen auch zukamen; aber eine Gemeinschaft, die diesen zur Ehre gereichte, war jenen schon eine empfindliche Schande. Diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes belegt der Vf. mit mehreren Stellen aus den ältesten Kirchenvätern. Aber schon in den ersten 3 Jahrhunderten war den weltlichen Personen der Genuß des Abendmahls nur *extra cancellos chori*, und nachdem es die Geistlichen vor ihnen schon empfangen hatten, verstatet. Einer solchen Theilnahme mußten sich daher auch die ausgestoßenen Kleriker unterwerfen, und als im 15ten Jahrhundert auf dem Kostnitzer Concilio den Laien auch die Kelchreihung verweigert wurde: so schlich sich allmählich eine ganz neue Bedeutung des Ausdrucks ein; es wurde darunter der Genuß des Abendmahls *sub unica specie et extra cancellos*, wie es nur die Laien empfangen, verstanden, wobey die erste und eigentliche Bedeutung ganz in Vergessenheit gerieth. — Die Reduction der Geistlichen zur Laien-Communio in dem älteren Sinn kam in dem Grade außer Gebrauch, in dem der ganze Stand ausartete, weil sonst vom Pabste bis auf den Diakon Niemand mit Ehren darin sich hätte behaupten können. Nur im 16ten Jahrhundert, wo die Reformation die verderbten Sitten des Klerus dem allgemeinen Unwillen

preis gab, erwachte hie und da der alte Gebrauch, bald aber auch späterhin dergleichen wieder ein, daß die Kirche den Klerikern sogar auf ihr eigenes Sitten seltener erlaube, in den Laienstand zurückzutreten.

In neueren Zeiten haben Einige gewünscht, daß diese Degradation in den Laienstand wieder in Ausübung gebracht würde, und der Vf. wünscht es mit ihnen. Die humanste und galanteste Art, es zu thun, wäre, nach unserem Bedenken, die Befolgung des durch die Stimme der Natur noch immer ohne Erfolg aufgedrungenen Raths: Gebt ihnen, statt Jungfrauen, Weiber, damit sie nicht von Haus zu Haus herumschleichen und — Weiber verführen!

A + K.

**Ausländische Sprachkunde.** Berlin, b. Frölich: *The Vicar of Wakefield, mit Aussprache, wörtlicher Übersetzung der ersten Capitel und grammatischen Anmerkungen begleitet.* Von Friedrich Theodor Kuhne, Prof. abendländischer Sprachen auf der Julius-Carls-Universität. 1806. XXXX u. 470 S. Man muß die Mühe und den ausdauernden Fleiß bewundern, womit in dem vorliegenden Werke der Vf. gesucht hat, die Aussprache des Englischen durch den Deutschen gelauffen Lautzeichen auszudrücken. Ob aber bey aller Genauigkeit in der Ausführung der beabsichtigte Zweck erreicht sey, möcht immer noch etwas zweifelhaft scheinen: Rec. wenigstens befürchtet, daß es Anfangern eben so schwer fallen werde, das Englische nach der hier gewählten Lautbezeichnung mit Leichtigkeit lesen zu lernen, als wenn er unter einer guten mündlichen Anweisung sich die englische Schreibungsweise gleich selbst bekannt zu machen, und so die Fertigkeit, mit derselben im gehörigen Töne zu verbinden, zu erwerben sucht. Hier eine Probe von der gewählten Bezeichnungsart der englischen Laut mitzutheilen, verbietet die zum Theil ganz besonders dazu gebildeten Buchstaben. Bw.

## FORTSETZUNGEN.

Freyburg, b. Craz u. Gerlach: *Anleitung zur hatochastischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln.* Von Aug. Theod. Leuchte, Diak. zu Haynichen. 1808. 3ter H. 116 S. 4ter H. 208 S. 8. (1 Thlr.) 8. Rec. d. beiden ersten Hefte. 1808. No. 12.

Halle, b. Kümmler: *Journal für Prediger.* 1808. 33ter H. 1—4tes St. 480 S. 34ter Bd. 1—4tes St. 488 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.) Auch unter dem besondern Titel: *Neues Journal für Prediger.* 33ter Bd. 1—4tes St. 34ter Bd. 1—4tes St.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 DECEMBER, 1808.

## H O M I L E T I K.

1) DRESDEN, in der Waltherfchen Hofbuchhandl.: *Predigten* von M. Christian Karl Gottfried Zeis, Prediger zu Somsdorf, und Mitglied der Societät christlicher Liebe und Wissenschaften. Erste Sammlung. 1807. 146 S. 8. (16 Gr.)

2) STENDAL, b. Franzen u. Grose: *Religionsvorträge größtentheils an Festtagen und bey besondern Veranlassungen und Fällen gehalten*. 1804. 362 S. 8. (20 Gr.)

No. 1 zeichnet sich weniger durch die Auswahl der Hauptsätze der Predigten, oder durch ihre kunstreiche Anlage, als vielmehr durch ihre natürliche, heraliche Beredsamkeit aus; und sie würden in letzterer Hinsicht noch mehr gewonnen haben, wenn der Vf. in der Form und Bildung des Ganzen nicht bisweilen einem naheliegenden, aber schwer zu erreichenden Muster zu ängstlich nachgestrebt hätte. Auch hier beweiset es sich, wie gefährlich es sey, seiner Eigenthümlichkeit zu entsagen, und sich eine fremde Form für seine Denk- und Darstellungsweise aneignen zu wollen. Worauf aber der Vf. bey seinen Vorträgen noch besondere Rücksicht zu nehmen hat, und wo ihm das eben angedeutete Muster glänzend vor Augen steht, das ist das helle, leichte Auffassen der Theile, nebst ihrer natürlichen Ableitung aus dem Texte und ihrer Zergliederung. Gleich die erste Predigt, die (über Joh. IV, 47—54) von dem Vertrauen auf die göttliche Hülfe in den Augenblicken der Angst handelt, giebt Veranlassung, diese Bemerkung zu machen. Dieses Vertrauen wird zuerst nach seiner Beschaffenheit betrachtet, und gesagt, daß es lebendig, thätig, anhaltend und bescheiden seyn müsse. Was man sich aber unter einem lebendigen Vertrauen zu denken habe, ist aus dem, was darüber vorgebracht wird, nicht zu erkennen. Im zweyten Theile derselben Predigt wird von den Wirkungen dieses Vertrauens gesprochen, und als die erste Wirkung angeführt, daß es süß sey. Es leuchtet sogleich ein, wie unrichtig dieser Satz ausgedrückt sey; aber auch die Ausführung berichtigt den Ausdruck nicht, und der Sinn desselben bleibt schwankend. Eben so ist in der dritten Predigt (über Matth. XXIV, 15—28) vom Siege der Auserwählten über den Gräuel der Verwüstung, zwar Manches recht gut gedacht und gesagt, aber das Ganze hat keinen Zusammenhang, keinen Alles auf sich beziehenden Vereinigungspunct. — Bisweilen ist es

S. A. L. Z. 1808. Vierter Band.

auch dem Vf. begegnet, daß ihm ein Gedanke, ein Ausdruck entschlüpfte, den er bey größserer Aufmerksamkeit gewiß zurückgehalten haben würde. So z. B. S. 28: „der Staat hat die gerechtesten Ansprüche auf dieß alles, und wird jedes Opfer in seine Jahrbücher zeichnen, daß er es zu seiner Zeit vergelte.“ Hier ist offenbar etwas vom Staate gesagt, das sich auf keine Weise von ihm sagen läßt. S. 46: „Wenn es wahr ist, was selbst der niedrigste Sklav der Sinnlichkeit nicht zu leugnen wagen dürfte, daß der Mensch nach einem dauerhaften Genuße der Freude reinsetzt u. s. w.“ Andere Kleinigkeiten lassen wir unbemerkt.

Die Predigten No. 2 sind sämmtlich vor einer gebildeten, mit den neueren Fortschritten der sittlich-religiösen Aufklärung bekannten Gemeinde gehalten, und der Vf. verlangt, daß man bei Beurtheilung derselben auf diesen Umstand Rücksicht nehmen solle. Sie haben bey denen, die sie hörten, Beyfall erhalten; diejenigen, welche dieselben lesen, werden ihnen den ihrigen auch nicht verlagen. Sie zeugen von einem wahrhaft gebildeten Verstande, und einem frommen Gemüthe; und dadurch, daß sie größtentheils Gelegenheitsreden sind, müssen sie noch besonders in ihrem Kreise an Wirksamkeit gewonnen haben. Die Hauptsätze sind zwar nichts weniger, als neu, aber sie sind doch größtentheils gut durchgeführt; nur bey einigen scheint der Vf. seine Muster zu wenig vergessen zu haben. Die sechste Predigt: *Was verdankt der preussische Staat seinen Königen, und zu welchen Pflichten ermuntert die Erinnerung daran jeden Unterthan?* am hundertjährigen Jubelfeste der preussischen Königswürde; so wie die folgende am Geburtsfeste des Königs: *Erfreuen wir uns des Glückes einer weisen Regierung? und, wenn dieß ist, wie machen wir uns desselben werth?* sind durch den Vorgang der Zeiten Beweise geworden, wie schwierig es sey, bey solchen Gelegenheiten nicht zu viel zu thun. Zu der fünften Predigt, über die *Verwerflichkeit des Stolzes*, macht der Vf. die Anmerkung, sie sey bey einer localen Veranlassung gehalten. Wir finden, was wir sehr billigen, diese locale Veranlassung in der Predigt selbst sehr wenig herausgehoben, wünschen aber doch die Anmerkung lieber ganz weg. Was uns am wenigsten an diesen Predigten gefallen hat, oder, lieber gerade herausgesagt, mißfallen hat, ist die gar zu sparsame Benutzung der Bibel, die fast wie Bibelscheue ausieht. Wir können nicht glauben, daß der Vf. die Entfernung der Bibel und ihrer Kern- und Kraft-Sprache

E e e e

Zuhörer trefflich benutzt, um zu ihren Herzen zu reden. Wenn dazu, wie wir vermüthen, ein vorzügliches Äußere und eine wahre körperliche Bedenklichkeit kommt: so kann es dem Vf. nicht an dem verdienten Beyfall, und seinen Predigten nicht an grossen Wirkungen fehlen.

Dafs der Vf. nicht blofs solche Vorträge zum Druck befördert hat, worin neue, selten auf der Kanzel vorkommende, Themen abgehandelt werden, dafs er vielmehr nichts so eifrig sucht, als die allbekannten Wahrheiten der Religion zeitgemäß vorzutragen, und sie seinen Zuhörern wichtig und eindringend zu machen, rechnet ihm der Rec. eher zum Lobe, als zum Fehler an. Denn offenbar ist das Letzte viel nöthiger als das Erste; und wenn es gleich gut ist, dafs einige gedruckte Predigten sich durch Neuheit des Inhalts auszeichnen: so wäre es doch nicht gut, wenn Alledieſs wollten. Da aber nicht so sehr in der Neuheit der Themen, als in der Zeitgemäßheit des Vortrags der Vorzug dieser Kanzelreden liegt: so wird es nicht nöthig seyn, hier den Inhalt derselben auszuziehen. Nur einige Themata will Rec. anführen, die ihm Gelegenheit zu einigen Erinnerungen geben. Die vierte Predigt ist überschrieben: *Über die Kraft, welche in den Aussprüchen des göttlichen Wortes liegt*. Das ist etwas undeutlich; sind biblische, und welche biblische sind gemeint? oder sind überhaupt Kernsprüche verstanden, die eine Religionswahrheit ausdrücken? Man lernt erst aus der Predigt, dafs der Vf. von einigen biblischen Kernsprüchen, worin eine heiligende oder tröstliche Religionswahrheit sich ausspricht, reden will. Die fünfte redet von der *Schädlichen Verwechslung der Tugend mit der Gesetzlichkeit*. Sollte es nicht nützlicher seyn, das, was in dieser Predigt gesagt werden mußte und gesagt worden ist, anders als in dieser Terminologie auszudrücken? Unsere Zuhörer haben gar nicht nöthig, Tugend von der Gesetzlichkeit unterscheiden zu lernen, wenn sie gleich immer das unterscheiden lernen müssen, was man sich unter beiden Worten denkt. Von der 12 Pr. ist das Thema so angegeben: *Wie unrecht und schlimm* (soll heißen: nachtheilig) *es sey, sein Gewissen auf eine so leichte (wie leichte?) Art zu beruhigen*. Die 13 spricht über *merkwürdige Stunden des Lebens*, ist nach dem 26 Octbr. 1806 — in einer

für Berlin und die preussischen Staaten nur allzumerkwürdigen Zeit — gehalten, und konnte wohl nicht füglich eine bestimmtere Überschrift haben, die eigentlich wohl nöthig gewesen wäre.

Was die Ausführung betrifft: so will Rec. diese Vorträge nicht mit dem Buchstaben der homiletischen Gesetze vergleichen, nach welchem der Vf. selbst manchen kleinen Flecken darin finden würde. Nur können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Vf. immer hauptsächlich durch Gründe und in dem Geiste des Christenthums, oder der eigentlichen Geistes- und Herzens-Religion, seine Zuhörer möchte zu trösten, aufzuichten, über den Geist und die Drangsale der gegenwärtigen Zeit zu erheben gesucht haben. Dafs dieſs zuweilen geschieht, wer wird das leugnen? Welcher christliche Prediger kann das ganz unterlassen? Aber es geschieht hier nicht oft genug, da es immer (nach Rec. Urtheil) geschehen müßte. So wird z. B. die Hoffnung zu sehr darauf hingeleitet, dafs es bald im Zeitlichen besser werden, dafs die jetzigen Bedrückungen bald aufhören, und die gegenwärtigen Besorgnisse bald eitel seyn, ja wohl gar, dafs der König bald nach Berlin zurückkommen werde; aber worauf gründet sich doch diese Hoffnung? Gewöhnlich sogenanntes Vertrauen auf Gott reicht doch nicht so weit, und das ächte christliche Vertrauen auf Gott weist uns wohl nicht auf baldige bessere Zeiten hin, indem es wahres Völkerglück nicht eher erwarten läßt, als bis Regenten, Stellvertreter der Regenten und Unterthanen weiser, besser und religiöser geworden sind; es läßt uns bestimmte äußere Güter nie mit Zuversicht erwarten. Christen können nach Wahrheit mit nichts anderem getröstet, d. h. überalles Sichtbare erhoben und zu ihren Pflichten in Leidengestärkt werden, als dafs denen, die Gott lieben, alles, auch die größten Umwälzungen der Staaten, auch die fürchterlichsten Drangsale, zum Besten dienen, und dafs alles zur Beförderung des Reichs der Wahrheit, der Tugend und Seligkeit der Menschen reichen müsse, ohne bestimmen zu können, wann, wie und wo es kommen wird. Diese höhere und doch einzig religiöse Ansicht der Weltbegebenheiten zeigt sich in diesen Vorträgen nicht so oft und hell, als zu wünschen wäre.

Dfr.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

ERBAUUNGSSCHRITTEN. Breslau, b. Korn: *Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit*. 1807. 256 S. 16. (8 Gr.) Formulare zum Beten und Betrachten sind nach dem Vf. „Erweckungen zu einer innigen Andacht, zu einer seligen Vereinigung mit Gott, durch die frömmsten Gefinnungen und Empfindungen.“ Man findet also hier religiöse Betrachtungen und Gebete für katholische Christen. Die Betrachtungen sind dem Vf. besser gelungen, als die Gebete, in welchen die Simplicität der Gebetsprache ganz verfehlt ist. Das Morgengebet S. 16 fängt sich z. B. also an: „Mild und freundlich färbt das Morgenroth den Gesichtskreis, und die Natur entfaltet im zunehmenden Tageslichte ihren sanften Reiz.“ Und weiter unten heist es: „Dann fließt der Strom meines Lebens mit befruchtenden friedlichen Wellen still und gelassen zwischen seinen Ufern, wenn diese gleich nicht immer beblüht

wären.“ — Leidet hier nicht das Anwendung, was der Vf. selbst in seiner Vorrede S. IV sagt: „Wer möchte wohl die Andacht zu einer romantischen Vision, zu einem Ausbruche der Phantasie herabwürdigen wollen?“ Ueberhaupt sind Gebetsformulare, wenn sie sich nicht auf vorhergegangene Betrachtungen beziehen, eine zwecklose Sache, verlieren den eigenthümlichen Charakter des Gebets und gehen in Betrachtungen über. Denn das Gebet soll die Empfindungen deutlich darstellen, welche vorhergehende Gedanken in uns erweckt haben. Da aber nur selten ohne vorhergegangene Betrachtung die Gedanken vorausgesetzt werden können, welche Empfindungen verursachen sollen: so werden diese Gedanken gewöhnlich im Gebete selbst vorgetragen, und dadurch geht der eigentliche Charakter des Gebets, wodurch es sich von der Betrachtung unterscheidet, verloren.

O. m. t.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1808.

## P H Y S I K.

Grätz, b. Ferstl: *Compendiaria Physicae Institutio*, quam in usum tironum conscripsit hujusque scientiae statui recentissimo accommodavit Jo. Phil. Neumann, Physicae in C. R. Lyceo Graecensi Prof. P. O. Tomus I. Cum fig. aeri incis. 1808. VI u. 231 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Hr. N. gehört zu den fleissigen deutschen Physikern, welche, mit der Zeit fortschreitend, die grosse Menge neuer sogenannter und wirklicher Beobachtungen prüfend in Empfang nehmen, und von einem reifen männlichen Urtheile begleitet, sie zum Vorthelle ihrer Zuhörer und Leser gehörig zu benutzen wissen. Da kein neueres lateinisches Compendium der Art existirt, und der Vf., dem in allen k. k. Staaten geltenden Befehle zufolge, im Lyceum zu Grätz — wo er seit ein paar Jahren als Professor angestellt ist — die Physik lateinisch vortragen muss: so wurde er genöthigt, selbst Hand ans Werk zu legen, und einen zweckmässigen Leitfaden zu entwerfen, wobey er sowohl die älteren Schriften eines Newton, Gravesand, Muschenbroek u. s. w., als vorzüglich auch die neueren eines Coulomb, Haüy, Saussure, Lavoisier, Cavalli, de Luc, Ritter u. s. w. und unter den Zeitschriften besonders Voigt's *Magaz.*, Gilbert's *Annal.* und Gehlen's *Journ.* gewissenhaft benutzte. Wo der Vf. anderer Meinung ist, oder bey denen Phänomenen, von welchen er andere Folgerungen ableitet, als wie diejenigen der von ihm benutzten Schriftsteller sind, hat er dieses jedesmal bemerkbar gemacht; und wenn der unbefangene Leser in diesen eigenen Folgerungen des Vs. auch manche findet, die den Wunsch übrig lässt, dass Hr. N. doch freyeren Blicks, nicht seine ihm vielleicht zur Gewohnheit gewordenen Vorstellungen, sondern vielmehr die Phänomene selbst aufgefasst haben möchte: so glaubt Rec. doch mit jedem Parteylosen eingestehen zu können, dass jene eigenen Bemerkungen, Vergleichen und Ableitungen des Vfs. von einem ernsten, in unserer Zeit seltenen Studium zeugen. Das Buch zerfällt in 9 Capitel, welche durch eine verschiedene Begriffserläuterungen enthaltende Einleitung vorbereitet werden. Die allgemeine Physik oder Naturkunde trennt Hr. N. in Naturbeschreibung, Archäologie oder Geschichte der Natur — von der bis jetzt nur einzelne Fragmente existiren — und Naturlehre; eine Eintheilung, welcher Rec. huldigt, so fern dabey nicht vergessen wird,

dass sie, wie alle ähnlichen, dem umschauenden Verstande und nicht der Natur zu Liebe entworfen wurde. Der Schule treu bleibend begreift der Vf. bloß die Naturlehre anorg. Körper, nicht die Physiologie, unter dem, was er Physik nennt, führt dieser jedoch die Chemie in ihren wesentlichen Momenten zu, und versucht es, den Unterschied einer (sogenannten) reinen, allgemeinen und angewandten Physik möglichst streng durchzuführen, wogegen Rec. in wissenschaftlicher Hinsicht nichts einwenden, hingegen als Lehrer der Physik aus der Erfahrung die Unanwendbarkeit versichern kann. Im ersten Cap. werden als allgemeine Körpererscheinungen räumliche Ausdehnung, Gestaltung, Trägheit, Anziehung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit und Porosität, nach atomistischer und dynamischer Ansicht, von eigenem Urtheile begleitet, kurz und faßlich abgehandelt; so wie im zweyten Cap. die allgemeinen Bewegungsverhältnisse, ohne dabey einzelne, Bewegung veranlassende Kräfte zu berücksichtigen, untersucht. Das dritte Cap. ist den chemischen Elementen gewidmet, wo die gewöhnlichen Begriffe der Chemie, der Grundstoffe nebst einer kurzen Geschichte derselben vorkommen. Der Satz, dass die sogenannten Grundstoffe (denen Hr. N. einen Licht-, Wärme-, elektrischen und magnetischen Stoff beyfügt) als unveränderlich specifisch verschiedene Materien angesehen werden, möchte auch, trotz der lebhaften Vertheidigung des Vfs., nicht Stich halten, und steht mit dem Entwicklungsgange der Natur sowohl, als überhaupt mit ihrer Ganzheit (man verzeihe das Wort), mit ihrem Gesamtleben in offenbarem Widerspruch. Wohlthätig ist für das Fortschreiten der Theile der Naturkunde die genaue Forschung und Kenntniss des Einzelnen: aber frommen kann der umfassenden Naturkenntniss des nach Wahrheit strebenden menschlichen Geistes eine Ansicht und ein Verfahren nicht, dessen Ziel vollendete Zersplitterung und Verzerrung des Naturganzen ist; und namentlich lässt sich in jenem Falle das von Bequemlichkeit gepflegte Verfahren keinesweges billigen, selbst wenn ihm auch der grösste Theil der lebenden Physiker huldigte, die chemischen Grundstoffe als absolut specifisch verschiedene Materien zu betrachten, weil sie weniger Wandelbarkeit als organische Gebilde zeigen. Lässt sich denn nicht der Fall denken, dass unsere Analytiken nach und nach die chemischen Elemente auf Licht, Wasserstoff und Sauerstoff, oder Licht und Wasser zu reduciren genöthigt wären; und selgen



denn z. B. die neuesten *Davy'schen* Versuche nicht, daß selbst Metallität nur Zustand ist, vielleicht einzig durch Hineinbildung des Wasserstoffs hervorgebracht? — Das vierte Cap. hat die Zustände der Körper, die Phänomene der Cohäsion, der Adhäsion, der chemischen Affinität und der Anziehung in merklichen Fernen zum Gegenstande. Von guten Bemerkungen begleitet finden wir hier neben der älteren *Bergmann'schen* die neuere *Berthollet'sche* Lehre entwickelt, und empfehlen Hn. N's. Urtheile über diesen Gegenstand allen Freunden solcher Untersuchungen zur Nachlese. Daß der Vf. expansive und contractive Elasticität unterscheidet, finden wir in der Ordnung; nur hätten wir gewünscht, daß Hr. N. mehrere anderweitige Phänomene zusammengestellt, wenigstens in einer Note aufgeführt hätte, die dazu dienen können, das Wesen der merkwürdigen contractiven Elasticität näher zu beleuchten, wohin gewissermaßen alle diejenigen Phänomene zu zählen sind, welche alsdann von einer Anziehung nach dem Centro zeugen, wenn die äusseren Umstände nachlassen, welche zuvor Raumsvergrößerung des contractiv elastischen Körpers veranlaßten. — Im fünften Cap. werden die Phänomene der Schwere im Allgemeinen; im sechsten die Phänomene schwerer fester Körper; im siebenten die Phänomene schwerer Flüssigkeiten, und im achten die Erscheinungsweisen elastisch flüssiger Substanzen mit gehöriger Deutlichkeit abgehandelt. Das neunte Cap. endlich beschäftigt sich mit der Untersuchung der Schwingungsbewegungen schallender Körper, wo die beygefügte Literatur zeigt, mit welchem Fleisse der Vf. die neueren höher gehörenden Beobachtungen benutzt hat; öfters wird unter anderen auch die Musikal. Zeitung citirt. Auf das, was bey den Schallphänomenen vielleicht zur Electricität hinweist, wird der Vf. wahrscheinlich in der Folge bey Untersuchung der Electricität zurückkommen. Wir sehen der Fortsetzung dieses belehrenden Grundrisses mit Verlangen entgegen, und wünschen, daß der gründliche Vf. kein Feld neuerer Beobachtungen und kein fremdes Gewand desselben scheuen möge, um Alles prüfend und das Beste benutzend, die Erwartung seiner Leser zu befriedigen. Zum Schlusse dieser beurtheilenden Anzeige heben wir eine Stelle — des 23 §. — aus, um den Leser in den Stand zu setzen, auch über die Sprache und den Vortrag des Hn. N. einigermaßen zu urtheilen: — „*Quid multa? studium naturae docet nos discernere utilia a noxiis, docet nos illa, quibus indigemus, faciliori modo nobis comparare; perficit artes mechanicas, perficit mediate etiam artes liberales., atque ita commoditates et amoenitates vitae auget, medita nobis praebet ad telluris nostrae orbem reddendum pulchriorem, et hoc modo reciproce in gustum agit, etc. — Ducit nos praeterea studium naturae ad numinis supremi providentiam cognoscendam, atque ejus attributa plurima, praecipue potentiam, sapientiam atque benignitatem optima intelligenda.*“

L. F. K.

## TECHNOLOGIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Theoretisches und praktisches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde, oder Anleitung zur Kenntniß und Einrichtung so wie zur ordnungsmässigen Verwaltung der wichtigsten Künste, Fabriken, Manufacturen und chemisch-technischen Gewerbe.* Von *Sigism. Friedr. Hermbstädt*, königl. preuss. Geheimenrath u. s. w. Ersten Bandes erster Theil. 1807. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Da die Staatshaushaltung auf der Erzielung der Erzeugnisse des Erdbodens und auf ihrer Veredelung zu allerhand dem Menschen nöthigen Producten beruhet, oder auf Landwirthschaft, Fabriken und Künsten: so können auch solche nicht genug cultivirt werden, und jede dahin abzweckende Bemühung ist mit Dank zu erkennen. Dies ist auch die Absicht, die unser Vf. durch die Herausgabe dieses Handbuchs zu erreichen sucht. Ausserdem aber glaubt er dadurch, wie er in der Vorrede sagt, die Geheimniskrämerey zu verdrängen, die immer mehr zunehme, indem Charlatans, Geheimniskrämer und Betrüger manchen ehrlichen Mann durch Verkauf eines angeblichen Geheimnisses sein rechtlich erworbenes Eigenthum ablocken. — Dies könne in den meisten Fällen nur allein durch chemische Kenntnisse beurtheilt werden, und daher seyen solche für viele Fabricanten von der grössten Nothwendigkeit, und es sey nach des Vfs. Meinung das Wohlthätigste für ein Land, Schulen mit Lehrern für die theoretische und praktische Chemie zu besetzen, und von Seiten des Staats dahin zu sehen, daß Pepinieren zur Bildung solcher Männer unterhalten würden, die nicht bloß Theoretiker, sondern auch Praktiker sind, um aus ihnen jene Lehrstellen besetzen zu können. Der Vf. macht hier mit der *Essigbereitung* den Anfang, und er scheint geneigt zu seyn, jedes Geschäft, welches er zu bearbeiten gedenkt, noch unter einem besondern Titel ins Publicum zu bringen. Die *Essigfabrication* erscheint also noch unter dem Titel: *Anleitung zu einer gemeinnützigen Kenntniß der Natur, Fabrication und Nutzenanwendung des Essigs, so wie der verschiedenen Arten desselben u. s. w.* In der Einleitung handelt der Vf. die einfachen Stoffe der unzerlegten Substanzen ab, die auf das Theoretische der *Essigbereitung* Bezug haben. Ausserdem ist diese Abhandlung in achtzehn Abschnitte abgetheilt, welche für die Gährung überhaupt, für die Geschichte und Theorie der *Essigbildung*, für die dazu nöthigen Bedingungenmittel, für die Substanzen, aus welchen *Essig* bereitet werden kann, für die Werkstatt des *Essigfabricanten* und für die dazu erforderlichen Geräthschaften bestimmt sind. Ferner handeln sie von der Fabrication des ächten *Weinessigs*, des *Cider- oder Obst-Essigs*, des *Essigs aus verschiedenen anderen Obst- und Beeren*. Hierauf folgt die Fabrication des *Essigs aus Zucker*, *Rosinen*, *Honig*, *Runkelrüben*, anderen süßen *Wurzelgewächsen*, *Ahorn- und Birken-Saft*. Fabrication des *Essigs aus der Milch* und aus verschiedenen *Giebr-*

dearten. Von den Mitteln, die saure Fermentation zu beschleunigen, von der Aufbewahrung des Essigs, von den Kennzeichen seiner Güte und Achtheit, und den Mitteln, ihn in Ansehung der Verfälschung zu prüfen. Endlich die Mittel, den Essig zu verstärken, Zubereitung zusammengesetzter Essige, und die Nutzanwendung des Essigs in den Künsten und Manufacturen. Wem also daran liegt, sich über das Essiggeschäft im Allgemeinen zu belehren, der wird diese Schrift nicht ohne Nutzen von der Hand legen, obgleich Rec. im Ganzen nichts Neues über das Essiggeschäft, was nicht schon aus anderen Schriften bekannt wäre, daringefunden hat. Bekanntlich beruht das Essiggeschäft im Allgemeinen darauf, einer in der geistigen Gährung begriffen gewesenen Flüssigkeit, nachdem sie eben beendigt ist, ein Essigferment zuzusetzen, wozu vorzüglich schon fertiger Essig dient, und dann diese Flüssigkeit in eine dazu zweckmäßige Temperatur zu bringen. Nach des Vfs. Meinung sey der Zutritt des Oxygengases unumgänglich nothwendig. Wie paßt dies aber mit *Anschels* Erfahrung zusammen, der am schnellsten unter der Glocke der Luftpumpe Essig darstellte? Schwerlich kann der rohe Essig (der ist doch hier gemeint?) als eine gemengte Flüssigkeit aus Wasser, Schleim, Zuckertheilen, mehreren verschieden gearteten Pflanzen Säuren, unter welchen aber diejenige, welche die spezifische Natur des Essigs bestimmt, den vorwaltenden Antheil ausmacht, betrachtet werden. Es ist gewiss eine völlig gemischte oder chemische Verbindung, und schwerlich werden darin noch Zuckertheile als vorhanden angenommen werden können. Nicht jeder Essig geht, wenn er in Gefäßen steht, die nicht ganz damit angefüllt sind, zu einer faulen, stinkenden Jauche über, sondern nur solche, welche viel schleimähnliche Theile enthalten, und deshalb Kahn absetzen. Rec. hatte einen gut ausgesäuerten Essig, aus bloßem Weingeist und Wasser bereitet, unter den Händen, der sich mehrere Jahre in nicht völlig angefüllten Gläsern gut erhalten hatte, ohne eine Spur von Fäulniß zu zeigen. \* + y.

KÖLN, b. Kaufmann: *Bemerkungen über den Brantwein in politischer, technologischer und medicinischer Hinsicht, mit Beziehung auf die vier neuen Rhein-Departemente.* Von Ferdinand Wurzer, Dr. d. Med., ord. Prof. der Exper. Phys. u. Chemie auf der Centralschule zu Bonn. Mit 2 Kpf. 1804. VIII u. 118 S. 8. (14 Gr.)

Die in der Gegend des Vfs. seit 50 Jahren entstandenen häufigen Brantweimbrennereyen werden meist nach dem gemeinen Schlendrian betrieben, ohne von der großen Menge nützlicher Erfahrungen, womit die Scheidekunst in den neueren Zeiten bereichert worden ist, Gebrauch zu machen. — Dies und der Wunsch, den Wohlstand seines Vaterlandes zu befördern, und zur Verbesserung dieses Zweiges des Kunstfleisses beyzutragen, bewog den Vf. gegenwärtige Schrift zu entwerfen. Sie enthält keine eigentliche Anweisung, das Brantweimbrennen

in seinem ganzen Umfange theoretisch und praktisch zu erlernen, sondern vielmehr nur Fragmente über mehrere Theile dieses Gewerbes, von welchen Rec. einige kritisch beleuchten muß. In der Einleitung wirft der Vf. die längst entschiedene Frage auf: Ob das Brantweimbrennen für die 4 neuen Rhein-Departemente, so wie überhaupt viele Brennereyen, dem gemeinen Besten förderlich oder nachtheilig seyen, und beantwortet diese Frage ganz richtig dahin, die große Anzahl bestehender Brennereyen sey nicht allein nicht nachtheilig, sondern für das allgemeine Wohl sehr ersprießlich. — Seine Gründe dürften nicht leicht zu widerlegen seyn. Hierauf thut er Vorschläge zur Verbesserung einiger wesentlicher Fehler in den Brennereyen (seiner Gegend). Dafs es ein irriger Wahn sey, das schlechteste Getreide sey zum Brantweimbrennen gut genug; dafs man Weizen wählen; wenn dieser gegen den Roggen nicht zu hoch im Preise stehe, und den Weizen malzen solle, ist sehr zweckmäßig. Aber wenn er den von *Westrumb* erborgten Vorschlag thut, aus dem Weizenmehle eine Bierwürze zu brauen, und diese ohne Träbern gähren zu lassen, dann in zugestopften Fässern aufzubewahren: so hat er an folgende Inconvenienzen nicht gedacht: 1) Man erhält durch das alleinige Brennen der Würze weniger Brantwein, weil in den Träbern ein guter Theil zurück bleibt, die daher durchaus mitgähren, und alsdann mitgebrannt werden müssen. 2) Durch das Absondern der Träbern wird das Anbrennen der Würze in der Blase keinesweges vermieden; denn was brennt denn in der Blase an? die Träbern doch wohl nicht? sondern der schleimichte Theil der Mösche, der sich eben in der Würze befindet; daher brennen sogar Weinhafen in der Blase an, die doch keine Träbern haben. 3) Wie viel Fässer müßte man nicht haben, und wie viel Raum würde nicht dazu gehören, eine so große Menge Würze bis zur Vollendung ihrer Gährung in einer fabrikmäßigen Brennerey, wo täglich 10000 Pf. Mösche gebrannt werden, aufzubewahren! Man rechne auch  $\frac{1}{2}$  auf die zurückbleibenden Träbern, so bleiben doch noch 7500 Pf. Würze für jeden Tag; das sind bey 55 Ohmen, die sich in 4 Tagen, als so lange die Würze doch wohl ruhen und gähren muß, auf 220 Ohmen vermehren werden; woher alsdann so viel Fässer, so viel Raum? 4) Die Würze wird in der Gährung, sagt der Vf., eine unglaubliche Menge Hefen geben, die man verkaufen oder zu Brantwein machen könne. Das ist möglich, aber doch wohl nicht vortheilhaft für die Würze? je mehr Hefen ein Bier giebt, desto schlechter ist es an Güte; also je mehr Hefen hier die Würze giebt, desto weniger Brantwein ist von ihr zu erwarten. Wenn man doch alle dergleichen Vorschläge und Ideen zuvor von alten Seiten wohl prüfte! — Dafs der Vf. eigene, von der Brennkammer abgeforderte Gährungskammern empfiehlt, ist schön; leider findet man diese Einrichtung noch fast nirgends. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, wenn er statt der großen Gährungsgefäße, die man doch in jeder

wohl eingetrichterten Brennerey findet, kleinere verlangt, die mit der Blase in gleichem Verhältnisse stehen. Die Gährung in grossen Massen aber ist allemal vollkommener als in kleinen, das lehrt Physik und Erfahrung, und wenn der Vf. die Klümper in der eingebrauten Mosche fürchtet, so können diese durch eine Maschine gänzlich vermieden werden, wie sie jetzt in der herzogl. Brauerey zu Oberweimar errichtet ist. Dafs indess eine dem Anschein nach ausgegohrne Mosche, wenn sie nicht alsobald in die Blase gebracht wird, Geist verliere, wie der Vf. meint, haben bereits der Apotheker Graven. d. verstorb. *Neuenhahn* widerlegt. In einer ausgegohrnen Mosche ist noch kein freyer Weingeist vorhanden, er ist noch gebunden, nur erst durch die Hitze in der Blase wird er getrennt und frey gemacht. — Dann kommt der Vf. auf die Gährungsmittel, und liefert zwey verschiedene und künstliche nach *Westrumb*, von welchen der Vf. den besten Erfolg gesehen haben will. — Von den Mängeln des Destillirgeräthes. Hier glaubt der Vf. folgende 4 Arten vorzüglich empfehlen zu dürfen: 1) die hölzerne Geräthschaft der Russen. Diese Anstalt aber bedarf noch grosser Verbesserungen; nur mehrere Versuche müssen entscheiden. 2) Die von *Westrumb* angegebene Destilliranstalt. Hätte doch aber ja der Vf. die erste *Westrumb'sche* Anstalt weggelassen, wo die Blase mehr Höhe als Durchmesser hat! Besser ist die zweyte und dritte. Nur möchte der Mohrenkopf, den der Vf. bey allen Anstalten mit empfiehlt, schwerlich Beyfall finden; denn er ist erwiesen eine ganz zweckwidrige und höchst entbehrliche Anstalt. 3) Das vom Vf. selbst vorgeschlagene Destillirgeräthe (s. von *Crell's chemische Annalen* 1794. B. 2. S. 27). Da diese Anstalt, die sich darauf gründet soll, dafs das Wasser in den Gefassen, die man in's kochende Wasser stellt, nicht zum Kochen kommt, hier nicht ausführlich beschrieben ist, Rec. aber die gedachten chemischen Annalen nicht bey der Hand hat: so kann er auch über diese Anstalt nicht urtheilen; bemerken mufs er aber, dafs des Vfs. Drathgeflechte, das die Höhe seiner Blase haben, und so weit seyn soll, dafs zwischen den Wänden der Blase und diesem Drathgeflechte ein Raum von 1 bis 1½ Zoll bleibt, wohl das Adbrennen grob zerschnittener Kräuter verhindern kann, aber nimmermehr der schleimichten Theile einer ausgegohrnen Getreidemasse, weil diese schleimichten Theile mit der Flüssigkeit durch das Drathgeflechte dringen. 4) Die schottländische Geschwind-Destilliranstalt, die nun mit aller ihrer unvollständigen Beschreibung schon so viel Mal ist gegeben und abgebildet worden, und die noch grosser Berichtigungen bedarf; um desto mehr ist zu verwundern, wie der Vf. selbige seinen Landsleuten empfehlen konnte! — Bey allen diesen 4 Anstalten ver-

langt der Vf. die *Weigelsche* Kühlanstalt, die im Grossen nur dann anwendbar ist, wenn das kalte Wasser unaufhorlich in den Cylinder, der die Kühlfalsrohre umgiebt, laufen kann; und dann empfiehlt er den spitzen Helm mit Traufinne und dem Mohrenkopfe, worüber Rec. nichts sagen mag, da schon genug in Schriften darüber ist gesagt worden, und selbst neuere Chemiker, z. B. *Hildebrand*, ihn verwerten. Wird aber das Publicum, das unmöglich alles pro und contra lesen kann, durch dergleichen Anpreisungen zweckloser Maschinen, die man schon nach 4 Wochen, als unbrauchbar wieder bey Seite setzt, nicht zu grossen und unnöthigen Kosten verleitet? Verantwortlich bleiben dergleichen Schriftsteller immer. — Die Fehler der gewöhnlichen Blatenöfen rüget der Vf., nach *Westrumb's* Anleitung, sehr gut. — In dem Ofen, den der Vf. selbst vorschlagt, liegt der Rost auf einem Topfe von 10 bis 11 Zoll Höhe, unten ohne Boden, durch welchen die Asche in das darunter befindliche Aschenloch fällt. Rec. sieht den Vorthell dieses Topfes nicht ein, wenn das Aschenloch seine gehörige Grösse hat. — Was der Vf. über Brantweinprobe, über Aerometer sagt, ist aus *Neuenhahns* Schrift entlehnt; aus *Westrumb's* Schrift aber: wie die gewöhnlichen Fehler des Fruchtbrantweins zu verbessern seyen. Dafs derselbe kupfer enthalte, das gehört da, wo die Arbeit ununterbrochen fortgeht, unter die Gespenster, und so verleitet denn die Empfehlung zinnerner Kühlrohren und verzinnter Helme abermals zu unnöthigen Kosten, ja sie kann sogar gefährlich werden, wenn das Zinn nicht rein ist. *Brugnatellis* Apparat, Brantwein und Alkohol zugleich zu destilliren, ist bekannt. Eben so die Verhinderung der Ausdünstung des Brantweins. Aber die Tränkung der Fals Dauben mit Hausblase dürfte doch da sehr kostbar werden, wo man oft 100 und mehr Ohmen Brantwein aufbewahrt. Das sind alle die Verbesserungen in der Brennerey, die der Vf. seinen Landsleuten anpreiset. *Westrumb* ist sein Idol, aus dessen Schrift er zwey Drittheil entlehnt hat, wo denn freylich die Befolgung manches Guten seinen Landsleuten sehr frommen wird. Aber warum benutzte er nicht eben so wohlthätig die von ihm selbst empfohlne Schrift: *Weiss Anweisung zum Fruchtbrantweinbrennen*, die so ungemein viel Gutes enthält? — Zuletzt handelt der Vf.: Über den Einflufs des Fruchtbrantweins auf die Gesundheit, und widerlegt sehr kräftig die Hn. *Faust* und *Hufeland*, die dem Brantwein so viel Übles nachsagen. Die beiden Kupfer stellen eine hölzerne Brenngeräthschaft, eine von *Westrumb* erborgte Blase mit eingebogenen Seitenwänden und Boden, die *Weigelsche* Kühlanstalt, und die neue schottländische Geschwindbrennanstalt vor.

Alx.

#### NEUE AUFLAGE N.

Berlin, b. Frölich: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhundert*. Von Joh. Christ. Aug. Bauer, Prediger an Gildengasse bey Leipzig. 4ter Band, 2te Auflage. 1808. 260 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem besondern Titel: *Eugen und Marlborough*. Oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieser merkwürdigen Männer. 8. Recens. des 4 Bds. der ersten Aufl. 1804. No. 153.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 D E C E M B E R, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**BERLIN**, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Über die Frage, ob die mediceische Venus ein Bild der knidischen vom Praxiteles sey.* Eine archäologische Abhandlung von Conrad Levezow, Prof. etc. 1808. 95 S. gr. 4. Nebst einer Kupfertafel. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede wird bemerkt, diese Abhandlung des Hn. L. sey den 28 Nov. 1807 der königl. Societät der Wissenschaften durch Hn. Heyne, welchem sie auch zugeeignet ist, vorgelegt worden, und eine in der Jen. A. L. Z. 1806. No. 240 abgedruckte Anzeige von Beckers 3tem Hefte des Augusteums habe die nächste Veranlassung dazu gegeben. In gedachter Anzeige nämlich war von einem der weimarschen Kunstfreunde geäußert worden, die so genannte mediceische Venus nebst den anderen ihr ähnlichen Statuen, könnten wohl Nachbildungen der vor Alters so hoch berühmten knidischen Venus des Praxiteles seyn, und ferner noch der Wunsch gethan, es möchte ein gelehrter Alterthumsforscher von der entgegengesetzten, d. i. der besonders von Visconti Mus. Pio Clem. Tom. I. p. 18 in Schutz genommenen Meinung, welche behauptet: ein auf Schaumünzen der Knidier vorkommendes Venusbild nebst einigen demselben ähnlichen Statuen, seyen wahrscheinlicher die ächten Nachbildungen des berühmten Werkes des Praxiteles, alles sammeln und darlegen, was diese Meinung begünstigen könnte, weil jene für die mediceische und andere ihr ähnliche Venus-Statuen als Nachbildungen der praxitelischen streitenden Gründe von solcher Stärke schienen, daß sie durch die dagegen aufgestellten noch nichts weniger als für widerlegt zu achten wären.

Hr. L. nun war in der vorliegenden Abhandlung aus allen Kräften bemüht, die angeführte Meinung von Visconti und anderen Forschern fester zu begründen, und kündigt sich überdies noch förmlich als Gegner unserer obenerwähnten Anzeige von Beckers 3tem Hefte des Augusteums an, in so ferne daselbst von der knidischen Venus des Praxiteles und den Nachbildungen derselben die Rede ist. Erwarte man indessen von uns hier keine Vertheidigung gegen ihn, denn sie würde nicht am schicklichen Orte angebracht seyn; wir übernehmen, dem Geiste dieser A. L. Z. gemäß, bloß die unparteyische Prüfung des Werths der Abhandlung des Hn. L., und hoffen, unsere Leser werden alsdann selbst

*S. A. L. Z. 1808. Viertes Band.*

zu entscheiden vermögen, oder wenigstens über die obwaltende Streitfrage hinlänglich unterrichtet seyn.

Indem der Vf. endlich die Frage: „welche Nachrichten geben uns die alten Schriftsteller von der Beschaffenheit der knidischen Venus?“ untersuchen will, hat er mit löblichem und gelehrtem Fleiß alle auf die knidische Venus des Praxiteles sich beziehenden Stellen gesammelt, worunter nebst der bekannten, bey Plinius Lib. XXXVI, besonders noch zwey aus dem Lucian bedeutend sind; unter diesen sprechen sie keinesweges für die von Hn. L. vertheidigte Meinung, sondern scheinen im Gegentheil mehr die von uns in jener Recension des Becker'schen Augusteums geäußerte zu begünstigen. Die erste dieser Stellen, in Lucians Schilderung der Panthea, redet von den schönen Haaren, der Stirn, den schöngezeichneten Augenbraunen, und dem freundlichen, lieblichen Blinzeln der Augen an der Venus des Praxiteles; und eben der Haarschmuck sowohl als das freundliche Blinzeln der Augen sind, wie durchaus nicht kann geleugnet werden, an allen der Figur auf den knidischen Münzen ähnlichen Venusbildern weder so zierlich noch von so sprechendem Ausdruck, als beides eben an der mediceischen und vielen anderen mit ihr von gleichem Urbild veranlaßten, oder demselben nachgeahmten Venus-Statuen erscheint.

Die zweyte Stelle bey Lucian meldet von der knidischen Venus des Praxiteles: sie lächle mit etwas geöffnetem Munde, sey durchaus nackt; nur mit der einen Hand bedecke sie verstoßen die Scham. — Der Tempel, worin dieses Bild stehe, habe zwey Thüren, damit denen, welche solches genau betrachten wollten, auch auf der Rückseite kein Theil, um ihn zu bewundern, entzogen werde. Sodann werden die schönen Formen des Rückens gelobt, die Anmuth der Lenden und die schön proportionirte Linie, welche die Hüfte mit dem gerade stehenden Schienbein bis zu dem Fuß hinabgezogen beschreibt. — Alles dieses sind Merkmale, welche weit wahrscheinlicher auf eine Figur in der Ähnlichkeit der mediceischen Venus schliessen lassen, als auf eine, wie die, so auf knidischen Schaumünzen erscheint, weil nämlich alle Figuren von der letzteren Art, vermöge ihrer Erfindung, weit weniger Bewegung haben, weniger anmuthig, und für den Zweck des Künstlers vortheilhaft gewendet sind, als die der — mediceischen Venus in Geberde und Stellung ähnlichen Bilder.

Hiernächst untersucht Hr. L., als zweyte Frage: „Ob die mediceische Venus diesen, von den Schrift-

Gggg

stellern angegebenen Merkmalen, entspreche oder nicht, und in wiefern?" — Er gesteht nun bald, die mediceische Venus treffe mit den angeführten Nachrichten ziemlich überein, und das Original, dem sie nachgebildet worden, in der berühmtesten Venus-Statue des Alterthums, der knidischen des Praxiteles zu suchen, könne unter allen den obwaltenden Umständen für sehr vernünftig gehalten werden; doch wird die Clausel beygefügt: „*so lange sich nicht andere Gründe ergeben, welche die Aufmerksamkeit auf eine neue Form hinlenken, sie wenigstens zwischen zwey Vorstellungsarten theilen.*“

Sodann folgt die Prüfung der dritten Frage: Welche Beweiskraft haben die knidischen Münzen für die Behauptung, daß die darauf enthaltene Vorstellung einer Venus und die ihr ähnlichen vorhandenen Venus-Statuen Bilder der wahren praxitelischen Venus sind? und Hr. L. ist bemüht, weitläufig mit vielen Beyspielen darzuthun, was Niemand bezweifelt, nämlich daß auf den Münzen der Alten manche Abbildung berühmter Statuen vorkomme. Gegen die Richtigkeit einzelner Angaben ließen sich indessen gegründete Einwendungen machen, wodurch wir uns aber von der Hauptsache zu entfernen fürchten müßten. Im Ganzen genommen hat der Vf. eigentlich nichts vorgebracht, was unsere, zu Gunsten der mediceischen und anderer derselben ähnlichen Venus-Statuen als Nachbildungen der knidischen Venus des Praxiteles, aufgestellten Gründe umwerfen, oder auch nur im geringsten schwächen könnte; ja S. 55 geschieht sogar vom Gegner das freye Geständniß: „Es könne fast mit völliger Gewissheit bewiesen werden, daß auf vielen Münzen eines und desselben Orts, neben der ganzen oder getheilten Vorstellung des Haupttempelbildes auch wohl noch andere Bildsäulen und Vorstellungen derselben Gottheit, die sich eben dafelbst befanden, auf den Münzen vorgestellt wurden.“ Ein Mehreres können und wollen wir gar nicht verlangen, wünschten unsere Anzeige hier schließen zu können, und bedauern es aufrichtig, daß der Vf. S. 78 irrigerweise für die von ihm in Schutzgenommene, aber schlecht vertheidigte Sache etwas zu gewinnen vermeint, mit der Anmerkung, daß der grössere Maßstab der von ihm sogenannten knidischen Venusbilder zum Zweck eines Tempelbildes besser passe, als die kleinere Naturgrösse der mediceischen Statue; die eher für ein Zimmer, für ein Lararium oder Cubiculum einer Privatperson bearbeitet zu seyn scheine. Denn es erregt den Verdacht, als ob er die ganze Streitfrage absichtlich zu verwirren und dunkel zu machen suche, weil nie jemand behauptet hat, die mediceische Venus sey nach der knidischen des Praxiteles genau in gleicher Grösse copirt; auch ist überhaupt von uns nicht gesagt oder vermuthet worden, daß oft erwähnte mediceische Venus, im strengsten Sinne genommen, eine Copie sey, sondern dieselbe sowohl als alle grösseren und kleineren ihr in Hinsicht auf Erfindung, Geberde, Ausdruck u. s. w. ähnelnden

Bilder möchten Nachbildungen der so berühmten knidischen Venus des Praxiteles seyn.

Wenn Hr. L. ferner unserer Behauptung: „Es befinden sich unter den Resten alter Kunst wohl zwanzig Bilder von der Art (das will sagen;) eben der Geberde, Anordnung u. s. w.) der mediceischen Venus, gegen eines von denen, welche mit der Figur auf der knidischen Schaumünze übereinstimmen, widersprechen will; wenn er gar S. 95 wagt zu versichern, das Übergewicht der Mehrzahl sey auf Seiten der Statuen, deren gleiche Vorstellung auch auf den knidischen Münzen enthalten ist; wenn er endlich die wichtige Bemerkung, daß allen alten Nachrichten gemäß die knidische Venus des Praxiteles frey aufgestellt gewesen, hingegen die auf der Medaille abgebildete Statue vom Künstler vermöge der Anordnung ihrer Glieder nur für eine Nische ursprünglich bestimmt seyn konnte, entweder gar nicht zu fassen im Stande war, oder aber absichtlich schief darauf antwortet: so fühlt man sich in der That versucht, seine Fähigkeit zu bezweifeln, oder ihm Unredlichkeit in der Untersuchung und Unkunde im Betreff der antiken Monumente bildender Kunst Schuld zu geben.

W. K. F.

BERLIN, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Der neue Proteus. Original-Lustspiel in vier Acten von Gustav Lindh. 1808. 127 S. 8. (16 Gr.)*

Dieser moderne Proteus, der dem Stücke den Namen giebt, hat in so fern die Verwandlungsgabe des alten, als er Klugheit und Geschicklichkeit genug besitzt, sich in seinen Reden und Betragen nach den verschiedenen Charakteren Anderer zu richten, und den Umständen gemäß immer eine andere Gestalt anzunehmen, so daß er mit seinem ganzen Thun und Wesen dahin strebt, von allen übrigen ihm ähnlichen Charakteren in der menschlichen Gesellschaft einen Gattungsbegriff in seiner Person darzustellen. Dabey leitet ihn nicht eine verschmitzte List, die ihn nur zu einem schlaunen Betrüger machen würde, sondern eine gutmüthige, alles leicht nehmende Heiterkeit, die ihn zum Muster eines sehr lebenswürdigen Menschen erhebt, und ihm bey dem Zuschauer herzliche Zuneigung erwirbt. Dieß ist wenigstens das Ideal, das sich der Vf. bey diesem Stücke gedacht, wenn auch in der Ausführung nicht völlig erreicht hat. Zur Vollendung seines Bildes hat es ihm an den rechten Gebrauch der Mittel, an Erfindungsgabe, mit einem Wort, an Genie gefehlt. Was das Talent in einer geschickten Anwendung gewöhnlicher in der bürgerlichen Welt oder auf dem Theater schon vorhandener Maßregeln mit einer neuen Verknüpfung leisten kann, das hat Hr. L. in diesem Producte wirklich geleistet, und er darf sich damit neben manchen anderen Theaterdichter hinstellen, der eben so geistreich und zugleich eben so flüchtig, als er, das gut gestimmte Publicum unterhält. Am meisten ähnlich in Ton und Leichtigkeit ist er der *Madam Weiffenthurm*, der er auch an gutmüthiger

Gesch  
die F  
Wollt  
niker  
mehr  
ische  
gleich  
nen.  
ladur,  
schon  
hen.  
vorsp  
ihre Vormünder dazu bestimmen; aber sie verräth  
gleich in den ersten Scenen Neigung zu dem Baron  
Lindenfeld, unfrem Proteus. Dieser hat nun wei-  
ter nichts zu thun, als sich ein wenig spröde und  
gleichgültig gegen sie zu benehmen, und sie muß  
ihm vom selbst immer näher kommen, und sich end-  
lich gar bereitwillig finden lassen, ihm selbst ihre  
Hand anzutragen. Die Kunst eines Proteus ist nun  
weiter nicht anzuwenden, als in dem heimlichen  
Bemühen, die Einwilligung der Verwandten zur Ver-  
bindung mit ihr zu erhalten, ohne daß sie etwas  
davon erfährt. Dabey wird aber im schlimmsten Falle  
nur die Hälfte ihres grossen Vermögens gewagt, des-  
sen sie ohne jene Einwilligung verlustig seyn würde.  
Also mehr um das Geld, als um die Hand des Mäd-  
chens wird das Spiel in Bewegung gesetzt, und ganze  
Acte mit der Gunstbewerbung bey den Verwandten  
ausgefüllt. Und wie leicht, wie geradezu geht hier  
alles von Statten! Dem Trinker wird Wein geschenkt  
und ein Wort von alter Deutlichkeit vorgesprochen;  
dem Antikenkrämer wird ein altes Manuscript aus  
Herculanum überreicht, und einer eiteln, verbildeten  
Frau in Jamben Liebe gelobt — dies ist schon  
hinreichend, um ihre Beystimmung sogar schriftlich  
zu erhalten. An seiner Zeichnung seltener Charak-  
tere ist hier gar nicht zu denken: das Meiste wird,  
wie aus der Erinnerung, hingeworfen und aufs Wort  
angenommen, wie wir es schon von vielen anderen  
Erscheinungen auf dem Theater gewohnt sind. Nur  
Lindenfeld, die Hauptperson, ragt unter den übrigen  
der Idee und Anlage nach merkwürdig hervor,  
und nimmt als ein Gedankenbild von einem wun-  
derswerthen, lebenswürdigen Charakter, nicht  
e Phantasie, aber das Herz des wohlwollenden Zu-  
sehers in Besitz. Lebhaft und mit Laune darge-  
stellt mag das Stück wohl einen Abend unterhalten.  
T. Z.

BERLIN, b. Sander: *Iphigenie en Aulide* etc. —  
*Iphigenia in Aulis*. Lyrische Tragödie in drey  
Aufzügen, in Musik gesetzt von dem Ritter  
Gluck. Frey übersetzt und in einem Auszug  
zum Singen bey dem Pianoforte gebracht, von  
J. D. Sander. Erster Act. 19 Bogen Folio.  
(3 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem seither so merklichen Streben, jede  
Oper, die nur einigermaßen auf den Beyfall des  
Publicums Anspruch machen kann, in einem Kla-

vierauszuge herauszugeben, war immer zu befürch-  
ten, daß sich endlich auch ein Mitglied aus der ge-  
wöhnlichen Arrangir-Zunft an Glucks Meisterwer-  
ken vergreifen möchte. Dank demnach den Ge-  
nius, der über Glucks Werke wacht, daß dieses  
nicht eher geschehen ist, bis ein diesem Unterneh-  
men völlig gewachsener Mann sich dazu entschlos-  
sen hat!

Daß Hr. Sander dieser Mann sey, wird Nie-  
mand leugnen, der im Stande ist, diesen seinen  
Auszug, in Vergleichung mit der vollständigen Partit-  
tur, gehörig zu würdigen. Er hat in diesem Aus-  
zuge nicht allein die Folge der vollständigen Partit-  
tur beybehalten, so daß in demselben auch die Re-  
citative der Oper, und die in dieselbe verwebten  
Balladen, enthalten sind, sondern er hat auch zu-  
gleich dem französischen Texte eine solche deutsche  
Übersetzung untergelegt, die den Nichtkenner der  
französischen Sprache vollkommen entschädigt.

Alles Wesentliche der vollständigen Partitur ist,  
wenn es auch nur aus wenigen von diesem oder je-  
nem Blasinstrumente vorzutragenden Tönen besteht,  
(welches bekanntlich bey Glucks Werken sehr oft  
der Fall ist), nicht allein in den Auszug übergetra-  
gen, sondern es ist bey solchen Stellen auch zu-  
gleich das Instrument bemerkt, dessen sich Gluck  
dabey bedient hat, damit man sich den Inhalt der  
vollständigen Partitur um so deutlicher vorstel-  
len könne.

Wer sollte demnach nicht wünschen, daß die  
beiden übrigen Acte des Werkes diesem ersten Acte  
bald nachfolgen mögen, und daß sich sodann Hr.  
Sander auch entschließen möchte, die übrigen der  
vorzüglichsten Werke Glucks in ähnlichen Aus-  
zügen dem deutschen Publicum bekannter zu  
machen?

Übrigens entspricht das Äußere dieses Auszuges  
vollkommen dem inneren Werthe der Gluck'schen  
Werke.  
— o —

GÖRLITZ, b. Anton: *Der Contrast, oder die Früchte  
der Erziehung*. Eine Erzählung von Maria  
Edgeworth. Aus dem Engl. übersetzt von dem  
Vf. des Romans Heliodora. 1807. 12 B. 8. (18 Gr.)

„Kinder sind ein Segen und ein Fluch, sagt Pach-  
ter Frankland, je nachdem sie gerathen, und sie ge-  
rathen, je nachdem sie erzogen werden. Erziehe  
ein Kind, wie es erzogen werden soll, das war  
immer mein Grundsatz.“ Wer für diese triviale Sen-  
tenz noch eines Beyspielbuchs bedarf, der möge im-  
merhin die vorliegende Erzählung lesen. Wenn nun  
aber ein neugieriger Leser sich's einfallen lassen  
wollte, die sonderbare Frage zu thun: wie soll nun  
erzogen werden, da man mit bloßer Moral denn  
doch nicht auslangt, dem würde der Titel antwor-  
ten: daß hier nur die Früchte der Erziehung in con-  
creto durch Contrast dargestellt werden sollten. Zwar  
ist der Satz, daß Tugend glücklich macht, das La-  
ster bestraft wird, die Regel, um welche sich alle  
sogenannten moralischen Romane drehen; aber hier ist:



er *ex professo* in zwey ganz contrastirenden Familien, von welchen die eine im unverschuldeten Unglück lauter Früchte der Tugend und des Fleißes bringt, die andere durch Glück noch mehr verdorben, durch Müßiggang, Neid und alle Art von Schlechtigkeit zu Grunde gerichtet wird, *nach dem Leben* (welche Worte einigemal, bey grellen und zum Gemeinen sinkenden Schilderungen, als Anmerkung beygefügt sind) ausgeführt und gleichsam in 2 Hauptcapitel gebracht. Aber wozu das im Buche? lehrt dies nicht täglich Erfahrung tausendfältig? „Glaubet dem Leben, es lehrt besser als Lehrer und Buch!“ — Aber nicht in solchem Contraste! — Wozu auch ein Contrast, der das der Poesie ganz entkleidete Leben in

totden Schattenriffen pedantisch gegenüberstellt, wo man in jedem Augenblicke durch die Abfichtlichkeit der Schilderung und die gesuchte Zusammenstellung des Lehrmeisters sich gebunden fühlt, den Genuß der freyen Anschauung und des lebendigen Colorits entbehrend, den selbst die Wirklichkeit dem Auge gewährt, — wenn gleich auch die und da die Tiefe der Sittlichkeit, weil sie dem Menschen eigen, den Leser — obwohl nur einseitig anspricht? „Es muß dem Volke in die Augen springen“, sagen die Populären. Helf Gott! sagt Rec. — Der Name des Übersetzers sollte wohl nur die *Übersetzung* empfehlen; sie ist lesbar.

A . . . . s.

## K L E I N E S C H R I F T E N .

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Juliane*, oder *Wahnwitz aus Koketterie*. Ein Spiegel für Mädchen. Nach einer wahren Geschichte bearbeitet von *August Kuhn*. 1808. 83 S. 8. (10 Gr.) Die einzige Abticht des Vfs. bey Bekanntmachung dieser wahren Geschichte ist, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, damit zu nützen. Da demnach hier von keinem Kunstwerke die Rede ist: so kann man schon zufrieden seyn, wenn die Begebenheiten nicht ohne Interesse sind, und mit der nöthigen Deutlichkeit vorgetragen werden. Beides ist bey dem kleinen Buche größtentheils der Fall. Das Raifonnement, welches die Thatfachen begleitet, hat, so wie die Schreibart, jene durchschnittsmäßige Allgemeinheit, die wir bey den gesellschaftlich Gebildeten anzutreffen pflegen: an eigentlichen Styl ist da nicht zu denken, wo die wahre Sprache so zu sagen nicht zur Sprache kommen kann, so wenig wie an tiefes Eindringen in die Individualität eines Charakters. Dies letztere, ohne welches keine lebendige Anschaulichkeit zu erreichen ist, wird selbst der gewöhnliche Leser, wenn auch nur dunkel, an der Hauptstelle vermissen, wo die Heldin der Geschichte auf den Einfall geräth, durch kokettes Benehmen ihren Geliebten an sich zu ziehen. Zwar hat der Vf. an Deutlichkeit in den Angaben der Verhältnisse, worin sich *Juliane* damals befand, und der klugen Überlegungen, zu denen sie veranlaßt werden mochte, es keinesweges mangeln lassen: aber bey dem allen wird es nicht ganz klar, wie ein Mädchen, das vorher als mit allen möglichen Tugenden ausgestattet geschildert worden, nun mit so kalt berechnender Klugheit zu handeln im Stande ist, daß es von ihr heißt: „Ja, sie gab sich sogar alle ersinnliche Mühe, um in den verwerflichen, gänzlich unweiblichen Künsten der Koketterie, durch die sie Franzen wieder gewinnen wollte, und die ihr bisher fremd waren, bedeutende Fortschritte zu machen.“ Diese Unklarheit in der Hauptfache hat ihren offbaren Grund darin, daß von *Julianen's* Charakter gleich zu Anfang keine bestimmte Anschauung gegeben, und statt dessen bloß in allgemeinen Ausdrücken von ihr geredet wird. Der einzige Zug, daß die Erfahrung sie gegen die Männer mißtrauisch gemacht hatte, ist allein nicht hinreichend, um ihre Individualität hervorgehen zu lassen. — Daß der Geliebte gleiches Schicksal mit ihr hat, und auch dem Wahnfinne zum Raub wird, ist wahrscheinlich eine Erdichtung des Vfs., dem Parallelismus zu Liebe. — Etwas auffallend ist es, daß man in dieser Schrift von wenigen Bogen auf drey arge Sprachfehler stößt. So heißt es S. 23: er kam öfterer und immer öfterer (öfter). — S. 49: mit Einbruch der Nacht verlor er sich in gänzlicher (gänzliche) Bewußtlosigkeit — und S. 61: Sie entwarf mancherley Pläne, um den Geliebten von ihrer Schuldlosigkeit zu überzeugen, ihn zu ihr (sich) zurückzuführen, und ihn (das zweyte ihn) ist überflüssig von Neuem mit unaussöflichen Ketten an sie (sich) zu fesseln. Auch findet sich S. 32 ein etwas harter Verstoß gegen den Wohlklang in den Worten: sein von der musikalischen Harmonie befeeltes Herz, des untrefsenden Ausdrucks nicht einmal zu gedenken. Indes wird gewiß Hr. Kuhn von sol-

chen Schlacken sich gewiß mit der Zeit reinigen, da er, vermöge seines Berufs als Alltagschriftsteller, so vielfältige Gelegenheit hat, vor dem geseigneten Publicum sich vernehmen zu lassen, und diese treffliche Gelegenheit so fleißig benutzt

Ha. Ha.

1) Leipzig, b. Hoffmeister und Kühnel: *Ergebung*. Gedicht von *Salis*, mit Begleitung der Guitarre, componirt von *A. Harder*. 1 Bogen. gr. 4. (4 Gr.)

2) Berlin, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Schnuck*. Von *Friedrich v. Schiller*, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt und Ihro kaiserl. Hoheit Marien Paulownen, Großfürstin von Rußland und vermählter Erbprinzedin von Sachsen-Weimar in tiefster Ehrfurcht gewidmet von *August Harder*. 2 Bogen. gr. 4. (18 Gr.)

3) Ebendasselbst: *Lieder mit Begleitung der Guitarre*, in Musik gesetzt und der *Madame Betty Kunzen*, geborenen *Tischbein* gewidmet von *A. Harder*. Op. 16. 4 Bogen. gr. 4. (20 Gr.)

4) Ebendasselbst: *Gefänge mit Begleitung des Pianoforte*, in Musik gesetzt und Ihro Hochwohlgebornen, der Frau *Caroline von Gonsauge*, geb. *Brand von Lenda* gewidmet von *A. Harder*. Op. 17. 4½ B. gr. 4. (20 Gr.)

Wenn Hr. H. in diesen angezeigten Werken auch hin und wieder den eigentlichen Sinn des Gedichtes verfehlt, oder den Ausdruck desselben verwirrt hat, wie z. B. in der unter No. 4 angezeigten Sammlung, in welcher er sich S. 4 im fünften Tacte der ersten Zeile bey den Worten: da labe dich am Mondenstrahl u. s. w. der chromatischen Fortschreitung in Vereinigung mit dem übermäßigen Sextenaccorde bedient, der ohne Zweifel hier ganz am unrechten Orte gebraucht ist; — oder wenn man auch der Melodie seiner Lieder hin und wieder mehr Neuheit wünscht, wie z. B. in eben derselben Sammlung bey dem Liede: An den Mond, welches mit dem Anfangsatze des bekannten Choral: Mache dich mein Geist bereit, oder mit

den melodischen Hauptnoten  $\bar{h} \bar{c} \bar{d} \bar{d} \bar{g} \bar{a} \bar{h}$  — beginnt: so enthalten dennoch diese vier angezeigten Werke im Ganzen genommen so viel inneren Werth, daß sie sich mit Recht zu die vorzüglicheren Kunstwerke dieser Gattung anschließen, und den Liebhabern des Gesangs zu einer angenehmen Unterhaltung anempfohlen werden können.

— o —

Berlin, im Kunst- und Industrie-Compt.: *Nouveaux Pièces progressives pour la Guitarre* composées par *A. Harder*. 11 S. Querfolio. (12 Gr.) Hr. *Harder* liefert in diesem Werkchen solchen angenehmen Guitarre-Spielern, die schon mit der Applicatur des Instrumentes ziemlich vertraut sind, eine Folge von 20 kleinen und dem Instrumente größtentheils sehr angemessenen Tonstücken, von welchen die meisten anziehend genug sind, um den Anfänger zur öfteren Übung derselben einzuladen.

— o —

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 DECEMBER, 1808.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Hor, b. Grau: *Kurze Anleitung zur deutschen Dichtkunst für Anfänger.* Von J. Th. B. Helfrecht, Rector am hiesigen Gymnasium. Zweyte, durchaus verbesserte und mit einer poetischen Chrestomathie vermehrte Auflage. 1804. VIII u. 232 S. 8. (12 Gr.)

Da zufolge der Vorrede die gegenwärtige Auflage darin einen Zuwachs erhalten hat, daß ihr eine Sammlung von Gedichten einverleibt ist, und die Theorie selbst hier durchaus revidirt, an mehreren Stellen verbessert, und mit dem vermehrt erscheint, was dem Vf. und anderen noch hinzuzusetzen nützlich schien: so muß dies Buch dadurch an Brauchbarkeit sehr gewonnen haben, und der Verleger, welcher für einen reinen und correcten Druck und für ein gutes Papier gesorgt hat, darf auf einen noch schnelleren Absatz, als bey der ersten im J. 1796 erschienenen, Rechnung machen. In Hinsicht auf eine dritte Auflage, welche dies nützliche Buch gewiss verdient, will Rec. den Vf. noch auf einiges, besonders in dem theoretischen Theile desselben, aufmerksam machen.

Der Zweck des Vfs. ist, laut der Vorrede, „den ersten Anfängern in den höheren Schulen eine kurze Anweisung zur Dichtkunst zu geben,“ oder, wie er sich gleich darauf noch deutlicher erklärt, er will in diesem Buche „einen Unterricht in dieser erhabenen und gefühlvollen Art des Ausdrucks unserer Gedanken erteilen, weil sie dem deutschen Style seine Härte nimmt, ihm Mannichfaltigkeit und Gewandtheit giebt, und ihn ungemein veredelt.“ Die Sammlung von Gedichten aber fügte er, wie er sagt, vorzüglich hinzu, „um den Geist der Jugend durch das Lesen classischer Dichter zu nähren, ihr ästhetisches Gefühl zu verfeinern, und in manchen guten Köpfen die schlafende natürliche Anlage zur Nachahmung zu wecken; den jungen Leuten, welche selbst nicht zu wählen verstehen, eine zweckmäßige Auswahl zu treffen, und gute Stücke aus den besten classischen Dichtern memoriren und declamiren zu lassen.“ Zur Theorie benutzte er, wie er erklärt, die besten neueren Lehrbücher. Eigentlich sollte nun diese kleine Theorie nicht ein bloßer Ausbund alles dessen seyn, was er für ganz unentbehrlich für die ersten Anfänger hält: seine Theorie sollte sich vielmehr zur Theorie für die Geübteren verhalten, wie der verkleinerte Schattenriß zu dem, nach welchem

J. A. L. Z. 1808. Viertes Band.

er ist verkleinert worden. Eine solche verkleinerte Theorie ist freylich keine leichte Arbeit; denn es kommt hier nicht bloß aufs Verkleinern, sondern auch aufs Verdeutlichen an. Betrachtet man nun alles Theoretische, was in diesem Buche vorkommt, als einen solchen Ausbund des Wissenswürdigen: so ist die daraus entstandene Ordnung, in welcher die Materien abgehandelt sind, dem Zwecke des Vfs. bequeme.

Bey der Theorie selbst benutzte der Vf., wie schon gesagt ist, die besten neueren Lehrbücher. Unter diese wird er unstreitig wenigstens auch *Eschenburgs* und *Engels* Lehrbücher gerechnet haben. Der Vf. will aber „seine Arbeit für keinen bloßen Auszug aus größeren Schriften dieser Art, sondern für ein eigenes Lehrbuch“ angesehen wissen. Das ist sie nun freylich auch: allein Rec. glaubt doch, daß, wenn der Vf. z. B. *Eschenburgs* Erklärung von der Dichtkunst bey der seinigen, welche S. 1. S. 1 vorkommt, vor Augen hatte, er da, wo er von diesem Theoretiker abging, sich in der That verirrt. „Die Dichtkunst, so lautet daselbst die Erklärung, ist die Kunst, seine Gedanken mit Begeisterung in einer vollkommenen, sinnlich schönen Rede vorzutragen.“ *Eschenburgs* Erklärung hingegen: Poesie ist sinnlich vollkommene, oder möglichst lebhaft Darstellung vermittelst der Rede u. s. w. Beurtheilt man diese Erklärung nach der Theorie, welche der Vf. zu befolgen scheint: so finden sich darin mehrere beträchtliche Fehler. Denn 1) setzt der Vf. in seine Erklärung noch einen Begriff hinein, der schon in derselben liegt. Er sagt: schöne Rede; und schön nennen seine Theoretiker sinnlich vollkommen. S. in *Moses Mendelssohns* Schriften die Abhandlung über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften. Th. 2. S. 104; 2) trennt er den Begriff Sinnlich von dem Begriffe Vollkommen, da er doch nach der eben angeführten Erklärung von *Mendelssohn* diesem Begriffe unumgänglich nothwendig ist. Und was will 3) der Vf. mit dem Begriffe Sinnlich schön sagen? Hoffentlich wird er in der Folge Rücklicht auf *Kants* *Analytik des Schönen in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft* nehmen. Rec. übergeht hier mehrere minder erhebliche Stellen, welche noch auf eben dieser und der folgenden Seite vorkommen, z. B. in der Eintheilung der Künste, wo der Vf. die Dichtkunst lieber zu den gemischten Künsten zählen möchte, und was er über den Zweck der Mimik, Redekunst und Dichtkunst sagt, und empfiehlt dem Vf. die genauere Prüfung und Berichtigung derselben. Die Begeiste-

Hhhh

zung erklärt der Vf. S. 2 so: „Sie ist die lebhafteste Gemüthsbewegung, da man durch die Einbildungskraft in eben die Gefühle und Empfindungen versetzt wird, die man bey wirklichen Vorfällen hat“ u. s. w. Sollte man wirklich in der Begeisterung vermöge der Einbildungskraft in eine solche Gemüthsbewegung versetzt werden, daß man auch eben die Empfindungen wieder verspürte, welche man bey den wirklichen Vorfällen hatte? Wirkt jede Begeisterung so, oder nur eine oder die andere? Wirkt sie so allein auf den Dichter? oder durch das Gedicht auch auf den Hörer und Leser? Rec. besorgt, daß der Vf. hier und an mehreren Stellen seines Buches Empfindungen mit Gefühlen verwechselt hat. So rechnet er z. B. S. 4 die Empfindungen unter die besonderen Gegenstände, welche in Oden und Liedern besungen werden. Kant unterscheidet Empfindung und Gefühle genau *Kritik der ästhetischen Urtheilskr.* S. 9. „In der theatralischen oder dramatischen (wie soll man dieses Oder nehmen?) Poesie, sagt der Vf. S. 4, werden Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften meistens gesprächsweise durch redende und handelnde Personen vorgestellt.“ Drückt sich der Vf. so aus, um den Anfängern fälschlich zu seyn: so giebt er von einer anderen Seite Veranlassung zu irrigen Vorstellungen. Denn der Ausdruck Begebenheiten anstatt Handlung ist der Theorie sehr zuwider (s. *Aristoteles, Lessing und Engel*), und der Zusatz „durch redende und handelnde Personen“ bringt den jungen Leuten die Meinung bey, daß, wer redet, nicht handelt, und wer handelt, nicht redet. Nun ist es ihm aber gewis bekannt, daß nicht nur in der Bewegung des Körpers, sondern auch des Gemüthes, Handlung liegt, daß folglich die Rede eben so viel, wenn nicht mehr Handlung enthält, als der übrige Theil des Gedichtes. Der gute Geschmack soll, S. 7, das richtige ästhetische Gefühl in Beurtheilung des Wahren, Schönen und Guten seyn. Kant sagt: der Geschmack ist das Vermögen der Beurtheilung des Schönen, *Kritik der ästh. Urtheilskr.* S. 3, und an einer anderen Stelle derselben S. 10: „Um etwas gut zu finden, muß ich jederzeit wissen, was der Gegenstand für ein Ding seyn soll, d. i. einen Begriff von demselben haben. Um Schönheit woran zu finden, habe ich das nicht nöthig;“ und S. 15: „Schön heißt Jemanden das, was ihm bloß gefällt; gut, was geschätzt, gebilliget wird;“ und S. 16: „Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Missfallen, ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt Schön.“ Des Vfs. Begriff von dem, was ästhetisch heißt, ist vielleicht auch noch durch die *Kritik der Urtheilskraft* zu berichtigen. — Virgilius, sagt der Vf. S. 9, zeichnet sich im Heldengedichte, Lucanus und Silius Italicus im heroischen Gedichte aus, und S. 84 nennt er dieselben Gedichte heroische Lobgedichte, und S. 129 eine Art der Oden heroische Lobgesänge. Diese Benennungen spielen so sehr in einander, daß man sie nicht genugsam unterscheiden kann. — „Die

Franzosen, erzählt der Vf. S. 10, hatten zuerst Meistersänger. Dieses ist ein Irrthum. Die Galen hatten zuerst Barden, und die Franzosen Troubadours oder Provenzalen: die Deutschen dagegen, denen der Vf. Barden und Druiden giebt, hatten Meistersänger. Druiden waren keine Dichter, wohl aber die Barden; Barden hingegen konnten wohl Druiden, d. i. Priester seyn. S. *Gräter's Bragur* B. I. S. 141 ff. B. II. S. 43 ff. und Ebendess. *Braga und Hermod* B. I. Abth. I. S. 51. — Unter den dramatischen Dichtern, S. 11, ist Schiller ausgelassen. Da Krauseneck unter den lyrischen Dichtern mit aufgeführt ist: so hätte Zehelein noch mehr verdient, unter den vaterländischen Dichtern des Vfs. genannt zu werden. Unter den Fabeldichtern sind Lessing und Pfeffel vergessen: Wieland hat der Vf. bloß als Dichter der Erzählungen angeführt. Dieser Dichter und Goethe und Voss dürften doch auch wohl ihre bestimmten Plätze unter den epischen Dichtern einnehmen, oder haben ihn vielmehr längst eingenommen. Warum hat der Vf. die Erzählung so weit von dem epischen Gedichte getrennt? Die poetische Epistel, worin wir doch einen Gocking und Tiedge haben, ist ganz ausgelassen. — „Es kann, heißt es S. 14, zwar ein Gedicht ohne abgezählte Sylben, Füße und Strophen bestehen, welches man gewöhnlich poetische Prose nennt.“ Prose ist nur eine Einkleidungs-, eine Ausdrucksart. Ein Gedicht ist nie durch den Ausdruck, nie durch die Einkleidung ein Gedicht. Was wir poetische Prose nennen, sollten wir vielleicht unmetrische Gedichte nennen. Sind diese Kunstwerke gut, wie z. B. *Gerstenberg's Täuschungen* und *Gessner's Idyllen*: so fehlt ihnen nichts als das Sylbenmaß, um vollkommene Gedichte zu seyn; sind sie schlecht: so verdienen sie gar keiner Erwähnung. Auch die Erklärung der Cäsur verdient noch näher bestimmt zu werden. Zu dem, was der Vf. über den Reim sagt, kann aus Moriz *Versuch einer deutschen Prosodie* S. 94—98 u. 108 ff. noch mehr Belehrendes hinzugefügt werden. S. 37 giebt der Vf. die vornehmsten prosodischen Regeln an. Die erste heißt: „Lang wird eine Sylbe gebraucht, in welcher zwey oder mehr Mitlauter zusammenkommen.“ Die zweyte: „Lang ist die Sylbe, welche einen doppelten oder langen Vocal hat.“ Moriz hingegen lehrt in dem eben angeführten Versuche S. 122 ff.: „daß die einzelnen Sylben in unserem deutschen Versbau nicht durch sich selbst, sondern bloß durch ihre Stellung gegen einander, in Ansehung ihrer Länge und Kürze, bestimmt werden.“ Die Beyspiele zum Versbau hätten in dieser Hinsicht untadelhaft seyn sollen. Folgende sind es aber nicht. Z. B.

Die Kunst verjüngt zu scherzen,

Lernt von unschuld'gen Herzen. S. 43.

Der von der Baur

Starb im Concur, Ebendaf.

Einmal geschmückte Götzen ihrer Welt. S. 44.

Nichts als die Bitterkeit u. s. w. S. 45.

Fiel ein ergrimmt' Engel u. s. w. Ebendaf.

Es ist nicht einzusehen, warum der Vf. S. 50 sagt: „Die lateinischen Versarten hat man ebenfalls ins Deutsche übertragen.“ Sind es nicht eigentlich die Versarten der Griechen? und hat nur *Ramler*, wie er gleich darauf fortführt, erwiesen, daß die deutsche Sprache hier eben so viel vermöge, als die kurze und nachdrückliche Sprache der alten Römer? Sind ihm *Klopstock's*, sind ihm *Voss's* Meisterstücke, welche die Versuche *Ramler's* doch wohl um ein Merkliches übertreffen, unbekannt geblieben? Die Erklärung der Epöde, S. 70, bedarf einer ganzlichen und genaueren Durchsicht. Das 7, 9 und 6 Hauptstück von *Engel's Theorie der Dichtungsarten*, und *Herder's Adrastra* wird der Vf. gewiß bey dieser Durchsicht zu Rathe ziehen. Bey der Erklärung der Fabel S. 84 kann der Vf. unmöglich *Lessing's* vortreffliche *Abhandlungen über die äsopische Fabel*, oder, wenn ihm dessen Definition nicht gefiel, *Herder's* Erklärung dieser Dichtungsart in den *Zerst. Blättern Samml. III. S. 173* erwogen haben, wie wäre es sonst noch möglich zu sagen: die Fabel ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, in welcher u. s. w. Da der Vf. unter den Beyspielen auch keine *Lessing's* Fabel anführt: so möchte man fast auf den Gedanken gerathen, daß er *Lessing's* Fabeln für keine Gedichte halte. Nach allem dem, was *Lessing* in seiner *Hamb. Dramaturgie* gelehrt hat, sagt der Vf. doch noch in seiner Erklärung der Tragödie: „daß sie Schrecken und Mitleiden oder überhaupt ernsthafte Empfindungen erwecke.“ Die Erklärungen der noch übrigen Dichtungsarten bedürfen nicht weniger der verbessernden Hand des Vfs.

Dieses wäre das Wichtigste, was Rec. bey dem theoretischen Theile dieser Anleitung zu erinnern hätte. Was die Beyspiele betrifft, so ist die Wahl derselben im Allgemeinen ganz gut und zweckmäßig, nur hätte die erste Hymne füglich wegbleiben können. Merkwürdig sind auch noch die zwey folgenden Strophen aus zwey Gedichten: *Schubart* an *Miller* S. 211, und Antwort an *Schubart* S. 212. Unter den Oden hätte wohl eine von *Utz* verdient als Muster aufgestellt zu werden. Der Vf. erwähnt auch S. 221 der Rede in Versen. Dieser Reden giebt es in unserer Sprache eine ziemliche Menge, besonders solcher, welche auf Bühnen gehalten sind. Des Vfs. Absicht aber ist wohl eigentlich, auf den angehängten Versuch eines Talent zur Dichtkunst verrathenden Jünglings zu kommen. Vielleicht wäre es aber zweckmäßiger gewesen, wenn er erst eine andere Rede in Versen, etwa *Unzers* Rede am Geburtstage des Königs von Dänemark, welche im alten *Museum* steht, oder auch eine andere von einem Meister in der Kunst, und dann dem Versuch des jungen Mannes hergesetzt hätte. Die kleinen Eigenheiten in der Schreibart, wie *zween*, *zwo*, *zwey* für das *zwey* durch alle Geschlechter; *sta-*

*sybichten*, f. *stasyligen*, S. 23; *geistliche* f. *geistige*, S. 71; und im Abtheilen, wie hinzuzusetzen f. hinzu zu setzen, Vorrede S. VI, findet der Vf. in der Folge vielleicht auch unrichtig, wie es auch eigentlich noch folgende Stellen sind: Über einen Vorfall oder Wahrheit f. eine Wahrheit, S. 207; und: Was vermochte *Tyrtäus*, *Gellert*, *Gleim* durch seine Kriegerlieder, und andere? f. Was vermochten *T. G. G.* und *Andere* durch ihre Kriegerlieder, S. 7. Der Ausdruck *Tritte* ist Rec. in folgender Bedeutung noch nicht vorgekommen: „Von den gewöhnlichsten Tritten sind die vornehmsten Versarten benannt (benannt), nemlich die jambische u. s. w.“

Noch sey es dem Rec. erlaubt, ein paar Bemerkungen über die S. 29 vorkommende Tabelle der reinen und unreinen Reime zu machen. Die beiden Wörter *gab* und *hab* sind zwar nach der fränkischen Aussprache reine Reime, aber nicht nach der hochdeutschen Aussprache. Dagegen sind *Rath* und *Pfad* in der hochdeutschen *reime*, und in der fränkischen *unreime* Reime; und so auch wohl *sich* und *schwie*, und *töden* und *stöden*, *Trank* und *Klang*. Auf der S. 162 findet sich noch in einer Elegie ein Reim, der dem Hochdeutschen einen sehr komischen Sinn zufpielt, und zum Schlusse noch verdient gehört zu werden:

Prahl ihr Fichten, die ihr hoch veraltet;  
Stürmen' s'ichet und den Donner neckt?  
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,  
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?

Pronuncirt dieß ein Hochdeutscher, so reimt sich *hegt* nicht auf *neckt*; pronuncirt es ein Franke, so versteht der Hochdeutsche unter *hegt* das Zeitwort *hecken*.  
Mr.

- 1) HANNOVER, b. Löhmann: *Die Nachbarn* oder *die Zudringlichen*. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen des *Piccard*, von L. 1805. 96 S. 8. (6 Gr.)
- 2) BERLIN, b. Braunes: *Die Nachbarschaft*. Lustspiel in einem Acte. Aus dem Französischen des *Piccard*, von *August Wilhelm Iffland*. 1807. 86 S. 8. (8 Gr.)
- 3) Ebendaf.: *Rückwirkung*. Lustspiel in einem Acte. Aus dem Französischen des *Piccard*, von *Aug. Wilh. Iffland*. 1807. 72 S. 8. (8 Gr.)
- 4) Ebendaf.: *Die erwachte Tochter*. Lustspiel in drey Aufzügen. Nach dem Französischen des *Piccard* von *Aug. Wilh. Iffland*. 1807. 192 S. 8. (12 Gr.)
- 5) Ebendaf.: *Der Tauffchein*. Lustspiel in einem Acte. Aus dem Französischen von *Aug. Wilh. Iffland*. 1807. 84 S. 8. (8 Gr.)

Welche verschiedene Gründe es auch seyn mögen, daß wir seit Kurzem so viele Übersetzungen französischer Theaterstücke erhalten haben, — Rücksicht auf Publicum, Mangel deutscher Originale, Übersetzungslust u. s. w. — die *Posse* ist nicht daran Schuld:

denn sie ist diesen Producten meistens fremd. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß die französischen Lustspiele sich sonst durch Gewandtheit und Kürze des Styls, Einheit der Intrigue, und Naivetät der Points vor den deutschen vorthellhaft empfehlen; allein diese ist es gerade nicht, wodurch sich diese *Piccard'schen* Stücke auszeichnen. Ganz gewöhnliche, Erfindung, geschwätziger Dialog, Alltags-scenen, und öfters eine Plumpheit in der Ausführung, wie man sie nur *ehmals* den Deutschen vorwerfen durfte, sind die Haupteigenschaften derselben.

Dagegen wäre es, wenn nicht aus anderen Verhältnissen, doch in der That aus *Ifflands* mimischem Charakter leicht zu begreifen, warum dieser so *ge-*  
auf unsere deutsche Büh-  
gewiesen ist. Es sind so-  
tollen darin, welche viel-  
epikante Situationen sich  
empfehlen, der gewohnt  
schaffen, um so mehr,  
sonen wie matte Nebel  
rung hat Rec. an *Ifflands*  
chen Gelegenheit gefun-  
te ihn im Lesen sehr ge-  
*Iffland* als *Dorsey*: der

Schauspieler, welcher die Rolle des *Lasfleur* hatte, secondirte ihn sehr gut: und über diese Gestalten war das Übrige vergessen. So war ihm auch der *Aller-Welts-Freund* eine höchst komische Erscheinung, aber nur durch *Iffland*. An solchen Skizzen, wie sie *Piccard* giebt, — oft auch *Iffland* selbst durch seine Stücke gegeben hat, mag der Schauspieler seine Kraft zeigen; sie dienen seinem Talent; aber ohne dieses sind sie nichts.

*Iffland* möchte während des Übersetzens diese Leere wohl fühlen, wie z. B. wenn in No. 2 die *Zudringlichen*, nur *etwas* durch die Situation gehoben,

in sich selbst so gar nichts Unterscheidendes haben, und deshalb den Leser um so mehr langweilen: er setzte daher den Charakteren einige seiner Manieren hinzu, welche von ihm in so mannichfaltigen Scenen angebracht, nicht selten die auffallendste Wirkung hervorbringen, z. B. das am Ende oft wiederholte Ich, — Ausrufungen wie hüähü u. f. w. — bey dem Lesen freylich eine sehr dürftige Nachhilfe.

Die Übersetzung No. 1, scheint zwar nichts der Art hinzugehan, dagegen aber auch das französische Colorit, mit welchem oft — besonders auf der Bühne, dergleichen Stücke noch etwas mehr zu wirken im Stande sind, zu sehr verwischt zu haben; selbst durch Umänderung der Namen. Auch einige Feinheiten der Conversation sind verloren gegangen. *Iffland* geht noch weiter, und thut seinem Dichter zu viel, wenn er z. B. dem Charakter des *Malvill* einen Zug von Bosheit zusetzt. Ubrigens ist *Ifflands* Dialog gewandter, obwohl an einigen Stellen unrichtig.

In No. 5 ist die schon oft gebrauchte Situation, daß Mutter und Tochter einen Gegenstand ihrer Liebe haben, nicht übel gehalten; aber die Auflösung dieses Verhältnisses ist ungemein plump und unbeholfen. Am auffallendsten zeigt, wie weit das einseitige Streben nach Situationen und Charakteren führen kann, No. 4. Nicht bloß Langeweile; Eichel empfand Rec. bey Durchlesung dieses Stücks. Eine Schaar von fünf mannstüftigen Mädchen, ein Vuer, dessen einzige Tendenz ist, seine Töchter unterbringen, und zwey höchst uninteressante Männer, um welche sie sich drängen, dann aber ein verachteter gebrechlicher Freyer —, Niemand wird das Un delicate, ja Unsittliche einer solchen Situation, wenn sie sich durch drey Acte, in einem nackten und geschwätzigen Dialoge hindreht, erfreulich finden können.

H . . . t . . . e.

# KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. 1) *Hannover*, b. Hahn: *Auserlesene Fabeln und Erzählungen für Kinder*. Mit 8 illum. Kupfersteln. Ohne Jahrzahl. 94 S. 8. (16 Gr.)

2) *Glogau*, i. d. neuen Günterschen Buchh.: *Fabellese* (,) *ein Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk für gute Kinder* (,) herausgegeben von H. P. Fauske, Privaterr. 1806. 246 S. 8. (16 Gr.)

Das Verdienst bey dergleichen Sammlungen, deren wir schon so viele haben, ist gering. Es beschränkt sich vorzüglich nur auf eine gute Auswahl. Rückliche dieser kann man mit obigen beiden Sammlungen zufrieden seyn, wiewohl hier und da noch ein Stück vorkommt, das Rec. nicht aufgenommen haben würde. Von der Art ist z. B. in No. 1 die Erzählung 14, weil der Stoff derselben der Kinderwelt ganz fremd ist, indem diese nie *Botschweffern* aufzuweisen hat; und in No. 2 das Stück 97, überschrieben *Lottchen*, denn die nöthigen Erläuterungen passen nicht für Kinder.

Uebrigens ist die Sammlung No. 1 von 77 Fabeln und Erzählungen nicht neu, sondern schon ebe. als als Anhang zu dem *Hoppenstedtschen Liedern für Volksschulen* erschienen, hier nur auf Anordnung der Verlags-handlung besonders gedruckt, und zum Theil durch kleine illum. Kupfer zur Anschauung gebracht. Warum mag man wohl in dieser Auslese die Namen der Dichter nicht unter die Stücke gesetzt haben? Ist es so

gleichgültig, ob die Jugend die Dichter ihrer Nation kennen lerne oder nicht? —

No. 2 enthält 159 Fabeln, Erzählungen und Romane. Der Herausg. hat Anmerkungen hinzugefügt, durch welche einzelne Ausdrücke und historische Gegenstände des Textes erläutert werden. Dies ist recht gut und bequem für Lehrer und für die Jugend selbst. Allein den sehr gewöhnlichen Fehler solcher Worterklärungen, daß sie nämlich oft das Leichtverständliche erklären, und das weniger Verständliche unklär lassen, diesen Fehler hat Hr. F. nicht vermieden. So ist z. B. S. 190 der Ausdruck „und als er endlich der Geknehtig wer“ nicht erklärt, und doch ist er dem jungen Lesern wenigstens eben so unverständlich als der ebendatselft von einem fetten unbehülllichen Körper gebrauchte Ausdruck „schwen Masse.“ So ist S. 221 von den Worten „und schwarzen, he-nien Bußstalar“ das *härnes* erklärt, aber *Bußstalar* nicht. Eben so S. 240 *Tante*, was jedes Kind weiß, aber *Wtschfel* (im Sinne des Kaufmanns) nicht.

yn.

STATISTIK. Ulm, i. d. Statistischen Buchh.: *Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Haupt- und Residenz-Stadt in Frankreich Paris*. 1805. 38 S. gr. 8. (5 Gr.) Ein Abdruck eines Artikels aus irgend einem geographischen Wörterbuch; nachlässig gearbeitet, ohne Wahl, schlecht geschrieben. I

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 31 D E C E M B E R, 1808.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ARNSTADT U. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger:  
*Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes.* Meine  
Antwort auf Hn. *Werkmeisters* Bemerkungen  
gegen meine Abhandlung von der Ehescheidung.  
Von Dr. *Jäger*. 1803. XX u. 106 S. kl. 8. (6 Gr.)

Es war zu erwarten, daß Hr. *Jäger* die *Werkmeister'schen* Bemerkungen über seine Abhandlung von der Ehescheidung, deren Inhalt bereits in dem Jahrgange 1803 dieser Zeitschrift No. 85 ausführlich von uns dargelegt ist, nicht unbeantwortet lassen würde, da sie auf die Widerlegung fast aller seiner aufgestellten Behauptungen abzwecken; nur war zu wünschen, daß der Vf. in dieser Beantwortung nicht den ruhigen Geist der Prüfung verleugnete, und wenn auch durch erhaltene Veranlassung gereizt, den beleidigenden Ton vermied, und nicht zu Persönlichkeiten überging.

Der Vf. folgt in seiner Beantwortung nicht der von Hn. *Werkmeister* erwählten Ordnung, welcher zuerst den exegetischen, sodann den rationalen, und zuletzt den historischen Theil seiner Abhandlung prüfte. Vielmehr glaubt er von den festzustellenden Maximen der reinen Vernunft und des Sittengesetzes in Absicht der Ehescheidung bey dieser Untersuchung ausgehen zu müssen, da sich annehmen lasse, daß Jesus, als der Stifter eines ethischen Staates, nicht etwas lehren werde, was dem von ihm anerkannten Sittengesetze entgegen sey. Dieses gewährt ihm dann die nöthige Stütze bey seinen exegetischen Vermuthungen, daß diejenigen Stellen der Schrift, welche die Aussprüche Jesus über die Ehescheidung enthalten, in sofern sie mit jenen Maximen des Sittengesetzes in Widerspruch stehen, verfälscht, verändert, oder unrichtig ausgelegt sind. Es offenbart sich hieraus nur zu sichtlich, daß Hr. *Jäger* aus vorgefaßten Meinungen hiebey ausgehe, da er, statt unbefangen zu untersuchen, wohin die Lehre Jesus gehe, nur vorzüglich zu zeigen sucht, wohin sie gehen müsse, und wie sich die angeführten Stellen mit den angenommenen Foderungen des Sittengesetzes in Übereinstimmung setzen lassen. Ohne diese Voraussetzungen würde er wahrscheinlich bey seinen exegetischen Untersuchungen auf andere Resultate gekommen seyn, die ihm vielleicht einen Zweifel gegen die Richtigkeit seiner angestellten Maximen eingeflößt haben würden.

Hr. *Werkmeister* hat zwar dem Vf. die Rechtfer-  
S. A. L. Z. 1808. *Vierter Band.*

tigung seines Beweises aus dem Sittengesetze dadurch erleichtert, daß er nicht bestimmt genug den Hauptsatz verneint und widerlegt, daß nämlich die Unauflöslichkeit der Ehe eine absolute uneingeschränkte Foderung des Sittengesetzes, und daher die Ehescheidung unbedingt dem Sittengesetze entgegen sey. Vielmehr beschränkte er sich vorzüglich auf indirecte Einwendungen, als: daß man, wie er in der Einleitung sagt, eben so sehr einen übertriebenen Rigorismus in der Moral, als die Laxität zu vermeiden habe; daß ferner das Sittengesetz zuweilen auch wegen eines subjectiven Zwecks aufgehoben werden könne, ohne jedoch diesen Grundsatz näher zu entwickeln, und auf gegenwärtigen Gegenstand anzuwenden; daß endlich auch Regenten und Gesetzgeber sich bewogen finden könnten, die Ehescheidung vom Bande in wichtigen Fällen einzuführen, um einem wahren Bedürfnisse der Menschheit und des Staates abzuheifen, und selbst um die Sittlichkeit zu befördern. Es läßt sich dagegen einwenden, wie auch von Hn. *Jäger* zum Theil geschieht, daß es kein übertriebener Rigorismus sey, auf den Foderungen der Sittlichkeit strenge zu bestehen, wenn sie als unbedingt sich darlegen; daß es auch hiebey nicht darauf ankommen könne, wozu etwa Regenten und Gesetzgeber sich bewogen finden, wobey die Frage in Betrachtung kommt, in wie weit der Staat bey der Gesetzgebung auf die Foderungen des Sittengesetzes zu beschränken sey.

Indessen hat doch Hr. *Werkmeister* den Hauptsatz nicht uneingeschränkt zugestanden, da er S. 58 seiner Schrift mit Grund annimmt, daß das Verhältniß, so wie die Rechte und Pflichten des unschuldigen Theils sich ändern, wenn der andere Eheheil seine eingegangenen Pflichten, wie er sich ausdrückt, mit Füßen trete, und das Paradies des Ehestandes zur Hölle mache.

Hr. *Jäger* erwiedert zwar dagegen: daß, wenn der sündigende Theil den Charakter eines Vernunftwesens verletze, der andere dadurch nicht berechtigt werde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ohne gleichfalls den Charakter eines Vernunftwesens zu verleugnen. Wer wird dieses nicht zugestehen? Ist dieses aber eine Beantwortung dieses Einwandes; und folgt daraus, daß der unschuldige Theil sich noch ferner durch den eingegangenen Verein gebunden erachten müsse, wenn der andere Theil ihm dessen Haltung moralisch unmöglich macht? Läßt doch Hr. *Jäger* S. 18 selbst eine Einschränkung zu, wenn nämlich der eine Eheheil an seiner Glückseligkeit,

liii.



das ist, an Erreichung seines Schöpfungszwecks, gehindert werde. Er hebt dadurch in der That die Unbeschränktheit seines Satzes wieder auf, worüber nur allein gestritten wird; als weshalb Rec. sich auf dasjenige beziehen darf, was er bey Beurtheilung der ersten Jäger'schen Schrift hierüber angeführt hat. — Will aber der Vf. nicht sowohl die Absonderung in der Ehe, als nur die Trennung vom Bande für unerlaubt halten: so scheint er zu grossen Werth auf die Beybehaltung der Form einer Sache zu legen, wenn das Wesen derselben nicht ferner besteht, und der Geist daraus entwichen ist. Er legt nur um desswillen auf diesen Unterschied ein solches Gewicht, weil es den abgesonderten Eheleuten immer frey stehe, wieder zusammen zu treten. Wie aber, wenn sich voraussehen läßt, daß dieses unmöglich sey? Soll eine solche Schattenehe sodann doch ferner bestehen und bestehen müssen, wenn gleich die moralische Verpflichtung dazu längst aufgehoben ist? Kann wohl eine gänzliche vollkommene gegenseitige Ergebung ferner Statt haben, wenn der eine Theil mit Gewisheit wissen kann, daß der andere Theil nicht gesonnen sey, einen solchen Verein einzugehen oder zu halten? Darf man sich überall wohl einem sitzlich verdorbenen Manne oder Weibe ohne allen Vorbehalt gänzlich hingeben? — Doch es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken noch weiter auszuführen.

Um nicht zu weitläufig zu werden, übergebt Rec. die Beantwortung der übrigen Einwürfe, die grösstentheils nur in Wiederholungen, weiteren Ausführungen und Erläuterungen der zuvor aufgestellten Sätze besteht, ohne daß etwas Neues von Erheblichkeit vorgebracht wäre. Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes verdient indessen auch diese Schrift einer näheren Prüfung, damit man einer endlichen Entscheidung dadurch näher komme.

K. S.

WEIMAR, b. Gädicke: *Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker.* Eine Lectüre für Freunde nützlicher Unterhaltung von J. C. M. Reinecke. I Theil. 1803. 366 S. II Theil. 1804. 336 S. 8. (2 Thlr. 17 Gr.)

Dasjenige, was Natur und Sitten in jedem Theile der Erde Wissenswürdiges darbieten, was dabey nicht bloß Sache des Gedächtnisses, sondern zugleich Beschäftigung des Verstandes, also zur Unterhaltung geschickt ist, in einer zweckmäßigen Ordnung zu erzählen, ist die Absicht dieses Buchs. Es enthält mehr als abgerissene Schilderungen einzelner Gegenstände: der Hauptgegenstand ist überall der Mensch, und zwar in seinen nächsten häuslichen Verhältnissen und Beschäftigungen, mehr das Volk im Ganzen, und die zahlreichsten Classen desselben, als die höheren gebildeten Stände, die sich in den cultivirten Ländern überall mehr oder weniger gleich sehen, mehr das Land, als die Städte. Nach diesem Plan ist es ein sehr nützliches Lesebuch, und besonders in Bürgerschulen zu empfehlen. Wir lie-

fern von dem Inhalt einiges zur Probe. Der *Eisoccos*. Bey dieser Gelegenheit werden über die Bewegung der Erde, die Erdpole, über das physikalische und mercantilische Interesse, die Pole durch die Schifffahrt zu erreichen, über die Grenzen des Oceans, die Entstehung des Eises, dessen Formen, Farben und Alter, und den Einfluss auf die Beschaffenheit der Luft, die Winde und die Kälte, belehrende Bemerkungen gemacht. Die Schwierigkeit der Fahrt im Eismeer wird beschrieben, die Gefahr zwischen den Eischollen, die Vortheile, die das Klima dem Schiffer gewährt, der Einfluss auf die Gesundheit, und zugleich wird die Wahrscheinlichkeit angegeben, den Pol zu erreichen, und wie man den nächsten Weg dazu einschlagen müsse. S. 23 vom Polar-Lande und von der wahrscheinlichen Existenz desselben. S. 36 von den unbewohnten Inseln des Eismeers. Hierunter gehören besonders die Inselgruppen Spitzbergen, deren Lage, Ansicht, Eisberge, Ströme, kurzer Sommer, Pflanzen und Witterung durch das ganze Jahr mit vieler Sachkenntnis beschrieben wird. *Gallhomisk* oder Neu-Grönland, S. 42. *Nawaja Sewilja*, S. 43. Seit 1596 ist sie erst bekannt worden, als die Holländer an ihre Küste geworfen wurden. Jagdgesellschaften aus Archangel kommen dahin, und schliessen Wildpret an den Küsten, besonders Eischfische. Im Frühjahr schlagen sie Wallrosse auf den Eischollen und Robben in den Flussmündungen. Die *Lachoffchen Inseln* S. 49. Sie haben ihren Namen von einem russischen Kaufmann, der ihre Producte zuerst in Betrieb setzte. Es wird hier Elfenbein als Fossil gefunden, viele Gerippe von einer Art Elephanten, Rhinoceros und Büffeln, die meistens colossallisch sind. Knochen von dem grössten Mammuth, dem Arni u. dgl. werden gefunden, von denen, wie sie hieher gekommen, keine gewisse Bestimmung anzugeben ist. Der Kaufmann *Lachof* mußte Anfangs den zehnten Theil des Elfenbeins an die Krone abgeben, dieser ist ihm aber 1775 erlassen worden. Ungefähr 100 Werste von der zweyten Insel liegt nordwärts ein grosses Land, dessen Ausdehnung man nicht kennt. Ein gewisser *Chwoi* wof will 1775 von einem hohen Berge an der Küste, in grosser Ferne andere Berge gesehen haben. Das Land muß gross seyn, weil ein grosser, besonders an Lachsen reicher Strom aus demselben kommt, und jährlich grosse Schaaren von Rennthieren aus demselben nach Swätoi Nofs auswandern. Der Vf. glaubt, daß es ein Theil des Polarlandes sey, dessen Existenz er möglichst wahrscheinlich zu machen sucht. Spuren von Einwohnern hat man gefunden, aber noch nie die Menschen selbst. *Norwegen* wird S. 56 sehr gut nach seiner physischen Beschaffenheit beschrieben, nur immer das Besondere ausgehoben. Die Gebirge sind Wunder der Natur. Die Höhe und Breite der Alpen ist ungleich, an einigen Orten hat man 14, an anderen 10 nordische Meilen zu reisen. Für den höchsten Punct der ganzen Kette wird *Dofresfeld* gehalten. Die Höhe eines anderen Gebirges, des *Filefield*, wird auf 9000 dänische Ellen geschätzt.

und hat eine Aussicht von 30 dänischen Meilen im Durchmesser. Der höchste Rücken ist immer mit Schnee bedeckt. Es geht ein Postweg über denselben, der mit Stangen bezeichnet ist. Für die Reisenden sind Bergstuben oder Ruhehäuser auf öffentliche Kosten angelegt. Außer diesen grossen Bergen giebt es noch viele der zweyten Ordnung, besonders aber auch in denselben viele merkwürdige Höhlen, worunter besonders die *Kold Hall* die berühmteste ist, worin man in den wärmsten Sommertagen nicht über 100 Schritte weit gehen kann, ohne alle Kräfte zu verlieren, wenn man sich nicht schleunig entfernt. Die Berge verursachen Mangel an Ackerland, und machen die schmalen und felsigen Wege äusserst gefährlich. Die Felsenbrüche sind auch nicht selten, wodurch oft die besten Äcker und Wiesen in einem Augenblick vernichtet werden. Man nennt das Einstürzen *Bergrap*. In der Nordsee ist der Seegrund eben so uneben, wie die Landfläche, daher die Schifffahrt oft sehr unsicher ist. Die vielen Einbuchten längs der Küsten sind dem Lande die grösste Wohlthat, manche Gegenden werden nur durch sie bewohnbar. Der *Mahlstrom* im Amte Nordland ist äusserst gefährlich. Ergreift der Strom, einen Wallfisch: so ist er nicht vermögend zu widerstehen, man hört ihn dann entsetzlich brüllen und blöcken, bis er vom Strudel verschlungen und an den Klippen zerrissen ist. Flüsse sind in Menge im Lande, und wegen der vielen Felsen grosse Wasserfälle. Die Brücken sind meistens hölzern. Das Klima ist sehr verschieden; in den nördlichsten Gegenden geht im Winter die Sonne 7 Wochen lang gar nicht auf, und man hat gegen Mittag nur 1½ Stunden Dämmerung. So gross auch oft die Kälte ist, so friert der Hafen zu Bergen doch selten zu. Die Wärme ist aber auch in dem Sommer oft überaus gross, besonders in den Thälern, wo oft die Gerste nicht über 6—10 Wochen zur Reife nöthig hat. Die Sonne geht im Sommer 7 Wochen lang gar nicht unter. Auf den höheren Gebirgen schmilzt der Schnee nie, und die Schneestürze richten oft grosse Verwüstungen an. Die verharrten Schneefelder gewähren vielfachen Nutzen; besonders entstehen unter ihnen die besten Bäche, die den Thälern mehr Fruchtbarkeit geben. Auf dem Schnee bequemer zu Fasse fortzukommen, bedient man sich einer Art aus Weiden geflochtener Schneeschuhe, *Truvier* genannt. Die Norweger sind (S. 93) gut gewachsene hurtige Leute, gegen jede Witterung abgehärtet. Sie besitzen viel mechanische Geschicklichkeit, denn weil ihre Wohnplätze zerstreut sind, müssen sie ihre meisten Geräthe selbst verfertigen. Obschon Norwegen an glänzenden Producten des Geistes und der Industrie sich nicht auszeichnet: so steht doch die Masse von Geisteskraft und gesundem Verstande, der über die ganze Nation verbreitet ist, vielleicht hinter keiner anderen zurück, und übertrifft manche der sogenannten gebildeteren. Lebhaftigkeit, Artigkeit, zuvorkommende Höflichkeit, Ehrgeiz und Streitsucht sind Hauptcharakterzüge. Gemeinlich erlangen sie ein hohes Alter.

Im häuslichen Leben ist der Normann nüchtern, er begnügt sich mit Hafer- und Rinden-Brod. Die Kleidung ist sehr einfach, von grobem Tuch, nur in den Farben ist in jeder Provinz ein Unterschied. Halbtücher trägt der Bauer nur zum Staat. Die Frauen tragen silberne Ketten mit einem Geldstück. In den Städten sind die steinernen Gebäude selten, und auf dem Lande giebt es gar keine. Der Handel besteht besonders in Holz und Fischen. Bergen allein beschäftigt an tausend Schiffe mit innländischen Producten, besonders Fischen, deren Werth jährlich beynahe eine Million Thaler ausmacht. Der Ackerbau ernährt nicht die Hälfte der Einwohner. Der beste und einträglichste Roggen ist der *Brandroggen*. Gerste wächst überall, und besonders die Art, *Davidgerste*, *Himmelskorn*, oder *Thoregerste* genannt. Sie ist dem Weizen ähnlich, und verliert, wenn sie gedroschen wird, die Spelzen. Der Hafer ist die gewöhnlichste Getreideart. An Grafsung hat Norwegen einen Überflus. Die Waldnutzung ist sehr beträchtlich, es werden jährlich für 1½ Million Maßbäume, Balken, Breter u. dgl. ausgeführt. Alle Arten Hölzer sind in Menge vorhanden. Der Bergbau wird noch nicht hinlänglich betrieben, obschon alle Mineralien, ausser dem Golde, reichlich vorhanden sind. Auf Eisen wird am meisten gebaut. Im J. 1792 lieferten 14 Eisenwerke 28,607 Schiffspfund Roheisen, 20,591 Pf. Stangeneisen, 8086 Pf. Guss-eisen, 214 Pf. Schmiedeeisen, und 4,637,915 Stück Nägel. Die Viehzucht ist vortreflich. Ein nordisches Pferd fürchtet sich weder vor Wölfen noch Bären, und behält im Kampfe mit ihnen gewöhnlich die Oberhand. Die Ochsen und Kühe sind fast alle, so wie die Pferde, von gelber Farbe, und in Vergleichung mit anderen, klein. Auf den kleinen grasreichen Inseln an der Küste, wo die Heerden sich nicht verirren und ausschweifen können, lässt man sie ganz wild gehen, so dass sie zur Schlachtzeit in Schlingen gefangen oder geschossen werden müssen. Schaafse sind nicht auszeichnend, ausser den wilden Heerden. Die Ziegen liebt der Landmann sehr. Es werden jährlich an 100,000 Stück Felle, roh oder als Corduan, Saffian und Rauchleder ausgeführt. Schweine hält der Normann wenig. Der Hund ist hier der Schützer der Heerden, und der Jagdgenosse des Menschen. Die Jagd und der Vogelfang sind eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Das edelste jagdbare Thier ist das *Elenn*. Alle Arten Bären sind hier einheimisch, sie sind Keuschheitswächter der Mädchen, und sonst sehr klug, wovon S. 155 einige Anekdoten, so wie von der Bärenjagd, erzählt werden. Der Wolf ist eine allgemeine Landplage. Der Hunger macht ihn endlich so dreist, Pferde, besonders im Winter, auf dem Eise vor dem Schlitten wegzuholen. Der Luchs, der Vielfraß, der Lemming oder die norwegische Maus, sind Landplagen. Die Fischerey ist der zweyte Haupterwerb. Die meisten Arten der Seefische kommen zu gewissen Perioden jährlich einmal unter das Land. Die vorzüglichsten sind der Wallfisch, der Hering, der Dorsch, der Ka-

beljan, Sey, Makrel, Lachs, die Aunern, Perlenmuscheln, Hummern, Seeungeheuer, der Krabbe, die Seeschlange, die Meermänner und Meerfrauen. Die Fischerey aller dieser Arten wird von S. 174 bis 201 sehr lehrreich beschrieben. Die Stände des Volks sind der Adelstand, der sehr geringe, und dann die *Odelsbauern*, die Erbgerechtigkeiten haben, und sich dem Adel gleich stellen. — Von den *Finnlappen*, S. 204. Sie haben eine leberbraune Farbe und einen besonderen Körperbau. Sie sind außerordentlich geschwind, und laufen auf ihren hölzernen Schienen über die steilsten Gebirge so geschwind wie ein Vogel. Ihr Charakter ist gut, und fast fehlerfrey. Sie tragen spitzige Mützen, Pelze von Schaaffellen und keine Halstücher, sondern bey strenger Kälte einen Fuchsbalg um den Hals. Ihre Wohnungen sind Hütten von Stangen, inwendig mit Bretern ausgeschlagen, und sehr niedrig. In denselben haben sie auch ihr Vieh. Sie können die größte Kälte aushalten. Geht der Lappe auf die Jagd: so nimmt er ein Reifzelt von Segeltuch mit. Die, welche Ackerbau treiben, haben feste Wohnungen, wie die norwegischen Bauern. Sein Bette ist eine Rennthierhaut, und die Decke ein Schaaffell. Gegen die Mückenschwärme (*culex pipiens*) sichern sie sich im Sommer mit einer über ihr Lager ausgespannten Leinwanddecke. Die Nahrungsmittel sind Rennthiermilch, Käse, Butter, Rennthierfleisch, Fische und Wildpret. Eine Leckerrey ist das Saffthäutchen unter der Rinde der Tannen und Birken, und Engelwurz, die köstlichste aber Rollentaback, den sie kauen. Hausgerä-

the brauchen sie wenig. Ihr größter Reichthum besteht in der Rennthierzucht, mancher Lappe besitzt deren 600 Stück und drüber. Sie fahren auch damit, besonders die Reichern, die Ärmern nur mit Kühen. Die Fahrzeuge sind Schlitten. Die Felle verstehen sie gar zu machen; statt des Zwirns brauchen sie Rennthiersehn, und die Verzierung an ihrer Kleidung und Geschirr bestehet aus Zinndrath. Sie färben und weben, aber auf die einfachste Art. S. 299. Die *Färöer*, eine Gruppe von 27 größern bewohnten, und 37 kleinern unbewohnten Felseneylanden. Die meisten Inseln steigen als kühne Gebirgsspitzen aus dem Ocean empor. Es sind in der Nähe drey Wirbel oder Mahlströme. Die Stürme wüthen hier mit solcher Gewalt, daß sie Steine aus der Erde reißen, besonders die Wirbelwinde, die von den Bergen in die Thäler und Meerbusen kommen. Die Wasserhöfen sind sehr gewöhnlich, und entstehen von diesen Winden. Die Einwohner sind sehr gutmüthig, und leben mäßig und einfach. Ihr Reichthum besteht in der Schaafzucht, und ihr vorzüglichstes Geschäft ist der Vogelfang an den steilen Felsen, wo ganze Scharen, besonders Taucherarten, nisten. Man fängt jährlich von einigen Arten allein gegen 10000 Stück. Auch der Wallfischfang ist sehr ansehnlich.

Aus diesem kurzen Auszug, bey welchem wir uns nur auf den Ersten Theil beschränkt haben, ist die Reichhaltigkeit dieses Buches leicht zu beurtheilen. Da es nicht alltägliche, und längst bekannte Dinge enthält: so verdient es als eine vorzüglich nützliche Lectüre empfohlen zu werden. W.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** *Reutlingen*, in der Mückenschen-Buchhandl.: *Die glücklichen Biederleute auf dem Lande*. Ein Historienbüchlein zu Nutz und Fromm (en) für alle, die es werden wollen. 1807. 120 S. 8. (8. Gr.) Der Vf., ein wackerer württembergischer Landgeistlicher, scheint sich bey dieser Volkschrift das Dörfchen Traubenheim und ähnliche populäre Erzählungen von praktischer Tendenz zum Muster genommen zu haben. Die Ablicht, bessere Begriffe unter dem Landvolke zu verbreiten, ist lobenswerth, wenn schon die Erzählung, als Vehikel dazu, nach Erfindung und Ausführung nicht ganz gelungen ist. Die Situationen gehen nicht sowohl aus den Charakteren als meist aus dem besonderen Zwecke, diese oder jene Lehre und Warnung zu geben, hervor. So hat die Tochter des *Aloysius*, der hier seine Geschichte erzählt, ihren unglücklichen Tod unter den Händen eines Schäfers während ihrer Entbindung offenbar dem Umstande zu danken, daß vor der Hülfe solcher rohen Menschen, die in manchen Gegenden von Oberschwaben besonders — dort spielt die ganze Scene der Geschichte — noch zu Geburtshelfern gebraucht werden, nun einmal gewarnt werden soll. Die Schilderung dieses Todes selbst ist grell und abstoßend. Indessen fehlt es doch nicht an einigen glücklichen Charakterzeichnungen, und besonders haben uns die eingeschalteten Reden, bey einer Trauung S. 38, bey einer Taufe S. 116, bey einer Leiche S. 116, wohl gefallen; sie sind, bis auf einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks, der überhaupt im ganzen Werkchen nicht rein, und correct genug ist, schöne Belege von dem glücklichen populären Reduertalent des Vfs., so wie das ganze kleine Buch und seine Tendenz einen liebenswürdigen humanen Charakter verrathen. Man findet auch Lieder, meist geistliche, aus bekannten Liederbüchern, unter denen wir doch das *Huber'sche*, so vielen Werth

es sonst hat, wegen Abgangs des ächten populären Vortrags, nicht an seiner Stelle glauben. Vielleicht gilt dies auch selbst vom württembergischen Gesangbuche, aus dem es der Vf. hier eingerückt hat. Wir zweifeln, ob Ausdrücke, wie z. B.: „*Da donnert unser Wohlergehen*“, volksthümlich sind. Auch möchte es eine Frage seyn, ob die *altherben Lieder* bey den Wiegen der kleinen Kinder, gegen die S. 61 geeifert wird, durch Wiegenlieder, wie S. 61 eines aus einer neuen schönen Sammlung von Volksliedern, nach des Vfs. Angabe, eingerückt ist, möchten verdrängt werden. Ph.

*Nürnberg*, b. Schneider: *Auserlesene Gespräche im Wirthshaus zu Klingheim gehalten über Gegenstände aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Ökonomie, zur besseren Belehrung und Vertilgung des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge*. Ein Unterhaltungsbüchlein für den Bürger und Landmann, auch für Bürger- und Land-Schulen. Von *Johann Matthäus Beckstein*. Viertes Bändchen. Auch unter dem Titel: *Neue Gespräche im Wirthshaus zu Klingheim gehalten über Gegenstände aus der Natur und Ökonomie*. 1804. Mit Kupfern und Holzschnitten. VIII u. 156 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. fährt mit Zweckmäßigkeit fort, den gemeinen Mann durch Belehrung und durch Ausrottung des ihm eigenen Naturaberglaubens auf bessere Wege zu bringen. Dergleichen für das Herz und den Verstand gleich unterhaltende Schriften, und zwar in Gesprächsform eingeleidet, haben vor dem ununterbrochen fortlaufenden Vortrage das Gute, daß der ungeübte Leser und Zuhörer seine Gedanken besser sammeln und bey mehreren Ruhepunkten aufmerksam verweilen kann. Die Auswahl der Materien in diesen Büchern sind den täglichen Vorfällen unserer Zeit angemessen. Z. Da

# Monatsregister

vom

December 1808.

## I. Verzeichniß der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bbécdaire français à l'usage des enfans et des étrangers 299, 559.  
**Ahlwardt** Ankündigung einiger Abschiedsreden.  
 Voran Bemerkungen über Ilias 15. 18—21 301, 573.  
 — — — Ankündigung etc. Voran Bemerkungen über einige Stellen griechischer Dichter, vorzüglich in Rücksicht des Sylbenmaßes 301, 573.  
**Annalen**, allgemeine, der Gewerbkunde, oder allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin etc. von **Hoffmann**, **Jäger**, **Buschendorf** und **Klett**.  
 1—3 Band 298, 545.  
**Anweisung** das Pedal der Orgel zu treten 297, 543.  
**Archiv** für die Physiologie, von **Reil**. 6r Band.  
 7r Band, von **Reil** und **Astleirich** 285, 441.

B.

- Bauer** Eugen und **Marlborough**. 2te Aufl. 304, 600.  
 — — — unterhaltende Anekdoten aus dem 18 Jahrhundert. 4r Bd. 2te Aufl. 304, 599.  
**Bechstein** auserlesene Gespräche im Wirthshaus zu Klugheim gehalten über Gegenstände aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Oekonomie. 4s Bänden. 307, 622.  
 — — — neue Gespräche im Wirthshaus zu Klugheim gehalten 307, 622.  
**Becker** Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 10r Jahrgang 1809 296, 531.  
**Bellermann** Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Poenulus des Plautus. 1—3 Stück 302, 577.  
**Beschreibung**, historische, geographisch-statistische, der Haupt- und Residenzstadt in Frankreich Paris 306, 616.  
**Beyträge** zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und der Thorheiten gelehrter Männer 297, 543.  
**Biederleute**, die glücklichen, auf dem Lande 307, 624.  
**Bilderbuch**, ökonomisches, oder historisch bildliche Darstellung der Landwirtschaft. 1—3 Bänden. 297, 542.  
**Bischofs** kurzer Lehrbegriff kosmologischer und anthropologischer Wissenschaften für die Jugend. 3te Aufl. 291, 495.  
**Blicke**, einige, in die Natur nach **Sander** 287, 463.  
**Bredow** Chronik des 19ten Jahrhunderts. 1 Bd. Neue Aufl. 2 Bd. 289, 475.  
**Briefe**, die katholischen. Neu übersetzt und erklärt von **Augusti**. 2r Th. 281, 409.

C.

- Catalogue** historique et raisonné de Tableaux par les plus grands Peintres, qui composent la Galerie du Prince Giustiniani, par **Paillet** et **Delacroche** 300, 568.  
**Code** Napoleon. Uebersetzt von **Daniels**. 2te Aufl. 282, 417.  
**Codex** Napoleon. Uebersetzt von **Lassaux**. 2te Aufl. 282, 417.  
**Codex** Napoleon. Uebersetzt von **Spielmann** 282, 417.

D.

- Dauer** Heidelbergs noch geltende Policeygesetze von 1800 bis 1806 290, 487.  
**Dussek** Concerto pour le Piano - Forte 296, 554.

E.

- Edgeworth** der Contract oder die Früchte der Erziehung. Aus dem Engl. übersetzt 305, 606.  
**Erweckungen** zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit 303, 591.

F.

- Fabeln** u. Erzählungen, auserlesene, für Kinder 306, 615.  
**Felix** und **Leonora** oder die unglücklichen Colonisten auf St. Domingo. Aus dem Franz. des **Hn. Berthier** frey übersetzt von **Kessler**. 1. 2 Th. Neue Aufl. 295, 535.  
**Friedrich**, Herzog von **Holstein-Beck**, Verhandlungen des am 20 Jun. 1808 zu Mögeln zusammengetretenen landwirthschaftlichen Vereins 293, 511.  
**Fuske** Fabellese, ein Weihnachts- und Neujahrs Geschenk für gute Kinder 306, 616.

G.

- Gasm** praktische Anleitung zu vollständigen Armenpolicey-Einrichtungen 299, 557.  
**Geschichtserzählung**, merkwürdige und actenmäßige, des dreyfachen Mörders **Avenarius** 290, 487.  
**Gesellschaft**, der, für die Jugend auf ländlichen Spaziergängen. 1—5 Bänden 297, 542.  
**Glück** **Iphigénie** en **Aulide**. **Iphigenia** in **Aulis**. Uebersetzt und in Clavierauszug gebracht von **Sander**. Erster Act 305, 608.  
**Gmelin** **Flora** **Badensis**, **altatica** et **confinium** **regionum** **cis** et **transrhodana**. T. I. II 292, 497.  
**Goer** der deutsche Schulfreund in Beziehung auf Franken. 1—5 Stück 297, 538.  
**Grosse** technologische Spaziergänge, oder Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern über einige der wichtigsten Erfindungen. 2s Bänden. 297, 540.

H.

- v. Hagens** Begründung des staatswirthschaftlichen Studiums, als einer eigenen Wissenschaft, und dessen Behandlung 292, 505.  
**Hanstein** christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten 305, 590.  
**Harder** Ergebung. Gedicht von **Salle**, mit Begleitung der Guitarre 305, 608.  
 — — — Gefänge mit Begleitung des Pianoforte 305, 608.  
 — — — Lieder mit Begleitung der Guitarre 305, 608.  
 — — — **Nouveaux** **Pieces** **progressives** pour la Guitarre 305, 608.  
 — — — Sehnsucht. Von **Schiller**, mit Begleitung des Pianoforte 305, 608.  
**Helfrecht** kurze Anleitung zur deutschen Dichtkunst für Anfänger. 2te Aufl. 306, 609.  
**Herrnstadt** theoretisches und praktisches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde. 1 Bd. 1 Th. 304, 596.  
**Hofmann** praktische Rathsheilkunde. 1. 2 Bd. 292, 502.  
 I.  
**Jäger** Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes 307, 617.  
 Jahr, das, 1807. Nebst einer Abbildung und Beschreibung des Napoleons-Gefirns 300, 566.

**Iffland** Almanach fürs Theater 1809 296, 529.  
**Journal für Prediger.** 53 Bd. 1—4 St. 54 Bd. 302, 584.  
 1—4 St.  
 — neues, für Prediger. 33 Bd. 1—4 St.  
 54 Bd. 1—4 St.

**K.**  
**Kirch** wie nahen wir uns zu Gott? 303, 587.  
**Klitscher** Liederammlung für Schulen 300, 567.  
**Kuhn** Juliane, oder Wahnsinn aus Koketterie 305, 597.  
**Kummer** Concerto pour le Basson avec accomp. de l'orchestre 296, 554.  
 — Variations pour un Basson principal avec accomp. de l'orchestre 296, 554.

**L.**  
**Lehmus** über die Taufe 231, 413.  
**Leuchte** Anleitung zur catechetischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln. 3. 4 Heft 302, 588.  
**Levezow** über die Frage, ob die medicische Venus ein Bild der knidischen vom Praxiteles sey? 303, 601.  
**Lichtenbergs** Erklärung der hegerthümlichen Kupferstiche von Riepenhausen, 10te Lieferung 300, 567.  
**Linden** der neue Proteus 305, 604.  
**Lois** über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt 237, 467.

**M.**  
**Müller** Briefe über die Erziehung für das häusliche Leben. 1 Bächchen. 297, 557.  
**Müller** Concerto pour la Flüte avec accomp. de l'orchestre 296, 554.

**N.**  
**Napoleons I** bürgerliches Gesetzbuch. Ver- deutsch von Ehrhardt 231, 417.  
**Napoleons I** bürgerliches Gesetzbuch. Ver- deutsch von Müller 231, 417.  
**Natorp** christliche Religionsvorträge. 1. 2 Sam- lung 303, 588.  
 — einige Predigten über das Buch Ruth. 1. 2 Abth. 303, 588.  
 — Predigten und Reden an Festtagen und bey besonderen Gelegenheiten gehalten 303, 588.  
**Nöcker** Compendiaria Physicae institutio. T. I 304, 593.  
**Niemeyer** Ideen über den Menschen, Lebensphi- losophie, Lebensgenuss und Lebenspflichten. 1 Th. 299, 553.

**P.**  
**Piccard** der Tauffchein. Aus dem Franz. über- setzt von Iffland 306, 614.  
 — die erwachsenen Töchter. Aus d. Franz. übersetzt von Iffland 306, 614.  
 — die Nachbarn. Aus dem Franz. über- setzt von L. 306, 614.  
 — die Nachbarschaft. Aus dem Franz. übersetzt von Iffland 306, 614.  
 — Rückwirkung. Aus dem Franz. über- setzt von Iffland 306, 614.  
**Plutarch** Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen u. Brutus. Uebersetzt von Bredow 301, 569.

**R.**  
**Rawlers** kurzgefaßte Mythologie. 1 Theile. 2te Aufl. 296, 586.  
**Regenten**, die, deutscher Völker im Jahr 1808 300, 586.  
**Reichardt** Brenno, Opaß seria 290, 486.  
**Reinecke** die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker 307, 619.  
**Religionsvorträge**, größtentheils an Festtagen und bey besonderen Veranlassungen und Fällen ge- halten 303, 588.  
**Renard** Versuch, die Entstehung, Ernährung, das Wachsthum und alle übrigen Veränderungen der Knochen im gesunden und kranken Zustände zu erklären 286, 453.  
**Roth** Lehrbuch der Geschichte. 1 Theil 300, 561.  
**Rumpler** über die Laien-Communion in der äl- teren Kirche und die Reduction der Kleriker zu denselben 302, 585.

**S.**  
**Sachregister**, alphabetisches, zu Spielmanns Ue- berfetzung d. s. Codex Napoleon 282, 417.  
**Schilling** von Cannstatt, Geschlechtsbeschreibung derer Familien von Schilling 288, 471.  
**Schmiedgen** Jakob Hellwigs Reise nach Dres- den, oder: So reißt man mit Nutzen 295, 587.  
**Schweikhard** Beiträge zur Literatur über die Kuhpocken und ihre Impfung vom J. 1795 bis 1807 286, 453.  
**Seidel** synonymisches Verzeichniß aller im kö- nigl. Orangengarten zu Dresden befindlichen Gewächse. 3te Aufl., von Löber 292, 503.

**T.**  
**Taschenbuch** für das Jahr 1809. Der Liebe und Freundschaft gewidmet 296, 551.  
**Taubert** Concerto pour la Flüte-traversière etc. Oeuvre I 296, 554.  
 — Concerto pour la Flüte-traversière etc. Oeuvre II 296, 554.  
 — Variations pour la Flüte-traversière, 2 Violons etc. Oeuvre II 296, 554.  
 — Variations pour la Flüte-traversière, 2 Violons etc. Oeuvre III 296, 554.

**V.**  
**Wear**, the, of Wakefield, mit Aussprache, wört- licher Uebersetzung der ersten Capitel und grammatischen Anmerkungen begleitet von Kühne 302, 584.

**W.**  
**Wannowski** de Immanuele Kantio, veritatis reli- gionis christ. in foro rationis humanae non ac- cusatore sed vindice 281, 43.  
**Weyer** der Ökonomische Sammler. 1—12 St. 293, 505.  
**Wurzer** Bemerkungen über den Brantwein in politischer, technologischer und medicinischer Hinsicht, mit Beziehung auf die 4 neuen Rheindepartemente 304, 597.

**Z.**  
**Zeis** Predigten. 1 Sammlung 303, 585.  
**Zimmermann** Taschenbuch der Reken. 77 Jahr- gang für das Jahr 1808 291, 489.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

**Anonymer Verleger** 290.  
**Anton** in Götting 305.  
**Braunes u. C** in Berlin 296, 306 (4).  
**Brockhoff u. Härtel** in Leipzig 297 (4).  
**Bureau** für Literatur in Fürth 297.  
**Craz u. Gerlach** in Freyberg 302.  
**Curtische Buchh.** in Halle 285.  
**Dietrich** in Göttingen 300.

**Dyk** in Leipzig 300 (2).  
**Ferill** in Graz 304.  
**Fleischer d. J.** in Leipzig 291, 295.  
**Franzen und Grosse** in Stendal 303.  
**Frölich** in Berlin 302, 304.  
**Gädiche** in Weimar 307.  
**Geißinger** in Wien 298.  
**Gerlach** in Dresden 297.

**Gleditsch** in Leipzig 296.  
**Grau** in Hof 306.  
**Güntersche Buchh., neue, in Glos- gau** 306.  
**Hahn** in Hannover 306.  
**Hammerich** in Altona 289, 301.  
**Hanisch's Witwe** in Hildburghau- sen 287.

Hempel in Leipzig 298.  
 Meyer in Gießen u. Darmstadt 300.  
 Hinrichs in Leipzig 282, 299.  
 Hofmeister und Kühnel in Leipzig  
 296 (4), 306.  
 Kaufmann in Köln 304.  
 Kell in Köln 282.  
 Keyser in Erfurt 292.  
 Korn in Breslau 303.  
 Kummel in Halle 302.  
 Kunst- und Industrie-Comptoir in  
 Berlin 305 (7).  
 Langheim und Klüger in Arnstadt und  
 Rudolstadt 307.  
 Löffler in Mannheim 303.  
 Lohmann in Hannover 306.  
 Mackensche Buchh. in Reutlingen 307.  
 Macklot in Carlsruhe 296.

3. Schreiner in Düsseldorf 308.  
 Seyffert in Bremen 290.  
 Stalling in Oldenburg 301 (2).  
 281. Steinacker in Leipzig 297.  
 Stettin'sche Buchh. in Ulm 306.  
 292. Thomann in Landshut 292.  
 Treuttel u. Würtz in Straßburg 2.  
 20. Paris 282 (2).  
 1. Varrentrapp u. Wenner in Frankfurt  
 304. am Mayn 300.  
 17. Voss in Dessau u. Leipzig 282.  
 Wagner in Merseburg 290.  
 Walther'sche Hofbuchh. in Dresden  
 292, 303.  
 v. Widmannstätten in Grätz 287.  
 Wilmans in Frankfurt am Mayn 304.  
 Zeitzungs-Expedition, kurz, Gschl.,  
 in Leipzig 298.

### III. Intelligenzblatt des December.

#### Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 88. 727. 90. 743.  
 Akademische Buchh. in Frankfurt am Mayn  
 Verl. 89. 733. 92. 755.  
 Anekdoten, interessante, Charakterzüge und  
 merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben  
 berühmter und berühmter Menschen. 4r Bd.  
 Baubius in Leipzig Bucherverzeichnisse  
 Bran in Hamburg Verlag  
 Daromann in Züllichau Verl.  
 Dieterich in Göttingen Verl.  
 Burich in Leipzig Verl.  
 Florke Lichenes Germanici anatomici  
 Götschen in Leipzig Verl.  
 Hartknoch in Leipzig Verl. 92. 7  
 Meyer in Gießen und Darmstadt Verl. 94. 769. 7  
 Jacobinische Buchh. in Leipzig Verl.  
 Keyser in Erfurt Verl.  
 Knick in Erfurt Verl.  
 Kühn in Posen und Leipzig Verl. 94. 771. 7  
 Kummer in Leipzig Verl.  
 Martiny Beschreibung eines Perpetuum mobile  
 Malinckrodt in Dortmund Verl.  
 Meyersche Buchh. in Lemgo Verl. 92. 755.  
 Oehmigke der Aethere in Berlin Verl. 91. 749.  
 Palm in Erlangen Verl. 92. 758.  
 Realschulbuchh. in Berlin Verl. 87. 717.  
 Röwer in Leipzig-Verl. 88. 727.  
 Schmidt in Berlin 87. 720. 88. 725. 726.  
 Treuttel und Würtz in Straßburg u. Paris Verl. 92. 758.  
 Vogel in Leipzig Verl. 88. 723. 724.  
 Weissenhausbuchh. in Halle Verl. 92. 759. 94. 772.  
 v. Werneck Ankündigung eines neuen forstwirtschaftlichen Werks 93. 767.

#### Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Abel in Weimar 87. 718.  
 Athenstadt in Halle 92. 753.  
 v. Backe in Königsberg 93. 763.  
 Cartellier in Paris 88. 722.  
 Clemens in Tilsit 93. 763.  
 David in Paris 88. 722.  
 Dieck in Halle 92. 753.  
 Dohhoff in Halle 92. 753.  
 Dagonics in Pesti 90. 742.  
 Eisner in Königsberg 93. 763.  
 Emmerling in Thalitz 92. 754.  
 Ewers in Moskau 90. 743.  
 Fischer in Breslau 91. 743.  
 Franz in Dresden 91. 747.  
 Gercken auf Marxleben 91. 746.

Paris  
 v. in Langensalza  
 Langensalza  
 Königsberg  
 Bamberg  
 iris  
 Berlin  
 Helmstädt  
 Königsberg  
 Preßburg  
 Anspach  
 Jengen  
 Erlangen  
 Dresden  
 n Hof  
 Fulda  
 Helmstädt

Hennicke in Gotha.  
 Hennig in Königsberg  
 Hagb. in Göttingen 93. 768.  
 Hierms in Breslau 91. 745.  
 Hofmann in München 87. 718.  
 Hüllmann in Frankfurt an der Oder 93. 763.  
 Hutz in Eperies 90. 742.  
 Juhl in Tennstädt 91. 747.  
 Raftner in Heidelberg 91. 745.  
 Kober in Gumbinnen 93. 763.  
 Köllner in Tübingen 91. 746.  
 Kürbs in Cölleda 91. 747.  
 Lauprecht in Erfurt 90. 743.  
 Lenkoffen in Ungarn 92. 748.  
 v. Löhr in Weizlar 87. 718.  
 Mackeldey in Helmstädt 90. 743.  
 v. Martens in Cassel 91. 744.  
 Mervon in Marburg 89. 731.  
 Meyer zu Haus Neudorf 91. 747.  
 Müller in Gumbinnen 93. 763.  
 v. Mulzer in Weizlar 87. 718.  
 Niethammer in München 87. 718.  
 Nouns in Hildburghausen 92. 754.  
 Prudhon in Paris 88. 740.  
 Rambach in Breslau 91. 748.  
 Rath in Halle 91. 768.  
 Röhring in Massenheim 89. 731.  
 Rudolphi in Greifswald 81. 763.  
 Schäfer in Regensburg 92. 754.  
 Schmid in München 92. 754.  
 Schmieder in Halle 92. 753.  
 Schnee in Großsärner 91. 747.  
 Schneider in Fulda 87. 731.  
 Schrader in Helmstädt 90. 748.  
 Schreiber in Heidelberg 93. 764.



Seeger in Heidelberg  
 Sievogt in Jena  
 Stiebel in Wetzlar  
 Strauß in Altschaffenburg  
 Sturm in Jena  
 Szwedzki in Krefeld  
 ... in Wien

Am

# Nekrolog.

Battinelli in Rom  
 el, geb. v. Pleten in Berlin  
 in Bremen  
 in Auch  
 in Paris  
 bey Warschau  
 Helmstädt  
 Cassel  
 in Brünn  
 in Paris  
 Altona  
 fenach  
 in Grünsicht bey Breslau  
 Wien  
 in Ludwigslust  
 in Wristen an der Oder  
 on  
 resden  
 in Stuttgart

# Gelernte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Prix proposés par l'Académie Royale des  
 Sciences et Belles-Lettres, pour l'année 1810 91. 743.  
 Erfurt, Versammlung der Akademie der nützli-  
 chen Wissenschaften am 11 Oct. 89. 750.  
 Gand, Preisvertheilung und Preisaufgaben der  
 Akademie der Malerey, Bildhauerkunst und  
 Architektur 91. 748.  
 Göttingen, Versammlung der königl. Gesellschaft  
 der Wissenschaften am 17 Sept. 91. 747.  
 Hanau, Sitzung der weiteraustischen Gesellschaft  
 für die Naturkunde am 28 Sept. 89. 751.  
 Königsberg, Versammlung der königl. deutschen  
 Gesellschaft zur Geburtstagsfeier des Kron-  
 prinzen 91. 762.  
 Langensalza, Verhandlungen und Personals der  
 thuringischen Landwirtschaftsgesellschaft 91. 746.  
 Warschau, die königl. Gesellschaft der Freunde  
 der Wissenschaften dankt dem König durch eine  
 Inschrift und Medaille 89. 751.

# Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Erlangen, Promotionen u. Lectiionsverzeichnis 89. 739.  
 Halle, Preisfrage der theologischen Facultät 89. 750.  
 — Vereinigung der gelehrten Schulen und  
 Errichtung eines Schulrathes 90. 763.  
 Jena, Promotionen 91. 761.  
 Mayland, Errichtung eines Collège royale des  
 Demeiselles 87. 713.  
 München, Edict die Section des Ministeriums  
 des Innern für die öffentlichen Unterrichts-  
 und Erziehungs-Anstalten betreffend 87. 713.  
 Nagy-Sáros, Eröffnung der neuen katholischen  
 Hauptschule 90. 742.

91. 747.  
 93. 764.  
 87. 713.  
 89. 751.  
 90. 747.  
 90. 748.  
 90. 742.  
 87. 713.  
 88. 712.  
 90. 753.  
 89. 751.  
 87. 715.  
 87. 713.  
 89. 751.  
 87. 713.  
 93. 764.

Paris, Preisvertheilung an der Specialschule der  
 Pharmacie 92. 738.  
 — Verzeichniß der Vorlesungen am Athe-  
 näum für das Jahr 1809 87. 713.  
 — Verzeichniß der Vorlesungen an der  
 Rechtschule 1808 87. 713.  
 Preßburg, Anzahl der Zöglinge an der Akademie 90. 742.  
 Rofenau, das katholische Gymnasium wird mit Prä-  
 monstratenlern besetzt 90. 741.  
 Rostock, Promotion und Disputation 87. 713.  
 Stuttgart, Examen und Geburtstagsfeier am  
 Gymnasium 93. 762.  
 Ungarn, Errichtung einer militärischen Akade-  
 mie, Beiträge dazu 90. 737.  
 Wetzlar, Errichtung einer Rechtschule 87. 713.

# Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Annales du Musée, p. London: Th. ist erschie-  
 nen 93. 766.  
 Bar-sur-Ornain, Entdeckung einer Statue des  
 Vercingetorix 88. 723.  
 Baudius in Leipzig Bücher zum Verkauf 89. 734.  
 Brander in Eckwarden Bemerkung zu v. Linden-  
 aus Bericht über den gegenwärtigen Zustand  
 der Sternwarte Seeberg 92. 723.  
 Buchersaution in Jena 94. 772.  
 Bücher- Landkarten- und Kupferstich- Auction  
 zu Würzburg 91. 752.  
 Cappellet hat zur l'Administration geschrieben 90. 744.  
 Dante, neue Ausgabe von Poggiali 90. 743.  
 Druckfehleranzeige in Karpens mineralogischen  
 Tabellen 88. 723.  
 Favart Mémoires littéraires etc. sind erschienen 90. 744.  
 Girard in Paris arbeitet an einem Werke über  
 den Ourq-Canal 93. 766.  
 Joachimische Buchh. in Leipzig blühet um Nach-  
 richten für die Zeitschrift: die europäischen  
 Hauptstädte 89. 753.  
 Kastner in Heidelberg Erklärung 91. 752.  
 Kutschabey aus Rußland besucht Pestalozzi's In-  
 stitut 89. 752.  
 Laffenix Frage, eine Rec. des Code des Droits  
 de la Taxe d'entretien de routes betreffend,  
 nebst Antwort des Rec. 90. 742.  
 Löffler in Mannheim wohlfeiler Bücherverkauf 87. 720.  
 a. Müller in Cassel schreibt an Pestalozzi 89. 732.  
 Musée français, p. Robillard-Peronville et Lan-  
 rent, 63 Lieferung ist erschienen 93. 765.  
 Ourq-Canal, vom: sind 3 Theile vollendet 93. 766.  
 Paris, Ankunft neuer Kunstwerke von Canova 82. 713.  
 — Ausstellung am 14 Oct. 88. 721.  
 — der Minister des Innern läßt mehrere  
 neue Arten zu färben durch eine Commission  
 untersuchen 92. 754.  
 — der persische Gesandte schenkt der kaiserl.  
 Bibliothek ein persisches Manuscript 89. 732.  
 — die neue Fontaine auf der Straße Grand-  
 Chatelet ist eröffnet worden 93. 763.  
 — erster Transport der Kunstkammer der  
 Ville Borghese 82. 702.  
 — in der St. Denisstraße wird eine Medaille  
 ausgegraben 91. 750.  
 — in die kaiserl. Bibliothek ist ein Msspt.  
 von Delamardelle niedergelegt worden 93. 762.  
 Fotos zu Miffery erhebet einen neuen Pflug 90. 743.  
 Rembault in Alençon entdeckt 9 verschiedene Ar-  
 ten von Agaten 89. 752.  
 Rivoli, Errichtung eines Pyramidenflamms zur  
 Bezeichnung der von Beccaria gemessenen Basis 89. 732.  
 Schröter von Königsberg schreibt an Pestalozzi 89. 752.  
 Wittich in Berlin Freischaßsetzung 82. 727.  
 Zuglio in Oberitalien, Entdeckung schöner Ue-  
 berreste von römischer und lombardischer Bau-  
 kunst 91. 750.







